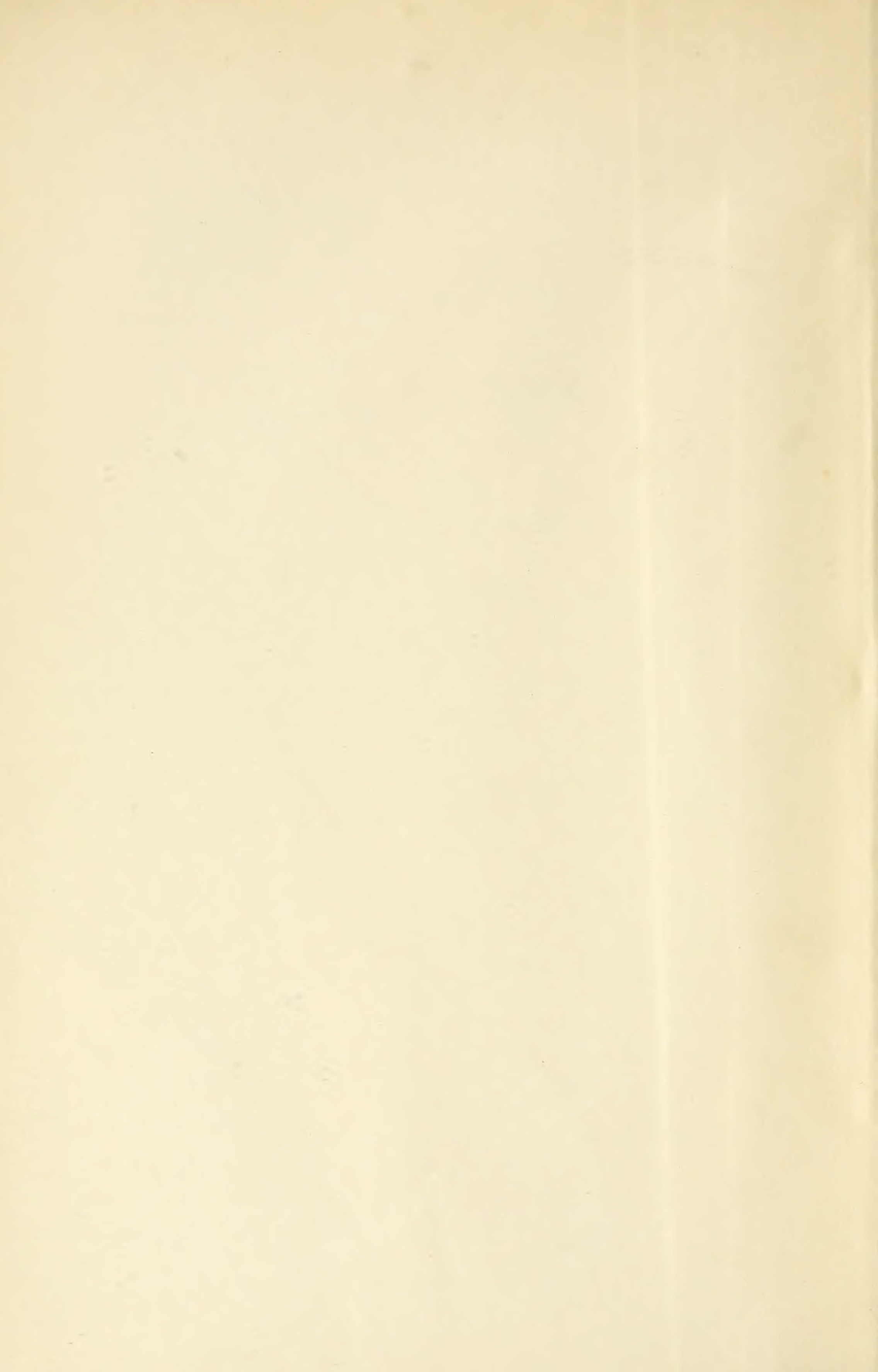






NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

NEUNTER BAND

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

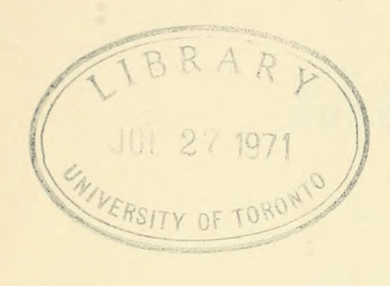
JOHANNES ILBERG

FÜNFTER JAHRGANG 1902

MIT 20 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 2 TAFELN



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902


LIBRARY
JUL 27 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND I (1898), III (1899), V (1900), VII (1901) UND IX (1902)

Walther Amelung in Rom (V 1. 504)
Adolf Bachmann in Prag (V 362. 444)
Alfred Baldamus in Leipzig (V 156. 220. 222, VII 227. 718)
Paul Barth in Leipzig (V 515)
Wilhelm Barth in Athen (V 177)
Adolf Bauer in Graz (IX 229. 337)
Fritz Baumgarten in Freiburg i. B. (V 303)
Karl Berger in Worms (III 661)
Ernst Bergmann in Braunschweig (IX 129)
Erich Bethe in Basel (VII 657)
Friedrich Blass in Halle a. S. (III 30. 80, V 416, IX 708)
Leo Bloch in Zürich (VII 23. 113)
Hugo Blümner in Zürich (V 432)
Heinrich Böhmer in Leipzig (V 535)
Gotthold Boetticher in Berlin (I 221. 432. 568, III 77. 382, V 159)
Erich Brandenburg in Leipzig (V 55)
Ewald Bruhn in Frankfurt a. M. (I 248)
Ivo Bruns (†) in Kiel (V 17)
Georg Buchwald in Leipzig (I 565)
Heinrich Bulle in Erlangen (V 661)
Friedrich Cauer in Elberfeld (III 686)
Paul Cauer in Düsseldorf (V 597, IX 77)
Leopold Cohn in Breslau (I 514, V 323. 516)
Wilhelm Crönert in Bonn (V 586)
Berthold Delbrück in Jena (IX 317)
Ludwig Deubner in Bonn (IX 370)
Ernst Devrient in Jena (I 367, III 646, V 517, VII 51. 418, IX 403)
Gustav Diestel in Dresden (I 541)
Armin Dittmar in Grimma (V 158)
Richard Doebner in Hannover (III 377)
Engelbert Drerup in München (III 356)
Gottlob Egelhaaf in Stuttgart (V 641, VII 509, IX 149. 150. 686)
Emil Ermatinger in Winterthur (V 139)
Hubert Ermisch in Dresden (I 595)
August Fick in Meran (I 501)
Martin Fickelscherer in Chemnitz (I 480)
Richard Friedrich in Bautzen (V 304)
Carl Fries in Berlin (I 351. 418, V 514, VII 382, IX 689)
Johannes Geffcken in Hamburg (III 253, IX 580)
Alfred Gercke in Greifswald (I 585, VII 1. 81. 185)
Ernst Gerland in Homburg v. d. H. (IX 726)
Bernhard Gerth in Leipzig (VII 501)
Karl Goebel in Soest (V 187)
Walter Goetz in München (V 611)
Alfred Götze in Freiburg i. B. (VII 309. 584. 720)
Wolfgang Golther in Rostock (IX 298)
Hans Graeven in Hannover (I 323, V 692)
Ernst Grosse in Freiburg i. B. (VII 578)
Moriz Guggenheim in Zürich (IX 521)
Ludwig Gurlitt in Steglitz (V 300, VII 532)
Albin Häbler (†) in Leipzig (I 365)
August Hausrath in Karlsruhe (I 305)
August Hedinger in Stuttgart (III 562)
Karl Heinemann in Leipzig (III 212. 510, V 128, IX 154)
Rudolf Helm in Berlin (IX 188. 263. 351)
Hans F. Helmolt in Leipzig (I 218)
Georg Herrmann in Königsberg i. Pr. (I 373)
Heinrich Hertzberg in Halle a. S (V 647)
Hermann Hirt in Leipzig (I 485, III 570)
Adolf Holm (†) in Freiburg i. B. (I 129, V 309)
Wilhelm Horn in Gießen (VII 353)
Carl Hosius in Münster i. W. (III 101)
Friedrich Hultsch in Dresden (III 186)
Georg Ihm in Mainz (I 480)
Georg Ilberg in Großschweidnitz (III 158)
Johannes Ilberg in Leipzig (I 223. 375. 484, III 159. 223. 383. 595, V 80. 155. 387. 596, VII 70. 160, IX 228. 507. 688. 741)
Otto Immisch in Leipzig (III 440. 549. 612, V 382. 405)

Paul Wendland in Kiel (V 229, IX 1)
Emil Werunsky in Prag (VII 433)
Martin Wetzel in Braunsberg (V 389)
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in Berlin (III 513)
Ulrich Wilcken in Würzburg (VII 677)
Hugo Willenbücher in Mainz (I 300)
Paul von Winterfeld in Berlin (V 341)
Georg Wissowa in Halle a. S. (I 161)
Georg Witkowski in Leipzig (I 375)
Gustav Wolf in Düsseldorf (IX 279)
Paul Wolters in Würzburg (X 738)
Hermann Wunderlich in Berlin (I 54)
Rudolf Wustmann in Leipzig (III 718)
Robert Wuttke in Dresden (I 341)
Jakob Wychgram in Berlin (III 511)
Erich Ziebarth in Hamburg (IX 214)
Julius Ziehen in Berlin (I 404)
Thaddäus Zielinski in St. Petersburg (I 1, III 81. 161, VII 453, IX 608. 635)

INHALT

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

CHRISTENTUM UND HELLENISMUS IN IHREN LITTERARISCHEN BEZIEHUNGEN

Vortrag, gehalten auf der Strafsburger Philologenversammlung am 1. Oktober 1901

Von Paul Wendland

Die zu Ciceros Zeit beginnende atticistische Reaktion bezeichnet einen epochemachenden Einschnitt in der griechischen Litteraturgeschichte. Hatten die alexandrinischen Gelehrten die Litteratur vor Alexander als das Gebiet der gelehrten Studien abgegrenzt, so sollte diese Grenze jetzt nicht nur eine praktische Bedeutung für die Wissenschaft haben, mit ihr sollte ein absolutes Werturteil gegeben sein. Was vor ihr lag, war das Klassische und Normative; was zwischen dieser Grenze und dem Atticismus lag, war eine im Grunde unerlaubte Episode, die aus dem Wissen und Bewufstsein der Gebildeten schwand, aus dem manches Philologen noch heute geschwunden ist, etwa wie die Litteratur zwischen Esra und Christus lange Zeit für den Theologen nicht existierte, weil sie in seinem Kanon nicht vertreten zu sein schien. Eine künstliche Repristination der Sprache und der Litteratur war das Schlagwort des Atticismus. Wohl hatte man auch vorher die Attiker als die grofsen Meister verehrt, an denen man sich geistig bilden und erheben sollte, jetzt waren sie die Muster, deren Stil man in kleinmeisterlicher Nachahmung reproduzieren wollte. Mochten die Richtungen der μίμησις auseinandergehen — und der Virtuose bildete ja bald die verschiedensten εἴδη nach —, darin war man im Grunde einig: der Stil sollte nicht der natürliche und getreue Ausdruck des geistigen Lebensinhaltes sein, er wurde künstlich gemacht, oft geflickt. Wohl danken wir es dem Atticismus, dafs er die Nachwelt das köstlichste Erbe des Altertums schätzen gelehrt hat, aber vergessen wir es nicht: ihm dankt auch die griechische Welt den sprachlichen Dualismus, an dem sie noch heute krankt — kein Dante, kein Luther konnte ihr erstehen —, verdanken wir alle den Ruin der hellenistischen Litteratur und den Bann des Klassicismus, unter dem wir alle mehr oder weniger grofs geworden sind, von dem die Wissenschaft endlich auf geschichtlichem und litterargeschichtlichem Gebiete, zuletzt auch auf sprachgeschichtlichem sich zu lösen begonnen hat.

Und zu derselben Zeit, wo die griechische Welt sich in dem Bilde der romantisch verklärten Vergangenheit zu bespiegeln begann, unfähig zu neu schaffendem Geistesleben, ging schon der Sämann aus, eine ganz neue Saat zu streuen, schuf er eine neue Welt tiefsten persönlichen Lebens, vor der die alte,

tote Welt des Judentums und des Hellenismus ins Grab sinken sollte. Nehmen wir unseren Standpunkt gleich in der Periode, wo die christliche Welt im geistigen Kampfe mit der alten Kultur bereits zu einer ebenbürtigen Macht geworden ist. Als in der zweiten Hälfte des II. Jahrh. die katholische Kirche, um ihre Einheit und ihren Bestand vor der inneren Zersetzung und Zersplitterung zu wahren, der Fülle der auseinanderstrebenden Traditionen feste, einheitliche Normen entgegenstellt, da überschaut sie auch das litterarische Erbe der Vergangenheit; sie will nicht alles inventarisieren und erhalten, wie es die nachexilischen Schriftgelehrten und die alexandrinischen Grammatiker gewollt hatten; sie scheidet mit konservativem Sinne und feinem Takte aus der Masse der umlaufenden Evangelien und Evangelienrezensionen, die teils die alte echte Tradition wiedergaben und weiterbildeten, teils Ausgeburten romanhafter Phantasie oder religionsphilosophischer Spekulation waren, der Apostelgeschichten und Legenden, der Brief- und sonstigen Erbauungslitteratur einen festen Stamm der in den Hauptkirchen bereits im gottesdienstlichen Gebrauche anerkannten Leseschriften aus, behauptet von diesen nicht ohne Illusionen den spezifisch apostolischen Ursprung und fügt diese Schriftensammlung der vom jüdischen Hellenismus übernommenen griechischen Bibel als zweite Bibel hinzu. Das Christentum ist jetzt völlig zur Buchreligion geworden. Überschauen wir nun diese neue christliche Litteratur, doch abgesehen von den nicht ohne Willkür gezogenen und auch lange Zeit nicht allgemein anerkannten Schranken des kirchlichen Kanons als Ganzes und fragen uns: In welchem Verhältnis steht sie zur griechischen Litteratur?

Zunächst die Sprache. Es ist für den Philologen ein grofses Glück, dafs, während der Atticismus die hellenistische Litteratur in Acht und Bann gethan und bis auf wenige aus stofflichem Interesse gerettete Trümmer vernichtet hat, die von ganz anderen als ästhetischen und stilistischen Gesichtspunkten bestimmte jüdische und christliche Kanonisierung uns hellenistische Litteraturwerke erhalten hat, die, durch die immer reicher zuströmende Fülle hellenistischer Inschriften und Papyri ins rechte geschichtliche Licht gesetzt, für uns die wertvollsten Denkmäler der griechischen Sprachgeschichte sind. Die auf Grund der allgemeinen attischen Verkehrssprache nach Alexander ausgebildete griechische Weltsprache ist das Organ der christlichen Propaganda und der christlichen Litteratur geworden. Diese *κοινή*, überwiegend sogar nicht die litterarische *κοινή* der Gebildeten, sondern die Unterströmung der hellenistischen Vulgärsprache, beherrscht die urchristliche Litteratur. Aber das war ja eine Sprache, die für die Gebildeten längst überwunden war, die in einer auf den Aberglauben oder das niedrigste Unterhaltungsbedürfnis der ungebildeten Masse berechneten Litteratur noch ein dunkles Dasein fristete, eine Sprache, die nur litterarische Hinterwäldler, die der aristokratischen Haltung der antiken Litteratur ganz untreu wurden, schreiben konnten. Zweitens die Litteraturformen. Als einst das alexandrinische Judentum mit griechischer Kultur und Litteratur in Berührung kam, mufs es den Gegensatz seiner geistigen Kultur zur griechischen stark empfunden haben. Dort eine Sammlung heiliger Schriften der

verschiedensten Zeiten und Anschauungen, in volkstümliche und naturwüchsige Formen gefafst, weder durch Gesetze strenger Kunstform noch fester Logik gebunden, hier eine Sprache, die den Einflufs Jahrhunderte alter kunstgemäfser Schulung verriet und durch den kunstvollen Bau der Periode — ein Erbteil, das auch wir dem Altertume verdanken und nur eine verkünstelte Rückbildung unserer Litteratur uns jetzt rauben möchte — sich dem Ohre einschmeicheln mufste! Dort eine zusammenhanglose Spruchweisheit, hier eine systematische Folgerichtigkeit und straffe Zucht des Geistes, die durch strenge und edle Grundsätze auch das sittliche Leben beherrschte. Nur zu schnell hat sich das Judentum dem fremden Zauber hingegeben, mit unheimlicher Hast die fremden Litteraturformen übernommen und nachgebildet, und so ist jene Litteratur des Allerweltjudentums entstanden, mit der auch der Forscher sich nicht ohne ein gewisses Widerstreben beschäftigt. Die urchristliche Litteratur steht dagegen, schon weil sie nicht auf hellenistisch jüdischem Sprachgebiet gewachsen ist, völlig abgesondert von der hellenistischen da, sie hat sich ihre Formen wesentlich aus eigenen Mitteln und Bedürfnissen geschaffen. Nur eine kunstmäfsige Form ist übernommen worden, die Apokalypse, aber die ist jüdisch. Neugewachsen sind die Formen, in die die Traditionen über den Religionsstifter gefafst wurden, *λόγια* und *εὐαγγέλια*, mag man sich jene durch die Analogie antiker Apophthegmensammlungen, an die freilich die *λόγια* des Oxyrhynchospapyrus stark erinnern, den Begriff *εὐαγγέλιον* durch die so schnell berühmt gewordene kleinasiatische Inschrift erläutern, in der es von Augustus heifst *ἦρξεν δὲ τῷ κόσμῳ τῶν δι' αὐτὸν εὐαγγελίων*. Als ein novum haben die Christen selbst den Titel *εὐαγγέλιον* empfunden. Aristides und Justin reden vom 'sogenannten' Evangelium, Justin macht seinen Lesern den Titel als *ἀπομνημονεύματα* mundgerecht. Die *πράξεις τῶν ἀποστόλων* haben schon eher an der mit Kallisthenes beginnenden antiken *πράξεις*-Litteratur eine Analogie, wie denn Eusebius *εὐαγγέλια* als *αἱ τοῦ Ἰησοῦ πράξεις* verdeutlicht. — Die Epistel als litterarische Kunstform gab es längst; aber Paulus' Briefe[1]) sind wirkliche Briefe, wenn auch durch die Plerophorie des Seelsorgers, der einen Ersatz für die lebendige Ansprache geben wollte, in manchen Partien auf den Ton der Predigt gestimmt — wichtig ist die Thatsache, dafs Paulus diktierte —, Gelegenheitsschriften, die gerade in der aktuellen und individuellen Haltung ihren intimsten Reiz haben, die dann erst durch die Verbreitung als Leseschriften und durch die Kanonisierung eine vom Verfasser nicht beabsichtigte und vorausgesehene litterarische Geltung erlangt haben. Mit der litterarischen Kunstform des Briefes, unter die vielleicht ein Teil der katholischen Briefe fällt, haben Paulus' Sendschreiben gar nichts zu thun. Die ganze urchristliche Litteratur verrät noch in deutlichen Spuren, dafs dem Urchristentum litterarische Tendenzen überhaupt fernlagen. Die ersten Verkündiger des Evangeliums wufsten es so gut wie Plato, was für ein elender Notbehelf die geschriebene Rede für das lebendige Wort ist, und sie wufsten, dafs der Herr bald wiederkommen werde,

[1]) Vgl. Deifsmann, Bibelstudien, Marburg 1895, S. 189 ff.

und dafs sie die Welt durch ihre Predigt ihm gewinnen mufsten, damit er bald komme.

Besonders wichtig für die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zur griechischen Kultur und Litteratur sind die Selbstaussagen der urchristlichen Schriften. Nicht nur die Apokalypse atmet einen glühenden Hafs gegen das römische Weltreich; die ganze Christenheit empfindet den schärfsten Gegensatz zur Welt, die ja doch dem baldigen Untergange geweiht ist, und die Weltlitteratur ist ein Stück dieser Welt. Die Christen bringen den Gegensatz auf eine scharfe Formel, wenn sie sich als neue Menschenrasse bezeichnen; das Band des neuen Glaubens soll die Bande des Blutes und der Sprache zerreifsen. Nicht in Worten stehet das Reich Gottes, sondern in Kraft. Nicht als Meister der Rede oder der Weisheit will Paulus zu den Korinthiern gekommen sein. Er nennt sich einen Laien, was das Reden betrifft, und seine Gegner sagen von ihm (II. Kor. 10, 10): 'Wenn er leibhaftig da ist, ist er schwach, und seine Rede will nichts heifsen.' Die Weisheit der Welt hat Gott zur Thorheit gemacht, und durch die Thorheit des Evangeliums will er die Glaubenden retten. 'Sehet zu, dafs euch nicht jemand beraube mittelst der Philosophie und leeren Truges nach menschlicher Überlieferung' warnt der Kolosserbrief (2, 8). — Und auf der anderen Seite wird der Gegensatz der Kultur und Unkultur ebenso scharf empfunden, das *odium generis humani* reichlich vergolten. Dem Christenfeinde Celsus[1]) ist das Christentum eine barbarische Lehre, die sich an die Einfältigen und Niedrigen, an Sklaven, Weiblein und Kindlein wendet, die Weisheit für etwas Schlimmes, die Thorheit für etwas Gutes erklärt. Sehet nur zu, läfst er die Christen sagen, dafs sich keiner von euch mit Wissenschaft befafst; die Wissenschaft ist vom Übel, und die Erkenntnis bringt die Menschen von der Gesundheit der Seele ab. Ist es, fragt er, wirklich etwas so Schlimmes, gebildet und mit der besten Litteratur vertraut zu sein? Sollte das nicht vielmehr der Gotteserkenntnis und der Wahrheit förderlich sein? Dafs Celsus hier ganz zuverlässig christliche Stimmen und Stimmungen wiedergiebt, werden wir später sehen. — Und Kaiser Julian führt aus[2]), wie ungünstig ein Vergleich zwischen jüdischer und griechischer Litteratur, Salomon z. B. und Phokylides, Theognis, Isokrates, für jene ausfalle. Lafst einmal eure Kinder, ruft er, sich nur mit dem Studium eurer Schriften beschäftigen, und ihr mögt mich närrisch und hämisch nennen, wenn sie dann als Männer gebildeter als die Sklaven sind. Und warum nascht ihr von der griechischen Litteratur, wenn euch die Lektüre eurer Schriften genügt?

Noch heute macht die urchristliche Litteratur auf den philologischen Leser, der, ermüdet von der im toten Formenwesen erstarrten hellenistischen Litteratur, an sie herantritt, den Eindruck, dafs er vor einer neuen, fremdartigen,

---

[1]) Vgl. besonders Orig. III 44 48 49 75 ff. und I 9 13 27 28 62, III 18, VI 1 12, VII 23 60, VIII 49.

[2]) S. 204 ff. Neumann. Dem Origenes umgekehrt enthalten Salomos Schriften *ἐγκώμια τῆς σοφίας καὶ προτρεπτικὰ περὶ τοῦ σοφίαν δεῖν ἀναλαβεῖν.* Er ermuntert zur *διαλεκτική*, lehrt die *ἐκπύρωσις*, s. C. Cels. III 45, IV 12, VI 7.

vom Hellenismus unberührten Schöpfung stehe, die aus sich selbst begriffen werden will. Und etwas von diesem Eindruck verrät sich selbst in der Ratlosigkeit und Verständnislosigkeit, mit der manch einer dieser neuen Erscheinung gegenüber steht, der, selbst in den Traditionen eines formal ästhetischen Bildungsideales erstarrt, das Organ für das geistig Originale und Schöpferische verloren hat. Wir sehen, das Selbstbewufstsein der christlichen Schriftsteller und die Urteile heidnischer Kritiker — und wenn Celsus auch nicht alle uns erhaltenen Schriften kannte, so hat er anderseits nachweisbar eine gründliche Kenntnis von vielem besessen, was uns verloren ist — bestätigen diesen allgemeinen Eindruck. Freilich soll damit nicht geleugnet werden, dafs hellenistische Vorstellungen und Begriffe, wie sie z. B. durch die Diatribe der antiken Wander- und Strafsenprediger oder durch die hellenistische Umdeutung der orientalischen Religionen in die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit übergegangen waren, auch in neutestamentliche Schriften, besonders in die späteste Schicht derselben eingedrungen sein können; geleugnet werden soll die Notwendigkeit einer litterarischen Vermittelung. Gemahnt werden soll zur gröfsten Vorsicht in der Annahme von Einwirkungen der hellenistischen Kultur. Wir wissen jetzt, wie grofs der gemeinsame Besitz der Völker an ursprünglichen religiösen Vorstellungen ist, wir wissen, wie sehr der hellenistische Synkretismus die Anschauungen der verschiedensten Völker angenähert und verschmolzen hatte, wie z. B. im Glauben an Mittelwesen wie Engel, Elementargeister (die *στοιχεῖα* des Galaterbriefes) und Dämonen Orient und Occident, Heidentum, Judentum und Christentum sich berühren und kreuzen, wie christliche und orphisch-pythagoreische Jenseitsvorstellungen vielfach zusammentreffen und einander angenähert werden. Die göttliche Geburt kennen wir als griechisches und christliches, aber auch bei anderen Völkern und bei den Juden (durch Einflufs des Hellenismus?) in verfeinerten Formen verbreitetes Motiv.[1] Die weite Verbreitung der Vorstellung, dafs beim Tode von Lieblingen der Götter die Sonne sich verfinstert, hat Usener kürzlich nachgewiesen.[2] Wenn die römischen Soldaten Christus als Saturnalienkönig ausstaffieren, so ist die Szene treu, aber gewifs ohne Verständnis für ihren profanen Sinn in unseren Evangelien überliefert worden.[3] Wenn Paulus I. Kor. 4, 13 die Christen als *περικαθάρματα τοῦ κόσμου* und *πάντων περίψημα*, als Sühnopfer der Welt und Abschaum bezeichnet, so ist uns die Stelle erst verständlich geworden, seit Usener gezeigt hat[4]), dafs man mit diesen Schimpfwörtern die Verkommenen bezeichnete, die sich dazu hergaben, für eine mehrtägige gute Verpflegung bei den Thargelien als Sühnopfer zu fallen. Gewifs wird in anderen Fällen die Übertragung hellenistischer Vorstellungen zu erweisen sein, je weiter die Erforschung der hellenistischen Kultur vorschreitet. — Das ungeschriebene Gesetz in den Menschenherzen (Röm. 2, 14 15), *φθείρουσιν ἤθη χρήσθ' ὁμιλίαι*

[1]) Usener, Religionsgeschichtliche Untersuch. S. 70 ff.; v. Wilamowitz, Herakles I[1] 297; Holtzmann, Neutest. Theologie I 409 ff.; Wiedemann, Herodots zweites Buch 268 219.

[2]) Rh. Mus. LV 286. [3]) Hermes XXXIII 175 ff.

[4]) Sitzungsberichte d. Wiener Akad. CXXXVII 3 S. 59 ff.

κακαί I. Kor. 15, 33, *τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν* Apostelgesch. 17, 28, *Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί* Tit. 1, 12, das heraklitische *ὗς λουσαμένη εἰς κύλισμα βορβόρου* II. Petr. 2, 22 sind nicht Entlehnungen und Citate, sondern kurrente Münze und geflügelte Worte, *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο* Phil. 2, 6, *πρὸς κέντρα λακτίζειν* Apostelgesch. 26, 14, *πλανῶντες καὶ πλανώμενοι* II. Tim. 3, 13 sind sprichwörtliche Wendungen, und solcher Niederschlag der allgemeinen Bildung beweist keinen litterarischen Einflufs.[1]) Die Vorstellung, dafs Paulus zur Vorbereitung auf seine Weltmission sich im Studium des Plato und Aristoteles über die Grundlagen der griechischen Bildung klar geworden sei und sich durch geographische Werke der Alexandriner über den künftigen Bereich seiner Wirksamkeit orientiert habe[2]), ist ebenso unbewiesen und in sich unwahrscheinlich wie die kürzlich vermutete Euripideslektüre des Lucas.[3]) Aber darauf möchte ich hinweisen, dafs es auch in der urchristlichen Litteratur ganze Schriften giebt, die auf einem höheren litterarischen Niveau stehen, so der gut stilisierte Hebräerbrief und der zum Teil hochrhetorische erste Clemensbrief (die Antithese Kap. 20 21 zwischen der strengen Befolgung der Naturgesetze und des Abfalls der Menschen vom göttlichen Willen ist echt stoisch durchgeführt) und einzelne Stücke, die einen stärkeren Einflufs hellenistischer Denkweise verraten. Zwei Beispiele will ich anführen. Paulus' Rede auf dem Areopag (Apostelgesch. 17) ist wie die anderen Reden der Apostelgeschichte und die der antiken Historiker überhaupt als freie Komposition anzusehen. Die ganze Konzeption der wirkungsvollen Szene, die Art, wie er nach der Sitte der antiken Wander- und Strafsenprediger auf dem Markte sein Publikum sucht und mit den Philosophen anbindet, die an die Stoa anklingende Verkündigung des keines Menschendienstes bedürftigen Gottes, die Gleichsetzung des christlichen und heidnischen Monotheismus und die Berufung auf den pantheistischen

---

[1]) Sitzungberichte d. Berl. Akad. 1898 S. 788 ff. Da die Exegeten zu Joh. 4, 37 mit der Möglichkeit der Benutzung eines griechischen Sprichwortes rechnen, füge ich zur Ergänzung meiner früheren Bemerkungen hier hinzu, was mir L. Cohn zu der Stelle ausführt: 'Das «Sprichwort» *ἄλλοι μὲν σπείρουσιν, ἄλλοι δ' ἀμήσονται* findet sich in der Pseudo-Diogenianischen Rezension des alphabetischen Sprichwörter-Corpus (Diog. II 62) mit der Erklärung: *ἐπὶ τῶν οὐχ ἑαυτοῖς, ἀλλ' ἑτέροις πονούντων.* Es gehört nicht dem alten ursprünglichen Bestande der Sprichwörter (Didymos-Zenobios) an und scheint erst später in die (beträchtlich erweiterte) alphabetische Rezension aufgenommen zu sein, die wir die Ps.-Diogenianische nennen: ob Ev. Joh. 4, 37 *ἄλλος ἐστὶν ὁ σπείρων καὶ ἄλλος ὁ θερίζων* (vgl. Matth. 25, 24) auf dieses Bezug nimmt, scheint mir daher recht zweifelhaft, wiewohl es ja natürlich nicht ausgeschlossen ist, dafs eine solche sprichwörtliche Redensart im griechischen Volksmunde damals vorhanden war. Mit Recht scheint mir vielmehr auf die Stelle des Propheten Micha 6, 15 «Du wirst säen und nicht ernten», Hiob 31, 8, hingewiesen zu werden (vgl. auch Deuteron. 20, 6 und 28, 30). — Ganz ähnliche (wahrscheinlich schon dem älteren Bestande angehörige) Sprichwörter sind übrigens *ἄλλοι κάμον, ἄλλοι ὤναντο* mit der Erklärung *ἐπὶ τῶν παρ' ἐλπίδα τὰ ἀλλότρια κληρονομησάντων* (Zenob. Paris. I 65) und *ἀλλότριον ἀμᾷς θέρος* (schon Arist. Eq. 392). Der Gedanke ist alt: Vgl. Hesiod. Theog. 599: *ἀλλότριον κάματον σφετέρην ἐς γαστέρ' ἀμῶνται.*'

[2]) E. Curtius, Sitzungsberichte d. Berl. Akad. 1893 S. 928 ff.

[3]) W. Nestle, Philol. LIX 46 ff.

Aratspruch, die Bekanntschaft mit den Altären für unbekannte Götter, die gute Komposition der Rede, gegen die z. B. die Stephanusrede stark abfällt, alles das verrät den nicht ungebildeten hellenistischen Verfasser. Als das vielleicht älteste Dokument eines bewufsten Ausgleiches mit dem Hellenismus ist diese Rede von gröfster Bedeutung.[1]) — Und zweitens der Prolog des Johannesevangeliums. Um die Vorstellungskreise, aus denen die Logoslehre des vierten Evangeliums verständlich wird, darzulegen, mufs ich weiter ausholen. Indem die Philosophie sich bestrebt ihre vernunftgemäfse Gotteserkenntnis mit dem volkstümlichen Polytheismus auszugleichen, drückt sie die Fülle der Göttergestalten zu Teilkräften und Vermittelungen der einen göttlichen Urkraft, zu *δυνάμεις* oder *λόγοι* derselben herab.[2]) Trägerin des religiösen Synkretismus und Monotheismus zugleich, findet sie in allen Religionen die volkstümliche Bildersprache der einen philosophischen Religion. Der stoische Begriff des die Welt durchdringenden göttlichen *λόγος* heftete sich nun, indem er an manchen Zügen seines Wesens eine natürliche Anknüpfung fand und diese erweiterte, andere im gleichen Sinne deutete, mit besonderer Vorliebe an Hermes und die ihm assimilierten Göttergestalten, vor allem den ägyptischen Thot, dessen Wort als weltschöpfende, sich in Hypostasen umsetzende Kraft gefafst wurde. *Τυγχάνει δὲ ὁ Ἑρμῆς ὁ λόγος ὤν, ὃν ἀπέστειλαν πρὸς ἡμᾶς ἐξ οὐρανοῦ οἱ θεοί* (Cornut). Im Glauben an einen Gott und an Mittelwesen weifs das Christentum und die heidnische Philosophie sich eins, und die christlichen Apologeten lehren uns, dafs dies die von beiden anerkannte gemeinsame Grundlage war, auf der die beiderseitige Polemik in ihren Argumentationen beruhte.[3]) Es scheint nach Reitzensteins[4]) Ausführungen sehr verständlich, dafs der *λόγος*, wie er den Inhalt des Hermes erschöpfen sollte, so auf Grund von Vorstellungen, die längst durch die synkretistische Priesterweisheit populär geworden waren, sich mit dem Träger der neuen Offenbarung verband, das Schema wurde, durch das seine kosmische und ethische Bedeutung verständlich gemacht, die heidnischen Vorstellungen von den höchsten Wirkungen der Gottheit in einem neuen, christlichen Centrum sich sammeln konnten.[5]) Nicht bei Heraklit und nicht

[1]) Darum kann auch Act. 17, 18 sehr wohl auf den Wortlaut der Anklage gegen Sokrates zurückgehen. Die Personifikation von *Ἀνάστασις* ist vielleicht durch ähnliche gnostische Hypostasen veranlafst.

[2]) Vgl. Usener, Götternamen S. 339 ff.; Celsus bei Orig. VII 68, VIII 2 24 66.

[3]) Sehr lehrreich ist z. B. Orig. C. Cels. III 35, V 2 3 und Buch VIII; nach II 31 findet Celsus im allgemeinen lobenswert *τὸ λόγον εἶναι τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ*.

[4]) Reitzenstein, Zwei religionsgeschichtliche Fragen, Strafsburg 1901, S. 80 ff. Nur möchte ich den ägyptischen Einflufs weniger als R. (S. 100), den in letzter Linie wirksamen stoischen mehr betonen und darum auch nicht mit R. den Sinn des *λόγος* auf die 'Rede' beschränken.

[5]) Darnach ist die oft, zuletzt von Harnack, Wesen des Christentums S. 128 ausgesprochene Ansicht zu berichtigen oder wenigstens einzuschränken: 'Durch nichts ist es vorbereitet, in einer geschichtlichen Person die Inkarnation desselben (des Logos) zu konstatieren, niemals ist es einem spekulierenden Juden eingefallen, den Messias und den Logos zu identifizieren.' War doch auch Moses mit Hermes gleichgesetzt worden (Reitzenstein S. 100 ff.)! Ganz stoisch klingt Orig. C. Cels. V 39: *κἂν δεύτερον οὖν λέγωμεν θεόν*

bei Philo, sondern in tieferen Regionen werden wir, da der Evangelist den Logosbegriff als seinen Lesern bekannt voraussetzt, die Anknüpfung für die Johanneische Logostheologie zu suchen haben. Und dafs es dem Evangelisten gewifs nicht an zeitgenössischen Mustern seiner Theologie und seines hieratischen Tones gefehlt hat, möge noch ein etwa ein halbes Jahrhundert späterer profaner Text beweisen: *ὁπότε δὲ ἐγένετο, οὐκ ἔστιν εἰπεῖν, ἀλλ' ἦν τε ἄρα ἐξ ἀρχῆς καὶ ἔσται εἰς ἀεί . . . . αὐτὸς ἑαυτὸν ἐξ ἑαυτοῦ ἐποίησεν*[1]) *καὶ οὐδὲν προσεδεήθη ἑτέρου εἰς τὸ εἶναι, ἀλλ' αὐτὸ τοὐναντίον πάντα εἶναι ἀπ' ἐκείνου ἤρξατο . . . οὕτω δὴ ἀρχὴ μὲν ἁπάντων Ζεύς τε καὶ ἐκ Διὸς πάντα* (Aristides Bd. II S. 340, 24 ff. Keil).

Nur kurz kann ich die Zeit zwischen der urchristlichen Litteratur und Clemens von Alexandria berühren, die ich als die Periode des Überganges von der kulturfeindlichen oder weltfremden urchristlichen Litteratur zu der Entfaltung der wissenschaftlichen Disziplinen und Litteraturformen im Christentum unter hellenistischem Einflusse bezeichnen möchte. Es ist die Zeit des Kampfes mit äufseren und inneren Feinden. Der Gegensatz zur neuen Religion beginnt den Heiden zum Bewufstsein zu kommen, und ein gefährlicher Feind dringt in die Kirche. Der mit Alexander beginnende grofse Hellenisierungsprozefs der Religionen[2]) wirft sich mit aller Gewalt auf die christlichen Kirchen, bemächtigt sich der christlichen Religion und will sie, in verschiedenen Mischungs-

(Christus). *ἴστωσαν ὅτι τὸν δεύτερον θεὸν οὐκ ἄλλο τι λέγομεν ἢ τὴν περιεκτικὴν πασῶν ἀρετῶν ἀρετὴν καὶ τὸν περιεκτικὸν παντὸς οὑτινοσοῦν λόγον τῶν κατὰ φύσιν καὶ προηγουμένως γεγενημένων καὶ εἰς χρήσιμον τοῦ παντὸς λόγον.* Wie populär die Deutung der Götter als *λόγοι* oder *δυνάμεις* der einen göttlichen Urkraft war, kann ein Blick in den Index zu Cornutus lehren. Dadurch wird auch Apostelgesch. 8, 10 (vgl. 10, 38) verständlich: *οὗτός ἐστιν ἡ δύναμις τοῦ θεοῦ ἡ καλουμένη μεγάλη.* Blafs bemerkt: 'mirum maxime *ἡ καλουμένη*, quasi *δύναμις θ. μικρά* quoque esse possit'. Gewifs erscheinen die vielen göttlichen *δυνάμεις* im Verhältnis zu der grofsen Offenbarung in Simon *μικραί.* — Apostelgesch. 10, 36: *τὸν λόγον, ὃν ἀπέστειλεν τοῖς υἱοῖς Ἰσραὴλ εὐαγγελιζόμενος εἰρήνην διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ, οὗτός ἐστι πάντων κύριος* halte ich für intakt, Blafs streicht *κύριος* und scheint dadurch das seltsame Schwanken zwischen einer den *λόγος* von Christus unterscheidenden und ihn mit Christus gleichsetzenden Auffassung beseitigen zu wollen. Aber für ein ähnliches gleichzeitiges Schwanken zwischen unpersönlicher und persönlicher Fassung des *λόγος* liefsen sich viele Parallelen (Ev. Joh. 12, 48) anführen, und die persönliche Fassung ist durch *ἀπέστειλεν* vorbereitet; s. die soeben citierte Cornut-Stelle.

[1]) Vgl. Usener, Rh. M. LV 293.

[2]) Dieterichs, Cumonts, Reitzensteins Forschungen haben uns diesen Prozefs als eine einheitliche Entwickelung verstehen gelehrt, deren wichtigste Phasen die Ptolemäerpolitik und die stoische Theologie, die Cäsarische Religionspolitik, die religiöse Romantik der Kaiserzeit sind. Die 'Gnosis' ist als ein Glied dieser allgemeinen Entwickelung zu begreifen, ihre geschichtliche Erforschung im einzelnen nur in diesem weiten Zusammenhange möglich. Erst nach einer sorgfältigen Analyse jedes Systems in seine Elemente wird die Frage gestellt werden können: Ist im einzelnen Falle das Christliche das Primäre oder (wie bei den Naassenern, wo das Christliche nur ein mythologisches Exempel neben anderen ist, das sich ohne Schaden für die Grundgedanken streichen läfst) das Sekundäre? Erschwert wird die Untersuchung noch durch die Möglichkeit, dafs die gnostische Propaganda in den christlichen Gemeinden die christlichen Vorstellungen und Beispiele in den Vordergrund stellte, wie der Manichäismus in seinen Vorstöfsen gegen den Westen sich christianisierte.

verhältnissen, spekulativ umdeutend zu einem Elemente des allgemeinen Synkretismus der Religionen machen. Der Überflutung durch den Hellenismus stellt die Kirche einen festen Damm urchristlicher Traditionen entgegen, aber im Kampfe selbst bereichert sich die christliche Weltanschauung, weitet sich der Horizont. Eine apologetische und antihäretische Litteratur entsteht, die schon aus Rücksicht auf den Gegner, den sie bekämpft, auf die weiten Probleme griechischer Weltauffassung eingehen mufs und die Mittel antiker Kunstsprache nicht verschmäht. Nebenher geht eine reiche innerkirchliche und meist nur aus den Titeln bekannte Litteratur, die sich mit Fragen der Disziplin und Verfassung, Exegese und theologischen Einzelfragen beschäftigt.

Aber wie wenig die Kirche auf einen Ausbau dieser wissenschaftlichen Anfänge und auf litterarische Tendenzen gerichtet war, beweist die Thatsache[1]), dafs gegen die Wende des II. Jahrh. von der kirchlichen Majorität in vollem Ernste das Recht aller wissenschaftlichen Forschung, ja jeglicher Schriftstellerei in Frage gestellt werden konnte. Die Haltung gegen die Philosophie war schon lange bei den einen freundlich, bei den anderen, wie Tatian, bitter feindlich gewesen. Nun hatte die Kirche die Gnosis glücklich überwunden, aber mit ihr war auch die Philosophie, die für die Gnosis als ihre Mutter verantwortlich gemacht wurde, verdächtigt. Sie aus der Kirche bannen, das hiefs vielleicht, ähnlichen gefährlichen Auswüchsen für alle Zukunft die Wurzel abschneiden. Weiter war ja die Kirche jetzt durch ihren Kanon in dem glücklichen Besitz einer einzigartigen, absolut vollkommenen Offenbarung. Hatte man die Schrift, was brauchte man Schriften? Der Kampf, der um diese Fragen entbrennt, entscheidet über die Zukunft der Kirche. Um nichts geringeres handelt es sich als um die Frage, ob die Kirche sich von der Welt absondern oder die Trägerin einer die Welt erobernden Kulturmission werden soll. Dafs die Alternative in letzterem Sinne entschieden worden ist, ist das welthistorische Verdienst der von Alexandria ausgegangenen christlichen Wissenschaft. Clemens von Alexandria setzt uns noch in die glückliche Lage, eine lebendige Vorstellung von dem Widerstreite der Parteien und der Stimmungen zu gewinnen, und Norden hat gezeigt, wie der Nachhall dieses Kampfes noch durch Jahrhunderte fortklingt. Die Philosophie, so sagen die Frommen, ist vom Teufel. Von ihr hat schon Salomo (Spr. 5, 3) gesagt: 'Halte dich nicht an ein schlechtes Frauenzimmer; denn Honig träufelt von den Lippen einer Hure.' Die Frommen fürchten sie wie die Kinder die Gespenster und verschliefsen ihr Ohr vor ihren Sirenenklängen. An seinem Glauben hat man genug; wozu Philosophie, Dialektik, Physik, die die Glaubenssicherheit nur stören könnten? Wozu das Schreiben von Büchern, die den meisten Menschen unverständlich und unnütz sind? Clemens bezeichnet ausdrücklich diesen Köhlerstandpunkt als den der christlichen Masse. So stand es in Alexandria. Was Wunder, dafs in Karthago sogar ein einflufsreicher Schriftsteller ein leidenschaftlicher Vorkämpfer ähn-

[1]) Zum folgenden vgl. die schöne Darstellung von E. de Faye, Clément d'Alexandrie, Paris 1898, S. 126 ff.; Harnack, Altchristl. Litt. S. XXI ff.; Norden, Antike Kunstprosa S. 673 ff.

licher Anschauungen ist? Philosophen und Gnostiker verfallen in Tertullians Schrift De praescriptione haer. der gleichen Verdammnis: Schon Paulus hat die Philosophie verworfen. Das Evangelium schliefst Wifsbegierde und Forschung aus. Es ist thöricht, sich auf das Wort 'Suchet, so werdet ihr finden' zu berufen; denn das gilt natürlich für die, die Christum noch nicht gefunden haben. 'Glaubst du, so hast du gefunden. Du hättest nicht geglaubt, wenn du nicht gefunden hättest, wie du auch nicht gesucht hättest ohne die Erwartung zu finden.' Die Glaubensregel schliefst alle müfsigen Fragen aus, die doch nur Häretiker schaffen. Nichts wissen, was der Glaubensregel zuwiderläuft, das ist die Summe der Weisheit. Wahnwitz ist es, zu behaupten, die Apostel hätten nicht alles gewufst oder uns von ihrer Weisheit etwas vorenthalten. Man sieht, die Schriftstellerei wird als eine unerlaubte Konkurrenz mit den heiligen Schriften angesehen.

Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Geduld Clemens auf die Bedenken der Schwachen eingeht. Ich beschränke mich darauf, die Grundgedanken hervorzuheben. Den von beiden Seiten aufgebotenen Schriftbeweis zu wiederholen, werden Sie mir nach den beiden schönen Proben, die ich bereits gegeben habe, gern erlassen. Ist die Philosophie unnütz, so bedarf es doch philosophischer Bildung, um ihre Zwecklosigkeit zu beweisen — ein Nachklang des aristotelischen *Προτρεπτικός*, der so oft die edelsten Geister im Kampfe für die idealistische Weltanschauung gestärkt hat. Die Philosophie ist die den Heiden gegebene Gottesoffenbarung, entstellt durch sophistische Irrlehren und Götzendienst, aber doch providentiell. 'Durch ihre Bildung hat Gott die Hellenen auf Christus erzogen, wie die Hebräer durch das Gesetz.' Wie will man die Heiden ohne Verständnis für ihre Lehren widerlegen? Gewifs kann man auch ohne litterarische Bildung ein gläubiger Christ sein, aber ohne sie ist eine sicher gegründete christliche Erkenntnis, eine Entfaltung der *πίστις* zur *γνῶσις* unmöglich. Wie die *ἐγκύκλιος παιδεία* die Vorstufe zur Philosophie, so ist diese die Vorstufe zur christlichen Weisheit. Der Schriftsteller darf neben dem Prediger einen Platz in der Kirche beanspruchen, das geschriebene Wort neben dem lebendigen. Die grofse Verantwortung und die Schwierigkeiten der litterarischen Thätigkeit betont Clemens in einer Weise, dafs man sieht, es sind ganz neue Aufgaben, an die er sich wagt. Aber es ist wahrhaft erstaunlich, was die zwei ihre Zeit so hoch überragenden Männer, Clemens und Origenes, in dem Zeitraume von wenig mehr als einem halben Jahrhundert geleistet haben.

Und doch hätte man ein ganz einseitiges Bild von ihrer Persönlichkeit, wenn man sie wesentlich als Schriftsteller sich vorstellte. Das tote Wort galt ihnen wenig, und von ihrer Schriftstellerei dachten sie recht gering. Und ihre Schriften waren auch zumeist Nebenprodukte, *πάρεργα* der mündlichen Lehrthätigkeit, und gerade deren esoterische und interessanteste Seite deuten die Schriften eben nur an. Die geschichtliche Bedeutung der Arbeit, die in dem theologischen *διδασκαλεῖον* Alexandrias geleistet worden ist, können wir uns nicht leicht grofs genug vorstellen. Denn alle Organisation theologischer

Schularbeit geht in letzter Linie auf das alexandrinische Muster zurück. Die Schulen in Caesarea, Antiochia, Edessa, Nisibis sind Töchter der alexandrinischen Hochschule, und der Klang dieser Namen schon vergegenwärtigt uns, was die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in dem alexandrinischen Lehrinstitut für die Kontinuität der wissenschaftlichen Tradition zu bedeuten hat. Was die platonische Akademie für die Philosophie, das bedeutet die christliche Hochschule Alexandrias für die christliche Wissenschaft. Der erste uns bekannte Meister der Schule ist Pantaenus, der Vorgänger und Lehrer des Clemens. Wir hören, dafs das Institut in weit frühere Zeiten zurückreicht, aber wir wissen nicht, wann und wie es entstanden ist; wir sind auf Vermutungen angewiesen.[1]) In der Kirche der ersten drei Jahrhunderte bestand frei von der administrativen Organisation der Kirche eine unabhängige Lehrthätigkeit von *διδάσκαλοι*, die, wie die Sophisten, bald von Gemeinde zu Gemeinde wanderten, bald an einem Orte regelmäfsige Lehrkurse abhielten. Als das Christentum in die hellenistische Geisteswelt einzugehen begann, bot dies freie Lehramt christlichen Sophisten und Philosophen Raum für eine Lehrthätigkeit, wie sie sie zum Teil schon als heidnische Philosophen ausgeübt hatten. Dies freie Lehramt hat sich in Alexandria, nachdem längst die Lehrthätigkeit in die kirchliche Hierarchie eingegliedert war, neben der Kirche besonders lange behauptet, weil es einen ganz besonderen Beruf erfüllte und höhere Gaben als die spezifisch kirchliche Lehrthätigkeit forderte. Betrachten wir die Wirksamkeit und die Schicksale des Origenes, wie er in Alexandria und in Caesarea seinen Schülerkreis sammelt und seinen Lehrberuf nicht ohne Konflikte mit der Hierarchie ausübt, wie er von Fürsten und vornehmen Damen gesucht und eingeladen wird, wie er auf zahllosen Reisen geschäftig ist, die rechte Lehre zu verfechten und die Häresie zu überwinden, so erscheint er als rechter *διδάσκαλος τῆς ἐκκλησίας*, die Heiden haben ihn als Philosophen oder Sophisten angesehen. Plotins Leben, seine Wanderungen und Beziehungen zu Fürsten und Vornehmen bieten äufserlich eine treffende Parallele. Die erlesensten Zeugnisse lassen uns zum Glück nicht im unklaren, in welchem Geiste und in welchem Umfange Origenes sein Lehramt ausgeübt hat. Grammatik, Geometrie, Arithmetik und die anderen *ἐγκύκλια προπαιδεύματα*, Unterweisung in den Lehrunterschieden der Philosophenschulen und Exegese philosophischer Schriften, Einführung in die heiligen Schriften werden von Eusebius als Lehrgegenstände der alexandrinischen Akademie erwähnt. Man sieht, es ist ein breiter Untergrund, auf dem die christliche Erkenntnis sich aufbaut, und Origenes selbst bezeugt, dafs er nur die Richtung seiner Vorgänger im Lehramte verfolgt habe. Die christliche Lehranstalt ist ein grofses Konkurrenzunternehmen zu den höchsten heidnischen Bildungsinstituten, ein Versuch, den bleibenden Ertrag der griechischen Kulturarbeit in den Dienst der neuen christlichen Kultur zu stellen und mit ihr zu verschmelzen. Männer und Frauen, Christen und christliche Katechumenen, christliche Häretiker und heidnische Philosophen gehen

[1]) Vgl. Harnacks grofse Ausgabe der *Διδαχή* (Texte und Untersuch. II 1 2) S. 134 ff. 168.

bei Origenes ein und aus. Wie Origenes, als er selbst schon einen Namen hatte, zu den Füfsen des Ammonius Sakkas safs, wie Plotin im regen Verkehre mit christlichen Gnostikern steht, so verkehren auch im Kreise des Origenes Christen und Griechen wie auf neutralem Boden, ohne ein klares Bewufstsein für den Gegensatz der beiden Pole, für die feindliche Spannung der beiden Weltanschauungen, ohne eine Ahnung des erbitterten Kampfes, in dem sie bald um die Weltherrschaft ringen sollten.[1]) Das Christentum stellt sich hier als eine neue, als die wahre Philosophie dar. Der grofse Philosoph wird Origenes auch bei den Griechen genannt, und auch durch die bittere Polemik des Porphyrius klingt die Achtung vor dem Manne, der Schmerz, dafs er dem Heidentume verloren sein sollte, hindurch.

Die wertvollste Ergänzung zu den Nachrichten des Eusebius bildet die Dankrede, die Gregor der Thaumaturgos 238 verfafst hat, als er Caesarea und den Unterricht des Origenes verliefs.[2]) Durch die gezierte und verkünstelte Sprache hindurch fühlen wir den Strom eines lebendigen Gefühles, einen Idealismus und eine zum wahren ἔρως gesteigerte Begeisterung zugleich für die Philosophie und für ihren grofsen Propheten, wie sie an die Stimmung des jugendlichen Plato erinnert. Untergehend sogar ists immer dieselbige Sonne. 233 kommt der junge Jurist Gregor nach Caesarea, trifft zufällig den Origenes und wird fünf Jahre in seiner Schule festgehalten. Möglichst mit den eigenen Worten des begeisterten Jüngers will ich nacherzählen, was er von Origenes gelernt hat und was er durch ihn geworden ist. Der Tag der ersten Begegnung mit dem Meister ist der wichtigste seines Lebens, die Geburt zu einem neuen Leben, der Aufgang der wahren Sonne. Das προτρέπειν zur Philosophie bildet die Vorbereitung. Origenes zeigt ihm, wie nur die, die sich selbst und die wahren Güter kennen, die sich über die irdischen Güter und über das alltägliche Erwerbs- und Genufsleben erheben, ein wahres Leben kennen, wie

---

[1]) Vgl. Gomperz, Anz. d. phil.-hist. Kl. der Wiener Akad. 1901 Nr. VII 2, der den Anatolius, der die Schrift von den Zahlen verfafst und dem Porphyrius das erste Buch seiner Homerischen Untersuchungen gewidmet hat, mit dem christlichen Bischof gleichsetzt. — Doch kann der von Porphyrius, Vita Plotini 14 erwähnte Origenes nicht, wie Gomperz S. 3 will, der Christ, sondern nur der c. 3 (vgl. das Citat aus Longin περὶ τέλους c. 20) erwähnte Origenes sein — sonst hätte Porphyrius die Personen unterscheiden müssen —, und dieser Origenes mufs vom Christen unterschieden werden. Denn 1. schreibt ihm Porphyrius als einzige Schriften die περὶ δαιμόνων und ὅτι μόνος ποιητὴς ὁ βασιλεύς zu, 2. läfst sich, was Proclus von seinen Lehren berichtet, nicht auf den Christen beziehen, 3. erklären sich nur, wenn man die Zeugnisse über die Existenz des heidnischen Platonikers gelten läfst, Porphyrius' irrtümliche Angaben über Origenes' Lebenslauf; s. Zeller, III 2, 460 ff. und Ruhnken, De vita et scriptis Longini sect. V. — Sehr beachtenswert ist in diesem Zusammenhange die Anerkennung, mit der der Neuplatoniker Amelius (bei Eus. Praep. ev. XI 19, 1) das Johannesevangelium citiert. Und der versöhnliche Schlufston des Ἀληθὴς λόγος wie die von den Theologen nicht beachteten schönen Ausführungen des Porphyrius im dritten Buche Περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας (S. 180 ff. Wolff) beweisen, wie man auch auf neuplatonischer Seite Verständigung und Versöhnung suchte.

[2]) Vgl. Brinkmann, Rh. M. LVI 55 ff.; Leo, Die griechisch-römische Biographie S. 267 Anm. 2.

es ohne Philosophie keine wahre Gottesfurcht giebt — das alles nur ein Nachhall des aristotelischen *προτρεπτικός*. Da fällt der erste Funke göttlicher Begeisterung in die jugendliche Seele, der *ἔρως* zum *ἱερὸς λόγος* und zu seinem göttlichen Propheten erfüllt sie, die Philosophie und ihr grofser Meister bildet nun den Inhalt seines Lebens. Nachdem dann Origenes in sokratischer Methode — was darüber gesagt wird, erinnert an Epiktets Konversationen — die junge Seele empfänglich gemacht hat, beginnt der wissenschaftliche Unterricht mit Logik und Dialektik (Excerpte seiner Dialektik teilt uns Clemens im 8. Buche der Stromateis mit). Daran schliefst sich die physische Erkenntnis des Alls und seiner Gesetze, die an Stelle der unvernünftigen Verwunderung die vernünftige Bewunderung setzen will. Damit verbindet sich die Geometrie, und auf diesem festen Fundamente erhebt sich die zu den höchsten Dingen überleitende Astronomie. Den Kern des Unterrichtes bildet endlich eine Ethik, die vor allem eine Durchbildung des Charakters zum Ziele und in dem lebendigen Vorbilde des Meisters die beste Norm hatte, und die theologische Unterweisung, ausgehend vom Studium der Philosophen[1]) und Dichter[2]), gipfelnd in der Bibelexegese.

Schon die Thatsache, dafs Gregor fünf Jahre seines Lebens sich ganz dieser strengen Schulzucht unterwirft, beweist, wie eingehend der Unterricht in den einzelnen Disziplinen gewesen sein mufs. Gregor selbst lehrt uns, was ihn, der von den Philosophen seiner Zeit sich mehr abgestofsen als angezogen fühlte, gerade an den christlichen Philosophen mit einer zwingenden Macht fesselte, so dafs die Trennung von ihm ihm als die Ausstofsung aus dem Paradiese erschien. Es war die Gewalt der Persönlichkeit, die in Lehre und Leben den Stempel gröfster Wahrhaftigkeit und strengsten sittlichen Ernstes trug, die Idealgestalt eines Pädagogen, der, hoch erhaben über sophistisches Scheinwesen und ehrsüchtiges Schulgezänk, alle Kräfte des geistigen und sittlichen Lebens zu lösen und auf ein grofses Ziel zu richten wufste, auf den Besitz eines reichen persönlichen Innenlebens, das aus einer idealen Welt und aus der Gemeinschaft mit Gott die besten Kräfte zog.[3]) Der geschlossene Kreis der *προπαιδεύματα*, wie sie Origenes und später noch z. B. die Nestorianer lehrten, wurde seit alexandrinischer Zeit als die Grundlage einer höheren Bildung und als die notwendige Vorstufe des philosophischen Unterrichtes betrachtet; das lehren die im wesentlichen übereinstimmenden Zeugnisse des Cicero, Varro, Philo, Seneca, Sextus. Letzterer setzt es voraus, dafs seine Schüler diese Kenntnisse mitbringen (S. 600, 23 ff. B.).[4]) Aber die Personal-

---

[1]) Mit Ausschlufs der *ἄθεοι*, d. h. der Epikureer. Die durch Sachkenntnis und Ruhe des Tones ausgezeichnete Bestreitung der epikureischen Lehre in des Alexandriners Dionysius Schrift *Περὶ φύσεως* kennen wir aus Auszügen des Eusebius.

[2]) Es wird sich wohl um die bekannten Florilegien handeln, welche die Zeugnisse der Dichter für den Monotheismus zusammenstellen.

[3]) Origenes' Brief an Gregor (Philokalia S. 64 ff. R.) kann m. E. nur während jener 5 Jahre bei zeitweiliger Trennung geschrieben sein.

[4]) Ebenso der Peripatetiker in Justins Dial. 2.

union und die geschlossene, zielbewufste Organisation des Unterrichtes zeichnete den christlichen Schulbetrieb des Origenes vor der πολύτροπος παιδεία aus.[1]) Man mufs, um einen gleich imposanten Aufbau des Systems und des Unterrichtes zu finden, auf den letzten grofsen Griechen Posidonius zurückgehen, der seine Spekulation auf den breitesten und solidesten Unterbau der Fachwissenschaften gründete, die er nach Senecas Zeugnis der Philosophie eingegliedert wissen wollte und wie keiner nach ihm beherrschte.

Zu einem wissenschaftlichen Institute wie dem cäsareensischen gehörte selbstverständlich ein grofser wissenschaftlicher Apparat und bedeutende Geldmittel, gerade so wie zur platonischen Akademie und zum Peripatos. Da sprang der reiche und opferfreudige Ambrosius, der Freund und ἐργοδιώκτης des Origenes, hilfreich ein. Er stellte ihm eine Anzahl von Schnellschreibern, Abschreibern und in der Kalligraphie unterrichteten Mädchen zur Verfügung. Dieses Heer von Arbeitern war für die Herstellung eines Riesenwerkes wie die Hexapla, für die Nachschrift seiner Homilien[2]), für den schwungvollen Bücherverlag, der für Eusebius' Zeit noch aus vielen handschriftlichen Editionsvermerken nachweisbar ist, notwendig. Mit den Mitteln des Pamphilus, der dem Eusebius als reicher Mäcenas zur Seite stand, wie Ambrosius dem Origenes, wurde später die cäsareensische Bibliothek geschaffen. Der Bücherbestand läfst sich zum Teil aus Eusebius rekonstruieren, und Quellenuntersuchungen zu Origenes scheinen mir zu bestätigen, dafs mehrere von Eusebius excerpierte Werke schon von Origenes benutzt sind, der Grundstock der Bibliothek also wohl auf ihn zurückgeht. Hatte doch auch sein Jugendfreund Alexander in Jerusalem eine Bibliothek gegründet, die dem Eusebius später reiches Material für seine Kirchengeschichte gab.

Es würde recht lehrreich sein, einmal den litterarischen Nachlafs der Alexandriner unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, in welchem Verhältnis die einzelnen Schriften zur mündlichen Lehrthätigkeit der Verfasser stehen. Die Trilogie des Clemens läuft zum Teil dem Lehrgange des Origenes, wie wir ihn soeben gezeichnet haben, parallel, aber als exoterische, auf ein weiteres Laienpublikum berechnete Unterweisung hat sie sich die Ziele niedriger gegesteckt. Der *Προτρεπτικός* will vom heidnischen Kultus abziehen und in die christliche Wahrheit einführen; in die Höhen philosophischer *γνῶσις* versteigt er sich nicht. Der *Παιδαγωγός*, die christliche Erziehungslehre, verläuft bald in der behaglichen Breite kasuistischer Moral. Die *Στρωματεῖς* erweisen das Existenzrecht christlicher Wissenschaft in der Kirche und geben die Prälimiinarien und die Propädeutik für die christliche *γνῶσις*. Diese selbst, im *Διδάσκαλος* dargelegt, sollte erst das Ganze krönen. Aber erst Origenes hat den

---

[1]) Vgl. von Arnim, Leben und Werke des Dio S. 112 ff.; Norden S. 671 ff.

[2]) In seinen späteren Jahren arbeitete Origenes seine Homilien nicht mehr vorher aus, sondern liefs sie nachschreiben. Manche uns noch erhaltene Predigtsammlungen lassen sich wie auch andere christliche und sophistische Reden als solche Nachschriften erweisen; s. G. G. A. 1901 S. 780, wo ich auch auf E. Rohde, Kleine Schriften II 445 446 hätte verweisen sollen.

grofsen Gedanken, den Gesamtertrag der griechischen Philosophie nach christlichen Grundsätzen zu prüfen und in ein System christlicher Weltanschauung zu verarbeiten, in seinem Werk *Περὶ ἀρχῶν* ausgeführt.

Weiter sind die Alexandriner die Schöpfer der wissenschaftlichen Bibelexegese. Clemens mit seinem kurzgefafsten Kommentar, der sich aus Scholien und Exkursen zusammensetzt, den *Ὑποτυπώσεις*, ist vorangegangen, Origenes mit seinen *Σχόλια* (oder *Σημειώσεις*) und mit seinen umfassenden Kommentaren, den *Τόμοι*, ist gefolgt. Wufsten sich Clemens und Origenes in der Anerkennung des Kanons mit der Kirche eins, waren sie anderseits von der Überzeugung durchdrungen, dafs sie in ihrer *γνῶσις* den Schlüssel zum tiefsten Verständnis der Schrift besafsen, so sahen sie sich vor die Aufgabe gestellt, durch eingehende Interpretation die notwendige Grundlage ihrer Lehre zu schaffen, sie als schriftgemäfs zu erweisen. Die Technik und die Formen der Exegese boten ihnen zum Teil die Kommentatoren der philosophischen Texte. Die Formen der sittlichen Mahnrede hatte die antike Diatribe geschaffen. In der Entwickelung der Gedanken hat die ältere Homiletik ihnen vorgearbeitet; und dafs die wissenschaftliche Exegese aus dieser heraus gewachsen ist, verrät sich noch darin, dafs die Grenzen beider Aufgaben nie scharf gezogen sind, dafs Paränese und Erbauung stets ein selbstverständlicher Teil der Exegese geblieben sind. Der Danielkommentar Hippolyts trägt durchaus einen homilienartigen Charakter. Anderseits ist es erstaunlich, in welchem Mafse des Origenes theologische Forschung Ton und Inhalt seiner Predigten bestimmt hat. Ausführungen über das Verhältnis von Urtext und Übersetzungen der Bibel, über Varianten der LXX und Abweichungen der verschiedenen griechischen Übersetzungen, Etymologien, Auseinandersetzungen mit älteren Exegeten, Erörterungen über den Wert der Wissenschaften und ihr Verhältnis zum Christentum, alles dies und manches andere, was nach unserem Geschmack eher in Kommentare gehörte, wird einem Publikum zugemutet, über dessen Verständnis Origenes sich nichts weniger als günstig äufsert.[1])

Charakteristisch für Origenes ist, dafs sein Exegese in Homilien und Kommentaren durch die Theorie vom dreifachen Schriftsinn, dem historischen, moralischen und typischen, bestimmt ist. Die allegorisch-typologische Schriftdeutung war der jüdischen Theologie schon zu Christi Zeiten geläufig. Paulus hat sie mehrfach geübt, und unsere Evangelisten fassen Jesu Gleichnisreden als Mysterien, die einer Enträtselung bedürfen, und haben die echte Tradition vielfach unwillkürlich durch ihre oft künstlichen Deutungen getrübt. Die griechischen Philosophen, vor allem die Stoiker, hatten diese Betrachtung der altgriechischen Dichtung mit Virtuosität durchgeführt, und Porphyrius behauptet gewifs nicht mit Unrecht, dafs Origenes seine Methode bei Stoikern wie Chairemon und Cornutus gelernt habe. Vor allem aber hatte Philo durch die allegorische Methode seine Überzeugung der Einheit von jüdischer Religion und griechischer Philosophie begründet und die typische Deutung zu einem kon-

[1]) Vgl. über die Homilien Fr. Barth, Prediger und Zuhörer im Zeitalter des Origenes (Theol. Abh. und Skizzen C. v. Orelli gewidmet, Basel 1898, S. 25—58).

sequent durchgeführten System entwickelt. Dies System wird die Grundlage der alexandrinischen Exegese, und durch die Alexandriner wird Philo, dessen Einflufs an der jüdischen Lehrentwickelung fast spurlos vorübergegangen ist, zum Range eines Kirchenschriftstellers erhoben. Mag der Philologe sich noch so sehr von der phantastischen Willkür dieser Schriftexegese abgestofsen fühlen, der Historiker im Philologen mufs sie als eine geschichtliche Notwendigkeit begreifen, ja, er mufs rühmend anerkennen, dafs sie eine grofse kulturgeschichtliche Mission erfüllt hat. Ich will nicht davon reden, dafs in ihr Keime einer gesunden Kritik enthalten sind, die nachweisbar in der antiken Polemik gegen die biblische Offenbarung fortentwickelt sind. Die Hauptsache ist, dafs, wie die Anerkennung des Kanons die Voraussetzung einer wissenschaftlichen Exegese, so die allegorische Auslegung das einzige Mittel war, das gute Recht der christlichen Wissenschaft zu erweisen, den Ertrag griechischer Geistesarbeit zu erhalten, die philosophische Wahrheit unter der schützenden Hülle der biblischen Offenbarung zu bergen, bis sie die Hülle abstreifen und zu neuem und selbständigem Leben erstehen konnte. Die heidnischen Gegner des Christentums wufsten sehr wohl, was sie thaten, wenn sie das Recht allegorischer Exegese energisch bestritten; sie wollten das Christentum von der Bildung und Philosophie absperren.[1])

Wie die Alexandriner die damals herrschende allegorische Auslegungsmethode auf ihre heilige Schrift anwenden und damit den Strom griechischer Geistesentwickelung in das Bett der biblischen Offenbarung überleiten, so überträgt Origenes auch die aristarchische Textkritik auf den heiligen Text.[2]) In dem Riesenwerke der *Ἑξαπλᾶ* hat er einen gewaltigen Apparat für die Kritik und Konstitution des griechischen Textes des A. T., ein unschätzbares Hilfsmittel für das philologische Studium und die wissenschaftliche Exegese der Bibel geschaffen und der Theologie Aufgaben gestellt, die Generationen hätten beschäftigen können, wenn es nicht das tragische Schicksal des Meisters gewesen wäre, von der stumpfen Nachwelt überhaupt nicht begriffen zu werden. So hat man auch auf diesem Gebiete oft mit der von ihm geborgten Gelehrsamkeit geprunkt, seine ehrliche Arbeit hat man nicht fortgesetzt, ja man hat sie dem kirchlichen Dogma einer Inspiration auch der griechischen Bibel zuliebe im Prinzip preisgegeben und in ihrer Tendenz nicht verstehen wollen.

---

[1]) Vgl. Celsus bei Orig. IV 38 ff. (besonders *οἱ ἐπιεικέστεροι Ἰουδαίων τε καὶ Χριστιανῶν ἐπὶ τούτοις αἰσχυνόμενοι πειρῶνταί πως ἀλληγορεῖν αὐτά*) 48 49 50 87 Ende, VI 29. Origenes behauptet ihm gegenüber (s. auch IV 17, V 36 42 59 60, VI 49 60 ff., VII 10 ff. 18 ff. 34 60) das bessere Recht der Christen zur allegorischen Auslegung ihrer heiligen Schriften (vgl. Athenagoras S. 23, 22 ff. Schw.). Nach IV 51 52 kannte Celsus exegetische Schriften, die die Bibel allegorisch deuteten. Porphyrius hat nach Eus. K. G. VI 19 im dritten Buche seiner Schrift *Κατὰ Χριστιανῶν* die von den Christen und besonders die von Origenes geübte allegorische Exegese ausführlich bekämpft. Und wenn Julian in seiner Streitschrift diese ignoriert (vgl. S. 169, 4 5, wo sie gelegentlich abgelehnt wird), wird er sein Verfahren sicher gerechtfertigt haben.

[2]) Genaueres in meinem Aufsatze 'Zur ältesten Geschichte der Bibel in der Kirche' Preuschens Zeitschr. I 267 ff.

Und der eine, der ihn verstanden hat und auf Grund seiner Arbeit der abendländischen Kirche einen einheitlichen Bibeltext geschenkt hat, hat am meisten dazu beigetragen, dafs die Kirche den gröfsten ihrer Söhne verleugnete und ächtete.

Ich würde Ihnen noch gern ein Bild des grofsen Systematikers Eusebius zeichnen, wie er, eine nüchterne und verstandesmäfsige Natur, aber genährt vom Geiste des Origenes und von seinen Gesichtspunkten beherrscht auf allen Gebieten der von Alexandria ausgegangenen christlichen Forschung, in Chronologie und Geschichte, Apologetik und Schriftbeweis die gelehrte Tradition in grofsen Sammelschriften urkundlich niedergelegt hat und in seinen Schriften eine alles zusammenfassende christliche Bibliothek und die Grundlage für die verschiedensten Zweige künftiger Litteratur schafft. Aber ich kann hier abbrechen. Mit Origenes war die Kirche Trägerin der Wissenschaft geworden. Durch ihn hat die griechische Kirche den Höhepunkt ihrer geistigen Kultur erreicht; denn durch ihn, kann man sagen, hat der Hellenismus in der Kirche und zugleich damit die Kirche über den profanen Hellenismus gesiegt. Die Zeit der Blüte war kurz. Seit Origenes geht die Theologie abwärts, seit Eusebius sinkt sie rapide.

Nur zwei für den Philologen besonders interessante Symptome der Durchdringung der Kirche mit hellenistischer und profaner Bildung will ich noch berühren. Das eine ist die Übernahme heidnischer Schriften. Die heidnischen Florilegien bilden eine Fundquelle ethischer und religiöser Weisheit und werden zu gröfserer Beweiskräftigkeit christlich interpoliert.[1]) Die Sprüche des Sextus werden um 200 im Geiste des Clemens christlich überarbeitet.[2]) Die Sibylle lernt jetzt die christliche wie vorher die jüdische Sprache. Die kasuistische Durchführung seiner ethischen Grundsätze entlehnt Clemens zum grofsen Teil Lucius' *ἀπομνημονεύματα* der Vorträge des Musonius. Seneca wird seit den Apologeten viel benutzt, durch den gefälschten Briefwechsel mit Paulus zum bekehrten Christen gemacht und auf Grund dieses Briefwechsels von Hieronymus unter die christlichen Schriftsteller gezählt. Ambrosius entwickelt im Anschlufs an Cicero eine mehr stoische als christliche Ethik. Von Epiktets Encheiridion haben wir zwei christliche Paraphrasen. Dionysius Areopagita, neben Augustin die Hauptquelle, aus der die neuplatonische Mystik ins Mittelalter übergeleitet wird, ist in seinem Ideengehalt vom Neuplatonismus des Proclus, den er nur mit einem christlichen Firnifs überzogen hat, abhängig.

Ein zweites Symptom der starken Abhängigkeit der christlichen Litteratur von der profanen ist die Thatsache, dafs manche christliche Autoren, besonders Dichter, sich ganz in der alten Tradition der profanen Litteraturformen bewegen, den mythologischen Apparat mit der gleichen Naivetät wie die Humanisten übernehmen, ihr Christentum kaum oder nur gelegentlich verraten. Wer diesen Kontrast eines äufserlichen und oberflächlichen Christentums zu der

---

[1]) Vgl. Elter, De gnomologiorum hist., Byz. Z. VII 445 ff., und über Benutzung eines Florilegium durch Julian von Halikarnafs Usener, Rh. M. LV 337.

[2]) S. Theol. L. Z. 1893 Sp. 492 ff.

profanen Bildung oder die seltsame Mischung von Heidnischem und Christlichem bei Ausonius, Apollinaris Sidonius, Ennodius, Dracontius, Nonnos, Nemesios, Synesios, Chalcidius beobachtet hat, der wird keinen Grund finden, der guten Tradition, dafs Lactantius den Phoenix[1]), Claudian das Gedicht *De salvatore* geschrieben hat[2]), seinen Glauben zu versagen. Dafs der berühmte Boethius nicht nur Verfasser der *Consolatio*, sondern auch der theologischen Traktate ist, bezweifelt jetzt niemand, und kein Philologe wird sich die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Thatsache, dafs der sterbende Römer in dem aristotelischen *Προτρεπτικός* und bei der Stoa seinen Trost sucht, durch die Feinfühligkeit eines Theologen, der das 'entschieden christliche Kolorit' und den 'tiefgläubigen' Untergrund in der *Consolatio* zu wittern vermag[3]), wegdisputieren lassen. Wir wissen jetzt, dafs der wüste Mythograph und der christliche Bischof Fulgentius eine Person ist.[4]) Und wenn auch die astrologische Schrift des Firmicus Maternus, dessen Identität mit dem christlichen Apologeten jetzt feststeht, wohl als eine Jugendsünde der Heiden zu betrachten ist, so lehren uns doch die neueren Forschungen über die astrologische Litteratur, dafs hier die profane Tradition von den christlichen Adepten fortgepflanzt wird. Die sophistische Rhetorik erobert sich im IV. Jahrh. die Kanzel, und ihre Theorie geht in den christlichen Schulbetrieb über. Fast unmerkbar sehen wir mit dem Absterben des heidnischen Neuplatonismus die philosophische Tradition und die Exegese der beiden grofsen Meister in christliche Hände übergehen und von Johannes Philoponus und Olympiodor[5]) einerseits, Boethius anderseits fortgepflanzt werden.

Scheint es nicht fast wie eine Ironie der Geschichte? Kaum hat die Kirche über das Christentum zu triumphieren begonnen, da sehen wir das Heidentum immer weitere Gebiete erobern, nicht nur in der Litteratur, sondern auch in Sitte, Kultur, Glauben; ich erinnere nur an die Erneuerung des Polytheismus in der niederen christlichen Religion. Ein kurzer Blick auf die Entwickelung der Kirche und der Religion möge uns die nur auf den ersten Blick befremdende Erscheinung erklären und zugleich die allgemeinen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen der weitere Ausgleich der christlichen und der profanen Kultur erfolgte.[6]) Schon zur Zeit des Clemens und Origenes war die Religion der Kirche ein Gesetz, das befolgt, eine Lehre, die geglaubt und ge-

---

[1]) Brandt, Rh. M. XLVII 390 ff. Mehr als die Möglichkeit, dafs Lactantius als Heide das Gedicht verfafst habe, scheint mir Brandt nicht erwiesen zu haben. Beziehungen zu christlicher Litteratur nimmt auch er an.

[2]) S. Birt, De moribus christianis, quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria valuerint, Marburg 1885 S. VII. ff. und seine Ausgabe S. LXIII ff.

[3]) Das Richtige bei Usener, Anecdoton Holderi S. 51.

[4]) S. Helm, Rh. M. LIV 111 ff.

[5]) Über sein Christentum s. Tannery, Arch. f. Gesch. der Philos. I 316.

[6]) Für das litterarische Gebiet sind noch besonders wirksame Momente die feste Tradition der antiken Litteraturformen und die Thatsache, dafs die lateinische Kirche, als das Christentum zum Siege gelangte, noch keine anerkannt klassische Litteratur besafs. Im Anschlufs an profane Muster und an die griechische Theologie bildet sich diese.

wufst werden mufste, und der Einflufs des Hellenismus selbst förderte die intellektualistische Richtung. Die grofsen Alexandriner mit ihrem lebendigen Christentum, das die Kraft hatte, alles Wahlverwandte zu assimilieren, mit ihrer nur zu straff gespannten παλίντονος ἁρμονία zwischen Glauben und Wissen, die für ihr Bewufstsein wirklich Harmonie und Einheit war, sie standen hoch über ihrer Zeit und über ihrer Kirche; sie empfanden schon schmerzlich genug die Schranken, die dem Geiste gezogen waren; Origenes bemerkt einmal mit feiner Ironie, dafs die Kirche seiner Zeit eine Persönlichkeit wie Paulus nicht mehr ertragen könnte. Mit dem Enthusiasmus und der Gnosis der Alexandriner liefs sich die griechische Wissenschaft besiegen, aber nicht die Welt erobern, nicht die Völker erziehen. Einzelne Bausteine dankt ihnen die Kirche; im ganzen ist das Material gröber, aus dem sie ihren Bau aufgeführt hat: Normen, Statuten, Dogmen, Disziplin, Autorität, Uniformität. Es scheint, dafs die Religion einer Erstarrung in festen Formen bedarf, um die Massen beherrschen zu können.[1] Die Religion wurde mehr isoliert, sie wurde ein Sondergebiet neben anderen. Die Kirche wachte über der reinen Lehre, aber sie mufste sich zufrieden geben, wenn sie nur äufserlich anerkannt und der eiserne Bestand nicht offen angegriffen wurde. Je strenger sie im vermeintlichen Centrum war, um so weniger konnte sie die weiten peripherischen Gebiete beherrschen. Sie wurden immer mehr dem freien menschlichen Empfinden und der natürlichen Entwickelung überlassen. Die des Sieges und Besitzes sichere Kirche zeigte sich gegen heidnische Elemente, die sie als tote und unschädliche Formen ansehen mochte, oder die sie, selbst durch den Hellenismus hindurchgegangen, als solche nicht mehr empfand, sorgloser und nachsichtiger. Sie beschränkte ihre Aufgabe, um sie in der Beschränkung desto sicherer durchzuführen. Und was für die Kirche ein Gewinn, das war für die Religion ein Schade. Vielen war sie Sitte, Mode, ein äufseres Gewand, wenigen nur wurde sie noch ein inneres Erlebnis, eine das innerste Wesen erfüllende und das ganze Leben beherrschende, weihende, erhebende Kraft.

---

[1]) Vgl. die feinen Ausführungen Harnacks, Wesen des Christentums S. 123 ff.

DER GESCHICHTLICHE WERT DER REDEN BEI DEN ALTEN HISTORIKERN

Von Wilhelm Soltau

Antike und moderne Geschichtschreibung zeigen mancherlei Berührungspunkte. Ein gröſserer Gegensatz besteht dagegen zwischen der jetzigen Geschichtschreibung und derjenigen des Mittelalters. Die Nachahmung der äuſseren Form, das genaue Kleben an der Phrase, was so viele mittelalterliche Chroniken auszeichnet, ist antiker wie moderner Historiographie so gut wie fremd. Die beiden letzteren legen, wenigstens in der Regel, ebensosehr Gewicht auf formelle Selbständigkeit wie auf eine dem Gegenstande entsprechende Darstellung, während nach allen diesen Seiten hin selbst hervorragende Werke des Mittelalters zu wünschen übrig lassen.

Aber in einem Punkte unterscheiden sich antike Geschichtswerke von den modernen ganz wesentlich: das ist der Fall bei den Reden, mit denen fast alle bedeutenderen Geschichtschreiber des Altertums ihre Werke ausgeschmückt haben, und die, trotz aller modernen Bewunderer, nicht wagen dürften, eine Stelle in einem Geschichtswerk der Gegenwart einzunehmen. Auch wir würden zwar gewiſs nichts dagegen haben, wenn bei einer Darstellung parlamentarischer Begebenheiten oder bei der Schilderung eines modernen Staatsmannes gröſsere Abschnitte aus Reden mitgeteilt würden. Aber je gröſser das Interesse ist, welches wir Moderne an allen authentischen Äuſserungen, Reden und Briefen bedeutender Persönlichkeiten nehmen, um so weniger sind wir geneigt, erdichtete oder auch nur rekonstruierte Reden in einem Geschichtswerk zu dulden.

An dieser Stelle kann die Frage nach dem Grunde der Verschiedenheit, welche zwischen antikem und modernem Geschmack, zwischen der Auffassung der antiken und der modernen Historiker besteht, nur gestreift werden.

Mit Unrecht würde man den Unterschied daraus herleiten, daſs der Sinn für historische Wahrheit früher geringer entwickelt gewesen sei. Ein Hinweis auf Thukydides und Polybios[1]) wird jedem Philologen genügen, um ihn vom Gegenteil zu belehren. Gerade diese beiden besonders wahrheitsliebenden Historiker haben bekanntlich ihre Werke durch manche wohlausgearbeitete Reden geschmückt und in diesen nicht zum wenigsten eine besondere Zierde ihres Werkes gesehen. Anderseits aber kann der Gegensatz zwischen antiker und moderner Historiographie auch nicht darauf beruhen, daſs, wie so oft be-

[1]) Vgl. Pol. I 14, 6; XII 7, 3 f.

tont ist, den Alten die Geschichtschreibung eine Kunst gewesen sei (so Isokrates), während wir ihre wissenschaftliche Qualität in den Vordergrund stellen. Denn auch wir unterscheiden scharf zwischen der wissenschaftlichen Vorarbeit des Historikers, dem 'Suchen nach den verborgenen Schätzen der Vergangenheit'[1]), und der geschichtlichen Darstellung, und wenn wir auch in der modernen Geschichtforschung eine strengere Methodik, eine gründlichere und ergebnisreichere Art der Erforschung der Wahrheit begrüfsen, so legen doch auch wir schliefslich hohen Wert auf eine kunstvolle Darstellung. Gerade der moderne Historiker hat die eigenartige und bedeutsame Aufgabe — nach Abschlufs der kritischen Sichtung des Materials und nach strengerer Ausscheidung des Unhaltbaren —, aus den übrig gebliebenen Bruchstücken mit künstlerischer Hand ein lebensvolles Bild zu entwerfen. Er soll auch da, wo seine Quellen nur 'Fragmente von Fragmenten' bieten, Vorstellungen, Charakteristiken geben, und vor allem verlangt man heutzutage mehr als je Urteile des Historikers oder wenigstens solche Ausführungen, welche dem Leser das Urteilen erleichtern.

Der Hauptunterschied zwischen alter und moderner Historiographie in Bezug auf die Reden liegt eben anderswo, vor allem in dem verschiedenen Geschmack, den die Alten uns gegenüber am Rhetorischen hatten, und über den Geschmack läfst sich bekanntlich nicht streiten, dem Geschmack kann man nicht durch Abstraktionen beikommen. Nur ein Punkt in Bezug auf den Geschmack sei hier erwähnt.

Die Geschichtswerke der Alten wurden oft vorgelesen. Sie wandten sich an das Ohr, an die Phantasie ebensosehr wie an den Verstand. Konnten da die Historiker des rednerischen Schmuckes entbehren, durch den sie vor allem das Gefallen der Zuhörer zu gewinnen hoffen durften? Es ist nur erklärlich, dafs bei einer solchen Geschmacksrichtung der Gegensatz zwischen den wirklich gesprochenen Worten von historisch-bedeutsamen Persönlichkeiten und der Rekonstruktion ihres Gedankenganges weniger scharf empfunden wurde, zumal wenn sich der Schriftsteller durch eine einleitende Bemerkung mit 'ungefähr folgendermafsen' oder durch die indirekte Rede salviert hatte.

Im übrigen bedarf es aber keiner besonderen Erklärung, weshalb die antiken Historiker quantitativ weit mehr als die modernen Autoren Reden aufgenommen haben, ja geradezu auf eine solche Geschmacksrichtung hingedrängt wurden. Das ganze öffentliche Leben spielte sich in den wichtigsten Staaten des Altertums, in Athen und Rom, auf dem Markte und im Rathause ab. Die Staatsmänner vertraten ihre Meinungen weniger in Aktenstücken als mit Worten, die sie bald vor dem Rat, bald vor dem Volke, bald vor Gericht vortrugen. Beim Verkehr der Staaten untereinander spielten die persönlichen Ausführungen der Gesandten eine grofse Rolle. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, wie über sonstige wichtige Streitfragen politischer Art lag in der Hand des Volkes, das die Parteihäupter durch ihre Reden zu

[1]) S. H. Peter, Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen II 179.

gewinnen suchten, durch die Macht ihrer Worte oft genug zu verleiten und zu verführen wufsten. In der deutlichen Erkenntnis dieser Thatsache sagt Polybios[1] (XII 25ª 3) von den wirklich gehaltenen Reden: *ἃ σχεδὸν ὡσεὶ κεφάλαια τῶν πράξεων εἴη καὶ συνέχοι τὴν ὅλην ἱστορίαν.*

Bei der Bedeutung, welche die Reden in den antiken Geschichtswerken gehabt haben, ist es natürlich von grofsem Wert zu bestimmen, inwieweit sie authentisch, inwieweit sie nur schriftstellerische Produkte sind, kurz die Frage ist unabweisbar: Welchen geschichtlichen Wert haben die Reden bei den einzelnen Historikern?

Zu Anfang möge hier, dem Resultat vorgreifend, eine kurze Übersicht über die verschiedenen Gattungen von Reden, welche bei den Historikern vorkommen, gegeben werden.

Abgesehen von den Fällen, wo die Rede nur eine etwas andere Form für die Erzählung selbst ist (so bei Herodot), werden vier Hauptarten von Reden bei den Historikern zu unterscheiden sein:

1. Die authentische oder geschichtliche Rede, welche, wenn nicht immer den Wortlaut, so doch den Gedankengang der wirklich gehaltenen Rede treu festzuhalten sucht.

2. Im vollen Gegensatz dazu die rein rhetorische Rede, welche, ohne inneren Zusammenhang mit dem historischen Stoffe stehend, nur als äufserlicher Schmuck der Darstellung eingelegt ist.

3. Die beurteilende oder charakterisierende Rede. Der Historiker bedient sich ihrer, um entweder sein Urteil, seine Kritik über historische Persönlichkeiten und Verhältnisse abzugeben, oder er verwendet solche Reden, um durch sie die Zustände anschaulicher zu schildern, die Persönlichkeiten zu charakterisieren. Die beurteilende Rede, welche also mit Bewufstsein von der geschichtlichen, wirklich gehaltenen Rede abweicht, hat nichtsdestoweniger oft einen bedeutenden historischen Wert.

4. Die Tendenzrede. In ihr hat der Schriftsteller allein das Wort. Er sucht die historische Darstellung mit Hilfe der Reden einer bestimmten Tendenz unterzuordnen, mag dieselbe nun politischer, oder religiöser, philosophischer Art sein.

Wie scharf aber auch diese vier Hauptarten mit ihren Unterarten begrifflich getrennt sein mögen, so wenig sind sie in praxi geschieden, und gerade das erschwert es dem Historiker sehr, überall den richtigen Mafsstab anzulegen. Dieser mifsliche Umstand ist aber auch zugleich die beste Rechtfertigung dafür, dafs hier in eine besondere Erörterung über den geschichtlichen Wert dieser Reden näher eingegangen wird. Die folgende Erörterung wird sich darauf beschränken müssen, aus dem überreichen Stoff eine Auswahl zu treffen. Es soll dabei vorzugsweise auf die Reden bei den Historikern eingegangen werden, welche die römische Geschichte behandeln. Gerade bei ihnen wird es

[1]) La Roche, Polybios S. 65—67 und H. Wilzhofer, Die Reden bei Polybios, in den Jahrb. f. Philol. CXXI (1880) S. 539.

möglich sein, die einzelnen Redegattungen besser auseinander zu halten und auf eine Reihe von Musterbeispielen für eine jede Art zu verweisen.

Beginnen wir einmal mit den Historikern, welche gröfstenteils rein rhetorische Einlagen in die geschichtliche Darstellung aufgenommen haben.

In den uns erhaltenen Büchern des Livius kommen 400 zum Teil recht lange Reden vor. Sein ganzes Werk dürfte also mindestens 2000 Reden enthalten haben. Und doch, trotz aller rhetorischen Fertigkeit, trotz mancher geistreichen Wendung, wie inhaltsarm sind diese Reden! Es sind meist reine Deklamationen, wie sie einem Rhetor Ehre machen könnten, aber eines Geschichtschreibers unwürdig. Sie enthalten keine staatsmännische Weisheit, verraten nur selten eine besondere Vertrautheit mit staatlichen oder rechtlichen Angelegenheiten. Sie zeigen, wie ich in meinem Buche 'Livius' Geschichtswerk' S. 3 ausgeführt habe, 'eine durch keine Fachstudien getrübte Erkenntnis'. Cicero war das Vorbild des Livius. Wie Cicero die Geschichtschreibung allein als ein *opus oratorium* ansah, so auch Livius. Es ist daher vom historischen Standpunkte aus geboten, die Livianischen Reden unbeachtet zu lassen. Meist kann man sie sogar, ohne vom Zusammenhang der Darstellung etwas zu verlieren, übergehen.

Nur nach zwei Seiten hin läfst sich an einigen Stellen eine andere Beurteilung der Reden rechtfertigen.

Erstlich ist die Beobachtung gemacht worden, dafs Livius vorzugsweise da Reden einlege, wo bereits seine Quellen solche gebracht hatten, ja, dafs namentlich die Reden in indirekter Rede meist auf seine Vorlagen zurückgehen. In solchen Fällen ist zwar auch so noch ihr historischer Wert gering, da ja einerseits seine Quellen nur selten über ein authentisches Redematerial verfügt haben werden und anderseits Livius selbst dann noch seine eigenen Ideen einfügt, gerade bei Reden sich freier bewegt. Aber ein Eingehen auf derartige Reden ist nicht selten wichtig für die Feststellung der Quellen des Livius. So sind z. B. die Reden, welche nach Livius XXI 40 f. Hannibal und Scipio vor der Schlacht am Ticinus gehalten haben sollen, trotz mancher selbständiger Gedanken, in ihrer Abhängigkeit von Polybios ein sicherer Beweis dafür, dafs Livius schon im XXI. Buche — wenn allerdings auch wohl nur indirekt — jenes griechische Geschichtswerk benutzt hat. Oder ein anderes Beispiel. Da sich zeigen läfst, dafs bei Livius VII 30 die Rede der campanischen Gesandten nach dem Vorbilde der Rede der Kerkyräer bei Thukydides I 32 gebildet ist, Livius aber sonst nicht leicht Reden 'nach berühmten Mustern' einlegt, so mufs der Gedankengang dieser Rede schon in Livius' Quelle gestanden haben. Diese mufs demnach — schon wegen der rhetorischen Qualität — einer der jüngsten Annalisten, Tubero[1]) oder Claudius gewesen sein.

Auch noch in einer zweiten Hinsicht können die Reden des Livius, ohne einen eigentlichen historischen Wert zu besitzen, dennoch historisch verwendbar

---

[1]) Vgl. Soltau, Livius' Geschichtswerk S. 122 f.; E. Zarncke, Der Einflufs der griechischen Litteratur auf die Entwickelung der römischen Prosa S. 35.

sein: nämlich dann, wenn es sich zeigen läfst, dafs Livius eine gute antiquarische Quelle bei Ausarbeitung derselben eingesehen hatte. So machte mich Herr Prof. Reitzenstein darauf aufmerksam, dafs der Bericht Liv. XXXIV 54 über die Forderung der Senatorensitze bei den *ludi Romani* (übrigens auch in indirekter Rede) auf Varronischen Angaben fufse. Die Ausführungen, welche Liv. X 6 f. bei der Durchführung der Lex Ogulnia vortragen läfst, sind offenbar mit Kunde von Ciceros Rede De domo gehalten!

Den Livianischen Reden verwandt und gleichwertig sind zahlreiche Reden der römischen Annalisten und späteren Geschichtschreiber gewesen. Das kann nicht nur aus den Reden, welche bei Livius auf eine annalistische Quelle zurückgehen, gefolgert werden, sondern ebensowohl aus den annalistischen Fragmenten des Caelius, Antias, Claudius. Von diesen annalistischen Produkten sind natürlich schon hier die Reden auszunehmen, welche unmittelbar der Zeitgeschichte gewidmet sind, z. B. diejenigen, die Cato — *haud sane detrectator laudis suae* — in seine Origines eingelegt hat. Über diese und verwandte Darstellungen der Zeitgeschichte wird sogleich noch eingehender gesprochen werden müssen. Hier folge zunächst eine Betrachtung der Reden bei Dionys von Halikarnafs.

Die Reden in Dionys' Archäologie sind denen des Livius gleichwertig, wenn auch keineswegs ganz gleichartig. Wie diese sind sie rhetorische Machwerke, welche zum Schmuck der Darstellung eingelegt sind, ohne authentischen Wert. Beider Reden sollen Beispiele sein für die eigenartigen Fähigkeiten ihrer Erfinder, ihrer geistigen Gewandtheit, ihrer rednerischen Fertigkeit, ihrer geistigen Durchbildung. Während aber Livius die Reden mehr in freierer Art gebildet, hat Dionys in ausgiebigster Weise griechische Redner und Historiker ausgeplündert. Er komponierte sie 'nach berühmten Mustern'.

Längere Zeit hindurch war diese Qualität der Dionysischen Reden bestritten. Auf der einen Seite hatten Niebuhr, Schwegler und noch schroffer Madvig in ihnen lediglich rhetorische Machwerke gesehen, welche nur in einigen sachlichen Angaben auf annalistische Berichte zurückgingen. Hingegen hatten Nitzsch und Büdinger wieder eine konservativere Meinung vertreten und die Reden des Dionys als Auszüge der in den Annalen enthaltenen Reden aufgefafst. Hier hat erst die mustergültige philologische Detailuntersuchung Flierles 'Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der römischen Archäologie des Dionysius von Halikarnafs' (Leipzig 1890) den Zwiespalt der Historiker geschlichtet und für jene Reden das richtige Verständnis gewonnen. Es haben weder diejenigen recht, welche glaubten, dafs Dionys sich auch in den Reden eng an seine Quellen angeschlossen habe, dafs also, wie Büdinger sagt, 'diese Reden nur genau, oder im Auszuge wiedergeben, was seine Quellen ihm boten', noch auch diejenigen, welche die Reden ausschliefslich als Erfindungen des Rhetors betrachteten. Dionys nahm die Hauptgedanken zu seinen Reden, das Thatsächliche in denselben, aus seinen Vorlagen, aber er verarbeitete, erweiterte, schmückte diese Gedanken in freier Weise, nach rhetorischen Gesichtspunkten und berühmten

Vorbildern aus. Ersteres wird für die meisten Reden, besonders durch das Zeugnis des Livius bewiesen, letzteres hauptsächlich durch die zahlreichen Nachahmungen klassischer Schriftsteller der Griechen in denselben, wie auch durch die eigene Ansicht des Dionys über Reden in geschichtlichen Darstellungen. Vor allen hat sich Dionys den Thukydides und den Demosthenes zum Muster genommen. Nicht nur zahlreiche Gedanken und Gedankenspäne verdankt er den griechischen Rednern, sondern ganze Reden, oder doch wenigstens gröfsere Teile derselben, hat er nachgebildet (Flierle S. 11). Hier haben sich also die philologische Spezialforschung und die historische Quellenforschung die Hand gereicht, um dieses Resultat mit wissenschaftlicher Sicherheit feststellen zu können.

In vollem Gegensatz zu diesen historisch wertlosen Erzeugnissen der Rhetorik stehen die historisch glaubwürdigen Reden bei den römischen Historikern. In der That haben die älteren und besseren römischen Geschichtschreiber, welche ihre eigene Zeitgeschichte beschrieben, so Cato, Fannius, Sempronius Asellio — die sich also, wie letzterer, mit gutem Grund dagegen verwahrten, blofs Annalenschreiber zu heifsen[1]) —, ein lebhaftes Streben gezeigt, wo nicht den Wortlaut, so doch den Gedankengang der wirklich gehaltenen Reden mitzuteilen. Ermöglicht und erleichtert wurde ihnen dieses durch die Aufzeichnungen, welche schon im II. Jahrh. v. Chr. über den Verlauf mancher wichtiger Senatssitzungen gemacht wurden, sowie namentlich dadurch, dafs hervorragende Staatsmänner manche ihrer Reden aufzeichneten und herausgaben. Schon Appius Claudius Caecus schrieb seine vielgelesene Rede gegen Kineas nieder; noch Cicero las sie.[2]) Cato hat nicht nur zahlreiche seiner Reden schriftlich ausgearbeitet, sondern auch die wichtigsten derselben in seine Origines mit aufgenommen. Im V. Buch stand seine ganze Rede über die Rhodier zu lesen. Auch die Reden Catos über die Lex Oppia (Liv. XXXIV 2) und gegen Servius Galba (vgl. Gell. N. A. XIII 25, 15) waren zweifellos in seinem Geschichtswerk zu lesen.

Wichtiger noch ist der Hinweis auf die Annalen des Fannius, des Freundes von Tiberius Gracchus, des Gegners von Gaius Gracchus. Dafs es ein Vorurteil ist, wenn man glaubt, die meisten Annalisten hätten *ab origine urbis* anfangend in eintöniger Weise die Thaten der Vorzeit geschildert, das ergiebt ein Blick auf die Historiker der Gracchenzeit. Fannius beschrieb, wie Sempronius und wie Rutilius, die Zeiten und Ereignisse, welche er selbst mit durchlebt hatte. Diese schilderte z. B. Fannius mit einer solchen Genauigkeit, dafs es der Ciceronische Kreis für erwünscht hielt, für den Hausgebrauch eine *Epitome Fannianorum*[3]) zu besitzen. Fannius nun und die Historiker seiner Zeit haben manche Reden im Wortlaut, ganz oder zum Teil in ihre Annalen aufgenommen und damit ihren Werken einen Schmuck verliehen, von dem wir

---

[1]) Gellius, N. A. V 18, 7 f.

[2]) Cic. Brut. 55, 61; De senect. 6: *ipsius Appii exstat oratio.*

[3]) Brutus legte eine solche an, Nepos schrieb sie aus; vgl. Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 367.

uns nach den zahlreichen Fragmenten römischer Redner jener Zeit eine Vorstellung machen können. Das zeigt nicht nur die Notiz Ciceros im Brutus 21, 81, dafs eine Rede des Metellus gegen Ti. Gracchus in Fannius' Annalen stand, sondern vor allem die trefflichen Redefragmente, welche Plutarch in den Gracchenbiographien gebracht hat und die direkt (oder indirekt durch das Medium des Nepos) auf Fannius zurückgehen.[1]) Überhaupt würden wir nicht so viele gedankenreiche und offenbar authentische Citate aus den Reden der Gracchenzeit besitzen, wenn diese nicht in den Annalen jener Zeit eine Stelle gefunden hätten. So stand zweifellos das bekannte Fragment aus der Rede des Censor Metellus *De ducendis uxoribus* (Gell. N. A. I 6), wie auch das kurze Redefragment des C. Gracchus 1, 7 in den gleichzeitigen Annalen des Fannius.

Leider sind die begabtesten Historiker der folgenden Zeit diesem Beispiel nicht gefolgt. Die Gracchenzeit war das Zeitalter der klassischen Beredsamkeit, wie auch einer vortrefflichen, mustergültigen Geschichtschreibung. Die Reden Ciceros waren geistreicher, an rhetorischen Wendungen und Variationen des Ausdrucks mannigfaltiger; aber die Kraft des Gedankens, wie sie die Reden der Gracchenzeit auszeichnete, hat selbst ein Cicero nicht erreicht. Ebenso übertrafen zwar die späteren Annalisten, und vor allen Dingen ein Sallust, die Historiker der Gracchenzeit an Darstellungsgabe, an rhetorischem Schwung und Eleganz; an schlichter Wahrheitstreue und an einer charakteristischen Darstellungsweise des Thatsächlichen reichten sie nicht an jene älteren Muster heran.[2])

Sallust, der bei seinem Jugurtha die trefflichen Annalen von Rutilius und Sempronius Asellio, sowie die Memoiren Sullas benutzt und hier wie in den Historien und im Catilina ohne Zweifel die Senatsverhandlungen studiert hat, der hier auch die Ciceronischen Reden gekannt hat — Sallust hat dennoch nicht in seinen Reden Reproduktionen der wirklich gehaltenen Reden gegeben, sondern sie in freierer Weise komponiert. Wenn die mit Recht so gepriesenen Reden des Memmius und Marius in Sallusts Jugurtha zwar aller Wahrscheinlichkeit nach einen höheren historischen Wert besitzen, so beruht das doch mehr darauf, dafs Sallust hier manche Gedanken seinen guten zeitgenössischen Quellen, wie Rutilius und Sulla, entnahm, nicht darauf, dafs er eine völlig andere Methode befolgt hat. Wenn also Vellejus II 36, 2 den Sallust *aemulum Thucydidis* nennt, und wenn es mindestens sehr wahrscheinlich ist, dafs Sallust auch bei der Ausarbeitung seiner Reden ähnliche Ziele vor Augen hatte wie der Athener, so mufs doch betont werden, dafs neben manchen Ähnlichkeiten auch die Verschiedenheit hinsichtlich des historischen Wertes der Reden keineswegs aus den Augen gelassen werden darf. Von den beiden Grundsätzen, nach denen die Thukydideischen Reden gebildet sind, hat Sallust meist nur den zweiten beachtet. Er bemühte sich nicht, seine Helden ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων reden zu lassen, sondern es genügte

[1]) Vgl. Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 365.

[2]) S. Holm, Deecke, Soltau, Kulturgeschichte des klassischen Altertums S. 305 f.

ihm, wenn sie ihm nur *ὡς δ' ἂν ἐδόκουν ἕκαστοι περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστα ποιεῖν*, die Situation oder die Charaktere in das rechte Licht stellten.[1])

Wenn nun Sallust bei diesen Reden seiner Zeitgenossen nicht die geschichtliche Wahrheit, sondern rhetorische Zwecke verfolgt hat, ja bereits Spuren jenes äufserlichen Arbeitens 'nach berühmten Mustern' verrät, so wäre es doch verkehrt, diese Reden mit jenen rein rhetorischen eines Livius oder Dionys auf die gleiche Stufe zu stellen. Vielmehr gehören sie zu jener Gattung bei Thukydides und Polybios, durch welche die Autoren eine Charakterzeichnung ihrer Helden und daneben ihr persönliches Urteil über diese Männer darzulegen suchten. Sie gehören gröfstenteils zu jenen Reden, welche das historische Urteil des modernen Historikers ersetzen sollen. Bei den Reden von Cäsar und Cato sagt das übrigens Sallust (53, 6) mit dürren Worten selbst: *Sed memoria mea ingenti virtute divorsis moribus fuere viri duo, M. Cato et C. Caesar. Quos quoniam res obtulerat, silentio praeterire non fuit consilium, quin utriusque naturam et mores, quantum ingenio possem, aperirem.* Er will uns also weniger eine Vorstellung von den staatsrechtlichen Fragen und Rechtsstreitigkeiten geben, weniger die eigensten Meinungen der Redenden schildern als vielmehr ein Bild entwerfen von den Persönlichkeiten eines Cato und Cäsar. Was mit diesem mehr künstlerischen Zwecke nichts zu thun hat, das läfst er beiseite.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich übrigens auch bei mehreren der bekannten Reden aus den Historien machen. Teils sollen sie zur Charakteristik der Persönlichkeiten dienen, teils dem Leser das Urteil des Historikers nahelegen. Die Rede des Licinius Macer, des einzigen demokratischen Annalenschreibers, welcher das Volk sogar zur Verweigerung des Kriegsdienstes (§ 17) auffordert, erinnert unwillkürlich an die tribunicischen Aktionen bei Livius, dessen agitatorische Reden, soweit sie Thatsächliches bieten, meist auf Licinius Macer zurückgehen. Die Rede mag also inhaltlich unhistorisch sein, sie erfüllt aber den Zweck, welchen Sallust im Auge hatte, durchaus: sie gab ein gelungenes Charakterbild des Politikers Licinius Macer und machte daneben

[1]) Insbesondere hat Eduard Lang (Progr. des evang. Prediger-Seminars Schönthal 1884: Das Strafverfahren gegen die Catilinarier und Cäsars und Catos darauf bezügliche Reden bei Sallust) nachgewiesen, wie wenig sich Sallust selbst bei den Reden, die er selbst mitgehört hatte, bei denen Cäsars und Catos, an den Wortlaut oder auch nur an den Gedankengang gebunden hat. Ergänzt wird dieser Nachweis noch dadurch, dafs von Dübi (De Catilinae Sallustiani fontibus, Bern 1872) und von Lang gezeigt worden ist, dafs Sallust recht viele Reminiszenzen aus sonstigen Ciceronischen Reden enthalte. Sallusts Catilina 51, 20 ist nah verwandt mit Cicero Catil. IV 7 f., und so den ganzen Catilina Sallusts hindurch. Es sind Ähnlichkeiten in Gedanken, im Ausdruck, in den Übergängen, oft unabsichtlich, oft bewufst, die auf eine häufige Benützung der Ciceronischen Schriften hinweisen. Ja, an vereinzelten Stellen wird man sogar auch bei Sallust schon die Arbeitsweise nach 'berühmten Mustern' annehmen dürfen. Mit Recht verweist Dübi hier bei der ganzen Anlage von Catos Rede auf Cicero Pro Sestio 28, 61; für einzelne Stellen ist auf Demosthenes VIII 1 und Olynth. III 1, sogar auf Polybios XVI 4, 10 (für 51, 6) und auf Thukyd. III 82, 4 (für 52, 11) hinzuweisen (vgl. Lang a. a. O. S. 33).

Stimmung für die demokratischen Grundsätze. Man fühlt ferner noch in dem Brief des Pompejus an den Senat, dafs neben einer Schilderung der bedenklichen Lage auch eine gewisse ironische Verhöhnung des grofssprecherischen Wesens des Pompejus von Sallust bezweckt war. Pompejus hatte sich ja durch Theophanes von Mytilene als einen zweiten Alexander feiern lassen, der nicht minder wunderbare Eroberungszüge schon im jugendlichen Alter wie Alexander im Orient unternommen habe.[1]) In diesem Briefe vergleicht er sich dem Hannibal: (*Per Alpes*) *iter aliud atque Hannibal, nobis opportunius, patefeci; recepi Galliam, Pyrenaeum, Lacetaniam, Indigetis.* Auch hier geht wieder die Charakterschilderung in das subjektive Urteil des Historikers über. Die charakterisierende Rede wird zur Tendenzrede.

Für diese letzte Gattung besitzen wir die besten Musterbeispiele in Cäsars Kommentarien. Ganz zweifellos dienen die Reden Cäsars in erster Linie der Charakteristik der Zustände und der Personen. Aber auf der einen Seite werden sie doch in nicht wenigen Fällen einen gröfseren Grad von historischer Sicherheit beanspruchen können, insofern sie die Meinungsäufserungen des Mannes wiedergeben, welcher selbst der Hauptakteur in der Geschichte seiner Zeit gewesen ist und wenigstens ein Ohrenzeuge mancher anderer war, deren Reden er bietet. So hat man gewifs keinen Grund, die thatsächliche Richtigkeit der Hauptgedanken des Diviciacus, des Ariovist, des Critognatus zu beanstanden.

Auf der anderen Seite aber ist natürlich nicht zu verkennen, dafs Cäsar bei der Ausarbeitung seiner Kommentarien stets politische Ziele verfolgt hat. Was er sagte, was er verschwieg, das hatte er reiflich erwogen; 'ohne jemals plump die Wahrheit zu verletzen, versteht der Verfasser meisterhaft die Kunst, die Thatsachen zu seinen Gunsten zu gruppieren', 'ohne je in Prahlerei zu verfallen oder auch nur den Schein der Objektivität aufzugeben, weifs er seine Person und Verdienste aufs trefflichste ins Licht zu setzen, sein Handeln als berechtigt, seine Beweggründe als rein hinzustellen'.[2]) Es tritt hier also sehr oft an die Stelle der sachgemäfsen Kritik des Historikers das parteiische Urteil des Politikers. Vor allem sollen die eigenen Reden Cäsars weniger die Zustände und Personen schildern wie sie waren, sondern so, wie sie Cäsar angesehen und gedeutet zu sehen wünschte. Die Reden werden so in seiner Hand oft zu publizistischen Parteischriften, zu politischen Täuschungsmitteln.

Noch mehr ist dieses offenbar der Fall bei den Reden gewesen, die Augustus seinen Kommentarien beigefügt hat. Wir können uns von ihnen eine Vorstellung machen nach den Reden, die Appian, B. c. V 39—45 direkt aus Augusts Kommentarien übersetzt hat. Nicht nur sagt Appian V 45: *ταῦτα μὲν ἔλεξαν ὡς ἐκ τῶν ὑπομνημάτων ἦν ἐς τὸ δυνατὸν τῇσδε τῆς φωνῆς μεταβαλεῖν τεκμαιρομένῳ τῆς γνώμης τῶν λελεγμένων,* sondern es steht jetzt auch

---

[1]) Ich bemerke, dafs Theophanes den Pompejus zu diesem Zwecke um 10 Jahre jünger gemacht hat.

[2]) Vgl. das treffende Urteil Teuffels § 196.

unter allen Kennern Appians fest, dafs er hier und auch sonst in gröfseren Partien die Kommentarien Augusts direkt benutzt hat.[1])

Was dieser gröfste Schauspieler auf dem Throne mitzuteilen wünschte, welche idealen Ziele er seinen selbstsüchtigen Handlungen unterzuschieben beliebte, mit welchen moralischen Motiven er die Unmoralität umkleidete, das ersehen wir aus seinen Reden: für die Feststellung der wirklich historisch gehaltenen Reden sind sie wertlos. Gleichwohl haben sie natürlich als solche Dokumente für die politische Pfiffigkeit des Augustus eine gewisse Bedeutung.

Etwas höher stehen die Reden, welche Dio den Agrippa und den Mäcenas halten läfst (Dio XLII; vgl. Zonaras X 32). Wer hier historische Reminiszenzen sucht, irrt allerdings sehr, versündigt sich aber auch sehr an dem verständigen Schriftsteller, welcher seine eigene politische Überzeugung von der Notwendigkeit der Monarchie niederlegen, keineswegs historisch überliefertes Redematerial mitteilen wollte.

Diese Übersicht über mehrere der wichtigsten Redegattungen hat hoffentlich ein beredtes Zeugnis dafür abgelegt, wie es eine wichtige, eine notwendige Aufgabe der Quellenuntersuchungen und der historisch-philologischen Spezialforschung ist, die Beschaffenheit der Reden bei den einzelnen antiken Historikern genau festzustellen. Ist ihr Wert kein direkt historischer, so sind sie doch in den meisten Fällen indirekt von historischer Bedeutung, als Zeichen dessen, was der Historiker über die Persönlichkeiten und Zustände geurteilt hat oder geurteilt wissen wollte. Und selbst wo ihr sachlicher Wert gering ist, da haben sie doch oft genug noch eine litterarhistorische Bedeutung. Wie es bei Dionys von Halikarnafs mit Glück versucht ist, die Qualität und Herkunft seiner Reden zu bestimmen, wie es an einigen Stellen auch bei Livius erreicht ist, seine rednerischen Ausführungen auf seine Quellen zurückzuführen, so ist es anderseits oft auch mit Hilfe sprachlicher Nachweise möglich, in den trefflichen Fragmenten römischer Redner des II. Jahrh. v. Chr., wie sie bei Gellius und den Grammatikern enthalten sind, die Spuren des Echten nachzuweisen. Eine derartige Kraft der Gedanken, wie sie wenigstens in den Fragmenten von Reden Catos und der Gracchen enthalten ist, kann nicht eine Erfindung späterer rhetorisierender Annalisten sein, sondern beruht auf authentischen und ursprünglichen Mitteilungen über jene Reden, welche namentlich die Origines Catos, die Zeitberichte eines Fannius und Sempronius Asellio boten.

Zum Schlufs soll hier noch kurz eine Reihe von Reden antiker Geschichtswerke erwähnt werden, welche eine besondere Bedeutung in unserem religiösen Leben beanspruchen können, die Reden des Neuen Testaments.

Zu welcher Art von Reden gehören sie?

Hier kommen vor allem folgende Reden in Betracht: 1) die Bergpredigt Matth. 5—7 und die sonstigen Redestücke des Matthäusevangeliums 10, 18, 23, 25; 2) die Reden der Apostelgeschichte; 3) die Reden des Johannesevangeliums.

---

[1]) An anderen Stellen hat eine indirekte Benutzung stattgefunden. Vgl. Soltau, Appians Bürgerkriege (Philologus VII Suppl. S. 597 f.).

Ich habe kürzlich über die hier einschlägigen Fragen in meinem Buch gehandelt: 'Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert vom Standpunkte des Historikers aus betrachtet.'[1]) Dort auf S. 143—149 sind scharf die auf dem 2. Evangelium beruhenden Abschnitte von den Logia, den Redestücken, getrennt, bez. auch in der Apostelgeschichte die späteren Redestücke von dem Reisebericht, dessen Autor vermutlich Lucas ist, geschieden worden.

Damit ist für die soeben gestellte Frage nach der Bedeutung der Reden im Neuen Testament eine erwünschte Grundlage geboten. Mit genügender Sicherheit darf hier folgendes behauptet werden:

1. Die Reden der Apostelgeschichte gehören mit nichten zu dem Reisebericht, sondern sind geistiges Eigentum des letzten Bearbeiters. Sie sind — trotz aller Schönheit, oder vielmehr gerade bei ihrem versöhnlichen und vermittelnden Charakter — zu jener Art von Tendenzreden zu rechnen, welche die Anschauungen, Urteile und Hoffnungen des später lebenden Verfassers zu Anfang des II. Jahrh. in weitere Kreise hinaustragen und verbreiten sollten. Petrus redet oft wie Paulus und Paulus wie Petrus: das Bestreben des Autors Ad Theophilum, die Gegensätze als überwunden hinzustellen, wirkt noch jetzt ergreifend; aber seine Reden sind darum noch nicht historische Zeugnisse für die Ideen der Redenden, sondern Dokumente zur Charakterisierung der Überzeugungen des Schriftstellers.

2. Noch mehr verdienen die Reden des Johannesevangeliums diese Bezeichnung von Tendenzreden. Es ist nicht zu bezweifeln, dafs der Verfasser des 4. Evangeliums den Text der 3 synoptischen Evangelien kannte und frei benutzte, und es ist mindestens wahrscheinlich, dafs ihm eine Sammlung von Perikopen Johanneischen Ursprungs vorlag, mit welchen er dann seine eigenen rednerischen Ausführungen verknüpfte. In diesen letzteren suchte er Propaganda zu machen für eine tiefere Auffassung des Erlösungswerkes, für die Gottheit Christi und für eine mystische überweltliche Ordnung, welche in diese Welt der Finsternis hineingeleuchtet und durch Christi Person Licht verbreitet habe. Die Reden des 4. Evangeliums vertreten diesen Standpunkt ihres Verfassers oft ergreifend, manche Perlen echter Jesuworte mögen auch in ihnen eingesprengt enthalten sein (ich erinnere nur an die Allegorien vom guten Hirten und vom Weinstock): aber sie sind doch so wenig authentisch, dafs Kreyenbühl[2]) es wagen konnte, sie einem Gnostiker des II. Jahrh. zuzuweisen; ein verfehltes Unternehmen, aber immerhin charakteristisch genug.

3. Ganz verschieden von ihnen ist die 3. Gattung von Reden des N. T. Mit Recht hat man in der Bergpredigt und in den weiteren Redestücken des Matthäus die Fundamentalordnungen des Christentums, die Grundgesetze des Reiches Gottes gesehen. Wie bedenklich wäre es, wenn auch sie nur schriftstellerische Kompositionen wären, welche einer bestimmten Tendenz dienten! Glücklicherweise ist dies hier anders; der genaue Vergleich mit den ent-

---

[1]) Leipzig 1901, Dieterichs Verlag.

[2]) Das Evangelium der Wahrheit (Berlin 1900).

sprechenden Abschnitten des Lucas 6, 20—49; 9, 50—18, 14 hat das gesicherte Ergebnis gebracht, dafs beider Redestücke auf eine gemeinschaftliche griechisch geschriebene Quelle von Herrenworten zurückgehen, die voraussichtlich in letzter Instanz wieder auf sehr frühe Aufzeichnungen in aramäischer Sprache des Apostels Matthäus beruhen. Jedenfalls können diese Worte einen hohen Grad von Authentie beanspruchen und besitzen, gedeckt durch die entsprechenden Partien des Lucas, eine Glaubwürdigkeit wie wenige andere Teile des N. T., ja der profanen Historiographie überhaupt.

Es ist ein erfreuliches Fazit der Quellenuntersuchung, auf welches ich hier hinweisen kann: die entscheidenden Grundwahrheiten des Christentums beruhen nicht auf schriftstellerischer Erfindung, sondern haben eine grofse historische Glaubwürdigkeit.

DIE GESCHICHTE DES ALTERTUMS IM ZUSAMMENHANGE DER ALLGEMEINEN ENTWICKELUNG DER MODERNEN HISTORISCHEN FORSCHUNG[1])

Von Julius Kaerst

Die Geschichte einer Wissenschaft vermag uns am besten in die Probleme, die dieser Wissenschaft gestellt sind, einzuführen. Eine solche Betrachtung erweitert unseren Horizont über die engen Grenzen unseres speziellen Forschungsgebietes hinaus, vertieft unsere Einsicht in das Wesen und die eigentümlichen Aufgaben unserer Wissenschaft. Sie wirkt erfolgreich dem Spezialismus entgegen, der dadurch, dafs er die an sich so wichtige Spezialforschung zum Prinzip des Forschens erhebt und somit das notwendige Mittel zum Zwecke macht, nicht blofs die wissenschaftliche Forschung selbst verengt, sondern geradezu das geistige Leben verflacht. Einer derartigen geschichtlichen Betrachtung unserer Wissenschaft entnehmen wir auch die wirksamsten Waffen gegen die Isolierung und gegenseitige Absperrung der grofsen historischen Forschungsgebiete. Die Einteilung der allgemeinen Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist längst als wissenschaftlich unhaltbar erkannt worden; aber thatsächlich wird vielfach namentlich die Geschichte des Altertums immer noch durch eine Art chinesischer Mauer von der Geschichte der folgenden Kulturentwickelung getrennt.

Wir gehen in unserer geschichtlichen Übersicht aus von der Neugeburt unseres modernen Geistes in unserer klassischen Renaissanceperiode. Es sind eigentümliche geistige Kräfte, die sich hier in schöpferischer Wechselwirkung mit der Kultur des klassischen Altertums entwickeln. Wie der moderne Geist sich überhaupt in unaufhörlicher, bewufster oder unbewufster, Auseinandersetzung mit dem Geist der Antike ausbildet, so geschieht es vornehmlich in unserer klassischen Litteraturepoche. Diese neuen geistigen Kräfte bezeichnen zugleich die grofse entscheidende Wendung von einem vorwiegend rationalistischen, abstrakten und unhistorischen Denken zu einer neuen, ihrem innersten Wesen nach geschichtlichen Anschauung. Wir werden hiermit auf den Gegensatz gegen das Aufklärungszeitalter geführt. Die Aufklärung geht von einem

[1]) Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Die ursprüngliche Form des Vortrages ist — von einigen Erweiterungen abgesehen — beibehalten worden. Eine wissenschaftliche Vollständigkeit der Erörterung habe ich nach keiner Richtung beabsichtigt.

abstrakten allgemeinen Menschen aus, der als solcher kein geschichtliches Wesen ist. Die Aufklärung ist individualistisch, insofern sie die einzelnen Individuen isoliert betrachtet als Träger des allgemeinen vernünftigen Denkens; sie ist kosmopolitisch, insofern der allen Menschen gemeinsamen, durch vernünftiges Denken erkennbaren Wahrheit gegenüber alle besonderen Unterschiede und Eigentümlichkeiten unwesentlich sind. Die korporativen Verbände geschichtlichen Lebens haben keinen selbständigen Wert, höchstens eine erziehliche Bedeutung, kommen in der Hauptsache nur als Mittel zum Zweck in Betracht. Es handelt sich in der Geschichte um die Erkenntnis der allgemeinen, vernünftigen, als solche sich gleichbleibenden Wahrheiten; das eigentliche Interesse der Betrachtung bietet das, was vom Standpunkte der allgemeinen Vernunft als das Normale anzusehen ist, also auch der vernünftige Normalmensch. Das, was wir jetzt geschichtliche Entwickelung nennen, ist nichts als die mehr oder weniger klare oder getrübte, durch Leidenschaft und Unvernunft gehinderte, Anwendung der an sich gleichmäfsigen Vernunftwahrheit. Alle positiv-geschichtlichen besonderen Gestaltungen bilden nur die äufsere Hülle für jene allgemeinen Wahrheiten. Das geschichtliche Leben trägt für diese Betrachtung vielmehr den Charakter des Gemachten als des Gewordenen. Der geschichtliche Fortschritt bemifst sich vor allem nach dem Mafs von Aufklärung, das in ihm zur Geltung gelangt. Die Erfindungen spielen eine entscheidende Rolle. Bezeichnend ist in dieser Richtung z. B., was Schloezer in seiner Weltgeschichte[1]) sagt: 'Erfinder sind also die Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte; Könige, falls sie nicht zugleich Erfinder sind, nützt sie blofs wie chronologische Krücken.'

Auch die Auffassung des staatlichen Lebens im besonderen trägt durchaus die Züge, die für die gesamte Anschauungsweise des Aufklärungszeitalters bezeichnend sind. Der Staat ist begründet durch individuelle Willensakte Einzelner — ich weise hier namentlich auf die Vertragstheorie der Naturrechtslehre hin —; er besteht vornehmlich um der individuellen Lebenszwecke willen. Am schärfsten und konsequentesten ausgebildet ist diese Auffassung von Locke (*On civil government*). Der entscheidende Zweck der staatlichen Vereinigung der Menschen ist nach ihm die '*preservation of their property* (d. h. *their lives, liberties and estates*)'. Auch bei der Begründung des ursprünglichen Eigentums der Menschen durch die Arbeit geht Locke durchaus von dem einzelnen Individuum aus.

Wenn die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen vor allem Beispiele sind für die Anwendung der allgemeinen Vernunftwahrheiten, so wird auch der Zweck der geschichtlichen Betrachtung vornehmlich ein praktischer sein. Diese Auffassung ist allerdings nicht beschränkt auf das sogenannte Aufklärungszeitalter; sie ist im Altertum verbreitet und hat hier insbesondere in der pragmatischen Geschichtschreibung des Polybios einen bedeutenden Repräsentanten gefunden; am Beginne der Neuzeit lehrt Machiavelli in seinen

[1]) Ausgabe von 1792 S. 69; vgl. auch S. 70.

Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio die Geschichte des Altertums als ein jederzeit anwendbares Repertorium für politische und militärische Anweisungen, zum Gebrauche für Staatsmänner und Feldherren, ansehen. Aber der praktische Zweck, der Zweck der Belehrung tritt uns doch vor allem in charakteristischem Zusammenhange mit den herrschenden Tendenzen des Aufklärungszeitalters entgegen. Er hat einen gewissermafsen programmatischen Ausdruck erhalten in den 1738 erschienenen Briefen des Lord Bolingbroke über das Studium der Geschichte, wo es u. a. heifst[1]): 'Es mufs unserem Geist beständig vorschweben, dafs die Geschichte Philosophie ist, die uns durch Beispiele lehrt, wie wir uns in allen Lagen des Privat- und öffentlichen Lebens aufführen sollen.'

Auch die Kritik, die auf der Grundlage dieser allgemeinen Auffassung an der geschichtlichen Überlieferung geübt wird, ist eine abstrakte Vernunftkritik, wie sie insbesondere vom englischen Deismus ausgebildet worden ist. Sie hat, wie die Aufklärung überhaupt, viele Vorurteile weggeräumt, viele Widersprüche aufgedeckt, aber sie ist eine im wesentlichen negative Kritik, keine historische Kritik; sie wirkt nicht aufbauend, sondern vorwiegend zerstörend; sie endet meistens in einem Skeptizismus, der als Übergangsstadium der Forschung grofse Dienste leisten kann, aber auf die Dauer sich als unfruchtbar erweist.

Worin besteht nun der Gegensatz, den die geistigen Kräfte unserer klassischen Litteraturepoche der eben skizzierten Anschauungsweise gegenüber darstellen? Auch die Kultur unserer klassischen Periode hat einen ausgesprochen individualistischen und weltbürgerlichen Charakter. Die individualistischen Tendenzen hat in scharf pointierter Weise W. v. Humboldt ausgesprochen, wenn er sagt: 'Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte.'[2]) Die Verbindung des Individualismus mit den weltbürgerlichen Tendenzen gelangt zu charakteristischem Ausdruck in dem Ideal, das Schiller der menschlichen Entwickelung stellt, nämlich: 'das Individuum zur Gattung zu steigern'. Aber das ist das Entscheidende, dafs das Individuum ganz anders und viel tiefer gefafst wird als in der Aufklärung, nicht blofs nach seiner intellektuellen Seite, als Repräsentant der allgemeinen Vernunft, sondern in der Totalität seines Wesens, in der Harmonie seiner Kräfte, in seiner 'Einheit und Tiefe', wie es W. v. Humboldt bezeichnet.[3]) Die vornehmlich ästhetisch gefafste Ausbildung der vollendeten Persönlichkeit ist das Ideal dieser geistigen Kultur, ein Ideal, das in dem ethischen Idealismus der Kantschen Philosophie eine wesentliche Ergänzung findet. Gegenüber dem rationalen Prinzip kommen andere Faktoren des geistigen Lebens zu schöpferischer Bethätigung, die Empfindung und die unmittelbare Anschauung. Die Empfindung richtet sich vor allem auf das

---

[1]) S. 47 d. Übersetzung; vgl. auch S. 53.

[2]) Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen S. 13 (Ausg. v. Cauer).

[3]) Über die Aufgabe d. Geschichtschreibers, Abh. d. Berl. Akad. 1821 S. 316.

Besondere, die Anschauung geht auf das Ganze. So gelangt das Konkrete, Besondere der historischen Erscheinung eben als Ganzes zur Geltung gegenüber dem Abstrakten, Allgemeinen. Aus dem inneren Kontakte, in dem sich die eigentümlichen Kräfte unserer klassischen Litteraturepoche mit der Kultur des klassischen Altertums befinden, entspringt eine gewisse historische Gesamtauffassung des Altertums, allerdings in ästhetischer Idealisierung, aber eine solche Auffassung, die dem klassischen Altertum als dem Ganzen einer eigenartigen Kulturerscheinung gerecht zu werden sucht.

Das gleiche Ideal wahrer Humanität, das dem einzelnen Menschen in der lebensvollen Durchbildung seiner Persönlichkeit gestellt wird, gilt für diese Auffassung auch der Menschheit im ganzen. Wie die Einzelpersönlichkeit wird auch die allgemeinmenschliche Entwickelung als ein Ganzes, in der harmonischen Einheit aller ihrer einzelnen besonderen Erscheinungen angeschaut. Es giebt einen umfassenden Zusammenhang der menschlichen Entwickelung. In der allseitigen Entfaltung der Kräfte und Anlagen der menschlichen Gattung erfolgt die geschichtliche Verwirklichung der Idee der Humanität. Ein grofses Ideal historischen Denkens und historischer Anschauung, das damit sogleich in den ersten Anfängen tieferer geschichtlicher Auffassung aufgestellt wird.

Eine eigentümliche Rolle spielt nun in dem Ganzen dieser Anschauung die Idee der Nation, nationalen Lebens und nationaler Kultur. Das Volkstum wird in der eigenartigen Verbindung und gegenseitigen Durchdringung des allgemein Menschlichen und des besonderen Geschichtlichen gefafst. Das allgemein Menschliche kommt in einem besonderen Volkstum, dem hellenischen, zu einer ganz eigenartigen Verwirklichung. 'Griechenland', so sagt W. v. Humboldt[1]), 'stellte eine weder vorher noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf'. Das hellenische Volkstum wird so der besondere Träger des Klassischen.

Diese Auffassung ist zuerst mit prophetischem Blick auf einem besonderen Gebiete aus tiefer historischer Gesamtanschauung heraus begründet worden. Winckelmann behandelte die Geschichte der antiken Kunst in innerer Verbindung mit der Entwickelung der antiken Kultur insgesamt. Er hob den allgemeinen, stets gültigen Wert der hellenischen Kunst hervor, stellte sie als Norm für die Darstellung des Schönen überhaupt dar. Er erklärte aber zugleich diesen vorbildlichen, normativen Wert der antiken Kunst aus den besonderen Bedingungen, dem eigentümlichen Verlaufe des hellenischen Kulturlebens. Nicht blofs der griechische Himmel, die Eigenart des griechischen Klimas, sondern auch die besondere griechische Gemütsart, die Fröhlichkeit und Heiterkeit des Sinnes, die Freiheit, wie sie im öffentlichen Leben verwirklicht wurde, haben die Gröfse und harmonische Schönheit der hellenischen Kunst bewirkt. Die hellenische Nation ist in ihrem besonderen geschichtlichen Leben und der dadurch bedingten Kultur die Repräsentantin des allgemeinen Schönheitsideals geworden.

[1]) Über die Aufgabe des Geschichtschreibers S. 319.

Diese klassizistische Gesamtanschauung vom hellenischen Altertum ist zunächst die treibende Kraft für die eigentlich wissenschaftliche Erforschung desselben geworden. Dies zeigt sich uns sehr deutlich in der programmatischen Darstellung, die einer der vornehmsten Bahnbrecher und Begründer der neueren deutschen Wissenschaft vom klassischen Altertum gegeben hat. F. A. Wolf[1]) sagt in seiner 'Darstellung der Altertumswissenschaft': 'Eigentlich nur hier (nämlich bei den Hellenen) wird uns das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu teil. Wo wäre heute ein Volk, das seine Kultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Kunst der schönen Rede und Bildnerei aus nationalen Empfindungen und Sitten geschaffen, das seine Wissenschaften auf eigentümliche Vorstellungen und Ansichten gebaut hätte? Im Gegenteil finden wir bei weitem das meiste in unserer Litteratur aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragen, bald unmittelbar, bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechselraub der Neueren untereinander, überall ein Gemenge von streitenden Stoffen und Formen; in den Künsten zeigt sich nur geringe, oft gar keine Eigentümlichkeit und Originalität, mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorien und Nachbildungen nach fremden Mustern als selbständige Produktionen, die anderen wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen sind; in aller wissenschaftlichen Aufklärung endlich zwar ungeheure Vorräte von Kenntnissen und Einsichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der anderen zureicht und abnimmt, aber mitten unter diesen Schätzen wenig Spuren eines vorherrschenden Geistes, worin man eine Nation erkennt und den Menschen.'[2]) Weiter heifst es: 'Unser Altertum ist als ein Ganzes gedacht, gleichsam eine in sich geschlossene Welt'; er spricht 'von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet'. Sehr bezeichnend ist auch die Bemerkung: 'Also durchliefen sie (nämlich die Griechen) in dem ganzen Gange ihrer Ausbildung eine Stufenleiter, an der man, wie an einem Kulturmesser, den Gang rein menschlicher Entwickelung überhaupt wahrnehmen kann.' In diesen Ausführungen treffen wir die eigentlich konstitutiven Elemente der Altertumswissenschaft, wie diese unter dem Einflusse der klassizistischen Auffassung aufgebaut worden ist. Charakteristisch ist namentlich die Betrachtung des klassischen Altertums als eines organischen Ganzen, das in der Totalität seiner Erscheinungen und der Eigenart seines Wesens erfafst wird. Zugleich finden wir aber auch die Betonung des vorbildlichen Charakters der hellenischen Kulturentwickelung. Die Entwickelung des klassischen Altertums wird als eine nationale angesehen, aber das hellenische

---

[1]) Museum der Altertumswissenschaft, herausgegeben von F. A. Wolf und Ph. Buttmann, I 1807 S. 138 f. = Kl. Schr., herausgegeben von Bernhardy II 891 f.

[2]) F. A. Wolf zeigt allerdings hier, dafs er sehr einseitig in der Vergangenheit lebte. Er klagt über die Zerfahrenheit und Unproduktivität der modernen Bildung, und seine Abhandlung ist doch dem Manne gewidmet, der mehr als irgend ein anderer die verschiedenen Elemente einer neuen und selbständigen geistigen Kultur in seiner Person zu schöpferischer und harmonischer Einheit brachte — Goethe.

Volkstum erscheint zugleich in einer gewissen Isolierung, vorwiegend als Norm menschlichen Kulturlebens überhaupt, weniger im Zusammenhange einer allgemeinen geschichtlichen Entwickelung.

In umfassendster Ausführung, in bemerkenswerter Verbindung von Universalität und Tiefe tritt uns die Anschauung von einer allgemeinen Geschichte der Menschheit, die Auffassung einer geschichtlichen Entwickelung der Humanitätsidee in Herders 'Ideen zur Geschichte der Menschheit' entgegen. Wenn bei Lessing, 'Die Erziehung des Menschengeschlechtes' 1780[1]) und bei Kant, 'Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' 1784 noch einseitiger der individualistische Endzweck der weltbürgerlichen Kulturentwickelung ausgesprochen wird, wenn es sich nach ihnen vor allem darum handelt, die Anlagen der Individuen im Rahmen der Gesamtentwickelung der menschlichen Gattung zu allseitiger Ausbildung und zu möglichst vollkommener Wirksamkeit zu bringen, so bedeuten Herders Ideen in bestimmter Richtung einen wesentlichen Fortschritt der Auffassung.[2]) Bei Kant und Lessing sind die grofsen historischen Gesamterscheinungen, die nationalen Entwickelungen u. s. w., vornehmlich Mittel zum Zweck; die einzelnen Stufen des weltgeschichtlichen Prozesses haben im wesentlichen nur propädeutische Bedeutung. Die Idee der Humanität wird in der Hauptsache an das Ende der Entwickelung gestellt. Bei Herder dagegen entfaltet sich diese Idee in mehr immanenter Weise. Jede Stufe der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung hat zugleich ihre besondere Bedeutung, gewissermafsen ihren Zweck in sich selbst; jede wirkt durch sich selbst schon zur Entfaltung des allgemeinen Humanitätsideals. 'Jede Nation trägt das Ebenmafs ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit andern, in sich.'

Diese Auffassung erblickt die Gröfse, wie der natürlichen, so auch der geschichtlichen Welt in der eigentümlichen Schönheit der einzelnen Gestaltungen, in ihrer besonderen Färbung und Stimmung. Wie das Einzelne von der Ansicht des Ganzen sein Licht empfängt, so strahlt es wieder das Ganze in seiner besonderen Erscheinung aus. Aus dieser gewissermafsen pantheistisch-ästhetischen Grundstimmung, welche die allgemeinen Anschauungen unserer klassischen Litteraturepoche in eigentümlicher Weise ausprägt, ist dem historischen Denken ein bedeutsamer Impuls erwachsen. Insbesondere können wir noch bei Ranke jene ästhetische Freude an der Vielgestaltigkeit und dem Farbenreichtum der geschichtlichen Erscheinungen erkennen. In der mannigfaltigen Welt nationaler Bildungen, wie sie Herder dem geistigen Auge des Beschauers enthüllt, verliert nun aber die Idee des Klassischen etwas von ihrer ausschlaggebenden Bedeutung.

Herder hat, namentlich eben durch die Betonung des Volkstümlichen,

---

[1]) Die Bedeutung der Leibnizschen Philosophie für eine historische Weltauffassung, insbesondere der Einflufs derselben auf die von Lessing vertretenen Ideen wird hervorgehoben von Windelband, Gesch. d. neueren Philosophie I² 538 f.

[2]) Auf die Frage, welche Einflüsse auf Herder eingewirkt haben, auf sein Verhältnis zu Montesquieu u. a. einzugehen, liegt aufserhalb meiner Aufgabe.

durch seine Verdienste um Sammlung und Erforschung der Volkspoesien, anregend und befruchtend auf die Romantik eingewirkt. Die Romantik arbeitet durchaus mit den geistigen Kräften, die in der Kultur unserer Litteraturepoche gewonnen worden sind; nur wendet sie ihr Interesse vornehmlich anderen Gegenständen zu, insbesondere nicht den vollendeten und reifen Schöpfungen des klassischen Altertums. Sie steht schon im Zusammenhange mit der inneren Erhebung des nationalen Geistes in Deutschland, die ebenso durch die äufseren Ereignisse der Napoleonischen Fremdherrschaft gefördert worden ist, wie sie anderseits auf die äufsere Erhebung eingewirkt hat. Sie richtet sich vor allem auf das eigene Volkstum. Schärfer noch als die führenden Geister unserer klassischen Epoche, vielfach bis zur Übertreibung und Verirrung, wendet sie sich gegen den Rationalismus. Gegenüber dem künstlich Gemachten, Bewufsten, Verstandesgemäfsen, Regelrechten, gegenüber dem aus Reflexion Abgeleiteten geht sie auf das Unbewufste, Geheimnisvolle, Dunkle, Ursprüngliche, vielfach auch Phantastische. 'Die krumme Linie ist der Sieg der freien Natur über die Regel', sagt Novalis.[1]) Dem Abstrakten gegenüber wird das sinnliche Element, das in in der jugendlichen Anschauung der Völker liegt, betont. Aus den unendlichen Tiefen des Volkstums treten jetzt dem Beschauer unergründlich tiefe Rätsel entgegen, damit zugleich aber unermefslich reiche Antriebe zur Forschung.

Es ist nach der ganzen Richtung der Romantik begreiflich, dafs die von ihr ausgehenden Impulse der Forschung unmittelbar mehr unserer eigenen Geschichte als der des klassischen Altertums zu gute kamen; aber die allgemeine Einwirkung, die sie auf das historische Denken ausübte, erstreckte sich doch auf die gesamte historische Forschung. Insbesondere gelangte der Begriff des organischen Werdens auch in seiner Bedeutung für das politische Leben zu immer gröfserer Geltung. Der Widerspruch gegen die Revolution liefs diesen Gedanken besonders in einseitiger Stärke hervortreten. Die Betrachtungen, die der Engländer Burke über die französische Revolution anstellte, haben in dieser Beziehung eine allgemeine Bedeutung.

Für den Begriff des Organischen ist namentlich charakteristisch der lebendige, unauflösliche Zusammenhang der einzelnen Teile, der Glieder des Ganzen, anderseits das allmähliche Wachsen, die kontinuierliche Entwickelung. Diese Idee organischer Entwickelung ist der Grundgedanke der historische Rechtsschule, die auch auf eine tiefere Auffassung des klassischen Altertums grofsen Einflufs gewonnen hat. Savignys Schrift 'Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung' ist das Programm der historischen Rechtsschule geworden. Scharf tritt hier der Gegensatz hervor gegen die Auffassung, dafs 'es ein praktisches Naturrecht oder Vernunftrecht gebe, eine ideale Gesetzgebung, für alle Zeiten und alle Fälle gültig'. Auf das Entschiedenste wird der organische Zusammenhang des Rechts mit dem Wesen und Charakter des Volkes betont.

Einen tiefgehenden Einflufs auf das historische Denken übte nun die grofse

[1]) Schriften, herausgegeben von Tieck und Fr. Schlegel, 5. Aufl. 1837, III 320.

politische Neugeburt unseres Volkes aus, wie sie im Zeitalter der Befreiungskriege wenigstens ihren Anfang nahm und im preufsischen Staate schon vor dem Freiheitskriege in den Reformen der Steinschen Gesetzgebung zu Tage trat. Es erfolgte jetzt eine entscheidende innere Wendung des historischen Denkens zum Staatsgedanken hin. Die eingreifende wissenschaftliche Wirksamkeit des bedeutendsten Bahnbrechers der modernen historisch-kritischen Forschung im allgemeinen und der altgeschichtlichen Forschung insbesondere, B. G. Niebuhrs, ist vornehmlich durch die von jener politischen Bewegung ausgehenden Antriebe bedingt, wenn auch seine Forschung noch andere Einflüsse, zum Teil von dem englischen Staatsleben, zum Teil von den geschichtlichen Anschauungen Justus Moesers, die namentlich an die niedersächsischen bäuerlichen Verhältnisse anknüpften, empfangen hat. Auf die in Niebuhrs Leben selbst liegenden Momente, die auf die Entwickelung des grofsen Historikers einwirkten, will ich hier nicht eingehen, sondern nur hervorheben, wie er in seiner hervorragenden praktischen Thätigkeit als Finanzmann, als Mitarbeiter Steins, reichliche Gelegenheit hatte, eine tiefere Kenntnis des staatlichen Lebens zu gewinnen.

In der Zeit der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft hatte man es erlebt, dafs in einem gemeinsamen Volkstum eine unmittelbar verbindende Kraft und Macht liege, die nicht aus allgemeinen Vernunftwahrheiten abgeleitet und nicht durch allgemeine, auf Postulaten der Vernunft beruhende Verbindungen weltbürgerlichen Charakters ersetzt werden konnte. Man erfuhr, wie Niebuhr es ausdrückte, 'den Segen, einer starken Nation anzugehören'. Die Periode der Knechtschaft hatte gelehrt, dafs eine rein individualistische, insbesondere eine vorwiegend ästhetisch gerichtete Kultur nicht genügen konnte. Man empfand es, dafs gerade zum Schutze eines selbständigen geistigen Lebens eine kräftige, unabhängige staatliche Existenz nötig war, dafs man eines freien, auf sittlichen Kräften aufgebauten staatlichen Lebens bedurfte. Die inneren Kräfte, die in der Periode Goethes und Kants zur Entwickelung gelangt waren, kamen jetzt auch dem Staatsleben zu gute.

Niebuhr stellte die politische Geschichte in den Vordergrund des historischen Interesses. Allerdings sah er in dieser nicht eine Sammlung von interessanten Haupt- und Staatsaktionen, sondern er fafste das Staatsleben auf als die hegende und schützende Form, in der die sittlichen Kräfte eines Volkstums nach innen und aufsen sich entfalten. Das nationale Element bildete für ihn nicht den Gegenstand eines vorwiegend ästhetischen Interesses, sondern es war ihm die Grundlage selbständigen politischen Lebens. Er hob die Geschichte des Altertums aus der idealisierenden Isolierung heraus. Er suchte die antike Entwickelung aus den überall im staatlichen Leben wirksamen und namentlich auch in der Gegenwart sich zeigenden Kräften zu erklären.

Ein unendlich reiches, durch eine erstaunliche Kraft des Gedächtnisses unterstütztes geschichtliches Wissen und lebendige politische Erfahrung führten ihn dazu, auf dem Wege der Analogie wichtige geschichtliche Entdeckungen zu machen, die auch dann, wenn sie sich in der Folge nicht

als unbedingt haltbar erwiesen, anregend und befruchtend auf die Forschung einwirkten. Wie er die auf heimischem, bäuerlichem Boden gewonnenen Anschauungen, die hier lebenden Erinnerungen, die Parallelen, welche die mittelalterliche Geschichte deutscher und italienischer Städterepubliken für die stadtstaatliche Entwickelung des Altertums boten, für die Rekonstruktion der antiken Zustände verwandte, so mufsten ihm auch fernerliegende Verhältnisse wie die agrarischen Zustände Indiens zur Lösung schwieriger Probleme in der Geschichte des Altertums dienen. Seine eigene politische Auffassung war vor allem eine dem Geiste der Steinschen Reformen homogene. Charakteristisch ist hierfür die starke Betonung der politischen Pflichten, die auf der Anerkennung des Rechtes und der Bedeutung der Gemeinschaft beruht, die Hervorhebung der Wichtigkeit der Verwaltung gegenüber der Überschätzung der Verfassungsformen. Niebuhr selbst hat es ausgesprochen, dafs die Freiheit weit mehr von der Administration als von der Verfassung abhänge, und hat diese Anschauung in seiner Römischen Geschichte zu entschiedener Geltung gebracht.

Die grofse Bedeutung, die Niebuhr der historischen Analogie in seiner Forschung einräumte, hinderte ihn durchaus nicht in dem Bestreben, eine bestimmte nationale Entwickelung, wie die der römischen Geschichte, als eine eigenartige Einheit, als ein besonderes Ganzes zu erfassen. Die selbständige Eigenart volkstümlicher Entwickelung absorbierte sogar so stark sein Interesse, dafs er schon aus diesem Grunde der römischen Kaiserzeit, der kulturellen Wichtigkeit ihrer kosmopolitischen Bildungen nicht gerecht zu werden vermochte.

Besonders hervorheben möchte ich noch, dafs er nicht blofs das Nacheinander der Entwickelung eines einheitlichen Volkstums, die wichtigsten aufeinander folgenden Stufen dieser Entwickelung aufdecken wollte, sondern zugleich auch die nebeneinanderliegenden und untereinander zusammenhängenden gleichzeitigen Elemente einer bestimmten Entwickelungsperiode in ihrer geschichtlichen Einheit zu erfassen strebte. So schreibt er einmal an den Grafen Moltke[1]: 'So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterschieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thukydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Catos Zeit oder Tacitus die Grundidee ihres ganzen Seins habe.' Er hat hiermit den eigentlichen Grundgedanken der wissenschaftlichen Kulturgeschichte im wesentlichen schon formuliert; thatsächlich ist er allerdings zur Verwirklichung des Ideals seiner Forschung noch wenig gelangt.

Vornehmlich zeigt sich die Fruchtbarkeit der Anschauung von einer volkstümlichen Entwickelung auch in Niebuhrs Kritik der Überlieferung. Auch hier suchte er zunächst auf dem Wege der Analogie die Grundzüge bestimmter Entwickelungsstufen der Tradition festzustellen. Er begnügte sich nicht damit,

---

[1]) 15. Aug. 1812, Lebensnachrichten II 91.

das, was überliefert war, deshalb als unhistorisch nachzuweisen, weil es aus Gründen vernünftiger Überlegung unmöglich war, sondern er ging auf die Art, den besonderen Charakter der Überlieferung ein. Er suchte durch Vergleichung mit anderen Traditionen aus den ersten Entwickelungsstadien geschichtlicher Völker die allgemeinen Bedingungen, unter denen solche meist sagenhafte Überlieferungen überhaupt entstehen, darzulegen. Dann weiter forschte er den besonderen Formen der Ausprägung, in denen gerade in einem bestimmten Volke die Überlieferung erfolgte, nach; er strebte darnach, die verschiedenen Entwickelungsstufen der Tradition voneinander zu scheiden. So ging er darauf aus, eine bestimmte Überlieferung als ein besonderes Ganzes, im engen Zusammenhange mit dem Ganzen der nationalen Entwickelung, in gewissem Sinne als deren Ausdruck, zu erfassen und den Gehalt und die Glaubwürdigkeit der Überlieferung aus ihrem inneren Verhältnis zu dieser nationalen Entwickelung abzuleiten. Dafs er dabei gerade für die römische Geschichte den Einflufs des Unbewufst-Volkstümlichen, des Poetischen und Originell-Sagenhaften überschätzt hat, thut der allgemeinen Bedeutung und Fruchtbarkeit seiner Gedanken keinen Abbruch.

Wenn die reformatorische Thätigkeit, die Niebuhr in der Geschichtswissenschaft entfaltete, unmittelbar und vor allem auf die antike Geschichtsforschung sich erstreckte, so war das bei dem Historiker, der für die Folgezeit der eigentlich führende Geist unserer deutschen Geschichtswissenschaft geworden ist, bei Ranke, nicht der Fall. Trotzdem haben die von ihm vertretenen Gedanken eine bedeutende Wirkung auch auf die Auffassung der Geschichte des Altertums ausgeübt, allerdings erst verhältnismäfsig spät, wie ja überhaupt die grofsen Impulse, die Ranke dem geschichtlichen Denken gegeben hat, durchaus nicht sogleich ihre siegreiche Kraft, ihren vollen Einflufs offenbart haben. Rankes Forschung wird charakterisiert durch eine bedeutsame Vereinigung von zwei verschiedenen Richtungen, von zwei wesentlichen Elementen historischer Forschung, eine Vereinigung, die den schönsten Ruhmestitel der modernen geschichtlichen Wissenschaft, insbesondere in Deutschland, bildet. Ich meine die Verbindung empirischer, auf Feststellung des Thatsächlichen gerichteter Forschung mit einer philosophischen Auffassung, die ein geistiges Erbe der deutschen Idealphilosophie bildet. Man darf vielleicht, um eine noch allgemeinere Basis des Verständnisses und der Verständigung zu gewinnen, für philosophische Auffassung setzen: geistige Durchdringung des gegebenen Stoffes, das Streben, einen geistigen Gehalt des äufseren geschichtlichen Verlaufes zu erkennen. Allerdings wird es dabei nicht durchaus ohne Konstruktion abgehen, aber der Historiker soll, wie ich meine, noch gefunden werden, der ohne dieselbe auskommen zu können meint. Es handelt sich nur darum, auf welchem Grunde man aufbaut und was für Bausteine man verwendet.

Das Streben nach reiner, unverhüllter geschichtlicher W a h r h e i t und W i r k l i c h k e i t, das Verlangen, den geschichtlichen Erscheinungen auf den Grund zu gehen, bezeichnet einen durchgehenden Grundzug der gesamten historischen Arbeit Rankes. Schon in dem berühmten Worte, er wolle

zeigen, 'wie es eigentlich gewesen'[1]), findet diese Tendenz ihren Ausdruck; in seinen grundlegenden Abhandlungen zur Kritik historischer Überlieferung — in der Abhandlung zur Kritik neuerer Geschichtschreiber[2]), wie in den Untersuchungen zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten[3]) — spricht er sich hierüber charakteristisch aus: 'Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck, gründliche Erforschung des Einzelnen, das Übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im kleinsten, nur kein Hirngespinst. Der Historiker darf nicht allein Schönheit und Form in der Geschichte suchen, sondern exakte Wahrheit.' 'Der wahre Sinn des Historikers ist, den Gegenstand, das Objekt in voller Wahrheit zu ergreifen.'

Aber die Erforschung des Einzelnen ist ihm nie Selbstzweck. Der Begründer der neueren urkundlichen archivalischen Geschichtsforschung ist niemals in seiner Forschung auf das Niveau vieler Epigonen hinabgestiegen; er hat nie gemeint: 'non est in mundo quod non est in actis'. Die Richtung auf die Urkundlichkeit des Materials, auf die Exaktheit der Forschung steht bei Ranke im Dienste einer universalen, die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen und Vorgänge in ihren Zusammenhängen verknüpfenden Anschauung. 'Die Masse des Materials' soll 'die allgemeine Anschauung nicht verhindern, sondern fördern'.[4]) Auf zweierlei mufs der Historiker ausgehen: 'Erforschung der wirksamen Momente der Begebenheiten und Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges.'[5]) 'In seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefafst wird.'[6]) Von den Äufserungen des jungen Ranke an (in Briefen an seinen Bruder Heinrich, 1826 und 1828[7]), in denen er von seiner Absicht spricht 'die Mär der Weltgeschichte aufzufinden', hervorhebt, dafs 'die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte sein höchstes Glück' sei, begleitet diese universale Tendenz den Historiker durch sein ganzes Leben hindurch, bis sie im Greisenalter zum Versuche einer Weltgeschichte führt. So entschieden sich Ranke gegen die Willkürlichkeiten der Hegelschen Philosophie ausspricht, so sehr er es hervorhebt, dafs der 'Historiker sich das Allgemeine nicht vorher ausdenken dürfe, wie der Philosoph'[8]), so stark betont er, dafs 'die philosophische Methode in ihrer Tendenz etwas Wahres habe; sie beruhe auf einem berechtigten Grunde, auf dem Bedürfnis nach universeller Anschauung'.[9])

Dem universalen Charakter der Rankeschen Forschung entspricht schon der eigentliche Ausgangspunkt seiner Studien, der zugleich den Hauptinhalt seiner Lebensarbeit bildet. Es ist die Erforschung eines grofsen weltgeschichtlichen Prozesses, der jedenfalls für unsere eigene geschichtliche Existenz von grundlegender Bedeutung ist, die Erkenntnis der Entstehung und Entwickelung der romanisch-germanischen Welt, der Trägerin unserer modernen abend-

[1]) Vorr. z. Gesch. d. roman. u. germ. Völker S. VII.
[2]) S. 24. [3]) Werke LI/II 97.
[4]) Zusatz zur 2. Ausg. der Abh. zur Kritik neuerer Geschichtschreiber.
[5]) Weltgeschichte IX 2 S. XVI. [6]) Brief an H. Ritter 1835.
[7]) Zur Lebensgeschichte S. 162 195. [8]) Weltgesch. X 2 S. IX. [9]) Ebd. S. XII.

ländischen Kultur. In diesem Zusammenhange nun der universalen historischen Auffassung Rankes ist ein, wie mir scheint, besonders wichtiges Moment hervorzuheben. Wir haben vorher die Bedeutung schon betont, die der Idee des Volkstums für eine tiefere historische Anschauung zukam; wir haben den Übergang von einer mehr ästhetischen Auffassung des nationalen Elementes in unserer klassischen Litteraturepoche zu einer vorwiegend politischen, wie sie uns namentlich bei Niebuhr entgegentritt, kennen gelernt. Wir haben zugleich hervorgehoben, wie Niebuhr schon bemüht war, in der Entwickelung eines bestimmten Volkstums die Wirksamkeit der allgemeinen weltgeschichtlichen Kräfte nachzuweisen. Durch Ranke werden wir einen wesentlichen Schritt weiter geführt. Er faſst die einzelnen Nationalitäten vornehmlich in ihrer Wirkung aufeinander, in der universalgeschichtlichen Verflechtung ihrer Schicksale und nimmt dadurch die nationalen Entwickelungen erst in vollem Maſse aus der Isolierung heraus. Er weist nach, wie sich erst in diesem allgemeinen Prozesse gegenseitiger Beeinflussung die Nationen in vollem Sinne entwickeln, zu ihrer Selbständigkeit ausbilden. Die Bildungsgeschichte der einzelnen Nationalitäten erfolgt nicht bloſs gewissermaſsen geradlinig aus den Antrieben des eigenen Volkstums heraus, sondern zugleich unter dem allgemeinen Einflusse der 'groſsen Abwandlung der Begebenheiten'. Wenn die auswärtige Politik bei Ranke eine besonders wichtige Rolle spielt, ihre Darstellung einen breiten Raum einnimmt, so handelt es sich bei ihr nicht nur um äuſsere Verwickelungen, diplomatische Verhandlungen und kriegerische Aktionen, sondern es kommen in ihr eben zugleich die inneren Lebensbeziehungen der verschiedenen Nationen in ihrer gegenseitigen Verflechtung zum Ausdruck. Die von Ranke vertretene Betrachtungsweise ist auch für die Geschichte des Altertums von der gröſsten Wichtigkeit, obgleich hier aus der Wechselwirkung der verschiedenen nationalen Elemente aufeinander keine groſsen, selbständig nebeneinander stehenden nationalen Staaten und Kulturen hervorgegangen sind.

In der Behandlung der Geschichte des klassischen Altertums sind die groſsen Fortschritte geschichtlicher Auffassung, die sich vornehmlich an Niebuhr und Ranke anknüpfen, zunächst noch wenig zur Geltung gelangt; die Forschung auf dem Gebiete des hellenischen Altertums hat allerdings unter den Auspicien von Männern wie A. Boeckh, K. O. Müller u. a. bedeutende Erfolge aufzuweisen; aber die Weiterentwickelung der historischen Auffassung, namentlich nach der politischen Seite hin, hält hiermit nicht gleichen Schritt. Der Gesichtspunkt des Klassischen bleibt noch vorherrschend; eine mehr normative Betrachtungsweise läſst eine unbefangene geschichtliche Anschauung noch nicht völlig aufkommen. Die klassischen Schriftsteller werden nicht, wozu Niebuhr den Weg gewiesen hatte, vorwiegend im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung selbst, ihre Anschauungen als Zeugnisse dieser Entwickelung gefaſst, sondern sie sind Autoritäten, die die Forschung in gewissem Sinne binden, das Urteil des Forschers beherrschen. Die im Klassizismus gegebene Schranke der geschichtlichen Beurteilung zeigt sich uns ge-

rade bei Forschern, wie A. Boeckh und K. O. Müller. Boeckh war allerdings unstreitig bestrebt, zu einer umfassenden Totalanschauung, namentlich vom hellenischen Altertum zu gelangen, wie er sich mit dem Plane einer umfassenden Gesamtdarstellung des hellenischen Lebens (in einem Werke 'Hellen') trug; aber auch er stand, wie F. A. Wolf, im wesentlichen noch im Banne des Klassizismus.[1]) Der Begriff des Antiken, insbesondere des Hellenischen als des wahrhaft oder normal Antiken, wird von ihm zu einseitig als etwas gewissermafsen in sich Abgeschlossenes, ein für sich bestehender Lebensinhalt aus der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung herausgehoben. Innerhalb des Hellenischen wendet sich das von der Idee des Klassischen beeinflufste Interesse vornehmlich derjenigen Kultur zu, die mit der Blütezeit der Polis, vor allem Athens zusammenfällt. 'Das Griechische', so sagt Boeckh[2]), 'steht auf der einen Seite im Gegensatze zum Orient, aus welchem die Hellenen, wie alle indogermanischen Völker, stammen, wo der Charakter des Antiken aber nicht vollständig entwickelt ist, sondern noch gleichsam im Keime erscheint; auf der anderen Seite bildet das Moderne, zu dem das Römische hinüberleitet, den Gegensatz'. 'Wenn sich bei Sokrates und den Stoikern die Idee des Weltbürgertums findet, so ist dies nicht antik, sondern ein Übergriff in die moderne Weltanschauung.'[3]) 'Die Politik Alexanders des Grofsen überschreitet bereits das Antike.'[4]) Diese Auffassung gelangt nicht dazu, die grofsen Einheitsbildungen des späteren Altertums, die Weltkultur und den Weltstaat wirklich geschichtlich und unbefangen zu begreifen, vor allem auch aus der Eigentümlichkeit der antiken Entwickelung selbst zu erklären.

Stärker noch tritt uns die isolierende Betrachtung des hellenischen Volkstums bei Boeckhs gröfstem Schüler K. O. Müller entgegen, der auch, wie sein Lehrer, das hellenische Leben in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen bestrebt war. Er leitet die gesamte Entwickelung des geschichtlichen Lebens der Hellenen von einem von vornherein bestimmt ausgeprägten nationalen Lebensprinzip ab. Die Unterschiede des Staatslebens, wie der Kultur, die grofsen Gegensätze und Kämpfe, die die grofsen Entscheidungen der hellenischen Geschichte bedingen, erklärt er aus den Unterschieden der Stammeseigentümlichkeiten. Vornehmlich bezeichnend ist seine Ansicht vom spartanischen Staat, den er für den eigentlichen Typus dorischen Staats- und Kulturlebens ansieht. 'Die nationale Ansicht der Dorier vom Staatsleben' ist nach Otfried Müller in der Verfassung Spartas am schärfsten ausgesprochen. Der Dorier 'sucht im Staate den Kosmos, die Einigung des Mannigfaltigen'. Und 'mit diesem Streben nach Einheit ist notwendig das nach Beständigkeit verbunden'.[5]) 'In der echt dorischen Verfassung standen Ideen an der Spitze, die dem Volksstamme national, und im Apollinischen Kulte nach einer anderen Seite

---

[1]) Leider sind wir für die Kenntnis seiner allgemeinen Anschauungen über das Altertum vielfach nur auf die Vorlesungen über die Encyklopädie der philologischen Wissenschaften angewiesen.

[2]) Encyklopädie, 2. Aufl. S. 265. [3]) Ebd. S. 263. [4]) Ebd. S. 267.

[5]) Dorier II² S. 2.

hin ausgedrückt waren: die der harmonischen Ordnung (τὸ εὔκοσμον), der inneren Regelung und Mafshaltung (σωφροσύνη) und der stets gerüsteten Mannhaftigkeit (ἀρετή).' 'Der dorische Staat ist ein Kunstwerk, wie es menschliches Handeln stets wird, wenn es, von einem Prinzipe beseelt, sich zu einem Organismus gestaltet, ein Kunstwerk, welches die gesamte Nation in ihrer Einheit fortwährend schafft und darstellt.'[1] Gegenüber dem zum Teil doch noch ästhetisch gefafsten Prinzip nationaler Eigentümlichkeit, gegenüber den Stammesprinzipien kommen die allgemeinen Kräfte geschichtlichen Lebens, politische wie soziale, nicht genügend zur Geltung. Die hellenische Entwickelung wird einseitig als eine auf sich selbst ruhende betrachtet. Der hellenische Purismus, der gewifs einem phantastischen religionsgeschichtlichen Synkretismus gegenüber nicht ohne Verdienst war, führt zu einer Ablehnung aller auswärtigen Einflüsse und zeigt sich einer universalen und allseitigen geschichtlichen Auffassung hinderlich.

Die Wendung zu einer mehr politischen Auffassung der antiken Geschichte, die diese wieder stärker in den allgemeinen Flufs geschichtlicher Bewegung und geschichtlicher Entwickelung stellte, erfolgte nun in zwei verschiedenen Richtungen und von zwei ganz verschiedenen Seiten.

George Grote stellte die athenische Demokratie als politische Erscheinung in den Mittelpunkt seiner Darstellung und suchte ihr auf dem Grunde einer umfassenden historischen Gesamtanschauung gerecht zu werden. Er brachte gegenüber einer vorwiegend antiquarischen Betrachtungsweise, die sich auf einzelne mehr oder weniger unsichere Zeugnisse stützte, die den politischen Institutionen selbst, der geschichtlichen Entwickelung in ihrem Zusammenhange innewohnende Logik zur Geltung und bestimmte vor allem nach dem politischen Charakter der einzelnen Institutionen die Stelle, die ihnen in der politischen Gesamtentwickelung, auch chronologisch, zukam. Er begründete, nachdem ihm hierin zum Teil schon Niebuhr und Droysen vorangegangen waren, die geschichtliche Würdigung der attischen Demokratie, die politische Beurteilung derselben, auf ihr eigenes Wesen, wie es in den hervorragendsten geschichtlichen Erscheinungen zu Tage trat. Er wollte diese Beurteilung nicht von der Autorität der antiken Zeugnisse abhängig gemacht wissen und wies nachdrücklich auf die Ungleichmäfsigkeit einer von jenen antiken Urteilen durchaus beherrschten Auffassung hin. Seine eigene politische Anschauung führte nun aber Grote zu einer einseitig idealisierenden Auffassung der athenischen Demokratie und beschränkte sein Interesse hauptsächlich auf das in der einzelnen Polis, namentlich dem demokratischen Athen, sich verkörpernde Leben. So kam er nicht dazu, den Erfordernissen eines gesamthellenischen Lebens gerecht zu werden, und stand dem grofsen Probleme der hellenistischen Geschichte, der Verbreitung des Hellenentums in der Welt, dem bereits vor ihm Droysen in nachdrücklichster Weise seine Forschung zugewandt hatte, ohne genügendes Verständnis gegenüber. Das politische Glaubensbekenntnis

[1]) Dorier II² S. 15.

des jungen Grote lernen wir namentlich aus den Mitteilungen von J. Stuart Mill (in seiner Selbstbiographie) kennen. Die Freiheit der Diskussion, die der öffentlichen Wirksamkeit vernünftiger Gründe ungehemmten Spielraum gewährt, und eine bestimmte (demokratische) Verfassung, die dem aufgeklärten öffentlichen Geiste und dem Gemeingefühl der konstitutionellen Moralität entspricht und dieses Gemeingefühl zum offenen Ausdruck kommen läfst, sind danach die beiden Hauptgrundlagen gesunder politischer Entwickelung, gesunden öffentlichen Lebens. Grote gelangt von den Gesichtspunkten dieses politischen Glaubensbekenntnisses aus zu einer Überschätzung der formalpolitischen Faktoren, zu einer Unterschätzung der sozialen. Die athenische Demokratie aber bezeichnet nicht blofs ein politisches Prinzip, sondern zugleich die Vorherrschaft bestimmter gesellschaftlicher Schichten, insbesondere des städtischen Demos. Dies kommt in Grotes Darstellung nicht zu genügendem Ausdruck, was sich eben aus den allgemeinen Anschauungen des Kreises, dem Grote angehörte, erklärt. Die Wurzeln dieser Anschauungen liegen in der individualistischen politisch-nationalökonomischen Theorie des XVIII. Jahrhunderts. Die ungehinderte Entfaltung der individuellen (besonders wirtschaftlichen) Kräfte in freiem Wettbewerb ist die Losung dieser Theorie. Zugleich ist für sie die optimistische Auffassung von der Harmonie des Individualinteresses mit dem allgemeinen Interesse charakteristisch. Die Lehren dieser Theorie kamen vornehmlich den Interessen einer besonderen (kapitalistisch-industriellen) Schicht zu gute, wurden aber als allgemein-gültige Wahrheiten verkündet. Grote übertrug diese Lehren als grundlegende Voraussetzungen freiheitlicher politischer Entwickelung auf die attische Demokratie.

Eine ganz andere Richtung der politischen Geschichtsauffassung entstand in Deutschland im Zusammenhange mit den vorherrschenden Tendenzen der Revolutionszeit von 1848 und der unmittelbar darauffolgenden Periode. Diese Richtung wird charakterisiert durch die Verbindung des erstarkenden Liberalismus mit den nationalen Tendenzen. Die konstitutionelle Doktrin gewinnt entscheidenden Einflufs auch auf die geschichtlichen Anschauungen. Bezeichnend ist in dieser Richtung von Sybels Rede über den Stand der neueren Geschichtschreibung 1856. Ein bestimmtes politisches Programm, das die Forderungen nationaler Macht und Einheit mit den liberalen Gedanken konstitutioneller Verfassung, freiheitlicher Institutionen und freiheitlicher Verwaltung verband, wurde als der Prüfstein für die innere Wahrheit und Haltbarkeit auch der geschichtlichen Auffassung angesehen. Diese Richtung hat bedeutende historische Darstellungen hervorgebracht, aber es läfst sich nicht verkennen, dafs in ihr eine politische Einseitigkeit zum Ausdruck gelangte, die vielfach zu einer Verkürzung der historischen Perspektive geführt hat. Die bestimmten politischen Anschauungen der Gegenwart, die nationalen Tendenzen, welche die Signatur des Jahrhunderts ausmachten und in Deutschland besonders ihren tiefgehenden Einflufs ausübten, wurden mit ziemlicher Unbefangenheit auf ganz andere Zeiten übertragen. Sybel selbst gab — in seinem Streite mit Ficker — ein verzerrtes Bild unserer mittelalter-

lichen Geschichte; die Politik Ottos des Grofsen und Friedrich Barbarossas wurden von einer bestimmten politischen Parteianschauung aus beurteilt und gemeistert. Droysen liefs in seiner Geschichte der preufsischen Politik die nationale Einigung, deren Erfüllung man ersehnte, schon als das leitende Bild zukünftiger Entwickelung durch seine Darstellung der früheren brandenburgisch-preufsischen Geschichte hindurchscheinen und schilderte bereits in dem ersten hohenzollernschen Herrscher auf brandenburgischem Boden ein Vorbild, einen wirksamen Vertreter nationaler Politik. Dieselben charakteristischen Züge bestimmter politischer Auffassung begegnen uns in den hervorragendsten Werken der damaligen deutschen Geschichtswissenschaft über die Geschichte des Altertums, in Droysens Geschichte des Hellenismus und namentlich in dem glänzendsten und wirksamsten historischen Werke der Epoche, Mommsens Römischer Geschichte. Vor allem wurde die antike, hellenische wie römische, Entwickelung von den Voraussetzungen der nationalen Bestrebungen aus behandelt, die den neuen deutschen Einheitsstaat herbeiführen sollten. Bei Mommsen fand zugleich der innere Gegensatz des Liberalismus gegen die Reaktion, insbesondere gegen das reaktionäre Junkertum, einen aufserordentlich lebendigen Ausdruck in seiner packenden und farbenreichen Schilderung der Parteiverhältnisse der römischen Republik. Makedoniens Verhältnis zu Hellas wurde von Droysen ganz unverkennbar unter die Beleuchtung des Verhältnisses Preufsens zu Deutschland gestellt. Alexander wie Cäsar erscheinen in solcher Auffassung als die eigentlichen Vertreter des nationalen Berufes des Hellenentums und des Römertums. Die grofse weltgeschichtliche Mission des Hellenismus, die Verbreitung hellenischer Kultur in der Welt, tritt uns in Droysens Geschichte Alexanders als ein in seinen wesentlichen Grundzügen fertiger Plan entgegen, der die Politik des grofsen Königs bestimmt. Der Inhalt der griechisch-italischen Kulturentwickelung, wie sie in der römischen Kaiserzeit sich gestaltet, zeigt sich uns in Mommsens Darstellung Cäsars als ein in klaren Zügen ausgeprägtes Ideal, das für das gesamte politische Handeln des Diktators mafsgebend ist. In der Gestalt Cäsars vollendet sich die römische Geschichte, er ist der eigentliche nationale Held. 'Die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefergesunkenen mit der seinigen eng verschwisterten hellenischen Nation' ist der Endzweck, der Cäsar vom Anfang seiner Laufbahn an vorschwebt. 'Der Gedanke eines italisch-hellenischen Reiches mit zweien Sprachen und einer einheitlichen Nationalität' ist sein politisches Ziel.[1]) Wie die nachfolgende geschichtliche Entwickelung der römischen Kaiserzeit in der Hauptsache auf das planmäfsige Schaffen Cäsars zurückgeführt wird, so wird namentlich die vorhergehende römische Geschichte im Hinblick auf den kommenden Mann, seine alles beherrschende Erscheinung gezeichnet; der Zusammenbruch des aristokratischen Regimentes erscheint von

[1]) R. G. III[5] 449 553. Dafs eine Voraussetzung für diese Auffassung durch Mommsens Annahme einer gräko-italischen Periode gebildet wird, darauf will ich hier nur kurz hinweisen.

vornherein als ein unausbleiblicher. Was die Darstellung an dramatischer Kraft gewinnt, verliert sie so allerdings an historischer Unparteilichkeit.

So hatte die energische Betonung der politischen Faktoren, wie sie unter dem Einflusse bestimmter politischer Anschauungen erfolgte, eine eigentümliche Wirkung. Auf der einen Seite führte sie zu einer schärferen und klareren Erfassung der politischen Probleme, auf der anderen zu einer Verschiebung des einer unbefangenen Forschung sich ergebenden Bildes der historischen Entwickelung. Sie liefs jene Unparteilichkeit und Objektivität vermissen, die nicht auf einer angeblichen Voraussetzungslosigkeit und mangelnden Eigenart der historischen Anschauung beruht, sondern auf dem Bestreben und der Fähigkeit, den verschiedenen geschichtlichen Erscheinungen, auch einander entgegengesetzten Tendenzen, in ihrer Eigentümlichkeit gerecht zu werden.

Eine charakteristische Rolle spielt in der Anschauung der soeben besprochenen Gruppe von Historikern, wie wir gesehen haben, wieder die Idee der nationalen Entwickelung. In der eigenartigsten Weise wird sie von Mommsen nicht blofs als Grundlage der historischen Auffassung, sondern zugleich als festes Fundament der geschichtlichen Forschung, in der eingreifendsten Forscherthätigkeit, die das Studium des Altertums im letzten halben Jahrhundert aufzuweisen hat, verwandt. Mommsen bringt — im Gegensatze zu Niebuhr — mit voller Absicht die geschichtliche Erforschung des Altertums, insbesondere des römischen, wieder in eine gewisse Isolierung, nicht vom Gesichtspunkte des Klassizismus aus, sondern um desto voller gerade eine bestimmte nationale Entwickelung nach ihren verschiedensten Seiten zu erfassen und darzustellen, wie er denn in seiner römischen Geschichte ein bewunderungswürdiges Bild der römischen Gesamtkultur zu entwerfen vermocht hat. Philologie und Jurisprudenz sollten in gleicher Weise auf dieses Ziel hinwirken. Schon in seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie (1858)[1]) spricht er sich hierüber bezeichnend aus. 'Die wissenschaftliche Entwickelung hat unter keinen Fesseln mehr gelitten als unter denen, in die sie sich selbst geschlagen hat durch die grofse, teils in den äufseren Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehörender Disziplinen. Solange die römische Jurisprudenz Staat und Volk der Römer ignorierte und die römische Geschichte und Philologie das römische Recht, pochten beide vergebens an die Pforte der römischen Welt; es gab keine lateinische Epigraphik, solange man mit den Inschriften nichts anfing, als dafs der Jurist daraus die Formeln, der Philologe die Verse sich auslas. Die erste Bedingung organischer Behandlung der römischen Dinge war die Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz, welche sich an die beiden Namen Niebuhr und Savigny knüpft.' Diese Richtung der Forschung Mommsens hat in seiner vielleicht grofsartigsten wissenschaftlichen Leistung, dem Römischen Staatsrecht, ihren klassischen Ausdruck gefunden. Er hat zugleich diese Isolierung des bestimmten historischen Forschungsgebietes als eine allgemeine Losung namentlich für die Geschichte

[1]) Monatsber. d. Berl. Akad. 1858 S. 393 ff.

des Altertums ausgegeben und seiner Ansicht programmatischen Ausdruck verliehen.[1]) 'Die dem Historiker unentbehrliche Propädeusis ist danach nicht unmittelbar die Historie selbst, sondern die mittelbare, die Kenntnis der Sprache und des Rechtes der Epoche.' So sehr nun in der Mommsenschen Forschung selbst der Erfolg für die Richtigkeit der Beschränkung zu zeugen scheint, lassen sich doch die Gefahren, die aus dieser Isolierung für die geschichtliche Auffassung im allgemeinen erwachsen, nicht verkennen und sind auch nicht ausgeblieben.

Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt in der Entwickelung der modernen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung derjenige Historiker ein, der wohl als der bedeutendste Vertreter der eigentlichen Kulturgeschichtschreibung im XIX. Jahrhundert gelten kann, Jacob Burckhardt. Dafs er einen grofsen Einflufs auf eine tiefere Auffassung geschichtlichen Lebens gehabt hat, werden auch diejenigen Forscher zugeben müssen, die der aus seinem Nachlasse herausgegebenen Griechischen Kulturgeschichte ablehnend gegenüberstehen.[2]) J. Burckhardts geschichtliches Interesse ist mehr ästhetisch als eigentlich politisch bedingt; die Wurzeln seiner Anschauung liegen vornehmlich in unserer klassischen Litteraturepoche, aber seine Auffassung ist eine viel umfassendere, durch tieferes Verständnis für die geschichtliche Wirklichkeit ausgezeichnete, als die des einseitigen Klassizismus. Sein Streben geht darauf, die innere Einheit, die in dem geistigen Gesamtdasein der Menschen einer bestimmten Kulturperiode, eines bestimmten Kulturkreises gegeben ist, zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Seine Kulturgeschichtschreibung unterscheidet sich infolgedessen wesentlich von der des XVIII. Jahrhunderts, die im XIX. Jahrh. namentlich noch in Schlossers Geschichtschreibung fortwirkte, von jener rationalistischen Auffassung, die unter Kultur vor allem bewufste, der Aufklärung und moralischen Hebung des Menschengeschlechtes dienende Handlungen verstand. Burckhardt sucht den geschichtlichen Menschen selbst im allgemeinen Durchschnitt des kulturellen Lebens einer bestimmten Epoche — so in dem Zeitalter Konstantins, namentlich aber in dem Zeitalter der Renaissance — oder einer bestimmten nationalen Entwickelung — so in der griechischen Kulturgeschichte — zur Anschauung zu bringen. Es ist charakteristisch für Burckhardts Auffassung, dafs die Meisterschaft seiner Darstellung gipfelt in der Schilderung, die er von der 'Entstehung des modernen Menschen' in der Kultur der Renaissance giebt. Das eigentliche geschichtliche Interesse dieser Kultur knüpft sich an das Individuum, das sein Leben frei gestalten will nach den selbständigen Impulsen seines persönlichen Daseins, das die Welt erkennen, aber dadurch zugleich auch beherrschen will, das in allen Beziehungen des Lebens vorzüglich sich selbst darstellt, das durch sein Handeln für seine Macht und seinen Ruhm sorgt und zugleich auch selbst seinen eigenen Ruhm verkündet. Auch der Staat erscheint vor allem in Verbindung mit den Zwecken

[1]) In der Berliner Rektoratsrede von 1874 (Im Neuen Reich 1874 II 791 ff.).

[2]) Dafs ich selbst anders urteile, habe ich bei anderer Gelegenheit ausgesprochen. Ein abschliefsendes Urteil über das Werk wird erst möglich sein, wenn der vierte Band vorliegen wird.

des individuellen Lebens, er wird insbesondere als ein Kunstwerk dargestellt, das seine Gestaltung der Wirksamkeit mächtiger, stark ausgebildeter Individualitäten verdankt. Analog wird in der Griechischen Kulturgeschichte — in dem bedeutendsten und eigenartigsten unter den bisher erschienenen Bänden, der über die Polis handelt — die hellenische Polis insbesondere vom Standpunkte des Individuums aus behandelt; es werden die Wirkungen, die sie auf das Leben des Individuums ausübt, geschildert und in dieser Richtung vornehmlich die zerstörenden Kräfte dieser Polis hervorgehoben.

Es sind nur einzelne charakteristische Entwickelungsmomente, die ich aus der Geschichte des modernen historischen Denkens und Forschens herausgegriffen habe, in besonderer Anknüpfung an einzelne markante Erscheinungen der modernen historischen Litteratur. Aber das Hervorgehobene wird, hoffe ich, genügen, um die innere Fortentwickelung der grofsen Probleme selbst, die der historischen Forschung gestellt sind, zu veranschaulichen. Der kurze geschichtliche Überblick wird, wie ich meine, vor allem auch für die innere Einheit des historischen Studiums Zeugnis ablegen. Es ist nicht möglich, das historische Denken und Forschen zu teilen. Es giebt für den Historiker keine prinzipielle Abgrenzung der Forschungsgebiete, sondern nur eine praktische, in dem Mafse der Kräfte des Einzelnen begründete. Nach diesem Mafse individueller Kräfte läfst sich aber nicht die Aufgabe der Wissenschaft selbst bestimmen und begrenzen.[1]) Die wahren Fortschritte geschichtlicher Forschung erfolgen unter dem Einflusse der allgemeinen Fortschritte geschichtlichen Denkens und geschichtlicher Anschauung, ja geistiger Kultur überhaupt, und — wir können noch weiter hinzufügen — auch unter dem Einflusse der Gestaltung des politischen und sozialen Lebens.

Ein Blick auf die historische Forschung unserer unmittelbaren Gegenwart möge diese Übersicht schliefsen. Es sind, wie mir scheint, hauptsächlich zwei Tendenzen, die der gegenwärtigen Forschung ihre Wirksamkeit und innere Kraft verleihen. Auf der einen Seite ist es der empiristische Grundzug, der wie die Forschung überhaupt, so auch die geschichtliche insbesondere charakterisiert. Die idealistische spekulative Philosophie hatte sich vermessen, in ihrer eigenen Spekulation die Wirklichkeit nachschaffen zu können. Es war ein Ikarosflug spekulativer Wissenschaft. Ernüchtert hat man sich dem Studium der Thatsachen zugewandt und in sorgfältiger Versenkung in diese Welt der Thatsachen die Kraft der Forschung gesucht. Möglichst umfassendes Material zusammenzubringen und durch genaue Vergleichung dasselbe zu sichten erscheint als die wichtigste Aufgabe. Die Induktion ist in weitestem Um-

[1]) Es ist natürlich hier nicht meine Aufgabe, diese innere Einheit der eigentlich historischen Forschung genauer zu begründen und zugleich gegen andere Forschungsgebiete, vornehmlich das ethnographische und anthropologische, abzugrenzen. Soweit in meiner obigen Darlegung von der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung die Rede gewesen ist, habe ich zunächst nur diejenigen geschichtlichen Erscheinungen, die zu unserer eigenen geschichtlichen Kultursphäre in eine wissenschaftlich erkennbare Beziehung gesetzt werden können, vor Augen gehabt.

fange an die Stelle der Deduktion getreten. Mit dem empiristischen Charakter der Forschung steht die realistische Tendenz derselben in engem Zusammenhange. Sie bestimmt die geschichtliche Forschung, wie sie für das gesamte moderne Leben, das geistige, wie politische und soziale bezeichnend ist. Auf politischem Gebiete hat die Thatsache, dafs der Staat vor allem Macht ist, eine früher ungeahnte Bedeutung in der Umgestaltung unseres gesamten nationalen Daseins und in dem persönlichen Wirken unseres gröfsten nationalen Staatsmannes erhalten. Jener Machtgedanke ist der bedeutsame Einschlag in das Ganze der deutschen Entwickelung, der vornehmlich durch die preufsische Staatsanschauung und Staatsgestaltung seit der Zeit des Grofsen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. bis zum Begründer unserer nationalen Einheit dargestellt wird. Die realistischere Auffassung des Staatslebens, die allerdings zum Teil nicht ohne Übertreibung geltend gemacht wird, hat natürlich auch auf die geschichtliche Betrachtung des Altertums ihren Einflufs ausgeübt. Der Wirklichkeitssinn, der in der modernen Forschung zur Wirksamkeit gelangt, hat überhaupt eine neue Beleuchtung des Altertums hervorgebracht. Man dürstet nicht mehr sowohl nach Schönheit wie nach Wirklichkeit. Der verklärende Schimmer ästhetischer Betrachtungsweise, in dem man die Welt des Altertums geschaut hatte, ist immer mehr dem Streben gewichen, die entscheidenden Kräfte des thatsächlichen Lebens kennen zu lernen. Daher namentlich auch die starke Betonung der wirtschaftlichen und sozialen Faktoren der antiken Entwickelung. Gegenüber der früher vorherrschenden einseitigen Rekonstruktion der geschichtlichen Verhältnisse aus der Litteratur lehrt uns die immer zunehmende Fülle von Urkunden, für deren geschichtliche Verwertung vornehmlich Mommsen den Weg gewiesen hat, immer tiefere Blicke in die realen Seiten des antiken Lebens thun. Die Gefahr, die aus dem Streben nach unmittelbarer lebendiger Veranschaulichung erwächst, die Gefahr einer einseitigen Modernisierung, wird am wirksamsten durch eine umfassende, einen weiten Horizont umspannende geschichtliche Perspektive überwunden werden können.

Neben der empiristischen Richtung der Forschung macht sich in zunehmendem Mafse, gerade auch für die Geschichte des Altertums, eine universalhistorische Tendenz geltend, ein wirksames Gegengewicht gegen die überwiegende Richtung der Spezialforschung. Es ist eine Tendenz, die sowohl über die einseitige politische Parteianschauung als über die vorherrschenden Gesichtspunkte des Klassizismus hinaushebt. Wir streben danach, die Geschichte des Altertums als eine Einheit zu erfassen, ihren eigentümlichen Gesamtverlauf aus der Gesamtheit der in ihr wirksamen politischen, sozialen, geistigen Kräfte zu begreifen und namentlich von hier aus die grofsen politischen und kulturellen Einheitsbildungen, in welche die Geschichte des Altertums mündet, die zugleich den Zusammenhang mit unserer eigenen geschichtlichen Welt, mit der Einheit der abendländischen Kultur, bedingen, zu verstehen. In diesen Zusammenhang der gesamten antiken Geschichte fügen sich vor allem auch die grofsen Entdeckungen, die auf altorientalischem Boden gemacht worden

sind, ein. '*Ex oriente lux*', das scheint vielfach wieder die Losung für die altgeschichtliche Forschung werden zu sollen. Wir werden die bedeutsamen Antriebe der Forschung, die hierin begründet sind, nicht verkennen. Wir werden uns aber auch vor Übertreibungen hüten müssen. Die Gefahr eines neuen orientalischen Synkretismus liegt nicht allzufern. Die griechische Kultur wird aber dadurch, dafs wir immer mehr den Zusammenhängen mit dem Oriente nachgehen, nicht ihre Bedeutung und wahre Originalität verlieren. Das geschichtliche Interesse, das diese Kultur für uns hat, knüpft sich nicht ausschliefslich oder vorwiegend an die ersten Anfänge und Entwickelungsstadien derselben — so wichtig diese auch für den Historiker sind —, sondern an jene grofsen Produktionen, die der griechische Geist auf der Höhe seines selbstständigen geschichtlichen Daseins vollbracht hat.

Das hellenische Kulturelement wird sich auch weiter, abgesehen von der Religion, als das vornehmlich schöpferische für die Kultur des Altertums erweisen. Die Idee der Freiheit, eine der wesentlichsten Grundlagen wahrhaft humaner Kultur, ist nicht in Ägypten und Babylon erwachsen. Den Hellenen verdanken wir die erste grofse Entwickelung eines freien Staatslebens, ihnen vornehmlich die Ausbildung der freien Persönlichkeit, die als solche aus dem Kreise der Sippe, des Volkes heraus- und der Welt selbständig gegenübertritt, ihr die freie Kunst, deren Vollendung die menschliche Persönlichkeit in ihrer harmonischen Ausbildung darstellt, die freie Wissenschaft, die nach ihrem eigenen Wesen, ohne hierarchische Bevormundung, lebendig und tief sich entfaltet hat. Die Kenntnis und Erforschung der Geschichte des Altertums bezeichnet ein eminentes Interesse tieferer geschichtlicher Bildung, die sich allerdings mit dem Handwerkszeug des Spezialistentums nicht erringen läfst. Sie führt uns zu den Wurzeln unserer eigenen Kultur, zeigt uns die Bildungsgeschichte der universalen geschichtlichen Welt, der wir selbst angehören. Und welch tieferes Interesse könnte es für den gebildeten Menschen geben, als sein eigenes geschichtliches Wesen zu erforschen und zu begreifen?

ÜBER SPRACHMELODISCHES IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG

Von EDUARD SIEVERS[1])

Die Frage, für deren Erörterung ich Ihre Aufmerksamkeit erbitten möchte, bildet einen Teil des allgemeinen Problems: Wie und wie weit kann eine planmäfsige Untersuchung der rhythmisch-melodischen Formen der menschlichen Rede in Sprache und Litteratur auch ästhetischen und philologischen Zwecken nutzbar gemacht werden? Oder genauer gesagt: In wie fern kann eine solche Untersuchung einerseits unser Verständnis der Kunstformen der Rede und ihrer Wirkungen fördern, und in wie weit lassen sich aus ihr andrerseits etwa neue Anhaltspunkte für die Kritik gewinnen?

Es versteht sich von selbst, dafs bei der systematischen Untersuchung des ganzen Problems Rhythmisches und Melodisches in stetem Hinblick aufeinander zu behandeln sind: denn sie sind ja in der Rede selbst stets zu gleichzeitiger und gemeinsamer Wirkung verbunden. Es würde aber unmöglich sein, im Rahmen eines Vortrags beiden Seiten gleichmäfsig gerecht zu werden. Ich werde mich also darauf beschränken, das Melodische in der deutschen Litteratur, und noch spezieller nur in der deutschen Dichtung etwas näher ins Auge zu fassen, als denjenigen von den beiden Faktoren, der bisher am wenigsten Beachtung gefunden hat.

Ich beginne mit einer kurzen Vorerinnerung.

Was man als Sprachmelodie zu bezeichnen pflegt, ist nicht in allen Punkten den musikalischen Melodien, speziell den Gesangsmelodien, gleich zu denken, trotz mancher Berührungen der beiden Gebiete. Im Gesang gebrauchen wir die Singstimme, in der Rede die Sprechstimme, die an sich durch ein Mindermafs musikalischer Eigenschaften charakterisiert ist. Die Musik arbeitet hauptsächlich mit festen Tönen von gleichbleibender Tonhöhe, die Sprache bewegt sich vorwiegend in Gleittönen, die innerhalb einer und derselben Silbe von einer Tonhöhe zur anderen auf- oder absteigen. Insbesondere aber bindet sich die Sprache nicht an die fest bestimmten Tonhöhen und Intervalle der musikalischen Melodien: sie kennt nur ungefähr bestimmte Tonlagen, und ihre Tonschritte sind zwar meist der Richtung nach (ob Steigschritt oder Fallschritt) fest gegeben, aber nicht auch der Gröfse nach, vielmehr kann diese nach den verschiedensten Gesichtspunkten wechseln. Man darf also bei

[1]) Rede, gehalten bei der Übernahme des Rektorats und abgedruckt aus dem Universitätsprogramm zum Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1901.

der ganzen Untersuchung auch in der Poesie nur relative Tonverhältnisse zu finden erwarten, nicht die festen Verhältnisse der Musik.

Dies vorausgesetzt, drängen sich einem Jeden bei Betrachtung unseres Problems wohl zunächst folgende Fragen auf. Wenn wir Poesie vortragen, so melodisieren wir sie, wie alle gesprochene Rede. Woher aber stammt in letzter Linie die Melodie, die wir so dem Texte beigesellen? Tragen wir sie lediglich als unser Eigenes in ihn hinein, oder ist sie bereits in ihm gegeben, oder doch so weit angedeutet, dafs sie beim Vortrag sozusagen zwangsweise aus uns herausgelockt wird? Und wenn sie so von Hause aus schon dem Text innewohnt, wie kommt sie in ihn hinein, und in wie fern kann sie wieder auf den Vortragenden einen Zwang zu richtiger Wiedergabe ausüben?

Alle diese Fragen lassen sich natürlich nur in annähernd fester Form beantworten. Dafs der Einzelne in das einzelne Gedicht oder den einzelnen Passus eine individuelle Auffassung hineintragen und es demgemäfs individuell melodisieren kann, ist bekannt und zugegeben, desgleichen dafs er es oft wirklich thut. Ebenso sicher ist aber auch, dafs die Mehrzahl der naiven Leser, die ein Gedicht oder eine Stelle unbefangen auf sich wirken lassen, doch in annähernd gleichem Sinne melodisiert, vorausgesetzt, dafs sie Inhalt und Stimmung wenigstens instinktiv zu erfassen vermögen und den empfangenen Eindruck auch stimmlich einigermafsen wiederzugeben im stande sind. Diese Gleichartigkeit der Reaktion aber weist sichtlich auf eine Gleichartigkeit eines beim Lesen unwillkürlich empfundenen Reizes hin, dessen Ursachen aufserhalb des Lesers und innerhalb des Gelesenen liegen müssen. Wir dürfen also überzeugt sein, dafs jedes Stück Dichtung ihm fest anhaftende melodische Eigenschaften besitzt, die zwar in der Schrift nicht mit symbolisiert sind, aber vom Leser doch aus dem Ganzen heraus empfunden und beim Vortrag entsprechend reproduziert werden. Und kann es dann zweifelhaft sein, dafs diese Eigenschaften vom Dichter selbst herrühren, dafs sie von ihm in sein Werk hineingelegt worden sind?

Die Sache liegt offenbar so, dafs der Akt der poetischen Konzeption und Ausgestaltung beim Dichter mit einer gewissen musikalischen, d. h. rhythmisch-melodischen Stimmung verknüpft ist, die dann ihrerseits in der spezifischen Art von Rhythmus und Sprachmelodie des geschaffenen Werkes ihren Ausdruck findet. Bedürfte es dafür äufserer Zeugnisse, so liefsen sich auch die unschwer in reichlicher Fülle auffinden: hier will ich nur zweier einschlägiger Äufserungen gedenken. 'Mir ist zwar von Natur', so läfst Goethe einmal seinen Wilhelm Meister sagen[1]), 'eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so dafs ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt'. Und ohne Einschränkung auf das Lied und die etwaige Besonderheit der Situation schreibt

[1]) Weimarer Ausgabe XXV 66.

Schiller an Körner[1]): 'Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich kaum mit mir einig bin.' Diese Worte bedürfen keines Kommentars: es genügt, auch durch sie die Priorität oder mindestens die Gleichzeitigkeit der wirkenden Stimmung an charakteristischen Beispielen festgelegt zu sehen.

Dafs der Dichter sich jener musikalischen Erregung stets oder in der Regel bewufst werde, folgt weder aus Äufserungen wie den vorgeführten, noch ist es an sich irgend notwendig. Für unsere Zwecke ist auch diese Frage ohne direkte Bedeutung. Ich unterlasse es also auf sie einzugehen. Ebensowenig ist es hier erforderlich, Grad und Charakter der Erregung näher zu untersuchen. Wohl aber mufs über die Art ihrer Wirkung noch ein Wort gesagt werden.

Auch diese ist einfach zu verstehen. Alle gesprochene Rede hat, wie wir wissen, rhythmisch melodischen Charakter. Dieser wird im einzelnen geregelt durch entweder traditionelle oder individuelle Sprechgewohnheit, welche für jede kleinere oder gröfsere Begriffsgruppe bestimmter Art auch eine bestimmte rhythmisch-melodische Formel zur Verfügung stellt. Inhalt und Form aber sind in der naiven Alltagsrede in der Regel so verbunden, dafs das Inhaltliche die erste, das Formelle die zweite Stelle einnimmt, mithin auch die rhythmisch-melodische Form des Gesprochenen nur mehr als eine ungesuchte Beigabe zu dem gewollten Inhalt erscheint.

Anders, sobald die Rede sich höhere Ziele steckt. Wer neben der inhaltlichen Wirkung zugleich eine Formwirkung erzielen will, mufs auch auf den Wohllaut seiner Rede Bedacht nehmen, und er kann dieser Aufgabe durch entsprechende Wortwahl gerecht werden, indem er nur solche Wörter und Wortgruppen in die Rede einstellt, die bei ungezwungener Betonung dem Ohr gefällige Rhythmen und Tonfolgen darbieten. Das gilt von der Prosa wie von der Poesie. Nur ist ein wesentlicher Gradunterschied vorhanden. Zwar kann selbstredend auch die Prosa im Einzelfalle ein individuelleres rhythmisch-melodisches Gepräge erhalten, aber im Prinzip bleiben doch bei ihr Rhythmus und Melodie von Fall zu Fall frei beweglich. Die Poesie aber legt sich von vorn herein, schon durch die Wahl eines bestimmten Versmafses, gewisse Formschranken auf. Zunächst wird dadurch zwar nur die Freiheit der rhythmischen Bewegung eingeschränkt: aber die gröfsere Gleichmäfsigkeit der rhythmischen Form treibt, nicht notwendig, aber doch oft und unwillkürlich, auch zu festerer Regelung des Melodischen, das ja, wie man weifs, an sich das wirksamste Variationsmittel für den Ausdruck qualitativ verschiedener Stimmungen ist. Um so stärker aber wird der Trieb zu prägnanterer Regelung des Melodischen hervortreten, je mehr der Dichter während des Gestaltungsprozesses unter dem Einflufs einer jener allgemeinen suggestiven Melodievorstellungen steht, deren wir oben gedachten, und je charakteristischere Formen die vor-

[1]) Am 25. Mai 1792. S. Schillers Briefe, herausgegeben von Fr. Jonas III 202.

gestellten Melodien haben. Um so mehr wird dann der Dichter jedesmal auch positiv darauf Bedacht nehmen, seine Worte so zu wählen, dafs sie sich in das vorgestellte melodische Ausdrucksschema gut einfügen, und negativ darauf, zu meiden, was dieser Forderung nicht genügt.

Übt nun so die vorgestellte Melodie beim arbeitenden Dichter einen nicht gering anzuschlagenden suggestiven oder prohibitiven Einflufs auf die Wortwahl aus, so veranlafst umgekehrt die von ihm getroffene Wortwahl beim Leser auch wieder die Auslösung bestimmter Melodien, wenn er einen dichterischen Text nach den ihm für die einzelnen Wortfolgen und Wortgruppen geläufigen traditionellen Betonungsweisen in laute Rede umsetzt. Dabei wird der Leser die Melodien des Dichters wenigstens ihrem Grundcharakter nach um so sicherer und treuer reproduzieren, je naiver und reflexionsloser er sich dem Gelesenen hingiebt, d. h. je mehr sein Vortrag den Charakter einer unwillkürlichen Reaktion auf unbewufst empfangene Eindrücke trägt. Das ist wenigstens, wie ich hier ohne nähere Rechtfertigung einschalten möchte, das Ergebnis meiner Beobachtungen, und es mufs um so schärfer hervorgehoben werden, als eine solche Leseweise unserer modernen Vortragsgewöhnung widerspricht, die weniger auf Hervorhebung des Gemeinsamen als des Individuellen und Gegensätzlichen ausgeht, und die es demgemäfs liebt, das dichterische Continuum verstandesmäfsig in kleinste Einzelteile zu zerschlagen und diese dann miteinander in scharf pointierten Kontrast zu setzen.

Nach allem diesem ist die oft und vorsichtig wiederholte Reaktionsprobe das erste und wichtigste Hilfsmittel, dessen man sich bei der systematischen Untersuchung des Melodischen in der Litteratur zu bedienen hat. Diese Probe aber mufs zwiefacher Natur sein.

Einmal mufs der Untersuchende sie an sich selbst vornehmen, schon um überhaupt die verschiedenen melodischen Typen, die in den Texten verborgen liegen, in ihrer Eigenart erfassen und scheiden zu lernen. Aber auch noch aus einem anderen wichtigen Grunde. Gerade die Methode der einseitigen Untersuchung bringt nämlich einen Faktor von annähernder Konstanz in die komplizierte Rechnung, ich meine die im wesentlichen doch gleich bleibende Auffassungs- und Reaktionsweise des Einzelindividuums, die eben durch ihre Konstanz eine gewisse Gewähr dafür bietet, dafs melodische Eigenschaften und Verschiedenheiten der Texte beim Vortrag auch wirklich proportionalen Ausdruck finden.

Damit wäre schon ein nicht unwesentlicher Punkt gewonnen. Aber es mufs bei der Einzeluntersuchung dunkel bleiben, ob die erhaltenen Proportionalreaktionen auch wirklich ein gleichsinniges Abbild des vom Dichter Gewollten ergeben, und nicht etwa ein umgelegtes oder sonst wie verschobenes Spiegelbild. Auch werden ja dem Einzelnen bei der intuitiven Reproduktion der Texte stets subjektive Interpretationsfehler mit unterlaufen, oder er selbst schwankt, wie er diese oder jene Stelle wiedergeben soll. Hier mufs also eine vergleichende Massenuntersuchung ergänzend eintreten, d. h. die zweite Aufgabe des Untersuchenden mufs sein, die Resultate seiner Selbstprüfung mit

den unter thunlichst gleichen Bedingungen zu gewinnenden Reaktionen anderer Leser zusammenzuhalten und dann auf dem Wege vorsichtigster Ausgleichung etwaiger Differenzen eine Einigung anzustreben, soweit das ohne Zwang möglich ist.

Ergiebt sich auf dieser zweiten Stufe der Untersuchung, dafs Texte von sichtlich verschiedener melodischer Qualität von den verschiedenen Lesern in gleichem Sinne melodisiert werden, und darf man zugleich mit Grund annehmen, dafs die Leser mit ihrer Sprachmelodik nach Herkunft oder Gewöhnung auf demselben Boden stehen wie der oder die Dichter, so darf man schon mit einiger Zuversicht hoffen, in den gemeinschaftlichen Reproduktionen ein wirkliches Parallelbild zu den vom Dichter in die Texte hineingelegten Melodietypen erhalten zu haben.

Dieser günstige Fall tritt aber bei weitem nicht überall ein, auch nicht wenn man nur aufs Ganze geht und einzelne Differenzen, die sich überall finden, als nebensächlich beiseite läfst. Vielmehr spaltet sich, wenn man mit einer gröfseren Zahl von Lesern zusammenarbeitet, deren Schar ganz gewöhnlich, trotz nachweislich gleicher Auffassung von Inhalt und Stimmung des Gelesenen, in zwei scharf getrennte Lager. Das eine melodisiert dann in einem, das andere in genau umgekehrtem Sinne. Oder, wo bei der einen Gruppe von Lesern hohe Tonlage herrscht, wendet die andere Gruppe tiefe Tonlage an, wo die eine Gruppe die Tonhöhe steigen läfst, läfst die andere sie sinken, und umgekehrt.[1]) Auch in diesem Falle bleibt zwar, wie man sieht, das Prinzip der Proportionalreaktion gewahrt, das auf immanente Verschiedenheit der Texte zu schliefsen gestattet, nur kann man dann ohne das Hinzutreten weiterer Entscheidungsgründe (die es übrigens meist giebt) nicht wissen, welche von den beiden gegensätzlichen Melodisierungsarten vermutungsweise mit der des Dichters selbst zu identifizieren ist.

Diese Umlegung der Melodien, wie man die ganze Erscheinung wohl nennen kann, sieht zunächst befremdlich aus. Aber sie verliert bald alles Auffällige, wenn man ihren Gründen nachgeht. Sie beruht nämlich einfach darauf, dafs im Deutschen überhaupt zwei konträre Generalsysteme der Melodisierung einander gegenüberstehen, auch in der einfachen Alltagsrede. Diese Systeme wiederum sind landschaftlich geschieden. Wir kennen zwar die geographischen bez. dialektologischen Grenzlinien der beiden Gebiete noch nicht genauer, im ganzen herrscht aber doch das eine Intonationssystem im Norden, das andere im Süden des deutschen Sprachgebietes, während das Mittelland in sich mehrfach gespalten ist.[2]) Man kann daher die beiden Systeme vorläufig wohl als das norddeutsche und das süddeutsche bezeichnen, natürlich

---

[1]) Ausgenommen hiervon sind nur gewisse mechanisch bedingte Spezialfälle, die mit der freien Melodisierung der Rede nichts zu thun haben. Über sie vgl. meine Grundzüge der Phonetik, 5. Aufl., Leipzig 1901, § 665.

[2]) Thüringen und Sachsen stehen z. B. im ganzen auf der Seite des süddeutschen Systems, aber durch Einflufs von Schule und Bühne sind bei den Gebildeten viele Kreuzungen entstanden, so dafs es oft sehr schwer wird, reine Resultate zu erhalten.

unter dem Vorbehalt, dafs weitergehende Untersuchungen erst noch zu lehren haben werden, ob das, was uns jetzt als ein einheitliches Gesamtsystem erscheint, nicht vielmehr in eine Anzahl von Untersystemen zu zerlegen ist, die nur in gewissen Hauptzügen zusammengehen. Meine eigene Intonationsweise folgt, beiläufig bemerkt, dem norddeutschen System. Ich werde also sicher einen Teil meiner verehrten Hörer bitten müssen, die Einzelangaben, die ich im folgenden zu machen habe, in ihr Gegenteil zu verkehren, damit sie auch für sie direkt verständlich werden.

Die dialektische Umlegung des Tonischen ist in der Regel leicht zu fassen. Bei ruhiger, leidenschaftsloser Rede handelt es sich, soweit wir bisher wissen, in der That dabei nur um direkte Umkehrung aller Tonverhältnisse, sobald wir aus dem einen Gebiet in das andere hinübertreten. Nur für den Ausdruck stärkerer Affekte trifft das nicht immer zu. Aber es ist klar, dafs auch etwaige Störung der Entsprechung in der Affektrede durch genauere Ermittelung der hier in den einzelnen Sprachgebieten herrschenden Transpositionspraxis generell beseitigt werden können.

Schwieriger ist es, den individuellen Differenzen beizukommen, in Fällen wo die subjektive Auffassung des einzelnen Lesers für die Melodisierung im einen oder anderen Sinne mafsgebend ist, mag nun diese Auffassung blofs auf Intuition beruhen, oder durch bewufstes Räsonnement gewonnen sein. Hier bleibt schliefslich nichts anderes übrig, als gemeinschaftliche Diskussion der Einzelstelle in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtcharakter des Werkes, dem sie angehört. Dieser Gesamtcharakter des Einzelwerkes, auch im Melodischen, ist also jedesmal zuerst festzustellen, und zwar auf Grund derjenigen (an Umfang übrigens meist sehr überwiegenden) Partien, bei denen individuelle Verschiedenheiten der Auffassung nicht vorhanden sind. Demnächst aber ist zu untersuchen, ob und wie weit jedesmal das Ganze gewinnt oder verliert, je nachdem man die subjektiv zweifelhaften Stellen beim Vortrag jenem Gesamtcharakter anpafst oder individuell behandelt. Das Ergebnis dieser Prüfung kann natürlich im einzelnen sehr verschieden sein: stellt ja doch auch unter Umständen absolute Freiheit der melodischen Bewegung einen besonderen und oft sehr wirkungsvollen Typus der dichterischen Form dar. Aber im ganzen glaube ich doch schon jetzt die These aufstellen zu können, dafs da, wo überhaupt im Gesamthabitus eines Werkes eine gewisse Bindung des Melodischen greifbar hervortritt, nivellierender Vortrag der subjektiv zweifelhaften Stellen eine reinere und bessere und damit wohl auch eine ursprünglichere Wirkung hervorbringt, als individualisierende Behandlung, und zwar um so mehr, je typischere Formen jener Gesamthabitus aufweist, d. h. je mehr man eine Beherrschung des produzierenden Dichters durch vorgestellte Suggestivmelodien voraussetzen darf.

Dafs bei allen hier zu Tage tretenden Verschiedenheiten der melodischen Formgebung einmal die Verschiedenheit von Stimmung und Affekt, sodann aber auch die Verschiedenheit der dichterischen Produktionsart, namentlich der Gegensatz von Anschauungs- und Empfindungsdichtung einer- und

von Gedankendichtung andrerseits eine sehr erhebliche Rolle spielt, will ich hier nur eben anmerken. Ebensowenig brauche ich Sie mit einer systematischen Aufzählung der bisher aufgefundenen verschiedenen melodischen Typen und der Erörterung ihrer Zusammenhänge mit den entsprechenden Stimmungs- und Affektformen zu behelligen, oder gar mit der Besprechung weiterer technischer Kautelen und praktischer Kunstgriffe, deren sich die Untersuchung zu bedienen hat. Wenigstens hoffe ich Ihrer Zustimmung nicht zu entbehren, wenn ich meine, schon aus dem Wenigen und Abgerissenen, was hier zur Sache vorgebracht ist, gehe hervor, dafs eine streng wissenschaftliche Analyse des Melodischen auch in der geschriebenen Litteratur möglich ist, und dafs das Melodische bei der Gesamtwirkung der dichterischen Form ebenso mitspricht, wie andere Elemente dieser Form, die von jeher in den Kreis philologischer Forschung gezogen zu werden pflegen. Ist dem aber so, so hat auch das Melodische gerechten Anspruch darauf, regelmäfsig mit berücksichtigt zu werden, wo es die Feststellung der poetischen Kunstform gilt.

Es ist also zunächst zu fordern, dafs auch das Melodische des einzelnen Dichtwerks sorgfältig untersucht und beschrieben werde. Die Beschreibung selbst hat sich auf alle diejenigen Punkte zu erstrecken, bezüglich deren etwas Sicheres festgestellt werden kann. Von solchen Punkten kommen einstweilen namentlich folgende in Betracht:

1) Die spezifische Tonlage, d. h. die Frage, ob ein Stück beim Vortrag hohe, mittlere, tiefe u. s. w. Stimmlage erfordert, ob es mit bleibender oder wechselnder Stimmhöhe zu sprechen ist, u. dgl.

2) Die spezifische Intervallgröfse, d. h. die Frage, ob der Dichter mit grofsen, mittleren, kleinen Intervallen arbeitet, wobei insbesondere auf die Grenzen der Minima und Maxima zu achten ist.

3) Die spezifische Tonführung, welche ihrerseits entweder frei oder gebunden ist. Im ersteren Fall reiht sich Ton an Ton ohne ein anderes Gesetz, als dafs die Tonhöhe jeweilen dem Sinn und der Stimmung angemessen sei. Im zweiten Fall sind die Tonfolgen in der einen oder anderen Weise planmäfsig geregelt.

4) Die Anwendung spezifischer Tonschritte an charakteristischen Stellen des Verses, speziell die Anwendung spezifischer Eingänge am Anfang und spezifischer Kadenzen am Schlufs der Verse.

5) Die Frage nach den spezifischen Trägern der Melodie. Hier kommt es vor allem darauf an, ob alle Silbenarten der Verses gleichmäfsig als für die Melodiebildung wesentlich empfunden werden, oder ob das melodische Schema sich wesentlich nur auf den Tonfolgen der betonten oder betontesten Stellen, also insbesondere der Vershebungen, aufbaut. Letzteres ist im ganzen der gewöhnlichere Fall.

Bei der blofsen Beschreibung dürfen wir uns aber nicht beruhigen. Wir müssen sofort weiter fragen, einmal allgemein: Was und wieviel trägt die Wahl eines bestimmten melodischen Typus zur Formcharakteristik und Formwirkung eines Werkes oder eines Abschnitts bei, dann speziell: Welche

Wirkungen beabsichtigt und erreicht der Dichter durch etwaigen Wechsel dieses Typus?

Dafs es sich hierbei namentlich um die Herstellung charakteristischer Bindungs- und Kontrastformen handeln mufs, ist wohl von vornherein klar. Nicht so deutlich ist es aber vielleicht, wie der Dichter im einzelnen diese Aufgabe lösen kann oder thatsächlich löst. Gestatten Sie mir daher, diesen Punkt durch ein Beispiel statt vieler zu erläutern. Ich wähle dazu den Eingang von Goethes Faustmonolog, der überhaupt für unsere Zwecke ungewöhnlich lehrreich ist.

Der erste, unruhig berichtende Abschnitt des Monologs zeigt sogenannten dipodischen Versbau. Für diesen ist in melodischer Beziehung charakteristisch, dafs je zwei Nachbarfüfse sich dadurch zu einer höheren Einheit zusammenschliefsen, dafs je eine hohe und eine tiefe Hebung gepaart werden, doch mit freiem Wechsel von Hoch und Tief. Man vergleiche etwa die Stelle:

Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heifse Magister, heifse Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, dafs wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen, u. s. w.

Hier ist der Abstand von Hoch und Tief ziemlich bedeutend, der Rhythmus im ganzen lebendig. Erst gegen den Schlufs des ganzen Abschnittes hin wird der kommende Umschlag der Stimmung durch die Wahl schwererer Rhythmusformen und die Verkleinerung der melodischen Intervalle voraus angedeutet:

Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimnis würde kund;
Dafs ich nicht mehr mit sauerm Schweifs
Zu sagen brauche was ich nicht weifs;
Dafs ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

Es folgt, nach einer Pause, der zweite Absatz 'O sähst du, voller Mondenschein', der Ergufs wehmütig-schmerzvoller Sehnsucht nach Befreiung von drückender Last. Dem Wechsel der Stimmung entspricht der Wechsel von Rhythmus und Melodie. Die dipodische Bindung ist verschwunden, die Intervalle sind auf ein Minimum herabgesetzt, die Stimme wird weicher:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:

Dann, über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!

Nach abermaliger Pause schliefst sich hieran mit 'Weh! steck ich in dem Kerker noch?' ein Ausbruch stärkster seelischer Erregung, dynamisch und melodisch charakterisiert durch den sprunghaften und unvermittelten Wechsel von Schwach und Stark, von Tief und Hoch. Einzelne Hebungen schiefsen jäh aus dem Gesamtniveau hervor. Die Stimme hat den lyrischen Klang verloren, der ihr im vorhergehenden Abschnitt eigen war:

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemahlte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt, u. s. w.

Neben all dem Kontrast, der hier und weiterhin hervortritt, weist aber die Melodik unseres Monologs, wenigstens in seiner ursprünglichen Fassung, ein durchgehendes und verbindendes Element auf, und zwar in dessen Tiefschlüssen, d. h. der ausgeprägten Neigung, Vers nach Vers auf einer tiefen Note ausklingen zu lassen, wie in Da steh ich nun ich armer *Thor*, O sähst du, voller Monden*schein*, Weh! steck ich in dem Kerker *noch*? u. s. w. Ja diese Neigung zum Tiefschlufs beherrscht im Urfaust auch weiterhin die Reden Fausts. Und das ist kein Zufall, denn sonst spricht dort nur noch Valentin so:

Wenn ich so safs bey 'em Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und all und all mir all den Flor
Der Mägdlein mir gepriesen vor, u. s. w.

Die übrigen Personen aber ziehen, mit Ausnahme Mephistos, ebenso den Hochschlufs vor, d. h. sie lassen den Vers mit einer relativ hohen Note ausgehen, jedenfalls die Tonhöhe am Versschlufs nicht um ein stark wirkendes Intervall sinken. Sehr deutlich prägt sich dieser Gegensatz z. B. beim Dialog zwischen Faust und Wagner aus:

Faust

O Tod! ich kenns: das ist mein Famulus.
Nun werd ich tiefer tief zu nichte,
Dafs diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schwärmer stören mufs!

Wagner

Verzeiht! Ich hört euch deklamieren!
Ihr last gewifs ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht ich was profitieren,
Denn heutzutage wirkt das viel.
Ich hab es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Faust

Ja wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Für Mephistos Redeweise endlich ist, um auch das noch zu sagen, ein ruheloser Wechsel von Hoch- und Tiefschlüssen charakteristisch.

Hier sind also, wie man sieht, die einzelnen Personen durch dominierende Formen der Kadenz charakterisiert. Anderwärts treten auch andere Bindungen und Gegensätze hervor, so wenn etwa in der Natürlichen Tochter ohne Rücksicht auf die gerade redenden Personen jeweilen Spieler und Gegenspieler durch entgegengesetzt verlaufende Melodiekurven von steigend-fallender und fallend-steigender Richtung kontrastiert werden.

Aber gerade der Faust kann uns noch ein Weiteres lehren, was uns zur letzten Frage unseres Themas hinüberführt.

Das oben geschilderte Verteilungssystem von Hoch- und Tiefschlufs gilt, wie schon gesagt, zunächst nur für den Urfaust. Als Goethe die Arbeit am Faust wieder aufnahm, ist er auf diese Form der Charakterisierung nicht wieder zurückgekommen. Die Erinnerung daran war ihm offenbar geschwunden und ist ihm auch bei der Arbeit nicht wieder lebendig geworden. Und so sehen wir ihn denn auch da, wo er alten Text nur umarbeitet oder ergänzt, Kadenzformen einführen, die dem alten System direkt widersprechen. So finden wir jetzt gleich im Eingang des Monologs die Hochschlufsverse:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studiert, mit heifsem Bemühn,

wo es früher mit den typischen Tiefschlüssen Faustischer Rede hiefs:

Hab nun ach die Philosophey,
Medizin und Juristerey,
Und leider auch die Theologie
Durchaus studiert mit heifser Müh, u. dgl. mehr.

Hier weist der unmotivierte Wechsel des melodischen Typus sichtlich auf Störungen des ursprünglichen Wortlauts hin, und eben dadurch wird er uns zu einem direkten Hilfsmittel der Kritik.

Auch bei anders gearteten Fragen der neueren deutschen Litteraturgeschichte kann die Anwendung dieses Kriteriums ganz hübsche Nebenresultate abwerfen. Sollte es z. B. lediglich ein Spiel des Zufalls sein, wenn von den

elf Friederikenliedern gerade nur die sechs alle Merkmale vollendeter Goethischer Melodik aufweisen, welche die neuere Litterarkritik einmütig als Goethes Eigentum anerkennt, während die fünf mit mehr oder weniger Zuversicht für Lenz in Anspruch genommenen Lieder sich ganz anderer und viel flacherer Melodieformen bedienen?

Immerhin wird man bei der neueren deutschen Litteratur selten darauf angewiesen sein, von unserem Kriterium Gebrauch zu machen. Um so ergiebiger ist die systematische Anwendung der Melodieprobe für die mittelalterliche deutsche Litteratur. Das beruht aber wieder auf einem höchst merkwürdigen Umstande, der an sich in keiner Weise theoretisch notwendig wäre, der aber eben durch die Untersuchung der Litteraturdenkmäler selbst als thatsächlich zu Recht bestehend erwiesen wird.

Prüft man nämlich die Quellen, deren Echtheit im ganzen und deren Wortlaut im einzelnen keinem kritischen Zweifel unterliegt, so ergiebt sich, dafs der einzelne mittelalterliche deutsche Dichter, mit ganz wenigen, besonders zu erklärenden Ausnahmen, in der Wahl seiner melodischen Ausdrucksmittel durchaus stabil ist, im direktesten Gegensatz zum modernen oder auch z. B. zu dem mittelalterlichen provenzalischen Dichter, der sich keinerlei derartige Beschränkung auferlegt. Die Stabilität ist in einzelnen Punkten, z. B. bezüglich der Stimmlage, so grofs, dafs sie fast einer Zwangsbeschränkung ähnlich sieht. Ein norddeutscher Leser mag aufschlagen, wo er will: er wird beispielsweise Hartmann von Aue beim Vortrag unwillkürlich stets tiefer legen als etwa Wolfram von Eschenbach oder gar Gottfried von Strafsburg. Wollte er die Tonlagen etwa einmal versuchsweise vertauschen, so würde er eine ganz unnatürliche, oft an das Parodistische streifende Wirkung erzielen. Man kann eben nicht Gottfried mit tiefer Stimme erzählen lassen:

Ein hêrre in Parmenîe was,
der jâre ein kint, als ich ez las:
der was, als uns diu wârheit
an sîner âventiure seit,
wol an gebürte künege genôz,
an lande fürsten ebengrôz,

oder Hartmann hochstimmig:

Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las
swaz er dar an geschriben vant.
der was Hartman genant,
dienstman was er ze Ouwe, u. s. w.

Erst wenn wir die falsche Stimmlage umkehren, finden wir den wahren Erzählerton beider Autoren. Auch in der Lyrik ist es nicht anders, der man doch am ehesten nach ihrem wechselnden Stimmungsgehalt auch einen Wechsel der Tonlage beim Einzeldichter zutrauen möchte: Hartmanns echte Lieder sind sämtlich ebenso ausgesprochen tiefstimmig wie seine epischen Werke, umgekehrt verträgt bei Walther von der Vogelweide selbst die wehmütige Elegie

Owê war sint verswunden elliu mîniu jâr?
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?

im Zusammenhang keine tiefe Tonlage. Am deutlichsten sind diese Stimmunterschiede wohl gerade bei den ältesten deutschen Lyrikern ausgeprägt. Der Kürenberger, Meinloh von Sevelingen, Dietmar von Aist sind da z. B. gute Muster für konsequente Tieflage, während Friedrich von Hausen ein exquisites Beispiel für Hochlage liefert.

Das ist nun gewifs ein sehr befremdlicher Zustand, und wir vermögen vorläufig in keiner Weise zu erklären, warum es so ist und nicht anders. Aber die fortgesetzten Reaktionsproben geben so konstante Resultate im Sinne jener Stabilität, dafs man sie nicht mit dem billigen Einwand beiseite schieben kann, man glaube nicht an die Erscheinung, weil man deren Gründe nicht kenne und weil a priori auch andere Zustände denkbar seien.

Lassen Sie mich nun auch auf diesem Gebiete die Anwendbarkeit des melodischen Kriteriums durch einige Beispiele illustrieren.

Ich beginne mit der formalen Textkritik.

Hier wird man nach dem Gesagten ohne weiteres den Satz aufstellen dürfen, dafs es unzulässig ist, eine durch die Überlieferung gebotene Stabilität der melodischen Form durch die Einsetzung von Konjekturen zu zerstören. Das ist aber in unseren kritischen Ausgaben sehr häufig geschehen, weil man eben von dem Stabilitätsprinzip noch keine Kenntnis hatte. Auch hierfür nur ein Beispiel.

Bei dem bekannten Tagelied Dietmars von Aist verlangt der handschriftliche Text zunächst einige minimale Berichtigungen der Sprachform und eine ebenso selbstverständliche Wortumstellung, um metrisch lesbar zu sein. Dann ergiebt sich folgendes melodische Bild. Die Stimmlage bleibt durchgehends stabil, die Tonbewegung innerhalb der durch die Stimmlage gebotenen Grenzen ist ziemlich lebhaft: sie steht der dipodischen Bindung nahe und durchläuft nicht unbeträchtliche Intervalle. Alle Verse haben Tiefschlufs:

'Slâfẹst du, friedel ziere?
wan weckẹt uns leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen:
nu rüefẹstu kint Wâfen.
liep âne leit mac niht gesîn:
swaz du gebiutẹst, daz leiste ich, friundin mîn.'

'Diu frouwe begunde weinen.
du rîtẹst hinnen und lâst mich eine(n).
wenne wilt du wider her zuo mir?
owê du füerẹst mîn fröide samet dir.'

Ganz anders bei der Gestalt, in die der Text in Minnesangs Frühling gebracht ist. Da finden wir ein wunderliches Gemisch melodischer Gegensätze

wo der handschriftliche Text gewahrt ist, behält er das alte Gepräge, aber alle abweichend konstituierten Zeilen sind gegenüber der mitteltiefen Stimmlage des Übrigen unnatürlich in die Höhe getrieben; aufserdem haben sie zum Teil die lebhaftere Stimmbewegung gegen eine einförmigere, mehr im Niveau bleibende Betonungsweise vertauscht und sämtlich wieder die sonst charakteristischen Tiefschlüsse verloren. Man urteile selbst:

'Slâfest du, mîn friedel?
wan wecket unsich leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen:
nu rüefestu kint Wâfen wâfen.
liep âne leit mac niht gesîn:
swaz du gebiutst, daz leiste ich, friundîn mîn.'

Diu frouwe begunde weinen.
'du rîtest hinne und lâst mich einen.
wenne wilt du wider her?
owê du füerest mîne fröide dar.'

Wer kann hier daran zweifeln, dafs mit der melodischen Form auch die ganze Stimmung des Liedes zerstört ist, und dafs wir wieder zum überlieferten Text zurückkehren müssen?

Mindestens ebensoviel wie für die niedere leistet die Melodieprobe auch für die höhere Kritik, zumal in Echtheitsfragen.

Es ist von mir schon oben darauf hingewiesen worden, dafs der mittelalterliche deutsche Dichter nur eine Durchschnittsstimmlage kennt, soweit es sich um Werke von unbezweifelter Echtheit handelt. Die Stabilität der Stimmlage geht aber fast allemal in die Brüche, wenn man zweifelhafte oder sicher untergeschobene Stücke zum Vergleich heranzieht. In Minnesangs Frühling schliefst z. B. die Sammlung der Spervogelsprüche mit einer Strophe, zu der Haupt bemerkt: 'Diese altertümliche Strophe habe ich hier untergebracht, ohne grofses Bedenken, aber auch ohne den Dichter verbürgen zu wollen.' Sie beginnt mit den Worten:

Güsse schadet dem brunnen:
sam tuot dem rîfen diu sunne:
sam tuot dem stoube der regen

und ist ausgesprochen hochstimmig. Alle gut bezeugten Sprüche des alten Spervogel aber, wie z. B.:

Ein wolf und ein witzic man
sazten schâchzabel an:
si wurden spilnde umbe guot,

sind ebenso ausgesprochen tiefstimmig, und damit fällt die Berechtigung, jene erste Strophe auch nur vermutungsweise dem alten Spervogel zuzuschreiben.

Ein besonders willkommenes Hilfsmittel liefert uns die Melodieprobe da,

wo es gilt, die Arbeit von Nachahmern von den echten Werken eines Autors zu trennen. Ein glücklicher Zufall hat es nämlich so gefügt, dafs gerade in der Tonlage die Nachahmer ihre Vorbilder fast nie zu kopieren verstanden haben, und oft auch in anderen Punkten der melodischen Technik nicht. So beginnt z. B. die kurze Verserzählung Von der halben Birne, die sich, wie wir jetzt wissen[1]), mit Unrecht als Werk Konrads von Würzburg bezeichnet, mit den Worten:

Hie vor ein rîcher künec was,
als ich von im geschriben las,
der het ein wunneclîchez wîp
und eine tohter, der ir lîp
stuont ze wunsche garwe.

Der Melodietypus dieser Verse bleibt durch das ganze Gedicht: ziemlich tiefe Stimmlage und ausgesprochene Vorliebe für Tiefschlufs. Dem stehen die über 100000 echten Verse Konrads gegenüber, etwa mit diesem Typus:

Ein ritter und ein frouwe guot
diu heten leben unde muot
in ein ander sô verweben,
daz beide ir muot und ouch ir leben
ein dinc was worden also gar:
swaz der frouwen arges war,
daz war ouch dem ritter.

Also hohe Stimmlage, überwiegender Hochschlufs, und prägnanter Tiefschlufs nur als Ruhepunkt beim Satzende.

Ebenso isoliert steht z. B. das sogenannte Zweite Büchlein den etwa 25000 echten Versen Hartmanns von Aue gegenüber. Hartmann ist überall Tiefstimmer mit ausgeprägter Vorliebe für Tiefschlufs, daneben — von den lyrischen Gedichten ist hier abzusehen — ein Meister lebendiger Modulation. Ich greife, um das zu illustrieren, zum Vergleich ein, übrigens nicht einmal sehr charakteristisches Stück, den Schlufs, aus dem sicher echten sogenannten Ersten Büchlein heraus. Es lautet:

'Ouch behalt du dînen glimph,
daz sî in ernest ode in schimph
von dir daz wort iht verneme
daz sî zeheime hazze neme,
und ervar ir willen swâ dû kanst,
ob dû dir sælde und heiles ganst.
nû sûme dich niht mêre:
ich bevilh dir unser êre,
unser heil stêt an dir:
nû soltu, lîp, hin zir
unser fürspreche sîn.'
'daz tuon ich gerne, herze mîn.'

Nun versuche man einmal, irgend einen Passus des Zweiten Büchleins nach diesem Muster zu lesen: es ist einfach unmöglich. Der Text treibt unwiderstehlich zu höherer Tonlage, zur Nivellierung der Tonschritte und zu typischem Hochschlufs hin. Man vergleiche etwa diese Zeilen, ebenfalls aus dem Schlusse des Büchleins:

---

[1]) S. K. Zwierzina, Zeitschrift für deutsches Altertum XLIII 107 f.

'Kleinez büechel, swâ ich sî,
sô wone mîner frowen bî,
wis mîn zunge und mîn munt
unt tuo ir stæte minne kunt,
daz sî doch wizze daz ir sî
mîn herze zallen zîten bî,
swie verre joch der lîp var.'

Auch für schwierigere und annoch schwebende Fragen der Kritik vermag die Melodieprobe reichlichen Gewinn abzuwerfen. Ich möchte es wenigstens nicht unausgesprochen lassen, dafs z. B. auch auf die heifs umstrittene Nibelungenfrage von dieser Seite her ein unerwartetes und, wie ich glaube, entscheidendes Licht fällt. Aber das läfst sich ohne Eingehen auf vielerlei Details nicht klarlegen, auch sind meine Untersuchungen hier noch nicht zu genügendem Abschlufs gelangt. Ich mufs also die genauere Erörterung dieses Problems wie die mancher anderen hier eben nur gestreiften oder noch gar nicht berührten Frage einer späteren Gelegenheit vorbehalten.[1])

Ich stehe am Ende meiner Betrachtungen. Wohl weifs ich, dafs ich Ihnen nichts Abgeschlossenes habe bieten können, kaum mehr als den Ansatz zu einem Programm, dessen Ausführung noch viel geduldige Arbeit erfordern wird. Um so erfreulicher würde es mir sein, wenn Sie auch jetzt schon den Eindruck hätten gewinnen können, dafs hier ein Weg angedeutet ist, den zu betreten der Mühe lohnt.

---

[1]) Eine eingehende Untersuchung der ganzen Frage gedenke ich in der Fortsetzung meiner 'Metrischen Studien' vorzulegen, deren erster Teil ('Studien zur hebräischen Metrik') in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXI Nr. 1 u. 2 (Leipzig 1901) erschienen ist.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

A. Cartault, Étude sur les satires d'Horace (Bibliothèque de la faculté des lettres de l'université de Paris IX). Paris, Alcan 1899. 370 S.

Man hat dem Buche Cartaults über die Horazischen Satiren vorgeworfen, es enthalte nichts Neues. Nun giebt sich das Buch zunächst — und das kann wertvoll sein — als Zusammenfassung und Prüfung dessen, was bisher, namentlich von der deutschen Wissenschaft, gefunden worden ist; es ist beschämend, wie reichlich in diesem französischen Buche deutsche Litteratur herangezogen wird. Sollte sich also vielleicht, ebenfalls zu unserer Beschämung, herausstellen, wie wenig unter den herkömmlichen Voraussetzungen unserer eigenen Forschung sich Neues finden läfst, das zugleich wertvoll wäre?

Die Einleitung fordert, dafs Jamben und Satiren des Horaz als seine frühesten und nächstverwandten Dichtungen zusammen behandelt werden. In neun Kapiteln ist dann die Untersuchung geführt. Im ersten Kapitel werden die thatsächlichen Verhältnisse erörtert, aus denen die Jamben und die Satiren als Gelegenheitsgedichte der Frühperiode sich erklären: die anfängliche Halbwelt- und Bohèmeumgebung des Dichters in Rom und seine unreife, zum Teil häfsliche Leidenschaftlichkeit, gleichzeitige Neigung zu Reflexion und satirischer Darstellung von Typen jener Gesellschaft, die Entwickelung vom Gesellschafter zum Freunde Mäcens und von kleinen, äufserlichen Anregungen zu tieferer Beeinflussung, die Eindrücke von Vergils Eklogen, die politische Umstimmung. Laut dem zweiten Kapitel sind die Satiren aktuellen Inhalts sofort publiziert worden, das erste Buch besonders und früher, im Jahre 35 oder 34, das zweite im Jahre 29; chronologische Anordnung in beiden Büchern, mit gewissen Ausnahmen, ist die einwandfreieste Ordnung; in der Darstellungsform zeigt das erste Buch drei Typen: Erzählung, persönliche Diskussion, Epistel, das zweite Buch die Formen der persönlichen Diskussion, des 'professoralen' Vortrags durch einen anderen Sprecher, eines Dialogs, in welchem entweder als sekundärer Sprecher Horaz oder aber zwei fremde Sprecher auftreten.

Die vier nächsten Kapitel (III—VI) behandeln Komposition der Satiren, Art der Gedankenentwickelung und der Beweisführung, Formen der künstlerischen Darstellung, Mittel des Stils. In der Komposition unterscheidet Cartault Hauptideen und Nebenideen: sie erscheinen ohne einen vorausbestimmten, 'geometrischen' oder rhetorischen Plan, in origineller Freiheit verbunden. Ähnlich die Gedankenentwickelung im einzelnen, ohne viel Achtung vor logischer Strenge und Vollständigkeit: Koordinationen statt Subordinationen, Unterdrückung von grammatisch-logischen Satzverbindungen und von vermittelnden, einführenden oder abschliefsenden Gedanken; wiederum liegen der Beweisführung zwar logische Methoden und philosophische Sätze zu Grunde, aber die Durchführung ist philosophisch weder streng noch tief, manches Räsonnement nur latent in einer Anekdote oder einer vertraulich persönlichen Mitteilung. Charakteristisch für die Kunstform der Darstellung sind speziell der fingierte Mitunterredner, die direkten Reden dritter Personen und die Anekdoten, im allgemeinen der Sinn für das Szenische und Dramatische und für das Einzelne und Konkrete, die Gabe gut zu erzählen und den anschaulichen Anekdotenstoff aus den verschiedensten Quellen, frei behandelt, als integrierenden Bestandteil der Gedankendarstellung zu verwenden. Was Stil und Stilmittel betrifft, so wechseln familiäre Konversation und knappe, rasche Darstellung, 'finsterer' Ernst und heiterer Scherz, Schwung und feine Ironie, unvergleichliche Eleganz auch für Derbheiten und komische Kontraste zwischen Inhalt und Form; im einzelnen dienen der Lebhaftigkeit oder der konkreten Sachlichkeit: Figuren wie Fragen oder Asyndeta (Cartault geht dem Figurengebrauch im einzelnen nach), die Mannigfaltigkeit und die Bedeutsamkeit des Ausdrucks (z. B. auch die parodistische Ausdrucksweise), die Vermeidung der Symmetrie (wie in Komposition, Gedankenentwickelung und Räsonnement, so im Stil den Sinn für Natürlichkeit kennzeichnend), die Freiheit in der Wortstellung bis zu wahren Verschlingungen, teilweise im Dienst signifikanter Betonung.

Der Nennung von Personen zu satirischem Zweck ist das siebente Kapitel gewidmet. In den schärfsten Jamben ist sie aus Vorsicht vor dem Strafgesetz vermieden; mit den Namen sind nämlich in Jamben und Satiren reale Persönlichkeiten gemeint. In den Satiren die Nennung häufiger, beruhend auf der Gewöhnung an das Konkrete und Besondere, auf Scherz oder auf moralischem Zweck; Nennung und Anonymität wechselnd; gemäfs dem allgemeinen Unterschied zwischen den beiden Satirenbüchern je eine satirische Nennung im ersten Buch auf zwölf Verse, im zweiten auf zweiundzwanzig; mannigfaltig die Art der Einführung von Personennamen, die mit Namen genannten 'Opfer' den verschiedensten Klassen angehörig. Die Philosophie in den Satiren, die im achten Kapitel besprochen wird, beruht auf der Nachwirkung des Vaters, auf einer in Athen gewonnenen Kenntnis früherer Denker und eines dialektischen Verfahrens, auf persönlicher Teilnahme an der zeitgenössischen philosophischen Bewegung; im ersten Buch überwiegend Epikureismus, teilweise durch Lukrez vermittelt, im zweiten ein freierer Eklektizismus, mehr Respekt vor dem Stoizismus, ironische Behandlung der nämlichen epikureischen Scheinphilosophie der Lebemänner, die später in den Oden ernst genommen wird; in der Form der Diskussion noch kein direkter Einflufs Bions, ein indirekter vielleicht durch stoisch-kynische Philosophen in Rom. Zum Moralisten ist, laut Schlufskapitel, Horaz erst infolge des Anstofses geworden, den er als Satiriker an den Unsitten nahm, ebenso zum angehenden litterarischen Theoretiker durch den Anstofs an Fehlern z. B. des Lucilius, dem er im übrigen nach Kräften gerecht werden will; Moral wie Kunsttheorie durchaus persönlich und insofern für den Augenblick sehr wirksam und noch immer sympathisch, aber ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit und durch moderne Ideale vielfach antiquiert. —

Dies der allgemeinere Inhalt des Buches, im einzelnen ausgeführt in einer wahren Fülle von Stellenerklärungen, mit regelmäfsiger Durchmusterung jeweilen sämtlicher Satiren, mit annähernd vollständiger Statistik gewisser Erscheinungen — wenigstens für mich auch des Neuen genug. Natürlich wird man bei sehr vielen Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verfasser; einige bedeutsamere Mängel möchte ich hier deshalb hervorheben, weil dabei unsere deutsche Philologie mit den Vorurteilen des französischen Gelehrten völlig übereinstimmt, zum Schaden nicht blofs des Horaz.

Jamben und Satiren sollen nach Zeit und Wesen zusammengehören. Aber Versform, Inhalt und Darstellungsform widerstreben der Zusammengehörigkeit: bezeichnenderweise hat Cartault in sieben Kapiteln von den neun die Jamben stillschweigend beiseite gelassen! Es findet sich aber auch weder bei ihm noch bei unseren Erklärern, weder für die Satiren noch für die Jamben eine Wesens- und Begriffsbestimmung, welche für die äufserlich so verschiedenen Gedichte innerhalb einer der beiden Gattungen umfassend genug und wiederum bestimmt genug wäre. Dann sollen Jamben und Satiren sich aus materiellen, moralischen und intellektuellen Lebensthatsachen erklären, aber diese Thatsachen werden selber erst aus Jamben und Satiren herauserklärt: das ist ein allgemein üblicher Zirkel, und er beruht auf der bekannten Leidenschaft unserer litterarischen Kritik für die kleinen Realitäten in der Litteratur und auf einer ebenso gründlichen als üblichen Verkennung des Verhältnisses, das zwischen Wahrheit und Dichtung besteht. Gewifs steht die Horazische Satire der Wirklichkeit zeitgenössischer Menschen und Dinge näher als andere seiner Dichtungen; aber zufällig liegt mir gerade ein allerneuestes Büchlein vor, das *mutandis mutatis* mit Horazischer Satire eine entschiedene Ähnlichkeit hat. Da erzählt und philosophiert oder moralisiert ein 'Ich', aber ich kenne den Verfasser und weifs, dafs er in diesem 'Ich' seine wirkliche Person bewufst und unbewufst um- und ausgestaltet hat, teils nach einer Richtung gedehnt und gesteigert, also insofern idealisiert, teils in mehrere Personen gespalten und verdichtet, individualisiert hat; ich kenne die Wohn- und Lebensverhältnisse des Verfassers und sehe, wie er wirkliche Zeiten und Orte, Personen und Erlebnisse auf das ungenierteste teils austauscht, teils ergänzt, wie er ganz neue 'Thatsächlichkeiten' munter hinzu erfindet und gerade seinen Erfindungen mit heiterem Trug die meisten kleinen Realitäten anhängt, Vor- und Zunamen, individuelle Gewohnheiten und Reden u. s. w. Wenn nun da jemand die Realitäten als litterarhistorische Data nähme! und dann wieder aus diesen Daten das Werden und Wesen der Darstellung direkt ableiten wollte! Bei Horaz thut man es: aus Epistelstellen hat man einen tiefgehenden realen Widerstreit zwischen Dichter und Gönner herausinterpretiert und dann aus dieser interessanten lebensgeschichtlichen Entwickelungsthatsache ganze Episteln erklärt (vgl. diese Jahrbücher 1901 VII 76).

Ich bin vollkommen einverstanden, wenn auch Cartault chronologische Anordnung der Satiren annimmt; ich habe diese Anordnung auch für die Oden angenommen (Horazstudien S. 14, vgl. S. 16 ff.) und nehme sie für Epoden und Episteln an trotz scheinbaren Hindernissen. Warum soll nun, nach Cartault, trotzdem Satire I 7 vielleicht die früheste aller Satiren sein? 'Weil die Anekdote vom Prozefs vor dem Prätor Brutus nur bald nach dem wirklichen Vorfall wirksam war.' Als ob eine poetische Erzählung ihre Wirkung in dem besonderen sachlichen Stoff hätte, und es nicht vielmehr, mit Goethe zu reden, die eigentliche Natur der Poesie wäre, im Besonderen das Allgemeine mitzusehen und mit darzustellen! So gut wie der Tragiker in uraltem Sagenstoff immer wieder Allgemeinbilder neuen Lebens schaut, so kann die älteste Anekdote, die 'jeder Barbier kennt', in der und der Stimmung aufgefafst und so und so erzählt, immer wieder zeitgemäfs wirken. Ja, wenn Cartault aktuelle Satiren in dem Sinne unterscheidet, dafs sie nur in einem bestimmten Moment des thatsächlichen Lebens ihre Bedeutung hatten und etwa auf eine thatsächliche Zumutung praktisch die Antwort des Horaz gaben, so übersieht er wie andere, dafs solche Satiren entweder keine Gedichte sind oder aber unter der Form der Aktualität etwas Allgemeines enthalten müssen. Auch 'rein Persönliches', 'persönliche Konfidenzen' sollte es in Dichtungen, die publiziert werden, streng genommen gar nicht geben.

Man will keine schulmäfsigen Dispositionen: schade, dafs man dabei gewöhnlich auch die künstlerische Komposition preisgiebt. In Satire I 6 wird, nach Cartault u. a., am Anfang und am Ende die aktuelle Frage diskutiert, ob Horaz auf ein öffentliches Amt Anspruch machen solle; dazwischen hinein die Darlegung, dafs Horaz durch seinen Charakter die Freundschaft des Mäcenas verdiene; dazu wieder nebenbei die Ausführung, woher er diesen Charakter habe. Das scheint mir nicht eigenartige Freiheit, sondern ganz gewöhnliche Unordnung. Man lasse dagegen einen Mann wie Horaz, von niedrigem Geburtsstande und vornehmem Gesellschaftskreis, für das politische Leben auf Ehrenrechte klug bescheiden Verzicht leisten, dafür aber sich alle Rechte des persönlichen Lebens wahren, also das Anrecht auf eine hohe Freundschaft, auf Ehrung eines niedriggeborenen, aber wackeren Vaters, auf die genugthuungsvolle Freude an Freiheit und Behaglichkeit niedriger Lebensstellung — so hat man eine im einzelnen recht zwanglose, aber künstlerisch genügende Gliederung. Für die Episteln hat Kettner die Möglichkeit sogar sehr strenger Gliederungen nachgewiesen (vgl. Jahrb. 1901 S. 75). — In der Darstellungsform äufsert sich, wie Cartault treffend bemerkt, das Horazische Temperament als starke Neigung zum Dramatischen. Aber warum sind nicht gerade aus dem Wesen des Dramatischen gewisse Konsequenzen gezogen, z. B. für die Jamben, deren Hauptversmafs dramatisch ist? oder für das 'Ich' in manchen Satiren? Wäre dieses eine Art dramatischer Person, z. B. die des sozusagen ständigen Plauderers einer kritisierenden, ironisierenden und medisierenden Gesellschaft, dann brauchten die zweiten und dritten Personen, welche von dieser dramatischen Person genannt werden, keine persönlichen 'Opfer' des wirklichen Horaz zu sein; vielmehr würden sie bei ihm nur im heiteren Abbild figurieren, wie sie im wirklichen Stadt- und Gesellschaftsgespräch vielleicht längst und schlimmer leben. — Stil und Stilmittel ferner sollte man auf die Kräfte und Wirkungen prüfen, die sie in mündlicher Rede und dramatischem Vortrag haben können: viele 'Fragen' und fast alle Asyndeta würden dabei ganz anderes Leben zeigen, und manche unbeachtete 'Wiederholung', z. B. die parodistische Assonanz am Schlufs von Satire I 6, würde wirksam ins Ohr fallen.

Wie oft notiert Cartault mit Recht philosophische Unzulänglichkeit des Räsonnements! Da wäre doch der Gedanke erlaubt, es liege überhaupt nicht in Wesen und Zweck einer Horazischen Satire, philosophische Sätze zu beweisen oder auch nur um ihrer selber willen mitzuteilen. Nach Zola wäre das Kunstwerk ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen: frei angewandt, könnte es heifsen: die Horazische Satire sei ein Stück zeitgenössisches griechisch-römisches Gesellschaftsleben, mit seinen Begebenheiten und Szenen, Tendenzen und Diskussionen, gesehen und reproduziert durch Horazisches Künstlertemperament. Dann würden jene Unzulänglichkeiten bewufste oder unbewufste Nachahmungen der Liebhaberphilosophie sein, wie sie in jener Gesellschaft und auch vom wirklichen Horaz gepflegt wurde. Jedenfalls arbeitet der satirische Dichter nicht so, wie ihn auch Cartault nach Heinze sich etwa vorstellt: zwei philosophische Traktate entgegengesetzter Tendenz zu abwechselndem Gebrauch zur Rechten und zur Linken neben sich! Und wie die Philosophie, so braucht für den poetischen

Zweck auch die Moral nicht vollkommen, und der Zweck der moralisierenden Satire braucht nicht sittliche Besserung zu sein: der Dichter bildet nur ab, was er und seinesgleichen in den Debatten des wirklichen Lebens etwa vertreten. So wäre dann auch die allerletzte Frage nicht die nach dem dauernden Wert der moralischen oder auch litterarischen Gedanken des Horaz; Moral und Kunsttheorie gehören im Gedicht zum Stofflichen, also durchaus Wandelbaren und Vergänglichen: nur der Geist macht unvergänglich, und so würde die Endfrage sein, ob der künstlerische Geist in den Satiren durch Eigenart und allgemein menschliche Bedeutung auch für uns noch Wert habe. —

Das Buch von Cartault bietet für neue Untersuchungen eine willkommene Kritik des bisher Gefundenen, ein reiches Material und vielfältige Anregung. Von künftigen Problemen wäre, meine ich, das nächste: das Wesen der Horazischen Satiren und, gesondert, das der Jamben durch speziellste Analyse sicher zu bestimmen und dann Entstehung und Wirkung in lebendigen Zusammenhang zu bringen mit einer der bedeutungsvollsten Kulturentwickelungen — so wie wir es für Vergils Äneis jetzt, nach Bellings und Nordens Arbeiten vielleicht endlich erreichen werden.

Theodor Plüss.

Troels-Lund. Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, B. G. Teubner 1901. 233 S.

Dieses neue Buch von Troels-Lund ist ebenso angelegt wie sein 1899 erschienenes Werk 'Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten', das in diesen Blättern (Bd. III 723 ff.) ausführlich besprochen wurde. Wie dort hat auch hier der Verf. sich die Aufgabe gestellt, die während des XVI. Jahrh. im Norden Europas über die genannten Probleme herrschenden Anschauungen darzustellen und zu erklären, und wie dort, so giebt er auch hier seinen Ausführungen einen Unterbau, welcher bis auf die Anfänge historischer Überlieferung in der Weltgeschichte hinabreicht. So ausführlich wie in dem ersten Werk, wo er die gröfsere Hälfte des Ganzen ausmacht, ist dieser historische Rückblick allerdings in dem neuen — fast möchte man sagen leider! — nicht geworden. Doch führt uns auch hier der Verf. nach einer die Schwierigkeiten der Definition von Gesundheit und Krankheit auseinandersetzenden Einleitung die wesentlichsten Theorien des Altertums und Mittelalters über seinen Gegenstand in einem kurzen Überblick von 29 Seiten vor: die grundlegenden Beobachtungen der Ägypter über die Bedeutung der Atmung, der Ernährung und des Blutes und ihre zum Teil auf die Israeliten übergegangenen Lehren von Reinheit und Unreinheit; die Entwickelung der Heilkunde bei den Griechen, welche in der von Hippokrates begründeten Auffassung des Körpers als eines einheitlichen Organismus, der Lehre von der Bedeutung der Körpersäfte und der Anerkennung der Natur als des besten Arztes gipfelt; die Fortbildung dieser Theorien bei den späteren Griechen und Römern, besonders Galenos; den Glauben der Araber, eines Avicenna und Averroës, an das Seltene und Kostbare oder auch möglichst Zusammengesetzte (mixtura) als das beste Heilmittel; und endlich den Einflufs der christlichen Kirche mit ihrem Gottes-, Heiligen- und Teufelsglauben, welche die Verwirrung der Anschauungen zu solchem Grade steigerte, dafs 'ein tüchtiger Arzt mit demselben Rechte für seine Künste von der Kirche gesegnet und verbrannt werden konnte' (S. 29). Es wird nun weiter gezeigt, wie das XVI. Jahrh. 'eine Art Musterkarte für die Auffassungen aller Zeiten' darstellt. Nicht weniger als fünf sich gegenseitig ausschliefsende Erklärungen der Krankheitsursachen und entsprechende Heilmethoden gingen nebeneinander her: einmal die zwei von der Kirche dargebotenen Lösungen des Problems 1) die Krankheit stammt von Gott; Heilung: Gebet; 2) die Krankheit stammt vom Teufel; Heilung: Zauberei; sodann 3) die astrologische Theorie: die Krankheit stammt von den Sternen; Heilung: Beobachtung der Konjunkturen der Gestirne, kritischen Tage u. dgl.; 4) die Theorie des Hippokrates: die Krankheit stammt von den menschlichen Säften; Heilung: Aderlafs, Purgieren, Vomieren; 5) die Lehre der Araber: die Krankheit ist das Negative im menschlichen Körper; Heilung: das positive Arzneimittel (Aquavit). Diesem Wirrwarr der Theorien machte durch möglichst genaue Beobachtung der Natur selbst im Gegensatz zu der sonst üblichen medizinischen Büchergelehrsamkeit Paracelsus ein Ende, welcher die Krankheit als eine eigene Lebensform, als eine Art Schmarotzerpflanze, betrachtete. Ihm ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Wohl rief zwar auch diese neue Lehre des Paracelsus mit ihrer Vorstellung von der Lebenskraft (Archäus) in den Versuchen, das heilkräftige 'Arcanum' zu finden und in dem Bestreben der Alchimie, den 'Stein der

Weisen' zu entdecken neue Blüten des Aberglaubens und nicht selten geradezu Betrug von seiten abenteuerlicher Existenzen hervor. Aber trotz aller Mifsgriffe lag der Deutung des Paracelsus der richtige Gedanke von der Einheit der Natur zu Grunde, deren Kräfte sich in Gesundheit und Krankheit gleichermafsen äufsern, ähnlich wie der Astrologie die Idee von der Einheit alles Weltgeschehens. Beide Wissenschaften, Alchimie und Astrologie, treten eben deswegen ihrem Wesen nach in einen Gegensatz zur dualistischen Weltanschauung der christlichen Kirche. Der in ihrem Betrieb sich geltend machende menschliche Wissensdrang mit seinen Verirrungen und seinen Erfolgen und seine grundsätzliche Verdammung durch die Kirche hat die Faustsage hervorgebracht. Wie der sagenhafte Faust, so vereinigte der geschichtliche Tycho Brahe in seiner Person alles Wissen der Zeit über die Natur, und wie jener, so geriet auch er in einen Gegensatz zu Staat und Kirche. Er, der bezeichnenderweise bei einer Taufhandlung einen Priester bewog, die Formel des Exorzismus wegzulassen, und der 18 Jahre lang dem Abendmahl fernblieb, der auch den geschichtlich gewordenen Staat nicht als etwas Vollkommenes ansah und von den Privilegien des Adels, dem er selbst angehörte, nichts wissen wollte: dieser Typus des 'gelehrten Arztes' wurde, nachdem er viele Jahre lang auf seinem Gut Uranienborg auf der Insel Hveen im Dienst der Wissenschaft gewirkt und zahlreiche Schüler herangebildet hatte, als Vertreter der freien Forschung und Gegner politischer Vorurteile aus der Heimat verbannt. Sein wegen seiner Gegnerschaft zu Kopernikus vielfach entstelltes Bild sucht Troels-Lund mit Liebe und Sachkenntnis richtig zu zeichnen. Endlich giebt er noch einen Überblick über die wichtigsten Epidemien des XVI. Jahrh. (Typhus, englischer Schweifs, Schlafsucht, Pest), an denen sich die Heilkunst der Zeit zu erproben hatte, und schliefst mit einer Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Medizin, die, abgesehen von den grofsartigen Erfolgen der Chirurgie, auch in der Hygiene unbestreitbare Triumphe feiert.

Dies ist in kurzem der Inhalt des Buches. Dafs der Leser aufserdem eine Menge merkwürdiger, für den damaligen Kulturzustand charakteristischer Einzelheiten erfährt, ist bei einem Gelehrten wie Troels-Lund selbstverständlich: so über den Warenbestand der Apotheken, über Geheimmittel, wunderbare Heilungen, über Kleidermoden u. s. w. Am interessantesten ist aber die Art, wie der Verf. fortwährend das Verhältnis der Kirche zu der langsam erwachenden Wissenschaft erörtert, und es ist dabei nur zu bedauern, dafs er in der geschichtlichen Einleitung den antiken, bekanntlich auch das Neue Testament beherrschenden Dämonenglauben nicht eingehender erörtert hat. Denn dieser ist, wie der Verf. auch einmal kurz bemerkt, die Ursache, dafs wie in so manchem so auch in der Auffassung dieser Dinge die Reformation auf halbem Wege stehen blieb: sie teilt mit dem Katholicismus die dualistische Weltauffassung, den Glauben an Hexerei und Zauberei, und da sie Gottes Wirken nur in der Form des Wunders erkennt und anerkennt, so zerfällt ihr das Naturgeschehen in lauter einzelne schöpferische Akte Gottes, oder seines Widerparts, des Teufels. 'In den hellen Tagen dieses klaren Evangeliums ist man — nach P. Palladius — auf der Jagd nach Hexen wie nach Wölfen.' Wie der katholischen, so fehlte auch der Kirche der Reformation die Fähigkeit, Gott in der Natur zu sehen, die sie vielmehr für das Reich des Teufels erklärt, und darum wird, wie in Rom Giordano Bruno verbrannt und Galilei eingekerkert, so in Genf Servet dem Flammentod geweiht und in Dänemark Tycho Brahe verjagt. — So ist dieses Buch mit den Streiflichtern, die es auf die Gegenwart wirft, mit seinem Hinweis auf die kontinuierliche Entwickelung der Anschauungen vom Altertum an bis zur heutigen Zeit ein würdiges Seitenstück zu 'Himmelsbild und Weltanschauung', und wir sind dem Manne, der uns an sicherer Hand durch diese ebenso interessanten als vielfach dunklen und verworrenen Gebiete führt, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Auch die in fliefsendem Deutsch geschriebene Übersetzung verdient alles Lob. WILHELM NESTLE.

(1) FRIEDRICH HEBBELS BRIEFE. UNTER MITWIRKUNG FRITZ LEMMERMAYERS VON RICHARD MARIA WERNER HERAUSGEGEBENE NACHLESE IN 2 BÄNDEN. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1900. I. Bd. IX, 438 S. II. Bd. 401 S.

(2) FRIEDRICH HEBBEL. SÄMTLICHE WERKE. HISTORISCH-KRITISCHE AUSGABE VON RICHARD MARIA WERNER. Bd. I—III. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1901. LVII 493; XLIV 477; LXI 492 S.

Mit den vorliegenden Bänden beginnt der verdiente Lemberger Germanist, der Sohn von Hebbels vor wenigen Jahren verstorbenem Freunde Karl Werner, die Veröffentlichung der reichen Erträge seiner jahrelangen, mühevollen Sammelarbeit. Ohne die besonderen

Verdienste Kuhs, Krumms und Bambergs, der früheren Herausgeber der Schriften, Briefe und Tagebücher Hebbels, irgendwie schmälern zu wollen, müssen wir doch bekennen, dafs ihre Ausgaben in Bezug auf Vollständigkeit, Genauigkeit in der Textbehandlung und bequeme Einrichtung für den wissenschaftlichen Benutzer vieles zu wünschen übrig liefsen. Wir begrüfsen es daher mit Genugthuung, dafs die bisher noch nicht gelöste Aufgabe, die geistige Hinterlassenschaft des grofsen Dithmarsen für eine kritische Gesamtausgabe zu bearbeiten, von der fachmännisch geschulten Hand eines bewährten Vertreters der modernen Litteraturwissenschaft ergriffen worden ist, dessen Name schon eine Bürgschaft bietet für das gute Gelingen des schönen Unternehmens.

Noch im Frühjahr 1899, nach dem Erscheinen der Programmabhandlung des Berichterstatters 'Aus Fr. Hebbels Werdezeit', in der die Hoffnung auf baldige Veröffentlichung eines dritten Bandes Hebbelbriefe ausgesprochen war, konnte Fritz Lemmermayer diesem nur mitteilen, dafs für die in seinen Händen befindlichen noch ungedruckten Briefe des Dichters bisher kein Verleger zu finden gewesen sei. Seitdem ist jedoch das Ansehen Hebbels in weiteren Kreisen zusehends gestiegen, wie die immer stärker anschwellende Hebbel-Litteratur zeigt. Im Sommer 1899 erschien die vortreffliche dreibändige Auswahlausgabe der Werke des Dichters von Karl Zeifs im Verlage des Bibliographischen Instituts, bei deren Besprechung im III. Bande dieser Zeitschrift (S. 662 ff.) der Berichterstatter nur bedauern konnte, dafs dem Bearbeiter in der Auswahl gar zu enge Grenzen gezogen worden waren. Mittlerweile aber hatte die Verlagshandlung bereits, dem wachsenden Interesse an dem Dichter Rechnung tragend, aus eigener Entschliefsung dem Herausgeber die Bearbeitung eines vierten Bandes übertragen, der noch im Herbste desselben Jahres gedruckt vorlag. Es folgte eine Reihe wertvoller, das Verständnis der Eigenart des Dichters fördernder Einzelschriften — zu nennen sind hier Johannes Krumm, Adolf Bartels, Karl Börig, Theodor Poppe, A. Aliskiewicz —, und sehr beträchtlich begann sich auch die Zeitschriften-Litteratur über Hebbel zu mehren. Hierzu kamen mehrere Gesamtdarstellungen der Litteratur des XIX. Jahrh. — von R. M. Meyer, Lublinski, R. Weitbrecht —, die in erfreulichem Gegensatze zu manchen früheren Behandlungen desselben Gegenstandes auf breitem Raume und mit eindringender Würdigung seines Lebenswerkes den Dichter seiner überragenden Bedeutung entsprechend in den Vordergrund ihrer Betrachtung rückten. Auch auf der Bühne scheint Hebbel immer mehr Boden zu gewinnen, und es ergeht ihm hier wie dem seiner Kunstrichtung nahe stehenden H. v. Kleist, der ja auch erst lange Jahrzehnte nach seinem Tode auf den weltbedeutenden Brettern seine Auferstehung feierte. Aus der jüngsten Zeit sei nur erinnert an die glänzenden Aufführungen der 'Mariamne' und der 'Agnes Bernauer' auf der Berliner und des 'Gyges' auf der Dresdener Hofbühne. Selbst die bildende Kunst — und dies ist für die steigende Popularität eines Dichters sehr bezeichnend — hat bereits angefangen, sich der Schöpfungen dieser grofsangelegten Dichtergestalt zu bemächtigen, so dafs die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, dafs wir — ohne Zweifel eine höchst dankbare Aufgabe für einen Künstler, in dem etwas von dem Hebbel verwandten Geiste Michelangelos stecken müfste — auch einen illustrierten Hebbel besitzen werden. Auch das Ausland ist in der Wertschätzung des einen immer gröfseren Leserkreis in seinen Bann ziehenden Poeten nicht zurückgeblieben, wie z. B das italienische Werk von Sigismund Friedmann: Il dramma tedesco del nostro secolo (Deutsch von L. Weber, Leipzig 1900) beweist und persönliche Mitteilungen von jenseits des Ozeans dem Berichterstatter bezeugen. So überrascht es auch nicht mehr, dafs sich jetzt nicht nur für die ungedruckten Briefe Hebbels, sondern auch zugleich für eine kritische Ausgabe seiner Werke in grofsem Stile der Verleger gefunden hat, und wir zweifeln nicht im geringsten, dafs diesem Unternehmen auch der buchhändlerische Erfolg zur Seite stehen wird, den es durch die musterhafte Arbeit des Herausgebers, die vornehme äufsere Ausstattung und den im Verhältnis dazu geradezu bescheiden zu nennenden Preis in der That verdient.

(1) Den Grundstock einer Sammlung von Hebbel-Briefen verdanken wir Emil Kuh, der mit rastlosem Eifer alles aus der Feder des Dichters stammende handschriftliche Material zusammenzubringen bemüht war, um es für seine grofse Biographie zu verwerten, an der Herausgabe der Briefe aber, wenn er überhaupt eine solche ernstlich geplant hat, durch seinen frühen Tod gehindert wurde. Die Sammlung ging dann mit dem anderen handschriftlichen Nachlafs Hebbels in den Besitz des deutschen Generalkonsuls Felix Bamberg über, eines Jugendfreundes des Dichters, der unter Beihilfe des Wiener

Schriftstellers Fritz Lemmermayer sie um die Hälfte vermehren konnte, und sie mit den Briefen der Adressaten in zwei umfänglichen Bänden unter dem Titel: 'Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen' 1890 und 1892 veröffentlichte. Doch hatte Bamberg darin nicht alles in seinen Händen befindliche Briefmaterial abdrucken lassen: einige Briefreihen legte er zum Zweck späterer Veröffentlichung zurück und gab einen grofsen Teil der Briefe nur in verkürzter Gestalt. Der um Hebbel vielverdiente Fritz Lemmermayer, in dessen Hände Bambergs abschriftliche Sammlung nach dessen Tode gelangte, beabsichtigte, nachdem er in mehreren Zeitschriften einige ungedruckte Briefreihen einzeln bekannt gemacht hatte, einen Nachtragsband 'Briefwechsel' herauszugeben, überliefs aber schliefslich das Material dem nunmehrigen Herausgeber, durch dessen vielseitige Bemühungen der vorhandene Schatz durch alles zur Zeit Erreichbare vervollständigt wurde und dem vornehmlich das Verdienst der kritischen Sichtung gebührt.

So bietet denn die zweibändige 'Nachlese' nicht weniger als 369 Nummern. Einige Reihen, wie die Briefe an die Familie Rousseau, an Vofs, Schacht, Luck, Holtei, Grailich, Schöll, Davison, Pichler, Schlönbach, Strodtmann, Laube, Frankl, Winkler-Hell u. e. a., waren in verschiedenen Zeitschriften verstreut gedruckt und sind nun erst bequem zugänglich geworden. Der gröfsere Teil aber — über drittehalb Hundert — erscheint hier zum ersten Male veröffentlicht. Als wertvollsten Bestandteil der ganzen Sammlung darf man wohl die Briefe des Dichters an seine Frau Christine bezeichnen, von denen Bamberg nur einen kleinen Teil und auch diesen zumeist in starker Verkürzung hatte abdrucken lassen. Die eigenartige Bedeutung dieser 'den intimsten Reiz gewährenden' Briefe wird vom Herausgeber im Vorwort schön und treffend gekennzeichnet, wenn er sagt: 'Man fühlt an jedem Worte, das Hebbel an seine Gattin richtet, das gefestigte Glück, die Beseligung seiner Ehe, man sieht, wie ihn der Bund mit Christine aus dem Dunst und Nebel seiner Jugend zur Klarheit, zur inneren Befriedigung führte. Wir können nun den allmählichen Umschwung verfolgen, der sich in Hebbels Ansichten über die Ehe vollzog, weil er den Segen eines solchen Bandes an sich selbst erlebt hatte, sehen aber auch, wie sich dadurch seine Stellung zur Gesellschaft und sein dichterisches Ideal klärte.' Von den bisher ungedruckten Briefen verdienen aufserdem besondere Beachtung die an den Verlagsbuchhändler Campe, den Landschaftsmaler Gurlitt, den evangelischen Pfarrer und Verdeutscher ungarischer Dichtungen Moritz Kolbenheyer und den Dichter und Litterarhistoriker Emil Palleske. Aus der Zahl der anderen Briefe ragen ferner zwei Schriftstücke schon durch ihren äufseren Umfang hervor, die für die Kenntnis der inneren Entwickelung des Dichters höchst wertvolle Aufschlüsse enthalten: das 'Memorial an Amalie Schoppe' Nr. 30 (I 91—122) und die bis 1852 reichende eigene Lebensbeschreibung Nr. 157 (I 409—425). Jenes, das aus der Zeit seines zweiten Hamburger Aufenthaltes stammt und eine durch einen verletzenden Brief seiner Jugendwohlthäterin hervorgerufene Abrechnung über seine Vergangenheit enthält, bei der namentlich seine Klage über den klaffenden Gegensatz der Niedrigkeit seiner unwürdigen äufseren Lebensverhältnisse und des stolzen Bewufstseins seiner ihn mit dem Höchsten verbindenden geistigen Kräfte einen ans Herz greifenden Ausdruck findet, ist nach einer im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Abschrift hier zum erstem Male gedruckt. Der autobiographische Abrifs (Nr. 157) war uns dagegen nicht unbekannt. Er liegt, was dem Herausgeber entgangen zu sein scheint, im ganzen ziemlich wörtlich, der Einleitung des 1854 erschienenen, Hebbel gewidmeten 51. Bändchens der 'Modernen Klassiker' ('Deutsche Litteraturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben') zu Grunde, die in Kassel bei Ernst Balde (ein Deckname, hinter dem sich Arnold Ruge verbergen soll) herauskamen. Dieses wertvolle biographische Bekenntnis, dessen Hebbelscher Ursprung auch in der veränderten Form des ersten Druckes unschwer zu erkennen war, liegt nun in der ursprünglichen Gestalt vor, für alle auf den dichterischen Werdegang Hebbels gerichtete Forschung künftighin eine übersichtliche authentische Grundlage bietend. So wertvoll dieses Dokument nun aber auch im allgemeinen ist, so ist darum doch auch das Recht des Zweifels an der richtigen Auffassung des Autobiographen im einzelnen Falle nicht ausgeschlossen. Wenn daher z. B. Werner in seiner gehaltvollen Besprechung meiner oben angeführten Programmabhandlung Euphorion VI 797 ff. gerade eine Stelle aus dieser Selbstbiographie gegen meine dort entwickelte Vermutung anführt, dafs Hebbel schon in seiner Wesselburener und Hamburger Frühzeit unter der Einwirkung der Schellingschen Naturphilo-

sophie stehe, so mufs ich bekennen, dafs ich in diesem Falle den Worten des Dichters eine durchaus widerlegende Kraft nicht beizumessen vermag. Hebbel sagt nämlich dort, er habe zu einer Zeit, wo er Schellings Namen noch nicht kannte, ein Gedicht gemacht, betitelt: 'Naturalismus' — Werner vermutet dahinter, wenn es nicht überhaupt verloren gegangen sei, das Gedicht 'Proteus', ich möchte eher an 'Der Mensch' oder 'Gott über der Welt' denken — worin das Schellingsche Prinzip stecke. Hebbel giebt also die Thatsache der Übereinstimmung ausdrücklich zu. Es fragt sich demnach nur, ob diese merkwürdigen Übeinstimmungen auf Zufall beruhen, oder, ob Hebbel unbewufst den Einflufs der Schellingschen Philosophie an sich erfahren hat. Werner stellt sich mit Hebbel selbst auf den ersteren Standpunkt. Ich vermag mich dieser Auffassung nicht anzuschliefsen, da die nachgewiesenen Parallelen für mein Gefühl zu auffällig sind, als dafs ich mich mit dem Gedanken eines Zufalls beruhigen könnte Lag doch auch die Schellingsche Naturphilosophie in den zwanziger und dreifsiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts so in der Luft, dafs der seine Weltanschauung damals in sich aufbauende junge Dichter, ohne dafs er den Namen Schellings zu kennen brauchte, manches aus dieser gerade poetische Gemüter anziehenden Metaphysik unbewufst als Keim in sich aufnehmen konnte, um es poetisch um- und weiterzubilden. Dafs der selbständigkeitsstolze Hebbel später davon nichts wissen wollte, darin ist also ein Gegenbeweis meiner Auffassung nicht notwendig zu erkennen.

Die Einrichtung der Ausgabe verdient in jeder Hinsicht volle Anerkennung. Die Briefe reihen sich in zeitlicher Ordnung aneinander, so dafs sich dem Leser ein, wenn auch nicht lückenloses, doch getreues Bild von dem äufseren und inneren Leben des Dichters entrollt, das gegenüber auch der besten Lebensbeschreibung den eigenen Reiz der urkundlichen Unmittelbarkeit voraus hat. Seitenüberschriften und Fufsnoten, welche die Quellennachweise für die einzelnen Briefe und sachliche Erläuterungen enthalten, erhöhen die Brauchbarkeit der Bände. Einen wertvollen Anhang bildet das Chronologische Verzeichnis sämtlicher Briefe Hebbels, soweit sie gedruckt vorliegen oder nachgewiesen sind, mit Angabe des Fundortes. Es ist damit nicht nur dem Wunsche des Berichterstatters, den dieser bereits in seiner erwähnten Abhandlung Lemmermayer gegenüber zum Ausdruck brachte, sondern gewifs auch vieler anderer Benutzer des reichen Schatzes der Hebbelbriefe in dankenswerter Weise entsprochen. [1])

(2) Die historisch-kritische Ausgabe der Werke wird nach ihrem Abschlufs insgesamt 12 Bände umfassen, die in vierteljährigen Zwischenräumen erscheinen sollen. Bis jetzt liegen drei Bände vor, von denen der erste an der Spitze die Widmung an den nunmehr verblichenen Grofsherzog Carl Alexander von Sachsen trägt, den auch um Hebbel verdienten hochgesinnten Fürsten, mit dessen Genehmigung es dem Herausgeber vergönnt war, den im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrten reichen handschriftlichen Nachlafs des Dichters für seine Ausgabe zu verwerten. Sie enthalten, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet, die Dramen von des Dichters genialem Erstlingswerke Judith bis zu dem klassisch reifen Gyges, darunter auch zwei Stücke, die den meisten Lesern als etwas Neues entgegentreten werden, da sie in die Ausgaben seiner Werke bisher nicht aufgenommen sind, wenn sie auch schon gedruckt waren: das musikalische Drama 'Ein

---

[1]) Zu Berichtigungen giebt die 'Nachlese' wenig Anlafs. Bd. I S. 69 ist für Buden (was sich schon im ersten Abdruck dieses Briefes im Mag. f. Litt. 1893 S. 431 findet) offenbar Luden zu lesen. Gemeint ist H. Ludens seiner Zeit vielgelesene Geschichte des Teutschen Volkes (bis 1237 reichend), 12 Bände, Gotha 1825—1837. — S. 169 lies als Datum des Briefes Nr. 53: 23. Dez. (statt 16. Dez.). Vgl. S. 178. — S. 405 Anm. mufs es heifsen: Donnerstag den 25. (statt 21.) März; der 21. war ein Sonntag. — S. 419 Z. 7 v. u. ist März 1846 wohl nur Druckfehler für Mai 1846, wie sich an der betr. Stelle der 'Modernen Klassiker' richtig findet. — Mit dem Sonett, auf das Hebbel II 209 (Brief an Strodtmann) anspielt, kann nicht wohl, wie Anm. 1 will, 'Welt und Ich' gemeint sein; denn darin ist von des Dichters persönlichem Verhältnis zur Welt die Rede, nicht jedoch von Hebbels 'Anschauung der Geschichtsbewegung', worauf viel eher das Sonett 'Der Mensch und die Geschichte' pafst. Dieses ist freilich vom Jahre 1841, doch brauchen wir die Angabe 'vor 20 Jahren' gewifs nicht in streng arithmetischem Sinne zu deuten. — Bd. II S. 353 müfste das Datum von Nr. 369 nach Tb. II 555: 30. (statt 31.) März lauten, wenn jenes selbst nicht etwa einen Fehler enthält. — In dem Chronolog. Verzeichnis ist bei dem Briefe 1852 29. 2. an Christine das Datum in 29. 2. — 2. 3 (vgl. II 371: 'Dienstag Morgen'; 29. 2. war ein Sonntag), bei dem Brief 1852 24. 3. an ebendieselbe das Datum in 24. — 25. 3. (vgl. S. 400 oben) zu verbessern.

Steinwurf oder Opfer um Opfer', das schon zu Lebzeiten des Dichters in den ausschliefslichen Besitz Anton Rubinsteins überging, mit dessen Erlaubnis es E. Franzos 1882 veröffentlichte, und das für sein Töchterchen gedichtete Kinderspiel 'Verkleidungen', 'ein Stück liebenswürdiger Hauspoesie', das Heinr. Penn schon 1877 bekannt gemacht hatte. Die beiden Stücke sind hier nach den Weimarer Originalhandschriften wiedergegeben. Bei den anderen dramatischen Werken bilden die vom Dichter selbst besorgten Einzeldrucke die Grundlage des Textes. Denn eine Gesamtausgabe letzter Hand, die Hebbel lange plante und zu der sich im Nachlafs auch umfängliche Vorarbeiten gefunden haben, ist infolge des frühzeitigen Todes des Dichters nicht zu stande gekommen. Nach dem Originaldruck ist nun auch sein phantastisches Lustspiel 'Der Diamant' gegeben, während Kuh in seiner Ausgabe, allen kritischen Grundsätzen zuwider, die Theaterbearbeitung abdrucken liefs und einige wichtigere Varianten der Buchausgabe nur in den Anhang aufnahm. Hinter den Texten geben Anhänge am Schlufs jedes Bandes 'Weggefallenes', 'Schnitzel' und 'Brocken' zu den einzelnen Dramen, worauf dann die 'Lesarten und Anmerkungen' folgen. Die Ausgabe nennt sich nicht blofs eine kritische, sondern mit vollem Recht eine historisch-kritische. Denn der kritische Apparat bietet eine vollständige Geschichte des Hebbel-Textes, so dafs, wie der Prospekt versprach, auch in dieser Hinsicht hier zum ersten Male der ganze Hebbel dem Publikum dargeboten wird. Ein weitschichtiges Textmaterial: die eigenhändigen Handschriften des Dichters (zuweilen mehr als eine), die für die Bühnen bestimmten Manuskriptdrucke, Proben in verschiedenen Zeitschriften, wie Hebbel solche vor dem Buchdrucke zu veröffentlichen liebte, dann die Originaldrucke, die Theaterbearbeitungen und endlich die zum Zweck der beabsichtigten Gesamtausgabe vorgenommenen Umarbeitungen, namentlich seiner Jugendwerke — alles ist hier mit unendlichem Fleifs zusammengebracht, gesichtet und verarbeitet, und es ist uns nun in die Dichterwerkstatt vielleicht des gröfsten unserer Nachklassiker ein Einblick gestattet, wie ihn auch die in ihrer Art einzigen Tagebücher nicht gewähren konnten. Auf Einzelheiten hier einzugehen, darf sich der Berichterstatter um so eher versagen, als er nach Abschlufs der ganzen Ausgabe, der etwa in zwei Jahren zu erwarten steht, in dieser Zeitschrift noch einmal auf dieselbe zurückzukommen hofft.

Die Ausgabe bietet aber mehr als eine textkritische Musterleistung, sie giebt auch Erläuterungen zu den Werken, und zwar nicht allein in den dem kritischen Apparat eingefügten Anmerkungen, meist Parallelen aus den Tagebüchern und Briefen des Dichters, welche zeigen, 'wie bei ihm Alles aus Einem Ganzen strömt und Resultat einer grofsen, tiefgehenden inneren Arbeit ist', sondern auch in umfänglichen Einleitungen zu den einzelnen Werken, die sich in erster Reihe an einen weiteren Leserkreis wenden, dem sie wertvolle Fingerzeige zum Verständnis geben, aber auch für den Fachmann eine Fülle von Anregungen enthalten. Mit berechtigter Entschiedenheit tritt Werner dabei dem geradezu traditionell gewordenen Vorurteile entgegen, als seien die von Hebbel geschaffenen Gestalten nicht sowohl dichterisch geschaut, als verstandesmäfsig konstruiert. 'Seine Werke waren keine Resultate einer Willensäufserung, sondern Produkte einer inneren Nötigung, nicht gemacht, sondern geworden!'

Wiederholt ist schon darauf hingewiesen worden, wie das für den flüchtigen Leser Bestechende den Werken Hebbels allerdings abgeht, das Bedeutende seiner Dichtungen vielmehr in dem künstlerischen Aufbau und ihrem Ideenhintergrunde liegt, und dafs eben darum auch die grofse Menge derjenigen nicht voll befriedigt wird, denen höchstens der Sinn für die Schönheiten im einzelnen (woran indefs die Schöpfungen Hebbels noch reich genug sind) gegeben ist, die aber ein Kunstwerk in seiner Totalität nicht zu würdigen verstehen. Eben dieser Umstand hat Werner bestimmt, den eigentlichen Kunstwert der Hebbelschen Dramen durch eindringende Zergliederungen dem Leser zu erschliefsen, wobei es ihm wohl auch gelingt, durch Aufdeckung verborgener Fäden manches auch für Kenner Befremdliche als künstlerisch notwendig zu erweisen.

Die Rücksicht auf den Raum nötigt den Berichterstatter sich einstweilen auf diese Bemerkungen zu beschränken, die die Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen von monumentalem Werte hinlenken wollen, wie es der litterarische Markt nur selten bietet, und das, wenn es abgeschlossen vorliegen wird, in der That berufen erscheint, ein 'Erzieher zu Hebbel' zu werden, wie er für die Hebbel-Forschung fortan die bisher schwer entbehrte Grundlage bilden wird.

Alfred Neumann.

KULTURSCHICHTEN UND SPRACHLICHE SCHICHTEN IN DER ILIAS

Von Paul Cauer

Wolfgang Reichel hat nachgewiesen, dafs es in der Ilias zwei Arten von Bewaffnung giebt: eine ältere, zu der die Denkmäler der mykenischen Kultur stimmen, mit langem den Körper deckendem Schild und ohne Harnisch, eine jüngere mit handlichem Rundschild und Bronzepanzer. An diese wichtige Entdeckung knüpft Carl Robert[1]) an, zunächst sie ergänzend, indem er das von Reichel über die Beinschienen Gesagte berichtigt und weiter den Versuch macht, auch für die Helme, die Homer voraussetzt, feste Unterscheidungsmerkmale aufzustellen. Vor allem weicht er darin — sehr mit Recht — von seinem Vorgänger ab, dafs er das Vorkommen der jüngeren Waffen nicht aus Interpolation oder entstellender Überarbeitung erklärt, sondern darin den natürlichen Niederschlag von dem Fortleben der epischen Poesie bei den Ioniern erkennen will. So gewinnt er ein vortreffliches Mittel, frühere und spätere Schichten im Epos voneinander zu sondern. 'Im ganzen' glaubt er mit Hilfe dieses Prinzipes 'eine ziemlich reinliche Scheidung' gefunden zu haben 'in Partien, in denen die mykenische, und solche, in denen die ionische Bewaffnung herrscht'. Und als er dieses Resultat Friedrich Bechtel mitteilte, konstatierten beide gemeinsam 'die überraschende Thatsache, dafs die mykenischen Stücke sich ohne jede Gewaltsamkeit in äolischen Dialekt umsetzen lassen, also nach der Fickschen Hypothese ursprünglich in ihm gedichtet waren, während die Stücke mit Bronzerüstung sämtlich mehr oder weniger starke und ganz festsitzende Ionismen aufweisen' (S. 74). Wir hätten demnach hier den höchst erfreulichen Fall, dafs zwei selbständige Kriterien die gleiche Schichtung nach Altersstufen ergeben, also sich gegenseitig unterstützen; ja: endgültig bestätigen, müfste man sagen, vorausgesetzt, dafs die Untersuchung durchweg sorgfältig geführt, für jede der beiden Analysen volle Unabhängigkeit gewahrt, und dafs die schliefsliche Übereinstimmung, von der der Verfasser berichtet, wirklich vorhanden ist. Diese Punkte gilt es vorerst zu prüfen.

I

1. Um zu erkennen, welche Art von Bewaffnung der Dichter sich denkt, ist genaues Verständnis der einzelnen Situationen, die er schildert, unerläfslich.

[1]) Studien zur Ilias von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VIII, 591 S.

Wenn Teukros *Θ* 267 ff. sich, so oft er geschossen hat, unter den Schild seines Bruders verkriecht, so meint Robert (S. 24), dies habe nicht der mykenische sein können, weil hinter diesem nicht Platz genug für zwei Männer gewesen wäre, sondern nur der runde ionische. Die umgekehrte Annahme wäre wohl natürlicher. An zwei anderen Stellen, *Υ* 261 f. und *Χ* 274 ff., ist die Möglichkeit ionischer Bewaffnung nicht zu bestreiten; der Verfasser aber nimmt sie als sicher an (S. 22), während sich das Verhalten des Kriegers beidemale ebensogut unter Voraussetzung eines mykenischen Schildes erklären läfst. Für eine Gruppe anderer Fälle giebt er selbst zu, dafs sie zweifach gedeutet werden könnten (S. 20): 'In mykenischer Zeit ist es der Schild, in ionischer der Panzer, der dem Erschlagenen von den Schultern genommen wird.' Und nicht blofs dem Erschlagenen. Wie Athene den wütenden Ares vom Kampfe zurückhält, heifst es *Ο* 125: *τοῦ δ' ἀπὸ μὲν κεφαλῆς κόρυθ' εἵλετο καὶ σάκος ὤμων.* Trotzdem sollen die *τεύχεα,* welche *Η* 122 die Diener dem Menelaos *ἀπ' ὤμων ἕλοντο,* notwendig den Panzer bedeuten (S. 169). Nestor ergreift *Ξ* 9 ff. den Schild seines Sohnes Thrasymedes, weil dieser eben jetzt den des Vaters trägt. Dies erklärt Robert (S. 127) so: 'der kräftige Sohn hat den grofsen Schild seines greisen Vaters mitgenommen, dieser mufs sich also hier mit dem kleinen seines Sohnes begnügen'. Das ist ganz gut ausgedacht, aber doch durchaus nicht zwingend; und noch weniger das, was nun folgt: 'ohne Zweifel ist dabei an mykenische Schilde zu denken'. Warum? Gab es nicht auch Rundschilde von verschiedener Gröfse oder Güte? Auf einen so gewonnenen Stützpunkt wird dann aber eine weitwirkende Folgerung aufgebaut. — Zweimal haben die Heere Gelegenheit von beiden Seiten einem Zweikampfe zuzusehen, in *Γ* und in *Η*. An der ersten Stelle (113 ff.) legen sie die Waffen ab und lagern sich; und in der Art, wie das beschrieben wird, findet Robert (S. 26) deutliche Zeichen mykenischer Bewaffnung. Angenommen, dies sei richtig — überzeugend ist es wieder nicht —, so ist doch ganz sicher falsch, was nun weiter aus dem abweichenden Verhalten *Η* 61 f., wo die Reihen der Kämpfer *ἥατο πυκναί, ἀσπίσι καὶ κορύθεσσι καὶ ἔγχεσι πεφρικυῖαι,* geschlossen wird: sie seien anders, nämlich ionisch, bewaffnet gewesen. In *Γ* war ein Vertrag geschlossen und beschworen; den haben die Troer gebrochen: dafs nun bei einem zweiten Mal gegenseitiges Mifstrauen herrscht und jeder seine Waffen am Leibe behält, ist doch nur natürlich, ganz abgesehen davon, dafs da, wo jener Vers steht, noch gar keine Vereinbarung über einen neuen Einzelkampf getroffen ist, sondern Hektor erst den Vorschlag dazu machen will.

Willkürliche Interpretation ist nicht das einzige, wodurch die Beobachtung des Thatbestandes getrübt wird; der Verf. korrigiert auch geradezu den Text, um unbequeme Beispiele wegzuschaffen. *Ζ* 322 steht in einer Partie, die er aus anderen Gründen auf mykenischen Kulturzustand beziehen zu müssen glaubt, *ἀσπίδα καὶ θώρηκα* verbunden; daraus macht er, weil neben dem mykenischen Schilde der Panzer nicht am Platze wäre, *ἀσπίδα καὶ πήληκα* (S. 196. 32). Mehrmals finden sich inmitten von Ausdrücken, die auf mykenische Bewaffnung deuten, Formen des Verbums *θωρήσσειν*; Robert glaubt (S. 34), hierin nun doch wieder

dem Vorgehen Reichels folgend, dafs diese von einem Überarbeiter für die metrisch gleichwertigen Formen von κοσμεῖν substituiert seien; z. B. *B* 11 in den Worten des Traumes an Agamemnon müsse echtes κοσμῆσαί ἑ κέλευε κάρη κομάοντας Ἀχαιούς wiederhergestellt werden an Stelle des überarbeiteten ϑωρῆξαί ἑ κέλευε. Wo der Begriff κοσμεῖν in den Zusammenhang nicht pafst, ist leicht andere Aushilfe gefunden; *A* 226 οὔτε ποτ' ἐς πόλεμον ἅμα λαῷ ϑωρηχϑῆναι wird durch Einsetzung von ὁρμηϑῆναι mykenisiert. — Stärkere Korrekturen mufs sich Buch *E* gefallen lassen. Hier weisen Züge wie 796 f. ἱδρὼς γάρ μιν ἔτειρεν ὑπὸ πλατέος τελαμῶνος ἀσπίδος deutlich darauf hin, dafs Diomedes den grofsen mykenischen Schild trägt; wenn das gleich folgende Beiwort εὐκύκλου nicht dazu stimmt, so bietet ja Eustathios die Variante ἀμφιβρότης, die denn also vorzuziehen wäre. Aber nun heifst es im Anfang, wo Pandaros den Tydiden verwundet, 98 ff.: τυχὼν κατὰ δεξιὸν ὦμον, ϑώρηκος γύαλον· διὰ δ' ἔπτατο πικρὸς ὀιστός, ἀντικρὺ δὲ διέσχε, παλάσσετο δ' αἵματι ϑώρηξ. Da sich der Panzer mit dem mykenischen Schilde nicht verträgt, so bleibt nichts übrig, als 99 und 100 für interpoliert zu erklären, dann aber auch 189 auszuwerfen, wo auf die Durchbohrung des Panzers Bezug genommen wird. Beides thut Robert (S. 57. 182).

So unsicherer Natur und zum Teil erst gewaltsam zurechtgemacht ist das Material, aus dem der Verf. seine Schlüsse gewinnt; aber auch die Art, wie gefolgert wird, ist oft recht anfechtbar. Zwar im Prinzip fehlt es nicht an richtigem Verständnis für das Fortwachsen und Fortwuchern epischer Schilderungen, für den unvermeidlichen Einflufs, den thatsächliche Änderungen der Kultur und des täglichen Gebrauches auf die Anschauungen und damit auf die Redeweise der Dichter ausgeübt haben bei einer Poesie, die Jahrhunderte hindurch im Flusse war. So wird (S. 101) die Möglichkeit anerkannt, dafs es eine Periode gegeben habe, 'in der sowohl mit mykenischen als mit ionischen Waffen gekämpft wurde'. Wenn der Schild des Äneas in *Y*, der sonst als Rundschild kenntlich ist, doch 281 ἀμφιβρότη genannt wird, so konstatiert Robert mit Recht, 'dafs hier dieses alte mykenische Beiwort formelhaft erstarrt ist' (S. 9). Allgemein giebt er zu (S. 55), dafs sich ein späterer Dichter über die wahre Bedeutung mancher Epitheta im unklaren befinden mochte, und erinnert da, wo er die genauen Berichte über Verwundungen bespricht, geradezu an die 'Möglichkeit, dafs ein ionischer Dichter ältere, in der Periode der mykenischen Rüstung entstandene Vorbilder benutzt und nachahmt' (S. 67). Praktisch aber, für den Gang der eigenen Analyse hat er von dieser Einsicht recht wenig Gebrauch gemacht, meint vielmehr überall da, wo mykenische Bewaffnung hervortritt, 'sichere Reste der Urilias' zu erkennen; und zwar nicht nur bei gröfseren Partien, die dann blofs von kürzeren ionischen 'Eindichtungen' befreit zu werden brauchen wie (bis 379) die *Πατρόκλεια* (S. 97 ff.), sondern auch wo es sich um Stücke von geringem Umfang handelt, die nun inmitten späterer Dichtung versprengt erscheinen. Manchmal läfst sich eine Ausscheidung leicht machen, so in der Reihe der Einzelkämpfe, die im Anfang von *Z* geschildert werden (S. 200 f.). Anders steht es z. B. mit der Schilde-

rung des Kampfes an den Schiffen in *N*: Bruchstücke wie 128—135, 418—423, 576—580 werden um der Bewaffnung willen der Urilias zugewiesen (S. 317. 112 f. 115), stehen da aber nach vorwärts und nach rückwärts ohne Zusammenhang: wodurch sollen sie sich als Reste einer fortlaufenden Erzählung dokumentieren? Noch kühner, wenn auch von scheinbarem Erfolg unterstützt, ist die Art, wie ein dazwischen liegender Abschnitt desselben Gesanges behandelt wird, *N* 361—416. Da ist erzählt, wie auf troischer Seite Othryoneus von Idomeneus getötet wird, wie der Hyrtakide Asios den Leichnam retten will, aber ebenfalls von der Hand des Kreterfürsten fällt. Dann kommt Deïphobos, um für Asios Rache zu nehmen; und ihm gelingt es, wenn auch nicht den Idomeneus so doch einen anderen Griechen, Hypsenor, zu durchbohren, worüber er in höhnender Rede frohlockt. Die ganze Handlung verläuft in flottem Zuge, mit sicherer Motivierung, sie ist aber doch, wenn wir Robert glauben, das Werk eines ionischen Bearbeiters; 'dieser hat ein ganz kleines Bruchstück der Urilias zu einer komplizierten Reihe von Einzelkämpfen ausgestaltet' (S. 111). Denn die Tötung des Othryoneus ist ionisch, wegen des Panzers in 371, mit ihr aber sind Auftreten und Fall des Asios unlöslich verbunden, also auch sie nicht ursprünglich; damit fallen in der Deïphobos-Szene natürlich diejenigen Sätze weg, in denen auf Asios hingewiesen wird, erst bei der Einführung des neuen Kämpfers (402) und nachher in seiner triumphierenden Rede, die auf diese Weise ganz beseitigt wird (413—416). In dem, was übrig bleibt, braucht man blofs noch die zwei Reihen, die den Schild des Idomeneus ebenfalls in ionischer Gestalt beschreiben (406 f.), wegzustreichen: so erhält man einen Rest, bei dem jetzt nichts mehr hindert ihn der Urilias zuzuweisen. Diesmal trifft es sich auch, dafs die beibehaltenen acht Verse einen leidlich zusammenhängenden Bericht ergeben. Alles Leben freilich, die ganze bewegte Handlung, woran wir uns in dem 'überarbeiteten' Texte erfreuten, ist hinausgetrieben.

Im vorliegenden Falle war es besonders unwahrscheinlich, dafs die Entwickelung sich in der von Robert vermuteten Weise vollzogen haben sollte. Prinzipiell wird niemand bestreiten, dafs solche Umformungen und Erweiterungen stattgefunden haben können; im einzelnen aber mit Sicherheit den Gang zu bezeichnen, den sie genommen haben, wird, bei der unendlichen Fülle paralleler Möglichkeiten, kaum jemals gelingen. Und auch für die Gesamtbetrachtung müssen wir doch immer festhalten, dafs die Ilias noch in ihrer jüngsten Gestalt nicht auf dem Papier entstanden ist, nicht durch Zerschneiden und Zusammenfügen, sondern in der Phantasie und im Kopfe. Altertümliche Züge der Schilderung waren ja vielfach in formelhafte Verse gefafst und wurden zusammen mit kleineren oder gröfseren Partien, innerhalb deren sie festsafsen, weiter gegeben und weiter benutzt; doch das war nicht die einzige Art ihrer Erhaltung. Wo immer Aias der Telamonier auftritt, führt er den grofsen mykenischen Schild, dessen Tragriemen ihm den patronymischen Beinamen gegeben hat. Robert ist da immer sogleich bereit, ein Stück oder ein Stückchen der Urilias zu konstatieren (S. 80 94 106, auch 141). Das ist ein Irrtum.

Der turmhohe Schild steht für diesen Helden ebenso fest wie das Fehlen des Wagens, das der Verf. (S. 356) treffend hervorhebt. Wer immer als ein Späterer von dem Telamonier erzählte, mufste ihm die charakteristische Waffe geben, mochte er auch die Situation und die ausführenden Verse frei dichten. So haben wir es ja auch, im Gegensatz zu Robert, Θ 267 ff. gefunden. Und so sind gewifs viele altertümliche Züge nicht blofs in fester Umgebung überliefert, sondern auch in freier Verwendung weiter benutzt worden — ganz ähnlich wie Wörter und Wortformen der äolischen Sprache im Munde ionischer Sänger.

2. 'Ob die Urilias in der Äolis selbst entstanden, ob sie von einem Ionier im äolischen Dialekt gedichtet ist, das ist eine Frage, die ich mir noch nicht zu lösen getraue, die vielleicht überhaupt noch nicht spruchreif ist': so schreibt Robert in einem seiner einleitenden Abschnitte (S. 75). Und an zwei späteren Stellen scheint er nichts weiter zu behaupten, als dafs äolische Sprachform 'für die Urilias wenigstens als möglich zugegeben werden müsse' (S. 181; ähnlich 371). Doch solche Zurückhaltung im Urteil äufsert sich nur selten. Zu einer Grundlage der ganzen Untersuchung hat der Verf. ja die Ficksche Hypothese, in ihrer ganzen Starrheit, genommen; und er druckt die 2146 Verse seiner Urilias in durchaus äolischer Gestalt ab. Diese Übertragung hat Bechtel besorgt, aus dessen Feder auch ein zur Erläuterung und Rechtfertigung beigegebenes Kapitel stammt (S. 258—265).

'Die Art, wie die beiden Dialekte in der epischen Sprache gemischt sind, läfst sich', so sagt Bechtel, 'nicht erklären, wenn die herrschende Ansicht recht hat, dafs die Mischung äolischer und ionischer Formen ein mit dem epischen Stile von Anfang an unlösbar verbundenes Kunstmittel sei; sie wird aber verständlich, wenn man annimmt, dafs die Ionismen erst während der Pflege des Heldengesanges durch die Ionier Eingang in den Text gefunden haben'. In diesen Sätzen ist die Alternative nicht richtig gestellt. Was ihr Verfasser als 'herrschende Ansicht' bezeichnet, ist eine veraltete Anschauung, die kaum noch ein paar nennenswerte Vertreter hat. Die Einsicht auf der anderen Seite, dafs der epische Mischdialekt nicht etwas Gewolltes, sondern ein historisch Entstandenes ist, haben Ritschl, Kirchhoff, Hinrichs schon vor Fick ausgesprochen und begründet; und jetzt ist sie so ziemlich überall durchgedrungen. Das Eigentümliche in Ficks Theorie war, dafs er sich den Übergang aus der ursprünglichen Sprache in die jetzige gemischte als einen einmaligen, plötzlichen dachte, der durch äufsere Umstände veranlafst worden sei. Wort für Wort und womöglich Silbe für Silbe sollten die äolischen Verse ins Ionische übersetzt worden sein, so dafs nur da vereinzelt eine äolische Form stehen blieb, wo die entsprechende ionische metrisch nicht gleichwertig war. Diese vermeintliche Entdeckung, die in den achtziger Jahren viel von sich reden machte, ist inzwischen so vollständig widerlegt worden, dafs man sich wundern mufs, sie von einem Gelehrten wie Bechtel erneuert zu sehen.

Was sich als bleibend teils unmittelbar aus Ficks Arbeiten, teils im Anschlufs an sie ergeben hat, ist eine Bereicherung unserer Erkenntnis von dem allmählichen, unwillkürlichen Wandel der Sprache. Indem ionische Sänger

die von Äoliern gedichteten Lieder übernahmen, fortsetzten und natürlich in Sprache und Stil nachahmten, kamen sie nach und nach dazu, Gewohnheiten der Aussprache, Flexionsformen, Ausdrücke aus ihrer eigenen Mundart in die überlieferte und nach Kräften festgehaltene einzumischen. Einen Niederschlag dieses langandauernden Prozesses haben wir in unserem Texte. Je älter ein Stück ist, desto näher steht es dem reinen Äolisch; je späteren Ursprungs es ist, um so mehr Ionismen finden sich in seiner Sprache. Und so giebt umgekehrt der sprachliche Zustand einen Mafsstab für das relative Alter der verschiedenen Partien. Dies wird durch ein Beispiel, das Bechtel anführt, gut erläutert. Neben überliefertem oder herstellbarem εἰς, wie die Präposition äolisch lautete, hat Buch *A* nur zweimal (423 601) ein metrisch gesichertes ἐς, während dem Dichter von *Ω* diese ionische Form ganz geläufig ist. Daraus folgt ohne weiteres, dafs die Sprache von *A* stärker äolisch gefärbt, also altertümlicher ist als die von *Ω*. Was Robert und Bechtel behaupten und durch Beobachtungen dieser Art zu beweisen meinen, ist aber etwas ganz anderes, nämlich, dafs die echten Stücke von *A* noch rein äolisch gedichtet gewesen seien. Dieses Verhältnis wiederholt sich im grofsen. Ein guter Plan wäre es gewesen, wenn die beiden Gelehrten versucht hätten, den ganzen Text der Ilias vorurteilslos ins Äolische zu übersetzen und in den Hindernissen, die sie dabei fänden, in den Ionismen, die sie — hier dichter gehäuft, dort spärlicher — stehen lassen müfsten, ein Bild von der mannigfaltig abgestuften Altertümlichkeit kleiner und grofser Partien des Epos zu gewinnen. Statt dessen haben sie ihren Sinn auf ein einfaches Entweder — Oder gerichtet und geglaubt, 'die' echten, ursprünglichen, rein äolischen Bestandteile der Ilias aus der ganzen vorhandenen Masse aussondern zu können. Für diesen Zweck war es allerdings nötig, zu der Annahme zurückzukehren, dafs es einst eine in sich fertige äolische Ilias gegeben habe, die dann planmäfsig ins Ionische übertragen worden sei. Dafs es unmöglich war, von einer so unnatürlichen Voraussetzung aus ein greifbares Ziel zu erreichen, hätte die Art, wie Fick mit seinem Unternehmen gescheitert ist, lehren sollen.

Den Beweis dafür kann ich hier nicht wiederholen.[1]) Nur an ein paar Beispielen soll gezeigt werden, dafs der neue Versuch mit denselben Willkürlichkeiten und gewaltsamen Eingriffen in den Text behaftet ist wie der frühere. Nirgends ist die Probe der Rückübertragung ins Äolische rein aufgegangen; gleich in *A* bedurfte es einer Reihe von Korrekturen und Athetesen. Um seine Ansicht von dem altertümlichen Charakter des Zweikampfes in *Γ* zu stützen, sagt Robert: 'auf weite Strecken hin finden wir keinen Ionismus' (S. 206); aber gleich darauf erwähnt er selber, dafs u. a. die Einzelverse 25 f. 56 f. 66 319 um der darin vorkommenden ionischen Formen willen ausgeschieden worden sind. Nur um der ionischen Formen willen; denn was er in drei von vier Fällen gegen den Inhalt der gestrichenen Verse sagt, ist mühsam herbeigeholt:

---

[1]) Wer ihn nachprüfen will, findet genauere Angaben in dem Kapitel 'Dialektmischung' meiner 'Grundfragen der Homerkritik'.

in Wahrheit wird durch jede einzelne dieser Athetesen der Sinn verschlechtert. An der ersten Stelle wird wegen des *ἄν* in *εἴ περ ἂν αὐτὸς σεύωνται* ein Gleichnis gerade der Art von Ausführung beraubt, die es zu einem Homerischen macht, an der letzten (319) um eines *εἴπεσκεν* willen eine echt epische und durch den entsprechenden Vers *H* 177 bestätigte Einführung des Gebetes getilgt; an der zweiten geht ein prächtiger Zug verloren, der grausame Witz von dem steinernen Rock, den die Troer dem Paris hätten umthun sollen. Endlich bei 65 f. — *οὔ τοι ἀπόβλητ᾽ ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἑκὼν δ᾽ οὐκ ἄν τις ἕλοιτο* — versucht auch Robert nicht den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagt nur: '66 ist wegen *δῶσι* zu streichen.' Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens liegt in ihm, wie Paris, der sich vor dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigene Würde nicht aufgiebt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewufst bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Dafs sich vielfach einzelne Verse und Versgruppen ohne Anstofs herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinanderreiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich; Robert macht den ausgedehntesten Gebrauch von dieser Möglichkeit Ionismen zu entfernen. So mufs *Π* 351—357 ein, wie er selbst sagt, hübsches Gleichnis wegfallen, so *Π* 369—371 die notwendige Erwähnung des Grabens, der die Phantasie des Dichters schon bei *πέρααν* 367 beschäftigt (S. 99); Aias' Schlachtruf an Hektor in *N* wird um die wirksame persönliche Drohung 817—820 gekürzt (S. 119). Wegen des verkürzten Dativs *Ἀχαιοῖς* können die Verse, die den zweiten Kampftag abschliefsen, *Θ* 487 f.:

> *Τρωσὶν μέν ῥ᾽ ἀέκουσιν ἔδυ φάος, αὐτὰρ Ἀχαιοῖς*
> *ἀσπασίη τρίλλιστος ἐπήλυθε νὺξ ἐρεβεννή*

'nicht für die Urilias in Anspruch genommen werden — so gut sie in den Zusammenhang passen', wie der Verf. selber hinzufügt (S. 133). Übrigens schreckt er auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück zu entfernen. So wird *O* 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die Robert nur mit der Vermutung auszufüllen weifs, dafs hier ein Stück Urilias, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (S. 141). Dies alles, wohl gemerkt, im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen Urilias gerade auf die Beobachtung gründen wollte, dafs die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müfsten.

Unter den Korrekturen, die dazu haben dienen müssen in den als echt anerkannten Teilen die Sprache durchweg äolisch zu machen, können viele als leicht gelten, insofern einfach eine überlieferte Form durch eine silbengleiche

andere desselben Wortes ersetzt wird. Auch wenn ἤν in αἴ κ', τὸ σὸν in τέον verwandelt wird, so ist das kein eigentlicher Eingriff in den Text. Nur mufs man fragen: wie kommt es, dafs der von Fick und Bechtel angenommene Bearbeiter, als er die Urilias planmäfsig ins Ionische übertrug, zwar *Α* 207 τέον μένος in τὸ σὸν μένος, *Ο* 416 τὼ δέ τ' ἴας περὶ νᾶος in τὼ δὲ μιῆς περὶ νηός geändert, aber *Α* 138 ἢ τεὸν ἢ Αἴαντος, *Λ* 174 τῇ δέ τ' ἴῃ ἀναφαίνεται beibehalten hat? Wenn die ganze Hypothese richtig sein soll, so darf sich in den ursprünglichen Teilen des Epos keine äolische Form finden, neben der es eine gleichwertige ionische giebt, die ohne weiteres dafür hätte eintreten können. Dergleichen finden sich aber, gar nicht in so geringer Zahl: und diese unnötigen Äolismen bezeugen ebenso deutlich wie die festsitzenden Ionismen, dafs eben eine planmäfsige Übertragung aus einem Dialekt in den anderen nicht stattgefunden hat, dafs also die von Bechtel wieder aufgenommene Ficksche Hypothese falsch ist. Vielmehr ist unsere Ilias schon in ihren ältesten Teilen von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten; anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, dafs die ionische Sprache als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erschienen.

Stärkere Eingriffe in den Text, wodurch festsitzende Ionismen getilgt werden mufsten, finden sich in den 2146 Versen reichlich 20; dazu sind weiter zu rechnen 7 Beispiele von Wortformen, die Bechtel als solche, denen er die äolischen vorläufig nicht zu substituieren weifs, mit einem Stern versehen hat, darunter 4, die innerhalb der Robertschen Urilias zweimal oder öfter vorkommen. Also trotz aller Freigebigkeit, womit unbequeme Stellen durch Athetesen beseitigt wurden, geht die Probe der Rückübersetzung immer noch nicht auf. Das Schlimmste ist, dafs sich auch unter den Konjekturen solche zeigen, durch die der Text dem Sinne nach oder metrisch verschlechtert wird: *Ζ* 329 σὺ δ' ἂν μαχέσαιο καὶ ἄλλῳ wird korrigiert in σὺ δ' αὖ μαχέσαιο, *Λ* 166 ἤν ποτε δασμὸς ἵκηται in αἴ ποτε ἵκηται, der Versausgang ἀποδοῦναι *Α* 134 in ἀπυδόμεν. Nun ist freilich wahr, dafs sich der Konjunktiv ohne ἄν im Bedingungssatze, der blofse Optativ im bedingten Satze ein paarmal finden; auch στίχοι μείουροι, wie die Alten sie nannten, sind nach Wilhelm Schulzes gründlicher Untersuchung bei Homer nicht ganz ausgeschlossen. Aber Singularitäten dieser Art darf man doch nicht durch Konjektur vermehren — ebensowenig, nebenbei gesagt, wie die Beispiele einer trochäischen Cäsur im vierten Fufse, deren Zahl nach Gottfried Hermanns Feststellung (Orph. 692 ff.) im ganzen Homer nur 18 beträgt und denen Robert (S. 106) ein neues, frei erfundenes, schon vor neun Jahren von ihm veröffentlichtes hinzufügt: κοῦροί τε Τρώων πίπτουσι καὶ υἷες Ἀχαιῶν. Konjekturen, die, um nur möglich zu sein, der Berufung auf ein vereinzeltes Vorkommen bedürfen, richten sich selbst. Sie zeigen, dafs bei ihrem Urheber der Wunsch, eine im voraus angenommene Theorie bestätigt zu

finden, stärker gewesen ist als die an den eigenen Vermutungen geübte Kritik.

3. Wenn sprachliche und kulturgeschichtliche Analyse jede für sich zu einem so wenig reinlichen Resultat geführt haben, so treten wir mit einigem Bedenken an die Versicherung heran, dafs sich beim Zusammenwirken beider eine überraschende und überzeugende Einstimmigkeit ergeben habe (S. 74). Was uns thatsächlich nun als echter und eigentlicher Grundstock der Ilias vorgelegt wird, ist ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49mal unterbrochen ist. Da gehört doch ein etwas kühner Glaube dazu, wenn man hofft, dafs diese Fragmentenreihe den Eindruck einer einheitlichen Dichtung machen werde. Vielmehr wird der unbefangene Leser schon aus diesem äufseren Ergebnis des Experimentes den Schlufs ziehen, dafs es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unserer Ilias noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache oder mit rein mykenischen Kulturvoraussetzungen auszulösen. Dieser Schlufs wird bestätigt, wenn man im einzelnen genauer zusieht.

Die *Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία* hält Robert (S. 205) 'ihrem Kerne nach für mykenisch' und meint dies sowohl aus der vorausgesetzten Bewaffnung wie aus der sprachlichen Gestalt der Erzählung beweisen zu können. Dafs der sprachliche Beweis nur mit Gewalt scheinbar zu stande kommt, haben wir vorher gesehen; in sachlicher Beziehung aber erklärt der Verf. selbst: 'in dieses alte Gedicht ist die ionische Bewaffnung offenbar systematisch eingeschmuggelt worden' (S. 207). Wo bleibt da eine Übereinstimmung, aus der sich irgend etwas Positives folgern liefse? — In einem mykenischen Bruchstück in *O*, das den Tod des Periphetes erzählt (630—652), 'begegnen wir gerade bei der Schildbeschreibung einem üblen Ionismus': so Robert (S. 144). Das überlieferte *τὴν αὐτὸς φορέεσκε ποδηνεκέ(α)* (*O* 646) korrigiert er in *τῇ ῥ' αὐτὸς κεκάλυπτο ποδηνεκέ(ι)*; denn ausgeschieden dürfe der Vers nicht werden, weil er das mykenische Beiwort *ποδηνεκέα* enthalte. Kann denn aber ein ionischer 'Bearbeiter' nicht das überlieferte Beiwort verwendet haben ohne deutliches Bewufstsein des Sinnes, hier so gut wie *ἀμφιβρότης* *Υ* 281, wo das ja Robert selber zugegeben hat? Man fragt vergebens und möchte nun wenigstens vermuten, dafs im übrigen die Verhältnisse in *O* einfach und einleuchtend genug lägen, um das gewaltsame Zurechtrücken einer einzelnen Stelle zu empfehlen. Statt dessen erfahren wir zum Schlufs folgendes: 'Das ganze *O* zerfällt in zwei Teile, 1—559 und 560—746, die Dubletten sind. Der zweite Teil enthält im wesentlichen die Version der Urilias, der erste die ionische Umarbeitung. Aber an die ionische Version ist der Schlufs aus der Urilias angehängt, und die der Urilias ist mit einem ionischen Schlufs versehen worden. Ferner sind in der ionischen Bearbeitung auch sonst einzelne Stücke der Urilias verwertet worden, während umgekehrt die alte Fassung mehrfach ionische Erweiterungen erfahren hat' (S. 146). Wirksamer konnte der Verf. gar nicht sich selbst widerlegen, als indem er solche Konstruktion wie ein Resultat hinstellte, das Resultat einer Untersuchung, für welche die

klare Anwendbarkeit und durchgängige Übereinstimmung sprachlicher und waffentechnischer Merkmale die Grundlage hatte bilden sollen.

Die gefährlichste Klippe bildet aber Buch *E*. Hier zeigt sich fast durchweg mykenische Bewaffnung, von einigen ionischen Beiwörtern abgesehen, die leicht 'als substituiert angesehen werden können'; die Sprache jedoch enthält ungewöhnlich zahlreiche Ionismen, die gerade auch an solchen Stellen ganz festsitzen, wo die Bewaffnung unverkennbar mykenisch ist. 'Wie nun?' fragt Robert (S. 180), 'Haben wir uns die ganze Zeit über in einer schweren Täuschung befunden, wenn wir glaubten, dafs mykenische Bewaffnung und ionischer Dialekt einander ausschlössen?' Aber er giebt dem nur allzu begründeten Zweifel nicht Raum, sondern meint, dafs der Fall von *E* ein ganz eigenartiger sei. Die Sache verhalte sich so: 'Die *Διομήδους ἀριστεία* gehört zwar nicht zur Urilias; sie steht ihr aber chronologisch ziemlich nahe und ist jedenfalls zu einer Zeit gedichtet, als die mykenischen Waffen noch im Gebrauch waren. Sie kann niemals äolisch gewesen sein, was für die Urilias wenigstens als möglich zugegeben werden mufs. Vielmehr ist sie von vornherein in einer aus äolischen und ionischen Elementen gemischten Kunstsprache und ohne jede Rücksicht auf die sprachlichen Gesetze des ältesten epischen Stiles verfafst, ohne Zweifel von einem Ionier.' — Vortrefflich! Nur gilt das Gleiche von der ganzen Ilias; blofs das Verhältnis der Mischung ist nicht überall dasselbe. Roberts Glaube, dafs in den übrigen Teilen sein Prinzip bis auf 'ganz verschwindende und leicht zu beseitigende Ausnahmen' sich bewährt habe, beruht wirklich auf grofser Selbsttäuschung. Und doch war er nahe daran sie zu durchbrechen, wenn er, worauf schon früher hingewiesen wurde, bereits die Möglichkeit erwog, dafs auch die Sprachform seiner Urilias nicht mehr die rein äolische gewesen sei.

Sobald man darauf verzichtet, mit der doppelten Analyse eine bestimmte Zerlegung des Epos als die richtige zu beweisen, sie vielmehr von Anfang an unbefangen wie ein Experiment behandelt, dessen Resultate abgewartet und hingenommen werden müssen, so ist es ein durchaus berechtigtes Verfahren, die sprachliche uud die kulturhistorische Betrachtung miteinander zu verbinden; Gewinn für unser Verständnis des Wachstums der alten Poesie kann dabei gar nicht ausbleiben. In den Kampfszenen, die *N* 156 ff. erzählt werden, glaubt Robert (S. 108 ff.) mykenische und ionische Stücke scharf voneinander sondern zu können: Deïphobos ist mykenisch bewaffnet (157 f.), bedient sich aber, als Meriones den Speer gegen ihn schleudert, einer Parade, die den ionischen Schild voraussetzt (163); nachher der Kampf zwischen Teukros und Imbrios stammt aus der Urilias, weil er mit der mykenischen Formel schliefst: *ἀμφὶ δέ οἱ βράχε τεύχεα ποικίλα χαλκῷ* (181), aber der gleich folgende Streit um die Leiche des Imbrios mufs 'ionische Zuthat eines Bearbeiters' sein wegen des Ausdruckes *οὔ πῃ χρὼς εἴσατο, πᾶς δ' ἄρα χαλκῷ σμερδαλέῳ κεκάλυπτο* (191 f.). Angenommen selbst, alle Einzelheiten wären hier richtig beurteilt, wie will man hoffen mit solcher Bestimmtheit noch im kleinen und kleinsten die Fugen der Zusammensetzung aufzuspüren? Viel natürlicher ist es doch zu

denken, dafs ein Dichter jüngerer Generation altertümliche Züge ohne volles Bewufstsein ihres Sinnes verwendet und innerhalb seiner Erzählung mit solchen, die ihm aus eigener Anschauung vertraut waren, vermengt habe. Und zu dieser Auffassung konnte eine Vergleichung mit der sprachlichen Gestalt des Textes geradezu hinführen. *N* 127 steht *ἅς οὔτ' ἄν κεν Ἄρης ὀνόσαιτο*: der Ionier hat das ihm unlebendige, blofs überlieferte *κεν* mit so wenig Verständnis angewendet, dafs er ein gleichbedeutendes *ἄν* in denselben Satz und hart daneben stellte. Man sieht deutlich, wie die Sprachelemente von verschiedenem Ursprung sich diesmal nicht auf Schichten von verschiedenem Alter verteilen, sondern in der Denk- und Redeweise desselben Menschen vermischt waren. So werden auch Elemente realer Anschauung, die verschiedenen Zeitaltern angehören, wo sie sich so eng verbunden finden wie in den eben erwähnten Szenen des *N*, nicht durch Mosaikarbeit eines Redaktors nebeneinander geraten, sondern in der Vorstellung eines und desselben Erzählers — freilich etwas unklar — vermischt gewesen sein. — Wichtiger ist ein anderes Beispiel, wo wirklich in einer ganzen Gruppe von Fällen die Abstufung der Sprache und die der Kultur genau sich decken. Robert erwähnt (S. 492), dafs Tempel der Götter erst in einer späteren Schicht des Epos, in der von ihm so genannten 'dritten Ilias' vorkommen; er hat aber den merkwürdigen Umstand nicht beachtet, dafs auch der Name für Tempel, der sich nur in der ionischen Form findet, auf jüngeren Ursprung hindeutet. Immer heifst es *νηός*, nie *ναός*, was doch neben dem gleichartigen und geläufigen *λαός, λαοί* auch für die ionischen Fortsetzer nicht anstöfsig gewesen wäre. Der Schlufs, den ich hieraus früher (Grundfragen S. 203 f.) gezogen habe, scheint mir noch heute sicher: dafs der Gebrauch, die Götter in Tempeln zu verehren, nicht nur überhaupt einer relativ jungen, sondern ganz bestimmt der ionischen Periode des Epos angehört. Robert läfst das nicht gelten. Während er sonst manchen Thatsachen Gewalt anthut, weil sie zu seiner Theorie nicht stimmen, korrigiert er sie hier, obgleich sie ein vollkommen klares Bild ergeben: *νηός A* 39 übersetzt er ins Äolische (*ναῦος*) und versucht (S. 351) glaublich zu machen, dafs das kein eigentlicher Tempel, keine 'gröfsere architektonische Anlage, sondern nur eine häusliche Kapelle' gewesen sei. Er hatte doch versprochen die Übereinstimmung sprachlicher und kulturgeschichtlicher Merkmale zur Grundlage der Kritik zu machen. Thut man das in diesem Falle, so ergiebt sich eine wichtige Erkenntnis: dafs die herkömmliche Ansicht, wonach der erste Gesang zu den ursprünglichen, vorionischen Teilen des Epos gehört, falsch ist und aufgegeben werden mufs.

II

Vermutlich war es nur die Scheu vor dieser Konsequenz, was den Verf. bewogen hat, sein eigenes Prinzip, ebenda wo es sich aufs beste bewähren konnte, preiszugeben. Und überhaupt ist so viel wohl aus unserer bisherigen Untersuchung schon klar geworden, dafs Robert sich selber täuscht, wenn er meint, er habe seine Urilias in der Hauptsache auf Grund der neuen Doppelanalyse konstruiert und erst aus den so gewonnenen Fragmenten 'weitere Kriterien

stofflicher und dichterischer Art eruiert' (S. 75). Gelegentlich zwar gehen seine Gedanken diesen Gang. Weil in dem, was Zeus *A* 518—527 der bittenden Thetis antwortet, einige ionische Formen vorkommen, so ist Robert überzeugt, dafs diese ganze Rede von dem ionischen Bearbeiter herrührt, und weiter, dafs ursprünglich nicht durch die Furcht vor Heras Grollen, sondern durch ein anderes Motiv Zeus veranlafst gewesen sein mufs der Mutter des Peliden nur zögernd seine Zusage zu geben (S. 216); als dieses Motiv wird dann weiterhin (S. 256) die Sorge um Achill selber vermutet, dessen Tod ja nach der Bestimmung des Schicksals (*Σ* 96) sogleich nach dem Hektors zu erwarten war und thatsächlich, wie der Verf. annimmt, in der Urilias noch an demselben Tage erfolgte. Hier ist wirklich ein Resultat der sprachlichen Kritik bestimmend oder wenigstens mitbestimmend geworden für einen wichtigen Gedanken über den Inhalt der Dichtung. Aber in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist es umgekehrt. Worin sollten denn auch sonst alle die Athetesen und Textkorrekturen ihren Ursprung haben, wenn nicht in dem Bestreben, diejenigen Partien auch mit den Hilfsmitteln der neuen Methode zu altertümlichen zu stempeln, die der Verf. auf Grund anderer Erwägungen als solche zu erkennen meinte? Von der *Διομήδους ἀριστεία* hebt er selbst hervor, dafs, 'da die hoplistischen und dialektischen Kriterien bei diesem Buche versagen (vielmehr einander widersprechen; vgl. oben unter 3), die Argumente ausnahmsweise nur aus dem Inhalt hergenommen werden können' (S. 181). Und dasselbe gilt dann wieder ausgesprochenermafsen (S. 374) für alle die Stücke, die jünger sind als die 2146 Verse der Urilias. Nach dem allen sind wir wohl zu dem Urteil berechtigt, dafs die sprachlich-kulturhistorische Doppelanalyse, deren Durchführung das eigentlich Neue und Entscheidende in Roberts Ilias-Studien bilden sollte, doch nur eine accessorische Bedeutung für sie erlangt hat, während im Grunde auch seine Zerlegung des Epos auf dem alten Verfahren der Kompositionskritik beruht, das in Lachmann und Kirchhoff seine glänzendsten Vertreter hat.

Dies ist ja nun an sich kein Vorwurf. Nur verschiebt sich jetzt die Frage nach dem bleibenden Werte der Robertschen Arbeit dahin: inwieweit hat er vermocht, jenes Verfahren auf eine neue und selbständige Art fruchtbar zu machen? Hat er die Übertreibung vermieden, der die Nachfolger grofser Männer so leicht anheimfallen? Hat er anderseits die Einwände beachtet, die neuerdings[1]) auch gegen die Grundanschauung der alten Kompositionskritik erhoben worden sind? Die beiden letzten Fragen jedenfalls müssen verneint werden. Der Verf. steht zu Lachmann in ganz ähnlichem Verhältnis wie bei der Odyssee Wilamowitz und Seeck zu Kirchhoff. Er verschärft ihn im negativen wie im positiven Sinne, ist noch unduldsamer gegen wirkliche oder ver-

[1]) Gemeint sind die Untersuchungen von Karl Rothe und von mir (zuletzt in den 'Grundfragen' das Kapitel über Homerische Komposition), ferner die gedankenreiche Behandlung des Homerischen Problems im ersten Bande der *Histoire de la littérature grecque* von Maurice Croiset (1887), sowie der feinsinnige Aufsatz von Polak, *De jongste Gedaantewisseling der Homerische Kwestie* (1896).

meintliche Widersprüche, noch zuversichtlicher in der eigenen Konstruktion früherer Zusammenhänge.

Dafs Achill *I* 650 ff. den Zeitpunkt bestimmt angiebt, wo er sich frühestens entschliefsen werde wieder in den Kampf einzutreten — nämlich wenn der troische Angriff bis zu den Schiffen der Myrmidonen dringe —, soll unvereinbar sein mit seiner kurz vorher (356 ff.) ausgesprochenen Drohung, schon am folgenden Tage abfahren zu wollen (S. 497). Der Verf. denkt zwar selber nachher an die Möglichkeit einer psychologischen Erklärung, durch einen fein motivierten Sinneswechsel des Helden, der sich im Laufe des Gespräches habe ergeben können (S. 551), lehnt diesen Gedanken aber sogleich wieder ab, ohne Andeutung eines Grundes, nur mit der Versicherung, dafs 'in Wahrheit diese unleugbar hohe Schönheit ganz von selbst entstanden' sei durch die Thätigkeit des Redaktors, der die *Πρεσβεία*, die früher ein selbständiges Lied gewesen sei, in das Ganze der Ilias eingefügt habe. Und woher wissen wir, dafs es so gewesen ist? Eben aus dem Widerspruch zwischen den beiden Willensäufserungen des Peliden (S. 497 f. 550)! — *Λ* 84 ff. heifst es: den Vormittag über sei der Kampf unentschieden gewesen, von Mittag an aber hätten die Danaer die Oberhand gewonnen. Wie der Staatsanwalt einem Angeklagten zusetzt, der nicht nachweisen kann, wo er sich während einer gewissen Zeit aufgehalten und was er gethan habe, so findet der Verf. 'die Inkonzinnität zwischen dem, was an diesem Tage vor Mittag geschehen ist, und dem, was nachher geschieht, in hohem Grade befremdlich' (S. 161) und sieht sich veranlafst, die Lücke mit Hypothesen auszufüllen: 'der Redaktor mufs hier eine ganze Fülle von Ereignissen eliminiert haben' (S. 162). Warum denn? Es ist doch ein ganz gewöhnlicher poetischer Kunstgriff, den Eindruck eines längeren Verlaufes und gröfseren Zusammenhanges dadurch hervorzubringen, dafs man sagt: eine Zeit lang sei es ohne bemerkenswerte Vorfälle abgegangen, dann aber sei die und die, glückliche oder verhängnisvolle Wendung eingetreten. Der Dichter der *Κόλος μάχη* hat es (66 ff.) genau so gemacht, ohne deswegen von Robert korrigiert zu werden (S. 164). Und ebenso wird er schwerlich behaupten wollen, dafs in dem Bericht über Orestes' Tod in Sophokles' Elektra ein Stück ausgefallen sei, weil die schlimmen Ereignisse erst mit dem sechsten oder siebenten der zwölf Umläufe (726) beginnen. — Gegen Ende von ***P*** sucht Menelaos den Antilochos auf, berichtet ihm kurz, was geschehen ist, und bittet ihn, es eilends dem Achill zu melden, ob der vielleicht den Leichnam des Freundes retten könne. ***P*** 691 f.: *ἀλλὰ σύ γ' αἶψ' Ἀχιλῆι, θέων ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν, εἰπεῖν, αἴ κε τάχιστα νέκυν ἐπὶ νῆα σαώσῃ.* Robert verwirft stillschweigend die gewöhnliche und, wie mir scheint, unanfechtbare Übersetzung von 692, macht *αἴ κε σαώσῃ* zum Objekt von *εἰπεῖν*, also zum Inhalte der aufgetragenen Botschaft, und nimmt nun Anstofs daran, dafs in *Σ* 'der wackere Nestoride diesen wesentlichen Teil seines Auftrages ganz vergessen hat' (S. 89). Vielmehr ist die Rede des Antilochos (*Σ* 18—21) in ihrer Hast und Gedrängtheit der Situation vorzüglich angepafst, und alle Folgerungen, die an diesen gar nicht bestehenden Widerspruch geknüpft werden, fallen zu Boden. Das

sind aber recht erhebliche Folgerungen. Der Botengang des Antilochos wird ganz beseitigt; 'nichts hindert' in den jetzt von ihm gesprochenen Worten den Rest einer Rede des Automedon zu sehen. Dafs ursprünglich dieser es war, der dem Achill die Todesbotschaft brachte, 'erscheint unabweislich', weil 'in unserer jetzigen Ilias (von *P* 542 ab) Automedon allen Regeln der Kunst zuwider ganz vergessen wird' (S. 87). Und da er nun doch einmal mit einer wichtigen Rolle betraut wird, so vermutet der Verf. weiter, dafs ihm auch die jetzt der Iris in den Mund gelegte Rede *Σ* 170—180 gehört (S. 88) — und hat so denn freilich einen Gang der Ereignisse hergestellt, der von dem in unserer Ilias erzählten nur noch *disiecta membra* enthält.

Damit sind wir schon zu dem zweiten Vorwurfe gekommen, der gegen Robert erhoben wurde, dafs er allzu leichtgläubig gegen sich selber ist und auf Möglichkeiten, die man bestenfalls als solche gelten lassen kann, Häuser aufbaut, die natürlich einstürzen müssen, wenn man sie nur etwas scharf ansieht. Fein beobachtet ist es, dafs die Art, wie am Anfang von *N* die Troer lautlos heranrücken (41 f.: *ἄβρομοι αὐίαχοι· ἔλποντο δὲ νῆας Ἀχαιῶν αἱρήσειν, κτενέειν δὲ παρ' αὐτόφι πάντας ἀρίστους*), auf einen im Dunkeln unternommenen Überfall am besten passen würde, ansprechend auch die Vermutung, dafs dieser Überfall im Morgengrauen erfolgt sei, während die Achäer sich eben erst rüsten (S. 124 f.). Aber daraus macht nun Robert gleich den Anfang eines bestimmten Kampftages der Urlias, dessen weiteren Inhalt er aus Bruchstücken von *Ξ* und *N* in abwechselnder Folge und allerdings mit einigen Lücken zusammensetzt, und den er durch nächtliche Ereignisse vorbereitet werden läfst, für die *I* und vorzugsweise wieder *Ξ* den Stoff hergeben (S. 128 ff.). Die Kombination ist im einzelnen ganz geschickt; es war aber auch nicht allzu schwierig, Kampfszenen, die so locker aneinandergereiht sind und in denen so vielfach ähnliche Situationen wiederkehren wie in den mittleren Gesängen der Ilias, so zu verschieben und zu verkürzen, dafs eine neue, gedrängtere, an sich nicht unmögliche Reihe herauskam. Dem Verfasser, der an das alles glaubt, kann man es fast nachempfinden, wenn er über die 'an Frivolität grenzende Rücksichtslosigkeit' klagt, womit der Redaktor gerade in dieser Partie die ursprüngliche Ordnung zerstört habe (S. 475). — Als Achill von Iris gedrängt wird sich des Kampfes um Patroklos' Leiche anzunehmen, erwidert er: 'Wie soll ich das thun? Ich habe keine Waffen. Von fremden passen mir höchstens die des Aias; und der nimmt vermutlich selber unter den ersten am Kampfe teil' (*Σ* 188 ff.). Hier meint Robert, es sei 'keine blofse Phrase, wenn der Dichter den Achill sich den Schild des Aias wünschen lasse', sondern in der Urilias sei er wirklich mit dem Schilde des Telamoniers in den Kampf gestürmt. Dazu gehöre dann aber, dafs dieser verwundet war; und das sei geschehen in einem letzten Zweikampf mit Hektor, worauf die — im jetzigen Text folgenlose — Vorbereitung *P* 132 ff. 262 ff. noch hindeute (S. 253). Das ist wieder glücklich ausgedacht; eine Verwundung des Aias, die jetzt nirgends in der Ilias vorkommt, würde in den Zusammenhang des Ringens um den gefallenen Patroklos gut hineinpassen. Aber mehr als Denkbarkeit besteht

doch auch hier nicht; und geradezu mifstrauisch mufs es machen, dafs der Verf., um auch nur diese zu erreichen, genötigt ist, die Verse Σ 194 f. auszuwerfen (ἀλλὰ καὶ αὐτὸς ὅ γ', ἔλπομ', ἐνὶ πρώτοισιν ὁμιλεῖ, ἔγχεϊ δηιόων περὶ Πατρόκλοιο θανόντος). Eine Handhabe dazu bietet ihm (S. 92) die ionische Vernachlässigung des ϝ von ἔλπομαι. Dafs er sich nicht mit Bentley entschliefst, durch Streichung des bedeutenden γε das ϝ zur Geltung zu bringen, ist ganz recht; nur hätte er dann auch unmittelbar vorher (192 τεῦ ἂν κλυτὰ τεύχεα δύω) den Ionismus unangetastet lassen sollen. Freilich wären damit die beiden Stücke von Achills Rede wieder auf eine Stufe zu stehen gekommen; und das durften sie nicht, weil das zweite dem Schlusse widersprach, den Robert aus dem ersten ziehen wollte. Aber wer soll durch eine Kritik gewonnen werden, die so handgreiflich mit zweierlei Mafs mifst? — Einen Angelpunkt in der Handlung der Ilias bildet die durch Machaons Verwundung herbeigeführte Episode in Λ (618—805), in der Nestor dem Patroklos rät, er möge den Peliden bitten, dafs er ihn in seiner Rüstung und an seiner Statt mit den Myrmidonen in den Kampf ziehen lasse. Viel kommt darauf an, wie man über das relative Alter dieser Partie urteilt. Robert hält sie für jünger als die *Κόλος μάχη* und gründet eine so weittragende Behauptung, von Stilvergleichungen recht zweifelhafter Art abgesehen, auf ein einziges Argument: Nestor habe in dieser Episode einen Diener, Eurymedon (620), und der verdanke sein Dasein blofs einem Mifsverständnis der Stelle in Θ (114), wo Sthenelos und Eurymedon als θεράποντε genannt werden, die Nestors Wagen besorgen, weil er selbst den des Diomedes bestiegen hat; sie seien in Wahrheit Diener des Diomedes, irrtümlich habe der Autor der Episode in Λ sie dem Nestor zugeschrieben und den einen von ihnen in dieser Stellung wieder auftreten lassen (S. 500 557). Wie soll aber Diomedes zwei Gefährten mit in den Kampf genommen haben, Nestor gar keinen? Vielmehr kommt in Θ jedem der beiden Helden ein Begleiter zu: Sthenelos, der Wagenlenker des Diomedes, wird als solcher entbehrlich, weil Nestor zu jenem aufsteigt und die Zügel ergreift; so thut er sich ganz natürlich mit Eurymedon zusammen, der Nestors Rosse gelenkt hat. Robert ist es, der dieses einfache Verhältnis mifsverstanden und von hier aus zu beweisen unternommen hat, dafs die Gruppierung der Ereignisse um Patroklos' Botengang erst der jüngsten Schicht, der von ihm so genannten ‘vierten Ilias’ angehöre.

Hier handelte es sich um einen greifbaren Irrtum, der leicht vermieden werden konnte; dafs es im übrigen schwer ist in der Kompositionskritik sichere Merkmale zu finden, wird niemand leugnen. Ein solches, allerdings negativer Art, giebt es, das der Verf., wie mir scheint, gar nicht beachtet hat: jede Hypothese hat von vornherein die Wahrscheinlichkeit gegen sich, wenn sie den Text so zerlegt und die Stücke so wieder verbindet, dafs dabei ein in der Überlieferung gegebener guter und klarer Zusammenhang zerstört wird. Das Gespräch zwischen Thetis und Achill in Σ steht an seinem jetzigen Platze ganz vortrefflich: der Held ist durch den Verlust seiner Waffen zur Unthätigkeit verurteilt, hat also Zeit der Mutter zuzuhören. Die Szene verläuft auch

im einzelnen sehr gut — das erkennt auch Robert an (S. 90) —; aber sie enthält ionische Formen und nimmt natürlich vielfach Bezug auf die sogleich nachfolgende *Ὁπλοποιία*, die doch entschieden jungen Ursprungs ist. Um nun Stücke dieser schönen Partie für die Urilias zu retten, verlegt Robert die Unterhaltung in einen späteren Zeitpunkt, wo Achill schon — bekanntlich durch Automedon, nicht durch Antilochos und Iris — zum Kampfe aufgerufen und eben gerüstet ist hinauszueilen (S. 92 271). In solchem Augenblicke

> . . . *βαρὺ στενάχοντι παρίστατο πότνια μήτηρ·* 70
> *ὀξὺ δὲ κωκύσασα κάρη λάβε*[1]) *παιδὸς ἑοῖο*
> *καί ῥ' ὀλοφυρομένη ἔπεα πτερόεντα προσηύδα·*
> *τέκνον, τί κλαίεις; τί δέ σε φρένας ἵκετο πένθος;*

und all das Herrliche, was nun folgt. Oder vielmehr, nicht alles; denn auch im Innern wird die Szene verstümmelt. Achill klagt um die schönen Waffen, die jetzt in Feindeshand sind, dieselben, die einst die Götter dem Peleus am Tage seiner Vermählung geschenkt hatten. Dann sagt er:

> *αἴθ' ὄφελες σὺ μὲν αὖθι μετ' ἀθανάτῃς ἁλίῃσιν* 86
> *ναίειν, Πηλεὺς δὲ θνητὴν ἀγαγέσθαι ἄκοιτιν.*
> *νῦν δ'* —, *ἵνα καὶ σοὶ πένθος ἐνὶ φρεσὶ μυρίον εἴη*
> *παιδὸς ἀποφθιμένοιο κτλ.*

Der Gegensatz zwischen dem Wunsche, der in die Vergangenheit zurückreichen möchte, und dem Bewufstsein der schmerzlichen Gegenwart — *νῦν δέ* — ist aufs höchste wirksam: Robert schafft ihn fort. Denn da die Urilias vom Tausch und Verluste der Waffen nichts weifs, so müssen 82—87 fallen, und die Gedankenreihe, die mit *νῦν δέ* beginnt, stöfst hart an den Satz an (80 f.): 'ich habe meinen liebsten Freund verloren'. — Ähnlich schlimm ergeht es der Szenenfolge, die vom Anfang des dritten bis weit in das vierte Buch sich erstreckt, eine der geschlossensten Kompositionen die sich bei Homer überhaupt finden, die im Aufbau der Handlung, der Zusammenführung getrennter Zweige des Geschehens, den Übergängen von einem Schauplatz zum andern einen hohen Grad poetischer Einsicht und Kunst verrät. Robert zerstückelt den dritten Gesang (S. 207), indem er das Opfer zwar und das Herbeiholen des Opfertieres (*Γ* 118—120) beibehält, aber die Teichoskopie hinauswirft, von der doch die Zeit während der Vorbereitung zum Zweikampf so glücklich ausgefüllt wird; er reifst den Bruch des Vertrages durch Pandaros von dem Kampfe der beiden Nebenbuhler los (S. 209), mit dem er jetzt durch die Situation am Ende von *Γ*, wo beide Völker sich den Sieg zusprechen, lückenlos und tadellos verbunden ist. Und indem er sich bemüht zu beweisen, dafs diese Partie vielmehr 'kläglich' sei, passiert es ihm, unter den Anklagepunkten auch 'die üble Form *ἐκεύθανον*' (*Γ* 453) aufzuführen. Die alte Verbesserung in *ἔκευθον ἄν* hat er

[1]) Bei Homer liegt Achill trauernd im Staube, bei Robert steht er zum Kampfe gerüstet; dazu pafst es nicht mehr, dafs die Mutter herzutritt und seinen Kopf zwischen ihre Hände nimmt.

verschmäht; oder erschien es ihm, der in der Ilias kaum einen Stein auf dem anderen lassen will, zu kühn, eine Korrektur in den Text zu setzen, die durch blofse Vertauschung der Silben *αν* und *ον* einen Verstofs gegen die Syntax und eine abnorme Wortbildung zugleich beseitigt?

III

1. Roberts Behandlung der Ilias kann der Wissenschaft einen ähnlichen Dienst leisten, wie sie ihn für die Odyssee den Arbeiten von Wilamowitz und Seeck zu danken hat: alle drei zeigen, wohin eine rücksichtslos fortgesetzte Zerlegung nach den üblichen Merkmalen zuletzt führen mufs, und liefern so indirekt den Beweis, dafs dieser Weg nicht der richtige sein kann. Der Schwierigkeit, welche dem Verf. die Bücher *E* und *O* bereiten, ist schon gedacht worden. Er sieht sich genötigt, jedes in eine bunte Menge von Schichten und Einsatzstücken aufzulösen; und doch gehören sie eher gerade zu denjenigen Gesängen unserer Ilias, die einen einheitlichen Charakter tragen: beide in ihrem Stil, *O* auch von seiten des Aufbaues der Handlung. Dafs es anderseits Robert gelingt, für den ersten Kampfesvormittag, den er, wie erwähnt, vor *Λ* 84 postuliert, eine leidlich zusammenhängende Reihe von Ereignissen zusammenzubringen (S. 202 f.), ist kein Wunder; die einzelnen Schlachtszenen sind bei Homer meist so locker aneinander gefügt und sehen sich vielfach so ähnlich, dafs es geringe Mühe macht, sie so oder so und immer wieder anders zu gruppieren; auch hierauf wurde schon hingedeutet. Noch nicht aber erwähnt habe ich die kühne Umgestaltung, die der Ausgang des Epos erfährt.

Bekanntlich trifft Achill mit Hektor aufser in *X* schon einmal vorher zusammen, *Υ* 419 ff. Die Begegnung ist durch kurze Wechselrede eingeleitet, verläuft schnell und ohne Ergebnis; sie dient dazu, das Interesse des Hörers zu spannen und auf den entscheidenden Kampf, der doch bald kommen mufs, vorzubereiten. Ob dies in der Ilias immer so gewesen ist, wer weifs es? Recht möglich, ja wahrscheinlich, dafs ein Jüngerer, der das Thema der Feindschaft zwischen den beiden Helden variieren und eine Steigerung hervorbringen wollte, dieses Vorspiel zur *Ἕκτορος ἀναίρεσις* erfunden hat. Robert fafst die Sache ganz anders an. 'Will jemand', so fragt er (S. 235), 'der die Reden der beiden Helden (in *Υ*) liest, etwa bezweifeln, dafs sie gedichtet sind, um den Entscheidungskampf einzuleiten, und dafs auf *Υ* 437 ursprünglich der Tod des Hektor unmittelbar folgen mufste?' Da sich keiner zum Widerspruche meldet, so nimmt er das Behauptete als zugestanden an und konstruiert voll Zuversicht weiter. In einer Prophezeiung des Zeus in *Θ* heifst es (473 f.): *οὐ γὰρ πρὶν πολέμου ἀποπαύσεται ὄβριμος Ἕκτωρ, πρὶν ὄρθαι παρὰ ναῦφι ποδώκεα Πηλεΐωνα.* Hierin findet Robert, nach Lachmanns Vorgang, einen Widerspruch zu dem Verlauf in unserer Ilias, wo Hektor, als Achill sich am Grabenrande zeigt, für diesen Tag zwar den Kampf aufgiebt, am folgenden aber aufs neue kämpft; und da jedenfalls der weitere Inhalt der Verkündigung (475 ff.) zu dem in *P* und *Σ* Erzählten nicht stimmt, so mufs der Verfasser von *Θ* einen anderen Gang der Handlung im Sinne gehabt haben als wir ihn kennen. Nun

hält Robert selbst die *Κόλος μάχη* für ein 'spätes ionisches Einzellied'. Jedoch 'an ein Autoschediasma des Ioniers', meint er, 'wird niemand denken; also haben wir hier eine andere, zweifellos ältere Version, und zwar gewifs die der Urilias, vor uns', (S. 254). So ist denn mit leichter Mühe — nur einen dreifachen Ausdruck der Versicherung hat es gekostet — bewiesen, dafs in der Urilias Patroklos und Hektor an demselben Tage gefallen sind. Dieser mufs aber auch das Ende des Achill gebracht haben (S. 255), zu dem ja Thetis sagt (Σ 96): *αὐτίκα γάρ τοι ἔπειτα μεθ' Ἕκτορα πότμος ἑτοῖμος*. Denn dafs überhaupt der Tod des Peliden ursprünglich miterzählt war, folgt aus der Bestimmtheit, mit der Thetis 'den Sohn vor das Dilemma stellt, entweder auf die Tötung des Hektor zu verzichten oder selbst zu sterben'; das erste will er nicht, also wählt er das zweite: dessen Eintritt war dann aber 'so sehr der notwendige Schlufsstein der Handlung, dafs er in dem alten Gedicht kaum gefehlt haben kann' (S. 256). Da nun mit diesem gedrängten Verfahren, die drei Helden 'an einem Tage und unmittelbar hintereinander' fallen zu lassen, die Erzählung in unseren Büchern *Σ*—*X* schlechterdings nicht vereinbar ist, so müssen diese nicht nur der Form nach, sondern auch mit ihrem Inhalte der Urilias abgesprochen werden.

Diese Hypothese des Verf. über einen verlorenen Schlufs des Epos schwebt ebenso in der Luft wie seine ganze Urilias mit ihrer willkürlichen Auswahl und Abgrenzung. So fehlt auch jede feste Grundlage für den Versuch, den Götter- und Heldenkreis dieser Urilias wie ein Lebendiges, das einmal existiert hätte, zu begreifen (S. 350 ff.), und weiter für das Unternehmen, von hier aus das allmähliche Anwachsen des Epos zu seinem jetzigen Umfange zu verstehen. Robert nimmt vier Hauptschichten an, in die aber vielfach Einzelglieder, die seitwärts standen, mit hineingearbeitet worden seien, und verwendet eine Menge von Fleifs und Scharfsinn auf diese Entwickelungsgeschichte. Der ganze Bau stürzt zusammen, weil ihm der Boden fehlt.

2. Doch mit einem solchen blofs negativen Ergebnis wollen wir von dem Buche nicht scheiden. Gerade in diesen letzten Kapiteln findet sich manche gute Beobachtung, manches treffende Urteil; und so auch anderwärts immer da am meisten, wo es der Verf. mit späteren Bestandteilen der Dichtung zu thun hat und nicht von dem blendenden Bilde einer Urilias irre geführt wird. Er konstatiert die Massenhaftigkeit der Antenorsöhne, prüft ihre Verteilung im Epos und die Art, wie sie eingeführt werden, und kommt zu dem einleuchtenden Schlusse, dafs 'die Antenoriden ein wirkliches Fürstengeschlecht sind, an dessen Hofe der Sänger und Dichter freundlich aufgenommen war und dessen Ahnherren zum Dank den troischen Helden zugesellt werden' (S. 387). In ähnlicher Weise wird das Eindringen der Panthoiden (S. 392), Sarpedons und der Seinen (S. 396), des jüngeren Aias (S. 408) mit glücklichem Spürsinn verfolgt. Ein allmähliches Aufkommen und Festwachsen weist Robert auch, obschon nicht als erster, für die Vorstellung nach, dafs Ilios doch zuletzt fallen müsse, eine Vorstellung, die heute das ganze Gedicht zu beherrschen scheint, aber, wenn man genauer zusieht, sich noch als etwas der ursprünglichen Sage

vom troischen Kriege Fremdes erkennen läfst (S. 486). Gut charakterisiert wird die *Τειχομαχία* (S. 151 ff.): 'So bunt die Bewaffnung und der Dialekt, so einheitlich ist der Stil, und die Handlung ist so sehr aus einem Gufs, dafs sich wohl hier und da ein einzelner Vers, nirgends aber gröfsere Abschnitte eliminieren lassen. — Der Dichter archaisiert mit wechselndem Erfolg. Dabei ist gar nicht ausgeschlossen, dafs er manches aus uns verlorenen Teilen der Urilias oder anderen gleich alten Epen wörtlich übernommen hat. — In der Episode 378—412 kann sehr wohl eine ältere Schilderung von einer Mauererstürmung benutzt sein, ohne dafs diese gerade in der Urilias gestanden zu haben braucht.' — Das ist vollkommen richtig. Man möchte wünschen, dafs der Verf. seine Untersuchungen mit diesem Gesange begonnen hätte; er würde dann, wenn das Auge gleich zuerst auf dieses Bild eingestellt war, doch vielleicht selber zu der Ansicht gelangt sein, dafs das Verhältnis zwischen Überlieferung und dichterischer Selbständigkeit in den übrigen Partien nur dem Grade nach, nicht wesentlich von dem in *M* beobachteten verschieden ist. Statt dessen hat er die *Μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσίν* zum Ausgangspunkt genommen und die Neigung zum Zerschneiden und Neuzusammensetzen, die der Zustand dieses Buches geweckt hatte, von da auf das ganze Epos übertragen.

Gleich in einem ähnlichen Falle, bei dem Einzelkampf in *H*, versagt das richtige Urteil wieder (S. 168 ff.). Auch diese Partie zeigt eine merkwürdige Mischung von altertümlichen und sehr jungen Elementen. Die ganze Episode ist, wie jetzt allgemein zugestanden zu sein scheint, als Gegenstück zu dem Zweikampf zwischen Paris und Menelaos gebildet und in einen gegebenen Gang der Handlung so eingefügt, dafs sie weder eine Motivierung aus ihm empfängt noch eine Wirkung in ihn einfliefsen läfst. Innerhalb der Einlage aber überrascht uns die deutliche Schilderung mykenischer Waffen und der eigentümlichen Art ihres Gebrauches. Robert thut recht, so charakteristische Züge wie 238 f. *οἶδ' ἐπὶ δεξιά, οἶδ' ἐπ ἀριστερὰ νωμῆσαι βῶν ἀζαλέην* nach Reichels Vorgang als unschätzbar altes Gut hervorzuheben. Aber das Trugbild der Urilias verlockt ihn, dafs er hofft, aus ionischer Überarbeitung noch eine in sich geschlossene, echt mykenische Kampfszene herauslösen und einer bestimmten Stelle in dem ursprünglichen Gedichte, wieder dem von Robert selbst geschaffenen Vormittag vor *Λ* 84, zuweisen zu können. Vollständig gelingt das natürlich doch nicht: Einleitung und Abschlufs schneidet er so weit weg, dafs schon nichts Ganzes mehr übrig bleibt; und dann sieht er sich noch genötigt, einzelne Verse wegen ionischer Bewaffnung (252) oder Sprachform (231 f.) mitten heraus zu streichen und durch die zweite dieser Athetesen auch im Innern eine Lücke, die der überlieferte Text nicht hat, erst zu schaffen. All diesen Übelständen entgeht man durch den einfachen Entschlufs, anzuerkennen, dafs hier wie in *M* ein Spätling sich für ein Gedicht eigener Erfindung altes Material zu nutze gemacht hat, wie dort Züge einer Mauererstürmung so hier solche eines Einzelkampfes, 'ohne dafs dieser' — wie wir mit Roberts Worten hinzufügen können — 'gerade in der Urilias gestanden zu haben braucht'. Dafs es kein verabredeter Waffengang, sondern

ein Stück einer ernsten Schlacht war, versteht sich von selbst; denn den Charakter eines Turniers hat der Kampf zwischen Hektor und Aias, gegen die Absicht des Dichters, nur dadurch bekommen, dafs er in einen fertigen Verlauf der Ereignisse eingedichtet wurde, den er nicht durch ein blutiges Resultat stören durfte.

Diese zweite *Μονομαχία* ist ein Einzellied, aber kein Lachmannsches Einzellied, sondern ein solches, das von vornherein für den Platz gedichtet wurde, den es jetzt einnimmt.[1]) Dasselbe gilt von der *Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα*, während Robert meint, sie habe einst für sich gestanden und damals die Verherrlichung des Diomedes zum eigentlichen Thema gehabt (S. 495). Dies letztere zunächst ist ganz unglaublich; wie hätte jemand, um zu zeigen, dafs Diomedes tapfer und klug ist, eine ganze, lange, inhaltreiche und gedankenreiche Geschichte erfinden sollen, in der Diomedes überhaupt nicht vorkommt? Die Art, wie er am Anfang und am Ende eingreift, er, der auch sonst Bescheidenheit und Entschlossenheit schön verbunden zeigt (*H* 399 ff. *Ξ* 110 ff.), bedarf gar keiner besonderen Rechtfertigung; sie verträgt sich aufs beste mit der Annahme, dafs das Lied von der vergeblichen Bittgesandtschaft gedichtet ist, um zwischen zwei Kampftagen in die Erzählung vom troischen Kriege eingeschoben zu werden. Umgekehrt kommt Robert, wie schon erwähnt (oben S. 89), im Zusammenhange mit seiner Vorstellung von einem selbständigen Einzelliede dazu, aus *I* eine der feinsten psychologischen Wendungen, den leise angedeuteten Sinneswechsel bei Achill (650 ff.), als etwas nachträglich und zufällig Entstandenes auszuwerfen.

M, *H* und *I* stehen alle drei diesseits des Zeitpunktes, in dem der Grundplan unsrer Ilias festgestellt worden ist; über diese Hauptsache wird gar nicht gestritten; und deshalb ist hier auch eine Verständigung im einzelnen immer möglich, zum Teil ohne weiteres gegeben. Ein viel schärferer Gegensatz tritt hervor, wenn wir weiter zurückgehen und jenen Zeitpunkt selber, der doch ein Höhepunkt in der Entwickelung des Epos gewesen sein mufs, irgendwie festzulegen suchen. Waren es Äoler oder Ionier, denen zuerst eine ganze Ilias gesungen wurde?

Dafs Roberts Versuch, eine äolische Urilias zu rekonstruieren, gescheitert ist, haben wir gesehen (oben 3, zu Anfang); gar zu zerrissen war der Zustand des Textes, der dabei heraus kam, gar zu dürftig, können wir hinzufügen, ist der Inhalt, den dieses ursprüngliche Gedicht gehabt haben soll (S. 266—271). Zwar der Zwist der Könige war darin schon erzählt; aber nicht nur die Bitte um Versöhnung fehlte, sondern nachher auch die wirkliche Versöhnung. Patroklos kämpfte und fiel in Achills Rüstung; aber der Waffentausch hatte keinerlei Folgen, die *Ὁπλοποιία* war noch nicht gedichtet. Patroklos, Hektor, Achill wurden kurz hintereinander am zweiten Tage getötet, und damit war

[1]) Dieser prinzipielle Unterschied ist mir zuerst bei Gelegenheit einer Studie zum Nibelungenliede klar geworden, auf die ich deshalb für die nähere Begründung verweise: 'Über das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX'. Zeitschr. für deutsches Altertum XXXIV (1890) S. 126 ff.

die Urilias zu Ende. Um diesen knappen Bestand wenigstens etwas, wenn auch nur in der Phantasie, zu bereichern, nimmt Robert an, dafs früher Paris eine wichtige Rolle als tapferer Kämpfer gespielt habe. Der Name Ἀλέξανδρος (S. 366), die nicht recht verständliche Rede Hektors (Z 326) von dem Groll, der den Bruder von der Teilnahme an der Schlacht zurückhalte (S. 196 f. 204 f.), geben einen gewissen Anhalt für diese Vermutung, die übrigens schon früher von Dümmler, im Anschlufs an mündliche Anregungen von Usener, öffentlich ausgesprochen worden ist.[1]) Zu fragen bleibt nur, ob man eine Dichtung, in der Paris auf troischer Seite statt Hektor der Führer ist, noch ebenso nennen darf wie die uns bekannte, ob man überhaupt glauben soll, dafs sie bereits ein planmäfsig angelegtes, abgerundetes, sozusagen druckfertiges Kunstwerk gewesen sei. Sicher ist ja der Schaffung desjenigen Epos, das erweitert und überarbeitet in unsrer Ilias vorliegt, eine poetische Kunstübung vieler Generationen vorangegangen; das beweisen die Sprache mit ihren altertümlichen, zum Teil schon unverstandenen Formen, der Stil mit seiner Fülle von konventionellem Schmuck, die Kulturabstufung, die den Blick in ferne Vorzeit lenkt. Auch einen greifbaren Inhalt müssen die Lieder gehabt haben, mit denen sich die Vorfahren der kleinasiatischen Äoler unterhielten, als sie noch in Thessalien, den Olymp vor Augen, wohnten; und es wäre ja höchst seltsam, wenn von diesem Inhalt gar nichts in den Sang vom troischen Kriege übergegangen wäre. Thatsächliche Spuren altländischer Dichtungen, die sich bei Homer erhalten haben, hat kürzlich Bethe in seinem Strafsburger Vortrag aufgedeckt;[2]) auch Robert hat manches der Art beobachtet (S. 483 ff.). In diesem Zusammenhang mag dann auch der echte Ἀλέξανδρος noch zu seinem Rechte kommen. Aber vermochte man in jener Zeit schon nach vorbedachtem Plane ein zusammenhängendes Epos aufzubauen? Vielmehr spricht alles dafür, dafs erst der unsrer Ilias zu Grunde liegende Plan es gewesen ist, was der älteren Periode des Heldengesangs ein Ende machte, wo dieser in stofflich verbundenen, aber äufserlich unabhängigen kürzeren Liedern lebte, die hier ineinander übergriffen, dort eine Lücke liefsen und so nirgends zu einer geschlossenen Reihe sich fügten. Eben dadurch, scheint es, hat das neue Epos sich allein siegreich behauptet, dafs der Gedanke, der es geschaffen hatte, einen Krystallisationspunkt abgab, um den alle irgend verwandten Elemente zusammenschiefsen konnten.

Der grofse Dichter, den Erwin Rohde meinte, der aus schöpferischer Phantasie den Grundgedanken der Ilias erzeugt und zugleich mit freiem Geiste die homerische Götterwelt gestaltet habe, kann nur ein Ionier gewesen sein. Zu einer verwandten Ansicht führt ein tieferer Einblick in die sprachliche Entwickelung des Epos. Wenn doch irgend einmal die epische Poesie von den Äolern auf die Ionier übergegangen ist, so müssen diese etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der überlieferten Kunst mitgebracht haben,

---

[1]) Dümmler, Hektor (Zweiter Anhang zu Studniczkas Kyrene 1890) S. 204 f.

[2]) Homer und die Heldensage, Neue Jahrbücher 1901 VII 657 ff.

das sie befähigte, alles, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war, in ihre Thätigkeit mit aufgehen zu lassen; dieses Neue war vielleicht der Gedanke, statt der einzelnen Lieder, an denen man sich bisher erfreut hatte, gröſsere Dichtungen zu schaffen': so schrieb ich vor 15 Jahren in einer Kritik der Fickschen Untersuchungen. Den entscheidenden Beweis, daſs jedenfalls der Plan zu unsrer Ilias im Kopfe eines Ioniers entsprungen ist, hat Robert geliefert.

Eine centrale Stelle in diesem Plane nimmt die Aussöhnung zwischen Achill und Agamemnon ein. Sie ist notwendig gemacht durch den anfänglichen Zwist, veranlaſst durch Patroklos' Tod, und leitet hinüber zu den Kämpfen, in denen Hektor fallen soll. Robert gebraucht dafür ein ganz treffendes Bild: 'Wie ein Pflock steht sie da, um den die Fäden vom Anfang der *Ἕκτορος ἀναίρεσις* und von der Schnittfläche der um ihren Schluſs verkürzten dritten Ilias (d. h. hier unserer Ilias ohne *Θ* und *I*) gewunden und miteinander verschlungen werden' (S. 548). Wenn er trotzdem die *Μήνιδος ἀπόρρησις* der ursprünglichen Gestalt des Epos abspricht, so geschieht das, weil diese ja äolisch sein soll und weil in der Versöhnungsszene in *T* Ionismen vorkommen und 'die jüngsten Sagen, wie die von Herakles' Geburt und Dienstbarkeit' erwähnt werden (S. 243). Diese Gründe zwingen uns nicht, ebensowenig wie die, um deren willen der Verfasser die jetzige Erzählung vom Tode Hektors für späten Ersatz einer echten verlorenen hält. Er hat die wertvolle Beobachtung gemacht, daſs in allen Kampfszenen, die auf *T* folgen, fast nur ionische Bewaffnung vorkommt (S. 224 ff. 245), und ist nun, um die äolische Urgestalt des Epos zu retten, wieder, und diesmal im groſsen, zu der künstlichen Annahme gezwungen, daſs ein altes Stück durch ein neues von ungefähr gleichem Inhalt verdrängt worden sei. Konsequenterweise hätte er dasselbe für die Erzählung von dem Streit der Könige in *A* behaupten müssen; denn diese ist durch Erwähnung eines Tempels (*νηός*) als ionisch gekennzeichnet. Es war reine Willkür, wenn Robert diesen Tempel als geringfügige 'häusliche Kapelle' gewissermaſsen entschuldigen und seinen ionischen Namen an dieser Stelle ins Äolische übersetzen wollte (vgl. oben 3, Ende). Wir machen auch dies nicht mit, konstatieren vielmehr, daſs auch die *Μῆνις* zu den sicher ionischen Stücken gehört, und fragen: wie viel von den wesentlichen, d. h. die Haupthandlung darstellenden Teilen des Gedichtes, das wir heute Ilias nennen, bleibt überhaupt noch übrig, um als möglicher Rest einer äolischen Urilias in Anspruch genommen zu werden? Nicht mehr und nicht weniger als das Lied vom Kampfe und Tode des Patroklos. Auf dessen Würdigung, auf die Prüfung der zahlreichen kleinen Athetesen, die der Verfasser gerade hier zur Durchführung seiner Theorie nötig hat, wollen wir gar nicht eingehen, vielmehr gern einmal annehmen, dieses Lied lasse sich einigermaſsen glatt ins Äolische übertragen; dann wäre es ein vereinzeltes Stück, das der Schöpfer der Ilias in sein Werk mit aufgenommen hätte. Dieses Werk aber war von Anfang an ein ionisches.

In den letzten Abschnitten habe ich versucht den positiven Gewinn zu umgrenzen, der sich aus Roberts Studien ziehen läfst; freilich grofsenteils im Widerspruche zu ihm selbst. Das konnte nicht anders sein bei der allzu phantasievollen Art, wie er ein im Grunde tüchtiges Prinzip der Forschung angewendet nnd auszubeuten unternommen hat. Sehr zu bedauern wäre es, wenn dieses Prinzip — die Vereinigung sprachlicher und kulturgeschichtlicher Analyse mit den Erwägungen der Kompositionskritik — unter dem ablehnenden Urteil mit zu leiden hätte, das dem vorliegenden Buche nicht erspart werden kann. Es ist wohl gut dies auszusprechen, weil hier und da schon voreilige Rezensenten versucht haben, den leicht nachgewiesenen Mifserfolg in diesem Sinne zu verwerten. Forscht man aber, worin denn die eigentliche Quelle des Irrtums gelegen hat, so war das schon ein Fehlgreifen bei der ersten Stellung der Aufgabe. Altertümliche Züge können niemals den Beweis liefern, dafs die Partie, in der sie sich finden, alt sei; es bleibt immer die Möglichkeit, dafs ein jüngerer Dichter sie für das, was er schaffen wollte, frei verwendet hat. Dagegen bieten jüngere Sprachformen, relativ moderne Kulturanschauungen da, wo sie vorkommen, den untrüglichen Beweis jüngeren Ursprungs, und nur die Abgrenzung kann zweifelhaft sein. Deshalb wird es immer Grundsatz bleiben — oder werden — müssen, nicht von innen heraus, von den ältesten Teilen her ein kompliziertes Gebilde historischer Entwickelung auflösen zu wollen, sondern von aufsen her, von den jüngsten Schichten anzufangen und, indem man zunächst diese abhebt, allmählich zum innersten Kern, zum Alten und Ursprünglichen, vorzudringen.

DIE ENTWICKELUNG DER RÖMISCHEN TAKTIK

Von Edmund Lammert

Durch das Erscheinen von Hans Delbrücks Geschichte der Kriegskunst (I Das Altertum, 1900; II 1 Römer und Germanen, 1901, Berlin G. Stilke) ist der wissenschaftlichen Betrachtung und Behandlung des antiken Kriegswesens eine neue Grundlage geschaffen und der Gesichtskreis aufserordentlich erweitert worden. Delbrück beherrscht die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und militärischen Verhältnisse des Altertums in gleicher Weise wie die des Mittelalters und der neueren Zeit. Auf Grund einer vergleichenden Betrachtung dieser trotz aller Verschiedenheit doch nach allgemeingültigen Gesetzen sich entwickelnden und gegenseitig beeinflussenden Verhältnisse, durch Beachtung der Bevölkerungszahlen, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, der Beschaffenheit des Landes und der Strafsen, der räumlichen Entfernungen, der Transportmittel, der verschiedenen, jeweilig landesüblichen Arten der Bewaffnung und Waffenverwendung gewinnt er die Unterlagen und Mittel zu einer scharf durchgreifenden Kritik, durch die der Glaube an die Thatsächlichkeit der Überlieferung und alles, was auf dieser allzu vertrauensvoll aufgebaut worden ist, von Grund aus erschüttert wird. Grofse, wenn auch nicht gerade freudige Überraschung rufen die Angriffe hervor, die er gegen Polybios richtet, dessen Autorität bisher fast allgemein und, wie ich offen eingestehe, auch von mir als eine unantastbare Auktorität betrachtet wurde. Und doch sind einige der von ihm hierbei ins Feld geführten Argumente so handgreiflich, dafs man sich unwillkürlich wundert, nicht selber schon darauf gekommen zu sein, und so durchschlagend, dafs sich auch der aufrichtigste Verehrer des Polybios mindestens zu weit gröfserer Vorsicht gemahnt fühlen mufs, als er ihm gegenüber bisher für nötig erachtet hat. Daneben kann nicht geleugnet werden, dafs Delbrück mit seinem Hauptrüstzeug, der Sachkritik, gelegentlich des Guten zu viel zu thun und über das Ziel hinauszuschiefsen scheint. Das wird die Wissenschaft durch genauere Prüfung seiner Gesichtspunkte und Folgerungen im einzelnen noch festzustellen haben.

Aber Delbrück reifst nicht blofs nieder, sondern er baut auch wieder auf. Hervorragend durch geistreiche und originelle Auffassung ist vor allem die Darstellung der Koryphäen der Kriegskunst, ihrer Persönlichkeit, ihrer Strategie, ihrer Schlachten und ihres Einflusses auf die Entwickelung des Kriegswesens. Alles kann der bahnbrechende Pionier natürlich nicht selber vollenden. Er

hat der Kriegswissenschaft den Ausblick auf ein weites Arbeitsfeld eröffnet. Andere müssen hier ergänzend eingreifen und im Verein mit ihm weiterwirken.

Die römische Taktik, d. h. die Gliederung und Bewaffnung, sowie die Kampfesweise des römischen Heeres ist von Delbrück nur in den Punkten eingehender behandelt worden, wo er auf Grund eigener Detailstudien wirklich Neues bietet. Durch jahrelanges Studium der römischen Kriegsgeschichte habe ich die Überzeugung gewonnen, dafs die wichtigsten der in ihr zu Tage tretenden Thatsachen, abgesehen von nebensächlichen Einzelheiten, trotz der Mangelhaftigkeit ihrer Überlieferung und trotz aller scheinbaren Verschiedenheiten und Widersprüche eine befriedigende Erklärung zulassen und vor allem einen engen inneren Zusammenhang, einen nach ganz bestimmten Grundsätzen geregelten, einheitlichen Entwickelungsgang zeigen. Ich glaube weiter erkannt zu haben, dafs das römische Heerwesen die schwierige Aufgabe gelöst hat, einerseits die Überlieferung der Vergangenheit gewissenhaft und zäh zu wahren und anderseits der natürlichen Entwickelung der inneren und äufseren Verhältnisse seines eigenen Volkes und von dessen Nachbarn verständnisvoll auf Schritt und Tritt zu folgen, und dafs es hauptsächlich durch diese glückliche Verbindung der konservativen mit der fortschrittlichen Tendenz seine eigentümliche Taktik ausbildete, die ihm die Überlegenheit über alle seine Gegner sicherte. Den Nachweis habe ich in der nachstehenden Abhandlung zu erbringen versucht.

Die Vorarbeiten waren schon lange vor dem Erscheinen des Delbrückschen Werkes beendigt. Dessen neue Ergebnisse veranlafsten mich, sie einer nochmaligen Durchsicht zu unterziehen und nach mannigfachen Verbesserungen und Ergänzungen nunmehr als ein Ganzes zu veröffentlichen. Ich wage zu hoffen, dafs die Arbeit neben jenem Werke der Wissenschaft noch einen kleinen Dienst erweisen wird, denn zum Teil vermag sie es zu bestätigen und zu ergänzen, zum anderen Teile zeigt sie, dafs mancherlei in der Überlieferung doch auch noch anders erklärt und dadurch aufrecht erhalten werden kann.

Ich bin bemüht gewesen, die Thatsachen lediglich aus meinem eigenen Gedankengange heraus zu erklären und sich entwickeln zu lassen. Daher habe ich jede Polemik grundsätzlich vermieden und anderer Ansichten nur da erwähnt oder beurteilt, wo es für das Verständnis des Lesers notwendig erschien oder wegen akut gewordener Tagesfragen beim besten Willen sich nicht umgehen liefs.

Bei keinem der uns näher bekannten Kulturvölker hat sich das Heerwesen gänzlich frei von äufseren Einflüssen aus sich selbst heraus und lediglich nach rein militärischen Erfordernissen und Grundsätzen entwickelt. Jedes Heerwesen ist bis zu einer gewissen Grenze international. In überraschender Weise finden wir schon an der Schwelle der Geschichte dieselben Waffen- und Truppentypen und dieselbe Kampfesweise über einen grofsen Teil der Völker des Morgen- und Abendlandes verbreitet und später ununterbrochen in einander ähnlichen Übergängen und Veränderungen begriffen. Der Trieb der Selbsterhaltung zwang schon damals wie noch heute Völker und Staaten zur Vor-

sicht, zur gegenseitigen Beobachtung und zur Nachahmung derjenigen militärischen Einrichtungen, mit denen irgendwo augenfällige Erfolge erzielt worden waren. Wer von seinen Nachbarn nichts lernte und nicht mit ihnen fortschritt, unterlag ihnen schliefslich. Daneben wirkte auch der allgemeine Trieb der Nachahmung, der blofse Reiz des Fremden mit. Das Fremde war häufig gar keine wirkliche, sondern nur eine eingebildete Verbesserung, eine reine Mode.

Fremde, zum Teil internationale Kriegssitte herrschte in Rom bereits unter den Königen. Die Überlieferung von einer altrömischen Ritterschaft, die nur in schwerer Erzrüstung mit Handspeer und Schwert, zu Pferde und zu Fufs kämpfte und stets den Nahekampf suchte, den Einzelkampf liebte, aber auch im Massenkampfe den Ausschlag gab, mag durch homerische Vorbilder beeinflufst worden sein, aber rein erdichtet ist sie sicher nicht. Im VIII. und VII. Jahrh. v. Chr. blühte das Rittertum eines adligen Herrenstandes bei den griechischen Volksstämmen nicht nur im Mutterlande, sondern auch in Unteritalien und Sizilien, nicht minder bei den Etruskern.[1])

Besondere Beachtung verdient eine antiquarische Notiz[2]), nach der die römischen Ritter dereinst mit zwei Pferden in den Kampf[3]) zu gehen pflegten. Diese mit Pferdepaaren ausgestatteten Reiter haben wahrscheinlich überall den Übergang vom Wagenfahren mit dem Zweigespann zum Reiten auf Einzelpferden gebildet, wir kennen sie aber nur durch die ältesten, dem IX. und VIII. Jahrh. angehörigen assyrischen Denkmäler als eine ständige Truppe des assyrischen Heeres.[4]) Im VII. Jahrh. beginnen sie auch hier wieder zu verschwinden. Den Griechen war die Sitte des Reitens zu Homers Zeiten noch unbekannt, erst in einem der späteren Teile der Ilias (*O* 679) taucht ein fremder Kunstreiter auf, der sich vor dem neugierigen Volke mit zwei Reitpferden produziert. Die neue Kunst führt sich also auch hier mit einem Pferdepaare ein. In der gesamten späteren Litteratur der Griechen findet sich aber unseres Wissens auch nicht die leiseste Andeutung jener Sitte. Sie scheint bei ihnen in der sogenannten historischen Zeit vollständig vergessen zu sein. Dafs sie einmal vorhanden gewesen ist, läfst sich aus den sonstigen Analogien schliefsen, die in Bezug auf die Entwickelung der Fahr- und Reitkunst zwischen Orient und Occident zu Tage treten, und wird bestätigt durch die zahlreichen Darstellungen von Reitern mit zwei Pferden, die sich auf den älteren griechi-

---

[1]) Vgl. Meyer, Gesch. des Altertums I 302. Die *γαμόροι* in Syrakus S. 477. Etrusker S. 523. Römischer Adel S. 520 f.

[2]) Festus, Epit. S. 121: *Paribus equis, id est duobus, Romani utebantur in proelio, ut sudante altero transirent in siccum. — Sirii equi* Granius Licinianus S. 4. Vgl. Marquardt, Röm. Staatsverw. II 312.

[3]) Sie führten das zweite Pferd neben sich mit in den wirklichen Kampf, also nicht nur ins Feld, wie es später noch regelmäfsig geschah, wo aber das Reservepferd unter der Obhut eines Knechtes dem Kampfe fern blieb.

[4]) Abbildungen in den Palästen von Nimrud-Kalach (NW) und Ninive-Kujundschik (SW) aus der Zeit Assurnasirpals und Salmanassars II. bei Layard, Niniveh and its remains II 356 357 393 u ö.

schen Vasen finden.[1]) Es ergiebt sich auch aus dem lateinischen Ausdruck *equus sirius*, mit dem das zweite, an der Leine laufende Pferd bezeichnet wird. Er ist ein griechisches Lehnwort. Σειραῖος ἵππος[2]) hiefs das dritte, ebenfalls nur an der Leine laufende Pferd des Dreigespanns. Dieser ursprünglich beim Dreigespann gebrauchte Ausdruck ist also bei der Einführung der Reitkunst auf das nebenherlaufende Reitpferd übertragen worden. Wie ein römischer Antiquar auf diese Übertragung, über die er von griechischer Seite her schwerlich etwas wissen konnte, hätte kommen sollen, wenn er den Ausdruck nicht in authentischen Berichten über das römische Altertum vorgefunden hätte, ist unerfindlich. Die Notiz beweist also, dafs eine internationale ritterliche Sitte des IX. bis VII. Jahrh. auch vom römischen Rittertum angenommen worden ist.[3])

International ist ferner die Sitte, einen Teil des Fufsvolkes mit schwerer Rüstung (Schild, Panzer, Helm, Beinschienen) und mit dem Handspeer als Hauptwaffe zu waffnen und damit lediglich für den Nahekampf in geschlossener Masse zu bestimmen, einen anderen Teil mit geringer oder gar keiner Schutzrüstung und teils mit Nah- und Fernwaffen zugleich, teils nur mit Fernwaffen zu versehen, sie also hauptsächlich für den Fernkampf und das zerstreute Gefecht zu bestimmen. Das thaten die Ägypter, Assyrer, Babylonier, Karer und Griechen. Die Römer thaten es ihnen nach. Die für die altrömische Zeit bezeugte Bevorzugung eherner Schutzwaffen — lederne hätten ebenfalls genügt und wären billiger gewesen —, ferner die runde Gestalt der Schilde verrät den Einflufs speziell griechischer Kunst und Mode. Nach griechischem Muster ist auch die Phalanx und der schwere, nur zum Stofs, nicht zum Wurf bestimmte Speer des Hopliten eingeführt worden. Anderen Nationen sind andere Waffenspezialitäten wie der samnitische Wurfspeer und das spanische Schwert entlehnt worden.

Der Einflufs fremder taktischer Sitten fand aber seine Schranken an dem eigentümlichen Charakter, an der Unzulänglichkeit der Zahl und des Wohlstandes des römischen Volkes und an seinen politischen Verhältnissen. Als das alte Geschlechterheer weder quantitativ noch qualitativ mehr genügte, errichtete man nach dem Vorgange der Griechen auf breiter timokratischer Grundlage ein gröfseres Bürgerheer und führte die Phalanx ein. Aber die Voraussetzungen dieser beiden Einrichtungen, eine grofse, wohlhabende, in sich demokratisch organisierte und demokratisch denkende und fühlende, durch Handel und Industrie ihren Wohlstand stetig erneuernde und steigernde Gemeinde, fehlte in

---

[1]) Krieger, Jäger, Amazonen, Götter mit zwei Reitpferden finden sich häufig auf alten korinthischen Pinakes und Vasen, ferner auf schwarzfigurigen attischen Vasen abgebildet. Vgl. Furtwängler, Beschreib. d. Vasensammlung im (Berliner) Antiquarium I Nr. 539 1058 1147 1685 1694 1728 1742 1713B 1716B 1839A u. B 1895 1966.

[2]) Soph. El. 722 = hom. σειραφόρος ἵππος.

[3]) Sie beweist aber auch, dafs die Überlieferung der ältesten römischen Geschichte bisweilen zuverlässiger ist und selbst minderwichtige Einzelheiten genauer erhalten hat, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Lange, Röm. Altert. I 469 bezieht auf diese Reiter mit zwei Pferden den alten Ausdruck *trossuli* (θρώσκω).

Rom, wo das ganze Volk hartnäckig an den traditionellen Klassenunterschieden festhielt und, da es gröfstenteils vom Ertrag des Ackers lebte, zu dem vorhandenen mäfsigen Besitze wenig hinzuerwerben konnte. Auch eignete sich das Temperament des Römers durchaus nicht für den ruhigen, in enggeschlossenen Reihen sich vollziehenden Massenkampf der Phalanx, der dem Einzelnen wenig Initiative gestattet und eigentlich nichts weiter zumutet, als mit festeingesetztem Handspeer und Schild seinen Gegner zurückzudrängen, bei dem im Interesse der Ordnung überflüssiges Morden, ja sogar die Verfolgung des geworfenen Feindes im Prinzip verpönt war. Der Römer verlangte eine etwas gröfsere Aktionsfreiheit im Kampfe; gleich seinen heutigen Nachkommen liebte er es, entweder ohne Gefährdung seiner eigenen Person den Gegner aus der Ferne zu erlegen oder aber, wenn das nicht anging, ihn nach Katzenart auf Tod und Leben anzuspringen und ihm mit dem kurzen und sicher treffenden Stahle den Todesstofs zu versetzen. Die römische Heeresleitung hat diesen Verhältnissen und Neigungen ihres Volkes Rechnung getragen. Die Phalanx, die sie einführte, war etwas ganz anderes als die griechische, sie war aus verschiedenen Rüstungsstufen gemischt, damit die verschiedenen Bürgerklassen unter Berücksichtigung ihrer Eigenart in ihr Verwendung finden konnten. Aus ihren verschiedenen Gliedern entwickelten sich mit der Zeit Hoplitenabteilungen, Centurien, Manipel, Kohorten und verschiedene Treffen. Die Hopliten bekamen sämtlich das billige und praktische *scutum*, ihre Hauptwaffen wurden der schwere Wurfspeer (*pilum*) und das Kurzschwert. Aus politisch-sozialen Gründen wurde die Zahl und Kopfstärke der Phalanxglieder, die Zahl der Legionen, der Unterabteilungen und ihrer Führer gesetzlich festgelegt und Jahrhunderte lang prinzipiell festgehalten. Diese Grundzahlen erscheinen, wenn Veränderungen eintreten, in der Regel als Potenzen einer geometrischen oder als Differenzen einer arithmetischen Progression. Dieser konservative Zug schützte das ursprüngliche, auf jenen Zahlen beruhende Grundschema der Organisation und Schlachtordnung jederzeit vor radikalen und überhasteten Änderungen. Es verschob sich immer nur teilweise und im engsten Anschlufs an die überlieferten taktischen Grundsätze. Zum grofsen Teile hat es sich von Anfang bis zu Ende überhaupt unversehrt erhalten. So konnte der gewohnte Mechanismus der inneren Verwaltung wie der taktischen Leitung im wesentlichen immer derselbe bleiben und mit gleicher Sicherheit weiterarbeiten.

DAS GESCHLECHTERHEER

Über die älteste Heeresordnung, die in der Überlieferung dem Romulus zugeschrieben wird, sind wir nur mangelhaft unterrichtet, aber schon das wenige, das sich als thatsächlich erweist, läfst doch deutlich erkennen, dafs sie bereits wesentliche Grundzüge der aus der späteren Zeit bekannten enthalten haben mufs, und dafs man sich die sogenannte Servische Reorganisation gleich allen späteren durchaus nicht als eine radikale Umgestaltung und Umwälzung vorstellen darf.

Die altrömische Volksgemeinde bildete einen nach Tribus oder Stämmen und deren Unterabteilungen, den Kurien, gegliederten Geschlechterverband. Auf dieser Organisation beruhten alle staatlichen Einrichtungen, die religiösen, bürgerlichen und militärischen. Nur auf Grund der Zugehörigkeit zu einem der Geschlechter war man Bürger oder Staatsangehöriger, ohne sie ein Fremder. So wenig nun ein Fremder Zutritt zu den religiösen Genossenschaften und Gottesdiensten, zu den politischen Versammlungen und Ämtern finden konnte, so wenig konnte er zum Heere zugelassen werden. Dessen ganze Organisation liefs nur Angehörige der Geschlechter zu. Auf Grund dieser wesentlichen Eigenschaft nennen wir das altrömische Heer im Gegensatz zu den späteren das Geschlechterheer.

Die Patrizier als die reichsten und vornehmsten Grundbesitzer oder, um im Sinne der herkömmlichen Ansicht (s. u. S. 108) zu reden, die reichsten und vornehmsten unter den Patriziern stellten selbstverständlich die kostspieligste und angesehenste Truppe, die Reiterei. Den drei Tribus der Ramnes, Tities und Luceres und deren Unterabteilungen, den dreifsig Kurien, entsprechend, betrug das Gesamtaufgebot 300 Pferde, oder, wenn die Offiziere zu dieser Zahl noch hinzuzurechnen sind[1]), 333 Pferde. Jede Tribus stellte dazu 100 bez. 111 Pferde, nämlich eine Centurie Reiter, 10 Dekurionen als Führer der 10 Kurienkontingente, der Dekurien (10 Pferde), und einen Centurio, der den Titel *tribunus celerum* führte. Das ganze Reiterheer zählte also 3 tribuni militum[2]), 30 Dekurionen und 30 Dekurien. Die Dekurien bildeten indessen keine selbständigen taktischen Einheiten; dazu waren die 10 oder 11 Reiter, aus denen sie bestanden, eine zu geringe Zahl; auch sollte das Reiterheer eine innige Verschmelzung aller drei Tribus und aller 30 Kurien darstellen. Daher wurden je drei Dekurien, aus jeder Tribus eine, zu einer taktischen Einheit, der *turma*, vereinigt; das Reiterheer zerfiel also in 10 Turmen zu 30 bez. 33 Pferden und drei Dekurionen, die, da die Tribus, die sie vertraten, einander gleichberechtigt waren, wahrscheinlich abwechselnd den Befehl über die Turme führten. Da durch diese taktische Einteilung jedes der drei Tribuskontingente zerrissen und mit den anderen verschmolzen war, so konnte der von der einzelnen Tribus gestellte Oberst, der *tribunus*, keinen gesonderten Oberbefehl über dies Kontingent führen, sondern er mufste mit den beiden anderen Tribunen im Oberbefehl über das gesamte Reiterheer abwechseln. Die taktische Aufstellung zur Schlacht wird damals schon dieselbe gewesen sein, wie sie zur Zeit des Polybios war und noch Jahrhunderte lang nach ihm geblieben ist. Die Turmen standen drei Glieder tief, jede Dekurie bildete ein Glied, die drei Dekurionen ritten am rechten Flügel ihrer Dekurien und gleich diesen hinter-

---

[1]) Polyb. VI 25; Varro, De l. l. V 91; Veget. II 14; Liv. XLIII 14.

[2]) Dafs es nicht einen *tribunus celerum* geben konnte, lehrt die Bedeutung des Titels 'Tribusvorsteher'. Da es drei Tribus gab, mufste es auch drei Vorsteher geben. Dafs es einen vom König bestellten Oberbefehlshaber über den drei Tribunen gegeben habe, ist unwahrscheinlich.

einander.[1]) Dies Hintereinanderstellen der Unterabteilungen, d. h. der Aufbau der gröfseren Abteilungen nach Gliedern, ist und bleibt eine charakteristische Eigentümlichkeit der römischen Taktik und unterscheidet sie scharf von der griechischen, die kein Hintereinander, sondern nur ein Nebeneinander der Unterabteilungen d. h. den Grundsatz des Aufbaues nach Rotten kennt. Der gliederweise erfolgende Aufbau ermöglichte weiterhin die Aufstellung gemischter Abteilungen und entwickelte sich schliefslich zur Treffenstellung.

Durch Aufnahme einer leider nicht sicher bekannten Zahl plebejischer Familien — nach der Überlieferung geschah es unter Tarquinius Priscus — wurde die Zahl der patrizischen Tribus verdoppelt; neben die *Ramnes, Tities, Luceres primi* traten die *secundi*. Politische Motive, die Absicht, die monarchische Gewalt einerseits gegenüber den *gentes maiores* durch das Gegengewicht der *gentes minores* zu stärken und anderseits gegenüber der Plebs durch die Kraftverminderung, die diese durch das Herüberziehen ihrer reichsten Familien in die Reihen des Adels erlitt, mögen zu jener Mafsregel den Anstofs gegeben haben; aber sie hatte auch einen rein militärischen Zweck.

Die Zahl der zum Reiterdienst befähigten Patrizier war durch Absterben, Erbteilung und wirtschaftlichen Rückgang jedenfalls so weit gesunken, dafs der Reiterdienst von den noch vorhandenen leistungsfähigen Familien allein nicht mehr getragen werden konnte. Infolgedessen ist nicht an eine Verdoppelung des im Kriegsfalle aktiv werdenden Reiterheeres, sondern nur an eine Vermehrung der zum Reiterdienst verpflichteten Familien bez. der mit dem *equus publicus* ausgestatteten Personen zu denken, durch die der Dienst in so fern erleichtert werden sollte, als jetzt der Einzelne weniger oft zur Einziehung gelangte[2]), durch die aber zu gleicher Zeit auch für eine genügende Zahl von Streitrossen bereits im Frieden gesorgt werden sollte.[3]) Selbstverständlich konnten die jüngeren Tribus beanspruchen, da sie dieselbe Anzahl Reiter zum Heere stellten, auch dieselbe Anzahl von Vorstehern wie die alten Tribus dazu abzuordnen. Daher wurde die Zahl der *tribuni celerum* jetzt auf sechs erhöht.[4]) Sie werden jetzt wie auch die *tribuni militum* zunächst paarweise monatlich und innerhalb jedes Paares täglich im Oberbefehl gewechselt haben.

---

[1]) Ob zwischen den einzelnen Turmen in der Schlachtlinie schon damals ein Zwischenraum von einer Turmenfrontbreite bestand, damit sie Raum zum Kehrtschwenken hatten, oder ob sie eine geschlossene Phalanx bildeten, wird später noch erörtert werden.

[2]) Es gab jetzt wahrscheinlich wieder volle 600 *equites equis publicis*, und diese wechselten in zwei Hälften von 300 Mann im aktiven Dienst miteinander ab. Der Turnus der Einziehung war also im äufsersten Falle ein zweijähriger; wenn keine Veranlassung zur Einziehung vorlag, natürlich ein unbestimmter mehrjähriger.

[3]) In den Monarchien des Ostens vermochten die königlichen Gestüte, in Griechenland die Privatställe der Rennsport treibenden Adelsfamilien jederzeit die nötige Zahl von leistungsfähigen und zugerittenen Streitrossen zu liefern, in Rom zwang das Gesetz die reichen Familien zur rechtzeitigen Beschaffung und zum Zureiten einer gröfseren Zahl von Reservepferden.

[4]) Diese sechs *tribuni celerum* sind offenbar mit den *seviri* und *μέγιστοι ἡγεμόνες* identisch, Dion. Hal. II 64 und VI 13. Denselben Ursprung hat die Sechszahl der *tribuni militum* und der Vestalinnen.

Die Zahl der Unterführer, der Dekurionen, wurde aus dem Grunde nicht verdoppelt, weil dies gegenüber dem Mannschaftsbestand eine unverhältnismäfsig hohe Offiziersziffer ergeben haben würde. Jedenfalls aber haben die alten und die neuen Tribus die herkömmlichen 30 Dekurionenstellen unter sich geteilt.

Das Fufsheer, Legion genannt, d. h. das Heer, das im Gegensatz zu dem ständigen Reiterheere erst im Bedarfsfalle auf Grund der Civilstandsregister der *gentes* (*ἐκ καταλόγου*) ausgelesen oder ausgehoben wurde[1]), bestand nach der Überlieferung aus 3000 Mann; das Kontingent einer Tribus betrug 1000 Mann. Nach Analogie der Reiterei läfst sich mit Sicherheit schliefsen, dafs jede Kurie eine Abteilung, jede Tribus 10 Abteilungen, die ganze Gemeinde zusammen 30 Abteilungen oder Centurien zu 100 Mann stellte. Jede Centurie wurde selbstverständlich von einem patrizischen Centurio geführt. Es gab also in der Legion anfänglich 30 Centurionen. Als Oberbefehlshaber werden drei *tribuni militum* bezeugt, die den drei *tribuni celerum* der Reiterei entsprechen. Später finden wir aber auch in der Legion wie bei der Reiterei sechs Tribunen als ständige Führer. Da wir von diesen sicher wissen, dafs sie nicht einzeln bestimmten Teilen der Legion, etwa je einem der drei Treffen oder einer Anzahl von Kompagnien, zugewiesen wurden, sondern ein Kollegium bildeten, dessen einzelne Mitglieder miteinander abwechselnd den Oberbefehl über die gesamte Legion führten[2]), und da sich weder diese Kollegialität der Legionsführer, noch deren Sechszahl aus der späteren taktischen Gliederung des Fufsvolkes erklären läfst, so bleibt nur die Annahme übrig, dafs die sechs *tribuni militum* gleichzeitig mit den sechs *tribuni celerum* und aus demselben Grunde eingeführt worden sind.[3])

In Bezug auf die taktische Aufstellung der Reiterei ist oben dargelegt worden, dafs sich die 30 Kurienkontingente nicht nach griechischer Art rottenweise nebeneinander, sondern gliederweise hintereinander gruppierten und immer zu je dreien eine taktische Einheit, im ganzen also 10 taktische Einheiten oder Turmen bildeten. Es ist unwahrscheinlich, dafs in einem und demselben Heere jemals gleichzeitig grundverschiedene taktische Grundsätze geherrscht haben. Wir werden also auch für das Fufsvolk des römischen Geschlechterheeres die Vereinigung von je drei Tribuskontingenten zu einer taktischen Einheit, im ganzen also 10 selbständige Abteilungen zu je 300 Mann unter drei Centurionen anzunehmen haben. Wie bei der Reiterei, so standen auch hier die drei Centurien hintereinander; hinter der ersten Centurie der Ramnes stand die erste der Tities, hinter dieser die erste der Luceres, hinter der zweiten der Ramnes die zweite der Tities u. s. w.; in der Reihenfolge der Tribus konnte gewechselt

[1]) Eine Analogie bildet die bekannte Formel der Lex Ovinia: *ut ex omni ordine optimum quemque in senatum legerent.*

[2]) Vgl. Marquardt, Röm. Staatsverw. II 312 u. 352.

[3]) Auch die Sechszahl der Vestalinnen wird auf die sechs patrizischen Tribus zurückgeführt. Wenn die sechs *tribuni militum* nicht schon vor Servius eingeführt worden wären, würde sich entsprechend den später vorhandenen Tribus (mögen es nun 4 oder 30, oder 20 21 25 27 31 35 gewesen sein) nicht die Sechszahl der Tribunen, sondern entweder die Vierzahl oder die Dreizahl oder die Zehnzahl ergeben haben.

werden, damit nicht immer die Rannes voranstanden und allein die Kosten des Kampfes zu tragen hatten.

Wie jede der drei Abteilungen oder Centurien in sich gegliedert war, wissen wir nicht. Auf keinen Fall hat die Centurie wie die Dekurie der Reiterei ein einziges Glied gebildet. Eine Tiefe von drei Gliedern war für Fufsvolk zu gering, eine Frontbreite von 100 Mann aufserdem zu schwerfällig. Die dreigliedrige Ordnung der Reiterei läfst indessen vermuten, dafs nach dem taktischen Gesetze der Gleichförmigkeit die Dreizahl der Glieder in irgend einer Kombination auch der Formation der Fufscenturien zu Grunde gelegen hat. Aufser diesem taktischen Grunde führt auch ein äufserer, in den natürlichen Verhältnissen gegebener auf die Dreizahl. Das Fufsvolk des römischen Geschlechterheeres bestand nicht wie die Reiterei aus einer politisch und sozial gleichartigen Masse, sondern war wahrscheinlich aus drei verschiedenen Ständen oder Massen gemischt. Bei der Wichtigkeit, die die Frage nach den politischen und sozialen Urbestandteilen der römischen Gemeinde für das Verständnis der Entwickelung ihrer Taktik ersichtlich hat, kann sich die Kriegsgeschichte nicht entschlagen, näher auf sie einzugeben, und wenn sie die in erster Linie auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Volkswirtschaft liegenden Kontroversen nicht selbständig zu entscheiden vermag, mufs sie wenigstens die Folgen erwägen, die sich aus der einen oder anderen Art ihrer Lösung für die älteste römische Heerordnung ergeben.[1])

Nach der älteren Ansicht bildeten die Patrizier gleich den Spartiaten ursprünglich eine Gemeinde von mehreren Tausend politisch gleichberechtigter Vollbürger. Sie waren sämtlich ratsfähig, sämtlich ritterbürtig und zum Dienst im Reiterheere berechtigt. Erst infolge der Reform des Servius Tullius entwickelt sich eine adlige Oligarchie als ein über der Gemeinde stehender Herrenstand, der den Sitz im Senat und den Dienst im Reiterheere und damit die Besatzung aller hohen politischen, priesterlichen und militärischen Ämter als sein ausschliefsliches Vorrecht betrachtet, Jahrhunderte lang dies Vorrecht zu behaupten vermag und die grofse Masse der ehemals gleichberechtigten Geschlechtsgenossen allmählich in den Stand von Bürgern zweiter Klasse herabdrückt. In der altpatrizischen Gemeinde gab es noch eine den Geschlechtern zugehörige und von ihnen auf Widerruf mit kleinem Ackerbesitz ausgestattete Klasse halbfreier Leute, die Klienten. Die Plebejer, ein aus freien Bauerngutsbesitzern und Handwerkern bestehender Mittelstand, entwickelten sich als solcher gleich dem Adel ebenfalls erst infolge der Servischen Reform.

Nach der neueren Ansicht dagegen waren die Patrizier seit alters ein

[1]) Eine tüchtige Heeresleitung vermag aus allen Volksklassen, aus Adligen so gut wie aus Nichtadligen, aus Hörigen und Sklaven so gut wie aus Freien ein wohlgeordnetes und leistungsfähiges Heer zu schaffen, man denke an die Periöken- und Helotenheere Spartas. Voraussetzung ist dabei nur, dafs sie in der Wahl und Anwendung wirksamer Mittel freie Hand hat. Die hat sie aber selten, und die Lösung ihrer Aufgabe, die je nach der Verschiedenheit des Menschenmaterials und der politisch-sozialen Verhältnisse verschiedene Schwierigkeiten bietet, läfst sich nur im engsten Zusammenhang mit jenen Verhältnissen richtig beurteilen.

adliger Herren- und Ritterstand, der aus nicht mehr als einigen Hundert Geschlechtern bestand. Sie besafsen den gröfsten Teil des Grundes und Bodens als Eigentum, bildeten allein den Senat und die Ritterschaft und hatten allein Anteil an der Regierung und Verwaltung des Staates. Innerhalb dieser Geschlechter war bereits in alter Zeit ein plebejischer Mittelstand vorhanden, der durch die Reform des Servius in einer Anzahl durch Ausstattung mit freiem Grundbesitz aus den Geschlechterverbänden ausgeschiedener Gentilklienten und später in den mit dem Sturze des Königtums freigewordenen, aus Unterworfenen oder Zugezogenen bestehenden Königsklienten, die den Geschlechterverbänden überhaupt niemals angehört hatten, nur einen Zuwachs bekam und durch allmähliche Verschmelzung mit ihnen erst die Kraft gewann, gegen den patrizischen Herrenstand den Anspruch auf politische Gleichberechtigung geltend zu machen. Cicero (De orat. I 176) bezeugt, dafs die altrömischen Geschlechter, z. B. die Claudier, Cornelier, Servilier thatsächlich plebejische Familien umfafsten. Es ist möglich, dafs diese Plebejer ursprünglich Klienten waren, denen ein gröfseres Mafs persönlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit zugestanden worden war (Mommsen). Es können auch Latiner gewesen sein, die gleich den Klienten, aber später als diese, unterworfen und, ohne erst durch die Klientel hindurch zu gehen, als freie, aber politisch rechtlose Leute in die Geschlechter aufgenommen worden waren (Niebuhr). Vielleicht waren diese Plebejerfamilien in den Geschlechtern schon vorhanden, bevor es den anderen Familien dieser Geschlechter gelungen war, 'den Adel zu erwerben' (Meyer). Weit natürlicher erscheint indessen der umgekehrte Verlauf, der sich in der republikanischen Zeit mehrfach wiederholt. Die alten Plebejerfamilien können ursprünglich Patrizierfamilien gewesen, aber allmählich auf einen wirtschaftlich und politisch tieferen Stand herabgesunken sein. Derartige Verschiebungen konnten ebensogut schon vor der Servischen Reform wie nach ihr eintreten. Denn keine Aristokratie, mag sie noch so gut organisiert und noch so klein sein, ist davor sicher, dafs sich nicht mit der Zeit in ihr eine Minderheit als Oligarchie über die bisherigen Standesgenossen erhebt. Warum könnten nicht schon damals einzelne durch wirtschaftliche, staatsmännische und militärische Talente hervorragende, auch durch Glück begünstigte Familien des römischen Adels ihren Besitz, ihr Ansehen und die auf beide sich gründende Macht derartig vermehrt haben, dafs sie mehrere Generationen hindurch vor allen anderen berufen erschienen, die Vertretung ihrer Geschlechter im Senat, im Reiterheere und in den höchsten priesterlichen, politischen und militärischen Ämtern zu übernehmen, und kraft des Gewohnheitsrechtes über den übrigen Familien ihres Geschlechtes zu einem neuen und höheren Adel erwuchsen?[1]) Oder warum sollten nicht umgekehrt andere Familien infolge wirtschaftlichen Rück-

[1]) Die oligarchischen Familienringe zur Zeit der Republik sind allgemein bekannt. Auch die Nobilität ist ein stetig sich erneuernder Familienring. — Als die rücksichtsloseste Prophylaxis gegen aristokratisch-oligarchische Wucherungen und Neubildungen am Staatskörper stellt sich die Lykurgische Gesetzgebung dar: festgelegter, gleicher Grundbesitz, Erschwerung des Besitzwechsels, Verbot der Edelmetalle, Beseitigung der mit der

ganges oder geringer Befähigung und Thatkraft die Möglichkeit, ihre politische Gleichberechtigung durch Beteiligung am öffentlichen Leben augenfällig zu bethätigen und in Kraft zu erhalten, verloren haben, allmählich verbauert und schliefslich von den im Senate, im Ritterstande und in den Ämtern vertretenen Familien als weder gesellschaftlich noch politisch gleichstehend, als Bürger zweiter Klasse behandelt worden sein?

Für die Kriegsgeschichte ist es indessen von geringer Bedeutung, ob man sich die älteste Plebs auf dem einen oder anderen der erörterten Wege oder auf allen zusammen entstanden denkt. Ihr ist lediglich an der Feststellung der Thatsache gelegen, dafs schon für den Geschlechterstaat ein zwischen Patriziern und Klienten stehender Mittelstand als vorhanden bezeugt wird und dafs dies Vorhandensein wissenschaftlich erklärt werden kann und glaubhaft erscheint.

Sollte sich dagegen die ältere Ansicht als wahr herausstellen, nach der die freien Bürger des Geschlechterstaates noch nicht in zwei, wenn nicht staatsrechtlich, so doch gewohnheitsmäfsig verschieden berechtigte und bewertete Stände zerfielen, sondern, von einigen sporadischen Ansätzen des Plebejertums abgesehen, lediglich aus Patriziern bestanden haben, so kann das nur so viel heifsen, dafs die politische Gleichberechtigung aller Bürger und die Einheit ihres Standes formell und nominell noch aufrecht erhalten wurde. Aber thatsächlich mufste die Ungleichheit des Grundbesitzes, das Vorhandensein eines mächtigen, aus einer kleinen und bestimmten Zahl lebenslänglicher Mitglieder bestehenden Senates und einer geschlossenen und militärisch organisierten Korporation der reichen Grofsgrundbesitzer, wie sie uns in den sechs Rittercenturien entgegentritt, eine Spaltung der Bürgerschaft in zwei sozial und wirtschaftlich verschiedene Rangklassen, in eine vornehme der Grofsgrundbesitzer und Regierenden[1]) und eine niedere der weniger Besitzenden und Regierten zur Folge haben. Also können wir auch in diesem Falle von einem Mittelstande reden, der im allgemeinen dieselbe wirtschaftliche und soziale Bevölkerungsschicht wie der etwa vorauszusetzende Plebejerstand enthalten und sich von diesem nur dadurch unterschieden haben würde, dafs er noch den patrizischen Namen trug und ein formelles Recht auf Beteiligung am Staatsleben besafs, das er aber so wenig ausüben konnte wie jener, weil ihm die dazu nötigen Mittel fehlten.

Aufser diesen beiden Ständen wurden auch die Klienten zum Kriegsdienst herangezogen. Es wird das zwar nirgends ausdrücklich gesagt, aber aus späteren

---

Gleichberechtigung aller Bürger innerlich und äufserlich in Widerspruch stehenden Korporation des Ritterheeres, strenggeregelte gemeinsame Lebensweise und Erziehung u. s. w. — und trotz alledem stand die Spartiatengemeinde, soweit wir ihre Geschichte zu verfolgen vermögen, unter der Herrschaft einer Oligarchie, die an Macht, Willkür und Grausamkeit ihresgleichen sucht und den Ehrennamen der ὅμοιοι, den die Spartiaten führten, in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen läfst.

[1]) Senat und Ämter standen staatsrechtlich jedem, auch dem ärmsten Patrizier, offen, der Reiterdienst allein dem reichen. Aber nach dem natürlichen Gang der Dinge gelangten die Reichsten am leichtesten und häufigsten in Senat und Ämter. Reichtum ist ein relativer Begriff. An die Besitzverhältnisse der ältesten römischen Gemeinde darf man nicht den Mafsstab der späteren Welteroberer und Weltbeherrscher legen.

Vorgängen, aus dem Aufgebot gegen die ausgewanderten Plebejer, aus der Beteiligung der Klienten der gens Fabia am Kampf gegen die Vejenter[1]), ist ersichtlich, dafs der ganze Stand den Geschlechtern zur Heeresfolge verpflichtet war.

Über das numerische Verhältnis dieser drei Stände sind wir völlig im unklaren. Aus der Zahl der Kurien und der ihr entsprechenden der Ritter (2 × 300) ergiebt sich nur so viel mit einiger Wahrscheinlichkeit, dafs auch die Kontingente des Fufsvolkes Mehrfache der Zahl 300 waren. Dafür spricht aufserdem, dafs dieselben Mehrfachen (600 900 1200 u. s. w.) in der späteren Zeit wieder auftauchen und grundsätzlich festgehalten werden. Nimmt man an, dafs die rats- und ritterfähigen Familien aufser den 600 Rittern noch 600 Mann zum Fufsvolk stellten, so würden vielleicht dem bürgerlichen Mittelstande 1200 Mann und ebensoviel dem Stand der Klienten entnommen worden sein.

Nach römischer Anschauung (s. u. S. 117) konnten die Angehörigen dieser drei Stände nicht beliebig und ohne Unterschied der Person miteinander und durcheinander in Reihe und Glied treten; sie mufsten vielmehr drei gesonderte und nach Mafsgabe des Ranges hintereinander stehende Abteilungen bilden. Auch ihre Rüstung wird standesgemäfs verschieden gewesen sein: die der Patrizierabteilung schwer und prächtig, die der bürgerlichen Abteilung weniger schwer und bescheidener, die Klienten werden als Leichtbewaffnete gedient haben.

Hiernach würde man sich unter Zugrundelegung der vorhin angenommenen Zahlen den taktischen Bau der Schlachtordnung in folgender Weise zu denken haben. Jedes der 30 Kurienkontingente (Centurien) enthielt 20 Patrizier, 40 Bürgerliche und 40 Klienten. Je drei derselben (eines der Ramnes, eines der Tities und eines der Luceres) waren zu einem Schlachthaufen vereinigt, und zwar bildeten die 3 × 20 Patrizier gleich der Reiterei in drei Gliedern nach Ramnes, Tities, Luceres geordnet die vordere Abteilung, die 3 × 40 Bürgerlichen in sechs Gliedern geordnet[2]) die mittlere, die 3 × 40 Klienten in derselben Ordnung die dritte. Der ganze Schlachthaufen war also 15 Glieder tief bei 20 Mann in der Front. Die zugehörigen drei Centurionen standen hintereinander auf dem rechten Flügel der Patrizierabteilung; einer führte den Oberbefehl über den ganzen Schlachthaufen.

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

a Ramnes
b Tities
c Luceres

3 Glieder { a, b, c } — + — + — + — + — + — + — + — + — + — + — schweres Fufsvolk der Patrizier

6 Glieder { a, b, c } — halbschweres Fufsvolk des Mittelstandes

6 Glieder { a, b, c } — leichtes Fufsvolk der Klienten

[1]) Dion. Hal. VI 47 VII 19 X 43 IX 15.

[2]) Da nur die Patrizier als Ramnes, Tities und Luceres bezeichnet wurden, so konnten selbstverständlich diese Namen auch nicht auf die nichtpatrizischen Abteilungen des Fufsvolkes angewendet werden. So erklärt es sich, dafs die Schriftsteller nie von einer Teilung des Fufsvolkes in Ramnes, Tities und Luceres reden, obwohl die Dreiteilung selbstverständlich sich auf alle drei in den Gentilverbänden vorhandenen Stände erstreckte.

DAS KLASSENHEER

Zwei durchgreifende Umgestaltungen des römischem Heeres werden von der Überlieferung aus alter Zeit berichtet und zwei bestimmten Persönlichkeiten, dem Könige Servius Tullius und dem Diktator Camillus zugeschrieben. Dafs sie thatsächlich stattgefunden haben, daran läfst sich nicht zweifeln, da sie mit der geschichtlichen Entwickelung des römischen Staates wie des römischen Heeres in Einklang stehen. Angefochten werden, von untergeordneten Einzelheiten abgesehen, nur die Namen und Zeiten der Organisatoren. Demgegenüber sei die Bemerkung gestattet, dafs alle Änderungen von Gesetz und Herkommen nur durch die Überwindung mannigfaltigen und starken Widerstandes erreicht werden, vor allem aber diejenigen, die das Heerwesen betreffen. Sie griffen besonders im Altertum in alle menschlichen Verhältnisse, in politische Interessen, in Standes- und Klassenprivilegien und soziale Vorurteile, in das wirtschaftliche Leben und selbst in das der Familie so tief ein, dafs nur die Überlegenheit der Willenskraft, der diplomatischen Kunst und der Auktorität einer oder einiger wenigen gemeinsam wirkenden aufsergewöhnlichen Persönlichkeiten[1]) sie durchzusetzen vermochte. Gewöhnlich bedurfte es auch noch innerer oder äufserer Katastrophen, durch die der Eigenwille der Parteien gebrochen und besserer Einsicht zugänglich gemacht wurde.[2]) Dem Einwande gegenüber, dafs sich derartige Reformen gar nicht mit einem Schlage zu einem bestimmten Zeitpunkte, sondern in einer Reihe von Übergangsstufen zu vollziehen pflegen, ist zuzugeben, dafs einzelne Gedanken schon lange zuvor angeregt und auch verwirklicht sein können, und dafs die Gesamtidee der Reform schon längst gleichsam in der Luft gelegen haben mag; aber es gehört immer ein einziger oder einige wenige geniale Köpfe dazu, die das vereinzelte Brauchbare aus der Masse des Veralteten und Unbrauchbaren herauszufinden und zu einem neuen einheitlichen Ganzen zusammenzufassen vermögen.

Nun scheint das, was über die jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Roms überliefert wird, durchaus nicht dagegen zu sprechen, dafs Heeresreformen damals thatsächlich ebenso notwendig wie möglich waren. Die genannten Reformen können also von den beiden Persönlichkeiten recht wohl veranlafst worden sein und auch noch heute nach ihnen benannt werden. Wer aber anderer Ansicht ist, möge ihre im folgenden gebrauchten Namen als eine bequeme Abbreviatur weitschweifiger Umschreibungen betrachten.

Veranlassung und Zweck der Servischen Heeresorganisation werden in den Quellen nicht ausdrücklich angegeben, aber sie lassen sich aus der politischen Lage und aus dem Werke selber deutlich erkennen. Ein stammfremder Gewaltherrscher sucht seine Macht nach aufsen und nach innen zu befestigen und zu erweitern. Nach aufsen handelt es sich um die Behauptung der Vorherrschaft in Latium und die Abwehr der Volsker und Sabiner, nach innen um die

[1]) Man denke an Epaminondas und Pelopidas, Philipp und Alexander, Stein und Scharnhorst, Bismarck und Moltke.

[2]) Vgl. die Lage Thebens unter Epaminondas, Preufsens nach der Schlacht von Auerstädt.

Stärkung der monarchischen Gewalt gegen die Macht und den Einflufs der nur widerwillig sich fügenden Aristokratie. Dazu bedurfte es eines zahlreichen, willigen und leistungsfähigen Heeres.

Dafs die Kopfstärke des Geschlechterheeres mit der Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten hatte, ergiebt sich daraus, dafs an Stelle der einen Legion von 3000 Mann Fufsvolk mit einem Schlage zwei neue Legionen von je 4200 Mann errichtet werden konnten. Die in den Geschlechterverbänden mafsgebenden Familien verfolgten politische und wirtschaftliche Sonderinteressen, die übrigen Angehörigen der Verbände waren persönlich oder wirtschaftlich von jenen abhängig, ihre Bereitwilligkeit zum Kriegsdienst richtete sich in erster Linie nach der ihrer Herren, nicht nach dem Willen des Königs. Die Tribus und Kurien besafsen allem Anschein nach ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht, so dafs die Auswahl, Rüstung und Verpflegung der Mannschaften von dem Gutdünken und dem guten Willen der Tribus- und Kurienvorsteher abhing oder wenigstens ein unmittelbares Eingreifen des Königs erschwert war.

Deshalb löste Servius Tullius das Geschlechterheer auf und schuf ein neues kraft eines neuen Staatsgrundgesetzes. Vorbedingung für den Heeresdienst war von jetzt ab nicht mehr die Zugehörigkeit zu einem der Geschlechter, sondern freier Grundbesitz, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen des Besitzers. Die Aushebung, Gliederung und Verwaltung des Heeres erfolgte nicht mehr nach Tribus und Kurien, sondern teils nach Steuerklassen, die durch offizielle Abschätzung (Census) festgestellt wurden, teils nach neueingerichteten örtlichen Bezirken oder Tribus. Die Steuerklasse, nicht der Stand bestimmte die Art, in der der einzelne Bürger im Heere verwendet wurde, d. h. die Rüstung, die Truppengattung, den Platz innerhalb der Kompagnie und der Schlachtordnung. Wir bezeichnen daher das neugeschaffene Heer als Klassenheer.

Die erste Wirkung des neuen Gesetzes war die Ausscheidung der vollständig abhängigen Elemente, der Gentilklienten. Wer von diesen in das Klassenheer eintreten sollte, mufste entweder auf Kosten des Geschlechtes oder auf Kosten des Krongutes mit freiem Grundbesitz ausgestattet werden. Erhielt er ihn, so war er damit seinem bisherigen Stande entrückt und rechtlich den Gentilplebejern gleichgestellt.[1]) Zu dieser sich bildenden jüngeren Plebs trat ferner eine beträchtliche Masse allem Anschein nach zum Teil sehr wohlhabender und angesehener sogenannter Königsklienten hinzu, unterworfene Gemeinden, die nicht in den Geschlechterverband aufgenommen, sondern unter den unmittelbaren Schutz des Königs gestellt worden waren, deren Grundbesitz nunmehr für frei erklärt wurde. Diese Klientenklasse war jedenfalls schon früher zum Kriegsdienst aufgeboten worden, aber dann immer nur neben dem Ge-

[1]) Den Klienten pflegten von der gens Grundstücke in Erbpacht gegeben zu werden; diese wurden jetzt in definitiven Besitz umgewandelt, Liv. I 43. Als Besitzer freien Grundeigentums gewannen die Klienten gleich den Plebejern volle privatrechtliche Selbständigkeit (*ius Quiritium*, Recht der Wehrmänner), d. h. das Recht zu manzipieren und zu testieren, die *patria potestas* und das Klagerecht vor Gericht.

schlechterheere als irreguläre Hilfstruppe. Dadurch, dafs sie der König jetzt in die Organisation und Schulung des regulären Gemeindeheeres hineinzog, erhöhte er ihre militärische Leistungsfähigkeit und durchsetzte das Heer mit einem Stamm von Leuten, die ihm für die Hebung ihres Standes dankbar ergeben und infolge des gespannten Verhältnisses, das zwischen ihnen und den Patriziern nach Lage der Dinge bestehen mufste, dauernd auf ihn angewiesen waren.

Zunächst wurde aus dem Plebejerstande eine Anzahl reicher Grundbesitzer ausgewählt und zur Verstärkung des Reiterheeres bestimmt. Da sie 12 Centurien bildeten, nehmen die Quellen an, dafs ihre Kopfstärke 1200 und die des gesamten Reiterheeres nunmehr 1800 Reiter (600 + 1200) betragen habe. Später tritt uns diese Normalzahl auch thatsächlich wieder entgegen.[1]) Delbrück[2]) weist aber mit Recht darauf hin, dafs sie für die damalige Volkszahl eine unverhältnismäfsig hohe ist, dafs die Reitercenturie also wahrscheinlich beträchtlich weniger als hundert Köpfe gezählt habe. Vielleicht trägt folgende Erwägung zur Klärung des Verhältnisses bei. Die Reiterei bedurfte damals eigentlich nur einer Verdoppelung, keiner Verdreifachung, denn zu der bisherigen einen Legion hatten 300 Reiter gehört, zu den jetzt eingerichteten zwei Legionen gehörten 600. Nach dem oben (S. 106) aufgestellten Grundsatze, dafs der einzelne Reiter immer nur einmal um das andere am Auszuge teilnehmen sollte, brauchte man jetzt 1200 Reiter. Aber auch die beiden Legionen können nicht, wie unten gezeigt werden wird, als regelmäfsiges Aufgebot gedacht sein, sondern müssen miteinander abgewechselt haben. Dann rückten die Reiter wie früher gewöhnlich nur in einer Stärke von 300 Mann ins Feld. Der Einzelne würde danach immer erst beim sechsten Aufgebot wieder ins Feldheer eingetreten sein. Nun wissen wir[3]), dafs es später eine gesetzliche Bestimmung gab, nach der der Reiter nur zu zehn, der Fufssoldat zu sechzehn Feldzügen oder richtiger Dienstleistungen im aktiven Feldheere verpflichtet sein sollte. Servius Tullius hatte die Dienstzeit gesetzlich auf dreifsig Jahre bemessen, ob er auch schon über die Zahl der Dienstleistungen ausdrückliche Bestimmungen getroffen hat, wissen wir nicht, aber wir können es annehmen, da aus der Einrichtung einer Reservereiterei, die das aktive Aufgebot um ein Mehrfaches übertraf, und aus dem Verhältnis der Kopfzahl der beiden Legionen zur Gesamtzahl des Volkes ersichtlich ist, dafs er seine ganze Heereseinrichtung auf einen regelmäfsigen Wechsel in der Dienstleistung des Einzelnen berechnet hatte. Geht nun der zweijährige Turnus beim Fufsvolk (sechzehn Einziehungen in dreifsig Dienstjahren) auf Servius zurück, so wird auch der dreijährige bei der Reiterei (zehn Einziehungen in dreifsig Dienstjahren) auf ihn zurückzuführen sein. Er mufste der alten Ritterschaft Konzessionen machen, um sie für seine Reformpläne zu gewinnen. Die Umwandlung des von uns oben a. a. O. für die frühere Zeit angenommenen zweijährigen Turnus in einen dreijährigen würde eine wirksame und nicht unbillige[4]) Konzession

[1]) Mommsen, R. G. I 785. [2]) Gesch. d. Kriegskunst I 224 u. 232. [3]) Polyb. VI 19.

[4]) Die Ritter sollten dem Staate noch als Beamte und Offiziere dienen, mufsten sich also schon bei zehn gesetzlich erforderlichen Dienstleistungen fast alljährlich freiwillig zum

gewesen sein. Ein sechsjähriger Turnus dagegen, bei dem der Reiter innerhalb der dreifsigjährigen Dienstzeit nur fünfmal zur Einziehung gelangt sein würde, hätte zu den Anforderungen, die man an den Fufssoldaten stellte, in einem gar zu auffälligen Mifsverhältnis gestanden. Nehmen wir also an, dafs Servius einen dreijährigen Turnus einzuführen beabsichtigte, dann hätte er nur 300 neuer Ritter bedurft, wenn von früher her 600 vorhanden waren. Die brauchen aber nicht mehr vorhanden gewesen zu sein. Ihre Zahl konnte durch Krieg und andere Umstände bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen sein, so dafs zu ihrer Ergänzung 600 neue Ritter notwendig waren. Wenn aber die alten sechs Centurien nur ungefähr je fünfzig Mann zählten, so konnten auch die neuen nicht gut stärker gemacht werden, weil jede Centurie gleichmäfsige, d. h. eine der Zahl ihrer Mitglieder entsprechende Beteiligung an der Stellung der Offiziere und anderen Rechten beanspruchen konnte. Es führt also aufser der allgemeinen Bevölkerungsziffer auch der für die damalige Zeit bereits vorauszusetzende dreijährige Turnus zu der Annahme, dafs die 18 Reitercenturien zusammen nicht viel über 900 Reiter zählten. Erst später, als mit der vermehrten Zahl der Legionen auch mehr Reiterabteilungen gebraucht wurden, wird man die 18 Centurien auf ihren Sollbestand von 1800 Mann gebracht haben. Bestimmt überliefert wird, dafs durch den Diktator Valerius eine Vermehrung um 400 Reiter bewirkt worden ist.[1]) Man darf nicht annehmen, dafs dadurch 2200 Reiter zum Dienst bereit gestellt wurden; jene 400 sollten vielmehr nur den Effektivbestand der 18 Centurien erhöhen; sie bildeten nicht vier neue Centurien, sondern wurden in die bestehenden 18 eingereiht. Eine zweite Ergänzung erhielten dieselben während der Belagerung Vejis (im Jahre 403) durch Einführung der Reiter *equis privatis*.[2])

Alle Grundbesitzer, die nicht zur Reiterei gehörten, dienten im Fufsvolke. Nach dem Flächeninhalt ihres Besitzes wurden sie in fünf Klassen eingeteilt. Wie viel dieser Flächeninhalt für jede Klasse betragen hat, ist nicht überliefert worden. Er kümmert uns aber auch nicht.[3]) Die fünf Klassen sind für uns nur aus dem Grunde wichtig, weil an sie Bestimmungen über die Bewaffnung geknüpft waren, die auf die Gestaltung und Weiterentwickelung des römischen Heerwesens einen wesentlichen Einflufs ausübten.

Die erste Klasse sollte sich ausrüsten mit Handspeer (Stofslanze), Schwert,

---

Dienste melden, damit sie in dem Lebensalter, in dem die Bewerbung um öffentliche Ämter beginnen konnte, die gesetzliche Vorbedingung erfüllt hatten.

[1]) Dion. Hal. VI 44. Wie diese Vermehrung nur zufällig und beiläufig erwähnt wird, so können später eingetretene in den Berichten gänzlich übergangen worden sein.

[2]) Liv. V 7, 12.

[3]) Die ursprünglichen Ansätze in Flächenmafsen sind später in Geldwerte umgerechnet worden. Als solche werden angegeben 100000 Asse für die 1. Klasse, 75000 für die 2., 50000 für die 3., 25000 für die 4., 12500 für die 5. Klasse. Es steht aber nicht fest, aus welcher Zeit diese Berechnung stammt, infolgedessen auch nicht, welchen Wert der As hat, der der Berechnung zu Grunde liegt. Die bisherigen Erörterungen der rein antiquarischen Streitfrage haben noch nicht zu einem sicheren und wissenschaftlich weiter zu verwertenden Ergebnis geführt.

Helm, Panzer, ehernem Rundschilde[1]) und Beinschienen, die zweite Klasse den Panzer weglassen und statt des ehernen Rundschildes einen mit Leder überzogenen hölzernen Langschild tragen, die dritte Klasse dieselbe Rüstung haben, aber die Beinschienen weglassen[2]), die vierte Klasse nach Dionys von Halikarnafs auch noch den Helm weglassen, nach Livius nichts weiter als Stofslanze und Wurfspeer (also keinen Schild) führen, die fünfte nach Dionys Wurfspeere und Schleudern, nach Livius Schleudern und Steine haben.

Hatte diese fünffache Abstufung einen militärischen Zweck? Nein. Dem militärischen Bedürfnis hätte eine den drei Truppengattungen der Voll- oder Schwergerüsteten und der Leichtbewaffneten entsprechende dreifache genügt. Die erste Klasse lieferte die Schwergerüsteten, die vierte und die fünfte, die keine Schutzwaffe hatte, stellten die Leichtbewaffneten, aber die zweite und die dritte Klasse können nicht als Halbschwere betrachtet werden, wenn sie auch keinen Panzer trugen und infolge dessen sich leichter bewegen konnten; denn die Erleichterung, die das Fehlen des Panzers mit sich brachte, glich der Langschild wieder aus, der weit schwerer und infolge seiner Gröfse weit unbequemer als der Rundschild war. Aufserdem gewährte der Langschild denselben Schutz, wie Rundschild und Panzer zusammen; die zweite und die dritte Klasse vermochten daher im Kampfe ganz dasselbe zu leisten wie die erste, und als später das ganze Heer den Langschild annahm und nur noch ein Teil (die Principes) eherne Panzer trug, galten die Ungepanzerten (die Hastaten) trotzdem als genügend schwer gerüstet.

Ferner war der auf dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Beinschienen beruhende Unterschied zwischen der zweiten und dritten Klasse so gering, dafs er zu einer Unterscheidung der beiden Klassen als Truppengattungen durchaus nicht ausreichte. Später haben die römischen Schwerbewaffneten überhaupt keine Beinschienen mehr getragen.[3]) Hätte man nach militärischen Gesichtspunkten eingehender spezialisieren wollen, dann hätte es näher gelegen, die ohne Zweifel aus verschiedenen Unterarten zusammengesetzte fünfte und vielleicht auch die vierte Klasse weiter zu zerlegen.

Nach der herkömmlichen Annahme soll die Abstufung der Rüstung auf dem Grundsatze der Billigkeit und ausgleichenden Gerechtigkeit beruhen, d. h. in der Absicht eingeführt worden sein, jeden Bürger bei der Beschaffung seiner Rüstung nur nach Verhältnis seines Vermögens zu belasten. Nun mufs man zugeben, dafs zwischen den Ausgaben für eine eherne Vollrüstung und denen für einen Lederschild, den sich jeder zur Not selber machen konnte, ein beträchtlicher Unterschied bestand, und dafs der, der weder Schild noch Helm, sondern nur eine Lanze oder eine Schleuder mitzubringen brauchte, ebenfalls wieder weit geringere Ausgaben hatte als ein Mitglied der mittleren

---

[1]) Sie hiefs daher *classis clipeata*, Paulus S. 56.

[2]) Die zweite und dritte Klasse könnten im Gegensatz zur ersten Klasse, der *clipeata*, als *classes scutatae* bezeichnet werden, Liv. VIII 8, die fünfte als *velata*. Über diese und die vierte vgl. unten.

[3]) Hierauf hat bereits Delbrück a. a. O. S. 222 hingewiesen.

Klassen. Aber wir stofsen auch hier wieder auf die Beinschiene, deren Erlafs für die dritte Klasse ebensowenig einen finanziellen Gewinn wie eine militärische Wertverminderung bedeutete.

Die Rüstungsunterschiede können also weder aus militärischen noch aus finanziellen Gründen erklärt werden. Delbrück ist daher geneigt, sie für eine rein antiquarische Konstruktion zu halten. So weit möchte ich indessen nicht gehen, denn es bleibt noch ein dritter Grund übrig, der im engsten Zusammenhang mit dem römischen Volkscharakter steht.

Das ganze römische Volk beherrschte ein scharf ausgeprägter Klassenstolz, als dessen Korrelate die auffallende Wertschätzung der Tracht und aller möglichen äufseren Abzeichen, sowie die hierüber geltenden gesetzlichen Bestimmungen erscheinen, die vor den nicht minder kleinlichen Kleiderordnungen des Mittelalters das Eine voraushaben, dafs sie auch wirklich mit peinlicher Strenge durchgeführt und viele Jahrhunderte hindurch in Kraft erhalten worden sind. Bürger, Fremde und Sklaven unterschieden sich durch ihre Kleidung, ebenso jeder Stand und jedes Alter, jeder Beamte und jeder Priester. Die Farbe und der Schnitt des Mantels, des Rockes und der Schuhe, ein breiterer oder schmälerer Purpurbesatz an Rock und Mantel, ein goldener Ring, eine Agraffe waren von höchster Wichtigkeit. Selbst der Gebrauch von Stuhl und Bank war im öffentlichen Leben nicht unterschiedslos gestattet. Im Senat safsen die verschiedenen Senatorenkategorien, im Theater die verschiedenen Bürgerstände streng voneinander gesondert. Diesen auf uraltem Herkommen beruhenden Thatsachen gegenüber darf man sich nicht wundern, wenn zu Servius' Zeiten die Vollhufenbesitzer die Kleinbauern auch in den Reihen des Heeres nicht neben sich dulden wollten und diese wiederum unter sich vom Dreiviertelhufner bis zum ehemaligen Instmann hinab gewisse Schranken gezogen haben wollten[1]), und man kann annehmen, dafs der Kleinbauer seine Beinschienen, die ihm eine etwas höhere Sprosse auf der sozialen Stufenleiter sicherten, mit derselben Befriedigung getragen hat wie der Senator seine roten Stiefel und der Ritter seinen goldenen Ring.

Auf diesen Zug des römischen Volkscharakters mufste Servius Tullius Rücksicht nehmen, wenn er die wohlhabenden Schichten des Volkes, die bei

[1]) Die gleiche Anschauung beherrscht auch die moderne Gesellschaft trotz der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht. Sie tritt hervor im Einjährigendienst und in der Vorliebe gewisser Stände und Berufsarten für gewisse Truppengattungen und Truppenteile. Sie trat in komischer Weise sogar in der rein demokratischen Einrichtung der ehemaligen Bürgerwehren, Kommunalgarden u. s. w. hervor, in denen die besseren Kreise sich für zu gut zum Tragen der Muskete hielten und mit der eigenen Büchse bewaffnet Jägerkompagnien neben den Musketierbataillonen bildeten, die niederste Volksklasse aber nicht einmal immer Musketen, sondern Piken geliefert bekam. Diese Pikenmänner entsprachen militärisch den Hastaten, sozial der fünften Klasse oder auch den später zum Dienst herangezogenen Proletariern der Römer. Umgekehrt zeigt das Heer der Athener schon im Beginn des V. Jahrh. eine weit vorgeschrittene Demokratisierung. Hier mufste der adlige Grofsgrundbesitzer mit dem Bauer zusammen in Reihe und Glied treten, ohne Anspruch auf bessere Rüstung oder einen gesonderten und bevorzugten Platz erheben zu können.

weitem das stärkste Kontingent zu stellen vermochten, für seine Pläne gewinnen wollte, und lediglich aus diesem Grunde und nach dem Grundsatze, dafs dem besseren Manne die bessere Rüstung gebühre, hat er die fünf Rüstungsstufen eingeführt. Die gesetzliche Feststellung der fünf Klassen entsprach jedenfalls im allgemeinen den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen[1]) und der Vorstellung, die sich das Volk auf Grund derselben von seiner sozialen Gliederung machte. Dafs er dabei auf Gerechtigkeit und Billigkeit nicht gar zu ängstlich Rücksicht nahm, zeigt einmal das Verfahren, die Güter nicht nach ihrem Ertrage, sondern lediglich nach ihrem äufseren Umfange zu klassifizieren, sodann die Bestimmung, dafs alle Haussöhne ohne Rücksicht auf ihre Zahl von ihrem Vater für die Klasse ausgerüstet werden mufsten, in die das Familiengut eingeschätzt worden war.[2]) Dafs diese den Vätern aufgebürdete Last viele zu unmenschlicher Selbsthilfe zwang, ersieht man aus den Gesetzen, die gegen das Beseitigen neugeborener und gegen den Verkauf erwachsener Söhne erlassen werden mufsten.

Jede Klasse zerfiel in ein erstes und ein zweites Aufgebot, in die *iuniores*, die Jahrgänge vom 17. bis zum 46. Lebensjahre, welche das Feldheer oder den Auszug bildeten, und in die *seniores*, die Jahrgänge vom 47. bis zum 60. Lebensjahre, die das Besatzungsheer bildeten. Die Dienstzeit im Feldheere betrug also 30 Jahre. Die erste Klasse vermochte 40 Centurien = 4000 Mann *iuniores* und 40 Centurien *seniores* zu stellen, die zweite, dritte und vierte Klasse je 10 Centurien = 1000 Mann *iuniores* und je 10 Centurien *seniores*, die fünfte Klasse 15 Centurien = 1500 Mann *iuniores* und 15 Centurien *seniores*. Für das Feldheer also standen 4000 + 1000 + 1000 + 1000 + 1500 = 8500 Mann, für jede Legion 4250 Mann zur Verfügung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs diese Ziffern den gesamten zur damaligen Zeit überhaupt vorhandenen Bestand an dienstfähigen Mannschaften ausdrücken, dafs also im Heere des Servius die allgemeine Dienstpflicht vollständig durchgeführt war. Delbrück (I 230) stellt folgende, den Verhältnissen jedenfalls annähernd entsprechende Berechnung auf:

8500	*iuniores*
5000	*seniores*
1000	*equites*
500	*fabri* u. s. w.
15 000	erwachsene freie Männer

'das ist gleich einigen 50000 Freien und mit den Sklaven im ganzen etwa 60000 Seelen'. Nur scheinen mir statt der in der Gesamtzahl 13500 schon inbegriffenen *fabri* 500 *proletarii* und *capite censi* anzusetzen zu sein.

Die Klassen und Centurien waren keine natürlichen Gebilde, sondern arithmetische Gröfsen, die zunächst nur in den Listen vorhanden waren und

[1]) Mommsen unterscheidet Vollhufengüter, Dreiviertel-, Halb-, Viertel- und Achtelhufen. Auf die Gröfse der verschiedenen Güterklassen kommt hier nichts weiter an.

[2]) Lange, Röm. Altert. I 404. Auch in den modernen Staaten mufs jeder Vater alle seine Söhne ohne Rücksicht auf deren Zahl und auf sein Vermögen zum Kriegsdienst stellen und die damit verbundenen Opfer tragen. Wer heute mehrere Söhne als Einjährige dienen lassen mufs, hat weit gröfsere Opfer als ein damaliger römischer Grundbesitzer zu bringen.

von der obersten Centralbehörde durch Abzählen und Registrieren gewonnen werden mufsten. Leben und Gestalt bekamen sie erst, wenn das ganze Heer beisammen war und auf Grund der Listen geordnet wurde. Die Kontrolle der einzelnen Personen und ihres Besitzes, sowie die Aushebung mufste von Lokalbehörden besorgt werden. Daher teilte man das Land in Kontroll- und Aushebungsbezirke. Die drei Tribus der Geschlechter wurden aus den oben erörterten politischen Gründen selbstverständlich nicht beibehalten, sie waren aufserdem auch deshalb nicht geeignet, weil sie keinen rein lokalen Charakter mehr hatten. So wurden vier Bezirke eingerichtet, auf die man den alten Namen Tribus übertrug. Ob sich diese Viertelung auf das ganze Land oder, was allein bezeugt wird[1]), nur auf das Stadtgebiet erstreckte, wissen wir nicht.[2]) Nur das steht fest, dafs die Aushebung und die Erhebung der Kriegskontribution durch die Tribus erfolgte[3]), dafs aber das Kontingent jeder Tribus gleichmäfsig auf die Legionen verteilt, also dem Heere absichtlich der landschaftliche und verwandtschaftliche Charakter benommen wurde, der dem Geschlechterheere wenigstens bis zu einem gewissen Grade eigentümlich gewesen war.[4])

Es entsteht nun die Frage, ob die Klassen und Centurien in der taktischen Gliederung der Legion konkrete Gestalt angenommen, d. h. ob sie die Unterabteilungen der Legion gebildet haben. Die Frage ist entschieden zu verneinen, so einfach es auch auf den ersten Blick erscheint, die 45 Centurien, aus denen sich die Legion zusammensetzte, als Feldkompagnien anzunehmen. Es ist dies taktisch unmöglich. Wie die Gliederung und Aufstellung des reformierten Heeres zu denken ist, wird sich aus den folgenden Erörterungen ergeben.

Die Servische Reform bezweckte in erster Linie die Verdoppelung der Legion, d. h. sie setzte neben das bisherige noch ein zweites Heer, das ebenfalls den Namen 'ausgehobenes Heer', gleiche Formation, Selbständigkeit der Verwaltung und Führung hatte. Erste Legion hiefs also so viel wie erstes Heer, zweite Legion so viel wie zweites Heer. Der Grund dieser Verdoppelung ist oben gezeigt worden; die beiden Heere sollten einander im Kriege ablösen und nur im Falle der Not zugleich verwendet werden. Jedenfalls hat aber Servius mit seiner Reform noch einen anderen Zweck verfolgt, wenn dies auch in den Quellen nirgends ausgesprochen wird. Die Legion sollte einer taktischen Veränderung unterzogen und in eine Phalanx nach dem Muster der griechischen umgewandelt werden. Wir erfahren aus Livius gelegentlich[5]), dafs das römische Heer irgend einmal so etwas wie eine macedonische[6]) Phalanx gewesen sei.

[1]) Dion. Hal. IV 14; Liv. I 43.

[2]) Nach einer anderen Überlieferung sollen dreifsig Tribus eingerichtet worden sein.

[3]) Dion. Hal. V 75; Cic. pro Flacc. 32.

[4]) Dafs auch in diesem schon nach dem Grundsatze verfahren wurde, an jeder einzelnen Abteilung die gesamte Bürgerschaft zu beteiligen, zeigt die Zusammenziehung von je drei verschiedenen Tribuskontigenten zu einer *turma*. Die Kurienkontingente blieben indessen beisammen. S. oben S. 105 und 107.

[5]) Liv. VIII 8.

[6]) Livius redet von der macedonischen, nicht von der griechischen Phalanx, weil jene als letzte und gefährlichste Entwickelungsstufe der griechischen Phalanx den Römern als Phalanx

Wann es so war, sagt er leider nicht. Indessen, wenn es einmal ein phalanxähnliches Gebilde gewesen ist, dann kann es nur durch Servius Tullius dazu gemacht worden sein, denn das nach Tribus und Kurien geordnete und aus verschiedenen und streng geschiedenen Ständen bestehende Geschlechterheer konnte nur selbständige tiefe Schlachthaufen, aber keine Phalanx bilden, und später läfst sich kein Zeitpunkt denken, wo eine derartige taktische Änderung im römischen Heere stattgefunden haben könnte. Im J. 340 tritt uns die Manipularordnung schon als eine altgewohnte Einrichtung entgegen.

Das Wesen der macedonischen und auch der mit ihr wesensgleichen griechischen Phalanx besteht in der Linienaufstellung, d. h. einer Aufstellung in möglichst breiter Front und verhältnismäfsig geringer Tiefe und möglichst engem Zusammenschlufs der Unterabteilungen. Sie hat den Vorteil, dafs sie verhältnismäfsig viele Leute mit der blanken Waffe an den Feind bringt, eine Überflügelung erschwert und den Kampf zu einem regelrechten Frontalkampf gestaltet. Sie hat den Fehler, dafs sie schwerfällig in der Bewegung, und ihrer ganzen Anlage nach einseitig nur auf den Frontalstofs berechnet, gegen Flanken- und Rückenangriffe hilf- und wehrlos ist, dafs sie nur als festgeschlossenes Ganzes etwas zu leisten vermag, dafs sie keine Reserven kennt und, einmal geworfen und zerrissen, keinen Halt mehr hat, also alles auf eine Karte setzt. Man kann daher über ihren taktischen Wert streiten, aber sie war nun einmal damals in Italien durch die Griechen und deren Erfolge Mode geworden. Die Kriegsgeschichte zeigt nämlich, dafs alle Theorien und Überzeugungen von dem Werte dieser oder jener Aufstellung gleich der Mode in fortwährendem Wechsel entstehen, herrschen und wieder verschwinden. Dem Einflufs jener taktischen Mode vermochten sich auch die Römer nicht zu entziehen. Aber vorsichtig wie immer machten sie ihre Schlachtordnung der griechischen Phalanx nur ähnlich, nicht gleich. Worin der Unterschied bestand, wird sich sogleich zeigen.

Die griechische Phalanx bestand regelmäfsig aus lauter gleichmäfsig mit eherner Vollrüstung versehenen und, da diese kostspielige Rüstung in der Regel von den Leuten aus eigenen Mitteln beschafft werden mufste, auch aus wohlhabenden Bürgern, d. h. den Vollbauern. In Athen beispielsweise stellten die Zeugiten, die Besitzer eines Zweigespannes von Ackerpferden — die galten dort allein als Vollbauern —, das Hauptkontingent zur Hoplitenphalanx. Leichtbewaffnete standen niemals in der Phalanx, sondern bildeten eigene, wenig geübte und wenig disziplinierte Haufen. Gewöhnlich standen sie auf den Flügeln der Phalanx und eröffneten den Kampf durch einen Angriff auf die Leicht-

κατ' ἐξοχήν erschien. Sie hatte dieselben taktischen Eigenschaften und dieselbe taktische Tendenz wie die ältere gemeingriechische, nur in höherer Potenz (verdoppelte Tiefe und Sarissen). Was oben über die taktischen Vorzüge und Nachteile der Phalanx gesagt wird, gilt von beiden Arten. Es ist möglich, dafs Livius, bezw. der Autor seiner Quelle, den Unterschied zwischen der macedonischen und altrömischen Phalanx vor allem in den Sarissen der ersteren erblickte, wie Delbrück (S. 256) bemerkt. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, dafs der Unterschied daneben noch in anderen Eigenschaften gefunden werden konnte.

bewaffneten des Gegners, fast niemals auf dessen Phalanx. Auf den Ausfall ihres Kampfes wurde kein Gewicht gelegt, auf ihre Mitwirkung beim Kampfe der Hoplitenphalangen wurde nicht gerechnet.

Servius Tullius vermochte an Vollbauern für eine Legion 2000 Mann zusammenzubringen. Die Normaltiefe der griechischen Phalanx betrug acht Mann; diese Tiefe durfte er in seine Phalanx nicht einführen, da die römische Taktik an ein altüberliefertes Schema gebunden war, an dem sie sicher, solange die Republik bestand, fest gehalten hat. Dies Schema stellte eine Vereinigung des Dezimalsystems mit dem Duodezimalsystem dar. Das erstere galt für die Front, das letztere für die Tiefe. Die Formel lautete also: 5, 10, 15, 20 $\times$ 3, 6, 9, 12.[1]) Bei der ältesten Reiterei haben wir sie in der Gestalt von 10 $\times$ 3 bereits kennen gelernt, beim Fufsvolke finden wir später (vom Jahre 340 ab) 10, 15, 20 $\times$ 6. Dasselbe Verhältnis mufs auch für die Phalanx des Servius Tullius vorausgesetzt werden. Seine 2000 Vollbauern stellte er allerdings nicht sechs Mann tief; bei dieser Tiefe wäre ihm die Front der Phalanx zu kurz geworden. Er stellte sie vielmehr nur vier Mann tief und ergänzte das fünfte und sechste Glied durch je 500 Mann zwar unscheinbarer, aber trotzdem genügend schwer gerüsteter Kleinbauern der zweiten und dritten Bürgerklasse. So erzielte er bei einer Tiefe von 6 Mann eine Front von 500 Mann, die ihm notwendig erschien, um zwischen seiner Streitmacht und der seiner Gegner das richtige Verhältnis herzustellen. Fragt man nun, warum er gerade diese Gliederordnung wählte und nicht lieber seine Vollbauern in sechs Gliedern aufstellte und damit eine einheitliche Phalanx schuf und, wenn ihm deren Front zu kurz erschien, nicht die Hopliten der zweiten und dritten Klasse als selbständige Abteilungen neben jene stellte, so sei darauf hingewiesen, dafs die Front der Phalanx einen imposanteren Anblick bot, wenn sie durchgängig aus einheitlich mit strahlendem Erz gerüsteten Leuten bestand, dafs es sicherer erschien, die sozial höher stehende Bürgerklasse, der man nach antiker Anschauung auch stets einen höheren militärischen Wert beimafs, allein in die vorderen Glieder zu stellen, vor allem aber, dafs es sich weder mit dem bürgerlichen, noch mit dem militärischen Ehrgefühl der römischen Hopliten erster Klasse vertrug, dafs Leute geringeren Standes mit ihnen im wörtlichen und damit zugleich im übertragenen Sinne auf eine Linie gestellt wurden. Die erste Klasse allein konnte auf den ehrenvollen Namen *principes*, 'die Ersten', Anspruch erheben, der ihnen damals beigelegt sein mufs, da er sich aus den Verhältnissen der späteren Zeit, in der er fortlebte, nicht mehr erklären läfst.[2]) Die Leute der

[1]) Der Aberglaube der Römer scheute die Änderung dieser taktischen Zahlen nicht minder als die Änderung der für die Priesterkollegien herkömmlichen Zahlen, der Gebetsformeln und des sonstigen Rituals. Auf dieselbe Vereinigung des Dezimal- und Duodezimalsystems im Ackermafs (ein *iugerum* = 2 *actus* = 2 $\times$ 10 $\times$ 12 *pedes*) und die ihr wahrscheinlich zu Grunde liegende Vergleichung des Sonnen- und Mondlaufs weist Mommsen hin (Röm. Gesch. I 204).

[2]) Vielleicht hatten diesen Ehrennamen, der dem griechischen πρόμαχος entsprach, bereits im Geschlechterheere die in den vorderen Reihen stehenden Patrizier geführt, und Servius übertrug ihn nur auf die von ihm geschaffene erste Bürgerklasse, die jetzt die

zweiten, dritten und vierten Klasse mufsten sich mit dem Namen *hastati*, 'Lanzengerüstete', begnügen, der aber auch für sie eine Auszeichnung war, da er besagte, dafs sie als Leute geringeren Standes die Waffe führen durften, die eigentlich nur den höheren Ständen, den Ritter- und Bauerngutsbesitzern zukam.

Dafs die Klassen gliederweise hintereinander geordnet waren, bezeugt Dionys von Halikarnafs[1]), dafs die drei oberen Klassen allein schwerbewaffnet waren, Livius.[2]) Abweichend von diesem und von unserer Darstellung legt Dionys auch der vierten Klasse noch schwere Rüstung bei, nämlich aufser Schwert und Speer den *θυρεός*, und betrachtet sie als noch zur Phalanx gehörig, so dafs diese sieben Glieder gezählt haben würde. Eine siebengliedrige Ordnung steht aber mit den Grundsätzen der römischen wie der griechischen Taktik in einem so offenbaren Widerspruche, dafs sie ohne weiteres zu verwerfen ist. Livius dagegen beschreibt die Leute der vierten Klasse als einfache Leichtbewaffnete, die keine Schutzwaffen und nur eine Hasta und einen Wurfspeer führten. Auch diese Auffassung ist sehr unwahrscheinlich. Gänzlich ungeschützte Speerträger vermögen weder gegen Schwergerüstete, noch gegen Leichtbewaffnete mit ihrem Handspeere allein etwas auszurichten, gegen beide sind sie hauptsächlich auf den Gebrauch der Wurfspeere angewiesen. Den Schwerbewaffneten dürfen sie sich überhaupt nur ausnahmsweise, etwa wenn jene auf der Flucht zerstreut sind, den Leichtbewaffneten können sie sich, da deren Geschosse je näher, desto sicherer wirken, nur unter schweren Verlusten auf Speerlänge nähern. Wenn sie also wirklich von ihrem Handspeer Gebrauch machen sollen, müssen sie einen Schild haben, natürlich einen ihrer Bestimmung angemessenen kleinen und leichten, wie ihn die Peltasten der Griechen später führten. Einen solchen haben nun auch die Speerträger der vierten Klasse jedenfalls gehabt, und ihn haben wir unter dem *θυρεός* des Dionys zu verstehen. In derselben Bedeutung findet sich nämlich das Wort auch bei Polybios[3]) verwendet. Nach diesem haben die römischen Reiter vor seiner Zeit einen *θυρεός* geführt. Das kann unmöglich das ungeschlachte *scutum* des römischen Fufsvolkes, sondern nur ein leichter Schild von geringeren Dimensionen gewesen sein.[4]) Dionys scheint diesen Unterschied in der Gröfse und

---

Stelle jener in der Schlachtordnung einnahm. Ebenso können auch die Plebejerabteilungen des Geschlechterheeres bereits *hastati* geheifsen haben. Dann würde mit der Servischen Reform ein allgemeines Aufrücken des Plebejerstandes verbunden gewesen sein. Die reichsten Plebejer wurden Ritter, die wohlhabenden Bauerngutsbesitzer wurden *principes*, was beides früher nur Patrizier gewesen waren, und die plebejischen Kleinbauern avancierten zu Lanzenträgern, während sie früher nur als leichtbewaffnete Speerwerfer und Schleuderer verwendet worden waren.

[1]) Dion. Hal. IV 16. [2]) Liv. I 43. [3]) Polyb. VI 25.

[4]) Nach Polybios a. a. O. bestand er aus Rindshaut und hatte die Gestalt eines mit einem Nabel versehenen Opferkuchens. Die Gestalt dieses Kuchens ist uns leider unbekannt. Livius nennt denselben Reiterschild *parma* (II 60, 20): mit demselben Namen bezeichnet er den Schild der Velites (XXVI 4, 4), die nach Polybios (VI 22) rund d. h. oval und aus Leder waren, und giebt ihm in Übereinstimmung mit Polybios einen Durchmesser von 3 Fufs (XXXVIII 21, 13), erklärt ihn aber für 'kürzer' als den der Reiter. Auch Polybios nennt den Schild der Velites *πάρμη*. Es fragt sich also, warum er nicht auch den

Schwere des θυρεός nicht gekannt, sondern nur an den grofsen der Hopliten gedacht und infolgedessen auch die vierte Klasse mit zu der Hoplitenphalanx gerechnet zu haben. Dafs Livius den Sachverhalt in seiner Quelle richtig dargestellt vorfand, erkennt man daraus, dafs er bei der vierten Klasse gar nicht von einer Abschaffung des Schildes, sondern von einer Veränderung redet. Aber er erklärt nicht näher, worin sie bestanden hat.[1])

Was man aber auch über die Scuta der Hastaten und über den Bericht des Livius denken mag[2]), darin mufs man ihm entschieden recht geben, dafs die vierte Klasse nicht zu den Hopliten gerechnet und deshalb auch nicht als ein ständiges Glied der Phalanx betrachtet und verwendet wurde. Ihr Verhältnis zur Phalanx wird man sich folgendermafsen zu denken haben.

Sie hatte ihren bestimmten Standort hinter der Phalanx und bildete, allerdings mit einem Respektsabstand von einigen Schritten, thatsächlich ein siebentes Glied, aber nur ein ungleichartiges Reserveglied.[3]) Dies sollte der Phalanx ins Handgemenge folgen und, wenn eine Unterstützung erforderlich wurde, auf sie aufschliefsen und den Stofs verstärken. Aus diesem Grunde war auch die Kopfstärke dieser Klasse ebenso wie die der zweiten und dritten genau einem Phalanxgliede gleich.

Reiterschild so nannte. Offenbar war die πάρμη etwas anders gestaltet als der Reiterschild und dieser dem *scutum* ähnlicher als der *parma*, d. h. nicht rund, sondern, wie das *scutum*, länglich-viereckig und mit einem *umbo* versehen. Auf die längliche Gestalt deutet auch das 'kürzer' bei Livius und dessen Angabe über die Länge. Was ein Reiter auf dem Pferde mit einem Rundschilde angefangen haben soll, der mehr als 3 Fufs, also etwa einen Meter im Durchmesser hatte, ist unfafsbar; eher denkbar ist ein schmaler Langschild von 1 Meter Länge. Auch die *parma* der Velites war jedenfalls nicht kreisrund, sondern ein Oval, und Polybios meint mit seiner Angabe von 3 Fufs im Durchmesser den längeren Durchmesser des Ovals.

[1]) Die Worte lauten: *In quarta classe . . . arma mutata, nihil praeter hastam et verutum datum.* Unter *arma* sind die Schutzwaffen verstanden, die bei der ersten und zweiten Klasse unter dieser gemeinsamen Bezeichnung einzeln aufgezählt werden, *galea*, *clipeus* bezw. *scutum*, *ocreae*, *lorica*. Den Gegensatz bilden die *tela*, Angriffswaffen, *hasta* und *gladius*. Also heifst *arma mutata*: 'die Schutzwaffen wurden verändert'. Die Schutzwaffen sind aber schon bei der zweiten Klasse, die das *scutum* anstatt des *clipeus* erhält, und bei der dritten Klasse, der die *ocreae* genommen werden, verändert worden. Es müfste also logisch richtig heifsen: 'Die Schutzwaffen wurden abermals verändert.' Unter allen Umständen aber müfste eine sachliche Erklärung und Spezialisierung der Schutzwaffenänderung gegeben werden. Aus Dionys ersehen wir, dafs die *galea* bei der vierten Klasse weggefallen ist; das hätte auch Livius hier angeben müssen. Aus unserer Erörterung ergiebt sich, dafs er zweitens die Ersetzung des *scutum* durch die *parma* hätte anführen müssen. Drittens erwartet man eine logische Scheidung von *arma* und *tela*. In der Quelle des Livius ist die Sache jedenfalls richtig angegeben gewesen: *Arma mutata*, *galeae ademptae, pro scutis parmae datae, telorum nihil praeter hastam et verutum datum.* Dafs die vierte Klasse neben der *hasta* auch *veruta*, Wurfspeere geführt hat, ist nicht ausgeschlossen; ob sie das Schwert geführt hat oder nicht, ist schwer zu entscheiden.

[2]) Mommsen und Lange nehmen an, dafs die vierte Klasse zum Teil mit Schilden ausgerüstet, zum Teil ohne Schilde gewesen sei.

[3]) Gleichartige Glieder, die ein eng zusammengehöriges Ganzes bildeten, hat es im älteren römischen Heere immer nur in der Drei- oder Sechszahl gegeben.

Für denselben Unterstützungsdienst war auch die fünfte Klasse bestimmt, die das letzte Glied bildete. Ihre Zahl betrug allerdings 750 Mann, hätte also einundeinhalb Glieder bilden müssen. Aber wir können annehmen, dafs, wie sie mit verschiedenen Waffen ausgerüstet war, sie auch in verschiedene Unterabteilungen zerfiel. Dionys nämlich schreibt ihr *σαυνία*, eine eigentümliche Art von Wurfspeeren[1]), und Schleudern, Livius nur Schleudern zu. Letzterer scheint die Wurfspeere hier weggelassen zu haben, weil er sie bereits der vierten Klasse gegeben hatte.[2]) Aber es erscheint durchaus nicht unzweckmäfsig, wenn eine Abteilung (die vierte Klasse) mit Handspeer und Wurfspeeren, eine andere (ein Teil der fünften Klasse) nur mit Wurfspeeren und eine dritte (der zweite Teil der fünften Klasse) nur mit Schleudern bewaffnet war. 500 Wurfspeerschützen können also ein Glied gebildet haben, während die übrigbleibenden 250 Schleuderer in lockeren Abständen folgten. Die fünfte Klasse hat gar keine Schutzwaffe und keinen leichten Schild mehr, sie war nur durch ihre Kleidung geschützt. Daher können wir in ihr wohl die oft genannten, aber verschieden erklärten *velati* erblicken, die Ganzleichten. Sie würden dann die *classis velata* oder die *classici velati* im Gegensatz zu den *accensi velati* gewesen sein (s. u.).

Die Unterscheidung von sechs eigentlichen Phalanxgliedern und zwei Reservegliedern würde eine rein theoretische Fiktion gewesen sein, wenn die letzteren keine andere praktische Verwendung gefunden hätten. Dafs sie die gefunden haben müssen, ergiebt sich schon daraus, dafs sie überhaupt bewaffnet und auch verschieden bewaffnet waren. Es ist zunächst nicht ausgeschlossen, dafs sie kurz vor dem Zusammenstofs mit den Feinden von ihrem Platze hinter der Phalanx über diese hinweg ihre Geschosse schleuderten, durch eine oder zwei Salven die Ordnung und Ruhe der gegnerischen Phalanx störten und ihrer eigenen den 'Einbruch' in jene erleichterten. Aber sie haben aufserdem von ihren verschiedenen Fernwaffen einen weit ergiebigeren Gebrauch schon lange vor dem Zusammenstofs der Phalangen gemacht und diesem vorgearbeitet, indem sie vor der Front ihrer Phalanx ausschwärmten und den Kampf mit einem Schützengefecht eröffneten. Aus der Art ihrer Aufstellung und der entsprechenden Verschiedenheit ihrer Fernwaffen ist ersichtlich, dafs dies Ausschwärmen in drei Linien nacheinander stattfand. Zuerst gingen die am weitesten nach hinten stehenden Schleuderer vor, die den Feind mit ihren Geschossen bereits aus weiter Entfernung zu erreichen vermochten. Ihnen folgten die Speerwerfer, um ihre nicht so weit fliegenden Wurfspeere zu schleudern,

---

[1]) Das *σαυνίον* war wahrscheinlich ein schwerer Wurfspeer ähnlich dem noch zu erörternden *pilum*. Mit der *hasta* zugleich konnte es schwerlich von einem und demselben Manne geführt werden. Daher hat Livius wohl recht, wenn er der vierten Klasse *veruta*, leichtere Wurfspeere zuschreibt.

[2]) Vielleicht gefiel ihm auch das Fremdwort *σαυνίον* nicht, und umschreiben konnte er es nicht, weil er von seiner Beschaffenheit so wenig eine Vorstellung hatte wie von der der *hasta velitaris* (XXVI 4, 4), bei deren Erklärung er sich in einem Zirkelschlufs bewegt, oder von der der Sarissen, die er vor dem Zusammenstofs wie die römischen *pila* zu Boden werfen läfst (XXXVIII 8).

sobald die Feinde näher herangekommen waren. Und als Unterstützungstruppe rückte endlich die vierte Klasse in die Schützenlinien ein, die nach Versendung ihrer Wurfspeere mit ihren Handspeeren und (leichten) Schilden den feindlichen Leichtbewaffneten zu Leibe zu gehen vermochten. Erst wenn das schwere Fufsvolk der Feinde ernstlich nachdrückte, zogen sich die Schützenlinien hinter ihre Phalanx zurück und nahmen den ihnen angewiesenen Platz wieder ein, um mit jener zusammen vorzurücken. Der wesentliche Unterschied zwischen den Reservegliedern und den sechs eigentlichen Phalanxgliedern bestand also darin, dafs diese, lediglich zum Nahekampfe in geschlossener Ordnung bestimmt, ihren Platz niemals verliefsen, während jene als 'fliegende Truppe' in erster Linie als Schützen ausschwärmten und erst in zweiter Linie der Phalanx sich anhängten.

Auf diese Weise war es Servius gelungen, unter gewissenhafter Beachtung der altrömischen Grundsätze, nach denen die verschiedenen Bürgerstände bezw. Bürgerklassen verschieden bewaffnet, nach Rang und Stand hintereinandergestellt und in sechs Gliedern geordnet werden mufsten, in seiner Phalanx das griechische Vorbild doch auch noch darin zu erreichen, dafs sie — bei sechs nominellen und formellen — thatsächlich mit acht Gliedern ins Handgemenge ging. Dafs sie trotzdem nicht als eine echte Phalanx im griechischen Sinne gelten konnte, ist klar. Sie bildete kein eigentliches Hoplitenheer, sondern ein Konglomerat verschiedenartig bewaffneter und zum Teil nur lose zusammenhängender Glieder.

Glied	Klasse			
1. Glied	1. Klasse: *clipeati* oder *principes.*			Hopliten-phalanx
2. „				
3. „				
4. „				
5. „	2. „	*scutati*	*hastati*	
6. „	3. „			
7. „	4. „	*leves (parmati)*		
8. „	5. „	*velati*	*iaculatores* / *funditores*	
....				

Noch verwickelter als die Frage nach der Tiefe der Phalanx ist die nach der Einteilung ihrer Front. Nach der gewöhnlichen Annahme sollen die Centurien des Census auch die Unterabteilungen der Phalanx gebildet haben, so dafs jeder Bürger aus der Nummer seiner Censuscenturie hätte entnehmen können, welcher Kompagnie oder Centurie des Heeres er angehörte. Man bedenkt dabei nicht, dafs diese Einteilung der Servischen Phalanx taktisch nur bei den zwanzig Centurien der ersten Klasse durchführbar gewesen sein, dagegen für die übrigen Centurien eine völlige taktische Auflösung notwendig gemacht haben würde. Man stelle sich einmal vor, dafs jene zwanzig Centurien, wie es nicht anders hätte sein können, in vier Gliedern, in einer Centurienfront von 25 Mann und in einer Gesamtfront von 500 Mann nebeneinander aufmarschiert waren. Hinter ihnen hätten zunächst die fünf Centurien der zweiten Klasse nebeneinander aufmarschieren und jede sich in ein einziges

Glied von 100 Mann auseinanderziehen müssen. Darauf hätten sich die fünf Centurien der dritten Klasse in derselben Weise entwickeln müssen u. s. w. Das würde ein ebenso zeitraubender wie verwickelter Aufmarsch gewesen sein. Ein weiterer Übelstand würde darin bestanden haben, dafs die Centurien der vier unteren Klassen, die doch beim Antreten und bei ihren Übungen im Lager nicht regelmäfsig ein hundert Mann langes und einen Mann breites Band bilden und sich auch nicht immer in endlosem Gänsemarsch bewegen konnten, für den gesamten übrigen Dienst mehrere kleine Glieder hätten formieren müssen, diese ihre gewohnte Ordnung aber in der Schlachtordnung, wo jeder eigentlich nur das anwenden soll, was er zuvor gelernt hat, hätten wieder aufgeben müssen. Ferner würde sich jede dieser Centurien über die Frontlänge von vier Centurien der ersten Klasse erstreckt haben. Wenn sich diese aus irgend einem Grunde voneinander hätten trennen müssen, würde jede der dahinterstehenden Centurien, die jenen natürlich folgen mufsten, in vier Teile zerrissen worden sein. Ihre Centurionen endlich würden über ihre langgestreckten, eingliedrigen Kompagnien weder Übersicht noch Gewalt gehabt haben. Wir können den Römern nicht zutrauen, dafs sie sich durch eine derartige Einteilung ihrer Phalanx eine so plumpe taktische Maschinerie geschaffen haben.

Wenn die Phalanx, wie es in allen Heeren aller Zeiten geschehen ist, durch den einfachen Aufmarsch der Unterabteilungen hergestellt werden sollte, dann war es unbedingt notwendig, dafs das Profil der Phalanx, ihr Querschnitt von der Front nach der Tiefe, auch den Unterabteilungen gegeben wurde, oder mit anderen Worten, dafs jede Kompagnie aus denselben ungleichartigen Truppengattungen und Gliedern wie die Phalanx gemischt war.

Die Analogie des Reiterheeres, dessen 30 Dekurionen und 30 Kurienkontingente und die später regelmäfsige Zahl von 60 Centurionen weisen darauf hin, dafs es auch 30 Abteilungen des Fufsvolkes von alters her gegeben hat, und dafs dieselbe Zahl oder ein Vielfaches von ihr auch in der Phalanx des Servius vorhanden gewesen ist.

Legt man dem taktischen Bau der Phalanx die Censuszahlen zu Grunde, so ergiebt sich bei 30 Abteilungen, 6 Gliedern und 3000 Mann Hopliten für die Kopfstärke einer Abteilungsfront keine rationale Zahl. Denn die Phalanxfront zählt 500 Mann, die Abteilungsfront würde also den dreifsigsten Teil $= 16^2/_3$ Mann betragen. Schon hieraus ersieht man, dafs die Censuszahlen, 2000 Mann für die erste Klasse, 500 Mann für jede der folgenden, der taktischen Einteilung nicht zu Grunde gelegen haben können. Sie könnten es aufserdem auch deshalb nicht, weil sie, wie oben (S. 118) gesagt worden ist, annähernd die Summe aller überhaupt vorhandenen dienstfähigen Leute darstellten, von denen immer ein Teil als erfahrungsmäfsig durch Krankheit u. s. w. verhindert, ein anderer für die Chargierten- und Beamtenstellen in Abzug zu bringen war. Damit steht die Thatsache im Einklang, dafs sich das römische Heer weder vor noch nach Servius Tullius jemals nach ganzen oder halben Tausenden, sondern immer durch Vervielfachung oder Teilung der Zahl 300 zusammengesetzt zeigt. Diese Zahl, die auf der alten Dreizahl der Tribus und

auf der Verbindung derselben mit dem Dezimalsystem beruht, ist später als Normalzahl festgehalten worden. Den 30 Kurien entsprechen 300 Reiter und 10 × 300 Fufssoldaten (10 Abteilungen zu 300 Mann); im späteren republikanischen Heere bilden die Legion je 4 × 300 Hastaten, Principes und Leichte und 2 × 300 Triarier; wenn die Legion verstärkt wurde, geschah es regelmäfsig durch Hinzufügung von je 300 Mann zu den Hastaten, Principes und Leichten (1200, 1500, 1800; Pol. VI 20 u. 21). Dem entsprechend haben wir für die Servische Phalanx anzusetzen: 6 × 300 = 1800 Hopliten erster Klasse, je $1\frac{1}{2}$ × 300, zusammen 900 für die zweite und dritte, $1\frac{1}{2}$ × 300 für die leichten Hastaten des vierten und $2\frac{1}{2}$ × 300 für die Ganzleichten. Den Censuszahlen 2000, 500, 500, 500 entsprechen also die taktischen Zahlen 1800, 450, 450, 450, aus denen die Abteilungen formiert wurden. Nur bei der fünften war die Censuszahl gleich der taktischen Zahl, weil diese einmal keine Chargierten und Beamten stellte und zweitens leicht aus den *proletarii* und *capite censi* ergänzt werden konnte, die jedenfalls nicht grundsätzlich vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren, sondern von Anfang an in dem Mafse dazu herangezogen wurden, wie man für sie Verwendung hatte. Jede Censuscenturie der vier ersten Klassen, die durchschnittlich wirklich hundert Mann gezählt haben wird, stellte also an Gemeinen, die die Abteilungen bildeten, 90 Mann, dazu noch jede der drei ersten Klassen an Chargierten und Beamten, die aufserhalb der Abteilungen standen, 4—6 Mann. Wurden diese Kontingente der Censuscenturien auf die 30 taktischen Abteilungen der Legion gleichmäfsig verteilt, dann kamen aus jeder Censuscenturie auf jede Abteilung 3 Mann; aufserdem stellte wahrscheinlich jede der 30 Censuscenturien der drei oberen Klassen 2 Centurionen und 2 Fahnenträger.

Wenn 1800 *clipeati* und 900 *scutati* in 6 Gliedern geordnet stehen, ist jedes Glied 450 Mann stark. So viel betrug also die Phalanxfront. Teilt man die Phalanx in 30 Abteilungen, so bekommt jede Abteilung eine Front von 15 Mann und enthält 4 × 15 = 60 *clipeati*, 2 × 15 = 30 *scutati*, zusammen also 90 Hopliten. Diese Hoplitenabteilung, die allein für die Phalanx formell in Betracht kam, zählte zusammen mit den 2 Centurionen, 2 Fahnenträgern, 2 *accensi* (Beamten), 2 *fabri*, 1 *tubicen* und 1 *cornicen* genau 100 Mann, konnte also mit vollem Rechte als Centurie bezeichnet werden. Diese Hoplitencenturie war aber natürlich etwas ganz anderes als die Censuscenturie, wenn auch die Zahl der Censuscenturien der oberen drei Klassen und die der Hoplitencenturien dieselbe war. Die Leute der vierten und fünften Klasse oder die Leichten des siebenten und achten Gliedes waren der Hoplitencenturie nur 'aggregiert' und bildeten eine Nebenabteilung, die nicht mitgezählt wurde. Indessen nahmen die 60 echten Hopliten, die Leute der ersten Klasse, innerhalb der Hoplitencenturie wieder eine besondere Stellung ein; an ihr als dem eigentlichen Stamm und der Repräsentantin der ganzen Abteilung haftete vorzugsweise der Begriff der Centurie, wie ja auch im politischen Leben die erste Klasse als die Klasse κατ' ἐξοχήν betrachtet zu werden pflegte. Daher wird sie auch einen von den Leuten der geringeren Klassen gesonderten Zug unter

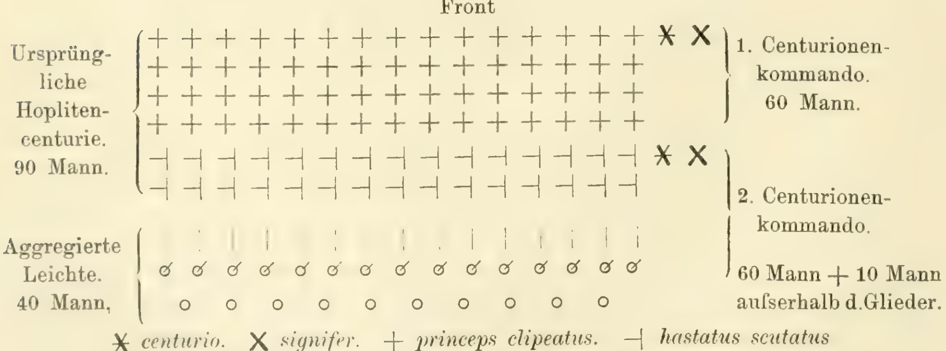
einem eigenen Centurio und eigenem Fahnenträger gebildet haben, während die hintere Hälfte der Kompagnie unter dem Befehle des zweiten Centurio und einem eigenen Feldzeichen zusammengefafst wurde. Infolge dieser Halbierung der Kompagnie und ihrer Verteilung auf zwei Centurionen verband sich allmählich der Begriff Centurie mit einer Halbkompagnie von 60 Mann als derjenigen Mannschaft, die unter dem Befehle eines Centurio stand, und man unterschied neben der Hoplitencenturie eine erste oder eine Principescenturie und eine zweite oder (gemischte) Hastatencenturie. In diesen Kommandocenturien oder Centurionenkommandos oder wie man sie sonst noch nennen mag, war die Grundlage geschaffen, auf der sich die römische Schlachtordnung später weiterentwickeln sollte.

Wir fassen zum Schlufs die gewonnenen Ergebnisse noch einmal in einer übersichtlichen Berechnung der Legionsabteilung und der gesamten Legion zusammen. Jede der 30 Abteilungen enthielt:

1. Klasse	60 Mann	in 4 Gliedern	zu 15 Mann,	*principes* oder *clipeati*
2 u. 3. „	30 „	„ 2 „	„ „ „	*hastati scutati*
4. „	15 „	„ 1 „	„ „ „	„ (*parmati* oder) *leves*
5. „	15 „	„ 1 „	„ „ „	*velati* { *iaculatores*
	120			
„ „	10 „	aufserhalb der Glieder		*velati* { *funditores*
Zusammen	130 „			

Die Legion enthielt also innerhalb der Abteilungen an Gemeinen 130 × 30 =		3900 Mann
Dazu Centurionen		60 „
Fahnenträger		60 „
accensi		60 „
fabri	1 Centurie	60 „
tubicines	½ „	30 „
cornicines	½ „	30 „
	Zusammen	4200 Mann

Taktische Formation der Phalanxabteilung



(Schlufs folgt)

DAS DRAMATISCHE UND DAS TRAGISCHE PROBLEM IN SCHILLERS BRAUT VON MESSINA

Von Ernst Bergmann

'Schillers Braut von Messina teilt das Schicksal der Helena: sie ist, wie kein anderes Werk unseres Dichters, «bewundert viel und vielgescholten».' Mit diesen Worten leitet Bellermann in dem Buche: Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis, seine ausführliche Besprechung unseres Dramas ein. Die Geschichte der Kritik des Dramas beweist, wie sehr er berechtigt ist, jenes Citat aus Goethes Faust an die Spitze seiner Abhandlung zu stellen: durch eine reiche Blütenlese von Aussprüchen der Kritik kann er seine Behauptung stützen. — Fragen wir uns nun, wie es möglich ist, dafs ein und dasselbe Werk so geteilter Beurteilung ausgesetzt sein kann, dafs die einen — Schiller selbst eingeschlossen — der Ansicht Goethes sind, dafs 'durch die Erscheinung der Braut von Messina der theatralische Boden zu etwas Höherem eingeweiht sei'[1]), die anderen es für einen 'ekelhaften Spuk aus zusammengemischter Hölle und Himmel'[2]), oder für 'eine sehr geistvolle, aber nichtsdestoweniger gelehrt verkünstelte, einseitig philologische Studie nach der Antike'[3]) halten, so ist die Antwort nicht schwer: der Anspruch, mit dem das Drama auftritt, als eine Nachahmung des Sophokleischen Ödipus, und damit als ein Versuch zur Wiedererweckung des antiken Schicksalsbegriffes im modernen Drama zu gelten, hat den klaren Blick der Beurteiler getrübt und das Drama fremdem Mafsstab unterworfen. Dazu kommt, dafs geistlose Nachahmer Schillers sich der hingeworfenen Schicksalsidee begierig bemächtigten, sie in romantischer Weise weiterführten, entstellten und zur Karikatur herabzerrten, somit dazu beitrugen, die Mutter all dieser sinn- und gedankenlosen Schicksalstragödien, die aus solchem Treiben entstanden, um ihren guten Ruf zu bringen. — Wie ein reinigendes Wetter fährt in all den Wust von Erklärungen und Auffassungen Carl Weitbrechts Einleitung zu seiner Erläuterung des Dramas.[4]) Eindringlich warnt er davor, 'mit vorgefafsten Meinungen und Theorien' an das Stück heranzutreten und 'nach der antiken Tragödie, und nach der sogenannten Schicksalstragödie' zu schielen. Vielmehr solle man das Stück selbst, 'wie es als einzigartige Schillersche Tragödie einmal vorliegt', auf sich wirken lassen 'und ihm so auch tiefer ins Innere seines dramatischen Gefüges und seiner thatsächlichen tragischen Wirkung sehen'. — Weg also mit dem fremden Mafsstab; zur Einsicht in

---

[1]) Schiller an Körner, 28. März 1803. [2]) Fr. H. Jacobi, Auserles. Briefwechsel II 338.
[3]) Hettner, Gesch. d. deutsch. Litt. im XVIII. Jahrh. III 2, S. 319 (3. Aufl.).
[4]) C. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen.

Schillers Prachtwerk brauchen wir nichts weiter als gesunden, unbefangenen Menschenverstand — und alle die Phrasen zergehen wie Nebel vor der Sonne!

Das unselige Hineintragen der Schicksalsidee in das modernste aller Dramen des modernsten unserer klassischen Dichter geht nun freilich auf diesen selbst zurück; denn unzweifelhaft hat Schiller die Absicht gehabt, mit Sophokles um die Palme zu ringen[1]) und der Idee des Notwendigen durch den antiken Schicksalsbegriff einen äufseren Ausdruck zu verleihen; aber ebenso unzweifelhaft ist — wenigstens für mich —, dafs ein guter Genius ihn vor dem traurigen Schicksal bewahrt hat, die sogenannte Schicksalstragödie des Sophokles mit ihrem sinnlos und willkürlich waltenden Verhängnis wieder zu neuem Leben zu erwecken.[2]) — Wie nun das Allgemeinverständnis der ganzen Dichtung und die Wertung des Tragischen darin unter dieser Auffassung und dem sich daran hängenden Streit der Meinungen gelitten hat, so auch die klare Erkenntnis des dramatischen Problems. Versuchen wir es daher, um nicht in denselben Fehler zu verfallen wie jene, Schiller aus sich selbst zu erklären, und halten wir uns an sein eigenes Wort, vor allem an das, welches er am 19. März 1799 an Goethe schrieb: er suche seine Gedanken auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung zu richten, und zwar auf einen von freier Erfindung, nicht auf einen historischen, sondern auf einen blofs leidenschaftlichen und menschlichen.

I

Ich begründe die Besprechung des dramatischen Problems auf die Theorie Freytags — Technik des Dramas[3]) — und rufe in den folgenden Sätzen die Hauptzüge dieser Theorie kurz ins Gedächtnis zurück. — Was heifst Handlung? Was heifst: es geschieht etwas in einem Drama? Selbstverständlich kann nicht die ganze Fülle der Geschehnisse in Betracht kommen, sondern nur das, was den dramatischen Fortschritt bedingt; also in erster Linie die Seelenbewegungen, die Leidenschaften, 'welche sich bis zum Willen und zum Thun verhärten'. Denn Seelenbewegungen, Leidenschaften an sich darzustellen, welche sich nicht zum Wollen und Handeln entwickeln, ist bekanntlich nicht die Aufgabe der dramatischen Kunst; dramatisch ist, 'was wird, nicht, was als ein Gewordenes Staunen erregt'. Demgemäfs soll die dramatische Person 'menschliche Natur darstellen', 'ein grofsartig und leidenschaftlich bewegtes Innere, welches danach ringt, sich in die That umzusetzen, Wesen und Thun anderer umgestaltend zu leiten'. — 'Energie der Empfindung, Wucht der Willenskraft, Beschränktheit durch leidenschaftliches Begehren' sind deshalb die Eigenschaften, welche dem dramatischen Menschen vorzugsweise anhaften und bei ihm 'in Thätigkeit' erscheinen sollen. — Natürlich brauchen diese Seelenvorgänge 'nicht an jeder der dargestellten Personen vollständig sichtbar' zu werden, 'aber die Hauptpersonen müssen davon erfüllt sein'; sie

[1]) Schiller an Humboldt, 17. II. 1803.

[2]) Hierüber beabsichtige ich in einem weiteren Aufsatze zu handeln.

[3]) S. d. 2.: Was ist dramatisch? S. 16 ff. (5. Aufl.).

müssen 'ihr Wesen in der angegebenen Weise kräftig, reichlich und bis zu den geheimsten Falten des Innern darlegen'. — Diesen Sätzen möchte ich noch einige vortreffliche Ausführungen Bellermanns anfügen, da auch von ihnen der Gang meiner Untersuchung mit bestimmt wird.[1]) — Indem uns der Empfindungs- und Gedankenausdruck handelnder Personen gegenwärtig vorgeführt wird, kommt die Handlung vor unseren Augen zu stande, einem bestimmten Ziele zustrebend. Diesen Punkt, 'auf den die Bewegung des Stückes hingeht', können wir das Ziel des Dramas nennen, und er mufs in jedem Drama vorhanden sein, da man doch immer angeben können mufs, was die Handelnden eigentlich wollen. 'Da nun das Drama stets einen Kampf darstellt' — dieser Satz ist besonders beachtenswert —, 'so wird das Ziel von einer Person oder Partei erstrebt, während die andere, das sogenannte Gegenspiel, es zu hindern sucht und jene Bestrebungen kreuzt'. Dies Ziel darf nie aus den Augen verloren werden, es mufs 'für alle Teile des Dramas wirklich den Punkt bilden, auf den alle Personen hinstreben'. Nun ist aber für die Tragödie 'ein anderer Punkt noch mafsgebender für die einheitliche Gliederung des Dramas. Es ist nämlich in dem Getriebe der Handlung immer ein Punkt vorhanden, wodurch die Handlung tragisch wird, d. h. es mufs sich in jeder Tragödie die Stelle bezeichnen lassen, bei welcher der tötliche Ausgang des Ganzen zur Notwendigkeit wird, welche also das Stück zur Tragödie macht'. Dies 'tragische Ziel' ist jedoch 'nicht ein Ziel der handelnden Personen, welche es im Gegenteil oft gar nicht ahnen, sondern des Dichters'. 'Es ist die That, bei welcher dem Zuschauer die Unlöslichkeit des Konfliktes, d. h. die Gewifsheit aufgeht, dafs der Held sich mit Notwendigkeit sein eigenes Grab gräbt.' Dieser letztere Ausdruck ist wichtig; denn er besagt nichts anderes, als dafs der Held, d. i. der Hauptträger der Handlung, selber an seinem tragischen Ausgang schuld (womit natürlich nicht gesagt wird, dafs er auch 'schuldig' sein müsse!), dafs sein eigener Charakter die Ursache seines Untergangs sein soll. — Nehmen wir dies alles zusammen, so ergiebt sich die wichtige Folgerung, dafs das Ziel der Handlung und das tragische Ziel in engster Verbindung stehen, ja in einem Punkte einmal zusammenfallen müssen. — Es ist demnach die Frage nach der Handlung eines Stückes oder dem Träger derselben von der nach den tragischen Elementen des Dramas gar nicht zu trennen: der Träger der Handlung mufs in erster Linie auch der tragische Held sein, oder das Tragische mufs an ihm am ausgeprägtesten in Erscheinung treten. — Was das dramatische Problem, also die Handlung, in Schillers Braut von Messina anbetrifft, der Hiecke[2]) nachrühmt, dafs 'an ihrem granitnen Grundbau ohnmächtig alle klügelnde Kritik zerschelle', so wird ihr von Bellermann zunächst im allgemeinen Einheitlichkeit und Straffheit nicht abgesprochen[3]), er findet, 'dafs nirgends ein Schritt vom Wege ist, dafs man kein Glied entfernen könne, ohne das Ganze zu zerstören oder zu zerrütten';

---

[1]) Bellermann, Schillers Dramen I, besonders 3. Die Einheit. S. 43 ff. (2. Aufl.).

[2]) Gesammelte Aufsätze S. 326. [3]) A. a. O. II 325 ff.

und doch weifs er eigentlich nicht recht anzugeben, welches die Handlung, welches das Ziel der Handlung denn sei. Er geht von der Frage aus, von der auch wir später ausgehen wollen: Wer ist der Held des Dramas? Er beantwortet diese Frage — unter Berufung auf den Titel des Stückes, durch den Schiller die Antwort erleichtere — dahin, dafs es den Anschein habe, als wolle der Dichter alle drei Geschwister als Hauptpersonen angesehen wissen. Unter diesem Gesichtspunkte bestehe dann die Einheit der Handlung im Streben der Brüder nach Erringung Beatrices. — Abgesehen davon, dafs es sicher falsch ist, alle drei Geschwister als Hauptpersonen anzusprechen — denn Beatrice spielt, wie Bellermann gleich darauf selbst sagt, 'lediglich eine leidende Rolle' und ist demnach, wenn sie auch noch so sehr den Mittelpunkt für Interesse und Handeln der übrigen bildet, niemals Mitträger der Handlung —, ist es auch mit dem Schlufs auf den Helden aus dem Titel eine ganz eigene Sache. Lessing hat im XXIX. Stücke seiner Hamburgischen Dramaturgie von den Titeln der Dramen gehandelt. Er unterscheidet, um es kurz zu sagen, bezeichnende, gleichgültige und irreführende Titel. Von diesen schliefst er nur die letzteren aus, da sie im stande sind, unsere Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu richten. — Sehen wir uns einmal die Titel Schillerscher Stücke an! Von den grofsen Dramen entnehmen nur drei ihren Stoff nicht der Geschichte — die anderen behandeln geschichtliche Ereignisse, die Träger der Handlung sind historische Persönlichkeiten. Die Titel aller dieser Dramen sind bezeichnend und verraten auch sofort den Träger der Handlung: er giebt eben dem Stücke den Namen. Es bleiben übrig: Die Räuber, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder. Das mittlere hatte Schiller ursprünglich Luise Millerin genannt — erst Iffland hat ihm den jetzt gebräuchlichen Namen zugelegt. Warum? Luise Millerin war ein gleichgültiger Titel, gerade so wie Karl Moor oder Don Cesar ein gleichgültiger Titel sein würde. Dagegen: Die Räuber, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder sind bezeichnende Titel — unsere Aufmerksamkeit richtet sich gleich auf den Kernpunkt der Dramen. Sehen wir von den ersten beiden hier ab und fassen wir nur die Braut von Messina ins Auge, so behaupte ich, auch der unbefangene, naive Leser erkennt ohne grofse Kombinationsgabe gleich: es handelt sich um einen Kampf zweier Brüder, dessen Gegenstand ein und dasselbe Mädchen ist. Auf diesen Kampf und die Kämpfenden wird er besonders gespannt sein — das Mädchen kann dabei eine ganz leidende Rolle spielen. — Nun stellt aber jedes Drama einen Kampf dar, in dem eine Person (oder Partei) der Spieler ist, während eine andere als Gegenspieler die Handlung jener zu hindern, ihre Bestrebungen zu durchkreuzen sucht: nur die erstere ist der Hauptträger der Handlung, der eigentliche Held des Dramas. Man sieht, der drei Personen aufzählende Titel nötigt uns, richtig verstanden, noch lange nicht, mehr als eine Person als Träger der Handlung anzunehmen. — Und so ist es: Don Cesar allein ist der Held. Ihn im Titel zu nennen, unterliefs der Dichter, da er einen frei erfundenen Stoff bearbeitete und der Name Don Cesars im Leser gar keine bestimmte Vorstellung zu erwecken vermochte.

Dazu stimmt, dafs Bellermann selbst Don Cesar für den tragischen Helden im Drama ansieht[1]): der tragische Held mufs zugleich auch der dramatische sein. Ich sagte, der Titel weist auf einen Kampf zweier Brüder um eine Jungfrau hin, also auf ein Liebesverhältnis, dem sich Hindernisse entgegentürmen. Doch davon will Bellermann nichts wissen[2]): Dies Liebesverhältnis der Brüder zu Beatrice sei keineswegs so ausgeführt, 'dafs es an und für sich als der wesentliche Inhalt des Ganzen genügen könnte'. Von einem Kampf um die Geliebte sei keine Rede, beide glaubten, 'keinerlei Hindernissen gegenüberzustehen'; Manuel liebe glücklich, Cesars 'rücksichtslose Sicherheit' lasse bei ihm keinen Zweifel am Erfolg seiner Werbung aufkommen. Ebensowenig wie die Liebe sei die Eifersucht der Brüder Gegenstand der Darstellung, da Cesar in demselben Augenblicke, wo sie in ihm erwachen könnte, sich seines Gegners durch den Tod entledigt. Alles bis zur Ermordung Manuels sei daher gewissermafsen nur eine 'Vorbereitung auf Wichtigeres und Ergreifenderes' — alle diese bisherigen Leidenschaften und Verwickelungen hätten dem Dichter 'nicht ausreichende Veranlassung zur Wahl seines Stoffes geben können'. Das könne vielmehr nur das im Hintergrunde lauernde geschwisterliche Verhältnis, 'durch dessen Aufdeckung alles andere erst den furchtbar tragischen Charakter annimmt'. 'Das Loseilen auf diese Enthüllung' ist Bellermann 'erst das eigentlich Einheitgebende in unserem Stücke'. — Natürlich sei dies nicht mehr ein Ziel der handelnden Personen, sondern des Dichters. — Mit diesem letzten Satze richtet nun aber Bellermann meiner Ansicht nach selbst seine Auffassung — oder er mufs seine eigene Theorie preisgeben — oder Schillers Braut von Messina ist überhaupt kein richtiges Drama! Bellermann fordert ausdrücklich und mit Recht ein Ziel der Handlung, das von den Handelnden bewufst erstrebt wird; hier wird das eigentliche Ziel als Handlung aber von den Handelnden nicht erstrebt, sonderm vom Dichter, dessen Ziel, nach Bellermanns vortrefflichen Ausführungen, nur das tragische Ziel ist. Also weicht das Drama von der sonstigen Gestaltung der Dramen in einem der wichtigsten Punkte ab — wenn wir nicht die Theorie opfern wollen, was gewifs nicht angeht. — Ehe wir aber annehmen, dafs Schiller in einem so wichtigen Punkte von der üblichen Gestaltung abgewichen sei, d. h. ein Drama geschaffen habe, das eigentlich kein Drama ist, verlohnt es sich, doch noch einmal zu prüfen, ob nicht Bellermann in seiner Auffassung der Handlung auf einem falschen Wege sich befindet. — Denn nicht blofs an seiner eigenen Theorie gemessen, pafst seine Auffassung nicht — man denke doch nur an die Forderung, dafs jedes Drama einen Kampf darstellen solle; hier leugnet er aber jeden Kampf —; auch mit den an die Spitze dieser Ausführungen gestellten Sätzen steht sie nicht in Übereinstimmung. Denn wie kann bei einer unbewufst erstrebten Handlung die Rede sein von Willensentwickelung zur That, wie kann der Dichter da Seelenbewegungen und Leidenschaften als sich zum Thun verhärtend darstellen, ein grofsartig und leiden-

---

[1]) A. a. O. S. 328. [2]) A. a. O. S. 326/27.

schaftlich bewegtes Innere zeigen? Und wenn er es doch thut, wie Schiller in der Braut von Messina, so sollen diese Seelenbewegungen mit der eigentlichen Handlung und der Erreichung ihres Zieles gar nichts zu thun haben, also gewissermafsen nur zur Färbung der Handlung dienen? Dazu sind sie viel zu bedeutsam, lenken sie viel zu sehr das Interesse auf sich, und so wird es kommen, dafs der Zuschauer das, was ungewollt sich nebenher ergiebt und doch die eigentliche Handlung sein soll, über den gewaltigen Seelenbewegungen und leidenschaftlichen Handlungen völlig vergifst. Da scheint mir ein bedenklicher Widerspruch vorzuliegen, den ich nur durch Umkehrung des Verhältnisses zu lösen vermag: Das Loseilen (besser wäre m. E. das Hingetriebenwerden) auf die Enthüllung des furchtbaren Zusammenhangs ist das in unserem Drama, was, nicht gewollt, sich nur nebenher ergiebt. Deshalb kann es nicht die Handlung selbst sein, sondern nur ein Element, welches der Handlung einen bestimmten Charakter giebt, also kein Element des Dramatischen, sondern vielleicht des Tragischen; das kann man auch schon daraus sehen, dafs es zum Bereiche des Dichters, nicht der handelnden Personen gehört. Hier haben wir bei Bellermann, wie ich glaube, die Rückwirkung der Betrachtungsweise unseres Dramas, die ich oben kennzeichnete: er unterwirft es fremdem Mafsstab und läfst sich den Blick trüben durch den Schicksalsbegriff, der durch die Geheimnisse und ihre Enthüllung eine besondere Beleuchtung erhält.

II

Nach diesen einleitenden Sätzen und dem Versuche, Bellermanns Auffassung als unrichtig hinzustellen, wenden wir uns nun der positiven Seite unseres Themas zu: der Frage nach der Handlung. Wir werden ihr am besten gerecht werden, wenn wir erst die Frage nach dem Träger der Handlung beantwortet haben. Als diesen bezeichnete ich bereits Don Cesar — es bedarf noch der Ausführung im einzelnen, und zwar von zwei Standpunkten aus: zunächst vom dramatischen und später vom tragischen. Wer thut etwas in unserm Drama? Mehr oder weniger natürlich alle Personen: alle hegen Gedanken, die sich zu Entschlüssen, Entschlüsse, die sich zu Thaten verhärten. Die Fürstin hat den Entschlufs gefafst, ihre Söhne zu veranlassen, den alten Hafs der Kinderzeit zu begraben — ihr Entschlufs, dessen Durchführung sie mit berechnender Klugheit und starker Energie beginnt, wird That, sie wirkt also umgestaltend auf das Wesen und Thun ihrer Söhne ein; beide entschliefsen sich, 'die Rechnung gegenseitig zu vertilgen', 'den Streit in des Vaters Gruft hinabzuwerfen'. So gestaltet sie die Grundlage, auf der die Handlung sich weiter entwickelt. Abermals wirkt sie, die Handlung forttreibend, auf diese ein, wenn sie die Söhne veranlafst, die 'geraubte' Schwester aus Räubershänden zu befreien. Und schliefslich ringt sie sich durch zu dem Entschlusse, Cesar zu bewegen, am Leben zu bleiben — aber ihr gewaltiges Ringen hat keinen Erfolg. Wir sehen bei Isabella zwar ein lebhaftes Handeln, aber keine einheitliche Handlung, nur ein Eingreifen in eine solche an verschiedenen

Stellen. — Don Manuel ist mit dem Entschlusse gekommen, sich zu versöhnen, und was er dazu thun kann, das thut er — gerade wie Don Cesar. Er hat die Geliebte geraubt und will sie nun einführen in die Burg seiner Väter; er giebt dazu die nötigen Befehle, die von seinen Begleitern bis zu einem gewissen Punkte ausgeführt werden. Endlich, als er den furchtbaren Zusammenhang seines Geschickes zu durchschauen beginnt, will er sich Klarheit verschaffen, erliegt aber in dem Augenblicke, als ihm eben die entsetzliche Ahnung zur Gewifsheit wird. — Von Beatrice, die nur einmal aus ihrer passiven Rolle heraustritt, als sie vergebens versucht, auf Bitten der Mutter den Todesentschlufs Cesars wankend zu machen, von Beatrice, Diego und dem Chor dürfen wir billig schweigen. — Es bleibt noch übrig Don Cesar! Auf ihm mufs, da wir bei Isabella nur einzelne zerstückelte Handlungen, bei Beatrice nur leidvolles Sein sahen und Don Manuel verschwindet, als das Drama seinen Höhepunkt eben erreicht, die Hauptlast der Handlung haften bleiben, wenn wir uns nicht überhaupt vergebens nach einer Handlung umsehen sollen. Auch er kommt, wie sein Bruder, mit der Absicht, sich mit ihm zu versöhnen, und der Entschlufs setzt sich in ihm zur That durch. Dann erhält er eine Meldung, die ihn treibt, die Liebe der Geliebten zu erringen und zu behaupten — sein Entschlufs wird That: mit der ganzen überragenden 'Wucht der Willenskraft' wirkt er derart auf Beatrice ein, dafs er sich selber für den beglückten Sieger halten darf. Er sieht dann, dafs der Besitz der Geliebten bedroht ist, und blitzschnell entsteht in ihm der Entschlufs, den Besitz zu verteidigen — und ebenso blitzschnell wird der Entschlufs That. — Als auch er dann endlich den Zusammenhang der Dinge erfährt, beschliefst er seinen Tod, um den Mord des Bruders an sich selbst zu strafen; vorher aber ringt er noch in heifsem Kampfe mit der ganzen Energie seiner Empfindung um die Verzeihung und Neigung der Schwester — und nach beiden Richtungen hin behauptet er den Sieg, zugleich den tragischen Ausgang, zu dem er selber den Grund gelegt hat, herbeiführend. — Mit diesen Worten, die es mit dem Verhalten Don Cesars zu thun haben, ist zugleich der wesentliche Inhalt des ganzen Stückes erzählt; denn mit allem, was bedeutungsvoll sich im Drama ereignet, ist Don Cesars Geschick aufs innigste verflochten, was sich von keiner andern Person im gleichen Mafse sagen läfst. Hier sehen wir eine einheitliche, lückenlos fortlaufende Handlung mit einem ganz bestimmten, immer wieder klar erkennbaren Ziele, mit der zugleich das tragische Ziel in engster Verbindung steht, indem es in einem entscheidenden Punkte mit ihr zusammenfällt. Betrachten wir zunächst dies tragische Problem, um dann wieder unsere Aufmerksamkeit auf das Dramatische zu richten! Dafs Don Cesar diejenige Person im Drama ist, die das Tragische am ausgesprochensten an sich erfährt, oder an der die Idee des Tragischen sich am erschöpfendsten erfüllt, leuchtet wohl ohne weiteres ein: er ist es ja, der durch seine rasche That des Brudermordes dem Drama die Wendung zur Tragödie giebt. Demgegenüber kommt seinen Geschwistern, denen wir die Eigenschaft von Hauptpersonen im dramatischen Sinne durchaus absprechen mufsten und die wir nur als Gegenspieler bezeichnen durften, im

tragischen Sinne die Bedeutung tragischer Gegenmächte — und zwar äufserer — zu. — In innere und äufsere zerlegt Volkelt in seiner Ästhetik des Tragischen[1]) die Gegenmächte, an denen der Held zerschellt, die das mit der Gröfse des Helden kontrastierende Leid verursachen, oder, wenn wir es mit dem Tragischen der Schuld, wie hier, zu thun haben, wo diese Schuld selbst 'unter den Gesichtspunkt des kontrastierenden Leides rückt'[2]), die das Schuldigwerden des Helden veranlassen. — Überall, 'wo leidvolle Schicksale vorgeführt werden, kommen auch die Gegenmächte, die Feinde, mit zur Darstellung, die das Leid verursachen', teils mittelbar, teils unmittelbar, teils auf einmal, teils in einer gewissen Reihenfolge. 'Wenn von tragischen Gegenmächten die Rede ist, so denkt jedermann zunächst an Feinde von aufsen her.' 'In der That, wo uns Tragisches begegnet, fehlen solche äufsere Feinde fast niemals; und zwar hat die tragische Person teils gegen Menschen zu kämpfen, die absichtlich ihren Untergang wollen, teils fehlt die verderbenbringende Absicht.' Als Gegenmächte können aber auch widrige Verhältnisse auftreten, 'bald durch kleine, elende Zufälle erzeugt, bald aus allgemeineren, tiefer liegenden Ursachen herausgeboren, wodurch die tragische Person in Leid und Sturz verwickelt wird'. Noch ist schliefslich zu fragen einmal nach der gröfseren oder geringeren Berechtigung dieser äufseren tragischen Gegenmächte, und dann nach dem Wissen der tragischen Person von ihnen, d. h., ob sich dieselbe der Existenz der Gegenmächte bewufst ist oder nicht. — Wenn wir auf Grund dieser Sätze, die ich Volkelts Ästhetik des Tragischen, Abschnitt 7 und 10, entnommen habe, die Gegenmächte in unserm Drama untersuchen, so ergeben sich vier Hauptgesichtspunkte. 1) Wer erregt das tragische Leid? 2) Wird es absichtlich erregt? 3) Ist die das Leid erregende Macht berechtigt? 4) Was weifs die tragische Person von ihren Gegenmächten? Das tragische Leid wird erregt — wenigstens vom Standpunkte Don Cesars aus — durch Manuel, Beatrice, die widrigen Verhältnisse, die hier allgemeineren, tiefer liegenden Ursachen entspringen, die, ohne dafs es in Wirklichkeit so wäre, den Charakter des Schicksalsmäfsigen tragen, wenigstens nach der Weltanschauung der Personen im Drama, und endlich durch seine eigene Mutter. — Die Stellung Manuels als tragische Gegenmacht zu bestimmen ist nicht ganz einfach. In Cesars Augen ist er in dem Augenblicke, wo er ihn in Beatrices Armen sieht, sein 'Feind', 'der sein vertrauend redlich Herz betrog, die Bruderliebe ihm zum Fallstrick legte'. An diesen Anblick knüpft sich für Cesar das erste tragische Leid: die Eifersucht, die sofort bei seinem leidenschaftlichen Charakter in hellen Flammen emporlodert und ihn zugleich in ein zweites tragisches Leid, in 'leidvolle Schuld' verstrickt. — Betrachten wir dagegen das Verhältnis von unserm objektiven Standpunkte aus, so erkennen wir, dafs Manuel bewufst nie Cesars Gegner, geschweige denn sein 'Feind' gewesen ist — und jetzt kann er es erst recht nicht sein, da er ja den tieferen Zusammenhang schon kennt, d. h. in Beatrice bereits die Schwester sieht. Mit dieser Erkenntnis ist aber jede Gegnerschaft

[1]) Siebenter Abschnitt. [2]) Volkelt a. a. O. Achter Abschnitt S. 156 ff. (1. Aufl.).

an sich hinfällig. — Indirekt jedoch ist er es, der Cesar 'in tragisches Leid verstrickt', insofern er ja Beatrices Denken und Fühlen beherrscht, so dafs sie Cesar ihre Liebe und ihre Neigung nicht schenken kann. — Zum zweiten sind es die widrigen Verhältnisse, die Leid und Weh schaffen — so furchtbarer Art, dafs Cesar unmittelbar nach der Enthüllung aller Heimlichkeiten den Entschlufs freiwilliger Lebenszerstöruug fafst. Diesen Entschlufs steigert und festigt Beatrice mit ihrer Weigerung, dem Unglücklichen zu verzeihen und ihm den Trost schwesterlicher Liebe zu spenden. Die Last des Leides vermehrt endlich noch die Mutter durch ihren Fluch und das Geständnis, dafs Manuel ihr geliebter, ihr besserer Sohn gewesen ist. — Bei Beantwortung der zweiten Frage: Wird das Leid absichtlich erregt? müssen wir uns erinnern, dafs wir nicht an Feinde im eigentlichen Sinne zu denken haben, und deshalb auch keinem eine verderbenbringende Absicht zuschreiben können. Von Manuel ist in dieser Beziehung schon gesprochen; die widrigen Verhältnisse kommen hier für uns nicht in Betracht, da wir sie nicht, wie der Chor, mit einem tückisch, also absichtlich waltenden Schicksal in Verbindung bringen dürfen; Beatrice will den Bruder natürlich nicht verderben — aber sie kann auch nicht sogleich vergessen, was geschehen ist, und seinem stürmischen Drängen nach Verzeihung nachgeben; die Mutter endlich bekennt, dafs sie nur 'im blinden Wahnsinn der Verzweiflung' die Verwünschungen auf Cesars 'geliebtes Haupt' heruntergerufen habe — sie ruft sie deshalb zurück. — Und wie steht es drittens mit der Berechtigung der Gegenmächte?[1]) Natürlich ist Manuel im Recht und wäre es, wenn er auch bewufst die Nebenbuhlerschaft des Bruders bekämpfte; denn er war zuerst da und, was natürlich die Hauptsache ist, er besitzt die Neigung Beatrices. Und Beatrices Abneigung gegen Cesar ist ebenso berechtigt, ihr Zögern, ihm Verzeihung zu gewähren und ihm in schwesterlicher Liebe sich zu neigen, wohl begründet; ist er es doch, der ihren Frieden gestört, der sie dem Geliebten gegenüber in Schuld gestürzt, der in willkürlicher Weise ihr Geschick zu bestimmen gewagt und schliefslich den Geliebten in ihren Armen ermordet hat. Im Auftreten der hauptsächlichsten tragischen Gegenmächte Cesars ist also eine bedeutende Berechtigung enthalten, und das wirkt der pessimistischen Grundstimmung des Tragischen entgegen: die Welt unseres Dramas macht 'einen edleren, vornehmeren Eindruck', als wenn dem Helden, durch dessen leidenschaftliche Gemütsart jener Eindruck schon wesentlich beeinträchtigt erscheint, noch Jammermenschen oder Bösewichte als Vertreter der Gegenmacht gegenüberständen. — Über die Verhältnisse läfst sich nur unter dem Gesichtspunkte ihres Seins urteilen: sie sind eben da. — Anders verhält es sich mit der Berechtigung der Mutter: sie selber wenigstens erkennt sich das Recht ab, den Sohn durch ihren Fluch noch tiefer in tragisches Leid zu stürzen und widerruft ihn deshalb. — Was weifs nun viertens Don Cesar von diesen Gegenmächten? Der erste, der als Gegenmacht wirklich von ihm empfunden wird, ist Manuel — aber diesen Feind schafft er sich rasch aus

[1]) Hierüber besonders Volkelt a. a. O. Abschnitt 10.

dem Wege, in demselben Augenblicke schon, als er sich seiner Gegnerschaft bewufst wird. Viel später erst lernt er in den Verhältnissen, d. h. in dem verhängnisvollen Zusammenhange der Dinge einen Gegner kennen, gegen den kein Kampf hilft, dem er sich beugen mufs, und endlich die Mutter und Beatrice, oder deren Abneigung, die er in heifsem Kampfe überwindet. Bis zum Höhepunkte des Dramas ist also Cesar ahnungslos, und deshalb sehen wir zunächst keine tragischen Kämpfe vor dem Ausbruch seiner Leidenschaft und der Ermordung seines Bruders. Auch diese Art des Tragischen hat ihre besonderen Vorzüge: 'der grelle Kontrast, in dem die Unbefangenheit, Sorglosigkeit, Heiterkeit des Helden zu den im Geheimen immer drohender anwachsenden feindlichen Mächten steht', übt 'eine eigentümliche und starke ästhetische Wirkung' aus.[1]) — Mit dem dritten Akte beginnt dann neben dem dramatischen der tragische Kampf, der, während jener bis zu einem gewissen Grade mit einem Erfolge Cesars schliefst, den tragischen Untergang herbeiführt. — Aber diese eben erwähnten äufseren tragischen Gegenmächte würden noch nicht im stande sein, allein den tragischen Ausgang herbeizuführen, wenn nicht von Cesars Seite auch etwas zu der durch sie geschaffenen Situation hinzugebracht würde. Dies Etwas mufs in seinem Charakter liegen — entweder als Wirkung innerer tragischer Gegenmächte oder als schlechthin 'tragisch gefährliche' Eigenschaft seines Gemüts. Folgen wir auch hier wieder den Spuren Volkelts.[2]) Häufig treten in der eigenen Brust des Helden Mächte auf, 'die sich gegen sein Selbst feindlich kehren und ihn innerlich zu Falle bringen'. Das sind die inneren Gegenmächte. Von solchen wird indessen 'nur dort die Rede sein können, wo die tragische Persönlichkeit gespalten ist, wo sich in ihr ein feindlicher Gegensatz aufthut'. Dieser innere Gegensatz mufs jedoch 'von der Person, in der er stattfindet, auch wirklich als Zwiespalt, als Zerklüftung gefühlt werden; die Person mufs spüren, dafs ihr Selbst gespalten, von sich abgefallen ist, und dafs der eine Teil den andern und das ganze Selbst in inneres Verderben zieht'. — 'So ergeben sich innere Kämpfe und Zerrüttungen, ein Wechsel von Aufraffen und Niederlagen, von vergeblichem Widerstand und fortschreitenden innerem Zusammenbruch.' Wie steht es in dieser Hinsicht um Don Cesar? Wir können nicht behaupten, dafs er — zunächst bis zur Ermordung seines Bruders betrachtet — innerlich gespalten sei. Vielmehr ist es eine Natur aus dem Vollen heraus und nur von einem gewaltigen Herrenwillen beherrscht, ihm alles andere in und aufser sich unterordnend. Der Zwiespalt aber, der thatsächlich vorhanden ist in Cesars Brust, nachdem er sein Geschick in seinem ganzen Umfange erfahren hat, kommt für unsern Zweck nicht mehr in Betracht: das tragische Ziel ist ja schon erreicht. Was nun folgt, ist nur ein kurzes Schwanken zwischen Lebenwollen und Sterbenmüssen, zwischen dem Streben nach dem Genufs höchster Glückseligkeit in Beatrices Armen und dem charaktervollen Festhalten an der einmal beschlossenen Entsagung durch freiwillige Lebenszerstörung. Dies Schwanken ist für

---

[1]) Volkelt a. a. O. Abschnitt 7 S. 117. [2]) Abschnitt 7 und besonders 13.

den tragischen Ausgang ohne Belang; wie dieser unabhängig von jenem als notwendig geschaffen wurde, so kann er durch dasselbe wohl aufgehalten, nicht aber aufgehoben werden. — Mit inneren tragischen Gegenmächten haben wir es also bei diesem Helden nicht zu thun; sehen wir zu, wie wir sonst aus diesem Charakter die Notwendigkeit des Tragischen erklären können! — Wenn wir diesem Charakter vom Standpunkte des Tragischen gerecht werden wollen, müssen wir ihn zu den 'tragisch gefährlichen' Charakteren rechnen. — Das Tragische kommt dadurch zu stande, 'dafs bestimmt geartete Menschen und bestimmte Lagen zusammenwirken'. 'Die tragischen Keime, die in einer Person liegen, können durch die Beschaffenheit der umgebenden Verhältnisse entweder zu beschleunigter Entwicklung gebracht, oder zurückgehalten, oder vielleicht gänzlich unterdrückt werden.' 'Das Gleiche gilt von der tragischen Situation: die tragischen Gefahren, die in einer Situation liegen, können durch die Beschaffenheit der in sie hineingestellten Personen entweder zur Entladung gebracht, oder gehemmt, oder gänzlich beseitigt werden.' — Nun giebt es aber Personen mit absolut tragisch gefährlichem Charakter, Menschen von 'unseliger Geisteskonstruktion', widerspruchsvolle, unausgeglichene Menschen, 'die an sich selber leiden und an sich selber zu Grunde gehen' (wem fiele hierbei nicht Kreons Wort ein, das er Ödipus entgegenschleudert: Solche Naturen sind für sich selbst — mit Recht — am schmerzlichsten zu tragen!), oder 'stark einseitige Charaktere: Menschen von ungestümer Liebesleidenschaft, von ungebändigtem, trotzigem, gewaltthätigem Herrscherwillen, Menschen, die von einem wilden, rasenden Dämon getrieben werden'. Ein solcher Mensch ist Don Cesar! Während die Situation an sich noch nicht immer ausreicht, das Tragische zu begründen, würde Cesars Charakter allein ausreichen, seinen tragischen Untergang herbeizuführen. Er trägt gewissermafsen den Keim des Todes in sich; er ist überhaupt eine Persönlichkeit, die schlecht in die Welt pafst — und somit ist es gut, dafs er stirbt. Das erkennt er auch selbst: nicht durch sein reuiges Weiterleben, durch 'bufsfertige Sühne' seiner That kann er den Fluch lösen — sondern nur durch seinen Tod. Denn lebt er weiter, so ist nicht abzusehen, ob nicht noch weitere Frevelthaten seines leidenschaftlichen Gemütes folgen, und zeugt er gar Kinder, so wird sein unseliger Charakter wieder weiter vererbt, der Fluch stirbt nicht aus im Hause der Fürsten von Messina, und eine Frevelhandlung wird auch in Zukunft die andere 'in festgeschlossener Kette grausend anfassen'. Nehmen wir demgegenüber an, dafs an Cesars Stelle Manuel stünde, so ist wohl zu denken, dafs der tragische Ausgang hätte vermieden werden können; jedenfalls hätte es nicht zum Brudermord zu kommen brauchen. Ein flüchtiger Blick auf die Charaktere der Brüder wird das erklären. Trotz gemeinsamer Grundzüge sind sie doch himmelweit verschieden. Eignet beiden der starre, unbeugsame Herrenwille, so erscheint er doch bei Manuel wesentlich gemildert durch einen Hang zum Sinnen und Sichinsichversenken. Wie hat die Liebe auf ihn verklärend gewirkt: schon kommt er ohne Hafs zur Versöhnung mit dem Bruder! Wie zart und fein erscheint der rauhe Krieger, der Bruderhasser, im Verkehr mit der Mutter, die ihn stets für

'ein Kind des Segens' gehalten hat und ihn ungescheut ihren 'besseren Sohn' nennt; wie zart und innig erzählt er von seiner Liebe, wie umgiebt er mit sorgender Geschäftigkeit die Geliebte! — In Cesar erscheint dagegen der harte Familienzug in seiner schroffsten Ausbildung: er ist die absolute Herrennatur, die nichts kennt als Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit. Bei aller Ritterlichkeit und aller äufseren Achtung vor der Mutter und Beatrice kommt doch gerade im Verkehr mit den beiden Frauen dieser Zug besonders zum Durchbruch. Er ist der echte Sohn seines bis zur Barbarei rohen Vaters, während Manuel mehr die Züge von der Mutter hat. So ist es also nicht unmöglich zu denken, dafs die ruhigere Art Manuels eher zu einer friedlichen Aussprache als zur Entscheidung mit dem Dolche gedrängt hätte. Wie freilich Cesar die Eröffnung, dafs Beatrice seine Schwester sei, getragen hätte, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber bietet die Situation, so zugespitzt sie an sich ist, doch noch nicht die Notwendigkeit tragischen Ausgangs: der stammt allein aus Cesars Charakter, aus seiner ungebändigten Leidenschaftlichkeit, die in dem tragischen Kampfe 'den Angriffspunkt für die feindlichen Mächte' bildet. Dem Ansturm dieser äufseren Schicksale ist nun Cesar nicht gewachsen; die Erregung, in die ihn die Ereignisse der letzten Tage versetzt haben: die Versöhnung mit dem Bruder, die Begegnung mit der wiederaufgefundenen Beatrice, der Raub der Schwester und nun gar der Anblick der Geliebten an der Brust des Bruders reifst ihn fort zur raschen That des Mordes. — Suchen wir nun zu bestimmen, welcher Art des Tragischen die Braut von Messina beizuzählen ist![1]) Dafs sie dem Tragischen beizuzählen ist, bedarf wohl keines Beweises; haben wir doch 'die Darstellung aufsergewöhnlichen Leides': ein Bruder ermordet den Bruder, er liebt seine eigene Schwester, ohne es zu wissen, er zieht den Fluch der eigenen Mutter auf sich herab, und die neugewonnene Schwester wendet sich schaudernd von ihm ab, da sie in ihm nur den Mörder des Geliebten und des Bruders sieht. Und dies aufsergewöhnliche Leid kommt unabgeschwächt zur Geltung und ist sogar noch durch erschwerende Umstände — eben den geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge — gesteigert. So haben wir es zu thun mit dem Tragischen der erschöpfenden Art, also vom Standpunkte des Tragischen aus mit einer höheren Form desselben, da es den Untergang im vollen Umfange herbeiführt. Dem äufseren Untergang geht ein innerer vorher: der Cesar des fünften Aktes ist nicht mehr der frühere; seine frische, ungestüme Kraft ist gebrochen. Er ist ernster geworden, und reinere, höhere Gedanken erfüllen seine Seele. Ein tiefes Gefühl sowohl des Leides, das auf ihn gehäuft ist, als der Schuld, die er auf sich geladen hat, als der Verpflichtung den Mord zu strafen, erfüllt ihn. Mit diesen Gedanken, dieser abgeklärten, milden Stimmung erfüllt sucht er den Tod, den er nicht als vollgültige Sühne seiner Schuld ansieht, sondern nur als äufserliches Äquivalent des von ihm vergossenen Bruderblutes. Da die Menschen, die das Drama uns vorführt, menschliche Gröfse besitzen, das Mittelmafs nach Seite ihrer Stellung und ihres Charakters meist

[1]) Vgl. Volkelt a. a. O. Abschnitt 4 5 8 11 12.

überragend, so kommt das den tragischen Eindruck hervorbringende und verstärkende Kontrastgefühl voll zur Geltung. Wir sagen uns: Menschen, die zu Glück und Glanz berufen sind, geraten in Unglück — auf der verheifsungsvollen Grundlage der Versöhnung der Brüder baut sich nur Weh und Leid auf, Sturz und Untergang! Aber das Tragische erhält noch eine neue Färbung, und jedenfalls auch eine weitere Vertiefung, da die Braut von Messina ein Beispiel ist für 'das Tragische der Schuld', eine besondere Ausgestaltung des Tragischen. Hier rückt nun die Schuld selbst 'unter den Gesichtspunkt des kontrastierenden Leides', indem wir uns sagen: es ist entsetzlich, dafs ein Mensch, wie Cesar, so furchtbare That begehen, so unsühnbare Schuld auf sich laden mufs. Unser Wehegefühl wird verschärft, wir möchten wohl ausrufen: 'Was ist das für eine unheimliche, gefahrvolle Welt, in der gerade die aufsergewöhnliche Gröfse des Menschen, statt sich gut und rein auszuleben, so leicht in frevelnde Leidenschaft verwickelt wird', oder mit den Worten des Chors sprechen:

> Das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
> Wenn ich von der Höhe des Glücks
> Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
> In der Schnelle des Augenblicks!

Zugleich aber verbindet sich mit der pessimistischen Stimmung, die uns den Sinn der Welt als tieftragisch erscheinen läfst, das optimistische Gefühl der Nemesis, der sittlichen Befriedigung, wenn wir auf den Ausgang blicken 'und den feierlichen Zusammenhang der Gerechtigkeit wahrnehmen, die wir gutheifsen'. — Darin liegt zugleich die eine Seite des Erhebenden, das gegen den im Gemüte erzeugten 'Druck des Tragischen eine fühlbare Gegenwirkung erzeugt'; durch die wehevolle Erschütterung geht etwas Befreiendes, Erlösendes hindurch. — Die andere Seite des erhebenden Momentes wird durch den doppelten Sieg Cesars erzeugt, durch den er sich die Möglichkeit schafft, nun rein und frei von dem häfslichen Gefühle des Neides in den Tod zu gehen. Es liegt eine erhabene, weihevolle Stimmung über diesem Ausgange. — Ich sagte: 'den doppelten Sieg Cesars'; denn einmal siegt Cesar im Ringen um Beatrice: sie neigt sich ihm verzeihend — und dann gewinnt er den noch gröfseren Sieg über sich selber, indem er sich in seinem Entschlusse, den Bruder an sich selbst zu rächen, nicht wankend machen läfst durch das Glücksgefühl, die in seinen Armen zu halten, die das irdische Leben 'zu einem Loos der Götter machen kann'.

III

Nachdem wir das tragische Ziel als Cesars That: die Ermordung Manuels erkannt haben, können wir wieder zum dramatischen Problem zurückkehren und das Ziel der Handlung zu bestimmen suchen. Dies Ziel ist Beatrices Liebe; die Handlung selbst ist das Streben nach diesem Ziele, der Träger dieser Handlung ist Don Cesar. — Sein ganzes Wollen und Empfinden dreht sich nur um Beatrice, um Beatrices Liebe — um die Liebe der Geliebten, als sie noch diese ihm ist, und um die Liebe der Schwester, als er sie als solche er-

kannt hat. — Diese Liebe ist aber ohne Kampf nicht zu erreichen, ohne Kampf mit der Geliebten selber und mit dem Bruder; denn Beatrices Liebe gehört Manuel im Leben wie im Tode. Und hat Manuel ihm im Leben widerstanden, ohne dafs es freilich Cesar — bis zum letzten Augenblicke — gewufst hat, so kämpft er nach Manuels Tode mit vollem Bewufstsein mit dem toten Bruder um der Schwester Neigung. Daher verstehe ich nicht, wie Bellermann sagen kann: 'von irgend einem Kampf, einem Ringen um die Geliebte ist weder bei dem einen, noch bei dem andern die Rede; beide glauben keinerlei Hindernissen gegenüber zu stehen'. Gewifs, Manuel nicht; er ist ja im Besitz! Wohl aber Cesar, der den Besitz erringen will und dabei auf einen begünstigten Besitzer stöfst. Schon in dem Augenblicke, in dem er die Geliebte zuerst erblickte, ihre Anmut und Reinheit den Leidenschaftlichen zu heifser, wildstürmischer Liebe hinrifs, beginnt für ihn der Kampf, der Kampf mit den Verhältnissen. Denn ehe es ihm gelang, ihr seine Liebe zu gestehen, war sie verschwunden und blieb es drei lange Monde, in denen er sie suchte, rastlos, 'an aller Kirchen und Paläste Pforten, an allen offnen und verborgnen Orten'. Ein ganzes 'Netz von Spähern' hat er ausgebreitet — 'doch seiner Mühe sah er keine Frucht', bis endlich, 'von einem Gott geleitet des Spähers glückbekrönte Wachsamkeit in einer nahen Kirche sie entdeckte'. — Nun erscheinen diese Hindernisse glücklich überwunden, Cesar hat Beatrice gefunden — aber er fürchtet neue: des Zufalls tückisches Walten oder gar 'eines Dämons Neid' — und deshalb, um sie fest zu binden, redet er sie vor Zeugen als seine Gattin an. Nun glaubt er alles gethan zu haben, um ihres Besitzes sicher sein zu können — wir aber wissen, dafs es eine Täuschung ist, dafs er erst mit seinem Bruder noch abrechnen mufs, dafs er erst Beatrices Angst und Abscheu vor ihm überwinden müfste, um ihrer Neigung sicher zu sein. Der Kampf ist freilich noch nicht offen ausgebrochen, er ist gewissermafsen latent vorhanden — wenn Cesar weniger stürmisch gewesen wäre, wenn er nicht in seiner 'Beschränktheit durch leidenschaftliches Begehren' Beatrices angstvolles Verstummen für Zustimmung gehalten hätte, würde er seines Gegners bald inne geworden sein. Und dann? Ich glaube nicht, dafs er verzichtet hätte ohne Kampf. Beatrices Neigung hätte er sich zugetraut im Sturme zu erringen, und jedem Nebenbuhler hätte er die schöne Beute streitig gemacht. Denn der Fluch des Hauses, unbesonnen und leidenschaftlich zu handeln, schlägt ihm besonders die dunkeln Flügel ums Haupt: 'die Freiheit hat er und die Wahl verloren'. Und während Cesar nun dahingeht 'in thörichtem Mut', mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seiner Herrennatur im Besitze sich wähnend und heiter, sorglos seines Sieges sich freuend, keines offnen Gegners sich bewufst, wissen wir, dafs es zunächst ein unsichtbarer Feind ist, den er fürchten mufs, der in Beatrices Brust ihm widersteht, wissen wir, dafs Beatrice für ihn nicht zu erringen ist, auch wenn es gelänge, den Nebenbuhler zu beseitigen und die Neigung der Geliebten zu erkämpfen: ein noch furchtbarerer Feind bäumt sich ihm entgegen: der unselige Zusammenhang der Dinge, die furchtbare Wahrheit, dafs er die Schwester liebt. Also Feinde ringsum! Er selbst empfindet sie

freilich nicht sogleich — doch bald kommt es ihm auch klar zum Bewufstsein, dafs die Geliebte nicht ohne Kampf zu erringen ist, nicht ohne Kampf sogar gegen den eigenen Bruder. — Als er, um die 'geraubte' Sckwester zu suchen, auszieht und nur vorher noch die Braut zur Mutter senden will, und den Garten betritt, in dem er sie unter dem Schutze seiner Ritter verlassen hat, da erfährt er von diesen wundersame Kunde: Manuels Begleiter seien gekommen, hätten mit trotzigen Worten sie selber gereizt und mit Gewalt den Eingang erzwingen wollen; sie aber hätten den Platz behauptet — schon seien Schwerter entblöfst, um dort zu stürmen, hier zu schirmen, da sei Manuel selbst erschienen, habe kurz nach des Streits Veranlassung gefragt, sie, Cesars Getreue hinweggeschickt und sei mit seinen Begleitern zu Beatrice gegangen. Kaum mag Cesar glauben, was er hört, der Grimm über seiner Ritter Behandlung schnürt ihm die Kehle zusammen. Furchtbares ahnend stürzt er, von jenen gefolgt, in den Garten und findet — Beatrice in Manuels Armen! — Er sieht mit einem Blicke den zürnenden, erregten Bruder — zürnend über Beatrices Ungehorsam, den sie ihm eben gestanden hat, erregt über die furchtbare Enthüllung der Geheimnisse — und neben ihm, mit flehender Gebärde, angstvoll erregt über Manuels drängendes Fragen, dessen tiefere Ursache sie nicht kennt — Beatrice! Also ist Cesars Befürchtung, noch möchte ein Zufall zwischen ihn und die Geliebte treten, doch nicht unbegründet gewesen! Der eigene Bruder hat ihm nachgespürt, ihm tückisch Versöhnung gelogen, um ihm so wirksamer nachspüren zu können! Und warum? — Ja, warum? Der ruhige, nüchterne Beobachter mag wohl 'warum' fragen — Cesar sieht nur die gegenwärtige Situation, und Gedanken kreuzen sich blitzschnell, sich verwirrend, in seinem leidenschaftlichen Kopfe, das Tollste reimt er sich zusammen, und plötzlich packt ihn der Dämon, läfst ihn zum Dolche greifen und Beatrices Besitz gegen den wehrlosen Bruder verteidigen. — Da haben wir den Kampf, freilich nur kurz, beiden kaum selber recht zum Bewufstsein kommend; für beide Anfang, Mitte und Ende des Kampfes in einen Augenblick zusammengedrängt — für uns aber nur eine Episode in dem schon lange heimlich schleichenden Ringen, grell beleuchtet aus dem verhüllenden Dunkel hervortretend! Wieder geht Cesar dahin, diesmal seines Sieges noch sicherer, für uns aber, die wir hinter den Schleier blicken, als ein Gerichteter, dem Tode verfallener, von seinem Ziele entfernter denn je! Das erfährt er, als auch ihm der verhüllende Vorhang fällt, als er sieht, wen er geliebt, wen er in Manuel getötet hat. Doch nun beginnt erst der heifseste Kampf für Cesar: er mufs um die Neigung, um die Verzeihung der Schwester ringen! — In starrer Verzweiflung hat die Mutter sich von ihm abgewandt, die Erregung des Schmerzes hat ihr das harte Wort herausgeprefst:

> Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
> Und von dem Lebenden scheid ich mich selbst,
> Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.

So fleht er denn zu Beatrice: 'Bleib Schwester, scheide du nicht so von mir!' Mag die ganze Welt mich verdammen, die Mutter mir fluchen, nur du ver-

damme mich nicht, 'von dir kann ich's nicht tragen'. Aber Beatrice zeigt mit abgewandtem Antlitz auf Manuels Leichnam, den Mörder verurteilend durch eine Gebärde, die bedeutet: der Tote steht zwischen uns! Da beginnt Cesar ein heifses Ringen um Beatrices Neigung, und wohl ist ihm hierbei bewufst, dafs der tote Bruder sein Gegner ist! Man vergegenwärtige sich nur jene Scene, die letzte des vierten Aktes: Cesar flehend, drohend und zuletzt, als alle seine Worte vergeblich sind, trotzig; Beatrice anderseits abweisend, ohne zu sprechen oder dem schmerzlich forschenden Blicke des Bruders zu begegnen. — In seinen Reden wechselt die Sophistik der Eifersucht, mit der er der Schwester klar zu machen sucht, dafs er ja den Geliebten ihr nicht getötet habe, sondern den Bruder, und den habe er sich selbst ja auch ermordet, mit dem Versuch, der Schwester Mitleid zu erwecken; wechselt der Egoismus des Schmerzes, der sich den Gedanken ausmalt, wie alle drei Geschwister vereinigt untergehen, mit dem Ausbruche der Wut und des Neides gegen den Toten; wechselt der Entschlufs, den Bruder zu rächen durch selbstgewählten Tod, mit dem trotzigen Umschlagen der Stimmung zum Schlusse und dem schmerzlichen Aufschrei: Geh hin auf ewig! — Ja, er verschmäht es selbst nicht, ihr, Beatrice als der Ursache seiner grenzenlosen Liebe, die Schuld des Brudermordes beizumessen, und ihr Mitleid 'als einen heilgen Zoll' zu fordern! Wenn das nicht ein Kampf, ein Ringen ist, so weifs ich nicht, was überhaupt Kampf und Ringen bedeutet. Und Hindernisse sind auch vorhanden: der Bruder, die Liebe Beatrices zu ihm, ihre alte Furcht vor 'dem Jüngling mit dem Flammenauge', der sich nun noch der Abscheu gegen den Mörder ihres Geliebten gesellt. — Diesmal geht Cesar gebrochenen Mutes aus dem Kampfe, und in seiner Seele Tiefen gründet sich der Entschlufs, den Bruder zu rächen und den Fluch des Hauses sterbend aufzulösen. — Er hat abgeschlossen mit dem Leben, eine feierliche und grofsartige Ruhe ist über ihn gekommen — so trifft ihn die Mutter, die das Gerücht vom beschlossenen Selbstmorde ihres Sohnes aus ihres 'Schmerzes öden Wohnungen' getrieben hat, und stürzt ihn von neuem in den Kampf — nicht nur in den Kampf zwischen Lebenbleiben und Sterbenwollen, sondern auch wieder in das alte Ringen um Beatrices verzeihende Liebe! Und wieder bekämpft er dabei den Bruder, den er immer noch als seinen Gegner empfindet. Als Beatrice sich selber als Opfer darbietet, fafst er das so auf, als ob sie sich auch im Tode noch mit dem Geliebten vereinigen wolle, und auf ihre vorwurfsvolle Frage: 'Beneidest du des Bruders toten Staub?' antwortet er, das Vergebliche seines Kampfes gegen Manuel erkennend: 'Es lebt in deinem Schmerz ein selig Leben, ich werde ewig tot sein bei den Toten.' Da klingt zum erstenmale aus Beatrices Munde ein weicher Ton, Cesar fafst Hoffnung, dafs ihre Thränen auch ihm gelten könnten — aber noch einmal stürzt er herab von dieser Hoffnung — da endlich rührt sein tiefes Leid Beatrices Herz: sie neigt sich freiwillig an seine Brust, sie verzeiht ihm. — Er hat thatsächlich Beatrice sich erstritten! Ein Kampf voller Hindernisse, Bangen und Mühen ist damit zu seinem Ende geführt, ein Kampf, wohl wert, dramatisch dargestellt zu werden und den Mittelpunkt einer bedeutungsvollen

Handlung zu bilden! — Cesar hat freilich gesiegt — aber es ist zu spät! Auch der Schwester Verzeihung kann seinen Entschlufs nicht wankend machen, der auf dem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit beruht:

Ich, der Mörder, sollte glücklich sein,
Und deine heilige Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Dafs solche Teilung sei in seiner Welt.

Mit diesen Worten geht Cesar in den Tod, der letzte männliche Sprofs des wilden, herrischen Geschlechtes, das einst aus dem Lande kam, 'wo das Eisen wächst in der Berge Schacht', und die lachenden Gefilde Siciliens eroberte, das die Unterthanen mit harter Hand darniederhielt und 'gegen seine eigenen Glieder' — 'Greuelthaten ohne Namen, schwarze Verbrechen' aufeinanderhäufend — 'wütend mit Erbittrung' raste, das Zeuge war, wie der Sohn dem Vater die Braut raubte, der Vater die Tochter aussetzte, die Söhne, von frühester Kindheit an in unerklärlichem Hasse entzweit, sich blutig befehdeten. —

Das Ringen Cesars um Beatrices Liebe, zuerst der Geliebten, zuletzt der Schwester, ist das Thema, der eigentliche Kern der Handlung — und diese baut sich nun folgendermafsen auf: Die prächtige, ruhig rückblickende Rede Isabellas, in der Mutterstolz und Mutterschmerz, die Empfindungen der gekränkten Gattin und Fürstin miteinander kämpfen, in der zum Schlusse sich die stolze Herrennatur der geborenen grofsen Herrscherin offenbart, bildet die Einleitung, die uns die Voraussetzungen, die Vorbedingungen der Handlung in kurzen Strichen bietet. Einer solchen Einleitung bedurfte Schiller um so mehr, als er einen Stoff bearbeitete, der auf freier Erfindung beruhte. — Darauf folgt in der zweiten Scene der stimmende Accord: das Geheimnisvolle, das im Drama eine so verhängnisvolle Rolle spielt, beginnt seine dunklen Flügel zu regen. In den folgenden Scenen wird breit die Grundlage geschaffen, auf der die eigentliche Handlung sich aufbaut: die Versöhnung der Brüder. Nun endlich tritt das die Spannung erregende Moment ein: die geheimnisvolle Meldung an Don Cesar, seine freudige Erregung, die Andeutung eines dringenden Werkes, das ihn von hinnen treibe, sein innerer Kampf, ob er dem Bruder gestehen soll, was ihn bewegt, und endlich die Ankündigung, dafs bald die letzte dunkle Falte schwinden solle. Der Schlufs des Aktes bringt Manuels Erzählung und gewissermafsen den Beginn der Gegenhandlung, die Hindeutung auf den Konflikt. Denn schon ahnen wir, dafs beide Brüder dasselbe Mädchen lieben, und dafs der Chor Manuels ebendorthin geschickt wird, wohin auch Caesar mit seinen Begleitern geht. Eine bange Stimmung ergreift uns trotz der vorausgehenden glücklichen Ereignisse — wir sprechen mit dem Chor:

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut.

Der zweite Akt steigert unsere Spannung und bange Erwartung. Beatrice klagt, dafs Manuel sie ihren angstvollen Gedanken allein überlasse; Cesar, der Gefürchtete, erscheint und nimmt mit leidenschaftlichem Ungestüm, unter

rücksichtsloser Geltendmachung seines Herrenwillens, Besitz von der zitternden Jungfrau, den Chor bei ihr zum Schutze zurücklassend. Wir aber wissen, dafs auch Manuels Chor dasselbe Ziel hat, dafs also beide dort zusammentreffen werden; — neuer Krieg mufs die verhängnisvolle Folge sein! Und unsere bange Erwartung wird durch die folgende Szene noch gesteigert, in der die Stimmung von jubelnder Freude, überhebendem Niobestolz und frohster Erwartung zu sorgender Ahnung und endlich zu tiefer Trauer allmählich sich herabsenkt. Furchtbar erhebt es sich am Schlusse des zweiten Aktes bei uns zur Gewifsheit, dafs nicht allein die Chöre, dafs auch die erregten Brüder selbst bei Beatrice zusammentreffen werden. Bei Cesars leidenschaftlicher Gemütsart dürfen wir das Schlimmste befürchten. Dieses Schlimmste bringt der dritte Akt. Auf den Streit der Diener folgt die kurze, packende Szene des Mordes: der Höhepunkt des Dramas ist erreicht. Aber zugleich setzt die Peripetie ein: wir sehen, dafs Cesar, 'der dahingeht in thörichtem Mut', nicht mehr glücklich enden kann, wenn er alles erfährt, wir sehen die Notwendigkeit des tragischen Ausgangs geschaffen.[1]) Wie prachtvoll stimmt zu der Erkenntnis des jammervollen Endes die ergreifende Totenklage, der leidenschaftliche Ruf nach Rache, die Erinnerung an das Bild des von den Erinnyen verfolgten Muttermörders! — Der vierte Akt entwickelt dann den Umschwung weiter durch die Enthüllungen; er eröffnet aber kunstvoll zugleich eine neue Spannung: Cesars Kampf um Beatrices Verzeihung, die Fortsetzung des alten Ringens um ihre Liebe. Ernst und feierlich setzt endlich der letzte Akt ein und führt die Katastrophe, die wir schon längst als unvermeidlich erkannten, herbei, nachdem noch einmal ein Strahl der Hoffnung geleuchtet hatte. — Um diese Handlung nun schlingt sich, nicht eine besondere Handlung nebenher, sondern immer wieder innig mit jener verflochten, das, was Bellermann 'das Loseilen auf die Entdecknung' nennt. Es giebt Geheimnisse im Drama; nächst dem unbeugsamen Herrenwillen eignet den Sprossen des Fürstengeschlechts ein verhängnisvoller 'Hang zum Geheimnisvollen'. Alle haben sie ihr Geheimnis: die Fürstin ihre lange verborgen gehaltene Tochter, Manuel und Cesar ihre Liebe, die sie naturgemäfs voreinander, aber auch vor der Mutter und Manuel auch vor seinen Begleitern verbergen. Beatrice hat heimlich gegen Manuels Gebot gefrevelt und es dann nicht über sich gewonnen, dem Geliebten von dieser 'stillen Schuld' Mitteilung zu machen. Und alle diese Geheimnisse stehen in einer furchtbaren Beziehung, die ich das Geheimnis des Weltzusammenhanges nennen möchte. Zuerst wird der Zuschauer in alle diese Geheimnisse eingeweiht, deren Zusammenhang er schon bald zu ahnen beginnt, stufenweise der Chor und Don Manuel, zuletzt Beatrice, die Fürstin und Don Cesar. — Das Geheimnisvolle und seine Enthüllung, so stark es in der Handlung hervortritt, ist aber doch nicht die Handlung selbst, sondern lediglich ein Element des Tragischen, durch welches die eigentliche Handlung einen besonders düstern, man könnte, das Wort richtig verstanden, sagen: schicksalsmäfsigen Charakter bekommt.

[1]) Nicht durch ein thörichtes Schicksal in Gestalt von Träumen, sondern allein durch Cesars That, die aus seinem leidenschaftlichen Charakter sich ergiebt!

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ANALOGA IM ALTGRIECHISCHEN UND ALTGERMANISCHEN EPOS

Der Zweck der vorliegenden Zeilen ist ein recht bescheidener, der nämlich, auf den Leser etwas von jener Freude übergehen zu lassen, welche der Verfasser, frisch von der Lektüre des Beowulf und der poetischen Edda herkommend, beim Genufs der Homerischen Gedichte allemal da empfunden hat, wo er in der griechischen Welt Analoga zu Altgermanischem zu entdecken glaubte. Diese Freude selber, sie ist keine andere als die, mit welcher wir so oft im Leben unter fremden Verhältnissen unerwarteterweise auf längst Bekanntes stofsen.

Das Vorhandensein solcher Analoga kann freilich nicht sehr verwundern, bewegen sich doch mutatis mutandis die altgermanischen epischen Dichtungen wie die altgriechischen in einer analogen Welt: im Himmel ein Polytheismus, das Widerspiel irdischer Zustände, und auf Erden, hier wie dort, die Verhältnisse eines heroischen Zeitalters. Und hier wie dort liegt dieses letztere schon weit hinter der Zeit des Dichters. Wenn einerseits Homer den Diomedes (Il. V 302 ff.) oder den Aineias (ebd. XX 285 ff.) einen Stein werfen läfst und dabei nie verfehlt zu bemerken, dafs zu seiner Zeit zwei Männer an ihm zu tragen gehabt hätten, 'solcher, wie jetzt die Sterblichen sind' [1]), so deutet anderseits der Verfasser der Atlakviđa gr. beinahe mit Bedauern (Str. 44) auf Guđrun, als das letzte Heldenweib, das in die Brünne gefahren sei, die Brüder zu rächen.

Was nun zunächst die überirdische Welt betrifft, so ist interessant namentlich der Umstand, dafs in den Homerischen Gedichten sowohl als auch in der Edda offenbar seltene Ausdrücke als zu der Sprache der aufsermenschlichen Wesen gehörig betrachtet werden. Homer freilich weist solche Synonyme — denn das sind jene zumeist — durchweg den Olympiern zu (Il. I 403, II 813 f., XIV 291, XX 74, Od. X 305, XII 61), der nordische Dichter dagegen, mit seiner Fülle der Kenningar, bedenkt in dem Alvíssmál damit bekanntlich nicht nur die Götter, sondern auch die Riesen, die Zwerge, die Elfen, ja die Leute der Hel.

[1]) Vgl. auch Il. XII 378 ff

Überaus verwickelt sind beiderseits die Beziehungen der göttlichen Mächte zu denen des Schicksals und dieser beiden wiederum zu den Menschen, und fast will es uns scheinen, als sei hier der Vergleich mit den Schmetterlingsflügeln nicht eben unpassend: man glaubt sie zu fassen, und schon sind sie nicht mehr das, wofür sie gehalten sein wollen; schwerlich haben übrigens die Menschen jener Zeiten hierin klarer gesehen als wir.

Dagegen ist wieder von Interesse die Naivetät, mit welcher hüben und drüben die Schuld der Menschen sei es den Göttern, sei es den Schicksalsschwestern zugeschoben wird. An dem Unheil, das über Paris und Helena und mithin über Troja kommt, ist Zeus schuld (Il. VI 357) oder Aphrodite (Od. IV 261 f.), an der Verführung der Klytämnestra aber das Verhängnis der Götter (Od. III 269), und ganz so entschuldigt der nordische Dichter die Brynhild (Sig. sk. 5): makellos sei sie gewesen, aber die Schicksalsmächte seien dazwischen gekommen, und die Nornen hätten die verderbliche Liebesglut zu Sigurd entfacht und unterhalten (ebd. 7). [1])

Noch sind die goldgehörnten Kühe zu erwähnen, die der Riese Þrymr der Freyja zum besten giebt [2]), denn auch Diomedes verspricht (Il. X 292 ff.) der Athene eine solche, und im Palast des Nestor schmückt der Schmied die Hörner des Rindes vor unseren Augen (Od. III 382 ff. 425 f. 432 ff.).

Die himmlischen Zustände sind das Spiegelbild der irdischen im altgermanischen wie im altgriechischen Epos; auf Erden aber konzentriert sich das Leben hier wie dort um die Fürstenhöfe, heifse der Herrscher nun Alkinoos oder Hrođgar, Gunnarr oder Priamos, und hier wie dort liegt der Mittelpunkt in der grofsen Halle. Unter den Nebengebäuden wiederum spielen beiderseits die Mühlen eine wichtige Rolle, und beiderseits betreiben Mägde diese niedrige Arbeit, fünfzig (mit den Weberinnen und Spinnerinnen) am Hofe des lebensfrohen Phaiakenkönigs (Od. VII 103 f.), zwölf am Hofe des Dulders Odysseus (ebd. XX 105 ff.). Wer, wie Lessing sich ausdrückt, seinen Homer inne

[1]) Vgl. noch Helg. Hu. II 33 u. Hamđ. 27.
[2]) Þrymskviđa 23; vgl. auch Helg. Hu. I 4.

hat, erinnert sich gar wohl jenes schönen Bildes (ebd.), wo das bei ihrer Arbeit verspätete Weib in der Mühle am frühen Morgen zu Zeus um Rache an den Freiern fleht, und ihr Herr in Bettlergestalt über das Omen sich freut; ebenso werden dem Kenner der Edda seinerseits jene Stellen beifallen, wo Loki den Byggvir höhnt, er werde wohl immer bei den Mühlen schnattern müssen (Ls. 44), wo Sinfiǫtli dem Gudmund vorwirft, bei den Mühlen die Mägde geküfst zu haben (Helg. Hu. I 36), wo endlich Helgi vor seinen Verfolgern nicht anders sich zu retten weifs, als dafs er Weiberkleider anzieht und mahlen geht (Helg. Hu. II 1, 2).

In den Frauengemächern aber waltet die Herrin mit ihren Dienerinnen. Sie weben in germanischen Landen wie in Griechenland, und in ihr Gewebe wirken sie, hier wie dort, Darstellungen der allerjüngsten Ereignisse, Helena im Palaste des Priamos die Kämpfe der rossekundigen Troer und der erzbekleideten Achaier (Il. III 125 ff.), Gudrun dagegen bei der Þóra in Dänemark Episoden aus dem Leben ihres eben ermordeten Sigurd (Gudkv. II 13 ff.).[1] Noch in einer weiteren Beschäftigung der hohen Frauen stimmt das altgermanische Epos zum altgriechischen: im Halten von Gänsen. Mit einigem Stolz bemerkt Penelope (Od. XIX 536 f.):

> Zwanzig Gänse hab' ich in meinem Hause, die fressen
> Weizen mit Wasser gemischt, und ich freue mich, wenn ich sie anseh',[2])

und als Gudrun in Klagen ausbricht um den gemordeten Gatten, da gellen im Hofe die Gänse mit, die sie zu eigen besitzt (Gudkv. I 16, vgl. Sig. sk. 29). Wie sehr übrigens in beiden Epen die Tierwelt als mit dem Menschen empfindend vorgestellt wird, das zeigt einerseits jene Stelle der Ilias (XVII 426 ff.), wo die Rosse Achills um Patroklos trauern:

> Beid' ihr Haupt auf den Boden gesenkt, und Thränen entflossen
> Heifs von den Wimpern herab den Trauernden u. s. w.,

anderseits der Passus der zweiten Gudrúnarkvida, wo Gudrun den Gráni nach dem Verbleib ihres Sigurd befragt (Gudkv. II 5, vgl. Brot af Sig. 7): 'da trauerte Gráni und senkte zu Boden das Haupt; wohl wufste das Rofs, dafs sein Herr nicht mehr lebte'.

Gelegentliche Anwesenheit der Frauen im Männersaale erhöht dort die Festlichkeit: als Beowulf mit den Seinen an Hrodgars Hofe erscheint, da kredenzt ihm (613 ff.) dessen Gemahlin Wealhþeow den Metbecher, und er weifs ihren Grufs gar wohl zu erwidern; Odysseus aber reicht bei seinem Scheiden von den gastlichen Phaiaken einen Becher voll Weins ihrer Königin Arete, und ihr gelten seine Abschiedsworte (Od. XIII 56 ff.). Beim Mahle selber steht in der altgriechischen wie in der altgermanischen Halle einem Jeden der Tisch gesondert (*sua cuique mensa* Germ. 22); der weintrinkende Grieche ferner kennt das Prahlen beim Becher nicht minder gut (Il. XX 83 ff.) als der biertrinkende Angelsachse (Beow. 480 ff., vgl. ebd. 1466 ff.), und die Reizrede des Unferd gegen Beowulf (Beow. 499 ff.), sie hat ihr Pendant in der Herausforderung des Odysseus durch Euryalos (Od. VIII 158 ff.). Dann fehlt weder hier noch dort der Sänger, wobei wieder von besonderem Interesse ist, dafs in der Ilias sowohl als auch in der Edda (und augenscheinlich ebenfalls im Beowulf, 2106 ff.) jeder Gebildete das Singen zur Harfe versteht — Beispiele sind einerseits Achill vor seinem Zelte (Il. IX 186 ff.), anderseits Gunnarr im Schlangengarten (Akv. gr. 32, Am. 63)[1], während die Odyssee ausschliefslich, Beowulf hauptsächlich berufliche Sänger zu kennen scheint. Zum Schmucke des Lebens gehört endlich hier wie dort das Brettspiel. Die Freier treiben es vor der Halle in Ithaka (Od. I 106 ff.), und ganz so, während des goldenen Zeitalters, die nordischen Götter (Vǫl. 11, vgl. ebd. 63); wie übrigens den alten Germanen (Tac. Germ. 24)[2], so führt die Leidenschaftlichkeit im Spiel auch den Homerischen Griechen gelegentlich zu schlimmem Ende (Il. XXIII 87 f.).

An diesen Höfen nun wächst der Knabe heran zum Jüngling, der Jüngling zum Manne, wobei der germanische wie der griechische Dichter die Vergleiche gern der Pflanzenwelt entnimmt: Helgi der Hundingtöter — die ragende Ulme (Helg. Hu. I 9), Sigurd unter den Giukingen — der Lauch in den niedern Gräsern (Gudkv. I 18), Telemachos — ἔρνεϊ ἶσος (Od. XIV 175, vgl. Il. XVIII 56, 437).

Zu diesen Höfen streben aber auch, im altgriechischen wie im altgermanischen Epos, die Friedlosen und die Recken: Ecgþeow hat den Headolaf erschlagen — er flieht zum Königshofe der Dänen (Beow. 459 ff.), Epeigeus einen Verwandten getötet — er flieht zum Palaste des Peleus (Il. XVI 571 ff.); denn hier wie dort verlangt die Blutthat

---

[1]) Vgl. auch ebd. 27, Helr. Br. 1 u. Oddr. 16.
[2]) Vgl. auch Od. XV 161 f.

[1]) Vgl. auch Vǫl. 43.
[2]) Zum Schwerttanz a. a. O. vgl. Il. VII 241.

Bufse[1]) oder des Thäters Blut, und wie Achill verzichtet auf Speise und Trank, bevor er an Hektor die Rache vollzogen (Il. XIX 209 ff.)[2]), so will Vali sich weder waschen noch kämmen, er habe denn Baldrs Tod an seinem Mörder gerächt (Bld. dr. 11).

Von diesen Höfen endlich ziehen sie beide aus, Griechen und Germanen, zumeist zur Fehde (wobei, was Grausamkeit anbelangt, Ilias[3]) und Edda[4]) so ziemlich auf gleicher Höhe stehen), bald zu Lande, bald in blauschwarz geschnäbelten[5]) Schiffen, den Rossen des Meeres.[6])

Auch für die Verhältnisse des Todes treten schliefslich im altgriechischen wie im altgermanischen Epos Analoga reichlich zu Tage. Streifen wir auch hier nur das Augenfälligste, so ist zunächst die Totenklage zu erwähnen: wie dort in Troja Andromache sie anhebt um den getöteten Hektor, und rings um sie klagend das Volk steht (Il. XXIV 719 ff.), so sind auch hier um Guđrun die Männer und Weiber versammelt, klagt auch hier die Gattin um den erschlagenen Gatten (Guđkv. I). Dann das Leichentuch: Penelope gibt vor, ein solches dem Laertes zu weben (Od. XIX 138 ff.), und ein ebensolches für Sigurd wird unter anderm Guđrun angeboten für den Fall, dafs sie einwilligt in die Vermählung mit Atli (Guđkv. II 26, vgl. auch Am. 100). Die Totenfeierlichkeiten ferner: man vergleiche dazu nur etwa Il. XXIII oder Od. XXIV mit dem Schlusse des Beowulf, mit Sig. sk. oder dem bekannten Berichte des Jordanes über Etzels Totenfeier. Endlich der Grabhügel. Dem Beowulf werfen ihn auf die Gauten: 'der war hoch und breit, den Seefahrenden weithin sichtbar' (Beow. 3159 f.); von der Asche des Freundespaares Achilles und Patroklos aber und derjenigen des Antilochos heifst es (Od. XXIV 80 ff.):

Und das heilige Heer der sieggewohnten Achaier
Häufte darüber ein grofses und breitbewundertes Grabmal
Auf der Spitze des Landes am breiten Hellespontos,
Dafs es fern im Meere vorüberschiffende Männer
Sähen, die jetzo leben und spät in kommenden Jahren.

Und vom Grabhügel seines im Kampf gegen ihn gefallenen Gegners weissagt schliefslich Hektor (Il. VII 87 ff.):

Künftig sagt dann einer der spätgeborenen Menschen
Im vielrudrigen Schiffe zum dunkelen Meer hinsteuernd:
Seht das ragende Grab des längst gestorbenen Mannes,
Der einst tapfer im Streit hinsank dem göttlichen Hektor!
Also redet man einst, und mein ist ewiger Nachruhm.

Nachruhm — das ist auch dem germanischen Helden ein Ziel devoutly to be wished: Grípir enthüllt Sigurd eine düstere Zukunft, zugleich aber verweist er ihn auf ein anderes: 'eíne Gnade ist gelegt in dein Leben, o Held; ein berühmterer Mann als du wird nimmer das Licht der Sonne erblicken!'[1])

Obige Stichproben rechtfertigen vielleicht den Verfasser, wenn er dem Eingangs geäufserten Wunsche diesen zweiten folgen läfst: es möchten zur vollen Würdigung dieses reichen und dankbaren Stoffes sich recht bald berufene Kräfte finden!

Rudolf Müller (Basel).

Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Publiée par Ernest Lavisse. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Von diesem grofs angelegten Werk, dessen ersten Teil wir in den Neuen Jahrbüchern 1901 VII 509 f. angezeigt haben, liegen weiter vor der zweite Teil des zweiten Bandes, in dem Achille Luchaire die Zeit der ersten Capetinger von 987—1137 behandelt, und die beiden Teile des dritten Bandes, in denen Luchaire die Erzählung der Zeit Ludwigs VII., Philipp Augusts und Ludwigs VIII., 1137—1226, und Ch. V. Langlois den Schlufs der Capetingerperiode von 1226—1328 geliefert hat. Der Charakter des Werkes ist derselbe geblieben; es enthält neben der politischen Geschichte die der sozialen, künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Entwickelung Frankreichs, entspricht also allen Anforderungen, die heute an eine Nationalgeschichte gestellt werden. Gewaltig hebt Luchaire das Wachstum der feudalen Aristokratie unter den ersten Capetingern hervor; es bilden sich grofse Herrschaften, wahre provinziale Dynastien, welche dem Königtum gegenüber wie Herren

---

[1]) Vgl. Il. IX 632 ff., dazu Germ. 21.
[2]) Vgl. auch Il. XVIII 90 ff.
[3]) Vgl. VI 57 ff. u. XXIV 212 f.
[4]) Vgl. Regm. 26.
[5]) κυανόπρωρος, vgl. *brimdýr blásvǫrt* Helg. Hu. I 51.
[6]) ἁλὸς ἵπποι, vgl. *vágmarar* Regm. 16.

[1]) Grípisspá 53.

unabhängiger Staaten erscheinen, die jedem äufseren Einflufs verschlossen sind, vor allem dem des Königs; die Titel 'Grafen des Königs', 'Grafen des Königreichs' kommen in Abgang, weil die feudalen Fürsten nicht einmal mehr dem Namen nach Agenten der Monarchie sein wollen. Was Deutschland später wurde, ein geographischer Begriff, das und wo möglich noch weniger drohte Frankreich im XI. und Anfang des XII. Jahrh. zu werden. Da folgte *le réveil de la royauté*, wie sich Luchaire ausdrückt, unter Ludwig dem Dicken, der seit 1100 thatsächlich, seit 1108 auch dem Titel nach König war. Mit ihm tritt etwas Neues ein, was an die Rolle Preufsens in unserer Geschichte erinnert: die Monarchie beschränkt ihre Thätigkeit auf einen kleineren Raum, zieht sich fast auf den Stand *d'une seigneurie localisée* zurück, gewinnt aber an Kraft, was sie an Oberfläche einbüfst, und erlangt ein Ansehen, das nicht blofs auf der Majestät des Ranges und dem Ruhm der Erinnerungen beruht, sondern auf dem persönlichen Wert, der entwickelten Kraft, den erreichten Erfolgen. Ludwig VI. schafft eine Überlieferung, die nicht mehr abreifst, und leitet die ungeheure Entwickelung ein, welche unter Ludwig XIV. sich vollenden sollte. Unter Philipp August hat die Monarchie besonders grofse Erfolge gehabt; Ludwig IX., eine durchaus konservative Natur, die vor den Rechten anderer eine grofse Achtung hatte, begnügte sich damit, die ihm überlieferten Rechte zu behaupten; aber von ihnen etwas preiszugeben, kam ihm eben bei der Grundrichtung seines Charakters auch nicht in den Sinn. Der Kirche gegenüber war er bekanntlich so wenig der unterwürfige Frömmler, als den die Legende des Klerus ihn hinstellt, wie unser Heinrich II.; das Mittelalter hat überhaupt sehr gut zu unterscheiden verstanden zwischen den Priestern, die die Sakramente verwalteten, und den geistlichen Herren, die oft recht weltlich waren und sich Rechte anmafsten, welche für andere höchst unbequem und anstöfsig waren. So war Ludwig IX. bei aller Demut vor dem Priester als dem Stellvertreter des Heilandes unnachsichtlich gegen den geistlichen Herrscher, der weltliche Rechte an sich reifsen wollte. Wenn wir von Ludwig IX. dank den Berichten Joinvilles uns ein genaues Bild machen können, so ist das Gegenteil der Fall bei Philipp dem Schönen und seinen Söhnen. Wir erfahren von keinem Zeitgenossen etwas Wesentliches über ihre Persönlichkeiten, so dafs die einen der neueren Historiker Philipp für einen grofsen Mann erklären, andere für einen Schwächling, der alles gehen liefs, wie es ging, und den Männern, die sein Vertrauen hatten, es unbedingt bewahrte. *On ne saura jamais qui était Philippe le Bel; ce petit problème est insoluble* (III 2, 119). Unter ihm ward aber Bonifacius VIII. vom Königtum besiegt, das Papsttum nach Avignon verlegt, der Templerorden aufgehoben und beraubt, und Frankreich erhielt die Versammlung der *états généraux*, damit sie dem König gegen den Papst beistehen sollten. Damals schien die Möglichkeit eröffnet, dafs Frankreich ein freies Land würde: wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, so lag der Grund zum Teil darin, dafs die drei Stände sich nicht zu verständigen vermochten; der Adel verabscheute den Klerus und verachtete die Gemeinen, und er ward von den anderen gefürchtet. So blieb dem Königtum notwendigerweise die Führung der zerklüfteten Nation vorbehalten, und daraus erwuchs allmählich im Lauf der Zeit der Absolutismus. Gottlob Egelhaaf.

Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. Erster Band (bis zum Ende des Jahres 1543). Leipzig, B. G. Teubner 1900.

Erich Brandenburg hat im ersten Bande seines Buches 'Moritz von Sachsen' so vieles Neue beigebracht, dafs man gespannt darauf sein durfte, das geschichtliche Beweismaterial dafür vorgelegt zu erhalten und so zur eigenen Prüfung der Sache befähigt zu werden. Namentlich hat er den Nachweis angetreten, dafs Moritz in der grofsen Krisis des Jahres 1546 noch nicht mit der Selbständigkeit verfahren sei, welche man bisher ihm zutraute, dafs er vielmehr von den Ereignissen sich treiben liefs und namentlich durch König Ferdinands geschickte Manöver halb gegen seinen Willen zur Schilderhebung gegen seinen kurfürstlichen Vetter gedrängt wurde. Brandenburg hat nun im Auftrag der Kgl. sächsischen Kommission für Geschichte es unternommen, die gesamte politische Korrespondenz des Herzogs und späteren Kurfürsten in vier Bänden herauszugeben. Der erste Band liegt, XXIV und 761 Seiten stark, vor und enthält den Briefwechsel der Jahre 1529—1543; vor den Regierungsantritt Moritzens, der am 18. August 1541 erfolgte, fallen 195 Schriftstücke, nach ihm 361. Brandenburg hat alle Schriftstücke von rein örtlichem oder territorialgeschichtlichem Inter-

esse ausgeschieden und nur das aufgenommen, was für die Stellung des Dresdener Hofes zu den grofsen Zeitfragen von Wichtigkeit ist. Überwiegend werden Briefschaften mitgeteilt, die von Moritz ausgehen oder an ihn gerichtet sind; doch werden auch andere berücksichtigt, wenn sie geeignet sind, dem Hauptzweck der Sammlung zu dienen. Vieles wird im vollen Wortlaut abgedruckt, anderes gekürzt; Kürzungen sind in Kursivschrift, die wörtlichen Wiedergaben in Antiqua gegeben. Mit all dem kann man nur einverstanden sein, und die Umsicht in der Behandlung der Texte wie die Zuverlässigkeit der Arbeit verdienen das höchste Lob. Der ausgezeichnete Eindruck, den Brandenburgs Biographie Moritzens bei dem Leser hinterlassen hat, kann durch dieses Quellenwerk nur bestätigt und verstärkt werden. Wir können nur zwei Bemerkungen nicht zurückhalten. Einmal sollte unseres Ermessens in der Wiedergabe der Texte noch ein resoluter Schritt weiter gethan und, da nach B.s richtiger Anschauung S. XXI doch ein philologisch genauer Abdruck der Vorlagen nicht am Platze ist, geradeswegs Zeichensetzung und Schreibart der Gegenwart angewandt werden. Dadurch würde die Lesbarkeit der Texte sehr gesteigert werden, und der sozusagen historische Charakter der Schriftstücke würde, soweit etwas daran gelegen ist, durch Beibehaltung der ursprünglichen Ausdrucksweise, an der niemand rüttelt, doch gewahrt bleiben. Es hat wirklich keinen Sinn, das eine Mal *mych,* das andere Mal *mich* zu drucken, und was derart mehr ist. Zweitens verstehen wir nicht, nach welchen Grundsätzen Brandenburg die sprachlich erklärenden Anmerkungen behandelt hat. Das eine Mal wird uns z. B. S. 17 gesagt, dafs *nerichs* = närrisch, *dosch* = deutsch ist; dafs aber *sundeygen* = sündigen ist, was man aus dem Text selbst l. c. schwerer versteht, wird nicht gesagt, und so wird öfters geschwiegen, wo entweder eine Erklärung oder das Zugeständnis von Wert wäre, dafs Brandenburg selbst der Sinn der Stelle nicht zweifellos feststeht. Was heifst z. B. S. 13 *dehn dysze practicken seynt mir meyn leben lang dahn*? was: *ich wil yhn, ab got wyl, mit faren*? In dieser Richtung sähen wir gern beim zweiten Bande eine folgerichtigere und erspriefslichere Praxis angewandt, und Brandenburg ist ja ganz der Mann dazu sie zu bethätigen.

Inhaltlich enthält dieser erste Band noch keine Aktenstücke, die auf die grofsen Entscheidungen Licht werfen, an denen Moritz beteiligt war; diese sind ja erst später erfolgt. Aber die Vorbereitung der grofsen Entscheidungen können wir hier doch schon studieren, und für die Kenntnis der Personen fällt reiche Ausbeute ab. Welchen Einblick in die damalige Art des sozialen Verkehrs der Geschlechter untereinander und welchen Einblick in die derbe Natur der Herzogin von Rochlitz eröffnet es, wenn wir S. 17 ihre Ergüsse über die Verlobung ihres blödsinnigen Schwagers Friedrich lesen und den cynischen Hohn vernehmen: *Ich habe sorge, wan sey im bet zusammen kummen, werden sey es auf welsch machen; E. L. versted mich wohl. Er west vorwar nich, wo er mit hin sol.* Für Georg v. Carlowitz ist bezeichnend der Brief Nr. 17 vom 17. Okt. 1538, in welchem er den Protestanten zumutet, sie sollen — 17 Jahre nach Worms! — von ihrem Bekenntnis abstehen und sich gegen Kais. Maj. und die übrigen Stände erbieten, 'dafs sie die Reformation leiden wollen nach Mafsgabe der apostolischen Kirche, der vier Konzilien nach den Aposteln und wie es also tausend Jahr nach der Himmelfahrt Christi ist gehalten worden'. Wenn sie das nicht thun wollen, so können sie nicht als Christen geachtet werden; 'es sei Baptist oder Lutherist, wer wider die Kirche handelt, der handelt wider Gottes Ordnung'. Es ist ganz der Standpunkt seines Herrn, des Herzogs Georg, den der Minister hier entwickelt; die Kirche ist nicht römisch, aber katholisch, und von ihr darf man sich schlechterdings nicht losreifsen. Die römischen Neuerungen, die seit dem tausendsten Jahr nach Christi Himmelfahrt eingerissen sind, gedenken Georg und Carlowitz nicht zu verteidigen; auch sie sind wider die wahre apostolische und katholische Kirche; aber für den Augenblick brennt ihnen etwas anderes auf die Nägel: die Eigenwilligkeit der 'Lutheristen', und diese gilt es zu brechen. Der Einflufs von Carlowitz und seinen Gesinnungsgenossen, wenn sie auch seit dem Herrscherwechsel Wasser in ihren Wein schütten mufsten, hat den jungen Herzog auch vermocht, auf das am 24. Okt. 1541 ergangene Ersuchen Johann Friedrichs, er möge den schmalkaldischen Bundestag in Speier beschicken, ablehnend zu antworten: 'sein Vater Heinrich sei bisher dem Bunde nicht beigetreten; er selbst wolle zwar Sachsen und Hessen, falls sie angegriffen würden, treulich beistehen, vermöge sich aber, ehe ein solcher Fall eingetreten sei, nicht zu binden. Nach diesen Grundlinien ist diese Angelegenheit nunmehr richtig zu stellen: Moritz vertrat den

Standpunkt, dafs, trotzdem er und sein Vater 1537 in den Bund aufgenommen waren, doch diese Aufnahme nicht Rechtskraft erlangt habe, weil Heinrichs Leistungen zum Bund und demgemäfs das Mafs seiner Stimmberechtigung nicht geregelt worden waren (s. hierzu Brandenburg, Moritz von Sachsen I 182—184). An dem Schlag gegen Heinrich von Braunschweig hat aber Moritz teilgenommen, und der Vertrag, der hierüber zwischen ihm, Johann Friedrich und Landgraf Philipp am 26. Oktober 1541 in Naumburg zu stande kam, ist als Nr. 228 S. 225—231 erstmals mitgeteilt. Der Herzog wird als Landfriedbrecher in Sachen Goslars bezeichnet und die Pflicht anerkannt, diese dem 'evangelischen Verständnus' angehörige Stadt 'mit göttlicher Hilf zu retten und zu beschirmen'. Der von Moritz vorbehaltene Fall, dafs ein Stand angegriffen sein müsse, wenn er helfen solle, war hier unfraglich gegeben. Der Kurfürst soll zu dem Zweck der Hilfe 8000 niederländische, der Landgraf 6000 oberländische Knechte annehmen; fremde Reiter sollen 2100 geworben werden. Dazu soll das Ganze zur evangelischen Verständnus gehörige Geschütz stofsen; auch soll das Landvolk aufgeboten werden. Will der Schmalkaldische Bund nicht teilnehmen, so werden die drei Fürsten das Werk trotzdem vor sich nehmen, und alles, was gewonnen und erobert wird, soll in drei gleiche Teile geteilt werden. Die Art, wie sich die drei Fürsten so aufserhalb des Bundes eine Politik der freien Hand vorbehalten, ist nach mehrfacher Hinsicht gewifs sehr merkwürdig. Die steigende Entfremdung zwischen den beiden wettinischen Linien tritt in einer Reihe von Aktenstücken deutlich hervor. Wie die kurfürstlichen Reiter im März 1542 Wurzen besetzt haben, schreibt der Herzog seinem Schwiegervater nach Kassel: 'Wir befinden von Tage zu Tage, je länger, je mehr, dafs ihme an unserer Freundschaft nicht soviel als an deme gelegen, wie er sein Land erweitern möcht, ob auch solchs mit unsers lieben Brudern und unserem Schaden geschehen sollte.' Derlei Wahrnehmungen mufsten in Dresden die Stimmung erzeugen, Gleiches, wo sich Gelegenheit bot, mit Gleichem zu vergelten; der meifsnische Adel (der überhaupt nicht protestantisch gesinnt war, noch von Herzog Georgs Tagen her, und in der Verdrängung Julius Pflugs vom Naumburger Bischofsstuhl eine Beleidigung und eine Schmälerung seiner Rechte erblickte) gofs Öl ins Feuer, und so ward allmählich jene Stellungnahme vorbereitet, durch die Moritz den Kurhut, aber auch den grimmigen Hafs aller Evangelischen gewann — Dinge, in deren Einzelheiten uns die kommenden, von uns mit gerechtfertigter Spannung erwarteten Bände einführen werden.

Gottlob Egelhaaf.

H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Zweiter Band. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1901. X, 441 S.

Mit diesem zweiten Bande ist das schon im vorigen Jahrgange S. 651 ff. eingehend besprochene Werk mit erfreulicher Schnelligkeit zum Abschlufs gebracht. Die Vervollkommnung ist auch in dem hier gebotenen, Substantiv, Adjektiv und Pronomen umfassenden zweiten und dem die Partikeln als Satzbindemittel behandelnden dritten Teile nicht geringer als im ersten Bande. Äufserlich wird dies durch die 441 Seiten gegenüber nur 144 der ersten Auflage bewiesen; für die innerliche Vertiefung und Durcharbeitung sprechen namentlich so umsichtige und feinsinnige Ausführungen wie S. 9—29 über Apposition und Attribut, welche die neuesten Zusammenschiebungen wie 'Antrag Kanitz' an einen Faden mit der uralten Wortzusammensetzung anzureihen wissen, oder S. 61 ff. die Begründung, warum Städte- und Ländernamen ohne, Berg-, Flufs- und Waldnamen mit Artikel stehen, S. 91 die Erklärung solch starrer Formen wie 'drei Fafs Wein', S. 147 f. die Entstehung der innerlich unerklärlichen Fügung 'ich fürchte mich' aus 'ich fürchte mir' unter dem Einflufs gehäufter Fügungen der 3. Person 'er fürchtet sich'; S. 199 ff. die Zurückführung der schwachen Adjektivform auf die Substantivierung; S. 283 ff. die Schritt für Schritt fortschreitende Veranschaulichung der Entwickelung der Einordnung aus der Beiordnung im allgemeinen und der Zeit- aus der Raumanschauung, des Folge- und Absichtssatzes aus dem Substantivsatze im besonderen. Wenn man solche Ausführungen mit den entsprechenden Abschnitten bei Erdmann und seinem Fortführer Mensing vergleicht, so kennzeichnet sich das Wesen beider Darstellungsarten deutlich als Entwickelung hier und Registrierung dort.

Doch im allgemeinen war ja die Art unseres Werkes schon beim ersten Bande charakterisiert; die Frage, die dagegen dort noch offen gelassen werden mufste, war die nach der Auskömmlichkeit des Wunderlichschen Systems. Sie wird im wesentlichen bejaht werden können; denn die unlogische Zweiteilung des 3. Teiles in Pronominal-

partikeln und Bindepartikeln, was ja jene auch sind, wird sich leicht in eine Dreiteilung: Bindewörter pronominaler, adverbialer und nominaler Herkunft verwandeln lassen, bei der dann die substantivischen Bindewörter wie 'mafsen', 'weil', 'zumal', die partizipialen wie 'gesetzt', 'während', auch 'sofern', 'obschon', 'obgleich' nicht mehr unter den Tisch zu fallen brauchten. Ebenso wird die Vollständigkeit des deutschen Satzbaues schliefslich doch auch die Aufnahme der Adverbien und Präpositionen fordern, deren Ausschliefsung S. 304 doch nur schlecht bemäntelt werden kann.

Im einzelnen vermisse ich die Ausnützung der subjektlosen Schaltsätze, wie sie S. 279 ff. zusammengestellt sind, für die Erklärung des freien Beisatzes oder der nachfolgenden Apposition im Nominativ auch nach obliquem Kasus S. 19; die Behandlung des Genetivs neben dem Possessiv, wie sie S. 147—151 so überzeugend über den Dativ neben diesem geboten wird, und S. 51, wo übrigens versehentlich Ordnungszahlen steht, die andere mundartliche Form 'ein Jährchener' achte (= ein J. oder achte), die doch wohl auf eine andere Erklärung führt. S. 30 ist bei der kurz vorher aufgestellten Forderung der Unzweideutigkeit die Gutheifsung des letzten Beispiels nicht verständlich, da darin doch sicher eine Zweideutigkeit im Sinne von § 388, 2 meines 'Sprachlebens[2]' vorliegt, ebenso wie S. 131 die Gleichsetzung des Dativs und Accusativs bei 'nehmen'. S. 157 ist in der Anmerkung aus mitteldeutschen Schildern wie 'Zum drei Rosen' zu viel geschlossen, da sächsisch der Dativ Pluralis allgemein so zusammengezogen wird. Endlich scheint mir die Annahme einer 'Relativfunktion' der Partikel 'und' denn doch gar nicht so irrtümlich, wie S. 408 ohne überzeugenden Beweis behauptet wird; denn es ist ebenso widerspruchsvoll, dafs sich 'und' infolge einer Erweiterung seines Gebrauches in der neueren Sprache in so alte Formeln wie *in elliu diu und es tete* gedrängt haben soll, als dafs 'die Partikel in die Verbindung der pronominalen Bestimmung mit dem übrigen Satze zu einer Zeit eingriff, als das Gefüge noch lockerer war'; denn ohne das Dazwischentreten von 'und' war überhaupt kein Gefüge da!

Doch das sind ein paar dürftige Einzelheiten, die gegenüber der Fülle gediegensten Inhaltes nichts sagen wollen. Bedeutsamer ist ein anderer Wunsch, den ich für eine gewifs nicht ausbleibende neue Auflage hätte, lediglich behufs bequemeren Schöpfens aus dem reichen Born des Werkes. Es ist eine andere Einrichtung oder wenigstens eine Ergänzung des Registers, das jetzt eine der Inhaltsübersicht vor dem Buche doch recht ähnliche feinste Gliederung des Stoffes ist, aber eigentlich deutlich nur zu dem Kenner des Systems redet; praktisch wirds erst, wenn es die Typen heutiger Fügungen so aufweist, dafs über sie auch gelegentlich schnell einmal Aufschlufs geholt werden kann.

Theodor Matthias.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte von Max Herrmann. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels, sowie Bilder- und Notenbeilagen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900. VII, 293 S.

Das Buch verdient eine Empfehlung auch an dieser Stelle ebensowohl wegen der methodisch umfassenden Behandlung, die Goethes launigstem Fastnachtsspiel hier zum erstenmal auf dem Hintergrund der gesamten verwandten Litteratur zu teil wird, als wegen der Fingerzeige und Ergebnisse, die es gleichzeitig für die Goetheforschung überhaupt bietet. Als 'voll von Volksliedern' hatte das Spiel ein gleichzeitiger Kritiker bezeichnet. Hier wird dieses Urteil zum erstenmal verständlich, indem die Anregungen und Elemente aufgedeckt werden, die es den in solcher Ausdehnung noch wenig ausgenützten 'Schöneraritäten-' oder Guckkasten-Dichtungen und neben dem wirklichen Jahrmarktstreiben dessen Widerspiegelung in einer bisher überhaupt noch nicht gewürdigten Gattung von Jahrmarktsopern und — zahlreich aufgenommenen — Bildern der Hoch- und Kleinkunst verdankt. Eine vollständige solche Operette ist das Spiel in der zweiten Bearbeitung von 1778 geworden, zu der Anna Amalia unter dieser Bezeichnung die Musik setzte und Herrmann bei der Partitur sieben neue Bänkelsängerstrophen gefunden hat. In der ersten Bearbeitung, die Herrmann für die Auftritte in kürzeren, vorwiegeud dreihebigen Versen in den Dezember 1772, für die in vierhebigen Knittelversen in den Februar bis März 1773 setzt, war es weniger und doch auch mehr: ein launiges Weltbild im Spiegel einer Litteraturkomödie, in deren Form zugleich die Fühlung mit der einheimischen Überlieferung und der allgemeinen, verachteten Volkskunst wiedergewonnen war.

Die allgemeinen Beiträge zur Goetheforschung stecken, abgesehen von vielen gelegentlichen Hinweisen auf die Schwächen der sogenannten 'Modellphilologie', die gerade bei unserem Stück allerdings von Wil-

manns und Scherer auf die Spitze getrieben worden war, besonders in den Abschnitten 'Der Einfluſs des Hans Sachs' (S. 60—110) und 'Kleine Geheimnisse' (S. 145—161). Zwischen den beiden in der Auffassung des Spieles einander gegenüberstehenden Methoden, der der Goethischen Modellphilologie, die für jede Rolle ein wirkliches Modell nachweisen möchte, und der gegnerischen Düntzers, der jede persönliche Beziehung leugnet, wird in dem zweiten Abschnitte eine mittlere Stellung eingenommen, die im ganzen wohl abgemessen ist; nur die Beziehung des Marktschreiers, zumal der Verse 405—432, auf den Gieſsner Professor Chr. Heinr. Schmid hätte der Verf. Scherer und R. M. Werner wohl zugestehen dürfen, und auch für den Zigeunerhauptmann (und seinen Burschen) hoffe ich an anderer Stelle die S. 148 beliebte Deutung auf Käufer widerlegen und ihre Beziehung auf die Kritiker Herder (und Goethe) als zwingend darthun zu können. Die wichtigsten Ergebnisse des anderen Abschnittes sind folgende: Goethe hat von Hans Sachs zwar direkt den Namen 'Schönbartspiel' und gelegentlich die naive Art der Szenenführung und Anachronismen entlehnt, aber schon bei den vielen Zeitwörtern auf -iren ist hanssachsisch nur die Verwendung zu bequemen Reimen, nicht die häufige Anwendung überhaupt, die schon dem jungen Juristen Goethe eignete; ebensowenig beruht die Auslassung des Subjektspronomens in Wahrheit auf Nachahmung des Nürnbergers, und der sogenannte Hans Sachs-Vers Goethes ist in seinem Bau gar nicht hanssachsisch, sondern ganz ähnlich dem karikierten Hans Sachs-Vers oder Knittelvers des Andreas Gryphius.

Der Anhang ermöglicht einen höchst bequemen Vergleich der älteren und der jüngeren Fassung, von einigen Bereicherungen des kritischen Apparats zu schweigen, und auch die Geschichte der Neubearbeitungen für die Bühne (S. 201—231) nebst den Musikproben am Schlusse ist lehrreich und für alle wichtig, die einer Aufführung des Scherzspieles nähertreten wollen, und das könnten schlieſslich gar gut auch Deutsch- und Musiklehrer in Gymnasialprimen sein.

Theodor Matthias.

GOETHES SHAKESPEAREFEIER am 14. Oktober 1771

Als einziges litterarisches Zeugnis der durch Herder angeregten Begeisterung und der Verehrung Goethes für Shakespeare in der Straſsburger Zeit hat sich der Aufsatz oder die Rede: 'Zum Shakespeares Tag' erhalten. Die von Goethe selbst unterschriebene Handschrift war lange Zeit im Besitz der Familie F. H. Jacobis und ist, wie in der Sophienausgabe (XXXVIII 286) berichtet wird, im Februar 1890 von Herrn Alexander Posonyi in Wien auf einer Berliner Auktion für 2060 Mk. erworben worden. Der Herausgeber fügt seinem Bericht über die Handschrift hinzu: 'Die Blätter gelten manchen für ein Sendschreiben zum Williams-Tage des Salzmannischen Kreises in Straſsburg, bestimmt am 14. Oktober 1771 als «Andacht liturgischer Lektion» verlesen zu werden — doch wissen wir nicht, ob das neben Lerses schwächlicher Festrede geschah —; vielleicht hat Goethe sie an demselben Tage mit gewissen Änderungen in Frankfurt vorgetragen (vgl. Briefe II 3). Gelangten die Blätter überhaupt nach Straſsburg? Wie kamen sie dann zu Goethe zurück? Oder hat er ein Mundum für sich angefertigt und dies später Jacobi geschenkt?' Diese Fragen lassen sich, wie ich glaube, beantworten.

Das kleine, sehr interessante Dokument jugendlicher Begeisterung Goethes für den groſsen Briten ist schon wiederholt Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen. Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 14), Suphan (Deutsche Rundschau LX 410 [1889]; Vierteljahrsschr. f. Litteraturg. II 464 [1889]), Witkowski (in der Ausgabe der Nationallitteratur) sind der Meinung, daſs die Rede überhaupt nicht in Frankfurt gehalten, sondern wahrscheinlich zum Vorlesen bei der ebenfalls von Goethe für denselben Tag angeregten Feier der Straſsburger Freunde dorthin geschickt worden sei.[1]) Düntzer (Zur Goetheforschung S. 397 ff. 1891) stimmt zwar

[1]) Es ist bisher nicht festgestellt worden, ob der Brief Goethes an Röderer, dem er das Postskriptum beifügte: 'Wenn Sie es als Theolog übers Herz bringen können, so versagen Sie mir Ihre Stimme nicht, da ich bey der Gesellschaft durch Hrn. Jung um einen Ehrentag des edlen Schakspears ansuche', im Jahre 1771 oder 1772 geschrieben ist. In dem ersten Abdruck des Originals (Alsatia S. 29, Colmar 1873) steht über dem Brief (o. O.): am 21. Sept. 177[2]. Die Weimarische Ausgabe der Briefe (II 24) nimmt das Jahr 1772 als gesichert an. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daſs der in dem Postskriptum erwähnte Jung-Stilling Straſsburg am 24. März 1772 verlassen hat (vgl. Froitzheim, In Straſsburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776 S. 24). Danach könnte der Brief nicht im September 1772 geschrieben sein.

für Frankfurt, kann sich aber 'die wunderliche Fassung der angeblich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen niedergeschriebenen Ansprache nicht erklären', und Weifsenfels (Goethe im Sturm u. Drang I 470) nimmt an, Goethe habe die Rede in Frankfurt frei gehalten und hinterher aus dem Gedächtnis für die Strafsburger Genossen aufgeschrieben.

Bevor wir auf die Gründe, von denen sich die genannten Litterarhistoriker haben leiten lassen, eingehen, wollen wir erst das anführen, was wir von Goethe selbst über die Feier erfahren.

Zu einem Brief an Herder, der sich damals in Bückeburg befand, vom Herbst 1771 schreibt Goethe folgendes Postskriptum: 'Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüfsen, und Sie auf den 14. Oktober invitiren, da Shakespeares Namenstag mit grofsem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens sollen Sie im Geiste gegenwärtig sein, und wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung[1]) auf den Tag einsenden, damit sie einen Theil unsrer Liturgie ausmache.' Und im nächsten, etwas späteren Briefe schreibt er an den Feund: 'Schicken Sie nur Ihre Abhandlung auf den 14. October. Die erste Gesundheit nach dem *Will of all Wills* soll auch Ihnen getrunken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publicum zusammen gepredigt, und übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann.

Herder hat die erbetene Abhandlung nicht abgesandt. Es lag also die Vermutung nahe, dafs Goethe selbst als Anreger des Festes in die Lücke eingesprungen sei und eben diese Rede, von der wir sprechen, vorgetragen habe. Dagegen ist folgendes geltend gemacht worden: Goethes Aufsatz kann nicht in der Form einer Rede vorgetragen worden sein. Das verbieten die Worte: 'Erwarten Sie nicht, dafs ich viel und ordentlich schreibe', und ferner die Worte: 'Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben'.[2]) Ferner pafst die Anrede 'Meine Herren' nicht für das aus Männern und Frauen gemischte Publikum, das man wohl bei Cornelias Anteil an der Feier und nach den Worten Goethes in dem zweiten Brief an Herder voraussetzen müsse. Dagegen liefs sich aber der rhetorische Charakter des Dokuments, abgesehen von den beiden genannten Stellen, nicht ableugnen. So blieb nur die Vermutung, dafs Goethe seinen Aufsatz für die Shakespearefeier in Strafsburg geschrieben, ihn aber zugleich mit den geringen notwendigen Änderungen in Frankfurt als Rede benutzt habe.

Gegen eine solche Absendung nach Strafsburg sprach jedoch ganz abgesehen von der Unsicherheit des Datums des Shakespearefestes in Strafsburg (siehe oben Anm. 1) die Thatsache, dafs bei der dortigen Feier Lerse die Festrede gehalten hat, die erhalten und zum Teil abgedruckt ist in der 'Alsatia' S. 33 ff. (Colmar 1873). In solcher Bedrängnis verstieg man sich sogar zu der Vermutung, dafs Goethe den Aufsatz gar nicht geschrieben habe.

Nun ist uns eine kleine Hilfe gekommen durch die Veröffentlichung eines Auszuges aus dem Haushaltungsbuch des Herrn Rat in den 'Weimarer Festgrüfsen zum 28. August 1899' (Weimar 1899).[1]) Unterm 14. Oktober 1771 (S. 89) hat Herr Rat eingetragen: 'Dies Onomasticus Schackspear fl. 6, 24 und Musicis in die onom. Schaksp. 3 fl.' Ruland, der Herausgeber, fügte der Mitteilung die Notiz hinzu: 'Am 14. Oktober beteiligt sich Herr Rat, auf alle Fälle zahlend, an der Shakespearefeier.' Er scheint also anzunehmen, dafs das Fest aufserhalb des Goethischen Hauses stattgefunden und dafs die Kosten dafür durch Beiträge der Teilnehmer aufgebracht worden seien. Dem widerspricht ganz entschieden die Form des Eintrags. Nehmen wir dazu, dafs die Einladung Herders zu der Feier nach dem obigen Brief nicht von Goethe, sondern von Cornelia ausging, so ist wohl erwiesen, dafs die Feier im Hause am Hirschgraben stattgefunden hat. Wir erfahren nun auch,

[1]) Es handelt sich um den 1773 in der Schrift 'Von deutscher Art und Kunst' erschienenen Aufsatz 'Shakespeare'.

[2]) J. Minor (Chronik des Wiener Goethevereins XII 48) erinnert daran, dafs auch Thomasius in der ersten deutschen Vorlesung, die er in Leipzig gehalten hat, gesagt habe: 'Aber, meine Herren, hier hält meine Feder billig inne.' Aber nie und nimmer wird ein Redner, auch wenn er seine Rede abliest, mitten in dem Vortrage sagen: 'Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben.'

[1]) Der Herr Präsident der Goethegesellschaft würde sich gewifs den Dank aller Goethefreunde erwerben, wenn er seinen Auszug aus dem Haushaltungsbuch des Herrn Rat erweitern und das ganze Haushaltungsbuch veröffentlichen wollte. Ich habe es bei meiner Erläuterung von Goethes 'Dichtung und Wahrheit' dankbar empfunden, wie viel Aufklärung und Belehrung uns schon der Auszug aus dem Haushaltungsbuch zu teil werden läfst.

dafs ein Teil des Programms musikalischer Natur war. Neben Shakespeare sollte auch der andere Heilige der Strafsburger Freunde, Ossian, gefeiert werden, wie sich aus dem Briefe an Herder ergiebt. Was mit der Bezeichnung des Festes als Liturgie gemeint ist, zeigen am besten die Verse aus Künstlers Morgenlied:

> Ich trete vor den Altar hin
> Und lese, wie sichs ziemt,
> Andacht liturgischer Lektion
> Im heiligen Homer.

So war für eine ernste und würdige Feier gesorgt. Dafs auch der gemütliche Teil zu seinem Rechte komme, dazu verhalf des Herrn Rat berühmter Weinkeller. Das erste Hoch soll dem '*Will of all Wills*', das zweite Herder gelten. Aber leider wurde es mit der Hauptnummer des Programms bedenklich. Herder kam nicht und sandte auch seine Abhandlung nicht, wie Suphan meint, weil er mit ihr nicht zufrieden war. Die Feier verschieben wollte der für seine 'Heiligen' begeisterte Jüngling nicht. Hatte er doch für sein Fest den ersten Tag, der in irgend einem Kalender (nicht im Frankfurter) den Namen Wilhelm trug, ausgesucht. So blieb für den Veranstalter der Feier nichts anderes übrig, als selber die versprochene Abhandlung zu schreiben. Er fügte jene beiden oben citierten Stellen ein und las nun das Ganze als eine von einem anderen geschriebene, zur Vorlesung bestimmte Abhandlung, wie er ja sein Leben lang derartiges Versteckspiel liebte, bei dem Feste vor. Auch die Anrede 'meine Herren' macht dann keine Schwierigkeit mehr, weder wenn das Publikum nur aus Goethes Freunden, noch wenn sich Damen, aufser Frau Rat und Cornelia, darunter befanden.

Ebenso leicht beantworten sich nun die Fragen, die der Herausgeber in der Weimarischen Ausgabe gestellt hat und die wir oben citiert haben. Die Blätter sind überhaupt nicht nach Strafsburg gekommen. Goethe hat eine Reinschrift machen lassen und die Halbbogen, 'die sich wie zu brieflicher Versendung gebrochen' vorgefunden haben, an Fritz Jacobi gesandt. Das Original ist ihm anscheinend abhanden gekommen, und schliefslich ist ihm die Erinnerung daran ganz geschwunden. So geschah es, dafs er dieses hochwichtige Zeugnis einer edlen, glühenden Begeisterung nirgends, auch nicht in 'Dichtung und Wahrheit' erwähnt.

Inhaltlich ist ja auch der kleine Aufsatz nicht bedeutend, er ist aber ein unschätzbares litterarisches Dokument.

Wir sprechen mit Recht von der Wiedergeburt und Verjüngung Goethes in der Strafsburger Zeit. Und als ihren geistigen Urheber bezeichnen wir Herder. Aber dafs dieser gewaltige Umschwung wirklich auf die Unterhaltungen in der Krankenstube Herders zurückgeht, dafür haben wir wohl innere Gründe, aber keine schriftliche Überlieferung, und Goethe selbst äufsert sich in Dichtung und Wahrheit merkwürdig kühl darüber. Es sind darum auch Stimmen laut geworden, die diesen Herderschen Einflufs leugnen oder wenigstens ihn nur eingeschränkt anerkennen wollen. Hat nun aber, wie jetzt durch das Haushaltungsbuch des Herrn Rat erwiesen ist, die Shakespearefeier wirklich am 14. Okt. 1771 stattgefunden, und hat Goethe an diesem Tage, wenige Monate nach seiner Rückkehr, diese Rede, die ganz von Herders erst später veröffentlichten Ideen und Anschauungen durchtränkt ist, gehalten, so haben wir einen sicheren Beweis des gewaltigen Einflusses Herders auf den jungen Dichter durch Lehren und Unterredungen in der Strafsburger Zeit. Es wird uns deutlicher, weshalb Herder an dem Schlufs des Aufsatzes, den Goethe vergeblich zu seiner Feier erbeten hatte, ihn apostrophierte mit den Worten: 'Du mein Freund, der Du Dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst, und den ich vor Shakespeares heiligem Bilde mehr als einmal umarmt.' Mögen auch, wie bekannt ist, schon vor Herder andere deutsche Männer die Herrlichkeit des grofsen englischen Dichters gepriesen haben, mögen Herdersche Ideen auch schon von Gerstenberg in den 'Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur' ausgesprochen sein, jedenfalls hat Herder dem jungen Dichter die Augen geöffnet und ihn von der bedingten Anerkennung Shakespeares, wie sie Wieland mit den meisten seiner Zeitgenossen vertrat, zu jener schrankenlosen, fast vergötternden Verehrung geführt, die unsere Blätter atmen, und die der Meister und Lehrer selbst etwas später dämpfen zu müssen glaubte durch die scharfe Kritik Gottfrieds von Berlichingen: 'Shakespeare hat Euch ganz verdorben.'

Karl Heinemann.

ZUR NEUESTEN BEWEGUNG IN DER GRIECHISCHEN METRIK

Von Friedrich Leo

Die Metrik ist vielleicht die einzige Disziplin der klassischen Philologie, die im allgemeinen Bewufstsein ihren Anspruch auf historische Behandlung noch nicht hat durchsetzen können. Man braucht nicht alle Finger einer Hand, um die Ausnahmen herzuzählen; im ganzen kennen die Forscher und Entdecker wie die Kompilatoren auf diesem Gebiet nur Theorie und System, sie begnügen sich die Formen als ein für allemal gegebene zu deuten und einzuordnen und fragen nicht nach Werden und Entwicklung. Man versteht das um so weniger, je genauer man die Ausnahmen ansieht; denn der Weg ist wahrlich in unsern Zeiten deutlich genug gezeigt worden.

Den sichersten Mafsstab geben die jüngsten Kompendien. In dem sehr gescheiten und unterhaltenden 'Traité de métrique grecque' von P. Masqueray (1899) findet sich nicht Wort noch Andeutung von Geschichte der metrischen Formen; in der Neubearbeitung der 'Metrik der Griechen und Römer' von H. Gleditsch (1901) erscheinen in der Übersicht über die neueren metrischen Arbeiten die Namen der um die Deutung der Daktylo-epitriten und Glykoneen verdienten Forscher (S. 81), aber weder wird hier der Mann genannt, dessen Studien auch auf diesem Gebiete den Anfang einer neuen Periode bedeuten noch ist in der Darstellung selbst eine Spur von historischer Auffassung zu erkennen. Die Metrik wehrt sich viel länger dagegen, in den Zusammenhang der Philologie einzutreten, als es die Grammatik vordem gethan hat.

Die Ansicht ist jetzt, vor allem durch den Bacchylides von Blafs und Schröders Pindar, allgemein verbreitet, dafs die Metrik in den letzten Zeiten durch die Erkenntnis von der wahren Natur der daktylo-epitritischen und äolischen Formen einen grofsen Schritt vorwärts gethan hat. Ich will gleich bemerken, dafs ich diese Ansicht teile; aber es scheint mir, dafs die den neuen Theorien entgegenstehenden Bedenken von den Begründern der Theorien zu wenig hervorgehoben und von ihren Anhängern zu wenig in Betracht gezogen worden sind. Ich werde auf die Hauptpunkte aufmerksam machen und zeigen, dafs die Bedenken nicht durch systematische, aber vielleicht durch historische Betrachtung zu heben sind.

Dafs die Bezeichnung Daktylo-epitriten, wie sie unantik ist, so auch, wenigstens in ihrer zweiten Hälfte, nicht zutrifft, bezeugt indirekt Arist. Quint. I 14 (S. 35 M.) mit den Worten *σπάνιος ἡ χρῆσις τοῦ ἐπιτρίτου* (wie Heph. S. 43 W. *τὸ βακχειακὸν σπάνιόν ἐστιν*) und die Pindarscholien, die zwar die

daktylischen Kola sehr oft daktylisch, aber die 'epitritischen' nie epitritisch nennen, vielmehr oft, nach ihrer fallenden oder steigenden Form, trochäisch oder iambisch. So erklärt Hephästion S. 52 einen daktylo-epitritischen Vers aus Platons *Ξάντριαι* (*χαῖρε παλαιογόνων ἀνδρῶν θεατῶν ξύλλογε παντοσόφων*): *τὰ μὲν ἑκατέρωθεν δύο δακτυλικά εἰσι πενθημιμερῆ, τὸ δὲ μέσον ἰαμβικόν*, und stellt einen Pindarischen Vers, Frg. 34 (*ὅς καὶ τυπεὶς ἁγνῷ πελέκει τέκετο ξανθὰν Ἀθάναν*), als *ἀντεστραμμένον* neben jenen.[1]) Im wesentlichen aber ist dieses die Auffassung, die bisher gegolten hat, dafs nämlich die Daktylo-epitriten eine Komposition von Kola zeigen, die den beiden verschiedenen Gattungen (rhythmisch ausgedrückt dem *γένος ἴσον* und *διπλάσιον*) angehören; und es mufs vor allem festgehalten werden, dafs diese Auffassung ein mindestens ebenso sicheres Fundament in der Überlieferung der antiken Metriker hat wie die neue.

Anderseits liegt eine völlig abweichende Auffassung der Daktylo-epitriten zwar nicht bei Hephästion, aber in den Pindarscholien deutlich vor.[2]) Sie erscheint in den spezifischen termini *ἐνόπλιον* und *προσοδιακόν* für das steigende oder fallende Hauptkolon mit zwei Kürzen in den inneren Senkungen; die so bezeichneten Kola werden oft als ionische analysiert; ferner in der Bestimmung vieler Verse nach ihren Bestandteilen als ionisch, choriambisch, epionisch, epichoriambisch. Die verschiedenen Auffassungen gehen, und zwar ohne ein kenntliches Prinzip, in den metrischen Einleitungen der Pindarscholien durcheinander.[3]) Eine ernstliche Analyse der sich kreuzenden metrischen Theorien

[1]) Vgl. Goodell, Chapters on Greek metric (1901) S. 200. Dazu das *ἐγκωμιολογικόν* (*τὸ ἀντεστραμμένον τούτῳ ἰαμβέλεγος καλεῖται*) Heph. S. 51; vgl. Bergk, Griech. Litt.-Gesch. II 137, Hanssen, Philol. LI 231 ff.

[2]) Blafs, Fleckeisens Jahrb. 1886 S. 455 ff.; Schröder, Pindar S. 498.

[3]) Es ist vielleicht nicht überflüssig, das in einem beliebigen Beispiel vor Augen zu führen. Die *ἐπῳδός* von Pyth. 1 wird in den Scholien folgendermafsen analysiert:

1) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –: *δακτυλικὸν τρίμετρον καταληκτικόν*
2) – ⏑ – – – ⏑ ⏒: *τροχαικὸν δίμετρον καταληκτικόν* (*Εὐριπίδειον*)
3) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏒: *προσοδιακὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
4) – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏒: *τροχαικὴ συζυγία καὶ χοριαμβικὴ καὶ Ἰωνικὴ ἀπ' ἐλάσσονος, καταληκτικόν* (*Πινδαρικὸν ἐκ Σαπφικοῦ*)
5) – ⏑ – – – ⏑ – –: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
6) – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ ⏒: *Ἰωνικὸν δίμετρον καταληκτικόν*
7) – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – – ⏑ ⏒: *σύνθετον ἐκ τοῦ λεγομένου προσοδιακοῦ καὶ ἰαμβικῆς συζυγίας*
8) ⏒⏑ ⏑ – – – ⏑ ⏑ –: *τροχαικὸν μονόμετρον ἀκατάληκτον καὶ χοριαμβικόν* (*Σαπφικόν*)
9) ⏑ ⏑ – – – – ⏑ –: *Ἰωνικὸν δίμετρον ἀπ' ἐλάσσονος καταληκτικόν*
10) – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –: *τροχαικὴ συζυγία καὶ χοριαμβικὴ καὶ Ἰωνικὴ ἀπ' ἐλάσσονος* (vgl. 4)
11) ⏑ ⏑ ⏑ – – – – ⏑ – –: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον*
12) – ⏑ – – – – ⏑ – –: *ὁμοίως*
13) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑: *δακτυλικὸν πενθημιμερές*
14) ⏑ ⏑ – – – – ⏑ ⏑ –: *προσοδιακὸν ὃ σύγκειται ἐξ Ἰωνικῆς ἀπ' ἐλάσσονος καὶ χοριαμβικῆς συζυγίας*
15) ⏑ ⏑ ⏑ – – – – ⏑ – ⏑: *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον.*

Ich hebe hervor, dafs 8 + 9 nach der herkömmlichen Messung ein von 2 *ἐπίτριτοι* eingeschlossenes daktylisches Kolon (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –), 10 dasselbe auf einen *ἐπίτριτος* folgend bedeutet, ferner dafs mit Schröders Analyse (S. 175) übereinstimmen die Kola 3 9 14, zum Teil 4 7 8 10.

wird erst möglich sein, wenn Drachmanns Bearbeitung der Pindarscholien vorliegen wird. Inzwischen kann kein Zweifel sein, dafs die Auffassung der Daktylo-epitriten als Formen des ionischen Mafses in der griechischen metrischen Theorie wohlbezeugt ist.

Zunächst bedeutet diese Überlieferung nur eine Ansicht, die neben der anderen besteht und keinen Zwang oder Beweis in sich trägt. Eine gewisse Überzeugungskraft erhält die Theorie dadurch, dafs sie sich leicht in die Praxis überführen läfst, d. h. dafs die ionische Messung, wie Blafs und Schröder in ihren Ausgaben gezeigt haben, auf die daktylo-epitritischen Gedichte (freilich mit Ausnahmen, auf die ich gleich kommen werde) anwendbar ist. Aber das will nicht viel sagen, denn man kann die ganze Ilias ohne viel weiteres als ionische akatalektische Tetrameter a minore durchskandieren; auch ist zu erwarten, dafs diese Entdeckung demnächst im Ernst gemacht werden wird. Wirkliches Gewicht gewinnt die metrische Überlieferung einmal durch die in daktylo-epitritischen Liedern bei Pindar und Bacchylides erscheinenden Formen, die nur ionische Messung zulassen; wie die Dimeter ⏑⏑–– –⏑⏑– (s. o. 14 S. 158 Anm. 3; Bacch. 1) ⏑⏑–– –⏑–– (Ol. 7, 1; vgl. Bacch. 1, 9 170) und ähnliches (Schröder S. 505); zum andern durch die Responsion der verschiedenen Formen des ionischen Mafses gegeneinander. Bei Pindar latitierten die wenigen Beispiele; bei Bacchylides sprangen durch die Autorität der einen Urkunde die verhältnismäfsig zahlreichen ins Auge.[1]) Wenn die Dimeter ––⏑⏑ –⏑⏑– und ––⏑⏑ ––⏑– oder –⏑–– –⏑–– und –⏑–– ⏑⏑–– oder –⏑–– –⏑–– und ⏑⏑–– –⏑–– einander entsprechen, so darf niemand leugnen, dafs man mit der daktylisch-trochäischen Messung nicht auskommt und dafs ein Zusammenhang mit dem ionischen Mafse vorliegt.

Es ist gar nicht verwunderlich, dafs die Männer, die der verschollenen Überlieferung auf die Spur kamen und sie zu Ehren brachten, in der Anwendung zu weit gegangen sind. Aber der allgemeine Beifall hätte durch die sich aufdrängenden Bedenken einigermafsen gedämpft werden sollen.[2])

Wir ergeben uns (nach Schröders Begehren S. 506) willig der ionischen Messung. Da fällt nun zuerst auf, dafs es vor oder nach einer Senkung von zwei Kürzen keine aufgelösten Hebungen giebt und dafs die Senkungen von zwei Kürzen nicht kontrahiert werden. Auflösung und Kontraktion ist aber dem ionischen Mafs von Natur eigen und nur in den ionici der äolischen Dichter, d. h. in der silbenzählenden Metrik, ausgeschlossen. Wenn man, um das zu erklären, Ursprung oder Ausbildung des Mafses in den Kreis der äolischen Technik verlegen wollte, so würde man durch die 'epitritischen' Metra widerlegt werden, deren Hebungen die Auflösung zulassen. Mit anderen Worten,

---

[1]) Schröder S. 506; Blafs S. XXXVII; Christ, Ber. der Bayer. Akad. 1898 S. 41 ff.

[2]) Entschiedene Ablehnung habe ich nur in den sehr lesenswerten und für die Interpretation aristoxenischer Sätze wichtigen Chapters on Greek metric von Goodell gefunden. Aber die Polemik (K. VI) läfst den Hauptpunkt, die überlieferte Responsion der anaklastischen Formen, ganz aufser acht. — Ein paar Bemerkungen, die den Kern der Sache treffen, macht A. Körte in der Rezension von Schröders Pindar (Gött. Gel. Anz. 1901 S. 971).

die 'Daktylen' werden als Daktylen, die 'Epitrite' als Trochäen oder Iamben behandelt, denen die Auflösung zukommt, wie sie den Daktylen nicht zukommt.

Die Auflösung selbst giebt zu weiteren Fragen Anlafs. Die nur sehr selten erscheinende Form – ⏑⏑⏑ – ist eine Form des fallenden wie des steigenden ionicus; aber die häufigere ⏑⏑⏑ – – kann nur dem fallenden angehören, als Auflösung der anaklastischen Form – ⏑ – ⏑. Wenn – ⏑ – – den steigenden ionicus bedeutet, so ist die erste Kürze durch eine Länge ersetzt, und diese Länge verträgt keine Ersetzung durch 2 Kürzen. So beginnt z. B. das Kolon Pind. Isthm. 5 ep. 6 *λέγε τίνες Κύκνον, τίνες Ἕκτορα πέφνον*, d. h. ⏑⏑⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – –, a maiore[1]) und schliefst a minore (ähnlich Pyth. 1 ep. 5), oder Ol. 7 ep. 5 *καὶ παρὰ Κασταλίᾳ πατέρα τε Δαμάγητον ἁδόντα Δίκᾳ*[2]) – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ ⏑⏑⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – beginnt und schliefst a minore, hat aber in der Mitte ein herausfallendes Metron a maiore. Sobald man dies zugiebt, ist die ionische Messung entweder unrichtig (wie im zweiten Falle), oder (wie im ersten) nur unter der Voraussetzung richtig, dafs steigende und fallende ionici in demselben Verse verbunden sind.[3])

Die Verbindung ist sonst nicht beispiellos. Zwar in einem und demselben Verse wird man sie schwerlich mit ähnlicher Sicherheit nachweisen können[4]); aber in den Parodien des Aristophanes findet sie sich: Thesm. 129 schliefst das in steigenden ionici gedichtete Lied mit einem fallenden Dimeter, freilich nachdem eine daktylische Periode dazwischen getreten (Wilamowitz, Isyllos S. 158); Ran. 1348 folgt ein fallender Trimeter auf einen steigenden Dimeter (Plaut. Cant. S. 81). Andere sichere Fälle, dafs in einem ionischen Liede fallende Verse oder Kola unter steigenden stehen, weifs ich nicht anzuführen[5]); ich bezweifle, dafs sich viele finden werden. Bei Pindar und Bacchylides aber,

---

[1]) – ⏑⏑ – ist sonst als anaklastische Form des ionicus a maiore nicht sicher bezeugt, aber ohne Zweifel zulässig.

[2]) Nach den Scholien *δακτυλικὸν πενθημιμερές* und *ἰαμβέλεγος τοῦ πρώτου ἰάμβου λελυμένου*. Es ist das *Πλατωνικόν* des Hephästion (oben S. 158), nach der vulgären Vorstellung ein Epitrit zwischen zwei daktylischen Kola.

[3]) Ol. 11 ep. 3 *Ζεφυρίων Λοκρῶν γενεὰν ἀλέγων* ⏑⏑⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – (Schol. *ἰαμβέλεγος παρὰ τὴν πρώτην συλλαβήν*); Nem. 1 ep. 1 *πολυπόνων ἀνδρῶν, ἐγὼ δ' Ἡρακλέος ἀντέχομαι* ⏑⏑⏑ – – – ⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – (Schol. *τροχαικὸν δίμετρον ἀκατάληκτον* und *ἑφθημιμερὲς δακτυλικόν*); Isthm. 2 ep. 5 *ταῦτα Νικάσιππ' ἀπόνειμον ὅταν ξεῖνον ἐμὸν ἠθαῖον ἔλθῃς* – ⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – – ⏑⏑⏑ – – ⏑ – – (Schol. *Πινδαρικὸν ἐκ Σαπφικοῦ* und *τροχαικὸν δίμετρον*: jenes reicht bis *ὅταν*, s. o. zu Pyth. 1, 4).

[4]) Der Vers *αὐλεῖ Μαριανδυνοῖς καλάμοις κρούων Ἰαστί* (Schol. Aesch. Pers. 917 K., Wilamowitz, Isyllos S. 135) beginnt scheinbar fallend. Anakreon hat keine fallenden ionici (Wilamowitz S. 131), er verwendet Frg. 30 den ithyphallicus, Heph. S. 55; vgl. Plaut. Cant. (Abh. der Gött. Ges. N. F. I 7) S. 44. Soph. El. 825 und 831 ist kein zwingender Anlafs, ein steigendes Metron auf die fallenden folgen zu lassen (Wilamowitz S. 151; Kaibel, El. S. 199). — In den Pindarscholien finden sich solche Analysen, z. B. Ol. 9 ep. 6: *ὁ α ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος, ὁ β χορίαμβος, ὁ γ ἰωνικὸς ἀπ' ἐλάσσονος.*

[5]) Pind. Frg. 203 ist unsicher; über Simon. 37 Wilamowitz S. 150; Eur. Phoen. 1543 sind zwei fallende Trimeter nach zwei steigenden Pentametern überliefert, Wilamowitz stellt (S. 152) durch Streichung von *ἀφανές* einen dritten steigenden Pentameter her.

auch bei den Tragikern, gehört diese Vermischung, sobald man alles unter das ionische Schema zwingt, zu den ganz häufigen Erscheinungen.[1])

Die neue Theorie perhorresciert die ʽAnakrusis', aber sie mufs dafür die Hyperkatalexis und auch Brachykatalexis eintauschen. Das sind freilich Begriffe, mit denen die alexandrinische Metrik operiert, aber um uns zu lehren, dafs man nicht von ihren Doktrinen ausgehend observieren, sondern an der Observation ihre Theorien messen soll. Jene Begriffe haben nur dann Geltung, wenn es sich um fixierte, erstarrte Kola handelt, die nach einer auf sie nicht oder nicht mehr anwendbaren metrischen Norm erklärt werden sollen; wie wenn ◡‒◡‒◡‒◡‒◡ auf die iambische, ‒◡‒◡‒◡ auf die trochäische ʽDipodie' zurückgeführt wird. Wo der Dichter lyrische Mafse frei verwendet, kennen die metra, soweit wir ihre Natur wirklich kennen gelernt haben (z. B. die der iambischen und trochäischen Lieder) keine Hyper- oder Brachykatalexis. So auch nicht die ionischen Lieder, die als solche sicher stehen. Hyperkatalexis hat Schröder bei Pindar nur fünfmal angesetzt (er zählt die Fälle in der metrischen Anmerkung S. 298 auf): viermal am Schlufs der Strophe, einmal (Nem. 5) dazu am Anfang der Epodos. Dazu kommt Pyth. 9 str. 2 *σὺν βαθυζώνοισιν ἀγγέλλων* ein hyperkatalektischer Dimeter a minore, Isthm. 3 ep. 1 *ἱπποδρομίᾳ κρατέων, ἀνδρῶν δ' ἀρετάν* ein hyperkatalektischer Trimeter a maiore.[2]) Bei Bacchylides sind die Fälle zahlreicher: am Schlufs der Strophen 8 str. 10 str. 14 ep., am Anfang 9 str., im Innern 8 str. 3; 9 ep. 2 3; 10 str. 2 9 12; 11, 5 und vielleicht 13 ep. 7 (14 ep. 2 3 kann als Pentameter zusammengenommen werden). Über zwei Beispiele einer zu kurzen Katalexis spricht Schröder S. 503 Anm. 35.[3])

---

[1]) Es reicht wohl aus, wenn ich in der Anmerkung Belege zusammenstelle. Im selben Verse (ohne das aufgelöste Metron ◡◡◡‒‒): Pyth. 1 str. 4 *φοίνισσα κυλινδομένα φλὸξ ἐς βαθεῖαν φέρει πόντου πλάκα σὺν πατάγῳ* (katalektischer Hexameter a maiore beginnend, a minore schliefsend: ‒‒◡◡ ‒◡◡‒ ⏑̲‒◡‒ ‒◡‒‒ ‒◡◡‒ ◡◡‒, das 3. Metron ist zweideutig); Pyth. 4 ep. 5 *καὶ μὰν Τιτυὸν βέλος Ἀρτέμιδος θήρευσε κραιπνόν* (akatal. Tetrameter ‒‒◡◡ ‒◡◡‒ ◡◡‒‒ ‒◡‒‒). Ein fallender Vers beginnt die sonst steigend gebildete Strophe Ol. 8 ep., Pyth. 9 ep., Nem. 8 ep., Isthm. 2 str., Bacch. 8 ep., ein steigender Ol. 3 str.; Pyth. 4 str. hat nur am Schlufs ein fallendes Kolon, nur eins innerhalb der Strophe Ol. 7 str. (4), Isthm. 1 str. (5), Ol. 6 ep. (3 ‒◡◡‒ ‒‒◡◡ ‒‒ ‒◡‒‒ ‒◡‒); nur einen sicher steigenden Vers Bacch. 5 str. (5), 10 str. (5), 14 str. (6), ep. (3). In Ol. 6 str. ist nur V. 1 und 5, in Pyth. 4 ep. nur 4 und 5 (s. o.), in Isthm. 5 str. nur 2 und 6 fallend, in Ol. 3 str. nur 1 und 5, in Nem. 5 ep. nur 2 und 6, in Isthm. 1 ep. nur 2 und 3 steigend. Ganz vermischt ist Pyth. 1 ep. (deren metrische Analyse aus den Scholien oben S. 158 Anm. 3 mitgeteilt ist; enthält nach Schröder: 1. 2 min., 3. 4 mai., 5 mai. min., 6 min. 7 mai., 8. 9 min., 10 mai.), Pyth. 12 (1 mai., 2 min., 3 mai., 4 min., 5. 6 mai., 7. 8 min.) Nem. 1 str., Isthm. 3 ep. Ähnlich in der Tragödie, wenn man die ionische Messung anwendet: die Strophe Prom. 885 ff. hat einen fallenden Vers (*καὶ μήτε τῶν πλούτῳ διαθρυπτομένων*) unter lauter steigenden, so Trach. 95, Ai. 178—180, Med. 410 830 976, Andr. 766 7 u. s. w.

[2]) Auch Pyth. 1 str. 2 ‒◡‒‒ ‒◡◡‒ ‒◡‒‒ ‒◡◡‒ ◡◡‒⏑̲ tritt hinzu, nur dafs hier auch der den nächsten Vers beginnende Spondeus metrisch undeutlich ist. Vgl. Schröder S. 503 Anm. 35.

[3]) Ol. 6 str. 5 *βωμῷ τε μαντείῳ ταμίας Διὸς ἐν Πίσᾳ* ‒‒◡‒ ‒‒◡◡ ‒◡◡‒ ◡⏑̲, Nem. 8 ep. 4 ‒‒◡‒ ‒‒◡‒ ◡⏑̲. Diese Schlüsse machen freilich auch sonst Schwierigkeit. V. 5

Endlich will ich nebenher erwähnen, dafs die ionische Messung nicht mehr anwendbar ist, wenn dreimal aufeinander folgende Senkungen durch zwei Kürzen gebildet sind; wenigstens anwendbar nur, indem man den schönrollenden daktylischen Tetrameter durch innere Katalexis bricht (Schröder S. 504).

Wer dem hiermit geschilderten Thatbestand nachdenkt, wird, wie mir scheint, genügende Bedenken finden, um sich wieder nach der alten Messung, die doch auch in der metrischen Tradition Boden hat, umzusehen; zumal wenn er sich von früher her erinnert, dafs mit den alten Daktylen und Epitriten alles in schönster Ordnung ablief. Aber freilich, es giebt keine einfache Rückkehr: wenn man die ungleichen Responsionen bei Pindar hatte ins gleiche rücken können, so giebt es gegenüber den respondierenden Variationen des ionischen Metrums bei Bacchylides keine Ausrede. Und doch sondern sich sonst von lebendigen und beweglichen ionici daktylische Verse unzweideutig ab; man lese nur daraufhin das Duett von Antigone und Ödipus Phoen. 1485 —1581 oder das Lied des Agathon mit dem Abschlufs Thesm. 126 f.

Hier ist ein Vorgang kenntlich, der sich definieren läfst, obwohl er der Zeit vorausliegt, aus der unsere ältesten Lieder dieser Gattung stammen. Es ist keine freie und ungehinderte Verwendung des ionischen Mafses, in der sich die Dichter der daktylo-epitritischen Strophen bewegen; nicht eine Freiheit, wie sie den iambischen, trochäischen, dochmischen, anapästischen Liedern des Dramas zu Gebote steht; aber auch nicht ausgeprägte Verse wie die der recitierenden Poesie und der lesbischen Einzellyrik. Bestimmte Kola sind festgelegt, und die Freiheit des Dichters besteht in der Fügung der Kola zu Versen, der so geformten Verse zu Strophen. Die festgelegten Kola finden sich schon bei Alkman (besonders Frg. 25) und in vielen Beispielen, mit geringen Abweichungen, bei Stesichoros (Frg. 26 32 35 37 42 50). Wo die Ausbildung stattgefunden hat lehrt uns, soviel ich sehe, kein sicheres Zeichen; aber wir erkennen, dafs die fertigen Formen in den ersten Zeiten der uns bekannten chorischen Lyrik von einem Centrum zum anderen getragen wurden.

Die Kola sind die uns aus der 'daktylo-epitritischen' Messung bekannten: 'daktylische' und 'epitritische' mit und ohne 'Anakrusis', die epitritischen über viele metra gedehnt, die daktylischen nicht über vier metra hinaus, bis zum 'Choriambus' hinabgehend, die epitritischen bis zum einen katalektischen Metron. Ob man sie nun so nennen mag oder nicht, das wesentliche bleibt: die Daktylen sind daktylisch gebaut, d. h. ohne aufgelöste Hebungen und ohne die aus dem Hexameter (der als Recitationsmafs in ionischer Ausbildung diese Wandlung erlitten hat) in andere Daktylen übergegangene Kontraktion; die Trochäen trochäisch (oder iambisch) nach ionischer Art, d. h. mit aufgelösten

derselben Epodos gehört auch dazu: – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑. Das Kolon – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ unter ionici führt Wilamowitz, Isyllos S. 138 zwar an, aber als Aporie. Die Spondeen habe ich berührt (Ol. 6 ep. 3 oben S. 161 Anm. 1); – – ist die legitime Katalexis des fallenden ionicus (so die von Schröder aus Sappho zugezogenen Verse); Anakr. 69 ist ein katalektischer steigender Tetrameter.

Hebungen.[1]) Die einzige Unterscheidung ist die eingehaltene schwere Senkung an zweiter Stelle des Metrons; und diese Unterscheidung ist ja wohl das Zeichen des Ursprungs.

Die ʿAnakrusis' darf uns nicht schrecken. Zwar den Ausdruck sollte man vermeiden, nicht nur weil er modern geprägt ist, sondern weil man musikalische termini in metrischen Dingen nicht ohne Not anwenden sollte. Aber die Sache, die G. Hermann bezeichnen wollte, ist eine in der griechischen Metrik ganz sicher stehende Erscheinung. Wo es fest ausgebildete Kola giebt, da giebt es in der Regel die fallende neben der steigenden Form; man weifs, wie diese Thatsache schon in der antiken Theorie und später oft zur Gleichstellung der Iamben mit den Trochäen, der Anapäste mit den Daktylen verführt hat. Neben *ὅπαζε δὲ νίκην* steht *ὦ τὸν Ἄδωνιν*, *ὦ Δῆμε καλὴν γ' ἔχεις* neben *ὦ τὸν Ἀδώνιον*, *δέδυκε μὲν ἁ σελάνα* neben *ὄλβιε γάμβρε σοὶ μέν*, *αὐτὰ δὲ σὺ Καλλιόπα* neben *ἐν δὲ Βατουσιάδης* u. s. w. So beginnt Pindar Ol. 4 ep. mit dem steigenden Kolon – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ und dem fallenden – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑, enthält Nem. 4 das steigende ⏓ –́ ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – und das fallende – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –, Pyth. 2 ep. – ⏑ – ⏑ ⏑ – neben (9) – –́ ⏑ – ⏑ ⏑ –, verbindet Euripides Bacch. 877 f. ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – und ⏑́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –, Sophokles Oed. R. 1186 f. ⏒ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ – mit –́ ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – u. s. w.[2])

In derselben Weise haben Pindar und Bacchylides die steigenden und fallenden Kola beider Arten, wie sie etwa zwei Jahrhunderte früher bereits fixiert vorhanden waren, verwendet. Sie bilden die Strophen nicht direkt aus ionici a minore und a maiore, sondern aus sekundären Gebilden, deren Element der steigende ionicus war, die aber in ihrer erstarrten Form auch fallend gebildet wurden. Die oben ausgesprochenen Bedenken fallen damit sämtlich hin: es giebt keine unmittelbare Verbindung beider Arten des ionischen Metrums und keine Hyperkatalexis mehr; die Kola mit den zwei Kürzen in der Senkung haben ihre Bildungsart überkommen, d. h. sie sind nach genauer Analogie der daktylischen Verse, denen sie ähnlich waren, aufgefafst und ausgebildet worden.

Aber das Gefühl von dem Ursprung dieser Kola hatte sich nicht verloren: es tritt hervor in den beiden Längen am Schlusse des scheinbar trochäischen Metrons; noch entschiedener aber in der Möglichkeit, die ursprünglichen Bildungselemente sowohl in der Formung einzelner Kola als besonders in der Responsion hervortreten zu lassen, d. h. die anaklastischen Formen des ionischen Metrons in diesen scheinbar daktylischen und trochäischen Kola als gleichwertig zu behandeln (oben S. 159).

Wenn wir nun finden, dafs bei Pindar der ionische Charakter des Mafses sehr selten zur Erscheinung kommt, so selten, dafs die ihn erläuternde metrische Analyse in den Scholien fast unbeachtet bleiben konnte, dafs dagegen Bacchy-

---

[1]) Alkm. 82 *Φρύγιον αὔλησεν μέλος Κερβήσιον* scheint hierher zu gehören.

[2]) Das erste Strophenpaar der Parodos des Prometheus: 1) katalektischer iambischer Oktameter und akatalektischer Dimeter; 2) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – (Schlufskolon der alkäischen Strophe); 3) katalektischer iambischer Heptameter; 4) ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – = 2) steigend (wie Bacchyl. 3, 2).

lides in wenigen Gedichten eine hinreichende Menge von Belegen bietet, um die Thatsache selbst der Einrede zu entziehen, so liegt es nahe, diese Gradverschiedenheit aus der ionischen Abkunft des Bacchylides zu erklären. Es hat eine innere Wahrscheinlichkeit, anzunehmen, dafs die ionischen Vertreter der chorischen Lyrik den verdunkelten Zusammenhang dieser Formen mit der von ihrem Stamme ausgebildeten Kunst fester hielten als andere. Vielleicht würde dies noch deutlicher werden, wenn wir Simonides hätten.

Man mufs indessen zugeben, dafs auch bei den ionischen Dichtern sowohl die Kola von spezifisch ionischer Form als auch die anaklastische Responsion eine an sich betrachtet seltene Erscheinung ist. Im attischen Drama ist sie verschwunden. Das läfst sich in doppelter Weise auffassen: entweder ist es der Endpunkt einer spontanen Entwickelung, die allmählich die Zeichen des ionischen Ursprungs dieser Formen getilgt hat; oder die attischen Dichter haben aus Absicht und Willen diese Gattung der lyrischen Form einheitlich, in ihrer entwickelten Doppelgestalt einheitlich gebildet, mit der künstlerischen Energie, die sie durchweg bei der Übernahme des Formenschatzes der dorischen, äolischen und ionischen Metrik bewiesen haben.

Wie dem auch sei, die Daktylo-epitriten des Dramas hat man kein Recht mehr ionisch zu messen, ihre Kola sind fest und bestimmt, die 'daktylischen' rein daktylisch gebildet, fallend und steigend, die 'epitritischen' mit regelmäfsiger Einhaltung der schweren Senkung, sonst trochäisch und iambisch. Heliodors Analyse von drei daktylo-epitritischen Liedern des Aristophanes ist erhalten: er operiert fast nur mit Daktylen, Anapästen, Trochäen und Iamben, gar nicht mit ionici.[1])

Die ionischen Erscheinungen bei Pindar und Bacchylides lehren uns, aus welchen Elementen die Kola der daktylo-epitritischen Verse entstanden sind. Die antiken Metriker wufsten es, und einige von ihnen analysierten die Kola danach. Die ionische Messung der Verse, über die Kola hinaus, bei Pindar und Bacchylides durchzuführen, scheint, wenn man die Geschichte der metrischen Spielart betrachtet, nicht ratsam; besser wäre es, die Kola als solche hervortreten zu lassen. Wenn man jene Messungen auch auf die dramatischen Lieder anwenden wollte, so würde man der deutlich erscheinenden Auffassung der attischen Dichter Gewalt anthun. —

Über die äolischen und glykoneischen Metra werde ich mich kurz fassen, weil da die Dinge viel komplizierter liegen und die meisten Untersuchungen noch zu machen sind. Logaöden nennt Hephästion (S. 25 und 29; vgl. Mar.

[1]) Nub. 457 f.: alle Kola trochäisch, iambisch, anapästisch. Pac. 775 f.: das 2. (u. 4.) *περίοδος προσοδική* ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, das 5. *ἰαμβέλεγος* – – ⏑ – – | – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, das 8. und 9. *τινὲς συνάπτουσι καὶ γίνεται ἐγκωμιολογικόν* (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – | – ⏑ – –) *ὃ καὶ ἄμεινον*, das 10.—12. (– ⏑ ⏑ – ⏑ – –) wird choriambisch erklärt wie von Hephästion (S. 30): mit ihm beginnt die zweite, nicht mehr daktylo-epitritische Periode der Strophe. Die Analyse von Eq. 1263 f. ist schlecht überliefert: das 8. *προσοδικόν* – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – (Thiemann, Heliod. colom. Aristoph. S. 14); die heliodorische Bezeichnung des 3. ist ausgefallen, dafür in den jüngeren Handschriften: *ἐξ ἐπιτρίτου δευτέρου, χοριάμβου καὶ Ἰωνικοῦ ἀπ' ἐλάττονος* (– ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –), wie die entsprechenden Pindarscholien.

Vict. 111, Mar. Pl. 544) die in eine trochäische Syzygie auslaufenden Daktylen und die in einen *βακχεῖος* auslaufenden Anapäste; dieselbe Vorstellung blickt bei dem Metriker von Oxyrhynchos durch[1]); aber Aristides nennt Logaöden die äolischen Daktylen (*τὰ αἰολικὰ καλούμενα* Heph. S. 24), wenn sie *ἐξ ἐλαττόνων τῶν ποδῶν* beginnen (S. 51 52), und die entsprechenden Anapäste, für die allein er auch wenn sie mit *βακχεῖος* schliefsen den Namen zuläfst.[2]) Mit Bezug auf die Glykoneen und die ähnlichen zuerst bei den lesbischen Dichtern erscheinenden Kola, die in der Mitte Senkungen von zwei Kürzen haben, gehen die Theorien der Metriker auseinander. Aristides giebt in Kap. 16 einen schematischen Katalog von 12 zum *ἰαμβικὸν γένος* gehörigen *ῥυθμοὶ σύνθετοι κατὰ περίοδον*, von denen vier einen (zweisilbigen) Trochäus, vier einen Iambus, vier zwei Trochäen (und zwei Iamben) haben. Die *σχήματα* sind keineswegs alle lebendig (z. B. ⏑––⏑–⏑–⏑ oder ⏑–⏑–⏑––⏑), aber sie enthalten die bekannten glykoneischen Formen ⏑–, –⏑, –⏑, ⏑– –⏑, ⏑–, ⏑–, ⏑– ⏑–, –⏑, ⏑–, ⏑– ⏑–, ⏑–, –⏑, ⏑– –⏑, –⏑, ⏑–, ⏑– ⏑–, –⏑, –⏑, ⏑–. Dafs aber der Theorie, der das von Aristides ausgeschriebene Handbuch folgte, keineswegs jeder Glyconeus ohne weiteres solch ein Iambus war, zeigt Aristides selbst, indem er auf der nächsten Seite das Kolon ⏑–––⏑⏑–⏑– (*ἄριστον μὲν ὕδωρ ὁ δέ*) als ein *δοχμιακὸν ἐξ ἰάμβου καὶ δακτύλου καὶ παίωνος* erklärt.[3])

In der That versagt die Messung nach zweisilbigen trochäischen und iambischen *πόδες* vor jeder Länge in der Senkung, sei es die den Lesbiern und Anakreon geläufige Form –––⏑⏑–⏑– oder –⏑–⏑⏑––– oder gar –––––⏑⏑– u. s. w. Aristides wendet auch jene Messung gar nicht auf diese Formen an, er behauptet die Identität seiner vierfüfsigen *περίοδοι* mit den Glykoneen gar nicht.

Ein durchgeführtes System des Glyconeus, Phalaeceus, der Asklepiadeen u. s. w. giebt Hephästion Kap. 10 mit Hilfe des Antispasts; es gilt auch für die polyschematistischen Formen (Kap. 16) und für die pindarische Form des sapphischen Hendekasyllabus (⏑––⏑ –⏑⏑– ⏑––), während ihm der sapphische selbst epichoriambisch (–⏑–⏓ –⏑⏑– ⏑––), der alkäische epionisch ist (⏓–⏑– ––⏑⏑ –⏑–), Kap. 14. Die antispastische Erklärung hat auch Heliodor, der Metriker von Oxyrhynchos und, neben anderen Erklärungsarten, die Pindarscholien.

Der Antispast hat in der griechischen Verskunst eine sichere Stelle, an der er aber bisher nicht anerkannt ist: der Choliambus ist ein Trimeter mit antispastischer Anaklasis des letzten Metrons. Wenigstens für die ionische Verskunst ist damit seine Existenz erwiesen und die alexandrinische Metrik gegen den Verdacht geschützt, ihn erfunden zu haben. Es besteht nur die Möglichkeit, dafs sie den vorhandenen auf die äolischen Verse angewendet hat, um die Schwierigkeit der 'Basis' zu lösen.

Die Kritik von Hephästions Analysen kann nur dazu führen, die ganze

---

[1]) Nachr. der Gött. Ges. 1899 S. 501 f.

[2]) Auf die Anapäste beschränkt die Logaöden auch Atil. Fort. S. 292. Über den Namen Choerob. *ἐξήγ.* S. 72, Schol. Ambr. bei Studemund A. V. S. 141, Schol. Pind. S. 107 B.

[3]) Für Hephästion ist das *δοχμιακὸν* (*ἐξ ἰάμβου καὶ παίωνος* bei Aristides) ein antispastisches *πενθημιμερές* (S. 33).

Theorie, wie sie uns in dogmatischer Fassung überliefert wird, mit Mifstrauen anzusehen. Das *Φερεκράτειον* ist ihm (S. 33 56) ein antispastisches *ἑφθημιμερές* (– – – ⏑ ⏑ – –): vom katalektischen Glyconeus mag das gelten, aber das Musterbeispiel (*ἄνδρες πρόσχετε τὸν νοῦν*) bezeichnet Pherekrates selbst als *σύμπτυκτοι ἀνάπαιστοι*, d. h. als weder 'Pherekrateen' noch ionici, sondern Anapäste, die er, als neue Erfindung, mit Unterdrückung der zweiten Silbe jedes Metrums gebaut hat (– ⏗ – ⏑ ⏑ ⏗ – verdoppelt: Plaut. Cant. S. 66 A. 2).[1] Das *Φαλαίκειον* erklärt Hephästion[2]) als katalektischen Trimeter mit dem Antispast an erster Stelle vor zwei iambischen metra: ⏒ ⏒ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –. Wenn wir aber etwas in diesen Dingen wissen, so ist es, dafs dieser Vers ein ionischer Trimeter ist, das heifst (und selbstverständlich nicht anders zu teilen): ⏒ ⏒ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –. Die sapphische Periode *γλυκεῖα μᾶτερ οὔτοι δύναμαι κρέκην τὸν ἱστόν* ist bei Hephästion ein katalektischer Tetrameter mit dem Antispast an zweiter Stelle (⏑ – ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –), während das ionische Doppelkolon, mit der doppelten Bildung des Anacreonteum (katalektisch ⏑ – ⏑ – ⏑ – –) und akatalektisch ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –) schon durch die wiederkehrende Diärese sicher indiziert ist (Wilamowitz, Isyllos S. 129; ebenso Bacchyl. 6, 1 2).[3] Ebenso rein ionisch ist das 'katalektische antispastische Tetrametron' (– – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – –) *κατθνάσκει Κυθέρη' ἁβρὸς Ἄδωνις· τί κε θεῖμεν* (d. h. akatalektisch – – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – –).

Dies genügt um zu beweisen, dafs die antispastische Messung wenigstens in ihrer systematischen Durchführung so wenig in der Natur dieser Versarten begründet ist wie die nach zweisilbigen 'Iamben' und 'Trochäen'. Darum sind wir nicht berechtigt, die Systeme einfach zu verwerfen; sie zu beurteilen haben wir noch nicht Beobachtung genug. Was sie uns lehren, ist zunächst eine wichtige negative Thatsache, nämlich dafs die antiken Theoretiker (anders als bei den Daktylo-epitriten) im Glyconeus und den verwandten Versen keine Daktylen finden[4]), vielmehr die Senkungen von zwei Kürzen unter zwei Metra verteilen, während sie den epichoriambischen und epionischen Versen die viersilbigen *πόδες* mit zwei Kürzen in der Senkung zuschreiben.

Die Naivetät, mit der Masqueray und Gleditsch ein antik-modernes System auf solchem Grunde konstruieren, wird wohl nur vorhalten, solange die Einzeluntersuchung nicht durchgeführt ist. Wir sind gerade so weit, dafs die Unzulänglichkeit der bisherigen Auffassung an einzelnen Punkten deutlich geworden ist. Wilamowitz hat aus der Theorie und aus der Imitation des Synesios bewiesen, dafs Sappho selbst das *Φαλαίκειον* als ionischen Trimeter und

[1]) Der Scholiast (S. 211 W.) merkt den Widerspruch, verfehlt aber, wie Heph. S. 56 zeigt, die Lösung.

[2]) Der Metriker von Oxyrhynchos (S. 499 f.) teilt ebenso, indem er – – – ⏑, – ⏑ – ⏑ und ⏑ ⏑ – – ⏑ gleichmäfsig als erste *διποδία* ansieht.

[3]) Man vgl. den ionischen Trimeter (Heph. 46 f.) ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –.

[4]) Vereinzelt ist die oben angeführte Analyse des Aristides ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – *ἐξ ἰάμβου καὶ δακτύλου καὶ παίωνος* oder Hephästions Bezeichnung des *χοριαμβικὸν πενθημιμερές* (Adonius) als *συνεμπῖπτον δακτυλικῷ τῷ εἰς δεύτερον τροχαῖον* (S. 44), was doch eben bedeutet, dafs es keine Daktylen sein sollen.

zwar als Zwölfsilbler wie als Elfsilbler angewendet hat; ein lesbisches Beispiel des Zwölfsiblers hat jetzt der Metriker von Oxyrhynchos geboten (*πτέρα δ' ἄγνα παρ' Ἔρωτος Ἀφρόδειτα*: a. a. O. S. 499). H. Weil vor allen hat darauf hingewiesen, dafs die 'polyschematistischen' Formen des Glyconeus sich leicht und einfach (wenn auch nicht alle Variationen gleich einfach) in das iambisch-ionische Metron auflösen: – ◡◡ – ◡ – ◡ – und – ◡ – ◡ – ◡◡ –, wie denn auch diese Kola aufser in der lesbischen Metrik, deren silbenzählendes Prinzip das ausschliefst, aufgelöste Hebung und unterdrückte Senkung zulassen. Demgemäfs wäre die lesbische Form des Glyconeus ⏓ ⏓ – ◡◡ – ◡ – als anaklastische Bildung zu fassen. Endlich verbinden sich die Glykoneen und die spezifisch lesbischen Verse gern mit ionici, wie auch in den Pindarscholien mit Vorliebe Kola der äolischen Lieder als ionici analysiert werden: hervorragende Beispiele sind unter den neugefundenen Liedern der Hymnus des Philodamos (Weil, Bull. de corr. hell. XIX 393), eng verwandt mit dem Liede Ar. Eq. 551 f., das dritte Gedicht des Bacchylides (Wilamowitz, Gött. Gel. Anz. 1898 S. 150); für das *Φαλαίκειον* giebt besonders Bacchylides 17 und 18 bestätigende Verbindungen, daneben 17, 11 die alkäische Form der Verknüpfung zweier Glykoneen mit einem iambischen Metron.

Daraus, dafs eine Messung auf ein Kolon anwendbar ist, folgt nicht, dafs es die ihm von Natur zukommende Messung ist. Auf eine Reihe dieser Bildungen, so die Asklepiadeen, ist die Messung nur anwendbar, wenn man eine sonst nicht im lebendigen Gebrauch vorhandene (die antispastische) Anaklasis annimmt. Kola wie diese: *τὰν πρόσθεν βελέων ἀλκάν* – – – ◡ ◡ – – – erscheinen sonst nie als Bildungen ionischen oder iambischen Mafses. Ohne Hyperkatalexis (z. B. in dem steigenden Glyconeus *κλύεις ὦ πολύμοχθ' ἀλᾶτα*) und Brachykatalexis (z. B. *ἁμέρας βλέφαρον*, *ὦ τὸν Ἀδώνιον*, das Reizianum) ist auch in diesen Kola mit dem Metron nicht auszukommen. Auf die Verbindung mit sicher ionischen Versen ist nicht geraten zu fest zu bauen; denn es kann sehr wohl sein, dafs lesbische Verse, die sich leicht dazu fügten, in der chorischen Lyrik ionisiert und mit ionischen zusammengeordnet worden sind. Diese und ähnliche Erwägungen zeigen, dafs die Beweiskraft der bisher gemachten Beobachtungen nicht ausreicht, die lesbischen Verse als ursprünglich ionisch-iambisch zu erweisen. Das einzige ganz feste Moment ist vorläufig, dafs das *Φαλαίκειον* von alters her ein ionischer Trimeter war.

Freilich zeigt diese Thatsache nach einer bestimmten Richtung. Die Natur des *Φαλαίκειον* konnte ganz deutlich erschlossen werden, weil sich in Sapphos Formen die Beweglichkeit des ionischen Verses erhalten hatte. Alle anderen Bildungen ähnlicher Art wie der von Phalaikos festgelegte Hendekasyllabus, samt dem Glyconeus, gab es in der lesbischen Poesie, soviel wir sehen, nur in einer nach Bau und Silbenzahl festbestimmten, nur durch die 'Basis' in gegewissen Kola mannigfaltigen Form. Nicht anders erscheint der Glyconeus bei Anakreon. Frei nach Schema und Silbenbehandlung wird er in steigendem Mafse in der chorischen Lyrik und im Drama. Die Entwickelung ist ganz verschieden von der der Daktylo-epitriten, die im Drama erst ihre Beweglich-

keit verlieren und unwandelbar feste Form erhalten. Man kann schon darum nicht annehmen, dafs die attischen Glykoneen Weiterbildungen der lesbischen sind. Vielmehr mufs es Glykoneen freien Baues gegeben haben, die der uns bekannten lyrischen Poesie vorausliegen. Sie erscheinen nicht in der ionischen Lyrik, weder auf dem Festlande (Anakreon) noch auf den Inseln (Archilochos), auch nicht in den Skolien; durch die ionische Lyrik werden also die freien Formen nicht zu den Attikern gekommen sein. Aber sie erscheinen bei Pindar und Bacchylides (die Auflösungen besonders in 4); aus dem Dithyrambus können sie gekommen sein.

Von derselben Art wie bei den Daktylo-epitriten ist das sich hieraus ergebende Verhältnis der Metra zu den Kola. Hier wie dort hat es, vor der Entwickelung der metrischen Formen, in der Technik der einzelnen Stämme, fest ausgebildete Kola gegeben. Die Verse und Strophen dieser Lieder wurden nicht direkt aus den Metra herausgebildet, sondern aus den mit geringerer Freiheit zu behandelnden Kola. Die Analyse kann darum auch nicht direkt zu den Metra gelangen, am wenigsten darf sie auf bestimmte Metra hin die Kola schematisieren. Aber wenn Lied für Lied analysiert und Form für Form auf der Wanderung durch die Jahrhunderte beobachtet sein wird, so werden sich vermutlich auch die Elemente ergeben, aus denen die Kola einmal erwachsen sind.

G. Hermann hat auch systematisiert, aber auf Grund der umfassendsten Empirie. Seine und Böckhs Schüler haben gleichermafsen an der Beobachtung, vor allem freilich des Hexameters, weitergearbeitet. Auf diesem Boden hätte, dem Geist der neuen philologischen Wissenschaft entsprechend, die Metrik, wie es die Grammatik that, zur historischen Behandlung fortschreiten müssen. Diese Entwickelung hat Westphal unterbrochen. Seine Arbeiten haben manche wichtige Thatsache erschlossen, aber sie ruhen durchaus in willkürlichen und unhistorischen Theorien. Den Bann, unter dem sein Werk Jahrzehnte lang die metrische Arbeit hielt, hat Wilamowitz gelöst, indem er vor allem lehrte, dafs die Verskunst der griechischen Stämme jede für sich in bestimmten poetischen Gattungen ihre Formen entwickelt hat, die dann das attische Drama mit eigner Kunst vereinigte. Von Nachfolge ist noch nicht viel zu spüren, dagegen ist für die Schablone wieder mit Erfolg Geltung beansprucht worden. Mit sicherem Schritte wird die metrische Forschung erst dann weitergehen, wenn jede Arbeit unter dem Bewufstsein steht, dafs die griechische Verskunst, wie die Sprache, ein Teil der Geschichte des griechischen Volkes ist. Es bedarf darüber keines Streites. Wir werden alle der Ansicht sein, dafs es vor allem der Untersuchung bedarf, der Beobachtung unter philologischen, d. h. historischen Gesichtspunkten. Das System aber hat der Forschung nicht vorauszugehen, sondern auf ihre Fortschritte zu warten.

DIE ENTWICKELUNG DER RÖMISCHEN TAKTIK

Von Edmund Lammert

(Schlufs)

LOCKERUNG DES PRINZIPS DER STEUERKLASSENORDNUNG

Das politische Problem der Heeresreorganisation, die Beschaffung einer gröfseren Streiterzahl, hatte Servius Tullius durch ein Kompromifs gelöst. Der Kriegsdienst war im Prinzip als ein Recht und eine Pflicht aller freien Bürger anerkannt[1]), aber sowohl für die Zahl des ganzen Heeres als auch für die der Unterabteilungen und Waffengattungen innerhalb desselben war zwischen den einzelnen Steuerklassen ein bestimmtes Verhältnis gesetzlich normiert worden. Die Gesamtkontingente der fünf Klassen von der ersten abwärts verhielten sich zu einander wie $4 : 1 : 1 : 1 : 1\frac{2}{3}$ (1800 : 450 : 450 : 450 : 750); die erste Klasse mufste stets zwei Drittel der Hopliten (1800 unter 2700 Mann), die zweite und dritte je ein Sechstel (450 Mann) derselben, die vierte Klasse stets 450 leichte Hastaten, die fünfte stets 750 Ganzleichte stellen. Dies Verhältnis stand zur Zeit der Einführung sicherlich im Einklang mit den Zahlen der Bevölkerung bezw. der einzelnen Klassen oder war vielmehr durch Landschenkungen und wahrscheinlich nicht ohne gewaltsame Eingriffe in den Besitz der reichen Geschlechter künstlich in Einklang gesetzt worden. Dafs es sich durch die natürliche Entwickelung der Bevölkerung wieder verschieben mufste, hatte man vorausgesehen und deshalb für jedes fünfte Jahr eine Erneuerung des Census angeordnet. Aber dadurch vermochte man nur die Ungerechtigkeiten zu beseitigen, die durch die Veränderung des Besitzstandes der einzelnen Bürger, nicht die, die durch die Veränderung der Kopfzahl der einzelnen Klassen entstanden waren. Dazu hätte es neuer Landverteilungen bedurft; an die regelmäfsige Wiederholung einer so revolutionären Mafsregel war aber selbstverständlich nicht zu denken.

Am härtesten wurde von diesem Mifsverhältnis die erste Klasse getroffen, weil die Zahl der reichen Bauerngutsbesitzer naturgemäfs sich nicht in demselben Mafse wie die gesamte Bürgerschaft vermehren konnte, sondern infolge fortgesetzter Erbteilung und Aufkaufs durch die Grofsgrundbesitzer an Zahl eher ab- als zunahm. Während also die anderen Klassen bald viel mehr Leute

[1]) Proletarier und *capite censi* waren nicht grundsätzlich ausgeschlossen, sondern nur dadurch, dafs sie die gesetzliche Bestimmung, sich selbst zu rüsten und zu erhalten, nicht zu erfüllen vermochten. Wenn man, wie es später geschah, sich dazu entschlofs, ihnen auf allgemeine Kosten die Rüstung zu liefern und Sold zu zahlen, stand ihrer Verwendung kein gesetzliches Hindernis im Wege.

zählten, als zum Dienst gebraucht wurden, so dafs die einzelnen nur in längeren Zwischenräumen eingezogen zu werden brauchten, liefs sich dies in der ersten Klasse nur schwer ermöglichen. Hier mufste jeder, wie es das Gesetz vorschrieb, einmal um das andere mit ins Feld ziehen. Zu den Anstrengungen und Schädigungen an Leib und Leben kamen die materiellen Verluste, die mit der Beschaffung des Lebensunterhaltes im Felde und der Abwesenheit von Haus und Hof verbunden waren. Dafs infolgedessen die erste Bürgerklasse unter jedem Kriege schwer zu leiden hatte, ist klar. Gleichwohl konnte sie nicht wünschen, dafs zu ihrer Erleichterung das bestehende Verhältnis durch eine stärkere Heranziehung der nächsten Klassen zum Hoplitendienste geändert würde. Denn diese war für sie gleichbedeutend mit der Aufgabe eines politischen Vorrechtes und einer Schmälerung ihres Ansehens.

Die ärmeren Klassen aber erlitten unter den endlosen Kriegen, die die Republik im ersten Jahrhundert ihres Bestehens zu führen hatte, trotz ihrer verhältnismäfsig geringeren Beteiligung am Dienst so starke materielle Verluste, dafs sie nichts weniger als Lust bezeigten, sich in ausgedehnterem Mafse als bisher zum Dienste einziehen zu lassen.

Da alle Klassen einer Änderung der Heeresverfassung widerstrebten, blieb Generationen hindurch alles beim alten. Aber die allgemeine Unzufriedenheit äufserte sich in einer schroffen Opposition gegen die Politik der herrschenden Geschlechter und steigerte sich wiederholt bis zur offenen Auflehnung und zur Verweigerung des Kriegsdienstes.

Im Jahre 406[1]) entschlofs sich der Senat zur Einführung der Soldzahlung auf Staatskosten. Dadurch belebte er zunächst die Kriegslust der ärmeren Klassen. Die erste Klasse aber bequemte sich zur Aufgabe ihrer bisherigen Stellung im Heere wahrscheinlich erst, als sie durch den zehnjährigen Krieg gegen Veji gründlich mürbe gemacht und infolge des numerischen Verlustes, den sie an der Allia erlitten hatte, thatsächlich nicht mehr im stande war, ihr Kontingent in der bisherigen Stärke zum Heere zu stellen.

Die erste Änderung braucht durchaus nicht radikal gewesen zu sein. Das alte System, die Aushebung und Bewaffnung des Heeres nach Steuerklassen, blieb im Prinzip bestehen; es wurde nur das Verhältnis, in dem die Steuerklassen im Heere zu einander standen, etwas modifiziert. Den dezimierten Hoplitenabteilungen der ersten Steuerklasse sollte Ersatz zugeführt werden. Zu diesem Zwecke brauchte man nicht alle Klassen in allen Waffenstufen willkürlich und bunt durcheinander zu werfen. Es würde das auch allen Klassen bei dem scharf ausgeprägten Standesgefühl des Volkes wider den Strich gegangen sein. Hätte man einen Bürger fünfter Klasse in die Reihen der Principes einstellen wollen, so würde das die Klassen, über deren Köpfe hinweg der Mann avancieren sollte, nicht weniger als die Abteilung, die ihn aufnehmen sollte, mit Entrüstung erfüllt haben. Es wurde vielmehr nur ein stufenweises Aufrücken einer Klasse hinter der anderen in die nächst höhere

[1]) Liv. IV 59 V 4 VIII 8.

Truppenabteilung, d. h. in die Abteilung zugelassen, die bisher nur der nächst höheren Klasse zugestanden hatte. Rechtlichen Anspruch auf dies Aufrücken hatte niemand, das richtete sich nach dem Bedürfnis und nach dem Willen der Heeresleitung; der einzelne Mann konnte auch in die Abteilung wieder eingestellt werden, die seiner Klasse bisher zugekommen war. Die Leute der dritten Klasse konnten ebensogut in den Gliedern der *hastati scutati* mit dem der vierten zusammenkommen, wie mit denen der ersten in den Abteilungen der Principes, die der fünften Klasse als *funditores* mit den hinzugezogenen Proletariern. Die starre Sonderung der Klassen in bestimmten Abteilungen, der Klassencharakter der Abteilungen und Glieder war beseitigt. Es gab auch kein feststehendes Zahlenverhältnis für die Kontingente der einzelnen Klassen mehr. Die unteren Klassen mufsten im allgemeinen stärker bei der Aushebung in Anspruch genommen werden als früher.[1]) Das Verfahren war also folgendes. Leute der zweiten und jedenfalls auch der dritten Klasse wurden, soweit sie gebraucht wurden, neben denen der ersten in die Abteilungen der Principes eingestellt, Leute der vierten rückten in entsprechender Zahl in die beiden Glieder der *hastati scutati*, Leute der fünften in das Glied der *hastati leves* ein, ein anderer Teil derselben Klasse verblieb im Gliede der *iaculatores*, ein dritter in dem der *funditores* und wurde vielleicht durch einige herangezogene Proletarier vervollständigt (vgl. S. 176 f.).

In Bezug auf die Abteilungen der Principes entstand die Frage, ob die in ihnen vereinigten drei Klassen ihre bisher verschieden gestaltete Hoplitenrüstung auch ferner tragen sollten oder nicht. Um den Abteilungen ihren einheitlichen Charakter zu wahren und die Klassen im Interesse der inneren und äufseren Ordnung vollständig miteinander zu verschmelzen, mufste man ihre Rüstung gleichmäfsig gestalten. Man mufste also entweder die zweite und dritte Klasse gleich der ersten zu *clipeati*, oder die erste Klasse gleich den beiden anderen zu *scutati* machen. Da die eherne Rüstung für die weniger bemittelten Leute der zweiten und dritten Klasse zu teuer war, die erste Klasse aber ihres ehernen Waffenschmuckes nicht mit einem Schlage vollständig beraubt werden sollte, machte man alle drei Klassen zu *scutati*, d. h. die erste Klasse mufste anstatt des *clipeus* das *scutum* der zweiten und dritten Klasse annehmen.[2]) Das letztere wurde bei der Gelegenheit auf Veranlassung des

[1]) Nachdem auf diese Weise das Prinzip der Klassentrennung und der bestimmten Klassenkontingente einmal durchbrochen war, war es nur eine Frage der Zeit und des Bedürfnisses, ob die niederen Klassen noch weiter emporgeschoben werden sollten. Man brauchte den armen Leuten der fünften Klasse und den Proletariern nur Hoplitenrüstungen zu liefern, dann stand ihrer Verwendung als *hastati scutati* nichts im Wege. Nur das Standesgefühl der drei oberen, speziell der ersten Klasse hat man augenscheinlich so lange als möglich geschont und sich bemüht, den Principesabteilungen durch Fernhalten der niedersten Klassen einen etwas aristokratischen Charakter zu wahren. Wie man das in der Praxis angefangen hat, wird später gezeigt werden (S. 178 f.).

[2]) Das meint Livius, wenn er (VIII 8) sagt: *Clipeis antea Romani usi sunt; dein postquam stipendiarii facti sunt scuta pro clipeis fecere.* Unter *Romani* sind nicht alle Römer, sondern nur die der ersten Bürgerklasse zu verstehen.

Camillus durch Aufsetzen eines ehernen Randes widerstandsfähiger und zugleich fürs Auge etwas gefälliger gemacht.[1]) Die bisher von den drei Klassen jedenfalls in verschiedener Ausführung getragenen ehernen Helme wurden durch ein gemeinsames neues Modell, einen Helm aus Stahl mit glatter Haube (ohne jeden Zierrat) ersetzt.[2]) Nur ein Vorrecht wurde der ersten Klasse belassen, sie durfte den ehernen Panzer auch fernerhin tragen.[3])

Die vierte Klasse mufste sich nunmehr, soweit sie in die Glieder der *scutati* einrückte, das *scutum*, die fünfte zum Teil die *hasta*, den Wurfspeer und den leichten Schild der *hastati leves* beschaffen. Der bereits früher eingeführte Sold erleichterte ihr das. Derselbe ermöglichte auch den ins Heer eingestellten Proletariern die Beschaffung des Lebensunterhaltes. In so fern würde Livius ganz recht gehabt haben, wenn er mit den Worten *postquam stipendiarii facti sunt* etwa nicht blofs einen äufseren zeitlichen Zusammenhang oder die Zeitfolge, sondern auch einen allerdings mittelbaren inneren Zusammenhang zwischen der Soldzahlung und der allgemeinen Einführung der *scuta* hätte feststellen wollen. Denn ohne Sold hätte man weder der vierten Klasse die Beschaffung der Hoplitenrüstung noch dem Proletarier die Beschaffung der Lebensmittel zumuten können, ohne ein allgemeines Aufrücken der Klassen aber hätte man keine Veranlassung bekommen, der ersten Klasse ihre *clipei* zu nehmen.

Nach Abschaffung der *classis clipeata* haben die Klassen also in der Phalanxabteilung in folgender Ordnung gestanden[4]):

Klasse	Glied	Abteilung	Kommando
1. [2. 3.] Klasse	1. Glied	*principes scutati*	1. Centurionenkommando
	2. "		
	3. "		
	4. "		
2. 3. [4.] Klasse	5. "	*hastati scutati*	2. Centurionenkommando.
	6. "		
4. [5.] Klasse	7. "	*hastati (parmati) leves*	
5. Klasse	8. "	*classis velata*: *iaculatores*	
	.....	*classis velata*: *funditores*	

[1]) Plut. Camill. 40: *τοῖς δὲ θυρεοῖς κύκλῳ περιήρμοσε λεπίδα χαλκῆν, τοῦ ξύλου καθ' αὑτὸ τὰς πληγὰς μὴ στέγοντος.*

[2]) Ebd. 40: *ἐχαλκεύσατο μὲν κράνη τοῖς πλείστοις ὁλοσίδηρα καὶ λεῖα ταῖς περιφερείαις, ὡς ἀπολισθαίνειν ἢ κατάγνυσθαι τὰς μαχαίρας.* Unter den *πλεῖστοι* sind die Hopliten im Gegensatz zu den Leichtbewaffneten zu verstehen. Auf das Jahr 367, in welchem nach Plutarch die Mafsregel getroffen sein soll, ist kein Gewicht zu legen. Die Einführung der Manipelstellung ist wahrscheinlich schon kurz nach 390 erfolgt und mit ihr auch die der neuen Helme. Indessen kann letztere sowohl wie die Verstärkung der Schilde auch eine nachträgliche, ergänzende Mafsregel gewesen sein.

[3]) Pol. VI 23 14. Der Panzer konnte beibehalten werden, weil er unter dem Schilde weniger in die Augen fiel. Ungleiche Schilde würden nicht nur für das Auge störend gewesen sein, sondern auch eine verschiedene Art der Handhabung und Übung und verschiedene Abstände von den Nebenmännern verlangt haben.

[4]) Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die neu aufgerückten Klassen.

DAS HEER IN MANIPELSTELLUNG

Das taktische Problem der Servischen Reorganisation, Herstellung einer Hoplitenphalanx aus verschieden bewaffneten Leuten, war meisterhaft gelöst worden. Infolge der geschickten Anordnung ihrer Glieder leistete sie im Nahekampfe annähernd dasselbe wie die aus lauter Hopliten bestehende griechische und war auch für den Fernkampf geeignet, der der griechischen ganz unmöglich war. Durch die Einführung der gemischten Phalanxabteilungen hatten die verschiedenartigen Truppengattungen untereinander denselben festen Verband und innerhalb der Phalanx dieselbe Beweglichkeit wie die echte Hoplitenkompagnie gewonnen.

Auch die Vorfrage, ob es überhaupt richtig war, die Phalanx in die römische Taktik einzuführen, kann die Kriegsgeschichte bejahen. Die Phalanx hat ihre grofsen Vorzüge, wenn sie es mit Gegnern zu thun hat, die die Schwächen, an denen sie leidet, nicht ausnützen wollen, weil sie sie selber gebrauchen und sich selber zu den Regeln der Kriegskunst bekennen, auf denen sie beruht, oder nicht ausnützen können, weil es ihnen an Mut oder an taktischem Geschick oder an der geeigneten Bewaffnung oder an allem zusammen gebricht. Zur Zeit des Servius Tullius hatten jedenfalls alle mittelitalischen Volksstämme und Staaten unter dem Einflufs der griechischen Kultur Unteritaliens und der Siege, die die griechische Phalanx vor ihren Augen über die dortige einheimische Bevölkerung davongetragen hatte, die neue Schlachtordnung bereits in ihren Heeren eingeführt oder waren mehr oder weniger im Begriff, zu ihr überzugehen. Dieser Wechsel des taktischen Systems erschien also damals nicht als ein Wagnis, sondern als ein Fortschritt in der Kultur, durch den die Chancen des Krieges für alle kriegführenden Parteien gleich wurden. Und wenn die Römer ihre Kriege immer nur innerhalb des von der griechischen Kultur beherrschten Völkerkreises geführt oder in ihren barbarischen, nicht in der Phalanx kämpfenden Feinden so minderwertige Gegner gefunden hätten wie die Griechen des Mutterlandes in den Persern, würden sie wahrscheinlich wie jene ihre Phalanx ebenfalls bis an das Ende ihrer Herrschaft beibehalten haben. Aber gleich beim ersten Zusammenstofse mit anders kämpfenden Barbaren, den Galliern, bekamen sie einen Denkzettel, der wohl geeignet war, zum Nachdenken über die Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Schlachtordnungen anzuregen. Delbrück[1]) schildert anschaulich die Schwierigkeiten, mit denen die Phalanx schon auf ihrem Vormarsche zum Angriff zu kämpfen hat, wie leicht sie zerreifst und Lücken zeigt und umgekehrt sich wieder zusammendrängt, so dafs die Leute ihre Waffen nicht ordentlich gebrauchen können. Das ist indessen dann von geringerem Belang, wenn der Gegner ebenfalls in Phalanxordnung angreift; denn der ist in derselben Lage und kann die Verlegenheiten des andern nicht ausnützen, weil auch er ängstlich darauf halten mufs, dafs seine Linie mög-

[1]) A. a. O. S. 236.

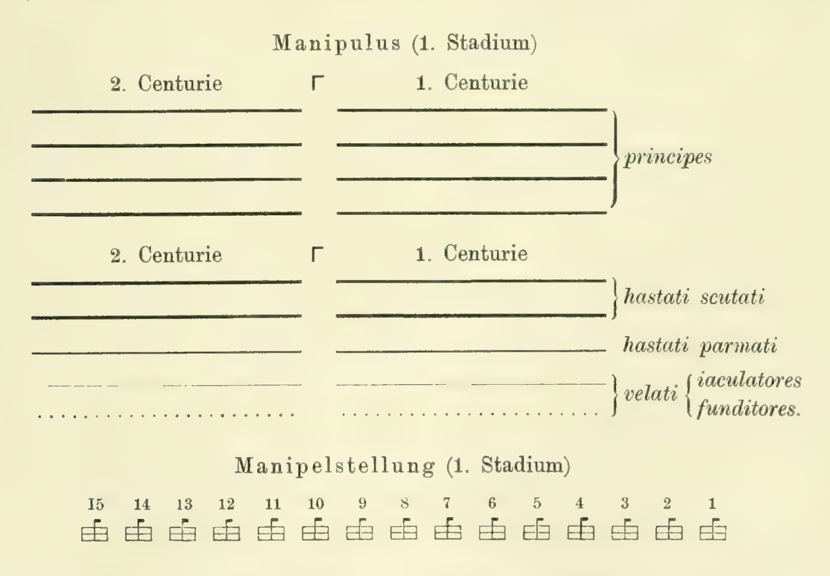
lichst geschlossen bleibt. Viel schlimmer wird die Lage der Phalanx, mag sie auch noch so tadellos marschieren, wenn der Gegner in einzelnen, tiefen Haufen kämpft, sich bald auf einzelne Stellen der Linie, um durchzubrechen, bald auf die Flanken oder in den Rücken wirft, während die Linie seinen einzelnen Bewegungen nicht zu folgen, ihre bedrohten Punkte nicht zu verstärken, ihre geworfenen Teile nicht zu halten vermag und rat- und thatlos abwarten mufs, bis auch an ihre noch unerschüttert stehenden Teile die Reihe des Überranntwerdens kommt. Die Gallier kämpften jedenfalls gleich den Germanen in solchen nach Sippen geordneten Haufen, und die Römer fürchteten ihren ersten ungestümen Anprall ebenso, wie später den der Germanen. Der *dies Alliensis* wird allen sachverständigen Beobachtern die Augen geöffnet und die Überzeugung aufgedrängt haben, dafs gegen die unberechenbaren Angriffe des neuen Feindes nur mit selbständigen, je nach Bedürfnis die Richtung wechselnden Unterabteilungen und gegen die Wucht seines Anpralles nur durch hinhaltende und ermüdende Gefechtsführung mittels Reserven etwas auszurichten sei.

Thatsächlich finden wir denn auch später die römische Schlachtordnung in der angedeuteten Richtung umgestaltet. Wenn wir annehmen, dafs diese Umgestaltung durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes mit den Galliern veranlafst, also bald nach dem Jahre 390 bewirkt worden ist, so stützt sich diese Vermutung auf die Beobachtung, dafs taktische Reformen in der Regel nach schweren Niederlagen und unter dem Zwang ernster politischer Notstände und Gefahren ins Werk gesetzt werden, und auf die Thatsache, dafs die Niederlage an der Allia die erste schwere war, die die Römer erlitten, und dafs ihnen diese gerade durch einen nicht nach der gewohnten Schablone kämpfenden Feind beigebracht wurde. Überdies deutet auch Livius VIII 8 in den Worten: *Clipeis antea Romani usi sunt; dein postquam stipendiarii facti sunt, scuta pro clipeis fecere; et quod antea phalanges similes Macedonicis, hoc postea manipulatim structa acies coepit esse,* in denen er augenscheinlich die oben erörterte Änderung der Bewaffnung und die Einführung der Manipelstellung parallel zu einander an denselben Zeitpunkt, die Einführung des Soldes, anknüpft, unverkennbar an, dafs er beide Mafsregeln als etwa gleichzeitig betrachtet.

Über die ursprüngliche Beschaffenheit der Manipelstellung haben wir keine Nachricht. Durch den ältesten Bericht, der sich bei Livius (VIII 8) findet, lernen wir sie in der Gestalt kennen, die sie zur Zeit des Latinerkrieges (340) gehabt haben soll. Ein zweiter Bericht findet sich bei Polybios (V 121); er schildert die Manipelstellung in der Gestalt, die sie bis zum Ausbruch des zweiten punischen Krieges angenommen hatte. Wir gehen zunächst auf diese Berichte nicht näher ein, sondern lassen nach den einzelnen Angaben, die sie enthalten, sowie aus den uns bekannten taktischen Grundzahlen und Grundsätzen heraus die Manipelstellung allmählich sich entwickeln.

Die neue Schlachtordnung ist keine Phalanx, d. h. keine zusammenhängende Linie mehr, sondern zwischen den einzelnen Abteilungen, die jetzt teils *manipuli,*

teils *pili* heifsen, sind *modica spatia*, d. h. dem Bedürfnis entsprechende Zwischenräume. Aber es stehen auch nicht mehr sämtliche Abteilungen auf einer einzigen Linie nebeneinander, sondern sie sind in mehrere kleinere Linien abgeteilt, die hintereinander stehen. Die Römer nannten diese Ordnung *acies manipulatim exstructa*, eine nach Manipeln oder in einzelnen Manipeln aufgestellte Schlachtordnung. Es ist klar, dafs mit dem Ausdruck nur die taktische Selbständigkeit der einzelnen Abteilungen betont wird und die Zahl der Linien und ihr gegenseitiges Verhältnis nebensächlich ist. Sie können auf einer oder auf mehreren Linien, neben- oder hintereinander stehend, selbständig sein. Da die neue Ordnung von der Phalanx, einer einzigen Linie, ausgegangen ist, so wird sie in ihrem ersten Stadium der Entwickelung auch noch eine einzige Linie gebildet haben, und die taktische Selbständigkeit der Abteilungen wurde lediglich dadurch hergestellt, dafs diese seitwärts voneinander abrückten. Die alte Phalanx zählte deren dreifsig zu 100 Hopliten und 20 bezw. 30 Leichten. Als selbständige Abteilungen, die hauptsächlich auf ihre eigene Kraft und Widerstandsfähigkeit angewiesen waren, erschienen diese dreifsig zu schwach. Man zog daher je zwei in eine, also die dreifsig in fünfzehn zusammen und nannte den zusammengezogenen neuen Haufen einen *manipulus*, ein mit der Hand zusammengerafftes Bündel. Die ehemaligen Phalanxabteilungen behielten ihre Centurionen und ihre Fahnenträger, aber zum äufseren Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit gemeinsame Fahnen und bildeten folgende neue Gruppen:



Jeder Manipel enthielt zwei Centurien Principes ($2 \times 60 = 120$ Mann), zusammengefafst unter einem gemeinsamen *signum*, und zwei gemischte Centurien, die ebenfalls unter einem gemeinsamen *signum* zusammengestellt waren ($2 \times 30 = 60$ *hastati scutati*, $2 \times 15 = 30$ *hastati parmati*, $2 \times 15 + 2 \times 10 = 50$ *velati* $= 120 + 20$ Mann). Der ganze Manipel zählte also 260 Mann. Da jetzt nicht mehr jede Centurie für sich, sondern immer nur

ein Centurienpaar eine Fahne führte, jede Centurie aber ihren Fahnenträger behielt, so dienten die Fahnenträger der zweiten Centurien nunmehr als Ersatzmänner.[1])

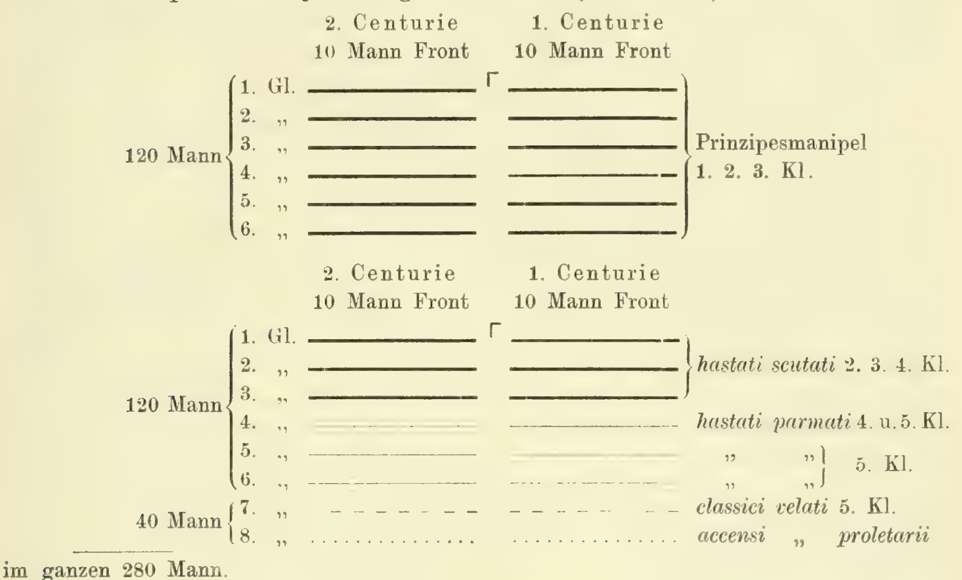
Die Legion bestand nach wie vor aus 60 Centurienkommandos oder Centurien mit 60 Centurionen, auch wieder aus 30 taktischen Einheiten, den 30 Halbmanipeln, aber die Scheidung war aus taktischen Gründen jetzt eine andere. Die selbständig gemachten Manipel bedurften im Kampfe zur Deckung der Zwischenräume einer beweglichen Reserve- oder Unterstützungstruppe. Hierzu wurde das hintere gemischte Centurienpaar bestimmt und deshalb vom vorderen Conturienpaare der Principes um einige Schritte zurückgehalten. So entstanden in der Schlachtordnung zwei Linien, eine vordere und eine hintere, und man konnte eine Linie der Principesmanipel und eine der Hastatenmanipel unterscheiden. Jene erschienen als die eigentliche Angriffslinie, diese als die Reservelinie, und jeden der ursprünglichen Halbmanipel nannte man einfach ebenfalls Manipel. Infolge dieser Loslösung der Principes- von den Hastatenmanipeln konnten die zwei Glieder *hastati scutati* den Principes nicht mehr zur Ergänzung ihrer vier Glieder auf sechs dienen. Die Vierzahl der Glieder war aber weder herkömmlich noch ausreichend. Die weitere Folge war daher, dafs man die Principesmanipel umordnete und in sich auf sechs Glieder stellte. Bei sechs Mann in der Tiefe hatte nunmehr jede Principescenturie 10 Mann, jeder Principesmanipel 20 Mann in der Front. Um Gleichmäfsigkeit in den Fronten aller Centurien und um auch für die 60 *hastati scutati*, die bisher in zwei Gliedern zu 30 Mann gestanden hatten, wenn es die Sechszahl nicht sein konnte, wenigstens die Dreizahl in den Gliedern herzustellen, wurde auch das hintere Centurienpaar in der Front auf 20 Mann verkürzt; die Kopfstärken der zwei Centurien der *scutati* wurden miteinander verschmolzen und die zwei Centurien in drei Halbgliedern zu je 10 Mann wieder hergestellt. Das neue Teilungsprinzip wirkte auf die folgenden Glieder in der Weise weiter, dafs das Glied der *hastati parmati* und das der *iaculatores*, die beiden letzten und nur aggregierten Glieder der Phalanx, deren Kopfstärke von je 30 Mann für ein Glied von 20 Mann zu grofs und für zwei zu klein war, nunmehr zusammengezogen und ihre 60 Mann in drei Gliedern zu 20 Mann formiert und gleichmäfsig bewaffnet wurden; d. h. in taktischer Beziehung: die *iaculatores* wurden zu *hastati parmati*; in politischer Beziehung: ein Teil der fünften Steuerklasse wurde jetzt abermals, aber in stärkerem Mafse als früher, mit der *hasta* beehrt. Der letzte Teil der fünften Klasse, die bisherigen 20 *funditores*, avancierte zu *iaculatores*, vertauschte die Schleuder mit dem Wurfspeer, und zu seinem Ersatz wurde ein Glied von *funditores* aus den Proletariern gebildet. Diese Leute gehörten nicht zu den *classici*, sondern waren *accensi*, aus besonderer Bevorzugung zum Kriegsdienst hinzugeschätzte Leute. Als Soldaten waren sie ohne jede Schutzrüstung wie die *iaculatores* der fünften Klasse, also eben-

[1]) So erklären sich die scheinbar sich widersprechenden Notizen des Varro (De l. l. V 88), dafs jede Centurie einen Fahnenträger, und die des Polybios (VI 24 6), dafs jeder Manipel nur eine Fahne gehabt habe.

falls *velati*, aber im Unterschied von diesen *classici velati* hiefsen sie *accensi velati*.[1])

Da ein Glied von 20 Mann zu jedem der 15 Manipel hinzugekommen war, war der Gesamtbestand der Legion um 300 Mann erhöht worden. Damit war die seit Servius Tullius bestehende Censuszahl von 4200 Mann völlig in Reih und Glied eingestellt, während dies früher nur mit 3900 Mann geschehen und die übrigen 300 Mann auf die Chargierten, Beamten und sonstigen Hilfsmannschaften gerechnet worden waren. Die Normalzahl 4200 war nicht überschritten, sondern nur für die taktische Formation vollständig ausgenützt, weil die Formation das jetzt verlangte und Leute genug vorhanden waren.

Die Manipel hatten jetzt folgende Gestalt (2. Stadium):



im ganzen 280 Mann.

Die Legion bestand aus:

15 Manipeln *principes*	zu	120 Mann	=	1800 Mann
" " *hastati scutati*	"	60 "	=	900 "
" " " *parmati*	"	60 "	=	900 "
" Abteilungen *iaculatores*	"	20 "	=	300 "
" " *funditores*	"	20 "	=	300 "
				im ganzen 4200 Mann.

Manipelstellung im 2. Stadium:

15 14 13 12 11 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

15 *manipuli principum*

15 " *hastatorum*

15 Abteilungen *velatorum*.

Später machte sich das Bedürfnis geltend, die noch immer wie von Anfang an in erster Linie kämpfenden und die schwersten Verluste erleidenden

[1]) Festus, Epit. S. 369 M. Proletarier als *accensi* schlechthin haben jedenfalls schon früher und auch später als Diener, Schreiber u. dgl. gedient.

Principes, d. h. im allgemeinen die drei oberen Bürgerklassen in ehrenvoller Weise zu entlasten, ohne daſs diesen Feigheit und der Staatsleitung eine geringere Wertschätzung der unteren Klassen zum Vorwurf gemacht werden konnte. Ein naheliegender Ausweg war die Aufstellung des Altersklassenprincipes. Nach heutigen Begriffen erscheint es wunderlich, daſs man es nicht in einfacherer Form in Anwendung gebracht hat. Im Latinerkriege, vielleicht schon zu Camillus' Zeit war die Normalzahl der Legionen von zwei auf vier verdoppelt worden. Diese Gelegenheit hätte man dazu benutzen können, im Feldheere jüngere und ältere Aufgebote nach Art unserer Linie und Landwehr voneinander zu trennen und in gesonderten Legionen zu formieren. Legionen ersten und zweiten Aufgebotes waren aber in Rom unmöglich, da nach feststehendem Herkommen jede Legion ein Heer und jedes Heer der Repräsentant des ganzen kriegstüchtigen Volkes sein muſste. Man muſste also innerhalb jeder einzelnen Legion sämtliche Altersklassen belassen und irgendwie teilen. Nach den konservativen Grundsätzen der römischen Staatsleitung wurde nicht beabsichtigt, das Steuerklassensystem gänzlich zu beseitigen, sondern mit dem neuen irgendwie zu vereinigen. Das lieſs sich nur dadurch erzielen, daſs man keins von beiden konsequent durchführte und gewisse Abteilungen in der Praxis vorzugsweise für die drei oberen Klassen reservierte, um die es sich dabei allein handelte. Als Leichtbewaffnete hat überhaupt kein Angehöriger der drei oberen Klassen jemals gedient, das war nach römischen Begriffen ganz undenkbar. Wenn Polybios[1]) sagt, die ärmsten und jüngsten Leute dienen als Leichtbewaffnete, so heiſst das: die jüngsten von den ärmsten dienen als Leichtbewaffnete, die älteren avancieren unter die Hopliten; die wohlhabenden Bürger, junge und alte, dienen nur als Hopliten. Durch dies Verfahren war ein Teil des Problems bereits gelöst: die oberen Klassen blieben vom Dienst der Leichtbewaffneten befreit. Es handelte sich also nur um die Verteilung der Steuerklassen auf die Hoplitenabteilungen, die Principes und *hastati scutati*. Die zuletzt genannten galten ihrer geschichtlichen Entwickelung zufolge selbstverständlich als die weniger vornehmen. In diese wurden die jungen Leute der oberen Klassen eingestellt, die zum gröſsten Teil noch als Haussöhne unselbständig (nicht *sui iuris*), noch keine würdevollen Hausvorstände und wirklichen Grundbesitzer waren und sich deshalb ein Zusammenstellen mit den Leuten der niederen Klassen am ehesten gefallen lassen konnten. Dem eigentlichen Zweck der Änderung entsprechend wurden diese den Jungen angewiesenen Hastatenmanipel vor die Principesmanipel gestellt, damit sie nunmehr in erster Linie den Kampf eröffnen konnten. Natürlich konnte man nur die Abteilung der *hastati scutati* hierzu verwenden, denn die *hastati parmati* waren ja keine Hopliten. Man aggregierte ihnen aber eins von den drei jetzt vorhandenen Gliedern der *hastati parmati*, das alte und ursprüngliche, das immer hinter den *scutati* gestanden und zu den Hastaten

[1]) Pol. VI 20: *διαλέγουσι τῶν ἀνδρῶν τοὺς μὲν νεωτάτους καὶ πενιχροτάτους εἰς τοὺς γροσφομάχους.*

mitgezählt hatte, und stellte es ebenfalls vor, so dafs der Hastatenmanipel jetzt in erster Linie mit drei Gliedern wirklicher Hopliten und einem nur aggregierten Gliede leichter Hastaten kämpfte. Das sind die Hastatenmanipel, von denen Livius redet.[1])

Das Mitnehmen des einen Gliedes leichter Hastaten empfahl sich auch aus dem Grunde, weil dadurch der bisherige Manipel in zwei gleiche Hälften geteilt wurde und die hintere Hälfte, die ihren Platz hinter der Phalanx behielt, nach ihrer geschichtlichen Entwickelung — es waren lauter Leute fünfter Klasse — enger zusammengehörte.

Nach dem Prinzip der Halbierung hätten die 15 älteren Jahrgänge sämtlicher Klassen in die Principesmanipel aufgenommen werden müssen. Das wollte man aber gerade vermeiden und diese Manipel für die oberen Klassen reservieren. In der Praxis wird man also folgendes Verfahren eingeschlagen haben. Von einer gesetzlichen Festlegung einer bestimmten Altersgrenze — also in unserem Falle des 16. Dienstjahres — für den Eintritt in die Principesmanipel ist nirgends die Rede, sie hat es niemals gegeben; die Zuweisung der Altersklassen an die Manipel blieb dem diskretionären Ermessen der Behörden überlassen, und auf ein paar Jahre früher oder später kam es bei der Einstellung in die Principesmanipel nicht an. Wenn man beispielsweise die jüngeren Jahrgänge der oberen Klassen anstatt der auf sie fallenden acht Einziehungen nur etwa sechsmal zu den Hastaten und dafür zehnmal in der zweiten Hälfte ihrer Dienstzeit zu den Principes einzog, so würden die oberen Klassen diesen Abteilungen durch ihre überwiegende Masse (10 : 6) einen hinlänglich aristokratischen Charakter aufgeprägt haben, wie ihn Livius offenbar mit den Worten andeutet *insignibus maxime armis.*[2]) Für die Hastatenmanipel schaffte man die Ergänzung aus den niederen Klassen durch entsprechend häufigeres Einziehen von deren jüngeren Jahrgängen und selteneres der älteren. Die stärkere Belastung der oberen Klassen in ihren Principesjahren war ein neuer Übelstand, mit dem die eximierte Stellung der Principesmanipel etwas teuer erkauft wurde. Daher konnte er auf die Dauer nicht bestehen und drängte, wie wir sehen werden, bald zu einer neuen Änderung des Verhältnisses.

Hinter den Manipeln der Principes stehen nach unserer Darstellung noch vier Glieder Leichte, und zwar zwei Glieder *hastati parmati* und zwei Glieder *velati*; von den beiden letzten ist je ein Glied *iaculatores* und *funditores.* Auf diese Glieder pafst Livius' Bericht nicht, daher werden wir erst unten näher auf sie eingehen.

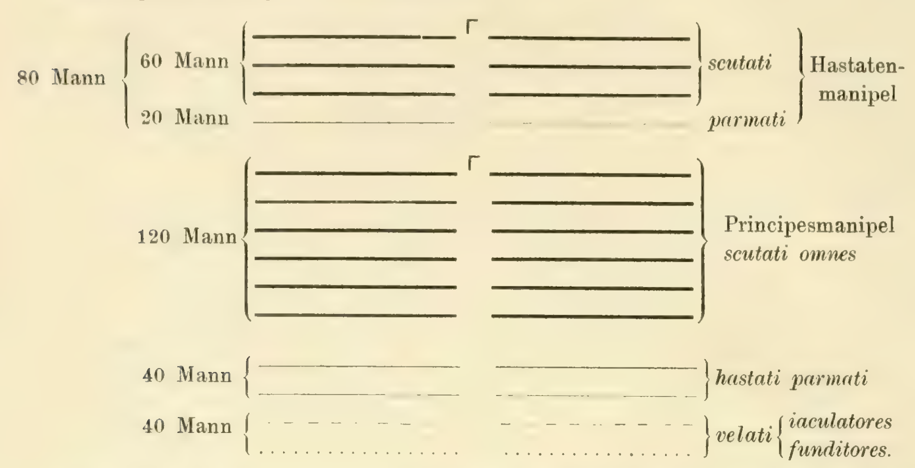
---

[1]) Liv. VIII 8, 5: *Prima acies hastati erant, manipuli quindecim, distantes inter se modicum spatium; manipulus leves vicenos milites, aliam turbam scutatorum habebat.* Aus wieviel *scutati* er bestand, sagt er nicht. Aus der oben dargestellten Entwickelung ersieht man, dafs er deren 60 Mann hatte.

[2]) Liv. VIII 8, 6. Auch die weitere Charakterisierung der *principes* stimmt zu unserer Darstellung: *Robustior inde aetas totidem manipulorum, quibus principibus est nomen, hos (hastatos) sequebantur.* Die Stärke eines Principesmanipels giebt Livius ebensowenig an wie die eines Hastatenmanipels. Aus unserer Darstellung ergiebt sich, dafs er zu der Zeit, wo zum Hastatenmanipel 20 leichte Hastaten gehörten, 120 Mann stark war.

Die Manipelstellung bestand jetzt aus 15 Gruppen zu je zwei Manipeln Hopliten (= 30 Manipeln) und vier Gliedern Leichter in je zwei Abteilungen.

Manipelgruppierung im 3. Stadium:



Das Unbefriedigende der so entstandenen Manipelordnung lag, wie gesagt, erstens darin, dafs man den oberen Klassen zwar den Hauptteil der Kampfesarbeit abgenommen oder ihn wenigstens stark mit auf die anderen Klassen verteilt hatte, aber dafür jene in der zweiten Hälfte der Dienstzeit weit mehr als die anderen belastete. Zweitens schien anstatt der bisherigen zwei Hoplitenlinien zur gröfseren Sicherheit noch eine dritte, und drittens eine Verstärkung des etwas schwachen Hastatenmanipels notwendig. Das erreichte man alles mit einem Schlage, indem man die 30 Manipel anstatt in zwei Linien in drei Linien aufstellte und die 15 Gruppen in 10 zusammenzog. Die 1200 Hastaten der ersten Linie ($15 \times 80 = 1200$) wurden eingeteilt in 10 Manipel zu 120 Mann und die bisherigen *parmati* durch Verleihung des *scutum* in *scutati* umgewandelt; der Manipel der Hastaten bestand also jetzt gleich dem der Principes aus 120 Mann *scutati.* Dementsprechend wurde auch die Zahl der Principesmanipel auf 10 vermindert. Dadurch wurden von der Gesamtzahl der Principes (1800 Mann $= 15 \times 120$) 600 Mann überflüssig, man brauchte jetzt also nur ein Drittel weniger Principes, dies Drittel kam natürlich allein den oberen Klassen zu gute. Zum Ersatz der an der ehemaligen normalen Gesamtzahl von 2700 (jetzt 3000) Hopliten fehlenden 600 wurden die ältesten Jahrgänge der niederen Klassen herangezogen, anstatt der bisherigen zwei Altersklassen also im Prinzip drei unterschieden und aus dieser dritten Altersklasse eine dritte Linie, die der sog. Triarier in 10 Abteilungen zu 60 Mann formiert. Diese Triarierabteilungen hiefsen aber nicht *manipuli,* sondern *pili.* Dafs die oberen Klassen an diesen Abteilungen nicht mehr beteiligt, also in dem letzten Drittel der gesetzlichen Dienstzeit eximiert wurden[1]), erkennt man deutlich

---

[1]) Die Eximierung der oberen Klassen hatte bereits zur Zeit des Latinerkrieges einen solchen Grad erreicht, dafs es ihnen selber zu viel wurde, besonders wenn die Aussicht

daraus, dafs bei Livius von einem glänzenden Äufseren kein Wort gesagt, sondern nur hervorgehoben wird, dafs sie alte Soldaten von erprobter Tüchtigkeit waren.[1])

Obwohl es nach der soeben gegebenen Darstellung scheint, als ob die Triarierabteilungen bei Einführung der dritten Altersklasse und der dritten Linie neu errichtet worden seien, kann dies, so paradox es auch klingt, doch nicht der Fall gewesen sein. Dafs ihre Abteilungen den Sondernamen *pili*[2]) statt *manipuli* und als Feldzeichen ein *vexillum*, kein *signum* führen, deutet darauf hin, dafs sie schon lange zuvor, getrennt von den Hoplitenabteilungen, also aufserhalb der eigentlichen Legion stehend, vorhanden und mit diesen Eigenheiten so eng verwachsen gewesen sind, dafs sie sie auch bei ihrer Einfügung in die Legion nicht wieder ablegten und sich, wenn nicht durch beide, so doch, wie wir sicher wissen, durch die eine, ihren Namen, für alle Zeiten von den alten Hoplitenabteilungen der Legion unterschieden. Die 600 alten Hopliten müssen also auf bereits bestehende Abteilungen übertragen, diese früher aber aus irgendwelchen Leichten bestanden haben. Sehen wir uns die nach unserer Darstellung in der Servischen Phalanx vorhandenen Leichten daraufhin an, so finden wir hinter dem Gliede der *hastati parmati* ein Glied *iaculatores.* Dies Glied mufs den Namen *triarii* und das Glied hinter ihm den Namen *rorarii* geführt haben: wie die Glieder der ersten Klasse *clipeati* nach dem Schild, die der zweiten, dritten und vierten Klasse *hastati* nach dem Speer, so werden auch sie neben dem Namen *velati*, der (im Gegensatz zu *scutati*) das Fehlen der Schutzrüstung bezeichnet, auch noch nach ihrer Angriffswaffe benannt worden sein. Wir können also in *triarii* ein altes, verschollenes Wort in der Bedeutung von Wurfspeer, und in *rorarii* eins in der Bedeutung von Schleuder vermuten.[3]) Dafs die Triarier schon früh vorhanden gewesen und auch aufserhalb der Schlachtordnung verwendet worden sind, bezeugt Dionys.[4]) Auch die *rorarii* sollen Speerwerfer gewesen sein.[5]) Auf der zweiten Stufe der Manipelordnung sind sie das auch geworden, aber ursprünglich waren

---

auf Beute auch die Wohlhabenden lockte. Sie sind es, die die Liv. VII 39 f. geschilderte Emeute in Scene setzen und die *lex sacrata militaris* durchsetzen: *ne cuius militis scripti nomen nisi ipso volente deleretur.*

[1]) Liv. VIII 8 8: *Primum vexillum triarios ducebat, veteranum militem spectatae virtutis.*

[2]) Nach ihren Abteilungen, den *pili* (nicht von *pilum*), heifsen die Triarier auch *pilani*, die vor diesen Abteilungen stehenden Hastaten und Principes *antepilani.* Die *triarii* stehen *sub signis*, d. h. hinter den Feldzeichen der Hastaten und Principes; sie selber haben im Unterschied zu jenen *vexilla.* Als Hopliten führen sie die *hasta.*

[3]) Das Wort *σαυνίον* z. B., das eine Art von Wurfspeer bezeichnete und unseren Triariern von Dionys zugeschrieben wird, würde ebenfalls verschollen sein, wenn es nicht an dieser Stelle von Dionys erwähnt worden wäre. Einen ähnlichen Wurfspeer wie das *σαυνίον*, das augenscheinlich samnitischen Ursprungs ist, und wie das *pilum* könnte ein Wort vom Stamme *ter, tri* (*tero trivi, ter-ebra* der Bohrer; Curtius, Griech. Etym. S. 209), und eine Art von Schleuder ein Wort vom Stamme *ros roris*, das aber natürlich mit 'Tau', womit es die Antiquare in unsinniger Weise erklären, nichts zu thun gehabt haben kann, bezeichnet haben.

[4]) Dion. Hal. VIII 86. [5]) Nonius S. 552 G.

es Schleuderer. Als dritte ähnliche Bildung gesellt sich dazu die Bezeichnung *ferentarii*, die ebenfalls Schleuderer gewesen sein sollen. Dies werden Proletarier (*accensi*) gewesen sein, die vielleicht schon in der alten Phalanx als 'Träger' das neunte oder zehnte Glied bildeten und später (im zweiten Stadium der Manipelstellung) zu *funditores* avancierten.[1]) Danach würden wir für die letzten Glieder der Phalanx, bezw. für die leichten Abteilungen hinter den Manipeln die Namen *triarii, rorarii, ferentarii* bekommen, die auf der zuletzt beschriebenen Stufe der Manipelstellung den (neugeschaffenen) *hastati parmati*, den *iaculatores* oder *classici velati* und den *accensi velati* entsprechen. Durch die Zusammenziehung ihrer 15 Abteilungen in 10 erhöhten sich die Kopfzahlen gleich denen der Hastatenmanipeln; wie diese von 80 Mann auf 120, so kamen die der *triarii* von 40 auf 60, die der *rorarii* und die der *ferentarii* oder *accensi velati* von 20 auf 30. Diese kleineren Abteilungen der Leichten führten jedenfalls schon seit langer Zeit den Namen *pili*.

Den Platz (der taktischen Vorstellung nach die Abteilungen, *pili*) und damit den Namen der Triarier[2]) übernehmen jetzt die ältesten Jahrgänge der Hopliten. Die Mannschaften aber, die bisher als Leichte in diesen Abteilungen gestanden hatten, wurden nunmehr auf die Abteilungen (*pili*) der beiden letzten Arten von Leichten, der *rorarii* und der *ferentarii* (*accensi velati*) verteilt. So kamen diese von je 30 auf je 60 Mann. Dies ist die Formation, die Livius den Triariern, Rorariern und Accensi[3]) in seinem Berichte zuschreibt. Er hat also etwas an und für sich Richtiges in seiner Quelle gelesen, aber in der Gesamtdarstellung der Manipelstellung zwei verschiedene Entwickelungsstufen miteinander konfundiert.[4]) Zu gleicher Zeit kann die Formation der Hastaten- und

---

[1]) Paul. S. 14 359; Varr. VII 57; Non. S. 356 G.; vgl. Varr. VII 58 und Non. S. 380 G.

[2]) Ganz analog ist, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, der preufsische Brauch, das dritte Bataillon eines Regiments noch heute als Füsilierbataillon zu bezeichnen, obwohl die dereinstige spezielle Bewaffnung und Verwendung dieses Bataillons längst in Wegfall gekommen sind. Auch hier haftet der alte Name dauernd an dem Platze, den das Bataillon in der Schlachtordnung einnimmt.

[3]) In Bezug auf Rorarier und Accensi sagt Livius VIII 8, 8: *rorarios, minus roboris aetate factisque; tertium accensos, minimae fiduciae manum.* Der militärische Wert der Leute wird hier unverkennbar nach altrömischer Anschauung durch zwei Eigenschaften bestimmt: durch das Dienstalter und durch den bürgerlichen Stand. Die Accensi als Proletarier verdienen selbstverständlich gar kein Vertrauen; sie sind zu Soldaten überhaupt nicht geeignet. Die Rorarier als *classici* sind besser als jene, aber sie sind jünger als die Triarier und daher weniger tüchtig. Sie sind zum Teil auch jünger als die Hastaten, aber auf dieses unklare Verhältnis läfst sich Livius nicht ein. Nämlich diejenigen von ihnen, die nach längerem Dienst bewährt erschienen, avancierten unter die Hastaten, die also aus älteren Jahrgängen der fünften und aus jüngeren Jahrgängen der höheren Klassen gemischt waren. Wenn sie noch weiter avancierten, kamen sie zu den Triariern — nicht zu den Principes; (vgl. oben S. 179). Dafs auch die Accensi avancieren konnten, war nicht ausgeschlossen. Aber aus Livius' Worten ersieht man, dafs der Autor, von dem sie stammen, gegen ihre Zulassung noch ernste Bedenken gehabt hat.

[4]) Die Hauptschuld an seinem Mifsverständnis trug neben dem etwas komplizierten Zahlenschema, das in seiner Quelle jedenfalls ausführlich und richtig aufgestellt war, die verhängnisvolle Vieldeutigkeit des beliebten Ausdruckes *ordo*, womit man die Centurie, den

Principesmanipel und die der drei *pili*, wie er es darstellt, nicht bestanden haben. Das zeigt nicht nur ihr eben dargelegter Entwickelungsgang, sondern auch das unsinnige Ergebnis, zu dem man gelangt, wenn man nach seiner Angabe eine Gesamtrechnung aufstellt:

15	Manipel	Hastaten	zu	80	Mann	=	1200	Mann
15	„	Principes	„	120	„	=	1800	„
15	Pili	Triarier	„	60	„	=	900	„
15	„	Rorarier	„	60	„	=	900	„
15	„	Accensi	„	60	„	=	900	„
					im ganzen		5700	Mann.

Eine solche Legion kann es niemals gegeben haben. Als es 15 Manipel Hastaten und Principes und 15 *pili* Leichter gab, ist die Kopfstärke der *pili* eine weit geringere gewesen (vgl. oben S. 177). Sie kann erst auf 60 Mann erhöht worden sein, als die Zahl der Manipel und Pili auf 10 vermindert wurde.

Durch die Auflösung von sechs Principesmanipeln (= 12 Centurien) waren zwölf Centurionen überschüssig geworden. Für die an ihrer Statt errichteten *pili* der Triarier von 60 Mann hätte man eigentlich nur je einen, also im Ganzen sechs Centurionen gebraucht, aber die herkömmliche Normalzahl von 60 Centurionen durfte nicht geändert werden; daher gab man gleich den Manipeln auch den kleinen *pili* der Triarier je zwei Centurionen, wie man schon früher die Zahl der Fahnenträger unverändert gelassen hatte, als je zwei Centurien in einen Manipel zusammengezogen wurden (S. 176). Die Halbierung des *pilus* in zwei Centurien war schon geschichtlich gegeben, denn er war wie die Manipel durch Zusammenziehung zweier zwei verschiedenen Centurien angehörigen Abteilungen entstanden.

Manipel und jede beliebige andere Abteilung zu bezeichnen pflegte. Livius vermochte daher aus seiner Quelle nicht klug zu werden. Die Bestimmung des *ordo* als eine Abteilung von 60 Mann mit 2 Centurionen und einem *vexillum* ist unrichtig, wenn man sie, wie er es thut, als allgemein geltend hinstellt, aber richtig, wenn man sie, wie es wohl auch in der Quelle geschah, nur auf die Triarier bezieht. Deren *pilus* (= *ordo*) hatte thatsächlich 60 Mann, 2 Centurien und ein *vexillum* (kein *signum*). Die Notiz verleiht seinem Berichte trotz aller sonstigen Fragwürdigkeit den Stempel geschichtlicher Echtheit. Auch die einleitenden Worte charakterisieren die Entwickelung der Manipelstellung zwar sehr unbestimmmt, aber durchaus richtig. Die Römer haben, nachdem sie im Jahre 406 den Sold eingeführt hatten, die *clipei* (der ersten Klasse) abgeschafft und das *scutum* für alle Hopliten eingeführt; vor derselben Zeit war ihre Schlachtordnung phalanxähnlich, nach dieser Zeit begannen sie mit der Manipelaufstellung (*manipulatim structa acies coepit esse*), das heifst: die Manipelaufstellung ist nicht mit einem Schlage fertig geworden, sondern hat — und das hat unsere Darstellung wohl genügend bestätigt — eine lange Reihe von Entwickelungsstufen durchlaufen (*coepit esse*). Schliefslich wurde sie in eine gröfsere Zahl von *ordines* geteilt. Was mit *ordines* gemeint ist, ist oben gezeigt worden; es sind die *manipuli* und *pili*, die sich allmählich aus den ehemaligen Gliedern der Phalanx entwickelt haben. Delbrück fafst sie als Treffen. Das ist sachlich richtig, denn aus diesen hintereinander stehenden Abteilungen haben sich schliefslich auch die Treffen entwickelt.

Die Manipelstellung im 4. Stadium war folgende:

10 Manipel	Hastaten	zu 120	Mann	= 1200	Mann
10 „	Principes	„ 120	„	= 1200	„
10 Pili	Triarier	„ 60	„	= 600	„
10 „	Rorarier	„ 60	„	= 600	„
10 „	Accensi	„ 60	„	= 600	„
				im ganzen 4200	Mann.

Wenn Livius seinen Exkurs über die Manipelstellung zeitlich richtig angesetzt hat, dann würde der bisher geschilderte Entwickelungsgang zwischen die Jahre 390 und 340 fallen.

Die letzte Stufe der Manipelstellung, die noch vor dem Jahre 218 erreicht worden sein mufs, ist von Polybios ziemlich klar und ausführlich beschrieben und im Zusammenhang mit unseren bisherigen Ausführungen leicht zu verstehen. Die Normalzahl der Legion, 4200 Mann, besteht noch. Sie kann immer nur um 300 Mann bei den Manipeln und Abteilungen der Leichten vermehrt werden. Das ist die alte Grundzahl, die wir oben bereits (S. 108) festgestellt haben. Die Triarier dürfen (in Rücksicht auf die natürlichen Verluste der ältesten Jahrgänge) niemals vermehrt werden. Die Ordnung der Hopliten ist noch dieselbe wie die der vorigen Stufe. Nur die Leichtbewaffneten sind reorganisiert. Sämtliche 1200 Mann der Rorarier und Accensi sind gleichförmig gerüstet und in Halbleichte umgewandelt. Sie haben einen kleinen, runden Lederschild (*parma*), ein Schwert und eine besondere Art von Wurfspeeren (*hasta velitaris*), die wir nicht näher kennen. Die bessere Rüstung befähigt sie auch zum Nahekampfe. Ihre Formation in *pili* zu 60 Mann und ihre Stellung hinter der Schlachtordnung haben sie aufgegeben; sie sind in Abteilungen zu 40 Mann auf die 30 Abteilungen der Hopliten verteilt (aggregiert) und stehen jetzt unmittelbar hinter diesen. Der Manipel steht also noch wie früher mit 20 Mann in der Front und in 6 Gliedern, an die sich 2 Glieder Halbleichter anschliefsen.

Nach Livius heifsen die Halbleichten *velites* und sollen im Jahre 211 zuerst zur Unterstützung der Reiterei eingeführt worden sein.[1]) Bei Zama sind sie bereits in der oben beschriebenen Weise organisiert, die Rorarier und Accensi müssen also vor dieser Zeit abgeschafft worden sein.

Die eigentlichen Leichtbewaffneten, die Schleuderer, werden nunmehr durch fremde Miettruppen (*auxilia*) ersetzt.

Durch Polybios erhalten wir die erste sichere Nachricht über einen Wechsel, der in der Hoplitenbewaffnung stattgefunden hat. Die Hastaten und Principes führen nicht mehr den Handspeer (*hasta*), sondern einen Wurfspeer,

---

[1]) Liv. XXVI 4. Ihre hier beschriebene Verwendung war ein blofses Experiment, das wie alle dergleichen Kunststücke nur von vorübergehender Bedeutung und Dauer war. Sie scheinen bald darauf einer Umwandelung unterzogen worden zu sein. Ihr Name ist sicherlich ein alter militärischer Terminus, der für uns zum erstenmale auftaucht. Ob er mit *velox* oder *velatus* zusammmenhängt, ist gleichgültig; in beiden Fällen trifft er auf Leichtbewaffnete zu. Livius erwähnt sie übrigens schon früher XXI 55 XXIII 29 XXIV 34.

das *pilum*. Wann es eingeführt worden ist, erfahren wir nicht. Wahrscheinlich ist es ursprünglich in seiner Konstruktion von anderen Spielarten des Wurfspeeres wenig verschieden und nur durch seine ungewöhnliche Länge und Schwere etwas Besonderes gewesen. Da es bereits im Salierlied[1]) erwähnt wird, mufs es eine altrömische Nationalwaffe und neben der *hasta*, der eigentlichen Heereswaffe, ebenfalls im Heere vertreten gewesen sein. Vielleicht ist es die Waffe der ältesten Triarier gewesen. Schon Camillus lehrt nach Plutarch[2]) die Römer, d. h. den Truppenteil, der sie führte, mit ihr den stürmischen Angriff der Gallier parieren. Bei den Hastaten und Principes scheint sie erst nach dem Pyrrhischen Kriege und infolge desselben eingeführt worden zu sein, denn nach Dionys[3]) führen bei Benevent die Principes noch Stofslanzen. Die Gallier führten einen Speer (*gaesum*)[4]), der sowohl zum Wurf als auch zum Stofs geeignet war. In Rücksicht auf ihn ist möglicherweise der Handspeer aufgegeben und der römische Soldat auf sein *pilum* und sein Schwert angewiesen worden. Indessen ist aus Mangel an beglaubigten Thatsachen in Bezug auf diese wichtige Frage über Vermutungen nicht hinauszukommen.

Mit der Abschaffung der Hasta wurde das Schwert, und zwar das zum Nahekampfe besonders geeignete Kurzschwert (spanisches Schwert) zur Hauptwaffe erhoben. Über den Einflufs, den diese Waffe auf die Kampfweise der Römer ausüben mufste, wird später noch zu reden sein.

Die Triarier führen wie früher (S. 181) noch die *hasta*, ein Zeichen, dafs sie immer noch neben den alten Legionshopliten eine Sonderstellung einnehmen.

DIE KOHORTENSTELLUNG

Wie man aus dem Entwickelungsgang der Legion ersehen haben wird, sind die Manipel und Pili mit ihren verschiedenen Waffen nichts weiter als die ausgebildeten und selbständig gewordenen Glieder der alten Phalanx des Servius Tullius und deren dreifsig taktischen Abteilungen. Die in einer solchen Unterabteilung enger vereinigten Gliederteile haben trotz aller taktischen Verschiebungen ihren gegenseitigen Zusammenhang weder ideell noch thatsächlich jemals aufgegeben. Die alte Principescenturie war und blieb die Stammkompagnie, hinter der und vor der die Tochterkompagnien der Hastaten, Triarier, Rorarier u. s. w. ihren ständigen Platz hatten, zu der sie zurückkehrten, wenn sie ausgeschwärmt oder sonst wie verwendet waren, die ihnen entgegen kam, wenn sie Unterstützung nötig hatten[5]), an deren Seite sie auf dem Marsche wie im Lager ihren ständigen Platz hatten. Dafs diese verschiedenen Kompagnien im Kampfe oder zu irgend einem anderen Zwecke mit ihresgleichen, d. h. mit den entsprechenden Kompagnien der anderen Kompagniekomplexe, also Hastaten mit Hastaten, Rorarier mit Rorariern u. s. w. neue Verbände bildeten, löste ihren Zusammenhang mit dem Stamme so wenig, wie heute die

[1]) Fest. S. 205 *pilumnoe poploe*. [2]) Plut. Cam. 40. [3]) Dion. Hal. XX 12.

[4]) Serv. ad Aen. VII 664. Vgl. über die Speere Marquardt, Röm. Staatsv. II 318.

[5]) Wie sich in den heutigen Schlachtlinien jeder ausgeschwärmte Schützenzug auf seine Kompagnie zurückzieht und diese als Unterstützungstruppe ihm folgt.

Vereinigung eines ausgeschwärmten Schützenzuges mit der Schützenlinie der anderen Kompagnien zu seiner Lostrennung von seiner Kompagnie führt. Daher erscheint es auch fast unnatürlich, wenn dieser Kompagniekomplex nicht mit einem zusammenfassenden technischen Ausdruck bezeichnet worden wäre. In der Praxis war ohne einen solchen gar nicht auszukommen. Nach seiner taktischen Vereinigung, man mufs wohl historisch richtiger Wiedervereinigung sagen, hatte er den Namen Kohorte. Denselben Namen wird er auch früher schon gehabt haben; darauf weisen auch verschiedene Andeutungen der Schriftsteller hin.[1])

Dafs diese Kohorten so viele Jahrhunderte hindurch niemals und erst vielleicht seit dem zweiten punischen Kriege bisweilen, aber immerhin selten zu taktischen Einheiten, zu geschlossenen Körpern vereinigt und als solche im Kampfe verwendet worden sind, hat seinen Grund in der Verschiedenheit des bürgerlichen Standes, später auch des Alters und der dadurch bedingten Bewaffnung, eine Verschiedenheit, die jeder Unterabteilung der Kohorte grundsätzlich Anspruch auf eine besondere Behandlung gewährte und besondere taktische Zwecke zuwies. Zwischen Leichten und Schweren war dieser Unterschied in jedem antiken Heere vorhanden, aber im römischen bestand er auch zwischen den Hoplitenabteilungen der Hastaten, Principes und Triarier. Die einen sollten angreifen, die anderen nur unterstützen, die dritten als letzter Halt und Stützpunkt dienen. Erst unter dem Zwange der äufsersten Not vereinigten alle Arten von Hopliten ihre Kräfte miteinander zu gemeinsamer Arbeit.

Die trennenden Motive schwächten sich natürlich in der Taktik in demselben Mafse ab, wie die Verschiedenheit des Standes und der Bewaffnung verschwand. Die höheren Klassen waren im zweiten punischen Kriege stark dezimiert worden. Man hatte infolgedessen immer tiefer und umfänglicher in die niedere Volksmasse hineingreifen müssen, Stand und Alter immer weniger berücksichtigen können. Es hatte sich allmählich ein Stamm den Krieg berufsmäfsig betreibender Veteranen gebildet, die in der Aussicht auf Sold und Beute jederzeit bereit waren, als Freiwillige einzutreten und die Ausfälle der Aushebung zu decken. Unter diesen Umständen lockte der Kriegsdienst die wohlhabenderen und anständigeren Bürger immer weniger, sie verabscheuten ihn, und die Staatsleitung übte wohl oder übel Konnivenz. Brauchbarer als die widerwilligen 'besseren' Bürger erschienen jetzt die armen Teufel, die nichts zu verlieren hatten und aus der Not eine Tugend machten, die am Kriege wirklich Interesse hatten und guten Willen und Eifer zeigten. Die richtige Konsequenz aus diesen Verhältnissen zog Marius. Er sah von dem hinfällig und zur blofsen Formalität gewordenen Aushebungsmodus gänzlich ab und bildete ein Heer aus lauter Freiwilligen ohne Rücksicht auf Stand und Alter. Seitdem wurde in der Praxis dieses Verfahren zum stehenden Brauch, wenn auch der alte Aushebungsmodus und die allgemeine Dienstpflicht gesetzlich

---

[1]) Die Stellen findet man bei Marquardt a. a. O. S. 422 385.

fortbestanden, und aus dem Bürgerheere wurde ein Berufsheer. Unter Augustus wurde es schliefslich zu einem stehenden Heere.

Mit dem Einbruch der grofsen Masse in das Heer war jedes Bedürfnis einer gesonderten Verwendung der Abteilungen geschwunden. Auch die Bewaffnung war, wie wir gesehen haben, allmählich immer mehr ausgeglichen worden, innerhalb der Hopliten schon längst und fast gänzlich, zwischen ihnen und den Leichten zuletzt durch die bessere Rüstung der Velites, die schon an der Seite der Hopliten im Nahekampfe mitzufechten vermochten. Marius war es allem Anschein nach, der auch hier den letzten Unterschied beseitigte und die Velites zu Hopliten machte.[1]) Damit scheint eine Annäherung der Hoplitenrüstung an die der leichteren Velites verbunden gewesen zu sein. Seit jener Zeit erscheinen das *pilum* und das *scutum* in den auf uns gekommenen Abbildungen bedeutend leichter. Durch diese Erleichterung ist der römische Einheitssoldat hergestellt, der für den Nahekampf noch vollkommen ausreichte und zugleich auch für den Fernkampf und den Kampf mit Hindernissen wohl geeignet war.

Der letzte Zweck dieser Mafsregeln war die Verschmelzung der verschiedenen Unterabteilungen der Kohorte in einem einzigen taktischen Körper. Dessen bedurfte man jetzt, indem man im Cimbernkriege ähnliche unliebsame Erfahrungen wie dereinst im Gallierkriege, aber aus dem umgekehrten Grunde gemacht hatte. Gegen die Gallier hatte sich die grofse Phalanx als zu schwer und unbehilflich, gegen die Germanen hatten sich die kleinen Manipel als zu schwach und haltlos erwiesen. Man brauchte jetzt stärkere und widerstandsfähigere Haufen, und man verschaffte sie sich in den geschlossenen Kohorten.

Diese bestanden aus drei gleichmäfsig bewaffneten Manipeln zu 200 Mann, geteilt in zwei Centurien zu 100 Mann. Die Manipel standen nicht mehr hinter-, sondern nebeneinander.[2]) Dadurch war ihr verändertes Wesen deutlich zum Ausdruck gebracht. Sie sollten jetzt alle drei in Masse gleichzeitig und ohne jede Bevorzugung in Thätigkeit treten. Mit der traditionellen Normalzahl der Glieder scheint man gebrochen und die Manipel mit 20 Mann, die Kohorte also mit 60 Mann in der Front und 10 Mann (statt 6) nach der Tiefe aufgestellt zu haben. Die Kohorte war also ein schwerer und doch leicht drehbarer und nach jeder Richtung hin verwendbarer Gevierthaufen, die Legion, die jetzt nur noch 10 Abteilungen hatte, trotz einer normalen Kopfstärke von 6000 Mann leichter zu übersehen und zu lenken. Ihre Aufstellung richtete sich nach dem Bedürfnis; eine Normalstellung gab es nicht mehr.

Die Art und Weise, wie das römische Heer auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen zum kämpfen pflegte, wird später besprochen werden.

---

[1]) Die Velites werden zum letztenmal erwähnt Sall. Iug. 46 und 105.

[2]) Dies ergiebt sich aus der irrtümlichen Auffassung der Manipelstellung bei Zama durch Livius (XXX 33). Dieser glaubt, dafs die Intervalle zwischen den Manipeln dadurch hergestellt worden seien, dafs die Manipel jeder Kohorte auseinander traten.

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

Dafs Lucian niemals ein Philosoph war, ist heute bekannt. Seine ganze Anlage, zur Oberflächlichkeit geneigt, jedem spekulativen Denken abhold, mufste ihn hindern in die Probleme irgend eines Systems gründlich einzudringen. Seine rege Phantasie und die Leichtigkeit litterarischer Produktion im Verein mit einer gewissen Heiterkeit des Gemüts liefsen auch ihm den Kerl, der spekuliert, wie das Tier erscheinen, das vom bösen Geist auf dürrer Heide herumgeführt wird, ohne die schöne grüne Weide ringsum zu beachten; er war im Grunde nichts anderes als ein geschickter und witziger Journalist, voll Übermut und Humor. Wohl schwärmt er für den Platoniker Nigrinus; aber diese Begeisterung war nicht tief, das eigentliche Wesen des Gepriesenen verstand er gewifs nicht, und nur an dem Praktischen blieb er haften. Die von jenem gepredigte Moral rang ihm Bewunderung ab, obwohl sie auch nichts weiter besagte, als dafs der Mensch sein Hoffen und Fürchten, sein Wünschen und Begehren eindämmen müsse, um glücklich zu sein. Auch sonst reizt ihn stets nur die praktische Frage, wie man das Leben sich möglichst heiter gestalten könne. Nur einmal war er nahe daran ein Philosoph zu werden, als er seinen 'Hermotimos' schrieb, das schönste und durchdachteste von allen seinen Werken, mit einer bilderreichen, leicht und darum nicht zum Überdrufs rhetorisch gefärbten Darstellung, mit der köstlichen sokratischen Ironie, weit entfernt von dem sonst bei ihm so häufigen possenhaften Ton der Hanswurstiade. Aber damit ist er im Lager der Skeptiker angelangt und zum Leugner jeder philosophischen Spekulation geworden; die erste Arbeit auf diesem Gebiet ist zugleich seine letzte und mufste es sein, denn sie ist ein Absagebrief an die gesamte Philosophie. Ihr sich zu widmen lag also Lucian sehr fern, ja, in manchen Satiren erscheint er als geschworener Feind aller Philosophen. Aber der Grad seiner Neigung oder Abneigung war doch bei den einzelnen Schulen sehr verschieden. Diese Äufserungen der Anerkennung und des Hasses in ihrer Gesamtheit zu durchmustern, ist vielleicht nicht ganz ohne Interesse. Man hat Lucian früher öfter als Philosophen ernst genommen; jetzt spricht man wenigstens noch von seinem Kampf mit den Philosophen und bezeichnet seine lustigen Schwänke und satirisch angehauchten Possen als Streitschriften. Man thut ihm damit in den meisten Fällen zu viel Ehre an und fafst seine ganze Schriftstellerei von einem falschen Gesichtspunkt auf. Gerade die Zusammen-

stellung und Prüfung sämtlicher auf Philosophie und Philosophen bezüglichen Stellen wird, wie ich hoffe, die ganze Art seiner Werke ins richtige Licht setzen und seine Stellung zu den Philosophen richtiger hervortreten lassen, als es bisher geschehen ist. Da die Stimmung gegenüber den einzelnen Schulen oft genug das Hauptkriterium in der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Schriften bildet, so wird auch in dieser Hinsicht eine genaue Untersuchung seines Verhältnisses zu den verschiedenen Richtungen der Philosophie vielleicht einige Förderung bringen. Endlich wird es hier und dort möglich sein, seiner Kunst nachzuspüren und sie zu beleuchten. Mag auch die Schätzung, die der Satiriker in unserer Zeit geniefst, nicht sehr grofs sein[1]), als einzig erhaltener Vertreter einer Gattung der griechischen Litteratur, als glänzender Schriftsteller, der wie wenige die Sprache leicht und mit Anmut zu beherrschen weifs, aber auch als phantasievoller Humorist, dem ebensowohl Scherz und Schalkheit wie grimmige Bosheit zu Gebote stehen, verdient er es wohl, dafs man auch seinem inneren Leben eine eingehendere Beachtung schenkt.

Lassen wir die von Lucian erwähnten Philosophen an unserem Auge vorüberziehen, so fällt zunächst auf, dafs die Eleaten in dieser Reihe völlig fehlen, obwohl Xenophanes mit seiner satirischen Bekämpfung des volkstümlichen Polytheismus (s. Fr. 15 Diels bei Clem. Strom. V 110 S. 715 P.) sich wohl geeignet hätte, in seinen Dialogen eine Rolle zu übernehmen. Sonst ist in der 'Lebensversteigerung', wo die berühmtesten Philosophen in einer lustigen Scene, als Lebensarten aufgefafst, zum Verkaufe vorgeführt werden, noch einer vergessen worden, der an anderen Stellen erwähnt wird, Empedokles. Aber viel scheint unser Schriftsteller nicht von ihm zu wissen, falls er ihn nicht etwa dort überging, um Wiederholungen zu vermeiden; denn was sich witzig verwenden liefs, das Verbot des Fleischgenusses, fand schon bei Pythagoras Erwähnung, die Melancholie bei Heraklit. Die beiden Prinzipien des Werdens, 'Liebe' und 'Hafs', hätten allerdings um so eher herangezogen werden können, als Heraklits 'Streit' und 'Harmonie' in jener Schrift nicht ausdrücklich angeführt sind. Aber die Lehre des Empedokles benutzt unser Satiriker überhaupt nicht; nur wegen eines Ereignisses aus seinem Leben zählt er ihn zu den beständigen Requisiten seiner Posse. Seine Selbstverbrennung ist es, die er immer wieder eifrig beleuchtet und deren Folgen er sich phantastisch ausmalt. Bald erscheint der Philosoph in der Unterwelt (Totengespräch 20, 4) voll Asche mit Brandblasen[2]), und Menipp wirft ihm vor, nicht die Melancholie, wie er sage, sondern Ruhmsucht und Dünkel habe ihn in den Ätna getrieben; bald hören wir, dafs ihm auf den Inseln der Seligen der Platz versagt ist, weil man den Versengten trotz seiner Bitten nicht unter den Glück-

[1]) Ich verweise z. B. auf das Urteil von Norden, Antike Kunstprosa S. 394, der mit einer knappen Seite glaubt der Bedeutung Lucians gerecht zu werden.

[2]) *σποδοῦ πλέως* und *ἡμίεφθος* heifst er: das erste steht ebenso Icarom. 13, *περίεφθος* Wahr. Gesch. II 21. Auf derartige Wiederholungen hinzuweisen, ist nicht zwecklos; kann man doch diese Selbstwiederholungen als Argument gegen die Echtheit einzelner Schriften angeführt finden (Joost, De Luciano *φιλομήρῳ*, Lützen 1888, S. 25 ff.).

lichen dulden mag (Wahre Geschichten II 21). Bald wieder weilt er auf dem Monde, wohin ihn der Rauch des Kraters emporgetragen hat, und dort trifft Menipp den verkohlten Philosophen (Icaromenipp 13), als er seine Reise gen Himmel macht. Etwas anders ist die Erwähnung im 'Peregrinus' (1) und in den 'Ausreifsern' (2), wo Empedokles nur als historische Parallele zu dem Kyniker angeführt wird, der sich in Olympia öffentlich verbrannte; dabei wird aber an letzter Stelle rühmend hervorgehoben, dafs er sich in stiller Einsamkeit dem Feuertode geweiht hat, während jener die olympische Festversammlung zu Zeugen des Schauspiels machte.

Reichlicheren Stoff fand die phantastische Posse, wie sie auch in der alten Komödie zu Hause war, an Pythagoras und der Legende, die sich um ihn gewoben hat. Er ist der erste, der in der 'Lebensversteigerung' vorgeführt wird, nachdem Zeus dem Hermes den Auftrag gegeben hat, die Menge zum Kauf der verschiedenen philosophischen Lebensarten herbeizurufen.[1] Ein ganz äufserlicher Scherz, obwohl nicht ganz ohne Bosheit verwandt, ist die Benutzung der Sage von der goldenen Hüfte des Samiers (s. Älian, Var. hist. IV 17). Als er dem Menipp in der Unterwelt begegnet (Totengespr. 20, 3), ist die erste Frage, die er hören mufs, ob die Hüfte auch jetzt noch von Gold sei, und beschämt mufs er es verneinen. Auf der Insel der Seligen erscheint er nach mehrfachem Wandel auf Erden, und schon besteht seine ganze rechte Hälfte aus dem edlen Metall (W. Gesch. II 21), doch wohl weil bei jedem neuen Leben das Wunder sich vergröfsert. Wir haben hier also eine treffliche Satire auf das Entstehen und Wachsen des Wunderglaubens. Wenigstens erwähnt wird die Sage im 'Hahn' (18), während sie in der 'Lebensversteigerung' (6) dazu dient, den Schlufseffekt zu erzielen. Wie auf dem Sklavenmarkt die Ware entblöfst und auf ihre körperliche Tüchtigkeit geprüft wird, so läfst der Käufer den Bios sich entkleiden; und gerade der Anblick der goldenen Hüfte versetzt ihn in solches Entzücken, dafs er sich ohne weiteres dazu versteht, unter allen Umständen zuzuschlagen. Dafs Lucian eine solche Äufserlichkeit die Entscheidung bewirken läfst, diese Pointe zeigt ihn recht als durchtriebenen Schalk, der das Wesen der Menschen erkannt hat; wendet sich die Spitze doch weniger gegen den alten Philosophen als gegen die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menge.

Weit mehr als diese Legende reizt das Geheimnis der Institutionen, die den pythagoreischen Bund zusammenhalten, die witzige Ader des Humoristen. Das Verbot des Schweigens, das die Novizen traf, weist der Käufer (3) weit von sich mit der scherzhaften Bemerkung, er sei doch nicht des Krösus taub-

[1]) Eine Änderung der Überlieferung, wie sie Du Soul und Fritzsche vorgeschlagen haben, ist hier nicht nötig, zumal sie dann auch im folgenden die Änderung der Personenverteilung erfordert. Entweder ist Hermes fortgegangen, um den Befehl des Zeus auszuführen, und kommt dann zurück mit der Meldung: *πολλοὶ συνίασιν*, oder die Menge strömt schon so herbei, und er sagt mit eben den Worten: Es bedarf des Ausrufs nicht erst (*ὥστε χρὴ μὴ διατρίβειν μηδὲ κατέχειν αὐτούς*). Auch im ersten Fall war es der dichterischen Freiheit gestattet, das Weggehen und die Ausführung des Befehls mit Stillschweigen zu übergehen

stummer Sohn. Witziger ist es, wenn Pythagoras selber in Widerspruch zu seinen Geboten gesetzt wird; so staunt Mikyllos (Hahn 4), dafs der Hahn, der des Philosophen Seele zu haben vorgiebt, anstatt zu schweigen, mitten in der Nacht durch Krähen seine Umgebung stört. Mehrfach wird das Verbot des Fleisch- und Bohnenessens verspottet.[1]) Für dieses werden (Lebensverst. 6) allerlei Gründe herausgesucht und, wodurch die Satire um so stärker wird, von dem pythagoreischen Bios selber vorgetragen, die teils obscön, teils albern sind; obscön, wenn die Hülsenfrucht wegen der Ähnlichkeit mit den männlichen Genitalien als heilig bezeichnet wird, albern, wenn sie unantastbar heifst, weil die Athener mit Bohnen ihre Ämter auslosen. Ja, noch stärker ist die Satire, wenn Pythagoras selbst in einer späteren Periode seines Daseins (Hahn 18) voller Beschämung bekennen mufs, ihm habe nur daran gelegen, durch ungewöhnliche Dinge Aufsehen zu erregen und Leute anzulocken; darum habe er auch den Grund für diese Vorschriften geheim gehalten, damit die Menschen sich darüber den Kopf zerbrechen sollten. Bei dem Reiz, den das Geheimnisvolle solcher Verbote ausübt, und dem Spott, dem es bei der Menge verfällt, lag es für Lucian nahe eine rechte Possenfigur zu schaffen in dem Philosophen, der die von ihm aufgestellten Gesetze selber nicht beobachtet, sobald der Zweck, auf die Masse dadurch zu wirken, nicht mehr vorhanden ist. In der Unterwelt (Totengespr. 20, 3) läfst sich Pythagoras von Menipp aus dessen Ranzen Bohnen geben und gesteht ein, dafs hier andere Gesetze gelten; als Hahn (4) frifst er die verbotene Hülsenfrucht mit der Entschuldigung, dafs jedes Leben seine eigenen Vorschriften habe. Dabei wird das Wort besonders verspottet, das auch Sextus Empiricus anführt (*Πυρρ. ὑποτυπ.* III 224) und das (Geopon. II 358) dem Orpheus zugeschrieben wird: *ἶσόν τοι κυάμους τε φαγεῖν κεφαλάς τε τοκήων* (s. Plutarch, Quaest. conviv. II 3 und sonst); Mikyllos wirft dem Hahn neckend vor, dafs er jetzt ein Verbrechen begangen habe, schlimmer als wenn er seines Vaters Haupt verspeist hätte, und dem Menipp giebt Pythagoras zu, zwischen Bohnen und den Häuptern der Eltern sei doch ein Unterschied.

Von der Lehre dieses Philosophen lockt die Zahlentheorie und die Annahme der Seelenwanderung zu scherzhafter Behandlung. Zwar die erste thut Lucian kurz ab (Icarom. 9) und erwähnt sie nur in der 'Lebensversteigerung' (4) etwas ausführlicher, wo er die mystische Ausdeutung der Zahlen böswillig verwertet, um zu behaupten, für Pythagoras sei 4 gleich 10 (vgl. Zeller, Phil. d. Griech. I 1^5 S. 398), auch die pythagoreische Auffassung von der Gestalt der Körper (Zeller S. 406) und der Harmonie der Welt anführt: viel weifs er

[1]) Diese Speisegesetze hatten auch schon in der attischen Komödie ihre Verspottung gefunden, so bei Antiphanes (Mein. III 75 87 92 133), in Alexis' Pythagorizusa (Gellius, Noct. Att. IV 11, Mein. III 474 f.), auch wohl in dem gleichnamigen Stück des jüngeren Kratinos. Das Verbot, Beseeltes zu essen, war in den Tarentinern des Alexis (Mein. III 483) persifliert. Ein Drama Pythagoristes schrieb auch Aristophon, bei dem eine Unterweltscene erzählt war: Pluton schmaust allein mit den Pythagoreern wegen ihrer Frömmigkeit (Mein. III 360 ff.). Die Volkstümlichkeit des komischen Pythagoreers zeigt auch Theokrit XIV 5 ff.

damit nicht zu beginnen, wenngleich er auch noch im Vorbeigehen den Schwur bei der Tetraktys streift. Desto häufiger verweilt er bei der Lehre von der Seelenwanderung, die sich ja in der verschiedensten Weise zu komischer Darstellung ausbeuten liefs. Der pythagoreische Bios preist selbst dem Käufer als Hauptbestandteil seines Wissens (Lebensverst. 5) das Wunder: Du bist ein anderer denn du scheinst, in Wahrheit also nicht einfach, sondern doppelt![1]) Natürlich, denn in eines jeden Körper weilt ja die Seele eines anderen. Oft weifs man nicht recht, wie man nun eigentlich den vielnamigen und vielgestaltigen Philosophen anreden soll, der schon so viele Personen auf Erden dargestellt hat (Totengespr. 20, 3; Hahn 20; W. Gesch. II 21). Auf der Insel der Seligen finden wir ihn, wie er gerade ankommt, nachdem er siebenmal in verschiedener Gestalt gelebt hat. Besonders ausgesponnen ist dies Motiv im 'Hahn', von dem ein grofser Teil ja nur der komischen Illustration der Lehre von der Seelenwanderung gewidmet ist.[2]) Das Tier selber erzählt von seinen früheren Lebensperioden, und hier sprudelt der ganze Witz des Verfassers. Er begnügt sich nicht mit der früheren Erscheinungsform des Philosophen als Euphorbos; wie er sich den Homer als Kamel im Baktrerland vorstellt, so läfst er als würdiges Gegenstück den Pythagoras in Gestalt der Aspasia danebentreten. Natürlich drängt sich da dem Mikyllos sofort das Bild auf von der schönen Frau, wie sie weibliche Arbeit treibt, wie sie in des Perikles Armen ruht und ihm Kinder schenkt. Diese Travestie auf den samischen Weisen ist mit rechtem Behagen ausgeführt, wie auch nur hier (19) die Beschuldigung unsittlichen Lebenswandels in der Jugend gegen ihn erhoben wird, um eine spafsige Verbindung zwischen diesem Leben und der späteren Erscheinung als Weib herzustellen.[3]) Gerade die Gegensätze wirken hier erheiternd. Lucian hat darauf besondere Kunst verwendet; das Publikum wird schnell von einer Scene zur anderen gezogen und durch die plötzliche Verwandlung seinen Lachmuskeln keine Ruhe gegönnt. In scharfem Gegensatz zur Aspasia[4]) folgt darum als neue Erscheinungsform der Kyniker Krates; aus

[1]) Verstehen kann ich die Worte nur, wie sie der Marc. Ω hat: *ἕνα δοκέοντα ἄλλον ὁρεόμενον καὶ ἄλλον ἐόντα* 'während du einheitlich scheinst, sieht man dich als einen anderen denn du bist' (also enthältst du in Wahrheit zwei Personen), oder: 'du scheinst einheitlich, während du doch als ein anderer gesehen wirst und ein anderer bist'.

[2]) Mir ist es unerfindlich, was W. Schmid, Philol. L 304 zu dem absprechenden Urteil über dieses Werk Lucians bewogen hat. Der phantasievolle Einfall, den unzufriedenen Mikyllos in das Leben anderer hineinsehen zu lassen, erinnert an die Traumgestalten des Mr. Scrooge in Dickens' Weihnachtsabend. Wenn man der Schrift einen Vorwurf machen will, so kann es nur der des Mangels an Einheitlichkeit in der Komposition sein, den man z. B. auch gegen den 'Doppeltverklagten' erheben mufs.

[3]) Wenn irgendwo, so ist es hier klar, wie weit von der Wahrheit die von Du Soul zum Alexand. 4 ausgesprochene Ansicht entfernt ist, dafs dieser Spott nur den Schülern, nicht dem Meister gelte, eine Meinung, die auch Jacob Luc. S. 83 kaum zurückweist.

[4]) Die Erscheinung als Aspasia ist nicht weit entfernt von der Verwandlung in eine schöne Dirne, die Gell. IV 11 14 berichtet. Vielleicht stammt der Witz schon von Krates, in dessen Sillen ja, worauf Dümmler, Akadem. S. 243 Anm. 1 hinweist, auch der Mikyllos vorkam (Wachsmuth S. 194); das *ἐρίων ξαίνοντα* erinnert dazu in mehr als zufälliger Weise

der Hetäre wird ein Philosoph. Die übrigen Verwandlungen in mannigfache Menschen und Tiere enthalten weniger Witz; die letzte, die sich schon mehrfach wiederholt hat, war die in einen Hahn. Damit ist die Verspottung des Pythagoras selber erschöpft.[1]) Aber ein gut Teil der Eigenschaften, die im 'Lügenfreund' (29) dem Pythagoreer Arignot beigelegt werden, sind offenbar von dem Meister entlehnt. Das zeigt sofort die Einführung, wenn er mit langem Haar und würdigem Aussehen geschildert wird[2]), genau entsprechend den Worten Iamblichs (Vit. Pyth. 30) über den Samier. Dieser Pythagoreer wird dann als abergläubisch im höchten Maſse, ja als Zauberer geschildert, der alle Hoffnungen, die der Verständige auf seine Weisheit setzt, täuscht und dem Kreis von gleichartigen Philosophen selbst mit der Erzählung von einer Geisterbeschwörung aufwartet. Und die Wundersucht und der Glaube an übernatürliche Dinge werden ja versteckt der ganzen pythagoreischen Schule vorgeworfen (Lebensverst. 6); der Käufer, der von der goldenen Hüfte so begeistert wird, ist ein Pythagoreer; so gilt der Hieb Lucians dort nicht nur den Menschen im allgemeinen, sondern vor allem dieser Sekte.

Aber neben der Parodie und Verspottung läſst Lucian dem Pythagoras auch Gerechtigkeit widerfahren. Nicht nur daſs der Hahn (21 ff.), der ja seine Seele birgt, über den Wert des Reichtums recht vernünftige Lebensregeln vorträgt und Einfachheit und Mäſsigkeit predigt, dem samischen Philosophen wird auch ausdrücklich ein Leumundszeugnis ausgestellt, das deutlich zeigt, wie weit man aus derartiger Satire auf persönliche Abneigung des Schriftstellers schlieſsen darf. Als er in seinem Brief an Celsus den Alexander von Abonuteichos brandmarkt, da wehrt er (3) ganz entschieden dem Vergleiche, den dieser Betrüger zwischen sich und Pythagoras gezogen hatte; er giebt dem Samier den Ehrentitel eines weisen und vortrefflich gesinnten Mannes; und wie er den Ausspruch thut: 'Wenn man alle über Pythagoras verbreiteten Schlechtigkeiten zusammennähme, so würden sie doch nur den kleinsten Teil dessen bilden, was der Lügenprophet verbrochen hat', da hält er es für nötig, zu dem Bedingungssatz seine eigene

---

an das' ἔρι' ἔξαινες Luc. Gall. 19. Übrigens brauchte Lucian nicht sehr weit zu gehen, um diese Motive für seine Possen zu finden. Denn daſs die Sophistik und Rhetorik die Lehre von der Seelenwanderung als Fundgrube benutzte, um ihre Themen und Aporien daher zu nehmen, zeigt Luc. Pseudolog. 5, wo erzählt wird, wie der gehöhnte Sophist zu Olympia eine Rede darüber hält, ob Pythagoras von den Athenern mit Recht als Barbar von den eleusinischen Mysterien ausgeschlossen worden sei, weil er ja früher Euphorbos gewesen sei.

[1]) Es ist eine geistreiche Vermutung von E. Schwartz, daſs der 'Esel' im Grunde eine Satire auf die Seelenwanderung sei (Fünf Vorträge über den griech. Roman S. 135). Aber weder diese Satire ist über jeden Zweifel erhaben, noch ist es bisher gelungen, die Autorschaft Lucians für dieses Werk zu erweisen. Weder W. Schmidts Behandlung dieser Frage (Philol. L 313 ff.) hat das Rätsel gelöst, noch die neueste phantasievolle von v. Arnim (Wien. Stud. XXII [1900] S. 153 ff.), die nur zeigt, daſs man auch die scheinbar sichersten Indizien anders auffassen kann.

[2]) ὁ κομήτης ὁ σεμνὸς ἀπὸ τοῦ προσώπου heiſst er, wie bei Iamblich steht: ἔτι καὶ νῦν ἡ παροιμία τὸν ἐκ Σάμου κομήτην ἐπὶ τῷ σεμνοτάτῳ διακηρύττει.

Ansicht hinzuzufügen, und sagt: 'die ich kaum für wahr halte'[1]), damit nicht etwa jemand seine Werke so deute, als ob er selber die Verleumdung gegen Pythagoras anerkenne. Rein aus litterarischem Interesse benutzt er seine Person, weil sie genug bietet, was sich vom Standpunkt des Komikers verwerten läfst. Im ganzen ist es eine harmlose phantastische Ausnutzung gegebener Motive. Seine eigene Achtung vor dem Philosophen wird dadurch nicht im mindesten in Frage gestellt.

Sehr wenig weifs Lucian von Heraklit und Demokrit zu sagen, zumal da sie für seine Zeit keine praktische Bedeutung mehr haben; Demokrits Lehre ist von Epikur, Heraklits zum Teil von der Stoa übernommen worden. Bei der schon beobachteten Vorliebe, durch drastische Gegenüberstellung komisch zu wirken[2]), führt er sie beide zusammen vor, wie das längst geschehen war, natürlich in der volkstümlichen Weise, den einen als Weinenden, den anderen als ewig Lachenden, wie sie auch in der Schrift über die Opfer (15) zusammen genannt werden. Demokrit ist in der 'Lebensverst.' (13) mit wenigen Zeilen abgethan. Sein Lachen wird ebenso wie bei Seneca De ira II 6[3]) mit jener eigentümlichen Umwandlung, die es schon bei Sotion (Stob III 20, 53 S. 550 H.) erfahren hat, nicht als die Heiterkeit des nach der *εὐθυμία* strebenden Philosophen, sondern als das Lachen des boshaften Satirikers über die Nichtigkeit alles Irdischen erklärt; es mufs notwendig daraus folgen, dafs — in einem Doppelsinn verstanden — alles *κενόν* ist. So wird die Atomenlehre scherzhaft angeführt[4]), und die Annahme von der Existenz des leeren Raumes, der unbegrenzt ist, der *ἀπειρίη*, giebt Gelegenheit zu einem billigen Wortspiel, wenn der Käufer, verdutzt über den scheinbaren Unsinn, den philosophischen Bios *ἄπειρος* und *κενός* nennt. Das ist einfache Posse ohne jeden satirischen Anflug und ohne ein Zeichen persönlicher Abneigung. An zwei Stellen aber rühmt Lucian den Demokrit mit Bezug auf den Punkt, der ihn auch zu den Epikureern treibt, nämlich die scharfe Kritik des Übernatürlichen und den Skepticismus gegenüber Wundererzählungen aller Art. Der Philosoph erscheint ihm in dieser Hinsicht als Ideal, und wenn er die Thorheit der Menschen entschuldigen will, die einen Alexander von Abonuteichos in gläubiger Dummheit bei seinen Zeichen und Wundern anstaunten, so bekennt er, dafs diese so geschickt inszeniert waren, dafs es eines Demokrit bedurft hätte, um das Lügengewebe aufzudecken (Alex. 17); und im 'Lügenfreund' wird eine Anekdote erzählt (32), wie der Philosoph seine Furchtlosig-

[1]) *οἷς ἔγωγε οὐκ ἂν πεισθείην ὡς ἀληθέσιν οὖσιν.* Eine gewisse Hochschätzung verrät auch 'Ausreifser' 9 ('Fischer' 25).

[2]) So folgt in der 'Lebensverst.' unmittelbar auf den würdigen Pythagoras der schmutzige und rüpelhafte Diogenes, dann wieder der trunkene Geck Aristipp.

[3]) *Adeo nihil illi videbatur serium eorum quae serio gerebantur.*

[4]) Die kurze Zusammenfassung bei Lucian: *κενεὰ δὲ τὰ πάντα καὶ ἀτόμων φορὴ καὶ ἀπειρίη* entspricht völlig der bei Aristot. De caelo III 2, 300[b] 8: *ἀεὶ κινεῖσθαι τὰ πρῶτα σώματα ἐν τῷ κενῷ καὶ τῷ ἀπείρῳ.* Die Wortwitze, die mit *κενός* und *ἄπειρος* gemacht werden, schmecken ganz deutlich nach der kynischen Quelle (s. Wachsmuth, Sillogr. S. 71).

keit gegenüber allen Gespenstererscheinungen wahrt, weil sie sich fest auf innere Überzeugung gründet.[1])

Das Gegenstück zu dem Lachenden bietet der weinende Heraklit. Lucian spendet ihm im Vorübergehen ein Lob in den 'Ausreifsern' 9 und erwähnt sein Wort von dem Streit als dem Vater aller Dinge (Wie man Geschichte schreiben mufs 2); infolge dieses Ausspruches heifst der Philosoph spafsig ein nicht friedlicher Mann (Icarom. 8). Sonst wird er nur in der 'Lebensversteigerung' (14) behandelt. Die Darstellung, die von ihm gegeben wird, ist eine für die Posse berechnete Verzerrung des Bildes von dem erhabenen Weisen. Sie bezieht sich einmal auf seine Lehre von der Welt, dem beständigen Wandel und der Weltverbrennung, dann auf die rätselhafte Dunkelheit seiner im Prophetenton vorgetragenen Aphorismen. Die Unterredung zwischen Käufer und Bios geht aus von dem Weinen des weltflüchtigen Philosophen. Begründet wird dieser Pessimismus genau wie bei Demokrit durch die Auffassung von der Welt, dafs nichts beständig ist und dafs schliefslich der allgemeine Weltbrand hereinbrechen wird. Unmittelbar mit der Unbeständigkeit, dem ewigen Flufs der Dinge wird die Harmonie der Gegensätze verbunden, die selber wechseln und sich vertauschen und in einem fortwährenden Tanze 'auf und ab' sich bewegen.[2]) Für diese harmonische Vereinigung der Gegensätze benutzt Lucian aus Heraklit selber (Fr. 84 Byw.) ein Bild, das komisch erscheinen soll und die ganze Anschauung herabzuziehen geeignet ist, den Vergleich mit dem Mischtrank. Es schliefsen sich einige Fragen an, die die Dunkelheit der Sprache verhöhnen sollen. So wird die Zeit mit Benutzung einer Heraklitstelle (Fr. 79) als scherzender würfelspielender Knabe, in Streit mit sich und doch in Eintracht, hingestellt.[3]) An Fr. 67: 'Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich' lehnt sich die Antwort an auf die Frage: 'Was sind die Menschen?' 'Sterbliche Götter!' 'Und was die Götter?' 'Unsterbliche Menschen.' Damit ist die Geduld des Käufers erschöpft. Zu derartigen Rätseln ist ein Apoll erforderlich, meint er und wendet sich ab, indem er den Philosophen für melancholisch erklärt. Heraklit wie Demokrit bleiben unverkauft; aber das ist nicht etwa ein Zeichen der Geringschätzung, sondern wie Lucian sich in all den Motiven seines Verkaufes an die Wirklichkeit anzuschliefsen sucht, so auch im Schlufs: philosophische Richtungen, die keine Vertreter mehr haben, die in andere Schulen aufgegangen sind, werden nicht verkauft.[4]) Wenn er es trotz-

[1]) Auch er wie Heraklit wird 'Ausreifser' 9 unter den wahren Anhängern der Philosophie genannt.

[2]) Vgl. *ἄνω κάτω* Fr. 69 Byw., jetzt bei Diels 60; in dem *περιχορεύοντα*, wie mit der besseren Überlieferung zu lesen ist, sieht Fritzsche wohl mit Recht eine Anlehnung an Menipp, der im Symposion einen Tanz erwähnte des Namens *κόσμου ἐκπύρωσις* (Athen. XIV 629 f).

[3]) *διαφερόμενος συμφερόμενος* scheint mir die richtige aus dem Marcian. Ψ, wie aus dem *συνδιαφερόμενος* der Scholiasten zu entnehmende Lesart. Zu vergleichen ist Platon, Symp. S. 187 A: *τὸ ἓν γάρ φησι διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι.*

[4]) Das ergiebt sich bei jeder unbefangenen Interpretation; wie ich sehe, hat schon J. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 8 darauf hingewiesen, und Bruns, Rh. Mus. XLIII 98 hatte unrecht, diese offenkundige Thatsache zu leugnen.

dem für nötig hielt die beiden Philosophen auftreten zu lassen, so lag das daran, dafs er sich diese in ihrer Zusammenstellung köstlichen Possenfiguren nicht entgehen lassen wollte. Sie wären auch vermifst worden, wenn sie fehlten, weil diese Gegensätze schon populär waren, wie ja auch die Aphorismen des dunkeln Heraklit eine weite Verbreitung gefunden hatten; nur dadurch erklärt sich die ziemlich genaue Anlehnung an Heraklitworte, die uns ermöglicht, mit Leichtigkeit die Beziehungen auf die Originalstellen zu verstehen. An dem Auftreten dieser beiden haben wir aber den sichersten Beweis für das, was der Schriftsteller bezweckte.

Unverkäuflich ist auch aus demselben Grunde Aristipp[1]), den wir hier gleich anfügen; seine hedonistische Lehre ist in die Schule der Epikureer übergegangen, und bei Epikur wird nachher ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dafs er seine Ethik dem trunkenen Kyrenaiker verdanke. Doch mochte ihn Lucian nicht auslassen, weil er so leicht Gelegenheit zu komischer Darstellung bot. Ein Philosoph als Zecher, Schlemmer und Weichling ist immer eine Figur, die das Lachen herausfordert. Aber die Behandlung ist nicht überall die gleiche; neben boshaften Spitzen und possenhafter Verzerrung leuchtet es an manchen Stellen wie eine Anerkennung durch. So ist es kaum ein Vorwurf, zum mindesten ein sehr harmloser, wenn es von Aristipp heifst, dafs er auf der Insel der Seligen (W. Gesch. II 18) mit Epikur zusammen den ersten Preis davonträgt, weil beide gefällig und freundlich und gute Trinkkumpane sind; das entspricht dem im 'Demonax' (62) angeführten Wort: 'Ich achte den Sokrates, bewundere Diogenes und liebe den Aristipp.' Auf den Aufenthalt des Philosophen am Hofe von Syrakus wird in einer Unterweltszene Bezug genommen (Menipp 13), aber ohne jeden Spott; Aristipp befreit dort den Dionys von der ihm durch Minos schon zudiktierten Strafe, indem er auf die zahlreichen Wohlthaten hinweist, die der Tyrann Gelehrten und Weisen erwiesen habe. Man könnte hier sogar eine gewisse Anerkennung darin sehen, dafs ihm eine besondere Ehre und besonderer Einflufs in der Unterwelt zugeschrieben wird (s. Hirzel, Dialog II 319 Anm. 5). Auch die Szene im 'Doppeltverklagten' (23) spricht nicht zu seinen Ungunsten. Tugend und Schwelgerei führen dort einen Prozefs miteinander um den Philosophen, die eine nimmt ihn nach seinen Thaten und Worten für sich in Anspruch, die

[1]) Es war ein verfehlter Gedanke von Bruns, Rh. Mus. XLIII 88 ff. auf der Suche nach Dialogpaaren auch 'Lebensversteigerung' und 'Fischer' als ein vom Verfasser von vornherein zusammengeplantes Paar zusammenzukoppeln. Dem widerspricht die völlig andere Szenerie, das eine Mal eine Szene, in der Götter auftreten, ohne jede Umrahmung, ohne dafs der Schriftsteller selber irgendwie vorkäme, das andere Mal ein Vorgang, bei dem dieser die Hauptrolle spielt. Und inhaltlich! Wären beide Dialoge zusammen gedacht, so müfste die Entschuldigung im 'Fischer' doch treffen und nicht so entsetzlich lahm sein; denn es ist ja einfache Lüge, dafs Lucian in der 'Lebensversteigerung' nur die lebenden Philosophen habe höhnen wollen. Dann waren Heraklit, Demokrit, Aristipp, auch Sokrates völlig überflüssig. Nein, Lucian mufs selber empfunden haben, dafs diese Verspottung der gesamten Philosophie schlecht aufgenommen werden konnte; darum giebt er mit dieser Lüge in der zweiten Schrift eine gezwungene Ehrenerklärung ab.

andere nach seinem Äufseren, den Kränzen im Haar, dem Purpurkleid und dem Myrrhenduft. Der Rechtsstreit mufs aber vertagt werden, bis in dem ähnlichen zwischen Hedone und Stoa um den Dionysios die Entscheidung des Zeus ergangen ist, bei dem die Stoa Revision eingelegt hat. Die Stelle zeigt immerhin ein beachtenswertes Verständnis für Aristipp und in der Anerkennung seiner Worte und Thaten ein Lob, wie man es bei Lucian erwarten mufs; denn wenn er sich aus den verschiedenen philosophischen Lehren eine Lebensregel aussuchte, so lag ihm sicherlich das Aristippische Wort[1]) nahe: 'Der Lust Herr zu bleiben und sich nicht von ihr knechten zu lassen, ist das Beste, nicht, sie zu meiden.' Boshafter geht Lucian gegen Aristipp vor, wenn er in den 'Totengesprächen' (20, 3) als sein einziges Merkmal den Myrrhenduft angiebt, den er um sich verbreitet. Aber die schlechteste Rolle teilt er ihm in der 'Lebensversteigerung' zu (12), wo der Philosoph wie in der Posse auftritt, in Purpur gekleidet, den Kranz im Haar, und so berauscht, dafs Hermes für ihn antworten mufs, weil er selber 'mit der Zunge strauchelt'; staunend atmet der Käufer den Myrrhenduft und sieht den schwankenden, unsicheren Schritt. Hermes schildert den Feilgebotenen als guten Zechgenossen, der stets für Gelage und Liebeleien Sinn hat, der in der Kochkunst sich zu Hause fühlt. Das stimmt zu der Erwähnung im 'Parasiten' (33)[2]), wo erzählt wird, Dionys habe zu Aristipp täglich seine Köche geschickt, damit sie etwas von ihm lernen sollten. Und dort wie hier wird der Philosoph von Kyrene als Parasit hingestellt, der um des guten Lebens willen bei den Tyrannen in Sizilien seine Freiheit zum Opfer brachte. Endlich fafst Hermes die kyrenäische Lehre zusammen, die darin gipfelt: Man mufs alles verachten, alles benutzen, alles als Quelle der Lust verwerten, also man mufs das Leben in Zufriedenheit geniefsen, ohne Sklave der Genüsse zu werden. Das konnte Lucian nicht auslassen, weil diese Befreiung des Menschen vom Schicksal und von äufseren Einflüssen ungefähr der Grundsatz war, dem er selber nachlebte und den er sich aus den so verschiedenartigen Lehren der Kyniker und Kyrenaiker als das Gemeinsame herausgesucht hatte.[3]) Aber diese Anerkennung hindert ihn nicht, dem Aristipp in

[1]) Vielleicht konnte allerdings Lucian den Satz: *τὸ κρατεῖν καὶ μὴ ἡττᾶσθαι ἡδονῶν κράτιστον, οὐ τὸ μὴ χρῆσθαι* auch aus Menipp nehmen, über dessen aristippisch gefärbte Moral Hirzel spricht Dial. II 323.

[2]) Inhaltlich sehe ich nichts, was die Schrift als unecht erwiese; diese Satire auf die philosophischen Dialoge — denn so wird das Werk richtig verstanden von Wieland, Jacob, W. Schmid, Hirzel (II 289) — ist durchaus im Geiste Lucians, und das Skeptische darin (vgl. Prächter, Philol. LI 284 ff.) läfst sich auch zu Gunsten der Echtheit geltend machen. Die sprachlichen Beobachtungen Bielers (Progr. Hildesheim 1890) reichen nach meinem Empfinden nicht aus, um die Schrift Lucian abzustreiten. Es genügt auch nicht die anderen Werke Lucians zu vergleichen, sondern man mufs sich vorhalten, dafs hier Platonisches Vorbild zu Grunde liegt, was auch sonst bei den chronologischen und Echtheitsfragen viel zu wenig berücksichtigt wird. Richtig erklärt W. Schmid, Atticismus I 424 dadurch das häufige Vorkommen von *γὲ μήν* im Parasiten, wogegen Joost, Festschr. f. Friedländer S. 172 mit Unrecht Einspruch erhebt. Vgl. auch Philodem. Suppl. Sudhaus S. XXIII ff.

[3]) Vgl. Zeller, Phil. d. Griech. II 1^4 S. 372. Beachtenswert ist ja, dafs Teles (21, 15 H.) des Aristipp Wort benutzen kann: *πανταχόθεν ἴση καὶ ὁμοία ἡ εἰς ᾅδου ὁδός.*

jener großsen philosophischen Posse eine Rolle zu geben, die ihn recht zum Hanswurst des Publikums macht; auch hier bewegt ihn ganz allein der Sinn für das Komische.

Dasselbe lehrt uns die Erwähnung des Anaxagoras, der wegen seines Kampfes gegen die landläufige Vorstellung der Götter Lucian sympathisch sein mufste. Trotzdem benutzt er seine Person im 'Timon' (10) bei einer possenhaften Szene. Zeus hat nach dem 'Sophisten' Anaxagoras, weil er das Vorhandensein von Göttern leugnete, seinen Blitzstrahl geschleudert; aber Perikles hielt seine Hand schützend über den Philosophen, der Blitz ging fehl und fuhr ins Anakeion; dabei sind am Felsen zwei Zacken abgebrochen, die jetzt erst die kundige Hand des Kyklopen ausbessern mufs. Die kleine Szene gilt mehr der Verspottung der herkömmlichen Anschauung von dem Blitze schleudernden Zeus; und von dessen Standpunkt aus konnte die erhabene Lehre von dem weltbildenden und weltordnenden Nus nur in einer gewissen Verzerrung vorgebracht werden, ihm konnte Anaxagoras nur als Sophist erscheinen. In Wahrheit liegt also darin von seiten des Schriftstellers ein Lob. Dagegen die Ansicht des Philosophen über die Welt, sein Glaube an die Bewohnbarkeit des Mondes, seine Auffassung der Sonne als glühender Masse (Diog. Laert. II 8) gehört natürlich in das Studiengebiet, das Lucian verachtet und auf dem er nichts als Widersprüche findet (Icarom. 7).

Auch Sokrates entgeht der Gefahr nicht, als komische Person verwandt zu werden. Schon sein Äufseres forderte ja dazu heraus. Sein kahler Kopf und seine Stumpfnäsigkeit werden witzig in den 'Totengesprächen' vorgebracht (20); da Menipp den Sokrates in der Unterwelt sucht, werden ihm diese Kennzeichen angegeben, vor allem, damit der Witz gemacht werden kann, dafs diese Merkmale auf alle Toten zutreffen. Was über das Leben des athenischen Philosophen gesagt wird, liegt zum Teil aufserhalb der Satire. So spricht von seiner Thätigkeit als Bildhauer die Paideia in dem Werk aus der sophistischen Periode Lucians, dem 'Traum' (12). Als Meister der Zeichnung und geschicktesten aller Künstler im Nachahmen führen ihn die 'Bilder' (17) ein[1]), wo auch sein Lob der Diotima (Plat. Symp. 201 D ff.) erwähnt wird, wie in der Schrift über den Tanz (25) sein Verkehr mit Aspasia und seine Belehrung durch sie nach Art der im Menexenos geschilderten hervorgehoben wird. Dagegen satirisch wird sein Kampf bei Delion benutzt. Als die Gottlosen gegen die Insel der Seligen heranrücken (W. Gesch. II 23), da zeichnet sich Sokrates auf dem rechten Flügel aus, und zwar weit mehr als zu seinen Lebzeiten bei Delion,

[1]) Die Imagines mit ihrer Anmut und ihrem feinen Verständnis für Kunst (vgl. Blümner, Archäol. Studien zu Luc. Bresl. 1867) dem Lucian zu nehmen, liegt kein Grund vor (vgl. Rothstein, Quaest. Luc. S. 37); ein Ruhmesblatt in seiner Schriftstellerei bilden sie allerdings nicht, und die Verherrlichung der Meretrix eines Wüstlings wie L. Verus, wenn es auch die schöne Smyrnäerin Panthea war, stimmt schlecht zu dem freien Sinn, den Lucian sonst offenbart. Aber dafs er nicht immer im stande war, den Nacken hoch zu halten, beweist ja auch die Übernahme des Amtes in Ägypten. Ein Charakter war Lucian nicht, und Schwartz bezeichnet ihn nicht mit Unrecht (Pauly-Wissowa II 1, 1237) als bettelnden syrischen Litteraten.

denn er flieht nicht, sondern hält tapfer stand. Dafür bekommt er auch den Siegespreis, nämlich einen grofsen, schönen Garten in der Vorstadt, wo er eine Totenakademie gründet. Ähnlich wie hier wirft der Parasit (43), um seine Überlegenheit über alle Philosophen zu zeigen, dem Sokrates Feigheit vor, da er als der einzige von allen, der ins Feld zog, doch auch flüchtete und es für geratener hielt, mit Jünglingen zu plaudern, als mit einem Spartaner zu kämpfen. Mehrfach wird die Anklage des Sokrates und sein Tod erwähnt. Ungerecht verleumdet heifst er in der Schrift über die Verleumdung[1]) (29), während der Parasit (56) mit witziger Absicht aus dem Vorhandensein einer Apologie auf eine Schuld schliefst. Die Verurteilung wird von dem Kyniker in der 'Widerlegung des Zeus' (16) als Anklagepunkt gegen Vorsehung und Schicksal angeführt, wie ebenso seine Armut von dem Epikureer im 'Tragischen Zeus' (48). Dagegen wird die Todesart[2]) in nicht gerade geschmackvoller Weise verwendet, um einen komischen Eindruck zu erzielen. Wie Empedokles überall halbverkohlt erscheint, so mufs der athenische Philosoph auch noch in der Unterwelt mit geschwollenen Beinen umhergehen (Totenorakel 18).

Eine komische Figur wird Sokrates aber vor allem durch seine Lust zu reden und jeden in ein Gespräch zu verwickeln, sowie durch seinen Verkehr mit Jünglingen. So hören wir, dafs die Redelust den Alten auch nach seinem Tode nicht verlassen hat und er auch da noch die Unterredungen fortsetzt, die er auf Erden anzuregen pflegte; er plaudert mit Nestor und Palamedes (W. Gesch. II 17; Totengespr. 20, 4), auch Odysseus gesellt sich noch zu der Schar (Totenorakel 18), und wenn sonst noch unter den Toten ein Freund von Gesprächen ist. Dabei ist das gewählte Verbum schon danach angethan, den Philosophen lächerlich zu machen.[3]) Geschwätz ist, was er treibt, und Rhadamanthys hat sogar schon gedroht, wenn er damit nicht ein Ende mache, ihn von der Insel der Seligen auszuweisen. Besonders lästig ist an seinen Reden die berühmte Ironie; denn alle überführt er des Irrtums[4]), und besonders diejenigen, denen er zugethan ist (W. Gesch. II 17). Aber diese Sucht zu reden verbindet sich mit der Knabenliebe erst recht zu einem komischen Ganzen. Mit Charmides und Phädros ist Sokrates beisammen, als ihn in der Unterwelt Menipp aufsucht (Totengespr. 20, 6), und er gesteht es zu, dafs er auch hier

---

[1]) So mäfsig die Schrift ist, so ist doch bisher kein objektiver Grund für die Unechtheit gefunden worden. Die Schilderung des Gemäldes von Apelles entspricht durchaus der Weise Lucians. Überhaupt ist es ein völlig falscher Grundsatz, alles Gelungene und Witzige Lucian zuzuschreiben und alles Schulmäfsige und Minderwertige ihm absprechen zu wollen. Dazu hat er zu lange gelebt und zu viel geschrieben, als dafs alles gut sein sollte (vgl. Rothstein, Quaest. Luc. S. 35 f.).

[2]) Erwähnt auch Paras. 57; auch citiert der Parasit (19) ein Wort des Sokrates; das kommt bei der Echtheitsfrage mit in Betracht.

[3]) W. Gesch. II 17: *ἀδολεσχεῖν, φλυαρεῖν*; Totengespr. 20, 5: *ληρεῖν*; Par. 43: *ὀαρίζειν*; Lebensverst. 15: *στωμύλος*. Als Schwätzer tritt ja Sokrates schon in der Komödie auf, aufser bei Aristophanes auch bei Eupolis (*τὸν πτωχὸν ἀδολέσχην* Mein. II 553).

[4]) *διελέγχει ἅπαντας*: auch im 'Demonax' (5) wird hervorgehoben, dafs dieser sich von der verletzenden Ironie des Sokrates fernhielt.

noch derselben Kunst nachgeht wie auf Erden und die Schönen bevorzugt. Auf der Insel der Seligen, wo die ganze Szenerie mythischer gehalten ist, sind es Hyakinthos, Narcifs, Hylas, die in seiner Umgebung weilen, und den Hyakinthos scheint er am meisten zu lieben; denn ihn widerlegt er am häufigsten. Hier wird auch die Neigung zu schönen Jünglingen spöttisch in den Schmutz gezogen; denn Sokrates, so heifst es, schwört beständig, dafs dies Verhältnis ein reines sei, aber jedermann hält das für einen Meineid, und Hyakinthos und Narcifs geben es auch zu. Im 'Gastmahl' (39) wird die Liebe zur männlichen Jugend zu einer Abneigung gegen die Ehe und Sokrates so als Gegner der Ehe angeführt. Das Argument der Knabenliebe, das sich komisch am besten verwerten liefs, bildet auch den Hauptstoff für die 'Lebensversteigerung' (15); denn auf die Frage nach seinen Fähigkeiten mufs der Philosoph antworten, dafs er Knabenliebhaber ist, und das wird dann, mit einem recht ironischen Anflug, dahin weiter erläutert, dafs er nur für die Seelen, nicht für die Körper Zuneigung empfindet; als Beweis für seine Selbstüberwindung wird die in Platons Symposion erzählte Episode zwischen ihm und Alkibiades herangezogen.[1])

Sonst wird Sokrates noch mit ein paar Einzelheiten verspottet; so bestärkt er seine Worte mit dem Schwur beim Hund und der Platane[2]), und dem ungläubigen Käufer gegenüber beruft er sich für die Göttlichkeit des Hundes witzig auf Sirios und Kerberos, wie auf die hundsköpfige Gottheit des ägyptischen Anubis (Lebensverst. 16). Der Ausdruck der Bescheidenheit des Sokrates (Plat. Apol. 21 B): 'Ich weifs, dafs ich nichts weifs' wird von Menipp (Totengespr. 20, 5) verspottet, indem dieses Wort in scharfen Gegensatz gestellt wird zu der allgemein herrschenden Ansicht von seiner Weisheit. Nicht witzig, aber tendenziös gefärbt ist das 21. Totengespräch; Menipp läfst sich von Kerberos erzählen, wie der gepriesene Athener den Tod ertragen habe. Die kynische Quelle ist deutlich; es kam darauf an, Diogenes und Menipp an Gleichmut und Seelenruhe noch über Sokrates zu stellen. Deshalb heifst es, er habe im ganzen furchtlos dem Tode ins Auge gesehen, aber sobald er wirklich in den Schlund des Orkus trat und in die Finsternis blickte, da habe er doch geklagt und erst allmählich seine Gelassenheit wieder gewonnen, während die Kyniker wohlgemut aus der Oberwelt schieden.

Ist hier die Anerkennung für Sokrates um einer bestimmten Tendenz willen geschwächt, so wird sie doch an anderen Stellen nicht zurückgehalten. Zwar, dafs Hermes den Sokratischen Bios als gut und verständig, ja, als sehr lauter ausruft (Lebensverst. 15) bedeutet nicht viel, da das ja in den trefflich mit Realismus durchgeführten Ausruferton dieses Auktionators hineingehört; und ebenso will es nicht viel sagen, wenn in den 'Arten der Liebe' (48) der Kallikratidas den Sokrates mit Berufung auf den pythischen Spruch als den Weisesten aller Menschen bezeichnet; braucht er ihn doch als Autorität

[1]) Dieselbe Episode wird berührt in den 'Liebesarten' 49.

[2]) S. Philostrat, Vit. Apoll. Tyan. S. 257; im 'Icarom.' 9 wird auch die Gans noch hinzugefügt.

für die Verteidigung der Knabenliebe, die er dort unternimmt.[1]) Ähnlich steht es mit demselben Lob, das durch den gleichen Orakelspruch begründet wird, in der Schrift über den Tanz (25)[2]), wo der Philosoph ja auch eine Stütze liefern soll für die Behauptung, dafs die Tanzkunst sehr nützlich sei. Aber ein klares Lob des Sokrates enthält das Wort des Zeus, wodurch er die Dike mahnt, wieder zur Erde zurückzukehren (Doppelverkl. 5): Der Sohn des Sophroniskos hat ja die Gerechtigkeit über alles gelobt und für der Güter höchstes erklärt. Etwas eingeschränkt wird allerdings auch die Bedeutung dieser Bemerkung, wenn ihr dann Dike mit einem gewissen komischen Gegensatz seinen Tod gegenüberhält, der ihm nicht einmal Zeit liefs, dem Asklepios den versprochenen Hahn zu opfern. Als Vertreter der Gerechtigkeit tritt Sokrates auch im 'Fischer' (10) auf. Nach allem äufsert Lucian nicht gerade eine besondere Verehrung für den Philosophen, da ja die Anerkennung im 'Demonax' (58, 62) nur von der Achtung zeugt, die Demonax ihm zollte; er scheint ihm ziemlich kühl gegenüber zu stehen und mehr das Komische an seiner Person herauszufinden. Man mufs aber bedenken, dafs er als Humorist das Lustige suchen mufste, und dafs zu persönlicher Stimmung gegenüber diesem Philosophen kein Anlafs vorlag, da er zu den Zeitgenossen des Satirikers in keinem Verhältnis stand.[3]) So wird Lucian auch sonst noch manches Heitere aus dem Leben des Sokrates

---

[1]) Mit Recht hebt Hirzel, Dial. II 282 f. das Künstlerische in dieser Schrift hervor, das gut zu Lucian pafst. Die Sage von der Liebe des Jünglings zur Statue der knidischen Aphrodite wird ja auch 'Bilder' 4 erwähnt. Dafs das Thema zeitgemäfs war, zeigt der unter Plutarchs Namen gehende *ἐρωτικός*, und das sophistische Interesse daran beweist auch der allerdings beträchtlich spätere Achilles Tatius II 35—38. Das Anstöfsige darf man kaum gegen die Echtheit geltend machen, da die Griechen anders darüber dachten. Die Tendenz des Ganzen ist Lucians nicht unwürdig, da ja der geistige Verkehr zwischen Freunden als Ideal hingestellt wird; auch die leise Ironie gegenüber dem unverbesserlichen Weltkind Theomnestos stimmt zu Lucian. Betreffs der Sprache zeigt die vorurteilsfreie Untersuchung von Lauer (Luc. num auctor dialogi *Ἐρωτ.* existimandus sit. Progr. Köln 1899), der die Unechtheit beweisen will, doch genug, was für Lucian spricht, zumal wenn man den Anschlufs an Platon berücksichtigt; auch Rein, Sprichwörter bei Luc. (Tübing. 1895) S. 100 bringt keine ausreichenden Gegenargumente vor. Nicht unpassend scheint es, wie das C. F. Hermann, Ges. Abhandl. S. 205 gethan hat, die Schrift in die Zeit zu setzen, da Lucian noch der sophistischen Rhetorik nahe stand (vgl. Schmid, Philol. L 303).

[2]) Die Beweise von P. Schulze, Jahrb. f. kl. Phil. 1891 S. 823 ff. für die Unechtheit halte ich für ebensowenig ausreichend wie die von Bieler, Progr. Wilhelmshaven 1894. Sachliche Gründe verfangen hier überhaupt nicht, weil wir nicht Lucians Laune ergründen können. Mit sprachlichen sollte man aber nicht gar zu leichtsinnig umgehen. Was will es z. B. bedeuten, dafs Lucian hier *κυκεών* im wörtlichen, dagegen in der 'Lebensverst.' im bildlichen Sinne gebraucht, und zwar in einem Heraklitcitat? Als Satire, wie Richard, Lucians Lykinosdial. (Progr. Hamburg 1886) will, möchte ich die Schrift nicht bezeichnen, die gut beobachteten satirischen Stellen entsprechen nur der sokratischen Ironie des Dialogs. Aber ganz ernst darf man sie auch kaum nehmen; am meisten Ähnlichkeit hat sie mit dem 'Parasiten'; der Übermut scheint Lucian getrieben zu haben, einmal zu versuchen, was sich alles beweisen läfst!

[3]) Mangelhaft ist, was Jacob, Charakteristik Lucians S. 76 ff. zur Verteidigung Lucians vorgebracht hat, weil er den Standpunkt des Schriftstellers, der die Posse um ihrer selbst willen sucht, nicht richtig erfafst hatte.

vorgebracht haben; denn wie die Verkaufsszene zu Ende geführt war, entzieht sich unserer Kenntnis, da die Überlieferung eine Lücke aufweist.[1])

Von den Sokratikern wird ein paarmal Äschines gestreift, als Künstler der Darstellung (Liebesarten 17) mit Sokrates zusammen. Mit den meisten der übrigen Philosophen teilt er die Eigenschaft, kein Held im Kriege zu sein, so dafs er dem Parasiten (43) als Beweis dienen kann, dafs seine eigene Kunst, da sie auch tapfere Krieger schaffe, höher stehe als die Philosophie. Mit Aristipp gilt er sogar als Beispiel dafür, dafs auch die Philosophen all ihren beschwerlichen Studien das heitere Leben des Parasiten vorziehen, wenn es ihnen möglich ist; ging doch Äschines mit geschmackvollen Dialogen nach Sizilien, um mit ihrer Hilfe vielleicht dem Dionys bekannt zu werden, und nachdem er dort seinen Miltiades vorgelesen und reichlich Beifall geerntet hatte, liefs er hinfort die sokratischen Gespräche fahren und safs lieber an der gut besetzten Tafel des Tyrannen.

Weiter nimmt neben dem schon besprochenen Aristipp und dem Antisthenes, der später behandelt werden mufs, unter des Sokrates Schülern bei Lucian natürlich Platon eine besondere Stelle ein, um so mehr, als es ja im II. Jahrh. Philosophen gab, die sich durch ihren Namen selber als zu Platons Schule gehörig bezeichneten. Bei diesen zeitgenössischen Sekten mufs man meist die Erwähnung des Stifters und der alten Philosophen scheiden von der Behandlung, die ihre jüngsten Nachfolger bei dem Satiriker erfahren haben. Auch Platon geht bei der allgemeinen Possenreifserei nicht leer aus. Zunächst trifft ihn im 'Parasiten' (43) der gleiche Vorwurf wie die anderen Philosophen, dafs

[1]) Die Handschriften schreiben auch das Folgende (Lebensverst. 18—19) der Unterredung mit Sokrates zu, nur der Parisin. M hat durchweg Platon an dessen Stelle. Beides kann nicht richtig sein. Der erste Abschnitt verhöhnt ausschliefslich Sokratisches, wie die Satire auf die Szene mit Alkibiades zeigt, der folgende dagegen deutlich den Platonischen Staat. Man kann auch nicht sagen, dafs ja nicht die Philosophen selber, sondern ihre *βίοι* auftreten und infolgedessen eine Vereinigung möglich wäre, um so mehr, da ja auch bei Platon Sokrates es ist, der die Ansichten vom Staat entwickelt. Denn der Schlufs, der auf Platons Reisen nach Sicilien anspielt, ist ganz persönlich auf diesen gemünzt und kann für Sokrates nicht in Betracht kommen. Dazu ist die hervorragende Rolle, die Platon im 'Fischer' spielt, nicht erklärlich, wenn er in der *βίων πρᾶσις* fehlt; Lucian konnte nicht die Komposition des Ganzen so einrichten, dafs er einen, der garnicht beleidigt war, zur Hauptperson machte, abgesehen davon, dafs *ἁλ.* 26 Plat. offen unter den persönlich Gekränkten aufgezählt wird. Endlich wäre es an und für sich unbegreiflich, wenn Platon fehlen sollte; werden doch auch sonst die Schüler neben den Meistern genannt. Zu einer Zeit aber, wo sich Apuleius mit Stolz Platonischer Philosoph nannte, konnte der Platonische *βίος* nicht übergangen werden, weil er von aktuellem Interesse war und gerade diese Richtungen von Lucian besonders behandelt werden. Auch die Worte von Bruns, Rh. Mus. XLIII 91 vermögen nach meiner Ansicht diese Gründe nicht zu entkräften. Man mufs also mit Cobet und Fritzsche, sei es hinter *διημάρτανον* (c. 17) oder hinter *τίνα βιοῖς τὸν τρόπον*, eine Lücke annehmen, in der die Unterredung mit dem Sokratischen *βίος* geschlossen und die mit dem Platonischen begonnen wurde. Auf die Frage nach der Lebensweise des Sokrates liefs sich ja noch manches sagen, und es ist nicht schwer, sich eine komische Darstellung von dem auf der Strafse mit allen redenden oder stundenlang auf einem Fleck stehenden, dabei trinkfesten Alten zu denken.

er dem Kriege stets fern blieb. Auch den zweiten teilt er mit Äschines, dafs er am Hof des sizilischen Tyrannen verweilte; das meldet Menipp voller Hohn dem toten Sokrates, um ihm zu zeigen, wie sein Schüler entartet sei (Totengespr. 20, 5); ja, der Parasit (a. a. O.) weifs sogar, dafs es Platon nicht einmal gelungen ist, die übernommene Rolle glücklich durchzuführen, sondern wegen seines eigenen Ungeschicks mufste er Syrakus verlassen; auch sein zweiter Versuch hatte nicht besseren Erfolg, so dafs er dort eine Niederlage erlitt, nicht geringer als die des Nikias.[1] Doch das sind nebensächliche Motive, die durch das gerade behandelte Argument in der Seele des Satirikers hervorgerufen werden; seinen eigentlichen Stoff findet er für possenartige Darstellungen in Staat und Ideenlehre.

Auf der Insel der Seligen fehlt allein Platon; er hatte sich, wie es hiefs, fern von der Gemeinschaft der anderen eine eigene Stadt gebaut und lebte dort nach den von ihm aufgestellten Gesetzen (W. Gesch. II 17). Fast mit den gleichen Worten[2] hebt der platonische Bios in der 'Lebensversteigerung' (17) seinen Staat und seine eigene Verfassung als das Wesentlichste seiner Lehre hervor. An beiden Stellen wird die Weibergemeinschaft mit besonderem Nachdruck erwähnt, weil sie sich komisch gut verwerten läfst. Sehr scharf geschieht das in jener Münchhauseniade (W. Gesch. II 9), wenn es heifst: Auf der Insel der Seligen sind die Weiber allen gemein, und keiner mifsgönnt eines seinem Nachbarn; denn darin sind alle so sehr Platoniker wie irgend möglich. In der 'Lebensversteigerung' wird das Gesetz der Frauengemeinschaft als das wichtigste aus der ganzen Verfassung bezeichnet mit einer gewissen formelhaften Feierlichkeit, die sich in der doppelten, sowohl positiven als negativen, Ausdrucksweise genau an die platonische[3] anschliefst; hier wird aber entsprechend dem burlesken Charakter dieser Szene das Gesetz noch weiter besprochen. Bestimmungen gegen den Ehebruch giebt es nun nicht mehr, das wäre Kleinigkeitskrämerei, und was von den Frauen gilt, gilt selbstverständlich auch in gleicher Weise von schönen Knaben. Ins Praktische umgesetzt sehen wir Platons Vorschrift bei den Ausreifsern, über die die Philosophie sich beklagt (Ausreifs. 18); hier läfst Lucian die Klagende aber ausdrücklich sagen, dafs der lautere Platon in dieser Art sein Gesetz nicht aufgefafst wissen wollte. Anderseits benutzt er im 'Gastmahl' (39) eben dies Gebot, um die Lachmuskeln seiner Leser und Hörer zu reizen; er läfst dort beim Hochzeitsfest den Ion die Knabenliebe empfehlen, oder wenn es denn schon der Ehe mit einem Weibe bedürfe, dann müfste wenigstens Weibergemeinschaft herrschen, 'damit keiner

---

[1]) Nach einer bei Diog. Laert. VI 67 berichteten Anekdote warf schon Diogenes dem Platon vor, dafs er bettelte, aber: *ἄγχι σχὼν κεφαλὴν ἵνα μὴ πευθοίαθ' οἱ ἄλλοι.*

[2]) *Ἐλέγετο καὶ αὐτὸς ἐν τῇ ἀναπλασθείσῃ ὑπ' αὐτοῦ πόλει οἰκεῖν χρώμενος τῇ πολιτείᾳ καὶ τοῖς νόμοις οἷς συνέγραψεν* und: *οἰκῶ μὲν ἐμαυτῷ τινα πόλιν ἀναπλάσας, χρῶμαι δὲ πολιτείᾳ ξένῃ καὶ νόμους νομίζω τοὺς ἐμούς.*

[3]) Bei Platon, Rep. V 457 C: *τὰς γυναῖκας ταύτας τῶν ἀνδρῶν τούτων πάντων πάσας εἶναι κοινάς, ἰδίᾳ δὲ μηδενὶ μηδεμίαν συνοικεῖν*; dem entspricht bei Lucian: *μηδεμίαν αὐτῶν μηδενὸς εἶναι μόνου, παντὶ δὲ μετεῖναι τῷ βουλομένῳ τοῦ γάμου.*

hinfort Anlafs zur Eifersucht habe'. Gerade diese Begründung verhindert erst recht die Worte ernst aufzufassen und pafst mit ihrer Entstellung Platonischer Lehre in den tollen Schwank, den der Satiriker uns in jenen Szenen vor Augen führt.[1])

Neben dem Staat reizt den Humoristen und Satiriker die Ideenlehre (vgl. Icarom. 8), wenn man sie bis in die entferntesten Konsequenzen verfolgt.[2]) Schon die überweltliche Stätte, an der die Ideen nach Platon (s. Phädr. 247 C) existieren, giebt Anlafs zu einem witzigen Oxymoron; auf die Frage: 'Wo befinden sie sich?' antwortet der Bios: 'Nirgends! Denn wenn sie irgendwo (natürlich in dieser Welt) wären, wären sie überhaupt nicht.'[3]) Diese Kunst des Doppeltsehens, die aufser der sinnlichen Erscheinung stets noch die dazugehörige Idee erkennt, die auch im 'Lügenfreund' (16) verhöhnt wird, giebt für den Käufer in der 'Lebensversteigerung' den Ausschlag wie bei Pythagoras die goldene Hüfte. Auch hier lockt gerade, was am meisten verspottet wird, den Käufer an; das ist der Gipfel witziger Satire. Zwei Talente werden bezahlt; natürlich, denn der vornehme Platon, der seine Anhänger unter vornehmen Leuten hat, ist nicht billiger zu haben. Nur vereinzelt findet sich ein Hieb auf Platons Schriftstellerei, wenn Zeus behauptet, seine Altäre seien infolge der Vernachlässigung frostiger als Platons 'Gesetze'.

Dagegen zeigt sich anderseits oft eine gewisse Hochschätzung Platons bei Lucian; hat er ihn doch als Vorbild bei der Abfassung seiner Dialoge verwertet, und zahlreiche Stellen legen von aufmerksamer Lektüre und bewufster Anlehnung an den athenischen Philosophen Zeugnis ab.[4]) Benutzung Platons findet sich sowohl in den sophistischen wie in den satirischen Werken. So wird der weise Platon in dem Proömium 'Über die Dipsaden' (9) angeführt, das Symposion (174 B) im 'Pseudosophisten' (10) citiert. Erwähnt wird er auch im Loblied auf die Fliege, jenem Kabinettstück derartiger Rhetorik, das mit seiner zierlichen Grazie vermutlich hoch über allen ähnlichen Deklamationen steht, wie es die des schwülstigen Fronto über Rauch und Staub oder über die Nachlässigkeit waren; dort wird in scherzhafter Weise dem Verfasser des Phädon vorgeworfen, dafs er in seinem Werk über die Unsterblichkeit der Seele dies kleine Tier übersehen habe. Seine Ansicht über einzelne Tänze (aus Leg. II 654 ff.) wird in der Schrift 'Über den Tanz' wieder-

[1]) Als Feind der Ehe kam Platon auch in der Komödie vor; so bei Philippides (Mein. IV 408): *τὸ Πλάτωνος ἀγαθὸν δ' ἐστὶ τοῦτο . . . μὴ λαμβάνειν γυναῖκα.*

[2]) Vgl. Zeller, Phil. d. Gr. II 1⁴ S. 700 ff. Schon Diogenes soll sich über die *τραπεζότης* und *κυαθότης* Platons lustig gemacht haben (Diog. Laert. VI 2, 53); wir erkennen also auch hier kynisches Vorbild. Selbst die Art der Antwort Platons: *οἷς μὲν γὰρ κύαθος καὶ τράπεζα θεωρεῖται, ὀφθαλμοὺς ἔχεις· ᾧ δὲ τραπεζότης καὶ κυαθότης βλέπεται, νοῦν οὐκ ἔχεις* entspricht den Worten bei Lucian: *τυφλὸς γὰρ εἶ τῆς ψυχῆς τὸν ὀφθαλμόν.*

[3]) Dabei ist vielleicht ein Platonischer Ausdruck parodiert wie Phädr. 245 D: *εἰ γὰρ ἔκ του ἀρχὴ γίγνοιτο, οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνοιτο.*

[4]) Diese Nachahmung Platons verdiente wohl eine methodische Untersuchung, zumal sie sowohl für das Verständnis der Schriften, wie für die chronologischen Fragen Anhaltspunkte und Aufschlüsse geben würde.

gegeben (34); die Schätzung einer edlen Körperausbildung, einer harmonischen Ausgestaltung von Leib und Seele wird seiner Meinung entsprechend im 'Anacharsis' vertreten.[1]) Auch die von ihm aufgestellte Dreiteilung der Seele (Tim. 69 D ff.) wird in der Schrift über den Tanz (70) erwähnt. Das Wort: 'Nicht Gott ist schuld, die Schuld trifft den, der sich's erwählt' (Rep. X 617 E) bildet den Schlufs der Schrift über die 'Hausphilosophen' (π. τ. ἐ. μισθῷ συνόντων 42).

Das Skolion aus dem Gorgias (451 E) findet sich in der Verteidigung betreffs des Versehens beim Grufs (6). Im 'Rhetorenlehrer' (26) und im 'Doppeltverklagten' (33) wird das Bild vom dem Flügelwagen des Zeus (Phaedr. 246 E) verwendet, wie überhaupt die Verteidigungsrede gegen den Dialogos mit Platonischen Anspielungen durchsetzt ist.[2]) Der Phädros wird in der sophistischen Rede auf den neuen Saal (περὶ οἴκου 4) mit einem gewissen Wohlbehagen citiert, und in den 'Arten der Liebe' (31 u. 24) wird sein Verfasser ausdrücklich als göttlich reiner Gesinnung (vgl. Ausreifser 18) und voll von Anmut bezeichnet; allerdings liegt hier die Tendenz vor, dafs Kallikratidas an Platon und weiter an Sokrates eine Stütze sucht für die Verherrlichung der Knabenliebe. Etwas zweifelhaft ist auch das Lob im 'Parasiten' (5 und 34), wo er der edle heifst, weil es an der einen Stelle in einen gewissen Gegensatz gebracht ist zu dem mifslungenen Parasitentum des Philosophen auf Sizilien und an der anderen ein Wort aus dem Theätet (178 D) den Beweis liefern mufs, dafs das Parasitenleben auch eine Kunst ist und Überlegung erfordert. Mehr bedeuten schon die Lobsprüche im 'Fischer' (22), wo Platon von den übrigen Philosophen als Vertreter der Anklage ausersehen wird wegen seines hohen Gedankenflugs, des Wohllauts und der Anmut seiner Sprache, seiner Sorgfalt und des Verführerischen seiner Beweise; aber auch dort können die Worte einen Beigeschmack erhalten, weil das Ganze vom Rahmen einer Komödienszene umschlossen ist. Als Musterschriftsteller wird er auch im 'Pseudosophisten' (7 u. 10), im 'Lexiphanes' (22) und im 'Rhetorenlehrer' (9) aufgestellt, mit Demosthenes zusammen, und ironisch wird dem thörichten, nur nach äufserem Wortgeklingel haschenden Schüler abgeraten (Rhetorenl. 17), ja nicht dem frostigen Platon nachzueifern, der auch zum Schlufs (26) ganz deutlich mit seiner Kunst in Gegensatz zu der äufserlichen Künstelei gesetzt wird. Der Beiname des Schönen, den er in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (24) hat, selbst wenn man ihn nicht nur auf körperliche Vorzüge beziehen wollte, entbehrt doch einer gewissen Ironie in dem Zusammenhang nicht. Dagegen haben wir eine deutliche Anerkennung in den Worten der Verteidigung betreffs des Versehens beim Grufs (4) aus dem Alter Lucians, wo er von der Platonischen Grufsformel des εὖ πράττειν redet, die so recht den Zusammenhang zwischen dem Handeln des Menschen und seinem Befinden zum Ausdruck bringt, und Platon als bewundernswert und als vertrauenswürdigen Gesetzgeber in diesen Dingen bezeichnet. Den besten aller Philosophen nennt er ihn in

[1]) S. Zeller, Phil. d. Griech. II 1⁴ S. 910. Dafs dabei zugleich kynische Tendenz vorliegt, werden wir später sehen.

[2]) Vgl. Tim. 35 A Gorg. 463 D mit Bis acc. 34.

den 'Bildern' (27), wo er auf den Ausspruch hinweist (Rep. VI 501 B; vgl. Lactant. Inst. II 10, 4), dafs die Menschen nach dem Abbild Gottes geformt sind. Die vollkommenste Anerkennung aber enthält der 'Nigrinus', obwohl Platons Name dabei gar nicht genannt ist; denn eine solche Hochschätzung eines Platonikers schliefst die Achtung vor der ganzen Schule und dem Stifter mit ein. Wir sehen also auch bei Platon, dafs es Lucian nicht, wie er selber im 'Fischer' behauptet und wie man ihm nachzusagen pflegt, um die Verhöhnung der lebenden Philosophen zu thun ist; in possenhafter Art zieht er auch die alten heran, nicht weil er sie verachtet oder sie um die Verehrung der Nachwelt kränken will, sondern weil er etwas aus ihrer Lehre oder ihrem Leben zu parodieren oder komisch darzustellen weifs, so dafs es die Lachlust des Publikums zu reizen vermag.

Wir kommen damit zur Behandlung der zeitgenössischen Vertreter dieser Philosophie, der Platoniker. Im 'Nigrinus' zollt Lucian ihnen seine höchste Anerkennung und seinen wärmsten Dank. Er ist so ergriffen durch eine Unterredung mit jenem Philosophen, dafs es ihn treibt zu schildern, welche Wandlung er in seinem Innersten erfahren hat, wie er sich aus einem Sklaven zum Freien geworden fühlt (1). Der Gedanke, Reichtum und weltliche Güter zu verachten, wie ihn Nigrinus gepredigt (25), hat ihn gepackt und erhoben; mehr noch ringt ihm Bewunderung ab, dafs der Philosoph die Grundsätze, die er lehrt, selber befolgt und mit der Selbstüberwindung bei seiner eigenen Person beginnt; ohne Honorar (26) unterweist er diejenigen, die seinen Unterricht wünschen; allen, die es bedürfen, hilft er, nach weltlichen Gütern strebt er nicht, ja, er verachtet sie und sieht sich nicht als Besitzer des ihm gehörigen Landgutes an, da es ja ein anderer nach ihm sein eigen nennen wird.[1]) In allem ist er für ein mafsvolles, edles Benehmen ein leuchtendes Vorbild. Die Persönlichkeit des Nigrinus war es, die Lucian erst völlig zum Aufgeben seiner sophistischen Laufbahn brachte und in ihm eine Schätzung der Philosophie hervorrief, als er, angewidert von den leeren Floskeln einer inhaltlosen Schönrednerei, in sich und der Welt Umschau hielt nach würdigeren Zielen. Sehr tief ging zwar die Wirkung nicht, wenigstens war sie nicht nachhaltig; aber sie gab doch den Anlafs, dafs er dem Dialog näher trat, als es bisher geschehen war, und wurde dadurch der Ausgangspunkt seiner satirischen Schriftstellerei. Aber die Schwärmerei für Nigrinus, die er mit so warmen Farben geschildert hatte, verhinderte ihn doch nicht die Anhänger seiner Richtung ebenso wie die anderen Philosophen mit der Lauge seines Witzes zu übergiefsen; der Humorist und Satiriker steht über dem Menschen, und wenn er etwas künstlerisch für verwertbar hält, so wird es nicht um irgend einer persönlichen Rücksicht willen ausgeschlossen. Die Platoniker erscheinen ihm später in ihrem unglaublichen Dünkel und Stolz aufgeblasen und ehrgeizig (Hermot. 16), und er bemerkt am Schlufs des 'Hermotimos' (85) ausdrücklich,

[1]) Der gleiche Gedanke kehrt Men. 16 und Charon 17 wieder, auch in dem Epigr. 13 unter Lucians Namen *εἰς τύχην*. Übrigens übergehe ich die Auffassung, die im 'Nigrinus' eine Verspottung sieht.

dafs er alles, was er gesagt habe, um vom Studium der Philosophie abzuraten, auch gegen den Vertreter der Platonischen Lehre sagen würde. So schnappt denn im 'Fischer' (49, vgl. 43) der Platoniker nicht weniger als die übrigen nach dem goldenen Köder, der ihm hingehalten wird, so dafs selbst Platon es für recht hält, ihn vom Felsen zu stürzen. In zwei Schriften tritt als Muster dieser Schule der stutzerhafte Ion[1]) auf, der in seinem Hochmut wähnt, allein den Meister richtig zu verstehen und interpretieren zu können (Lügenfr. 6); aber doch ist er abergläubisch wie die anderen, und wo sich alle mit Beschwörungs- und Zaubergeschichten überbieten, hält auch er nicht mit einer solchen Erzählung zurück (11); er ist fest überzeugt von der Existenz der Dämonen und der Möglichkeit ihrer Austreibung. Dieser Dämonenglaube war ja schon von Xenokrates in die Lehre der Platonischen Schule aufgenommen und auf Stellen Platons wie Symp. 202 E[2]) aufgebaut; in dem wundersüchtigen Zeitalter Lucians, in dem alles Übersinnliche eine grofse Rolle spielte, mufste er besonders Anklang finden und bildet so einen Hauptbestandteil der neuplatonischen Lehre. Aber der freisinnige Syrer kann darin nichts als Aberglauben sehen, und dafs ein Philosoph solchen Ammenmärchen huldigt, erscheint ihm als ein komischer Widerspruch. Derselbe Ion bildet auch eine lächerliche Figur in der Burleske des 'Gastmahls'. Auch hier tritt er sehr pretentiös auf, um sich dann desto mehr dem Gespött auszusetzen. Ehrwürdig und überaus göttlich ist sein Äufseres; die Menge nennt ihn den Kanon, weil man sich nach ihm richten kann, und als er erscheint, erhebt man sich, wie wenn ein Gott käme; so wirkt die Ankunft des bewunderten Philosophen. Damit ist das Stutzerhafte und die vornehme Zurückhaltung köstlich geschildert. Um so komischer wirkt es dann, wenn der Überstolze, der dem Gezänk der anderen absichtlich fernbleibt, doch insofern von ihrer Nachbarschaft profitiert, als er von dem Wein mitgetroffen wird, den Zenothemis über die Gegner verschüttet, unabsichtlich zwar, aber doch nicht ohne dafs er's verdiente, wie der Erzählende sagt (33). Zu der Aufgeblasenheit steht auch im schroffsten Widerspruch die Albernheit der Rede, die er am Hochzeitstage halten will und die auf eine Verherrlichung der Knabenliebe und Weibergemeinschaft hinausläuft (39), so dafs alle Anwesenden ob dieser Abgeschmacktheit in helles Lachen ausbrechen. Natürlich sucht er bei der Prügelei, die sich dann entspinnt, entsprechend seiner Vornehmheit, unbeteiligt zu bleiben (43); aber in der Finsternis, die entsteht, als Alkidamas die Fackel auslöscht, giebt er — angeblich aus lauter Vorsicht, damit er nicht beim Tumult be-

[1]) Dafs der Platoniker als Stutzer eine Komödienfigur war, zeigt Antiphanes (III 17 Mein.) und Ephippus (III 332). Man sieht also, wie wenig es bei diesen Darstellungen auf des Schriftstellers eigenes Urteil ankam. Gerade Platon und seine Anhänger werden nicht selten in der Komödie verspottet.

[2]) *πᾶν τὸ δαιμόνιον μεταξύ ἐστι θεοῦ τε καὶ θνητοῦ . . . ἑρμηνεῦον καὶ διαπορθμεῦον θεοῖς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ θεῶν, τῶν μὲν τὰς δεήσεις καὶ θυσίας, τῶν δὲ τὰς ἐπιτάξεις τε καὶ ἀμοιβάς.* Ausgeführt ist das in des Apuleius Schrift De deo Socratis. Vgl. Heinze, Xenokrates S. 78 ff.

schädigt werde — dem Rhetor Dionysodor einen kostbaren Becher, den dieser in seinem Ungeschick aus dem Bausch des Gewandes fallen läfst (46). So ist die komische Rolle des Platonikers sorgfältig durchgeführt, man kann nicht sagen zu Gunsten dieser Schule. Der auffällige Gegensatz zwischen Nigrinus und Ion bietet uns den deutlichsten Beweis, dafs keine persönliche Achtung oder Sympathie unseren Schriftsteller davon abhält, die ganze Sekte zum Gegenstand des Gespötts zu machen. Er schafft komische Bilder und nimmt den Stoff, wo sein für das Komische und Witzige aufgeweckter Sinn ihn findet. Insofern er Lebende damit trifft, verläfst er mehr und mehr das Gebiet der Posse und wendet sich der Satire zu, wie sie schon in der alten Komödie zu finden war. Aber auch dabei will er unterhalten, und von einem Kampf ist nicht die Rede, wenn er mit der eingebildeten Überlegenheit des über den Menschen Stehenden gegen die Schwächen seiner Zeitgenossen die Geifsel schwingt.

Unter Platons Nachfolgern fordern aber nicht nur diejenigen, die sich als Platoniker bezeichnen, Lucians Witz heraus, sondern in demselben Mafse die Akademiker, die sich an Karneades anschlossen. Vielleicht ist es beachtenswert, dafs die Prüfung der Philosophen im 'Fischer' (52) mit der Akademie und der Stoa beginnen soll, dann allerdings die Peripatetiker zuerst vorgenommen werden, aber mit der Bemerkung, dafs, wohin man auch gelangen mag, man wenig Kränze, aber viel heifse Eisen brauchen wird, um den Afterphilosophen ein Brandmal auf die Stirn zu drücken. Auch bezeichnen sich die Akademiker als besonders geschickt im Wortstreit — mit dem Doppelsinn von *ἐριστικός* —, um der zwei Talente habhaft zu werden, die für den in dieser Hinsicht Tüchtigsten ausgesetzt sind (Fischer 43). Aber besonders spottet Lucian über die von Pyrrhon von Elis entlehnte Lehre der neueren Akademie, nach der an Stelle der Gewifsheit die Wahrscheinlichkeit gesetzt und demgemäfs Zurückhaltung des Urteils gepredigt wurde; dafs dies Motiv sich zu komischer Ausführung sehr gut eignete, ist klar, sobald man auch hier nur die äufsersten Konsequenzen dieser Lehre zieht und die Einhaltung des Urteils auf das Handeln überträgt. Das thut der Satiriker reichlich; und in wechselnden Szenen stellt er die Folgen dieser Lehre dar, indem er sie übertreibt und parodiert. So ist es den Akademikern in den 'Wahren Geschichten' (II 18) nicht möglich auf die Insel der Seligen zu kommen; sie möchten wohl, aber halten beständig an sich und sind in Zweifel, gerade wie der Zeus (Icarom. 25), dem zwei Gegner bei ihren entgegengesetzten Gebeten im Fall der Erfüllung die gleichen Opfer versprechen[1]); die Philosophen wissen ja nicht einmal, ob das wirklich eine Insel ist. Das *ἐπέχειν* führt zu Wortwitzen ähnlicher Verba; so wird den Anhängern dieser Schule das *καταλαμβάνειν* abgesprochen, aber nicht nur des geistigen Erfassens, sondern auch des Ergreifens mit den Händen; in der 'Lebensversteigerung' (27) bekennt der Skeptiker, er könne alles, nur keinen entlaufenen Sklaven verfolgen, weil er ihn ja nie 'fassen' könne, und

[1]) Bemerkenswert ist an beiden Stellen der gleiche Ausdruck *ἐπέχειν* und *διασκέπτεσθαι*.

in den 'Wahren Geschichten' (II 18) wird berichtet, einige der Skeptiker suchten nach der Insel zu gelangen, aber da sie dieselbe nicht 'erreichen' könnten, so kehrten sie auf halbem Wege wieder um. Stellt man sich dies Zaudern vor, so mufs es den Eindruck von Langsamkeit erwecken; so macht Lucian in seinen Schwänken den wahrscheinlich schon bekannten Scherz[1]), diese Philosophen der Faulheit zu zeihen (Lebensv. 27, W. Gesch. II 18). Die Skeptiker erkennen kein Kriterium als Ausschlag gebend an; deshalb erscheint Pyrrhon im 'Doppeltverklagten' (25, vgl. Icarom. 25) überhaupt nicht erst zu dem Prozefs, den die Malkunst gegen ihn angestrengt hat, weil er ihr untreu geworden ist (s. Diog. Laert. IX 61); anderseits fürchten sich die Skeptiker vor dem Spruch des Rhadamanthys, weil sie ja durch die Aufhebung jegliches entscheidenden Arguments die Möglichkeit eines gerecht abwägenden Urteils genommen haben (W. Gesch. II 18). Am ergötzlichsten wird die Akademie im 'Doppeltverklagten' (15 ff.) mitgenommen[2]), wo unter den Prozessen sich der zwischen der Akademie und der Trunkenheit um den Polemon befindet (s. Diog. Laert. IV 16). Die Trunkenheit kann ihre Sache natürlich nicht vertreten, da sie kaum auf den Füfsen zu stehen vermag; da wird der Vorschlag gemacht, die Akademie, die ja gewohnt ist, die Dinge stets nach beiden Seiten zu betrachten, solle auch die Gegnerin vertreten, also sowohl für als wider ihre Sache reden, und wirklich schildert sie nun zuerst, wie Polemon ein begeisterter Anhänger der Trunkenheit gewesen und sie selbst ihn dieser entführt hat, so dafs er jetzt nüchtern bis Mittag dasitzt und all das philosophische Zeug schwatzt; dann nimmt sie für sich das Wort, leugnet das gröfsere Anrecht der Methe und zeigt, wie sie ihn gleichsam aus einem Schlaf aufgeweckt und zum verständigen Menschen gemacht hat. In der 'Lebensversteigerung' (27) wird als Vertreter der Skepsis ihr Begründer selber unter der scherzhaften Benennung Pyrrhias verhöhnt. Er zweifelt an allem, an der Existenz des Käufers, wie seiner eigenen Person; er trägt eine Wage, auf der er die Gründe stets abwägt, um zu dem Resultat zu kommen — dafs sie gleich an Gewicht sind, eine treffliche Verspottung der bekannten *ἰσοσθένεια τῶν λόγων*. Sein Grundsatz ist, dafs man nichts weifs und weder durchs Gehör noch durchs Gesicht etwas begreift, so dafs man sich in nichts vom Wurm unterscheidet. Und als er schliefslich gekauft ist, ist er selbst dieses Faktums nicht sicher, bis ihm der Käufer droht, ihm seine Zweifel und seine Gefühllosigkeit zu nehmen, indem er ihn, wie es für den störrischen oder ver-

---

[1]) Ähnlichkeit hat die Übertragung, die in dem *ἀργὸς λόγος* oder der *ignava ratio* liegt bei Cicero, De fat. 12, 28.

[2]) Was Bruns, Rh. Mus. XLIII 163 aus dieser Szene gefolgert hat, vermag ich nicht zu billigen; da die Akademie hier deutlich zum Narren gemacht wird, so kann auch nicht in ihr eine philosophische Lebensführung dargestellt und als wünschenswert empfohlen sein sollen. Überhaupt hat Bruns bei seinen geistreichen Ausführungen viel zu viel in die von augenblicklicher Laune eingegebenen Szenen hineingeheimnifst. Lucian wollte etwas Komisches liefern. Dazu schlofs er sich an die Komödie des Kratinos an, bei dem die Komodia in der 'Weinflasche' Klage gegen den Dichter erhob, dafs er sich einer anderen Frau, der Methe, hingegeben habe (Mein. II 1 S. 116).

brecherischen Sklaven Brauch ist, zu hartem Frohndienst in die Mühle schickt, ganz ähnlich wie Molière in der 'Erzwungenen Heirat' (Sz. 8) den Skeptiker bekehren läfst.

Irgend eine Anerkennung, scheint es, hat Lucian für diese Richtung der Philosophie nicht, und doch hat er sich zu einer Zeit sehr nahe mit den Anschauungen der Skeptiker berührt. Denn der 'Hermotimos' ist nichts anderes als eine Verteidigung der skeptischen Lehre, und dafs Lucian derartige Argumente auch sonst in seinen Schriften vorbringt, hat Fritzsche (Ausg. II 2 S. 18) nachgewiesen. Im 'Hermotimos' geht jedenfalls die Übereinstimmung mit den Skeptikern über das zufällig Mögliche hinaus. Sowohl Fritzsche wie Prächter (Philol. LI 284) haben unwiderleglich gezeigt, wie viel Berührungspunkte zwischen dieser Schrift Lucians und des Sextus Empiricus 'Abrifs der Pyrrhonischen Lehre' bestehen. Es ist auch kaum denkbar, dafs Lucian, wie Fritzsche wollte, etwa aus kynischer Quelle geschöpft habe; die Beweisführung erscheint zu ausgesprochen skeptisch, als dafs sie aus Menipps Werken stammen sollte. Wenigstens möchte man glauben, dafs Lucian Darlegungen der skeptischen Schule zu Rate gezogen hat, ob sie nun von Favorinus oder sonst einem Vertreter dieser Richtung herrührten. Natürlich billigte er diese Lehre nur in so weit, als dadurch nicht die Hemmung jeder praktischen Thätigkeit bedingt war; gerade sie empfiehlt er ja mehrfach, und nach 'Hermotimos' 78 besteht die Tugend in Thaten, d. h. darin, gerecht und weise und tapfer zu handeln; aber schon Arkesilaos hatte gegenüber den Angriffen der Stoiker und Epikureer bestritten, dafs die Anschauung der Skeptiker zur Unthätigkeit führen müsse (Plut. adv. Col. 26, 3 f.). Im 'Gastmahl', das eine witzige Illustration zum 'Hermotimos' ist, werden ausdrücklich die im praktischen Leben stehenden Laien[1]) den Philosophen gegenübergestellt; sie allein benehmen sich vernünftig, während die anderen das beständige Schauen in Bücher und Spekulieren von einer gesunden Lebensansicht abzieht. Man mufs zugeben, dafs diese Auffassung bei den Skeptikern wenig Nahrung fand, sondern weit eher dem einseitig praktischen Tugendideal der Kyniker entspricht. Aber wie dem auch sei, die Annäherung an die skeptische Lehre mufste der Verfasser des 'Hermotimos' empfinden; dafs er dennoch sonst kein Wort der Achtung für sie übrig hat, ist bezeichnend. Er war auch hier nur Komiker und hatte nicht die Verpflichtung, die Wirkung der lustigen Szenen zu schwächen, indem er seine eigenen Sympathien dabei zum Ausdruck brachte.

Sind Sokrates und Platon der Spottgeifsel Lucians nicht entgangen, so kann es nicht wundernehmen, dafs auch Aristoteles dran glauben mufs. Aber hier zeigt sich recht, wovon die Witze des Schriftstellers abhängig sind; die ganze Persönlichkeit dieses Philosophen eignete sich nur wenig für die Posse, ihm kann verhältnismäfsig wenig nachgesagt werden, da seine strenge Wissenschaftlichkeit geringe Anhaltspunkte bietet. So wird er neben kürzeren Erwähnungen nur in der 'Lebensversteigerung' vorgeführt, wo er nicht fehlen

[1]) Die Laien werden auch gelobt 'Totenorakel' 4.

konnte (26). Hier wird der billige Scherz gemacht, der zum Verkauf kommende Bios sei doppelt, je nachdem man ihn von aufsen oder innen sieht, mit Bezug auf die doppelte Art der Schriftstellerei, die esoterische, streng wissenschaftliche, und die exoterische, populäre. Ebenso mäfsig ist die witzige Verwendung der naturwissenschaftlichen Studien des Aristoteles, wenn es heifst, dieser Bios wisse, wie lange die Mücken leben, wie tief der Sonnenstrahl ins Meer dringt, was die Austern für Seelen haben, ja, selbst über die Zeugung und die Bildung der Lebewesen im Mutterleib wisse er Bescheid.[1]) Travestiert werden diese Studien vor allem, weil ans Ende als besonders wichtige Entdeckung die Äufserung des Aristoteles gesetzt wird, dafs der Mensch das einzige Wesen sei[2]), das zu lachen vermag, und das Komische dieser Äufserung dann noch dadurch erhöht wird, dafs als Gegensatz zum Menschen der Esel und als Parallele zum Lachen das Zimmern und Seefahren hinzugefügt wird, für das derselbe Unterschied zwischen Menschen und Eseln sich ergiebt. In der Ethik wird die Annahme der drei Güter vorgebracht (Nicom. Eth. I 8, 2), die in der Seele, im Körper und in äufseren Dingen ihre Grundlage haben. In der 'Lebensversteigerung' (26) findet der Käufer diese Ansicht für einen Menschen angemessen. Dagegen in den 'Totengesprächen' (13, 5 f.) wird Aristoteles deshalb hart mitgenommen, und Alexander macht ihm den Vorwurf, dafs er ihn gelehrt habe, Schönheit, Thatenruhm und Reichtum zu hoch einzuschätzen, nur damit er selber ohne Scheu nehmen konnte. Um eben dieses Verhältnisses willen zu Alexander beruft sich der Parasit (36) auf den Philosophen als einen Vorgänger auch in der Wissenschaft des Parasitentums, gerade wie er in allen übrigen Wissenschaften mafsgebend sei. Dafs er ihn auch unter denen aufzählt, die sich nicht als Kriegshelden hervorgethan haben, ist selbstverständlich. Man sieht, viel Stoff bietet der Stagirite unserem Satiriker für seine lustigen Szenen nicht. Die witzigen Bemerkungen haben zum Teil etwas Gesuchtes und stehen unter dem Zeichen des Zwanges. Dafs er seine Philosophie ebenso ablehnt wie die übrigen (Herm. 85), ist natürlich. Aber der Ausruf des Hermes, so ironisch er auch scheinen mag, enthält doch des wirklichen Lobes genug (Lebensverst. 26); er rühmt an dem peripatetischen Bios, unter dem deutlich die Person des Aristoteles hervorleuchtet, seine Schönheit, seinen Reichtum, seine Vielseitigkeit in allen Wissenschaften, seine Mäfsigkeit, sein anständiges Benehmen, kurz, seine Vornehmheit. Dafs der Preis für ihn zwanzig Minen beträgt, bedeutet allerdings keine Anerkennung, wie wir sahen,

---

[1]) Die Darstellung erinnert an die des Komikers Epikrates (Mein. III 370), die sich gegen Platon richtet: *ἐν γυμνασίοις Ἀκαδημίας ἤκουσα λόγων ἀφάτων ἀτόπων· περὶ γὰρ φύσεως ἀφοριζόμενοι διεχώριζον ζῴων τε βίον δένδρων τε φύσιν λαχάνων τε γένη. κᾆτ' ἐν τούτοις τὴν κολοκύντην ἐξήταζον τίνος ἐστὶ γένους.*

[2]) Arist. *π. ζῴων μορίων* III 10, 673a 8. 28. Vielleicht ist es zu beachten, dafs dieselbe Definition bei Sext. Emp. Pyrrh. Hyp. II 211 wiederkehrt, wenngleich ohne Angabe des Aristoteles als Autor, vielmehr als allgemein üblich; ebenso Poll. VI 200: *οὕτω γὰρ ὁρίζονται τὸν ἄνθρωπον.* Eine Definition des Menschen, die dem Kyniker ebenso Anlafs zum Spott gab, wird Platon zugeschrieben Diog. Laert. VI 40.

sondern giebt einfach den Beweis dafür, wie teuer diese Schule und ihre Vertreter im Gegensatz zu den anderen waren, nicht ganz so teuer wie der vornehme platonische Bios, aber doch weit teurer und seltener als der epikureische und stoische, die für zwei und zwölf Minen abgehen. Gerade die Behandlung des Aristoteles lehrt deutlich, dafs Lucian nicht durch Feindschaft zum Spott bewogen wurde, sondern dafs ihm daran lag komische Szenen zu schaffen und er dabei weit weniger von eigener Sympathie als von künstlerischem Interesse und der Fülle des sich ihm aufdrängenden komisch verwertbaren Stoffes abhing.

Schlimmer ergeht es den Schülern des Stagiriten, den Peripatetikern. Dafs sie nach dem goldenen Köder schnappen, ist ihnen gemein mit den übrigen Philosophen (Fischer 50). Und dafs Kleodem vom Peripatos seines Meisters unwürdig ist, indem er an Wunderkuren und Spukgeschichten glaubt, teilt er ebenso mit den anderen; immerhin wiegt es bei ihm etwas schwerer (Lügenfreund 6 ff.). Aber hauptsächlich die Rolle, die derselbe Kleodem im 'Gastmahl' spielt, erscheint wenig angenehm. Er wird dort (6) gleich als Schwätzer und Zänker eingeführt; schon sein Beiname 'Schwert und Messer' sagt genug. Bei Tisch macht er sich (15) mit dem schönen Weinschenken zu schaffen, den er beständig anlächelt und durch zwei Drachmen zu gewinnen sucht. Durch des Knaben Ungeschick aber fallen die Geldstücke klingend zur Erde, und der Hausherr, der die Sache merkt, läfst einen anderen Schenken antreten, der weniger verführerisch ist. Dann giebt Kleodem (30) durch seine Streitsucht den Anlafs zu allgemeinem Zank und unflätigem Geschimpf, indem er die Stoiker angreift; er platzte ja schon fast vor Ärger, dafs er noch immer keinen Ausgangspunkt fand, mit ihnen anzubändeln. Gut geht's ihm allerdings nicht bei dem Wortgefecht; der Gegner wirft ihm vor, dafs er beim Ehebruch ertappt sei und von dem erbosten Ehemann die ihm gesetzlich zukommende Strafe erfahren habe, ja, dafs er zu einem Giftmord seine Unterstützung gewährt habe. Als man zu Thätlichkeiten übergeht, zeichnet sich der Peripatetiker aus, indem er spuckt und seinen Gegner fast totschlägt; und da der Streit noch weiter geht (45), stöfst er dem Stoiker wirklich ein Auge aus und beifst ihn in die Nase, einem anderen bricht er durch einen Fufstritt ein paar Zähne aus. Ähnlich wird der Peripatetiker Euthydem in der kleinen Szene im 'Hermotimos' (11) geschildert, die Lucian ja später[1]) zum 'Gastmahl' ausgearbeitet hat; auch hier wird seine Streitsucht hervorgehoben, und hier kommt er zum Schlufs am schlechtesten weg, da ihm der Stoiker als beweiskräftigsten

[1]) Die Bemerkung von W. Schmid (Phil. L 308), dafs die Angabe im 'Herm.' 13 für die Frage der Abfassungszeit eine zweifelhafte Grundlage bietet, ist wohl beachtenswert; der Verfasser braucht nicht 40 Jahre alt zu sein, weil er sich, d. h. dem Lykinos, in dem Dialog dieses Alter zuschreibt. Aber mir wird es schwer, mir den 'Herm.' nach dem 'Gastmahl' verfafst zu denken wegen der Szene c. 11 f., die wie ein erster Entwurf zu der umfassenderen im 'Gastmahl' aussieht; und dieses selber kann wegen seiner Art nicht ein Werk aus dem Alter Lucians sein, wozu es Schmid S. 317 zu machen scheint. Für den 'Herm.' kommt die platonische Form des Dialogs hinzu, die, wie ich schon bemerkte, bei den chronologischen Untersuchungen und zum Verständnis der Entwickelung von Lucians Schriftstellerei ein unverächtliches Kriterium bietet.

seiner Gründe den Becher an den Kopf wirft. Doch das ist vielleicht alles poetische Fiktion, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dafs die Darstellung auf wirkliche Persönlichkeiten gemünzt ist, die das Publikum unter der Maske noch erkennen konnte. Dagegen im 'Eunuchen' schliefst sich der Schriftsteller augenscheinlich an ein wirkliches Faktum an. Einer der beiden peripatetischen Lehrstühle ist durch den Tod des Lehrers frei geworden, und nun streiten sich zwei Bewerber, als ob sie fürs Vaterland kämpften; natürlich! denn sie verachten ja das dritte Gut nicht, das Aristoteles aufgestellt hat, das Geld. Beide suchen sich gegenseitig herunterzureifsen; schliefslich erklärt Diokles den Bagoas für unwürdig, den Lehrstuhl einzunehmen, weil er Eunuch sei. Aber dieser beruft sich auf Hermeias, auf einen vor kurzem sehr berühmten akademischen Philosophen, der Eunuch war, auf die Teilnahme der Frauen an der Philosophie, wie der Aspasia, Diotima', bis endlich jemand aus der Corona sich erhebt und mitteilt, Bagoas sei gar kein Eunuch, sondern als er wegen Ehebruchs angeklagt gewesen, habe er zu dieser Ausflucht gegriffen, die er jetzt um der besoldeten Stelle willen gern widerriefe. So läuft denn zum höchsten Ergötzen aller Zuhörer der Streit auf die Notwendigkeit einer körperlichen Untersuchung hinaus, die Umstehenden würzen ihn reichlich mit ihren Zoten, und Lykinos, der das Ganze erzählt, schliefst mit einer derben Bemerkung, die seine Verachtung jeglicher spekulativen Philosophie zur Schau trägt. Hier haben wir echte Satire, nicht gegen eine bestimmte Richtung, sondern gegen bestimmte Persönlichkeiten, deren Leben und Gesinnung nicht mit den schönen Worten in Einklang steht, die sie verbreiten: an und für sich empfindet Lucian nicht mehr Feindschaft gegen die Schüler vom Peripatos wie etwa gegen Sokrates und Pythagoras.

(Fortsetzung folgt)

CYRIACUS VON ANCONA ALS BEGRÜNDER DER INSCHRIFTENFORSCHUNG

Von Erich Ziebarth

Die gewaltigen Foliobände des Corpus Inscriptionum Latinarum, von denen nunmehr 26 vollendet vorliegen und nur noch wenige ausstehen, gelten gemeinhin für eine sehr langweilige Lektüre, zu der man nur, wenn man irgend eine bestimmte Inschrift sucht, seine Zuflucht nimmt. Und doch bieten sie, wenn man sie nur zu lesen versteht, des Interessanten und Anregenden genug. Sie erzählen vom Leben und Treiben des Altertums genauer und intimer als irgend ein anderes Buch, sie erzählen aber auch von der Geschichte der Wissenschaft der Altertumsforschung. Denn dieses monumentale Werk ist nicht in allen Teilen eine völlig neue Schöpfung, sondern es stellt den Ertrag dar, den man aus allen Arbeiten früherer Forscher für das Gebiet der Inschriftenforschung ziehen kann. Und die Beschäftigung mit den Inschriften ist nicht so neu, wie man annehmen könnte, wenn man sich an jenen berühmten Streit erinnert, den Gottfried Hermann gegen August Böckh über Wert und Zweck der Inschriftensammlung führte.[1])

Denn wenn wir von den Epigraphikern des Altertums, zu denen auch in gewissem Sinne die Redaktoren der Anthologie Meleagros, Philippos und Agathias zu zählen sind[2]), absehen, so ist bekannt, dafs in byzantinischer Zeit in Byzanz selbst epigraphische Studien getrieben wurden, und auch in der Provinz konnten die zu Tage liegenden Urkunden einsichtigen Gelehrten nicht entgehen, wie denn jüngst Spiro mitgeteilt hat, dafs der um die Philologie hochverdiente Arethas, Erzbischof von Caesarea seit 907, sich an den Rand seines Handexemplars des Pausanias eine Inschrift, die er in Patras abschrieb, notierte.

Etwa um dieselbe Zeit oder etwas früher legte ein uns dem Namen nach unbekannter frommer Wanderer jene Sammlung stadtrömischer Inschriften an, die unter dem Namen des Anonymus Einsidlensis als erste erhaltene Inschriftensammlung bekannt ist. Doch sie blieb vereinzelt, denn erst drei Jahrhunderte später hat Cola di Rienzi an dem Studium und Sammeln der römischen Inschriften gelernt, welchen Wert sie hätten zur lebendigen Er-

[1]) Vgl. M. Hoffmann, August Böckh S. 48 f.

[2]) R. Weifshäupl, Die Grabgedichte der griechischen Anthologie (Wien 1889) S. 29 f. und über Arethas: Spiro, Festschrift für Johannes Vahlen S. 137. Die Kenntnis beider Schriften verdanke ich Johannes Geffcken.

kenntnis und zur Wiedererweckung des altrömischen Lebens. War sein politisches Wirken ein kurzer Traum, so hat seine Inschriftensammlung, bekannt als Sylloge Signoriliana, die gröfste Verbreitung und Wirkung gefunden, denn nun beginnt, angeregt durch die Wiederauffindung der Sammlung des Einsidlensis und durch den gewaltigen Aufschwung, den die Beschäftigung mit dem Altertum damals überhaupt nahm, die erste Blütezeit der epigraphischen Studien, das Zeitalter des Poggio und Cyriacus von Ancona. Poggio, der vielbeschäftigte Litterat am päpstlichen Hofe, beschränkte sich auf gelegentliches Studium der römischen Steine, denen er wenige aus anderen Städten hinzufügte. Der erste aber, der mit weitem Blick auf dem ganzen Gebiete des Altertums die Zeugnisse und Urkunden zu sammeln unternahm, war der Handlungsgehilfe Ciriaco Pizzecolli in Ancona.[1]) Er ist so recht ein Typus des unternehmenden Italieners. Seine Jugend war unruhig und bot zu fester Erziehung wenig Zeit. Denn schon in seinem neunten Jahre (etwa 1400) nahm ihn sein Grofsvater nach Venedig mit, das er später oft wiedersah und sehr liebte. Auf dem Rückwege über Padua sah er dort auf der Burg lebendige Löwen in einem Zwinger, was der Knabe niemals vergafs. Nach kurzem Schulunterricht setzte es Cyriacus schon vor seinem zwölften Jahre durch, dafs er den Grofsvater wieder auf einer gröfseren Reise begleiten durfte. Es ging nach Neapel auf dem Landwege über Teanum und Suessa, später noch nach Salerno und Calabrien, wo sie in Maida ein Jahr lang blieben und der Knabe den ersten grammatischen Unterricht genofs, der ihn nach einem Jahre befähigte, die lateinische Bibel in das Italienische zu übersetzen. Nach seiner Rückkehr nach Ancona begann er mit vierzehn Jahren im Hause eines reichen Verwandten seine kaufmännische Lehrzeit, die auf sieben Jahre berechnet war. Doch zeigte der junge Lehrling eine derartige Befähigung zum kaufmännischen Rechnungswesen und erwies sich so zuverlässig, dafs sein Prinzipal, der als Patrizier von Ancona viel in städtischen Ehrenämtern beschäftigt war, ihm schon nach zweijähriger Lehrzeit die Leitung seines bedeutenden Geschäftes, wie auch die Verwaltung seines Grundbesitzes überlassen konnte. Nunmehr wufste sich der junge Cyriacus bald ein solches Ansehen in seiner Vaterstadt zu verschaffen, dafs er trotz seiner Jugend auf Empfehlung seines Prinzipals schon zu städtischen Ämtern herangezogen wurde. Nach Ablauf der Lehrzeit hielt es ihn nicht länger in der Heimat, und er unternahm auf dem Schiffe eines Verwandten als *scriba minor* seine erste Ausreise (1412). Die Fahrt ging mit einer Ladung Früchte nach Alexandria und zurück über Rhodos, Chios, wo Cyriacus zum *scriba maior* aufrückte, Samos, Milet, Cypern, Beirut, Messina, Gaeta. Nachdem hier die Ladung gelöscht und eine neue Ladung Kastanien und Haselnüsse eingenommen war, ging es wiederum nach Alexandria und zurück über Ragusa nach Ancona. Auf beiden Reisen hatte er sich so viel erworben, dafs er nunmehr seiner Schwester die Mitgift erhöhen konnte. Nach

[1]) Material zu einer Biographie am reichsten bei G. B. de Rossi, Inscriptiones Christianae II 356—387.

zweijährigem Aufenthalt in Ancona begann er 1416 wieder sein Reiseleben. Die nächste Reise mit einer Ladung Tannen über Messina nach Palermo fand allerdings einen schnellen Abschlufs, indem das Schiff zur Deckung von Schulden des Besitzers dort verkauft wurde. Doch gelang es Cyriacus, nachdem er die Umgebung von Palermo durchstreift hatte, auf einem venetianischen Schiffe über Dalmatien nach Venedig und von da nach Ancona zu gelangen, während seine Schiffsgenossen auf dem Landwege von Neapel aus nach vielen Schwierigkeiten die Heimat erreichten (1417). Schon 1418 aber fand er eine ersehnte Gelegenheit über Gallipoli bis nach Konstantinopel zu gelangen, wo die antiken Bauwerke nicht minder wie der prunkvolle Hof des Kaisers Manuel Paläologos einen grofsen Eindruck auf ihn machten. In der Beschreibung dieser Reise in dem Bruchstück seiner Selbstbiographie erwähnt er schon mehrfach bestimmte Inschriften, die er dort und auf der Rückreise in Pola sah, er begann also schon damals das Studium der Steine.

Es folgt nun ein mehrjähriger Aufenthalt in der Heimat. Den Ruf als gewiegter Kaufmann und Rechner, den Cyriacus schon besafs, bekundet die Thatsache, dafs er nach dem Tode des Florentiner Konsuls zu Ancona von dessen Erben zur Revision der vierzehn Jahre vernachlässigten Hauptbücher desselben berufen wurde und diese schwierige Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit löste. Das Jahr 1421 brachte ihm dann die für seine Zukunft hervorragend wichtige Bekanntschaft mit Gabriel Condulmieri, der als Legat des Papstes in Ancona residierte und es unternahm den Hafen dieser Stadt und das dortige Zollwesen zu bessern. Als obersten Rechnungsbeamten bei diesem schwierigen Werke konnte er keine tüchtigere Kraft als den Cyriacus gewinnen. Dieser aber nahm kraft seines Amtes Veranlassung, die schönste Ruine von Ancona, den Triumphbogen des Trajan, der noch heute von der alten Bedeutung der Stadt zeugt, genau zu untersuchen und seine Dedikationsinschrift zu kopieren, und er hat selbst später geäufsert, dafs dieses antike Denkmal ihm den entscheidenden Anstofs zur Wahl seiner Lebensaufgabe, der Altertumsforschung gegeben habe. Ihr hat er sich von dieser Zeit an planmäfsiger gewidmet. Er begann, nachdem er noch bei einem berühmten Wanderlehrer, Tommaso Seneca[1]), sich im Lateinischen vervollkommnet hatte, mit dem Studium der Monumente in den Nachbarstädten, Rimini und Fano. Wie er es machte, um das allgemeine Interesse für die antiken Denkmäler zu erwecken, darüber besitzen wir eine anschauliche Schilderung aus dem Jahre 1423. Er stieg auf einer Leiter zu dem jedem Besucher von Fano wohlbekannten Arco d'Agosto in die Höhe, kopierte die Weihinschrift[2]) und erklärte sie laut vor allem Volke in einer öffentlichen Versammlung, wobei er sich in gewaltige Begeisterung redete, als ob durch sein Verdienst allein der längst vergessene Ruhm der Stadt wieder auferweckt wäre. Natürlich zog es ihn bald nach Rom, wo er zuerst 1424 als Gast des Condulmieri vierzig Tage lang auf dessen weifsem Zelter Stadt und

[1]) Vgl. Ern. Spadolini, Tommaso Seneca (Nozze Ricci-Conti), Ancona 1898.

[2]) CIL. XI 6218 6219.

Umgegend auf der Suche nach antiken Denkmälern durchstreifte und den Grund zu seinen römischen Sammlungen legte. Auf dem Rückwege nach Ancona berührte er noch Sutri, Viterbo und Orvieto, wo er ebenfalls epigraphische Ausbeute fand.

Bald aber bot sich ihm ein neuer erwünschter Anlafs zu längerem Aufenthalt im Auslande (1425—1431), indem das reiche venezianische Haus Contareni, zu dem er verwandtschaftliche Beziehungen hatte, ihn zur Abwickelung kaufmännischer Geschäfte in Cypern engagierte. Die Reise ging über Byzanz, wo er, ein Schiff nach der Levante abwartend, Zeit genug hatte Griechisch zu lernen. Da sich ihm von dem damals grofsen Handelscentrum Chios Fahrgelegenheit nach dem Orient bot, fuhr er dorthin und erwarb sich dort die Freundschaft des Andreolo Giustiniani, eines Mitgliedes jener genuesischen Familie, welche die reiche Mastixinsel als Aktionäre besafsen. Für die Folgezeit wurde so dem Cyriacus diese Insel ein Stützpunkt auf allen seinen Reisen und ein Sammelpunkt der von ihm erworbenen Altertümer. Auf der Weiterreise über Rhodos nach Beirut bot sich ihm dort Gelegenheit zu einem Ausfluge nach Damaskus, endlich aber gelangte er an sein Ziel Cypern, wo er in Leukosia bald die Gunst des Königs Janus sich erwarb und Aufnahme an seinem Hofe fand, auch seine geschäftlichen Aufträge als Vertreter des Hauses Contareni erfolgreich erledigte. Nach einem fast einjährigen Aufenthalte kehrte er über Rhodos nach Chios zurück, um dann eine gröfsere Geschäftsreise nach Thrakien zu unternehmen. Er landete in Gallipoli, verweilte einen Winter in Adrianopel, das damals die Residenz des türkischen Sultans Murad II. war, machte dort Einkäufe an Leder und Teppichen, die er bei nächster Schiffsgelegenheit nach Ancona sandte. Ein weiterer Ausflug führte ihn von da nach Makedonien, wo er Philippi und Saloniki aufsuchte, und er hatte infolge von angeknüpften Handelsbeziehungen noch grofse Pläne zu einer Reise in das Innere von Kleinasien, die bis nach Persien gehen sollte, als ihn 1430 in Adrianopel die Nachricht erreichte, dafs sein Gönner Condulmieri als Eugen IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen habe. Er änderte deshalb alle seine Reisepläne, besuchte nur noch Brussa, Nikäa, Kyzikos, Pergamon, Kyme und eilte dann in die Heimat, beseelt von der Hoffnung, die ihn von nun an immer beherrscht, den neuen Papst für seinen Lieblingsgedanken zu gewinnen, nämlich die Vereinigung der orthodoxen Kirche mit der römischen und die Veranstaltung eines gemeinchristlichen Kreuzzuges gegen die Türken, Probleme, über die er als Kenner des Orients wohl mitsprechen durfte.

Nach Italien zurückgekehrt, sorgte Cyriacus, der schnell zu grofsem Ruhm durch geschäftige Freunde gelangte, für das Bekanntwerden seiner ersten Funde, indem er durch Italien reiste und überall als interessanter Reisender den Zugang zu Fürsten und litterarischen Gröfsen zu finden wufste. Zuerst eilte er natürlich nach Rom, um seinen Gönner als Papst zu begrüfsen. Es traf sich glücklich, dafs 1432 Kaiser Sigismund in Italien weilte, denn nun konnte Cyriacus ihm nach Siena entgegeneilen, um auch ihn zu begrüfsen. Daneben aber betrieb er von 1432 an mit Eifer seine epigraphischen Studien

in Rom, denen wir seine uns in Ableitungen erhaltene Sammlung stadtrömischer Inschriften verdanken. Gröfsere Ausflüge führten ihn zu demselben Zwecke 1433 durch Etrurien und Oberitalien, 1434 nach Campanien und von da nach Ancona zurück. Auch der Ertrag dieser Reisen liegt uns vor. Auch in Neapel wufste sich Cyriacus bei Hofe einzuführen. Wie er sich nützlich zu machen verstand, lehrt eine von ihm herrührende Beschreibung der Seeschlacht zwischen Alphons von Arragonien und der genuesischen Flotte bei der Insel Ponza im August 1435.

Bis zum Jahre 1435 liegt eine zusammenhängende Erzählung seines Lebens vor in dem Fragmente einer Selbstbiographie, das sein Freund und Landsmann Francesco Scalamonti uns überliefert hat.[1]) Über die späteren Reisen des Cyriacus, welche dem wissenschaftlichen Ertrage nach immer bedeutender wurden bei seinen zunehmenden Kenntnissen und Interessen, müssen wir uns genaue Angaben mühsam zusammensuchen aus zahlreichen Fragmenten seines Tagebuches und seiner Briefe, deren Gesamtausgabe noch aussteht.

Cyriacus war noch zweimal wieder zu längerem Aufenthalt in Griechenland und auf den Inseln, nämlich 1435—1438 und 1443—1447. Die Ausbeute der ersteren Reise können wir noch ziemlich überblicken in dem ersten Stücke seiner *Commentaria*, das gedruckt worden ist, in den *Epigrammata per Illyricum et Graeciam collecta* (Romae 1660) und in den Auszügen aus dem Tagebuch, welche sich 1438 der Erzbischof von Padua bei der Anwesenheit des Cyriacus an seinem Hofe machte.[2]) Es war eine Reihe von Rundreisen, welche ihn von Dalmatien nach Makedonien, Epirus und durch ganz Griechenland führten, wo er überall reiche epigraphische Funde machte.

Cyriacus begann die Reise mit einem Besuche am Hofe des Herzogs Karl II. von Epirus zu Arta und giebt uns interessante Beschreibungen von dem Leben an diesem Hofe, besonders von einer Hofjagd in der Gegend des alten Nikopolis, welche er selbst nach seiner Gewohnheit zum Untersuchen von Inschriftensteinen benutzte. Durch Ätolien gelangte er dann nach Patras und begann hier Ende Februar 1436 seine Reise durch Mittelgriechenland, die wir bis in den Mai genau verfolgen können. Über Naupaktos gelangte er am 21. März nach Delphi, wo er angesichts der gewaltigen Ruinen sechs Tage verweilte, den Apollotempel, das Theater und das Stadion erkannte und beschrieb und etwa ein Dutzend zum Teil sehr wertvolle Urkunden abgeschrieben hat. Das nächste Nachtquartier machte er im Kloster des heiligen Lukas bei Stiris, wo er sich aus theologischen Handschriften Auszüge über die Schicksale der Apostel anfertigte. Über Daulis kam er dann in die bötische Ebene und über Theben am 1. April nach Euböa. Es folgt unmittelbar sein erster Aufenthalt in Athen, dem wir neben zahlreichen wertvollen Angaben über die Ruinen und Inschriften jene berühmte und älteste Parthenonzeichnung, die sich jetzt in Berlin befindet, verdanken. Am 22. April treffen wir unseren Reisenden

[1]) Gedruckt bei Colucci, Antichità Picene XV; über Scalamonti vgl. Zeitschrift Le Marche, Fano 1901, S. 70 f.; E. Spadolini, Il biografo di Ciriaco Pizzecolli.

[2]) Mommsen im Jahrbuch der Kgl. preufs. Kunstsammlungen 1883.

in Korinth, und weiter eilte er über das Kloster Megalospili nach Patras und von da nach Akarnanien zurück, von wo ihn eine lange, ergebnisreiche Landtour durch ganz Dalmatien schliefslich nach Venedig führte.

Im September des folgenden Jahres war er wieder in Patras und unternahm von dort die beschwerliche Reise nach Sparta (14.—24. September) und nach der fränkischen Residenz Mistra, an deren Fufse sich damals die Bewohner angesiedelt hatten. Bei dem in Mistra residierenden Despoten Theodoros II. Paläologos fand er gastliche Aufnahme und konnte in Mufse am anderen Tage in die Ebene hinabsteigen, um die geringen Reste des alten Sparta zu betrachten, unter denen er eine Anzahl Inschriften abschrieb.

Die Freundschaft der letzten Fürsten aus dem Hause der Palälogen, welche durch das unaufhaltsame Vordringen der Türken seit 1424 auf das Despotat Mistra als ihre Hauptprovinz beschränkt waren, hat Cyriacus auch in späteren Jahren sorgfältig gepflegt, und er hat dem letzten von ihnen, der zum Purpur gelangt ist, Konstantin, noch einen Besuch in Mistra abgestattet im Jahre 1448. In dem erhaltenen Stück seines Tagebuches ist dieser zweite Besuch mit dem ersten zusammengeworfen. Wir besitzen aber eine genaue chronologische Angabe in einem Schriftstück, das Cyriacus eigenhändig dem Konstantinos Porphyrogennetos gewidmet hat.[1]) Zu der Datierung auf 1448 stimmt gut, dafs Konstantinos das Despotat Mistra erst 1443 erhielt, und dafs Cyriacus in der Beschreibung eines Besuches der messenischen Orte Korone und Pylos, den er von Mistra aus damals unternahm, bei Pylos eine fränkische Burg besuchte, auf der Johannes Paläologos *pro Spartano principe Constantino praefectus* regierte. Dort in Pylos schrieb er auch eine Inschrift ab *in Gordianum Caesarem*, welche in dem Tagebuche fehlt, aber in dem Strabon-Codex[2]), den er sich 1447 in Konstantinopel gekauft hat, an den Rand der Beschreibung von Pylos notiert ist, wie er auch sonst an dieser Stelle des Tagebuches genaue Bekanntschaft mit Strabon verrät, den er 1438 noch nicht besafs.

Den Höhepunkt seiner antiquarischen Forschung hat aber unstreitig die zweite lange Rundreise gebildet, die ihm Gelegenheit gab, vier Jahre lang von seinen Stützpunkten Chios und Konstantinopel aus die griechischen Inseln und die Küsten von Kleinasien nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, von einem fränkischen Herzogssitz zum anderen zu eilen, überall für die Erhaltung der Altertümer, für Ausgrabungen und Bereicherung seiner eigenen Sammlungen thätig zu sein. Recht anschauliche Bilder aus dieser bedeutendsten Zeit seiner Wirksamkeit geben uns vor allem die erhaltenen Briefe, die meisten gerichtet an Andreolo Giustiniani auf Chios, seinen wirksamsten Gönner und Freund. Wir wollen ihn hier nicht von Stadt zu Stadt begleiten, was möglich wäre, da das Tagebuch dieser Jahre teilweise in ausführlichen Excerpten erhalten

---

[1]) Gefunden und herausgegeben von Castellani, Revue des études grecques IX (1896) S. 228.

[2]) Vgl. Förster, Rhein. Mus. LI (1896) S. 481.

ist, von denen bisher nur Bruchstücke gedruckt sind, sondern nur hervorheben, wo seine Funde und Beschreibungen der Antiken von besonderer Bedeutung sind.

Wir verdanken dem Cyriacus zunächst genaue Beschreibungen der antiken Trümmer und Inschriften von Orten an der thrakischen und kleinasiatischen Küste des Ägäischen Meeres und den ihr benachbarten Inseln, so von Kyzikos, dessen herrlicher Zeustempel nach der Beschreibung des Cyriacus (1444) von Th. Reinach rekonstruiert ist (Bulletin de correspond. hellén. 1889), Tenedos, Imbros und besonders von Thasos. Am lehrreichsten zur Beurteilung seiner Verdienste sind Orte, bei denen eine genaue Nachprüfung seiner Angaben durch spätere Forschungsreisende möglich ist, wie bei Thasos, dessen Beschreibung durch E. Jacobs veröffentlicht worden ist, aber noch der Ergänzung bedarf.[1]) Cyriacus erfreute sich hier der Gastfreundschaft des Francesco Gattilusio, der die Insel als Lehen besafs, und besuchte unter ortskundiger Führung die antiken Stadtmauern, die Akropolis, das Theater und schrieb zahlreiche Inschriften ab, von denen drei von neueren Reisenden wiedergefunden sind und beweisen, wie zuverlässig im allgemeinen seine Abschriften gewesen sind.

Ein Interesse ganz anderer Art bietet sein Besuch auf dem Athos (Ende 1444), da Cyriacus der erste Reisende ist, der genauere Angaben über die dortigen Bibliotheken macht und viele ihm gezeigte Handschriften aufzählt. Auch dieser Teil seines Tagebuches ist noch nicht vollständig herausgegeben.[2])

In den Jahren 1445 und 1446 war er fortwährend auf den Kykladen, Sporaden und an der kleinasiatischen Küste thätig. Von seinen Tagebüchern haben wir hier nichts, nur eine Sammlung von etwa 90 meist griechischen Inschriften, die von dieser Reise stammen, wohl aber geben uns die Reisebriefe über seinen Aufenthalt auf einigen Inseln genauen Aufschlufs. Zu diesen gehört besonders Paros, dessen archäologische Entdeckungsgeschichte von O. Rubensohn in den Athenischen Mitteilungen 1900 ausführlich dargelegt ist, wobei auch die Notizen des Cyriacus, wenn auch unvollständig, gedruckt worden sind.

Der Besuch des Cyriacus auf dieser Insel hatte ganz den Charakter moderner Studienfahrten, zumal er dort einen Herrscher fand, den Herzog Crusino I. Sommaripa († 1462), der wirkliches Interesse für die Untersuchung antiker Ruinen besafs. Cyriacus war zuerst im April 1445 dort, kehrte aber im Dezember noch einmal zurück, da er die parischen Altertümer noch genauer besichtigen wollte. Dabei hatte er die Freude, den Fürsten der Insel selbst bei Ausgrabungen auf der Stätte des Asklepiostempels anzutreffen und legte selbst sofort mit Hand an, so dafs er sich in seinem Tagebuche rühmt, mit grofser Anstrengung eigenhändig Inschriften-Basen von der Mutter Erde losgerissen zu haben. Seine Ausbeute an Inschriften und Skulpturen war denn auch dort eine besonders reichhaltige, und die Wissenschaft verdankt ihm zu-

[1]) Athenische Mitteilungen 1897 S. 113 f.

[2]) Was im Codex Vatic. Lat. 5250 steht, druckte H. Graeven, Centralblatt f. Bibliothekswesen 1899 S. 209 f.

verlässige Angaben über die damals noch stehenden Ruinen des genannten Tempels und Zeichnungen der bei den Ausgrabungen gefundenen Skulpturen, die schon damals einen wertvollen Handelsartikel bildeten. Seine thätige Hilfe wurde auch von dem Herzog belohnt, denn zu einer der Inschriften von Paros, die aus Cyriacus' Tagebüchern excerpiert sind, findet sich die Bemerkung: *in marmarea basi donata Kyriaco.*

Eine andere Insel, über deren Altertümer wir ihm viel verdanken, ist Lesbos. Er landete in Mytilene am 8. März 1446, begab sich sofort zum Herzog Dorino Gattilusio, an dessen Hofe er schon eingeführt war, befragte ihn im Auftrage des Andreolo Giustiniani nach einem Inschriftblock aus Porphyr, dessen Auffindung ihm wohl bekannt geworden war, und nach zwei Marmorköpfen. Einer dieser Köpfe wurde ihm in einer Mauer verbaut gezeigt, der andere sollte dem Giustiniani nach Chios geschickt werden. Den ganzen März aber hat er, wie er im folgenden Briefe meldet, benutzt, um die Altertümer von Lesbos zu besuchen und zu notieren. In der That sind uns Stücke von der Beschreibung der grofsartigen Thermen auf Lesbos und eine Sammlung von lesbischen Inschriften erhalten.

Vor und nach dem Besuche von Lesbos machte Cyriacus Ausflüge an der Küste von Kleinasien, und zwar von dem Hafen Neu-Phokäa aus. Dieser Ort war damals durch seine Alaungruben reich und bevölkert, er gehörte dem Giustiniani von Chios, als deren Regent Francesco Drapperio, ein Genuese, mit dem Cyriacus schon in Byzanz Beziehungen angeknüpft hatte, dort gebot (1437—1447). Mit Drapperio besuchte Cyriacus Magnesia am Sipylos, wo damals gerade der Sultan Amurath II. verweilte, der beide freundlich aufnahm und dem berühmten Reisenden einen Pafs durch alle türkischen Länder verlieh. Bis Sardes und Philadelphia drangen sie weiter im Thale des Hermos vor, und namentlich die Ruinen des Tempels zu Sardes, von dem Cyriacus noch zwölf stehende Säulen sah, werden von ihm genau beschrieben. Von Magnesia besuchten sie auch Pergamon, wo Cyriacus drei Tage verweilte, aber aufser einigen Inschriften nicht viel Bemerkenswertes gefunden zu haben scheint.

Ein anderer Ausflug führte ihn von Samos aus zu Schiffe nach Milet, dessen Ruinen er schon als Jüngling besucht hatte. Den Weg von der damaligen Mäandermündung landeinwärts legte er zu Fufs zurück. Seine Beschreibung der Ruinen[1]) ist um so beachtenswerter, als gerade jetzt diese Stadt durch die Ausgrabungen der Berliner Museen dem Schlamme des Mäander wieder abgewonnen wird. Seine Aufmerksamkeit fesselte zunächst das Theater, dessen Mafse er giebt und das ihm fast vollständig erhalten scheint. Er sah noch die Wände in die Höhe ragen und in ihnen zwei vollständig erhaltene Thore. Von den Stadtmauern erwähnt er nur ein kleines Stück, ohne zu ahnen, welche Skulpturenschätze in ihnen verborgen lagen. An Kleinfunden notiert er eine Menge Fragmente von Säulen, Statuen, Löwen und anderen

[1]) Im Auszuge gedruckt bei Targioni-Tozzetti, Relazioni d'alcuni viaggi in Toscana V (1773) S. 429 f.

Tieren, was gut zu den späteren Funden von Rayet und Wiegand stimmt, aus denen sich ergiebt, dafs 'der Löwe in der Plastik Milets als Machtsymbol eine bedeutende Rolle spielt'.[1]) Auch den See von Milet besuchte Cyriacus und wanderte nach einem Aufenthalt von drei Tagen südlich zum Tempel von Didyma, den er als eines der besterhaltenen Monumente genau zeichnete. Erhalten ist uns leider nur die grofse Weihinschrift der Könige Seleukos und Antiochos, von der er die ersten 21 Zeilen zuerst überliefert hat.

Von seinem Besuche der Ruinen von Ephesos liegt leider eine ausführliche Schilderung nicht vor, doch bezeugt die erhaltene Sammlung von 20 Inschriften von Ephesos, dafs er sich dort ebenfalls genau umgesehen hat.

Anfang 1448 war Cyriacus auf der Rückreise noch im südlichen Peloponnes. Dann ist er in die Heimat zurückgekehrt. Von seinen weiteren Lebensschicksalen ist wenig bekannt, da über sie keinerlei Äufserungen von ihm selbst vorliegen. Gereist ist er auch später noch, und 1452 scheint er noch einmal am Hofe des Sultans Mahomet II., der damals vor Konstantinopel lag, gewesen zu sein. In seiner Heimat aber war er natürlich der grofse Mann, dessen Ruhm ganz Italien erfüllte, und da er als richtiger Reisender niemals bescheiden von sich gedacht hatte, sorgte er auch selbst für die Fortdauer seines Ruhmes, indem er dem Senat seiner Vaterstadt Ancona, wie die handschriftlich erhaltene Lokalchronik des Bartholomeo Alfeo berichtet, ein Buch überreichte, das er aus seinen Tagebüchern zusammengestellt hatte. Bei der feierlichen Übergabe auf dem Rathause soll er noch viel von seinen Reisen erzählt haben, um schliefslich seine Überzeugung auszusprechen, dafs er in allen von ihm gesehenen Teilen der Welt doch eine Stadt wie seine liebe Heimatstadt nicht gefunden habe. Beendet hat er sein thatenreiches Leben vor dem Jahre 1457, und zwar in Cremona, wo ihn der Tod vielleicht auf einer Reise ereilte.

So weit von dem Leben und den Reisen unseres Forschers. Sehen wir nun zu, welchen Ertrag sie für die Wissenschaft ergaben. Cyriacus führte überall ein Reisetagebuch, seine *Commentaria*, in das er alles aufnahm, was ihm irgend von Antiquitäten im weitesten Sinne begegnete. Aus diesem Tagebuche hat er gegen Ende seines Lebens das erwähnte Buch zusammengestellt, das bei einem Brande des Archivs zu Ancona verloren gegangen sein soll. War dies vielleicht nur ein Auszug, so bezeugt ein Anconitaner Pietro Razano, dafs er die ganzen Commentaria in drei grofsen Bänden bald nach dem Tode des Cyriacus gesehen habe. Und zu dieser Nachricht stimmt eine andere, die ich in einer Handschrift zu Göttingen fand, dafs Hieronymus Paullus, der Vorsteher der Vatikanischen Bibliothek († 1497), diese drei Bände in sechs verteilt gesehen habe. Sie waren also bis Ende des XV. Jahrh. vorhanden, uns aber sind sie verloren, und wir müssen uns begnügen, festzustellen, was wir aus ihnen wissen. Ob die erwähnten Bände eine wirkliche Schlufsredaktion des Tagebuchs darstellten, ist sehr zweifelhaft, da Cyriacus mit seinen Schätzen niemals lange zurückhielt, sondern sie sobald als möglich an die Öffentlichkeit

[1]) Wiegand, Jahrb. des Inst. 1901 S. 197.

brachte, indem er sie seinen zahlreichen Freunden mitteilte. Dazu stimmt, dafs der Venetianer Antonius Leonardi in dem Briefe (1457), in dem er den Felix Felicianus auffordert, das Leben des Cyriacus zu beschreiben, erwähnt: *opuscula ab eo edita, quae vagantur.* Das sind Teile der Commentaria, die er unter Sondertiteln, wie *Cycladum monumenta*, vorhanden in Rimini 1464 von der eigenen Hand des Cyriacus geschrieben, *Epigrammata Graeca* u. a. an seine Freunde verschickte. Ein solches opusculum, einen Auszug aus der Sammlung seiner griechischen Inschriften, den er dem Petrus Donatus, Erzbischof von Padua, schenkte, besitzen wir sogar noch im Original. Ebenso sind uns aus seinen Commentarien erhalten die *Epigrammata per Illyricum collecta*, d. h. Inschriften und Berichte im wesentlichen aus Illyrien und Griechenland, und die *Epigrammata Tuscorum et Ligurum*, beide Teile längst gedruckt, doch nicht etwa geordnete Sammlungen enthaltend, sondern lose, oft ungeordnete Tagebuchblätter, wie sie den Herausgebern in die Hände fielen. In ähnlicher Weise war im Jahre 1461 in Florenz eine Sammlung der stadtrömischen Inschriften vorhanden, welche der Markgraf Ludovico von Mantua, der Schüler des Vittorino da Feltre, für sich abschreiben liefs, wie sich aus einem Briefe des Markgrafen an seinen Agenten Vincenzo Scalona in Mailand ergiebt, dessen Kenntnis ich meinem Freunde Prof. Spadolini in Ancona verdanke.[1] Der Markgraf hatte nämlich erfahren, dafs Herzog Francesco Sforza eine ähnliche Handschrift besitze, und läfst diesen nun durch seinen Agenten bitten, die Sammlung nach Mantua zu verleihen, damit für den Markgrafen eine Abschrift angefertigt werde. Um den Herzog der Bitte gefügig zu machen, unterläfst der Markgraf nicht hinzuzufügen, dafs er Inschriften, die etwa dem Mailänder Exemplar fehlten, gleich in einem Nachtrag sammeln lassen wolle. Cyriacus hatte es also durch seine Rundreisen an den Höfen so vorzüglich verstanden, Stimmung für die Epigraphik zu machen, dafs es Modesache für die Fürsten wurde, möglichst grofse Stücke von seinen Sammlungen zu besitzen. Auf solche Weise mögen die kleineren handschriftlich erhaltenen Stücke der Tagebücher und Briefe weiter verbreitet sein, die uns in den Bibliotheken verstreut erhalten sind.

Aus allen diesen Trümmern aber würden wir uns ein annähernd vollständiges Bild von der epigraphischen Thätigkeit des Cyriacus nicht machen können, wenn wir nicht die grofsen handschriftlich erhaltenen Inschriftensammlungen der Männer besäfsen, denen sein Werk noch mehr oder minder vollständig vorlag, und die durch sein Beispiel angeregt wurden zu weiteren Sammlungen. Es sind der Paduaner Arzt Johannes Marcanova, dessen erste Sammlung 1460 abgeschlossen wurde, der Veronenser Felix Felicianus, der seine Sylloge dem bekannten Maler Mantegna 1463 widmet, ein Venetianer, dessen 1602 Nummern umfassende Sammlung uns im Codex Redianus vorliegt, der Prior des Karmelitanerklosters zu Reggio in Oberitalien Michael Fabricius Ferrarinus und um die Wende des Jahrhunderts der Veronenser Mönch, Architekt, Ingenieur und

[1]) Der Brief ist gedruckt im Giornale storico della letteratura italiana XVI (1890) S. 159, worauf mich Herr P. Kristeller aufmerksam machte.

Philologe Jucundus, welcher seine Inschriftensammlung etwa 1492 dem Lorenzo Medici widmete.

Versuchen wir nunmehr, gestützt auf alle diese Quellen, uns ein Bild zu machen von dem Umfange der Thätigkeit des Cyriacus. Aus seiner engeren Heimat, aus Picenum und den angrenzenden Landschaften Samnium und Campanien besitzen wir etwa 56 nachweislich von ihm abgeschriebene Inschriften, doch wird die Zahl erheblich gröfser gewesen sein. Die stadtrömische Sammlung ist uns in späteren Ableitungen erhalten. Ihr Umfang läfst sich etwa auf 400 Inschriften berechnen, die mit einiger Sicherheit ihm zugesprochen werden können. Das klingt wenig gegenüber den bis jetzt 36439 Nummern des Corpus, doch zählte die Sammlung des Poggio nur 71 stadtrömische Inschriften. Aus dem übrigen Mittelitalien liegen nur wenige Nummern vor. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit aber, dessen Epigraphik ohne den Cyriacus und seine Benutzer recht arm aussehen würde, ist Oberitalien, Dalmatien, Griechenland und Nebenländer, wo er im ganzen etwa 1054 lateinische und griechische Inschriften uns überliefert hat.[1])

Bei allem epigraphischen Eifer war aber Cyriacus weit entfernt, den Inschriften sein auschliefsliches Interesse zu widmen, sondern er achtete als echter Sohn seiner Zeit auf jedes Zeugnis vom Altertum, sei es eine Ruine oder eine Inschrift, ein Kunstwerk oder eine Handschrift, und legte sich auf seinen zahlreichen Reisen eine recht hübsche Sammlung von Antiken an, in der auch mindestens ein Dutzend Handschriften nicht fehlten. Beim Transport der auf den Reisen erworbenen Schätze kamen ihm seine vorzüglichen Handelsbeziehungen zu gute. Schon 1426 sendet er von Rhodos aus auf einem anconitanischen Schiffe eine Venus, einen Dionysoskopf und noch einen Marmorkopf, die von neuen Ausgrabungen stammten, nach Hause. Von derselben Reise brachte er aus Damaskus bronzene Gefäfse mit, die mit Silber und Gold verziert waren, und die sein Biograph Scalamonti in Ancona später bei ihm gesehen hat. Münzen kaufte er öfter, so in Phokäa (1431) Goldmünzen des Philippus, Alexander, Lysimachus, in Perinth (1444) einen Silberdenar des Vespasian, den er einem Freunde schenkte.

Später in der Heimat wufste er dann seine Erzählungen zu erläutern durch Vorlegung solcher Seltenheiten, wie er denn dem neugewählten Papste Eugen IV. 1432 bei seinem ersten Besuche in Rom zwei kostbare Vasen aus indischem Porzellan überreichte und auch sonst mit Geschenken an einflufsreiche Persönlichkeiten nicht kargte.

Von dem Museum in seinem Hause in Ancona habe ich nur feststellen können, dafs nach dem Berichte einer unedierten Chronik von Ancona in Rom über dem Portal des Hauses ein Venustorso angebracht war und dort Jahrzehnte lang verblieben ist, bis ihn ein grofser Herr, entweder Francesco de' Sanseverini oder der Kardinal von Mantua, nachts entführte und dafür 80 Scudi in Gold an die Erben zahlte.

---

[1]) Die Belege in meiner bald in der Ephemeris epigraphica erscheinenden Arbeit De antiquissimis inscriptionum syllogis.

Ein Kunstwerk, das Cyriacus beschrieben hat, können wir aber heute noch nachweisen. In einer der anschaulichsten Stellen seiner Reisebriefe beschreibt er, wie er am 31. Oktober 1445 auf der Reede vor Kreta an Bord des Kommandoschiffes der venetianischen Flotte bei dem Admiral Joh. Delphinus als Gast verweilte und dieser ihm in der Nacht Münzen und geschnittene Steine vorlegte, die er wohl beim Kreuzen im Ägäischen Meere erworben hatte. Dabei beschreibt Cyriacus genau die Gemme mit der Künstlersignatur des Eutyches, die einen Athenakopf bis zur Brust darstellt. Ob Cyriacus die kostbare Gemme dann selbst besessen hat, ist nicht sicher, fest steht aber, dafs derselbe Stein nach den merkwürdigsten Schicksalen und Besitzwechseln im Jahre 1892 im Kunsthandel für das Berliner Museum erworben worden ist.[1])

Von sonstigen Antiken, die in seinen Besitz gelangten, erwähne ich einen Dionysos aus Rhodos, den er zusammen mit *plebis sacerdotis marmoreum caput* erwarb, also wohl dem Kopf einer Statue eines ἱερεὺς τοῦ δήμου, ferner ein Bronzewerk, darstellend einen Vogel, der mit dem Schnabel sich einer Schlange erwehrt, welche ihn mit ihren Windungen zu umschlingen sucht. Diese Bronze wurde von Eingeborenen dem Cyriacus in den Ruinen der Stadt Chrysonea angeboten, mit welchem Namen wahrscheinlich Kyme gemeint ist. Nicht minder sind noch Inschriften vorhanden, die er gefunden und wahrscheinlich selbst mit nach Italien gebracht hat.

Schliefslich läfst sich auch der Bestand seiner Handschriftensammlung einigermafsen feststellen und noch heute erhaltene Exemplare derselben nachweisen. Auf das Kaufen verstand sich ja unser Anconitaner gut. Schon 1425 erwarb er in Chios ein Neues Testament. In Cypern entdeckte er bei Gelegenheit einer Jagd im Gefolge des Königs Janus in einem entlegenen Kloster eine Ilias, und es gelang ihm nach langen Bemühungen sie dem Mönche gegen ein Evangeliar abzunehmen. In einem anderen Kloster erwarb er eine Odyssee, einen Euripides und ein Exemplar des Grammatikers Theodosios. In Adrianopel wufste er aus der türkischen Beute von Saloniki einen Ptolemäos und andere profane und heilige Bücher an sich zu bringen. Im Kloster Megalospili bei Kalabryta schenkte ihm 1436 der Gelehrte Georgios Kantakuzenos einen Herodot und andere Bücher. Nicht minder glücklich war er 1444 auf dem Athos, wo er im Kloster Iwiron in Abwesenheit des Abtes einen Codex der Moralia des Plutarch erwarb, der auch 155 griechische Briefe enthielt. Endlich blieb er 1447 nur deshalb länger in Byzanz, um von einem Griechen einen Strabon zu erwerben. Alle diese Codices und noch andere waren nach seinem Tode in Ancona als *Bibliotheca Kiriaci Anconitani* vorhanden, wie wir durch eine Notiz in einer Pariser Handschrift[2]) wissen, in der eine Art Katalog dieser Bibliothek gegeben wird von einem Anonymus, der in Ancona im Exil gelebt und von dem Enkel des Cyriacus selbst Handschriften erworben hatte. Aufser den genannten Autoren hatte danach Cyriacus noch besessen einen Hesiod, Pindar, Aristides,

[1]) Furtwängler, Die antiken Gemmen Taf. XLIX 11, vgl. Bd. II S. 234 f.
[2]) Vgl. Centralblatt f. Bibliothekswesen IV (1887) S. 187.

Aristophanes, Sophokles, Aristoteles' Ethik und allerlei Bücher über Astrologie und Geometrie. Selbst über die Schicksale einzelner Handschriften aus dieser Bibliothek sind wir unterrichtet, denn den Codex der Moralia des Plutarch, von dessen Verkauf der erwähnte Pariser Anonymus berichtet, hat De Rossi wiedererkannt in dem Codex Vaticanus Graec. n. 1389, auf dessen S. 210—211 sicher derselbe Anonymus, dessen Notiz im Parisinus vorliegt, erzählt, wie er die Handschrift von dem Enkel des Cyriacus gekauft und dabei die ganze Beschreibung der Athosklöster gelesen habe, welche auch die uns erhaltenen Teile des Tagebuchs enthalten; und über den ebenfalls, wenn auch in zwei Teilen, erhaltenen Strabon-Codex liegt sogar schon eine förmliche Monographie vor.[1]) Diese Handschrift ist für die Arbeitsweise des Cyriacus äufserst charakteristisch und ruhmvoll. Er las seine Bücher wirklich, wie wir auch sonst beweisen können, und namentlich der Strabon war ihm sehr willkommen als Bädeker durch Griechenland und Kleinasien; in seinem Handexemplar, das uns in dem Codex 141 der Bibliothek des College von Eton für Buch I—X und in dem Laurentianus XXVIII 15 für Buch XI—XVI noch vorliegt, notierte er sich an elf Stellen Inschriften an den Rand, welche er an den im Text beschriebenen Orten gefunden hatte. Das sind die in der Philologie des XVII. Jahrh. öfter erwähnten Strabonscholien des Cyriacus.

So viel über Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes, dessen Bild sich auch mit persönlichen Zügen belebt bei der Lektüre seiner Briefe. Ihr Stil ist zwar entsetzlich schwülstig und umständlich, aber ihr Inhalt eröffnet einen Blick in jene Zeit der fränkischen Inselherrscher, die um so schöner und glücklicher erscheint, wenn man bedenkt, welch öde Verwüstung alsbald nach der Vernichtung der Frankenreiche durch die Türken zu herrschen begann. Darin ruht eben die Bedeutung des Cyriacus, dafs er uns erhielt, was vor dem Hereinbruch der Türken noch erhalten war. In Italien aber ist ein zweites Verdienst von ihm nicht hoch genug zu schätzen, die Erweckung des Interesses für die antiken Ruinen und die vorbildliche Anlage von umfassenden Inschriftensammlungen, welche zahlreiche Nachfolger direkt angeregt hat.

---

[1]) Förster, Rhein. Mus. LI (1896) S. 485 ff.

KLEINE MITTEILUNGEN

GRAF EBERHARD DER RAUSCHEBART

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
'Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann!
Schlagt drein! die Feinde fliehen!' Er rufts mit Donnerlaut.
Wie rauscht sein Bart im Winde! Hei! wie der Eber haut!

Der letzte Vers dieser Strophe aus Uhlands Döffinger Schlacht soll den bekannten Beinamen, den Eberhard II. von Württemberg trägt, begründen. Kein anderes Gedicht ist so sehr der schwäbischen Scholle entsprossen, in keinem anderen ist Uhland deshalb der volkstümliche Ton so wohl gelungen, wie in dem Romanzencyklus vom Grafen Eberhard dem Rauschebart. Allgemeine Teilnahme hat der Dichter für seinen Helden zu erwecken gewufst, und 'der Greiner', der gefürchtete Gegner seiner fürstlichen Nachbarn, der schwäbischen Städte und der oberdeutschen Ritterbündnisse erscheint geradezu verklärt durch die Treue und Liebe seiner Bauern; aus dem rauflustigen, gegen Kaiser und Reich oft recht unbotmäfsigen Dynasten ist durch den Dichter fast ein deutscher Nationalheld geworden.

Uhlands Quelle sind die *Annales Suevici* von Martin Crusius (ed. 1596 S. 316). Dieser kennt auch schon den Beinamen des Grafen und nennt ihn '*Eberhardum Wirtembergensem, illum Greinerum, Rauschenbartum etiam appellatum.*' Unangefochten hat sich die zweite dieser Bezeichnungen seit drei Jahrhunderten fortgepflanzt, obwohl sie eine kritische Beleuchtung wohl verdient.

Es giebt eine ganze Reihe von Wörtern, in denen die Silbe 'rausch' vorkommt, bei denen indes, worauf mich Herr Oberlehrer Lerch aufmerksam machte, eine Ableitung von rauschen (= mit Getöse sich bewegen) ausgeschlossen ist. Das Rauschgelb, geschwefelter Arsenik, hat seinen Namen von der rotgelben Farbe des Produktes erhalten, und die erste Silbe weist unverkennbar auf das mittellateinische *rossus* oder das italienische *rosso* hin, woraus sie entlehnt ist. Auf denselben Stamm geht sicher auch Almenrausch zurück, die in Süddeutschland gebräuchliche Bezeichnung für die Alpenrose. Das Volk, das seine eigenen Gedanken in dunkle Wörter hineinzulegen liebt, hat eine ganz eigentümliche Deutung sich zurechtgemacht. Nach der Meinung der Almenbewohner habe *Rhododendron hirsutum* jenen Namen deshalb erhalten, weil es gegen eine Krankheit der Rinder, den Rausch, mit Erfolg angewendet werde. Diese Erklärung erscheint schon aus dem Grunde nicht als stichhaltig, weil man der Pflanze den Namen der Krankheit nur dann geben könnte, wenn das Übel durch sie hervorgerufen würde. Sie soll es aber im Gegenteil beseitigen, wie man glaubt.

Die Lexika von Grimm, Weigand, Heyne, Kluge enthalten, was kaum denkbar sein sollte, dieses Wort nicht, nur in Schmellers bayrischem Idiotikon findet es sich mit der Bemerkung: 'Verwandt scheint der letzte Teil dem hochdeutschen Rauschbeere.' Warum dieses Wort in den Wörterbüchern, z. B. bei Weigand, in innere Verbindung mit Brüsch (Mäusedorn) gesetzt und von dem lateinischen *ruscus* wegen der Ähnlichkeit beider Stauden hergeleitet wird, ist nicht recht einzusehen. Viel näher liegt es doch, an denselben Stamm *rossus* zu denken, der in Almenrausch und Rauschgelb wiederkehrt. Die Preiselbeere trägt eben wegen der leuchtend roten Früchte, die von dem dunkelgrünen Blattwerk um so lebhafter sich abheben, die Bezeichnung Rausch- oder Rotbeere.

Bei diesen Analogien liegt es nicht fern, auch in dem Beinamen Eberhards das Wort *rossus* zu suchen, und die Vermutung wird zur Thatsache. In Sattlers Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Graven (Ulm 1764) findet sich im zweiten Band (Beilage II) ein um 1480 erschienenes, nur aus fünf Oktavblättern bestehendes Heftchen abgedruckt, eine ganz kurze Zusammenstellung württembergischer Geschichte unter dem Titel: 'Hie werdet etwas gesagt von etlichen alten Geschichten der Herren von Würtemberg.' Eberhard II. wird darin folgendermafsen charakterisiert: 'Und Graf Eberhard, den man hiefs den Gryner oder Russenbart, der safs zu Stuttgart und hat ein wib, ein gräfin von Hennenberg.' In der ältesten Stelle, wo seines Beinamens gedacht wird, erscheint er also nicht als Rauschebart, sondern als Russen- oder Rotbart.

Vielleicht ist es möglich, diese Annahme noch durch andere Thatsachen zu stützen. Die bekannte Stelle aus dem Überfall im

Wildbad, Eberhard habe eine Denkmünze auf seine Rettung schlagen lassen, ist ein Phantasiegebilde des Dichters; eine derartige Medaille existierte nie, und auch andere Münzen, die uns ein Bild von Eberhards Äufserem geben könnten, fehlen im Münzkabinett zu Stuttgart. Wohl aber steht im Chor der Stiftskirche hier sein Standbild. Die fürstlichen Grabsteine, die ursprünglich aufserhalb der Kirche sich befanden, liefs Herzog Ulrich 1535 in den Chor versetzen (Mosapp, Die Stiftskirche in Stuttgart S. 12 ff. 40 ff.), und da sie von der Zeit stark mitgenommen waren, wurden auf Befehl Herzog Ludwigs nach jenen alten Mustern die Standbilder seiner Ahnherren in Stein ausgehauen und an der nördlichen Seite des Kirchenchors aufgestellt. Sie sind ein Werk des Bildhauers Simon Schleer oder Schlör aus Schwäbisch-Hall. Er begann seine Arbeit 1574 und beendete sie 1582.

Ein bei den Bildhauern des ausgehenden Mittelalters beliebtes und auch bei den Grabdenkmälern der schlesischen Piasten oft verwendetes Motiv kehrt bei allen Statuen wieder: ein ruhender Löwe dient den Fürsten als Fufsschemel. In ganzer Figur erblicken wir Eberhard II., vom Scheitel bis zu den Füfsen in Erz gehüllt; eine Kappe in Form einer zugespitzten Halbkugel deckt den Kopf, eine Kragenkapuze von Ringgeflecht legt sich um den Hals, der Körper steckt in einer Plattenrüstung.

Wenn der einfarbig graue Sandstein, aus dem die Standbilder gemeifselt sind, das Äufsere der Persönlichkeiten auch nicht bis ins einzelne wiedergiebt, das läfst er deutlich erkennen, dafs Eberhard einen Vollbart trägt, der nur etwa handbreit unter das Kinn fällt und bei weitem nicht bis an den Saum der Halsbrünne heranreicht. Die Annahme von einem Patriarchenbart, der lang herabhänge und im Winde rausche, findet keine Stütze durch des Greiners Standbild, und neben Kaiser Friedrich I. Barbarossa mufs die deutsche Geschichte noch einen zweiten Rotbart anerkennen, Eberhard den Russenbart.

Paul Scholz (Breslau).

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Sag', ist es Pandora? Du sahst sie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaistos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäfs! O, wie fafst es sich schlank!
So bieten die Himmel berauschenden Trank.
Was birgt wohl das Zaudern? Verwegene That.
Das Lächeln, das Neigen, was birgt es? Verrat.
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz.
Der göttliche Busen? Ein hündisches Herz.

In diesen Worten des Phileros bei Goethe ist der Nachklang Hesiodischer Verse nicht unbemerkt geblieben. Wie Zeus befiehlt (*ἐν δὲ θέμεν κύνεόν τε νόον καὶ ἐπίκλοπον ἦθος* W. u. T. 67), so führt es Hermes dort V. 77 ff. aus: *ἐν δ' ἄρα οἱ στήθεσσι διάκτορος Ἀργεϊφόντης ψεύδεά θ' αἱμυλίους τε λόγους καὶ ἐπίκλοπον ἦθος τεῦξε.* Den verhängnisvollen *πίθος*, 'des irdenen Gefäfses hohe Wohlgestalt', denkt sich Goethe als 'geheimnisreiche Mitgift', von Pandora selbst herbeigebracht. In der nur andeutungsweise berichtenden Erzählung Hesiods steht davon nichts; dort handelt es sich um ein gewaltiges Vorratsfafs von der bekannten in der Erde ruhenden Form, wie sie seit uralten Zeiten in Griechenland und anderwärts in Gebrauch waren, in Attika sogar als Särge gedient haben, auf Vasenbildern mit der Sage von den Danaiden, Eurystheus, Pholos u. s. w. vorkommen und jedem, der im Süden gereist ist, aus eigener Anschauung erinnerlich sind. Ein solcher *πίθος* 'fafst sich' nicht 'schlank', wie Phileros sagt, Epimeleia damit vergleichend; noch viel weniger entspricht er unserer sprichwörtlich gefestigten Vorstellung von der 'Pandorabüchse'.

Die gelehrte Altertumsforscherin Jane E. Harrison hat neulich in einem Aufsatz des Journal of Hellenic studies (XX 1900 S. 99 ff.) als älteste Stelle, wo von der '*pyxis Pandorae*' die Rede sei, des Lilius Gyraldus 'Historiarum deorum syntagma' (Ausg. 1580) bezeichnet. Wahrscheinlich läfst sich der Irrtum noch etwas früher belegen (Gyraldus † 1552); entstanden scheint er mir jedenfalls lediglich durch Verwechslung mit Psyche, die auf der Venus Geheifs in einer *pyxis* Schönheit von Proserpina holen soll und ebenfalls das Behältnis öffnet, worin '*infernus somnus ac vere Stygius, qui statim coperculo revelatus invadit eam crassaque soporis nebula cunctis eius membris perfunditur*' u. s. w. (Apul. Met. VI 21).

Johannes Ilberg.

NEUE BÜCHER ZUR GRIECHISCHEN GESCHICHTE

Von Adolf Bauer

Die wissenschaftliche Forschung über die Geschichte Griechenlands beginnt aus dem Stadium des Sammelns und Vorbereitens des Stoffes herauszutreten; seit einiger Zeit schon mehren sich die zusammenfassenden und darstellenden Werke. Eine Anzahl solcher jüngst erschienener Bücher soll hier besprochen und deren wichtigste neue Ergebnisse mitgeteilt werden; selbst in dieser Beschränkung wird jedoch Vollständigkeit nicht erreichbar sein.

Eduard Meyer[1]) entlastete den dritten Band seiner Geschichte des Altertums, der fast ausschliefslich griechische Geschichte von ca. 500—448 und 446 v. Chr. enthält, durch den vorher erschienenen zweiten Band seiner Forschungen zur alten Geschichte. Die darin enthaltenen Untersuchungen betreffen Plutarchs Kimonbiographie, die attische Finanzgeschichte des V. Jahrh., die Wehrmacht, Bevölkerungsziffer und Bodenkultur Attikas. Je ein Abschnitt ist ferner Herodot und Thukydides gewidmet, und den Beschlufs bilden chronologische Forschungen zur Feststellung der Regierungszeit der persischen und spartanischen Könige sowie Exkurse zur Rechtfertigung einzelner in dem zweiten Bande der Gesch. d. Altert. enthaltener Ansichten. Von den 'Forschungen' soll daher zuerst und hernach von dem neuen Bande des Hauptwerkes die Rede sein.

Die Untersuchung über Plutarchs Kimon beginnt mit einer Analyse der über die Schlacht am Eurymedon erhaltenen Berichte (Thuk. I 100, Diod. XI 60—62 aus Ephoros, Plut. Kim. 12, 13 aus Kallisthenes mit Zusätzen). E. Meyer bezeichnet mit Recht den Schlachtbericht des Ephoros als verkehrt und wertlos, dagegen bietet der des Kallisthenes, den B. Niese in dieser Ztschr. (1899 S. 428) ebenfalls als wertlos bezeichnet hatte, nach E. Meyers Darlegungen eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis.

Die Irrtümer in der Schlachtbeschreibung des Ephoros entspringen nach des Verf. überzeugenden Ausführungen daraus, dafs dieser Autor das bei Diod. XI 62 mitgeteilte, Kimons Kämpfe 449 v. Chr. angehende Epigramm fälschlich

[1]) Eduard Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II. Zur Geschichte des V. Jahrh. v. Chr. Halle, Niemeyer 1899, VIII und 554 S. 8⁰. Ders., Geschichte des Altertums III. Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte. Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1901, VIII und 691 S. 8⁰. Inzwischen ist auch der IV. Band dieses Werkes erschienen, der den Gegenstand bis 404 v. Chr. weiterführt.

auf die Eurymedonschlacht bezog. Dieses Epigramm wurde in zwei Untersuchungen über Echtheit und Alter der als Simonideisch bezeichneten Dichtungen jüngst als unecht ausgeschieden (v. Wilamowitz, Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Gött. 1897 S. 317; B. Keil, Hermes XX 344). In seiner, wenn auch irrigen Verwertung durch Ephoros sieht daher E. Meyer den Beweis, dafs beide Forscher fehlgriffen. Die Echtheit, aber nur die der vier ersten Verse dieses Gedichtes, ist inzwischen von E. Schwartz (Hermes XXXV 118) und Kalinka (Tit. Asiae min. I 47) verteidigt worden; beide halten jedoch im Gegensatz zu E. Meyer daran fest, dafs die Verse 1—4 auf die Schlacht am Eurymedon gedichtet seien; die Verse 5—8 sollen aber später fingiert und hinzugefügt worden sein. Solche Erweiterungen haben v. Wilamowitz (a. a. O.) und A. Wilhelm (Jahresh. des k. k. arch. Inst. II 221) allerdings nachgewiesen. Aber ich sehe nicht ein, wie man den engen Zusammenhang des Schlachtberichtes bei Ephoros-Diodor auch mit den Versen 5—8 des Epigrammes, den E. Meyer betont — man vergleiche insbesondere die S. 11 angeführte Stelle aus der Leocratea — bestreiten kann. Man müfste also annehmen, dafs die Erweiterung des ursprünglichen Gedichtes noch im V. oder spätestens Anfang des IV. Jahrh. stattgefunden habe. Da mir dies unwahrscheinlich ist und ich E. Meyers Versuch alle 8 Verse auf die Ereignisse des Jahres 449 v. Chr. zu beziehen ebenfalls nicht für gelungen halte, so scheint mir eine andere Lösung nötig. Ich finde sie in der Annahme, dafs in dem bei Diodor erhaltenen Epigramm die Texte zweier verschiedener Inschriften kontaminiert vorliegen. Die beiden ersten Distichen bildeten ursprünglich die Inschrift eines anläfslich der Schlacht am Eurymedon gestifteten Weihgeschenkes, die beiden folgenden gehörten einer Grabschrift auf die Gefallenen von 449 v. Chr. an. Dieses Paar begann ursprünglich mit *Οἵδε ποτ' ἐν Κύπρῳ* oder ähnlich und wurde erst bei der Kontaminierung mit *γὰρ* an das vorangehende angeschlossen. Es pafst als Grabschrift vorzüglich für das von Pausanias I 29, 13 erwähnte Denkmal der *πλεύσαντες ἐς Κύπρον ὁμοῦ Κίμωνι*, das von dem 29, 14 erwähnten Denkmal der am Eurymedon Gefallenen verschieden ist. E. Meyer nimmt an, dafs auch deren Grabinschrift in der Anthologie VII 285 erhalten sei, hat jedoch Keil durch seine Begründung nicht davon überzeugt. Mit Recht aber wird von beiden Seiten betont, dafs man an die Friedhofspoesie der Athener nicht mit rigorosen Forderungen herantreten solle; sie enthielt neben Schönem und Gelungenem auch Verfehltes und sehr viel Konventionelles. Die moderne, von einem falschen Klassizismus ausgehende Entrüstung über 'elende' Grabgedichte wie z. B. das des Pythion aus Megara erschien mir immer unbegreiflich; solche Naivetäten und solch unfreiwillige Komik sind vielmehr wertvolle Zeugnisse griechischer Menschlichkeit.

Aus dieser und den folgenden Untersuchungen der Nachrichten über Kimons Jugend, Charakter, Familie und Feldzüge gewinnt E. Meyer das Ergebnis, dafs weder Plutarch noch Cornelius Nepos sich selbst aus den citierten Autoren den Stoff zusammengetragen haben, sondern dafs beide von einer älteren, Ephoros, Kallisthenes und die Atthiden verarbeitenden Litteratur ab-

hängig sind; bei Plutarch läfst sich einiges mit Sicherheit auf Didymos als direkte Vorlage zurückführen. Aus eigener Lektüre fügte Plutarch nur wenig hinzu, Nepos hat beispielsweise aus seiner Thukydideslektüre mehr beigebracht als Plutarch. Dies Verfahren beider Autoren ist im Wesen der Biographie begründet; diese will nicht Geschichte bieten, sondern setzt deren Kenntnis bei den Lesern voraus.

In diesen Abschnitten begründet E. Meyer auch seine chronologischen Ansätze für die Geschichte der Pentekontaëtie. Er setzt den Sturz des Areopag in die Zeit, da Kimon in Messenien im Felde stand, und seine Ostrakisierung 461 v. Chr., Themistokles' Ostrakismos 471 v. Chr., Pausanias' Aufenthalt in Byzanz 478—471 v. Chr. Aus der Anekdote des Ion (Plut. Kim. 9) darf nach dem Verf. eine abermalige Eroberung von Sestos und Byzanz durch die Athener unter Kimons Führung nicht erschlossen werden u. s. w. In der Behandlung dieser schwierigen Fragen trifft E. Meyer mit den Darlegungen, die zuletzt v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen II. Bd.) geboten hatte, vielfach zusammen; in den eben erwähnten Einzelheiten ist er jedoch zu anderen Ergebnissen gekommen als dieser Forscher, und einige seiner Aufstellungen sind inzwischen wiederum von B. Keil (Anonymus Argentinensis, Strafsburg, Trübner 1902) bestritten worden. Trotz des Zuwachses an Nachrichten über diese Periode der attischen Geschichte, den die jüngste Zeit gebracht hat, konnte also selbst in ganz elementaren Punkten eine Einigung noch nicht erzielt werden.

In einem folgenden Abschnitt fafst E. Meyer nochmals die Gründe zusammen, die für den Abschlufs eines Abkommens zwischen Athen und dem Perserkönig im Jahre 449 v. Chr. sprechen. Dieses war zwar kein feierlich beschworener Friede und für Athen kein ruhmreicher Erfolg, wozu es später gestempelt wurde, es gewährte aber Perikles für die Durchführung seiner Politik in Griechenland freie Hand. In dem Abschnitt über die Kreiseinteilung des attischen Reiches seit 443/2 weist der Verf. auf das zeitliche Zusammentreffen dieser Neuerung mit dem Ostrakismos des älteren Thukydides hin; beides hängt aber auch ursächlich zusammen, die Kimonische Politik unterliegt nun endgültig der Perikleischen, die durch das Abkommen mit Persien freigewordenen Bundesgelder werden nun zum Besten der Hauptstadt verwendet. Ihre Übertragung nach Athen erfolgte der Angabe des Strafsburger Papyrus zufolge nicht 454/3, sondern erst 450/49, sie rückt also näher an die Provinzialeinteilung heran, als man bisher glaubte. Sophokles war, als der entscheidende Schritt geschah, der Athens Herrschaft in aller Form bedeutete, Vorsitzender der Hellenotamien und wurde zwei Jahre darnach zum Strategen gegen Samos gewählt. Sehr treffend hebt E. Meyer hervor, dafs er also für seine Zeitgenossen ein Staatsmann war, dem die Musen die Gabe verliehen hatten, auch als Dichter Grofses zu leisten, dafs es daher verkehrt sei, ihn als Dichter aufzufassen, der in Politik dilettierte. Mit Thukydides verhält es sich nicht anders; auch er galt seiner Zeit nicht, wie wir ihn anzusehn gewohnt sind, in erster Linie als Geschichtschreiber, sondern als Stratege und Militär. Sophokles und Thukydides sind somit auch als Staatsmänner und nicht als Litteraten über-

zeugte Anhänger des Perikles und seiner Politik, Herodot dagegen gesellt sich als Litterat aus Kleinasien ihrem Kreise zu.

In dem Abschnitt über die attischen Finanzen wird der Volksbeschlufs des Kallias CIA I 32 eingehend behandelt und seine Abfassung auf 434/3 v. Chr. bestimmt. Dadurch wurde die Anlage eines Reichsschatzes verordnet, dessen Bildung jedoch nicht zu stande kam, weil der Ausbruch der korkyräischen Händel und des Peloponnesischen Krieges dazwischen trat. Die für die Interpretation dieses Textes wichtige Annahme, dafs auf der Rückseite des Steines die unmittelbare Fortsetzung des Beschlusses der Vorderseite geboten werde, hat A. Wilhelm bei einer Revision des Originales, die zahlreiche Verbesserungen und Vervollständigungen der bisherigen Lesungen ergab, bestätigt gefunden (Anz. d. Wien. Akad. 1901 St. XVIII). Die Anfänge der grofsen im Schatze der Athena angehäuften Geldsummen reichen nach E. Meyers Darlegungen in die Zeiten der Adelsherrschaft und der Tyrannen zurück; von den 7000—8000 Talenten, die in den fünfziger Jahren des V. Jahrh. vorhanden waren, standen, von der eisernen Reserve von 1000 Talenten abgesehen, im Jahre 421 v. Chr. nur mehr 700—800 zur Verfügung. Diese finanzielle Ebbe gehört daher mit zu den Gründen, dafs der Frieden des Nikias abgeschlossen wurde.

Um die Leistungen Athens richtig beurteilen zu können, ist es von gröfster Wichtigkeit, die Stärke seiner wehrfähigen Mannschaft und die daraus abzuschätzende Zahl der Bevölkerung festzustellen. In dieser Hinsicht ist E. Meyer zu dem Ergebnis gekommen, dafs an der Angabe des Thukydides für das Jahr 431 v. Chr. nicht zu rütteln sei. Athens Feldarmee zählte ebenso wie die Besatzungstruppe rund 13000, im ganzen also 26000 Mann Hopliten aus den drei ersten Klassen; hinzukommen 2500 Mann als Garnisonen im Bundesgebiet, 1000 Reiter, 1800 Schützen zu Pferd und zu Fufs. Von diesen waren nur die Schützen Theten, die übrigens nur als Ruderer zum Kriegsdienst herangezogen wurden. Die Gesamtzahl der wehrfähigen Athener in den drei oberen Klassen vom 18. Jahre aufwärts berechnet der Verf. auf ca. 35500, die der Theten von derselben Altersgrenze an auf ca. 20000, somit rund 55500 Bürger, was eine Gesamtbevölkerung von 170000 Seelen ergiebt, zu denen noch 40000 Metöken zu rechnen sind. Als Maximum der im V. Jahrh. anzunehmenden Sklavenzahl, für deren Berechnung allerdings sichere Anhaltspunkte fehlen, vermutet der Verf. 150000, so dafs die Gesamtbevölkerung Athens und Attikas etwa 350000 Seelen betragen hätte. Der Peloponnesische Krieg und die Pest räumten unter der Bürgerschaft furchtbar auf, 412 betrug sie nur mehr 20000, nach dessen Ende gar nur 9—10000 Köpfe. Nur für zwei Drittel dieser Bevölkerung konnten Attika und das attische Kleruchenland das erforderliche Getreide liefern, der Rest mufste durch Import gedeckt werden.

Fafst man die Ergebnisse beider Untersuchungen zusammen, so zeigt sich, dafs Athen weder finanzkräftig genug, noch seine Wehrmacht stark genug war, um die politische Aufgabe zu lösen, die es sich seit dem Ende der Perserkriege gestellt hatte. Die demokratische Eifersucht, mit der das Bürger-

recht gehütet und auf Attika beschränkt wurde, schlofs hier jene stetige, mit den wachsenden militärischen Aufgaben Schritt haltende Zunahme der Wehrmacht aus, die Rom durch die Einrichtung der Landtribus mindestens bis ins Zeitalter der Punischen Kriege und dann wieder seit Cäsar durch die Erstreckung des Bürgerrechtes auf die Provinzen bewirkte.

Aus den Herodot betreffenden Untersuchungen hebe ich folgendes besonders hervor. Verschiedene Anhaltspunkte sprechen dafür, dafs Herodot von Thurioi bald wieder nach Athen zurückgekehrt ist; sein Werk spiegelt daher die Stimmungen und Anschauungen wieder, die in Athen kurz vor und beim Ausbruch des Peloponnesischen Krieges herrschten, wie E. Meyer sehr treffend an zahlreichen Einzelheiten nachweist. Herodot hat ferner als überzeugter Anhänger der Politik des Perikles geschrieben. Wie aus jedem bedeutenden Geschichtswerk spricht also auch aus dem seinigen eine entschiedene politische Gesinnung zu uns, ohne dafs wir es deshalb als Tendenzschrift zu bezeichnen berechtigt wären. Trotz seines redlichen Strebens nach Wahrheit konnte sich aber Herodot dem Einflufs tendenziöser attischer Überlieferungen aus den Anfangsjahren des Peloponnesischen Krieges nicht entziehen; deshalb bietet er so viele Korinth gehässig beurteilende, Spartas Verhalten in den Perserkriegen ironisierende und Argos geflissentlich entschuldigende Nachrichten. Mit gleicher Gehässigkeit wird in dieser von Herodot benutzten attischen Tradition Themistokles' Andenken verfolgt, dagegen werden die Alkmeoniden und Perikles entschuldigt und verherrlicht. Als Quellen Herodots lassen sich ferner noch nachweisen die Leichenreden — ein originalattisches Produkt, das nicht erst Gorgias aufgebracht hat —, ein Verzeichnis der Völkerschaften im Heere des Xerxes und eine Beschreibung ihrer Tracht und Bewaffnung, sowie Erzählungen, wie sie von berufsmäfsigen Geschichtenerzählern vorgetragen wurden, von denen viele Herodot in nachweislich jüngerer, bereits rationalisierter Fassung zukamen.

Zu den letzten gehört nach E. Meyer auch die Geschichte von dem grofsen Bauernmädchen Phye, die als Athena verkleidet auf einem Wagen Peisistratos aus seiner ersten Verbannung nach Athen zurückführt. Der Verf. hält es für undenkbar, dafs in einer ernstlich gläubigen Zeit ernste Männer eine solche Farce in Szene gesetzt und damit ihren Zweck erreicht hätten; er erklärt die Geschichte nicht zu glauben, auch wenn zehn Augenzeugen angeführt würden, die sie bestätigten. Herodots Erzählung gilt ihm daher als ein Beispiel des schönsten Rationalismus einer älteren Version, derzufolge die Göttin Athena selbst den Tyrannen nach Athen zurückgeführt hätte. Bekanntlich berichtet Herodot weiterhin, dafs Peisistratos, nach abermaliger Verbannung zum zweitenmale zurückkehrend, seine Gegner in einer Schlacht beim Heiligtum der Athena Pallenis besiegte und dann in die Stadt einzog. Mit J. Beloch ist auch E. Meyer der Ansicht, dafs diese beiden Erzählungen (von Athena und Phye) lediglich Varianten, und zwar die erste eine poetische und dann mythisch gefafste, die zweite eine rationalistische Umdeutung der ersten seien, und dafs sie auf denselben Vorgang wie der historische Bericht über den siegreichen Einzug

nach der Schlacht von Pallene' sich beziehen. Beide Forscher nehmen daher an, dafs Peisistratos nur einmal aus Athen vertrieben und nur einmal aus der Verbannung zurückgekehrt sei. Diese bestechenden Kombinationen und die daran geknüpfte Folgerung halte ich für falsch.

Gerade die Naivetät und Gläubigkeit des attischen Volkes, von der die Erzählung Herodots Zeugnis giebt, und deren kluge Ausnützung durch den Machthaber und seinen Anhang sprechen für deren Richtigkeit. Es ist doch nicht unerhört, dafs fromme, einfältige Bauern und Bürger, insbesondere Südländer, durch einen geschickt inszenierten Theatercoup beim hellen Tage sich täuschen lassen. Warum sollen die Bauern der Diakria, die alljährlich die Epiphanie des Dionysos festlich begingen, und die kleinen Bürgersleute in Athen, die zu dem Dreizackmal des Poseidon auf der Burg andächtig wallfahrteten, nicht an eine geschickt in Szene gesetzte Epiphanie der Göttin Athena zu Gunsten des Peisistratos geglaubt haben? Ist dies wirklich so viel merkwürdiger als die Reinigung von Delos auf Grund alter Orakel, die ebenfalls Peisistratos ins Werk setzte (Thuk. III 104)? Dies war gleichfalls eine ernsthafte politische Aktion, um Athens Einflufs im Ägäischen Meere zur Geltung zu bringen; ihr Veranstalter hat aber doch sicherlich die Orakel nur zum Vorwand genommen, und der uns kindisch erscheinenden religiösen Motivierung sich bedient, weil er ihrer Wirkung auf die gläubige Masse sicher sein konnte. Noch im Winter 426/5 v. Chr. konnte diese Farce in derselben Form wiederholt werden. E. Meyer, der die Geschichte bei Herodot zehn Augenzeugen nicht glauben will, konstruiert aber gleichwohl Beloch folgend einen Rationalisten, der das Gelingen dieser Farce in Athen für möglich und glaubhaft gehalten haben mufs, da er sonst die Göttin nicht durch das Bauernmädchen ersetzt haben würde. Denn dieser erst nach der Vertreibung der Peisistratiden berichtende Erzähler kann doch nicht an die Stelle einer wunderbaren, ihm unglaublichen Geschichte eine andere gänzlich unmögliche gesetzt haben, derzufolge Peisistratos die Athener betrogen hätte. Wir haben es also hier keineswegs mit einer späteren Rationalisierung zu thun, sondern diese beiden Versionen sind gleich alt; an der offiziellen hielt die gutgläubige Menge lange fest, die Eingeweihten kannten von Anfang den wahren Sachverhalt, wie ihn die zweite, sich erst allmählich durchsetzende, dann aber die offizielle verdrängende Version berichtet.

Damit fallen aber auch die Folgerungen. Der Annahme einer blofs einmaligen Verbannung des Peisistratos widerspricht, wie E. Meyer selbst zugiebt, dafs auch nach Eliminierung der Geschichte der Athena-Phye als thatsächlich von der ersten Rückkehr immer noch die Verbindung zwischen Peisistratos und Megakles übrig bleibt. Sie trug denn auch zu dem Gelingen des auf die gläubigen Massen berechneten theatralischen Einzuges bei: Herodot stellt diesen I 60 als gemeinsam ausgeheckten Plan der beiden hin. Dazu kommt, dafs in den von Aristoteles benutzten Atthiden die zweimalige Rückkehr des Peisistratos zu verschiedenen Jahren verzeichnet stand. Wenn die beiden Erzählungen blofse Varianten des historischen Berichtes über die Schlacht von Pallene wären,

wie Beloch und E. Meyer annehmen, aus deren Kombination eine erste und zweite Rückkehr des Tyrannen entstanden ist, so würde ich ihre Anführung in umgekehrter Reihenfolge erwarten, um mit wirksamer Steigerung die dauernde Aufrichtung der Tyrannis durch das schliefsliche Eingreifen der Göttin zu motivieren. Auch ist es endlich nicht gerade leicht zu verstehen, wie aus einem Bericht über eine siegreiche Schlacht und den darauffolgenden Einzug in Athen eine Erzählung des Inhaltes entstehen soll, Peisistratos wurde von Athena auf einem Wagen, also friedlich, auf die Burg zurückgeführt. Aristoteles, der *Ἀϑ. πολ.* 14, 4 die Geschichte von Phye als *ἀρχαίως καὶ λίαν ἁπλῶς* bezeichnet, urteilte also richtiger als der kleinasiatische Rationalist Herodot, der zwar diese angebliche Rationalisierung einer älteren Version *πρῆγμα εὐηϑέστατον ὡς ἐγὼ εὑρίσκω* nennt, die Thatsache aber nicht bezweifelt hat. Das Urteil über diese Einzelheit ist für die Ansicht wesentlich, die wir uns von der Geistesverfassung der leitenden Politiker und der Masse des Volkes zur Zeit der Tyrannen bilden. Ich glaube mit E. Meyer übereinzustimmen, dafs den adeligen Politikern jener Zeit solche Vorurteilslosigkeit in religiösen Dingen zuzutrauen ist, und dafs das Volk im damaligen Athen in seinen Anschauungen befangen und, verglichen mit den Griechen in Kleinasien, rückständig war. Beides zusammengenommen läfst mir aber das Gelingen des Truges und daher die zweimalige Verbannung des Peisistratos durchaus glaublich erscheinen.

Uns mutet die Weltanschauung Herodots, über die E. Meyer in einem folgenden Abschnitt handelt, altväterisch und konservativ an, für Athen war sie um ihres rationalistischen Einschlages willen neu. Denn Herodot ist, wie E. Meyer gezeigt hat, Vertreter eines Empirismus, der sich über den Rationalismus und dessen apriorische Postulate erhebt, er ist Empirist, auch wo er von dem direkten Eingreifen der Götter in die Geschichte und der Untrüglichkeit der Orakel spricht. Seine Auffassung der Götter ist durchaus volkstümlich: sie handeln nicht nach ethischen Normen, sondern nach Willkür, wie es ihnen gefällt, und der Mensch hat sich darein zu finden. Diese Anschauungsweise war also dem perikleischen Athen eigentümlich, und Herodot wie Sophokles sind also auch in dieser Hinsicht dessen Repräsentanten. Zu der seltsamen Mischung von Gläubigkeit und Rationalismus bei Herodot hat gewifs der Umstand beigetragen, dafs er aus der geistigen Atmosphäre Kleinasiens nach dem hellenischen Mutterland, speziell nach Athen versetzt wurde, wo der fromme alte Glaube durch den wundersamen Ausgang und Fortgang des grofsen Krieges eben erst wieder gefestigt worden war.

Aus dem Abschnitt über Thukydides hebe ich vor allem hervor, dafs darin die Ullrichsche Hypothese von der selbständigen Ausarbeitung des Archidamischen Krieges mit all ihren Varianten verworfen wird. Darin, dafs Ullrichs Hypothese sich jetzt noch ziemlich allgemeiner Anerkennung erfreut, erkennt E. Meyer einen Beweis, wie wenig Beachtung die philologische Forschung der Fundamentalfrage geschenkt hat, ob das erste Buch die Ursachen des Archidamischen oder des Peloponnesischen Krieges darlege, ob das Werk von Anfang unter der Anschauung geschrieben sei, dafs der Krieg von 431—404 eine

Einheit bildet, oder ob diese Einsicht dem Schriftsteller erst allmählig gekommen ist.

Bei abermaliger Betrachtung aller Stellen in den vier ersten Büchern, die den zehnjährigen Krieg zur Voraussetzung haben sollen, oder die nach Kirchhoff dem Thukydides erst später bekannt gewordene Materialien enthalten, bleibt eine einzige (IV 48) übrig, an der versehentlich eine Bezugnahme auf den Archidamischen Krieg stehen geblieben ist. Von der dessen Erzählung mit dem folgenden verbindenden Partie des V. Buches mufs ferner zugegeben werden, dafs sie infolge einer Zwangslage des Autors nicht glücklich komponiert ist. Im übrigen ist aber das Werk einheitlich und erst nach dem Ende des Krieges in die uns vorliegende Form gebracht. E. Meyers folgende Betrachtungen über dessen Ausbruch gipfeln in dem Nachweis, dafs die Furcht Spartas vor dem stetigen Machtzuwachs Athens nur nach 404 und nicht nach dem Nikiasfrieden oder noch früher als die wahre Ursache des Krieges angesehen werden konnte. Eine eingehende Analyse der Ereignisse von Pylos und Sphakteria beweist dem Verfasser ferner dasselbe, die Auslassungen und Mängel der Bücher V—VIII aber, die als Beweise für deren Nichtvollendung angeführt werden, beruhen auf irriger Beurteilung der historischen Kunst des Thukydides. Insbesondere die Reden, von denen die Leichenrede und die letzte Rede des Perikles näher besprochen werden, beweisen gleichfalls die Abfassung nach 404 v. Chr.

Ich habe bisher zu den Anhängern der Ullrichschen Hypothese gehört, gestehe aber, dafs sie mir nach diesen Auseinandersetzungen nicht mehr haltbar erscheint. Auch bei anderen antiken Autoren (Herodot, Aristoteles *'Αϑ. πολ.*) hat sich allmählich gezeigt, dafs es besser ist, sich mit einigen kleinen Unebenheiten ihrer Werke abzufinden, statt künstliche, mehr Schwierigkeiten erzeugende als vorhandene beseitigende Hypothesen aufzustellen. E. Meyers Thukydides betreffende Darlegungen bieten zusammen mit I. Bruns' Litterarischem Porträt einen vorläufigen Ersatz für jenen historischen Kommentar zu diesem Schriftsteller, der klar zu legen hätte, weshalb Thukydides so darstellt, wie er es thut, weshalb er eine Rede an einer bestimmten Stelle einlegt, warum er es an einer anderen unterläfst, warum er einmal die direkte, einmal die indirekte Form wählt.

Ein folgender Abschnitt befafst sich mit dem VIII. Buch, das besonders handgreifliche Spuren der Unvollendetheit an sich tragen soll. Es wird gezeigt, dafs weder das Fehlen der Reden, noch die angeblich darin enthaltenen doppelten Relationen dies beweisen. Auch die jüngst auf Aristoteles *'Αϑ. πολ.* gestützten, gegen die Thukydideische Darstellung der Revolution der Vierhundert gerichteten Vorwürfe fallen nach E. Meyer in nichts zusammen. Von einem an sich sehr gleichgültigen Irrtum abgesehen, schildert vielmehr Thukydides dieses Ereignis richtig und mit wirklich historischem Verständnis, während Aristoteles trotz der Benutzung der Urkunden, oder vielmehr deshalb, weil er meinte, Urkunden reichten hin, um ein authentisches Bild der Ereignisse zu geben, Irrtümer vortrug. Getäuscht durch die Urkunden läfst er nämlich die

Ereignisse sich in gesetzlichen Formen vollziehen, während Thukydides seinen Blick als Historiker dadurch beweist, dafs er den revolutionären Gewaltstreich als solchen erkannt hat. U. Köhler (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1900 S. 803) hat gegen diese Auffassung E. Meyers neuestens Einwände erhoben. Ich verstehe nicht, wie man die Aristotelische Darstellung festhalten kann. Indem Aristoteles die Angaben der Urkunden mit Thukydides verband, widerspricht er gerade an einem entscheidenden Punkte sich selbst. Kap. 29, 5 heifst es, 5000 sollen Bürger sein, und ihre Liste soll ein Hunderterausschufs aufstellen, nach Kap. 30 wählen diese 5000 — die also doch existiert haben müssen — einen Hunderterausschufs für den Verfassungsentwurf, und Kap. 32 heifst es nochmals 'die von den 5000 gewählten Hundert'. Dann aber nach Kap. 30, 3 sollen auf einmal konform mit Thukydides die 5000 *λόγῳ μόνον* bestanden haben, in Wahrheit die 400 alles gemacht haben. Aristoteles ist also doch zweifellos der widerspruchsvollen Überlieferung nicht ganz Herr geworden. Freilich beweist dieser Defekt seiner Darstellung nicht die Richtigkeit der Thukydideischen Auffassung, aber für diese spricht, dafs Thukydides die bei Aristoteles benutzten Urkunden gekannt hat — was Köhler freilich ohne Gründe bestreitet —, dafs er aber daneben auch noch Informationen von Teilnehmern der Ereignisse hatte, also über ein reichhaltigeres Material verfügte und zu den Akten die für den Historiker unentbehrliche Ergänzung durch zeitgenössische Berichte heranziehen konnte.

Von einer Wiedergabe des Inhaltes der lehrreichen chronologischen Untersuchungen mufs ich hier ebenso absehen wie von den zahlreichen Exkursen dieses Bandes; die Einzelforschungen, die er enthält, gehören zu dem Wertvollsten, was aus jüngster Zeit über griechische Geschichte vorliegt.

E. Meyer verbindet aber mit der Begabung und der umfassenden Kenntnis, die für die Forschung notwendig ist, auch das Talent anschaulicher Darstellung. Davon bietet der dritte Band seiner Geschichte des Altertums eine neue glänzende Probe. Die volle Vertrautheit mit den orientalischen Geschichtsquellen befähigte ihn vor allem in dem ersten 'Der Orient unter der Herrschaft der Perser' betitelten Buche ein Gesamtbild des Achämenidenreiches zu entwerfen, wie wir es bisher noch nicht besessen haben. Dadurch wird zum erstenmale deutlich gemacht, welch grofsen Fortschritt die persische Reichsorganisation gegenüber den älteren orientalischen Despotien bezeichnet, wie grofsartig die Leistungen des Kyros und Dareios sind. Ein besonderer Abschnitt ist dem Judentum gewidmet, dessen eigenartige Entwickelung durch die religiöse Toleranz der Perserherrschaft ermöglicht wurde. Das zweite Buch, dem ein Abschnitt über die griechische Quellenkunde bis auf Philipp von Makedonien vorausgeschickt wird, enthält in sieben Abschnitten die Geschichte der Perserkriege von 490 bis zum Dreifsigjährigen Frieden. Die Kämpfe der Westgriechen gegen Karthager und Etrusker werden darin zugleich mit den Ereignissen im eigentlichen Hellas behandelt. E. Meyer betont, dafs die Angriffe der Perser und der Karthager nicht zufällig zu gleicher Zeit stattfanden, sondern, wie schon Ephoros gewufst hat, das Ergebnis eines Einverständnisses der

beiden Grofsmächte waren. Der Sieg der Hellenen auf beiden Kriegsschauplätzen stellte ihnen die Aufgabe, nun ihrerseits ein grofses Reich zu schaffen. Das Mifslingen dieser Versuche im Osten wie im Westen ist in der zweiten Hälfte dieses Bandes dargestellt, der als vierter des Gesamtwerkes bereits vorliegt und die Buch- und Paragraphenabteilung des dritten fortsetzt, jedoch den in Aussicht genommenen Endpunkt ebenfalls nicht erreicht, sondern nur die griechische Geschichte bis zum Jahre 404 v. Chr. enthält. Erst mit der Mitte des vierten Jahrhunderts ist, wie E. Meyer bemerkt, in der Geschichte der Mittelmeervölker wiederum ein gleich bedeutsamer Einschnitt erreicht wie mit dem Beginne des fünften. Damals ging die politische Führung an die weiter nördlich sefshaften, später in die Mittelmeerkultur eingetretenen Makedonier und Römer, an jene rascher, an diese allmählicher über.

In jener Periode der alten Geschichte, die durch diese Grenzpunkte bezeichnet wird, haben die Griechen auf politischem und geistigem Gebiet das Hervorragendste geleistet. Ihre Schöpfungen auf beiden Gebieten stehen aber in so engem Zusammenhang, dafs eine wirklich historische Betrachtung auch beide zusammenfassen mufs. Die Kriege dieser Zeit, ihre wirtschaftlichen und politischen Wirkungen, vor allem die Entwickelung der Demokratie, sind nicht zu verstehen, wenn nicht zugleich der vollständige Umschwung dargestellt wird, der sich in Folge des Sieges über die Perser in der Religion, im Geistesleben und in der Weltanschauung der Griechen vollzogen hat. Aufschlufs darüber bieten insbesondere die Dichter, von denen daher Pindar und Äschylos in dem vierten Bande ausführlich besprochen sind.

Es ist gegenwärtig schon keine ganz leichte Aufgabe, über den Wust widersprechender Meinungen sich zu erheben, eine wirklich einheitliche und lebendige Anschauung auch nur über die Überlieferung des V. Jahrhunderts zu gewinnen und anderen zu vermitteln. E. Meyer hat daher in dem einleitenden, die Quellen der griechischen Geschichte bis auf Philipps Zeit behandelnden Abschnitt, auf den Forschungen anderer und seinen eigenen Untersuchungen aufbauend, vor allem dieser Aufgabe sich unterzogen und zugleich in wenigen charakteristischen Strichen den Entwickelungsgang der neueren griechischen Geschichtschreibung vorzüglich gekennzeichnet. Der unhistorische Standpunkt des Groteschen Liberalismus gilt ihm ebenso als endgültig überwunden wie die ästhetische und unpolitische Betrachtungsweise von E. Curtius. Rankes Abrifs in der Weltgeschichte bezeichnet er wie J. Burckhardts Griechische Kulturgeschichte als Werke, die der Forscher unwillig bei Seite wirft, und er gedenkt dann vor allem der grofsen Verdienste, die v. Wilamowitz mehr als irgend ein anderer Lebender für die Erschliefsung eines tieferen und lebensvolleren Verständnisses des Griechentums und seiner Geschichte erzielt hat.

Die folgende Darstellung der 54 Jahre griechischer Geschichte seit dem Siege der Athener bei Marathon und dem Siege der sizilischen Griechen an der Himera umfafst rund 400 Seiten. Sie enthält gleichwohl nicht mehr, als ihrer alle anderen weltgeschichtlichen Perioden überragenden Bedeutung gemäfs ist, mag man den Mafsstab für diese Schätzung von den Ereignissen und Er-

rungenschaften selbst oder von ihrer Wirkung auf die Folgezeit nehmen. Ein wirkliches Verständnis dieser in ihrer Art einzigen Zeit war ferner ohne wiederholtes Zurückgreifen auf schon im zweiten Bande Besprochenes und ohne Vorgreifen auf später erst zu Besprechendes nicht zu gewinnen. Dazu kommt, dafs Veränderungen und neue Erscheinungen im geistigen Leben eines Volkes nur durch diese Art der Betrachtung als im steten Flusse befindlich dargestellt werden können. Die Leser werden daher E. Meyer Dank dafür wissen, dafs er in diesem Bande manche Gedankenreihen wiederholt und weiter ausgeführt hat, die bereits in dem vorhergehenden angesponnen waren.

Im Mittelpunkte der Geschichte Athens während der Perserkriege steht als der gröfste Staatsmann und das gewaltigste Genie Themistokles, den im ganzen Altertum richtig zu würdigen allein Thukydides grofs genug war. Dafs die Spartaner ihn mit schnöden Beschuldigungen verfolgten, ist begreiflich, er war ihr furchtbarster politischer Gegner; dafs aber Neid, Mifsgunst und Furcht vor der unheimlichen Gröfse des Mannes zu seiner Verurteilung führten, bezeichnet E. Meyer mit Recht als das gröfste politische Verbrechen des Demos von Athen. Es war nötig, dafs dies wieder einmal besonders nachdrücklich ausgesprochen wurde, da die gehässige Tradition bei Herodot und die kurzsichtige Beurteilung des Staatsmannes in der philosophischen Litteratur der Griechen zahlreiche Anhänger hat und neuestens noch der Vorwurf hinzugekommen war, dafs er eine faule Paschaexistenz in Magnesia bevorzugt habe. In der Umwandelung des Archontates in ein Losamt 487/6 sieht E. Meyer die einschneidenste Verfassungsänderung des V. Jahrh., weil dadurch die letzte athenische Magistratur ihres Einflusses verlustig ging, die wirklich noch eine Macht hatte. Als Urheber dieser Mafsregel gilt ihm Themistokles, der aber nicht deshalb den Staat demokratisierte, weil er ein radikaler Demokrat war, sondern weil er zur Schaffung der athenischen Seemacht keinen anderen Weg sah und weil er die für die Machtstellung des Staates unentbehrlich hielt. Wie jedem grofsen Staatsmann war auch dem Themistokles die Verfassung nicht Zweck, sondern nur ein Mittel, und als Zweck des Staates galt ihm die Bethätigung seiner Macht. Durch die Leutseligkeit des Kimon hat sich E. Meyer nicht täuschen lassen und seine Politik verurteilt, wie sie es verdient. Vortrefflich ist ferner auseinandergesetzt, dafs gerade die extreme Demokratie mit ihrem durch alle erdenklichen Schranken eingeengten, jährlich wechselnden Beamtenstand und mit ihrem gänzlichen Mangel jeder politischen Tradition und jeder Initiative der führenden Vertrauensmänner am allerwenigsten entbehren kann. Die Auffassung der Alten, die die Geschichte Athens als die einer Serie von Demagogen darstellt, ist also doch berechtigt. Gerade in der extremen Demokratie, die allen Bürgern völlig gleiches Recht einräumt, giebt es keine Politik der Masse, sondern hier lenken erst recht Individuen die Geschicke des Staates. Die exceptionelle Stellung des Perikles erklärt sich E. Meyer daraus, dafs er als der erkorene Vertrauensmann des Volkes zugleich kontinuierlich wiedergewählter Oberstratege war. Ihm dieses Amt so oft zu übertragen, als das Volk es wollte, war die Möglichkeit vorhanden. Eine der zehn Strategenstellen wurde, wie

E. Meyer annimmt, durch Wahl aus dem gesamten Volke besetzt, während für die neun übrigen die Wahl auf die Phylen beschränkt war. Diese Einrichtung erschliefst der Verf. daraus, dafs in den uns vollständig bekannten Strategenkollegien eine Phyle nicht, eine andere dagegen zweimal vertreten ist.

Sowie die radikale Demokratie in Wirklichkeit doch keine Massenherrschaft ist, so verträgt sie sich auch ganz vortrefflich mit den Interessen der Kapitalisten; mit Recht betont E. Meyer, dafs in Athen die Kapitalisten zu ihren überzeugtesten Anhängern gehören. Unter der extremen Demokratie hat die kapitalistische Entwickelung der athenischen Gesellschaft infolge des zunehmenden Verkehrs und der Fabrikation die gröfsten und uneingeschränktesten Fortschritte machen können.

Das grofse Problem endlich, nach dessen Lösung im V. Jahrh. die beiden sonst so gründlich verschiedenen Mächte Judentum und Griechentum gerungen haben, ist das Verhältnis und die Stellung des Individuums zur Gesamtheit, zum Staat und zur Religion. Der Emancipation des Individuums stellt sich in Judäa die Kirche, in Hellas der Staat entgegen. Allein auch in Hellas gab es Ansätze zur Bildung einer Kirche, und ein Sieg der Perser hätte wohl die Folge gehabt, dafs auch hier mit Hilfe der geistlichen Autorität entsprechend den Überlieferungen der politischen Reichspolitik wäre regiert worden. Dadurch, dafs die persische Entscheidung zu Gunsten der Hellenen fiel, wurde also verhindert, dafs die griechische Kultur, gleich der orientalischen, in der Religion aufging, einem freien geistigen Leben wurde die Bahn eröffnet. Der Ausgang der Perserkriege bewirkte aber zunächst durch seine die ganze Nation erschütternden Ereignisse eine Kräftigung des alten religiösen Glaubens; zunächst wird zwischen dem Gewissen des Einzelnen und den geltenden Satzungen des Staates und der Religion noch einmal ein vermittelnder Weg gefunden, aber schon die nächste Generation greift das Problem wieder mit Entschiedenheit auf und tritt für das Recht des Individuums ein im Gegensatz zur Tradition, zum Staat, zur Religion und zum Sittengesetz.

Mit demselben weiten Blick und tiefen Verständnis für politische, religiöse und wirtschaftliche Erscheinungen, mit dem gleichen feinen Sinn für dichterische Schöpfungen wie in den Abschnitten über die Perserkriege wird am Schlusse dieses Bandes das sizilische und unteritalische Griechentum charakterisiert und die eigenartige Entwickelung geschildert, die Massalia, Kyrene und die karthagische Handelsmacht genommen haben.

Die volle Herrschaft über den Stoff verführt den Verf. nirgends, sich in blofsen Aperçus zu ergehen; erschöpfend und vollständig verläuft die Darstellung, getragen von einer wohlthuenden Wärme der Empfindung, die jedoch den ruhigen und klaren Blick nirgends trübt. E. Meyer wird der Gröfse der Hellenen gerechter als deren Panegyriker, er bringt die unendliche Mannigfaltigkeit der Zeiten und Menschen anschaulicher zur Darstellung als bisher. Bei aller Entschiedenheit des Urteils ist er sich dennoch der Grenzen stets bewufst, die jeder menschlichen Erkenntnis gezogen sind. 'Die Einseitigkeiten, die Abhängigkeit von ephemeren Erscheinungen der Gegenwart, die zweifellos

auch unserer Auffassung anhaften, wird erst eine spätere Generation richtig zu erkennen vermögen; dafs wir in politischen Fragen unparteiischer geworden und dadurch zu einem richtigeren und umfassenderen historischen Urteil gelangt sind, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können.'

Von dem Werke dieses Gelehrten, der wie wenige der Lebenden so allseitige Studien angestellt hat, dafs er sich als selbständiger Forscher mit J. Oppert über den Text susischer Keilinschriften, mit den Assyriologen über die babylonischen Kontrakttäfelchen, mit Wellhausen und anderen Kritikern des alten Testamentes über Esra, Nehemia, das Estherbuch und die nachexilische Entwickelung bei den Juden, mit den klassischen Philologen über die Entstehung des Thukydideischen Geschichtswerkes auseinanderzusetzen vermag, wende ich mich zu einem anderen, ebenfalls die griechische Geschichte behandelnden Buche, dessen Verfasser erklärt, dafs es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, für seine weltgeschichtliche Betrachtungsweise auch nur zu der monographischen Litteratur, geschweige denn zu den Quellen herabzusteigen. So Kurt Breysig[1]) im Vorwort zu seiner Kulturgeschichte der Neuzeit, der im II. Band 1. Hälfte das Altertum ebenso ausführlich wie Chamberlain in seinen 'Grundlagen des XIX. Jahrh.' als Vorstufe der Neuzeit behandelt.

K. Breysig unterscheidet drei Formen der historischen Arbeit, die durch ihr Verhältnis zum Stoff bestimmt werden: die Monographien, die das Nachrichtenmaterial zurechtrichten und intensiv bearbeiten, die Bücher gröfseren Umfanges, die eine Nationalgeschichte eines halben oder ganzen Jahrhunderts oder einen einzelnen Kulturzweig für einen längeren Zeitraum zusammenfassen und den ganzen Forschungs- und Nachrichtenbestand beherrschen, endlich eine dritte Reihe historischer Werke, zu denen J. v. Müller, Schlosser, L. Rankes Weltgeschichte zählen, die noch weiter greifen und sich als universalgeschichtliche Versuche darstellen. Sieht man von den für die Einteilung minder wesentlichen quantitativen Verschiedenheiten ab, so bleibt in der That das Verhältnis der Schriftsteller zu dem historischen Stoff mafsgebend. Nach Breysigs eigener Distinktion beherrschen diesen die Gruppen I und II, Gruppe III dagegen nicht. Dies ist aber auch gar nicht nötig, weil dafür die Gruppen I und II genügend vorgearbeitet haben, und weil nicht einzusehen ist, weshalb nicht darstellende, von den tüchtigsten Gelehrten verfafste Bücher als Fundament einer höheren Betrachtungsweise verwendbar sein sollen. Die bisherigen Vertreter der dritten Gruppe haben allerdings dieses Zugeständnis nicht gemacht, sie dürften auch mit dieser Charakterisierung ihrer Arbeiten kaum einverstanden sein, denn sie würden bestreiten, dafs eine historische Arbeit, die von vornherein auf selbständige Kenntnisnahme des Stoffes Verzicht leistet, überhaupt als wissenschaftlich gelten dürfe. Arbeiten, die auf den Forschungen

[1]) Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit, vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. I. Bd. Aufgaben und Mafsstäbe einer allgemeinen Geschichtsforschung. II. Bd. Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. 1. Hälfte: Urzeit, Griechen, Römer. Berlin, Bondi 1900, 1901, XXXV u. 291, XXII u. 518 S. 8⁰.

anderer ruhen, bezeichnet man als Kompilationen, mochten deren Verf. noch so geschickt und geistreich zu Werke gehen, mochte man ihnen auch für noch so viele Anregung dankbar sein. Damit soll gesagt sein, dafs ihre Verf. notwendig über Dinge sprechen müssen, die sie nicht von Grund auf kennen, und dafs in solchen Büchern neben den ursprünglichen Vermittlern der Nachrichten notwendig noch eine oder mehrere spätere Individualitäten zu Worte kommen, die bei der Urteilsbildung auszuschliefsen sind, wie das erste und oberste Grundgesetz aller historischen Kritik lehrt. Aus diesem Grunde gelten Kompilationen als unwissenschaftlich. K. Breysig sagt überdies selbst in diesem Bande über die empirische oder, wie er sie mit Vorliebe nennt, die beschreibende Geschichtswissenschaft so viel Nachteiliges, er stellt den geistigen Horizont ihrer Vertreter so eng dar, dafs man nicht begreift, woher er den Mut nahm, eingestandenermafsen auf einige Bücher gestützt, die solche Forscher geschrieben haben, seine eigene deduktive Darstellung aufzubauen.

Es fragt sich also, weshalb der Verf. ein solches Odium auf sich nimmt, welcher Seite seiner Darstellung die Kraftersparnis zu gute kam, die erzielt wurde, welche Fortschritte durch diesen Verzicht auf eines der Grundgesetze historischer und überhaupt aller Forschung erzielt worden sind. Um diese Fragen zu beantworten, ist es nötig, kurz auf den ersten Band des Werkes einzugehen.

Breysig ist der Ansicht, die Geschichtswissenschaft habe lange unter der Täuschung gelitten, die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse sei an sich eine Ordnung des Stoffes, deshalb sei sie durch zwei Jahrtausende bei der Beschreibung stehen geblieben, um so mehr, da sich ihr in der Betonung der Kausalität auch ein inneres Band von selbst darbot. Eine systematische Forschung, die ernstlich diesen Namen verdient, begann in der Historie erst im XVIII. Jahrh. Erst von da an zerlegte man alles Geschehen auch in materiell gespaltene Entwickelungsreihen, erst von da an bildete man wie in den übrigen systematischen Wissenschaften Typen, fand man Abstraktionen, stellte man Gesetze auf und überbrückte man durch Hypothesen und deduktive Schlufsfolgerungen die Lücken der Erkenntnis. Jetzt erst wurde sich die Geschichtswissenschaft ihrer wahren Aufgabe bewufst: der Königin aller Wissenschaften, der Philosophie, brauchbares, weil systematisch verwendbares Material zu liefern. Dieser ihrer wahren Aufgabe will auch der Verf. dienen, deshalb hat er einen Band mit methodologischen Erörterungen geschrieben, um, wie dies jetzt Sitte ist, durch eine neue Definition zu zeigen, was die Geschichtswissenschaft eigentlich ist oder sein sollte. Sie heifst Sozialgeschichte.

Die Sozialgeschichte stellt natürlich, trotz verschiedener Komplimente, die K. Breysig der empirischen Forschung macht, doch ein Höheres als diese dar. Ausdrücklich wird gesagt, dafs sie richtiger verfährt als jede andere (S. 16), dafs sie allein die Gesamtheit der Bethätigungen des handelnden Lebens der Völker umfafst (S. 18), dafs sie allein den systematischen Wissenschaften ihr Einteilungsprinzip und objektive Mafsstäbe entnimmt. Das soziale oder, wenn man will, das sittliche Verhalten der Menschen untereinander, auf seine letzte

und allgemeinste Formel gebracht, kann allein den Stoff historischer Betrachtung bilden. In der Begründung des Satzes, dafs alle Erscheinungen des sozialen und geistigen Lebens in die Betrachtung einbezogen werden müssen, geht K. Breysig von einer durchaus nicht neuen These aus, verallgemeinert aber diese Forderung in einer fast Schwindel erregenden Weise. Diese These lautet, dafs das wichtigste Ziel aller historischen Erkenntnis das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft ist, dafs es Zeiten giebt, in denen der Individualismus vorherrscht, andere, in denen die associativen Tendenzen überwiegen. Das haben aber auch die 'beschreibenden' Historiker schon erkannt; Mommsen sagt dasselbe, wenn er bemerkt, dafs alles historische Leben sich als ein Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit darstelle. E. Meyer spricht in seiner Geschichte des Altertums, der K. Breysig Lob spendet, von der strengen Konvention, die im griechischen Mittelalter herrschte, von der genossenschaftlichen Gliederung des damaligen Staates und von deren Zersprengung durch die Emanzipation des Individuums gerade genug, um zu zeigen, dafs es auch bei den 'beschreibenden' Forschern nicht an solchen höheren Gesichtspunkten fehlt, und dafs auch sie der Königin der Wissenschaften und den systematisierenden Historikern Brauchbares liefern. K. Breysig aber ist von der seltsamen Vorstellung beherrscht, als ob es irgend eine ernsthaft zu nehmende historische Arbeit gäbe, die nicht etwas von dem enthalten würde, was er Systematik nennt, als ob philosophische Disziplinierung jemals für den Historiker als entbehrlich gegolten hätte. Auch die meisten der Forderungen, die er an die Historiker stellt, sind keineswegs neu. Thukydides hat bereits Typen geschaffen, Aristoteles hat Verfassungstypen gezeichnet und seine Betrachtung in materiell verschiedene Entwickelungsreihen gespalten; Breysig selbst anerkennt dies, wo er im zweiten Bande des Aristoteles Verdienste um die Systematik hervorhebt. Und hat nicht Platon eine aus der Psychologie gewonnene Systematik auf den Staat übertragen? Wo bleiben also die fast 2000 Jahre beschreibender Geschichtswissenschaft?

Die Systematik, sagt der Verf., hat den Rahmen, die Geschichte dessen Füllung zu liefern. Zugegeben, was ich bestreite, dafs die Rollen so zu verteilen sind, so kann doch die systematische Forschung, weil sie eingestandenermafsen sich mit dem Stoff nicht näher zu befassen vermag, diesen Rahmen doch wieder nur aus der beschreibenden Geschichtswissenschaft gewinnen. Mehr als einmal hat sich überdies gezeigt, dafs der Rahmen, den die Systematiker lieferten, zu dem Bilde nicht passen wollte, das die Geschichtswissenschaft aus den Quellen erarbeitete. Wenn auch die Historie der Philosophie viel schuldet, so hat sie doch gerade dann die gröfsten Fortschritte erzielt, wenn sie sich von philosophischer Systematik frei gemacht und auf eigene Füfse gestellt hat. Sehr häufig mufs denn auch der Verf. — was für historischen Sinn und für historische Schulung spricht — in diesem Bande darauf aufmerksam machen, dafs seine systematischen Distinktionen der Wirklichkeit nicht entsprechen, dafs sie nur mit zahlreichen Einschränkungen (Klauseln) Gültigkeit haben, dafs sie nur die gegensätzlichen Pole einer Linie darstellen, auf der unendlich viele

Übergangsformen liegen. Wenn also selbst ein so überzeugter Systematiker auf Schritt und Tritt den Eindruck gewinnt, dafs die Rechnung nicht stimmt, was die Empiriker gern bestätigen werden, so begreift man den stets wiederholten Tadel nicht, dafs die beschreibende Geschichte nur eine unübersichtliche Masse von Einzelerscheinungen biete. Man staunt ferner über den systematischen Fanatismus des Verf., der überzeugt ist (S. 204), die Geschichtschreibung werde in absehbarer Zeit zu den Mitteln tabellarischer, zahlenmäfsiger, ja selbst graphischer Darstellungen greifen — was übrigens schon da war —, der es aber auch für möglich hält, dafs die Geschichte ihre Ergebnisse in Formeln kleiden werde wie die Chemie — was allerdings noch nicht da war. Nach K. Breysig fehlt dazu nur noch eine schärfere Bestimmung der psychologischen Begriffe. In der Charakteristik der Männer des Empirismus und in der schroffen Entgegenstellung empirischer und deduktiver Forschung geht der Verf. soweit, zu behaupten (S. 240), dafs die konsequent empirischen Naturforscher allen Gesetzen der natürlichen Entwickelung ihr Anathem entgegenschleudern. Aber es giebt doch eine nicht kleine Zahl von Empirikern, die zwar an einer natürlichen Entwickelung festhalten, sich aber nicht vermessen, alle ihre Gesetze zu formulieren, die gewisse Erscheinungen kennen, deren Erklärung durch die bisher aufgestellten nicht gegeben werden kann.

Der Verf. ist darauf gefafst, dafs seine systematische Betrachtungsweise von seiten empirischer Forscher Angriffen ausgesetzt sein werde. Er tritt daher solchen Einwänden entgegen und lehnt u. a. S. 245 einen Vorwurf empirischer Polemik gegen die vornehmlich deduktiv verfahrende Forschung durch einen Vergleich ab. Der allgemeinen Arbeit werde vorgeworfen, sie stelle eine Einzelheit ganz falsch dar: in der Regel sei es die, über die der Ankläger speziell unterrichtet ist. Dabei hat weder der Angegriffene noch der Beschwerdeführer Unrecht, sondern nur der Gesichtswinkel oder die Entfernung der Betrachtung ist verschieden. Die Luftschiffer berichten, dafs aus grofser Entfernung die Städte wie rötlich-braune Flecken aussehen. Wenn nun jemand, der auf dem Dach seines Hauses ein Gärtchen hat, behaupten wollte, dies müsse von oben grün aussehen, so würde man lächeln; über viele ebenso unbegründete und im einzelnen ebenso berechtigte Einwürfe gegen wissenschaftliche Theorien lächele man aber nicht. In dieser Beweisführung hat eine kleine Verschiebung des Sachverhaltes stattgefunden, wie dies bei der Anwendung von Gleichnissen oft der Fall ist. Solange die Luftschiffer blofs versichern, dafs die Städte wie braune Flecke aussehen, ist es thöricht ihre Aussage zu bezweifeln, der Widerspruch ist aber dann berechtigt, wenn sie behaupten, die Städte sind braune Flecke, oder wenn sie so hoch über den Wolken schweben, dafs sie überhaupt nichts mehr wahrnehmen. Das thun aber deduktive Forscher sehr häufig. K. Breysig sagt z. B. S. 208: 'Die griechische Wissenschaft trachtet in ihren Anfängen nicht der Praxis zu dienen, sie richtet sich auch nicht auf irgendwelche metaphysische Probleme.' In diesem Falle ist der deduktive Forscher so weit von dem Objekte entfernt, dafs er die praktische Nutzanwendung, die Thukydides sogar von seinem Ge-

schichtswerk erwartet, nicht mehr ausnimmt, dafs er die Metaphysik, die in der ionischen Philosophie steckt, nicht mehr zu sehen vermag. Darum stellt er diese Thatsachen in Abrede, und dagegen mufs Widerspruch erhoben werden. Nicht anders ist es mit der Behauptung S. 126, dafs die Erforschung der Zustandsschilderungen bei Homer nur einen sehr geringen Ertrag gegeben hätte; diesem Satz widerspricht der Verf. selbst II 1 S. 32, wenn er sagt, dafs die sozialen Zustände durch die Homerischen Gedichte zwar nicht historisch, aber immerhin nicht unsicher beleuchtet würden. Das gleiche gilt von dem Satz S. 72, dafs es internationale Stände und Klassen im Altertum nicht gegeben habe. S. 86 heifst es ebenso bestimmt, dafs die Demokratie (wie die konstitutionelle Monarchie) aller Zeiten aus dem Streben des Einzelnen entsprungen sei, sich der Macht des Staates zu entziehen, und dafs in dieser Verfassung prinzipiell das Bestreben verfolgt werde, den Einzelnen gegen die Macht des Staates sicher zu stellen. Im Altertum mindestens, das den Menschen als *ζῷον πολιτικόν* definiert, ist der Staatsgedanke so lebendig und mächtig, dafs auch die entschiedensten Demokraten nie daran dachten, sich der Macht des Staates zu entziehen oder sich vor ihr sicher zu stellen, sondern sie wollten solche Veränderungen seiner Einrichtung herbeiführen, die ihnen einen Anteil an dieser Macht sicherten. Eine den Staat negierende Tendenz liegt der antiken Demokratie ferne, auch wo sie von sozialen Antrieben ausgeht. Der Satz ist aber richtig, wenn man an Stelle des Einzelnen und des Staates die Masse der politisch Rechtlosen und die Herrschaft des Adels setzt; freilich ist es dann um die systematische Antithese geschehen: Neigung des Einzelnen sich dem Staat unterzuordnen ist der Ursprung des Absolutismus; das Streben der Einzelnen sich ihm zu entziehen führt zur Demokratie (konstitutionellen Monarchie).

Die Sozialgeschichte, wie sie der Verf. definiert, ist nichts als eine etwas anders gerichtete, universeller gefafste Kulturgeschichte; ein neuer Name tritt an die Stelle eines anderen durch vorherrschenden Dilettantismus in Mifskredit geratenen. Die zur Begründung der Sozialgeschichte vorgebrachten Darlegungen enthalten zwei wertvolle Zugeständnisse. Der Verf. bedauert, dafs er den ganz grofsen Menschen im Rahmen dieser Betrachtungsweise nicht mehr Rücksicht und Raum habe gönnen dürfen, und mit zarter Scheu bemerkt er, dafs es unendlich schwierig sei, Individuen zu kennzeichnen. Die Anschauung, dafs die Massenerscheinungen die Hauptsache und die Individuen die Nebensache seien, scheint also wenigstens teilweise überwunden, allein die ebenso irrige Vorstellung besteht noch fort, dafs eine wissenschaftliche Erkenntnis der grofsen Zusammenhänge, der Erscheinungen in der Tiefe des Stromes geschichtlichen Lebens, eine Systematik ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit möglich, dagegen eine lebendige Anschauung des einzelnen Menschen kaum oder nicht zu gewinnen sei. K. Breysig sagt ferner (S. XXI), man könne keinem Menschen zumuten Kunsturteile nachzusprechen, weshalb er sich begnüge nur über solche Kunstwerke sich zu äufsern, die er aus eigener Anschauung kenne. Hier ererwacht also plötzlich das historische Gewissen des Verf., angesichts der Kunst empfindet er das Bedürfnis, zu den Quellen niederzusteigen und zu diesen ein

selbständiges Verhältnis zu gewinnen. Nun begreift man erst recht nicht, dafs er kurz vorher für andere Gebiete der Sozialgeschichte ein gleich intimes Verhältnis zum Stoff für unnötig erklären konnte. Es ist doch nicht minder bedenklich, politische, litterarische oder sonstige Urteile darstellenden Werken hervorragender Forscher nachzusprechen. Je hervorragender aber das anerkannte Buch ist, auf das eine systematische Betrachtung aufgebaut wird, desto mehr fremdes Urteil wird notwendig aus der Vorlage in diese übergehen.

Wie die Mehrzahl der methodischen Erörterungen läuft auch diese im letzten Ende darauf hinaus, welche Erscheinungen aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des historischen Lebens vorzugsweise zu berücksichtigen seien, um die wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern. Warum aber solche Unterschiede, deren Überlegung wohl Nutzen bringen kann, immer gleich dahin treiben müssen, ein neues System zu bereiten, weshalb die nach diesem System verfahrende Wissenschaft einen neuen Namen bekommen mufs und weshalb dieser Täufling dann mehr oder minder deutlich als die einzig wahre und höchste Geschichtswissenschaft den älteren minderwertigen Geschwistern an die Seite gestellt werden mufs, vermag ich nicht einzusehen.

Das vorzüglich geschriebene, von Geist und weitem Blick zeugende Buch K. Breysigs bietet also Anlafs zu energischem Widerspruch. Soweit dieser Sachliches betrifft, hat er sich im Rahmen wissenschaftlicher Polemik zu halten. Durch eine persönliche Bemerkung fordert jedoch der Verf. eine darüber hinausgehende Kritik heraus. Er anerkennt S. XIV, dafs jeder allgemeinen Arbeit bestimmte, unübersteigbare Schranken gesetzt sind, und dafs auch, wer ein Leben daran setzen wollte, nur eine fragmentarische Leistung zu Wege brächte, fügt jedoch hinzu, dafs dies aus guten Gründen seine Absicht nicht sei. Wenn eine Kulturgeschichte der Neuzeit, deren erste Bände Altertum und Mittelalter mit umfassen, nicht mehr als eine Lebensarbeit gilt, dann ist es freilich selbstverständlich, dafs die Sozialgeschichte lediglich ihre Kunsturteile direkt aus der Betrachtung der Kunstwerke schöpft, und dafs sie im übrigen zu dem Stoff kein näheres, unmittelbares Verhältnis haben kann. Dieser Fehler liegt dann aber an der zu kurz bemessenen Arbeitszeit, und es ist unberechtigt, in der Definition der Wissenschaft daraus eine Tugend zu machen.

Der zweite Band enthält die Sozialgeschichte der Griechen und Römer. Der Verf. hat für nötig erachtet, diese sehr ausführlich darzustellen, obwohl er eine Kulturgeschichte des XIX. Jahrh. schreibt, er will auch im Altertum allen Seiten des geschichtlichen Lebens die gleich eingehende Aufmerksamkeit zu teil werden lassen. Es verdient Anerkennung und zeugt von bedeutendem Talent, dafs dieser Band so geraten ist. Er enthält aber auch im einzelnen zahlreiche Fehlgriffe. In dessen Einleitung finden sich vorerst Bemerkungen darüber, dafs die Benennungen Altertum, Mittelalter und Neuzeit nicht chronologisch, sondern als entwickelungsgeschichtliche Termini zu verwenden seien. Demgemäfs teilt der Verf. die griechische Geschichte in drei Perioden: 1500 bis 750 (Altertum und frühes Mittelalter), 750—500 (spätes Mittelalter), 500 bis 338 (griechische Neuzeit), 338—30 v. Chr. (hellenistischer Epilog der grie-

chischen Geschichte). Die Beobachtung, dafs das Altertum ähnliche Entwickelungsstufen durchgemacht hat wie die in der allgemeinen Geschichte Altertum, Mittelalter und Neuzeit genannten, ist nicht neu, und es ist auch bekannt, dafs diese Entwickelungsstufen an verschiedenen Orten gleichzeitig nebeneinander vorkommen. Dafs z. B. die Türkei im modernen Europa ein rückständig in älteren Zuständen verharrender Staat neben anderen höher entwickelten sei, ist auch aufserhalb der wissenschaftlichen Kreise ein Gemeinplatz. Auch die Bezeichnung griechisches Mittelalter ist schon geläufig. Th. Bergk, dann E. Meyer, Beloch, Pöhlmann und andere verwenden sie als entwickelungsgeschichtlichen Terminus. K. Breysig hat diesen Gebrauch also nur erweitert und als Systematiker konsequent durchgeführt. Die Grenzen, die diese entwickelungsgeschichtlichen Perioden bei ihm voneinander scheiden, sind die längst bekannten Epochenjahre der griechischen Geschichte. Die letzte der gebrauchten Benennungen (hellenistischer Epilog) ist augenscheinlich einer Verlegenheit entsprungen, denn man erwartet, dafs die Neuzeit den Schlufs bilden werde. Es liefse sich auch ungezwungen vieles dafür geltend machen, gerade die Periode von 338—30 v. Chr. die griechische Neuzeit zu nennen: so z. B. die makedonisch-hellenistischen 'Flächenstaaten', der Weltverkehr dieser Zeit, ihre Fortschritte in der Technik und in den Wissenschaften, deren Spezialisierung u. dgl. Diese Erwartung wird nur deshalb nicht erfüllt, weil in Breysigs Einteilung die Bezeichnung Neuzeit schon für die vorhergehende Periode, die meiner Meinung nach weniger Analogien bietet, verbraucht war. Es lohnt sich aber nicht, darüber ernsthaft zu streiten, was berechtigter ist; dieser Hinweis genügt, um zu erkennen, welch geringen Wert für die wissenschaftliche Erkenntnis solche systematischen Analogien haben, sie sind ein Notbehelf wie jede andere Zerlegung des mannigfaltigen und ununterbrochenen Verlaufes der Geschichte, der überall nur mit pädagogischen Gründen und im Hinblick auf eine bessere Übersicht gerechtfertigt werden kann.

Diese blendend geschriebene Darstellung der griechischen Geschichte verläuft vor allem in einem steten Kampf zwischen der Mannigfaltigkeit der Thatsachen und dem Streben des Verf. darin systematische Einheit und Gesetzmäfsigkeit nachzuweisen. Sie enthält vieles längst Bekannte, nur in neuer Ausdrucksweise vorgetragen. Manches tritt in ein schärferes Licht, anderes wird aber durch die sozialgeschichtliche Terminologie auch in ein falsches oder doch nicht in helleres Licht gerückt. Ich kann z. B. nicht finden, dafs das Verständnis der mykenischen Zeit durch die sozialgeschichtliche Parallele mit der Epoche der Merovinger und Karolinger gefördert wird. Das sind Aperçus, aber nicht wissenschaftlich wertvolle Sätze; der Verf. sah sich selbst genötigt, sie mit den Worten 'so verschieden die Verhältnisse sonst sein mögen' einzuleiten. Durch solches halbes und ganzes Aufheben der meisten Aufstellungen in diesem Buche mittelst nachfolgender Einschränkungen spricht der Historiker K. Breysig dem Systematiker das Urteil.

An einer anderen Stelle erörtert der Verf. das Problem, weshalb die Tyrannis bei den Griechen so kurz gedauert habe, und kompliziert es dadurch,

dafs er dabei von den italienischen Stadtstaaten der Renaissance ausgeht, in denen die Tyrannis allmählich in die absolute erbliche Monarchie überging. Er mufs daher die Frage aufwerfen, warum sich in Griechenland die Schicksale der Tyrannis anders gestalteten, und findet dafür drei Gründe: ihre Neuheit, den Gegensatz der Aristokratie und den der besitzenden Schichten des Bürgerstandes. Dazu kommt ein von Breysig allerdings grundsätzlich ausgeschaltetes, darum aber nicht minder wichtiges, schon von Aristoteles betontes, persönliches und allgemein menschliches Moment: das zum Mifsbrauch der Gewalt treibende Selbstgefühl der im Besitze der Macht aufgewachsenen Tyrannensöhne. Eine Erscheinung der griechischen Geschichte wird also in dieser Auseinandersetzung vorerst an einem fremdartigen Mafsstab gemessen und nicht aus ihren besonderen, sondern aus anderswoher geholten Voraussetzungen erklärt. Die Analogie und vergleichende Betrachtungsweise, die, nebenher zur Verdeutlichung verwendet, in der Historie sehr wertvoll sind, werden trotz aller Einschränkungen bei K. Breysig das herrschende Prinzip, nach dem die Thatsachen gemeistert und für das System zurechtgemacht werden.

Ein Beispiel dafür, dafs dieses von dem Verf. hochgepriesene Verfahren vollständig versagt, bieten die Gründe, die K. Breysig zur Erklärung der rascheren Entwickelung in der Geschichte des Altertums vorbringt. Die Griechen und Römer haben nach seinen vergleichenden Beobachtungen die zwischen Altertum und Neuzeit liegenden sozialgeschichtlichen Entwickelungsstadien viel rascher durchlaufen als die neueren germanisch-romanischen Völker (II 319 und 518). Dafür liegt der letzte Grund in ihrem Land und dessen Klima: 'Nicht an der Demokratie oder der Sittenlosigkeit, nicht an dem Unglauben der geistigen Führer oder an dem allzuhoch gespannten Persönlichkeits- und Absonderungstrieb der Massen ist das hellenische Volk zu Grunde gegangen, sondern am Süden.' Was also einst, Winckelmanns Gedanken erweiternd, Th. Buckle als einzigen Grund aller Kulturentwickelung bezeichnet hatte, was als überwunden und als unzulängliche Erklärung galt, tritt bei K. Breysig wieder hervor. Ägypten fügt sich dieser Norm freilich nicht, es bildet eingestandenermafsen eine Ausnahme — 'vermutlich auch aus geographischen und anderen, noch stärkeren Gründen', die jedoch dem Leser vorenthalten werden. Das eine wirkt so überzeugend wie das andere, und rätselhaft wie diese Ausnahme ist auch, warum die 'Treibhaustemperatur' des südlichen Klimas das rasche Wachstum und Sterben in Griechenland so viel früher, in Italien erst so viel später bewirkt hat. Diese natürlichen Gründe haben also gar nicht so gleichmäfsig gewirkt, wie zu erwarten wäre, es kann ihnen daher auch nicht entscheidende Bedeutung zukommen. Im geschichtlichen Leben sind sowohl zahlreiche andere Kräfte stärker als die aus der Lage, Gestalt und klimatischen Beschaffenheit des Schauplatzes wirkenden, als auch sind Blüte und Verfall ganzer Nationen immer das Ergebnis einer Fülle von Wirkungen und Gegenwirkungen, sie lassen sich nicht auf eine einfache Formel zurückführen.

In der Darstellung von Solons Gesetzen kommt ferner bei K. Breysig dem System zu Liebe der demokratische Grundgedanke zu kurz. Dieses gestattet nämlich erst bei Kleisthenes von Demokratie zu sprechen. Ein Mifsverständnis enthält, was S. 87/88 über Wahl und Losung gesagt ist; die daraus gezogenen Folgerungen über den eminent demokratischen Charakter der Bule samt dem Seitenblick auf die Gegenwart sind daher irrig. Nicht unter den Angehörigen einer Phyle, 'die sich zur Annahme eines Mandates bereit erklärten', entschied das Los, sondern es wurde eine gröfsere Zahl von Kanditaten gewählt, aus denen dann die Buleuten ausgelost wurden.

Die Abschnitte über bildende Kunst, in denen, wie schon bemerkt wurde, Breysig aus selbständiger Kenntnis des Stoffes schöpft, möchte ich zwar am wenigsten in diesem von Anmerkungen fast gänzlich unbeschwerten Buche missen, allein es mufs doch gesagt werden, dafs sie im Vergleiche zu dem der politischen Geschichte eingeräumten einen unverhältnismäfsig grofsen Raum einnehmen. Dafs die Komödie, wie S. 192 behauptet wird, ihrem Wesen nach dem Realismus für immer verschrieben sei, ist nicht richtig. Weder die Karikaturen, die sie von der Wirklichkeit giebt, noch die märchenhaften Stoffe, zu denen sie nicht nur in Griechenland greift, sind realistisch, und auch die Kunst Menanders stilisiert. Für Thukydides findet der Verf. (S. 244) zwar manches Wort der Anerkennung und Bewunderung, aber er hebt auch grofse Mängel hervor. Seine künstlerischen Neigungen, seine ästhetische Richtung, die Vorliebe für Einzelthatsachen und für die einzelnen Handelnden haben ihn, nach K. Breysig, gehindert, zu ordnender kausaler oder gar begrifflich gestützter, mit einem Wort, zur systematischen Geschichtschreibung vorzudringen, nach den Strömungen in der Tiefe forscht er ebensowenig wie die deskriptive Geschichtschreibung späterer Zeiten. So lautet, befreit von den folgenden und vorangehenden Klauseln, das unverzeihliche Urteil des Verf. über Thukydides. Die Wiederholung der trotz Christs Litteraturgeschichte albernen Fabel (S. 111) von der Tochter des Thukydides, die das nachgelassene Werk ihres Vaters bearbeitete, ist dagegen harmlos, obwohl aus ihr eine irrige Nutzanwendung auf die Stellung der Frau im V. Jahrh. v. Chr. gemacht wird.

Im selben Mafse, wie Thukydides herabgedrückt wird, erscheint Aristoteles als Historiker gehoben; er ist der erste, der eine begrifflich geordnete und entwickelnde Geschichte geschrieben hat, und dazu kam er nicht als Geschichtsforscher, sondern als Systematiker. Nur eine Beschränktheit des Aristotelischen Standpunktes wird später zugegeben: dafs er über die Grenzen des Stadtstaates nicht hinaussah; im übrigen sieht aber der Verf. auch in der Darstellung des V. Jahrh. in der Ἀϑ. πολ. nur den Fortschritt von der deskriptiven zur entwickelnden Geschichtschreibung, und er ist sogar so genügsam zu sagen (S. 270—274), dafs man aus diesem Werk sich ein vollständiges Bild der inneren Entwickelung des athenischen Staatswesens machen könne. Für zwei Jahrtausende ist dieser erste Versuch entwickelnde Geschichte zu schreiben, der Aristoteles neben Darwin stellt, der einzige geblieben. Ich vermisse hierzu eine unentbehrliche Ergänzung: dafs nämlich in der Ἀϑ. πολ. von der bei

K. Breysig mit Recht so gerühmten Glanzzeit der attischen Geschichte des V. Jahrh. ein einseitiges, verzerrtes Bild erzeugt wird, dafs der Systematiker Aristoteles Athens Gröfse nicht gewürdigt hat. Ich würde noch hinzufügen, dafs der 'deskriptive' Historiker Thukydides in mehr als einem Einzelfall tieferen historischen Blick bewährt hat als Aristoteles, wenn ich damit nicht schon in das Bereich der Quellen selbst käme, deren Hereinziehung Breysigs Buch gegenüber ungerecht wäre.

Das unhistorische Urteil des Aristoteles über Athen im V. Jahrh. ist durch die Anschauungen Platons beeinflufst. Diesen Zusammenhang hat der Verf. zwar erkannt, aber doch gelegentlich an Stellen übersehen, wo darauf Rücksicht zu nehmen war. Auf S. 306 z. B. wird ein ganz allgemeiner Einflufs des griechischen Staates auf Kunst und Wissenschaft angenommen, der bewirkte, dafs Kunst und Wissenschaft dieselbe starke Staatsgesinnung atmeten, von der das politische Leben beseelt war. Das trifft aber für Athen nicht zu, wo die überwiegende Mehrzahl der Vertreter der Wissenschaft sich gerade gegen den Staat wendete, an dessen Formen sie politisch denken gelernt hatte, so Platon und ihm folgend auch Aristoteles. Die Staatslehre des Aristoteles zeigt gewifs im Vergleich zu Platon einen viel empirischeren Zug, allein dafür ist kein Beweis, was der Verf. S. 264 geltend macht, dafs Aristoteles erst im VII. Buche den Idealstaat behandelt. Aristoteles ist vielmehr auch darin Platoniker oder vielmehr überhaupt griechischer Staatslehrer, dafs er den Idealstaat als die Krönung des wissenschaftlichen Aufbaues der Politik betrachtet; darum behandelt er, und nicht weil er weniger Gewicht darauf legte, den Idealstaat im letzten Buche. Dafs die theoretische Forschung über den Staat weit ins V. Jahrh. zurückreicht, dafs Platon nicht der erste ist, wie S. 255 behauptet wird, der das Leben des Staates zum Objekt eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung gemacht hat, pafst zwar nicht in das System Breysigs, ist aber darum nicht minder Thatsache. Ebenso zweifellos ist, dafs Platon nicht der erste war, der die Begriffe der Aristokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis gebraucht hat (S. 260). Nach der Ansicht des Verf. darf man erst in der griechischen Neuzeit von einem griechischen Staatensystem sprechen (S. 339), ein solches gab es aber, im kleineren Mafsstabe natürlich, schon zur Zeit der Tyrannis. Wenn ferner die göttliche Verehrung Alexanders und seiner Nachfolger als persische Einwirkung bezeichnet wird, so ist das nicht richtig, die vorbereitenden Stadien dieser Erscheinung liegen vielmehr auf griechischem Boden. Die Proskynesis hat damit nichts zu thun, sie ist nicht aus der Vorstellung von der Göttlichkeit des Königs geflossen, denn die Perserkönige galten immer nur als Menschen, sondern sie ist lediglich ein Bestandteil des Hofcermoniells.

K. Breysig hat auf S. 248 in einer Darlegung über die griechische Medizin sehr anschaulich gezeigt, welch verhängnisvolle Irrwege eine rein begrifflich aufbauende Wissenschaft ohne die Unterlage der Erfahrung geht. Eine Bemerkung auf S. 203 zeigt ferner, dafs ihm die Verwandtschaft seines eigenen geschichtsphilosophischen Versuches mit der Lehre des Empedokles nicht ent-

gangen ist. 'Diese überkühnen und farbensatten Weltbilder der ionischen Naturphilosophie bewundern wir, wir wissen aber auch, dafs sie auf einer zu schmalen Grundlage von Erfahrungsthatsachen ruhten, dafs diese Konstruktionen und Systeme vor der Fülle der Thatsachen nicht standgehalten haben.' Auch die 'einfachere und bescheidenere Formel für die Analogien von Welt- und Menschheitsgeschehen', die der Verf. zu vermuten wagte, wird dem Schicksal aller Formeln nicht entgehen. Von der Empirie und Induktion, die im XIX. Jahrh. die Geschichtswissenschaft beherrschte, wendet sich der Verf. mit kühnem Griff der deduktiven und konstruierenden Richtung zu, die im griechischen Mittelalter bereits hervorragende Vertreter gehabt hatte. So liefert er ungewollt den Beweis, dafs die heterogensten Erscheinungen unvermittelt nebeneinander stehen, und dafs deren unendliche Mannigfaltigkeit der Systematik von K. Breysigs Sozialgeschichte aufs entschiedenste widerspricht, die er allein als im höheren Sinne wissenschaftlich anerkennt und als das Endziel der Geschichte bezeichnet. Als Vorbereitung für die Kulturgeschichte des XIX. Jahrh., wie sie der Verf. sich vorstellt, mag dieser Band vortrefflich sein, das kann ich nicht einschätzen; betrachtet man, wozu die Ausführlichkeit der Darstellung berechtigt, was er über die Griechen bietet, an und für sich, so mufs man urteilen, dafs er vieles Verfehlte enthält und auf unhaltbarer Grundlage beruht.

(Schlufs folgt)

BEITRÄGE ZUR CHARAKTERISTIK OVIDS[1])

Von Michael Pokrowskij

Die litterarische Thätigkeit Ovids kann man mit einem Kaleidoskop vergleichen, in dem ein und dieselben Elemente in den verschiedensten, zuweilen sehr scharfsinnigen, Kombinationen erscheinen. Der Dichter hat uns Werke hinterlassen, die auf den ersten Blick zu verschiedenen Litteraturgattungen zu gehören scheinen: Liebeselegien, Liebesbriefe, didaktische Traktate über die Liebe, epische Gedichte ätiologischen Charakters (Metamorphosen und Fasten). Indes darf man das enge Band nicht aufser acht lassen, das alle diese Schöpfungen eint. Es ist schon a priori für jeden verständlich, der eine Vorstellung von der Elegie und überhaupt von der Litteraturrichtung der Alexandriner hat. Amores und Heroides sind im Grunde dieselbe Ars amatoria, nur natürlich nicht in der Theorie, sondern sozusagen in der Praxis. Der Hang des Elegikers zur Ätiologie entspricht den litterarischen Forderungen der Alexandriner, und von ihren römischen Nachahmern hatte schon Properz, begeistert durch Kallimachos, neben lyrischen Werken in einigen Gedichten des letzten Buches etwas von der Art der Fasti gegeben.

Wenn wir die Beziehungen der Werke Ovids zu einander einer Analyse bis ins Einzelne unterziehen, so gewinnen wir die sichere Überzeugung, dafs auch nicht eines von ihnen etwas ganz Isoliertes darstellt, dafs sie vielmehr alle innerlich verbunden sind durch die Gemeinsamkeit der Stoffe und Motive und die Einheit der Richtung. Es wäre möglich darzuthun, dafs schon in den Amores die Hauptsujets der folgenden Schöpfungen Ovids angedeutet sind. Sogar die Epistulae, dieses auf den ersten Blick so eigenartige Genre, haben viele Berührungspunkte nicht nur mit den Amores und der Ars amatoria, sondern auch mit den Metamorphosen und den Fasten.

So z. B. bildet eine Parallele zum XI. Brief (Brief der Canace an ihren Bruder Macareus, den sie liebt) die Liebe und der Brief der Byblis an ihren Bruder Caunus in den Metamorphosen (IX 453); anderseits ist die Episode von Byblis nicht zu trennen von der Episode von Myrrha, die ihren Vater liebt (Met. X 297). Und die eine wie die andere Episode haben ebenso wie der Brief der Canace dieselbe Art der unerlaubten Liebe zum Gegenstand wie der Brief der Phaedra an ihren Stiefsohn Hippolyt.

---

[1]) Aus der russischen Zeitschrift des Ministeriums für Volksaufklärung, 1901 Nr. 7, übersetzt von Prof. Dr. Erich Berneker in Prag.

Charakteristisch ist ferner, dafs Ovid ein und dasselbe Sujet auf verschiedene Arten zu behandeln liebte: so beschäftigte er sich z. B. mit Medea sowohl in den Heroiden als in den Metamorphosen als in einer besonderen Tragödie, die nicht auf uns gekommen ist. Oder nehmen wir den Mythus von Ariadne: der erste Teil ist ausgeführt in den Briefen (X), der zweite in der Ars amatoria (I 527), der dritte in den Fasti (III 459) u. s. w.

Dabei ist Ovid trotz der grofsen Originalität seines geschmeidigen sophistischen Geistes, trotz seiner wunderbaren Gabe, dem Leser längstbekannte Gegenstände in neuen, unerwarteten Kombinationen, mit eigenartigen Nüancen in ihrer Beleuchtung vorzuführen[1]), doch — vielleicht unwissentlich — sklavisch abhängig von der alexandrinischen Richtung. Die Schablonenhaftigkeit in der Auswahl der Motive geht nur zu häufig bis ins Absurde oder ist zum mindesten geeignet dem aufmerksamen Leser ein Lächeln abzunötigen.

So schildert Ovid an zwei Stellen der Fasti den Anbruch der Nacht im Tone der Alexandriner, z. B. des Apollonios von Rhodos (Argon. III 749: *οὐδὲ κυνῶν ὑλακὴ ἔτ' ἀνὰ πτόλιν, οὐ θρόος ἦεν ἠχήεις*) — vgl. Varro Atac.: *De-*

[1]) Bei diesem Anlafs ist es vielleicht nicht ohne Interesse, das eigenartige Verhältnis Ovids zu Properz zu betrachten, namentlich in dem Bestreben, den Mythen, Bildern und Vergleichen, die er von Properz entlehnt, eine andere Beleuchtung zu geben. So wird bei letzterem (II 22, 25) der Mythus von Jupiter und Alkmene zum Beweis dafür angeführt, dafs die Liebe den Liebhaber nicht ermüdet: nachdem er zwei Nächte mit Alkmene verbracht hat, kehrt Jupiter zu seinen Donnerkeilen zurück, ohne im geringsten geschwächt zu sein. Ovid (Amor. I 13, 45) wendet es anders: Jupiter verlängert die Nacht des Stelldicheins mit Alkmene, um seltener die Morgenröte zu sehen, die die Liebesstunden kürzt. In derselben Elegie sagt Properz, indem er den angeführten Gedanken entwickelt, dafs Hektor aus den Armen der Andromache unermüdet in den Krieg zog und die Griechen in Schrecken setzte. Bei Ovid (Amor. I 9, 37) wird dieser Gegenstand angeführt zur Bekräftigung des Gedankens, dafs Liebe und Kriegsdienst verwandt seien: aus den Armen der Andromache zieht Hektor in den Kampf, und seine Frau ist es, die ihm den Helm reicht. Oder Properz spricht z. B. (IV 5, 5) von der *lena* und schreibt ihr die Fähigkeit zu, den keuschen Hippolyt verliebt zu machen Bei Ovid figuriert Hippolyt in anderem Zusammenhang: jede Jungfrau oder jede Frau hat ihre Reize (Amor II 4, 31) -- *ut taceam de me, qui causa tangor ab omni, illic Hippolytum pone, Priapus erit.* In der dritten Elegie des II. Buches (V. 35) begeistert sich Properz an Cynthia und hört auf sich zu wundern, dafs ein Krieg zwischen Europa und Asien um einer Frau willen entbrannte: *Nunc, Pari, tu sapiens et tu, Menelae, fuisti, tu quia poscebas, tu quia lentus eras.* Diese Verse ahmt Ovid deutlich Ars amat. III 253 nach, nur dafs er ihnen eine andere Beleuchtung giebt: seine Lehren sind an gewöhnliche Frauen, schöne und unschöne, gerichtet; so hat er natürlich keinen Grund, die berühmten mythologischen Schönheiten wie Helena zu lehren, *quam non stulte, Menelae, reposcis, tu, quoque non stulte, Troice raptor, habes.* Ich neige dazu, in ähnlichen Fällen hauptsächlich das Streben zu sehen, das Motiv anders zu beleuchten, als es beim Vorbild der Fall ist. Wenigstens ist die gleiche Tendenz Ovids Catull gegenüber völlig deutlich. Das berühmte *odi et amo*, mit dem der letztere in tragischer Einfachheit und Kraft seinen schweren seelischen Zwiespalt ausdrückt, parodiert Ovid mehr als einmal, nicht ohne Beimischung von Raisonnement. 'Ich bin leichtsinnig', sagt er in der bekannten 4. Elegie des II. Buches, 'mich ziehen alle Arten von Schönheiten an, doch was soll ich thun? *Odi nec possum cupiens non esse quod odi*'. Vgl. Amor. III 11, 34: *Luctantur pectusque leve in contraria tendunt hac amor, hac odium; sed, puto, vincit amor*; Amor. III 14, 39: *Tunc amo, tunc odi frustra, quod amare necesse est.*

sierant latrare canes urbesque silebant, omnia noctis erant placida composta quiete; hierher gehört auch die klassische Schilderung der Nacht in Vergils Äneis IV 522 (*Nox erat* . . .) — nämlich Fast. V 429:

> *Nox ubi iam media est, somnosque silentia praebent,*
> *Et canis et variae conticuistis aves.*

Die Erwähnung der Hunde schadet in diesem Zusammenhang der Sache nicht, dafür wirkt sie etwas komisch in der Erzählung, wie Ceres auf der Suche nach ihrer Tochter den Gipfel des Ätna ersteigt (Fast. IV 489: *Iam color unus inest rebus, tenebrisque teguntur omnia, iam vigiles conticuere canes*). Wächterhunde am Gipfel des Ätna! Jedenfalls ein seltsames Detail.

Nicht weniger interessant ist folgendes: das Mitleid offenbart sich nach dem Geschmack der alexandrinischen Poesie in Thränen. Erschöpft von der Wanderung und tief erschüttert durch den Raub der Proserpina, rührt Ceres durch ihre Erzählung den eleusinischen Greis Celeus und seine kleine Tochter zu Thränen (Fast. IV 523). Im vorliegenden Falle läfst sich gegen ein solches Detail nichts einwenden; doch zweifellos wirkt es verwunderlich in der Erzählung, wie des Tarquinius Sohn Sextus, nachdem er sich der Geifselung unterzogen, arglistig im Lager der Gabiner erscheint, und wie die gabinischen Soldaten, zuerst geneigt ihn zu töten, beim Anblick der Striemen auf seinem Rücken in Thränen ausbrechen (Fast. II 699)!

Versuchen wir nun diesen Gesichtspunkt auf gröfsere Abschnitte und ganze Werke Ovids anzuwenden.

Viel interessantes Material bieten in dieser Hinsicht die Heroiden, in welchen Ovid entschieden mit Gemeinplätzen Mifsbrauch treibt.[1])

Am Kopfe einiger Briefe begegnet ein und dasselbe Spiel mit den Bedeutungen von *salus* (Rettung — Grufs)[2]), z. B. IV: *Qua, nisi tu dederis, caritura est ipsa salute*, XV: *Hanc tibi mitto salutem, quae tribui sola te mihi dante potest;* XVIII: *Quam mihi misisti verbis, Leandre, salutem, ut possim missam rebus habere, veni.* Dieses Spiel mit den Bedeutungen wiederholt Ovid in der Episode von Byblis (Met. IX 530: *Quam nisi tu dederis, non est habitura salutem, hanc tibi mittit amans*) und, was merkwürdig ist, in den Werken aus der Verbannung (z. B. Trist. V 13, Ex Ponto I 10), d. h. in solchen Schöpfungen, in denen man angesichts der eigentümlichen Lage des Autors weniger Schablonenhaftigkeit erwarten sollte.

Viele Heldinnen erinnern in gleicher Weise ihre Helden an die Thränenflecken, oder daran, dafs sie schreiben, während sie das Schwert schon an den Busen gesetzt haben. Bei der Mehrzahl von ihnen ist die Furcht vor der Nebenbuhlerin entwickelt, bisweilen auch eine grundlose. So fürchtet Penelope,

[1]) Vgl. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung II 239.

[2]) Dasselbe bemerken wir im Pseudolus des Plautus V. 41: *Phoenicium Calidoro amatori suo . . . salutem impertit et salutem ex te expetit.* Etwas Ähnliches liegt bei den Griechen beim Verbum *χαίρειν* vor, z. B. Anthol. Palat. Epigr. erot. 8: *῾Ρουφῖνος τῇ ᾽μῇ γλυκερωτάτῃ ᾽Ελπίδι πολλὰ χαίρειν, εἰ χαίρειν χωρὶς ἐμοῦ δύναται.*

Ulysses habe sie verraten und mache sich über sie mit der neuen Gebieterin lustig (I 77: *Forsitan et narres, quam sit tibi rustica coniunx*), oder ist zum mindesten darüber bekümmert, dafs er sie, von seinen Irrfahrten zurückgekehrt, alt und wenig interessant finden würde. Medea fürchtet ebenso, dafs Iason sich spöttisch über sie gegenüber der neuen Genossin äufsern könnte.[1]) Dieselben Besorgnisse äufsert auch Phyllis: ihr Demophoon kehrt lange nicht zurück, vielleicht ist er in neuen Liebesbanden und hat seine Phyllis vergessen. Dido ist geneigt zu denken, ihr Äneas werde nicht nur ein neues Land, sondern auch einen neuen Gegenstand für seine Liebe finden. Helena sieht schon bevor sie sich mit Paris einläfst die Möglichkeit eines Verrats voraus. Sogar Hero, deren Verehrer Leander um ein Stelldichein mit ihr den Hellespont durchschwamm, quält sich mit dem Gedanken, ob nicht ihren Leander ein neues Verhältnis am anderen Ufer zurückhalte.

Eine ganze Anzahl von Heldinnen, von Penelope an, malt sich voller Entsetzen die Bilder der Kämpfe aus, an denen ihre Helden teilnehmen, und verwünschen im Ton der Elegie den Krieg überhaupt. Hermione, Phädra u. a. berufen sich auf einen eigentümlichen Atavismus der Liebe. Viele Heldinnen erinnern sich daran, wie ihre treulosen Helden bei der Trennung von ihnen weinten. So weinte Paris beim Abschied von Helena, Iason beim Abschied von Hypsipyle (VI 58), Demophoon beim Abschied von Phyllis (II 51). Önone wie Medea sind bekümmert, dafs gegen die Liebe kein Heilkraut hilft.

Deianira und Medea zählen genau die Thaten ihrer Helden Herkules und Iason auf; einen kurzen Überblick über die Thaten desselben Iason giebt auch Hypsipyle, die er ebenfalls verriet. Überhaupt ist die Ähnlichkeit in den Motiven leicht zu finden in solchen 'Briefen', die denselben Helden gemein haben. Vgl. z. B. Önone und Helena, deren Held Paris war. Önone beruft sich, indem sie eine Parallele zwischen sich und ihrer Rivalin Helena zieht, darauf, dafs Helena mehrfach geraubt wurde, folglich sich der Entführung leicht zugänglich zeigte: *Quae totiens rapta est, praebuit ipsa rapi* (V 132). Paris beruft sich im Brief an Helena gleichfalls auf diese Entführungen, erklärt sie jedoch aus der ungewöhnlichen Schönheit der Heldin (XV 147). Endlich erwähnt Helena selbst diesen Punkt und bittet, daraus keine Schlüsse auf ihren Leichtsinn zu ziehen (XVI 22): *Rapta semel videor bis quoque digna rapi?*[2])

Die gleichen Motive begegnen auch in solchen Briefen, deren Heldinnen annähernd das gleiche Schicksal hatten und sich in ähnlichen Lagen befanden, z. B. Heldinnen, die Trojaner lieben. So ist Önone, die Paris, wie Dido, die Äneas liebt, empört, dafs man sie feindlich behandle: sie sei doch nicht mit den Danaern gekommen, Troja zu zerstören (V 148, VII 163)! Die Ähnlichkeit der Lage von Dido und Phyllis läfst auch ihre Briefe aufserordentlich ähnlich werden, wobei ich in anderem Zusammenhang zeigen könnte, dafs

---

[1]) Vgl. Ariadne in den Fasti III 491: *Praecipue cupiam celari Thesea, ne te consortem culpae gaudeat esse suae.*

[2]) Vgl. Ariadne in den Fasti III 489: *Ne sciat hoc quisquam tacitisque doloribus utar, ne totiens falli digna fuisse puter.*

Phyllis der Vergilischen Dido näher steht als der Dido Ovids. Ferner sind einander aufserordentlich ähnlich Penelope, Laodamia und zum Teil auch die junge Hero.

Indem wir uns gestatten, den Rahmen dieser Beobachtungen etwas zu erweitern, möchten wir noch die überraschende Ähnlichkeit von Betrachtungen und Erwägungen bei Phädra, Byblis und Myrrha feststellen. Phädra rechtfertigt ihre Liebe zum Stiefsohn durch die Berufung auf Jupiter, der seine leibliche Schwester zur Frau habe: dadurch habe Jupiter gezeigt, dafs die *pietas* im Grunde genommen das sei, was den Menschen gefalle (IV 133: *Iuppiter esse pium statuit, quodcumque iuvaret, et fas omne facit fratre marita soror*). Ähnliche Gedanken spricht Byblis aus, die ihren Bruder liebt (Met. IX 497: *Di nempe suas habuere sorores. Sic Saturnus Opim, iunctam tibi sanguine duxit, Oceanus Tethyn, Iunonem rector Olympi*). Myrrha, die ihren Vater liebt, will in dieser Liebe gleichfalls kein Verbrechen sehen und möchte sich eine moralische Stütze aus dem Leben der Tiere und solcher Völker suchen, *in quibus et nato genetrix et nata parenti iungitur, et pietas geminato crescit amore* (Met. X 332).

In dieser Beziehung sind vielleicht noch lehrreicher Ovids Gedichte aus der Verbannung.

Als Catull wirkliche Episoden aus seinen Beziehungen zu Lesbia beschrieb, da streifte er fast gänzlich die gekünstelte und schwerfällige alexandrinische Gelehrsamkeit ab und begann sich einer kraftvollen und aufserordentlich einfachen Sprache zu bedienen, ohne jedes rhetorische und mythologische Beiwerk. Nicht so Ovid. Für ihn war seine Verbannung etwas Grausig-Unwahrscheinliches und Unerwartetes. In den ganzen zehn Jahren seiner Verbannung konnte er sich mit ihr nicht abfinden, obschon er sich der gröfsten Achtung der örtlichen und benachbarten Bevölkerung erfreute und sogar Verse in getischer Sprache schrieb. Die Trauer und der Gram, die ihn verzehrten, hätten ein ausgezeichnetes Material für wahrhaft lyrische Gedichte abgeben können, doch bei Ovid verbleichen geradezu die Töne der echten Lyrik vor dem künstlichen und schablonenhaften Flittergold, das er seinen früheren Werken entlehnt.

Wir machten schon auf einen typischen Fall von Berührung der späteren Werke Ovids mit seinen Heroides aufmerksam. Da es nicht nötig ist, in diesem Zusammenhang auf die schwierige Frage betreffs des Verhältnisses der früheren und späteren Gedichte unseres Autors näher einzugehen, wollen wir uns nur auf einige ähnliche Fälle beschränken.

So fürchtet in einem späteren Gedicht (Trist. III 14, 46 ff.) Ovid, in seinen Schriften könnten ausländische, pontische Wörter begegnen: das erinnert etwas an die Besorgnis der Ausländerin Briseis, dafs ihre Sprechweise nicht rein sei (Her. III). Wegen der Reminiscenzen aus den Heroides ist ein anderes Gedicht (Trist. III 10) interessant: der Anblick des zugefrorenen Hellespont bringt Ovid auf den Gedanken, dafs, wenn es so zu seinen Zeiten gewesen, Leander zum Stelldichein mit Hero eilend nicht ertrunken sein würde; die Armut der Natur und das Fehlen der Äpfel führt Ovid zur Erwägung, dafs

hier Acontius nichts gehabt hätte, um Cydippe seine Liebeserklärung zu schreiben.

Selbst die einleitenden Verse zu den Tristia mit dem Thema, dafs das Buch in die Stadt dringen würde, zu der seinem Verfasser der Zutritt verwehrt sei (*Sine me, liber, ibis in urbem; ei mihi, quod domino non licet ire tuo*), sind wie ein Nachklang eines der Scherzgedichte in den Amores (III 8): seine Verse lobt Corinna und nimmt sie an, während sie vor ihm die Thüre schliefst: *Quo licuit libris, non licet ire mihi.*

Einst liebte Ovid zu schreiben, die Poesie sei nützlich in der Liebe, einst pflegte er die Schönen zu überreden, ihre Liebe den Dichtern nicht zu versagen, die ihnen dafür die Unsterblichkeit schenkten; jetzt (Pont. IV 8) schreibt er, die Poesie sei aus demselben Grunde den Herrschern von Nutzen, und bittet darauf gestützt den Cäsar um Gnade.

Einst behauptete er nach anderen Lyrikern, z. B. Catull, er sei bereit, der Dame seines Herzens bis in die Syrten und die Charybdis zu folgen (Amor. II 16, 21); jetzt ist er bereit, ebenfalls nach den Syrten und der Charybdis zu eilen, nur um Tomi zu verlassen (Pont. IV 14, 9).

In der Ars amatoria und den Remedia amoris erschien eine bemerkenswerte sophistische Erwägung: wenn die Dame schwärzer ist als illyrisches Pech, so mufs sich ihr Verehrer sie einfach als brünett vorstellen; umgekehrt, wenn sie einfach brünett ist, mufs er sie schwarz finden (Ars II 658, Remed. 327). Jetzt tritt dieses illyrische Pech schon in anderem Zusammenhang auf (Pont. IV 14, 43): er, Ovid, sei reines Herzens und ohne Bosheit; wenn er jetzt schwärzer würde als illyrisches Pech, so würde er dann selbst kein Recht haben seine ergebenen Freunde anzugreifen.

In der Ars amatoria hiefs es, dafs Freundschaft in heutigen Zeiten ein leerer Klang sei (I 740), dafs es jetzt keine solchen Freunde mehr gebe, als es Theseus und Pirithous, Orest und Pylades waren; daher dürfe man seine Herzensgeheimnisse nicht einmal den Freunden enthüllen (*Non est hostis metuendus amanti: quos credis fidos, effuge, tutus eris*). Dasselbe Thema, und zwar mit den gleichen Beispielen, wird auch in den Gedichten aus der Verbannung angeschlagen, z. B. Pont. II 3, 8: *Vulgus amicitias utilitate probat. Cura, quid expediat, prius est, quam quid sit honestum.* Die wenigen Freunde, die ihn nicht verrieten, vergleicht er jetzt sehr oft mit dem antiken Theseus und Pirithous u. a. (Trist. I 3, 66; I 5, 19; I 9; V 4, 25; Pont. II 3, 41; 4, 21).

Bekannt ist die interessante These in der Ars amatoria: die falschen Damen solle man mit ihren eigenen Waffen schlagen (I 645: *fallite fallentes*), und den Rittern wird zum Scherz empfohlen, nach dem Beispiel der Tyrannen Busiris und Phalaris zu verfahren. Diese beschäftigen den Dichter auch in der Verbannung, doch wieder in anderem Zusammenhang. Nun vergleicht er mit ihnen einen der Bedrücker seiner Familie in Rom (Trist. III 11, 39) und ruft mit einer gewissen Tragikomik aus: er, der Dichter, sei doch nicht in Sicilien; warum behandele man ihn denn wie ein sicilischer Tyrann? (V. 55: *Quid mihi cum Siculis inter Scythiamque Getasque?*) In einem anderen Gedicht

(Pont. III 6, 41) muntert er einen seiner schüchternen römischen Freunde auf, indem er ihn überredet, seine Bekanntschaft mit dem Vertriebenen doch nicht zu leugnen: Augustus sei kein Busiris und kein Phalaris.

Ziemlich komisch wirkt die Versicherung in den Trist. IV 7, der Dichter sei eher im stande an die allerseltsamsten mythologischen Verwandlungen zu glauben (Anspielung auf die Metamorphosen) als daran, dafs sich ein Freund ihm gegenüber geändert haben sollte.

Bekannt sind die Scherze Ovids über das elegische Distichon: es hinkt, und das verleiht ihm Schönheit; der Dichter selbst ist nicht so schön wie seine Liebste, indes: *aptari magnis inferiora licet* (Amor. II 17, 14). Venus hat sich mit dem hinkenden Vulkan gepaart, in der Elegie pafst der heroische Vers trefflich zu dem mit dem kürzeren Fufs — dem Pentameter. Selbst die Göttin der Elegie wird hinkend dargestellt, *et pedibus vitium causa decoris erat* (Amor. III 1, 10). Etwas ähnliches begegnet auch in den Gedichten aus der Verbannung, z. B. Trist. III 1, 10: *Clauda quod alterno subsidunt carmina versu, vel pedis hoc ratio, vel via longa facit*; Pont. IV 5: *Ite, leves elegi, . . . longa via est, nec vos pedibus proceditis aequis.*

LUCRETIA BEI OVID

Die oben dargelegten Erwägungen müssen uns den Schlüssel geben zum Verständnis gröfserer Abschnitte aus den Fasten und den Metamorphosen. Verweilen wir bei dem Abschnitt *Regifugium* in den Fasten II 685—852, dessen Grundlage die Episode von der Vergewaltigung und dem Selbstmord der Lucretia bildet. Das hauptsächliche methodologische Interesse erregen zwei Punkte dieses Abschnittes: erstens die Art, wie der lyrische Dichter mit der historischen Erzählung, mit der historischen Folgerichtigkeit umgeht; zweitens die Bearbeitung des Romanstoffes.

Wie auch an anderen Stellen der Fasten, benutzt Ovid deutlich Livius; doch als Lyriker zeigt er sich durchaus nicht besorgt um die Folgerichtigkeit der Erzählung, sondern richtet sein Hauptaugenmerk nur auf einige Einzelheiten. So ist die Erzählung von dem Vorzeichen, vom Rate des delphischen Apollo und von der List des Brutus (V. 711—720) so kurz, so schlecht mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden verbunden, dafs bei der Lektüre uns unwillkürlich die bekannten Worte Horazens in den Sinn kommen: *brevis esse laboro, obscurus fio.*

In der vorausgehenden Erzählung von der Einnahme Gabiis und der List des Sextus nehmen unwesentliche Einzelheiten den breitesten Raum ein. Die Begegnung des durchgeprügelten und waffenlosen Sextus mit den Feinden geht, wie es scheint, beim Schweigen der Nacht und bei Mondschein vor sich; durch die kurze Rede des Sextus gerührt, brechen die gabinischen Soldaten in Thränen aus! Nicht minder charakteristisch sind die Verhandlungen von Sextus' Boten mit Tarquinius beschrieben. Bei Livius (I 54) und Dionys von Halikarnafs (IV 56) führt Tarquinius den Boten in den Garten und schlägt dort die Mohnköpfe herunter. Ovid verweilt eingehend (obwohl das für den

Gang der Erzählung durchaus nicht wesentlich ist) bei der Beschreibung des Gartens und stellt ihn sich vor erfüllt von Düften und mit einem Bach von sanft plätscherndem Wasser; im Einklang damit haben sich bei ihm die Mohnköpfe in Lilien verwandelt. Auf solche Weise ist ein Idealgarten entstanden im Geschmack der Georgica (IV 32: *irriguumque bibant violaria fontem*), obwohl ein solcher Garten natürlich mehr für Liebende als für diplomatische Verhandlungen passen würde.

Die Episode von Lucretia ist bei Ovid nichts anderes als eine scharfsinnige Verknüpfung schablonenmäfsiger erotischer Motive, wobei in der Gestalt der Heldin nichts Römisches übrig geblieben ist, nichts, das dem Typus der altrömischen Matrone gliche.

Lucretia fertigt ihrem Manne den Kriegsmantel, wie Arethusa bei Properz (vgl. Alcyone und Ceyx in den Metam. XI 573); sie ist so weiblich, dafs auch ihre Stimme zart und klagend[1]) ist. Wie die Mehrzahl der elegischen und speziell der Ovidischen Heldinnen fürchtet sie den Krieg wie den Tod (V. 753 f.: *Mens abit et morior, quotiens pugnantis imago me subit, et gelidum pectora frigus habet*) — vgl. Penelope Her. I 22: *Quisquis erat castris iugulatus Achivis, frigidius glacie pectus amantis erat*), Laodamia (Her. XIII 51: *Sed timeo, quotiens subiit miserabile bellum*), Deianira (Her. IX 36: *Torqueor, infesto ne vir ab hoste cadat*). Ebenso schreckt sie die Kühnheit ihres Gatten, wie z. B. Penelope (V. 41: *Ausus es, o nimium nimiumque oblite tuorum, Thracia nocturno tangere castra dolo*), Laodamia (V. 96: *Di faciant, ne tu strenuus esse velis*). Ardea ist ihr, obschon es am Ende die Römer mit Lorbeeren bekränzt, ebenso verhafst wie z. B. Troja der Penelope (Her. I 13: *Troia iacet certe Danais invisa puellis: vix Priamus tanti totaque Troia fuit*).

Es ist begreiflich, dafs eine so schwache und zarte Heldin nicht umhin kann in Weinen auszubrechen, wenn ihr Erinnerungen und traurige Gedanken kommen; so ergiebt sich ein malerischer, wenn auch schablonenhafter Kontrast zwischen ihrer Trauer und der freudigen Überraschung — dem Erscheinen des Gatten (V. 759: *'Pone metum, venio!' coniunx ait, illa revixit deque viri collo dulce pependit onus*; vgl. etwas Ähnliches in der Episode von Bacchus und Ariadne Fast. III 509: *Occupat amplexu, lacrimasque per oscula siccat*).

Aufserdem senkt Lucretia das Haupt (eine für den Elegiker sehr reizvolle Pose, vgl. Amor. II 4, 13: *Sive aliqua est oculos in se deiecta modestos, uror et insidiae sunt pudor iste meae*), weint und erscheint in diesem Augenblick besonders schön (V. 755 ff.):

Desinit in lacrimas, intentaque fila remittit,
In gremio voltum deposuitque suum.
Hoc ipsum decuit: lacrimae decuere pudicae.

---

[1]) So verstehe ich tenui sono in V. 744. Vgl. Ovid, Met. XIV 427: *Illic cum lacrimis ipso modulata dolore verba sono tenui maerens fundebat, ut olim carmina iam moriens canit exsequialia cygnus*; I 708: *Dumque ibi suspirat, motos in arundine ventos effecisse sonum tenuem similemque querenti*; Tibull. I 3, 60: *Aves tenui gutture dulce sonant.*

Dies ist ein traditionelles Elegikermotiv, das bei Ovid sehr häufig begegnet, z. B. Met. IV 229 (Leucothea erblickt unerwartet den sie liebenden Jupiter: *Et colus et fusus digitis cecidere remissis; ipse timor decuit*), IV 330 (der junge Daphnis errötet bei der Liebeserklärung der Nymphe Salmacis: *sed et erubuisse decebat*), I 530 (Daphne verschönt sich aus Furcht vor dem sie verfolgenden Apollo: *auctaque forma fuga*), Fast. V 608 (Europa fürchtet sich, auf dem Jupiter-Stier zu reiten, und wird dadurch noch verführerischer: *et timor ipse novi causa decoris erat*), Met. IV 672 (Andromeda ist für Perseus besonders reizvoll durch ihre Pose: sie ist an den Felsen geschmiedet, ihr Haar ist aufgelöst und aus ihren Augen strömen Thränen. Dies ist sogar kanonisiert in der Ars amatoria III 291: *et lacrimae prosunt* und weiter V. 429: 'Was konnte Andromeda weniger erhoffen, als daſs sie durch ihre Thränen jemandem gefallen könnte? Bei der Beerdigung des ersten Gatten sucht man häufig den zweiten. Der Frau steht es gut, die Haare aufzulösen und das Weinen nicht zu hemmen') u. s. w.

Die Leidenschaft des Sextus für Lucretia ist beim Schöpfer der Ars amatoria zu einem ganzen Roman gewachsen. Zuerst ist Sextus getroffen, doch bevor er sich Rechenschaft von seinem Gefühl giebt, durchdringt ihn *caecus amor* (genau ebenso Perseus beim ersten Anblick der reizenden Andromeda: *trahit inscius ignes et stupet*, Met. IV 675); erst dann verliebt er sich endgültig in Lucretia, als er sie verlassen muſs. Also die Sache geht vor sich nach den Regeln und Beobachtungen der Ars amatoria, vgl. II 353: *Phyllida Demophoon praesens moderatius ussit; exarsit velis acrius illa datis*; vgl. ebenso Her. XVIII 14 (Brief des Acontius): *auctaque flamma mora.* Endlich entschlieſst er sich zum Äuſsersten und ruft aus: *Audentes forsque deusque iuvat!* (Vgl. Ars I 608 und dieselben Ausrufe bei den energischen *jeunes premiers* der Komödie.)

Was fesselt den Sextus? Vor allem die idyllische Schönheit und die abwechslungsreichen Posen der hinter dem Spinnrad sitzenden Lucretia (V. 771: *Sic sedit, sic culta fuit, sic stamina nevit, neglectae collo sic iacuere comae*).

Bei Ovid ist im Gegensatz zu Livius nicht das wichtig, daſs Lucretia spinnt und ihre Häuslichkeit offenbart, sondern daſs sie sich dabei in einer sympathischen Szenerie befindet. Man kann nicht umhin in dieser Szenerie des Vorgangs die Einflüsse der hellenistischen Poesie zu sehen, und wirklich finden wir dieses Motiv sowohl in der Elegie als in der Komödie — vgl. Tibull I 3, 83 f.; Ovid, Heroid. XVIII (Hero) 45 f.; Terent. Hautontim. 275 f. u. s. w. Die einzelnen Eigenschaften der Lucretia fallen gänzlich mit denen der elegischen Heldinnen zusammen: es zieren sie *niveusque color flavique capilli* (V. 763), wie z. B. Cydippe (Her. XIX 55); hinzugefügt sei, daſs auch das Geständnis des Acontius, des Verehrers der Cydippe, sich sogar in der Form mit der Charakteristik der Stimmung des Sextus berührt.

Daſs Lucretia als Blondine erscheint, ist völlig begreiflich — vgl. Önone (Her. V 122), Europa (Fast. V 609), Ceres (Met. VI 118), Minerva (Fast. VI 652) u. a.

Weiter bemerkt Sextus, dafs in der Schönheit Lucretias nichts Künstliches ist (V. 764: *Quique aderat nulla factus ab arte decor*) — folglich ist Lucretia hier als die ideale *ingénue* der Elegie und Komödie dargestellt. Vgl. besonders Terent. Phorm. 104: *Virgo pulchra, et quo magis diceres, nil aderat adiumenti ad pulchritudinem, capillus passus, nudus pes, ipsa horrida, lacrumae, vestitus turpis; ut, ni vis boni in ipsa inesset forma, haec formam exstinguerent.*

Die Stellung Lucretias im Schlafgemach, als Sextus zu ihr hineintritt, ist ebenso beschrieben wie z. B. die Stellung der mythologischen Heldinnen — der Philomela, vergewaltigt vom Gatten ihrer Schwester Tereus (Met. VI 427: *Illa tremit velut agna pavens, quae saucia cani ore excussa lupi nondum sibi tuta videtur*), und der Callisto, die sich erfolglos gegen Jupiter wehrt (Met. II 436: *Illa quidem pugnat, sed quae superare puella quisve Iovem poterat superum?*) — vgl. Fast. II 799: *Sed tremit ut quondam stabulis deprensa relictis parva sub infesto cum iacet agna lupo. Quid faciat? pugnet? vincetur femina pugnans.*

Im höchsten Mafse charakteristisch ist das Benehmen der Ovidischen Lucretia vor dem Selbstmord. Obwohl ihr der Dichter einen *animum virilem* zuschreibt, ist sie doch ebenso graziös und weiblich wie in der Szene hinter der Spindel: lange schweigt sie, verhüllt vor Scham ihr Gesicht mit einem Tuch, aus ihren Augen strömen die ganze Zeit über Thränen; einige Male versucht sie zu sprechen, doch sie schämt sich; endlich erzählt sie nur ein wenig, ohne die Augen zu erheben [1]), doch das Ende erzählen kann sie nicht, sie beginnt von neuem zu weinen und errötet. Das ist eine Kopie der Ovidischen Myrrha (einer fremden, nicht römischen Heldin), die sich schämt ihrer Amme die Liebe zum Vater zu gestehen (Met. X 389: *Muta silet virgo terramque immota tuetur*, 420: *Conataque saepe fateri, saepe tenet vocem pudibundaque vestibus ora texit et 'o', dixit, 'felicem coniuge matrem!' Hactenus, et gemuit*).

Endlich ist es interessant, wie Lucretia selbst im Augenblick des Todes

[1]) Die Verse 823—824 (*Ter conata loqui ter destitit, ausaque quarto non oculos ideo sustulit illa suos*) bedürfen einiger Erläuterung. Peter versteht *ideo* im Sinne von '*ad loquendum*', doch das ist sonderbar: um zu sprechen, braucht sie nicht die Augen zu erheben. Diesem *ideo* mufs man eine causale und dazu emphatische Bedeutung beilegen, und das Participium *ausa* mufs man als Verkürzung eines Koncessivsatzes auffassen, dann erhält man folgenden Sinn: 'Obwohl sie sich auch entschlofs zu sprechen, so erhob sie doch nur deshalb, weil sie sich entschlofs zu sprechen, noch nicht die Augen', d. h. der Entschlufs zu sprechen rief bei ihr noch nicht den Entschlufs hervor, ihren Partner anzublicken. Solchen Gebrauch von *ideo* und *idcirco* im negativen Satz finden wir ziemlich häufig, z. B. bei Cicer. Balb. 35: *Populus se nusquam obligavit; neque ideo est Gaditanorum causa deterior: gravissimis enim et plurimis rebus est fulta.* Tac. Hist. I 75: *Ita promissis simul ac minis temptabantur, neque ideo praetorianorum fides mutata.* Ovid. Fast. VI 428: *Cetera iam pridem didici puerilibus annis, non tamen idcirco praetereunda mihi.* Met. VIII 742: *Non tamen idcirco ferrum Triopeius illa abstinuit;* XI 448: *Multaque respondit, timidum solantia pectus, nec tamen idcirco causam probat.* Caes. Bell. civ. I 42, 2: *Afranius Petreiusque . . . copias . . . producunt et proelio lacessunt, neque idcirco Caesar opus intermittit.*

besorgt ist eine schöne und anständige Pose einzunehmen, im Gegensatz zum Vater und Gatten (V. 833):

Tunc quoque, iam moriens, ne non procumbat honeste,
Respicit; haec etiam cura cadentis erat.
Ecce super corpus, communia damna gementes,
Obliti decoris virque paterque iacent.

Das ist die Polyxena des Euripides (Hec. 569), die *πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν εὐσχήμων πεσεῖν* — vgl. die Nachahmung Ovids in Met. XIII 479: *Tunc quoque cura fuit partes velare tegendas, cum caderet, castique decus servare pudoris.*[1]) Hinzugefügt sei, dafs diese theatralische Pose bei den Römern am Ende der Republik zur Zeit des Imperium sehr populär war: bei Sueton, Iul. Caes. 82 lesen wir, dafs der sterbende Cäsar um die Schönheit seiner Pose besorgt war; Plinius, Epist. VI 11, 9 berichtet dasselbe von einer Vestalin aus den Zeiten Domitians (vgl. die Bem. des alten Kommentators der Fasti Gierig).

Die analysierte Episode von Lucretia schien uns schon deshalb nicht ohne Interesse, weil man sich wenig mit ihr beschäftigt hat. Gewöhnlich lesen wir darüber bei den Kritikern, dafs viele Einzelheiten derselben *figmenta poetica* seien, und selbst Ribbeck (Gesch. d. röm. Dichtung II 278) beschränkt sich auf die Bemerkung, dafs in dieser Episode 'die edle Figur der Lucretia selbständig herausgebildet sei'. Doch die Analyse der einzelnen Elemente dieses Abschnitts hat gezeigt, dafs diese Erfindungen des Dichters nicht zufällige sind, dafs in ihnen die hellenisierende Richtung zu Tage tritt, in der unser Dichter gewohnt ist zu schreiben; als seine Selbständigkeit ergiebt sich im letzten Grunde nur das, dafs er sich ausgetüftelt hat, aus der von Livius so prächtig charakterisierten typischen römischen Matrone ein junges, sehr sympathisches Dämchen von griechischem Zuschnitt zu machen. Dies ist eine höchst bemerkenswerte Thatsache. Denn nicht allein Ovid gab einer römischen Überlieferung griechische Färbung, sondern schon vor ihm schuf Properz aus dem gleichen Grunde, nämlich infolge der von ihm angenommenen alexandrinischen Richtung, einen ganzen Roman aus der römischen Überlieferung von Tarpeja, wobei er sich mit einem griechischen Elegiker Simylos berührte (citiert von Plutarch in der Biographie des Romulus Kap. 17). Die Tarpeja bei Properz (IV 4) leitet nicht Eigennutz, sondern Liebe zum schönen Feinde Tatius; so ist die römische Legende nach der Schablone der griechischen Legende von Scylla umgeformt, die den Feind ihres Vaterlandes Minos liebt, worauf auch Properz selbst (V. 39—40) anspielt.

[1]) Die Episoden von Lucretia in den Fasten und Polyxena in den Metamorphosen zeigen auch andere Übereinstimmungen. Lucretia wird V. 847 *animi matrona virilis* genannt, im Einklang damit ist V. 841 von ihrem *fortis cruor* die Rede. Vgl. die Charakteristik der Polyxena Met. XIII 451: *fortis et infelix et plus quam femina virgo*; Met. XIII 457: *Utere iamdudum generoso sanguine, dixit*; Fast. II 839: *stillantemque tenens generoso sanguine cultrum.*

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

(Fortsetzung)

Es bleiben die drei zu Lucians Zeit bedeutendsten philosophischen Sekten, die der Epikureer, der Stoiker und der Kyniker. Von diesen werden die Epikureer am seltensten behandelt und manchmal nur mit einer einfachen Erwähnung abgethan. Das liegt zum Teil an der Übereinstimmung unseres Schriftstellers mit ihrer Ethik; sie konnte ihm nicht komisch erscheinen, aufser wo sie übertrieben wurde, und so bot sie für diese possenhaften Szenen wenig Stoff. Epikur gilt als der Mann, der an der Freude sich freut und das Vergnügen über alles schätzt (Versehen beim Grufs 6); so werden auch seine Anhänger, wenn ihr Hauptmerkmal hervorgehoben werden soll, als heiter und die Behaglichkeit liebend bezeichnet (Hermot. 16); sie tragen den ersten Preis davon, weil sie angenehm und umgänglich sind und gute Trinkkumpane (W. Gesch. II 18). Auch in der 'Lebensversteigerung' (19) wird diese Seite des Epikureismus hervorgehoben; der Bios wird sofort Schüler des Aristipp genannt und als seine Speise Süfsigkeiten und Feigen erwähnt, wie auch im 'Fischer' (43) der Epikureer sich sogleich nach dem Kuchen und der Feigenmarmelade drängt.[1]) Witzig behauptet der Parasit (11), Epikur habe die hedonistische Lehre nur aus dem Parasitenleben entlehnt, ohne sie doch ganz durchzuführen; denn dadurch, dafs er Studien treibe über Erde und Welt und Elemente, belästige er sich selbst, zeige also, dafs er gar nicht wirklich nach jenem ruhigen Genufs strebe, den der Parasit erzielt. Im ganzen hat Lucian über die von Epikur gelehrte Lebensweise in jener Philosophenposse um so weniger zu sagen, als ja Aristipp schon vorher behandelt war. Auch für die atomistische Lehre war jetzt, nachdem Demokrit damit verspottet war, kein Raum mehr vorhanden; sie ist damit abgethan, dafs auf Epikurs Abhängigkeit von dem Abderiten hingewiesen wird. So ist nur die theologische Anschauung dieses Philosophen übrig, welche die Götter in ewiger Ruhe aufserhalb dieser unruhigen Welt denkt, unbekümmert um das Schicksal der Erde und der

[1]) Die hedonistische Lehre aufs Essen zu beziehen, war ein alter Witz der Komödie (Mein. IV 481 532), wie sie auch sonst derb realistisch aufgefafst wird (Baton Mein. IV 500 502).

Menschen. Diese 'gottlose' Auffassung giebt Lucian mehrmals Anlafs zu witzigen Bemerkungen, obwohl er ja die darin liegende Freigeisterei teilt. So bemerkt er in der 'Lebensversteigerung' (19), diese Gottlosigkeit sei das einzige, was Epikur noch zu Aristipp und Demokrit hinzugebracht habe. Im 'Doppeltverklagten' (2) citiert Zeus selber Epikurs Ansicht und fürchtet, sie könnte sich Bahn brechen und dazu führen, dafs die Menschen den Himmlischen keine Verehrung mehr zollen. In 'Des Zeus Widerlegung' wird neben der stoischen auch die epikureische Götteranschauung lächerlich gemacht (vgl. Bruns, Rhein. Mus. XLIV 380 f.); wenn dort Zeus sagt (7/8), man ehre die Götter nicht, um eine Gegengabe zu erhalten, sondern einfach weil man in ihnen das Bessere, das ewige, leidlose Dasein achte, so vertritt er damit epikureische Lehre.[1]) Der Kyniker aber verspottet ihn, indem er an den lahmen Hephaistos, den angeschmiedeten Prometheus, den Sklavendienste verrichtenden Apollo und ähnliches erinnert. Damit ist alles erschöpft, was sich etwa auf Epikur selber beziehen liefse; es sind lauter harmlose Witzchen. Dem gegenüber hat Lucian ausdrücklich dem Epikur als dem Kämpfer gegen allen Aber- und Wunderglauben zusammen mit Demokrit und Metrodor ein ehrendes Denkmal gesetzt im 'Alexander' (17 und noch deutlicher 25), wo er ihn verherrlicht als den Mann, der die Natur der Dinge erkannt hat und allein die Wahrheit weifs; so ist es nicht auffällig, dafs diese Schrift, die ja gegen religiöse Betrügereien gerichtet ist, zum Schlufs (61) eine Art von Apotheose des Epikur bringt, die uns an die Lucrezischen Verse erinnert: er ist in Wahrheit heilig und göttlich, er hat allein das Richtige erkannt und gelehrt, er ward ein Befreier aller, die mit ihm zusammenkamen. Man mufs jedoch bedenken, dafs ein gut Teil dieser Begeisterung dem Umstand auf Rechnung zu setzen ist, dafs der Adressat jener Schrift ein Epikureer war.

Auch die Schüler Epikurs kommen verhältnismäfsig glimpflich davon. Im 'Icaromenipp' (16 u. 26) wird zwar der meineidige Hermodor erwähnt, der für 1000 Drachmen falsch schwört; man möchte fast glauben, dafs sich das auf ein stadtbekanntes Ereignis bezieht. Im 'Gastmahl' (9) ist der 'Priester' Hermon, der der epikureischen Lehre folgt, allerdings auch eine komische Figur. Aber gegenüber dem Stoiker zeichnet er sich dadurch aus, dafs er bei dem eitlen Streit um den Platz als der Verständigere nachgiebt, wie auch im 'Tragischen Zeus' (35 ff.) der Epikureer der Vornehmere ist, der es vermeidet zu schmähen und die gemeinen Waffen des Gegners zu gebrauchen. Dafs er dann (Gastmahl 30) in den Streit des Peripatetikers mit dem Stoiker eingreift, ist bei der zwischen der epikureischen und stoischen Schule bestehenden Abneigung selbstverständlich; aber bezeichnend für Lucians Stellung scheint

---

[1]) Vgl. Philod. *π. εὐσεβ.* col. 110 S. 128 (Gomp.): *Ἐπίκουρος ... προσεύχεσθαι ... οἰκεῖον εἶναι ... φησίν, οὐχ ὡς λυπουμένων τῶν θεῶν εἰ μὴ ποιήσομεν, ἀλλὰ κατὰ τὴν ἐπίνοιαν τῶν ὑπερβαλλουσῶν δυνάμει καὶ σπουδαιότητι φύσεων.* Vgl. Sen. De benef. IV 19, 3 4; Zeller, Phil. d. Gr. III 1³, 430 ff. Der Satz in Kap. 8: *τὸ ἀίδιον τοῦτο καὶ ἄπειρον εὔδαιμον ἡμῖν ἐστι* giebt ja deutlich die beiden wesentlichsten Merkmale der epikureischen Götter.

doch erstens, dafs der dem Hermon gemachte Vorwurf sofort durch seine Fassung zeigt, dafs er nicht erwiesen ist; der Priester soll Gold von den Locken der Dioskuren entwandt haben, aber die Bestrafung, die ihn dafür erwartet, liegt noch in der Zukunft. Sodann beteiligt sich der Epikureer nicht an dem Schimpfen. Nachdem er eine witzige Bemerkung gemacht hat, schweigt er, sobald die Unterhaltung unflätig wird; und als er von dem Stoiker mit Wein begossen wird, beugt er sich ruhig vor, um die Flüssigkeit abtriefen zu lassen, und ruft nur die Anwesenden zu Zeugen an für das, was ihm widerfahren ist (33). Zum Schlufs allerdings läfst er sich mit dem Stoiker in eine Prügelei ein, weil dieser ihm seine Portion Geflügel, die etwas fetter zu sein scheint, fortnehmen will (43 ff.); das ist dieselbe lustige Verspottung der Schlemmerei, die in der 'Lebensversteigerung' vorkommt und in dieser Posse unmöglich fehlen durfte. Der Epikureer zeigt sich aber auch in dieser Lage wieder als der Überlegene; obwohl selber arg zugerichtet, zeigt er dem schwer stöhnenden Schüler der Stoa, dafs Schmerz und Leid doch kein Adiaphoron ist. So scheint es, als ob Lucian den Epikureer in dieser Burleske, die keine philosophische Richtung verschonen will, doch mit einer gewissen Vorliebe behandelt hat. Beachtenswert ist deshalb vielleicht auch, dafs er die Epikureer nicht namentlich aufführt, wo er seine Deduktionen im 'Hermotimos' (85) zusammenfafst. Ziemlich deutlich zeigt er jedenfalls seine Sympathie für die epikureische Lebensauffassung gegenüber der stoischen im 'Doppeltverklagten' (20 ff.), wo er den Prozefs der Stoa gegen die Hedone um den Dionysios vorbringt; Epikur spricht für die Hedone und führt aus, dafs der eigene Körper des Dionysios gleichsam gegen die Stoa philosophiert und ihn bei einer Krankheit belehrt habe, dafs er ein Mensch und für Lust wie Schmerz empfindlich sei; darauf wird die Hedone mit allen Stimmen freigesprochen. Und wie die epikureische Ethik hier von Lucian vertreten wird gegenüber der stoischen, so folgt er der Theologie zum Teil im 'Tragischen Zeus'. Schon im Beginn der Streit der Götter um den Platz, den jeder bei der Beratung einnehmen soll, und die damit gegebene Verhöhnung des Volksglaubens ist durchaus im Sinne Epikurs, der ja sagte, gottlos sei es nicht, die Götter der Menge zu vernichten, sondern sie nach den Anschauungen der Menge sich vorzustellen (Diog. Laert. X 123; Usener, Epic. S. 60, 7). Nicht minder teilt Lucian den Zweifel an der göttlichen Vorsehung. In dem Disput zwischen dem Stoiker und dem Epikureer, der die zweite Hälfte des 'Tragischen Zeus' einnimmt, läfst er den Damis glänzend die thörichten Argumente des Stoikers Timokles widerlegen, und selbst der schöne Vergleich mit dem Steuermann, der nötig ist, um das Schiff durch die Wogen zu bringen, wird umgestürzt durch den ruhigen Einwand des Freigeistes, dafs der Mangel an Ordnung und Gerechtigkeit auf Erden nicht auf einen besonderen Lenker des Weltenschiffes schliefsen lasse. Lachend geht Damis endlich davon, weil es nicht möglich ist, mit dem schimpfenden Verfechter der stoischen Lehre sachlich zu disputieren. Es leuchtet danach ein, dafs Lucian, wenngleich er der wissenschaftlichen Spekulation dieser Schule völlig fremd gegenübersteht, doch manchen Sätzen der Epikureer eine gewisse

Sympathie[1]) entgegenbringt. Aber dennoch entgehen auch sie nicht völlig der Spottlust des Satirikers; und was von ihrer Lehre durch Übertreibung zu possenartiger Darstellung sich ausbeuten liefs, das wird ohne Rücksicht herangezogen.

Am schlimmsten unter allen philosophischen Schulen ergeht es der Stoa bei Lucian. Das zeigt schon das Wohlbehagen, mit dem er sich in der 'Lebensversteigerung' über den chrysippischen Bios ausläfst. Hier ist auch der eigentliche Chrysipp so wenig zum Ausdruck gekommen, dafs man sich jeden beliebigen Stoiker an seiner Stelle denken könnte. Es ist deshalb kaum möglich, zwischen den Stiftern und Mehrern der Schule und ihren späteren Anhängern zu scheiden. Chrysipp, Zeno und Kleanthes werden von dem Epikureer im 'Gastmahl' (30) verspottet wegen der edlen Früchte, die sie in ihrer Schule grofs gezogen haben, und wenn dabei Chrysipp der Edle und Zeno der Bewunderte genannt wird, so ist das Ironie. Als Freund der Freiheit wird Chrysipp in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (24) angeführt, um das Benehmen des Stoikers, der sich in die Knechtschaft begiebt, erst recht zu brandmarken. Die Ehrenbezeichnung 'frostig' erhalten seine Syllogismen zusammen mit Platons Gesetzen im 'Icaromenipp' (24). Witzig wird seine Ansicht benutzt, dafs die Mehrzahl der Menschen Thoren und Verrückte seien (s. Diog. Laert. VII 1, 24; Eus. Praep. ev. VI 8, 13), die des Heiltrankes aus Nieswurz bedürfen; der chrysippische Bios (Lebensv. 23) verlangt als ein Haupterfordernis von dem Käufer diesen dreimaligen Trank. Weit witziger aber ist es, wenn dem gröfsten der stoischen Philosophen selber zugemutet wird, erst zum viertenmal[2]) die heilende Arzenei zu nehmen, ehe er auf der Insel der Seligen Aufnahme finden kann, da für ihn selbst drei Mal nicht genügen (W. Gesch. II 18). Der Name des Chrysipp wird wegen seiner Zusammensetzung mit *χρυσός* zu einem Witz verwendet in den 'Ausreifsern' (31), ebenso wie dort Kleanthes gehöhnt wird, weil er sich erhängt habe, wobei vielleicht eine Verwechselung mit Zeno vorliegt (Diog. Laert. VII 28). Dieser wird vom Parasiten (43) wegen des Mangels jeglicher kriegerischen Thätigkeit erwähnt. Gelobt werden also die Häupter der Stoa nirgends, falls man nicht die Erwähnung Chrysipps neben Platon und Aristoteles (Über den Tanz 2)

---

[1]) Dafs er zu Epikureern in freundschaftlichem Verhältnis stand, zeigt der Adressat der Schrift über Alex. v. A., Celsus, sowie Kap. 43 dieser Schrift (Thimme, Phil. XLIX 510). Von einem wirklichen Anschlufs an die epikureische Philosophie kann nach dem oben Ausgeführten aber keine Rede sein.

[2]) Offenbar liegt in der Zahl eine Anspielung auf irgend eine bekannte Anekdote oder ein bekanntes Wort (vgl. Hermot. 86), in dem die Dreizahl gegeben war, wie es ja auch bei Petron. 88 heifst: *Chrysippus, ut ad inventionem sufficeret, ter elleboro animum detersit*; dadurch gewinnt auch das '*tribus Anticyris*' Hor. Ars poet. 300 eine besondere Bedeutung, mehr, als wenn man nur mit Pascal, Studi sugli scritt. lat. S. 128 die geographische Beziehung auf die drei Orte des Namens (s. Maafs, Gött. Gel. Anz. 1890 S. 344/5) darin sehen will. Von Karneades berichten Gell. Noct. Att. XVII 15, 1 und Plin. Nat. hist. XXV 52 die Thatsache, dafs er sich durch einen solchen Trank gekräftigt habe, um gegen Zeno zu schreiben (für eine Disputation mit Chrysipp [!] Val. Max. VIII 7 ext. 5).

schon als Lob auffassen will, nur einmal wird dieser gröfste der Stoiker ohne Hintergedanken als 'der Edle' bezeichnet (Fischer 51), wo nach der Tendenz der Schrift die Notwendigkeit vorlag, auch dieser philosophischen Richtung eine Ehrenerklärung abzugeben. Zahllos sind dem gegenüber und von ausgesuchter Bosheit die Spitzen, die Lucian sowohl gegen die Lehre der stoischen Schule wie gegen das Leben ihrer Anhänger in seine Schwänke gemischt hat.

Die Musterstelle dafür ist die Anekdote im 'Hermotimos' (81), in der alles zusammengefafst ist. Als der Lehrer den Schüler ums Honorar mahnt, tritt sein Oheim, ein nüchterner, verständiger Bauer, auf und sagt: 'Worte hast du uns verkauft; warum sollen wir dir dafür bezahlen, da du ja noch genau dasselbe besitzest wie früher! Im übrigen ist der Junge durch dich um nichts besser geworden, hat er doch jüngst meines Nachbarn Tochter vergewaltigt und seine Mutter geschlagen. Hochmut, Jähzorn, Frechheit sind schlimmer geworden seit vorigem Jahre. Was nützen all die weisen Schlüsse, was die Kunstausdrücke wie *ἕξις* und *σχέσις* und dgl. Von Gott sagt er gar, dafs er nicht im Himmel sei, sondern alles durchdringe, auch Holz und Stein. Und wenn man ihn fragt, wozu er das treibe, so bringt er solche Dummheiten vor wie: Ich will allein reich und König sein.' Damit ist in kurzem die stoische Logik, die stoische Theologie und die stoische Sittenlehre in den Staub gezogen.

Über die logischen und grammatischen Studien macht sich Lucian zunächst lustig, wie überhaupt über die gesamte Menge der von den Stoikern geprägten Termini technici. In der Erkenntnislehre bietet dabei die begriffliche Vorstellung, *φαντασία καταληπτική* (Diog. Laert. VII 54), ihm einen Angriffspunkt; mit ihr läfst er die Stoiker um sich werfen, um ihre eigene Überlegenheit zu zeigen; sie spricht der chrysippische Bios dem Käufer ab, weil er seine Termini nicht begreift (Lebensv. 21, vgl. Hermot. 82), und ebenso Hetoimokles im 'Gastmahl' (22) dem Hausherrn, weil dieser so wenig zwischen Gut und Schlecht zu scheiden weifs, dafs er andere eingeladen, aber ihn selbst übergangen hat. Dann werden die grammatisch-logischen Fragen, denen die Stoiker sich widmeten, verspottet, so der von ihnen konstruierte Unterschied zwischen *ἕξις* und *σχέσις* (Hermot. 81, Gastmahl 23), besonders aber die Untersuchung der Urteile, wie ja die Axiomata (s. Diog. Laert. VII 65) im allgemeinen unter den überflüssigen Ballast gerechnet werden (Hermot. 82). Hier zieht Lucian alle Register seines Witzes auf; er zeigt, wie die Stoiker sich bei jeder Gelegenheit mit ihrem Wissen brüsten, und recht komisch wirkt das, wenn es so zur Unzeit geschieht wie bei dem totkranken Philosophen im 'Hahn' (11), der in der Tischunterhaltung dem neben ihm sitzenden Schuster als erstes auseinandersetzt, dafs zwei Verneinungen eine Bejahung ergeben. Der Unterschied zwischen *σύμβαμα* und *παρασύμβαμα* (dem Zeitwort, das den Nominativ, und dem, das einen anderen Kasus erfordert, um einen Satz zu bilden) erscheint dem chrysippischen Bios (Lebensv. 21) besonders geeignet den Käufer zu dupieren; und hier zeigt sich ein Hohn des Satirikers, den wir bisher nicht beobachtet haben als höchstens in weit milderer Form bei Pythagoras: er läfst

den Stoiker selber seine Weisheit persiflieren, indem er ihn die Erklärung abgeben läfst, bei einem lahmen Menschen, der sich den lahmen Fufs wund stöfst, sei die Lahmheit das *σύμβαμα*, die Wunde dagegen ein *παρασύμβαμα*. Nicht genug kann der Satiriker sich thun, die Untersuchungen der Schlüsse zu verhöhnen. In jener oben erwähnten Anekdote tadelt der Oheim, dafs der Neffe als grofse Neuigkeit aus dem Unterricht die Erkenntnis nach Hause bringe, dafs, wenn es Tag sei, es nicht Nacht sein könne (Herm. 81), und diese Weisheit hält auch der kranke Thesmopolis für ein interessantes Tischgespräch gegenüber dem ungebildeten Mikyllos (Hahn 11); der Satz bildet aber ein Musterbeispiel der Schule.[1]) Den *ἀναπόδεικτος* (Diog. Laert. VII 79), den Schlufs, der keines Beweises bedarf, benutzt der chrysippische Bios als drohende Waffe (Lebensv. 24), und die Stoa im Streit gegen Epikur ist überzeugt damit zu siegen (Doppeltverkl. 22). Auch die Aporien, welche die Stoiker nach dem Muster der Megariker und Sophisten aufzustellen pflegten, um an ihnen den Scharfsinn zu üben und sie aufzulösen, bieten für Schwänke einen guten Stoff. So bezeichnet der Bios (22) die Wortschlingen[2]) als seine Wehr, mit der er alle Menschen zum Schweigen bringt, und dann trägt er die berühmten Aporien vor von dem Krokodil, das ein Kind gefangen hat und dem Vater verspricht es loszulassen, wenn dieser richtig seine Absicht errät, von dem Erntenden, dem *κυριεύων*, der Elektra, die den Orest kennt und doch nicht kennt, dem Verhüllten, der von seinem Sohn gekannt und doch nicht gekannt wird. Gerade das Milieu, in das die stoische Weisheit oftmals gebracht wird, erhöht durch den Gegensatz die Komik. So ist es besonders spafsig, wenn auch jener Bauernjunge seinen Anverwandten täglich bei Tisch von dem Krokodil erzählt (Herm. 81) oder ihnen, um sich als würdigen Zögling seiner Schule zu beweisen, Hörner andrechselt mit dem gefährlichsten aller Schlüsse, indem er einfach folgert: Was du nicht verloren hast, hast du; Hörner aber hast du nicht verloren, also hast du Hörner (Diog. Laert. VII 187), und ebenso komisch ist es, wenn Thesmopolis mit diesem 'Gehörnten' seinem einfältigen Tischnachbarn imponiert (Hahn 11).[3]) Hetoimokles fügt noch den Sorites hinzu (Gastmahl 23). Erhöht wird die Komik dieser Schlüsse dadurch, dafs, was durch sie gefolgert ist, nun auch als Wirklichkeit aufgefafst wird; so bei der Verwendung des 'Gehörnten'; so verwandelt auch der chrysippische Bios (25) als ein zweiter Perseus seinen Käufer durch einen falschen Kettenschlufs in einen Stein und dann, da er sich schon wie Niobe vorkommt, auf seine Bitten wieder zurück. Derartige Kunststücke wurden gewifs öfter von den Stoikern den

---

[1]) Diog. Laert. VII 78 (*ψεῦδός ἐστι τὸ ἡμέρα ἐστὶ καὶ νύξ ἐστι· ἡμέρα δέ ἐστιν· οὐκ ἄρα νύξ ἐστιν*) zeigt die Verwendung dieses Beispiels.

[2]) *τὰς τῶν λόγων πλεκτάνας*, so auch Herm. 82: *οὐκ οἶδ' ὅπως περιπλέκων τὸν λόγον*, Icarom. 29: *λόγων λαβυρίνθους*; deshalb hat der Stoiker im Gastmahl 6 den Beinamen *Λαβύρινθος*.

[3]) Man beachte die Übereinstimmung an beiden Stellen: *ἐνίοτε δὲ καὶ κέρατα ἡμῖν ὁ γενναῖος ἀναφλύει* und *ἐνίοτε δὲ καὶ κέρατα ἔφασκεν εἶναί μοι*.

Laien gegenüber angewandt, um ihnen die geistige Überlegenheit zu zeigen und Schweigen und Verlegenheit zu erwirken (ἀπορία καὶ σιωπή, Lebensv. 24). Um so mehr fordert es deshalb den Spott des Satirikers heraus, wenn die Stoiker selbst mangelhafte Schlüsse bilden. Dahin gehört der Beweis der Gottheit, der zu denen ex consensu gentium gehört (s. Sext. Emp. Adv. math. IX 123 ff.) und mit dem Zeno zugeschriebenen (a. a. O. 133) sich berührt, nämlich die Folgerung aus dem Vorhandensein von Altären auf die Existenz der Götter (Herm. 70). Sehr witzig läfst Lucian im 'Tragischen Zeus' (51) diesen Syllogismus den Schlufs der Disputation zwischen Stoiker und Epikureer bilden, indem er dadurch recht die Inferiorität des Stoikers vor Augen führt, wie er auch vorher dessen dialektische Fähigkeit als nicht eben grofs hinstellt. Auch der Schlufs, mit dem der chrysippische Bios (24) seine Berechtigung nachweist, Honorar zu nehmen, ist eine Parodie auf die stoische Schulübung. Lucian selber hält mit den Kynikern all diesen Wortkram für überflüssig, und wenn Diogenes dem Polydeukes (Totengespr. 1, 2) den Auftrag an die Philosophen mitgiebt, sie möchten aufhören, einander Hörner wachsen zu lassen und Krokodile zu schaffen, so ist das seine eigene Meinung auch. Das alles erscheint ihm wie ein Geschwätz; darum nennt er Chrysipps Syllogismen langweilig oder frostig (Icarom. 24).

Wie über die Logik der Stoiker, so macht sich unser Satiriker auch von Herzen über ihre Theologie und ihren Vorsehungsglauben lustig. Der Pantheismus wird von dem Oheim des jungen Stoikers (Herm. 81) mit unter den Dummheiten aufgezählt, die man in der Stoa lernt. Ganz ausführlich aber wird stoische Religion und stoische Theodicee im 'Tragischen Zeus' (35 ff.) verspottet, der das Gewand der menippischen Satire am deutlichsten trägt. Die Ordnung in der Welt, die Gleichmäfsigkeit der Bahnen von Sonne und Mond, die stete Wiederkehr der Jahreszeiten (s. Sext. Emp. Adv. math. IX 75 ff. Cic. De nat. deor. II 5, 15), das alles scheint dem Timokles ein Beweis der Vorsehung zu sein. Als er damit nicht durchdringt, beruft er sich auf die Dichter, zuerst Homer. Das ist echt stoisch; auch Chrysipp liebte es, aus Homer die Richtigkeit seiner Ansicht, wie z. B. vom Verhängnis, zu beweisen (Eus. Praep. ev. VI 6, 1; Gercke, Fleckeis. Jahrb. Suppl. XIV 758 Index s. v. Homerus). Aber der Gegner zeigt, wie unmoralisch viele Verse des alten Epos über die Götter sind, und dafs gerade sie durchaus nicht dazu angethan sind, die Menschen Glauben zu lehren. Noch lächerlicher erscheint der Stoiker, wenn er selbst den aufgeklärten Euripides unter seinen Zeugen citieren will. Auch die Berufung auf die allgemeine Übereinstimmung der Völker in dieser Hinsicht verfängt bei dem Epikureer nicht; denn er zeigt die ungeheure Verschiedenheit, die in der Ansicht von der Gottheit unter den einzelnen Völkern besteht, so dafs sogar Krokodile, Rinder und Affen verehrt werden. Es folgt der thörichte Beweis aus dem Vorhandensein der Orakel (vgl. Sext. Emp. Adv. math. IX 132, Cic. De nat. deor. II 5, 12), deren falsche Sprüche natürlich sofort zur Widerlegung dienen können. Das ganze Orakelwesen hat Lucian ja schon im ersten Teil so köstlich verspottet, wo Apoll sich weigert die Zukunft vorherzusagen,

weil er seinen Orakelapparat nicht zur Hand hat, und dann, durch die Bitten der übrigen endlich veranlafst, das unverständlichste Kauderwelsch weissagt (Kap. 20 u. 31). Hier wird in anderer Form dies Argument zur Satire gegen die Stoiker gewandt. Nicht gröfseren Erfolg hat Timokles, als er es mit dem Vergleich vom Schiff und Steuermann versucht, seine Meinung zu verfechten; der Steuermann, so wendet Damis ein, ordnet doch nur an, was nützlich und notwendig ist, auf Erden dagegen geschieht viel, was unverständig, unbegreiflich und ungerecht ist. Da bringt der Stoiker als letzte Hilfe seinen Syllogismus von den Altären und wird von dem Gegner dafür ungeheuer verlacht, so dafs er schimpfend die Disputation abbricht. Ebenso ist gegen die stoische Ansicht vom Fatum die 'Widerlegung des Zeus' geschrieben[1]), wo der Angriff dem Kyniker in den Mund gelegt wird. Kyniskos fragt bei Zeus selber an, wie eigentlich das Verhältnis der Götter zur Moira sich gestalte, da es ihm völlig unklar sei. Wie Zeus bekennt, dafs auch sie dem Verhängnis unterworfen sind, fragt der Spötter, wozu man dann den Göttern opfert, wenn sie machtlos sind. Zeus nimmt für seine Verteidigung sogar seine Zuflucht zu der epikureischen Auffassung der Götter als Ideale, die um ihrer Glückseligkeit willen verehrt werden, er wird aber auch damit widerlegt. Noch schwieriger wird die Frage, als der Name der Vorsehung berührt wird, über deren Stellung neben Schicksal und Moiren der Göttervater sich weigert Auskunft zu geben. Kyniskos kann in den Bewohnern des Olymps höchstens Diener des Schicksals sehen, dessen Freiheit selber übrigens auch sehr zweifelhaft sei.[2]) Zeus greift das auf und meint, wenigstens durch Orakelgeben und Vorherverkünden der Zukunft verdienten er und die Seinen die Verehrung der Menschen; das ist dasselbe Argument, das wir soeben im 'Tragischen Zeus' fanden und das ja fürs Dasein der Götter einen Beweis liefern sollte. Aber auch dies verfängt nicht; die Orakel sind zweideutig, und nutzlos ist es, die Zukunft vorauszuwissen, da man sie nicht ändern kann. Die Götter sind also nichts als Werkzeuge des Schicksals, sie gleichen nur dem Bohrer oder Beil in der Hand des Zimmermanns. Doch Kyniskos geht noch weiter. Warum läfst das Schicksal Räuber und Übelthäter so oft frei umhergehen, während der Blitz in die schuldlose Eiche fährt, warum blieben Phokion und Aristides arm, und Kallias und Alkibiades waren überreich, warum wurde Sokrates den Schergen übergeben und Meletos nicht? Zeus verweist zum Trost auf das Leben nach dem Tode, in dem die Guten den Lohn und die Bösen die Strafe erhalten werden. Aber den Zweifler will das Jenseits wenig kümmern, da aus dieser Erde seine Freuden quellen. Doch um den Zeus zu überführen, nimmt er einmal die Wahrheit jenes Gerichtes in der Unterwelt an; dann drängt sich ja die Frage auf: Wofür wird der Gute belohnt und der Böse gezüchtigt? War's denn nicht

[1]) Schon Croiset, Lucien S. 223 ff., nach ihm Bruns, Rh. Mus. XLIV 374 ff., hat mit Recht hervorgehoben, dafs die Verhöhnung der Götter sich gegen die Stoa richtet.

[2]) Gell. VII 2, 3 sagt von Chrysipp: *εἱμαρμένην esse dicit φυσικήν τινα σύνταξιν τῶν ὅλων ἐξ ἀιδίου τῶν ἑτέρων τοῖς ἑτέροις ἐπακολουθούντων.*

des Schicksals Wille, was ihn zum Handeln trieb?[1] Damit ist der Gott geschlagen. Hier sind in geschickter und unterhaltender Form all die Bedenken vorgebracht, die den Zweifler gegenüber der stoischen Auffassung erfüllen müssen, der Widerspruch zwischen Verhängnis und Vorsehung, zwischen der Annahme von der Vollkommenheit der Welt und dem Vorhandensein von Übeln und Ungerechtigkeit, der Widerspruch zwischen der göttlichen Notwendigkeit und der Freiheit des menschlichen Willens[2], der Kompromifs zwischen geistiger Gottesanschauung und Volksreligion. Das Verhältnis von Schicksal und freiem Willen wird auch in den 'Totengesprächen' verhöhnt. Im 30. Dialog fragt der Räuber Sostratos, der in den Pyriphlegethon geworfen werden soll, ob er freiwillig gehandelt hat oder die Moire ihm auch seine Handlungsweise zugesponnen hat. Minos mufs zugeben, dafs jener nur gethan hat, was das Schicksal ihm aufgetragen hat. Da zeigt der Verurteilte weiter, dafs man den Herrn beschuldigt, der einen Mord befiehlt, nicht den Diener, der ihn ausführt, dafs man dem Herrn dankt, der Gold schickt, nicht dem Diener, der es bringt, dafs also nicht er, sondern die Moire bestraft werden mufs. Minos sieht das ein und läfst ihn frei. Ähnlich wird im 19. Gespräch diese innere Unfreiheit des Menschen und die notwendige Verknüpfung von Ursache und Wirkung gezeigt und schliefslich der Moira die Schuld für das Unglück des Protesilaos zugeschoben. Der so früh Gestorbene verfolgt die Helena als diejenige, die sein Leid veranlafst habe. Menelaos meint, er solle lieber Paris verantwortlich machen; der wälzt die Schuld auf den Eros. Aiakos aber rechtfertigt diesen und klagt den Ehrgeiz des Protesilaos an, der ihn trieb zuerst an Feindes Land zu springen und so dem Tod in die Arme warf. Da empfindet Protesilaos, dafs die Moire schuld hat und ihm von Anfang an dieses Los zugesponnen war.

Aber auch die Moral der Stoiker, ihre Auffassung vom Menschen, die Hervorhebung des wahren Weisen verfällt dem Spott des Satirikers. Ihre Bücher über die Pflichten gelten mit unter dem unnützen Kram (Herm. 82), und mit boshaftem Witz läfst Lucian den totkranken Stoiker, der sich doch zum Festmahl schleppt, damit ihm nichts entgehe, mit einem Doppelsinn sagen: Man mufs das, was sich für einen gebührt, nicht lassen, zumal als Philosoph (Hahn 10). Die Einteilung der Dinge in Güter, Übel und Adiaphora oder nach der milderen Ansicht die Einteilung der gleichgültigen Dinge in solche, die wünschenswert (*προηγμένα*), die verwerflich sind (*ἀποπροηγμένα*) und die in der Mitte stehen, also im engeren Sinne Adiaphora sind, giebt mehrfach Anlafs zur Satire, schon wegen der dadurch geprägten Termini, die dem gewöhnlichen Sterblichen nicht ohne weiteres bekannt sind und infolge dessen bei ihm Staunen hervorrufen. So giebt der chrysippische Bios (21) gleich auf die Frage, ob er denn nicht

[1] Diesen selben Einwurf macht der Kyniker Oinomaos (Eus. Praep. ev. VI 7, 36 260^{b}); dafs für das Ganze Lucian ein kynisches Vorbild vorlag, wird man Bruns (Rh. Mus. XLIV S. 382 ff.) gewifs zugeben.

[2] Diesen Widerspruch hebt Kleanthes sehr naiv auf, wenn er sagt Hymn. 15 f.: *οὐδέ τι γίγνεται ἔργον ἐπὶ χθονὶ σοῦ δίχα, δαῖμον, πλὴν ὁπόσα ῥέζουσι κακοὶ σφετέρῃσιν ἀνοίαις.*

erzürnt sei, dafs man ihn verkaufe, zur Antwort: 'Durchaus nicht; denn darin sehe ich nur ein Adiaphoron'; und als der Käufer das nicht versteht, fügt er gleich noch, um ihm zu imponieren, die anderen beiden Termini hinzu. Auch im Streit der Stoa mit Epikur (Doppeltverkl. 22) sucht jene den Gegner mit Hilfe dieser Schlagworte zu überwinden. Die Tugend ist für den Stoiker das einzige Gut; deshalb führt er sie auch bei Lucian beständig im Munde, wie der Offizier der Komödie seine erdichteten Heldenthaten, und bildet so eine echte Possenfigur. Auch Hermotimos (2) setzt in dem satirisch angehauchten Dialog ausführlich auseinander, wie die Tugend so weit und der Weg, der zu ihr führt, so lang, steil und rauh ist und den Wanderer viel Schweifs kostet. In den possenhaften Werken wird diese Phrase erst recht verwendet. So haben die Stoiker (W. Gesch. II 18) noch nicht auf der Insel der Seligen ankommen können, weil sie den steilen Pfad der Tugend noch erklimmen. Unter den Themen, mit denen der arme Mikyllos, der so gern sich allein dem ungewöhnlichen Genufs eines vornehmen Festmahls hingäbe, bei Tisch gepeinigt wird (Hahn 11), befindet sich auch, wie er scherzhaft erzählt, eine gewisse Tugend, von der sein gelehrter Nachbar beständig faselt. Schliefslich konnte sich der Satiriker natürlich das bekannte, auch von Lucilius (1172 L.) und Horaz (Sat. I 3, 124 II 7) verspottete stoische Paradoxon nicht entgehen lassen, nach welchem der stoische Philosoph allein weise, schön, reich, König u. s. w. ist. Der chrysippische Bios (20) wird mit dieser Empfehlung sofort von Hermes angepriesen, und der Käufer zieht dann natürlich den Schlufs, dafs der stoische Philosoph, weil er alles allein weifs, auch allein Koch und Schuster und Zimmermann ist. So hatte ja vielleicht schon Chrysipp (s. Kiessling zu Hor. Sat. I 3, 124) die Thatsache, dafs der Weise vermöge seines theoretischen Wissens zu jedem Handwerk befähigt sei, ausgedrückt. Dadurch, dafs der Käufer hier die Folgerung zieht, wird es komischer. Auch im Hermotimos (16) ist es ein Ausdruck köstlicher Ironie, dafs dem blöden Schüler dies als das Verlockendste an der stoischen Philosophie erscheint, dafs die Stoiker alles verstehen und wer ihren Weg wandelt, allein König, reich, weise und alles zusammen ist; und noch spafsiger wirkt dieses selbstbewufste Paradoxon im Munde des grünen Jungen, der seinen bäurischen Anverwandten gegenüber damit prahlt, dafs er selbst diese Stufen erreichen wird, während sie nur Sklaven und Auswurf sind (Herm. 81). Die gesamten Studien der Stoiker und all ihre litterarische Thätigkeit wird zusammen in der 'Lebensversteigerung' (23) lächerlich gemacht; der chrysippische Bios hält es für unumgänglich notwendig, in feingeschriebenen Büchern zu studieren, Scholien zu sammeln und sich mit Solöcismen und unpassenden Wörtern vollzustopfen; unter den unpassenden Wörtern mögen manche der stoischen Termini gemeint sein. Die Solöcismen aber beziehen sich auf die etwas nachlässige Redeweise der Stoiker (s. Ritter-Preller[8] S. 392); von Zeno wird ja berichtet, er habe die sorgfältigen rhetorischen Ausarbeitungen alexandrinischer Münze verglichen, die schön und rund, jedoch deshalb um nichts besser sei (Diog. Laert. VII 18). Aber Lucian verzerrt die Sache absichtlich wie der Komiker, indem er aus der zugelassenen

Gleichgültigkeit gegen die äufsere Form eine empfohlene Verachtung derselben macht. Deshalb stellt er auch den Stoiker bei der Disputation im 'Tragischen Zeus' (27) als einen so ungeschickten Redner hin, der halb barbarisch spricht.

Diese Verspottung der stoischen Lehre, die einen so breiten Raum einnimmt gegenüber den anderen Philosophenschulen, entspricht immerhin im ganzen noch der Art, wie auch platonische Ausführungen lächerlich gemacht werden, wenngleich die wiederholte Benutzung desselben Motivs kurz hintereinander auffällt. Man dürfte deshalb vielleicht noch nicht daraus auf eine besondere Abneigung des Verfassers gegen die Stoa schliefsen, die ihm ja selbstverständlich am meisten Stoff bieten mufste, weil sie ihm am häufigsten entgegentrat. Aber zweifellos wird es, dafs Lucian gegen die Stoiker eine starke Antipathie hatte, weit stärker als gegen die übrigen Philosophen, wenn man sieht, wie er das Leben derselben verhöhnt und mit Vorliebe sie zu Possenfiguren macht. Schon ihr Äufseres bietet ja Anlafs dazu, sie als komische Persönlichkeiten aufzufassen. Entsprechend dem Meister Zeno, dessen Herbheit im Gesichtsausdruck und dessen in Falten zusammengezogene Stirn charakteristisch waren (Diog. Laert. VII 16), mühen sich alle möglichst finster auszusehen; das geschorene Haupthaar erhöht den unfreundlichen Eindruck (Lebensverst. 20, Hermot. 18). Diesem Äufsern entspricht der Hochmut, mit dem sie sich über die anderen Menschen erhaben dünken. Ganz charakteristisch ist dafür das Benehmen des dummen Bauernjungen (Herm. 81), bei dem dieser Dünkel der Haupterfolg des philosophischen Unterrichts ist. Auch der Philosoph, der in den 'Totengesprächen' (10, 8) erscheint, trägt diese Selbstüberschätzung zur Schau, so dafs ihm Hermes erst gebieten mufs, sie nebst den anderen Lastern zurückzulassen.

Erst recht komisch wirkt der Gegensatz, den zu diesem stolzen, finsteren Aussehen das Leben der Stoiker bildet; denn ihr ganzes Auftreten ist nach Lucians Darstellung nur Heuchelei. Ihr Leben will naturgemäfs sein; aber der Stoiker schnappt nach dem Goldköder nicht minder als die anderen Philosophen (Fischer 51); er nennt ja Chrysipp seinen Meister, und dessen Name hat mit dem Golde zu thun. Ums Honorar zu streiten ist das charakteristische Vergehen der Stoiker (Icarom. 16, Gastmahl 32, Herm. 9); und gerade ein Vertreter der Stoa wird in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (33 f.) als abschreckendes Beispiel hingestellt, um zu zeigen, in welche Lage man durch das Bestreben nach leichtem Gelderwerb kommen kann. Der chrysippische Bios rechnet gar den Reichtum zu einem der Natur entsprechenden Leben und beweist (Lebensv. 23) durch einen Syllogismus, der die stoischen Studien parodiert, dafs der stoische Lehrer Wucherhandwerk treiben und aufs Honorar erpicht sein mufs, dafs es sich für ihn schickt ein Gniphon — offenbar der Name eines stadtbekannten Blutsaugers — und ein Zinsenschnitzler zu sein. Das ist stark gepfefferte Kost; die Ziele der Stoiker werden in ihr gerades Gegenteil verkehrt und so von ihrem würdigsten Vertreter vorgetragen, für alle Unbefangenen und Gegner dieser Richtung gewifs ein Grund sich vor

Lachen auszuschütten, für sie selber aber eine giftige Bosheit, die über das Mafs des Possenhaften weit hinausgeht.

Aufser der Habsucht schreibt Lucian diesen Philosophen recht im Gegensatz zu ihrem angeblichen Streben nach völliger Seelenruhe eine Neigung zum Zorn und eine ungeheure Zanksucht zu. Dem Schüler, der das Honorar nicht rechtzeitig bezahlt, beifst der wütende Lehrer fast die Nase ab, und schreiend und schimpfend erleichtert er sein Herz (Herm. 9). Wo ein Stoiker mit einem Andersgläubigen zusammenkommt, beginnt er den Streit, und wenn der Gegner ihm nicht die Richtigkeit seiner Behauptungen einräumen will, so wirft er ihm, was er gerade findet, an den Kopf, um das Gewicht seiner Gründe zu erhöhen (Herm. 12). Als beim Gastmahl des Aristainetos der Epikureer erscheint, sehen ihn die Stoiker sofort argwöhnisch an und strafen ihn mit Verachtung (Gastmahl 6); dann zankt Zenothemis mit ihm um den Platz und droht fortzugehen, falls jener über ihm sitzen sollte. Derselbe Zenothemis beginnt, als er die Stoa durch einen unwürdigen Vertreter erniedrigt sieht, um ihre Würde wieder zu heben, ein verleumderisches Geschimpf gegen die anderen Philosophen, wofür er allerdings von dem nicht minder streitlustigen Peripatetiker den Vorwurf hinnehmen mufs, dafs er sein eigenes Weib verkuppelt, einen Meineid geschworen habe, Wucher treibe und was dergleichen mehr (32); endlich giefst er im Zorn seinen Becher über die Gegner aus. In vorgerückterer Stunde schreitet er aus noch unedleren Motiven zu Thätlichkeiten (43 f.). Wie eine stoische Disputation aussieht, erfahren wir zur Genüge aus dem 'Tragischen Zeus'; Timokles fährt dort sofort auf seinen Gegner los (34), indem er ihn einen verruchten Menschen und Tempelräuber nennt, bis ihn der Epikureer Damis bittet das Schimpfen zu lassen. Eine Weile nur vermag er's; als er in dem Wortstreit gar zu sehr den Kürzeren zieht, da ersetzt er die Bedeutung seiner Argumente wieder durch die Macht seiner Stimme und unflätiges Gezeter und überschüttet den Damis mit einer solchen Flut von Beschuldigungen, dafs ihre Unwahrheit ganz offenbar ist. Doch nicht nur gegen seine Gegner geht der Stoiker in dieser Weise vor, sondern selbst gegen seine Schulgenossen läfst er seinem Neide frei die Zügel schiefsen. So äufsert sich, weil er nicht eingeladen ist, Hetoimokles in der gehässigsten Art über seine beiden eingeladenen Kollegen Zenothemis und Diphilos und wirft ihnen Unwissenheit vor; ja, den letzten, der des Hausherrn Sohn unterrichtet, verleumdet er noch besonders, indem er ihm allerlei unlautere Absichten unterschiebt, und läfst dabei doch deutlich als Grund zu dieser Schmähung durchblicken, dafs jener ihm schon zwei Schüler entzogen hat (Gastmahl 23 ff.).

Die Unsittlichkeit, die hier ein Stoiker dem anderen böswillig vorwirft, wird auch sonst von Lucian den Stoikern zur Last gelegt. So wird im 'Timon' (55) geschildert, wie sehr der Ausgang des Tages zum Anfang im Widerspruch steht.[1]) Auch in den 'Totengesprächen' (10, 11) nennt Menipp

[1]) Dafs der Philosoph ein Stoiker ist (s. Fritzsche zu Tim. Kap. 54), lehrt der Wortlaut; er erscheint *τὸ σχῆμα εὐσταλὴς καὶ κόσμιος τὸ βάδισμα καὶ σωφρονικὸς τὴν ἀναβολήν*, womit man die Schilderung des Stoikers Herm. 18 vergleichen mufs; *ἄχρι ἂν*

für den dort auftretenden toten Philosophen[1]) als Hauptgrund zur Klage, dafs er nicht mehr zur Nachtzeit, das Haupt in den Mantel gedrückt, in allen Freudenhäusern herumlaufen und am Morgen den Jungen für seine Weisheit Geld abnehmen kann. Selene wüfste manches (Icarom. 21) von diesen sittenstrengen und finster blickenden Herren zu berichten, wenn sie von ihrem nächtlichen Treiben den Schleier lüften wollte.

Mit der Unsittlichkeit geht Schlemmerei und Völlerei[2]) Hand in Hand; der Philosoph, der morgens so emsig von Tugend redet, spricht nachher nicht weniger emsig dem Becher zu, als ob er auf dessen Boden die Tugend fände (Tim. 54, Herm. 11). Im 'Gastmahl' wird dieses Laster der Stoiker uns mehrfach vor Augen geführt. Zenothemis stiehlt Speisen und giebt sie heimlich seinem Sklaven zum Aufbewahren (11), offenbar um am nächsten Tage noch etwas von dem vorzüglichen Schmause zu haben. Und als das Geflügel serviert wird, für jeden ein ganzes Tier, nimmt er dem Epikureer seine Portion, weil sie ihm etwas fetter zu sein scheint, und prügelt sich darum (43). Auch sein Schulgefährte Diphilos ist nicht besser als er; denn er will die Portion, die für seinen schon fortgegangenen Schüler bestimmt war, sich auch noch aneignen und liefert sogar den Dienern deshalb eine Schlacht, bei welcher der aufgetragene Vogel hin- und hergezerrt wird wie der Leichnam des Patroklos (42). Niedrigste Parasitengesinnung verrät Hetoimokles (22—7); trotzdem er seinem Diener verboten hat, falls man ihm etwas mitgeben sollte, irgend welche Speisen anzunehmen, zeigt er ganz deutlich, dafs es nicht nur gekränkter Stolz ist, der aus ihm spricht; er hebt ja selbst hervor, wie er sich um die Einladung bemüht hat, indem er den Hausherrn zweimal ansprach, um sich be-

---

εὐσταλὴς ἡ ἀναβολή und χρὴ ἀπὸ σχημάτων καὶ βαδισμάτων ... διαγιγνώσκειν τοὺς ἀρίστους, auch am Anfang: ἑώρων γὰρ αὐτοὺς κοσμίως βαδίζοντας, ἀναβεβλημένους εὐσταλῶς, endlich ὁ κοσμιώτατος Δίφιλος Gastm. 36. Diese Sorgfalt der Kleidung und des Ganges, sowie der Unterricht in der Morgenstunde wie im 'Herm.' spricht ganz entschieden gegen einen Kyniker, wenn sonst auch die Erwähnung der Tugend den Gedanken an einen solchen zuliefse; aber auch bei dem μυρία ὅσα περὶ ἀρετῆς διεξιὼν καὶ τῶν ἡδονῇ χαιρόντων κατηγορῶν mufs man sich an die Rolle erinnern, die der Stoiker und seine Tugend in 'Herm.' 2, 'Hahn' 11, 'Wahr. Gesch.' II 18 spielt. Bielers Einwände Progr. Hildesh. 1891 S. 5 Anm. 2 sind den klaren Worten Lucians gegenüber nicht stichhaltig; den Ranzen kann der Philosoph auch eigens zu dem Zweck mitgebracht haben, um Timons Gold forttragen zu können. Allenfalls könnte man an eine Verschmelzung stoischer und kynischer Züge denken; aber der Stoiker liefert die Hauptmasse. Sollte diese kleine Unklarheit durch die Benutzung eines Vorbildes aus der Komödie entstanden sein, in das Lucian die Zeichnung des Stoikers mit groben Strichen hineingetragen hat? Charakterähnlichkeit zeigt z. B. der Philosoph Fragm. com. Mein. IV 511, über den die Hetäre sich beklagt und den sie schildert: πώγων' ἔχοντι καὶ τρίβωνα καὶ λόγον.

[1]) Auch dieser kennzeichnet sich als Stoiker durch die ἐρωτήσεις ἀπόρους καὶ λόγους ἀκανθώδεις καὶ ἐννοίας πολυπλόκους (8), die Lucian ja besonders verhöhnt, dann auch durch die Hervorhebung des Honorarnehmens (11); auch dafs nicht nur der Bart, sondern auch die Augenbrauen des Scheermessers bedürfen (9), zeigt ja das σκυθρωπόν. Auch unter den Philosophen, die Pan öfter Gelegenheit hat heimlich von seiner Grotte aus zu belauschen (Doppeltverkl. 11), sind vermutlich die Stoiker zum wenigsten miteinbegriffen.

[2]) ἡδυπάθεια, τρυφή, μαλακία 'Totengespr.' 10, 8.

merkbar zu machen (24), und verteidigt sich mit dem Beispiel der Artemis, die auch zürnte, weil sie allein von den Göttern durch Oineus nicht zum Opferschmaus eingeladen war. Das widerwärtigste Bild dieses philosophischen Schmarotzertums bietet im 'Hahn' (10 f.) der altersschwache Thesmopolis, der aus Angst, ihm könne etwas von dem Mahle entgehen, blafs und geschwollen, hustend und ächzend, dafs es niemand neben ihm aushalten kann, von vier Sklaven getragen zum Feste kommt. Lucian sucht das mit den krassesten Farben zu zeichnen; darum läfst er, um dies Gebaren um so lächerlicher hinzustellen, den liebenswürdigen Wirt sogleich versichern, er würde ihm, auch wenn er nicht erschienen wäre, die Gerichte des Festessens ins Haus gesandt haben.

Im ganzen erscheinen die Stoiker fast überall als Heuchler; keiner von ihnen erreicht, was er als Ziel angiebt, erhaben zu sein über Leid und Lust, über Zorn und Neid, keinem gelingt es den Reichtum zu verachten und das ideal menschlicher Glückseligkeit zu finden (Herm. 76)[1]; nicht einmal dem Aberglauben sind sie weniger verfallen als die übrigen (Lügenfr. 7 9 24). Der ungeheure Widerspruch zwischen dem, was sie zu erstreben behaupten, und ihrem Wandel wird im 'Timon', im 'Gastmahl', in den 'Totengesprächen', im 'Hermotimos' hervorgehoben. Aber, was nicht ohne Bedeutung zu sein scheint, der stoische Philosoph ist für Lucian der Typus des Afterphilosophen, und auch wo er nur einen beliebigen Vertreter der philosophischen Studien als komische Figur aufstellen will, wählt er den Jünger der Stoa zur Zielscheibe seiner Satire. Der 'Hermotimos', der gegen alle Philosophie sich wendet, zeigt doch am Stoiker den Mifserfolg philosophischer Bemühungen. Wo im 'Timon' unter den Heuchlern und Schmeichlern auch ein Philosoph auftreten sollte, kennzeichnet Lucian diesen durch die bestimmten Charakteristika als Anhänger Chrysipps. Wo in den 'Totengesprächen' jede andere Richtung ebensogut hätte darthun können, dafs sie Menipp gegenüber sich kläglich ausnimmt, hat er es doch für ratsam befunden, den langbärtigen, finsterblickenden Stoiker herauszunehmen, um zu zeigen, welch eine Jammerrolle er im Tode spielt. Auch in der Schrift über die 'Hausphilosophen' (33/4) wird gerade an dem Stoiker sehr drastisch gezeigt, in wie unangenehme Lage ein Philosoph im Hause des Vornehmen geraten kann; und im 'Hahn' ist der genufssüchtige Philosoph, der um keinen Preis ein gutes Essen versäumen möchte, wieder ein Stoiker, obwohl die Wahl des Epikureers so nahe lag. Man könnte sagen, dafs sich das ergab, weil die Stoiker den gröfsten Bestandteil aller Anhänger der Philosophie bildeten, und Lucian selber bringt auf diese Vermutung, wenn er den Hermotimos (16) sagen läfst, er habe gefunden, dafs die meisten sich zur Stoa wandten. Das zeigt ja auch der Schlufs des Handels in der 'Lebensversteigerung' (25), der zugleich einen deutlichen Beweis liefert, wie der Schriftsteller

[1]) Vgl. auch 80: *ὀργίλος, μικρολόγος, φιλόνικος, φιλήδονος.* Dieser letzte Vorwurf bestätigt, dafs wirklich 'Totengespr.' 10 nur der Stoiker gemeint ist, während man sonst bei der *ἡδυπάθεια* und *τρυφή* im Verein mit den übrigen Fehlern an eine Kombination sämtlicher Philosophen denken könnte.

bei diesen Erfindungen das Gefühl für die realistischen Verhältnisse hatte; er läfst ihn für 12 Minen verkaufen, nicht eben teuer, wie das selbstverständlich ist bei einem Gegenstand, den sich nicht wenige aneignen; denn gleich darauf heifst es, dafs nicht einer, sondern viele den chrysippischen Bios kaufen, lauter kräftige Leute, die zu dem Erntenden passen, wie mit einem Witz auf den bekannten Syllogismus gesagt wird, vermutlich mit Bezug auf die Verbreitung des Stoicismus im Römertum. Aber ganz genügt diese Erklärung nicht für die hervortretende Gehässigkeit gegen die Stoa. Schon die Verspottung der Lehre zeigt einen anderen Charakter als die bei den anderen Schulen. Da wird in komischer Weise etwas wirklich Gegebenes ausgenutzt; die Knabenliebe des Sokrates, die Weibergemeinschaft des Platon, die Entschlufslosigkeit der Skeptiker hatten in gewissem Grade eine realistische Unterlage. Hier dagegen wird die Lehre sofort in ihr Gegenteil verkehrt; es wird verlangt, Wucher zu treiben und hohe Honorare zu nehmen, was von der stoischen Lehre natürlich fern ab lag. Hier ist also kein Witz, sondern Bosheit, und es ist vielleicht kein Zufall, dafs Chrysipp in dem 'Fischer' verhältnismäfsig so wenig hervortritt, weil für ihn am allerwenigsten die Entschuldigung passen konnte, dafs die alten Philosophen nicht verunglimpft sein sollten, sondern nur ihre unwürdigen Epigonen, während doch die ganze Posse ausdrücklich an Chrysipps Person geknüpft ist; unter der Masse der übrigen konnte auch er dann unbemerkt mit unterschlüpfen. Auch ist zu beachten, worauf wir schon oben Gewicht gelegt haben, dafs Lucian sich gar nicht genug thun kann, bei Verhöhnung der Stoiker selbst unmittelbar hintereinander dasselbe Motiv zu wiederholen. Am bezeichnendsten scheint mir das 'Gastmahl'. Jede Schule ist nur einmal vertreten, die stoische dagegen dreimal! Dafs zwei Stoiker zugegen sind, könnte man mit der gröfseren Anzahl dieser Philosophen überhaupt begründen; dafs beide in gleicher Weise karikiert sind, nicht ebenso. Und auch das genügte dem Satiriker noch nicht. Auch der nicht eingeladene und darüber erboste Philosoph, der so recht zeigt, dafs die Philosophie niedrige Gesinnung nicht zu veredeln vermag, mufste ein Stoiker sein. Danach scheint es zweifellos, dafs Lucian eine ganz besondere Abneigung, ja Gehässigkeit gegen die Stoa und ihre Anhänger empfand[1]), zumal er, wie wir sahen, auch an den Stiftern nichts zu rühmen weifs. Hier könnte man vielleicht von einem Kampf reden; denn das sind nicht mehr heitere Bilder, die nur den Zweck haben, das Publikum zu belustigen, das ist bissige Satire mit der bewufsten Absicht, gerade diese

[1]) Gerade diese besondere Abneigung ist interessant, weil sie zur Zeit sich äufserte, als ein Stoiker auf dem römischen Throne safs; denn dafs aus der Verdammung der Philosophie ein Anhaltspunkt für die Abfassungszeit der betreffenden Schriften zu gewinnen sei, diese Vermutung wird, wie ich glaube, jetzt auch W. Schmid nicht mehr aufrecht erhalten (s. Philol. L 305). Was sagte denn Fronto direkt dem Kaiser über den Unwert aller Philosophie! Würde der milde Mark Aurel sich da um den syrischen Vielschreiber gekümmert haben, als ob es sich bei der Philosophie um eine Staatsaktion handelte? Die besten der Satiren müssen von dem Vierzigjährigen 160—70 verfafst sein; nach 180 sie ansetzen hiefse von der Entwickelung eines Menschen eine merkwürdige Anschauung haben.

philosophische Richtung in den Augen der Welt gründlich zu diskreditieren. Nur ein Stoiker hat Gnade in seinen Augen gefunden, Epiktet; ihn nennt er in der Schrift 'Gegen den Ungebildeten' (13) einen bewundernswerten Greis und gesteht ihm Weisheit zu. Das ist ungefähr dieselbe Ausnahmestellung, die unter den Sophisten und Rhetoren Herodes Atticus einnimmt, den er einen durch Bildung und Würde hervorragenden Mann nennt (Peregr. 19, s. Schol.), während die übrigen für ihn Heuchler und innerlich ungebildete Menschen sind. Aber gerade diese Hervorhebung des Epiktet ist bezeichnend; sie gilt nicht dem reinen Stoiker, sondern dem Philosophen, der dem theoretischen Wissen nur noch geringen Wert beilegt, der die Logik und Naturwissenschaft verschmäht, der das Hauptgewicht der Philosophie in der Moral sieht, den Willen der Natur zu erkennen und ihr zu folgen (Zeller III 1^3 742 ff.), der endlich sein Ideal ausdrücklich in der Form des Kynismus vor Augen führt (III 22, IV 8, 30).

(Schlufs folgt)

DIE VOLKSAUSGABE VON SYBELS BEGRÜNDUNG DES DEUTSCHEN REICHES DURCH WILHELM I.[1]

Von Gustav Wolf

Nicht mit Unrecht hat man schon vor zwölf Jahren Sybels Begründung des Deutschen Reichs mit Pufendorfs Kommentaren zur Geschichte des grofsen Kurfürsten und Friedrichs des Grofsen *Histoire de mon temps* zusammen genannt. Stand doch allen drei Männern neben der aktenmäfsigen Überlieferung ein reicher Schatz persönlicher Erlebnisse und die Möglichkeit mündlichen Meinungsaustausches zu Gebote. Und wie Pufendorf und Friedrich der Grofse bis zum heutigen Tage unsere Gesamtansichten bestimmt haben, so wird auch dem Werke Sybels eine bleibende Tragweite beschieden sein. Dennoch darf man über der Ähnlichkeit dieser litterarischen Erscheinungen die Besonderheit nicht aufser Auge lassen. Auch für Pufendorf bildet die Darstellung der modernsten brandenburgischen Geschichte den Abschlufs einer arbeitsreichen Laufbahn. Aber die grofse Zukunft des preufsischen Staates hat er schwerlich erkannt. Sein Severinus da Monzambano, der die damaligen Reichszustände geifselt, endet mit ganz anderen, viel oberflächlicheren Reformvorschlägen als mit dem der Kräftigung des entstehenden norddeutschen Territorialstaates. Und wenn Pufendorf auch seine Kenntnisse auf der geschichtlichen Erfahrung aufbaute, so liegt doch seine eigentliche Bedeutung nicht in der Geschichtschreibung, sondern in der Rechtswissenschaft und in seinen für Zeitgenossen und Nachwelt fruchtbaren politischen Ideen. Für Friedrich den Grofsen bestand ein engerer Zusammenhang zwischen seiner geschichtschreibenden Thätigkeit und seinem ganzen Lebenswerke. Einmal sind es ja die eigenen Leistungen, die der König schildert, ferner aber beherrscht ihn vielfach, besonders in seiner *Histoire de la guerre de sept ans*, die Tendenz, die persönlichen Erfahrungen durch die Niederschrift für seine Nachfolger nutzbar zu machen, welche leicht

[1] H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preufsischen Staatsakten. Volksausgabe. Sieben Bände. München und Berlin, R. Oldenbourg 1901. — Der Entschlufs der Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg, von Sybels Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. eine Volksausgabe zu billigerem Preise zu veranstalten und das Werk damit einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen, rechtfertigt wohl den Versuch einer nochmaligen Würdigung dieses Werkes, besonders weil jetzt der Kritiker weniger als beim ersten Erscheinen die mitgeteilten Einzelheiten und Neuigkeiten wie vielmehr den Gesamtcharakter, namentlich auch die ganze Stellung innerhalb verwandter, zum Teil erst später erschienener Litteratur ins Auge fassen wird.

auf den gleichen Kriegsschauplätzen mit dem gleichen Gegner wieder kämpfen konnten. Von Pufendorf und von Sybel unterscheidet er sich aber wesentlich durch die Art der Archivbenutzung. Deutet auch seine Vorrede zur *Histoire de mon temps* die Absicht an, sich streng auf aktenmäfsigem Boden zu bewegen, so läfst sich doch aus einzelnen Spuren erkennen, dafs Friedrich in seinen Anfragen und Instruktionen stets ganz konkrete Punkte bezeichnet, nach denen in den Archiven geforscht werden soll, dafs der König sich also schon tief in seine Aufgabe hineingelebt hat. Seine Aktenbenutzung ist demnach keine grundsätzlich durchgehende, sondern gelegentliche, dort eingreifend, wo der Autor die Vergangenheit nicht mehr durch scharfes Nachdenken aus seinem Erinnerungsvermögen genügend rekonstruieren zu können glaubt. Es bestehen mithin wesentliche Unterschiede, die wir uns vergegenwärtigen müssen, um Sybels wissenschaftliche Bedeutung richtig zu würdigen.

Vielleicht thäte man besser, das letzte Werk Sybels neben dem letzten Werke Rankes zu nennen. Dafs der Lehrer wie der Schüler nach vollendetem siebzigstem Lebensjahre noch die Kraft zu derartigen produktiven Leistungen besafsen, hat von jeher das allgemeine Staunen erregt. Das Geheimnis dieser Schaffensfreude und dieses Schaffenkönnens ist aber recht eigentlich in der Thatsache zu suchen, dafs Rankes Weltgeschichte wie Sybels Begründung des Deutschen Reiches das Schlufsergebnis eines reichen Forscherlebens ziehen und die aus langen Jahren gewonnenen persönlichen Anschauungen gleichsam testamentarisch zusammenfassen.

Ranke hatte einst angefangen, 'die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten'. Wir sehen: schon in seinen Anfängen wird er von universalen Ideen geleitet, die philosophischen und historischen Probleme, denen bereits der junge Forscher nachgeht, gehören zu den höchsten der gesamten Menschheit. Diesem Gedanken, auf der Basis gesicherter, durch induktive Forschung gewonnener Resultate ohne willkürliche Konstruktionen zur Erkenntnis der letzten Ursachen alles historischen Geschehens zu gelangen, ist Ranke zeitlebens treu geblieben. In keinem seiner Werke fehlt der Zusammenhang zwischen Endziel und Thema ganz. Die Entwickelung vollzieht sich für ihn besonders in den Geschichten der Nationen, aber nicht nur der Nationen: wie sich aus Rankes Grundanschauung sein unbegrenztes Interesse für alle möglichen Perioden und Staaten von selbst ergab, so sehen wir auch in den Beziehungen, welche er vermöge seines ausgedehnten Studiums zwischen oft örtlich und zeitlich weit entlegenen Faktoren erkannte, Rankes wesentliche Bedeutung. Er konnte mit Recht im ursprünglichen Entwurfe zum ersten Bande seiner Weltgeschichte sagen: 'Es ist nicht ein Werk der letzten Jahre, was ich vorlege; es beruht auf den Arbeiten meines ganzen Lebens.'

Auf den ersten Blick wird es auffallen, wenn wir mit Rankes Weltgeschichte ein Buch in Parallele setzen, das aufser einer Einleitung noch kein Menschenalter deutscher Geschichte behandelt. In der That erklärt sich dieses Auffallende rasch aus der verschiedenen Persönlichkeit der beiden Autoren. Rankes Laufbahn als Historiker wird am Anfang und am Schlufs durch folgende Aussprüche bezeichnet: 'zu zeigen, wie es eigentlich gewesen' und 'Nur kritisch erforschte Geschichte kann als Geschichte gelten'. Auch Sybel bekennt sich durchaus als Rankes Schüler; aber wie er schon als Doktorand die These verteidigte, man müsse Geschichte *cum ira et cum studio* schreiben, so erklärt er in der Vorrede seines letzten Werkes: 'An keiner Stelle meines Buches habe ich meine preufsischen und nationalliberalen Überzeugungen zu verleugnen gesucht.' Aus den reifen Mannesjahren aber entsprang das Wort: 'Nur eine grofse Zeit kann grofse Historiker haben.' Man erkennt in diesen Aussprüchen Rankes und Sybels den Abstand zweier Generationen oder, um mich Schmollers Ausführungen anzuschliefsen: 'An die Stelle der weltbürgerlichen Humanität trat deutscher Patriotismus, an die Stelle einer philosophisch-ästhetischen eine politisch-verfassungsgeschichtliche Atmosphäre ... Nicht mehr Abwendung von der Gegenwart, sondern Leben in ihr und Wirken auf sie mufste die Losung der jüngeren Generation werden. Auch die, welche wie Duncker und Droysen noch ganz mit der Philosophie begannen, wendeten sich bald der realistischen Erfassung der historischen Thatsachen zu.'

Für die Häusser und Sybel und Treitschke resultierten aber aus solcher Verschiebung des Standpunktes nicht allein neue Ansichten, sondern auch Forscheraufgaben. Wer Vaterlandsgefühl und historisches Verständnis für identisch ansieht, wer gar eine bestimmte, sich ihm aus dem Gang der Dinge ergebende Weltanschauung als die normale betrachtet, der mufs naturgemäfs aus diesen Ursachen den Antrieb eigener wissenschaftlicher Pläne erhalten. Droysens Preufsische Politik, Häussers und Treitschkes Deutsche Geschichten sind Produkte dieser Übereinstimmung zwischen wissenschaftlichen und praktisch-politischen Auffassungen, und auch Sybels Geschichtswerke fallen unter die gleiche Kategorie.

Es ist bekannt, dafs die gröfste Arbeitsleistung Sybels, die fünfbändige Geschichte der Revolutionszeit, von Haus aus ein Produkt bestimmter nationalpolitischer Erwägungen ist. Als sich in die deutschen und konstitutionellen Bestrebungen der Märztage ein sehr radikal-kommunistischer Geist mischte, da kam er — so erzählt uns Sybel selbst in seinen Pariser Studien[1]) — auf den Gedanken, in einer kleinen Abhandlung und Broschüre dem Volke zu erzählen, in welches Elend die grofse französische Revolution gerade die niederen Klassen durch ihre kommunistischen Tendenzen gestürzt hätte. Nun war aber von den ökonomischen Katastrophen der grofsen Revolution ein deutliches und haltbares Bild nicht zu gewinnen ohne eine allseitige Kenntnis jener vielbewegten Jahre. So vertiefte sich der Gelehrte immer mehr in die äufseren und inneren Zu-

---

[1]) Abgedruckt in Sybels Vorträgen und Abhandlungen (Historische Bibliothek Bd. III).

sammenhänge, drang immer weiter in den umfassenden gedruckten und ungedruckten Quellenstoff ein. Und indem er an seinem Ausgangspunkte festhielt, zu zeigen, dafs eine liberale Staatsverfassung nur unter Wahrung einer geordneten Staatsgewalt möglich ist und das Gaukelspiel von der Volkssouveränität notwendig in den Abgrund führt, zeichnete er als erster den historischen Verlauf der Revolution.

Wie Rankes Römische Päpste, so wird auch Sybels Geschichte der Revolutionszeit stets als diejenige Leistung angesehen werden, mit deren Hilfe wir uns vor allem die wissenschaftliche Eigenart des in der Blüte seiner Jahre stehenden Gelehrten vergegenwärtigen können. Aber wenn wir den natürlichen Abschlufs der Rankeschen Muse nicht in den Päpsten, sondern in der Weltgeschichte zu erblicken haben, so gravitierten auch Sybels Interessen in ihrem Endziel nach einer ganz anderen Richtung als nach einer Darstellung der Zeit von der Eröffnung der französischen Generalstände bis zum Frieden von Lüneville. Sybel selbst hat einmal als das Wesen der neueren deutschen Geschichtschreibung bezeichnet: 'Vergangenheit und Gegenwart verbindend erhob sich die Vorstellung der Nationalität als einer grofsen, die einzelnen Menschen umfassenden, durch die Zeitalter hindurchwachsenden Persönlichkeit. Man lernte die sonst getrennten Gebiete des Rechtes und der Sprache, der Religion und der Sitte, des Staates und der Kirche als zusammengehörige Äufserungen dieses einen grofsen Volkslebens begreifen: man lernte die Gegenwart auffassen als das letzte Glied einer geschlossenen tausendjährigen Kette, die Vergangenheit als die sprofsende Wurzel des gegenwärtigen Daseins.' Welches andere Motto läfst sich denken für das ganze wissenschaftliche Streben Sybels vom Anfang bis zum Ende? Die gegebene Aufgabe eines Historikers, der den ältesten und modernsten Erscheinungen des deutschen Lebens mit gleicher Sorgfalt und mit derselben Anteilnahme nachgegangen war, der, Geschichtschreiber und Politiker in einer Person, die beiderseitigen Berufspflichten als eine natürliche Harmonie seines Daseinszweckes auffafste, war eine grofse Deutsche Geschichte.

In der That hat sich Sybel lange mit einem derartigen Plane getragen, und er hatte bereits über die Abfassung einer mehrbändigen Deutschen Geschichte einen Verlagsvertrag abgeschlossen. Dieser ist später auf das heutige Buch über die Begründung des Deutschen Reiches umgeschrieben worden. So nimmt letzteres demnach die ursprünglich der Deutschen Geschichte zugedachte Stelle des Facits der Sybelschen Thätigkeit ein. Diese von Sybels altem Verleger in dessen Nekrolog erwähnte Episode verdient mehr Beachtung, als ihr seither geschenkt worden ist. Wir erkennen aus ihr die ganze Tendenz des Geschichtschreibers.

Man mufs also der Würdigung des vorliegenden Werkes die Frage zu Grunde legen: was waren die Anschauungen des Autors über den allgemeinen Verlauf der deutschen Geschichte, was würde uns dieser in seinem nicht ausgeführten Werke zu sagen gehabt haben? Um eine solche Frage zu beantworten, dafür haben wir verschiedene Anhaltspunkte. Ganz abgesehen davon, dafs er in seinen verschiedenen Schriften wichtige Fragen aus verschiedenen Zeitepochen bearbeitet

hat, so hat Sybel in seinen Reden und Abhandlungen wiederholt Probleme behandelt, deren Erörterung in einer Deutschen Geschichte einen hervorragenden Platz eingenommen hätte; ich erwähne nur 'Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte', 'Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung', 'Die christlich-germanische Staatslehre', 'Über die Entwickelung der absoluten Monarchie in Preufsen', 'Die deutsche Nation und das Kaiserreich', 'Was wir von Frankreich lernen können', 'Das neue Deutschland und Frankreich'. Aufserdem aber ist auch in der Begründung des Deutschen Reiches das ursprüngliche Projekt einer zusammenhängenden vaterländischen Geschichte nicht spurlos untergegangen. Die Einleitung des ersten Bandes, welcher das Motto *Rerum cognoscere causas* trägt, enthält, allerdings für die ältesten Zeiten aufs äufserste zusammengedrängt, einen kurzen Überblick über die deutsche Entwickelung seit fast zwei Jahrtausenden.

Bei ihrem Eintritt in die Geschichte stehen die Germanen, nach Sybels Annahme, auf einer recht niedrigen Stufe politischer Entwickelung. Als die gröfste staatliche Einheit sieht Sybel die *civitas* an. Die Folge dieses Zerfallens in kleine und lockere Verbände ist der Wechsel, die Unruhe, der Unfleifs im Ackerbau, der Wandertrieb und die häufigen Konflikte zwischen einzelnen Ständen und Gruppen. Erst als Cäsar die Rheinlinie und Augustus die Donaulinie gegen Überflutungen germanischer Einwanderer sicherten, sahen die in ihre Schranken zurückgewiesenen Deutschen sich zur ökonomischeren Ausnutzung ihres Gebietes gezwungen. Die Notwendigkeit hauszuhalten öffnete zwei Persönlichkeiten, welche ihre Volksgenossen straffer organisieren wollten, die Bahn. Es war kein zufälliges Zusammentreffen, dafs Marbod und Armin, welche in Rom als Geiseln des Augustus den Wert der dortigen Staatseinrichtungen und zugleich das Ziel der dortigen Politik kennen gelernt hatten, nach ihrer Rückkehr diese Erfahrungen nach der Seite der Abwehr wie nach der Seite eines festeren Aneinanderschlusses zwischen Fürst und Unterthanen benutzten. So wurden sie die ersten, die eine Art römischer Militärmonarchie in Deutschland einrichteten, und zugleich die ersten, die dem Vordringen der Gegner Halt geboten. Und die teils friedliche, teils kriegerische Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen vollzieht sich nun in der Weise, dafs letztere unter Erhaltung und Weiterentwickelung ihrer Eigenart sich der Staatsidee der ersteren unterwarfen und politische Anschauungen römischen Gepräges annahmen. Es geschieht die Trennung von Staatsrecht und Privatrecht, ohne dafs freilich alle Schichten des nationalen Daseins von solchen Tendenzen ergriffen und durchdrungen werden; die Herrschaft der Könige, welche in der Völkerwanderung auftauchen, erscheint nirgends als die Fortsetzung einer früheren nationalen Gewalt, sondern als das Zusammenwirken von Kriegserfolgen und von einer bewufsten Anlehnung an römische Überlieferungen oder gar an römische Bestallungen; je nach den verschiedenen Stämmen und Ländern ist die Zertrümmerung der alten Volksverbände mehr oder minder gründlich. Ein Hindernis für eine vollständige Übernahme altrömischer Staatsanschauungen erwuchs aber den Germanen im Christentum. Die neue Religion, welche den

Anspruch erhob, die allein berechtigte in der Welt zu sein, stellte den Staatsobrigkeiten Aufgaben, die sich ihnen vom nüchternen politischen Standpunkte aus nicht aufgedrängt haben würden. Eine christliche Herrschaft hatte nach der allmählich ausgebildeten religiösen Idee die Pflicht, dem kirchlichen Glauben den Sieg über die ganze Welt zu sichern, sowohl im Inneren antikirchliche Bestrebungen niederringen als auch nach aufsen die Lehre von der Erlösung ausbreiten zu helfen. Der dadurch geschaffene Gegensatz zwischen einer schrankenlos ausgedehnten Eroberungspolitik und weisem Mafshalten mochte in einem Weltreich wie dem römischen noch nicht so klaffend hervortreten. Als jedoch Karl der Grofse mit der Kaiserkrone zugleich die Mission der letzten Imperatoren als Beistand der christlichen Kirche übernahm und jede nationale Eigentümlichkeit im christlichen Weltgedanken aufgelöst werden sollte, war eine unnatürliche Entwickelung eingeleitet. Sybel sagt von diesem Gebilde: 'Es war mehr und weniger als ein Staat. Es war mehr, denn es war Staat und Kirche zugleich, ein Gottesreich unter zwei Häuptern, einem kriegerischen und einem priesterlichen Monarchen. Es war weniger, denn in dem Eifer für immer weitere Eroberung und für immer festere Rechtgläubigkeit schrumpften ihm das Interesse und die Mittel für die elementaren Aufgaben der Politik zusammen. Es überliefs die wichtigsten Pflichten des Staates, seine Thätigkeit in der Rechtspflege, der Verwaltung, dem Heerwesen in stets wachsendem Mafse lokalen Machthabern oder Gemeinden.' Die Folge aber war, dafs das Kaisertum sowohl von den Fürsten als auch von den Päpsten teils abhängig wurde, teils mit ihnen kämpfen mufste. Zuletzt aber unterlagen Sachsen, Salier und Hohenstaufen, nachdem Deutschland gegen ihre Herrscherpläne immer gleichgiltiger geworden war. Nördlich der Alpen versandete jedes nationale Gemeingefühl, und nur die grofsen Kolonisationen im Osten, im Ordenslande Preufsen wie im heutigen Österreich, tragen den Stempel eines Zusammenwirkens deutscher Stämme. Mit der Reformation wäre noch einmal eine nationale Erneuerung des Kaisertums möglich gewesen; jedoch Karl V. war deutschen Namens, aber spanischen Sinnes, durch den Augsburger Religionsfrieden kam das Ergebnis des für die nationale Einheit hoffnungsreich begonnenen Streites ganz ausschliefslich den partikularen Gewalten zu gute, und der Partikularismus ergriff vollständig Besitz vom deutschen Boden und deutschen Geiste, während Reichsgewalt und nationale Gesinnung auf Null herabgesunken waren. Von nun an war die Frage nach Deutschlands Zukunft eine Frage der Fortentwickelung der partikularen Gewalten, und sie gestaltete sich mit dem Emporkommen Preufsens zum Dualismus der beiden gröfsten deutschen Staaten. Wenn sich dabei die Wagschale mehr und mehr zu gunsten der Hohenzollern senkte, so trug zunächst der innere Zustand der habsburgischen Länder hierzu bei: die fortdauernde Verschmelzung mit der römischen Kirche, die damit gegebene Vorzugsstellung des Klerus, der den Herrschern dafür mit seinem Beistand zur Unterwerfung des Volkes diente, der Mangel an innerer Stärke, namentlich durch die Vorherrschaft des Adels und den lockeren Zusammenhang der einzelnen Kronländer, das ungünstige Zahlenverhältnis zwischen den Deutschen

und anderen Nationalitäten, besonders auch die Neigung der Fürsten, aus ihren deutschen Rechtstiteln und Besitzungen für ihre italienische Machtstellung Opfer zu bringen. So kam es mehr und mehr sowohl geistig als auch politisch zu einer Entfremdung zwischen dem Erzhause und den gesamten Ansichten und Interessen der Nation. Die preufsische Entwickelung war dagegen die umgekehrte. Der Gründer des jungen Staates, der Grofse Kurfürst, hatte vor seinem Regierungsantritte in Holland das Bild eines freien und kräftigen Gemeinsinnes, eines mit der Befriedigung der Gesamtinteressen stehenden und fallenden Herrschergeschlechtes, eines hochentwickelten geistigen Zustandes gesehen; verboten ihm auch die heimischen Verhältnisse die allseitige Ausnutzung dieser Eindrücke, so verkörpert doch seine Regierung die zielbewufste Idee, die Sache des Volkes und nicht der eigenen Person zu führen, zwar vor allem Macht zu gründen und die inneren und äufseren Hindernisse dieser Machtgründung zu besiegen, zugleich aber damit für die Staatszwecke als solche und für die Grundlage und Bedingung jedes Gedeihens zu sorgen. Entsprechend den wechselnden Konstellationen und Individualitäten der einzelnen Könige gestaltete sich zwar das Facit der verschiedenen Regierungen verschieden, mehr und mehr aber und namentlich durch die Persönlichkeit Friedrichs des Grofsen bildete sich als Aufgabe des vollkommenen Staates 'die Herstellung eines fruchtbaren Ausgleichs zwischen dem Rechte und der Macht des Ganzen und der Freiheit und dem Wohlgefühl des Einzelnen' aus. Friedrich II. leitete den Staat unmerklich aus dem gemeinnützigen Absolutismus in den liberalen Verfassungsstaat hinüber; denn unter ihm und durch ihn gewann das Bürgertum an materiellem Wohlstand wie an geistiger Bildung und konnte an den Neuschöpfungen in Kunst, Wissenschaft und Litteratur sich beteiligen, durch welche Deutschland in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. seine achtunggebietende Stellung in Europa gewann. Die auf Friedrich II. folgenden Regierungen waren allerdings den erweiterten Berufspflichten, die sich aus dieser Entwickelung ergaben, nicht gewachsen und berücksichtigten deren Resultate nur ungenügend; als aber in Jena und Tilsit das alte Regiment Preufsens zusammenbrach, war die Weiterentwickelung und Durchführung der liberalen Grundsätze Friedrichs des Grofsen eine Notwendigkeit geworden. Die Armee Scharnhorsts, die Organisationen Steins, die Befreiungskriege beruhen auf der freien, bewufsten, ganzen Hingabe aller preufsischen Bewohner; durch die Ereignisse und Einrichtungen der ersten 15 Jahre des XIX. Jahrh. wurde die Aufnahme des gesamten, auch des aufserhalb Preufsens entstandenen deutschen geistigen und wissenschaftlichen Lebens in die gesunde staatliche Organisation Preufsens besiegelt, und die Notwendigkeit, diese Verschmelzung festzuhalten und noch inniger zu machen, lebte als fruchtbare Tradition der Befreiungskriege in der öffentlichen Meinung fort. Die deutsche Bundesakte, die im Gegensatz zu Steins und Hardenbergs Wünschen nach einem starken Reichsregiment nur eine lose Zentralisation herbeiführte, war wohl eine bittere Enttäuschung für die national empfindenden Zeitgenossen und namentlich auch nicht ausreichend für die damaligen nationalen Bedürfnisse, erwies sich aber

gerade dadurch als eine wichtige Stütze der 1815 gegebenen Entwickelung, dafs sie weniger als eine kräftige gesamtdeutsche Bundesorganisation den preufsischen Einigungsgedanken hindernd in den Weg treten konnte. Auch bewirkte die auf dem Wiener Kongrefs vorgenommene Gebietsregulierung, durch welche Preufsen an Stelle der polnischen Provinzen die geschlossenen Rheinlande gewann und damit die natürliche Schutzwehr gegen westeuropäische Offensivbestrebungen erhielt, Österreich dagegen mit dem endgiltigen Verluste seiner elsässischen und schwäbischen Besitzungen seine ohnehin gering gewordenen Interessen am Oberrhein fast ganz verlor, dafs Preufsen in seine deutsche Rolle durch die Gleichheit der Interessen ebenso sehr hinein- als Österreich durch die Divergenz herauswuchs. Durch die Thatsache, dafs Metternich auch aufserhalb des Donaustaates in den nächsten Jahrzehnten eine mafsgebende Stellung unter den deutschen Politikern einnahm, wurde die Entwickelung nur verlangsamt, nicht hinausgeschoben. Doch auch jetzt deuteten die Ausbreitung des Zollvereines, einzelne Anschauungen des von den verschiedenartigsten Motiven beherrschten Friedrich Wilhelm IV., die wachsende Agitation der Liberalen die Richtschnur der künftigen Gestaltung an.

Das ist in kurzen Strichen skizziert Sybels Ansicht vom Gesamtverlauf der deutschen Geschichte. Von gewissen Übertreibungen, welchen einige Historiker seiner Zeit erlegen sind, hält er sich fern. Er ist zu sehr Realist und zu tief eingedrungen in die Motive der verschiedenen Personen, um zu verkennen, dafs die Hohenzollern und Habsburger erst allmählich und unbewufst in ihre historische Stellung hineingewachsen sind, dafs weder der Grofse Kurfürst noch Friedrich der Grofse eine deutschnationale, von partikularistischen Gesichtspunkten befreite Politik getrieben haben. Aber auch er unterwirft die einzelnen Zeiträume und Strömungen der deutschen Entwickelung keiner isolierten, sondern einer zusammenfassenden Betrachtung. Ihm ist das nationale Bewufstsein der Deutschen, im Gegensatze zu dem ihnen angeborenen Partikularismus, ein 'Erzeugnis der fortschreitenden Bildung'; die Bildung eines deutschen Nationalstaates das Resultat eines 'langen pädagogischen Prozesses auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete'; was der deutschen Entwickelung so grofse Umwege gekostet hat, war die Thatsache, dafs dieser Bildungsprozefs für das deutsche Volk lange Zeit sich so ungünstig wie möglich gestaltet hat, dafs Staat und Religion, Litteratur und Volkswirtschaft auf Deutschlands Heranbildung zur Nation so ungünstig wie möglich einwirkten. Man kann solche Gedankengänge auch in Sybels streng wissenschaftlichen Schriften über die verschiedensten Themata, so in der Entstehung des deutschen Königtums oder in der Geschichte der Kreuzzüge wahrnehmen; sie hätten durch die geplante Deutsche Geschichte von Tacitus bis zu Bismarck den roten Faden gebildet. Und es ist unschwer zu erkennen, dafs, wie das Werk über die Begründung des Reiches an Stelle des ursprünglichen Projektes getreten ist, im vorliegenden Buche diese Gesichtspunkte für die Anlage, Auswahl, Gruppierung und Darstellung mafsgebend gewesen sind, dafs man sich diese Gesichtspunkte

vergegenwärtigen mufs, um die gesamten und einzelnen Ausführungen aus den Motiven des Urhebers heraus zu würdigen.

Schon äufserlich knüpft Sybel durch die Vorrede sein jetziges Werk an seine frühere Geschichte der Revolutionszeit an. Beide könnten unter dem Motto Vom alten zum neuen Reich zusammengefafst werden: sie sind bestimmt, den Zerfall und den Wiederaufbau zu schildern und stehen in einem gegenseitigen engen Konnex. Dafs die Schilderung der Ereignisse von den Befreiungskriegen bis zu den Märztagen stark verkürzt erscheint, spricht nicht gegen diese Behauptung. Denn wenn Treitschke, der uns ja ebenfalls die Entwickelung von der Auflösung des alten bis zur Herstellung des neuen Reiches erzählen wollte, für die erste Generation des deutschen Bundes allein vier starke Bände brauchte, so hängt dies mit der viel umfassenderen Behandlung seines Themas, namentlich mit seinem Streben nach Einfügung der Geistesgeschichte in den Rahmen der Darstellung zusammen. Wer Wissenschaft, Kunst und Litteratur, Handel und Gewerbe, Staat und Kirche in ihrer Wechselwirkung uns vorführen wollte, mufste uns zu jenen grundlegenden Leistungen der zwanziger und dreifsiger Jahre auf dem Gebiete der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte geleiten, welche zunächst in engeren Kreisen ihre Bedeutung besafsen, darüber hinaus aber mit der Zeit ihren mittelbaren Einflufs ausübten. Sybel, dem es ja vor allem um die Ausbeute seines authentischen Materiales der diplomatischen Korrespondenzen zu thun war, fafste seine Aufgabe natürlich viel enger. Er konnte uns ebensowenig die gesamten Eindrücke und Erfahrungen, unter denen die Männer in und nach den Befreiungskriegen ihre Lehrjahre durchlebten, vor Augen stellen, wie er uns die grofse Geistesarbeit und pädagogische Thätigkeit geschildert hat, welche eine Reihe der hervorragendsten politischen und wissenschaftlichen Denker der Nation nach dem Fehlschlag ihrer 1848 gehegten Hoffnungen in Wort und Schrift ausgeübt haben. Dazu kommt, dafs entsprechend seinen vorzugsweise preufsischen Papieren und der engeren Begrenzung seines Gegenstandes Sybel weit weniger als Treitschke die inneren Verhältnisse der übrigen deutschen Staaten behandeln konnte. Die Kämpfe, welche in Baden und in anderen Landtagen um wichtige konstitutionelle Verfassungsfragen und modernere Staatseinrichtungen ausgefochten wurden und welche einen grofsen Teil der politischen deutschen Geschichte von 1815 bis 1840 ausmachen, gehörten in eine Darstellung, die auf breitem Hintergrunde schildern wollte, wie alle einzelnen Elemente und Vorgänge aus Deutschland wieder ein Volk gemacht haben; ein Historiker, der nach den preufsischen Akten uns die preufsischen Mitarbeiter am politischen Einigungswerke vorzuführen hatte, bedurfte einer eingehenden Berücksichtigung der aufserpreufsischen Vorgänge in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur gelegentlich. Sybels Hauptinteresse konzentriert sich für diese Epoche auf die Schilderung, wie die vorwärts strebenden nationalen Ideen damals von den politischen Obrigkeiten gehemmt wurden, aber in den Gemütern vorläufig ohne revolutionären Beigeschmack fortlebten.

Diese Würdigung der von den Befreiungskriegen herstammenden und nur

schlummernden nationalen Ideen ist es nun auch, welche Sybel nach seinem kursorischen Überblick über die Jahre 1815—1848 veranlaſst, den Ereignissen von 1848 und 1849 eine gröſsere Teilnahme zu widmen. In dieser Teilnahme unterscheidet sich der Historiker wesentlich von Bismarck. Letzterer dachte bekanntlich nicht eben hoch von jenen Parlamentariern, die 'eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte deutsche Reich' schaffen wollten und hierzu Beruf und Vollmacht in der Souveränität der Nation fanden. Wie er selbst nicht nach Frankfurt gezogen ist, so hat er auch in den Gedanken und Erinnerungen den damaligen Versuchen einer Neuschöpfung Deutschlands nur einen bescheidenen Platz eingeräumt. Es ist nicht nur das eigene schon 1848 vorhandene Interesse am parlamentarischen Leben, es sind nicht nur die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu geistes- und stimmungsverwandten Mitgliedern der Nationalversammlung, welche Sybel zu einer anderen Stellungnahme bewogen haben. Dem praktischen Staatsmann, der die Entwickelung Preuſsens als das persönliche Produkt der Dynastie der Hohenzollern auffaſste und darum nicht über den Kopf des Königs hinweg handeln wollte, dem überdies ein derartiges aus dem Volke heraus entspringendes Unternehmen ohne Leitung seitens der Regierungen und handelnden Politiker sowohl von vornherein als auch nachträglich für utopisch galt, erschienen die Strömungen und Bestrebungen der Märztage in einem anderen Lichte als dem reflektierenden Gelehrten, welcher die Begründung des Deutschen Reiches als den Schluſsstein einer zweitausendjährigen Entwickelung und das Ergebnis eines 'pädagogischen Prozesses' ansah. Sybel überschreibt den Abschnitt, den er diesen Dingen widmet: 'Erster Versuch der deutschen Einheit', und er charakterisiert die Bedeutung der Debatten in der Paulskirche, daſs den Deputierten ihre Fehler durch die Verhältnisse aufgedrängt worden, ihre Ziele aber zu bleibenden Richtpunkten für Deutschlands Zukunft geworden seien; präziser noch bezeichnet er zwei Seiten später die geschichtliche Stellung des Frankfurter Parlamentes, daſs es reich an Geist, Talent und idealem Streben gewesen, aber noch nicht die nötige methodische Schulung in der praktischen Politik erlangt habe. Es sind also für Sybel die damaligen Bemühungen um ein geordnetes Reich mehr als ein hoffnungsloser und darum verpuffter Anlauf. Sie scheiterten besonders deshalb, weil die Zeit zu positiven Erfolgen noch nicht gekommen war; aber indem sie der Zukunft den Weg wiesen und auf das Volk ihren Eindruck nicht verfehlten, indem sie Männer aus Deutschlands verschiedenen Landstrichen in gemeinsamem patriotischem Streben vereinigten, bildeten sie die unentbehrliche Vorstufe zu den künftigen Ereignissen. 'Die Richtung, welche die Nationalversammlung dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrtümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach auſsen' — das sind die Schluſssätze Sybels über jene Frankfurter Tage.

Infolge ähnlicher Ursachen besteht auch, abgesehen vom Parlament in der

Paulskirche, eine ziemliche Differenz zwischen Bismarck und Sybel in der Bewertung der damaligen Ereignisse. Die Gedanken und Erinnerungen knüpfen in der Schilderung der Märztage an Bismarcks persönliche Erlebnisse und die persönliche Königstreue des Autors an; erst als im folgenden Kapitel die auswärtige Politik einen breiteren Raum gewinnt und vom Dreikönigsbündnis und den Ursachen der Olmützer Niederlage die Rede ist, finden sich zahlreichere Erörterungen von grundsätzlicher Tragweite. Sybel dagegen geht von vornherein davon aus, dafs die vormärzlichen Zustände allgemein für unhaltbar angesehen wurden, dafs sich die auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzten Erwartungen des Volkes nicht erfüllt hätten, dafs eine französische Revolution spätestens mit dem Tode Louis Philipps in der Luft lag und von einem solchen Losbruch auch der Umschwung der deutschen Geschicke erwartet wurde. Der Historiker der Revolutionszeit besitzt eine lebendigere Anschauung von der elementaren Gewalt, von der wuchtigen Tragweite der damaligen Bewegungen; er sieht den dauernden Wert solcher Explosionen darin, dafs die durch latente Unzufriedenheit gebundenen Elemente aus ihrem unnatürlichen Zustande befreit und entwickelungsfähig gemacht werden. Inmitten der Gährung und des oft wenig anmutenden Verlaufes der Dinge erkennt er also einen gewissen berechtigten Kern.

Sosehr sich Sybel infolge seiner archivalischen Vorlagen, namentlich auch was die quantitative Behandlung des Stoffes betrifft, in seinem ganzen Werke vorzugsweise mit den diplomatischen Verhandlungen beschäftigt und demgemäfs auch ausführlichere Mitteilungen über die Vorgeschichte von Olmütz, über die Dresdner Konferenzen und über ähnliche Dinge macht, so darf man darüber nicht vergessen, dafs es die oben erwähnten Erwägungen allgemeinhistorischer Natur sind, welche den die grofsen Zusammenhänge der gesamten deutschen Geschichte überdenkenden Verfasser in seiner Darstellung bestimmt haben. Gewifs gehören die Auseinandersetzungen der verwickelten schleswigholsteinschen Frage, die verschiedenen preufsischen und deutschen Reformpläne sowohl wegen des dargebotenen neuen Stoffes als auch wegen der aufserordentlichen Klarheit der Erzählung objektiv zu den wertvollsten Partien des ganzen Werkes; wer die subjektiven Ansichten des Historikers studieren und aus ihnen das Buch verstehen will, wird aber vielfach einen anderen Mafsstab anzulegen haben.

Aus diesen Gründen ist auch wesentlich das Übergehen oder kurze Streifen von Dingen zu erklären, deren Erörterung sich dem Autor weder von seinem persönlichen Standpunkte aus noch auch durch sein Aktenmaterial aufdrängte. So wird eines der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1848, das Verschwinden des durch mehr als 30 Jahre vielbewunderten und allgemein respektierten österreichischen Staatskanzlers, nur ganz flüchtig erwähnt, geschweige denn aus seinen Ursachen erklärt. Wie Sybel an Metternichs vormärzlichem Regiment fast ausschliefslich die negativen Seiten, die Hemmung der liberalen und nationalen Bestrebungen hervorhebt, die positiven Erwägungen und das Milieu dieses Politikers aber so gut wie völlig übergeht, so erfahren wir aus der Begründung

des Deutschen Reiches nichts von den Wiener Hofverhältnissen, die von langer Hand den Sturz des Ministers vorbereiteten, und ebensowenig von der grofsen Umwälzung, welche Österreich in seinem Inneren 1848 durchmachen mufste. Ottokar Lorenz hat in seinem Buche 'Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts' (Berlin 1896) bei verschiedenen Gelegenheiten, teilweise gegen Sybel polemisierend, auf den bisher wenig berücksichtigten Wechsel der Dinge im Donaureiche aufmerksam gemacht. Er konstatiert für 1848 das Untergehen des alten österreichischen Hausstaates, welcher allein durch die Kunst der Metternichschen Politik während der ganzen ersten Hälfte des XIX. Jahrh. erhalten worden war, und den Beginn eines neuen Österreichs, das mit dem alten nur noch den Namen und die Dynastie gemein hat. Mag auch in diesen Ausführungen manche Übertreibung stecken, die Auffassung, dafs insbesondere der moderne Konstitutionsstaat sich nach verschiedener Hinsicht anders bethätigen mufste als der frühere absolutistisch-patriarchalische, kann nicht abgelehnt werden. Metternich, welcher vor allem die populäre Erhebung in Deutschland zurückhalten wollte, war gerade dadurch angewiesen, mit den ihm entgegenkommenden herrschenden Kreisen zu paktieren, namentlich auch das vormärzliche Preufsen nicht vor den Kopf zu stofsen. Anders wurde dies, als nach dem Zusammenbruch der Metternichschen Ära in der allgemeinen Verwirrung der Wunsch nach einem starken Regimente sich regte, und als dann gar mit der neuen Verfassung Elemente zu Einflufs kamen, die nicht einmal untereinander, geschweige denn mit den Reichsdeutschen hinreichende Fühlung besafsen und durch die Gewalt der Dinge zum Emporkommen des Slaventums führten. Der Gedanke, durch entschiedenes Auftreten und kühne Pläne auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich Ansehen zu verschaffen, die mannigfaltigen autochthonen Interessen der einzelnen österreichischen Volksgruppen und Volksstämme, später ein leises Ahnen der Deutschösterreicher, dafs sie nur durch eine grofsdeutsche Politik und durch Festhalten der Monarchie am Bunde vor der slavischen und magyarischen Überflutung sich schützen konnten, veranlafste die Schwarzenberg und Buol und Schmerling zu ganz anderen Erwägungen als Metternich. Dafs Bismarck in Frankfurt als preufsischer Gesandter einem unerwartet feindlichen Geist des Bundespräsidiums begegnete und die Notwendigkeit eines kriegerischen Zusammenstofses mehr und mehr aus der Individualität der österreichischen Machthaber ableiten lernte, bedeutet keineswegs nur eine Berichtigung früherer Irrtümer und Erkenntnis einer besseren Wahrheit, sondern ergab sich aus dem veränderten Kurse der habsburgischen Interessen vor und nach den Märztagen.

Wenn ohne eine klare Anschauung und Erforschung dieser Dinge die Vorgeschichte von 1866 in vielen Stücken rätselhaft bleiben mufs, so ist es selbstverständlich, dafs derartige Erörterungen an sich in ein Buch über die Begründung des Deutschen Reiches gehören würden. Aber es handelt sich um Erscheinungen, welche mehr negativ als positiv zur Wiederherstellung der Einheit beigetragen haben und demgemäfs einem Forscher, der letztere als das Resultat eines langen pädagogischen Prozesses auffafst, als eine minderwertige Episode gelten.

Auch andere Lücken sind ähnlich zu erklären. Was vom Umschwunge des österreichischen Verhaltens zu Preufsen gesagt wurde, gilt bis zu einem gewissen Grade natürlich auch von anderen deutschen Territorien, besonders den Mittelstaaten. Es ist nicht nur ein persönliches Zusammentreffen, wenn in den Märztagen eine Reihe Staatsmänner emporgekommen sind, die bis in die Zeit von 1866 ihre Heimatpolitik in preufsenfeindlichem Sinne bestimmt haben. Von einer solchen Tendenz war in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. bei weitem nicht in dem Mafse die Rede. Solange die Hofburg auf eine gute Beziehung zu Berlin Wert legte, war es naturgemäfs, dafs sich zunächst die beiden deutschen Grofsmächte verständigten und Meinungsverschiedenheiten ohne Zwischenträger ausglichen. Mit dem Augenblicke, wo dieses Einvernehmen aufhörte, wo jede Partei nach möglichst grofsem und starkem Anhange in Deutschland suchte, waren den anderen Bundesstaaten zum guten Teile neue Aufgaben gestellt. Man spricht viel von der Grofsmannssucht Beusts und anderer gleichzeitiger Minister; aber dieses Mifsverhältnis zwischen beanspruchter Rolle und partikularistischer Machtfülle beruht doch sachlich besonders darauf, dafs durch die begleitenden Nebenumstände den einzelnen Staaten und ihren Ministern in der gesamtdeutschen Frage, die ja nicht blofs eine national beschränkte Wichtigkeit für die Diplomaten hatte, ein so grofser Anteil an der Lösung der Aufgabe eingeräumt und dadurch zugleich das auswärtige Ressort über die in solchen Einzelstaaten natürliche Bedeutung gegenüber der inneren Verwaltung hinausgewachsen war. Ebenso sehen wir die einzelnen deutschen Fürsten wohl gewürdigt, insofern sie als geistige oder politische Mitarbeiter zur Errichtung des deutschen Gebäudes beisteuern konnten; eine ihrer gesamten Erziehung, ihren Richtungen und Ideen nachgehende Charakteristik, wie man sie an sich in einem Werke über die fünfziger und sechziger Jahre von allen damals mafsgebenden Persönlichkeiten erwarten sollte, findet man nicht bei Sybel. Kein Zweifel, dafs der Verfasser auch in dieser Richtung uns erheblich mehr hätte bieten können, wenn er gewollt hätte. Gehörte er doch zur berühmten Tafelrunde König Maximilians II. von Bayern und stand während eines Teiles jener Jahre, die er in seinem Buche schildert, inmitten der Münchener Gesellschaft, Beziehungen zu den verschiedensten Kreisen und mit einer Reihe hervorragender Persönlichkeiten unterhaltend. Auch ohne bayrische Akten und ohne indiskrete Weiterverbreitung zufällig erfahrener Geheimnisse hätte er uns ein farbenreiches Bild der damaligen Menschen und Anschauungen in München bieten können. Für Sachsen liegen uns seit Jahren die Memoiren zweier damaliger Minister, Friesens 'Erinnerungen' und Beusts 'Aus dreiviertel Jahrhunderten' vor, und wenn auch Hassels Werk 'Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen' erst nach Sybels Tode zu erscheinen begann, so besafsen wir doch in Falkensteins Schrift eine wenigstens skizzenhafte Beschreibung des Königs Johann, welche teilweise auf autobiographischem Materiale fufste. Und wenn Sybel in seiner Vorrede sagt: 'Um die Benutzung anderer Archive habe ich mich aus dem einfachen Grunde nicht bemüht, dafs für die Gewährung eines solchen Gesuches nicht die mindeste Aussicht vorhanden war', so galt

diese Motivierung doch nicht uneingeschränkt für die Provinzen Hannover und Hessen-Nassau, mit deren Einverleibung eine Masse Material in preufsischen Besitz gekommen war. Aber alle diese Probleme, so unentbehrlich ihre Behandlung bei einer erschöpfenden, vielseitigen Kritik der ganzen Zeitverhältnisse gewesen wäre, pafsten nicht in den von Sybel aufgestellten Rahmen oder verschwanden wenigstens an Bedeutung für das positive Endergebnis der deutschen Entwickelung hinter anderen, dem Autor zudem durch seine Archivalien näher liegenden Fragen.

Unwillkürlich drängt sich in diesem Zusammenhange dem Leser noch eine andere Eigentümlichkeit der Sybelschen Darstellungsweise auf. Ein Hauptcharakteristikum der Deutschen Geschichte Treitschkes ist bekanntlich sein farbenreiches, anschauliches Bild, welches er von allen ihm begegnenden Personen und Zuständen zu entwerfen weifs. Die Neigung zur lebendigen Darstellung seiner Eindrücke hat diesen Historiker ja oft zu Schilderungen geführt, die scharfen Widerspruch herausgefordert und ihm den Vorwurf der Einseitigkeit — wie Schmoller in seinem mehrfach erwähnten Nekrolog treffend hervorhebt, weit mehr als billig — eingetragen haben. Auch bei Sybel stofsen wir, was sich auch von einem so gewiegten Menschenkenner nicht anders erwarten läfst, auf ausgezeichnete Porträts bedeutender Zeitgenossen. Die Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., Bismarcks und Delbrücks, Heinrichs von Gagern und Josefs von Radowitz gehören zum besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden, und sind mit sichtlichem Interesse, mit dem Bestreben, in das Geheimnis des individuellen menschlichen Wollens, Fühlens und Handelns einzudringen, entworfen. Aber wenn man die Menge der gebotenen und der ergriffenen Gelegenheiten zu solchen Schilderungen vergleicht, dann erhebt sich Sybels Darstellung doch relativ selten zu derartigen plastischen Schilderungen, die auf den Leser einen bleibenden Eindruck hinterlassen. In der Regel und selbst bei Männern, die, wie Roon und Moltke, eine erste Stellung unter den Mitbegründern des Deutschen Reiches einnehmen, oder die, wie Dahlmann, an anderer Stelle vom Verfasser zum Gegenstand liebevoller Betrachtung gemacht worden sind, begnügt sich Sybel mit Skizzen und Andeutungen, die dem Benutzer die für dem Zusammenhang der Erzählung erforderlichen Kenntnisse einzelner Eigenschaften der betreffenden Personen vermitteln. Auf diese Weise gewinnt Sybels ganzes Werk namentlich im Gegensatz zu Treitschke einen nüchternen, glatten, scheinbar objektiveren Anstrich. Es würde falsch sein, den verschiedenen Ton der beiden Geschichtsbücher ausschliefslich auf das abweichende Temperament ihrer Verfasser zurückzuführen; das ganze Arbeitsprogramm, das ja in seiner Eigenart indirekt allerdings auch die Besonderheit Treitschkes und Sybels wiederspiegelt, bedang, dafs in einem Falle uns umfassende biographische Charakterbilder, im anderen die für die Entwickelung des historischen Gesamtverlaufes entscheidenden einzelnen Züge der mitwirkenden Personen vorzugsweise geschildert wurden.

Von zwei Seiten ist neuerdings dargelegt worden, welche Bedeutung der Krimkrieg für die europäische Konstellation und damit auch für die Einigung

Deutschlands und Italiens gehabt hat. Kraus bezeichnet in seinem kürzlich erschienenen Essai über Cavour[1]) ihn als 'das gröfste Ereignis, welches die Wendung der europäischen Politik einleitete'[2]), und Friedjung datiert von der Schaukelpolitik Buols, welche die auf Allianzen beruhende Machtstellung der Habsburger zerstörte, die Vereinsamung Österreichs, die erst die Bahn zu den Ereignissen von 1859 und 1866 eröffnet habe.[3]) Beide Gelehrte begegnen sich also in der Anschauung, dafs zu jenem Umschlag, der Ende der fünfziger Jahre durch die neue Ära in Preufsen und den Krieg zwischen Österreich, Frankreich und Piemont sich offenbarte, schon damals der Grund gelegt wurde, und dafs deshalb die Tragweite des Krimkrieges nicht ausschliefslich im Zurückdrängen des seit dem Brande von Moskau vorherrschenden russischen Einflusses zu suchen ist. Das sind unzweifelhaft wichtige Gesichtspunkte, welche in einem Geschichtswerk, dem die Darstellung der Errichtung des Deutschen Reiches Selbstzweck ist, berücksichtigt werden müfsten. Sybel ist in der Behandlung des Krimkrieges, obgleich dieser noch nicht in die Regierung Wilhelms I. fällt, weit ausführlicher als Friedjung oder gar Kraus. Dafs Sybel in seiner Erzählung einen oberflächlicheren politischen Blick bekunde, dafs er nicht die verschiedenen Tendenzen und Schattierungen, namentlich im Kreise der preufsischen Politiker, erkannt habe, wird niemand behaupten. Aber anderseits wird kein Benutzer bei der Lektüre der betreffenden Abschnitte im Zweifel sein, dafs es dem Autor wesentlich um stoffliche Mitteilungen zu thun gewesen ist, dafs es ihm nach der ganzen Erfassung seines Themas ferngelegen hat, Konsequenzen wie Kraus oder Friedjung zu ziehen. Denn die Veränderungen, die der Krimkrieg in den Verhältnissen der Grofsmächte hervorrief, waren wohl wesentliche Begleiterscheinungen und zum Teil sogar wichtige Voraussetzungen für das Gelingen des preufsischen Einigungswerkes, aber als wirksame Bestandteile jenes pädagogischen Prozesses auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete, welcher die Deutschen aus dem Partikularismus zum Zusammenschlufs führte, können sie nicht angesehen werden.

Lorenz spielt in seinen 'Staatsmännern und Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts' (S. 158 ff.) die Gerlachschen Denkwürdigkeiten gegen Sybel aus; er tadelt, dafs letzterer ein einseitiges Quellenmaterial benutzt, dafs er 'auf unbedeutende Bureaukraten geschworen', dafs er darum das Bild des Hoflebens Friedrich Wilhelms IV. in der Zeit der Reaktion verzeichnet habe. Nun enthalten die Denkwürdigkeiten Gerlachs sicher manche Bereicherung unseres Wissens; dadurch, dafs uns die Tagebücher in die Ideengänge und die Motive ihres Verfassers, in die einzelnen persönlichen Beziehungen am Hofe des Königs lebendig einführen, gewinnen wir an vielen Stellen ein zutreffenderes und, wie sich aus der Beschaffenheit jeder derartigen subjektiven Quelle ergiebt, auch ein die Partei Gerlach vielfach gerechter darstellendes Bild wie ehedem. Aber auch hier mufs man sagen, dafs die Erweiterung unseres

---

[1]) F. X. Kraus, Die Erhebung Italiens im XIX. Jahrh. (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Fr. Kampers, S. Merkle und M. Spahn) Mainz 1902.

[2]) Ebenda S. 67. [3]) Der Kampf um die Vorherrschaft Deutschlands S. 9 f.

Wissens jenseits der letzten Ziele liegt, die sich Sybel für seine 'Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.' gesteckt hatte, und dafs weder die Rücksicht auf stoffliche Mitteilungen aus den preufsischen Staatsakten noch auch sein ganzes Programm eine derartige Erforschung der einzelnen Vorgänge innerhalb der Kamarilla erheischt hätte.

Wir sind damit an die Schwelle derjenigen Epoche gelangt, die nach dem Titel des Werkes die eigentliche Aufgabe für Sybels Darstellung bildet. Es ist selbstverständlich, dafs mit dem Beginne der neuen Ära und noch mehr mit dem Amtsantritte Bismarcks als preufsischen Ministerpräsidenten die Abweichungen, die sich aus einer isolierten Behandlung jener Jahre und der besonderen Arbeits- und Denkweise Sybels ergeben würden, nicht mehr so eklatant hervortreten. Denn einmal besafs der Autor durch seine archivalische Vorlage eine viel gebundenere Marschroute als für die früheren Zeiten und war zu wenigstens relativ gröfserer Vollständigkeit genötigt, anderseits standen jetzt Männer im Vordergrunde, die in weit höherem Mafse mit ihrer ganzen Person für das Einigungswerk thätig waren, so dafs kaum eine halbwegs wichtige Erscheinung des politischen Staatswesens in Preufsen völlig aufser Acht gelassen werden konnte. Aber auch abgesehen von dem, was oben über die durch das ganze Werk zerstreuten Charakteristiken gesagt worden ist, fehlt es von nun an ebenfalls nicht an Partien, in denen Sybels prinzipielle Auswahl zum Vorschein kommt.

Da sehen wir zunächst den Autor diejenigen Fragen, die er als an der Peripherie seines Forschungskreises gelegen schon bisher nur so weit als zum Verständnis des Ganzen nötig heranzog, wohl genauer und öfter als früher behandeln, aber doch auch jetzt in ihrer Erörterung als Mittel und nicht als Selbstzweck anschauen. So fehlt z. B. eine psychologische Würdigung Kaiser Franz Josefs so gut wie ganz. Auch die Zerfahrenheit unter den österreichischen Staatsmännern, der grundsätzliche Gegensatz zwischen Schmerling und Rechberg, das häufige Schwanken der habsburgischen Politik in der Wahl der einzelnen Wege und im Grade der Energie, die Rolle, welche eine Reihe unverantwortlicher Ratgeber gespielt haben, tritt in konkreten Fällen, die dem Verfasser zur Schilderung oblagen, häufig genug hervor, und alle diese Faktoren werden auch als Ursachen ihrer Folgen richtig erkannt; aber nirgends hat Sybel ein detailliertes Bild dieser verwirrten Wiener Verhältnisse in der Weise entworfen, dafs man sehen könnte: es ist ihm um eine erschöpfende Würdigung dieser Dinge, es ist ihm um eine vollständige Orientierung der Leser über das ganze Wesen der damaligen österreichischen Staatsleitung zu thun. Vielleicht noch charakteristischer ist, in wie hohem Grade in den Bänden IV—VI die Schilderung der auswärtigen Politik und des preufsischen Militärkonflikts überwiegt. Selbst für Preufsen, geschweige denn für die deutschen Mittelstaaten, dringt der Erzähler nicht tiefer ein in die mannigfachen Probleme der Justiz, der inneren Verwaltung, des Handels und der Gewerbe, des Kirchen- und Schulwesens, die damals so viele tüchtige Männer der verschiedenen Gegenden und Bevölkerungsschichten bewegten. Würde Treitschke

seine Deutsche Geschichte bis in diese Zeit heruntergeführt haben, so hätten alle diese Erörterungen in seinem Werke einen breiten Raum beansprucht. Denn bei diesen Gelegenheiten sind einmal sachlich eine Menge Kontroversen teils aufgetaucht und verhandelt, teils für beschränkte Staatsgebiete bereits gelöst worden, die dann die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches in ihrem Geiste bestimmt haben. Zweitens aber haben eine Anzahl hervorragender Mitarbeiter an der Reichsgründung in solchen Problemen und in den früheren Stadien ihrer Entstehung und Weiterverfolgung ihren persönlichen Standpunkt gebildet und verdanken dieser Bildung ihre Teilnahme an den ganzen Ereignissen. Auch hier wird niemand behaupten, dafs Sybel von diesem Zusammenhange nichts gewufst oder die Bedeutung derartiger Momente unterschätzt habe. Als diese Materien die breiten Schichten deutscher Politiker beschäftigten, war ja der Verfasser ein hervorragendes Mitglied des preufsischen Abgeordnetenhauses und hatte überdies nach verschiedenen deutschen Einzelstaaten hinreichende Beziehungen, die ihn über den Charakter der dortigen Gesetzgebungen aufzuklären vermochten. Vielmehr verrät auch hier Auswahl und Gruppierung des Stoffes den Historiker, der die jüngste Vergangenheit als Endresultat einer langen Entwickelung schildert, dem die an sich keineswegs unbedeutenden Grundbedingungen für das Gelingen des Werkes als minder wesentlich innerhalb des Gesamtverlaufs der deutschen Geschichte erscheinen.

Mit diesen ganzen Anschauungen Sybels steht es auch im Einklang, dafs er mit dem Herbste des Jahres 1866 das Deutsche Reich als gegründet ansieht. Schon damals, in einem Artikel der *Revue des deux mondes*, hat der Verfasser im Siege von Sadowa den endgiltigen Untergang der überlieferten Politik der mittelalterlichen Imperatoren erblickt, welche, wie wir erwähnten, nach der Meinung des Historikers Deutschland so viele Wunden geschlagen, und als deren letzten Vertreter in der lebendigen Verneinung der nationalen Berechtigungen er Kaiser Franz Josef bezeichnete. Als er dann fünf Jahre später in der *Fortnightly Review* über Natur und Entwickelungsbedingungen des Deutschen Reiches handelte, da hat er die wiederaufgerichtete Kaiserwürde mehr als eine äufserliche Krönung des Gebäudes angeschaut und in der ihm besonders am Herzen liegenden Richtung einer straffen Zentralisation das Reich eher als einen Rückschritt gegenüber dem Norddeutschen Bunde betrachtet. Und demgemäfs kann man auch sagen: die eigentliche Aufgabe der Darstellung konzentriert sich auf die ersten fünf Bände des Geschichtswerkes. Band VI und VII nehmen mehr die Stellung eines Anhanges, eines Nachtrages ein. Sie unterscheiden sich von ihren Vorgängern nicht blofs dadurch, dafs sie nicht mehr mit den Akten des auswärtigen Amtes gearbeitet werden konnten und der Verfasser aufser persönlichen Erinnerungen auf bereitwillige Mitteilungen von Tagebüchern und Korrespondenzen beteiligter Personen und auf Auskünfte von Freunden angewiesen war. Das mag die eine oder die andere Angabe als anfechtbar oder auch als minder zuverlässig erscheinen lassen, mag vielleicht sogar den gesamten dauernden Quellenwert der letzten Bände gegenüber den früheren beeinträchtigen: was die Darstellung der Jahre von 1866—1870 von

der bisherigen abhebt, ist, wie es Sybel selbst bezeichnet, 'die Natur des Gegenstandes'. Das Interesse dieses Historikers widmet sich weit weniger der Vorbereitung des Ringens mit Napoleon als vielmehr der wohnlichen Einrichtung des Baues, dessen Mauern seit Königgrätz feststanden. So beherrschen auch ganz andere Fragen die gesamte Erzählung: die Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages und des Zollparlamentes, die Gedanken, die hierbei über die zukünftige Weiterentwickelung der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung und über die Eingliederung der Südstaaten geäufsert wurden, fesseln den Verfasser in erster Linie. Der Deutsch-französische Krieg nimmt daher nach Sybel nicht die Stelle ein, welche ihm viele andere Zeitgenossen zuschreiben: er ist nicht zur Herstellung, sondern zur Verteidigung der nationalen Einheit geführt worden. Von seinem Standpunkte ganz folgerichtig schliefst Sybel den siebenten Band, der die Ereignisse bis zum Juli 1870 erzählt: 'Frankreich ging für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Kampf.' Es galt nicht ein neues Dasein zu schaffen, sondern für das vier Jahre alte Dasein einzutreten.

So umspannt mithin alle sieben Bände die Klammer einer einheitlichen Komposition, einer Komposition, die ihre Motive der Betrachtung des gesamten Verlaufes der deutschen Geschichte verdankt und ihren Autor wiederum befähigt, in jeder Epoche vaterländischer Entwickelung, mit der er sich beschäftigt, seiner Ansicht verwandte leitende Gesichtspunkte herauszufinden. Man mag an sich solche Anschauungen richtig oder unrichtig, einseitig oder vollkommen zutreffend finden, die bleibende historiographische Bedeutung dieses Zusammenfallens politischer und wissenschaftlicher Erwägungen beruht darauf, dafs eine ganze Generation hervorragender Geschichtschreiber aus ihrem Standpunkt die Kraft gewonnen hat, über einen örtlich und zeitlich eng begrenzten Horizont hinauszublicken und nach Ideen zu suchen, die weit auseinanderliegende Zwischenräume sich nähern halfen. Wenn an sich das von Ranke gegebene Beispiel einer zugleich empirischen und doch von grofser Auffassung getragenen Historie Gefahr lief, von unbegabteren Schülern in Gestalt öden Spezialistentums nachgeahmt zu werden, und wenn dadurch die deutsche Geschichtswissenschaft alsbald den Boden in der Nation, ihren Einflufs auf die allgemeine Bildung verloren hätte, so wurde gerade durch diese Reihe politischer Historiker in noch ausgedehnterer Weise als durch Ranke die Kenntnis geschichtlicher Thatsachen und das Interesse für geschichtliche Studien Gemeingut der weitesten Kreise. Dafs derjenige, den Ranke als seinen bedeutendsten Schüler bezeichnet, dazu gelangt ist, mit solchen Mafsstäben und Ansichten die Darstellung seiner eigenen, für die Entwickelung Deutschlands so epochemachenden Zeit zu unternehmen, darin liegt der dauernde Wert des Sybelschen Buches begründet. Man wird in einigen Jahrzehnten das Facit der jüngsten deutschen Geschichte etwas anders ziehen als heute, man wird auch mit Hilfe des neuen Materials manche Punkte, die man heute kaum der Erörterung für würdig hält, schärfer ins Auge fassen und hierdurch einen tieferen psychologischen Einblick in die Erwägungen der handelnden Personen gewinnen,

man wird Licht und Schatten gerechter verteilen und namentlich die unterlegene Partei, aus deren Reihen verhältnismäfsig noch wenig authentische Aufschlüsse vorliegen, milder kritisieren. Durch keine neuen Kunstwerke und durch keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse kann aus der Welt geschafft werden, dafs wir in Sybels Begründung des Deutschen Reiches ein Bild vor uns haben, wie sich ein zugleich politisch und wissenschaftlich thätiger Denker seine Zeit als das natürliche Endergebnis einer langen Entwickelung ausmalte und damit die Auffassung weiter Kreise ausdrückte. So können wir doch Sybels Werk als einen Ersatz für die ungeschrieben gebliebene Deutsche Geschichte, als das Vermächtnis seiner Ansichten über Deutschlands Ausbildung anschauen.

Derartige Leistungen müssen als Werke aus einem Gusse betrachtet, sie können nicht mit dem Mafsstab eines jede Einzelheit beurteilenden Rezensenten kritisiert werden. Es ist deshalb ebenso natürlich wie psychologisch gerechtfertigt, dafs Sybel durch die mannigfaltigen Angriffe, die er schon zu seinen Lebzeiten erfuhr, nicht veranlafst worden ist, Wesentliches an seinen Ausführungen zu ändern. Ich habe darum auch oben die Gedankengänge so wiedergegeben, wie sie sich teils wörtlich, teils inhaltlich bei Sybel finden, ohne sie meinerseits voll zu vertreten oder ihnen zu widersprechen. In einer Hinsicht urteilen wir allerdings bereits heute etwas anders als diejenige Generation, die an den geschilderten Ereignissen mitlebend und mitkämpfend teilnahm. Schon Maurenbrecher, der doch fast ganz auf Sybels Schultern stand und auch warm seinen Ansichten beipflichtete, macht im Vorwort seiner Begründung des Deutschen Reiches einen bezeichnenden Vorbehalt. Ihm erscheint der schliefsliche Ausgang des Ringens nach der Wiedervereinigung nicht in der Weise wie seinem Lehrer als das einzige natürliche Produkt der vorherigen Entwickelung; die Herstellung des Hohenzollernreiches ist ihm nur eine von verschiedenen von Haus aus möglichen Eventualitäten, und zwar keineswegs die ursprünglich wahrscheinlichste. Und es ist klar, dafs damit die Ausbildung von Anschauungen eingeleitet ist, die ein unbefangeneres Eindringen in den Geist der verschiedenen Parteilager, namentlich auch eine freiere Würdigung aller für die Zeitverhältnisse mafsgebenden Nebenumstände ermöglicht. Wer die Ereignisse als das nicht von vornherein gegebene Resultat miteinander ringender Kräfte und Gegenströmungen betrachtet, wird nicht so leicht dazu gelangen, die eine oder andere Bestrebung als die positive oder negative, als die berechtigte oder unberechtigte aufzufassen, wie der, welcher den Zoll patriotisch-nationaler Gesinnung oder feste Werturteile zum Mafsstab wählt. Mit solchen Erwägungen ist aber weit mehr ein Programm für künftige geschichtliche Forschungen aufgestellt, als dafs man deshalb befugt wäre, ein von bestimmten Vorstellungen beherrschtes monumentales Werk zu tadeln.

WILHELM HERTZ

Ein Gedenkwort

Von Wolfgang Golther

Wilhelm Hertz wurde am 24. September 1835 in Stuttgart geboren. Sein Vater, ein Landschaftsgärtner, starb, als der Knabe eben erst 6 Jahre alt geworden war. Seine Mutter, eine Försterstochter, war schon bei Wilhelms Geburt gestorben. Den Eltern hat der Dichter später tief empfundene Worte gewidmet. Von linden Blumen und Waldesrauschen sind seine Gedichte auch erfüllt:

Mein Vater war ein Gärtner;
Der pflag der Blumen lind.
Der freite im tiefen Tanne
Des Försters blondes Kind.

Durch meine Wiegenträume,
Da schwang sich mancher Aar,
Da rauschten dunkle Föhren
Und Quellen kühl und klar.

Durch meine Wiegenträume
Ging würzig warme Luft,
Ging Bienengesumm und Gezwitscher,
Lerchjubel und Rosenduft.

Wie sollt' es dem nicht maien
Im Herzen allezeit,
Dem Tannenfraun und Rosenfeen
Die Wiege so gefeit?

Und holdes Mafs zu lehren
Das glückgeborene Kind,
Bracht ihm die Mutter den Eichzweig,
Der Vater die Blumen lind.

Und wie er am Grabe der Mutter stand, da überkam ihn bereits die todesernste Tristanstimmung:

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ewge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verwesten Spalten
Ein Schöfsling treibt mit grünem Laub,
So steh' ich mächtig festgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und tot blieb mir für immer,
Was mir das Nächste auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunklen Wegen
Dein jugendschönes Bild umschwebt;
Doch deines Opfertodes Segen,
Das schönste ist's, das in mir lebt.

Ein tötlich Glück, ein selges Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Wilhelm Hertz wurde im grofselterlichen Hause erzogen. Er durchlief die ersten sieben Klassen der Stuttgarter Realanstalt und kam im Alter von 16 Jahren auf den Bergheimer Hof, unterhalb der Solitude, um die Landwirtschaft zu erlernen. In dieser ländlichen Umgebung wurden seine ersten dichterischen Versuche angeregt, dramatische Märchenspiele, von denen nichts bekannt wurde. Seine Neigung zum landwirtschaftlichen Beruf war aber so gering, dafs er bald wieder nach Stuttgart zurückkehrte, wo er ins Obergymnasium eintrat und mit 20 Jahren die Reifeprüfung ablegte. 1855 bezog er die Landeshochschule in Tübingen, um Philosophie und Ästhetik zu treiben. Bald aber wandte er sich unter W. L. Holland und A. v. Keller litterargeschichtlichen Studien zu. Aus dem persönlichen Umgang mit Uhland erwuchs ihm reichste und nachhaltigste Förderung. Hier sah Hertz sein Vorbild, dem er als Forscher und Dichter nachstrebte. Nach drei Jahren promovierte Hertz mit einer unveröffentlichten Schrift 'Über die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter'. Von Mai bis August 1859 war Hertz Leutnant auf Kriegsdauer in Ulm, als das württembergische Heer bereit gestellt wurde. Im Herbst 1859 siedelte er nach München über. Er trat dort in den Münchener Dichterkreis ein und blieb dessen Mitgliedern, insbesondere Geibel und Heyse, in treuer, lebenslanger Freundschaft verbunden. Zugleich setzte er seine gelehrten Studien fort, bei denen er in Konrad Hofmann, dem Münchener Germanisten und Romanisten, einen Anreger und Führer fand. 1860 bereiste er England, Schottland und Frankreich, 1865 Italien zu Studienzwecken. 1862 wurde er Privatdozent für deutsche Sprache und Litteratur an der Münchener Hochschule. 1869 wurde ihm die Professur für deutsche und allgemeine Litteraturgeschichte an der technischen Hochschule zunächst im aufserordentlichen, 1878 im ordentlichen Amt übertragen. 1885 wurde er zum aufserordentlichen, 1890 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, 1892 mit der Ritterschaft des Maximiliansordens ausgezeichnet.

Über seine Lehrthätigkeit kann ich nicht aus eigener Erfahrung berichten. Man rühmte an seinem Vortrag klare, schöne Form, treffliche Übersetzungsproben aus altdeutschen und altfranzösischen Gedichten, die er zu erwähnen hatte. Als Privatdozent an der Münchener Hochschule las er über höfische Epik, Parzival, Tristan, deutsche Heldensage, Nibelungenlied, Gudrun, Beowulf, über Walther von der Vogelweide, über gotische, angelsächsische und historische deutsche Grammatik. An der technischen Hochschule zwang die Rücksicht auf die Zuhörer zur Einschränkung des Lehrgebietes. Die neuere deutsche und allgemeine Litteraturgeschichte gab Hertz bald an jüngere Amtsgenossen ab. Seine gewöhnliche gröfsere Vorlesung behandelte die altdeutsche Litteraturgeschichte. Daneben las er noch über deutsche Mythen- und Sagenwelt, Walther, Nibelungenlied, historische deutsche Grammatik. Mit den Kandidaten fürs Reallehramt hielt er Übungen über altdeutsche Texte. An der Universität hätte Hertz viel mehr seine Vorlesungen mit seinen wissenschaftlichen Forschungen in unmittelbarem, belebendem Zusammenhang halten können, während den Hörern des Polytechnikums doch nur allgemeine Dinge vor-

getragen werden durften. Als M. Bernays 1891 vom Lehramt für neuere deutsche Litteraturgeschichte zurücktrat, hätte Hertz noch einmal zur Universität zurückkehren können. Doch trug er Bedenken, in vorgerücktem Alter das seiner wissenschaftlichen Thätigkeit doch ferner liegende Arbeitsgebiet ganz neu zu übernehmen. Er war und blieb vom Zauber mittelalterlicher Sage umsponnen und wollte auch als Lehrer nicht davon lassen. So trugen auch die äufseren Umstände dazu bei, dafs er der aus tief innerer Neigung erwählten Thätigkeit nie untreu wurde.

Hertz lebte 28 Jahre lang in glücklicher kinderloser Ehe. Er hielt sich fern von der Öffentlichkeit und lauten Geselligkeit, sprach in Gesellschaft wenig und thaute nur langsam auf. Jüngeren Fachgenossen kam er mit grofser Freundlichkeit entgegen und suchte sie nach Kräften zu fördern. Er war ein stiller, sinniger Mann, der am liebsten ungestört seinen Gedanken nachhing und sich am Frieden seiner Häuslichkeit erfreute. So schrieb er 1889:

Stets, wenn ich beim Heimgang sehe
Unsres Herdes Rauch,
Rührt mich deine liebe Nähe
Wie ein Frühlingshauch.

Trieb mich einst durch's Weltgedränge
Flüchtges Traumgebild,
Hier in dieser trauten Enge
Atm' ich tiefgestillt.

Ob es auch an Schätzen fehle,
Reich ist nur, wer liebt,
Wem sich eine reine Seele
Voll und treu ergiebt.

Gleich den Selgen abgeschieden
Ruhn wir holdgesellt;
Fernherauf in unsern Frieden
Tost die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunsch geblieben,
Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unser Lieben! —
Doch sie gleitet fort.

Was auch kommt, wie sollt' ich zagen
Hand in Hand mit dir?
Alles, alles will ich tragen,
Bleibst nur du bei mir!

In den letzten Jahren verbrachte Hertz die Sommermonate auf einem kleinen Landhäuschen über Ammerland am Würmsee. Dort beschlofs er im September 1901 seine letzte gröfsere Arbeit, die dritte Ausgabe des Tristan. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit starb Wilhelm Hertz am 7. Januar 1902.

Will man für die Gesamtleistungen von Wilhelm Hertz einen sicheren und richtigen Mafsstab gewinnen, so mufs sein Wirken mit dem seines einzigen wahren Meisters und Lehrers, Ludwig Uhlands verglichen werden. Bei beiden vereinigt sich der Dichter und Forscher in einer einheitlichen künstlerischen Persönlichkeit. Eine so glückliche Verschmelzung beider Eigenschaften ist überaus selten. Aber dabei dürfen auch die Unterschiede nicht übersehen werden: Uhland bewährt stille Milde und Sinnigkeit, Hertz grofse Leidenschaft. Minneschilderungen, wie sie Hertz in seinen Jugendgedichten und Epen mit glühender Farbenpracht und leuchtender Schönheit entfaltet, liegen Uhland ganz fern. Darum ward Hertz auch der Dichter des Tristan, in dem seine poetische Kraft am herrlichsten aufleuchtet, während Uhland auf den Tristan niemals sich näher einliefs. Ganz irrig ist der Versuch, Wilhelm Hertz irgend einem litterarischen Kreis, der sog. Münchener Dichterschule an-

zugliedern. Denn erstens weisen die unter diesem Namen vereinigten Litteraten gar keine durchgreifenden gemeinsamen Merkmale auf, und zweitens hat Hertz wohl an ihren Zusammenkünften sich beteiligt, aber als Dichter und Forscher durchaus selbständig sich entwickelt.

Die Arbeiten von Wilhelm Hertz zerfallen in drei Hauptgruppen: gelehrte Schriften, Erneuerungen altfranzösischer und altdeutscher Gedichte, eigene poetische Schöpfungen. Diese ganze umfangreiche Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der germanischen, romanischen und allgemein vergleichenden Sagenkunde sowie der mittelalterlichen Litteraturgeschichte. Da das Schaffen des Gelehrten und Dichters einheitlich ist, so läfst sich die Trennung in die drei Gruppen mehr nur äufserlich durchführen, je nach dem Leserkreis, für den eine Arbeit zunächst geschrieben ist, oder nach der Form, in der sie verfafst ist. So ist z. B. im Spielmannsbuch, Tristan und Parzival eine gewaltige wissenschaftliche Arbeit in Einleitung und Anmerkungen beigefügt. Auch die rein poetischen Werke setzen tiefgründige Quellenstudien voraus und geben ebensoviel Belehrung wie künstlerischen Genufs. Am leichtesten ist die Gruppe der gelehrten Schriften besonders auszuscheiden. Wie Uhland hat sich auch Hertz sein Gebiet, wie es seiner inneren Neigung entsprach, abgegrenzt. Kritische Textausgaben, grammatische oder metrische Abhandlungen haben beide nicht verfafst. Nicht der Form, sondern dem Inhalt war ihre Forschung gewidmet. Dabei bewähren beide denselben scharfen und tiefen Blick fürs Wesentliche. Sie nehmen den Gegenstand ganz und gar in ihre klare Seele auf und wissen das Geschaute aufs anschaulichste zu schildern.

1862 erschien die erste g e l e h r t e S c h r i f t, mit der Hertz die wissenschaftliche Laufbahn betrat, die über den Werwolf. Die Arbeit verzeichnet zunächst alle den Gegenstand bisher betreffenden Abhandlungen und führt dann wohlgesichtet eine Fülle von Werwolfsagen der indogermanischen, vornehmlich slavischen Völker vor. Hertz hielt mehrmals gemeinverständliche Vorträge, die teils so, wie sie gehalten wurden, wie z. B. der über den ritterlichen Frauendienst (1864) und der über die Walküren (1866), zum Abdruck kamen, gewöhnlich aber mit reichhaltigen Anmerkungen versehen als wissenschaftliche Abhandlungen oder als Bücher erschienen. Die Vorträge über die Nibelungensage 1877, über Parzival und den Gral 1881, über Beowulf 1884 bewähren den sicheren Meister, der auf Grund genauester wissenschaftlicher Kenntnisse den Inhalt aufs anschaulichste darstellt, einen trefflichen Überblick über den augenblicklichen Stand der Forschung bietet und feinsinnige eigene Bemerkungen einflicht, ganz so wie es Uhland in seinen sagengeschichtlichen Vorlesungen und Schriften machte. Ein Vortrag aus dem Frühjahr 1871 wuchs zu einem schönen, umfangreichen Buch an: Deutsche Sage im Elsafs. Hertz unternahm es hier mit vaterländischer Begeisterung, die deutsche Volkssage und damit das deutsche Volkstum den Elsässern im neuen Reich zum Bewufstsein zu bringen, indem er die Entwickelung der Sage in der keltischen, römischen und germanischen Zeit, die Götter- und Heldensagen und die geschichtlichen Sagen bis zum Ende des XVII. Jahrh. darstellte.

'Ich habe versucht, dem Leser ein flüchtiges Bild altdeutscher Mythologie und Sage im Spiegel des elsässischen Volksglaubens zu zeigen. Fast überall, wo wir mit dem Stabe des Forschers an die Trümmer der Vorzeit pochten, gab es vollen deutschen Klang.' Das mit vielen vortrefflichen gelehrten Anmerkungen ausgestattete Buch ist ein schönes Beispiel landschaftlicher und geschichtlicher Sagenbehandlung. Für seine schwäbische Heimat schrieb Hertz eine ähnliche, wenn auch etwas begrenztere Abhandlung in der Mythologie der schwäbischen Volkssage, 1884.

In der Abhandlung über den Namen Lorelei, 1886, stellte Hertz die Etymologie fest: *lorelei* von mhd. *lûr* = elbisches Wesen, Alb und *leie* = der Felsen, also Albfelsen, Ort wo Elbe hausen. Lurlei, der Ortsname, wurde von den Romantikern, von Clemens Brentano, der die Sage zuerst einführte, als Personenname mifsverstanden. Die letzten gelehrten Schriften behandeln die morgenländische Sage, so die 1883 erschienene Arbeit über die Rätsel der Königin von Saba, die der weise Salomo löste. Ausgehend von einem Teppichbild des XVI. Jahrh. verfolgte er die hier dargestellte Sage in ihrer Wirkung aufs Abendland. Endlich trat Aristoteles, wie ihn die Alexanderdichtungen des Mittelalters als Erzieher und Berater des Welteroberers schildern, in den Mittelpunkt seiner Forschungen. Drei Beiträge zu den Schriften der Münchener Akademie der Wissenschaften, Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters 1890, die Sage vom Giftmädchen 1893, Aristoteles bei den Parsen 1899 sind Vorarbeiten zu einem geplanten Buch über Aristoteles im Mittelalter, das, etwa wie Comparetti die mittelalterliche Sagengeschichte des Virgil, die mittelalterlichen Vorstellungen und Geschichten von Aristoteles im grofsen Zusammenhang behandelt hätte. Zur Schöpfung einer eigentlichen Aristotelessage kam es freilich nicht. Aristoteles nahm eben die typischen Züge des weisen Lehrmeisters an. Aber er steht in loser Verbindung mit allerlei selbständigen Sagen, die an und für sich wichtig sind, so z. B. mit Alexanders Fahrt zum Paradiese und mit der Geschichte von dem wunderschönen Mädchen, das von Kind auf mit Schlangengift genährt worden war, so dafs sich seine Natur in die Natur der Schlangen verwandelt hatte. Mit staunenswerter Belesenheit untersucht Hertz in seinen Aristotelesschriften gerade diese unabhängigen Sagen nach Ursprung und Verbreitung im Morgen- und Abendlande. So zeigt sich Hertz nicht nur als Meister germanischer und romanischer, sondern auch vergleichender Sagenkunde, deren vielverschlungenen Pfaden er mit unermüdlicher Ausdauer nachspürt.

Auf den verstorbenen Münchener Germanisten und Romanisten Konrad Hofmann, seinen alten Lehrer, hielt Wilhelm Hertz in der Akademie die Gedächtnisrede, die der wissenschaftlichen und persönlichen Eigenart Hofmanns vollauf gerecht wird.

Die Übersetzung altdeutscher und altfranzösischer Werke ins Neudeutsche ist eine eigene Kunst, die nur wenige verstehen. Dichterisches Vermögen und gelehrtes Wissen müssen dabei zusammenwirken, um eine einheitliche künstlerische Leistung zu erzielen. Wilhelm Hertz baut seine Verse

und Reime durchaus nach modernen Regeln: Rhythmus, Wortwahl und Satzfügung sind neuhochdeutsch, nirgends zeigt sich eine Spur von steifer, lebloser Nachahmung der alten Quellen, nirgends jene unleidliche Mischsprache und Mischmetrik, die Simrock in seinen Übersetzungen anwendet. Die Bearbeitungen alter Vorlagen lesen sich in der Form, die Hertz ihnen verlieh, wie ursprüngliche nhd. Gedichte. Die Feinfühligkeit des modernen Dichters vermag trotz dieser echten Erneuerung doch den naiven Hauch der Quellen zu wahren. Die Texte, die Hertz bearbeitet, beherrscht er mit gründlichem philologischem Verständnis. Auch bei freierer Wendung weifs er doch den Sinn der alten Gedichte stets genau zu treffen. In formaler Hinsicht sind diese Bearbeitungen kaum von jemand sonst erreicht, nirgends übertroffen. Der Bearbeiter mittelalterlicher Quellen wird aber auch zu mancherlei Kürzungen sich entschliefsen müssen, um einen reinen dichterischen Eindruck auf den heutigen Leser zu machen. Hier nun das rechte Mafs zu halten, ist Sache des Gefühls. Wilhelm Hertz hat sich auch dabei meisterhaft bewährt. Nichts Wesentliches ist gefallen, nur das, was zeitlich, örtlich oder persönlich so beschränkt ist, dafs es doch nur im Original selbst verstanden und gewürdigt werden kann. Man vergleiche nur einmal z. B. die ebenfalls hochbedeutende, unverkürzte Tristanübersetzung von Hermann Kurz mit der von Wilhelm Hertz, um unmittelbar zu empfinden, dafs in der Gestalt, die Hertz Gottfrieds Gedicht verlieh, sein unvergänglicher Gehalt gerettet ist. Dafs Hertz die Aufgabe immer von neuem durchdachte, beweist der Umstand, dafs in der zweiten Auflage am Schlusse des Gedichtes ein Stück wieder eingestellt wurde, das für die dichterische Wirkung unentbehrlich ist und in der ersten Auflage etwas vorschnell gestrichen worden war.

1861 übersetzte Hertz die *Chanson de Roland.* Den französischen Zehnsilbler mit stumpfen oder klingenden Assonanzen am Ende und Cäsur in der Mitte ersetzte Hertz durch fünffüfsige reimlose Jambenzeilen. Dadurch konnte der Wortlaut des Originals ziemlich getreu, ohne die deutsche Sprache zu vergewaltigen, beibehalten werden. Die philologische Sorgfalt zeigt sich darin, dafs Konrad Hofmanns Textkritik für viele zweifelhafte Stellen des damals noch ziemlich mangelhaft herausgegebenen altfranzösischen Gedichtes benutzt wurde. Aber der Inhalt der Chanson stand dem deutschen Bearbeiter doch nicht so nahe wie andere Erzeugnisse der altfranzösischen Litteratur, an denen seine Übersetzungskunst sich immer mehr vervollkommnete. Die altfranzösischen Versnovellen, die kurzen Geschichten in achtsilbigen Reimpaaren, die ihren Stoff von überall her, aus Märchen, Schwänken und Volkssagen der Franzosen und Bretonen schöpften, wirken neben den weitschweifigen, zerfahrenen, abenteuerlichen Ritterromanen, in denen wir nur allzu häufig einen leitenden Grundgedanken und einheitliche Handlung vermissen, in ihrer anspruchslosen Anmut überaus günstig. Unter den wenigen uns bekannten Verfassernamen glänzt der einer Frau als der berühmteste hervor. Sie nennt sich Marie de France, war eine Edeldame aus Frankreich, lebte und dichtete in der zweiten Hälfte des XII. Jahrh. in England. Die von ihr erhaltenen Gedichte übersetzte Hertz 1862. Eigenartig

steht die *Chantefable* (Singemäre) von Aucassin und Nicolette in der französischen Dichtung des ausgehenden XII. Jahrh. Der unbekannte Verfasser erzählt in anmutiger Natürlichkeit die Liebesgeschichte des jungen Grafen Aucassin (arab. Al Kâsim) und der Nicolette. So einzig wie die Stimmung des Werkes ist auch seine äufsere Form, welche zwischen gesungenen Versen und gesprochener Prosa abwechselt und zwar so, dafs die Erzählung auch in den eingeschalteten Versen fortschreitet. Hertz verdeutschte diese Erzählung 1865. Die ganze Gattung der altfranzösischen Versnovelle bringt das prächtige Spielmannsbuch (1886 und 1900) zur Anschauung. Hertz stellte ein Buch zusammen, wie es etwa ein normannischer *parleor* des XIII. Jahrh. bei sich führen mochte. Zuerst kommen bretonische Feen- und Elbensagen, dann Novellen, Schwänke, Legenden, endlich die erwähnte *Chantefable*, die hier neben einigen Gedichten der Marie de France wiederholt wird. Die Vorlagen sind bis auf kleine wohlberechtigte Kürzungen getreu und sehr anmutig wiedergegeben. Hertz legte die besten Textausgaben mit sorgsam prüfendem Blick zu Grunde.

Wie sehr sich das philologische Verständnis vertiefte und die Übersetzungskunst verfeinerte, lehrt ein Vergleich der Novellen der Marie de France in der 1862 erschienenen Verdeutschung mit der Fassung im Spielmannsbuch. Nur wenige Verse sind unverändert belassen, fast alle sind verbessert. Das Spielmannsbuch giebt ein vollständiges unmittelbares Bild der altfranzösischen Novelle, deren Wesen an ihren schönsten, am meisten charakteristischen Vertretern gezeigt ist. Aber auch unsere Kenntnisse bereichert Hertz, indem er uns in die farbenhelle Welt mitten hinein versetzt, auf deren Hintergrund diese Gedichte sich abheben. Dadurch wird der künstlerische Genufs und das Verständnis wesentlich gefördert. Wissenschaftliche Abhandlungen in gemeinfafslicher, geschmackvoller Form zu geben, wird dem deutschen Gelehrten, der mit Vorliebe in ungeniefsbarem Stil und schwerfälliger Form für die Zunft schreibt, nicht so leicht wie etwa dem Franzosen. Hertz beweist, dafs man gründliche, gediegene, auf breitester, streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende Abhandlungen auch recht wohl in klarer, abgerundeter Darstellung bieten kann. Die meisterhafte Einleitung belehrt über die Spielleute, die ältesten französischen Novellen, die bretonischen Feen. Aus diesen drei Abschnitten, die mit reichhaltigen, ihren Gegenstand erschöpfenden Anmerkungen am Schlufs des Bandes versehen sind, erfahren wir alles, was zur Würdigung der Denkmäler selbst vonnöten ist. Ebenso sind den einzelnen Novellen ausführliche litterarhistorische und sachliche Erläuterungen beigefügt. Die Einleitung umfafst in der zweiten Auflage 70, die Texte 244, die Anmerkungen 139 Seiten. Genau so ist auch der Tristan und Parzival eingerichtet. Der Text tritt ohne jede Zuthat dem Leser unmittelbar vor Augen, er wirkt ganz für sich. Wo man aber das Bedürfnis hat, über Einzelheiten sich zu unterrichten, findet man rasch und bequem alles Nötige. Die gelehrten Anmerkungen, die oft zu kleinen wissenschaftlichen Ausläufen anwachsen, sind meisterhaft kurz und klar, bündig und doch erschöpfend. Sie enthalten auch alle Verweise zu selbständigem Weiterforschen.

Die Verteilung der gelehrten Zusätze auf Anmerkungen und Einleitung, ihre übersichtliche Anordnung, verrät einen wahrhaft künstlerischen Blick. Die Bücher sind dem Laien und dem Gelehrten gleich nützlich und willkommen. Sie enthalten die Ergebnisse der Wissenschaft, die Früchte mühsamer Einzelforschung. Auch hier vereinigt sich Forscher und Dichter in einer einheitlichen, künstlerischen Persönlichkeit. Die gelehrten Zugaben zum Rolandslied, Marie de France, Aucassin waren noch recht dürftig, im Spielmannsbuch, Tristan und Parzival sind sie ein wesentlicher, wertvoller Bestandteil geworden und sichern diesen Büchern eine ganz hervorragende, allgemein anerkannte wissenschaftliche Bedeutung.

Um die grofse Arbeit, die Hertz am Tristan that, voll zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Sage werfen. Kelten und Franzosen haben gleichermafsen bei ihrer Entstehung mitgearbeitet. Unter den bretonischen Sagenerzählern, den sog. *conteurs bretons* entstand in der ersten Hälfte des XII. Jahrh. die Liebesmär von Tristan und Isolde. Diese Fahrenden bretonischer Herkunft trugen ihre Geschichten in französischer Sprache schlicht und kunstlos, wahrscheinlich in Prosa, an den Burgen und Höfen Frankreichs vor. Ihre Stoffe griff von 1150 an der berühmte Schöpfer des Artusromans in Versen, Crestien von Troyes auf. Er ward auch der erste Tristandichter, der den herrlichen Stoff für die Kunstdichtung gewann. Leider ist dieser älteste französische Tristan verloren. Doch können wir uns einigermafsen aus Nachahmungen eine Vorstellung von seinem Inhalt machen. Josef Bédier hat in seiner schönen Neudichtung '*Le roman de Tristan*' (Paris 1900, deutsche Übersetzung von Zeitler, Leipzig 1901) die Grundzüge und Umrisse der Handlung, die etwa das älteste Tristangedicht darstellte, sehr anschaulich wiedergegeben. Um 1180 schuf ein grofser anglonormannischer Dichter namens Tomas die klassische Form des Tristanepos, in dem er die Handlung von aufsen nach innen verlegte und mit lyrischer Begabung die seelischen Vorgänge in den Vordergrund rückte. Leider ist auch von diesem wundervollen Gedicht nur wenig auf uns gekommen, eine Anzahl von Bruchstücken aus dem letzten Drittel des Ganzen und der tief ergreifende Schlufs. Um 1210 übersetzte Gottfried von Strafsburg das Gedicht des Tomas. Gottfried und Tomas sind kongeniale Naturen, im Fühlen und Denken und in den äufseren Kunstmitteln. Viel gerühmt ist Gottfrieds edle, klare Sprache, seine nach Hartmanns von Aue Vorbild vollendete Verskunst, die das volle und reine Ausströmen des Gedankeninhalts ermöglichen. Zweifellos wirkt das Gedicht in Gottfrieds Fassung noch gewaltiger; je reiner und lauterer Form und Fassung, desto heller leuchtet der Gedanke. Beide Dichter, der Franzose und der Deutsche, thaten ihr Bestes. Gröfser ist die That des Tomas, der den Rohstoff zum edlen Kunstgebild umschuf. Aber herrlicher glänzt der Goldhort der Sage, die doppelte Läuterung erfuhr, bei Gottfried. Hertz charakterisiert Gottfrieds Gedicht so: 'Auch Gottfried hielt, dem lyrischen Hange seiner Zeit entsprechend, die inneren Vorgänge für anziehender als die äufseren und ging daher vor allem auf die psychologische Motivierung aus. An-

geregt durch die besonnene Stoffgliederung, die Seelenanalyse und nicht zum mindesten durch die mit Gedanken ballspielende Beredsamkeit des französischen Meisters griff Gottfried dieses Werk von neuem an, indem er auf weitere Säuberung des Zusammenhangs bedacht war, aus eigner Herzenserfahrung mit den Seelenmalereien des Originals wetteiferte und über das ganze Gedicht jenen Hauch schwärmerischer Weichheit, süfsester Zärtlichkeit, jene Musik der Gefühle ergofs, die nur im Wohllaut der Worte ihresgleichen hat. Gottfried hat die Tristansage durch den Zauber seines Stiles auf den höchsten dichterischen Ausdruck gebracht und ihr das glänzende Gepräge seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart aufgedrückt. Das ist es, was ihn zu einem der ersten Meister unserer mittelalterlichen Dichtung macht.' Gottfried starb, als er sein Werk ungefähr zu zwei Dritteln vollendet hatte. Seine mittelalterlichen Fortsetzer waren der Aufgabe nicht gewachsen. Auch war keinem von ihnen Gottfrieds Vorlage, Tomas zugänglich. So flickten sie nach anderen minderwertigen französischen Quellen, die mit Gottfrieds Darstellung oft in Widerspruch gerieten, einen Schlufs an, der ungeheuer abfiel. Erst im XIX. Jahrh. ward die Aufgabe neu aufgenommen, 1844 von Hermann Kurz, 1877 von Wilhelm Hertz. Kurz übertrug Gottfrieds Gedicht vollständig, den Schlufs fügte er aus eigener Erfindung mit Benutzung von Immermanns Entwurf an. Das Tomasgedicht kannte er nicht. Bei aller Anerkennung der grofsen poetischen Kraft dieses Schlusses mufs doch eingestanden werden, dafs er mit Tomas-Gottfried ebensowenig in Einklang steht als die mittelalterlichen Fortsetzer. Die höchste Läuterung erfuhr das Gedicht des Tomas und Gottfried erst durch Wilhelm Hertz. Seine Grundsätze bei der Bearbeitung deutet er selbst so an: 'Es galt mir hierbei vor allem, dem Gebildeten von heute einen möglichst frischen und reinen Eindruck des Gedichtes zu gewähren, und diesen Zweck schien mir eine freie, aber pietätvolle Bearbeitung eher zu erreichen als eine philologisch treue Übersetzung vom ersten bis zum letzten Wort. Die nächste Aufgabe war, zu kürzen, d. h. Nebensächliches, das den unmittelbaren Genufs beeinträchtigen konnte, auszuscheiden.' Dabei verfuhr Hertz so feinfühlig und geschickt, dafs nur Unwesentliches und Störendes wegfiel und das Kunstwerk selbst in seinem unvergänglichen Gehalt in reiner Klarheit uns entgegenleuchtet. Wenn Gottfried nach dem Zeitbrauch das Gedicht des Tomas noch mit allerlei stilistischen Umschweifen beschwerte, so that Hertz das Gegenteil davon: er reinigte das Tristanepos von allen Schnörkeln und Umständlichkeiten und brachte dadurch zu voller Wirkung, was Tomas und Gottfried einst gewollt und geschaffen. Um endlich nichts Unfertiges zu geben, fügte Hertz zwei Abschnitte aus Tomas an: Tristans Vermählung mit der weifshändigen Isolde und den Liebestod. Somit erscheint hier zum erstenmale ein einheitliches, wenn auch nicht lückenloses, so doch in der Hauptsache abgeschlossenes deutsches Tristanepos. Da Gottfried und Tomas kongeniale Naturen sind, Wilhelm Hertz ihnen ebenbürtig ist und beide nach derselben Weise behandelt, so ist nun wirklich so weit als möglich vollendet, was Gottfried wollte. Da des Tomas Werk verloren ging und Gottfrieds Ge-

dicht nicht fertig wurde, so ist Wilhelm Hertz für uns wirklich der grofse Neuschöpfer des Tristanepos, nicht blofs der geschickte und geschmackvolle Bearbeiter eines mhd. Gedichtes. Die reichhaltigen gelehrten Anmerkungen enthalten die Ergebnisse der ganzen, ausgedehnten Tristanforschung und einen sehr wertvollen Kommentar zu Gottfrieds Gedicht. Von Auflage zu Auflage haben sie an Umfang und Bedeutung zugenommen. Im Spielmannsbuch und Tristan hat die Übersetzungskunst von Wilhelm Hertz ihre gröfsten Erfolge erreicht.

Bei Wolframs Parzival war die Aufgabe einer Erneuerung mit aufsergewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft. Wolframs Stil ist sehr eigenartig, durchaus persönlich, mit wunderlichen Eigenschaften und viel unverständlicher Gelehrsamkeit und Dunkelheit, worüber schon die Zeitgenossen klagten, behaftet. Die schriftstellerische Perönlichkeit Wolframs kann man nur am mhd. Text selbst kennen lernen, sie spottet jeder Übertragung. Aber das Gedicht von Parzival und dem Gral erregt doch die Teilnahme der weitesten Kreise, und eine Übersetzung, die einen poetischen Gesamteindruck gewährte, war sehr zu wünschen. Der Bearbeiter mufs mit kundiger Hand die vielen Aus- und Anwüchse entfernen, um den Sageninhalt um so klarer hervortreten zu lassen. Man mufs wohl oder übel Wolframs Persönlichkeit etwas zurückdrängen, um Parzival und den Gral ins Licht zu rücken. Das wufste und wollte Hertz: ‘wenn ich daher den Versuch wagte, den alten Dichter meinen Zeitgenossen näher zu bringen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu übersetzen’. Vogt hat in den Jahrbüchern III 1899, S. 133—153 bei seiner eingehenden Besprechung hervorgehoben, dafs Gottfried von Strafsburg, der Gegner von Wolframs Stil und Darstellung, an diesem Parzival kaum noch etwas auszusetzen gehabt hätte. Ich meine, wir müssen das loben; ein anderes Verfahren war aus künstlerischen Rücksichten unmöglich und hätte nur zu einem unerträglichen Mischstil geführt.

Die gelehrten Zusätze bestehen in der schönen Abhandlung über die Sage von Parzival und dem Gral und in den Anmerkungen, die wieder einen ganzen Sachkommentar enthalten. Wenn wir im Parzival die grofsartige Einheit des Tristan vermissen, so werden wir durch die bunte Farbenpracht der überaus anschaulichen Schildereien entschädigt. Hertz beschreibt diese Seite der Dichtung so: ‘Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der anderen der geistliche Ritterorden des Grales mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüsteren Burg in einsamer Waldwildnis. Daneben Klinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den jungen Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es

keine andere Bewirtung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste, heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Kondwiramur, die nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, eine dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber gegen ihren Feind ins Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweifser Leib schimmert, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern läfst und den Störern ihrer Schäferstunde die schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotze gegen seine grofse Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schliefslich ihm ihren Ärmel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphierend wieder an ihren blanken Arm streift — und mitten in diesem Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival, mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der konventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner, rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihresgleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Komposition, dafs wir ihn auch in der grofsen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, dafs er immer wieder im Hintergrunde der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtnis zu rufen.'

Über Wolframs dichterische Persönlichkeit schreibt Hertz: 'Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichtum und Tiefsinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewufstsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdruckes auch auf die Gefahr hin, dafs dieser nicht selten dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen gar häufig ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verraten uns, dafs er allezeit über seinem Stoffe steht und seine Individualität seinem Werke nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinne Eintrag that, so entschädigt uns dafür auf der anderen Seite der Reichtum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit frischen, geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, kein Glaubensfanatiker, sondern ein Mann des Lebens mit hellem Kopf und

warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.'

Als sittlicher Grundgedanke waltet im Parzival wie in deutscher Heldensage die Treue. Damit hat Wolfram die französische Rittermäre im deutschen Geist gestaltet. Aber nichts Asketisches, nichts Mystisches liegt in Wolframs ritterlichem Herzen. 'Das ist des Menschenlebens höchstes Ziel, dafs man sich des Himmels Huld verdiene, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.'

Anmerkungen und Einleitung berühren manche wissenschaftlich tiefgreifende Frage, zu der Hertz eine bestimmte Stellung einnimmt. Ich kann hier nichts mehr daraus anführen und verweise auf Vogt a. a. O., der eine Hauptfrage, die nach der unmittelbaren französischen Vorlage Wolframs, eingehend erörtert.

Endlich besitzen wir von Hertz noch zwei kleine stabreimende Übersetzungen, Beowulfs Tod aus dem Angelsächsischen und König Eiriks Ehrenlied aus dem Altnordischen, worin auch im Neuhochdeutschen die Regeln des alten epischen Stabverses sorgsam eingehalten sind.

Überblickt man diese ganze vorzügliche Übersetzer- und Bearbeiterthätigkeit, so passen darauf die Worte der Marie de France, die Hertz also verdeutscht:

Und darum nun gedenk ich wieder
Der lieben oft gehörten Lieder,
Die Sänger in vergangnen Tagen
Ersonnen und durchs Land getragen,
Damit, was Schönes einst geschehen,
Im Geiste möge fortbestehen.
Ich weifs, kein Ohr ist für sie taub,
Sie zu vergessen dünkt mich Raub.
Drum hab ich Reim und Vers erdacht
Und oftmals emsig drob gewacht.

Als Vermittler alten Sagenguts an die Gegenwart, dafs es dem modernen Menschen wahren Kunstgenufs bereitet, ragt Hertz über alle anderen, die sich damit abgemüht haben, weit hinaus. Der unvergängliche Gehalt der alten Quellen ist damit für die Gegenwart gerettet. Altes Gold und Edelgestein ist von Schutt und Schlacken so gereinigt, dafs es hell und freudig dem heutigen Beschauer entgegenblinkt. Eine Feinfühligkeit, die nur inniger Artverwandtschaft entspringen kann, befähigt einzig zu solcher Arbeit, zu der sich wohl manche herandrängen, aber nur wenige berufen sind. Eine Zeit, die die gewaltigen Dramen Richard Wagners verstehen lernte, mufs einem Wilhelm Hertz doppelt dankbar sein, der uns auch die alten Gedichte, insbesondere Tristan und Parzival, künstlerisch eindrucksvoll wieder aufleben liefs.

Wilhelm Hertz begann seine dichterische Thätigkeit zuerst mit dramatischen Versuchen, von denen aber nichts veröffentlicht wurde, auch nicht der Ezzelin, der 1857 in München bei einer Preisbewerbung lobend erwähnt wurde.

Die Gedichtsammlung von 1859 gewährt den ersten Einblick in sein poetisches Schaffen. Zwei Gruppen treten uns entgegen: Lyrisches und Episches. Die lyrischen Gedichte zeigen jugendlich romantische Regungen und klingen an Vorbilder, Mörike, Geibel, ja sogar an Heine an. Aber sie bewähren auch schon Selbständigkeit, tiefe Empfindung, Anschaulichkeit und grofsen Stimmungszauber. Vor allem treten blühende Natur- und glühende Minneschilderungen hervor. Eine Gruppe von Gedichten in antiken Mafsen folgt den Spuren von Goethes römischen Elegien und schwelgt mit voller Unbefangenheit im Anblick der natürlichen Schönheit. In den Gesammelten Dichtungen 1900 sind nicht alle lyrischen Gedichte aufgenommen. Neue kamen nur in geringer Anzahl hinzu. Neigung und Begabung hatten den Dichter zur epischen Dichtung gewiesen. Die Balladen und Romanzen, die germanische Helden- und Volkssagen behandeln, lehnen sich auch in der bevorzugten Strophenform, dem Hildebrandston, an Uhlands Vorbild an. Besonders gelungen scheint mir das Karalied, das den beiden Helgiliedern der Edda ein drittes im Original verlorenes in schöner Ergänzung zur Seite stellt. Seine Meisterschaft bekundete der Dichter bereits 1859 mit dem Epos von Lanzelot und Ginevra. Ein bestimmtes mittelalterliches Gedicht hat nicht vorgelegen, nur die allgemeinen Umrisse sind den Quellen entnommen, Ausführung und die meisten Einzelheiten sind neu und eigentümlich. Das Gedicht wird nicht nach Gebühr gewürdigt, obwohl es in jeder Hinsicht unsere Bewunderung verdient. Wilhelm Hertz macht hier den Versuch, den Gedanken der Tristansage neu und selbständig zu gestalten, indem die Liebenden sich zu überwinden, zu entsagen trachten, ihre Liebe am Ende als sündhaft empfinden und zu besiegen suchen. Ganz ähnlich hat auch Crestien, der erste Tristandichter, im Cligés eine solche Umgestaltung des Tristanproblems unternommen. Crestiens Lancelot erinnert natürlich ebenso im ganzen wie im einzelnen an den Tristan. Aber der Versuch kann nicht glücken. Gerade da, wo der Liebe das Daseinsrecht bestritten wird, wirkt die Handlung matt und unwahr. Und gerade hier werfen die Beurteiler, von denen übrigens keiner den Zusammenhang mit dem Tristan zu ahnen scheint, einzelne Schwächen vor. König Arthur ist nach dem Vorbild Markes gezeichnet, die ihm vermählte Königin Ginevra ist Isolde, Lanzelot ist Tristan. Die Rolle des eifersüchtigen Verräters und tückisch lauernden Feindes ist Mordred zugeteilt. Beim Maifest erblickt Lanzelot die heifsgeliebte Königin Ginevra,

> Die strahlend in der Frauen Schar
> Des Festes Frühlingsfürstin war.

Am anderen Tag reitet Arthur auf Mordreds Rat zum Jagen, Lanzelot bleibt als Beschützer der Damen zurück. Im dritten Gesang wird die Zusammenkunft des Paares geschildert:

> O Liebesnacht! In selgem Schweigen
> Durchwandelst du den Sternenreigen.
> Du fällst des Tages neidsche Schranken,
> Versenkst im Fühlen die Gedanken;

Du sühnst manch freudenlos Geschick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und spendest ungemessen
Dein trunkenes Vergessen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Lebens tiefst Geheimnis ruht.
Du tränkst den Keim im Erdenschofse;
Du sprengst die grüne Haft der Rose
Und hüllst verschämter Wangen Schein
In deine keuschen Schatten ein!

Die bangen Ahnungen der Liebenden werden wahr. Mordred erscheint mit Mannen am Gemach, um Lanzelot gefangen zu nehmen. Der Ritter schmettert seine Feinde nieder. Aber er mufs allein fliehen, Ginevra weigert sich, Arthurs Zorn zu weichen.

O glücklich Weh! O selges Scheiden!
Nun schau' es offen alle Welt,
Wie mich dein Arm umfangen hält!
Hier endet meines Lebens Lauf,
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Ist wie ein schwüler Traum zerstoben.
Leb wohl, und fliehe rasch von hier!
Mein Liebessegen zieht mit dir,
Und mag das Bild glückselger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küss' ich dich, noch fass' ich dich,
Und jetzt auf ewig lass' ich dich!

Die wie Isolde im alten Roman zum Feuertod verurteilte Königin befreit und entführt Lanzelot. Auch Tristan rettet so Isolde. Auf seiner Burg, wo er mit Ginevra weilt, wird Lanzelot von Arthur belagert. Wie froh und freudig bewegt weifs Hertz den Kampf zu besingen:

Hei, morgenfrischer Heldenkampf
Im Blütenregen und Waldesdampf!
Der Wind ist kühl, die Luft ist blau,
Auf Helm und Harnisch glänzt der Thau.
Die Rosse schnauben die Wiesen entlang
Und wiehern in den Drommetenklang;
Schwertschwingende Kämpen Mann an Mann
Tummeln sich zwischen den Bäumen im Tann,
Und die Wangen glühn, und die Herzen schlagen
In wildem, kräftigem Behagen.
O süfser Tod in früher Stund
Auf duftig weichem Fichtengrund!
Wo klare Bächlein murmelnd springen,
Das Herz in tiefen Schlummer singen,
Und draufsen vor der Waldesnacht
Der Lerche Siegeslied erwacht.

Der wunde König Arthur findet auf Lanzelots Schlofs Pflege, der Ritter zieht freiwillig zur Sühne seiner Schuld ins Elend, Ginevra bleibt bei Arthur zurück. Die letzten Gesänge berichten von Mordreds Verrat an Arthur, wie er das Reich seines Herrn und Königs an sich reifst, und von der Racheschlacht, aus der ein Schiff den sterbenden König ins Feenland Avalon entführt. Ginevra ist im Kloster, Lanzelot lebt in einer Einsiedlerklause am Waldesrand. Mordred, dem Untergang entronnen, führt das Leben des Ächters im Walde. Er verwundet die Königin tötlich, als sie dem Irrenden an der Klosterpforte Labung reicht. Durch Mordred selbst, der dem vermeintlichen Klausner beichtet, erfährt Lanzelot die Unthat und den Aufenthalt der Königin, die in Sterbensnot darniederliegt. Er rächt sich an Mordred, empfängt aber selber im Kampf die Todeswunde.

Ginevra liegt im Lauschen;
Die Frühlingsstürme rauschen.
Ihr Herz mit flücht'gen Flügelschlägen
Strebt dem geliebten Freund entgegen.
Die Seele zaudert im Entschweben;
Die Sehnsucht zieht sie noch ins Leben. —
Da trabt ein Rofs vom Bergeshang,
Und eine Stimme hallt im Gang —
Ginevra horcht von Nacht umstrickt:
Er ist's! er ist's! — Ihr Herz erschrickt;
Ihr Herz steht still. — Es ist geschehen:
Sie soll sein Antlitz nimmer sehen.

Er tritt erbebend in die Kammer;
Lang steht er fern in stummem Jammer.
Dann naht er still und neigt sich dicht
Auf ihr entschlafnes Angesicht.
Von seinem Herzen sinkt die Hand,
Das Blut durchströmt sein Festgewand.
Sein Auge schwelgt an ihrem Bild,
Er kost ihr Haupt und lächelt mild,
Er küfst sie leis und lächelt wieder —
Und sterbend sinkt er zu ihr nieder.

Sie ruhn im heilgen Liebesbund
Die bleichen Schläfer Mund an Mund,
Und Friede glänzt auf ihren Wangen,
Und Friede hält ihr Herz umfangen.
Still heimlich liegt das Brautgemach;
Doch draufsen wird's im Garten wach.
Der Frühling weckt sein Lustgesinde,
Am Fenster flattern Laubgewinde,
Und ferne singt im grünen Tann
Ein Vöglein hell den Morgen an.

So waltet im ganzen Gedicht Tristanzauber und Tristanstimmung, wennschon die äufsere Handlung sehr vereinfacht ist, Vorgeschichte, Liebestrank und andere äufseren Umstände fehlen. Aber in der Hauptsache herrscht volle Übereinstimmung. Wilhelm Hertz schlug in diesem ersten Epos den Grundton an, der seine anderen Schöpfungen durchklingt und ihn zum Vollender des Tristanepos befähigte, die von lyrischer Empfindung durchwehte Erzählungsweise. Liebesmären sind ja auch nur als lyrische Epen denkbar. Sprache, Ausdrucksvermögen, Vers- und Reimkunst sind bereits in Lanzelot und Ginevra hochvollendet.

Schalkhaften Humor entfaltet Hertz aufs glücklichste in seinen nächsten kleinen Gedichten, Hugdietrichs Brautfahrt 1863 und Heinrich von Schwaben 1867. Hugdietrich ist eine köstliche, sehr freie Umdichtung der Einleitung des mhd. Gedichts von Wolfdietrich. Hugdietrich gewinnt durch List die in einem Turme streng bewachte Hildeburg, Walgunds von Salneck Tochter, zum Weib. Als Mädchen verkleidet, unter dem Namen Hildegund verschafft der junge Held sich Zutritt zum Turm. Ausgezeichnet ist die Szene, da die Königin Liebgart, Hildeburgs Mutter, ihren vertrauensseligen, von Hildegund entzückten Eheherrn über deren wahre Art belehrt. Mit wenigen kurzen Zügen sind die handelnden Personen eigenartig und lebensvoll gezeichnet. Heinrich von Schwaben behandelt ein im Mittelalter oft erzähltes Motiv. Heinrich, der Sohn des schwäbischen Herzogs Luitpold, soll nach dem Spruche der Sterne Konrads des Saliers Nachfolger auf dem Kaiserstuhle werden. Der Blutbefehl des Kaisers, der das neugeborene Kind beiseite schaffen lassen will, wird vereitelt. Im Walde wächst der junge Heinrich heran und tritt als Jüngling vor Konrad, der heftig erschrickt. Er entsendet den Junker als Brautwerber für den byzantinischen Prinzen nach Nürnberg zu seiner Tochter Agnes. Diese vertauscht listig des schlafenden Boten Brief mit einem anderen des Inhalts, Heinrich sei ihr zum Gemahl bestimmt. So wird Heinrich der Eidam des Kaisers, der gewähren mufs, was er nicht mehr ändern kann. Wenn auch die Erzählung selbst unwahrscheinliche Züge enthält, so ist die Schilderung doch zart und anmutig und von einem gewissen Heimatgefühl durchweht.

Aber die Krone der eigenen Dichtungen von Wilhelm Hertz ist das Klostermärchen vom Bruder Rausch, die wunderlieblichste Blüte deutscher Volkssage. Der Inhalt des kleinen, zehn kurze Abenteuer umfassenden Gedichtes, dessen Vorlage, das niederdeutsche Reimgedicht vom Broder Rusche aus dem XV. Jahrh., nur sehr wenig von der köstlichen Neudichtung enthält, ist überaus einfach. Ein Alb, Bruder Rausch, entschlief zur Zeit, da das Christentum in Deutschland einzog, in einer Höhle. Nach 700 Jahren wacht der elbische Wicht in einer ihm fremden neuen Welt auf. Er verdingt sich zuerst bei den Mönchen eines Bettelklösterleins, versucht dann als Wechselbalg bei einer jungen Förstersfrau unterzukommen, dient hernach auf einem Bauernhof, wandert hierauf zur Stadt zu Professoren und Studenten und eilt schliefslich, müde dieser ganzen undankbaren Menschenwelt, hinaus aufs freie Feld, wo er von seinesgleichen über den Wandel der Zeiten belehrt wird. Da folgt

er dem wohlgemeinten Ruf des Guardians des Klosters, zu dem er zurückkehrt, und wird ein Teufelchen. So macht auch der heidnische Alb Frieden mit der Kirche, um ungestört, wenn auch unter veränderten Umständen, fortbestehen zu können. Das Büchlein ist von tiefsinnigem, goldenem Humor gewürzt; aber die leise Klage der deutschen Volkssage über die treulose Menschenwelt klingt überall hindurch. Die einzelnen Bilder, die den Wicht in den verschiedensten Lebenslagen zeigen, sind von unvergleichlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Fast alle Züge des deutschen Elbenglaubens fanden wirkungsvolle Verwendung. Aber auch tiefe Fragen, das Verhältnis des deutschen Heidentums zur christlichen Kirche, werden angerührt. Auf die den Alb umgebende Menschenwelt fallen treffende Schlaglichter. Und all dieser staunenswerte Reichtum fügt sich zwanglos in den Rahmen einer schwankhaften Reimerei. Meisterhaft ist auch die Sprache dieser Dichtung, zumal im Gegensatz zur leidenschaftlich bewegten und tragisch ernsten des Tristan.

Ganz besonders glückten die Szenen im Kloster, dessen Brüderschaft uns ungemein lebendig vor Augen tritt. Auf der einen Seite der welterfahrene, gelehrte und kluge Guardian Irminold, auf der anderen die Herde der geistesarmen Mönche, aus denen wiederum einige besonders hervorgehoben sind. Mit wenig Strichen ist ein farbenhelles, plastisches Bild einer jeden Persönlichkeit gegeben. Rausch schafft den armen Mönchen ein herrliches Freudenleben und eröffnet ihnen eine Welt ungeahnter Wonnen und Wunder. Am Sonnwendabend hält gar Frau Minne ihren Einzug, als der Wicht die Zauberfiedel streicht. In der Schilderung des Albleichs und seiner alles bezaubernden Wirkung erreicht die Dichtung einen unbeschreiblichen Höhepunkt. Und dann am nächsten Morgen Regen und Genibel! In dieser öden, jämmerlichen Stimmung erhebt sich die Gewissensqual der sündigen Mönche, es kommt zu nächtlicher Schlägerei, die Bruder Rausch in gerechtem Zorne über den schnöden Undank schürt. Aber er mufs nun auch das Kloster verlassen und bei anderen Menschen sein Heil versuchen. Wahrhaft ergreifend wirkt es, wenn Bruder Rausch mit seinem Vetter Mummhart, dem Feuermann, das wilde Heer vorbeiziehen sieht und aus dem Schicksal der Grofsen Trost für sein eigen Unglück schöpft:

Sieh, raunte Mummhart, dieses war
Dereinst Walhallas Heldenschaar.
Und denkst du noch der Wolkenfraun?
Wie war es herrlich anzuschaun,
Wenn sie, den Helm im Goldgelock,
Mit Speer und Schild und Waffenrock,
In siegreich königlichen Sitten
Zum Walfeld durch die Lüfte ritten!
Erkennst du sie, den Stolz der Lieder,
In diesem Hexentrosse wieder?
Und kennst du den vergrämten Mann,
Der dort im Fuchshut trabt voran?
Der Alte auf dem magern Schimmel,
Dereinst der höchste Herr im Himmel

Durchirrt er nun, entthront, verdammt,
Sein treulos Volk. Was ihn umflammt,
Das ist der Hölle Feuerschein;
Beim Satan zieht er aus und ein.
Er, den von Ehrfurcht ganz verzagt
Wir einst kaum anzuschaun gewagt,
Der Gott der Helden und der Dichter,
Der führt nun dieses Schandgelichter!

Da tröstet sich Bruder Rausch beim Gedanken, unter der Herrschaft des Christentums auch ein Teufelchen werden zu müssen, weil er bei diesem Beruf nicht blofs geduldet, sondern sogar sehr beachtet wird. Und so ist ja auch wirklich viel vom heidnischen Elbenglauben unter leichter Teufelsmaske ungekränkt am Leben geblieben.

Um Wilhelm Hertz stand nur ein kleiner Kreis derer, die ihn wirklich kannten und, das ist gleichbedeutend, verehrten. Aber sein Ansehen ist im steten Wachsen, und seine Werke werden immer mehr geschätzt werden. Wilhelm Hertz war nie Modedichter, umsonst quälen sich die Litterarhistoriker, ihn irgendwo einzureihen und einer 'Richtung' oder 'Schule' anzugliedern. Er war eben ein Meister, ein echter Künstler, dessen Werke in sich abgeschlossen und abgerundet dastehen und zum festen, dauernden Bestand der deutschen Dichtung gehören.

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN VON WILHELM HERTZ

I. Gelehrte Schriften

Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte. Stuttgart 1862.

Über den ritterlichen Frauendienst. Im 'Heimgarten', herausgegeben von Herm. Schmid, München 1864 Nr. 689 701 721.

Die Walküren. Im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung 1866 Nr. 114 116 117.

Deutsche Sage im Elsafs. Stuttgart 1872.

Die Nibelungensage. Vortrag. Berlin 1877.

Die Sage von Parzival und dem Gral. Nord und Süd, Juli 1881; Sonderausgabe Breslau 1882. Neudruck im Parzival 1898.

Die Rätsel der Königin von Saba. In der Zeitschrift für deutsches Altertum XXVII 1—33. 1883.

Beowulf. Vortrag. Nord und Süd, Mai 1884.

Mythologie der schwäbischen Volkssage. Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausgegeben vom Kgl. statistisch-topographischen Bureau II 1 130. Stuttgart 1884.

Über den Namen Lorelei. Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften 1886, II 217.

Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. In den Abhandlungen der Münchener Akademie XIX, I. 1890.

Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann. München 1892.

Die Sage vom Giftmädchen. In den Abhandlungen der Münchener Akademie XX, I, 1893.

Aristoteles bei den Parsen. In den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1899, II 475.

II. Übersetzungen

Das Rolandslied, das älteste französische Epos. Stuttgart 1861.

Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen. Stuttgart 1862.

Aucassin und Nicolette, ein altfranzösischer Roman. Wien 1865.

Tristan und Isolde von Gottfried von Strafsburg, neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvere Tomas ergänzt. Stuttgart 1877. 3. Aufl. 1901.

Beowulfs Kampf mit dem Drachen, aus dem Angelsächsischen. Im Schwäbischen Dichterbuch, herausgegeben von Paulus und Weitbrecht, Stuttgart 1883, 85.

Spielmannsbuch, Novellen in Versen aus dem XII. und XIII. Jahrh. Stuttgart 1886. 2. Aufl. 1900.

Parzival von Wolfram von Eschenbach. Stuttgart 1898.

III. Dichtungen

Gedichte. Hamburg 1859.

Lanzelot und Ginevra, ein episches Gedicht in zehn Gesängen. Hamburg 1860.

Hugdietrichs Brautfahrt, ein episches Gedicht, Stuttgart 1863. 3. Aufl. 1880. Prachtausgabe mit Bildern von A. v. Werner, Stuttgart o. J.

Heinrich von Schwaben, eine deutsche Kaisersage. Stuttgart 1867, 2. Aufl. 1868.

Bruder Rausch, ein Klostermärchen. Stuttgart 1881. 4. Aufl. mit Buchschmuck von Franz Stassen, Stuttgart und Berlin 1902.

Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1900.

DIE GRUNDBEGRIFFE DER KASUS UND MODI

(Mit Beziehung auf Morris, Prinzipien der lateinischen Syntax)

Von Berthold Delbrück

Vor kurzem ist zur Jubelfeier der Universität Newhaven, die in philologischen Kreisen einen so guten Klang hat, eine Schrift von E. P. Morris erschienen (*On Principles and Methods in Latin Syntax*, New York und London 1901), welche gewifs die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf sich lenken wird. Um zu den Erörterungen, die sie wahrscheinlich hervorrufen wird, auch meinerseits einen Beitrag zu liefern, möchte ich im folgenden zunächst mit einigen Worten zu dem Standpunkt des Verfassers Stellung nehmen und sodann (was mir die Hauptsache ist) die Frage nach den Grundbegriffen der Kasus und Modi einer erneuten Betrachtung unterziehen.

Morris, der den Latinisten als Verfasser einer Schrift über den Subjunktiv bei Plautus bekannt ist (*The subjunctive in independent sentences in Plautus*, American Journal of Philology XVIII), fühlt sich in entschiedenem Gegensatz gegen die vergleichende Behandlung der Moduslehre, die durch meine Schrift über den Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen (Halle 1871) eingeleitet worden ist und in Amerika hervorragende Vertreter gefunden hat. Nach der Meinung des Verfassers hat diese Richtung das Verdienst, an die Stelle der logischen Betrachtung die psychologische gesetzt zu haben, aber sie hat, ohne dessen selbst recht inne zu werden, aus der logischen Zeit die Grundbegriffe der Flexionsformen mit herübergenommen, deren ausschliefsliche Pflege für sie verhängnisvoll geworden ist. Man geht — so meint der Verfasser — von der falschen Ansicht aus, dafs jede Flexionsform eine ursprüngliche Bedeutung gehabt haben müsse, fafst diese nur zu leicht als ein Ding (*entity*) auf, während sie doch nur eine Abstraktion ist, schreibt diesem Dinge eine Fähigkeit sich zu entwickeln zu und leitet aus dem ganz vagen allgemeinen Grundbegriff gewisse ebenfalls ganz vage Unterbegriffe ab, die nicht dazu geeignet sind, die unendliche Mannigfaltigkeit des Gegebenen irgendwie verständlich zu machen. So ist es gekommen, dafs diese hoffnungsvoll begonnene Forschung in Unfruchtbarkeit geendet hat (*This loose genetic method tends to substitute vague phrases and vague references to an Indo-European origin for precise knowledge. The method is becoming barren of results* S. 34). Ähnlich wie mit den Modi verhält es sich mit den anderen Flexionsformen, z. B. den Kasus, obgleich Morris über diese so bestimmte Ansichten nicht gewonnen hat. Will man nun zu einer lebendigeren Auffassung und solideren Behand-

lung gelangen, so mufs man mit der psychologischen Grundlegung Ernst machen. Was der Verf. darüber zu sagen hat, läfst sich in der Kürze so zusammenfassen. Wenn man sich darüber klar werden will, was sich in dem Inneren eines Sprechenden vor und bei dem Sprechen ereignet, so wendet man sich am besten nicht an jemand, dessen Vorstellungsverlauf durch ein Gespräch mit anderen unterbrochen und abgelenkt wird, sondern an einen sich selbst überlassenen Menschen, etwa einen einsamen Denker. An diesem aber läfst sich etwa folgendes beobachten. Zunächst löst sich eine Gesamtvorstellung, welche den Gegenstand mit allem Zubehör in sich fafst, von der übrigen Masse des Vorhandenen ab, so dafs sie eine relative Selbständigkeit erhält. Dann wird bei gesteigerter Aufmerksamkeit das Einzelne innerhalb der Gesamtvorstellung deutlicher, sie zerlegt sich in einzelne Bestandteile, die aber nicht scharf von dem Ganzen abgesondert werden, sondern mit ihm associiert sind. Ist die innere Arbeit so weit gediehen, so erfolgt die Äufserung durch die mit den Einzelvorstellungen associierten Worte. Was in der Seele gleichzeitig vorhanden war, wird durch die Reihe der aufeinander folgenden Worte successiv geäufsert. Da nun aber auf eine Gesamtvorstellung immer wieder eine andere folgt und nur eine beschränkte Anzahl von Vorstellungen deutlich im Bewufstsein stehen kann, so findet nach dem Aussprechen wieder eine Rückbildung statt. Die deutlichen Bilder der Einzelvorstellungen verblassen, und von der Gesamtvorstellung bleibt im Gedächtnis nur ein verschwommenes Bild zurück, ähnlich wie es vor der Zerlegung war. Diese Auseinandersetzungen berühren sich, wie auch der Verfasser bemerkt, nahe mit den Ausführungen von Wundt, dessen Völkerspychologie Morris gerade noch einsehen konnte. Wie Wundt legt auch Morris entscheidenden Wert auf die Erkenntnis, dafs die Gesamtvorstellung nicht etwa aus den Einzelvorstellungen zusammengesetzt, sondern in sie zerlegt wird. Die Einheit ist das Ursprüngliche, und die Zerlegung folgt nach. Verhält sich das nun so, so ergeben sich wichtige Folgerungen für die Behandlung der Syntax. Der Satz, welcher ja eine Gesamtvorstellung zum Ausdruck bringt, kommt durch eine Analyse der Gesamtvorstellung zu stande, und alles in ihm, was die Worte miteinander verbindet, ist Zeichen einer ursprünglichen Einheit, nicht ein Mittel aus vorher vorhandenen Stücken eine Einheit zu bilden. Man darf deshalb auch diese Mittel (wozu ja die Flexionsendungen gehören) nicht als für sich bestehende Dinge isolierend betrachten, sondern mufs sie als Ausdruck der von Anfang an vorhandenen Einheitsbeziehungen der Gruppe zu verstehen suchen. Ein Kasus z. B. in verschiedenen Schattierungen seiner Anwendung stellt nicht die Entwickelung eines Substantivsuffixes mit fest umschriebener Urbedeutung vor, sondern entsteht immer wieder neu durch das Zusammenwirken aller in einer Gruppe vorhandenen Kräfte. Um die Bedeutung eines Kasus richtig zu verstehen, mufs man vor allen Dingen die materielle Bedeutung der Wörter berücksichtigen, in denen er erscheint. Ein Ablativus loci kann nur von Substantiven lokaler Bedeutung, ein Ablativus temporis nur von Zeitbegriffen gebildet werden u. s. w. Ebenso verhält es sich mit den Modi, bei deren Verständnis die Bedeutung des Verbums,

die Person, der Numerus, die Satzart eine viel gröfsere Rolle spielen als alle etwaigen Grundbegriffe. Oder, um es in des Verfassers eigenen Worten zu sagen: 'Es ist augenscheinlich, dafs die verschiedenen Bedeutungen eines Modus nicht in der Modusendung enthalten sind; es ist nicht der Subjunktiv, der diese Bedeutungen oder einige von ihnen dem Satze verleiht, sondern, im grofsen und ganzen gesprochen (*roughly speaking*), der Satz, welcher sie dem Subjunktiv verleiht. Wer sich die Sache umgekehrt vorstellt, verdreht das ganze Verhältnis des Denkens zum Sprechen' (S. 80). Aber nicht blofs die psychologische Erwägung, sondern auch die Beobachtung des Thatsächlichen mufs zu demselben Ergebnis führen. Wenn die Flexionsformen von Anfang an dazu bestimmt gewesen wären, gewisse feste und gleichbleibende Beziehungen auszudrücken, so würden sie einfacher, gleichmäfsiger und durchsichtiger sein, als sie sind. Das gilt noch für die uns bekannten Zeiten, in denen doch die Analogie unzweifelhaft schon sehr stark im ausgleichenden Sinne gewirkt hat. Wie viel gröfser mag die Unregelmäfsigkeit und Mannigfaltigkeit erst in den ältesten Zeiten gewesen sein! '*The condition of things which must be taken as the starting-point of functional evolution is a condition of irregularity and make-shift. Syntax must presuppose a variety of forms, some of definite and individual meaning, some of varied and shifting application; the function of these forms did not fit together into a system, but overlapped and duplicated one another and at the same time left gaps unfilled by any form*' (S. 56). Mufs man aus diesem Thatbestand nicht schliefsen, dafs die Gleichmäfsigkeit des Gebrauches der einzelnen Flexionsformen, welche ja bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist, nicht der Erfolg einer ursprünglichen Anlage, sondern eines langen und mühseligen Ausgleichs ist? Die Flexionsformen haben — das ist der Grundgedanke von Morris — ihre Bedeutungen nicht durch immanente Entwickelung fester Grundbegriffe, sondern auf dem Wege der Adaptation erhalten. Mit dieser Erkenntnis hängt dann weiter die Begrenzung des Arbeitsfeldes zusammen. Morris hält sich von der vergleichenden Behandlung fern, er beschränkt sich absichtlich auf eine einzelne Sprache, innerhalb deren sich nach seiner Ansicht die Entwickelungsgesetze vollkommen genügend beobachten lassen. Dieses Verfahren hat, wie er meint, den Vorteil, dafs der Forscher auf dem sicheren Boden der Erfahrung stehen bleibt.

So weit der Standpunkt von Morris. Wenn es gestattet ist, hier sogleich einige Bedenken vorzubringen, so möchte ich zunächst bemerken, dafs Morris sich von der vergleichenden Syntax, wie sie jetzt ist, eine unzutreffende Vorstellung macht. Ob man früher auf die Grundbegriffe einen übertriebenen Wert gelegt hat, will ich nicht untersuchen; dafs es jetzt nicht der Fall ist, ist sicher, wie sich jeder überzeugen kann, der z. B. die Griechische Syntax von Brugmann studiert. Ein gewichtigerer Einwand ergiebt sich, wenn wir den Begriff der Adaptation, wie er in der Sprachwissenschaft verwendet wird, etwas genauer betrachten. So viel ich weifs, taucht derselbe zuerst bei A. Ludwig auf, und zwar in dessen Streitschrift Agglutination oder Adaptation (Prag 1873), welche sich an die frühere Schrift über den Infinitiv im Veda anschliefst. Ich

habe über die in diesen Büchern niedergelegte Adaptationstheorie in meiner Einleitung in das Sprachstudium, 3. Aufl. S. 78 ff. gesprochen und führe hier, indem ich auf diese Darstellung verweise, nur folgendes aus. Ludwig geht von der Thatsache aus, dafs im Altindischen eine Flexionsendung im Gebiete des Verbums eine weitere Bedeutung zeigen kann als etwa im Griechischen, so z. B. das mediale *-e*, das im Perfektum und einigen Praesentia dem griechischen *-μαι* und *-ται* zusammengenommen entspricht. Ähnliches glaubt er auch in anderen Fällen zu finden und gelangt, indem er diese wirklichen oder vermeintlichen Thatsachen zu Schlüssen auf den früheren Allgemeinzustand benutzt, zu der Ansicht, dafs einstmals die Ausgänge der Verbalformen (die sogenannten Flexionsendungen) gar keine Beziehung zu der Vorstellung von Personen, Numeri u. s. w. hatten. Die Flexionsformen stellten nur den Gedanken der Verbalhandlung vor, waren also das, was wir, wenn wir einen viel späteren Sprachzustand als Analogie herbeiziehen, Infinitive nennen können. Ebenso war es auf dem Gebiete der Nomina. Die Ausgänge von Wörtern, welche wir Kasusendungen nennen, hatten ursprünglich mit den uns geläufigen Kasusbedeutungen gar nichts zu thun, waren vielmehr stammbildende Suffixe. Ein Unterschied zwischen Stammbildung und Flexion war ursprünglich nicht vorhanden. Die sogenannten Flexionssuffixe sind nichts als Stammausgänge, welchen man auf dem Wege immer fortschreitender Adaptation gewisse Bedeutungen allmählich beigelegt hat. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Ausgänge hatte mit den syntaktischen Verhältnissen nichts zu thun, sie war rein demonstrativ. Erst als nach und nach das Bedürfnis nach dem Ausdruck syntaktischer Verhältnisse erwachte, benutzte man die in grofser Mannigfaltigkeit vorhandenen Stammausgänge zum Ausdruck dieser Verhältnisse. Es kann also selbstverständlich keinen Grundbegriff einer grammatischen Form geben, wenn man unter diesem die Bedeutung versteht, welche eine Form bei ihrer Entstehung hatte. Denn ein solcher Moment der Entstehung läfst sich nach Ludwigs Anschauungen für die einzelne Form überhaupt nicht fixieren, die Gesamtheit der grammatischen Formen aber geht im letzten Grunde auf Demonstration zurück. Es wird vielleicht nützlich sein, zu besserem Verständnis noch einige Sätze des Verfassers selbst anzuführen: 'mit dem allmählichen werden der formen stellten sich naturgemäfs zwei erscheinungen ein, welche die angelpunkte der syntax wurden, von der man sagen mufs, dafs sie früher garnicht bestand, anders als in phraseologie: es ist die bezeichnung der grammatischen abhängigkeit und der grammatischen übereinstimmung oder grammatischen sub- und coordination. es war natürlich, dafs, wo zwischen aufsdrücken eine beziehung bestand, man sich bestrebte, derselben aufsdruck zu leihen, der die verschiedenheit oder identität des verhältnisses mehrerer aufsdrücke einem andern gegenüber kennzeichnen konnte. difs hatte weiter auch zur folge, dafs sich ein gewisses bedürfnis nach sog. grammatischen endungen herausbildete, die blofse stammbildung allmählich entweder ganz perhorresciert ward, oder auf ein specielles bedeutungsfeld beschränkt, den schein einer flektierten form annahm' (Inf. S. 26).

Es ist hier nicht meine Aufgabe diese Aufstellungen zu kritisieren. Ich stelle nur wiederholt fest, dafs Ludwig Grundbegriffe der Flexionsformen überhaupt nicht anerkennt. Wie stellt sich nun Morris zu dieser Konsequenz der Adaptationstheorie? Man sollte meinen, er müsse sie seiner ganzen Anschauung nach unterschreiben. Ich kann darüber etwas Bestimmtes nicht sagen, weil ich nicht weifs, ob ich seine darauf bezüglichen Ausführungen, z. B. S. 66, ganz richtig verstehe. So teile ich denn nur mit, dafs er sich hinsichtlich der Kasus reserviert verhält, für die indogermanischen Modi Grundbegriffe nicht aufstellt, wohl aber für den lateinischen Subjunktiv, der nach ihm den Sinn der Begehrung hat (*The subjunctive is in general a mode of desire* S. 76, wozu man 92 vergleiche). Dafs in dieser Aufstellung eines Grundbegriffes für eine einzelne Sprache ein Fehler der Methode liegt, wird hoffentlich klar werden, wenn ich nun zum Einzelnen übergehe.

DIE KASUS

Ich knüpfe an die Kritik an, welche Morris an der bisherigen Behandlung des Ablativ, insbesondere seines instrumentalen Bestandteils übt. Es sei, so führt er S. 69 aus, vollkommen klar, dafs der einzige Unterschied zwischen dem Ablativ der Zeit und dem des Raumes in den Substantiven beruhe, von denen der Kasus gebildet wird, *die hora* und *calendis* könnten nicht Ablative des Raumes und *mensa Athenis* nicht Ablative der Zeit sein. Ebenso habe der Ablativ der Ursache seinen Grund nur in der materiellen Bedeutung von Substantiven wie *fiducia gaudium suspicio imprudentia* u. s. w. Man kann also im allgemeinen sagen: es ist in vielen Fällen allein die Bedeutung der Nomina, welche uns befähigt, die funktionellen Unterschiede im Kasusgebrauch zu machen, z. B. in *gladio occisus* einen Instrumentalis, in *foro occisus* einen Lokativ, in *nocte occisus* einen Ablativ der Zeit zu unterscheiden (S. 71). Da nun also klar ist, dafs nur solche Worte einen Instrumentalis haben können, welche ein Instrument bezeichnen, so fällt die Hypothese eines indogermanischen Instrumentalis mit einer an alle Nomina anhängbaren Endung als unnötig hinweg (S. 73). Dazu nehme man noch folgende Worte: 'Man mufs annehmen, dafs die Wortbedeutung das bestimmende Element ist, indem es *die* zu einem Ausdruck der Zeitbeziehung macht, *humi* zum Ausdruck eines Ortes und *gladio* eines Mittels. Die Funktion ist, jedenfalls zum Teil, beschränkt und bestimmt durch die Bedeutung des Stammes, und insofern dies der Fall ist, ist die Trennung von Wortbedeutung und Funktion unmöglich' (S. 201). Ich erlaube mir, zur Vergleichung daneben zu stellen, was ich über den Kasus ausgeführt habe, den die europäischen Grammatiker von einer seiner Anwendungen ausgehend Instrumentalis getauft haben. Im Jahre 1867 habe ich behauptet, dafs sein Grundbegriff der des Zusammenseins (also nicht des Mittels) sei (Abl. Loc. Instr. S. 59), und im Jahre 1888 habe ich in meiner Altindischen Syntax S. 122 folgendes ausgeführt: 'In den Instrumentalis tritt derjenige Begriff, welcher mit dem in Thätigkeit befindlichen Hauptbegriff zusammen ist. Aus dieser Grundbedeutung lassen sich die sämtlichen Verwendungen des Instrumentalis ab-

leiten. Ist der Begriff ein solcher, welcher als Begleiter gedacht werden kann, z. B. eine Person, und ist das Verbum ein solches, neben welchem ein Begleiter denkbar ist, z. B. gehen, so sprechen wir von dem sociativen Instrumentalis, z. B. *devó devébhir á gamat* = der Gott komme mit den Göttern her. Ist dagegen der Begriff ein solcher, welcher als Mittel gedacht werden kann, und das Verbum ein solches, welches eine Ergänzung durch einen derartigen Begriff verträgt, so sprechen wir von einem Instrumentalis des Mittels, z. B. *juhvā́ juhoti* = er giefst mit dem Löffel. Natürlich kann unter Umständen auch eine Person als Mittel gedacht werden, es genügt also nicht das Vorhandensein eines Personalbegriffs, um den Sociativ hervortreten zu lassen, sondern es mufs ein besonders geartetes Nomen und ein besonders geartetes Verbum zusammenkommen, damit der Begriff der Gemeinschaft hervorspringt, und ebenso verhält es sich mit dem Begriff des Mittels. In einer anderen Lage wieder entsteht der Instrumentalis des Grundes, und endlich, wenn ein einen Zeit- oder Raumbegriff bezeichnendes Nomen mit einem passenden Verbum zusammenkommt, entsteht der Instrumentalis der Erstreckung über Raum und Zeit. Das, was wir verschiedene Nuancen des Instrumentalbegriffes nennen, entsteht also aus der verschiedenartigen Sachbedeutung des in Frage kommenden Nomens und Verbums.' Dazu sei noch bemerkt, dafs mein Ausdruck bei der Formulierung des Grundbegriffes vielleicht etwas abstrakt ist, gemeint aber ist etwas ganz Anschauliches. Unsere Handlungen sind oft so beschaffen, dafs neben dem Hauptträger noch irgend ein Wesen (Person oder Ding) beteiligt ist, z. B. als Begleiter oder als Mittel, und dieses, was auch dabei ist, tritt in denjenigen Kasus, den wir uns gewöhnt haben Instrumentalis zu nennen, den wir aber besser Sociativ nennen würden. Wie stellt sich nun hiernach die Rechnung zwischen Morris und mir? Ich hoffe, zu meinen Gunsten. Denn ich habe, wie Morris es verlangt, auf die Bedeutung der Substantive gebührende Rücksicht genommen, habe aber, was mir ein Vorteil zu sein scheint, nicht diese ausschliefslich in Betracht gezogen, sondern aufserdem auch die Bedeutung der Verba, die bei Morris zu sehr zurücktreten, und ebenso den Grundbegriff, von dem man bei Morris nicht recht sieht, ob er eigentlich ein Begriff mit Inhalt oder nur ein leeres Gehäuse ist.

Hiermit komme ich dann zu der Frage nach dem Wesen und Wert der Grundbegriffe, die wir für die Kasus aufstellen. Ich beginne mit einer Analyse des neuhochdeutschen Genitivs. Innerhalb dessen, was die historische Grammatik zu diesem Kasus zu rechnen hat, scheiden sich zunächst die erstarrten Bildungen ab, wie *flugs, teils, falls, rings, behufs, rechts, allerhand, rechter Hand, aller Orten, Tags, Nachts,* u. s. w. Sie werden nicht mehr als genitivisch empfunden. Man gebraucht sie, weil man sie einzeln gelernt hat. In einigen Fällen hat sich das *s* als produktiv erwiesen, z. B. in *Nachts, allerseits,* aber nicht weil es als Genitivzeichen, sondern weil es als adverbiell empfunden wurde. Jetzt scheint die Weiterübertragung des *s* nicht mehr vorzukommen. So sagen wir z. B. *Tags, Nachts, Mittags, Vor-* und *Nachmittags, Abends, Sonntags* u. s. w., *Winters, Sommers* aber *Frühlings* und *Herbstes* brauchen wir nicht. Dagegen

sind neue Bildungen noch möglich mit *-seits, -wärts, -weise,* die als Suffixe gefühlt werden. An die erstarrten Formen schliefsen sich die formelhaften Wendungen. Dahin gehört es, wenn ein bestimmtes Verbum mit dem Genitiv eines einzigen Substantivums verbunden erscheint, z. B. *Landes verweisen* (nicht: *Reiches*), *seiner Wege gehen,* wo nicht etwa *fahren* oder *reiten* gesagt werden kann, und auch *Weg* nicht durch ein ähnliches Wort ersetzt werden kann (denn das Goethesche *lafst jeden seines Pfades gehen* ist kühn), *leichten Kaufes davonkommen* u. ähnl. Manchmal ist eine leichte Variation möglich. So kann man neben *eines Kindes genesen* auch *eines Knäbleins* sagen, aber nicht *einer Krankheit.* Einige Belege für die formelhafte Verbindung mit Adjektiven sind: *voll süfsen Weines,* was bei uns nur noch als Citat gebraucht wird (in *voll Freude* u. s. w. wird das Substantivum als kasuslos gefühlt); *er ist der Rede in hohem Grade mächtig, war seiner Sinne nicht mächtig,* während wir *wie wurdet ihr der Burgen mächtig?* (Schiller) nicht mehr sagen können; *ich bin meiner Sache gewifs,* aber nicht etwa: *dieser Nachricht; er wird seines Lebens nicht froh,* wozu wohl noch einige negative Wendungen kommen, z. B. *er ist seines Reichtums nie recht froh geworden,* während *ich bin deines Kommens froh* nicht mehr üblich ist. So ist wohl auch *fähig* hauptsächlich in negativem Sätzen mit dem Genitiv zu gebrauchen und das Wielandsche *neuer Eindrücke fähig* veraltet. In solchen formelhaften Verbindungen, die sich in grofsen Massen anführen liefsen, wird der Genitiv zwar noch als Kasus gefühlt, aber er ist aus der eingelebten Verbindung mit einem bestimmten Verbum, Adjektivum, Substantivum, die gedächtnismäfsig aufgenommen wird, nicht mehr loszulösen, so dafs nie oder kaum ein Genitiv eines anderen Wortes an die Stelle dieses einen treten kann. Die dritte Gruppe ist die der freien oder, wie man auch sagen könnte, beweglichen Verbindungen. Innerhalb dieser sind wieder mehrere Unterfälle zu unterscheiden. Am geringsten ist die Beweglichkeit, wenn das eine Glied fest ist. Das findet z. B. statt bei *bedürfen,* an dessen Stelle in unserer jetzigen Sprache kein anderes Verbum von ähnlicher Bedeutung treten kann, während die Genitive wechseln können, wenn ihre mögliche Anzahl auch an sich nicht sehr grofs ist. Etwas lockerer ist die Verbindung, wenn beide Glieder in gewissen Grenzen beweglich sind, wie wenn z. B. statt und neben *anklagen* auch *beschuldigen, zeihen, bezichtigen, überführen* liegt, woneben auch innerhalb gewisser Grenzen stets neue Genitive auftreten können, z. B. von Wörtern für Strafthaten, die etwa im Laufe der gesellschaftlichen Entwickelung besonders benannt werden. Endlich am freiesten sind solche Verbindungen, bei denen in beiden Gliedern immer wieder ein neues Wort auftreten kann, z. B. *die Belagerung der Stadt.* In allen hier genannten Fällen freier Verbindung geht die Sache bei dem Einzelnen offenbar so vor sich, dafs er einige Verbindungen durch das Gedächtnis aufnimmt und im Falle auftauchenden Bedürfnisses nach dem gelernten Muster Neues bildet. Dabei wird er sich aber den hier genannten Unterfällen gegenüber etwas verschieden verhalten. Wenn man sagt: *ich beschuldige ihn unlauterer Konkurrenz,* so hat man nur an die Stelle eines früher gebrauchten Wortes für ein Verbrechen, z. B. *des Diebstahls,* ein anderes

von verwandter sachlicher Bedeutung gesetzt; um aber eine neue Verbindung eines Wortes auf *-ung* mit einem Genitiv zu schaffen, kann wohl eine Association lediglich nach der grammatischen Funktion der Wörter genügen. Denn ich nehme an, dafs wir im Sprechen ein dunkles Gefühl davon haben, dafs *der Stadt zu Belagerung* in demselben grammatischen Verhältnis steht wie *die Stadt zu belagern.* Ähnlich dürfte es sich mit den Typen des partitiven, possessiven Genitivs u. s. w. verhalten. Wir haben also in unserem jetzigen Sprachgefühl durchaus keine Empfindung für die Gesamtbedeutung des Genitivs, sondern nur einen Sinn für seine Rolle in gewissen Verbindungen. Diese Spezialbedeutungen aber haften — darin stimme ich mit Morris ganz überein — für unser Gefühl nicht an dem Genitiv selbst, sondern stammen aus dem Totaleindruck, den die Gruppe macht. Wir würden z. B. *der Stadt* nicht als eine Art von Objektsgenitiv empfinden, wenn wir *Belagerung* nicht als eine Verbalableitung fühlten. Die Form des Genitivs (oder vielmehr die Formen desselben, die teils an dem Substantivum teils am Artikel hervortreten) ist für uns etwas Äufserliches. Wir wenden sie an, weil die von uns gelernten Musterwendungen, nach denen wir weitere Ausdrücke bilden, sie enthielten. Man kann also nicht behaupten, dafs für unsere Empfindung die Form das Ganze des Kasusgebrauches zusammenhalte. Gehen wir nun von der neuhochdeutschen Schriftsprache, wo der Genitiv zwar noch viel lebendiger als in den Mundarten, aber doch nicht mehr sehr fern vom Erlöschen ist, zu einer indogermanischen Sprache, in welcher er noch völlig lebendig ist, etwa dem vedischen Sanskrit, so finden wir ein etwas, aber auch nur etwas anderes Bild. Im Altindischen (vgl. meine Altindische Syntax S. 151ff.) giebt es — das ist der Hauptunterschied — ganz wenige erstarrte Genitive. Wie es sich mit den formelhaften Wendungen verhält, läfst sich bei einer toten Sprache nicht genau sagen, ich glaube aber, dafs sie ebenfalls sehr viel seltener waren als bei uns. Der Genitiv zeigt also überwiegend freie Verbindungen. Wir teilen sie ein nach den sogenannten regierenden Wörtern, unterscheiden also den Genitiv bei Substantiven, Verben, Adjektiven, Adverbien. In der ersten Klasse sonderten sich für das Sprachgefühl ähnliche Gruppen ab, wie es bei uns geschieht, aber dafs etwa der Inder im Gegensatz zu uns ein sicheres Gefühl für die Bedeutung des Genitivs neben Substantiven gehabt habe, läfst sich nicht annehmen. Wäre das der Fall gewesen, so würde uns die reine Aufteilung nicht so unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Bei dem Genitiv neben Verben empfindet man wohl gelegentlich ein partitives Verhältnis, also ein solches, wie es sich auch neben Substantiven zeigen kann, nämlich bei den Verben *essen, trinken, geben, schenken, opfern, erlangen, erbitten* (ähnlich wie im älteren Deutsch), sonst aber erscheint die Verbindung eines Genitivs mit einem Verbum lediglich historisch bedingt, also vom Standpunkte der Bedeutungslehre aus zufällig. Der Genitiv neben Adjektiven und Adverbien läfst sich allenfalls aus den beiden eben genannten Massen ableiten. Es bleiben also für die vedische Zeit mindestens zwei grofse Gruppen übrig, die sich für das Sprachgefühl nicht zu einer Einheit verbinden und in sich selbst isolierte Abteilungen enthalten. Ungefähr so wie es im Altindischen war, wird es in der Grund-

sprache gewesen sein, d. h. in demjenigen Durchschnitt der Ursprache, der sich als unmittelbare Frucht unserer Vergleichung ergiebt. An dieser Stelle möchte nun unsere Kombination einsetzen, und wir müfsten versuchen, ob auf diesem Wege eine ältere einheitliche Anschauung zu ermitteln ist. Das ist bei dem Genitiv bis jetzt nicht gelungen. Günstiger steht es bei anderen Kasus, z. B. dem Ablativ. Der Ablativ im Altindischen (vgl. meine Altind. Synt. 106ff.) findet sich neben Verben, welche bedeuten *weggehen, hervorgehen*, und deren Kausativa, *erhalten, kaufen, giefsen* (aus einem Gefäfse), *lösen, trennen*, zu denen sich lokale Adjektiva ähnlicher Bedeutung gesellen. Eine zweite Gruppe bilden diejenigen Verben, bei denen das Verhältnis nicht lokal erscheint, nämlich *schützen* und *sich fürchten*, eine dritte der Ablativ bei dem Komparativ und eine vierte der der Folge, z. B. *tásmād* 'deshalb'. Es leuchtet nun ein, dafs sich die übrigen Gruppen ungezwungen aus der ersten herleiten lassen. Die Sprechenden waren, so nehme ich an, gewohnt, den Ablativ neben gewissen Verben der Bewegung zu gebrauchen. Ein solches Verbum der Bewegung war auch *zurückschrecken von* (oder, wie wir sagen, *vor*) *etwas*. Der Ablativ wurde neben diesem Verbum der Bewegung angewendet wie neben den anderen und blieb mit ihm verbunden, auch als die Sprechenden anfingen, in dem Verbum mehr die Stimmung als die Handlung vorzustellen, was bei fortschreitender Verinnerlichung der Auffassung immer mehr geschah. Selbstverständlich stellte sich dann die gleiche Verbindung auch neben solchen Verben ein, die etwa von Anfang an nur die Stimmung, nicht die Handlung ausdrückten, und so war ein neuer Typus des Ablativgebrauchs entstanden, dessen Zusammenhang mit dem ursprünglichen sehr bald nicht mehr empfunden wurde. Ähnlich ging es bei den anderen Typen. So wurde z. B. der Gegenstand, der mit einem anderen verglichen wird, anfangs als der Punkt betrachtet, von dem der Unterschied ausgeht, dann aber wurde der Ablativ bei dem Komparativ von dem Separativ losgelöst und als eigener Typus empfunden. Fasse ich nun die Erfahrungen, die in einem sehr ungünstigen und einem sehr günstigen Objekt, dem Genitiv und dem Ablativ, gemacht worden sind, zusammen, so möchte ich sagen: In den Einzelsprachen findet sich nichts als einzelne Gebrauchstypen, bei denen der Sinn des Kasus sich ganz aus der Situation zu ergeben scheint. Von einer Grundbedeutung des Kasus hat der Sprechende nicht das geringste Bewufstsein. Betreffs der Gebrauchstypen aber findet sich in den verschiedenen Schichten einer Sprache ein erheblicher Unterschied. In den (vom Standpunkte der Gegenwart aus gesprochen) jüngeren Perioden wird die Zahl der erstarrten und der formelhaften Verbindungen gröfser sein, in den älteren die der freien aufserordentlich überwiegen. Vergleichen wir nun die in den ältesten für uns erreichbaren Schichten der Einzelsprachen vorliegenden Anwendungstypen, so können wir mit erheblicher Wahrscheinlichkeit für jeden Kasus seine hauptsächlichsten indogermanischen Anwendungstypen erschliefsen, z. B. den Genitiv bei Verben des Verfügens, den partitiven, subjektiven, objektiven Genitiv, den Ablativ bei Verben der Bewegung, bei Komparativen u. s. w. Von diesen indogermanischen Typen aus steigt nun unsere Betrachtung abwärts und aufwärts.

Sie sind einerseits die Gebilde, von denen die Syntax der Einzelsprachen auszugehen hat (innerhalb deren man also einen Grundbegriff nicht aufstellen kann), anderseits versuchen wir von ihnen aus rückwärts zu wenigeren Gruppen oder zu einer Einheit zu gelangen. Diese Operation, welche sich naturgemäfs nicht auf die Überlieferung, sondern lediglich auf die durch philologische und psychologische Studien geschulte wissenschaftliche Phantasie stützt, ist nicht notwendig, und wer sich bei den mehreren Typen beruhigen will, kann von ihr absehen. Aber nicht selten, z. B. bei dem Ablativ, liegen die Typen einander so nahe, dafs es eigensinnig wäre, die Einheit nicht zu suchen. Es versteht sich von selbst, dafs diese Aufstellungen, welche ja allein auf tastenden Rückschlüssen beruhen, nur einen beschränkten Grad von Sicherheit besitzen, und man darf sich nicht wundern, wenn sie gelegentlich wieder etwas abweichend gefafst werden. Wie nun diese Grundbegriffe, mögen sie einfach oder mehrgliedrig sein, in die Form hineingekommen sein mögen, ob in der Weise wie Bopp es sich dachte, oder wie Ludwig es sich denkt, oder auf andere Art, das werden wir schwerlich je ermitteln können. Es ist eben hier so wie überall: wir gelangen mit unseren Erkenntnissen nicht zu dem Anfang aller Dinge, sondern bleiben irgendwo in der Mitte stehen.

DIE MODI

Auch in diesem Falle knüpfe ich an eine Kritik von Morris an, und zwar an diejenige, welche er S. 10 f. meiner oben erwähnten Arbeit über den Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen gewidmet hat. Es versteht sich, dafs ich mich jetzt nicht mehr zu allem bekenne, was ich vor mehr als dreifsig Jahren geschrieben habe. Mein Vertrauen, dafs es gelingen könne, vorgeschichtliche Zustände mit Sicherheit zu erschliefsen und wohl gar den Sinn zu ergründen, den die grammatischen Formen bei ihrer Entstehung hatten, ist seitdem sehr viel geringer geworden. Ich lege deshalb jetzt viel mehr Wert auf die in den Sprachen zu beobachtenden Gebrauchstypen als auf die erschlossenen indogermanischen Grundbegriffe und habe nichts dagegen, wenn jemand, wie z. B. Brugmann in seiner Griechischen Grammatik thut, von der Aufstellung von Grundbegriffen für den Optativ und Konjunktiv absieht.[1]) Macht man aber innerhalb der Grenzen der hierbei überhaupt zu erreichenden Wahrscheinlichkeit den Versuch sie aufzustellen, so wird man, wie ich glaube, ungefähr zu dem gelangen, was ich 1871 behauptet habe. Das sei im folgenden zunächst an dem Optativ gezeigt. Es handelt sich dabei in erster Linie um das Gebiet, auf welchem die Grundbegriffe zu suchen sind. Von diesem hatte ich alle Nebensätze ausgeschlossen, weil sie erst im Laufe der Zeit aus Hauptsätzen enstanden seien, und Morris stimmt mir bei. Das Verfahren ist für den Optativ um so unbedenklicher, als er im Rigveda (den ich hier überall als Aus-

[1]) In dieser Weise habe ich mich auf dem Philologentage in Dresden ausgesprochen, sah mich aber damals durch die Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit veranlafst, mich auf den hier angedeuteten negativen Teil zu beschränken. Den positiven gestatte ich mir in dem Obenstehenden zu geben.

gangspunkt nehme) wesentlich bei Hauptsätzen vorkommt. So habe ich z. B. dort über 150 Optative von *as* 'sein' in Hauptsätzen und nur 7 in Nebensätzen gefunden. Anders urteilt Morris über zwei andere Einschränkungen, die ich vorgenommen habe. Ich habe damals auch die Fragesätze und die negativen Sätze ausgeschlossen, und zwar, was die Fragesätze betrifft, mit der Motivierung, dafs allein die Nichtfragesätze den regelmäfsigen Ablauf der Vorstellungen zeigten, während die Frage mit einer Stockung verbunden sei, und dafs man deshalb annehmen dürfe, in den Nichtfragesätzen den ältesten Zustand vorzufinden. Dagegen wendet Morris ein, dafs Fragen und Ausrufe gewifs in der menschlichen Gesellschaft nicht jünger seien als die Aussagen, ja dafs man die letzteren sogar als weniger natürlich und primitiv bezeichnen könne. Ich gebe ihm darin recht und bin der Ansicht, dafs ich statt 'älter' vielmehr 'einfacher' hätte sagen sollen. Mit dieser Abänderung aber halte ich an meiner alten Ansicht fest. Es scheint mir unzweifelhaft, dafs eine Begehrung (und diese findet auch Morris in den Modi ausgesprochen) sich ungehemmter da in ihrer eigentlichen Natur zeigt, wo sie nicht mit einer Äufserung der Frage kreuzt. Was sodann die negativen Sätze betrifft, so kommt *mā́* (μή) im Veda nur mit einer einzigen Optativform vor, für die Verbindung mit *ná* aber habe ich nur acht Stellen gefunden, welche ich Altind. Synt. S. 337 mitgeteilt habe. Ich bin jetzt, abweichend von meiner dort ausgesprochenen Auffassung, im Einklang mit Grafsmann der Ansicht, dafs der Optativ in diesem Falle potential aufzufassen sei, und da ich nun den Potential zwar für sehr alt, aber für nicht so primitiv als den wünschenden Optativ halte (wie sich gleich zeigen wird), so glaube ich zu der Vermutung berechtigt zu sein, dafs der Optativ anfänglich nur in positiven Sätzen vorkam. Eine weitere Einschränkung hatte ich nach den Personen vorgenommen. Ich liefs nur die erste Person gelten, weil bei den anderen, wo noch ein zweiter oder dritter hinzutritt, die Lage nicht so einfach sei, und zog von den ersten Personen, aus einem ähnlichen Grunde, nur die des Singularis heran. Was Morris dagegen sagt, ist besser bei dem Konjunktiv zu erwähnen; an dieser Stelle scheint es mir richtiger, die Thatsachen des Veda zu befragen, wobei im voraus zu bemerken ist, dafs es für den Optativ auf die Unterscheidung zwischen Singular und Plural nicht ankommt. Denn während im Konjunktiv ein deutlicher Unterschied des Sinnes hervorspringt, weicht die Erste Pluralis des Optativs von der Ersten Singularis nur darin ab, dafs sie den vereinigten Wunsch von mehreren ausspricht. Im Veda nun überwiegt die erste Person erheblich. Um eine Vorstellung von dem Verhältnis zu geben, teile ich mit, dafs nach den Angaben von Avery im zehnten Bande des *Journal of American Oriental Society* sich das Vorkommen der Optative vom Präsensstamme so verteilt: erste Personen 457 Stellen (darunter Sing. 31, Dual 2, Plur. 424), zweite 27, dritte 128. Nun beruhen diese Verhältnisse natürlich zum Teil auf Zufall, z. B. das häufige Vorkommen des Plurals auf dem Zufall, dafs Sänger und Opferer gewöhnlich im Chor sprechen, aber manches beruht sicher nicht darauf, z. B. das Zurücktreten der zweiten Person (18 Sing., 5 Dual, 4 Plur.). Im Veda werden unausgesetzt, in vielen Tausenden von Versen, Auf-

forderungen und Bitten an Personen gerichtet, warum geschieht das so gut wie nie durch den Optativ? Das begreift sich, wenn man den Unterschied zwischen Optativ und Imperativ recht erwägt. Über die Bedeutung des Imperativs habe ich mich (vgl. Synt. II 358) so geäufsert: 'Die Aufgabe des Imperativs war es, andere zu Handlungen anzuregen, und zwar geschah das in der ältesten Zeit nur durch positive Äufserungen. Der Imperativ dient nicht etwa ursprünglich dem Befehle, sondern ebensogut dem Verlangen, der Bitte. Er durchläuft die ganze Skala der an einen anderen gerichteten Begehrungen.' Der Optativ aber richtet sich nicht an einen anderen, er will nicht anregen, er spricht die Stimmung des Redenden aus. Diese Stimmung kann natürlich auch in Bezug auf einen dritten geäufsert werden, findet aber ihren Hauptausdruck in der ersten Person. Somit dürfte es doch wohl nicht unrichtig sein, wenn man den Grundbegriff des Optativs in der ersten Person und innerhalb der nicht fragenden und nicht negativen Sätze aufsucht. Als solchen betrachte ich den Wunsch, der in der ungeheuren Überzahl aller Stellen des Veda unzweideutig hervortritt. Daneben giebt es eine kleine Zahl von Stellen, in denen man damit nicht auskommt, nämlich (abgesehen von dem präskriptiven Gebrauch, über den hier nicht zu handeln ist) einen Optativ in Nachsätzen von Bedingungsperioden folgender Art: 'wenn ich wie du, o Indra, über viel Geld verfügte (*íçīya*), so würde mein Freund reich sein' (*syat*), und sodann in einigen unabhängigen Sätzen, nämlich (wenn mir keiner entgangen ist) in: 'ein Freund, der spendet, übertrifft (*abhí syāt*) den, der nicht spendet'; 'Nachkommenschaft und Rosse erlangt (*ā́ dadhīta*), wer euch verehrt; er vermehrt (*prñcīta*) seine Herrschaft, siegt (Ind.) mit Hilfe von Fürsten'. Dazu noch zwei zweifelhafte Stellen (vgl. Altind. Synt. S. 334). Ich habe diesen potentialen Optativ, wie man ihn in Ermangelung einer bessern Bezeichnung nennt, früher aus dem Wunsch abgeleitet, bin dann wieder zweifelhaft geworden und habe endlich (vgl. Synt. II 369) gemeint, er sei doch wohl aus dem Wunsch entstanden. Ich will jetzt erklären, worauf dieses 'doch wohl' beruht. Es handelt sich zunächst um die Nachsätze von Bedingungsperioden. Zur Erläuterung bediene ich mich eines neuhochdeutschen Beispieles, wie *wäre ich reich, (so) wäre ich glücklich.* Damit eine solche Äufserung zu stande kommt, mufs zuerst eine Vorstellungsmasse vorhanden sein, aus welcher die beiden Wünsche *wäre ich glücklich, wäre ich reich* auftauchen. Die Reihenfolge kann auch die umgekehrte sein, es kommt darauf nicht an, da die beiden Wünsche parallel und beinahe nur noch ein einziger sind; es könnte ja auch die Form gewählt werden: *wäre ich reich, glücklich.* Bei stärkerer Aufmerksamkeit und genauerer Analyse kommt nun bald die Thatsache zum Bewufstsein, dafs das Glück sich an den Reichtum anschliefsen würde. Der Wunsch, *wäre ich reich,* mufs vorhergehen, der andere schliefst sich an, die Reihenfolge kann nicht mehr umgedreht werden. Darauf verschmelzen die beiden zusammengehörigen Sätze zu einer Einheit (welche nun eine Einheit höherer Ordnung ist als die unbewufste in der ersten Gesamtvorstellung), und infolgedessen verlieren die beiden Sätze ihre Selbständigkeit. Dabei verändert sich ihr Aussagecharakter. Der erste wird der Ausdruck einer

Annahme (Voraussetzung), der zweite der einer Folge. Die Sprachform aber verändert sich nicht, sondern bleibt dieselbe, wie sie zu den Zeiten des Wunsches war. So wird der Optativ im Nachsatze befähigt zum Ausdruck dessen, was unter einer gewissen Bedingung eintreten würde. Dabei ist die Beziehung zwischen den beiden Gedanken nicht etwa irgendwie zweifelhaft, sondern der Sprechende ist überzeugt, dafs gegebenen Falls die Folge eintreten wird, aber die ganze, beide Sätze umfassende Aussage, mit allen in ihr enthaltenen Gefühlen, schwebt in der Sphäre der Annahme. Diese Annahme bezog sich zunächst auf etwas Gewünschtes, es kann aber nach dem einmal vorhandenen Muster auch der Ausdruck für Unerwünschtes nachgebildet werden, z. B. *wäre ich arm, so wäre ich unglücklich,* und so entsteht der Gedanke der blofsen Verbindung einer Folge mit einer angenommenen Grundlage. Dazu sei noch bemerkt, dafs man diese leisen Veränderungen nicht blofs an einem Einzelnen, sondern in der redenden Gesellschaft vor sich gehend zu denken hat. Hiernach ist nun auch zu sagen, was der potentiale Optativ des Nachsatzes noch mit dem Wunsche gemein hat. Er teilt mit ihm die Zugehörigkeit zum Bereiche der Phantasie und die Beziehung auf die Zukunft, verloren aber ist durch die Verbindung mit einem anderen Gedankenkomplex der Schwung des unabhängig aufstrebenden Wunsches oder, wie ich mich 1871 ausgedrückt habe: die subjektive Erregung des Sprechenden ist schwächer geworden. An diese Nachsätze von Bedingungsperioden schliefsen sich nun die optativischen Hauptsätze an, bei denen eine unausgesprochene Bedingung mehr oder weniger deutlich vorschwebt. Das ist einleuchtend bei Sätzen wie: *Ich soll drei Mark bezahlen? Da wäre ich aber dumm* (nämlich wenn ich das thäte); *das wäre das letzte, was ich thäte* (wenn ich zu wählen hätte); *ich wäre bald umgefallen* (wenn ich mich nicht gehalten hätte). Ebenso, wenn man den Hörer spannen will, z. B. *ich könnte wohl etwas sagen* (wenn ich wollte), oder wenn man bescheidentlich nicht weifs, ob man es wagen darf sich zu äufsern, z. B. *ich hätte eine Bitte,* oder *ich dächte doch, dagegen wäre nichts einzuwenden.* Schon ferner liegt die Bedingtheit unserem Bewufstsein in Sätzen wie *das fiele mir gerade ein* (ursprünglich wohl: das würde mir nicht ins Gedächtnis kommen, auch wenn ich mich darum bemühte), am fernsten in solchen Sätzen, die etwas wirklich Eingetretenes ausdrücken, z. B. *da wären wir ja, das hätten wir also erreicht.* Der Konjunktiv drückt in diesem Falle (wie Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart I 171 sagt), den Versuch aus, selbst angesichts der vollendeten Thatsache den Eintritt derselben von einem nachträglichen Vorbehalte abhängig erscheinen zu lassen. In anderen Worten: man war vor der Äufserung in zweifelnder Stimmung, sagte sich z. B. *ich würde den Gipfel kaum erreichen, auch wenn ich alle Kräfte anstrengte,* diese Stimmung wirkt noch in dem Augenblick des Anlangens nach, und man giebt aus Vorsicht selbst dem Ausdruck für die unzweifelhafte Thatsache die Form der Bedingtheit. So erinnere ich mich, dafs jemand nach einem schwer erkämpften Wahlsieg angesichts der unzweifelhaften Zahlen sagte: *So hätten* (nicht *haben*) *wir also gesiegt.* (Man vergleiche hierzu aufser Schiepek auch Weise, Syntax der Altenburger Mundart S. 96, dem ich einige Beispiele

entnommen habe, und die dort angeführte Litteratur.) Ebenso wie diesen deutschen, erkläre ich nun auch den Potentialis des Veda. Ich glaube aber, dafs es im alten Sanskrit noch eine zweite Quelle für den sog. Potentialis giebt, nämlich den konzessiven Optativ. Ich habe Altind. Synt. S. 336 aus der alten Prosa Sätze wie den folgenden beigebracht. Es wird in Bezug auf die Benutzung von Grashalmen bei dem Ritual gesagt: 'es kann einer sein (Opt.), es können auch drei sein' (Opt.). Das sind eigentlich zwei präskriptive Optative (ein Typus, der natürlich auf den wünschenden zurückgeht), da aber jede Äufserung durch die Rücksicht auf die andere ihre Ausschliefslichkeit verliert, so kommt in jede die Vorstellung des Zugeständnisses, der Möglichkeit hinein. Ich verfolge nicht weiter, ob sich dasselbe im Griechischen findet, und fühle mich auch nicht vorbereitet, in die Diskussion über den lateinischen Potentialis einzugreifen, die neuerdings zwischen Elmer, Bennet, Gildersleeve, Hale, Dittmar geführt worden ist (vgl. American Journal of Philology XIX 231, Berliner Philologische Wochenschrift 1902 Nr. 8 und Morris S. 94). Ich wollte weiter nichts nachweisen, als dafs meine 1871 ausgesprochene Ansicht, der Potentialis sei aus dem Optativ unter Verringerung der subjektiven Erregung des Sprechenden abzuleiten, nicht unwahrscheinlich ist. Es entgeht mir nicht, dafs Brugmann in seiner Griechischen Grammatik die entgegengesetzte Entwickelung für wahrscheinlicher hält. Ich halte aber meine Ansicht für natürlicher, weil die Lage der Überlieferung für sie spricht. Das Verhältnis des Vorkommens im Veda wäre auffällig, wenn im Indogermanischen der potentiale Ausdruck der frühere gewesen wäre. Mit dieser Auseinandersetzung wolle man nun die Kritik von Morris vergleichen. Es heifst bei ihm: 'Die Gruppierung der Ausdrücke der Begehrung nach der Intensität derselben bringt Dinge zusammen, welche in einem System associiert sein mögen, aber nicht in unserer thatsächlichen psychologischen Erfahrung. In der Erfahrung verbinden wir unsere Wünsche zu Gruppen, entsprechend den gewünschten Dingen. Jagen Fischen Segeln Lesen Studieren Denken Essen Trinken Ruhen Rauchen Zimmern Gärtnern Kesselflicken — zu solchen Gruppen associieren sich unsere Wünsche in unserem Innern, sei es in der Form von Anweisung oder Einräumung oder Aufforderung an andere oder mit Beziehung auf unsere eigenen Handlungen. Und diese Richtungen der Association sind es, welche Analogien und Assimilationen entstehen lassen, und sie sind es deshalb, welche die fruchtbaren Richtungen der syntaktischen Forschung angeben. Das Abbiegen von diesem Felde der Untersuchung zu der Einteilung nach der Intensität des Willens und Wunsches ist der ernsthafte Fehler des Buches.' Ich kann nicht finden, dafs in diesen Worten eine richtige Beurteilung meines Verfahrens enthalten ist, welches heute wenigstens im Prinzip noch dasselbe ist wie 1871. Gewifs kommen solche Associationen vor, wie Morris sie beschreibt. Aber auch was ich behaupte, beruht auf Beobachtung seelischer Vorgänge, und ob solche Beobachtungen sich fruchtbar erweisen, darüber werden andere vielleicht anders urteilen als Morris.

Ich komme nun zum Konjunktiv. Dabei handelt es sich zunächst um

sein Verhältnis zum Optativ. Um eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, wie sich Konjunktiv und Optativ im Veda unterscheiden, habe ich Altind. Synt. S. 302 ff. eine eingehende Vergleichung des Gebrauches der ersten Personen vorgenommen und bin zu dem Ergebnis gekommen, dafs gewisse Verba überwiegend im Konjunktiv, andere überwiegend im Optativ auftreten, und dafs die erste Person des Konjunktivs wesentlich dann vorkommt, wenn die Erreichung des Begehrten als in der Machtsphäre des Sprechenden liegend angesehen wird, die erste Person des Optativs dagegen, wenn etwas derartiges nicht ausgedrückt ist. Dabei sind also, wie Morris es wünscht, die Bedeutungen der Verba berücksichtigt worden. Man wolle aber wohl im Auge behalten, dafs es sich hierbei nicht etwa um einen Modus handelt, aus dem sich nach der Bedeutung der Verba Gruppen absondern, sondern dafs zwei formell deutlich geschiedene Modi vorhanden sind. Es kommt also nichts weiter zu Tage als eine naheliegende Beziehung zwischen der Bedeutung der Modi und der Verba. Für die zweiten und dritten Personen läfst sich feststellen, dafs einerseits der futurische Konjunktiv und anderseits der präskriptive Optativ einen Typus darstellen, der so abgegrenzt ist, dafs eine Verwechselung ausgeschlossen ist. Wo dagegen eine auf einen einzelnen Fall bezügliche Begehrung ausgesprochen wird, kann der Fall eintreten, dafs wir keinen rechten Unterschied zwischen Konjunktiv und Optativ empfinden. Denn die Lage ist oft so gestaltet, dafs ebensowohl eine Aufforderung (Konj.), als eine Bitte (Opt.) am Platze ist. Von diesen Fällen abgesehen, ist die Unterscheidung zwischen Konjunktiv und Optativ auch im Veda deutlicher, als man bisweilen angenommen hat. Schwieriger ist die Abgrenzung gegen das Futurum (vgl. Synt. II 243 ff.). Es kann nicht geleugnet werden, dafs es möglich ist, an sehr vielen Stellen den Konjunktiv futurisch zu übersetzen, aber es giebt auch genug Stellen, an denen es unnatürlich wäre, z. B. 'sitze nieder (Imper.) o Hotar an deinem Sitze verständig, bringe (Imper.) das Opfer an den Ort der Gutthat, mit den Göttern verkehrend sollst du hier sie mit Havis verehren (Konj.), hohe Lebenskraft Agni verleih (Injunktiv) dem Opferer' Rigveda III 29, 8 (Ludwigs Übersetzung) oder: 'hier verehre (Imper.) den hohen Varuna, bete an (Imper.) den verständigen Hüter der unsterblichen Welt, er verleihe (Konj.) uns dreipanzerigen Schutz, schützt ihr uns (Imper.), Himmel und Erde in eurem Schofse' VIII 42, 2 (ebenfalls Ludwig). Ein unbefangener Leser wird, wie ich glaube, manchmal im Zweifel sein, wie er genau übersetzen soll, manchmal auch den Eindruck empfangen, dafs eine Häufung des Ausdrucks am Platze sei, also z. B. *ásat* zu übersetzen sei durch 'soll und wird' ('wie die Götter befehlen, so soll und wird es sein'); im ganzen aber wird sich ihm entschieden die Beobachtung aufdrängen, dafs bei dem Konjunktiv die Vorstellung der Absicht viel kräftiger hervortritt als bei dem Futurum. Wollte man Matthäus 12, 18. 19: 'Ich will meinen Geist auf ihn legen und er soll den Heiden das Gericht verkündigen. Er wird nicht zanken noch schreien' in die vedische Sprache übersetzen, so würde man zwei Konjunktive (bez. Imperative) und ein Futurum gebrauchen. Der positiven Aufstellung eines Grundbegriffes scheint eine formale Schwierigkeit entgegenzustehen, welche

Brugmann, Griech. Gr.[3] S. 499 in die Worte fafst, von einem einheitlichen Grundbegriff des Konjunktivs dürfe angesichts der in diesem Modus hervortretenden morphologischen Verschiedenheiten nicht die Rede sein. Indessen könnten sehr wohl die langvokaligen Formen den kurzvokaligen nachgebildet sein und diese den ursprünglichen einheitlichen Typus darstellen. Im Gebrauch finden wir, wie bemerkt, zwei Typen: den wollenden (volitiven) und den futurischen (prospektiven). Den Willen hatte ich in der oft erwähnten Schrift in der ersten Person Sing. gefunden und den Begriff des Willens im Sinne der Herbartischen Philosophie als eine Begehrung mit der Voraussicht der Erreichung definiert. Dagegen wendet sich nun Morris in folgender Ausführung: 'In dem Ausgehen von der ersten Person liegt, soweit es den Konjunktiv und den Willen angeht, eine mifsgegriffene (*mistaken*) Annahme. Die Lage, in welcher jemand seinen Willen in Bezug auf seine eigene Handlung ausdrückt, ist verhältnismäfsig selten und künstlich, aufser wenn der Wille die Form der Bestimmung (Determination) annimmt, welche gewöhnlich durch ein Futurum ausgedrückt wird. Der Wille, in dem etwas unglücklichen Sinne, in dem dieses Wort im Englischen von Philologen gebraucht wird, wird am natürlichsten gefühlt und ausgedrückt in Bezug auf andere Personen als den Sprechenden.' Das ist offenbar gesprochen vom Standpunkt eines englisch Redenden, der an sein *shall* in der ersten Person gewöhnt ist, im Deutschen aber ist ein Satz wie *ich will dir etwas sagen* durchaus natürlich. Von diesem Standpunkt aus ist also gegen das Ausgehen von der ersten Person nichts einzuwenden, vielleicht aber von einem anderen, den Morris nicht erwähnen konnte. Bei dem Optativ fanden wir die erste Person durchaus im Übergewicht, bei dem Konjunktiv ist das nicht der Fall. Denn nach Averys Zusammenstellungen findet sich im Veda der Konjunktiv vom Präsensstamme in der ersten Person an 179 Stellen (39 Sing., 21 Dual, 119 Plur.), die zweite an 173, die dritte an 497 (424 Sing., 16 Dual, 57 Plur.). Nun bedeuten freilich diese Zahlen für den Konjunktiv nicht so viel wie für den Optativ, denn der Konjunktiv kommt überwiegend in Nebensätzen vor, wo die Bedeutung schon abgeleitet ist; man möchte also, um eine bessere Grundlage zu haben, das Verhältnis in unabhängigen Sätzen feststellen, was ich nicht gethan habe. Es ist mir aber wahrscheinlich, dafs auch in diesen das Verhältnis für die erste Person ungünstiger sein wird als bei dem Optativ. Wer also ganz vorsichtig sein will, kann sagen, in der ersten Person erscheine ein Wille, ein Entschlufs, eine Absicht des Sprechenden, in der zweiten und dritten ein Sollen des Trägers der Verbalhandlung. Ich sehe aber nicht ein, warum man dafür nicht zusammenfassend sagen soll, der Konjunktiv sei in seiner einen Abteilung volitiv. Wie könnte sich nun diese mit der prospektiven vereinigen? An sich sind zwei Auffassungen möglich. Man kann, wenn man nur die psychologische Möglichkeit in Betracht zieht, den futurischen Sinn zu Grunde legen, denn ein *du wirst das hübsch bleiben lassen* wirkt ja auch auffordernd. Diese Auffassung ist aber im vorliegenden Falle unwahrscheinlich. Denn das Indogermanische besafs schon ein Futurum, die Form mit *s*, welche im Arisch-Baltischen vorliegt und

welche doch auch in dem griechischen Futurum steckt. Ich glaube also, dafs man von der volitiven Bedeutung ausgehen mufs, dafs also der Konjunktiv in derselben Weise futurisch geworden ist wie etwa das englische *shall*, über das Mätzner, Englische Gramm. II 89 ff. gehandelt hat. Wie ist nun diese Entwickelung zu verstehen, oder, in meiner früheren Ausdrucksweise: wie hat man sich das Ermatten der psychischen Erregung zu denken? Das kann man sich auch am Neuhochdeutschen deutlich machen. Wir sagen *jemand soll etwas thun*, wenn wir ausdrücken wollen, dafs er durch den Willen eines anderen bestimmt sei, z. B. *der Junge soll Militär werden.* Wenn nun aber der Wollende nur ganz undeutlich vorgestellt wird, dann geht auch der Gedanke der Bestimmung fast verloren, z. B. wenn wir sagen: *Ich denke, es soll heute noch gutes Wetter werden.* Hier ist also die 'subjektive Erregung' verringert, weil das Wort *sollen* auf einen Vorgang übertragen wird, bei dem der Natur der Sache nach nichts von der Einwirkung eines Wollenden beobachtet werden kann, so dafs die Wahl des Hilfsverbums nur subjektiv berechtigt erscheint. Eine solche Wendung kann nun von einem anderen weiter gegeben werden, der die Sache ganz nüchtern und prosaisch ansieht, und dieser braucht zwar noch nachahmend das Wort *sollen*, versteht aber darunter nichts als *werden.* Hiernach halte ich es auch jetzt noch für erlaubt, das Wollen als den Grundbegriff des Konjunktivs aufzustellen, es ist aber immer wieder darauf hinzuweisen, dafs dieser Begriff durch Zusammenstellung und gedankliche Bearbeitung des Gegebenen gewonnen ist, also auf dem Wege des Rückschlusses; was im Anfang aller Dinge vorhanden war, wissen wir nicht. Es ist möglich, dafs sich der Konjunktiv im empfundenen Gegensatz gegen den Indikativ entwickelt hat. In dieser Hinsicht habe ich dem, was ich Konjunktiv und Optativ S. 14 ausgeführt habe, kaum etwas hinzuzufügen.

Es ist vielleicht nützlich, wenn ich an diesen Versuch, meine eigenen Aufstellungen zu rechtfertigen, einige zusammenfassende Bemerkungen gegen das Verfahren von Morris anschliefse. Morris sucht den Grundbegriff des Subjunktivs aus dem Lateinischen zu gewinnen. Das halte ich für grundsätzlich verkehrt. In den einzelnen Sprachen finden sich nur Gebrauchstypen, die Sprechenden haben aber regelmäfsig keine Vorstellung von einer diesen Typen zu Grunde liegenden Einheit. Für den vorliegenden Fall kommt noch hinzu, dafs der lateinische Subjunktiv historisch betrachtet gar keine Einheit ist, da doch nicht bezweifelt werden kann, dafs in ihm der indogermanische Konjunktiv und Optativ, vielleicht auch der Injunktiv stecke. Trotzdem stellt Morris für ihn den Grundbegriff der Begehrung auf. Allerdings wird er diesen nicht in dem Sinne meiner historischen Grundbegriffe verstanden wissen wollen, sondern nur als eine logische Zusammenfassung. Dann sehe ich aber seine Berechtigung erst recht nicht ein. Dieser Begriff der Begehrung nun wird nach Morris wesentlich modifiziert durch die Satzarten, die Bedeutung der Verba, die ganze Umgebung, in welcher die einzelnen Formen erscheinen. Was unter der Umgestaltung durch die Satzarten zu verstehen ist, sei an dem Beispiel der Fragesätze gezeigt, über die Morris S. 81 handelt. Es heifst da-

selbst: 'Eine Form wie *faciam dicam* wird nur selten in nichtfragenden Sätzen gebraucht, weil in solchen Sätzen der Sprechende, der Wollende und der Handelnde alle in einer Person vereinigt sind; das ist eine seltene Lage, und wenn sie vorkommt, ist die Kraft des Subjunktivs stets beträchtlich verändert. Aber in Fragen fragt der Sprechende mit Rücksicht auf den Wunsch des Hörers, der Sprechende und der Handelnde sind eins, aber die Begehrung wird von einer anderen Person, dem Hörer gefühlt. Die Frage *quid faciam* bedeutet eigentlich (*in its fullest expansion*): Was verlangst du, dafs ich thue? Diese Lage ist gewöhnlich und natürlich und sie begünstigt den Gebrauch der Subjunktivformen. In solchen Fragen kommen deshalb die direkteren und gewöhnlicheren Bedeutungen (*the more direct und usual meanings*) wieder zum Vorschein (*reappear*), so dafs *faciam* in Fragen thatsächlich eher dem *facias* als dem *faciam* in Nichtfragesätzen entspricht.' Dagegen habe ich einzuwenden, dafs die Situation, welche bei der ersten Sing. des Konjunktivs in Nichtfragesätzen vorliegt, nur dann allenfalls als nicht natürlich bezeichnet werden kann, wenn man in ihr eine Selbstaufforderung sieht. Das trifft aber nur für wenige Fälle zu (vgl. Altind. Synt. S. 306). Dagegen ist es ganz natürlich, wenn ich meinen Willen ausspreche und danach handle. Eine solche Willenserklärung kann nur dem ungewöhnlich erscheinen, der mit Morris die unnatürliche Aufstellung von drei Personen, einem *willer*, einem *speaker* und einem *actor* vornimmt. Es handelt sich aber gar nicht um drei Personen, auch nicht um eine Dreieinigkeit, sondern um einen einzelnen, der seinen Willen ausspricht und dann oder auch gleichzeitig handelt. Ebensowenig kann ich der Art zustimmen, wie Morris den Begriff Begehrung handhabt. Eine Begehrung ist eine Stimmung eines bestimmten Menschen, nicht etwas für sich Bestehendes, was bald an dem einen, bald an dem anderen Menschen zum Vorschein kommen kann. Ich finde, dafs Morris sich in diesem Falle eben jener falschen Verdinglichung eines Begriffes schuldig macht, die er sonst an anderen tadelt. Über den zweiten Punkt, nämlich den Wert, welcher der materiellen Bedeutung der Verba beizulegen ist, habe ich mich bereits oben geäufsert. Ein dritter Punkt ist der Einflufs der Umgebung auf den Sinn einer Form. Auch darüber sei eine bezeichnende Stelle mitgeteilt (S. 92): 'Der Wunsch ist von anderen Ausdrucksformen der Begehrung weder durch eine scharfe Grenzlinie noch durch einen wesentlichen Unterschied in der Art der empfundenen Begehrung getrennt. Es scheint ganz sicher, dafs, wenn das Griechische und das Sanskrit nicht einen zweiten Modus entwickelt hätten, und wenn dieser Modus nicht nach einer seiner am meisten auf der Hand liegenden Funktionen Optativ genannt worden wäre, die scharfe Scheidung, welche gewöhnlich zwischen Wille und Wunsch gemacht wird, keinen Platz in der Syntax haben würde. Eine Wendung wie *quod habes ne habeas et illud quod nunc non habes habeas velim* (Plaut. Trin. 351) ist ein Wunsch, aber *quod agis ne agas* würde kein Optativ sein, und manche Ausdrücke des Begehrens liegen in dem Grenzgebiet zwischen Wille und Wunsch. Die Unterscheidung, soweit eine solche gemacht werden kann, liegt in dem Gegenstand der Begehrung und in den Umständen. Darauf

beruht auch die Unterscheidung zwischen anderen Ausdrücken der Begehrung, zwischen Befehl und Bitte, Forderung und Erlaubnis. Wenn es allein steht, wie es in der Unterhaltung könnte, ist *venias* ganz unbestimmt (*undefined*), nur im Lichte weiterer Kenntnis der Natur des Kommenden und der Zustände (*circumstances*) des Sprechenden und Handelnden ist es möglich zu sagen, ob *venias* ein Befehl oder eine Bitte oder eine Erlaubnis ist. Es ist nicht nötig zu entscheiden, ob der begehrte Gegenstand und die Umstände die Ursache der Verschiedenheit in der Art der Begehrung sind, sie sind jedenfalls die stete Begleitung und die Erkennungszeichen (*criteria*), durch welche die Art der Begehrung bestimmt wird.' Ich tadle an dieser Darstellung die undeutliche Stellung gegenüber den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung, bin ferner der Meinung, dafs es ein undefiniertes *venias* nicht giebt, stimme aber in anderer Beziehung zu. Ich würde sagen: in der indogermanischen Zeit, wo es zwei Modi gab, war an den Formen derselben die Natur der Begehrung mit hinreichender Deutlichkeit erkennbar, im Lateinischen aber, wo die beiden Modi zusammengeflossen sind, mufs man diese Natur an der Umgebung der Form erkennen. Was ich aber nicht billigen kann, ist, dafs Morris überall den Sinn der Form in einer einzelnen Stelle an den allgemeinen Begriff der Begehrung anknüpft, also die Zwischenstufen, die wir anderen aufstellen, die Gebrauchstypen, wie ich sage, ganz vernachlässigt, ja auf das entschiedenste bekämpft. Überall in seiner Schrift tritt hervor, dafs er die Aufstellung von Unterabteilungen des Subjunktivs wie den deliberativen, anticipatorischen u. s. w., mit denen wir operieren, für einen der schlimmsten Fehler der gegenwärtigen Forschung hält. Und darin scheint er mir grundsätzlich zu irren. Ich werfe die Frage auf, wie es kommt, dafs wir in Sätzen wie *wäre ich nur erst zu Hause! wenn ich doch wieder zu Hause wäre* den Konjunktiv des Präteritums brauchen und nicht etwa den Indikativ oder den Konjunktiv des Präsens, und beantworte diese Frage so: Ein Kind spricht zuerst einen oder mehrere solche Sätze nach, und bildet nach ihnen andere, die die gleiche Verbalform oder die entsprechende eines der Bedeutung nach naheliegenden Verbums enthalten. Aus allen diesen Konjunktiven, die innerlich verbunden sind, bildet sich eine undeutliche Gemeinvorstellung von dem, was der Grammatiker Konjunktiv nennt, mit gewissen äufseren und inneren Merkmalen. Zu den inneren Merkmalen gehört in diesem Falle der Wunsch mit dem Gefühl, dafs augenblicklich nichts daraus werden kann. Wo nun dieses Gefühl zugleich mit einer gewissen Gedankenkonstellation auftritt, stellt sich jedesmal der Konjunktiv des Präteritums ein. Nicht er allein natürlich, sondern auch die Umgebung, nämlich die Partikeln, die Stellung u. s. w. Aber der Modus spielt dabei eine hervorragende Rolle, denn die Partikeln (*wenn*, *nur*, *erst*, *doch*) können allenfalls fehlen, der Konjunktiv Praeteriti aber ist unvermeidlich. Man kann nie sagen *sei* oder *war*. Ich verstehe also unter einem Gebrauchstypus des Konjunktivs die Thatsache, dafs eine eingelebte Verbindung dieses Modus mit einer bestimmten Gedanken- und Gefühlskonstellation vorhanden ist. Solchen psychischen Thatsachen sollen wir nachspüren. Wie weit wir dabei im einzelnen Fall das Richtige treffen,

ist eine Sache für sich. Man soll aber diese Typen nicht, wie es Morris thut, geringschätzen.

So viel diese zum Teil an Morris angeknüpften, zum Teil gegen ihn gerichteten Bemerkungen. Ich möchte aber zum Schlufs nicht unterlassen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dafs das besprochene Buch eine Frucht ernsten Studiums und aufrichtiger Liebe zur Wahrheit ist, das viel Gutes enthält. Das Studium desselben wird auch insofern nützlich sein, als es uns in eindringlicher Weise die Wahrheit zum Bewufstsein bringt, dafs unsere Hypothesen keine Thatsachen und unsere Abstraktionen keine Dinge sind.

NEUE BÜCHER ZUR GRIECHISCHEN GESCHICHTE

Von Adolf Bauer

(Schlufs)

Zur griechischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in dem beschränkteren Wortsinne, den diese Bezeichnung bisher hatte, liegen drei zusammenfassende Arbeiten vor. R. Pöhlmann[1]) hat dem ersten Bande seiner Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus nunmehr den zweiten folgen lassen. Er enthält zunächst eine Anzahl von Abschnitten, die noch zu dem Thema des ersten Bandes gehören. An die dort in vier Kapiteln behandelten Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, d. h. die Staatsideale des Phaleas, Platon, Aristoteles und Zenon, schliefst sich das erste dieses Bandes: 'Die soziale Utopie im Gewande der Dichtung.' Der Inhalt desselben ist den Lesern dieser Zeitschrift aus dem Aufsatze des Verf. 'Die soziale Dichtung der Griechen' (1898 I 23, 88, 186 ff.) bekannt; er berührt sich aber auch mit einem anderen: 'Das romantische Element im Kommunismus und Sozialismus der Griechen', der zuerst in v. Sybels Historischer Zeitschrift und dann wieder in des Verf. gesammelten Abhandlungen (Aus Altertum und Gegenwart S. 195 ff.) erschienen ist.

Es bleibt sonach das sechste, 'Die soziale Demokratie' betitelte Kapitel zu besprechen, mit dem der Verf. aus dem Bereiche der Theorien und der Bücher in das des politischen Lebens der Griechen tritt. Dieses ist für das Verständnis aller Theorien und Staatsromane so unentbehrlich, dafs mir auch jetzt noch statt der von Pöhlmann gewählten Reihenfolge die umgekehrte besser geschienen hätte. Bücher und Praxis stehen hier nicht in dem Verhältnis wie Quellenübersicht und Geschichtserzählung zu einander, sondern die Theorien sind aus der Praxis und der Beobachtung des politischen Lebens abgeleitet, sie sind die Frucht des Nachdenkens über die bestehenden Staatsformen, wie dies Pöhlmann selbst richtig hervorhebt. Der griechische Stadtstaat ist in erster Linie die Geburtsstätte der Demokratie und dann erst, was der Verf. erst vorausstellte, dann aber selbst in die zweite Linie rückte (S. 107), auch die Geburtsstätte des Sozialismus. Die sozialistischen Bestrebungen sind auch nicht auf den Stadtstaat und die Demokratien beschränkt; dafs z. B. der Staatssozia-

[1]) R. Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. II. Bd. München, Beck 1901, XI und 617 S. 8°.

lismus Spartas auf dem Boden des Stadtstaates erwachsen sei, mufs ich bestreiten. Richtig betont dagegen Pöhlmann, dafs die griechische Vorstellung von der Allmacht des Staates sowohl in den Erzählungen über die Gesetzgeber als in den Forderungen der Beseitigung ihrer Notlage heischenden Masse zum Ausdruck kommt.

Das folgende, die kapitalistische Umwandelung des alten Adelsstaates behandelnde Kapitel berührt sich in seinem Inhalt mit dem in der früher genannten Sammlung veröffentlichten, zuerst in v. Sybels Historischer Zeitschrift erschienenen Aufsatz: 'Aus dem hellenischen Mittelalter.' Diese Darlegungen, die das Erwachen der Opposition gegen eine im Kapitalismus denaturierte Adelsherrschaft zum Inhalt haben, beruhen vorzugsweise auf Hesiod und Theognis und leiten zu der Darstellung der agrarischen Kämpfe im VI. Jahrh. hinüber.

In dieser Auseinandersetzung wird treffend hervorgehoben, wie viel Solon der monarchischen Reformpolitik der Pisistratiden zu thun übrig liefs, und dafs ihnen ein Hauptverdienst an jener Hebung des Mittelstandes in Attika zukommt, der die Blüte der Demokratie im V. Jahrh. ermöglichte. Daran hat aber auch die erfolgreiche äufsere Politik der Pisistratiden einen sehr wesentlichen Anteil, der jedoch in Pöhlmanns die inneren Vorgänge ausschliefslich berücksichtigendem Buche nicht genug zur Geltung kommt.

Der folgende, 'Die Ausbildung des Kapitalismus' betitelte Abschnitt verwertet ebenfalls Darlegungen des Verf., die in einem älteren, in der Sybelschen Zeitschrift erschienenen Aufsatz enthalten sind. Der kapitalistische Zug in der Entwickelung des ausgehenden V. und des IV. Jahrh., sowie der fabrikmäfsige Betrieb des Gewerbes wird darin durch zahlreiche bezeichnende und beweiskräftige Thatsachen dargethan. Ebenso wird auseinandergesetzt, dafs die kapitalistische Minderheit in der Demokratie keineswegs wehrlos war, dafs sie sich vielmehr unter dieser Verfassung sehr wohl fühlte. Das in Griechenland geduldete arge Mifsverhältnis zwischen der grofsen Zahl der Stimmberechtigten und einer kleinen für die Beschlufsfähigkeit ausreichenden Zahl der wirklich Anwesenden, das den Kapitalisten die Beeinflussung der Abstimmung erleichterte, ist durch die Inschriften von Magnesia am Mäander noch deutlicher geworden. Hier genügte weniger als ein Sechstel aller Stimmberechtigten zur Fassung gültiger Beschlüsse (600 als Minimum gegenüber der höchsten überlieferten Zahl von 4673 Stimmen). In dem folgenden Abschnitt wird der Widerspruch zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Entwickelung der Demokratie, der in diesem Einflufs des Kapitales sich zu erkennen giebt, noch eingehender ausgeführt. Die Wirkungen, die die neuerliche Zunahme des Kapitalismus auf die arbeitenden Klassen übte, die sozialistischen Strömungen, die dadurch abermals erzeugt wurden, werden hierauf in einem Abschnitt dargethan, dessen Ausführungen sich um die von Pöhlmann dem Xenophon abgesprochene Schrift von den Einkünften gruppieren.

Für die Darstellung des Kampfes gegen die Reichen in der Demokratie liefern besonders die Redner reiches Material. Das systematische Hineintragen des Klassengegensatzes in die Justiz mit all seinen Schattenseiten tritt

aus ihren Angaben am stärksten hervor. Ein folgender Abschnitt faſst unter dem Titel 'Die ökonomische Ergänzung des politischen Prinzips' die Forderungen der Masse zusammen und lehrt als deren Ansicht die Auffassung kennen, nach der der Staat eine Aktiengesellschaft ist, von der jeder Teilnehmer eine Dividende zu beziehen den Anspruch hat. Pöhlmann bezeichnet dies als die letzte Konsequenz radikal sozialistischer Anschauungen und als ein Symptom speziell des IV. Jahrh. Allein dabei ist übersehen, daſs die solchen Forderungen zu Grunde liegende Anschauung schon der Demokratie des beginnenden V. Jahrh. nicht fremd war, wie die Verteilung der Überschüsse aus den laurischen Silbergruben und der Verzicht auf diese nach Themistokles' Antrag lehrt.

Die Ausführungen über die sozialrevolutionären Projekte der extremen Demokratie, für die das Theater und speziell die Komödie das meiste lehren, geben dem Verf. auch Anlaſs, sich über das Verhältnis des Liberalismus zur extremen Demokratie und zum Sozialismus zu äuſsern. Er sieht ein tragisches Verhängnis des bürgerlichen Liberalismus darin, daſs die Masse, indem sie sich seiner bemächtigt, über dessen Grundprinzip hinausgeht, demzufolge die Verschiedenheit der Leistungen das Maſs der dem Einzelnen zukommenden Lebensgüter bestimmen soll; der sozialdemokratische Gedanke gilt ihm daher auch nicht als eine Frucht des Liberalismus an und für sich, sondern als Konsequenz eines extremen Liberalismus.

In dem Schluſsabschnitt: 'Der allgemeine Verlauf der sozialen Revolution' nehmen die Vorgänge in Sparta den gröſsten Raum ein; sie bilden die letzte und bestüberlieferte Phase dieses Kampfes. Vorher gehen Darlegungen, die aus der Schrift des Äneas und aus Angaben bei Thukydides sozialgeschichtliche Folgerungen ziehen, und in diesem Abschnitt werden auch die sizilischen in die Militärdiktatur ausmündenden Klassenkämpfe behandelt. Die Plutarchische Überlieferung über Agis und Kleomenes, die Nachrichten über Chilon und Nabis werden darin einer maſslose Übertreibung erweisenden Kritik unterzogen, und dann wird eine einläſsliche Darstellung der Vorgänge in Sparta geboten, die zu dem Besten zählt, was dieser Band bietet. Treffend wird insbesondere hervorgehoben, daſs sowohl das Entstehen makedonischer Parteien als auch das Streben der Begüterten, an Rom einen Rückhalt zu finden, durch die sozialen Gegensätze des IV.—II. Jahrh. in Griechenland mit veranlaſst waren; die Nachrichten aus dem II. Jahrh. über Arbeiter- und Sklavenaufstände auf Delos, in Attika, in Makedonien und in Pergamon, sowie die Zustände in Griechenland vor dem Verlust der politischen Unabhängigkeit zeigen ebensowohl die Fortdauer und Verschärfung des sozialen Kampfes wie dessen vernichtende Wirkung auf die Nation und die Unerfüllbarkeit der Forderungen nach sozialer Gleichheit.

Während E. Meyer und Pöhlmann in der wirtschaftlichen Entwickelung der Griechen seit dem V. Jahrh. Erscheinungen beobachtet haben, die sie veranlassen, von einer groſskapitalistischen Entwickelung und von dem Ersatz der kleingewerblichen Thätigkeit durch industrielle Betriebe zu sprechen, hatte schon J. Beloch in seiner Griechischen Geschichte stets sehr nachdrücklich die

im Vergleich zur Gegenwart verhältnismäfsige Unbedeutendheit dieser Erscheinungen bei den Griechen betont. Bei Beloch tritt also schon einigermafsen das Bestreben zu Tage, gegen solche Vergleichungen der modernen wirtschaftlichen Entwickelung mit der bei den Griechen durch Hervorheben der quantitativen Verschiedenheiten Einsprache zu erheben. Weit entschiedener stellen sich dazu zwei Monographien in Gegensatz, deren kurze Besprechung hier folgen soll.

P. Guiraud[1]) behandelt die Lage der arbeitenden Bevölkerung, die Verteilung der freien und der Sklavenarbeit, das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern und die Löhne. Er stellt die berechtigte Forderung, die aus den verschiedenen Perioden vorliegenden Nachrichten zu scheiden, hält sich jedoch in der Praxis nicht immer daran. Man wird z. B. dem Verf. gerne glauben, dafs die Einwanderung der Nordstämme nicht eine einmalige Überflutung von Hellas, sondern eine '*infiltration lente*' gewesen ist, aber die Angabe des Pausanias, dafs die dorische Wanderung mindestens drei Generationen gedauert habe, ist doch kein Beweis dafür. Die einleitenden Abschnitte über das Handwerk in mykenischer und homerischer Zeit, in denen eine starke Beeinflussung der Griechen durch die Phönikier und den Orient angenommen wird, bieten naturgemäfs wenig Neues und viel Zweifelhaftes. Dafs der Beginn einer auf den Export bedachten Industrie erst ins VIII. Jahrh. und die Emanzipierung der Griechen von dem phönikischen Import ebenfalls erst in diese Zeit gesetzt wird, ist angesichts dessen, was man jetzt über den Export der mykenischen Zeit weifs, nicht mehr haltbar, wie denn überhaupt der durch die Wanderungen verursachte Zusammenbruch einer schon erreichten hohen Kulturstufe und das darauf folgende neuerliche Einsetzen primitiver Zustände in Guirauds Darstellung gar nicht zur Geltung kommt; der Verf. nimmt vielmehr eine mit der primitiven Kultur von Hissarlik und Thera beginnende, konstant ansteigende, durch die Aristokratie und Tyrannis besonders geförderte Entwickelung des Handwerkes an.

Ein folgender Abschnitt zeigt, dafs Geringschätzung der Handarbeit und des auf sie gegründeten Erwerbes erst in der philosophischen Litteratur des IV. Jahrh. zu beobachten und den älteren Zeiten fremd ist; davon mufs viel entschiedener, als es der Verf. gethan hat, die Zeit der Herrschaft des grundbesitzenden, kriegslustigen Adels in Griechenland ausgenommen werden. Ein nächster Abschnitt stellt die allmählich sehr weit getriebene Teilung der Arbeit dar, er schliefst aber trotz der zahlreich angeführten für eine solche sprechenden Thatsachen doch mit dem Eingeständnis, dafs das Mafs dieser Arbeitsteilung in der griechischen Industrie nicht bekannt sei. Hausindustrie und öffentliches Gewerbe, freie Wahl der Beschäftigung und mehrere Generationen umfassende Künstlerfamilien finden sich in Griechenland nebeneinander, korporativer Zusammenschlufs der einzelnen Gewerbe ist dagegen so wenig zu beobachten als

---

[1]) P. Guiraud, La main-d'oeuvre industrielle dans l'ancienne Grèce. Paris 1900. Biblioth. de la Faculté des lettres de l'Université de Paris vol. XII.

Monopole; es finden sich nur gelegentliche Begünstigungen, die vom Staate anderen Staaten oder Privaten gewährt werden, ebenso läfst sich der Staat nur gelegentlich die Fürsorge für einzelne Gewerbe und Industrien angelegen sein. Guiraud meint endlich, dafs die Griechen Schutzzölle im allgemeinen vermieden und nur in Kriegszeiten wirkliche Handelssperren verhängt hätten. Das ist aber doch nicht ganz zutreffend; denn das Gesetz, wonach die Sitophylakes kein Getreideschiff früher aus dem Hafen von Athen ausfahren lassen durften, ehe es ein Drittel seiner Ladung auf dem Markt von Athen gelöscht hatte, und verschiedene Ausfuhrverbote zeigen doch, dafs der Staat zu sehr energischen Mitteln griff. Sie beziehen sich freilich nicht auf Handwerk und Industrie, sondern auf den Handel, und ich würde daher dies nicht anführen, wenn nicht der Verf. durch die Erwähnung der Handelssperren von der gewerblichen Arbeit, die dadurch nur indirekt und im geringen Mafse betroffen wurde, selbst auf den Handel mit landwirtschaftlichen Produkten übergegangen wäre.

Der Verf. behandelt hierauf die Nachrichten, die über die Arbeit auf Bestellung und Vorrat, über Unternehmer, Stück- und Accordarbeit vorliegen, worüber besonders aus den Inschriften zahlreiche Einzelheiten vorgebracht werden. Eine Grofsindustrie spricht Guiraud den Griechen ab, da die höchste Arbeiterziffer einer Fabrik, von der wir Kenntnis haben, sich auf nur 120 Sklaven belaufe und erst die Maschine, die die Handarbeit verdrängte, den Grofsbetrieb ermögliche. Ebenso bestreitet der Verf., dafs es Grofskapitalisten gegeben habe, weil diese sich nirgends um die Ausführung grofser öffentlicher Arbeiten bewarben; die an sich nicht sehr grofsen Vermögen in Griechenland, von denen wir Kenntnis haben, gingen überdies zu rasch wieder verloren, um im Wirtschaftsleben wirklich ins Gewicht fallen, weshalb denn auch Genossenschaften von Unternehmern kaum eine Rolle spielen und vorwiegend einzelne als Unternehmer begegnen. Folgerichtig bestreitet Guiraud auch, dafs die Kleinbetriebe unter der Konkurrenz einer Grofsindustrie jemals zu leiden gehabt hätten.

Die folgenden Kapitel handeln von den Sklaven und der Sklavenarbeit, von den Freigelassenen und der freien Arbeit sowohl Fremder als Einheimischer, endlich von den Löhnen und Arbeitsverhältnissen der Arbeiter, wiederum mit dankenswertem Eingehen auf die zahlreichen Nachrichten, die hierüber die Inschriften geboten haben. Die starke Reduktion der überlieferten Zahlen der Sklaven, die Beloch befürwortet hat, betrachtet Guiraud nicht als zulässig. Die Berechnungen, die der Verf. über das Verhältnis der freien und der Sklavenarbeit anstellt, bestätigen, dafs diese weit billiger kam als jene. Die Masse der Sklaven im IV. Jahrh. und deren billigere Arbeitsleistung sind also unbestrittene Thatsachen, gleichwohl giebt Guiraud nicht zu, dafs von einer nachteiligen Konkurrenz der von Sklaven betriebenen Fabrikarbeit mit dem freien Kleingewerbe gesprochen werde. Diese Ansicht gehört also nicht zu denen, *que les esprits aventureux énoncent sans trop savoir pourquoi, et qui ne résistent pas à l'examen*, wer sie vertritt, will nicht wirtschaftliche Erscheinungen der Gegenwart um jeden Preis in der Vergangenheit wiederfinden,

sondern man ist zu dieser Anschauung gelangt, weil sich der Blick für ökonomische Erscheinungen in der Vergangenheit geschärft hat.

In dem Abschnitt über die Sklavenarbeit hat Guiraud einen wesentlichen, von E. Meyer in dem Aufsatz: 'Die Sklaverei im Altertum' hervorgehobenen Unterschied in der Verwendung der Sklaven gar nicht berücksichtigt. Die Sklaven hatten bis ins V. Jahrh. die Stellung unserer Dienstboten, von da ab in immer steigendem Mafse die der Fabrikarbeiter der Gegenwart; wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dafs auch die Landwirtschaft fabrikmäfsig mit einer zahlreichen Sklavenschaft betrieben wird, die z. B. auf Sizilien das Hauptkontingent bei den Sklavenaufständen stellt. Dafs die Arbeit der Freien, der Metöken und Bürger bis ins V. Jahrh. überwiegt, dafs, wie Guiraud im 10. Kapitel mit Recht betont, die Vorstellung falsch ist, als ob nur die Sklaven gearbeitet und die Bürger von der Sklavenarbeit gelebt hätten, ist richtig, aber es sind auch gerade freie bürgerliche Arbeiter, die darüber Klage führen, dafs ihnen durch die billigere Arbeit der Sklaven in den Fabriken das Brod genommen werde.

Guiraud nimmt auf die neueren deutschen Forschungen über den Gegenstand seines Buches keine Rücksicht, H. Francotte[1]) dagegen befindet sich in seinem auf weit ausgedehnterem Material und eindringlicherer Forschung ruhenden Werke in bewufstem und beabsichtigtem Gegensatz zu jenen. Die Hauptthese, die er darin zu erweisen sucht, ist, dafs es natürlich im griechischen Altertum sowohl eine Industrie als auch einen hochentwickelten Handel gegeben habe, dafs also die Ansicht von Rodbertus und Bücher, derzufolge die Oikenwirtschaft im Altertum vorherrscht, modifiziert werden müsse, dafs hingegen die Industrie als sozialer Faktor selbst in ihren Centren nur eine geringe Bedeutung hatte; er trifft also in der Hauptsache mit Guiraud durchaus zusammen. In wohlüberlegter Anordnung und nach den verschiedensten Gesichtspunkten führt Francotte in aufserordentlicher Reichhaltigkeit die antiken Angaben, das inschriftliche Material ganz besonders vollständig, vor. Das Endergebnis, zu dem der Verf. kommt, lautet: die seit dem V. Jahrh. erfolgende Zunahme des Handels und bis zu einem gewissen Mafse auch der Industrie darf nicht so pessimistisch beurteilt werden, wie es den antiken Theoretikern folgend die meisten neueren Forscher thun; die Vermögen jener Zeit waren nicht enorm, die Ungleichheit der Besitzverteilung keineswegs beunruhigend, Platon und Aristoteles übertreiben, das IV. Jahrh. weist im Gegenteil bessere ökonomische Verhältnisse auf als die vorangehenden. Dagegen die Grundbesitzeroligarchien des VIII. und VII. Jahrh. hatten wirklich unerträgliche Mifsverhältnisse geschaffen, die in dem die Arbeit verachtenden spartanischen Staatswesen stabilisiert wurden und dort im III. Jahrh. zu den Reformen des Agis und Kleomenes getrieben haben; Athen, Korinth und andere Handelsstädte aber, die die Arbeit zu Ehren brachten, beseitigten jene Mifsstände, und hier konnten im Gegensatz zu Sparta Handel

[1]) H. Francotte, L'industrie dans la Grèce ancienne. Bruxelles 1900 et 1901. 2 vols. 343, 376 S. 8°. Bibliothèque de la Faculté de philosophie et lettres de l'Université de Liége. Fasc. VII et VIII.

und Industrie ihre wohlthätige Wirkung üben; dafs hier abermals starke soziale Differenzierungen entstanden seien, die mit Erscheinungen der Gegenwart vergleichbar wären, bestreitet der Verf. entschieden.

Eines ist darin richtig betont, und es ist zuzugeben, dafs dies bisher vielleicht hier und da verkannt wurde: die aufserordentliche Zunahme des Handels und Verkehrs in Griechenland seit dem VI. Jahrh. bedeutet ebenso wie die industrielle Ausgestaltung des Gewerbes einen Fortschritt. Damit geht aber auch eine neuerliche ökonomische Zerklüftung Hand in Hand. Diese giebt der Verf. deshalb nicht zu, weil sie, absolut betrachtet, den neuestens zum Vergleich herangezogenen modernen Verhältnissen nicht entspricht. Das ist ebenfalls richtig und in so fern also auch der Refrain aller Kapitel dieses Werkes zutreffend: die Industrie im alten Griechenland spielt thatsächlich nicht dieselbe Rolle wie in der ökonomischen Entwickelung der Gegenwart. Wie Francotte wiederholt betont, war ferner der Handel verhältnismäfsig ein viel bedeutenderer Faktor im griechischen Wirtschaftsleben als die Industrie. Mufs man also auch zugeben, dafs die als 'Fabriken' bezeichneten antiken Betriebe mit dem Mafs von heute gemessen höchstens als gröfsere Werkstätten von Gewerbetreibenden gelten können, so kann ich doch nur wiederholen, dafs es nicht auf die absolute Gröfse der Vermögen, des Geldumsatzes, der Arbeiterzahlen u. s. w. ankommt, sondern auf die Wirkungen, die durch diese Änderungen auf die wirtschaftlichen Zustände geübt worden sind. Diese Wirkungen lassen aber den kapitalistischen Charakter der damaligen Gesellschaft und daneben eine starke Verarmung der Massen erkennen; dafür enthält Pöhlmanns früher besprochenes Buch zahlreiche Nachweise, dessen zweiter Band allerdings dem Verf. noch nicht zugänglich war. Wir dürfen also mit der eben hervorgehobenen Einschränkung dennoch wie von Handelsstaaten, so auch von einer Industrie und von dem Kapitalismus im griechischen Altertum sprechen.

Das vierte Kapitel (I 327) beginnt mit dem sehr wahren Satz, dafs die blofsen Lohnziffern gar nichts lehren, dafs man vielmehr wissen müsse, was der Arbeiter sich dafür beschaffen konnte. Ich wundere mich daher, dafs Francotte meinen Einwand gegen Beloch, es komme nicht auf die Millionenziffer der grofsen Vermögen, sondern auf die Wirkungen an, die diese Vermögen im sozialen Leben hervorgerufen haben, S. 126 mit der recht billigen Exemplifikation auf den Negerkönig abzulehnen versucht, der viele Muscheln besitzt.

Francotte folgt in dem die athenische Bevölkerungsstatistik betreffenden Abschnitt J. Beloch, dessen Darlegungen jetzt durch E. Meyer im zweiten Bande seiner Forschungen überholt sind. Er rechnet daher insbesondere eine viel zu niedrige Ziffer für die Theten. Daraus darf also nicht auf die geringe Entwickelung der Industrie geschlossen werden. Die mykenische Kultur gilt dem Verf. im Gegensatz zu Guiraud als griechisch, er spricht aber dieser Zeit den Handel nahezu ganz ab und meint, das Meer sei damals nur selten befahren worden, setzt aber dennoch, E. Meyer folgend, die erste Auswanderung nach Kleinasien schon in mykenische Zeit. Die Nachricht des Plinius über die Arbeitsteilung bei der Anfertigung von Kandelabern, die der Verf. I 92 als

einen Beweis für den primitiven Stand der Industrie anführt, beweist das gerade Gegenteil. Delos ferner kann freilich niemals ein gröfseres Centrum industrieller Thätigkeit gewesen sein, aber gerade der dortige Handelsverkehr, der sich nicht auf Naturprodukte beschränkt, beweist die Ausdehnung der griechischen Industrie oder, wenn man lieber will, eines industriell sich entwickelnden Gewerbes. Dagegen ist dem Verf. zuzugeben, dafs in römischer Zeit mit dem Wachstum des Verkehrsgebietes auch der Handel und die Industrie gegen das V. und IV. Jahrh. sehr erheblich zugenommen haben. An vielen Stellen beruft sich Francotte auf die Komödie, um zu beweisen, dafs die Griechen im Landleben, in der Bewirtschaftung eines kleinen Gütchens den Gipfelpunkt eines glücklichen und erstrebenswerten Daseins gesehen hätten, und will daraus folgern, dafs in einer Gesellschaft, die solchen Idealen sowohl im Leben anhing, als auch sie in ihrer Staatslehre zu verwirklichen suchte, der Ackerbau die erste und daher die Industrie keine Rolle gespielt habe (I 151 199). Das gerade Gegenteil ist richtig. Diese dichterische Verherrlichung des Landlebens weist schon an und für sich auf eine gegenteilige Entwickelung der Wirklichkeit, die agrarischen Forderungen und Einrichtungen der Staatslehrer ferner sollen frühere, bessere Zustände wiederherstellen, die also zur Zeit dieser Reformvorschläge nicht mehr vorhanden waren. Es fehlt aber auch nicht an direkten Zeugnissen: der Kriegsplan des Perikles ignoriert die attische Landbevölkerung ganz und gar und ist nur denkbar in einem Staat, dessen Politiker ausschliefslich die Interessen der Stadt berücksichtigen und für die das Landvolk nichts bedeutet; die Periode des vorherrschenden Ackerbaues war also zur Zeit des Peloponnesischen Krieges bereits vollständig überwunden. Francotte hebt ferner hervor, dafs unter der arbeitenden Klasse die Fremden zahlreich vertreten sind und folgert daraus, dafs man eine blühende Industrie gewifs nicht in den Händen der Fremden gelassen hätte, dafs es daher eine solche nicht gegeben haben könne. Auch diese Argumentation halte ich nicht für richtig; diese Erscheinung hat vielmehr andere Ursachen. Es widersprach dem Selbstgefühl des Bürgers, das Francotte ja mit Recht häufig betont, mit Sklaven gemeinsam zu arbeiten, und ferner arbeitete der Fremde billiger als der Einheimische.

Bücher und anderen Forschern folgend nennt Francotte die bei den Griechen auf die geschlossene Hauswirtschaft folgende Form des Wirtschaftslebens die Stadtwirtschaft; er betrachtet sie zwar als eine Erweiterung des Oikos, aber immer noch als einen in sich ebenso geschlossenen wirtschaftlichen Typus wie diesen Das ist aber nur für die politischen Verhältnisse richtig, für die wirtschaftlichen gilt es überall dort, wo der Handel Eingang gefunden hatte, nicht. Der rege Handel und Verkehr in den meisten Städten des östlichen Hellas beweist, dafs sie wirtschaftlich durchaus nicht voneinander unabhängig waren, was Francotte übrigens selbst zugiebt und nur dahin beschränkt, dafs der Handel die Eigenproduktion ergänzend gewirkt habe. Büchers Behauptung verkennt, wie all solche Systematik, die realen Verhältnisse; im V., ja noch im IV. Jahrh. haben in Griechenland die verschiedenartigsten Typen

nebeneinander bestanden, der Westen ist im allgemeinen rückständig geblieben, der Osten höher entwickelt, und im Verhältnis zu dem Westen darf man von griechischen Industriestädten im Osten sprechen.

Die Anordnung des Stoffes bringt es ferner mit sich, dafs Francotte in späteren Abschnitten auf bereits berührte Erscheinungen nochmals zurückkommt. Dabei werden Einwendungen, die sich von einem entgegengesetzten Standpunkte aus gegen die Darlegungen des Verf. ergeben, später wiederholt von ihm selbst berücksichtigt. So wird z. B. I 211 ff. das Überwiegen der Fremden bei den Bauten in Epidauros, Delphi, Delos und Eleusis sehr nachdrücklich hervorgehoben und daraus der oben erwähnte Schlufs gezogen, dafs die Industrie keine grofse Rolle gespielt habe und als minder einträglich den Fremden überlassen worden sei. Im II. Bd. S. 83 kommt Francotte darauf zurück, und hier wird ganz richtig betont, dafs diese Orte natürlich als *cités peu importantes* für ihre grofsen Bauten auf fremde Arbeit angewiesen waren; dadurch wird aber die Schlufsfolgerung im ersten Bande hinfällig. Ebenso giebt der Verf. I 292 zu, dafs sehr weitgehende Teilung der Arbeit für den fabrikmäfsigen Betrieb charakteristisch sei; gleichwohl finden wir an einer bereits erwähnten früheren Stelle eine Nachricht des Plinius, die davon Zeugnis ablegt, im gerade entgegengesetzten Sinne verwertet.

Einen Lohn von zwei Drachmen täglich betrachtet Francotte als hinreichend; er findet, dafs dessen Empfänger sich fast in behaglichen Verhältnissen befanden; aus dieser verhältnismäfsigen Höhe der Löhne schliefst er ferner, dafs das Arbeitsangebot gering, und daraus wieder, dafs selbst in Athen die ökonomische Entwickelung nicht vorgeschritten genug war, um zahlreichen industriellen Arbeitern hinreichenden Verdienst zu gewähren. Ebenso kommt Francotte zu dem Schlusse, dafs in Athen kleine Betriebe einträglicher waren als grofse. Er stützt diesen Satz damit, dafs die Sklaven des Timarchos täglich 2 Obolen, also 24% ihres Kaufwertes eintrugen, dagegen in der Messerfabrik des Vaters des Demosthenes per Kopf nur über 15% verdienten. Über diese mit Hilfe moderner statistischer Werte über Volksernährung angestellten Berechnungen kann ich nicht urteilen. Wenn aber Francotte das Theorikon als Ersatz für die Diobelie betrachtet, so wiederholt er damit eine weit verbreitete irrige Ansicht; zwischen Theorikon und Diobelie besteht kein Zusammenhang.

Es ist nicht möglich, die grofse Zahl von Einzelheiten, die in diesen beiden Bänden erörtert sind, auch nur aufzuzählen; in dieser Reichhaltigkeit liegt ihr bleibender Wert. Er wird dadurch nicht beeinträchtigt, dafs, wie ich glaube, das Gesamtergebnis nicht aufrecht bleiben kann. Das an sich berechtigte Streben der hier und da vorhandenen Überschätzung der ökonomischen Entwickelung bei den Griechen entgegenzutreten, hat zur Übertreibung nach der anderen Seite geführt. Dem Eingehen auf die 'realen Thatsachen', die Francotte in so reichem Mafse den modernen Lehren entgegenstellt, darf sich die künftige Forschung nicht entziehen, wenn auch viele darunter zu vereinzelt, zu unsicher und in ihrem Ursprung zu wenig bekannt sind, um daraus zuverlässige Folgerungen zu ziehen. Frisches Korn auf die Mühle gebracht zu haben, bleibt ein

grofses Verdienst dieser beiden Bände. Den Fragen, die Francotte aufwirft, darf die Sozialgeschichte nicht mehr aus dem Wege gehen, sie sind in deren bisherigen Behandlungen ungebührlich vernachlässigt worden.

Auch zur griechischen Kriegsgeschichte liegt ein darstellendes Werk von Hans Delbrück[1]) vor. Die Untersuchungen über die Perserkriege, über die militärischen Leistungen des Perikles, Kleon und Thukydides, die Delbrück früher veröffentlicht hatte, sind längst als hervorragende Förderung unserer Erkenntnis durch Verbindung einer fachmännisch-militärischen Sachkritik mit philologischer und historischer Beherrschung des Stoffes anerkannt. Auch in dem vorliegenden Buch setzt der Verf. mit den Perserkriegen ein, da für die vorhergehende Zeit das Material zu einer fruchtbaren Kritik mindestens vom militärischen Standpunkte aus nicht hinreicht. Erst über die Perserkriege liegt eine Überlieferung vor, die so viele Angaben über die Bewaffnung und die Stärke der Heere, über ihre Fechtweise, über den Verlauf und die Örtlichkeit der Feldzüge und Schlachten enthält, dafs die strategischen und taktischen Vorgänge sich in der Hauptsache mit Sicherheit feststellen lassen.

Diese verhältnismäfsige Reichhaltigkeit der Überlieferung schliefst jedoch nicht aus, dafs selbst über sehr wichtige Punkte Meinungsverschiedenheiten bestehen. Eine solche betrifft vor allem die Zahl der Wehrfähigen, die Athen zu stellen vermochte, und eine zweite bezieht sich auf das Zahlenverhältnis der Griechen und Barbaren in den Perserkriegen. Jede Untersuchung darüber mufs, wie Delbrück mit Recht betont, von den Angaben des Thukydides über die Stärke der attischen Feldarmee und Landwehr im Jahre 431 v. Chr. ausgehen. In deren Interpretation steht Delbrück mit Beloch auf der einen, v. Wilamowitz, E. Meyer und andere, deren Ansicht ich teile, auf der anderen Seite; es ist daher zu bedauern, dafs Delbrück sich mit seinen Gegnern nicht auseinandergesetzt hat. Nicht ganz 29000 Wehrfähigen, die Delbrück errechnet, stehen 50—60000 nach der anderen Ansicht gegenüber, darunter allein 26000 Hopliten, von denen aber nur die Hälfte als Feldarmee in Betracht kam. Das aus dieser Stelle bei Thukydides für Athen gewonnene Ergebnis bildet den Mafsstab für die übrigen Gemeinwesen, über die uns kein so reiches Material erhalten ist; darin liegt die prinzipielle Bedeutung dieser Streitfrage.

Auch in der zweiten, das Stärkeverhältnis der Griechen und Perser betreffenden Streitfrage vermag ich Delbrücks Ergebnisse nicht für richtig zu halten. Die Perser sollen etwa gleich stark wie ihre Gegner gewesen sein, aber die überlieferten Zahlen der griechischen Aufgebote sind nach Delbrücks Ansicht ebenfalls noch zu reduzieren. Die Unsinnigkeit der von Herodot aus volkstümlicher Tradition geschöpften Angaben hat Delbrück überzeugend auch an solchen Stellen erwiesen, wo sie nicht so handgreiflich falsch sind wie in der Erzählung des Xerxeszuges. Durchaus treffend hat er ferner die verschiedene Kampfesweise, deren Vor- und Nachteile auf der einen wie auf

---

[1]) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Berlin, Stilke 1900.

der anderen Seite dargestellt und die strategischen Leistungen der Führer mit scharfem Blick für das Wesentliche geschildert. Infolge seiner Unterschätzung der persischen Armeen und Flotten ist aber aus dem weltgeschichtlich bedeutsamen Entscheidungskampf eine wichtige und zweifellos beglaubigte Thatsache eliminiert: der Sieg einer besser qualifizierten, höher stehenden Minderheit über die ungelenken, zum Teile qualitativ ganz inferioren Massen, die der in der Kultur zurückgebliebene Orient in die Wagschale warf und wirft. Gewifs übertreibt die griechische Überlieferung mafslos; dies auf Schritt und Tritt auch für spätere Zeiten erwiesen zu haben, bleibt Delbrücks Verdienst; allein eine Übermacht der Barbarenheere ist die notwendige Voraussetzung solcher Übertreibungen, sie konnten anders nicht entstehen. In dieser Überzeugung kann mich die reichhaltige und selbst die bestinformierten Persönlichkeiten heranziehende Kasuistik von Irrtümern in Zahlen und Schätzungen grofser Truppenmassen nicht irre machen, die der Verf. bietet. Die Legende über die Perserkriege ist nicht so zu stande gekommen, dafs die gröfsere Quantität als fafslichere Kategorie an Stelle der besseren Qualität einer Minderzahl persischer Berufssoldaten gesetzt wurde, sondern wie der Verlauf aller Schlachten zwischen Griechen und Persern von Marathon bis Gaugamela lehrt, sind die Griechen und Makedonier, obschon jene aus reinen Bürgeraufgeboten und diese aus einer wehrhaften Bauernschaft und einem reisigen Adel bestanden, qualitativ bessere Soldaten als die Perser gewesen, in deren Heeren neben einzelnen Eliteabteilungen stets eine Überzahl minderwertiger Truppen und Schiffe sich befand.

In der ausgezeichneten Darstellung der Schlacht von Marathon, in der dem Feldherrntalent des Miltiades die volle Bewunderung des sachkundigen Kritikers zu Teil wird, weist Delbrück noch einmal nach, dafs der acht Stadien lange Lauf der griechischen Hopliten eine Fabel ist, und widerlegt die von philologischer wie von militärischer Seite gegen diese seine Behauptung vorgebrachten Einwände. Treffend behandelt Delbrück hierauf die Schlachten von Thermopylä, Artemision, Salamis und Platää; im Anschlufs an diese Auseinandersetzungen hat E. Meyer in dem früher besprochenen Bande seiner Geschichte des Altertums die innerpolitischen Einflüsse auf den Wechsel in dem griechischen Kriegsplan in den Jahren 480 und 479 noch schärfer dargethan, der sich in Athen in dem Zurücktreten des Themistokles äufserlich zu erkennen giebt. Auf eine Darstellung des Verlaufes der Schlacht von Salamis hat Delbrück Verzicht geleistet, er hält die uns erhaltene Überlieferung dazu nicht für geeignet; ich habe versucht (Jahreshefte d. k. k. archäol. Instit. IV 1901 S. 90 ff.) zu zeigen, dafs dies doch möglich ist, und bin dabei über den Hergang der Schlacht auch zu anderen Ergebnissen gelangt als E. Meyer in seiner später erschienenen Darstellung.

Es folgen dann bei Delbrück vortreffliche Darlegungen über die Taktik der Griechen auf der Höhe ihrer militärischen Entwickelung und über die Strategie des Perikles, hierauf über die durch das Söldnerwesen bewirkte Verfeinerung der Hoplitentaktik. Mit diesen Fortschritten gehen die in einem

folgenden Abschnitte zusammengefafsten ersten theoretischen Versuche des Xenophon und Äneas parallel. Eine prinzipielle Neuerung brachte aber erst die Reform des Epameinondas, die aufgenommen und weitergebildet wurde durch Philipp und Alexander, dessen Feldzüge und Hauptschlachten wiederum wie die der Perserkriege einer eingehenden Besprechung unterzogen werden. Kurz wird dann noch die Zeit der Diadochen behandelt. Zu Delbrücks Behandlung der Schlacht von Sellasia, sowie zu den später im Zusammenhang der römischen Kriegsgeschichte vorgebrachten Darlegungen über die Abstände und Fechtweise der makedonischen Phalanx sind zwei Untersuchungen von J. Kromayer heranzuziehen, deren eine (Wochenschr. f. kl. Philol. 1901 Sp. 131 ff. Anz. des Jahrbuches des kais. deutsch. arch. Instit. 1901) auf Grund einer Aufnahme des Schlachtfeldes die Trefflichkeit des Berichtes des Polybios darthut, während die andere (Hermes XXXV 216) die vielerörterte Stelle über die Abstände richtig dahin deutet, dafs in der normalen Stellung die Abstände 3 Fufs gegen Vorder- und Nebenmann betrugen (den Mann eingerechnet), und dafs Polybios bereits dafür die Homerstelle zum Vergleich angezogen hat. Daneben gab es auch eine Formation mit Abständen von 6 Fufs als lockere Marschordnung und eine gedrängtere Formation mit Abständen von nur 1,5 Fufs, jedoch nur als Verteidigungsstellung, in der nicht marschiert werden konnte. Delbrücks Buch ist für das eindringlichere Verständnis des antiken Kriegswesens unentbehrlich, es räumt gründlich mit zahlreichen in der Litteratur seit dem Altertum immer wiederholten, konventionell gewordenen Fabeln auf und wirkt auch dort anregend und förderlich, wo der Verf., meines Erachtens, mit der antiken Tradition zu streng ins Gericht gegangen ist.

Jüngst hat sich den genannten Büchern eine neue Zeitschrift zugesellt, die der Geschichte der Griechen gleichfalls ihr Augenmerk zuwendet. Es sind dies die von C. F. Lehmann in Verbindung mit anderen herausgegebenen 'Beiträge zur alten Geschichte', von denen bis nun der erste Band vorliegt (Leipzig, Dieterich 1902).

Unter den bisher erschienenen Aufsätzen bietet der von Kornemann eine wertvolle Untersuchung zur Geschichte der antiken Herrscherkulte (S. 51—146). Der Verf. hebt den für das Verständnis dieser Erscheinung sehr wichtigen Unterschied hervor, dafs zuerst die Unterthanen dem Herrscher göttliche Verehrung darbrachten, die dieser blofs duldete, und dafs daraus sich erst allmählich der Staatskultus entwickelte und später erst die Herrscher solche Ehrungen forderten. Kornemann zeigt ferner die Beziehungen auf, die die Herrscherkulte der Diadochenzeit zum griechischen Heroendienst haben und erkennt in dem von Alexander d. Gr. für Hephästion eingerichteten Kult deren Vorbild; diese Kulte beschränken sich eben deshalb zunächst auf die göttliche Verehrung verstorbener Vorgänger, halten sich also noch innerhalb des griechischen Vorstellungskreises. Der erste Schritt darüber hinaus ist in Ägypten von Ptolemäos II. gethan und eine Annäherung an das orientalische Gottkönigtum vollzogen worden, indem unter der Form der Verehrung der Geschwistergottheiten Ptolemäos sich selbst dem Kulte seiner verstorbenen

Schwester Arsinoe zugesellte. Derselben Orientalisierung ist auch der Seleukidenkultus anheimgefallen. Sowohl in Ägypten als in Syrien findet dann der Ausbau dieser Einrichtung im Sinne orientalischer Anschauungen statt. In Makedonien dagegen haben diese Neuerungen nicht Aufnahme gefunden, während die Pergamener, die in politischer Hinsicht ein Kompromifs dynastischer und republikanischer Staatsformen schufen, auch im Herrscherkult eine Mittel stellung einnehmen: sie beschränken sich auf die Vergötterung verstorbener Fürsten von Staats wegen. Kornemann zeigt schliefslich, wie aus dem hellenistischen Osten diese Anschauungen in Rom Eingang gefunden haben.

Im zweiten Hefte giebt Hiller v. Gaertringen, frühere Darlegungen ausführend und durch neugefundenes Material ergänzend, ein lehrreiches Bild der Götterkulte von Thera. Erst seine Ausgrabungen auf dem Messavuno, der Stelle der alten Stadt, verstatteten es, die Besonderheiten der Göttervorstellungen in einem dorischen Gemeinwesen zu kennzeichnen. Sie verbinden sich hier mit Besonderheiten in der Anlage der Kultstätten, die aus der Lage des Felsennestes sich erklären, von dem aus einst Kyrene besiedelt werden konnte. Dadurch, dafs es von den Ptolemäern als ein Stützpunkt ihrer Herrschaftsansprüche im Ägäischen Meere erkoren wurde, hielten hier wie auf Delos fremde, ägyptische Kulte ihren Einzug, deren Spuren ein zweiter Abschnitt dieser Abhandlung nachgeht. Ferner wird auch des theräischen Totenkultus gedacht, über den die Veröffentlichungen der dem zweiten Bande des Monumentalwerkes 'Thera' vorbehaltenen Funde aus den Nekropolen der Insel noch weitere Aufschlüsse bringen werden. Mit einem Überblick über die Entwickelung seit der Einführung des Christentums und die kirchlichen Bauten und Besitzverhältnisse der Gegenwart schliefst der Verf. — Kürzere Beiträge über den Krieg des Pyrrhos und die Schlachten von Andros und Kos, welch letztere ins Jahr 258—256 v. Chr. gesetzt wird, bietet J. Beloch in demselben Hefte dieser Zeitschrift.

Das dritte, den ersten Band abschliefsende Heft enthält einen Aufsatz J. Belochs über die attische Archontenliste im III. Jahrh., die mit Hilfe des Endes der Liste Diodors und der bei Dionysius von Halikarnafs erhaltenen Serie sowie mit Benutzung aller vereinzelten inschriftlichen Angaben entworfen wird. Zur Kontrolle ihrer aus den Inschriften durch Kombinationen gewonnenen Bestandteile verwendet der Verf. zwei Hilfsmittel. Das eine hat Fergusons Entdeckung (The Athenian Archons of the third and second centuries before Christ, Cornell studies in classical Philology 1899) kennen gelehrt: seit 352/1 bis zum Ende des Lamischen Krieges folgen die Ratsschreiber in der offiziellen Reihenfolge der Phylen Jahr für Jahr aufeinander; wenn also das Demotikon des Ratsschreibers in einem Präscript erhalten ist, so ist dadurch die Stellung des mit ihm amtierenden Archons innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Jahren qualifiziert. Das zweite dieser Hilfsmittel findet Beloch in der kalendarischen Qualität der Jahre und in dem damaligen 19jährigen Schaltcyklus der Athener. Die Monats- und Prytaniendaten der Präscripte gestatten, wo sie erhalten sind, festzustellen, ob das Jahr ein Gemein- oder ein Schalt-

jahr war; in dem 19jährigen Cyklus dürfen ferner niemals zwei Schaltjahre und nie mehr als zwei Gemeinjahre unmittelbar aufeinander folgen. Die aus den vereinzelt oder nur in kleinen Gruppen überlieferten Archontennamen kombinierte Liste mufs also auch dieser durch den Schaltcyklus geforderten Probe genügen. Das Material ist gegenwärtig so reich, dafs es unter Anwendung dieser beiden Kontrollmafsregeln für ganz feststehende Ergebnisse ausreichend erscheint. Mit Recht betont jedoch Beloch, dafs dennoch Zurückhaltung geboten ist, da unzweifelhaft in dem in Rede stehenden Zeitraum infolge der politischen Umwälzungen ausnahmsweise von der offiziellen Reihenfolge der Phylen bei Besetzung der Ratsschreiberstellen abgegangen und ebenso der Schaltcyklus durch ausnahmsweise den Kalender betreffende Anordnungen gestört wurde. Die beiden Kontrollmittel haben also nur eine bedingte und keine absolute Beweiskraft, und deshalb mufs im einzelnen die Liste noch als unsicher gelten, da zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Entscheidung offen bleibt. Die methodisch und übersichtlich geführte Abhandlung eignet sich vorzüglich zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand dieser verwickelten Frage und bezeichnet durch den Nachweis der Lücken, die noch auszufüllen bleiben, einen Fortschritt gegenüber den allzu zuversichtlich konstruierten Listen, die bisher aufgestellt wurden.

Auf die Erwähnung der *λαοί* und in römischer Zeit der Laographie in den Papyri gründet P. H. Meyer die Ansicht, dafs nicht nur in Syrien unter den Seleukiden, wie Rostowzew in einem anderen Aufsatz der Beiträge, auf eine Inschrift gestützt, angenommen hatte, sondern auch in Ägypten schon seit der Ptolemäerzeit dem römischen Kolonat entsprechende Einrichtungen bestanden haben, die unabhängig voneinander entstanden sind. Mit der historischen Geographie des Gebietes zwischen Zeugma, Edessa und Thapsakos beschäftigt sich eine Abhandlung von Regling. Wie in den drei vorliegenden, reichhaltigen und ergebnisreichen Lieferungen dieser neuen Zeitschrift, so werden auch in den folgenden den Mitteilungen der Herausgeber zufolge wichtige und interessante Fragen der griechischen Geschichte von berufener Seite behandelt werden.

LUCIAN UND DIE PHILOSOPHENSCHULEN

Von Rudolf Helm

(Schlufs)

Es bleibt uns die kynische Richtung, die Lucian an zahllosen Stellen nennt, satirisch beleuchtet, aber auch benutzt und verteidigt; doch ist die Satire im ganzen von jener Art, die einfach historische Momente benutzt. Als Vertreter der Kyniker gilt Diogenes in der 'Lebensversteigerung' (7), der ja den gänzlich unattischen Zug des Mangels an jeglicher Urbanität unter sie gebracht hat, einen Zug, der sich zu komischer Darstellung besonders eignet. Gleich das Äufsere, der Schmutz, die nackte Schulter, das Ränzel ist charakteristisch; er sieht aus, dafs man ihn gerade nur als Gartenarbeiter oder zum Wassertragen benutzen möchte. Weiter gehört zu der Ausrüstung Mantel und Stock, die der Käufer witzig mit des Herakles Löwenhaut und Keule vergleicht, da ja Herakles das Ideal des kynischen Lebens ist (8). Der Ausstattung entspricht Nahrung und Lebensweise (9). Schwelgerei ist verbannt, ein mühseliges Leben gefordert. Kein Geld oder Gut soll den Weisen ans Dasein knüpfen; was er besitzt, soll er ins Meer werfen, wie auch Diogenes dem Krates geraten hatte nach Angabe des Diokles (Diog. Laert. VI 87). Auch kein irdisches Band soll ihn fesseln, Ehe, Kinder, Vaterland für ihn nicht existieren. Darum macht sich Lucian den Scherz in den 'Wahren Geschichten' (II 18) den Diogenes darzustellen, wie er sich so weit geändert, dafs er die Lais geheiratet hat; den Anlafs für diese Fiktion bot offenbar die Erzählung (Athen. XIII 588[b e]), dafs sich die Hetäre Lais dem Kyniker freiwillig hingegeben habe. An keinen Freund soll der Weise sich halten (10), damit er Herr über alle bleibt; so hatte auch Menipp den Diogenes bei dessen Verkauf sagen lassen: er verstehe über Menschen zu herrschen (Diog. Laert. VI 29). Überall soll der Bettler zu Hause sein, er ist Kosmopolit (8); genau so hatte sich schon Diogenes selber bezeichnet (Diog. Laert. VI 63). Keine menschliche Wohnung braucht er, zum Aufenthalt dient ihm ein Grabmal, ein Turm oder auch ein Fafs, wie das ja von dem Weisen von Sinope erzählt wurde (Diog. Laert. VI 23). Ob er Sklave ist, ob frei, verschlägt ihm nichts; von Diogenes heifst es ja, dafs er es würdig ertrug, als er in die Sklaverei verkauft wurde (Diog. Laert. VI 30 74), und auch Menipp war Sklave (VI 99). In dem Ranzen sind Feigbohnen, die einfache Speise des Kynikers, die schon Diogenes genofs (Diog. Laert. VI 48). Geifselschläge oder körperliche Unbilden soll er nicht empfinden oder, wie mit

Parodierung[1]) einer Euripidesstelle gesagt wird, die Zunge soll sie nicht fühlen, nur das Herz. Scham und Zartgefühl sollen fehlen, und über nichts soll der Kyniker erröten; selbst im Liebesgenufs soll er keine Scheu kennen, jede Art ist recht und die einfachste und billigste am meisten. Auch das schliefst sich ja nur an die bekannten Erzählungen von Diogenes und den Kynikern an.[2]) Es dient dazu, die Genüsse lächerlich zu machen, und gegen die Knechtschaft, in der die Menschen sich den Leidenschaften gegenüber befinden, wollen ja diese praktischen Philosophen anstreben. Sie wollen Befreier der Menschen und Ärzte gegen Leidenschaften sein (8) und wie ihr Vorbild Herakles das menschliche Leben reinigen. So bezeichnet deshalb auch Klotho in der 'Niederfahrt' (7) den Kyniker als Aufseher und Arzt für die menschlichen Vergehen. Dazu gehört es, dafs sie jedem seine Sünde offen ins Gesicht sagen; sie sind also Propheten der Wahrheit und des Freimuts. Gab doch Diogenes (Diog. Laert. VI 69) die *παρρησία* als das beste Gut auf Erden aus. Die Kyniker halten sich für verpflichtet, jedem seine Fehler vorzuwerfen, sei er ein Privatmann oder ein König; man erzählte von Diogenes selber solche Beispiele offenherziger Rede vor Tyrannen (Diog. Laert. VI 50). Schonungslos und streng müssen die Weisen drauf gehen; je gehässiger und barbarischer ihre Stimme klingt, je mehr sie dem Hunde gleichen, um so besser; Schimpfen und Schmähen gehört bei ihnen zum Handwerk (Lebensverst. 10). Das klingt wie eine Übertreibung; aber auch dafür fand Lucian schon den Beleg in einem alten Wort; der Philosoph von Sinope soll ja Bellen und Beifsen für seine Eigenschaften erklärt haben (Diog. Laert. VI 60). Wissenschaft[3]) braucht der kynische Weise nicht zu treiben (Lebensverst. 11); selbst der Ungebildete kann deshalb leicht zu Ruhm gelangen. Und endlich, wenn ihm das Leben zur Last geworden ist, so darf er ihm freiwillig ein Ende machen (10), wie es heifst, indem er einen rohen Polypen oder Tintenfisch verschlingt. Dafs Diogenes versucht habe, rohes Fleisch zu essen, berichtet Diog. Laert. VI 34, und über seinen Tod war die eine Legende neben anderen verbreitet, dafs er an einer Krankheit gestorben sei, die er sich durch das Verzehren eines rohen Polypen zugezogen habe (Diog. Laert. VI 76); auch dafs seine Anhänger vermuteten, der Meister sei freiwillig aus dem Leben geschieden, wird erzählt (Diog. Laert. VI 77). Wir sehen, dafs die Zeichnung der bizarren Kapuziner des Altertums, wie sie Lucian in dem Bios des Diogenes entwirft, durchaus

[1]) Die Parodierung einer Dichterstelle legt die Vermutung kynischen Vorbildes nahe (s. Wachsmuth, Sillogr. S. 70).

[2]) Diog. Laert. VI 69: *εἰώθει δὲ πάντα ποιεῖν ἐν τῷ μέσῳ, καὶ τὰ Δήμητρος καὶ τὰ Ἀφροδίτης*. S. Zeller II 1 S. 322 Anm. 1, S. 327 Anm. 2.

[3]) Was die *ὀπισθόγραφοι βίβλοι* (Lebensverst. 9) bedeuten sollen, ist dabei nicht ganz klar. Jede Litteratur verschmähen ja die Kyniker durchaus nicht (s. Zeller II 1[4] S. 290); haben sie sich doch selbst litterarisch bethätigt. Dafs sie sich keine Prachtbände leisten konnten und aus Sparsamkeit doppelt beschriebene Rollen benutzten (Dziatzko, Antik. Buchwesen S. 153), ist selbstverständlich. Jedenfalls ist hier ein Widerspruch in der Schilderung Lucians; auch im 'Fischer' 44 wird im Ranzen des Kynikers ein Buch erwartet, also doch irgendwelche Lektüre, und wäre es auch nur populärer Diatriben, vorausgesetzt.

nicht auffällig ist, nichts besonders Verhöhnendes hat, sondern sich einfach an die gegebenen Thatsachen anschliefst und nur im Rahmen des Ganzen belustigend wirkt. Kaum hier und da, wie in dem Hinweis auf das Haschen nach Ruhm (10), das bei dieser Schule selbst für den Ungebildeten so sehr erleichtert sei, findet sich eine etwas boshafte Spitze, damit doch auch die kynische Richtung nicht zu kurz komme. Wenn dann der kynische Bios für zwei Obolen verkauft wird (11), so ist auch das keine Entehrung, sondern entsprechend der beobachteten Methode, sich bei diesen Verhältnissen an die Wirklichkeit anzuschliefsen, mufste der Satiriker die Bettler, die sich aus der niedrigsten Schicht des Volkes rekrutieren, so niedrig bewerten. Auch sonst werden die Kyniker nach dieser Charakteristik behandelt. So ist der in der 'Niederfahrt' (7) Auftretende gestorben, nachdem er das Mahl der Hekate, Eier von den Reinigungsopfern und einen rohen Tintenfisch verzehrt hat (vgl. Totengespr. 1, 1; 22, 3); dafs man selbst aus dem Heiligtum etwas nehmen dürfe, erklärte Diogenes (Diog. Laert. VI 73); hier soll die einfache Lebensart bezeichnet werden, die nichts als Speise verachtet[1]), selbst nicht was am Dreiweg liegt. Diogenes selber sehen wir im 'Totenorakel' (18), rücklings hingelagert, mit rauher und unfreundlicher Stimme singen und lachen und diejenigen verhöhnen, die über den Verlust des Lebens klagen. Selbst wenn der Herophilos (Icarom. 16) im Hurenhaus weilt, ist das mit den Traditionen seiner Schule wohl vereinbar[2]), die ja keine Askese, sondern die möglichst einfache Befriedigung aller Bedürfnisse will. Selbst der Alkidamas im 'Gastmahl', eine so komische Person er auch ist, kann nicht in allem als verhöhnt bezeichnet werden[3]); die Kyniker wollen sich ja ausdrücklich in Widerspruch zu der gewöhnlichen gesellschaftlichen Ordnung setzen. Dafs er ungeladen kommt (12), entspricht der taktlosen Nichtachtung des Anstandsgefühls, soweit es nicht durch das platonische Vorbild (Symp. 174 A ff.) veranlafst war. Selbst beim Essen schmäht er auf die Verächter der Tugend, auf das überflüssige Silber und Gold bei Tafel, bis ihm der Hausherr den Mund stopft, indem er ihm einen grofsen Becher reichen läfst; da flegelt er sich auf der Erde hin, halbnackt, den Ellenbogen aufgestützt, so recht ein Abbild des Herakles bei Pholos, wie er von den Malern dargestellt wird (14). Noch mehr setzt er jede gesellschaftliche Form aufser acht, als er der Braut zutrinkt (16) und, wie man ihn deshalb verlacht, den übrigen zuruft: 'Wenn sie nicht meinen Becher annimmt, wird sie niemals einen solchen Sohn bekommen, wie ich bin an Körper und Geist', und zum Beweise entblöfst er seinen Leib, soweit es irgend zulässig. Da ihn die Gegner verhöhnen, will er mit dem Stock auf sie losgehen. Eine gewisse Lust, was der Kyniker an und für sich Komisches bot, zur Satire noch mehr auszubeuten, zeigt Lucian allerdings auch hier. Verstummt der Alkidamas zunächst eine Weile, weil man ihm zu trinken giebt, so beschwichtigt

[1]) Dafs darin keine Schmähung liegt, zeigt schon J. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 7.

[2]) Die Belege bei Zeller II 1[4] S. 322 Anm. 1.

[3]) So urteilt im ganzen mit Recht schon Hirzel, Dial. II 313.

das zweite Mal seinen Grimm der Kuchen, der hereingebracht wird. Dafs er mit dem Possenmacher ringt (19), entspricht ganz dem kynischen Niveau; aber dafs der Schriftsteller ihn unterliegen läfst, verrät doch eine gewisse Malice. Natürlich wird der Kyniker dargestellt, wie er inmitten der Hochzeitsgesellschaft seine Bedürfnisse verrichtet (35); das sollte ja für die verfeinerte Gesellschaft ein Schlag ins Gesicht sein. Bei dem Kampf (43) beteiligt er sich besonders, so dafs er als das allergröfste Unheil bezeichnet wird; nur der Umstand, dafs sein Stock zerbricht, rettet viele. Schliefslich löscht er das Licht aus und benutzt die allgemeine Verwirrung, um sich an die Flötenspielerin zu machen, sie zu entkleiden und zu vergewaltigen. Man mufs zugestehen, dafs hier eine Satire unverkennbar ist; die Flegelhaftigkeit und das unflätige Benehmen, das der Kyniker sucht, regt die Phantasie des Schriftstellers zu weiterer komischer Ausgestaltung an, wie er ja grundsätzlich keine Richtung im 'Gastmahl' verschont hat. Es wiegt auch nicht viel schwerer, dafs im 'Fischer' (44) die Kyniker auch unter den Heuchlern sich finden; denn jede Philosophenschule mufs dort unwürdige Vertreter stellen, wie es sie selbstverständlich überall gab und unter denen, die aus der Hefe des Volkes stammten, erst recht geben mufste. So findet man dort im Ranzen des Kynikers Gold und Myrrhen, ja selbst einen Spiegel und Würfel, und Diogenes leugnet jede Verwandtschaft mit dieser Art von Anhängern (48). Viel kann auch der Tadel nicht gelten, der am Schlufs des Icaromenipp (30 ff.) ausgesprochen ist, da er gemeinsam gegen alle Philosophen von Zeus erhoben wird an einer etwas parodierenden Stelle; die Kyniker sind hier sogar die einzigen, die nicht bei Namen genannt sind, und wenn sie auch unter den Unbeschuhten und Schmutzigen, die im kalten Wasser baden, deutlich gezeichnet sind, so schwebt doch bei dem, was über sie gesagt wird, stets der Gedanke an alle Philosophen vor, wie der Anschlufs[1]) in Kap. 32 klar verrät; und selbst was dort von den Kynikern gesagt wird, enthält des Tadelnden wenig aufser dem einen Vorwurf, dafs sie sich um jeden Schlemmer und Wüstling kümmern, um ihn zu schmähen, aber um einen kranken Freund und Gefährten nicht, was ja mit der beabsichtigten Vereinzelung des Kynikers zusammenhängt.

Kann man in diesen Ausführungen zum mindesten weder eine besondere Zuneigung Lucians noch eine Abneigung gegen die kynische Richtung erkennen, so zeigen allerdings andere Stellen eine deutliche Antipathie, aber nicht gegen die Richtung überhaupt, sondern nur gegen einzelne Personen. Dahin gehört zunächst die Schmähschrift 'Vom Tode des Peregrinus'. Bernays hat in seinem scharfsinnigen Büchlein 'Lukian und die Kyniker' zweifellos dargethan, dafs die Vorwürfe, die Lucian diesem Propheten macht, durch absichtliche boshafte Gehässigkeit eingegeben sind und ihre Wahrheit überall nur auf sehr schwacher Grundlage ruht. Der Kult, der diesem Führer der Schule dargebracht wurde, die ungeheuere Übertreibung, die ihn aus dem Menschlichen herauszuheben versuchte, reizte Lucians Freisinn; und was er von Pythagoreern und Platonikern

---

[1]) *οἱ δὲ δὴ Ἐπικούρειοι αὐτῶν λεγόμενοι.*

sich nicht gefallen lassen wollte, das wollte er erst recht nicht den Kynikern zugestehen, deren ganzem Wesen eine solche Verehrung aufs gröbste widersprach (s. Bernays S. 34); es scheint ja nach Kap. 28, wo der Unbekannte die Vermutung ausspricht, die Schüler des Toten würden bald von seinen Wunderthaten zu erzählen wissen und ihm eine Orakelstätte und ein Heiligtum gründen, als ob dies post eventum gesagt sei und so der Grimm Lucians eine gewisse Berechtigung hatte. Dafs auf dem Marktplatz seiner Vaterstadt schon 177 eine weissagende Bildsäule des Peregrinus stand, berichtet in der That Athenagoras (Pro Christ. 26). Was dem Peregrinus an Unsittlichkeit und Verbrechen vorgeworfen wird, mufs durchweg als unerwiesen und zweifelhaft erscheinen (s. Bernays S. 52 ff.; Zeller, Vorträge II 175 f.); dafs er von den Christen zu den Kynikern überging, ist bei der nahen Verwandtschaft beider durchaus begreiflich und ihm daraus kein Vorwurf zu machen (Bernays S. 36);[1]) dafs er freiwillig aus dem Leben schied, entsprach ja, wie wir sahen, der Auffassung der Kyniker. Aber das Haschen nach Ruhm[2]) dabei mifsfiel Lucian, oder wohl noch mehr die Anerkennung seitens der Anhänger. Man kann diese Schrift weder als gegen die kynische Lehre gerichtet betrachten, die ja darin überhaupt nicht besonders berührt wird, noch auch gegen die Kyniker im allgemeinen; die Schmähschrift richtet sich gegen Peregrinus, gegen seine Schulgenossen aber nur, insoweit sie das Gebaren desselben verherrlichen. Vielleicht aber war der Groll gegen Peregrinus auch nicht von Anfang an der gleiche. Es scheint im allgemeinen als ausgemacht[3]) zu gelten, dafs die 'Ausreifser' auf die Schrift vom Tode des Peregrinus gefolgt seien und hier der Angriff gegen die Kyniker verstärkt werde, weil sie gegen jene Schrift gar zu lebhaft Einspruch erhoben hatten. Ich sehe nicht, dafs man irgendwelche Gründe dafür angeführt hätte. Auch nicht die leiseste Andeutung findet sich, dafs die Schrift über Peregrinus den Anlafs gegeben hätte für die Abfassung der 'Ausreifser', und deshalb ist die Parallele mit 'Lebensversteigerung' und 'Fischer' ganz verfehlt. Im Gegenteil scheint mir die Art, wie Lucian in den 'Ausreifsern' vom Peregrinus spricht, durchaus dafür zu zeugen, dafs er diesem zunächst viel gleichgültiger, ja mit einer gewissen kühlen Achtung gegenüberstand. Man mufs sich einmal die ungeheuren Vorwürfe des Vatermords, Ehebruchs, dann all der Lächerlichkeit vergegenwärtigen und nun zu den 'Ausreifsern' übergehen. Da fragt Apollo im Anfang, ob es denn wahr sei, dafs sich ein Greis im Olympia verbrannt habe, kein schlechter Gaukler in solchen Dingen. Zeus bestätigt es und bedauert, dafs es geschehen ist. 'War denn

---

[1]) Auch der Vorwurf der Furcht, den Lucian dem Peregrinus macht, ist boshaft erfunden. Dafs der Philosoph mit voller Absicht den Termin der Selbstverbrennung hinausschob, bis das Fest der Olympien vorüber war, zeigt Zielinski, Philol. LV 579 f.

[2]) *κενόδοξος* Kap. 25, *τὸ φιλόδοξον* Kap. 38. Dafs es mit dieser *κενοδοξία* nicht so arg war, beweist ja am besten die Thatsache, dafs Peregrinus erst die Mehrzahl der Festteilnehmer sich zerstreuen liefs.

[3]) Bernays, Luk. u. d. Kyn. S. 50; Bruns, Rh. M. XLIII 183; Fritzsche, Luc. II 2 S. 238; Joost, Festsschr. f. Friedländer S. 166.

der Alte so gut und verdiente so wenig, im Feuer umzukommen?' fragt Apoll, und darauf antwortet Zeus: 'Vielleicht auch das! Aber mich quälte besonders der Geruch von dem verbrannten Menschenfett!' Apollo wundert sich über den Grund, weshalb sich der Mensch ins Feuer gestürzt habe, doch Zeus verweist ihn auf das Beispiel des Empedokles und will dann etwas von der Rechtfertigung vorbringen, die Peregrinus selber für seine Handlung in Olympia vorgetragen habe. Er kommt aber nicht dazu, weil die Philosophie erscheint. In all diesen Worten ist mit Ausnahme des einen 'Gaukler'[1]) kein einziges Wort der Schmähung, ja Zeus giebt, wenn auch gleichgültig, zu, dafs der Alte den Feuertod nicht verdient hatte. Kein Wort weiter von der falschen Ruhmsucht, die ihn dazu getrieben hätte, kein Wort von der Albernheit, die Lucian in der anderen Schrift im ganzen Benehmen des Peregrinus sieht! Als dann die Philosophie von den Brahmanen berichtet und deren freiwilligem Feuertod (6/7), bei dem sie weder Miene noch Haltung verändern, da bemerkt Zeus, etwas Ähnliches habe er ja zu Olympia gesehen, wieder ohne ein einziges Wörtchen des Tadels fallen zu lassen, und auch die Philosophie, die erzählt, sie habe vor der Menge von falschen Philosophen nicht nach Olympia gelangen und infolgedessen das Schauspiel nicht sehen können, findet keinen Ausdruck des Unwillens. Wir müssen in dieser Darstellung zuerst die halbe Anerkennung des Zeus beachten[2]), sodann die Gleichstellung mit Empedokles, die noch ohne jede Andeutung des Unterschiedes im Betragen beider vorgeführt wird, während Peregr. Kap. 1 dieser Gegensatz hervorgehoben wird.[3]) Auch dafs der Vergleich mit Herakles und den anderen Zeussöhnen, den wir Peregr. Kap. 4/5 finden, in den 'Ausreifsern' noch nicht gemacht wird, ist bemerkenswert; es scheint, als hätte Lucian dort mehr ausgeführt, was er hier erst begonnen hat. Ganz ungleich aber ist in beiden Schriften die Behandlung beim Vergleich mit den Brahmanen;[4]) an unserer Stelle wird ausdrücklich die Ähnlichkeit der Todesart zugegeben, ohne dafs Zeus die bei den Brahmanen im Tode beobachtete

[1]) Dies *θαυματοποιός*, entnommen aus den Reden der Bewunderer des Peregrinus, ist ein leiser Tadel im Munde Lucians oder seiner Personen. Dafs die Handlungsweise des Peregrinus als *θαυματοποιεῖν* von seinen Verehrern bezeichnet wurde, zeigt Per. 21.

[2]) Kap. 1: *ΑΠ.: οὕτω χρηστὸς ὁ γέρων ἦν καὶ ἀνάξιος ἐν πυρὶ ἀπολωλέναι; ΖΕΥΣ: καὶ τοῦτο μὲν ἴσως.* Die letzten Worte ironisch zu fassen, so dafs sie das Gegenteil bedeuten, scheint mir unzulässig, da kein Mensch die Ironie merken kann. Nach einem Pamphlet wie die Schrift auf Peregrinus ist, wäre der Ausdruck keinesfalls scharf genug.

[3]) *δραπ.* 2: *τοῦτο μὲν οὐκ ἂν . . . φθάνοις καὶ Ἐμπεδοκλεῖ πρὸ αὐτοῦ ἐγκαλῶν, ὃς ἐς τοὺς κρατῆρας ἥλατο καὶ αὐτὸς ἐν Σικελίᾳ.* Peregrin. 1: *καὶ νῦν ἐκεῖνος ἀπηνθράκωταί σοι ὁ βέλτιστος κατὰ τὸν Ἐμπεδοκλέα, παρ' ὅσον ὁ μὲν κἂν διαλαθεῖν ἐπειράθη ἐμβαλὼν ἑαυτὸν εἰς τοὺς κρατῆρας, ὁ δὲ γεννάδας οὗτος τὴν πολυανθρωποτάτην τῶν Ἑλληνικῶν πανηγύρεων τηρήσας πυρὰν ὅτι μεγίστην νήσας ἐνεπήδησεν.*

[4]) *δραπ.* 7: *ΖΕΥΣ: τοὺς γυμνοσοφιστὰς λέγεις. ἀκούω γοῦν τά τε ἄλλα περὶ αὐτῶν καὶ ὅτι ἐπὶ πυρὰν μεγίστην ἀναβάντες ἀνέχονται καιόμενοι οὐδὲν τοῦ σχήματος ἢ τῆς καθέδρας ἐκτρέποντες. ἀλλ' οὐ μέγα τοῦτο· ἔναγχος γοῦν καὶ Ὀλυμπίασι τὸ ὅμοιον ἐγὼ εἶδον γενόμενον.* Peregr. 25: *ἐκεῖνοι γὰρ . . . ἐπειδὰν νήσωσι (τὴν πυράν), πλησίον παριστάντες ἀκίνητοι ἀνέχονται παροπτώμενοι, εἶτ' ἐπιβάντες κατὰ σχῆμα καίονται οὐδ' ὅσον ἐκτρέψαντες τῆς κατακλίσεως. οὗτος δὲ τί μέγα, εἰ ἐμπεσὼν τεθνήξεται συναρπασθεὶς ὑπὸ τοῦ πυρός;*

Würde und Ruhe dem Peregrinus abspräche, in jener Schrift dagegen findet Lucian oder der Unbekannte eine wesentliche Verschiedenheit zum Nachteil des Peregrinus. Wir haben also in den 'Ausreifsern' noch etwa den Eindruck von Peregrinus, den uns die übrigen Nachrichten über ihn geben. So erscheint er als ernster, strenger Mann, sowohl in der Anekdote im 'Demonax' (21) wie bei Gellius VIII 3 und vor allem XII 11, wo sein Ernst und seine Würde gepriesen und seine zahlreichen edlen und nützlichen Aussprüche gerühmt werden; und auch das Wort bei Tatian (Ad Graec. 25) zeigt ihn als einen Mann, der selbst den Kynikern ihren unsinnigen Dünkel vorhielt.[1]) Mir scheint danach, dafs Lucian zunächst den Peregrinus durchaus nicht mit den feindlichen Augen ansah wie später, sondern mit einer gewissen Gleichgültigkeit, aber ohne der Achtung, die ihm allgemein gezollt wurde, zu nahe zu treten. So war's auch noch unmittelbar nach dem Tode desselben, und damals schrieb er die 'Ausreifser', die unmittelbar an das Ereignis in Olympia anknüpfen. Erst der übertriebene Kult mit dem Toten, der die Bildsäule sogar zum Orakel machte, veranlafste ihn, denselben in den grellsten Farben zu zeichnen und zu verleumden[2]), und zugleich mit ihm auch seinen Verteidiger Theagenes, dem er ebenso eine Vernachlässigung kynischer Lehre und sogar Wucher vorwirft; damals, also einige Jahre nach der Selbstverbrennung, verfafste er die Schrift voller Gift und Geifer, die als Pamphlet des Satirikers unwert ist. Für die Beurteilung der kynischen Richtung überhaupt durch Lucian ergiebt sich aus diesem Streit nichts; verteidigt er ja doch im Grunde kynische Anschauung gegen Kyniker selber.

Ebenso läfst sich ein Angriff gegen sogenannte Kyniker in den 'Ausreifsern' nicht leugnen, wohl aber gegen kynische Lehre. Zwar tadelt die Philosophie auch hier zunächst im allgemeinen die gesamten modernen Afterphilosophen, die eine Stelle einnehmen zwischen Philosophen und Laien; aber wenn von denen die Rede ist, die Dreistigkeit und Unverschämtheit zu Hilfe nehmen und im Schmähen sich üben (13), die Mantel, Ranzen und Stab tragen (14) und belfern und schimpfen, so sind die imitierten Kyniker deutlich gezeichnet. Dann allerdings thut der Schriftsteller wieder so, als habe er von allen Philosophen gesprochen, und hebt aus der gesamten Masse (16) die Nachfolger des Diogenes, Krates und Autisthenes noch besonders heraus. Hin und wieder scheint es, als seien auch ferner die Stoiker noch mit einbegriffen;[3])

---

[1]) *κατὰ . . . τὸν Πρωτέα σκυτοδέψου μὲν χρῄζοντες διὰ τὴν πήραν, ὑφάντου δὲ διὰ τὸ ἱμάτιον καὶ διὰ τὸ ξύλον δρυοτόμου, διὰ δὲ τὴν γαστριμαργίαν τῶν πλουτούντων καὶ ὀψοποιοῦ.* Den Schlufs mit Bernays für einen höhnischen Zusatz Tatians zu halten, sehe ich keinen Grund; es ist ein spottender Ausspruch des Kynikers.

[2]) Wenn er im 'Peregr.' (43) sagt, er habe schon früher sich abfällig über Peregrinus geäufsert, so war das nur ganz privatim geschehen, oder es ist überhaupt Fiktion, um gröfsere Wahrscheinlichkeit für das ganze Pamphlet zu erwecken. Auch die im Kap. 2 geschilderte Mifsbilligung kann sehr wohl erst nachher so aufgebauscht sein, wie ja der komische Vergleich einen gewissen Zweifel an der Wahrheit der Thatsache, wenigstens in dieser Weise, wachruft.

[3]) Z. B. Kap. 18: *μάλα σεμνοὶ καὶ σκυθρωποὶ τὰ ἔξω.*

aber die Erwähnung der Wolfsbohnen zeigt uns wieder das kynische Kolorit, und endlich heifst es, dafs diese Afterphilosophen Krates und Antisthenes und Diogenes Valet sagen, sobald sie genug zusammengebettelt haben. Eigentümlich ist, dafs der Name der Kyniker selber eigentlich nur an der einen Stelle (Kap. 16) genannt wird in der Umschreibung, 'die sich unter dem Zeichen des Hundes ordnen', so dafs mehrfach eine gewisse Verallgemeinerung erreicht wird, die vermutlich beabsichtigt war. Im folgenden zeigt es sich mehr und mehr, dafs unter den Afterphilosophen besonders drei unwürdige Vertreter des Kynismus gemeint sind, entlaufene Sklaven, die unter dem Deckmantel der Philosophie allerlei Schandthaten ausüben, ein Weib entführt haben und Platons Lehre von der Frauengemeinschaft ins Praktische übertragen; sie sind in Attika nicht zu finden, das ist zu arm für sie, sondern in Thracien. Dort werden sie abgefafst und alle drei — Kantharos, Myropnus, Lekythion heifsen sie — gründlich entlarvt; die beiden letzten werden ihren Herren wieder zugeführt, der erste aber soll, gegeifselt und gerupft, nackt mit gebundenen Füfsen auf dem schneeigen Haemus ausgesetzt werden. Die drei Namen haben sämtlich Bezug auf Schwelgerei und Weichlichkeit und könnten deshalb wohl typisch sein für unwürdige Kyniker; aber es ist nicht unmöglich, dafs der Erzählung eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt. Doch das steht fest: nicht weil sie Kyniker s i n d, werden diese drei verspottet, sondern weil sie es v o r g e b e n. Also nicht die kynische Richtung, sondern der Auswurf der Menschheit, der sich an sie anheftet, wird verhöhnt. Das hat Lucian ja auch sehr deutlich zum Ausdruck gebracht durch das Lob, das er für die Stifter der kynischen Sekte einflicht (11).

Wir sahen schon (S. 278), dafs der einzige von Lucian gepriesene Stoiker den Kynikern ungeheuer nahe steht und gerade deshalb eine Ausnahmestellung in der Wertschätzung einnehmen konnte. Wir haben aber auch sonst zahllose Beweise, dafs unser Schriftsteller der kynischen Philosophie wohlwollend gegenüberstand, und selbst wo er zu tadeln fand, scheint es, als gehe er schonend vor. Im 'Hermotimos' (85) werden die Kyniker nicht genannt, was bei ihrer Abneigung gegen Spekulation begreiflich ist; selbst im 'Icaromenipp' (31) wird doch wenigstens ihr Name nicht genannt. Die alten Kyniker werden wiederholt gepriesen[1], wenn sie auch, was der Parasit an ihnen scherzhaft zu tadeln hat (43), keine Krieger waren. In einer erhabenen Stelle der Totengespräche (11, 3) rühmen sich Diogenes und Krates, keinen Neid je empfunden zu haben; sie hätten ja, jener von Antisthenes, dieser von Diogenes selber geerbt, was not that, was herrlicher ist als das ganze Perserreich, nämlich Weisheit, Genügsamkeit, Wahrheit, Freimut und Freiheitsgefühl. Und in den 'Ausreifsern' (11) sind es diese drei Philosophen und Menipp, welche die Philosophie bewegen, noch länger auf Erden zu bleiben; hier wird ihnen also vor allen anderen philosophischen Richtungen eine besondere Ehre zu teil. Diogenes und Menipp werden anerkannt in den 'Totengesprächen' (21, 2), weil sie allein

[1]) S. Vahlen, Ind. lect. Berol. 1882/3 S. 4 ff.

keine Todesfurcht gekannt haben, sondern entsprechend ihrem Leben auch gestorben sind. Deshalb spottet auch Diogenes noch in der Unterwelt über diejenigen, die den Verlust des Lebens beklagen (Menipp 18). Bei der Vergleichung mit Mausolos nimmt Diogenes die höhere Stelle ein (Totengespr. 24, 3); denn er hat, weil er als echter Mann gelebt hat, bei den Besten einen Ruf hinterlassen, der grofsartiger und fester gegründet ist als das herrliche Grabmal. Menipp wird von Hermes (Totengespr. 10, 2) als bester der Männer angeredet und erhält in Charons Kahn bei der Überfahrt den Vorsitz neben dem Steuermann, damit er alle übersehen kann; sein Freiheitsbewufstsein und sein Freimut, seine Kummerlosigkeit und seine Heiterkeit finden bei Hermes volle Anerkennung (10, 9), und er steht dort am Eingang zur Unterwelt so recht im Gegensatz zu allen anderen Philosophen; er hilft ja den stoischen Philosophen scheren und für die Überfahrt vorbereiten, die ihm selber ohne weiteres gestattet ist. Mit einer Anerkennung des Menipp schliefst auch die spafsige Szene, in der Charon umsonst seinen Obolos als Fährlohn erbittet; Hermes stellt den Kyniker vor als den freien Mann, der sich um nichts bekümmert (22, 3). Doch nicht nur die alten Häupter der Schule erhalten so ein deutliches Lob, auch die gesamte Sekte in ihrem unbenannten Vertreter Kyniskos in der 'Niederfahrt'. Dieses 'Hündlein' hilft (4) dem Hermes, den am Eingang zur Unterwelt wieder entlaufenen Tyrannen einzufangen, wofür der Gott dem Edlen dankt; er steht also über den Menschen. Noch deutlicher wird das bei der folgenden Gerichtsszene (23 ff.). Hier klagt das 'Hündlein' den Tyrannen an; vorher mufs jedoch seine eigene Aburteilung stattgefunden haben. Aber niemand erhebt Klage wider den Kyniker. Doch das genügt nicht, er mufs zeigen, dafs er auf seinem Körper keine Brandmale hat; jede böse That hinterläfst nämlich ein unsichtbares Mal, das nur der Richter der Unterwelt erkennt. Der Kyniker wird nun rein befunden bis auf drei oder vier Male, aber — und das ist besonders charakteristisch für Lucians Schätzung der kynischen Lehre — so war er nicht von Anfang an; viele Spuren ehemaliger Brandmale, die fast verschwunden sind, lassen sich noch feststellen. Der Angeklagte erklärt das; zuerst war er wegen seines Mangels an Bildung böse und erhielt infolgedessen zahlreiche Zeichen seiner Schandthaten; seit er aber begonnen Philosophie zu treiben, reinigte er seine Seele wieder; also der Anhänger kynischer Lehre hat sich selbst erzogen und gebessert, und Rhadamanthys schickt ihn zum Lohn dafür auf die Insel der Seligen. Kann man noch ein stärkeres Zeugnis für die Hochachtung Lucians gegenüber den Kynikern verlangen?[1])

Wenn man die angeführten Belege für eine Verherrlichung dieser philosophischen Richtung betrachtet, so wird man auch von inhaltlichem Stand-

---

[1]) Man kann nicht einwenden, dafs die kynische Quelle, die Lucian bei diesen Schriften hatte, diese Schätzung der kynischen Lehre nahe legte; denn so einfältig war unser Schriftsteller doch wohl nicht, dafs er derartige Stellen mit übernommen hätte, wenn sie nicht zur Zeit der Abfassung seiner eigenen Ansicht entsprochen hätten.

punkt[1]) nichts gegen die Echtheit des Dialogs 'Der Kyniker' sagen können, der eine Rechtfertigung des kynischen Lebens enthält. Dort weist der Kyniker dem Lykinos gegenüber nach, dafs die einfache Kleidung, dafs der Bart, dafs die schlichte Lebensweise das Naturgemäfse und nicht er zu tadeln sei, sondern diejenigen, die so viel Sorgfalt auf gleichgültige Dinge verwenden und sich selber damit überflüssige Mühe und überflüssigen Kummer verursachen. Die Szenerie ist nicht weiter ausgearbeitet, Lykinos erklärt zum Schlufs seine Meinung gar nicht.[2]) Das Ganze hat noch so wenig künstlerische Form wie der Nigrinus. Es hat auch noch nichts Humoristisches oder Satirisches, genau wie jene Schrift; das kann indessen unmöglich für einen Beweis der Unechtheit gelten. Den Stil hat Hirzel richtig als den rhetorischen erkannt, der noch ein Überbleibsel der früheren Periode ist; er entspricht völlig dem im Nigrinus[3]), wie auch die geringe Ausarbeitung des Dialogs bei beiden Schriften gleich ist. Aber auch der Inhalt ist aufserordentlich ähnlich. Was Lucian

[1]) Auch Bruns, Rh. M. XLIII 175 betrachtet 'Demonax' und 'Kyniker' als die Darstellung der Lebensbilder von echten Philosophen, die der Entlarvung der Schlechten als natürliches Äquivalent gegenübergestellt ist.

[2]) So erinnert der Schlufs an die platonische Art, die auch im 'Anacharsis' sich zeigt. Als Moment für die Unechtheit darf man das (mit P. Schulze, Progr. Dessau 1891 S. 6/7) unmöglich benutzen, ohne eine petitio principii zu begehen.

[3]) Die vielen Anaphern wie *ἔχειν* 5, *τὰ δὲ* 7, *πόσων* 8, *σκόπει* 8, *ποτὲ δὲ* 18 finden sich ebenso im 'Nigrinus', so *φίλος* 15, *πᾶσαι* 16, *τὸν δὲ* 20, *πόσα* 22, die zahlreichen Teilungen mit *μέν* und *δέ*, wie *τοῦτο μέν, τοῦτο δὲ* 5 sind ebenso im 'Nigrinus' 16 18 28 vorhanden, Aufzählungen wie 17 oder 18 auch 'Nigr.' 20 25 26. Bernays redet von einer 'Kahlheit' des Stils im 'Kyniker' (S. 105); das beruht auf einem Verkennen der Absicht des Schriftstellers. Der Stil ist in so fern durchaus nicht kahl, als er Bilder bringt. Das Bild von dem grofsen Gastmahl, das Gott den Menschen giebt, ist durchaus schön (6/7). Der Vergleich des von Begierden und Leidenschaften gelenkten Menschen mit dem schwachen Reiter, der dem Willen seines Pferdes anheimgegeben ist (18), oder mit dem vom Sturzbach Fortgerissenen ist ein trefflicher Schmuck der Darstellung. Dazu kommt der Hinweis auf Herakles, Theseus, Chiron, der die Ausführung belebt. Auch die Erwähnung der Eriphyle (8) scheint mir echt zu sein; denn gerade die Ausdrucksweise pafst in den Stil, den ich nicht als kahl, sondern als beabsichtigt naiv bezeichnen möchte. Es redet ein Kyniker, ein Mann aus dem Volke; das sollen wir merken. Darum findet die Aneinanderreihung mehrerer Gedanken durch *καὶ* oder sonst in einfachster Weise statt; darum werden dieselben Worte wiederholt in *τί δεῖ λέγειν* am Schlufs des Satzes und *τί δὲ δεῖ λέγειν* am Anfang der nächsten (9/10) oder *ἄθλιον μὲν . . . πολὺ δὲ ἀθλιώτερον* (5). Auch eine gewisse gesuchte Umständlichkeit gehört dazu wie 10: *εἴ τις ἀνθ' ἁμάξης ἐθέλοι τῇ κλίνῃ καθάπερ ἁμάξῃ χρήσασθαι.* Ganz charakteristisch ist die Wiederholung desselben Gedankens zur Bekräftigung wie in 11 das *οὐ πρὸς τοῦτο γέγονεν* und in 19 die ganz volkstümliche Wiederaufnahme: *προσίασι δὲ οἱ κομψότατοι καὶ ἐπιεικέστατοι καὶ ἀρετῆς ἐπιθυμοῦντες· οὗτοι μάλιστά μοι προσίασι, τοῖς γὰρ τοιούτοις ἐγὼ χαίρω ξυνών.* Man kann also ganz deutlich neben dem Rhetorischen eine gewisse Ethopoeie erkennen. Darum lehnt der Kyniker hier auch eine bestimmte Kenntnis der Sage von Eriphyle ab und erwähnt sie nur mit einem 'Ich glaube, so war es ja wohl'. Was Fritzsche aufser dem Stil gegen die Echtheit des 'Kynikers' vorbringt (II 2, 235 f.) bedarf keiner Widerlegung, der Stil aber erklärt sich durch die Absicht des Schriftstellers. Sonstige sprachliche Besonderheiten, wie Bieler, Progr. Hildesh. 1891 sie aufsucht, können nach meinem Empfinden gar nichts beweisen. Wohl jeder der Lucianischen Dialoge wird einen Ausdruck enthalten, der sich in

damals für platonisch hielt oder was ihm wenigstens allein Achtung vor dem Platoniker abgewann, ist ja gerade die einfache Lebensweise, und die ist durchaus kynisch; es wird dort (14 f.) gelehrt, den Reichtum zu verachten und der Natur entsprechend zu leben, denn wer das nicht thut, 'der kostet nicht die Freiheit, der kennt nicht die Offenheit der Rede, der schaut die Wahrheit nicht', alles kynische Güter. Dafs all die scheinbaren Genüsse so kurz sind und in Wahrheit so viel Mühe verursachen, wird im 'Nigrinus' 33 und im 'Kyniker' 8 gleichmäfsig hervorgehoben, und die Sucht der Menschen, gerade das ihnen nahe Liegende und Einfache dem Fernen und schwer Erreichbaren hintanzusetzen, wird 'Nigrinus' 31 und 'Kyniker' 8 und 17 in ganz ähnlicher Weise besprochen. Ist es ein Wunder, dafs Lucian, sobald er erkannt hatte, dafs sein im 'Nigrinus' gezeichnetes Ideal eigentlich von den Kynikern völlig vertreten werde, dies in einer eigenen Schrift zum Ausdruck brachte? Dafs er dabei sich als den Überzeugten hinstellt, ist doch nicht so auffallend, da er ja auch im 'Nigrinus' sich als den Belehrten vorführt; unmöglich konnte er die Rolle des Kynikers selbst übernehmen, da er kein Kyniker war und auch zu wenig Selbstüberwindung und Selbstentäufserung besafs, um es jemals anders als in dem aristippisch gefärbten Sinne Menipps sein zu wollen, ohne die äufseren Abzeichen. Man könnte vermuten, dafs erst diese für den Kynismus in ihm erwachte Begeisterung ihn auf die Benutzung kynischer Schriftstellerei gebracht hat. Denn seine ersten Dialoge, wie die Meeresdialoge[1]), zeigen doch noch sehr stark sophistisches Interesse, während Humor oder Satire noch fehlen.

Aber aufser dem 'Kyniker' hat Lucian noch eine andere Verherrlichung der kynischen Richtung geschrieben, den 'Demonax', der nicht weniger dem Verdammungsurteil anheimgefallen ist. Und doch kann man gerade aus der dort gegebenen Charakteristik entnehmen, was Lucian dazu veranlassen konnte, das Leben des Demonax zu schildern; er fand in ihm das kynische Ideal, wie es ihm selber zusagte, nicht in jener abschreckenden Strenge und mit gesuchter Häfslichkeit, sondern in einer milderen Form, die der Bildung nicht entbehrte. Demonax vereinte attische Anmut mit der Einfachheit kynischer Lebensweise, er vereinte die Natur des Sokrates und des Diogenes in einer Person.[2]) Dafs in dieser Schrift die Sammlung der witzigen Aussprüche des Demonax einen so bedeutenden Raum einnimmt, ist entschuldbar, weil ja diese treffenden Antworten ein Stück des kynischen Wesens ausmachen.[3]) Auch

---

den anderen nicht wiederfindet, und zu verschiedener Zeit, von verschiedenen Gesichtspunkten aus wird auch der Stil verschieden. (Vgl. Wendland, Quaest. Muson., Berl. 1886, S. 18; Hirzel, Dialog II 311).

[1]) Joost, Festschrift f. Friedländer S. 174 will sie zu den späteren, von Lucian etwa in den Fünfzigen verfafsten Dialogen rechnen, die sprachlichen Gründe, die er anführt, passen aber, soweit ich sehe, ebensogut zu einer frühen Abfassungszeit. Als Vorstufe für die satirischen Werke betrachtet auch Hirzel diese Dialoge (II 295).

[2]) *πρᾶος καὶ ἥμερος καὶ φαιδρός* Kap. 9.

[3]) Nur hier könnten (mit P. Schulze, Progr. Dessau 1891 S. 7 f.) Interpolationen vorliegen — ich sage nicht, dafs sie vorliegen, aber die lockere Form der Sammlung ermöglichte leicht das Einschieben einzelner Apophthegmen. Im übrigen sind die Inter-

eine Darstellung vom Leben des Naturmenschen Sostratos durch Lucian (Demon. 1) erscheint von den hier entwickelten Gesichtspunkten aus wohl keine Unmöglichkeit mehr; die Tendenz war eben, zu zeigen, wie nützlich ein der Natur entsprechendes Leben sei. Durch seinen Aufenthalt unter freiem Himmel, das Schlafen auf der Erde und Sich-Ernähren von dem, was das Gebirge ihm darbot, zeigte er sich auch als eine Art Kyniker. Die Gründe, die man gegen die Echtheit des Demonax vorgebracht hat, sind nur subjektiver Natur. Dafs uns die Schrift über Sostratos nicht erhalten ist, kann kein Argument dagegen bieten, so wenig wie die Erwähnung des Peregrinus (21), ohne dafs der Schriftsteller die Gelegenheit benutzt hätte, dem Philosophen einen Fufstritt zu versetzen. Für die Aufzählung der Apophthegmen mufs man etwa an die Herzählung der Orakelsprüche im 'Alexander von Abonuteichos' denken. Aus der Verehrung des Verfassers aber für die kynische Lehre, die Bernays (S. 104) wohl hauptsächlich zu seinem Verdammungsurteil geführt hat, darf man wider Lucians Autorschaft nichts folgern.

Diese Verehrung zeigt sich auch in der kynischen Tendenz, die mehreren Schriften Lucians zu grunde liegt. Am deutlichsten sieht man das in den 'Totengesprächen'. Mit einer gewissen Absicht ist das erste Gespräch an den Anfang gestellt, weil es sofort eine Verspottung des gesamten menschlichen Treibens und der irdischen Güter bietet; die Reichen werden verhöhnt (1, 1 und 3), Schönheit wird als vergängliches Gut hingestellt (1, 3, wie dann später in 18 und 25); menschliche Weisheit, wie sie bei den Philosophen sich offenbart, wird als überflüssiges Zeug bezeichnet (1, 2), und endlich wird den Armen das Evangelium gepredigt: Weinet nicht, denn die Reichen sind vor dem Angesicht des Todes um nichts besser denn ihr (1, 4). Hochmut und Thorheit der Reichen bilden oftmals das Objekt der Satire; so wird den Begüterten und Schlemmern in 2 ein *γνῶθι σαυτόν* vorgehalten, wie sie auch im 'Totenorakel' 12 als besonders für die Strafen in der Unterwelt prädestiniert bezeichnet werden. Wenn dem Mikyllos im 'Hahn' das Unglück des Reichtums vorgeführt wird, so sahen wir, dafs diese Person wahrscheinlich auf kynisches Vorbild zurückzuführen ist (Hirzel, Dial. II 325, 2; Dümmler, Akadem. S. 243, 1). Wie alle menschliche Pracht und Herrlichkeit im Tode vergeht, das lehrt auch sehr deutlich Gespräch 10, wo jeder den unnützen Ballast ablegen mufs, ehe er sich in Charons Kahn begiebt. Das ist die Lehre der Weltentsagung und Bedürfnislosigkeit, wie sie uns noch aus den Resten der Reden des Wanderpredigers Teles (vgl. IVA Hense) entgegentritt. Dazu gehört auch die Selbstgenügsamkeit und Zufriedenheit, die derselbe Teles (II) vertreten hat; sie wird am Schlufs von Gespräch 26 mit den vernünftigen Worten aus-

polationstheorien von Schwarz und Thieme eitel Phantasien. Neuerdings neigt Leo, obwohl zweifelnd (Die griech.-röm. Biographie S. 83) dazu, das Verdammungsurteil von Bekker und Bernays zu bestätigen: ihn bewegt vor allem die Form der Vita, die nicht dem Sophisten entspricht. Man mufs aber bedenken, dafs Lucian den Demonax im Alter geschrieben hat, und dafs von Reisen und dergl. bei diesem Philosophen nichts zu sagen war, also nur seine Apophthegmata übrig blieben.

gesprochen: Man mufs verständig sein und sich mit dem zufrieden geben, was einen trifft, und nichts für unerträglich halten. So empfiehlt auch Tiresias im 'Totenorakel' (21) das Leben des Laien als bestes, mit dem Prinzip, stets sich mit dem Vorhandenen zu begnügen, lachend an allem vorüberzugehen und sich für nichts zu ereifern. Die kynische Lehre von der Nichtigkeit des Lebens, das nur einem leeren Schauspiel gleicht, bei dem die Mitwirkenden zum Schlufs sämtlich ihre Masken abgeben müssen[1]), mitunter auch schon während der Vorstellung wechseln, wird ziemlich breit im 'Totenorakel' 16 (vgl. Schiff 46) ausgeführt; die Kyniker liebten derartige Vergleiche für das Leben, so mit einem Gastmahl (Teles 11, 3 H.), mit einer Festversammlung (10, 13), mit einem Kriegsdienst (41, 12)[2]), und wenn Seneca Ep. 76, 31 und 80, 7 das Bild von dem Leben als Mimus im einzelnen ausführt, so geht auch dieser Vergleich höchstwahrscheinlich schon auf kynische Quellen zurück. Aber weiter! Auch in der Verspottung der volkstümlichen Mythologie, des Orakelwesens und der Götterlegenden fand Lucian bei den Kynikern seine Vorbilder und vertrat somit kynische Tendenz. Die zahlreichen in den Himmelssaal aufgenommenen Gottheiten geben im 'Tragischen Zeus' und in der 'Götterversammlung' den Anlafs zum Spott. Der vergötterte Herakles mit seinem Scheinkörper in der Unterwelt wird 'Totengespräch' 16 verhöhnt; es ist nicht unmöglich, dafs der Spott des Diogenes auf Herkules, von dem Tertullian Ad nat. I 10 (79, 23 R.) zu berichten weifs, das letzte Vorbild war für die Satire auf das eigentümliche Zwillingsbrüderpaar, das in der einen Person des Herakles steckt. Daneben ist es der sinnlos durstende Tantalos — er kann ja doch nicht noch einmal sterben — und der Tiresias, der eine Zeit lang Weibergestalt gehabt hat, die zur Satire reizen (Totengespr. 17 28); noch mehr natürlich die Legenden von Alexanders Geburt und seine Vergöttlichung (13 14). Wie der Kyniker keinen Tempel besucht und kein Opfer darbringt (Iulian. Or. VI 199 B 200 A) und um nichts zu beten weifs, so kritisiert Lucian die Thorheit der Opfer in einer eigenen Schrift (Über die Opfer) und stellt sich selbst als Lykinos im 'Schiff' (46) als wunschlos hin. Nichts ist bezeichnender, als dafs er in 'Des Zeus Widerlegung' den Kyniskos zum Sprecher macht, um die Verkehrtheiten der stoischen und epikureischen Götteranschauung aufzudecken; der Kyniskos spricht dabei des Schriftstellers eigenste Ansicht aus. Dafs die Verspottung der Philosophenschulen auf kynisches Vorbild zurückgeht[3]), haben wir schon

[1]) Dasselbe Bild wird auch von den Philosophen gebraucht, die Zeus (Icarom. 29) den tragischen Schauspielern vergleicht, denen man nur Masken und Goldgewand zu nehmen braucht, damit nichts übrig bleibt als ein armseliges Menschlein, das sich für sieben Drachmen verdungen hat. Im 'Fischer' (32) heifst es sogar, dafs man nach Abnahme des äufseren Schmuckes einen Affen findet.

[2]) Vgl. Praechter, Hierokles der Stoiker, Register S. 157.

[3]) Natürlich spricht auch die Einwirkung der Komödie mit, deren Einflufs auf Lucian wohl noch eingehender dargestellt werden könnte, als es bisher geschehen ist. Wenn das Lob der Laien bei ihm so hervorgehoben wird (s. S. 179), so scheint das nur ein Nachklang zu sein der Komikerworte (Mein. IV 405): *τούς γε φιλοσόφους ἐν τοῖς λόγοις φρονοῦντας εὑρίσκω μόνον, ἐν τοῖσι δ' ἔργοις ὄντας ἀνοήτους ὁρῶ.*

mehrfach hervorgehoben; sind uns auch keine derartigen Werke der Kyniker erhalten, so haben wir doch in den Sillen des Timon, die ihrerseits jenen nachgebildet sind (Wachsmuth S. 65 ff.), einen deutlichen Beweis dafür, wie die Streitsucht der Philosophen untereinander den Gegenstand der Satire abgab, und auch Varro, der 'römische Kyniker', läfst uns ja die Art der Verhöhnung der dogmatischen Philosophen in den kynischen Schriften noch ahnen. Es ist bezeichnend, dafs die beiden Werke, in denen auf die Widersprüche der Philosophen untereinander, aber auch den Gegensatz zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben hingewiesen wird, bei Lucian gerade mit dem Namen Menipps verbunden sind. Im 'Icaromenipp' (5—9) werden die verschiedenen metaphysischen Ansichten zusammengestellt, und Elemente, Atome, leerer Raum, Materie, Ideen u. s. w. erscheinen dem Menipp als ein solches Chaos, auch die theologischen Anschauungen so verschieden, die meteorologischen zum Teil so seltsam, dafs er daraus den Grund zu seiner Himmelfahrt herleitet, um sich bei Zeus Rats zu erholen. Damit schwimmt Lucian völlig im Fahrwasser der Kyniker (Wachsmuth, Sillogr. S. 80); handelt es sich doch im Grunde um den Beweis für den Satz, den Varro so scharf ausspricht: *Postremo nemo aegrotus quicquam somniat tam infandum quod non aliquis dicat philosophus.* Ähnlich werden im 'Totenorakel' (4—6) die ethischen Lehren[1]) nebeneinander gestellt, deren völlige Verschiedenheit, zumal sie alle im Tone der vollsten Überzeugung vorgetragen werden, den Menipp veranlafst, den Gang in die Unterwelt zum Seher Tiresias zu wagen. Ganz offen dokumentiert Lucian hier seine Abhängigkeit, indem er dem Menipp in beiden Werken die Hauptrolle zuschreibt. Dafs das 'Totenorakel' auf Menipps 'Nekyia' zurückgeht, ist ebenso wahrscheinlich, wie dafs in der 'Lebensversteigerung' der 'Verkauf des Diogenes' (Diog. Laert. VI 29) benutzt ist oder die Anregung gegeben hat. Für das 'Gastmahl' existierte das gleichnamige Werk Menipps als Vorbild[2]) (Athen. XIV 629 f); dessen Briefe, die nach der Fiktion die Götter zum Absender hatten, werden für die 'Kronosbriefe' Lucians der erste Anstofs gewesen sein; dafs sie es auch für die 'Götterdialoge' waren (s. Susemihl, Alex. Litt.-Gesch. I 45), erscheint mir bei dem Fehlen jeglicher brieflichen Form in diesen sehr zweifelhaft.

---

[1]) Schon diese Ungleichheit bei der sonstigen Übereinstimmung spricht für die Echtheit beider Werke; denn diese gegenseitige Ergänzung wäre doch sehr auffällig für den Nachahmer, verständlich für den Autor selber, der auf diese Weise, wenn er auch die gleichen Mittel benutzt, doch eine gewisse Variation in die Motive bringt. Die Verteidigung von Hirzel, Dial. II 318 ist in so weit sicher richtig. Nur glaube ich, dafs der Icaromenipp zuerst geschrieben ist und die Nekyomanteia mit ihrer Übergehung der metaphysischen und naturphilosophischen Ansichten und Besprechung der Ethik die Ergänzung bildet. Es ist nicht nötig, dafs der Icaromenipp zur Unterscheidung vom Menipp so genannt ist, da solche scherzhaften Doppelnamen im Wesen der menippischen Satire liegen (z. B. Ödipothyestes bei Varro). Die Zeitbestimmung für den Icaromenipp bei Fritzsche ist nicht überzeugend, noch weniger, was Wasmannsdorf vermutet, Luc. scripta quae ad Menippum spectant, Diss. Jena 1874, S. 32.

[2]) Wenn bei Lucian auch der Kyniker mitgenommen wird, so spricht das nicht dagegen, wie Hirzel richtig bemerkt Dial. II 313. Dafs die Kyniker auch ihre Brüder nicht ausnehmen vom Spott, sahen wir ja auch bei Peregrinus (Tat. Ad Graec. Kap. 25).

Eine Schrift verlangt hier noch eine besondere Erörterung, weil die kynische Tendenz, die in diesem Fall allerdings echt griechisch ist und mit der allgemeinen Auffassung übereinstimmt, darin gänzlich verkannt oder an falscher Stelle gesucht ist, der 'Anarcharsis'. Nach der jetzt geläufigen Ansicht[1]) wäre in diesem Dialog die Person des Anacharsis, der die gymnastischen Übungen der Griechen verspottet, der Vertreter kynischer Anschauung, übernommen aus einem alten kynischen Dialog. Aber die Beweise dafür zeigen nach meinem Empfinden eine Lücke, in so fern das, was der Skythe sagt, und sein Standpunkt überhaupt kynisch sein soll. Denn erstens wiesen die Kyniker, darin Sokrates folgend, gar nicht jede Übung im Gymnasium ab (vgl. Norden, Jahrb. f. Phil. Suppl. XVII 298 ff.), sondern sie verlangten nur eine richtige Schätzung der Leibesübungen und wandten sich gegen die berufsmäfsigen Athleten, wie man etwa heutzutage den Radsport für sehr nützlich, aber die berufsmäfsigen Radler, die in den Rennen auftreten, für sehr unnütze Menschen halten kann. Nur diese Berufsathleten werden von den Kynikern verspottet, so von Diogenes in dem Witzwort, in dem auf die Muskelfülle hingewiesen wird (Diog. Laert. VI 49), so auch bei Lucian 'Totengespräche' 10, 'Charon' 8.[2]) Nur ein solcher Berufsathlet heifst 'dick' und 'fleischig'. Dafs dagegen auch die Kyniker Gymnastik trieben, lehrt uns vor allem das Wort des Antisthenes (Joh. Damasc. Stob. Mein. IV S. 198, 16): 'Diejenigen, die tüchtige Männer werden wollen, müssen sowohl den Körper in den Gymnasien üben, wie auch die Seele erziehen', und nicht minder Diogenes, der (Diog. Laert. VI 30) seine Schüler körperliche Übungen treiben liefs, aber nicht in Athletenweise, sondern um einer gesunden Gesichtsfarbe und des Wohlbefindens willen.[3]) Der Anacharsis bei Lucian aber will von jeglicher Übung im Gymnasium nichts wissen, sie erscheinen ihm alle unnütz und lächerlich. Zweitens aber spottet der Skythe in unserem Dialog darüber, dafs die Jünglinge im Kampfe Schläge erhalten und in jeder Weise vom Gegner mifshandelt werden; auch verhöhnt er die Geifselungen der Lakonen. Das widerspricht völlig der Ansicht der Kyniker, da sie weder den Schmerz (s. Lebensverst. 9) noch die Mifshandlung überhaupt beachteten. Von Diogenes wie von Krates (Diog. Laert. VI 33, 89) wird erzählt, wie sie offenbare Kränkung mit Gleichmut aufnahmen. Ja, die Kyniker pflegten vielmehr, um sich gegen den Schmerz abzuhärten, fast mönchische Selbstpeinigung vorzunehmen, wie von Diogenes berichtet wird, dafs er sich im Sommer im heifsen Sande wälzte und im Winter Marmorstatuen umarmte, um sich gegen Frost und Hitze unempfindlich zu machen (Diog. Laert. VI 23).[4]) Auch in späterer Zeit waren derartige Kraftproben gerade bei ihnen nichts Ungewöhn-

[1]) S. Hirzel, Dialog II 285 nach R. Heinze, Philol. L 458 ff.

[2]) *ὁ ἐκ Κρότωνος ἀθλητής. ἐπικροτοῦσι δὲ κτλ.* scheint übrigens ein echt kynisches Wortspiel zu sein.

[3]) *ἐρυθήματος χάριν καὶ εὐεξίας.*

[4]) Deshalb verspottet ja auch Philemon (Mein. IV 53), dafs er zur Abhärtung im Sommer einen dicken Mantel, im Winter aber Lumpen trage.

liches; behielten doch nach Cassius Dio (LXXVII 19) die Kaiser Severus und Caracalla den Kyniker Antiochus in ihrem Feldlager, damit er durch seine Ausdauer gegenüber der grimmen Kälte den Soldaten zum Vorbild diente. Deshalb vertritt nicht Anacharsis, sondern Solon in dem Lucianischen Dialog den kynischen Standpunkt; er hebt wiederholt hervor, dafs diese Gymnastik die Körper stählt[1], stellt aber diese Kräftigung in deutlichen Gegensatz zu dem Athletentum, indem er die Jünglinge, die so geübt sind, als jeder faulen und glänzenden Fleischigkeit wie jeder blassen Magerkeit bar bezeichnet[2]), weil die Leibesübungen alle schlechten Stoffe ausscheiden, wie die Worfschaufel die Spreu vom Weizen sondert. Und wie Diogenes bei seinen Zöglingen eine frische Farbe und Wohlbefinden erzielen will, so hebt Solon eben diesen Erfolg für die jungen Leute durch solche Übungen hervor.[3]) Als ein besonderer Zweck der Gymnastik erscheint ihm die Abhärtung gegen die Witterung; man mufs dahin kommen, dafs man weder bei Sonnenglut sich schlecht fühlt, noch bei Kälte abfällt[4]), dafs man nicht vor Schweifs vergeht und keucht, selbst wenn die Mittagssonne noch so sehr brennt (Kap. 25), dafs weder Hitze noch Frost dem Körper schädlich sind (Kap. 26); das wird Solon nicht müde auseinanderzusetzen. Das ist aber gerade das Ziel, das die Kyniker erstreben. Und — was am bezeichnendsten ist — als ein anderer Diogenes erweist sich Solon sogleich durch die That und zeigt, wie weit er es infolge dieser Übungen im Gymnasium gebracht hat; Anacharsis hält die Glut der Mittagssonne, die seinen blofsen Kopf trifft, nicht aus und bittet in den Schatten zu treten, aber Solon, obwohl ein alter Mann, wird nicht im geringsten durch die Hitze belästigt, was bei jenem die höchste Verwunderung erregt (Kap. 16); da erklärt der Grieche die Abhärtung als Folge der von Anacharsis verspotteten Leibesübungen. Es wird aber auch von Solon nicht das Hauptgewicht auf die körperliche Ausbildung gelegt, sondern wie die Kyniker in der Tugend das Endziel sahen, so giebt er mit Nachdruck als letztes Streben das an, dafs die Bürger gut an Seele und stark an Leib werden[5]) (Kap. 20). Also wird in dem ganzen Dialog die kynische Tendenz von Lucian nicht bekämpft, sondern vertreten; nicht Anacharsis spricht für sie, sondern Solon. Wenn das Ganze scheinbar ohne Erfolg endet — einen gewissen Erfolg schliefsen ja die Worte des Anacharsis am Schlufs, dafs er sich die Sache noch einmal ruhig überlegen wolle, doch ein —, so liegt das an dem platonischen Vorbild[6]), das ja in der ganzen Szenerie sich hier noch deutlicher zeigt, als in irgend einem

[1]) Kap. 6: *ἀκμὴν οὐ μικρὰν ἐπάγει τοῖς σώμασιν.* Kap. 24: *δυσπαθέστερα γὰρ καὶ καρτερώτερα τὰ σώματα γίγνονται αὐτοῖς διαπονούμενα.*

[2]) Kap. 25: *οὐ πολυσαρκίαν ἀργὸν καὶ λευκὴν ἢ ἀσαρκίαν μετὰ ὠχρότητος ἐπιδεικνυμένους* und bald darauf: *οὔτε ῥικνοὶ καὶ κατεσκληκότες οὔτε περιπληθεῖς ἐς βάρος.*

[3]) Dem *ἐρύθημα* und der *εὐεξία* entsprechen genau die gewählten Ausdrücke Kap. 25: *ὑπέρυθροι* (Kap. 33 *ἐρυθριῶντες*) und *τοσαύτης εὐεξίας ἀπολαύοντες.*

[4]) Kap. 24: *ὡς μήτε θάλπος δυσχεραίνειν μήτε πρὸς κρύος ἀπαγορεύειν.*

[5]) *ὅπως οἱ πολῖται ἀγαθοὶ μὲν τὰς ψυχάς, ἰσχυροὶ δὲ τὰ σώματα γίγνοιντο*; auch Kap. 21 wird die seelische Ausbildung besonders herausgestrichen.

[6]) S. Croiset, Essai sur la vie de Lucien S. 50; W. Schmid, Philol. L 300 Anm. 2.

anderen Dialoge Lucians; ähnlich endet z. B. mit scheinbarem Mifserfolg und mit einer Verabredung für den nächsten Tag der 'Laches'; Ähnlichkeit hat auch der Schlufs des 'Kratylos'.

Wenn sonst Zweifel waren betreffs der Abhängigkeit Lucians von den Kynikern, so sagt er selber offen im 'Doppeltverklagten' (33)[1]), dafs Menipp sein litterarisches Vorbild ist; aber diese Zusammengehörigkeit ist nicht nur eine litterarische, sonst hätte er nicht die Kyniker zu Trägern seines Gedankens gemacht. Wir sehen also, dafs Lucian dieser philosophischen Richtung besonders zugethan war, und der Grund leuchtet auch ein: weil sie sich fern hielt von allem Dogmatischen und jeder Spekulation; das Negative und Auflösende der kynischen Lehre sagte ihm zu. Mit den Epikureern fühlte er sich eins, soweit sie mit den Kynikern übereinstimmten, d. h. in der Vernichtung der Volksreligion; aber ihre Atomenlehre ist ihm zuwider; mit den Kynikern kann er immer gehen, da sie sich über alles hinwegsetzen und über dem Leben stehen. Nur ihre Auswüchse verwirft er; und wenn unter dem Schein kynischen Wandels allerlei Schwindel verübt wird, oder wenn die kynische Lehre von ihren eigenen Anhängern aufs gröblichste verletzt wird, indem man Kult mit Toten treibt, dann versendet er seine giftigen Pfeile auch gegen diese Übelthäter, aber er selber erscheint dabei in gewissem Sinne als kynischer Prophet. So ist es kein Wunder, dafs er auch den Demonax noch in höherem Alter schrieb, selbst wenn die 'Ausreifser' und der 'Peregrinus' vorhergegangen waren; ja im Gegenteil, der Anlafs zu dieser Schrift wird um so klarer: den falschen Anhängern sollte das Bild des wahren Kynikers gegenübergestellt werden. Auf jeden Fall war also die Vorliebe Lucians für die kynische Lehre eine sehr anhaltende und tiefe.[2])

Lucian war kein Philosoph und hatte auch keine Neigung einer zu werden; er war nur oberflächlich mit einzelnen Thatsachen und Lehren vertraut, die er nach dem Vorbild der Komödie und der Kyniker witzig verwenden konnte; das zeigt unsere Untersuchung ganz klar. Den meisten Schulen steht er mit voller Gleichgültigkeit, einzelnen Persönlichkeiten mit lauer Anerkennung gegenüber, was ihn nicht hindert, auch über sie zu spötteln, nur um komische Darstellungen zu schaffen und einen Lacherfolg zu erzielen. Nur mit zwei Schulen hat er eine etwas nähere Berührung, und einer dritten begegnet er mit starrer Feindschaft; die Stoiker verfolgt er nicht mehr mit dem Scherz des Humoristen, sondern mit dem beifsenden Spott, den Epikureern zollt er teilweise Beifall, völlig steht er nur auf dem Boden der Kyniker, eben weil sie

[1]) Ebenso auch 'Fischer' 26. Ob Bruns (Rh. M. XLIII 93) mit Recht aus dem verallgemeinernden Ausdruck dort schliefst, dafs die Philosophen im 'Fischer' selber die 'Lebensversteigerung' nur als letztes und frechstes Produkt einer ganzen Reihe von Schriften gleicher Tendenz ansehen, erscheint mir zweifelhaft. Der Sprecher Diogenes giebt jedenfalls keinen Anhalt zu dieser Annahme, da er sonst nicht verspottet ist.

[2]) Es wäre schön, wenn damit ein für allemal die Fabel von dem Hafs Lucians gegen den Kynismus abgethan wäre, die seit Bernays immer noch in einzelnen Köpfen spukt und als Argument gegen die Echtheit mancher Schriften herhalten mufs.

am wenigsten Philosophen sind. Seine eigene philosophische Richtung, wenn man davon bei ihm reden darf, war auf die Dauer nicht die epikureische, wie öfter behauptet wird, weil der Alexander an einen Anhänger dieser Schule gerichtet ist und ein einseitiges Lob ihres Stifters enthält, sondern ein gemilderter Kynismus. Dafs er deshalb nicht wirklich zum Kyniker wurde und die äufseren Abzeichen desselben annahm, wird kaum Wunder nehmen bei einer so wenig tiefen Natur, wie Lucian es war. Für diesen Mangel an Festigkeit legen ja auch die Schwankungen Zeugnis ab, denen er in seinem Leben unterworfen war. Seine ganze Entwickelung als Litterat hängt von seiner Stellung zur Philosophie ab. Als er des Lebens als Wanderredner satt war, machte ein Platoniker zuerst auf ihn Eindruck; es ist nicht unwahrscheinlich, dafs ihn das dem platonischen Dialoge, den er als rhetorisches Vorbild schon benutzt hatte, erst nahe brachte und ihn auf das Zwiegespräch überhaupt führte, dem er zunächst noch öfter eine Verwendung gab im Sinne der bisher von ihm getriebenen Sophistik. Die Platoniker fesselten ihn nicht; er erkannte, dafs das, was er an Nigrinus bewundert hatte, kynisches Ideal war. So kam er zu den Kynikern, und hier fand er die litterarische Gattung, für die er sich besonders eignete und in der er hinfort zu Hause war; es erging ihm ähnlich wie unserem Humoristen Reuter, dafs er erst spät erkannte, für welches Gebiet er eigentlich geschaffen sei. Diese Benutzung des kynischen Vorbildes aber wurde auch der Wegweiser für seine weitere Entwickelung; sie brachte es mit sich, dafs er die gesamten Philosophenschulen[1]) in den Kreis seiner possenhaften Darstellungen zog, nicht um sie zu bekämpfen — dazu war er selber zu wenig Philosoph —, sondern um das Publikum zu unterhalten. Nur die Stoiker heben sich ihm mehr und mehr aus dem Rahmen der übrigen heraus, so dafs er ihnen mit ätzendem Hohn begegnet. Dadurch wird er allmählich zum Satiriker, wo er anfangs nur Humorist war. Je mehr er sich in diesem Fahrwasser wohl fühlte, um so weiter schritt er und endete so als Pamphletist. Dem entsprechend geht er auch von feiner Ironie durch Witze und Schwänke zu Gehässigkeit und Verleumdung vor. Seine platonischen Dialoge, wenn man sie wegen der Nachahmung der Form so nennen kann, sind entweder ernst gehalten oder doch erst allmählich leise ironisch gefärbt. Durch das Vorbild der Menippischen Schriften wurde er zu den possenartigen Darstellungen geführt, die ihn auf der Höhe seines Könnens zeigen; mit übermütiger Laune und phantasievoller Erfindungsgabe vereint er kluge Berechnung, wie aufs Publikum zu wirken sei. Sobald einmal die satirische Ader in ihm erwacht war, verliefs er auch den einseitigen Stoff, den ihm die Philosophen boten, und behandelte die Rhetorik, die Historiographie oder so allgemeine Themen wie den ungebildeten Bücherfreund und die für Honorar gedungenen Hausphilo-

[1]) Es ist beachtenswert, dafs selbst in einer Schrift wie dem 'Lügenfreund' Lucian die Philosophen zu Trägern des Gesprächs macht, wo es sich doch nur darum handelte, ähnlich wie im 'Toxaris' einen Rahmen für seine Novellen zu finden. Dafs er dies Werk, das mit den Milesiaca Ähnlichkeit hat, benutzt, um die Philosophen zu streifen, ist bezeichnend.

sophen.[1]) Bei diesen letzten zeigt er sich schon nicht mehr in der Fülle seiner Kraft; man fühlt sich nicht nur durch die Ähnlichkeit der Schilderung an den deklamierenden Juvenal erinnert. So versiegt der Witz allmählich, und die Schriften gegen Peregrinus[2]) und Alexander zeigen mehr einen verleumderischen Polterer als den kunstvoll erfindenden Satiriker; Scherz und Humor sind verschwunden, und nur die Grobheit der Invektive ist geblieben. Das empfand Lucian selbst, als er im Alter noch einmal zur sophistischen Rezitation zurückkehrte. Dafs diese einzelnen Perioden seiner litterarischen Thätigkeit scharf geschieden sind, ist nicht notwendig; er konnte wohl aus der einen noch einmal in die andere zurückgreifen. Immerhin liegt die innere Entwickelung des Schriftstellers im ganzen klar vor uns, auch wenn die Sisyphusarbeit nie gelingen sollte, im einzelnen die Abfassungszeit seiner Werke zu bestimmen.

---

[1]) Beide Schriften denke ich mir nicht vor den siebziger Jahren des II. Jahrhunderts geschrieben; für die zweite s. Hofmann, Krit. Untersuch. zu Luc., Nürnberg 1894, S. 34.

[2]) Dafs auch der 'Peregrinus' erst in die siebziger Jahre zu setzen ist, wird wahrscheinlich durch das, was wir oben über sein Verhältnis zu den 'Ausreifsern' gesagt haben.



JUTURNA
UND DIE AUSGRABUNGEN AUF DEM RÖMISCHEN FORUM

Von Ludwig Deubner

Dionys von Halikarnaſs[1]) erzählt im Anschluſs an die Beschreibung der Schlacht beim See Regillus, in der die Latiner nach hartnäckigem Kampfe von den Römern geschlagen wurden, folgende wunderbare Geschichte. In dieser Schlacht, heiſst es, seien dem Diktator Postumius und seinem Gefolge zwei Reiter erschienen, an Schönheit und Körpergröſse weit alle Sterblichen überragend, den ersten Flaum im jugendlichen Antlitz, voran der römischen Reiterei, mit ihren Lanzen die Widerstand leistenden Latiner bedrängend und sie vor sich hertreibend in wilder Flucht. Und als die Schlacht mit dem Siege über die Feinde und der Einnahme ihres Lagers am späten Abend ihr Ende gefunden, seien auf dem römischen Forum gleichermaſsen zwei Jünglinge gesehen worden in kriegerischer Rüstung, von auſsergewöhnlicher Gröſse und Schönheit und gleichen Alters, die Spuren eines wilden Kampfes auf den erhitzten Gesichtern und an der Leine geführt die schweiſstriefenden Rosse. Die hätten sie angebunden und mit dem Quellwasser gewaschen, das bei dem Heiligtum der Vesta aufsprudelnd einen kleinen tief liegenden Teich bildet, und das Volk hätte sich um sie gedrängt und nach dem Schicksal des Heeres gefragt, und sie hätten ihnen von dem Kampfe erzählt, wie es geschehen sei, und daſs der Sieg auf ihrer Seite. Dann wären sie vom Forum gegangen und verschwunden, und keines Menschen Auge hätte sie wiedergesehen trotz aller Bemühungen des Stadtpräfekten. Und als dann am folgenden Tage der Senat vom Diktator den Bericht über die Schlacht und die Epiphanie der Dämonen erhalten habe, da hätten sie erkannt, daſs die Götter selbst ihnen erschienen seien, und wären

[1]) Ant. VI 13.

inne geworden, dafs es die Dioskuren, die Gottessöhne waren. An diese unglaubliche und wunderbare Epiphanie der Dämonen — so fährt der Historiker fort — erinnert in Rom mancherlei: so der Tempel der Dioskuren, den die Stadt auf dem Forum an der Stelle baute, wo die Götter gesehen wurden, die Quelle daneben, die als ihr Eigentum gilt und heilig gehalten wird bis auf diesen Tag, und reiche Opfer, die das Volk alljährlich durch seine obersten Priester darbringen läfst an den Iden des Juli, dem Tage, da der Krieg beendet ward; aufser dem allen aber der nach dem Opfer stattfindende Aufzug der Ritter, die im Purpurgewande, den Olivenkranz im Haar, vom Heiligtum des Mars aufserhalb der Stadt durch die Strafsen Roms und über das Forum ziehen bis hin zu dem Tempel der Dioskuren.

Das ist eine echte, rechte Kultlegende mit Epiphanie und Tempelgründung, Opfereinsetzung und festlicher Prozession, und gewifs eine der schönsten. Göttersöhne sind jung, schön und grofs, das sind weit verbreitete typische Züge; sie erscheinen urplötzlich vor dem staunenden Auge, und ebenso plötzlich sind sie verschwunden: man weifs nicht von wannen sie kommen und wohin sie fahren. Florus[1]) fügt in seinem Bericht über jene Schlacht hinzu, die Dioskuren seien auf weifsen Rossen erschienen, vorbeisausend wie zwei Gestirne: dies mit besonderer Beziehung auf eine festgewordene Typik der Dioskurengestalten.[2]) Ein genrehaftes Motiv hat sich angesponnen: Sueton im Leben des Nero Kap. 1 und Plutarch in dem des Ämilius Paulus Kap. 25 berichten uns, dafs die Dioskuren an der Quelle dem ersten, der ihnen begegnete, den Auftrag gaben, den Sieg der Römer dem Senat und Volk zu melden, und zum Zeichen, dafs sie wahr gesprochen, den schwarzen Bart jenes Mannes durch Berührung in einen rötlichen verwandelten, was ihm den Namen Ahenobarbus, Erzbart, Rotbart, eintrug. Ein genrehaftes Motiv, und doch nicht loszulösen von der Vorstellung, dafs zur Epiphanie der Gottheit ein Wunder gehört. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn Valerius Maximus[3]) in der Übertragung der ganzen Legende auf die Schlacht von Pydna erzählt, dafs die Thür des Dioskurentempels offen stand, ohne von Menschenhand berührt zu sein.

Bei eben diesem Valerius Maximus finden wir auch den Namen der Quelle angegeben, an der die Dioskuren ihre Rosse wuschen, und gleicherweise in dem Parallelbericht des Florus[4]): es ist der sogenannte *lacus Iuturnae*, das Bassin der Juturna.

Es ist begreiflich, dafs die Sage von den ritterlichen Götterzwillingen, die im Fluge die Siegesbotschaft bringen, noch weitere Anwendung gefunden hat.

---

[1]) Epit. I 5, 4.

[2]) Die hier und weiter unten angeführten Züge sind schon bei den lakonischen Dioskuren ausgebildet. Von Interesse ist in dieser Hinsicht die Erzählung des Paus. IV 27, 1 ff., auf die mich Usener aufmerksam macht. Zwei schöne Jünglinge, Panormos und Gonippos aus Andania, begeben sich zu Rofs, in weifsem Chiton und purpurner Chlamys, den Pilos auf dem Kopf und den Speer in der Hand, in das lacedämonische Lager, wo gerade ein Fest der Dioskuren gefeiert wird. Man betet sie an, und sie benutzen die Gelegenheit, ein Gemetzel unter den Feinden anzurichten.

[3]) I 8, 1. [4]) Epit. I 28, 14 f.

So wird sie von Florus[1]) und Plinius[2]) mit Anknüpfung an die Cimbernschlacht bei Vercellae erzählt und von Cassius Dio mit Bezug auf die Schlacht bei Pharsalus. Und wieder begiebt sich ein Wunder[3]): nicht nur, dafs vor der Schlacht Blitze in das Lager des Pompejus schlagen und über dem Wallgraben des Cäsar ein Feuerzeichen in der Luft erscheint und in den des Feindes niederfährt, sondern zu Pergamon erhebt sich im Tempel des Dionysos ein Lärmen von Tympanen und Zymbeln, zu Tralles wächst eine Palme auf in dem Tempel der Nike, und das Götterbild selbst wendet sich nach dem Standbild des Cäsar um; in Syrien aber verkünden zwei Jünglinge den Ausgang der Schlacht und verschwinden dann plötzlich. Freilich ist hier nicht die Epiphanie der Grund eines Wunders, sondern selbst ein solches; hier ist es der Entscheidungskampf um die Herrschaft über die Erde, der die Gemüter in äufserste Spannung und Erregung setzt; darum werden die Götter in den Tempeln unruhig: der Weltgeist hält den Atem an.

Es thut dem religionsgeschichtlichen Werte der zu Beginn vorgeführten Kultlegende keinen Eintrag, dafs sie in einigen Zügen vorgebildet ist durch die Sage vom wunderthätigen Eingreifen der Dioskuren im Kampfe der Lokrer gegen die Krotoniaten.[4]) Sie ist nicht Zug um Zug jener nachgebildet, wie Wissowa noch neuerdings hat drucken lassen[5]), vielmehr in sehr wesentlichen Punkten verschieden. Das Gemeinsame beschränkt sich darauf, dafs die Dioskuren auch als Bundesgenossen der Lokrer in der Schlacht an ihren Flügeln erscheinen, schon durch ihre Bewaffnung sich vom übrigen Heere unterscheidend, von aufsergewöhnlicher Gröfse, auf weifsen Rossen und im Purpurgewande; sie verschwinden, als die Schlacht zu Ende ist. Die Kunde vom Siege dringt am selben Tage nach Korinth, Athen und Sparta, ein Motiv, das auch in dieser Weise selbständig häufig begegnet und zusammenhängt mit der Ausbildung der personifizierten Fama und verwandter Gestalten. Im übrigen wird von den Lokrern erzählt, dafs sie vor dem Kampfe nach Sparta reisten und um Hilfe baten; die Spartaner wollten nicht nein sagen und halfen sich damit, dafs sie den Lokrern ihre Dioskuren als Bundesgenossen anboten. Die Gesandten waren es zufrieden, opferten unter günstigen Vorzeichen, richteten den Göttern auf ihrem Schiffe ein Lectisternium her und fuhren gutes Mutes in die Heimat. Sie holen sich ihre Götter, zu den Römern kommen sie von selbst. Das Bedeutsame für den römischen Kult liegt gerade in der Erzählung von ihrer Epiphanie auf dem Forum der Stadt und in ihrer Anknüpfung an den Quellkult der Juturna, und damit kommen wir zu unserem eigentlichen Thema.

Was uns die litterarische Überlieferung an Nachrichten über die Quelle der Juturna aufbehalten hat, ist überaus dürftig. Durch die Kultlegende des Dioskurenheiligtums war ihre Existenz an der Nordecke des Palatin gesichert. Es ist möglich, dafs der Name von einer Quelle in der Nähe des Flusses

[1]) Epit. I 38, 20. [2]) N. h. VII 86. [3]) Cass. Dio XLI 61.

[4]) Die Hauptstelle bei Trogus-Justin XX 2 3, vgl. Diodor VIII 32.

[5]) Religion und Kultus der Römer (München 1902) S. 216, 7.

Numicus, nicht weit von der latinischen Stadt Lavinium, nach Rom übertragen wurde, wenigstens spricht Servius in seinem Äneis-Kommentar von jener heilkräftigen Quelle und fügt hinzu, die Römer hätten sich das beim Opfer nötige Wasser von dorther geholt und der in ihr wirkend gedachten Gottheit geopfert, um keinen Wassermangel zu leiden.[1]) Jedenfalls ist der Kult der römischen Quelle uralt. Dafs er nicht unbedeutend war, konnte man daraus schliefsen, dafs Cicero[2]) von Statuen spricht, die beim *lacus* der Juturna standen, und dafs Properz, als er seinen Freund Tullus zur Rückkehr in die Heimat bestimmen will und zu diesem Zwecke die Schönheiten Italiens preist, unter den Gewässern neben einander die Seen von Albano und Nemi nennt und das heilkräftige Wasser, von dem das Rofs des Pollux trank: *Albanus lacus et socia Nemorensis ab unda potaque Pollucis nympha salubris equo.*[3])

Nach dem ersten Punischen Kriege erhielt die Quellnymphe einen Tempel auf dem Marsfelde, den der Konsul Q. Lutatius Catulus gelobt hatte.[4]) Am 11. Januar, vermutlich dem Jahrestage einer Restauration durch Augustus, feierte man in Rom die Juturnalia, ein Fest, an dem sich ganz besonders die Wassertechniker beteiligten.[5])

Damit ist unsere Kenntnis vorläufig am Ende, denn was wir sonst hören, ist Poesie und ein Stück genealogisierender Spekulation. Vergil hat im letzten Buche der Äneis Juturna als die Schwester des Turnus eingeführt: Juno sendet sie hinab von den Höhen des Mons Albanus in das Schlachtgetümmel, Turnus und den Rutulern beizustehen; 'Nymphe' wird sie auch hier angeredet und Herrin der Seen und rauschenden Ströme genannt (134 ff.). Sie feuert die mutlosen Scharen zum Kampfe an und sendet ihnen vom Himmel ein günstiges Vorzeichen (222 ff.); als Äneas den Turnus sucht, stöfst sie den Lenker ihres Bruders vom Wagen, ergreift selbst die Zügel und jagt rastlosen Laufes bald hier- bald dorthin über das Schlachtfeld, um Turnus den Blicken des troischen Helden zu entziehen (468 ff.). Aber es ist umsonst: Dira, die Todesfurie, erscheint in Gestalt eines kleinen Unglücksvogels zum Zeichen, dafs das Schicksal des Bruders besiegelt ist; Juturna verhüllt seufzend ihr Haupt mit dem bläulichen Schleier und verbirgt sich in der Tiefe des Stromes (843 ff.).

Vergil deutet kurz ein Liebesverhältnis an zwischen Juturna und Juppiter (140 f.). Ovid[6]) hat das aufgegriffen und zu einem hübschen Märchen ausgestaltet: Juppiter stellt, von Liebesqualen gefoltert, der schönen Nymphe nach; aber sie flüchtet vor ihm und birgt sich im Haselgebüsch oder in den Wasserfluten. Da ruft der Göttervater die Najaden zusammen und bittet um ihre Hilfe. Aber Lara, die vorwitzige, warnt Juturna und hinterbringt den Vorfall der Juno. Juppiter ergrimmt, reifst der Schwätzerin die Zunge aus und sendet sie unter Merkurs Geleit in die Unterwelt; sie wird Mutter der Laren.

Eine versprengte Notiz hat uns Arnobius in seiner Polemik gegen die

---

[1]) Serv. Aen. XII 139. [2]) Pro Cluentio 36, 101.

[3]) Prop. III 22, 25 f. [4]) Serv. a. a. O.

[5]) Ov. Fast. I 463; Serv. a. a. O. Aust, De aedibus sacris S. 45.

[6]) Fast. II 583 ff.

heidnische Götterwelt erhalten[1]): dort heifst Juturna die Tochter des Volturnus und gebiert dem Janus einen Sohn Fontus, eine durchsichtige und späte Genealogie: die römische Religion kannte kein Eltern- und Kindesverhältnis.

Die litterarischen Quellen versiegen. Aber das Wasser der Juturna sprudelt wie ehedem aus dem Boden hervor zwischen den drei Säulen des Castor-

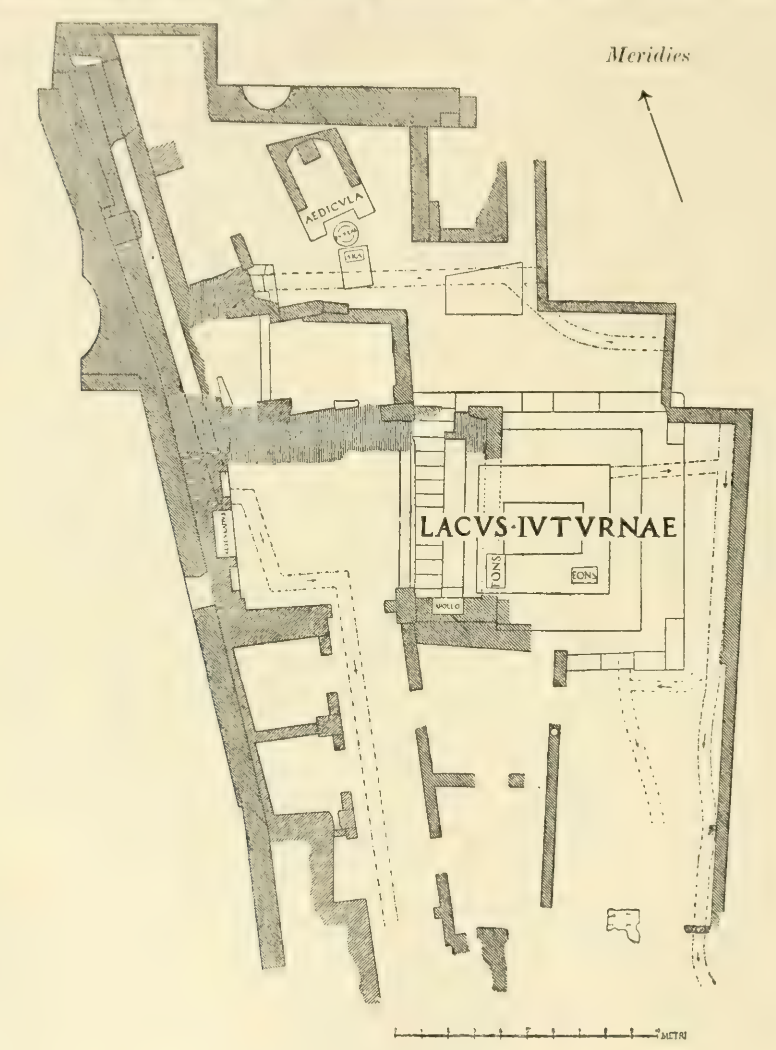


Fig. 1 nach Notizie Fig. 13

tempels und dem Herde der Vesta: die Ausgrabungen der letzten Jahre haben auch den *lacus Iuturnae* wieder ans Licht gebracht. Freilich ist sein Wasser heute nicht mehr trinkbar.

Mit der Quelle sind auch die Räumlichkeiten aufgedeckt worden, die sie umgaben, und die Reste der Götterbilder, die dort ihre Verehrung genossen.

[1]) Adv. nat. III 29.

Wir wollen eine kurze Wanderung durch die Ruinen des Heiligtums unternehmen und aus den Trümmern eine Vorstellung zu gewinnen suchen von einem Stück alten Götterglaubens.

Die Resultate der Ausgrabungen sind in einem zusammenfassenden Berichte der *Notizie degli scavi* von Boni, dem derzeitigen Leiter der Forumsarbeiten, niedergelegt worden, unter Beigabe ausführlicher Pläne und zahlreicher Abbildungen.[1]) An diesen Bericht schliefse ich mich im folgenden an.

Wir betreten den Bezirk an der Nordostecke.[2]) Hier fallen zur Linken zwei trapezförmige Räume ins Auge, von denen der zweite mit einer Tonnenwölbung überdeckt ist; bei dem ersten ist diese heruntergestürzt, aber der Ansatz kenntlich. Wir haben die Substruktion einer Rampe vor uns, die langsam ansteigend

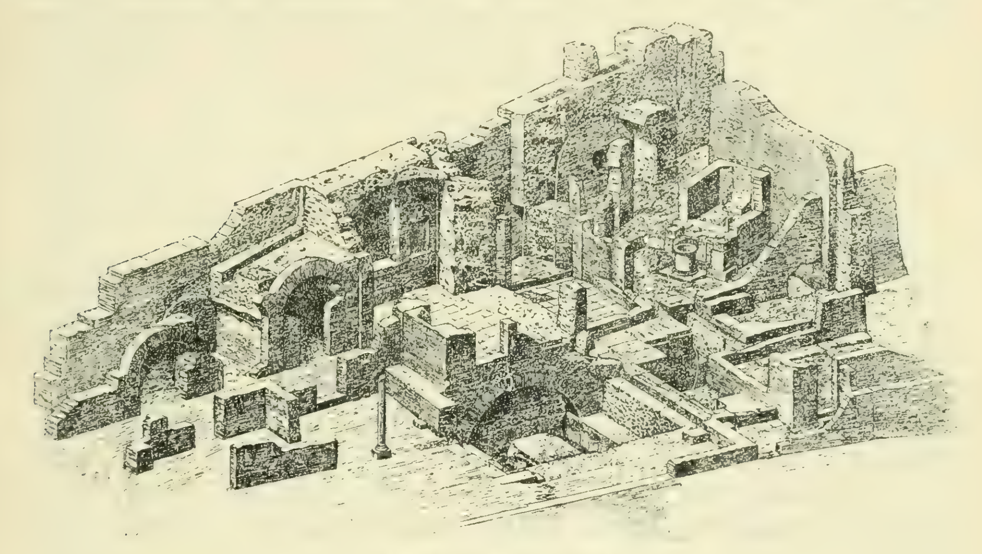


Fig. 2 nach Notizie Fig. 14

zu der Höhe des Palatin hinaufführte. Die Anlage, die in die Zeit der ausgehenden Republik fällt, bestand also aus einer Reihe paralleler Quermauern von zunehmender Höhe; über diese wölbte man die Tonnen, die eine Seitenfront von Bogen bildeten, so, dafs das rechte Ende eines jeden Bogens höher auflag als das linke und zugleich ebensohoch wie das linke des folgenden Bogens; auf diese Bogen endlich kam die langsam ansteigende schiefe Ebene zu liegen. Die Quermauern sind aus *opus incertum*, jenem rohesten, aus Steinbrocken bestehendem Baumaterial, das man nach aufsen mit Stuck zu verkleiden pflegte; die Wölbung ist aus Tuffblöcken hergestellt, die Zwickel sind wiederum mit *opus incertum* gefüllt. Das zurückliegende Ende der tragenden Quermauern und der entsprechende Teil des Gewölbes wird von einer Mauer

[1]) Notizie degli scavi 1901 S. 41—144. Dieser Publikation sind auch unsere Abbildungen entnommen bis auf die Kopfleiste und Fig. 6, die nach neuen, von Amelung freundlichst besorgten Photographien hergestellt sind.

[2]) Links unten auf dem Plan Fig. 1. Vgl. Fig. 2.

der Kaiserzeit geschnitten, deren Richtung um 8 Grad von der der Rampe abweicht. Der Bogenfront sind Bogen aus Ziegelsteinen addossiert, die auf Pilastern von gleichem Material ruhen; sie berühren also mit ihrer Innenseite die Tuffbogenfront der Gewölbe. Der Fufs der Rampe ist zerstört, das linke Auflager des ersten Bogens ist noch vorhanden; auch hier ist ein trapezoider Raum erkennbar.

An die beiden zu Anfang betrachteten Räume schliefst sich nach Süden ein Zimmer von gröfseren Dimensionen, ungefähr $5\frac{1}{2}$ m im Geviert. Es war bedeckt mit einem Kreuzgewölbe, dessen Stützmauern 3,47 m vom Boden aufstanden. In der Mitte der Hinterwand befindet sich eine bedeutende Nische, von zwei kleineren Nischen flankiert; unten der Rest eines Marmorsockels, dessen Länge der Nischenbreite entspricht; er war somit bestimmt als dekorativer Abschlufs zu dienen. Eine Thür der Nordwand leitet in den Korridor, der an der Front der Rampenbogen vorbeiführt, ihr linker Pfeiler weist Spuren von Marmorbekleidung auf. Die Südwand ist grofsenteils durch die Fundamentmauern der Kirche S. Maria Liberatrice zerstört, die nunmehr ihrerseits den Ausgrabungen zum Opfer gefallen ist. Das Zimmer ist bedeckt mit einem Paviment aus *opus spicatum*, so genannt nach seiner Ähnlichkeit mit einem Ährenmuster, darüber legte man später Ziegelfliesen, die noch jetzt den gröfsten Teil des Bodens bekleiden. Dieses Zimmer ist dadurch entstanden, dafs man zwei Rampengewölbe und die dazwischen liegende Quermauer rasierte. Weiter südwärts sind die letzten kümmerlichen Spuren der Rampensubstruktionen sichtbar, auch hier haben die Fundamente der Kirche nichts mehr übrig gelassen.

Südlich von dem soeben erwähnten grofsen Zimmer findet sich ein anderes, etwa halb so grofs wie jenes. Es hatte eine Thür in der Südwand, die später zugemauert wurde. Der Boden war mit demselben Paviment von Ziegelfliesen gedeckt wie der des benachbarten Zimmers; ein Ziegel trägt den Stempel des ausgehenden II. Jahrh.

In dem schon erwähnten Korridor, der die Rampenfront entlang läuft, fand man drei Pavimente übereinander: zu unterst das *opus spicatum*, darüber die Ziegelfliesen, endlich zu oberst rohes Mosaik: schwarze Figuren auf weifsem Grund. Man erkennt maritime Szenen, ein Boot mit einem Ruderer, Felsen, Fische, einen Wasservogel, Andeutung des Wassers durch horizontale Linien, einen zweiten Ruderer mit Petasos auf dem Kopf und den Rest eines Sternes.

Von diesem Korridor führen zwei Thüren im Westen in je ein Zimmer. Das südliche von ihnen ist seinerseits durch eine Thür im Westen mit einem weiteren Raum verbunden. Diese Thür war durch eine Säule in zwei Teile geteilt, der nördliche wurde später durch eine Mauer geschlossen. Die Säule hat einen kannellierten Schaft aus schwarzem Marmor und ruht auf einer weifsen Marmorbasis, der ein Travertinblock als Grundlage dient. In der Mitte des südlichen, an den Korridor angrenzenden Zimmers fanden sich Reste eines hübschen Mosaiks auf weifsem Grunde mit schwarzer Einkantung, gemustert durch quadratisch eingesetzte schwarze Steinchen mit einem Abstand von 0,11 m. In dem Erdgeröll, das den Fundamentmauern der zwei Zimmer am Korridor

addossiert war, fand man aufser Lampen, geringen Schmuckgegenständen, Vasenscherben lokaler, unteritalischer und aretinischer Fabrik auch das Fragment eines Terracotta-Antefixes mit grinsender Medusenfratze.

Wir begeben uns in die Südostecke des Heiligtums: hier lenkt sogleich ein kleines Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich, die Ädicula oder Kapelle der Juturna, offenbar dazu bestimmt, das Kultbild der Quellgottheit aufzunehmen. Sie besteht aus Cella und Pronaos. Ihr Grundrifs hat die Form eines Trapezes, weil die südliche Hinterwand mit den Seitenwänden keine rechten, sondern mit der östlichen einen spitzen, mit der westlichen einen stumpfen Winkel bildet; man hat den schiefen Eindruck dadurch zu mildern gesucht, dafs man an der Westseite den Bewurf in einer Stärke von 0,06 m auftrug, während er an der Ostecke nur eine solche von 0,015 m erreicht. Die Rückwand der Cella ist nischenartig, prismatisch ausgestaltet; vor ihrer Mitte befindet sich eine quadratische Aufmauerung aus Ziegeln, die Basis des Kultbildes. Der Pronaos springt um $^3/_4$ m vor, eine Marmorschwelle trennt ihn von der Cella. Seine Frontaxe weicht von der der Cellathür um 3 Grad ab. Auch ist die Innenseite der Anten nicht rechtwinklig zum Stylobat, sondern bildet rechts einen Winkel von 96, links einen solchen von 97 Grad. Auf der Oberfläche des Stylobats sind zwei Marmorplatten erhalten, er war auch an der Front und an den Seiten mit Marmor bekleidet. Aus demselben Material ist die Dekoration, die sich um die Basis des Pronaos herumzieht. Auf den Anten liegen zwei grofse Travertinquadern, auf dem Stylobat standen zwei Säulen. Die attische Basis auf der linken Seite ist nicht *in situ* gefunden, aber mit Wahrscheinlichkeit an diese Stelle gesetzt worden. Das Epistyl der Ädicula war stückweise verbaut, an verschiedenen Stellen; die linke Ecke ist erhalten, und man erkennt die Einarbeitung für die vortretende Blume des anstofsenden Kapitells. Der Fries enthält die Eintiefungen für die Bronzelettern der Inschrift IVTVRNAI · S. Die Oberfläche des Frieses ist mit dem Pickhammer bearbeitet, wohl um die Spuren einer früheren Inschrift zu tilgen, von der einige Klammerlöcher herzurühren scheinen.

Vor der Ädicula steht die schöne Brunnenmündung, das Puteal. Der in die Tiefe gehende Brunnenschacht, aus Splittern, Steinbrocken und zerstofsenen Scherben gebaut, hat senkrechte Wände, die ein achteckiges Prisma bilden, mit Seiten von 25—30 cm Breite und einem Radius von 30 cm. Die Tiefe beträgt 3,80 m. Das Innere des Puteals ist cylindrisch. Der aufsen konische Schaft, eingeschlossen von schön ornamentierter Basis und Rand, trägt die ihrem Charakter nach auf Augusteische Zeit weisende Inschrift *M. Barbatius Pollio aed(ilis) cur(ulis) Iuturnai sacrum rest(ituit). puteal.* Die Buchstaben *rest* sind getilgt und kaum mehr zu sehen, sie sind wie das Wort *puteal* ein Zusatz etwa des II. Jahrh.[1]) Das Puteal stand ursprünglich in der Axe der Ädicula, wurde aber später, wie es scheint, ein wenig seitlich verschoben, um die Aufschrift gemäfs einer neuen Orientierung in andere Frontlinie zu bringen. Diese

[1]) Dies und die genauere Datierung der übrigen Inschrift nach einer freundlichen Mitteilung Hülsens.

neue Orientierung, die sich in der ersten Kaiserzeit durchsetzte, hat auch die übrigen disharmonischen Verhältnisse der Ädicula mit verschuldet. Nach ihr richtet sich vor allem der gleich zu besprechende *lacus*, der eben darum in dieser Gestalt jünger sein mufs als das Puteal. Die Brunnenmündung war ursprünglich für einen Aufzug berechnet, daher auch die beträchtliche Höhe von nahe an 1 m. Es kam eine Zeit, wo man das nicht mehr bequem fand, wo man begann die Eimer direkt an Stricken hinunterzulassen. Damals legte man die grofse Marmorplatte vor das Puteal, damals bekleidete man die Basis des Puteals mit *opus Signinum* (gestofsenen Scherben mit Kalk verbunden), so genannt nach der Stadt Signia, heute Segni, in Latium, damals grub man wohl auch von neuem in den oberen Rand die Inschrift *M. Barbatius Pollio aed. cur. Iuturnai sacrum.* Von der eifrigen Benutzung, deren sich der Brunnen auch unter also veränderten Umständen erfreute, zeugen die Furchen, die die Stricke im Rande des Puteals zurückgelassen haben, und die Beobachtung, dafs die Marmorplatte stark abgetreten ist. Die Reliefdarstellung eines vor dem Puteal liegend aufgefundenen, nun wieder aufgestellten Altars (s. Fig. 3) zeigt einen Krieger in voller Rüstung und eine weibliche Figur in Chiton und Mantel mit dem Szepter im Arm zu seiner Rechten, die mit lebhafter Gestikulation auf ihn einzureden scheint: Turnus und Juturna, die Gestalten des Vergilischen Epos.



Fig. 3 nach Notizie Fig. 36

Wir wenden uns endlich zum sogenannten *lacus*. Ein rechteckiges Bassin, 5,13 m lang, 5,04 m breit und 2,12 m tief. Es ist umgeben von Reticulatmauerwerk, das eine Art umlaufende Bank bildet, und diese Bank wird ihrerseits auf drei Seiten, im W. N. und S. durch Mauern aus *opus incertum*, mit Resten einer auflagernden Travertinstufe, begrenzt. Die Westmauer ruht auf einem tiefer liegenden Stratum von Tuffquadern. Die östliche Wand, durch einen gleich zu erwähnenden parallelen Einbau abgetrennt und mit diesem ein längliches Gemach bildend, besteht aus drei horizontalen Lagen von Tuffquadern, deren unterste auf einer Schicht von *opus incertum* ruht; darunter befindet sich ein Tuffpaviment, das zur Bekleidung des ältesten Lacus diente und in gleicher Weise orientiert ist wie die Ädicula. In der Mitte des Bassins erhebt sich ein Pfeiler, 1,78 m hoch. Seine Längsseiten laufen den Bassinwänden parallel, die Querseiten haben eine um ein geringes abweichende Richtung. Um den Pfeiler läuft an drei Seiten eine Stufe. Der Kern des Pfeilers besteht wie die Bassinbank aus dem *opus reticulatum* der frühen Kaiserzeit, mit Ecken von Tuffziegeln. Bassin, Bank und Pfeiler waren ganz mit Marmorplatten verkleidet, wovon bedeutende Reste erhalten sind.

Auf dem Boden des Bassins in der Nordost- und Nordwestecke sind zwei rechteckige Vertiefungen eingeschnitten: hier sprudelt der Quell der Juturna noch heute empor. Das Wasser kommt aus einer Kiesschicht, die von einem Stratum roten Lehms überdeckt wird; dieser Lehm bildet sich durch Abwaschungen vom Tuff des Palatin. Die nordöstliche Quellöffnung ist 1,27 m lang und 0,68 m breit. Man hatte in später Zeit diese Ecke des Bassins abgeschlossen, indem man eine Marmorplatte vertikal zwischen dem Pfeiler und dem östlichen Einbau auf die Kante stellte und einen Altar rücklings zwischen den Pfeiler und die Nordwand legte. Diesen Raum benutzte man als Latrine. Eine mittelalterliche Treppe führte jenseit der Marmorplatte zum Bassin hinab. Die westliche Öffnung ist 0,85 × 0,60 m grofs.

Das Wasser steigt im Bassin 1,06—1,11 m über das Marmorpflaster, mit einer mittleren Höhe von 11,28 m über dem Meeresspiegel; bis zu demselben Niveau steigt auch das Wasser im Brunnen vor der Ädicula.

Am östlichen Rande des Bassins baute man in Hadrianischer Zeit auf die Bank jene bereits erwähnte Mauer, die mit der Ostmauer des Bassins einen länglichen Raum einschliefst. Ihr ist ein Bogen addossiert, der eine Ziegelmauer trägt. Diese Mauer zeigt die Spuren einer Thüre mit Pilaster und rechts davon vorauszusetzender zweiter Öffnung. Beide Thüren entsprechen nicht der Axe des Bogens und sind mit weniger gutem Ziegelwerk verbaut. Ein grofser Rifs in dem Bogen und dem darüber befindlichen Teile des Mauerwerks hängt mit der Anlage der Latrine zusammen.

Von den Funden, die im Bassin gemacht wurden, sind besonders bemerkenswert die Reste einer Dioskurengruppe und ihrer Rosse, zum Teil originale griechische Arbeit aus der ersten Hälfte des V. Jahrh.[1]); besonders schön ein wohl erhaltener Pferdekopf (s. Fig. 7). Die Reste zeigen Spuren gewaltsamer Zerstörung. Weiter sind zu erwähnen das Fragment einer Artemisstatuette (Oberkörper und Oberarme), eine Büste des Pluton-Serapis und jener im nördlichen Teile des Bassins gefundene Altar, der zur Abtrennung der Nordostecke diente; er trägt auf allen vier Seiten Reliefs: Juppiter mit Szepter und Blitz, Leda mit dem Schwan, die Dioskuren, beider Söhne, und eine weibliche Gestalt mit Fackel (s. Fig. 4), die trotz ihrer Übereinstimmung mit Typen der Diana Lucifera auf römischen Münzen mit gröfserem Rechte wird Helena benannt werden dürfen[2]), da diese als Lichtgöttin vorkommt und als Schwester der Dioskuren das Familienensemble vervollständigt. Von geringerem Interesse ist

[1]) Amelung schreibt mir: 'Die Fragmente der Dioskurengruppe zerfallen in zwei Gruppen, die sich schon äufserlich durch den Marmor unterscheiden. Die einen sind aus sehr grofskrystallinischem, die anderen aus kleinkrystallinischem Marmor. Zu der ersten Gruppe gehört der Pferdekopf und, soweit ich sehe, alle Fragmente der Dioskuren, zu der zweiten die übrigen Teile der Pferde. Die erste Gruppe macht durchaus den Eindruck original-griechischer Arbeit aus der ersten Hälfte des V. Jahrh., nicht übermäfsig fein und sorgfältig, aber charaktervoll und lebendig. Das andere ist dagegen gering und deutlich als späte Arbeit kenntlich. Augenscheinlich ist das ursprüngliche Werk einmal beschädigt worden, und eine Ergänzung war notwendig.'

[2]) Vgl. Petersen, Röm. Mitth. XV (1900) S. 343.

das Fragment eines Basreliefs mit Resten eines auf einem Podium sitzenden Mannes und zweier Supplikanten oder dgl. davor. Ein Tischfufs aus schwarzem Marmor zeigt als ornamentalen Abschlufs einen Tierkopf, dessen zoologische Bestimmung zwischen Greifen und Löwen schwanken kann. Die Hauptmasse der Funde aber besteht, wie bei einer Quellgöttin natürlich, aus zahllosen Gefäfsen und Gefäfsscherben. Ein besonderer Typus mit länglichem Körper, kurzem Halse, bandartigem Henkel und schmaler Ausgufsröhre an der Schulter, von grüner oder grünlicher Glasur, ist vertreten durch 81 Krüge; 62 davon haben $^3/_4$ des Gefäfskörpers von oben gerechnet mit vertikalen Schuppenbändern verziert; der untere Teil ist horizontal oder wellenförmig gerillt. Die übrigen 19 Stück, darunter eins mit drei Henkeln, haben keine Schuppen, aber die eingedrückten Serpentinlinien. 1500 Fragmente desselben Typus haben sich gefunden, darunter 200 gröfsere Stücke. Eine andere Gattung wird durch gelbliche Gefäfse repräsentiert, von denen an 50 heile Stücke und 2100 Fragmente zu Tage gekommen sind. Im übrigen tausendweise Fragmente aus rötlichem, schwärzlichem oder gelbem Thon, einige Stücke mit Engobe, sowie einige, die auf der Schulter kursive Inschriften mit schwarzer Tinte tragen. Im ganzen etwa 150 heile Gefäfse und weit über 4000 Fragmente.[1] Zu erwähnen wäre noch ein eiserner Haken, etwa zum Herausfischen heruntergefallener Krüge, ein Altar aus Peperin, der in rohem Mauerwerk auf der nördlichen Bank des Bassins sich fand, ein Stück Korb-



Fig. 1 nach Notizie Fig. 49

[1]) Karo datiert sie insgesamt nicht vor 500 n. Chr.

geflecht, ein steinernes Amulet, ein Tellerfragment aus rötlichem Thon mit Darstellung eines unbärtigen Christus, endlich das Fragment eines schönen Marmoraltars.

Der Platz zwischen dem *lacus* und der Ädicula ist mit Travertin gepflastert; darunter läuft in einer Tiefe von 1,84 m eine Bleiröhre, die in gebogener Linie vom *lacus* zum Brunnen führt und diesen gespeist zu haben scheint. Da, wo das Travertinpflaster fehlte, grub man nach und fand die eingestürzten Blöcke, sie ruhten auf Steinwerk, das seinerseits auf Tuffblöcken lag. Es kam ein trapezförmiges Bassin zum Vorschein mit ein wenig geneigtem Boden. Der rote Lehm des Grundes ist gedeckt mit Tuffpaviment in nord-südlicher Orientierung, dessen Richtung nicht mit der der Bassinwände übereinstimmt. Von diesen ist die Südwand aus Tuffquadern, die drei übrigen aus *opus incertum*. Wahrscheinlich haben wir eine provisorische Konstruktion vor uns, die während der Anlage des jetzigen *lacus* zur Aushilfe dienen sollte.

Es ist noch eine Reihe von Funden zu erwähnen, die an verschiedenen Stellen des Heiligtums gemacht wurden: der untere Teil einer Athenastatue; eine Statue des Asklepios (s. Fig. 6), dem der Kopf und der rechte Arm fehlt, im Himation, den rechten Arm in die Seite gestemmt, mit der linken Hand eine Rolle haltend, neben ihm zur Linken vor dem Stab, um den sich die Schlange ringelt, ein Knabe, in der Linken einen Hahn an den Rückenfedern packend, in der Rechten ein dolchartiges Opfermesser: der Hahn ist als Opfertier des Asklepios durch die berühmte Schlufsstelle des Platonischen Phädon zur Genüge bekannt, ein bildliches Zeugnis stand bisher aus: dies ist das erste; ferner der fragmentierte Kopf einer Roma; der untere Teil einer Sitzfigur; ein archaistischer Apollo, gefunden in der Nische der nördlichen Querwand, die die Ostmauer des *lacus* und den parallelen Einbau miteinander verbindet; die Basis einer Gruppe von Mensch und Vierfüfsler, vielleicht Diana mit einem Hunde; andere Fragmente von Statuen, Reliefs und Architekturstücken; Fragmente einer schönen Marmorschale mit Zweigornament in Relief, Teile einer kleinen Fontänenanlage, ein entzückendes Stück Fries, von dem zugehörige Teile an manch anderen Stellen auch aufserhalb des Forums verbaut sind, mit Palmetten und grotesken Fratzen (s. die Kopfleiste); eine Weihinschrift an den Genius der Wasserstation, die Weihung eines *curator aquarum*; 10 Stück Mörser und Fragmente von solchen; Lampen, zahlreiche Gläserfragmente, besonders aus dem *lacus*; ein Instrument aus Knochen für Injektionen oder antiseptische Räucherung; endlich ein aretinisches Vasenfragment mit dem Kopf eines Meerdämon in Relief. Im Zimmer nördlich vom *lacus* fand man zwei Stücke einer Bleiröhre mit einer auf Vespasian bezüglichen Inschrift: vielleicht hat er wie beim Hause der Vesta, so auch beim *lacus* der Juturna irgend welche Restaurationsarbeiten veranlafst.

So weit die Ausgrabungen. Es ist nicht ohne Interesse, ihre Resultate mit dem flüchtigen Grundrifs zu vergleichen, der uns auf einem Fragment der sogenannten Forma Urbis, eines Marmorplans von Rom aus der Zeit des Septimius Severus, erhalten ist (s. Fig. 5). Wir sehen rechts ein Stück des durch

Inschrift bezeichneten Castortempels, nämlich die kleinen Räume, die sich an seiner östlichen Längswand befinden, links davon ein Rechteck mit zwei kleinen Quadraten in der Mitte, das wir nun leicht als den *lacus Iuturnae* wiedererkennen; die kleinen Quadrate sollen wohl die Quellen bezeichnen; an der Nordseite führen zwei Treppen zum Bassin hinab. Weiter nach links der Korridor und die daranstoſsenden Rampensubstruktionen; das groſse Zimmer mit der Nische östlich vom *lacus* war noch nicht vorhanden, hier steht noch die Quermauer, die ihm später zum Opfer fiel. Links davon wird man die Rampe zu erkennen haben und die Stufen ihres unteren Endes. Auf die Abweichungen im einzelnen kann nicht näher eingegangen werden.

Welchen Charakter nun hatte das *numen*, das man sich an und in diesem Quell wirksam dachte? Welches waren die religiösen Vorstellungen, die sich um diese Stätte gruppierten, und welcher Art war die Ausgestaltung, die sie im Laufe der Zeit erfuhren? Die Legende lehrt uns, daſs ein alter römischer Kult an der Quelle bestand, an den sich der Kult der griechischen Dioskuren in frührepublikanischer Zeit anschloſs. Und dieser Zusammenschluſs war so eng, daſs nicht bloſs der Tempel der Dioskuren sich dicht neben dem *lacus* der Juturna erhob — Valerius Maximus[1]) spricht von einem mit der Quelle verbundenen Heiligtum —, sondern auch die Quelle selbst, wie Dionys berichtet[2]), als heiliges Besitztum der göttlichen Zwillinge galt; und nun haben sich auch die Bilder der Dioskuren und ihrer Rosse in dem Bezirke der Juturna gefunden. Wie haben wir uns das zu erklären?


Fig. 5 nach Notizie Fig. 18

Petersen hat in seinem Aufsatze über die Dioskuren auf Monte Cavallo[3]) an die Legende angeknüpft und gemeint, wir müſsten die Erzählung von den raschen Reitern, die ihre müden Rosse nach der Reise am sprudelnden Quell erquicken, wohlmöglich in den unteritalischen Kultsagen voraussetzen, aus deren Bereich die Gestalten der Dioskuren nach Rom gekommen seien. Dadurch müsse eben ihre Ansiedelung neben dem Quell veranlaſst sein, und man dürfe kaum an einen beliebigen Zug aus dem Leben denken, der sich an den vorhandenen Quell zufällig angelehnt habe. Um dies zu erhärten, sind dann mit groſser Gelehrsamkeit die Zeugnisse für die Beziehungen der Dioskuren zum

¹) I 8, 1. ²) S. oben S. 371. ³) Röm. Mitth. XV (1900) S. 344 ff.

Wasser beigebracht. Das führt uns nicht weiter und nicht tief. Wir müssen auf das Wesen der in Rom verbundenen Gottheiten unser Augenmerk lenken, wenn anders wir dem Verständnis näherkommen wollen.

Es bedarf zu diesem Zwecke einiger Bemerkungen über den Namen der Juturna. Da Servius[1]) die von ihm erwähnte Quelle in der Nähe des Numicus ausdrücklich als Heilquelle bezeichnet (*saluberrimus fons*), da Varro[2]) berichtet, dafs zahlreiche Kranke Wasser zu Heilzwecken von der Juturna holten, da er selbst die nahe genug liegende Ableitung gemacht hatte: *Iuturna, quae iuvaret*[3]), so durfte man darüber einig sein, dafs Juturna eben 'die Helfende' bedeutet. Da publizierte Tommassetti im Jahre 1871 die Weihinschrift eines in der Galleria lapidaria des Vatikan befindlichen Marmorbeckens[4]), die besagt: die beiden Tiberii Iulii Staphylus und Nymphius weihen dieses Becken aus eigenen Mitteln; darunter stehen die Buchstaben DIVTVR. Die ganze Inschrift ist doppelt eingegraben. Tommassetti löste das lezte Wort in *Diuturnae* auf und erklärte Diuturna für die ursprüngliche Namensform der römischen Quellnymphe. Mommsen[5]) hat dann die Philologen gescholten, dafs sie nicht längst die alte Form des Namens gefunden hätten, denn bei Cicero Pro Cluentio[6]) hätten alle Handschriften *diuturnae* statt *iuturnae* und dasselbe im Florus[7]) der Palatinische Codex. Auch hier, fügt er hinzu, habe zur Zerstörung eines traditionellen Irrtums ein Stein als beredter Zeuge aus dem Schofse der Erde aufsteigen müssen. Wissowa hat in Roschers Lexikon s. v. Juturna die Ansicht von Mommsen acceptiert. Mommsen hat sie in der 2. Auflage des ersten Halbbandes des Corpus inscriptionum Latinarum S. 327 wieder abgedruckt, und Wissowa hat sie in seinem vor kurzem erschienenen Buche über Religion und Kultus der Römer (S. 183) von neuem aufgenommen. Mommsens Angaben sind etwas zu modifizieren: an der Cicerostelle haben der Palimpsest und zwei andere Handschriften *diuturnae*, eine vierte *iuturnae* und eine fünfte, die mit dieser aus derselben Quelle fliefst, *diuturnae*, aber mit expungiertem *d*, ein ebenso sicherer wie unnötiger Beweis für die Leichtigkeit der Verschreibung. Im Florus hat die älteste Handschrift *iuturnae*, eine dritte das gleichwertige *uiturnae*, wo nur der *i*-Punkt zu versetzen ist. Endlich ist zu sagen, dafs bei Cicero vor dem Namen der Quelle *ad* steht, und bei Florus *apud*: damit wird die Lesung *Diuturnae* wankend, denn es lag für den Abschreiber nahe genug, das *d* zu dem folgenden Namen herüberzuziehen, der ihm dadurch aus einem *x* zu einer bekannten Gröfse wurde. Das Zeugnis des Marmorbeckens aber ist durch die Weihinschriften des Puteals und des Epistyls der Ädicula entkräftet, denn da man die Dativendung *-ai* archaisierender Weise, wohl nach alter Vorlage, beibehielt, so hätte man sicherlich auch die alte Namensform konserviert, wenn eine solche vorhanden gewesen wäre. Die vatikanische Inschrift ist stark abgerieben, und weder Zeit noch Fundort näher bestimmt; dafs der Name der Gottheit unter der abgekürzten Schlufsformel

[1]) A. a. O. [2]) De l. l. V 71. [3]) A. a. O. [4]) Bulletino dell' inst. 1871 S. 137.
[5]) Eph. epigr. I 36 f. [6]) A. a. O. [7]) Epit. I 28, 14.

steht, ist zum mindesten ungewöhnlich: man darf zweifeln, ob er mit der Quellgottheit überhaupt etwas zu thun hat. Der Name *Iuturna* ist analog gebildet wie *taciturnus*, der schweigsame: es sind Ableitungen von Nominalstämmen auf *-tor* mit Suffix *-no -na.*[1]) Gerade in der Götterwelt sind weitere Parallelen zu finden: *Saturnus*, der 'Säer', und *Manturna*, die Göttin, die dafür sorgt, dafs die Frau nicht dem Manne fortläuft[2]): wir haben im Supinum freilich *mansum*, aber das *t* liegt vor im Frequentativ *mantare* = 'verharren'. Ebendahin gehört auch der Flufs *Volturnus*, der 'Wälzende'. Alle diese Bildungen bezeichnen eine charakteristische Thätigkeit oder einen Zustand, Juturna ist also eine echte 'Sondergöttin'.

Juturna ist Heilgöttin, und die Kranken suchen bei ihr Gesundheit. Wissen wir von den Dioskuren etwas Ähnliches? Gewifs sind sie die Helfer schlechthin in aller Not, die σωτῆρες, die Heilande. Aber wir haben einen positiveren Anhalt. Ein abgelegenes Persius-Scholion[3]) giebt uns Kunde, dafs Castor und Pollux bei einer grofsen Seuche in Träumen den Römern die Heilmittel offenbarten, durch die sie gesund werden sollten. Damit taucht ein ganzes, grofses Gebiet religiöser Vorstellungen auf: die Krankenheilung durch göttliche Offenbarung im Traum und die daraus hervorgegangene Sitte der Incubation, d. h. das Schlafen in einem Heiligtume zu dem Zwecke, einen iatrisch bedeutsamen Traum zu träumen. Wie weit diese Sitte verbreitet war, brauche ich hier nicht auszuführen. Dafs sie in dem Heiligtum der Dioskuren, in der Nachbarschaft der Juturna, geübt wurde, geht aus der Nachricht hervor, die in demselben Persius-Scholien aufbewahrt ist: es hätten in dem Tempel der Dioskuren Traumdeuter ihr Wesen getrieben, die die reinen und klaren Träume der Leute auslegten. Das spricht in Verbindung mit dem oben Gesagten deutlich genug. Zahllos sind die Weihungen auf Grund von Traumoffenbarungen, die uns erhalten sind; ihre typische Schlufsformel ist: *ex visu, ex iussu, ex oraculo* u. dgl. Nun haben sich bei der Phokassäule, also nicht weit vom Dioskurentempel zwei Weihinschriften gefunden, die heute am Nordrande der Basilica Julia aufgestellt sind: *ἀπωσικάκοις θεοῖς ex oraculo* und *Ἀθάνᾳ ἀποτροπαίᾳ ex oraculo*[4]), und auf den Stufen der Basilica hat ein Knabe sich eine Spieltafel zurechtgraviert, da steht hineingekritzelt *oraculo*: also hatte auch jener Müfsiggänger eine ähnliche Weihung vor Augen. Die eine der erstgenannten Inschriften gilt den übelabwehrenden Göttern, einer Mehrzahl: ich meine, es sind die Dioskuren: die andere Athena, der abwehrenden, also wieder einer 'helfenden' Gottheit. Ich denke, von hier aus gewinnen wir neues Licht, und es wird

[1]) Vgl. Corssen I 418. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dafs Bréal neuerdings in den Mémoires de la Société de linguistique de Paris XII (1901) S. 78 f. die Etymologie *quae iuvaret* für unmöglich erklärt, weil das Femininum zu **iutor iutrix* heifsen müfste. Auch er setzt mit Doederlein (Synonyme I 6) *Iuturna* = *diuturna* und paraphrasiert *qui dure toujours.* Von dieser Eigenschaft wird auch die Erzählung Vergils abgeleitet, nach der Juppiter der Juturna Unsterblichkeit verliehen hat. Das wieder aufgedeckte Heiligtum ist mit dem Tempel im Marsfelde verwechselt.

[2]) Augustin, De civ. Dei VI 9. [3]) Zu II 56 S. 20 Buech. vgl. De incubatione S. 79.

[4]) IGSI 957.

noch heller, wenn wir Umschau halten unter den Göttergestalten, die uns durch die Juturnaausgrabungen wiedergeschenkt sind. Apollo ist als Gott der Heilkunst bekannt, und Pluton-Serapis ist jenen angedeuteten Vorstellungskreisen nicht fremd; aber von allergröfster Bedeutsamkeit ist die Statue des Asklepios, als Kultstatue wie keine der anderen charakterisiert durch den Opferknaben zu seiner Linken, nächst der Juturna selbst, die wohl auf der Basis der Ädicula ihren Platz fand, an dem ausgezeichnetsten Orte des ganzen Bezirkes aufgestellt, in der Nische des Hauptraumes östlich vom Lacus. Denn dafs er dort stand, ist sicher: wurde er doch unmittelbar davor auf der Vorderseite liegend gefunden. Asklepios ist der Incubationsgott *par excellence*; wer kennt nicht die köstlichen Wundergeschichten aus Epidauros, wo alle Bresthaften die ersehnte Restauration finden, bis hinab zu dem Mann mit der Glatze, den die Freunde verhöhnen, und der, vom Gotte im Traum mit wunderthätiger Salbe behandelt, am nächsten Morgen sich eines prangenden Haarwaldes erfreut. Asklepios ist in diesem Bezirk an erster Stelle verehrt worden, und es ist nur ein anderes Wort, wenn ich sage: hier hat auch Incubation stattgefunden. Damit gewinnen wir vielleicht auch eine Erklärung für die mannigfaltigen Räumlichkeiten, die wir bei unserer Wanderung durch die Ruinen kennen lernten: sie dienten zur Unterkunft der Heilung Suchenden; dafs man der göttlichen Heilkraft zu Hilfe kam, scheinen die gefundenen Mörser zu beweisen, die zu pharmazeutischen Zwecken gedient haben können.[1])



Fig. 6

So ist ein Stück Volksreligion vor unseren Augen lebendig geworden und auch auf die Dioskuren neues Licht gefallen. Wissowa schliefst in seinem neuen Buche den Abschnitt über Castor und Pollux mit dem Bemerken, dafs gerade in ihrer Stellung zur Volksreligion manches dunkel bliebe; das Wunderbarste aber läge darin, dafs sie zu Schwurgöttern für das römische Volk wurden, von der Verteilung der Schwüre *ecastor* und *edepol* auf Frauen und Männer ganz zu geschweigen.[2]) Gewifs ist unsere Überlieferung gerade für die religiösen Vorstellungen des niederen Volkes äufserst fragmentarisch, und

1) S. Notizie degli scavi S. 131. 2) Religion und Kultus der Römer S. 219.

das ist nur natürlich, da dergleichen keinen Niederschlag findet in Litteratur und Kunst und es vielmehr als ein Zufall erscheint, wenn wir solche Kunde erhalten; und doch kann sorgfältiges Achten auf die versprengten Trümmer jener Überlieferungen immer noch belohnt werden; manchmal liegen sie freilich weit auseinander. Gerade für die Geltung der Dioskuren als Schwurgötter können wir über das Verwundern hinauskommen.

In der Lysistrate des Aristophanes V. 202 ff. bringen die Frauen einen Keiler zum Opfer dar. Lysistrate betet: 'Herrin Peitho und du, geliebte Trinkschale, nimm das Opfer an, gnädig gesinnt den Frauen.' Sie schlachten das Tier, und Kalonike ruft freudig aus: 'welch' schöne Farbe hat das Blut und wie glückverheifsend sprudelt es auf!' Und Lampito fügt hinzu: 'ja wahrhaftig, es duftet lieblich, beim Castor!' Lampito ist Lakonierin: Lysistrate begrüfst sie zu Beginn des Stückes (V. 78) mit den Worten: 'o liebste Lakonierin, sei mir gegrüfst, o Lampito!' Wir wissen, seit Dieterich sein Buch 'Pulcinella' schrieb, was der Ausländer als typische Figur in der Komödie bedeutet. Er ist an sich komische Figur, er ist das noch heute an sich für jeden italienischen Strafsenjungen, nicht blofs dann, wenn er es auch daheim ist. Alle Ausländer sprechen bei Aristophanes, wie genugsam bekannt, ihren heimischen Dialekt, aber sie schwören auch bei ihren heimischen Schwurgöttern. Wir lernen also schon aus dieser Stelle, dafs der Schwur bei Castor in Sparta geläufig war, und das findet seine Bestätigung gegen Ende des Stückes, wo der Schwur 'beim Castor!' noch einmal vorkommt, und zwar im Munde des lacedämonischen Herolds (V. 988). V. 81 schwört Lampito *ναὶ τὼ σιώ*, und die Scholien erklären korrekt: *τοὺς Διοσκόρους λέγει*; derselbe Schwur kehrt wieder im Munde eines Lakoniers V. 1105 und wird auch bei Xenophon und Plutarch von Lakoniern gebraucht.[1]) Mit Namen genannt sind beide Dioskuren als Schwurgötter in einem Epigramm des Palladas (Anth. Pal. XI 351). Der Dichter lebte zu Alexandria im IV. Jahrh. n. Chr., wurde von seiner Frau schlecht behandelt und verdankte diesem Umstande, wie man sagte, seine witzige Ader. Ich will das launige Epigramm nicht zurückhalten:

Gestern hab' ich die Kammer dem Gerstentrankhändler vermietet,
  Einen faustkämpfenden Mann finde ich heute darin.
Als nach dem Namen ich frag' und woher er ins Haus uns gekommen,
  Reckt er zum Kampfe mit mir seine zwei Fäuste empor.
Husch, da war ich verschwunden, aus Furcht vor dem gräulichen Menschen,
  Da statt des Bierwirts ich plötzlich den Fäustling erblickt.
O, ich beschwöre dich, Freund, beim kampfesgewaltigen Pollux
  Und bei Castor und auch bei dem allgütigen Zeus —
Schaffe den Unhold mir fort, den leidigen: siehe, ich kann nicht
  Stets mich prügeln aufs neu', kommet der Erste ins Land.

[1]) Vgl. die Stellen bei Wide, Lakonische Kulte S. 307. Philostr. Vit. Apoll. IV 31 S. 149, 27 Kays. ist der Text nicht in Ordnung: nach dem ganzen Zusammenhang kann nicht Apollonius Subjekt zu *ἔφη* sein, sondern nur die Lakonier. Es ist also *ἔφασαν* zu schreiben oder *ἔφησαν*, was schon die Ausgabe des Olearius bot, und damit ist auch der Schwur *ναὶ τὼ σιώ* wieder von Lakoniern gesprochen.

Der Dioskurenkult wanderte von Lakonien nach Unteritalien, von dort nach Mittelitalien und wahrscheinlich über Tusculum zu den Römern. Das Volk, das seine Götter in die Fremde verpflanzte, brachte auch den Schwur bei diesen Göttern aus der Heimat mit. Die griechische Herkunft der Götter ist bei den Römern schon vergessen: der Weg zu ihnen ging ein langes Stück durch italisches Land. In Tarent sehen wir den griechischen Kult noch in voller Blüte: die von Petersen[1]) publizierten Terrakotten sind ein redendes Zeugnis, in Tusculum hat es noch Lectisternien gegeben, wie eine Notiz des Festus bezeugt[2]), aber in Rom, wo man den einheimischen und griechischen Ritus so streng auseinanderhielt, hören wir von nichts mehr, was die Herkunft aus der Fremde verriete. Und doch sind die Schwurformeln geblieben und ein nachdrücklicher Hinweis auf die Bedeutung des Götterpaares im Volksleben.

Es ist kein Zufall, dafs Incubation im Dioskurenkult gerade für Rom bezeugt ist und sonst nirgends, wohl aber, dafs wir in Sparta nichts von ähnlichen Dingen hören. Die Incubationsmantik ist den chthonischen, den Erdgottheiten eigentümlich, und gerade in Sparta und sonst im Peloponnes haben die Dioskuren chthonischen Charakter: die Schlange erscheint als ihr Symbol auf lakonischen Münzen und Reliefs[3]); in Therapne hausen sie unter der Erde[4]); in Argos und Sparta zeigte man ein Grab des Castor[5]): das ist nichts anderes als die Kultstätte einer in den Hintergrund gedrängten Erdgottheit. Für Byzanz kann man Incubation im Dioskurenkult erschliefsen. Eine kurze Nachricht über ein altes Heiligtum, dessen Gründung dem mythischen Byzas zugeschrieben wird, findet sich bei Hesych. Miles. 15 (FHG IV 149). Es wird erwähnt, dafs dort Kranke gesund wurden. Dafs es durch Incubation geschah beweisen die zahlreichen Incubationswunder der christlichen Heiligen Cosmas und Damian, die in der Kirche die Rolle der Dioskuren weiter spielen.[6]) Diese Heiligen sind denn auch nach Rom gelangt: ihre Kirche steht an Stelle des alten Romulustempels, nicht weit von dem Tempel des Castor und Pollux, und Rafael von Volterra behauptete, sie sei einst ein Dioskurenheiligtum gewesen.[7]) Das ist sicher unrichtig, aber beweisend für die Zähigkeit religiöser Vorstellungen. In Rom und Byzanz also fanden wir Incubation im Kulte des Castor und Pollux. Die Wurzel ist dieselbe: Rom bezog seinen Kult indirekt aus dem Peloponnes, Byzanz ist dorische Kolonie.

Wir stehen am Ende dieser mythologischen Schlufsbetrachtung. Was ich damit habe vorführen wollen, ist ein Stück religiöser Tradition. Tradition ist nicht immer die schleppende Kette, nicht immer die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Krankheit. Es liegt auch ein Gröfseres darin beschlossen. Was machte denn Rom zu Rom, wenn nicht jenes, dafs eine un-

---

1) Röm. Mitth. XV (1900) 1 ff. 2) S. 313 M. 3) S. Roschers Lex. I 1170 f.

4) Pind. Nem. X 105. Alcman frg. 5 Bgk.[4] (Schol. Eur. Troad. 210), vgl. Γ 243 f. λ 301 ff. Cic. N. d. III 5, 11.

5) Plut. Qu. Gr. 23; Paus. III 13, 1. 6) De incubatione S. 68 ff.

7) Ugonio, Stazioni S. 174.

unterbrochene Tradition durch zwei und ein halbes Jahrtausend sich aufthut vor unseren Augen! Der Historiker braucht nicht immer dem rastlosen Flusse des Werdens zu folgen, dem Auf und Ab, dem Kommen und Gehen, dem Woher und Wohin. Wer je in seinem Leben eines religiösen Eindrucks fähig war — und wer hätte sonst ein wirkliches Verhältnis auch zur Geschichte religiösen Empfindens —, der wird auch aus den Irrungen der Phantasie und aus dem Glauben, der zum Aberglauben ward, ein Teil herausfühlen von dem, was ewig ist in jedem Menschenherzen.



Fig. 7 nach Notizie Fig. 43

DIE UMWANDLUNG DES FRÄNKISCHEN HEERES VON CHLODWIG BIS KARL DEN GROSSEN

Von Gustav Roloff

So dunkel und umstritten die Geschichte vom VI. bis VIII. Jahrh. uns ist, so hat die Forscherthätigkeit doch allmählich in einigen wichtigen Punkten allgemeine Übereinstimmung erzielen können. Es wird heute niemand leugnen, dafs das Heer Chlodwigs in seiner Masse aus Infanterie, das Karls des Grofsen dagegen vorwiegend aus Reiterei bestanden hat, und zwar repräsentierten die Krieger Chlodwigs die gesamte wehrfähige Stammesmannschaft; es waren durchweg freie Männer, die unter direktem Befehl des Königs fochten, während die Streiter Karls zum gröfsten Teil abhängige Leute waren und nicht mehr in direktem Verhältnis zum König standen. Wie diese für Heer und Staat so wichtige Abwandlung entstanden und vollendet ist, darüber gehen die Meinungen freilich weit auseinander, und da die Quellen für die Zwischenzeit spärlicher fliefsen als für Anfang und Ende der Entwickelung, so ist eine Verständigung dort schwieriger als hier. Wenn ich im folgenden einen neuen Erklärungsversuch mache, so will ich mich nicht in das Für und Wider der Hypothesen zur inneren und äufseren Geschichte der Merowinger verlieren, sondern ich will mich allein an die Erscheinungen im westfränkischen Heerwesen halten; ich will in den Grundzügen feststellen, wann und weshalb jene Änderung eingetreten ist, ohne zugleich alle Konsequenzen, die sich daraus für das gesamte staatliche und nationale Leben ergeben haben, zu erörtern.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst, wie sich die verbreitetste Auffassung, die Heinrich Brunner formuliert hat, die Abwandlung erklärt. Hiernach liegen ihre Ursachen in inneren und äufseren Zuständen[1]): in den inneren, weil, wie schon Waitz erkannt hat, der schlechte Zustand der Strafsen es unmöglich machte, grofse Infanteriemassen schnell von einem Ende des Reichs zum anderen zu bewegen; in den auswärtigen, weil die Kriege mit den Mauren seit Karl Martel eine tüchtige Reiterei erforderten. Denn, sagt Brunner, mit Infanterie, die das fränkische Heer damals fast ausschliefslich bildete, liefs sich den berittenen Mauren gegenüber keine energische Offensive unternehmen: der

[1]) Brunner, Deutsche Rechtsgesch. II und besonders: Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehenswesens, Zeitschr. f. Rechtsgesch. German. Abteil. VIII, 1887, wiederabgedruckt in den gesammelten Aufsätzen: Forschungen zur Geschichte des deutschen und französischen Rechts, Stuttgart 1894. — Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgesch., hat sich ihm ausdrücklich angeschlossen.

Sieg von Poitiers, der das Abendland gerettet und Karls Namen unsterblich gemacht hat, ist daher auch durch geschickte Ausnutzung der Defensive erfochten worden. Eine Verfolgung freilich war bei der Schwerfälligkeit der fränkischen Infanterie ausgeschlossen. Diese Schlacht ist dann der entscheidende Wendepunkt geworden. Jetzt hatte man eingesehen, dafs man ohne Reiterei weder die Einfälle der Sarazenenscharen verhindern noch taktische Erfolge ausnutzen könne. Infolgedessen bemühte sich Karl, die Franken an den Rofsdienst zu gewöhnen. Da er den freien Bauern nicht zwingen konnte, anstatt zu Fufs zu Pferde auszuziehen, so schlug er einen anderen Weg ein: er gab den Grofsen des Reiches Land zu beschränktem Eigentum unter der Bedingung, dafs sie mit Hilfe des neuen Besitzes eine Anzahl Reiter für den Kriegsdienst ausrüsteten. Da die Staatsmittel zu dieser Operation nicht ausreichten, so scheute er sich nicht, das Kirchengut zu solchen weltlichen Zwecken zu verwenden. Auf diese Weise ist es ihm in kurzer Zeit gelungen, ein brauchbares Reiterheer zu schaffen: nach Poitiers (732) begann die Umformung, und nach einigen zwanzig Jahren war sie im wesentlichen abgeschlossen. Zwei Momente bezeichnen diesen Abschlufs: im Jahre 755 wurde die allgemeine Heeresversammlung aus dem März in den Mai verlegt, weil im März die zusammenströmenden Reiter für ihre Pferde nicht genügend Futter fanden, und wenige Jahre später begann die Offensive gegen die Mauren, die früher nicht möglich gewesen war. Diese aus militärischen Rücksichten erfolgte Bereicherung der Grofsen hat dann wesentlich dazu beigetragen, die Ausbildung des seit dem VII. Jahrh. aufkommenden Lehenswesens zu befördern und das alte Volksheer in ein Vasallenheer umzugestalten.

So geschlossen und logisch diese Anschauung erscheint, so ist sie doch unhaltbar, weil sie von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht. Es ist nicht einzusehen, warum Kavallerie leichter als Infanterie den schlechten Zustand der Wege überwinden soll: ohne Frage ist im Gegenteil der Fufsgänger weit geeigneter, Wälder, Sümpfe, Flüsse und Engpässe zu passieren und Hindernisse zu beseitigen als der Reiter. Und nicht minder unzutreffend ist die Ansicht, dafs Infanterie gegen Reiter zur erfolgreichen Offensive unfähig sei: das Beispiel der Griechen und vor allem der Schweizer zeigt zur Genüge, dafs gute, geschlossene Infanterie dazu vollauf geeignet ist. Auch der Verlauf der Schlacht von Poitiers beweist nichts, denn wir wissen davon viel zu wenig, um Karls Kriegführung mit Sicherheit erkennen und so weitreichende Schlüsse daraus ziehen zu können.[1]) Dann vermag Brunner nicht nachzuweisen, dafs Karl Martel bei

[1]) Brunners Auffassung der Schlacht von Poitiers als einer fränkischen Defensivschlacht ist quellenmäfsig nicht haltbar. Zunächst tritt in der Fortsetzung Fredegars und einigen jüngeren Quellen Karl Martel als Angreifer auf, aber falls man diese Quellen nicht als vollwertig anerkennen will, so ist auch der Bericht der Contin. Is. Hisp. (Mon. Auct. ant. XI 2), auf den sich Brunner stützt, unbrauchbar. Es heifst da von Karl und seinem Gegner Abderrhaman: *ubi dum pene per septem dies utrique de pugne conflictu excruciant, sese postremo in aciem parant atque dum acriter dimicant* . . . Hieraus kann man unmöglich mit Brunner, Richter (Annalen), Breysig (Jahrbücher Karl Martels) und anderen heraus-

der sogenannten Säkularisation den Zweck verfolgt hat, gerade seine Reiter zu vermehren: aus den Quellen geht nur hervor, dafs sie dem Heere zu gute gekommen ist. Die Klage eines Geistlichen, dafs aus den Kirchengeräten Sporen und Sattelverzierungen verfertigt worden seien, ist die einzige Stelle, die etwas Kavalleristisches enthält, und aus ihr kann man gewifs nicht eine solche Absicht Karls herauslesen. Auch die Verwandlung des Märzfeldes in ein Maifeld durch Pippin läfst nicht mit unbedingter Notwendigkeit auf die Zunahme der Reiterei um die Mitte des VIII. Jahrh. schliefsen: wir sind über die recht unregelmäfsig abgehaltenen Heeresversammlungen vor Pippin so wenig unterrichtet, dafs ein Bedürfnis nach einer solchen Verlegung schon lange bestanden haben kann, ohne dafs wir etwas davon erfahren. Endlich ist es im Rahmen der Brunnerschen Auffassung höchst unwahrscheinlich, dafs gerade an die Schlacht von Poitiers sich die Umwandlung anknüpfen soll: wie kann man einer Armee, die soeben einen grofsen Sieg erfochten hat, zumuten, ihre Taktik nach dem Muster des geschlagenen Feindes umzugestalten? Und sollte es gar möglich sein, eine solche fundamentale Änderung — vollends bei der wenig entwickelten Staatsgewalt der damaligen Zeit — in weniger als einem Menschenalter durchzuführen? Ein solcher Vorgang würde in der Weltgeschichte einzig dastehen.

Wir müssen es versuchen, eine andere Auffassung zu geben, die mit den Quellenaussagen und sachlichen Erfordernissen übereinstimmt. Um einen sicheren Ausgangspunkt zu gewinnen, knüpfen wir an den Teil der Brunnerschen Ausführungen an, der ohne Zweifel zutreffend ist: an die von ihm in Verbindung mit Waitz festgestellte Thatsache, dafs in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. das fränkische Heer vorwiegend ein Reiterheer gewesen ist. Nach dem soeben Dargelegten ist es wahrscheinlich, dafs dann auch vor Poitiers die Zusammensetzung des Heeres eine ähnliche gewesen ist, und die Quellenaussagen

lesen, dafs die Franken sieben Tage lang in fester Stellung den Angriff der Feinde erwartet und den Arabern die Initiative überlassen hätten. Die Stelle enthält schlechterdings nichts Charakteristisches für die Haltung einer Partei vor der Schlacht; beide Teile werden vielmehr mit denselben typischen Wendungen bedacht. Über die Gründe, die beide Heerführer zu dem siebentägigen Geplänkel vor dem eigentlichen Zusammentreffen veranlafst haben, erfahren wir gar nichts, ebensowenig, von welcher Seite schliefslich der Angriff erfolgt ist. Wenn es dann weiter heifst: *gentes septentrionales in hictu oculi ut paries immobiles permanentes sicuti et zona rigoris glacialiter manent adstricti* . . ., so bedeutet auch das nicht eine defensive Haltung; es heifst nur, die Germanen standen im Kampfe wie die Mauern, es ist eine Charakteristik ihres Mutes, aber nicht ihrer Taktik. Auch die weitere Schilderung der Schlacht bringt nichts bei, was auf einen Mangel an Reiterei auf fränkischer Seite schliefsen liefse. Dafs die Franken am anderen Tage sich vorsichtig informieren, ob die Mauren noch kampfbereit sind, ist natürlich, denn sie hatten am ersten Tage noch keinen vollen Sieg erfochten; ein Grund für die Unterlassung der Verfolgung wird nicht angegeben, und es ist ganz willkürlich, diese Erscheinung mit Mangel an Reiterei zu erklären. Zahllose Schlachten, in denen es dem Sieger nicht an Reitern fehlte, sind ebenfalls ohne Verfolgung geblieben. Wir müssen uns also bescheiden, dafs wir von der Schlacht von Poitiers taktische Einzelheiten nicht kennen und sie ganz aus unserer Untersuchung ausscheiden.

bestätigen diesen Schlufs. Eine Beschreibung der fränkischen Armee aus dem Anfang des VIII. Jahrh. haben wir zwar nicht, aber für ältere Zeiten besitzen wir Zeugnisse genug, um uns ein ungefähres Bild machen zu können. Zahlreiche Stellen bei Gregor von Tours ergeben mit Deutlichkeit, dafs die Reiter im VI. Jahrh. nicht gefehlt haben, dafs sie vielmehr eine gröfsere Rolle als vor oder unter Chlodwig gespielt haben.[1] Der Zug der Zeit ging also seit dem VI. Jahrh. auf die Vermehrung der Reiter, und demgemäfs müssen sie bei Poitiers schon einen beträchtlichen Teil des Heeres gebildet haben: die Umwandlung des Fufsheeres in ein Reiterheer war also nicht das Werk einer Generation, sondern zweier Jahrhunderte.

Es fragt sich nun, welche Gründe diese Veränderung hervorgerufen haben. In der absoluten Inferiorität des Fufsvolks gegen Reiterei können sie, wie oben dargethan, nicht gelegen haben; es müssen also besondere Momente hinzugekommen sein, die die Infanterie entwertet haben. So ist es auch: die Infanterie der Söhne und Enkel Chlodwigs und vollends die Karl Martels war nicht mehr die Infanterie, mit der Chlodwig sein Reich begründet hatte.

Das Heerwesen bis zu Chlodwigs Zeit hatte darauf beruht, dafs sich jeder einzelne Germane als Krieger fühlte, und dafs der innere Zusammenhalt der sippenweise zusammengestellten Mannschaften stark genug war, einen unzerbrechlichen geschlossenen taktischen Körper zu bilden. Nicht durch künstliches Exerzieren wie bei einem Kulturvolke, sondern durch die ganzen Daseinsbedingungen, durch das enge Zusammenleben der Stammesgenossen war diesem Naturvolke die Voraussetzung des taktischen Körpers, 'die Einheit des Willens in einer Vielheit von Individuen' in Fleisch und Blut übergegangen.[2] Diese den Germanen gleichsam angeborene kriegerische Disziplin hatte sie befähigt, mit ihren tiefen viereckigen Infanteriehaufen, neben denen die Reiterei überall weit weniger bedeutete, den Römern zu widerstehen und selbst römisches Gebiet zu erobern. Aber mit der Ausbreitung auf römischem Boden verdorrten die Wurzeln des germanischen Wehrsystems. Die Franken, die sich in den Ländern zwischen Somme und Loire nur sporadisch und noch seltener jenseits der Loire ansiedelten[3]), mufsten den familienhaften Zusammenhalt ver-

[1]) So Gregor III 7, IV 30, VIII 45, IX 31; Gesta 41. Es ist selbstverständlich, dafs die Einzelheiten dieser und ähnlicher Stellen nicht ohne weiteres acceptiert werden dürfen, aber so viel geht mit Sicherheit aus ihnen hervor, dafs eine bedeutende fränkische Reiterei damals existiert, ja dafs sie in manchen Gefechten die Hauptlast des Kampfes getragen hat, was vor Chlodwig nie der Fall gewesen ist. Diesen Berichten gegenüber können die von Brunner angeführten Notizen bei Prokop und Agathias, die den Franken wenig Reiter geben, nicht in Betracht kommen, denn erstens haben sie die beschriebenen fränkischen Heere nicht gesehen, zweitens sind ihre Erzählungen wegen der riesigen Heereszahlen und anderer Details wenig glaubwürdig, und endlich würde die geringe Anzahl von Reitern in einem oder dem anderen fränkischen Heere nicht unbedingt auf einen Mangel an Reitern bei den Franken überhaupt schliefsen lassen. Die von Brunner citierte Beowulfstelle enthält gar nichts Positives.

[2]) Vgl. Delbrück, Gesch. der Kriegskunst II 44; Perser- und Burgunderkriege S. 16.

[3]) Vgl. Waitz, V. G. II 1; Brunner, D. R. G. I 94.

lieren, der ihre Stärke bisher ausgemacht hatte; sie wurden überdies aus Kriegern Bauern und waren seitdem wenig geneigt, sich an Kriegszügen zu beteiligen. Da es keinen Sold gab und Plünderung verboten war, so war ein Feldzug stets eine kostspielige Sache, und während der Abwesenheit im Felde wurde die Wirtschaft vernachlässigt oder gar zerstört. Diese Minderung der Kriegsfreudigkeit und die allmähliche Entfremdung der Stammesgenossen untereinander lockerte die Geschlossenheit und Disziplin der Infanteriekörper; als dann die Romanen der Wehrpflicht unterstellt wurden, kam ein neues, fremdes Element hinzu, dem alle den Franken etwa noch von ihrer Vergangenheit her gebliebenen Tugenden fehlten.[1]) Es mag ein buntes Gemisch von fränkischen und nichtfränkischen, kriegerischen und unkriegerischen Elementen gewesen sein, das das Aufgebot einer gallischen Grafschaft in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. bildete, und das Zusammenwirken mehrerer Grafschaftskontingente mufs vollends die gröfsten Schwierigkeiten geboten haben. Die alte innere Einheit der Heeresabteilungen, in der jeder seinen Nebenmann und den Führer von Jugend auf kannte, war verloren; das selbstverständliche Vertrauen zu der Tüchtigkeit und dem guten Willen des anderen und der angeborene Gehorsam waren dahin, und damit hatte der taktische Körper sein Bestes eingebüfst: seine militärische Leistungsfähigkeit war aufs tiefste beeinträchtigt worden.[2]) Nur durch eifriges Exerzieren hätten diese verschiedenen Bestandteile zu einem disziplinierten Ganzen verschmolzen werden können, aber davon konnte bei der damaligen Staatsverfassung keine Rede sein. Von wesentlicher Bedeutung für die allmähliche Verschlechterung der fränkischen Infanterie wird es gewesen sein, dafs der Stand der Gemeinfreien, der bis zu Chlodwig fast ausschliefslich den taktischen Körper gebildet hatte, sich seit dem VI. Jahrh. verringerte. Ein Teil von ihnen geriet bekanntlich aus mannigfachen Ursachen seit dem VI. Jahrh. in Knechtschaft[3]) und schied damit aus der allgemeinen Wehrpflicht aus. Das Element, das die besten militärischen Traditionen repräsentierte, verminderte sich also mit der Zeit.

Einen Ersatz für diesen Verlust an öffentlicher Wehrkraft hat die Staatsgewalt nicht schaffen können, dafür tritt das Bestreben nach Ausbildung privater militärischer Mannschaften hervor. In den gesetzlosen Zeiten, die unter Chlodwigs Nachkommen hereinbrachen, war jeder, der seines Lebens und Besitzes sicher sein wollte, auf Selbsthilfe angewiesen: sei es, dafs es eine Räuberschar oder einen Nachbarn abzuwehren oder zu überfallen galt. Zu dem Zwecke bildeten die gröfseren Grundbesitzer einen Teil ihrer auf ihren Gütern angesessenen Hörigen militärisch aus; eine Anzahl hielten sie sogar zu beständiger Kriegsbereitschaft in ihrer Nähe. Diese Mannschaften verwandten sie

[1]) Vgl. Waitz II 72.

[2]) Auch in den burgundischen Landesteilen kann es nicht anders gewesen sein. Hier können die germanischen Eroberer ebenfalls nur eine dünne Schicht innerhalb der romanischen Bevölkerung gebildet haben, denn der kleine Stamm war viel zu schwach, um das grofse Gebiet wirklich zu besiedeln.

[3]) Vgl. Waitz II 1, 246; Brunner, D. R. G. I 207.

nicht nur in ihren Privatfehden, sondern auch im königlichen Dienste[1]): denn je stärker gerüstet ein solcher Herr im Heere auftrat, um so höher mufste sein Ansehen im Staate steigen; je mehr er im Kriege leistete, um so mehr Belohnungen konnte er vom Könige erwarten und mit dem neu erworbenen Reichtum neue Dienstleute ausrüsten. Natürlich liefsen die grofsen Herren diese hörigen Privatsoldaten, ihre 'Vassen', nicht in das Aufgebot der Grafschaften eintreten, denn da dieses vom Grafen kommandiert wurde, hätten sie ja die Verfügung über ihre Leute verloren. Die Mannschaften der Grofsen bildeten vielmehr besondere Gruppen unter dem Befehle des Herrn (*senior*), und da sie besser geübt und bewaffnet waren als die Mehrheit der widerwillig ins Feld ziehenden Gemeinfreien, so mufsten auch ihre Leistungen besser sein. Mit der Zunahme des Grofsgrundbesitzes infolge der Rodungen, der verbesserten Wirtschaftstechnik und des Aufsaugens der kleinen Freien[2]) mufs die Zahl und Qualität der privaten Dienstmannen immer gewachsen, der Wert des allgemeinen Aufgebots immer mehr in den Hintergrund getreten sein.[3])

Es konnte nun nicht ausbleiben, dafs die Grofsen darnach trachteten, auch die Wehrkraft der kleinen Freien zu ihren Gunsten zu verwenden, wie sie schon durch die Einrichtung der Zinsgüter verstanden hatten, wirtschaftlich von ihrer Arbeit Vorteil zu ziehen. Zunächst ergaben sich, wie schon erwähnt, zahlreiche Freie, gezwungen und freiwillig in ihre Knechtschaft: über deren Kraft konnten sie also verfügen wie über die ihrer Hörigen von alters her. Dann fanden sie auch ein Mittel, die kleinen Freien, die ihre Freiheit behauptet hatten, zu ihrem Dienste heranzuziehen. Der Grofse schlofs mit dem Kleinen einen Vertrag, wonach er ihm ein Stück Land zur Benutzung überwies und andere Vorteile, wie Vertretung vor Gericht und Schutz gegen Angriffe u. dgl., zusagte und der Kleine sich verpflichtete, als Entgelt dem Grofsen auf Verlangen persönliche Kriegsdienste zu leisten.[4]) Das Gut, das er erhielt, mufste natürlich grofs genug sein, dafs sein Ertrag ihm die Rüstungskosten reichlich deckte, und es mufste so beschaffen sein, dafs seine Bewirtschaftung auch in der Abwesenheit des Nutzniefsers regelmäfsig weiter ging. Ein Senior hatte also schon im VI. Jahrh. zweierlei Arten Dienstmannen: freie und unfreie.[5])

[1]) Die Belege für die Verwendung Unfreier im privaten Waffendienste haben Roth, Entstehung des Benefizialwesens S. 154 ff. und Waitz II 1 S. 230 258, II 2, 218 und an anderen Orten zusammengestellt. Vgl. ferner Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte S. 158. Die von Roth und Waitz gesammelten Stellen beweisen auch, dafs die unfreien Dienstmannen von ihren Herren im königlichen Dienste verwendet worden sind.

[2]) Vgl. Brunner, D. R. G. I 205.

[3]) Hierauf haben Waitz II 2, 223 und W. Schultze nach ihm bereits hingewiesen. Das militärische Moment, das die Entwertung des öffentlichen Aufgebots veranlafste, die innere Auflösung des taktischen Körpers, erkennen beide nicht.

[4]) Dafs daneben auch andere Dienste verlangt werden konnten, können wir hier beiseite lassen.

[5]) Die Quellen für die Existenz freier Dienstmannen in dieser Zeit bei Waitz II 1, 257 und namentlich bei O. Dippe, Gefolgschaft und Huldigung im Reiche der Merowinger, Kieler Dissertation 1889. — Über die Art der Landverleihung vgl. besonders Brunner, D. R. G. I 208 und die dort angeführte Litteratur.

Es war unvermeidlich, dafs der Herrendienst eines freien Lehensträgers mit dem Dienste des Königs gelegentlich konkurrierte: wem folgte er, wenn das allgemeine Aufgebot erging und auch der Senior seine Leute einberief, dem Senior oder dem König? Rechtlich wird diese Frage in der Merowingerzeit nicht entschieden worden sein, jedenfalls wissen wir nichts davon; sie wird rein praktisch geregelt worden sein. Wenn der Senior zugleich Graf seines freien Vassen war, wird er ihn kraft seiner Amtsgewalt aus dem allgemeinen Heerbann herausgenommen und seiner Privatbande zugewiesen haben; war der Senior nicht zugleich Graf, dann kam es eben auf das Verhältnis der beiden zu einander an, ob die Herausnahme aus dem Aufgebot gelang oder nicht. Es ist aber wahrscheinlich, dafs bei dem allmählichen Überhandnehmen der privaten Gewalten über die öffentliche der Senior den Grafen bald verdrängt hat, und zur Zeit Karls des Grofsen war schon gar kein Zweifel mehr, dafs die Vassen nicht unter den Befehlen des Grafen, sondern ihres Herren fochten.[1]) Die Verfassung der Armee hat sich also in demselben Zeitraume (vom VI. bis VIII. Jahrh.) umgewandelt wie die Taktik, und wir haben nun zu untersuchen, ob diese beiden Veränderungen in innerem Zusammenhange stehen.

Naturgemäfs drängt sich bei Betrachtung dieser Entwickelung die Frage auf: wie fochten diese Dienstleute der Grofsen? zu Fufse in Gevierthaufen nach dem Muster des alten Aufgebots oder zu Rofs wie die alten Gefolgschaften? Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir uns wieder an das Wesen des taktischen Körpers erinnern und untersuchen, ob seine Voraussetzungen in den Banden der Grofsen vorhanden waren. Moralisch haben sich die Dienstmannen gewifs den alten Germanen wieder genähert: sie werden sich im allgemeinen wieder mehr als Berufskrieger denn als Bauern gefühlt haben, und sie werden Vertrauen zu einander und zum Führer, dem Senior, gehabt haben. Aber eine andere nicht weniger wichtige Bedingung fehlte: die Masse. Ein taktischer Körper Infanterie kann selbstverständlich nur etwas bedeuten, wenn er aus einer gewissen Anzahl, zum mindesten aus mehreren Hundert Mann besteht. Er mufs eine gewisse Breite und Tiefe haben, um Stofskraft und Widerstandsfähigkeit zu besitzen; ohne sie ist er auch ungeordneten Gegnern gegenüber wehrlos: er wird sofort umgangen, selbst von wenigen Reitern zum Stehen gebracht und von den Fernkämpfern zusammengeschossen. Eine Anzahl mehrerer Hundert gleichbewaffneter Männer auf einem Fleck zu versammeln, werden die einzelnen Grundherren in den seltensten Fällen vermocht haben. Namentlich zu Beginn der Entwickelung, als sich der Grofsbesitz zu bilden begann, werden die abhängigen Mannschaften wenig zahlreich gewesen sein. Die Herren konnten ja nicht jeden beliebigen ihrer Hörigen bewaffnen, sondern nur die, deren Treue sie sicher waren, und die meisten mufsten überdies zur Bestellung des Ackers zu Hause bleiben. Eine grofse Anzahl von Dienstmannen war aufserdem gar nicht erforderlich, um eine militärische Rolle zu spielen: schon eine Truppe von, sagen wir, hundert gut gerüsteten Leuten

[1]) Cap. de exerc. promov. 1; Mon. Germ. Hist. Ll Sectio II T. I.

mufs damals von grofser Bedeutung gewesen sein, denn die Heere, die sich in den Bürgerkriegen der Merowingerzeit gegenüberstanden, sind sicherlich sehr schwach gewesen.[1] Auch später, als sich der Besitz der Grofsen erheblich vermehrt hatte, war ihnen die Versammlung gröfserer Massen auf die Dauer nicht möglich. Denn ihr Besitz war weit verstreut, und da die Kriegsleute — freie wie unfreie — von dem ihnen übertragenen Grundbesitz ihren Lebensunterhalt zogen, so waren sie in der Regel auch auf die verschiedenen Güter verteilt. Ein enges geistiges Band wie in der Urzeit kann also im besten Falle nur unter den auf einem oder einigen benachbarten Gütern lebenden bestanden haben; die Masse war sich fremd. Regelmäfsiges Exerzieren in gröfseren Verbänden hätte diesem Mangel abhelfen können, aber einerseits hätte das unerschwingliche Kosten gemacht, anderseits hatte das Kriegswesen sich schon, wie wir sofort sehen werden, zu weit in einer entgegengesetzten Richtung entwickelt, um noch solche Übungen zu gestatten.

Halten wir also fest, dafs es für den Senior unmöglich war, aus seinen Leuten einen taktischen Körper zu bilden. Er machte sie anstatt dessen für den Einzelkampf tüchtig, und das erforderte eine weit intensivere Ausbildung, als bisher notwendig gewesen war. Im geschlossenen taktischen Körper kam die Persönlichkeit wenig zur Geltung, da er durch die Wucht der Masse wirkte; die Bewaffnung brauchte nicht durchweg gut zu sein: wenn die ersten Glieder genügend gerüstet waren, konnte die Bewaffnung der hinteren weniger gefährdeten Glieder manche Mängel zeigen; selbst der persönliche Mut brauchte nicht überall gleich zu sein, da eine Minderzahl weniger herzhafter Krieger von einer Mehrzahl Mutiger mit fortgerissen werden konnte. Der Einzelkämpfer dagegen mufs mit allen inneren und äufseren Vorzügen ausgestattet sein, da er auf sich allein angewiesen ist. Daraus folgte, dafs die Auswahl der zum Kriegsdienst heranzuziehenden Elemente, insbesondere der ursprünglich gewifs wenig kriegerisch gesinnten Hörigen, mit grofser Vorsicht erfolgen mufste, und dafs ihre Ausrüstung nicht ohne grofse Kosten vor sich gehen konnte, denn gute Waffen waren nicht billig zu haben. Ein neuer Grund, die Zahl der privaten Dienstleute zu beschränken. Die beiden Momente beeinflussen sich gegenseitig: die geringen Mittel der Grofsen gestatten nicht einen taktischen Körper zu bilden, sondern erzwingen die Aufstellung von Einzelkämpfern; die Schwierigkeiten, die deren Ausbildung mit sich bringt, verbieten eine grofse Anzahl solcher Mannschaften zu unterhalten.

Hatte man sich aber einmal zur Ausbildung von Einzelkämpfern entschlossen, so war es nur ein Schritt weiter, dafs man sie alle, oder wenigstens die besten von ihnen, zu Pferde setzte: die alten Gefolgschaften[2]) und die

[1]) Die Heereszahlen der Geschichtschreiber, die mitunter in die vielen Tausende gehen und noch nachgeschrieben werden, sind ohne jeden Wert. Wo sollen bei der dünnen Bevölkerung, bei dem meist geringen Umfange der Gebiete, die sich bekämpften, und dem steigenden Ausbleiben der Wehrpflichtigen die grofsen Massen herkommen?

[2]) Die Frage, ob man die Dienstmannschaften der Merowingerzeit als Gefolge im Sinne der Urzeit auffassen soll, hat für das hier behandelte Problem der Auflösung des öffent-

königlichen Antrustionen waren ja beritten, und es war natürlich, dafs man sich an diese Vorbilder anlehnte; überdies war ein schwergerüsteter Einzelkämpfer zu Pferde mehr wert als ein solcher zu Fufs.[1]) Als später die Mittel der Grofsen und die Zahl der Dienstleute zugenommen hatten, war das Prinzip des ritterlichen Einzelkampfes unter ihren Leuten schon so durchgedrungen, dafs es unmöglich war, sie in das Joch des taktischen Körpers zurückzuzwingen, selbst wenn die Senioren es gewollt hätten. Die Einzelkämpfer waren durch die generationenlange Erziehung ganz andere Gröfsen geworden als die Masse der alten Freien, die den taktischen Körper gebildet hatte: der Einzelkampf hatte sie zu selbstbewufsten Persönlichkeiten gemacht, die nicht geneigt waren, alle ihre durch jahrelange Waffenübung erworbene individuelle Geschicklichkeit aufzugeben und in der breiten Masse unterzugehen, wie es der taktische Körper verlangt. Die Senioren besafsen weder genügend obrigkeitliche Gewalt, um sie hierzu zu zwingen, noch die materiellen Mittel, um die Kosten der dann notwendig werdenden Exerzierübungen zu bestreiten.

Das Heer Karl Martels stellt sich uns hiernach ganz anders dar, als es Brunner geschildert hat: nicht als eine Infanteriemasse mit wenigen Reitern, sondern als eine Zusammensetzung aus dem stark reduzierten Aufgebot der zu Fufs fechtenden Gemeinfreien und den abhängigen Banden der Grofsen, die vornehmlich zu Pferde kämpften. Wie das Zahlenverhältnis der beiden Elemente gewesen ist, läfst sich nicht ermitteln, ihr militärischer Wert dagegen ist, wie schon angeführt, leichter abzuschätzen: die gut geübten und gerüsteten Dienstleute müssen die zum grofsen Teil schlecht bewaffneten und kriegsunlustigen Scharen des Aufgebots weit übertroffen haben. Die Notwendigkeit eine Reiterei zu schaffen lag also nicht vor. Von hier aus betrachtet, erscheinen die Mafsregeln Karl Martels in ganz anderem Lichte als bei Brunner. Zunächst ihre Wirkung. Einmal rief Karl die Tendenz, die Reiter zu vermehren nicht ins Leben, sondern er verstärkte nur die schon vorhandene aufs neue, als er seine Getreuen mit Kirchengut ausstattete und sich von ihnen nun wie von den anderen Grofsen Reiter stellen liefs. Er beseitigte also nicht eine überlebte, aber in seinem Heere noch herrschende Taktik, sondern er vermehrte nur den-

lichen Aufgebots durch Privatmannschaften keine Bedeutung. — Die unfreien Dienstleute sind selbstverständlich keine Gefolgsleute im alten Sinne, denn diese bestanden ausschliefslich aus Freien; ihr Verhältnis zum Gefolgsherren war eine difficile Mischung von Freiheit und Dienstbarkeit, das der unfreien Vassen dagegen ein reines Abhängigkeitsverhältnis. Die freien Dienstleute, soweit sie auf den ihnen verliehenen Gütern safsen, sind ebenfalls keine taciteischen Gefolgsleute, denn hier fehlt das Moment des Zusammenlebens mit dem Chef. Nur diejenigen Freien, die in beständiger Umgebung des Herren lebten, könnte man als Gefolgsleute nach altem Muster bezeichnen. Ihre Zahl kann aber nur gering gewesen sein. Vgl. Dippe a. a. O.

[1]) Eine ähnliche Erscheinung haben wir in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Italien, wo die Condottieri nicht in der Lage waren grofse Massen Fufsvolk aufzustellen und deshalb ihre wenigen Mannschaften zu Pferde steigen liefsen, weil sie nach Machiavellis Zeugnis mit einer geringen Anzahl Reiter mehr ausrichten konnten als mit einer schwachen Truppe Fufsvolk.

jenigen Teil der Armee, der überdies bereits die moralische und materielle Überlegenheit besafs und sich selbst schon eine eigene Taktik gebildet hatte. Endlich dürfen wir die von Brunner gegebene Motivierung nicht mehr ohne starke Einschränkung gelten lassen. Wie schon bemerkt, kann Brunner nichts für seine Anschauung beibringen, dafs der Mangel an Reiterei die sogenannte Säkularisation und ihre Folgen veranlafst habe, und weiter spricht gegen sie, dafs, wie wir jetzt wissen, ein solcher Mangel bei Poitiers gar nicht bestanden haben kann. Es ist mir daher wahrscheinlicher, dafs Karl Martel die Kirchenberaubung vornahm, um seine Macht durch Bereicherung seiner Getreuen zu vermehren. Seine ganze politische Stellung — galt er doch vielen als Usurpator — wies ihn ja mit Notwendigkeit darauf hin, sich einen zuverlässigen Anhang gegen die inneren und äufseren Feinde zu schaffen. Aus den Quellen läfst sich diese Meinung allerdings ebenfalls nicht beweisen, und es ist auch keineswegs ausgeschlossen, dafs Karl bei dem geringen Werte des allgemeinen infanteristischen Aufgebots die aus jener umfangreichen Vergabung hervorgehende Vermehrung seiner Reiterei mit Freude begrüfst hat. Hierin berühre ich mich etwas mit Brunner, aber der Unterschied ist, dafs Brunner in der Vermehrung der Reiter das einzige Motiv erblickt, während ich darin nur ein accessorisches Moment erkennen kann, ein Ereignis, das bei den geltenden Verhältnissen eintreten mufste, mochte es Karl nun ausdrücklich beabsichtigt haben oder nicht.

Ebenso lag in der ganzen Entwickelung begründet, dafs Karl durch diese reichliche Lehensverteilung die aristokratischen Zwischeninstanzen, die sich zwischen das Staatsoberhaupt und die Volksmasse eingeschoben hatten, verstärkte. Die Folge mufs eine gesteigerte Aufsaugung der kleinen Freien und damit eine Verminderung der Fufskämpfer gewesen sein. Da wir über Karl Martels Heer keine näheren Nachrichten haben, so wissen wir, wie schon bemerkt, nicht, wie stark dies Element noch vertreten war, aber für den Anfang des IX. Jahrh. sind wir etwas besser unterrichtet und können Rückschlüsse machen. Die Kapitularien Karls des Grofsen geben einen gewissen Einblick in das Aufbietungsgeschäft, und wir ersehen daraus, wie stark die Abneigung der kleinen Freien gegen den kostspieligen Kriegsdienst war, und wie Karl versucht hat, die Wehrkraft der ärmeren Gemeinfreien zu verwerten. Er verzichtete bekanntlich auf ihre persönliche Dienstpflicht und gab einer bestimmten Anzahl auf, den tauglichsten unter ihnen zum Kriege auszurüsten.[1]) Der Grund dieser Bestimmung ist klar: es war eben der Masse der Gemeinfreien unmöglich, sich brauchbare Waffen anzuschaffen, Haus und Hof im Stich zu lassen und dem Könige zu folgen. Wenn ausdrücklich verboten werden mufste, dafs die Freien mit Stöcken (*baculi*) bewaffnet zum Aufgebot erschienen[2]), so kann

[1]) Boretius, Beiträge zur Kapitularienkritik, Leipzig 1874.

[2]) Allerdings kann *baculus* noch andere Bedeutungen, z. B. Streitaxt haben (Brunner, D. R. G. II 415), aber eine solche Bedeutung ist hier ausgeschlossen. Welchen Grund soll Karl d. Gr. gehabt haben, gerade Streitäxte aus dem Heere auszuschliefsen? Das Verbot kann sich doch nur gegen eine minderwertige Waffe richten, und das war die Streitaxt nicht, wohl aber ein Holzknittel.

man sich vorstellen, in welcher kriegerischen Rüstung die Mehrzahl zum Heere gekommen sein wird, und was mit einem solchen 'Kämpfer' anzufangen war. Unter Karl Martel kann das nicht viel anders gewesen sein als unter seinem Enkel, weil ja die Entwickelung schon zwei Jahrhunderte im Flufs war: um 740 werden die Freien nicht mehr Neigung und Mittel für den Kriegsdienst gehabt haben als um 800. Man kann also ohne Zweifel mit Boretius annehmen, dafs in jenen Bestimmungen Karl der Grofse eine ältere Praxis befolgt hat, oder zum wenigsten, dafs die Verhältnisse, die jene Vorschriften veranlafsten, im wesentlichen schon früher bestanden haben. Zur Charakteristik des fränkischen Heeres können wir den Kapitularien also entnehmen, dafs die freien Fufskämpfer im VIII. Jahrh. noch nicht ganz verschwunden waren, dafs aber ihre kriegerischen Leistungen von recht geringem Werte waren und beständig sanken. Das IX. Jahrh. hat den Prozefs beendet und sie völlig aus der Reihe der eigentlichen Kämpfer gestrichen.

Der Reiterdienst hat also nicht, wie Brunner meint, das Lehenswesen hervorgerufen oder seine Entwickelung ungeheuer begünstigt, sondern beides sind Gröfsen, die ungefähr gleichzeitig entstanden sind und ihre Entstehung derselben Ursache verdanken: der Zersetzung des altfränkischen Staates und Heeres, die die Ausbildung neuer Institutionen erforderte. Beide Mächte haben sich dann mannigfach beeinflufst, aber gewifs war die Reiterei viel mehr das geförderte als das fördernde Element, denn ihre Ausbreitung wurde erst möglich, als der Grofsgrundbesitz und das Lehenswesen seit dem VI. Jahrh. einer Minderzahl Grofser die Mittel gewährten, Reiter auszurüsten, während für die Masse der selbständigen Franken der Dienst zu Pferde zu kostspielig war. Seinerseits mag der Rofsdienst zur Weiterbildung des Lehenswesens in so fern beigetragen haben, als er bei der Minderwertigkeit des damaligen Fufskriegertums das Ansehen und die Macht der Grofsen erhöhte und so ein weiteres Mittel für sie wurde, sich über die Masse ihrer Volksgenossen zu erheben.

Mit dieser Anschauung stimmt vollkommen überein die Beobachtung Brunners, dafs Reiterdienst und Lehenswesen im Süden und Westen schneller als im Norden und Osten die Herrschaft erlangen. Hier, in ihren alten Stammsitzen, safsen die Germanen dichter als in Gallien, hier konnte sich die alte Staatsverfassung und mit ihr die moralischen und materiellen Vorbedingungen für den taktischen Infanteriekörper länger erhalten als in dem eroberten Gebiete. Es dauerte deshalb länger, bis die Grundbesitzer- und Beamtenaristokratie mit ihren abhängigen Leuten eine solche Rolle spielen konnte wie dort. Als sie dann aber durchgedrungen war, war der Charakter des ostfränkischen Heeres derselbe wie der des westfränkischen: es dominierte der ritterliche Einzelkämpfer, bis er durch die an die Schweizerkriege anknüpfende Wiedererhebung der Infanterie überwunden worden ist. Wie die Infanterie bei Beginn des Mittelalters durch den Verlust des taktischen Körpers ihren Wert eingebüfst hatte, so hat sie gegen Ende durch seine Wiedereinführung die Herrschaft auf dem Schlachtfelde wiedergewonnen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DER HILDESHEIMER SILBERFUND

Durch die erfolgreichen Bemühungen von Pernice und Winter, die von sehr geschickten Silberarbeitern unterstützt wurden, ist der Hildesheimer Schatz, jetzt ein kostbarer Besitz des Berliner Museums, zu neuem Leben erwacht. Zu mehreren Gefäſsen, die bisher nur unvollständig erhalten schienen, haben sich die Füſse oder die Henkel gefunden, so daſs erst jetzt die Anmut ihrer Form zur vollen Geltung kommt. Andere, vor allem ein groſser Dreifuſs von prachtvoller Arbeit, sind durch geringe und sichere Ergänzungen aus kleinen Fragmenten ganz neu erstanden. Endlich hat eine schöne Publikation die Ergebnisse dieser mühevollen und scharfsinnigen Arbeit der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht. [1]) Da wir jetzt über den Schatz alles wissen, was sich aus ihm selbst lernen läſst, dürfte es wohl an der Zeit sein, eine Vermutung, die schon gleich nach seiner Entdeckung ausgesprochen wurde, noch einmal kurz zu prüfen.

Damals wurde er dem groſsen Publikum als 'das Tafelgeschirr des Varus' bekannt. Wer ihm diesen Namen zuerst gegeben hat, weiſs ich nicht; jedenfalls dürfte er von der Wahrheit nicht sehr weit abgeirrt sein. Einzelne Proben römischer Goldschmiedekunst konnten auf sehr verschiedene Art in das innere Germanien gelangen; aber diese groſse, zusammenhängende Masse läſst sich nur als die Beute erklären, die man nach gewonnener Schlacht im Zelte eines hohen römischen Offiziers gemacht hatte. Denn daſs der Schatz in barbarischen Händen gewesen ist, beweisen neben dem Fundort die zwei Humpen von plumper Gestalt und zweifellos unrömischer, wahrscheinlich gallischer Arbeit, die nach ihrem groſsen Umfange nur bestimmt gewesen sein können, mit dem leichten germanischen Bier, nicht mit dem heiſsen Weine der Südländer gefüllt zu werden. Daſs ein vornehmer und geschmackvoller Römer mitten unter den zierlichen Gefäſsen, die den sonstigen Bestand des Schatzes bilden, diese ungeschlachten Dinger auf seiner Tafel hätte dulden können, ist kaum anzunehmen. Wohl aber kann sie ein Germanenhäuptling, in dessen Besitz sie sich schon früher befunden hatten, der neugewonnenen römischen Beute beigelegt haben. Hildesheim liegt im alten Gebiete der Cherusker, also gerade dort, wo das Schönste und Wertvollste, was man in der Teutoburger Schlacht erobert hatte, nach allen Forderungen der Gerechtigkeit hinkommen muſste. Wie Pernice und Winter nachgewiesen haben, ist von allen gröſseren Garnituren immer die genaue Hälfte im Schatz enthalten, was auf eine Teilung hinweist. Eine Erbteilung unter civilisierten Römern aber kann es nicht gewesen sein, da man diese gewiſs in der Weise vorgenommen hätte, daſs das Zusammengehörige zusammenblieb. Bei einer barbarischen Beuteteilung ist es dagegen sehr erklärlich, daſs jeder etwas ganz Gleichwertiges, sowohl der Form als auch dem Metallgewichte nach, an sich bringen wollte und man daher jede Garnitur halbierte. Nach der Niederlage des Varus ist kein römisches Heer in diesen Gegenden geschlagen worden; wollten wir also annehmen, daſs der Schatz später gewonnen sei, so könnten wir nur an eine Verschleppung vom Rheine oder noch weiter her denken, die nicht eben wahrscheinlich wäre. Endlich hat Armin durch innere Zwistigkeiten des Cheruskerstammes seinen Tod gefunden; es ist also nichts weniger als unmöglich, daſs er in den Kämpfen, die seinem Untergange vorausgingen, seine kostbarsten Schätze der Erde anvertraut hat, damit sie seinen Feinden nicht in die Hände fielen. Doch mögen die Namen Varus und Armin auch zweifelhaft sein: daſs jenes römische Silbergeschirr zur Beute der Teutoburger Schlacht gehörte, daſs vorher einer der höchsten Offiziere sein Besitzer war und daſs es einem der angesehensten Cheruskerführer zugeteilt ist, scheint mir in hohem Grade wahrscheinlich.

Diese Schlüsse müſsten allerdings hinfällig werden, falls die Herausgeber darin recht hätten, daſs der Schatz sich aus Be-

---

[1]) Der Hildesheimer Silberfund, herausgegeben und erläutert von Erich Pernice und Franz Winter. Berlin, W. Spemann 1901.

standteilen sehr verschiedener Zeiten zusammensetze. Zwar dafs einzelne Stücke, wie die grofse Atheneschale, wahrscheinlich auch das Mittelrelief der Heraklesschale, edelste Arbeit hellenistischer Zeit sind, würde nicht gegen uns sprechen. Denn wie wir aus den Verrinen Ciceros wissen — um von vielen Beispielen nur das bekannteste zu nennen —, sammelten die römischen Grofsen mit Eifer Werke alter Goldschmiedekunst, um ihre Tafel damit zu schmücken. Doch Pernice und Winter haben auf einer der Schöpfkellen vor der Gewichtsangabe die Inschrift *M · A/R · C* gefunden, und da das Stück ziemlich mittelmäfsig ist, meinen sie es danach erst dem Ende des II. Jahrh. zuschreiben zu müssen. Die Form der Ornamente an sich würde, wie wir ausdrücklich hervorheben, dieser Annahme eher widersprechen, als dazu nötigen; nur die geringe Ausführung, vor allem aber die Inschrift hat dazu geführt. Nun ist zwar, wie die Herausgeber sehr wohl wissen, Aurelius ein uralter Name; aber seit Aurelier im II. Jahrh. auf den Thron gelangt waren und Millionen von Unterthanen und Sklaven mit dem Bürgerrecht und zugleich mit ihrem Namen beschenkt hatten, heifst fast jeder zehnte Mann im Römerreiche Marcus Aurelius, und dies hat jene Zeitbestimmung hervorgerufen. Aber eben weil der Name so ungemein häufig geworden war, konnte ein Mann, der mit wenigen Buchstaben seine Person kenntlich machen wollte, ihn zu diesem Zwecke damals gar nicht mehr gebrauchen, sondern mufste sein Cognomen setzen. Finden wir auf einer Inschrift einen M. Aurelius Victor oder einen M. Aurelius Martialis, so können wir nicht mit Sicherheit, aber doch mit grofser Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs sie nach der ersten Hälfte des II. Jahrh. gesetzt ist. Aber ein M. Aurelius ohne weiteren Zusatz läfst sich nur der Zeit vor Vespasian zuschreiben. Denn schon seit dem Anfang der Kaiserzeit werden die zweistelligen Namen — d. h. diejenigen, welchen das Cognomen fehlt — immer seltener, um bald nach der Mitte des I. Jahrh. ganz zu verschwinden. Nun könnte man ja freilich vermuten, dafs in jenem *C.* hinter dem *M · A/R ·* das Cognomen stecke; doch ist dies höchst unwahrscheinlich. Denn schon seit dem Ende der Republik ist es bei fast allen, die es überhaupt führen, zum Hauptbestandteil des Namens geworden. Wohl kommt es vor, dafs ein P. Clodius Pulcher oder ein C. Cassius Longinus in der Regel P. Clodius oder C. Cassius genannt werden; doch sie gehörten uralten Familien an, die ihrer ererbten Vornehmheit auch dadurch Ausdruck gaben, dafs sie in der Namenführung den Brauch der Väter wahrten. Doch wenn ein Mann niederen Standes einen seiner Namen nur durch den Anfangsbuchstaben andeutete, so wählte er dazu sicher das minder wichtige Gentilicium, nicht das Cognomen.[1]) Wollen wir also ein solches in jenem *C.* erkennen, so werden wir nur an M. Aurĕlius Cotta denken können, d. h. an einen Angehörigen einer hochadeligen Familie, die schon unter Nero ausgestorben zu sein scheint, da sie sich später nicht mehr nachweisen läfst. Unter allen Umständen spricht jene Inschrift eher für die Zeit des Augustus als dagegen; und dafs die Arbeit der Kelle dem übrigen Bestande des Schatzes nicht ganz gleichwertig ist, beweist natürlich gar nichts, weil es zu allen Zeiten bessere und schlechtere Goldschmiede gegeben hat.

Doch jenes *C.* ist noch einer anderen Deutung fähig. In der Frage, ob die eingeritzten Inschriften die Besitzer oder die Künstler der Gefäfse bezeichnen, haben sich Pernice und Winter für das erstere entschieden. Doch wäre dies richtig, so müfste man erwarten, dafs alle oder doch die meisten Stücke den gleichen Namen trügen, da sie doch offenbar aus dem gleichen Tafelgerät herstammen, oder auch dafs durch zwei oder mehrere Namen hintereinander ein Besitzwechsel angegeben sei. Keines von beiden aber ist der Fall. Auch hätten die Eigentümer wohl alle Stücke bezeichnet, während sich jene Namen bei gröfseren Garnituren meist nur auf je einem Stück derselben finden. Endlich stehen die beiden Inschriften des Aulus Agrius Naso bei den Schalen mit Kybele und Attis auf den Rückseiten der Embleme, also an Stellen, wo sie nur sichtbar wurden, wenn man die Gefäfse auseinandernahm. Niemals hätte der Besitzer seinen Namen in dieser Weise versteckt; wohl aber konnte es der Künstler thun, wenn er nämlich die Embleme allein fertigte und die Hinzufügung der ganz schmucklosen Schalen, die grobe Handwerkerarbeit war, einem andern überliefs. Es liegt also sehr nahe, jene Abkürzungen folgendermafsen auf-

[1]) Die Inschriften der übrigen Gefäfse, soweit sie nicht nur Gewichtsangaben enthalten, lauten: *AGRIVS NAS.* und *NASO AAGRI* (S. 27), *L · ML · BOCHI* (S. 45), *L · MZ · BOCCI* (S. 46), *M · SCATONIS* (S. 50), *MARSI* (S. 70). Sie bieten also das Cognomen durchgängig ausgeschrieben, aufser dafs einmal bei *Naso* der letzte Buchstabe weggelassen ist. Das Gentilicium ist einmal stark abgekürzt (*ML* für *Manlii*), zweimal ganz weggelassen.

zulösen: *M(arcus) Aur(elius) C(andid)*. Wenn im übrigen die Namen bald im Nominativ, bald im Genitiv stehen, so wiederholt sich dies ganz ebenso bei den griechischen Künstlerbezeichnungen, welche die Münzen von Grofsgriechenland und Sizilien tragen. Dafs die Inschriften daneben fast jedesmal eine Gewichtsangabe enthalten, oft auch nur diese allein, würde sich daraus erklären, dafs die Handwerker über den Verbrauch des Silbers, das man ihnen zur Verarbeitung anvertraut hatte, damit Rechenschaft ablegten. Da sich unter den Namen kein einziger von anerkannter Vornehmheit findet, wie man sie bei den Besitzern so reicher und kunstvoller Silbergeräte doch wohl erwarten sollte, steht meines Erachtens ihrer Deutung auf die Goldschmiede nichts im Wege. Übrigens ist zu beachten, dafs zweifellos griechische Namen niemals so vorkommen; denn nur das *PO* der Atheneschale läfst sich auf einen solchen deuten. Es scheint also, dafs in Augusteischer Zeit die Kleinkunst Roms schon wesentlich in römischen oder doch in italischen Händen lag.

Otto Seeck.

Dr. Ferdinand Sommer. Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1902. XXIII, 693 S. [Band III der Sammlung indogerm. Lehrbücher, herausgegeben von Prof. Dr. H. Hirt.]

Dafs eine neue wissenschaftliche Darstellung der lateinischen Grammatik einem thatsächlichen Bedürfnis entgegenkomme, dürfte aufser ihrem Verfasser im gegenwärtigen Zeitpunkt schwerlich jemand behaupten. Der Anfänger, der sich auf diesem Gebiete orientieren will, ohne dazu eingehendere linguistische Studien zu machen, und für den Sommer sein Handbuch in erster Linie bestimmt hat, gewinnt aus Victor Henrys *Précis de grammaire comparée du grec et du latin* einen für seine Zwecke vollkommen genügenden Überblick über den Stand der modernen lateinischen Sprachforschung, und sodann ist dem Studenten, der Sommers Grammatik mit Gewinn zu benutzen versteht, auch Lindsays Lateinische Sprache nicht unzugänglich. Doch wir wollen angesichts der wirklich gediegenen Leistung, die er uns bietet, über diesen Punkt mit dem Verfasser nicht länger rechten. Den Hauptvorzug seiner Arbeit sehen wir in der streng logischen, übersichtlichen Gruppierung des bekannten und in der Heranziehung eines reichen neuen Materials, welches das Buch auch für Fachleute zu einem schätzenswerten Hilfsmittel macht. Dem Anfänger scheint uns eher zu viel als zu wenig geboten; indessen läfst das soeben hervorgehobene pädagogische Geschick des Verfassers diesen Nachteil, wenn anders es einer ist, nicht eben schwer empfinden. Entschiedene Mifsbilligung verdient dagegen die Unterdrückung fast aller Litteraturangaben. Wer im Vorworte erklärt, die dem Anfänger nahe liegende Gefahr, Brugmanns Grundrifs als eine Art Bibel zu betrachten, bekämpfen zu wollen, der durfte nicht durch Unterlassung der Quellenangaben seinem eigenen Werke einen autoritativen Charakter verleihen, auf den es unbeschadet aller seiner Vorzüge denn doch weniger Anspruch hat als gerade der Grundrifs. Aber auch abgesehen davon meinen wir, dafs es gerade für den Anfänger interessant sein müfste, die Namen der Forscher zu erfahren, denen die heute als gesichert zu betrachtenden Resultate auf dem Gebiete der historisch-vergleichenden lateinischen Grammatik verdankt werden. Die Vertröstung auf die Stolzschen Arbeiten hilft hier nichts, denn Anfänger, die nicht speziell linguistische Studien zu machen gedenken, pflegen sich nach des Referenten Erfahrung nicht den Luxus mehrerer denselben Gegenstand beschlagender Handbücher zu leisten.

An Einzelheiten haben wir uns bei einer ersten Durchsicht der Hauptsache nach folgendes notiert.

S. 40. *agere* und *ager* sind nicht getrennt aufzuführen, da beiden dieselbe Wurzel zu Grunde liegt. *ager* : *agere* = deutsch *Trift* : *treiben*.

S. 53 Anm. *emo* aus **n̥mō* herzuleiten geht wegen ksl. *jemlją*, apr. *imma*, lit. *imù ė̃miaũ* (: lat. *ēmi*) nicht an. Man vergleiche im übrigen zu dem Wort J. Schmidt, Kritik der Sonantentheorie 154 ff., und Meillet, Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en vieux slave 25 u. 160.

S. 91 f. Dafs *plaudere* auf älteres *plōdere* zurückgeht, dürfte im Hinblick auf lit. *plóti* (*į rankàs suplóti* 'in die Hände klatschen') zum mindesten als sehr wahrscheinlich anzusehen sein; lat. *plō-do* : lit. *pló-ju* = lat. *cū-do* : lit. *káu-ju*.

S. 122. Ein bemerkenswerter Fall von Beeinflussung des verbum simplex durch Composita liegt vor in *sculpo* neben *scalpo* nach *exsculpo*, *insculpo* (vgl. Hülsen, Philologus LVI 388 f.). Bedeutsam ist ferner *clusit* als offizielle Schreibung auf einer Neromünze (Cohen, Description des monnaies frappées sous l'empire romain, Néron 146).

Endlich gehört hierher *sicare* = *secare* CIL I 199, 40/41, auch zu erschliefsen aus ital. *sega* 'Säge', genues. *seiga* (Flechia, Archivio glottol. ital. X 144).

S. 247 § 131, 3. Vgl. auch noch vulgärlat. **verecunnia* für *verecundia*, zu erschliefsen aus frz. *vergogne*, und umgekehrt *grundire* für und neben *grunnire* (afrz. *grondir*) und **arependis* statt *arepennis* nach altspan. *arapende*.

S. 285 f. *pūblicus* scheint Kontaminationsprodukt aus **pūbicus* (zu *pūbes*) und **poplicos* (zu *populus*).

S. 295 § 161, 1. Vgl. auch noch *obilla* aus **obbilla* zu *obba* und *sacéllus* aus **saccéllus* zu *sacculus* (vgl. Haupt, Opusc. III 402). Dafs Vereinfachung geminierter Konsonanten in solchen Fällen auch vor nicht natura oder positione langen Silben stattgefunden habe, wie der Verf. § 128, 2 b Anm. annimmt (*stimuláre* aus **stimmuláre*), dafür läfst sich kein sicheres Beispiel erbringen; *offícium, pellúviae* u. dgl. sprechen dagegen. *effúgio, corrúere* u. ä. sind demnach durchaus regelrechte Bildungen, deren Geminata keiner Erklärung bedarf.

S. 476. Zu kategorisch scheint uns die Behauptung, dafs die Partikel *-met* von *nosmet* mit *ai-mad* z. B. in *asmad-īyas* 'unser' aus **ns-med-* nicht direkt identisch sein könne. Meillet, Mém. soc. ling. X 135 f. hat gezeigt, dafs die indo-iranische Behandlungsweise von Verschlufslauten und *s* im Sandhi den indogermanischen Zustand getreu wiederspiegelt, d. h. dafs ursprachlich vor stimmhaftem Anfang des folgenden Wortes *-d* und *-z*, vor stimmlosem *-t* und *-s* standen. Die Einzelsprachen mit Ausnahme des Altindischen und des Iranischen haben, soweit sie in dieser Beziehung Schlüsse gestatten, die eine oder andere Behandlungsweise verallgemeinert; so hat das Germanische *-d* und *-z*, das Lateinische weniger konsequent *-s* und *-d* durchgeführt. Liefse sich nicht vielleicht das *t* der Partikel *-met* als ein Überrest der indogermanischen Doppelheit des Auslautes auffassen? Ich glaube ja. Warum gerade in diesem und nur in diesem Worte sich *-t* gehalten hat, während sonst *-d* verallgemeinert erscheint, läfst sich freilich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Der Grund ist wohl in seiner isolierten Stellung und in seiner etymologischen Dunkelheit zu suchen.

S. 551. Die Regel, dafs bei den Verben auf *-io* in der Hauptsache die kurzvokalische Flexion nach kurzer, die langvokalische nach langer Wurzelsilbe erscheine, bedarf einer doppelten Einschränkung. Einmal darf der Einflufs der Silbenzahl nicht übersehen werden (vgl. *iacere* aber *amicīre*, *parere* aber *reperīre*), und sodann kommt es auch auf die Natur des vorausgehenden Konsonanten an, wie *facere, capere, cupere* gegenüber *ferīre*, *sarīre*, *salīre* zeigen. Wo Silbenzahl und vorausgehender Konsonant verschiedene Flexion erheischten, da überwog der Einflufs des letzteren (vgl. *aspicere, porricere*). So mit Recht Meillet, Bull. soc. ling. Nr. 45 S. LXXVII.

Zu bedauern ist, dafs der Verfasser nicht auch einen Abrifs der Wortbildungslehre in seine Darstellung einbezogen hat. Ein solcher würde den Wert des Buches zumal für Romanisten wesentlich erhöht haben und war im übrigen nach den zahlreichen Vorarbeiten, die uns die letzten Jahre gerade auf diesem Gebiete gebracht haben, wohl zu wagen. Aber auch so sei Sommers Handbuch Alt- und Neuphilologen zur Einführung in das wissenschaftliche Studium der lateinischen Grammatik aufs wärmste empfohlen.

Max Niedermann.

J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Zweiter Band (1190—1273) [Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst]. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1901. XXVI, 646 S.

Nach vier Jahren ist nun dem ersten Bande des Jastrow-Winterschen Werkes [1]) der zweite gefolgt, der den Zeitraum vom Tode Friedrichs I. bis zur Wahl Rudolfs I. umfafst. An diesem zweiten Bande hat Jastrow nur noch für den Abschnitt über Heinrich VI. einen Entwurf geliefert; er ist im übrigen völlig Winters geistiges Eigentum, des ersten Bandes im ganzen sehr würdig, von dem gleichen universalhistorischen Geist erfüllt, nur in der Stilisierung vielleicht etwas nachstehend. Er ist eingeteilt in drei Bücher: das Zeitalter Innocenz' III., das Zeitalter Friedrichs II. und das Zeitalter des rheinischen Bundes.

Wir lernen in Friedrichs I. Sohne Heinrich VI. einen Erben nicht nur seiner Kronen, sondern auch im wesentlichen seiner politischen Anschauungen kennen. Wir sehen ihn unverrückt die Stellung des Reiches gegen die Kirche behaupten, das sizilische Erbe seiner Gemahlin mit Hilfe der deutschen Ritterscharen gewinnen und durch die Verbindung der kriegerischen Kraft Deutschlands mit den reichen Geldmitteln und

[1]) Vgl. N. Jahrb. 1898 I 367 f.

Kulturschätzen Italiens ein germanisches Weltreich gründen, das England, Frankreich und Dänemark, Ungarn, Byzanz und Syrien unter die Leitung des deutschen Königs zwingt. Sein vorzeitiger Tod und die Wahl Lothars von Segni zum Papst (Innocenz III.) bezeichnen einen der wichtigsten Wendepunkte in der europäischen Geschichte. Aufs neue treten die kirchlich-religiösen Interessen in den Vordergrund; das Doppelkönigtum in Deutschland giebt Innocenz die gut benutzte Gelegenheit, die kirchlichen Rechte der deutschen Krone zu beschränken. Die Wiedererstarkung der staufischen Macht unter Philipp von Schwaben hat keinen Bestand über des Königs Tod hinaus. Der Welfe Otto IV. giebt die im Wormser Konkordat festgestellten Rechte des Königs an den geistlichen Fürstentümern preis. Gleichwohl weifs er die staufische Ritterschaft für sich zu gewinnen, indem er in der italienischen Politik die Richtung seiner Vorgänger einschlägt ('Otto tritt ins staufische Lager über, nicht umgekehrt') und sogar die Hände nach der sizilischen Krone ausstreckt. Da gerät auch er in Konflikt mit dem Papst, der ihn nun ebenso energisch bekämpft, wie er ihn vorher unterstützt hat. Als Werkzeug des Papstes erobert Friedrich von Hohenstaufen das Reich seines Vaters. Auf der Höhe seiner Macht zeigt Innocenz III. das grofse Laterankonzil von 1215.

Friedrich II. ist Sizilianer. Die deutsche Krone ist ihm nur Mittel zum Ziele der Weltherrschaft. Seine Egerer Urkunde von 1213 besiegelt die Umwandlung der deutschen Verfassung, indem sie die geistlichen Fürstentümer völlig dem König entzieht. Auch in anderen Punkten ist Friedrich sorgfältig bemüht gutes Einvernehmen mit dem Papste zu unterhalten. Von der Friedrich vielfach vorgeworfenen Doppelzüngigkeit dem Papste gegenüber spricht ihn Winter mit Recht frei. An der lombardischen Frage tritt aber der weltlich-politische Charakter des Papsttums offen zu Tage und damit die Unmöglichkeit eines dauernden Friedens zwischen Papst und Kaiser. Die Schilderung des grofsen Kampfes, den Friedrich zuletzt mit vollem Bewufstsein seiner prinzipiellen Bedeutung führt, nimmt das Hauptinteresse in Anspruch. Die eigentlich deutschen Angelegenheiten treten ganz in den Hintergrund.

Schon bei der Besprechung des ersten Bandes war eine gewisse Vernachlässigung der eigentümlichen Entwickelung der deutschen Verfassung zu rügen. Dieser Fehler, der mit einem der Vorzüge des Werkes, dem auf das Grofse gerichteten Blick, eng zusammenhängt, tritt im zweiten Bande noch stärker hervor. Thatsächlich erhalten wir hier gar keine 'Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen', sondern einen wichtigen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte. Die ganze Erzählung von Friedrichs II. Regierung ist nicht vom deutschen, sondern vom sizilischen Standpunkt aus angelegt, wohl richtig für die allgemeine, nicht aber für die deutsche Geschichte. So erfahren wir sehr viel von den italienischen Dynasten und Republiken, aber sehr wenig von den deutschen Territorien und Städten, so gut wie nichts von der Organisation und Thätigkeit des deutschen Ordens. Für die deutsche Geschichte sind aber doch wohl Männer wie Hermann von Salza oder Heinrich der Erlauchte von Meifsen wichtiger als Gregor von Montelongo oder Ezzelin von Romano.

Ganz auseinander fällt schliefslich das letzte Buch, das nach dem rheinischen Bunde genannt ist, aber zuerst ausführlich die letzten Kämpfe der Hohenstaufen in Italien, dann in gedrängter Übersicht die deutschen Angelegenheiten von 1247—1272 behandelt. Das gewaltige Trauerspiel der Hohenstaufen nimmt das Interesse des Verfassers so sehr gefangen, dafs ihm für die Umwandlung der deutschen Zustände, wo überall die Keime neuen Lebens auf den Trümmern des alten Reiches spriefsen, nur kurze Nachträge übrig bleiben. Hervorgehoben mufs werden, dafs dem Verf. für die Zeit von 1233 an nicht so umfassende Vorarbeiten zur Verfügung standen wie für den Anfang, da ja Winkelmanns treffliche Jahrbücher durch den Tod einen vorzeitigen Abschlufs gefunden haben. Nirgend aber verläfst den Leser des Jastrow-Winterschen Werkes der Eindruck, auf dauerhaftem Boden selbständiger Forschung zu stehen. Und in der Auffassung dieser grofsen und schrecklichen Zeit spiegelt sich der schöne Aufstieg zu freieren Höhen, den die deutsche Geschichtswissenschaft von Böhmer durch Ficker, Lorenz und Winkelmann hindurch genommen hat. Ernst Devrient.

DIE ANFÄNGE DER GRIECHISCHEN KOMÖDIE[1])

Von Georg Thiele

Für die Anfänge der meisten litterarischen Kunstformen begnügt die Litteraturgeschichte sich damit, festzustellen, dafs dieselben im Dunkeln liegen, weil doch die normale Überlieferung der Litteratur ganz gesetzmäfsig meistens das Vollendete und Fertige aussondere. Und gewifs erdrückt das vollendete Produkt und die fertige Kunstform sehr häufig alle oder viele frühere Stadien derselben Gattung. Aber leicht geht man in dieser Resignation, über die Anfänge ins klare zu kommen, zu weit. Auch für das griechische Drama lohnt es sich deshalb vielleicht, immer wieder zu versuchen, durch neue Kombinationen und erneute Prüfung der Zeugnisse befriedigendere Resultate zu gewinnen. Nachdem das Buch von Wilamowitz für die Geschichte der attischen Tragödie grofse neue Perspektiven eröffnet hatte, wurde unsere Kenntnis des antiken Dramas durch eine Reihe glänzender Forschungen über Bühnengebäude, Kostüme, komische Masken und lustige Bühnenfiguren in unerwartetem Mafse bereichert. Und wenn damit auch für die Lösung aller Fragen über die Entwickelung des Dramas neue Grundlagen geschaffen worden sind, so ist es nicht zum wenigsten das Problem der Anfänge der Komödie gewesen, das eine befriedigende Lösung nicht gefunden hat.

Mit einem gewissen Recht wird als Litteraturgattung die Komödie neben der Tragödie geringwertig behandelt. Aber man vergifst dabei, dafs jene eigentlich die ältere Gattung ist, dafs in der dramatischen Produktion aller Völker nicht das Tragische, sondern das Komische das treibende und zeugende Element ist, dafs das Drama in seinen Ursprüngen immer Komik sein mufs, teils mimetische, teils polemisch-satirische. Die Komik steigt aus der niederen Sphäre des Volkslebens nach oben, sich immer erneuernd und erweiternd in dem naiv lachenden Gegensatz des gemeinen Menschenverstandes zu der geistigen und materiellen Überlegenheit der führenden Klassen und der

[1]) Erweiterter Abdruck eines auf der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg gehaltenen Vortrages. — Ich halte es nicht für nötig, das ganze mir bekannte oder von mir gesammelte Material an diesem Orte vorzulegen, sondern begnüge mich damit, in den Anmerkungen die das Verständnis des Textes erleichternden Stellen anzuführen. Spezielle Untersuchungen, welche ich den in diesem Essay gegebenen allgemeinen Umrissen folgen zu lassen gedenke, werden manche der hier gemachten Aufstellungen hoffentlich bestätigen. Vorausgesetzt, wenn auch nicht citiert, ist u. a. das Werk von Du Méril, Histoire de la Comédie ancienne Tom. I. Paris 1869.

leitenden Persönlichkeiten des Volkes und zugleich in dem unvergänglichen Bestreben, das Abnorme, sei es das Stärkere oder Schwächere, sei es das Häfsliche oder Erhabene, durch verzerrte Nachahmung zu verspotten. Deshalb ist jeder nachahmenden volkstümlichen Komik gleich von der Wurzel an ein Zug zum Negieren, zur Opposition eigen; stets befindet sie sich im natürlichen Kampfe gegen alles Mächtige, Furcht und Verehrung Heischende, und damit dann auch in der Regel in natürlichem Widerstreit gegen die Religion, und beim einzelnen Menschen sogar gegen die eigenen Äufserungen des religiösen Empfindens. Daraus folgt nun aber zunächst, dafs die Komik kein unmittelbarer, direkter Ausdruck religiösen Empfindens sein kann. Wenn sie dennoch im religiösen Kulte erscheint, kann sie kein integrierender Bestandteil, sondern nur eine Begleiterscheinung sein. Mit der Tragödie ist es anders. Dafs sie bei den Hellenen wie den Germanen unlösbar in ihren Wurzeln mit dem Gottesdienst verbunden war, ist eine vielleicht psychologisch noch nicht genügend erklärte, aber durchaus erwiesene und nicht zu bestreitende Thatsache. Der Kultus umfafst und pflegt die stetig aufkeimende Neigung des Volkes zur Dramatisierung ernster Geschichten in feste Formen. Aber die Komik mufs naturgemäfs bei allen Völkern eine ganz andere Stellung zum Gottesdienste einnehmen als das ernste Spiel. Denn entstanden ist der komische Humor bei den Griechen ebensowenig wie bei anderen Völkern an heiligen Örtern. Spott und lose Mimik entstehen nicht im Tempel und nicht an den hohen Festen gewaltiger Götter, sie haben ihren Ursprung auf Markt und Strafse, in der Schmiede und in der *λέσχη*, in der Barbierstube und im Wirtshaus. Eine Versöhnung aber der erzürnten Gottheit durch Scherz und Kurzweil kann nur ausnahmsweise erlaubt sein. Ganz allmählich wird an gewissen Götterfesten auch die komische Aufführung offiziell, umschlingt in üppiger Umrankung die gottesdienstliche Feier und führt mit der Zeit die Verweltlichung altehrwürdiger Bräuche herbei.

Die drei griechischen Gottheiten, an deren Festen komische Aufführungen erscheinen, sind Demeter (nebst den ihr entsprechenden Erdgöttinnen)[1], Dionysos und Phales. Vielleicht war dieser Götterkreis in ältester Zeit noch viel gröfser, aber die spätere Entwickelung führte bekanntlich dazu, dafs vom Dionysoskult alle dramatischen Aufführungen absorbiert wurden. Von dem ursprünglichen Zustand haben sich nur recht dürftige Spuren erhalten; dahin gehören vor allem Spottjamben am Demeterfeste[2]) und die Umzüge mit dem Symbol

[1]) Den Demeter verwandten Göttinnen der Fruchtbarkeit Damia und Auxesia auf Ägina wurden zugleich mit Opfern auch *χοροὶ γυναικήιοι κερτόμιοι* dargebracht zur Versöhnung. Der *τωθασμός* (Neckerei) erstreckte sich nur auf Weiber (Herodot V 83). Auf der Insel Anaphe waren Spottchöre von Weibern gegen Männer dem Apollon heilig (Apoll. Rhod. IV 1726). — Aristoteles Polit. VII 15 S. 1336 b, 15 fafst die Zulassung der Neckerei an Götterfesten auch als etwas Sekundäres auf (O. Müller, Litt.-Gesch. I[4] 219).

[2]) Die Dithyramben und verwandte Namen, *ἴθυμβος ἴαμβος διθύραμβος θρίαμβος* (vgl. C. O. Müller, Litt.-Gesch. I[4] 220 Anm.), beweisen weder, dafs die Jamben ihren Namen von ihrem Inhalte bekommen, noch dafs sie ihn von der metrischen Form haben, ehe nicht die Bedeutung des Suffixes *-μβος* aufgeklärt ist ('Schritt' oder 'Tanz' sollte man denken).

der alten Fruchtbarkeitsgottheit Phales. Dafs aber die Verbindung der Komik mit den Kultfeiern nur lose, dafs die komischen Aufführungen sekundäre Begleiterscheinungen sind, diesen Gesichtspunkt festzuhalten, dünkt mich bei der Beurteilung jener ziemlich klar erkennbaren Entwickelung durchaus notwendig.

Es gilt nunmehr, die antike Überlieferung über die ältesten komischen Aufführungen unter diesem Gesichtspunkte aufs neue zu untersuchen. Hierbei trifft die knappe und nur andeutende, die Thatsachen selbst als bekannt voraussetzende Notiz des Aristoteles über die Herkunft der Komödie von den Vorsängern der Phalloslieder, wenn man sie sinngemäfs ergänzt, durchaus zusammen mit den Zeugnissen des Sosibios von Lakedaimon und des Semos von Delos.

Diese beiden Kulturhistoriker geben eine kurze Übersicht[1]) über die verschiedenen Gattungen und Darsteller komischer Kurzweil, offenbar und mit deutlichem Hinweis auf das Problem der Entstehung der Komödie. Im Auszuge des Athenaios erscheint die Auswahl der Gattungen aus dem vorauszusetzenden wirklichen Thatbestande durchaus dürftig, aber doch, meine ich, kann man auch mit dieser dürftigen Übersicht zu gröfserer Klarheit wie bisher kommen. Sosibios bezeichnet als die ältesten Darsteller komischer Szenen die Deikelisten, mit welchen er die Phallophoren in Sikyon, die *ἐθελονταί* in Theben, die italischen Phlyaken und die *αὐτοκάβδαλοι* — diese ohne Lokalisierung — identifiziert. Er schliefst seine Aufzählung mit dem wichtigen Zusatz, dafs der allgemein gebräuchliche Name für alle Arten von Deikelisten *σοφισταί* sei. Etwas klarer drückt sich Semos aus; er kennt auch die *αὐτοκάβδαλοι*, diese sind aber für ihn dieselben, welche später nebst ihren Vorträgen Jamben heifsen (d. h. also in Jamben sprechen und als *αὐτοκάβδαλοι* in ihnen improvisieren?). Sodann beschreibt er die Phallophoren eingehend, sie ziehen in besonderen, *καύνακες* genannten Gewändern, einen Phallosträger mit geschwärztem Gesicht an der Spitze, in die Orchestra ein (was jedenfalls nicht ursprünglich ist, denn zu dem Aufzuge ist keine Orchestra nötig); ihre Gesichter sind mit Laubwerk verhüllt, sie tragen Kränze auf den Köpfen, rezitieren dann zunächst eine Art von Prooimion an den Bakchos und verspotten jedesmal in demselben Versmafs, dem Jambos, die Mitbürger; der Inhalt des Gesanges wechselt jedes Jahr, wie die Parabase der Komödie. Von den Phallophoren scheidet Semos die Ithyphallen. Diese tragen wirkliche Larven und singen ihr Lied nicht dem Bakchos, sondern (wie Dikaiopolis in den Acharnern) dem mitgeführten Symbol und Gott der geschlechtlichen Fruchtbarkeit, Phales. Es liegt auf der Hand, dafs diese Form des Kulttanzes, die noch dem Phales selbst gilt, älter ist als die bakchische. Dafs thatsächlich die Ithyphallen die ältere Form der Feier darstellen, die Phallophoren eine jüngere, möchte ich schon aus dem Umstande schliefsen, dafs uns jene im V. Jahrh. noch in Athen als stadtbekannte Kultus-

Jambos heifst aber bis in die späteste Zeit Spottlied, während das eigentliche Wort für das Metron *ἰαμβεῖον* ist. Die Jamben an Demeterfesten müssen sehr alt sein, weil schon im Homerischen Demeterhymnos ihre Einführung mythologisch erklärt wird.

[1]) Athen. XIV 621 d ff.

genossenschaft entgegentreten, die freilich den ausgelassenen Charakter einer Karnevalsgesellschaft trägt. In Demosthenes' Rede gegen Konon wird dieser θίασος von jungen Leuten neben den *αὐτολήκυθοι* als starke Korporation vergnügungssüchtiger junger Leute geschildert. Ihr Gott, dem sie sich 'gegenseitig' weihen, ist der *Ἰθύφαλλος*, also der Phales selbst. Dieselbe Gesellschaft lustiger Brüder trat bei feierlichen Aufzügen und Einholungen mit Gelegenheitsgedichten hervor. Das *ἐγκώμιον* im Volkston — vom *κῶμος* (?) der Ithyphallen gesungen und von ihnen gedichtet —, das beim Einzuge des Demetrios Poliorketes improvisiert wurde, ist bekanntlich durch ein Fragment des Duris[1]) erhalten. Aber wie die hier beschriebenen Aufzüge und Mummereien von Kultgenossenschaften zu einem dramatischen Komödienspiel führen sollen, das wird nicht gesagt und ist schwer zu erklären; und es hat sich hieraus auch thatsächlich ebensowenig eine lebensfähige dramatische Spielgattung entwickelt wie etwa aus dem primitiven, von Mannhardt entdeckten hannoverschen Pfingstaufzuge des Peerekopp, Hedemöpel und ihrer Gesellen, oder aus den Tänzen der Wildmännle in Oberstdorf in Bayern, oder aus den mit der Zeit immer ausgelassener gestalteten Luperkalienbräuchen in Rom. Hat ja doch nicht einmal die in Attika von alters her übliche Tiermaskerade ein dramatisches Spiel entwickelt, ohne dafs fremde und zwar offenbar sizilische Elemente sich mit ihr verbanden. Die Phallophoren und der attische Tier-*κῶμος*, beide haranguierten einfach die Volksgenossen ohne besondere Mimik. Dabei ist beim attischen Tier-*κῶμος* nicht einmal sicher festzustellen, ob diese Maskeraden ursprünglich in den Kult gehören. So alt diese Tiertänze vermutlich auch bei den Griechen sind, so ist darum doch nicht immer, ebensowenig wie bei den Tiertänzen so vieler Naturvölker (wie etwa der brasilianischen), eine Entstehung aus dem Gottesdienste glaublich. Es läfst sich überhaupt schwerlich beweisen, dafs alle Maskierung bei den Griechen religiöse Bedeutung gehabt hat.[2]) Vielfach findet die Maske ihre Erklärung einfach in der Freiheit des Spottes. — Noch ein Wort ist über den Phales zu sagen. Der Phales hatte ursprünglich mit dem Dionysos ebensowenig zu thun wie noch bis in die spätesten Zeiten der Priapos; die ins Obscöne übergehende mimische Kurzweil fand an ihm ebensoviel Anknüpfung wie am Bakchos- und noch mehr als am Demeterkult. Doch ist unzweifelhaft der Phales eine ernsthaft verehrte Fruchtbarkeitsgottheit gewesen. Sollte nicht an eine Beziehung zur italischen Pales zu denken sein, falls sich die Lautverhältnisse der beiden Namen fügen? Hat man doch entdeckt, dafs die männliche Form der Pales die ältere ist.[3]) Bei der Verehrung und den Feiern der Pales spielt das Prinzip der Fruchtbarkeit eine grofse Rolle. — Jedenfalls scheint der Phales eine selbständige Gottheit zu sein, nicht etwa ein lustiger Begleiter des Dionysos, zu dem ihn die Aristophanische Komödie macht. Die

---

1) Athen. VI 253 d; Demosth. LIV 13 ff.

2) Vgl. dagegen Dieterich, Pulcinella S. 68 Anm.

3) Vgl. den Artikel Pales in Roschers Mythol. Lexikon und jetzt Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 165 f.

Komik ist aber auch hier nicht, trotz Aristoteles, ursprünglich im Kult begründet, sondern hängt sich nur an diese wie an andere Kultfeiern an.

Gehen wir jetzt zunächst die weiteren bei Athenaios angeführten komischen Darsteller durch, so finden wir, daſs Sosibios, seiner auch bei der Homererklärung befolgten mechanischen Methode getreu, sehr voneinander verschiedene Gattungen zusammengebracht hat, während die Angaben des Semos durchaus klar sind. Danach gehören in die Kategorie der Phallophoren und Ithyphallen auch die *αὐτοκάβδαλοι*. Dieser Name bedeutet aber, wie der sonstige Gebrauch des Wortes zeigt[1]), Stegreif-Sänger oder Stegreif-Spieler oder Improvisatoren. Nun identifiziert Semos — und dies ist äuſserst wichtig — diese Improvisatoren mit den Jambosrecitatoren.[2]) In Jamben sprechen auch die Phallophoren, und ihre Spottlieder auf die Volksgenossen sind in dem *ἁπλοῦς ῥυθμός* (dem Jambos) abgefaſst gewesen, demselben einförmigen Versmaſs, das alles, *μέλος*, *ᾠδή*, *ὕμνος* ersetzt, das in seiner Einförmigkeit sehr von dem bunten, immer neuen Inhalt ihrer Ansprachen absticht. Neu ist dieser Inhalt immer, weil er das Neueste vom Tage behandelt, neu und jung ist ihre Muse, weil sie eine Gelegenheitsmuse ist. Das mag etwa der Sinn der solennen Einzugsverse gewesen sein, welche Semos überliefert:

σοί, Βάκχε, τάνδε μοῦσαν ἀγλαΐζομεν[3])
ἁπλοῦν ῥυθμὸν χέοντες αἰόλῳ μέλει
καινὰν ἀπαρθένευτον, οὔτι ταῖς πάρος
κεχρημέναν ᾠδαῖσιν, ἀλλ᾽ ἀκήρατον
κατάρχομεν τὸν ὕμνον.

Der Jambos vertritt also das satirische Element der ältesten Komik. An Bakchos-, Phales- und Demeterfesten bildete die Verspottung der Volksgenossen seinen Inhalt. Jambos bedeutete daher auch immer Satire; es giebt in später Zeit Jamben in Prosa; selbst auf den Sokratischen Dialog läſst sich schon der Begriff des *ἰαμβίζειν* ausdehnen.[4]) Es dauerte lange, ehe die *ποιηταί* sich mit dieser simpeln improvisierenden Gattung befaſsten. Das *ἰαμβίζειν* aber wurde allmählich stehend bei allen jährlich wiederkehrenden Mummereien an Frühlings- und Erntefesten in gewissen Gegenden, und zwar namentlich in Sizilien. Darauf deutet eine die Notizen des Semos und Sosibios ergänzende Nachricht eines bei Athenaios excerpierten Werkes *περὶ μουσικῆς*[5]), welche besagt, daſs

[1]) Arist. Rhet. III 7 S. 1408a 12 und 15 S. 1415b 39; dort heiſst es, ebenso wie bei Lykophron V. 745 *αὐτοκάβδαλον σκάφος*, nichts weiter als improvisiert. Die Ableitung ist dunkel. Hesych. *αὐτοκάβδαλα, αὐτοσχέδια ποιήματα.* Et. Magn. *τὸ ὡς ἔτυχε φυραθὲν ἄλευρον* (*κάβος* = Getreidemaſs bei Lexikogr.). Durchsichtiger ist *αὐτολήκυθος*, womit *αὐτοκάβδαλοι* sinnverwandt gebraucht wird.

[2]) Dazu stimmt Hesychios *αὐτοκάβδαλα ποιήματα* = *ἴαμβοι.*

[3]) *ἀγλαΐζω* kommt bereits bei Eupolis Fr. 389 Kock vor, ferner bei Theokrit Epigr. 1 in derselben Bedeutung wie hier; auch der Ausdruck *ῥυθμὸν χέειν* ist durchaus gut und alt.

[4]) Ath. X 63 S. 44b: *Ἀνθέας . . . εὗρε τὴν διὰ τῶν συνθέτων ὀνομάτων ποίησιν, ᾗ Ἀσωπόδωρος ὁ Φλιάσιος ὕστερον ἐχρήσατο ἐν τοῖς καταλογάδην ἰάμβοις.* — *ἰαμβίζειν* wird in einem Gorgianischen Bonmot von Platon gesagt, Ath. XI 505 d.

[5]) IV (V) 181 C.

die *ἰαμβισταί* (doch dieselben wie *ἴαμβοι* an der anderen Stelle) in Syrakus die Stelle der Aufführungen Athens vertreten. Wir werden diese Angabe weiter unten verwerten. Es ist selbstverständlich, dafs die seltsamerweise als thebanische Spezialität angeführten *ἐθελονταί* identisch sind mit den auch *αὐτοκάβδαλοι* genannten Jambosimprovisatoren. Aber der Name *ἰαμβισταί* weist darauf hin, dafs (in Sizilien) zuerst diese Jambosrecitatoren stehend und berufsmäfsig wurden. Das ist überhaupt der Gang der Entwickelung, und so hat Aristoteles recht, wenn er von *ἐθελονταί* des Komos und der Komödie spricht, die eben im Unterschied von der Tragödie, die auf alten Kultgebräuchen ruht, ein *γένος αὐτοσχεδιαστικόν* im engeren Sinne ist. Wenn nun Aristoteles[1]) zugleich die Komödie von den Phallossängern ableitet, so sind diese also auch zugleich mit *αὐτοκάβδαλοι* und *ἐθελονταί* identisch. Hierzu stimmt vortrefflich die Zusammenstellung der *αὐτολήκυθοι*, augenscheinlich nur eine Variation der *αὐτοκάβδαλοι*, mit den Ithyphallen in der Rede des Demosthenes gegen Konon. Wir haben nunmehr die vier Gattungen der *ἐθελονταί*, *φαλλοφόροι*, *αὐτοκάβδαλοι* und *ἴαμβοι* als eine einzige Gattung erwiesen oder doch jedenfalls so viel ermittelt, dafs alle aus derselben Wurzel volkstümlicher Aufzüge entsprungen sind.

Ehe wir an die Erklärung der Deikelisten und Phlyaken gehen, erledigen wir den durchsichtigeren Ausdruck *σοφισταί*, der bei Sosibios als allgemein üblicher Name komischer Darsteller angeführt wird. Wir dürfen uns bei Sosibios bekanntlich nicht wundern, wenn er nicht zusammengehörende Dinge verwirrt, denn die *σοφισταί* sind ohne Zweifel etwas ganz anderes als *αὐτοκάβδαλοι* und *ἐθελονταί*. *Σοφισταί* sind gerade im Unterschied von den an einen bestimmten Ort gebundenen Komasten berufsmäfsig von Ort zu Ort wandernde Künstler. In älterer Zeit heifst Sophist durchaus der musikalische Virtuose und Künstler, erst im späteren Sprachgebrauch der entwickelten hellenischen Kultur heifst so der wandernde Gelehrte oder Techniker. Noch im V. Jahrh. läfst sich mehrfach der Name Sophist für den Musiker belegen. In dem *Αὐλῳδοί* betitelten Satyrspiel des Iophon, wo die Satyre als Chor von Musikanten hereintanzen, heifst es von Silenos[2]): *καὶ γὰρ εἰσελήλυθεν πολλῶν σοφιστῶν σμῆνος ἐξηρτημένος* (= *stipatus, instructus magna sophistarum turba*). Kratinos läfst in den *Ἀρχίλοχοι*, wo der Komos als eine Schar von Dichtern hereinschwärmt, einen Schauspieler ganz ähnlich sagen: *οἷον σοφιστῶν σμῆνος ἀνεδιφήσατε.*[3]) Pindaros nennt die Dichter als Sänger so[4]) und der Dichter des Rhesos den Thamyris einen thrakischen Sophisten[5]). Entsprechend dem späteren Gebrauch des Wortes für technische Fertigkeiten ist die Bezeichnung des Technischen auch in den musischen Künsten anzunehmen. Man begreift, wie der Name *ποιητής* neben dem mithin schon recht alten *σοφιστής* aufkommen konnte. Der *ποιητής* stand über dem *σοφισής*, dem Musikanten, wie der Troubadour über dem Jongleur und den Minstrels. Aber die bisher nicht

[1]) Poet. 1449 a 11 b 3; *αὐτολήκυθοι* auch bei Lucian Lexiph. 10 mit *αὐτοκάβδαλοι* in einem Atem genannt.

[2]) Iophon Fr. 1. [3]) Kratinos Fr. 2. [4]) Isthm. IV 25. [5]) V. 923

beachtete Überlieferung, dafs auch der Komödiant zu den σοφισταί gerechnet wurde, läfst auf den ganzen Beruf ein neues Licht fallen. Es gab also berufsmäfsige Komödianten, die mit den Musikern in enger Verbindung stehen. Wir stofsen hier auf eine Spur von Überlieferungen über die ältesten berufsmäfsigen Schauspieler in Griechenland. Mit den σοφισταί können nicht die zwar bei Sosibios in einem Atem mit ihnen genannten Phallophoren u. s. w. identifiziert werden, da diese Freiwillige (ἐθελονταί) und Gelegenheits- und Stegreifspieler waren, wohl aber gehören zweifellos zu den berufsmäfsigen Schauspielern die δικηλισταί. Δικηλιστής oder δεικηλιστής heifst der Darsteller von δείκηλα, der nicht blofs, wie schon die Wortform zeigt, im dorischen, sondern auch im ionischen Kultusgebiet zu Hause ist. Δείκηλα heifsen aber nicht allein komische Darstellungen, sondern dramatische Vorstellungen überhaupt. Denn Herodot nennt die Darstellungen der Leiden des Apries[1]) auf dem See bei Sais δείκηλα, diese erinnern ihn an die bei den griechischen Mysterien üblichen Darstellungen. Sosibios macht zu dem Worte δεικηλιστής eine sonderbare Bemerkung: ὡς ἄν τις σκευοποιοὺς εἴπῃ καὶ μιμητάς. Meint er, der Dikelist hiefse sonst auch σκευοποιός, Verfertiger von Requisiten und Figuren, wie sie bei δείκηλα gebraucht wurden? Der δεικηλιστής wäre dann etwa ursprünglich ein Besitzer oder Verfertiger von Puppen gewesen.[2]) Noch ist die Frage eines alten Figurentheaters in Griechenland nicht aufgeworfen. Wie heute beim Kölner Hänneschen das Figurentheater die ältere Form des Schauspiels darstellt und die Figuren erst in einem verfeinerten Stadium durch menschliche Darsteller ersetzt werden — die mongolischen und semitischen Völker sind zum grofsen Teil nicht über Figuren- und Schattentheater hinausgekommen —, so ist a priori die Möglichkeit eines Figurentheaters selbst für die italische Posse und den Mimos nicht zu leugnen. Direkte Beweise dafür haben sich freilich bis jetzt noch nicht gefunden. — Noch eine andere Frage taucht hier auf. Herodot spricht an der angeführten Stelle von den δείκηλα τῶν παθέων als von etwas ganz Bekanntem. Was sind diese δείκηλα? waren solche in Hellas auch heimisch? Und verstand man unter ihnen dramatische Aufführungen aus dem Leben Verstorbener? Bildeten diese in gewissen Kultuskreisen einen Teil des Ahnenkultes, und hängen mit ihnen einerseits die δρώμενα der Mysterien, anderseits die Anfänge der Tragödie zusammen? Auf alle diese Fragen giebt es leider noch keine Antwort, aber merkwürdig bleibt es immerhin, dafs δείκηλον für ernste Darstellungen angewendet wird und δεικηλιστής

[1]) Herod. II 171.

[2]) Für δείκηλα ist die älteste Stelle die des Herodot. Die Lexikographen geben auch nebenbei die Erklärung εἰκάσματα, μιμήματα, ὁμοιώματα. Aber schon seit Lykophron bedeutet das Wort in späterem Griechisch Götterbild, bei Apoll. Rhod. I 746 Schildfigur, ebd. IV 1672 aber φαντάσματα. Ath. 621 e: ὡς ἄν τις σκευοποιοὺς εἴπῃ καὶ μιμητάς, 'wie wenn jemand die Maskenverfertiger zugleich auch μιμηταί nennen wollte'. Also waren die Deikelisten eigentlich nur die technischen Unternehmer des δείκηλον. Entweder ist mangelhaft an dieser Stelle excerpiert, oder Sosibios hat sich dunkel ausgedrückt. Die σκευοποιοί sind schon aus der attischen Komödie bekannt: klar und deutlich ist der σκευοποιός bei Aristophanes als Verfertiger der Porträtmasken bezeichnet.

zugleich der Name für den komischen Mimen ist. Das Suffix bedeutet die berufsmäfsige oder doch gewohnheitsmäfsige Ausübung des Spiels, und somit gehört also der Dikelist mit vollem Rechte bei Sosibios zu den Sophisten. Jedenfalls ist das Wort ein alter und vermutlich der älteste Name für Schauspieler überhaupt. Nun fragt es sich: bei welcher Gelegenheit und in welcher Zahl trat er auf? Die Beschreibung der spartanischen Aufführungen durch Sosibios überhebt uns scheinbar dieser Frage. Diese Darstellungen waren sehr primitiv, wie das in Sparta nicht anders zu erwarten war. 'Einer', heifst es dort[1], (τὶς) 'ahmte im Dialekt (ἐν εὐτελεῖ τῇ λέξει) Obstdiebe nach'; also ein Mimos, in welchem mehrere Personen durch denselben Darsteller, d. h. mit verschiedenen Stimmen nachgeahmt wurden; dies Darstellen mehrerer Personen gleichzeitig ist ja allgemein und auf der modernen Couplet- und Kneipenbühne ganz geläufig.[2]) Ein anderes Mal, heifst es weiter, wurde wirklich nur einer nachgeahmt, ein Arzt, der von weit herkommt, einen fremden Dialekt spricht und sehr wichtig dabei thut. Vom sizilischen Mimos unterscheidet sich der Dikelist also absolut nicht; es ist augenscheinlich dieselbe Gattung, die wir in Sizilien als μῖμος wiederfinden. Ebenso wie der Mime ist der Dikelist zunächst nur einer, und an und für sich ist eine Ableitung des Mimen vom Jongleur (θαυματοποιός) und Gaukler, der auch einzeln auftritt, nicht unzulässig[3]); dagegen spricht allerdings die Subsummierung der Dikelisten unter die σοφισταί und damit unter die Musik. Die Dikelisten hielten sich also als 'Fahrende' mit zu den professionellen Musikern, waren immerhin wohl etwas besseres als Gaukler, Kybisteteren u. dgl. Dazu kommt, dafs vermutlich der Dikelist mit Musikbegleitung auftrat; ich möchte das aus der Nachricht schliefsen, dafs es mimetische Tänze gab, in denen Diebe, welche kalten Braten stehlen wollen, auf der That ertappt dargestellt wurden.[4]) Die Szene des Dikelisten, die den Obstdiebstahl darstellte, gewinnt dadurch mehr Leben; zum Dialekt trat als weiteres Ausdrucksmittel der Tanz. Der Spitzenschritt der Diebe und ihr Langschritt beim Ausreifsen wird recht drastisch unter entsprechender Musikbegleitung gewirkt haben. So ist also die Mimetik nicht nur durch den Titel des Ausübenden, σοφιστής, an die Musik gebunden, sondern auch durch direkte Überlieferung. Der Einzeltanz wird zum Spiel mit mehreren Personen, sobald eine Truppe vorhanden ist, wie sie die des Syrakusaners im Xenophontischen Symposion für den Pantomimos war. Natürlich repräsentiert ein Mime, der,

---

[1]) Athen. XIV 621 d.

[2]) Die (Ἠθολόγοι und) Ἀρεταλόγοι sind nach neueren Untersuchungen (vgl. Crusius in Pauly-Wissowas Realencykl. u. d. W. Aretal.) keine Komödianten.

[3]) Die Dissertation von Reich: 'Die ältesten berufsmäfsigen Darsteller des griechisch-italischen Mimus', Königsberg 1897, hat für die Beziehungen zwischen Gauklern und Mimen ein brauchbares Stellenmaterial geliefert, auch für das Fortleben der Mimen neben der Komödie; aber dafs die Mimik auf dem Lande entstanden sei, ist eine durchaus falsche Vorstellung. Berufsmäfsige und künstlerische Mimik konnte erst im entwickelten städtischen Leben aufkommen. Reich bemüht sich übrigens zu wenig, in seinem Quellenmaterial zwischen den frühesten und spätesten Epochen der hellenischen Kultur zu scheiden.

[4]) Pollux IV 105.

wie der von Sosibios beschriebene Dikelist, eine von Worten begleitete Szene vorträgt, eine höhere Stufe des Schauspiels als die Pantomimentruppe; auch heute noch ist der Pantomimus viel eher mit der Gaukelei und Jonglerie verbunden als der Schwank oder das mimische Couplet. Schon von anderer Seite ist genügend hervorgehoben, wie die Gaukler (*θαυματοποιοί*) auch zugleich Mimen waren. So erklärt sich auch am besten das Spielen einer Person, so noch die Scheidung der Mimen des Sophron in männliche und weibliche, die entweder nur beim Chor (wie die Spottchöre der epidaurischen Weiber) oder bei einem einzelnen Darsteller berechtigt ist, aber nicht bei einer zusammengesetzten Truppe. Auch auf einen Mimos wie den Epicharmischen *Λόγος* und *Λογίνα* paſst die Scheidung nicht mehr. Sinn hat die Trennung nur, wenn ursprünglich einer auftrat, der sich dann zu einer Schar ganz gleichartiger Wesen vervielfältigte. — Der Mimos oder der Deikelist hat nunmehr seinen festen Platz unter den umziehenden Musikern und Gauklern besserer Sorte, von denen er sich natürlich, so bald das Genre litterarisch und hoffähig wurde, wieder ablösen muſste.[1])

Kehren wir aber wieder zu Sosibios zurück, so hatten wir bei ihm noch eine der aufgeführten Gattungen nicht berücksichtigt, die Phlyaken. Wer sind denn die Phlyaken? Hängen sie mit der satirischen oder der mimetischen, mit der an den Kult geknüpften fest lokalisierten oder der gauklerischen, an die fahrenden Musikantentruppen geknüpften Komik zusammen? Diese Frage haben die neuesten archäologischen Untersuchungen über die Komödie[2]) schon im Sinne des Zusammenhanges mit dem Dionysoskult bejaht. 'Die Phlyaken (das ist etwa das Resultat dieser Untersuchungen) sind ursprünglich Dämonen des Dionysos, die feste Namen haben wie *Ὄμβρικος*, *Ὀφελάνδρος*, *Εὔνους*, und mit diesen schon auf korinthischen Vasen des VI. Jahrh. erscheinen. Die auf den unteritalischen Vasen des III. Jahrh. abgebildeten Komödianten in ihrem burlesken Kostüm mit langem Phallos, ausgestopftem Wanst und Hinterteil sowie karikierten Masken sind eigentlich Trupps von Dämonen oder ihrer menschlichen Nachahmer, die nicht, wie die Satyre oder Phallophoren, unter dem Schutze des Kultes ihre Tänze oder Späſse aufführen, sondern aus dem Dämonenchor sich herausgelöst haben und Theater spielen.' — Diese Nachweisungen Körtes und Löschckes haben allgemeine Zustimmung gefunden. — Aber so bestechend die ganze Kombination auch sein mag, es ist nicht bloſse Zweifelsucht, welche mich gegen die Sicherheit und sogar gegen die Wahrscheinlichkeit dieser von zwei ausgezeichneten Forschern gegebenen Erklärung der Phlyakenmaske Bedenken erheben läſst.

Unbewuſst oder bewuſst ist die Brücke für die Gleichung der Phlyaken mit den Dämonen die Parallele mit den Satyrn gewesen; aber man bedenke nun auch sofort den Unterschied zwischen Satyrn und Phlyaken; nie haben die

[1]) Gefördert wurde diese Ablösung durch das Institut der Hofmimen (die mit den Hofnarren wohl oft ein und dieselbe Person waren). Vgl. Reich über Xenarchos S. 21.

[2]) Körte im Jahrbuch d. archäol. Inst. VIII 61 ff. und Löschcke in den Athenischen Mitteil. XIX 578 ff.

Satyrn selbst die Komödie gespielt, denn niemals haben sie ihren Charakter als Chor aufgegeben. Ein Dämonenchor, wie ihn die Verbindung von Komödianten und Dämonen erheischt, hätte sofort eine Vielheit von Schauspielern ergeben, mit welcher primitive Darsteller nichts anzufangen gewufst hätten. Man wird einwenden, dafs die Vielheit der Darsteller durch den Stoff, die Heldensage in der Karikatur, gefordert wurde und wird auf die Kabirenvasen mit ihren Karikaturen der Heldensage hinweisen. Bisher ist aber der Beweis noch nicht erbracht, dafs wir in den Bildern dieser Vasen auch Bühnendarstellungen zu sehen hätten. Zunächst sind diese verkrüppelten und lächerlichen Darstellungen der Heldensage doch weiter nichts als Karikaturen, die auch ohne die Bühne entstanden; sie tragen nämlich weder Masken noch Bühnenkostüm. Auch sind sie als Karikaturen[1]) von durchaus anderer Bildung als die Phlyaken. Sehr bedenklich aber würde die Erklärung der Vielheit der Theater spielenden Dämonen durch die Personen der Götter- und Heldensage, wenn diese gar nicht der ursprüngliche oder der einzige Inhalt der Darstellungen ist. Weder die Fabeltitel der sogenannten Phlyakographen, noch die unteritalischen Vasen nötigen dazu. Auf einem beträchtlichen Bruchteil derselben erscheint der Phlyax als einzelner Mime, der von dem regenspendenden Dämon Ὄμβρικος himmelweit entfernt ist. — Ich weise hin auf die köstliche Figur auf der Vase, welche bei Heydemann unter O[2]) abgebildet ist. Hier steht der Phlyax allein neben einem Tisch oder Stuhl, der mit irgend welchen, nicht erkennbaren Gegenständen — doch wohl Efswaren — belegt ist, im Begriff, zu stehlen. Das Dummpfiffige in Haltung und Gebärde ist nur der Gipfel des Humors, der ohne Zweifel schon im Heranschleichen an die verbotenen Dinge entwickelt war, so dafs die Szene vermutlich ein mimetischer Tanz mit Musikbegleitung gewesen ist. Wir finden hier einen Anklang an den Obstdiebstahl des von Sosibios angedeuteten Mimos und den Fleischdiebstahl des bei Pollux erwähnten Tanzes.[3])

In der Posse des III. Jahrh. bildeten diese Einzelszenen natürlich nur Zwischenaktsfüllungen oder Einlagen, während sie in primitiven Verhältnissen allein dem Lachbedürfnis des Volkes genügten. Es ist somit erwiesen, was man längst vermutet hatte[4]), dafs der Phlyax und der Deikelist und mit ihm der Mimos ganz eng verwandt sind. Nur die Travestie der Götter- und Heldensage läfst sich beim Deikelisten nicht nachweisen. Wenn wir also von der angeblich zwingenden Beweiskraft der korinthischen Vasenbilder absehen, liegt es an sich ebenso nahe, die Phlyakentruppe an eine einzelne Mimosfigur anknüpfen zu lassen, als an eine Gruppe von peloponnesischen Dämonen. Sieht man sich

---

[1]) Für die Kabirenvasen s. Körte, Mitteil. d. athen. Inst. XIX 348, der dort den Karikaturencharakter der Darstellungen richtig beurteilt. Abbildungen s. Athen. Mitteil. XIII Tafel 11.

[2]) Jahrbuch des arch. Instituts I 300.

[3]) S. oben S. 412 Anm. 4. Reich S. 6 Anm. citiert aus Pollux IV 103 und Athenaios 629 e f χρεῶν ἀποκοπή, ἀγγελική, ἀλφίτων ἔκχυσις als mimische Tänze; eine Bearbeitung des gesamten Materials für die mimische Orchestik würde auf diesem Wege weiter führen.

[4]) Reich in der citierten Dissertation durchgehends; vgl. Dieterich, Pulcinella S. 148.

nun das Vasenbild, auf welches am meisten Wert gelegt wird, an, so ist die Identität gar nicht so absolut zwingend. Nämlich auf dem von Körte auf S. 91 reproduzierten Gefäfs sind die Tänzer, also die eigentlichen Darsteller, bekleidet und tragen nicht den Phallos; das Phallostragen aber wird gerade für das am meisten charakteristische Merkmal der Phlyaken ausgegeben. Rechts von den beiden Tänzern (eigentlich Flötenspielern und Tänzern) sind die drei auch ausdrücklich mit Namen als dionysische Dämonen bezeichneten Gestalten abgebildet; aus der Gleichartigkeit der drei Gestalten rechts ergiebt sich, dafs die Beischrift *Εὔνους* zu dem sich umblickenden Gesellen rechts von der Schrift gehört. Nur diese drei sind ithyphallisch, aber auch unbekleidet. Vom Tanzen kann bei ihnen gar nicht die Rede sein. Sie machen sich als bakchische Dämonen mit dem Weine zu schaffen und personifizieren das segensreiche Walten des Weingottes, während die Tänzer links die bei den Menschen durch den Wein erzeugte Stimmung und den Tanz darstellen. Weiter hatte der biedere Vasenmaler gewifs nichts im Sinne. Das Hervortreten von Gesäfs und Wanst deutet höchstens die Zugehörigkeit der ganzen Gruppe zum dionysischen Festkreis an; in den Fröschen des Aristophanes wird Dionysos selbst als *γάστρων* angeredet, den der Weingenufs aufgeschwemmt hat. — Es liegt nun gar kein Grund vor, überall, wo in späteren Jahrhunderten auf Vasen Karikaturen mit dicken Wänsten und Hinterteilen erscheinen, gleich einen Zusammenhang mit den Dämonen der korinthischen Vase anzunehmen. Die Phlyakenvasen zeigen etwas ganz anderes, vor allen Dingen verzerrte Gesichter, d. h. Karikaturen des Gesichtes, die wir vergeblich auf den korinthischen Vasen sowohl bei Tänzern als bei den Dämonen suchen. Der Karikatur des Gesichts entspricht die Karikatur der Körperteile. Ausgestopft ist der ganze Körper, wenigstens ist das die Absicht; dazu dient der Tricot. Der Phallos dient aber ebenfalls der Karikatur; darum hat er hier auch ganz andere Formen als im Satyrspiel, wo er nur bakchisches Requisit, altes Symbol der Fruchtbarkeit, oder vielmehr Symbol der Satyrn ist. Der lächerliche Phallos der Komödie ist, wie Aristophanes ausdrücklich sagt, nur zum Lachen da. Es genügt, darauf hinzuweisen, dafs die Zwerge gewöhnlich mit grofsem Phallos abgebildet werden. Ich sehe daher keine ausreichenden Gründe, weshalb man die Phlyaken von den drei dionysischen Dämonen *Ὄμβρικος, Εὔνους* und *Ὀφελάνδρος* abzuleiten hätte; sie haben nichts Dämonisches, Göttliches, Kultliches behalten, wie etwa die Satyrn, die als Chor in der Orchestra und in ihrer tierischen Gestalt immer noch an die schweifenden Walddämonen erinnerten; aber diese Phlyaken sind durchaus menschlich; der Phlyax ist auf den Brettern geboren, ein Mime, eine lustige Figur, der antike Clown in seiner ältesten Gestalt. Wie sollten diese Dämonen auch auf die 'Bretter' kommen? Sie konnten nur an heiligen Örtern umgehen. Die Vereinigung aber des Phlyaken mit dem Dionysos, seine Zwiesprache mit ihm, der Phlyax als Knappe des Gottes, das sind sekundäre Züge graziösen Humors vielleicht älterer, vielleicht erst der hellenistischen Zeit. Was wird da nicht alles in den dionysischen Thiasos aufgenommen! Dionysos und Silenos sind nur eine Replik von der Gruppe Dionysos und Phlyax. — Was

ist nun überhaupt dieser eine Phlyax? Ist er ein Dämon? Vielleicht in so fern, als er den personifizierten Volkshumor, nach einer bestimmten Richtung entwickelt, darstellt. In einer feineren Sphäre, in der feinen Kultur des ionischen Städtelebens, ist eine andere Personifikation des Volkshumors in einer anderen Richtung entstanden — der aberwitzige, mifsgestaltete Sklave Eulenspiegel-Aisopos, dessen Geschichte ein altes griechisches Volksbuch schilderte, das wir nur in einer späten byzantinischen Fassung kennen, das aber schon Plutarchos benutzte[1]), und das vermutlich bis ins VI. Jahrh. vor Christus zurückreicht. Dafs die lustige Figur dieses ionischen Eulenspiegel den Namen des historischen Fabulisten bekam, das hat vielleicht einen ganz äufserlichen Grund; vielleicht war der historische Aisopos derjenige, welcher zum erstenmal nicht nur die Fabeln, sondern auch das Buch mit den Eulenspiegeleien redigierte. Die Möglichkeit, dafs damals schon eine solche Litteratur in Prosa existierte, ist nicht abzuleugnen. Der alte Name *λόγοι* für die Fabeln und der Name *λογοποιός* für den Fabeldichter ist eigentlich schon ein Beweis für das hohe Alter der schriftlichen Redaktion[2]); die einzigen *λόγοι* neben den *ἔπη* waren im VI. Jahrh. und früher eben die Fabeln. Dafs der Dichter seinen eigenen Namen für die von ihm geschilderte Figur hergab, wäre wohl verständlich.

Wie dem auch sein mag, der Aisopos als Volksfigur existierte bereits sehr früh, und ebenso früh ist denn auch seine karikierte und verkrüppelte Gestalt im Volksbewufstsein anzusetzen. Die Karikatur ist milder als die des Phlyax und feiner; statt der Verzerrung ist die Verkrüppelung genommen, die nicht Lachen, sondern zunächst Mitleid erregt. Wie alt das Motiv der Verkrüppelung im Volksglauben ist, beweist der Dämon Hephaistos.[3]) Im Aisopos steckt einer der uralten Sklaventypen, auf deren Entwickelung und Ausbildung in der attischen Komödie kürzlich hingewiesen ist[4]); der Aisoposroman weist noch in seiner jetzigen Form dummpfiffige Redensarten und Eulenspiegeleien auf, welche die lustigen Figuren der Komödie bis auf den heutigen Tag im Munde führen[5]); es ist die ewige uralte, rechthaberisch altkluge Reaktion des gemeinen Mannes gegen die Mächtigen, die sich (im Sinne des Volkes) unrechtmäfsig auch in den Besitz der Weisheit gesetzt haben. Damit soll nicht gesagt sein, dafs der Philosoph Xanthos im Aisoposroman nicht einer späteren Zeit angehört; aber jedenfalls basiert die Aisoposvita auf einer älteren, wohl auch viel frischeren und urwüchsigeren Anekdotensammlung. Der Aberwitz und Mutterwitz, der auch die Tierfabel mit umspinnt, ist nicht bühnenfähig; er wird früh lehrhaft und litterarisch, oder lebt immer in unteren Sphären weiter.[6]) Die Bretter

---

[1]) S. Wilamowitz, Das Gastmahl der 7 Weisen, Hermes XXV 128.

[2]) Herod. II 134. *λόγοι* heifsen die Aisopischen Fabeln bei Platon Phaid. 60 D, latein. *Aesopei logi* Sen. de cons. ad Polyb. 27, 1. Der ältere Name *αἶνος* geht auf den Inhalt.

[3]) Wilamowitz, Hephaistos, Göttinger Nachrichten 1895 S. 217.

[4]) Dieterich, Pulcinella Kap. II S. 85 ff.

[5]) Kellers Untersuchung (Jahrb. f. Philol. Suppl. IV 361 ff.) hat nicht alle Indicien des hohen Alters des Kernes der Aisoposvita gesammelt.

[6]) Man denke nur an die kürzlich durch die hervorragende Arbeit von Wossidlo in Angriff genommene Sammlung der mecklenburgischen Volksüberlieferungen.

produzieren eine gröbere Schöpfung des Volkshumors, der zwar auch stark mit Mutterwitz getauft ist, aber im Grunde für rohere Ansprüche da ist — eine solche Figur ist der Phlyax. Beide 'Dämonen' sind vermutlich in der wachsenden städtischen Kultur des VII. und VI. Jahrh. ausgebildet werden. Sehen wir uns jetzt noch das Wort selbst an! Was heifst denn eigentlich φλύαξ? Der Name verleugnet seinen Zusammenhang mit φλυαρεῖν nicht, wie man auch grammatisch die Bildung erklären mag. Das Suffix aber bedeutet das gewohnheitsmäfsige der im Stamm bezeichneten Handlung wie in φέναξ und στόμφαξ. Die Glossographie[1]) umschreibt φλύαξ mit μέθυσος, γελοιαστής, eine Erklärung, die jedenfalls nicht den späteren Bühnen-φλύαξ, den Schauspieler, bezeichnet. Der γελοιαστής kommt in älterer Zeit nur bei dem Historiker Ptolemaios von Megalopolis vor[2]), der berichtet, dafs der König Ptolemaios Philopator sich eine Bande von Zechkumpanen hielt, die er γελοιασταί nannte. Das waren also eine Art von Hofnarren; hier haben wir den μέθυσος, γελοιαστής, der auch φλύαξ hiefs. So ist also der Phlyax ein gewerbsmäfsiger Spafsmacher, eine Art Hofnarr. Jetzt verstehen wir die Angabe des Stephanos von Byzanz, wenn er Rhinthon den Ταραντῖνος φλύαξ nennt. Φλύαξ hiefs also zunächst eine einzige oder die Hauptrolle der Burlesken, welche in der älteren Zeit der Dichter oder Direktor spielte. Ursprünglich trat dieser ganz allein auf, höchstens von einem Musiker begleitet, wie später noch der Hilarode oder Magode.

Um die weitere Entwickelung der burlesken Posse bis zu der Stufe zu verstehen, auf der sie uns die unteritalischen Vasen und die Fragmente des Rhinthon zeigen, müssen wir über Tarent und Unteritalien hinausgreifen. Ist man ja auch schon überhaupt davon zurückgekommen, dieses burleske Drama für rein tarentinisch zu halten. Es ist zweifellos in ganz Griechenland gespielt worden. In Böotien[3]) malte man die Schauspieler und die Hanswürste überhaupt im Phlyakenkostüm; in Attika hat sich eine Vase gefunden, auf der komische Schauspieler in diesem Kostüm erscheinen[4]); im Osten der hellenischen Welt spielten die köstlichen Stücke des Sopatros,' (wie das Μυστάκου θήτειον), der nicht dorisch, sondern in hellenistischem Griechisch schrieb und sich Phlyax nannte.[5]) Thonfigürchen, welche Bühnentypen in Phlyakenkostüm darstellen, sind in Attika ebenso zahlreich wie in Kleinasien gefunden. Es war das unumgängliche Kostüm des Mimen, ursprünglich das einzige. Sowie ihrer mehrere wurden, reichte der Tricot mit Phallos nicht mehr aus. Da, wo sich, wie im Oskischen, eine Komödie mit wenigen, bis zu vier, festen Typen entwickelte, genügten verschiedene Gesichtsmasken zur Differenzierung, oder es wurden zu dem einen Phlyax noch drei andere Karikaturen geschaffen. Nun entwickelte man aber in Sizilien den Mimos zur Travestie der Sage und zur Darstellung von Typen des bürgerlichen Lebens. Da trat dann das Phlyaken-

---

[1]) Hesych. u. d. W. φλύαξ. Der Suidasartikel ist konfus und unbrauchbar.
[2]) Athenaios VI 246 c.
[3]) Körte, Mitteil. d. ath. Inst. S. 346; vgl. Löschcke ebd. S. 578.
[4]) Körte, Jahrb. VIII 69. [5]) Com. Graec. fragm. ed. Kaibel S. 194.

kostüm immer mehr zurück, so daſs Phormis, der Zeitgenosse des Epicharmos, in seiner höfischen Posse sogar den langen Chiton einführte.[1]) Eine reiche Ausstattung mit dem bunten Flitter der Götter- und Heldenkostüme wird über den Tricot geworfen. Der Phlyax wird für jedes Stück beliebig vervielfältigt. Wir können die Entwickelung des Phlyaken, d. h. des Mimen in Sizilien verfolgen. Erst Auftreten in Prosa, *ἐν εὐτελεῖ τῇ λέξει* (diese Stufe repräsentieren noch die schon litterarisch gewordenen Mimen des Sophron, die zum Teil Einzelvorträge waren in gehobener, stilisierter Prosa). Nun aber kamen die Dichter, die *ποιηταί*, die Vorgänger des Epicharmos, z. B. Aristoxenos, und er selbst. Diese fanden den Mimos als volkstümliche Kurzweil im Monolog und Dialog vor. Derselbe hatte sich zu Darstellungen von Typen und Szenen aus dem bürgerlichen Leben erweitert. Es leuchtet ein, wie die *ποιηταί* in Anlehnung an diese bürgerlichen Szenen und ihren urwüchsigen Volkshumor nun auch versuchen konnten, die Heldensage dramatisch zu travestieren, die ursprünglich nicht für die Bretter bestimmt war und natürlich erst in einem besonders hoch entwickelten Stadium städtischer Kultur die Bühne der Komödie betreten durfte. Immer ist die Bühne das äuſserste und letzte Stadium für die poetischen Kunstformen, so auch für die Travestie des Epos. Wir sehen jetzt deutlich bei Epicharmos mehrere Schichten komischer Stoffe übereinander liegen, von denen die Travestie der Götter- und Heldensage die letzte ist. Wenn wir die sizilische Komödie bei diesem Dichter auf ihrer Höhe bewundern, wenn wir in den Titeln und Fragmenten schon dieses einen Dichters gewissermaſsen dieselbe Mannigfaltigkeit vorfinden, welche sich bei der Attischen Komödie in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung entfaltet, so müssen wir den Schluſs ziehen, daſs Epicharmos am Ende einer litterarischen Entwickelung steht. Und wenn man den Mimos als die Grundlage der Sizilischen Komödie ansieht, so läſst sich zunächst die Entwickelung der bürgerlichen Schwänke aus jenem leicht begreifen. Der 'Lümmel vom Lande' (*'Αγρωστῖνος*), die *Μεγαρίς*, der *Περίαλλος*, der *Πίθων*, die *Χύτραι* (wenigstens nach Crusius' Deutung) erfordern nur eine Person und gehen wenig über den Mimos hinaus, in *'Ελπὶς ἢ Πλοῦτος* ist die Person des Parasiten ein Einzelmimos; aber die *Μῆνες*, die *Τριακάδες*, *'Αρπαγαί* und *Πέρσαι* verlangen ein dramatisches Spiel mehrerer Personen, während *Γᾶ καὶ Θάλασσα*, *Λόγος καὶ Λογίνα* mimische Duette sind. Der stark burleske Ton und die bürgerlich derbe, in Fressen und Schlemmen protzende Sprache der mythologischen Stücke lassen deutlich erraten[2]), daſs der Mythus in Anlehnung an und nach dem Muster und mit den Mitteln des bürgerlichen Schwankes dramatisch travestiert wurde. — Eine kleinere Gruppe von Titeln ist in unsere Betrachtung noch nicht einbezogen, die mir eine besondere Gattung von Stücken zu repäsentieren scheint. Es sind dies folgende: 'Die Musen', 'Die Dionyse', 'Die Schwärmenden', 'Die Tanzenden', 'Die Sirenen', 'Das Fest und die Inseln', 'Die Festgesandtschaft'. Hephaistion berichtet, daſs

---

[1]) Com. Gr. fr. ed. Kaibel S. 148.

[2]) Vgl. die Ausführungen von Hauler, Xenia Austriaca I 57.

'Die Tanzenden' und noch ein Stück, 'Der Epinikios', ganz in trochäischen Tetrametern abgefafst gewesen seien. Hier wurde also ausnahmsweise das ganze Stück als Tanz oder wenigstens als rhythmisches Recitativ mit Musikbegleitung aufgeführt.[1]) Halten wir mit dem Titel 'Die Tanzenden' den verwandten Titel 'Die Schwärmenden' zusammen, so erhellt, dafs auch in diesem ein von mehreren Personen aufgeführter Tanz den Kern des Stückes gebildet haben mufs. Die Fabel wird durch den Nebentitel als eine Episode aus der Hephaistossage bezeichnet. Längst ist erkannt, dafs dies die Zurückholung des Hephaistos durch Dionysos war, der, von dem trunkenen *κῶμος* seiner Gesellen begleitet, mit dem betrunken gemachten Feuergott in den Göttersaal einzieht. Zu dieser Aufführung war unbedingt eine Art Chor nötig, oder wenigstens ein *κῶμος*, ein Maskenzug. Die Nachricht, dafs einige dieser Stücke ganz in Tetrametern abgefafst waren, pafst vortrefflich zur Annahme eines *κῶμος*. Allerdings findet sich in Sizilien keine Spur eines Tiermaskenzuges, eine Stufe, die dort wohl früh überwunden war. Denn offenbar drängt auch in Attika die Entwickelung auf Vermenschlichung der Tiermaskerade hin. Es wäre denkbar, dafs diese Entwickelung bei den Dichtern durch das Studium der Sizilischen Komödie angeregt wäre. Der Titel *'Αρχίλοχοι* bei Kratinos erklärt z. B. erst den Titel *Διόνυσοι* bei Epicharmos, denn es war ebenso kühn, den Archilochos zu vervielfältigen wie den Dionysos. Dann erscheint es auch nicht mehr bedenklich, unter dem Titel 'Die Monate' einen ganzen Schwarm von Monaten, der auf der Bühne einzog, zu verstehen. Dafs die Sirenen als Mehrheit auf der Bühne selbst auftraten, zeigt das Fragment *λαοὶ τοξοχίτωνες, ἀκούετε Σειρηνάων.* So redete der *κῶμος* humoristisch das Volk von Syrakus an. Im nächsten Fragment erzählen die Sirenen irgend einem anderen Wesen von einem reichbesetzten Mahle, während der Angeredete mit jammernden Ausdrücken bedauert, nicht dabei gewesen zu sein. Ebenso scheinen als Chor aufgetreten zu sein die 'Troer', welche zu ihrem, d. h. dem Zeus auf dem Schneegebirge *Γάργαρα* beten (Fr. 130). Auch die 'Festgesandten' treten selbst auf und erzählen von ihren Erlebnissen. Doch genug hierüber. Nach dem Gesagten dürfte die Annahme eines *κῶμος* in einem Teile von Epicharmos' Dramen gesichert sein. Wir dürfen die Hoffnung hegen, unter dem soeben gewonnenen Gesichtspunkte für das Verständnis der dürftigen Fragmente der sizilischen Komiker noch manches Neue zu gewinnen. Doch das soll Einzeluntersuchungen vorbehalten sein, und wir wenden uns jetzt nach Attika.

Wie bereits angedeutet wurde, traf die litterarische Verarbeitung der Komödie den attischen Mummenschanz noch auf der Stufe der Tiermaskerade. Im VI. Jahrh. waren die Komosaufzüge im ganzen nicht über die tierischen Masken hinausgekommen; wenigstens zeigen attische Vasen dieser Zeit nur solche, und wenn einmal auf den zweibeinigen Pferden auch Reiter mit umzogen, so war das eine naheliegende Variation. Ob schon ein Mime oder Phlyax sich zu den *κῶμος*-Prozessionen vorher gesellt hatte oder ob die *ποιηταί*

---

[1]) *Χορεύοντες* S. 116 Kaibel.

die fertige Burleske sei es in der unteritalischen, sei es in der peloponnesischen Form (wenn es eine solche gab) auf den κῶμος aufbauten, das vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Dafs die attische Komödie bei immer wachsender Verfeinerung allmählich das burleske Kostüm aufgab, kann für den unbefangenen Beurteiler ihrer Entwickelung gar keinem Zweifel unterliegen. Man mufs sich nur hüten, einen scharfen Schnitt zu machen zwischen der hellenistischen Komödie und der politischen des V. Jahrh. Das bürgerliche Lustspiel hat schon sehr starke Wurzeln bei Aristophanes, wie namentlich die Wolken beweisen. Allmählich mit der Ermattung des politischen Lebens ermattete auch die politische Satire. Satire aber erhielt sich in den Komödien noch während des ganzen IV. Jahrh. wie namentlich die Verspottung der Akademie und der Philosophen überhaupt zeigt. Ein blofses κάτοπτρον βίου aber ist die Komödie überhaupt nur in der gelehrten Terminologie der Litterarhistoriker gewesen. — Die Verfeinerung und Abkehr vom Burlesken beginnt schon bei Eupolis und Aristophanes. — Archäologische Forschungen haben in letzter Zeit zur Annahme der durchgehenden Verwendung des Phlyakenkostüms durch die älteren attischen Komiker geführt, während dasselbe für die hellenistische Komödie selbstverständlich allgemein als ausgeschlossen gilt. Der Fund einer einzigen Vase aus Attika mit Figuren im Phlyakenkostüm und einer Reihe von Phlyaken-Terrakotten liefs die These begründet erscheinen[1]), dafs sämtliche Stücke des Aristophanes und seiner Zeitgenossen von Schauspielern im Phlyakenkostüm aufgeführt seien. Wenn das richtig wäre, müfste unsere ganze Anschauung von der politischen Komödie Athens von Grund aus umgewandelt werden. Aber die Schwierigkeiten, mit dieser Auffassung die Aristophanischen Stücke zu interpretieren, sind bei dem blofsen Versuch sofort zu Tage getreten. Ein Normalkostüm erweist sich bei der Neigung der Attischen Komödie zur individuellen Komik als unhaltbar. Schon die ausdrücklich von Aristophanes selbst bezeugte Porträtähnlichkeit der Masken verspotteter Persönlichkeiten widerstreitet diesem burlesken Normalkostüm mit ausgestopftem Bauch, Gliedmafsen und Phallos. Bei den Masken der Phlyakenkomödie war eine Individualisierung ebenso ausgeschlossen wie bei den sich ewig wiederholenden vier typischen Masken der oskischen Posse. Aber die Aristophanische Komödie setzt überall ein originelles, individuell zurechtgemachtes Kostüm voraus. Eine Reihe von Personen sind zunächst viel zu wenig Karikatur, um ein karikierendes Kostüm zu vertragen, so z. B. die meisten Sklaven, der junkerliche Pheidippides, Vater und Sohn in den Wespen, Euripides, Kinesias, der Bürger im Plutos u. s. w., Aischylos in den Fröschen.[2]) Soll man alle diese mit ausgestopftem Wanst u. s. w. auftretend denken? Ebensowenig konnten die vier in Eupolis' Demen auftretenden athenischen Staatsmänner anders als ernsthaft kostümiert sein. Ein Festhalten am burlesken Kostüm ist gar nicht auszudenken. Damit mufste dann aber auch das Beibehalten des Phallos auf Schwierigkeiten stofsen. Körte

[1]) Körte im Jahrbuch des archäol. Instit. VIII a. a. O.

[2]) Vgl. für die Mannigfaltigkeit der individuellen Charakteristik die Sammlungen von Fröhde, Technik der Komödie S. 42.

hat etwa zehn Stellen aus den Aristophanischen Stücken zusammengebracht welche zusammen den Phallos als notwendiges Requisit der damaligen Komödie erweisen sollen. Gesetzt, an allen diesen Stellen zwänge uns die Interpretation[1]), das sichtbare Tragen desselben anzunehmen, so wäre damit noch keineswegs seine regelmäfsige Verwendung bewiesen. In der Parabase der Wolken spricht sich der Dichter über dies Requisit deutlich aus, und die Schwierigkeit, welche durch diese Stelle der Körteschen Hypothese bereitet wird, ist ihm selbst nicht entgangen. Ich kann mich mit seiner Interpretation nicht einverstanden erklären, sondern der ganze Gedankenzusammenhang der Parabase (V. 518) erfordert eine andere, mit welcher Körtes Ansicht über das Kostüm nicht vereinbar ist. Der Gedankengang der apologetischen Eupolideen ist nämlich klar, durchsichtig und tadellos; der Dichter will sagen: 'Liebe Zuschauer, ich will euch beim Dionysos die reine Wahrheit sagen. Ich möchte nicht zum wenigsten deshalb als Sieger vor euerm Urteil bestehen, als ich euch für brave Leute halte und diese Komödie, die mir sehr viel Arbeit gemacht hat, für die beste von allen dagewesenen' halte und sie nun euch zu allererst zu kosten gebe. (Und obschon ich es gut mit euch meine,) bin ich doch wiederholt abgefallen, von ordinären Leuten geschlagen, unverdient. Und das ist gar nicht recht von euch, für die ich mir immer alle diese Mühe machte. Doch (trotz der mehrmaligen Zurückweisung) will ich die Besseren unter euch nicht verloren geben. Denn seit der Zeit, wo einmal hier von einem Publikum, vor dem es eine Lust ist zu reden, dem «Ehrenmann und Lump» ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde — das war damals, als ich noch Jungfer war und nicht niederkommen durfte, und mein Kind aussetzte, das dann eine andere Jungfrau an sich nahm und ihr anständig aufgezogen und ausgebildet habt —, seitdem habe ich sichere Bürgschaft eurer Gesinnung. Und nun ist meine Komödie wie eine Elektra suchen gegangen, ob sie noch einmal so kluge Zuschauer finde. Ihres Bruders

[1]) 1. Erklärt sich bei den Odomanten etwa das sichtbare Tragen oder Sichtbarwerden aus der besonderen thrakischen Kleidung? 2. In der Lamachosszene beruht die ganze Komik im Kontrast der gehörten Äufserungen; die lasciven Ausdrücke als Echo der ernsthaften des Lamachos. Dafs die von beiden Seiten verlangten Handreichungen ganz wörtlich ausgeführt wurden, oder dafs dies gar für den komischen Effekt dringend erforderlich war, scheint mir deshalb durchaus nicht richtig zu sein. 3. Ebensowenig halte ich das in der Stelle Wespen 1342 für notwendig, wo übrigens der schon von Zielinski gemachte Einwand Widerspruch erhebt. 4. Dafs der Hymenaios am Schlufs des Friedens (1349) der vom grofsen πέος und ἡδὺ σῦκον redet, auch zugleich von diesen Gegenständen als deutlich sichtbaren Karikaturen redet, scheint mir aus dem Charakter der Hymenaiospoesie gar nicht erklärlich, da Hymenaien von solchen Dingen auch reden können, wenn sie nicht sichtbar sind. 5. 6. 7. In der Lysistrate liegt eine absichtliche Maskierung vor, die eben von dem gewöhnlichen Kostüm abweicht. Hierbei wurde das alte Requisit des Phallos umgeschnallt wie auch sonst ohne Zweifel öfter, aber für eine durchgehende Verwendung beweist das absolut nichts. — 8. 10. (Thesm.) Auch hier liegt eine besondere Maskierung und Entstellung vor, und darum sind Stellen wie diese ganz anders zu beurteilen wie etwa Nr. 1 u. 4. 9. Die Stelle Thesmoph. 141 beweist nichts; dann müfsten die τιτθία der Frauen (143) für gewöhnlich auch zu sehen gewesen sein, wogegen die bekannte Szene aus der Parodos der Frösche spricht.

Locke wird sie, wenn sie kann, schon erkennen. Seht euch das Kind an, wie artig es ist. Diese Komödie hat sich (beim σκευοποιός) kein rotes, oben dickes, hängendes Leder machen lassen, um das Lachen der Kinder herauszufordern(!). Sie hat sich nicht in Spott über die Kahlköpfe eingelassen und schleift keinen Kordax; der Alte, wenn er seine Rede hält, schlägt den Mitspielenden nicht mit dem Stock, um schlechte Witze zu verdecken; da stürmt man nicht mit Fackeln in der Hand in die Orchestra und schreit kein Hurrah; nein, sie kommt und will nur mit dem Worte allein wirken. — Seht, solch ein Dichter bin ich und lasse mir darum noch nicht die Haare lang wachsen, auch suche ich euch nicht zu betrügen durch zwei- und dreimalige Aufführung desselben Stoffes; ich habe immer neue Ideen, immer andere, keine der anderen ähnlich. Ich trampele nicht immer auf denselben Persönlichkeiten herum, das überlasse ich anderen, die mich dabei noch bestehlen' u. s. w.

Allmählich geht hier Aristophanes vom speziellen Lob der Wolken zum allgemeinen seiner ganzen Art über; er läfst darüber beim Publikum keinen Zweifel, dafs die gerühmten Vorzüge dieser einen Komödie für seine ganze Poesie gelten sollen. Diese Vorzüge entspringen alle demselben Bestreben. 'Er verschmäht — immer — die rein burleske Wirkung mit äufseren Mitteln; seine Mittel sind Witz und Geist (der in den ἔπη steckt).' Zu jenen äufserlichen Mitteln gehört auch der so oft ganz unmotiviert verwendete Phallos. Dies Wort wird vorsichtig umschrieben, nicht genannt, und es ist ganz deutlich, dafs die Ausdrücke ἐρυθρόν, καθειμένον, ἐξ ἄκρου παχύ nur den Gegenstand überhaupt umschreiben, nicht eine mildere Form der Verwendung bezeichnen sollen. Das dies der Sinn ist, beweist deutlich das hinzugesetzte Participium ῥαψαμένη, da dies ῥάπτεσθαι für die unscheinbare Form des Phallos ebensogut notwendig war. Aber das ῥαψαμένη sagt eben ausdrücklich, dafs für diese — die Wolkenkomödie — überhaupt solch ein Requisit nicht hergestellt wurde. — Damit ist denn ausdrücklich bezeugt, dafs für die Verwendung des Phallos absolut kein Zwang für den Dichter vorlag, sondern dafs solche eine durchaus beliebige und gelegentliche war. Ebenso beweisen die sämtlichen anderen besprochenen äufseren Mittel, dafs der Attischen Komödie dieser Zeit für die Kostüme und die Requisiten, sowie für die gesamte Inszenierung die denkbar gröfste Freiheit gewährt wurde. In jeder Komödie konnte das anders gemacht werden. Dies Resultat ist gegenüber den Versuchen, mit Hilfe einer Reihe von chronologisch sehr schwer datierbaren Monumenten ein Normalkostüm der Schauspieler der politischen Komödie des V. Jahrh. nachzuweisen, von gröfster Wichtigkeit. Wenn die von Körte zusammengestellten Monumente etwas beweisen sollen, müfste ihr Zusammenhang mit den Komödien aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges erst sicher dargethan werden. Das ist bisher nicht geschehen. Sie können ebensogut wie die Phlyakenvasen auf die allerorten neben der attischen politischen Komödie weiter gepflegte gemeinhellenische burleske Posse bezogen werden.

Wir gehen hier nicht weiter auf die im V. Jahrh. in genialer Freiheit sich entfaltende politische Gattung ein, sondern wenden den Blick rückwärts auf

die Anfänge des Attischen Dramas. Vor dem Aufblühen der κωμῳδία, das doch höchstens in der ersten Hälfte des V. Jahrh. stattfand, gab es schon eine Gattung lustigen Spiels in Athen, die τραγῳδία, aufgeführt von den τραγῳδοί. Dies Wort ist ein recht ungeschicktes, nach der Analogie von αὐλῳδοί, μελῳδοί u. s. w. schlecht gebildetes Kompositum, ein Notbehelf zur Bezeichnung einer neuen, ungewohnten Gattung. Der erste Bestandteil bezeichnet hier weder das Objekt noch das Instrument, was beides die τράγοι nicht waren. Diese τράγοι waren bekanntlich entweder ionische Pferdesilene oder (peloponnesische) Böcke und bildeten einen Chor, d. h. eine Tänzergesellschaft, die im dämonischen Kostüm an Götterfesten zunächst ernsthafte, dem Kult dienende Tänze aufführte. Ausdrücklich werden solche τραγικοὶ χοροί für Adrastos von Sikyon erwähnt. Auf ionischem Boden entwickelte sich dann am heiteren Kult des ionischen Dionysos auch die komisch heitere Auffassung dieser Walddämonen, die wir nur noch als mutwillig lustige Begleiter des Dionysos kennen. Hier resultierte die Komik, wie Welcker so treffend bemerkt hat, aus dem Wesen der Satyrn oder τράγοι. So wurde allmählich der Dionysoskult mit einer derben, ausgelassenen Komik übersponnen, die alles andere, wie z. B. die Phalessänger und die Jambendialoge an den Demeterfesten, in den Schatten stellte. Nachdem die Satyrn einmal in einer Epoche fröhlicher Auffassung des Dionysoskultes zu einem χορός betrunkener, mutwilliger Gesellen des Weingottes geworden waren, zog dieser χορός alle bestehende komische Kurzweil an sich. Der Satyrchor konnte aus sich kein Spiel entwickeln, und der Inhalt der Gesänge kann auch nur sehr einförmig gewesen sein. Das wurde anders, sobald man dem Satyrnchor eine lustige Figur, einen Spafsmacher von Profession, Phlyax oder Deikelisten beigesellte. Es ist schon von anderer Seite[1]) die Vermutung geäufsert worden, dafs der Silenos im Lappenrock eine lustige Figur war, die nachträglich zu dem lustigen Satyrnchore hinzutrat. Der Silenos konnte nun in den verschiedensten komischen Situationen mit dem Chore sich produzieren. Aber eine eigentliche Komödie war das immer noch nicht; es fehlte das dramatische Spiel. Das konnte sich erst entwickeln, wenn dem Spafsmacher noch ein Schauspieler gegenübertrat. Das geschah in Athen durch Thespis im Jahre 534. Wir wissen durch keine Überlieferung, wie das Satyrspiel, das wir erst in einer hundert Jahre späteren Gestalt als komisches Nachspiel der inzwischen entwickelten Tragödie kennen, damals ausgesehen hat; aber dafs es lange Zeit hindurch das einzige dramatische Spiel in Athen gewesen ist, beweist der Name τραγῳδία. Dafs sich dann aus dieser halb-burlesken komischen Spielgattung die ernste heroische Tragödie entwickelt habe, darin sind Aristoteles und die neueren Gelehrten einig. Nur der Weg, welchen diese überraschende Metamorphose vom komischen zum ernsten Spiel genommen hat, wird verschieden angegeben. Für Aristoteles existieren in dieser Hinsicht keine psychologischen noch dramaturgischen Bedenken. Von den neueren Litterarhistorikern sind im wesentlichen zwei verschiedene Lösungen des Problems ge-

[1]) Dieterich, Pulcinella S. 60.

geben worden. Nach der einen wären es die Züge und Abenteuer des Weingottes[1], welche, von den lustigen Satyrn dargestellt, schliefslich den ganzen Reigen der griechischen Heldensage nach sich gezogen hätten. Ich glaube kaum, dafs diese Erklärung viele befriedigen wird, die ‘*πάθεα*’ des Dionysos müfsten dann doch in viel gröfserem Umfang von den uns erhaltenen Titeln berücksichtigt werden. Das Bett, worin der Strom der griechischen Heldensage fliefst, ist viel zu mächtig, um durch einen so kleinen Kanal, wie ihn die Dionysossagen darstellen, abgeleitet zu werden. In Wahrheit hat man an dieser Erklärung doch nur, um die Ansicht des Aristoteles zu retten, festgehalten. Die zweite Erklärung[2] läfst die Heldensage in den Kreis der Darstellungen durch die schöpferische Kraft der Dichter eintreten, welche das Spiel von selbst zu einem ernsten dadurch machen, dafs sie denselben Satyrchor attischer Bürger dreimal in einer ernsten und nur noch einmal in der Bocksmaske auftreten lassen. — Dadurch würde bei dem ernsten Spiel das historische und religiöse Herkommen gemindert und die mangelnde dramatische Form nicht genügend erklärt. Dieser Mangel dramatischen Lebens mufs auch bei den ernsten Chören in einem alten Herkommen begründet sein. Mir scheint eine andere Erklärung dringend erforderlich. *Τραγῳδία* konnte nur die komische Spielgattung heifsen, in welcher die Böcke oder Silene wirklich auftreten. Diese war es, die in den Dionysoskult offiziell aufgenommen war. Diese allein genügte zugleich dem Bedürfnis des Kultes und dem Bedürfnis des Volkes nach komischer Kurzweil in Stadt und Land. Schwerfällig und gemütlich war diese ältere Komik der Pisistratischen Zeit, drollig und behäbig zugleich wie der Dionysos der Françoisvase. Gewisse Schranken wurden dieser offiziellen Komödie von den Machthabern gezogen; aber innerhalb dieser Schranken herrschte ausgelassene Freiheit. Die private Komik entwickelte sich in privaten Maskeraden und Aufführungen, den *κῶμοι*, die erst spät offiziell zugelassen wurden. Die halb-burleske Satyrkomödie blühte in Athen gleichzeitig mit der mimischen Komödie in Syrakus. Dieser Kulturkreis entwickelte daneben keine ernste Gattung; anders Athen, wo man eben ernster veranlagt war und die Geschicke der Stadt einen ernsteren Verlauf nahmen. — Der Schauspieler, den Thespis einführte, war der des Satyrspiels. Der Silenos und dieser konnten nun zusammen mit dem Chor wirkliche Vorstellungen geben, und zwar wurden die Stoffe dieser Satyrkomödien der Volkssage entnommen, aber es mufsten lustige und possierliche Dinge sein. Es ist bereits die Beobachtung gemacht worden[3], dafs die ältesten Satyrspiele Stoffe bevorzugen, die den Kampf mit einem Unhold behandeln. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diese Gepflogenheit auf den Einflufs der Sizilischen Komödie zurückführen, in welcher dasselbe Motiv eine grofse Rolle spielt.[4] So ist das älteste Satyrspiel eine burleske Märchenkomödie, in welcher die tollen Dämonen oder vielmehr der lustige Hanswurst Silenos die Unholde

[1]) Bethe, Prolegomena S. 46. [2]) Wilamowitz, Euripides' Herakles I Einleitung.

[3]) Dieterich, Pulcinella S. 61.

[4]) Solche Titel sind mindestens 6 vorhanden: *Ἄμυκος*, *Ἀλκυονεύς*, *Βούσειρις*, *Κύκλωψ*, *Σκίρων*, *Σφίγξ*.

wie Syleus und andere bekämpft und besiegt, wo ein schreckliches Ende nur das böse Ungeheuer fand und im ganzen der Ausgang immer lustig war. Diese in engen Grenzen sich bewegende Gattung war ein vorübergehender Zustand und ist nach kurzer Blüte verdorrt und abgestorben. Sie erhielt sich nur als Intermezzo oder genauer als Nachspiel einer anderen ernsten Gattung, des dramatisierten Oratoriums, auf welches mit der Zeit der Name τραγῳδία überging. Diese ernsten Oratorien wurden aus ihrer selbständigen Existenz mit in den dionysischen Festcyklus gezogen und behielten trotzdem ihren ernsten Charakter. Die Zahl der Schauspieler und der Choristen wurde für beide Gattungen, die etwa um 500 zusammengeschoben sein mögen, ausgeglichen. Der Ernst der Zeit und die Gestaltungskraft der Chordichter drängte die ernste Gattung mit je drei Chören in den Vordergrund. Allmählich nahm auch das burleske Märchenspiel Züge von dem ernsten Oratorium an. Zu Aischylos' Zeit ist diese Umwandlung vollzogen und liegt für uns fertig vor, während sich die Einzelheiten des Überganges unserer Kenntnis für immer entziehen. Aber je mehr das Satyrspiel von der ernsten Gattung überwuchert und zurückgedrängt wird, desto mehr drängt mit Recht die satirische und mimetische Komik der Maskeraden auf die Bühne. Der Fasching der Komastengesellschaften hatte sich dermafsen entwickelt, dafs schliefslich in den sechziger Jahren dem nach Kurzweil verlangenden Volke vom Archonten die offizielle Aufnahme dieser Schwänke bewilligt wurde. Das offizielle κωμῳδεῖν liefs sich im athenischen Leben ebensowenig dauernd verhindern, wie sich im Mittelalter das komische Element ganz aus dem kirchlichen Drama vertreiben liefs. Es drängte immer wieder unaufhaltsam nach. Im ganzen bleibt in dieser Entwickelung eigentlich nur das eine Problem ungelöst, wie sich die ernsten Chöre in Athen neben der Satyrkomödie zum Oratorium entwickelten und warum dies gerade in Athen der Fall war. Im ganzen übrigen Hellas ist die Komödie die einzige originale dramatische Gattung geblieben.

Ich möchte diese Studie nicht schliefsen, ohne noch auf einen Punkt hingewiesen zu haben, der in dem Vordringen des komischen Elements im dramatischen Spiel seine Erklärung finden könnte. Die Zweifel an der Verwendung der nicht erhöhten Orchestra und die Vermutungen über erhöhte Bühnen wollen nicht verstummen. Auf dem Tanzplatz des Dionysos waren zu Hause nur der Kulttanz der Satyrn und vielleicht, wenn auch nicht ursprünglich, dort eingebürgert der Dithyrambos, aus welchem die ernsten Chöre hervorgingen. Zum lebendigen dramatischen Spiel, das bis in die kleinsten Details der Gestikulation allen sichtbar sein mufste, war der Tanzplatz zunächst sehr ungeeignet. Der Phlyax, der Mime, der Gaukler traten ursprünglich nicht in der Orchestra auf, sondern auf dem Brettergerüst, das noch die Phlyakenvasen deutlich zeigen. Wie war es mit den Darstellern des κῶμος? Der Maskenzug bewegte sich durch die Stadt, machte hier und dort Halt; die dionysische Orchestra war ihm verschlossen; dort durfte nur mit offizieller Erlaubnis etwas aufgeführt werden. Wenn nun der Zug hielt, wenn die Masken auseinandertraten mit abgelegter Vermummung und der κωμάρχος seine Anrede in Anapästen an das Publikum

hielt, die solenne Scheltrede, dann mufste er, um verstanden zu werden, notwendigerweise ein Podium besteigen. Dasselbe mufsten die etwa im Zuge befindlichen Mimen oder Phlyaken thun, wenn sie etwas aufführen wollten. Nachdem der *κῶμος* sich zum Chor umgewandelt hatte und in die Orchestra recipiert war, geschah die *παράβασις* der Komasten oder Komoden in einer anderen Form. Aber ist es denkbar, dafs die Schauspieler der Komödie sich sofort von dem gewohnten schmalen Brettergerüst lossagten, oder ist es nicht vielmehr ganz natürlich, wenn sie dies mit in die Orchestra brachten, und dafs, wenn es einmal da war, bei lebhafter Ausgestaltung des tragischen Spiels auch die *ὑποκριταί* der Tragödie hiervon Gebrauch machten? Wenn es gelänge, in der Anlage der Aristophanischen Komödien eine Berechnung auf das Spiel auf der erhöhten Bühne nachzuweisen, so würde damit der Einflufs der Komödie auch auf die Gestaltung der Bühne erwiesen sein.

DIE KNABENSTATUE VON SUBIACO

Von Hans Lucas

(Mit zwei Tafeln)

Eine der Hauptzierden des Thermenmuseums zu Rom ist jene wundervolle Statue eines Knaben aus den Trümmern der Villa des Nero in Subiaco[1]), über deren Bedeutung viel gestritten worden ist, ohne dafs es bisher auch nur im geringsten zu einer Einigung gekommen wäre. Eine, wie mir scheint, naheliegende Deutung ist bis jetzt noch nicht vorgetragen worden. Es möge gestattet sein, dieselbe nach kurzer Orientierung über die Streitfrage hier zu entwickeln. Vielleicht dafs sie, wenn sie auch nicht allen beifallswürdig erscheint, doch auf den richtigen Weg zur Erklärung leitet.

Die Zahl der bisher ausgesprochenen Deutungen beträgt nicht weniger als elf.[2]) Um nur die beachtenswerteren herauszuheben, so gebührt Kalkmann[3]) das Verdienst, die Frage zuerst einer gründlichen und eingehenden Erörterung unterworfen zu haben, die, an feinen stilistischen Beobachtungen reich, doch durch einseitige Übertreibung derselben zu ganz unannehmbaren Resultaten gelangt (Läufer im Knielaufschema aus der Mitte des V. Jahrh.). Jenen bekämpft Körte[4]), glücklich in der Kritik Kalkmanns, unglücklich in seiner eigenen Deutung: Hylas in der Quelle. Diese vermochte Petersens Scharfsinn[5]) leicht endgültig zu beseitigen; seiner eigenen Erklärung, Läufer mit einer Wurfschlinge, vermag ich mich jedoch nicht anzuschliefsen, hauptsächlich weil es mir (wie jetzt auch de Ridder und Helbig) unbedingt feststeht, dafs jene linke Hand, von der Petersen ausging, nicht zugehört. Andere, nicht leicht wiegende Einwände erhebt de Ridder (S. 282 ff.), welcher seinerseits den von Petersen (Jahrb. d. Inst. XI 206 oben) fallen gelassenen Ball wieder aufhebt und die Deutung auf einen ballfangenden Jüngling mit Energie vertritt. Diese Erklärung[6]) verlangt als die letzte ein längeres Verweilen.

[1]) Litteratur bei: Helbig, Führer durch die Samml. in Rom II² n. 1125; Reinach, Répertoire de la stat. gr. II 419, 7; Collignon, Gesch. der griech. Plastik (deutsch) II 386; A. de Ridder, Rev. arch. 1897 II 265—290. Abgeb. jetzt auch Kunstgeschichte in Bildern I 60, 2 (Winter).

[2]) So viel zählt de Ridder a. a. O. S. 265 Anm. 5 auf, dessen eingehende Prüfung der meisten aufgestellten Ansichten überhaupt nachzulesen ist.

[3]) Jahrbuch des arch. Instituts X (1895) S. 46 ff., vgl. XI 197 ff.

[4]) Jahrb. d. Inst. XI (1896) S. 11 ff.

[5]) Jahrbuch XI (1896) S. 202 ff., Vom alten Rom S. 124.

[6]) Helbig ist ihr ziemlich günstig, während Petersen sie von neuem zurückweist: Vom alten Rom S. 124.

De Ridder kommt nach vorsichtiger Analyse der Figur und ihrer Bewegung — richtig ist die auch schon von Kalkmann (S. 47) gemachte Beobachtung, dafs der rechte Oberarm nicht gespannt ist, also keinen Gegenstand mit Anstrengung geworfen haben kann — zu folgendem Ergebnis: Der Jüngling ist vorwärts gelaufen und hemmt plötzlich seinen Schwung, um den ihm zugeworfenen Ball[1]) aufzufangen. Dem richtigen Selbsteinwand Petersens, dafs dabei die tiefere Lage des linken Armes nicht verständlich werde, begegnet er durch die Annahme, dafs der rechte Arm fange, der linke nur eine Balancierbewegung mache.[2]) Doch wollen, wenn man näher zusieht, die Thatsachen sich dieser Erklärungsweise nicht fügen. Um einen kleinen Ball zu fangen — denn ein kleiner müfste es sein, wenn ihn nur die eine Hand, aus weiterer Ferne kommend, fangen können soll, und einen solchen nimmt auch de Ridder ausdrücklich an (S. 286) — eine so heftige Bewegung, die den ganzen Körper durchzuckt und ihn in federnder Spannung erhält? Das wäre zu viel Aufwand von Aktion für ein so kleines Objekt, selbst wenn man das Anhalten im Schwung hinzunimmt! Dann kommt auch die Haltung der Beine nicht zu ihrem Rechte, die überhaupt, wie uns vorkommt, niemals richtig gewürdigt worden ist. Das linke Knie liegt so tief und nahe dem Boden, dafs es ihn fast streift. Das ist weder ein Laufen (aufser in der unbeholfenen archaischen Darstellungsweise, die natürlich bei unserer, einer jüngeren Zeit angehörigen Statue gänzlich ausgeschlossen ist)[3]), noch eine Balancierbewegung beim jähen Anhalten. Denn wie kann man dabei fast in die Knie sinken? Und wäre es nicht eine sonderbare Kunstleistung, wenn man einen Ballspieler vorführen will, statt eines geschickten einen unbeholfenen zu geben, der bei seiner Thätigkeit strauchelt? Nein, das Beinmotiv ist das eines im Laufe Stürzenden! Von der Richtigkeit dessen kann sich jeder leicht selbst überzeugen, der versucht, mit einem Fufse in gleicher Weise niederzubrechen: der andere Fufs stellt sich dabei unwillkürlich mit voller Sohle auf den Boden, genau entsprechend der Statue. Damit ist auch die Körperhaltung im Einklang. Der Oberkörper des Jünglings weicht fast ängstlich nach links zurück, beide Arme sind wie zur Abwehr erhoben, der rechte bedeutend höher, dahin, wohin sich auch der Blick des nach rechts gedrehten Kopfes richtete.[4])

Damit haben wir einen bedeutenden Schritt zu unserer eigenen Erklärung vorwärts gethan und weisen nur noch auf einige Punkte hin, welche für das volle Verständnis der Figur von Belang sind. Der Boden soll felsige Gegend bezeichnen, wie de Ridder unter Hinweis auf die Niobiden zu Florenz völlig mit

---

[1]) Über die Ballspiele des Altertums jetzt Mau bei Pauly-Wissowa II 2, 2832 ff.; besonders die Spiele n. 2 und 4 scheinen hierher zu passen.

[2]) *Le geste de l'avant-bras gauche ne servirait au corps que de balancier* S. 285.

[3]) Kalkmann steht mit seinen Bemühungen, den Knielauf in jüngerer Kunst nachzuweisen (zuletzt Jahrb. XI 199 ff.), wohl ganz allein.

[4]) Das Bewegungsmotiv des Oberkörpers erinnert etwas an eine Göttin des Gigantenfrieses von Priene (Overbeck, Plastik II[4] Taf. S. 405 a), für die Frage der Entstehungszeit nicht unwichtig. Vergleichbar ist auch die Nike von Samothrake.

Recht bemerkt.[1]) Besonders der Niobide Amelung Florenz n. 182 (Baumeister, Denkmäler des klass. Altert. III, Skopas Taf. 64 Fig. 1751) ist ein ganz entsprechendes Beispiel; auch die Neapler Amazone des Attalischen Weihgeschenkes läfst sich vergleichen. Auf solchem Boden also, ganz ungeeignet zum Ballspiel, bewegt sich unser Knabe, dem man fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre geben wird. Jedenfalls ist er von athletenhaft kräftiger Bildung weit entfernt; seine Körperformen verraten eine auffallende Weichheit und schwellende Fülle, die sich fast weiblicher Körperbildung nähert. Körte, der dies mit feinem Sinn näher ausführt, sah darin die Charakterisierung eines Eromenos, für ihn eine Stütze seiner Hylas-Hypothese. Nun lassen wir das Kunstwerk noch einmal auf uns wirken, von der Seite aus, von der es der Künstler betrachtet wissen wollte: das ist, wie man sich leicht überzeugen kann, der Standpunkt auf der rechten Körperseite, vor der vorderen linken Ecke der Basis, so wie es unser Bild Taf. I 1 wiedergiebt.[2]) Hier kommt alles zur besten Wirkung, hier war auch das Gesicht ganz sichtbar.[3]) Wir denken uns also einen Knaben von hervorragender Schönheit, der in gebirgiger Landschaft ruhte, aufgescheucht vielleicht durch ein unerwartetes Schrecknis sich auf die Flucht begiebt, dann aber, wie die Gefahr aus der Höhe — dahin richten sich Blick und Arm — sich ihm bedrohlich nähert und die Hoffnung auf Entkommen schwindet, entsetzt auf die Knie stürzt und die Hände zur Abwehr erhebt.[4]) Es ist also der Hirt Ganymedes, der vor dem Adler des Zeus flüchtet.

Die Berechtigung unserer Erklärung, die wenigstens dem Thatbestand am besten gerecht wird, wird niemand bestreiten können. Sie entspricht auch der allgemeinen Empfindung, die manchen, mich besonders, immer beherrscht hat, dafs der dargestellte Vorgang in dem Kreise mythologischer Erzählung, nicht genrehafter Schilderung zu suchen sei: dafür zeugt das gewaltige innere Leben, die angstvolle Erregung des Körpers, die historische Stimmung des Ganzen.

Wir hätten also in unserer Ganymedesstatue eine Einzelfigur, welche einer ganzen in Gedanken zu vervollständigenden Gruppe entspricht. Daraus, dafs nun gerade der Adler, nahezu das wichtigste, jedenfalls das am schnellsten die

---

[1]) Sicher nicht die Oberfläche eines Gewässers. Aber auch Petersens Hinweis auf das Aussehen eines Sandbodens, der bis vor kurzem unter Wasser stand (S. 209), bringt hier, zumal es an Parallelen in antiker Kunst fehlt, keinen Nutzen, so richtig die Beobachtung an sich ist.

[2]) Ich kann Kalkmanns Behauptung (Jahrb. X 53 f.), dafs die Statue sich von keiner Seite aus dem Beschauer übersichtlich darstelle, worin er ein Anzeichen der Entstehung während des Übergangs vom strengen zum freien Stil erblickt, nicht zustimmen.

[3]) Freilich ist das mit ein Beweis dafür, dafs die Marmorstatue, welche so plumper Stützen bedarf, von denen die gröfste gerade von dem richtigen Augenpunkte aus ganz unerträglich wirkt, kein Original sein kann, sondern nur eine wenn auch noch so vorzügliche Übertragung eines bronzenen Vorbildes. Der einzige übrigens, der sich ziemlich entschieden für ein Originalwerk ausspricht, ist, soweit ich sehe, Körte (S. 18 f.).

[4]) Es ist überraschend, wie nahe Helbig in seiner eigenen Vermutung am Schlufs seiner Besprechung sich mit unserer Auffassung berührt.

Erkenntnis vermittelnde Glied der Gruppe, dem Beschauer hinzuzudenken bleibt, darf kein Einwand gegen die Deutung hergeleitet werden. Fehlt es doch nicht an einer gröfseren Zahl solcher Einzelstatuen, die einer Ergänzung in der Phantasie des Betrachters, oft in einem wesentlichen Teile, bedürfen, wie die Selene im Braccio nuovo des Vatikans, der Schleifer in Florenz, der geschundene Marsyas in vielen Museen.[1]) Immerhin läfst sich annehmen, dafs der Kopf unseres Knaben einst vielleicht mit einer phrygischen Mütze versehen war und die Linke etwa ein Pedum hielt: dann mufste ein solches Bildwerk dem Beschauer auch ohne weitere Zuthaten verständlich sein.[2])

Zu den inneren Gründen, aus welchen wir unsere Deutung entwickelt haben, kommt noch ein starkes äufseres Zeugnis hinzu, eine Gemme des Berliner Museums, von der wir beistehend eine Abbildung geben, nach einem durch die Güte von E. Pernice zur Verfügung gestellten Abdruck.[3]) Der Intaglio stellt Ganymed in Vorderansicht dar, nach links hin zusammenbrechend, auf der Flucht vor dem von oben nahenden Adler. Die Beinstellung stimmt im ganzen mit der der römischen Statue überein; die Arme sind dagegen in ihrer Haltung vertauscht, und dementsprechend der Kopf nach der anderen Seite gewandt. Man erkennt leicht, dafs der Künstler diesen Umtausch nur vorgenommen hat, um sein Bild gut in das Oval hineinzupassen; sonst hätte der Jüngling natürlich den Kopf nach seiner Rechten hin erheben müssen, wo das Haupt des Adlers sichtbar wird; jetzt sieht er unter ihm vorbei. Diese Betrachtung lehrt, dafs die Darstellung der Gemme ein Nachklang ist von dem Original der Statue von Subiaco, eine vielleicht durch manche Zwischenstufe abgeblafste, durch Beiwerk verdeutlichte Wiedergabe desselben.


Gemme d. Berliner Museums

---

[1]) Vgl. Körte, Jahrb. d. Inst. XI 15 f. (doch s. ebd. S. 205). Man kann auch an die Florentiner Niobegruppe denken, welche die beiden Götter, die Urheber des tragischen Geschickes, gewifs niemals enthalten hat. Von den unterliegenden Kämpfern des Attalischen Weihgeschenkes bin ich gewifs, dafs sie nie einen Gegner gehabt haben. Dies führt uns noch über Körte hinaus, welcher darauf aufmerksam macht, dafs die von ihm genannten Statuen sämtlich der hellenistischen Zeit angehören: der Schleifer stammt sicherlich, Marsyas höchst wahrscheinlich aus der pergamenischen Schule. Von der Selene habe ich immer dasselbe vermutet. Die Niobide Chiaramonti, welche beweist, wie sehr ihre Genossen von derselben Gruppe stilistisch verdorben sind, hat mich oft an pergamenische Frauenstatuen erinnert. Ich gedenke über diese Einfigurengruppen, wie ich sie nennen möchte, später im Zusammenhange zu handeln.

[2]) Die unserer Figur in der Bewegung ähnliche Bronzestatuette aus Novae, jetzt in Sofia (s. Reinach, Rev. arch. 1897 II 235; Répert. II 794, 2) berechtigt auch durch die sehr jugendliche, knabenhafte Bildung, in ihr nicht einen '*combattant nu*', sondern Ganymedes zu erkennen.

[3]) Abgeb. Arch. Zeit 1868 Taf. 6 n. 2; Furtwängler, Beschr. der geschnittenen Steine im Berliner Antiquarium n. 7594; Wernicke, Ant. Denkmäler zur griech. Götterlehre Taf. VIII n. 14.

Verwandt in der Anlage ist eine Reihe anderer Ganymedesdarstellungen, deren Vertreter trotz ihrer verschiedenen Technik eine so starke Übereinstimmung untereinander zeigen, dafs eine gemeinsame, wahrscheinlich malerische Vorlage vorauszusetzen ist.[1]) Ich nenne eine Münze von Ilion, Wernicke, Ant. Denkm. Taf. VIII n. 12; eine Berliner Gemme, Furtwängler n. 2481; ein Sarkophagrelief in Florenz, Gallerie di Firenze ser. IV, vol. II tav. 101; einen Sarkophag im Louvre, Reinach, Répertoire I 71; ein Feld der Mosaik von Baccano im Thermenmuseum zu Rom, Helbig, Führer II² S. 253 n. 1153, von dem wir nach einer Photographie (Alinari n. 8070) eine Abbildung geben (Taf. II 1); eine Mosaik aus Sousse, Rev. arch. 1897 II pl. 10, danach hier Taf. II 2 wiederholt.[2]) Der dargestellte Vorgang, der nicht immer richtig verstanden worden, ist folgender. Ganymed, mit phrygischer Mütze, Chlamys und Pedum, ist auf der Flucht niedergestürzt oder hat sich vor Bestürzung niedergeworfen; das linke Bein kniet auf dem Boden, das rechte ist lang ausgestreckt. Gegen die Umklammerung des Adlers, der ihn von hinten gepackt hat, sich heftig sträubend, sucht er mit der einen Hand den Flügel zurückzustofsen. Es ist also Flucht und Widerstreben ausgedrückt, nicht buhlendes Kosen zwischen beiden, wie man gemeint hat; ganz unstatthaft ist es, die Haltung des gebeugten Beines als ein sich vom Boden Abdrücken aufzufassen. — Die Verwandtschaft dieses Motivs mit dem der römischen Statue springt in die Augen; die Beine sind aber vertauscht, auch kniet der Knabe bereits; darin und in dem Ergreifen durch den schon herangekommenen Vogel ist die Handlung um einen Schritt weiter geführt.

Der Berliner Gemme und der zuletzt angezogenen Denkmälerserie hat sich schon Curtius bedient für seine Erklärung des vielumstrittenen sogen. Ilioneus in München.[3]) Er erkannte einen vom Adler bedrohten Ganymed

[1]) Aufzählung der hierher gehörigen Monumente: Jahn, Archäol. Beitr. S. 16 ff.; Overbeck, Griech. Kunstmythol., Zeus S. 532—536. Vgl. Roscher, Lexikon I 2 Sp. 1598 ff.

[2]) Die jetzige Aufstellung des letztgenannten Stückes im Museum von Sousse ist aus Arch. Anz. 1901 S. 71 ersichtlich (an der Hinterwand, ganz links). Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die drei anderen Mosaiken mit Darstellungen des Ganymedes, die mir aufser den oben genannten bekannt sind, mitzuteilen: 3. Aus St.-Colombe (Vienne): Bull. dell' inst. 1862 S. 153—155; *A. A(llmer), Mosaïque rom. déc. à Sainte-Colombe-les-Vienne u. s. w. (vgl. Rev. arch. 1862 II 420); Bull. des antiq. de Fr. 1862 S. 103 ff.; Arch. Zeit. XXII (1864) Anz. S. 185* Anm. 61 b; Overbeck, Griech. Kunstmyth., Zeus S. 524 f. 4. Aus Orbe: *Zeitschr. Feuille de Houx 1866 n. 10 11 13; Bull. dell' inst. 1863 S. 193 ff. (vgl. 1873 S. 131 Anm.). 5. Aus Tivoli (in den Magazinen des Vatikans): Penna, Viaggio pittorico della Villa Adriana IV tav. 129 (nicht bei Winnefeld). Nr. 4 scheint nach der Beschreibung ein ähnliches Motiv wiederzugeben wie das oben beschriebene, weniger n. 3, während in Nr. 5 der Knabe, überragt vom segelförmig geblähten Gewande, auf dem Adler sitzend durch die Luft getragen wird. — Overbeck, Kunstmyth., kannte übrigens nur das Mosaik aus Vienne; Roscher, Lexikon d. Myth. I 2 Sp. 1600 fügt das später gefundene aus Baccano hinzu.

[3]) Abgeb.: Schorns Kunstblatt 1828 S. 177 ff.; v. Lützow, Münchener Antiken Taf. 15 bis 17; Müller-Wieseler I Taf. 34,e; Reinach, Répertoire I 316, 5; Brunn-Bruckmann, Denk-

in ihm, ausgehend von einer im Motiv verwandten ehemaligen Giustinianischen Statue[1]), die er auf den Liebling des Zeus beziehen zu müssen glaubte. Die treffenden und feinsinnigen Bemerkungen, mit denen Curtius die letztere bedacht hat, können auch fast ohne Einschränkung von der Münchener Statue gelten. Er entwickelt die Situation ähnlich, wie wir es bei dem Knaben von Subiaco gethan, und unterstützt seine Meinung durch den Hinweis auf die zarte und weiche, wenn auch nicht kraftlos-üppige Behandlung der Körperform, die weniger als stilistische Eigenart des Künstlers denn als beabsichtigte Charakterisierung des Dargestellten aufzufassen sei und eben für einen *ἐρώμενος* vorzüglich passe. Weiter macht er die ganze Haltung geltend, in betreff deren schon mehrere herausgefühlt haben, dafs nicht die krankhafte Spannung oder angstvolle Aufregung, die die Erkenntnis der Todesgefahr hervorrufen müfste, in den Gliedern ausgedrückt ist, sondern eher eine Art friedlicher Behaglichkeit.[2])

Ich halte die Deutung von Curtius für durchaus zutreffend und wundere mich nur, dafs sie so wenig Anklang gefunden hat. Dies beruht wohl hauptsächlich darauf, dafs die Giustinianische Statue, von der Curtius ausging, jetzt als Pasticcio gilt, daher die Grundlage trügerisch erschien. Allein selbst wenn an diesem zugestandenermafsen stark zusammengeflickten Bildwerk der Kopf und das rechte Bein, die beide für die Auffassung der Statue mafsgebend sind, nicht zugehören sollten (was Matz mit Entschiedenheit behauptet: Arch. Zeit. 1869 S. 122 f.)[3]) und die Erklärung als Ganymed falsch wäre, so folgt doch daraus für den Ilioneus nicht das mindeste.[4]) Denn es ist, was eigentlich kaum nötig sein sollte ausdrücklich zu bemerken, vollkommen gleichgültig, ob die Deutung der letztgenannten Statue auf einem richtigen oder einem Irrweg gewonnen

---

mäler griech. u. röm. Skulptur Taf. 432; Collignon, Gesch. der griech. Plastik (deutsch) II 387; Kunstgesch. in Bildern I 60, 1. — Vgl. Overbeck, Ber. der Sächs. Ges. der Wissensch. 1863 S. 1 ff., Griech. Plastik II⁴ S. 90 Anm. 8, Kunstmythol., Zeus S. 534 u. 598 Anm. 211; Stark, Niobe S. 255 ff.; Curtius, Arch. Zeit. 1868 S. 42 ff.; Brunn, Beschr. der Glyptothek n. 142; ders., Ann. dell' inst. 1870 S. 312 f.; Furtwängler, Glyptothek n. 270; Friederichs-Wolters n. 1263; R. v. Schneider, Jahrbuch des A. H. Kaiserhauses XXI (1900) S. 276—278.

[1]) Jetzt im Museo Torlonia zu Rom. Abgeb.: Galleria Giustiniana I tav. 118; Arch. Zeit. 1868 Taf. 6 n. 1; Museo Torlonia tav. 77 n. 309; Reinach, Répertoire I 522, 3. Vgl. Arch. Zeit. 1868 S. 42 ff., ebd. 1869 S. 17 ff. und 122; Overbeck, Kunstmyth., Zeus S. 534.

[2]) Schorn: 'Die süfse Ruhe und Behaglichkeit, die in allen Teilen herrscht, könnte eher auf einen Amor oder Hyacinthus deuten.' Stark: 'Welche Hingabe in diesem noch ganz Unverletzten an die bedrohende Persönlichkeit!' Curtius: Für eine das Leben bedrohende Szene 'ist' der Körper viel zu behaglich; es ist auch über ihn eine gewisse friedliche Ruhe ausgebreitet'. Alles das pafst vorzüglich für einen Ganymed, bei dem sich in die Angst zugleich ein gewisses freudiges Erstaunen, die Ahnung der ihm zugedachten hohen Bestimmung mischt.

[3]) Der Herausgeber der Monumenti del Museo Torlonia, C. L. Visconti, äufsert sich über den Erhaltungszustand gar nicht, wie er überhaupt wenig zuverlässig ist. Hält er doch die Statue Giustiniani und die Torlonia für zwei verschiedene!

[4]) Overbeck, Plastik II⁴ 90,8 zieht, um seinen Troilos zu retten, thatsächlich jenen methodisch unzulässigen Schlufs.

worden ist[1]), genug, dafs sie auf die Statue vortrefflich pafst und sie auf das glücklichste erläutert.[2]) Ein wirklicher, treffender Einwand gegen die Erklärung von Curtius ist auch übrigens bisher nicht erhoben worden und kann nicht erhoben werden.

Es bleibt noch die Frage nach dem Schöpfer der Statue von Subiaco und der Zeit ihrer Entstehung zu erörtern. Versucht man zuerst sich von der Individualität des Künstlers eine Vorstellung zu machen, so drängt sich leicht die Vermutung auf, die mir immer mehr zur Gewifsheit geworden ist, dafs der Ilioneus und der Knabe von Subiaco von der Hand desselben Meisters sind. Die grofse Übereinstimmung in Stil und Formenprinzip[3]), in der Auffassung des eigenartigen Darstellungsproblems, die vollkommene Einheit des Wollens und Könnens sprechen dafür. Die Erscheinung, dafs ein Künstler ein Werk, das Erfolg gehabt und das seiner künstlerischen Eigenart besonders liegt, mehrmals in variierender Weise wiederholt, ist in der neueren Kunstgeschichte nicht selten. Es sei nur an Rubens (Perseus und Andromeda, Löwenjagd) und Böcklin (Toteninsel, Burg am Meer, Burgbrand) erinnert. Auch für das Altertum läfst sich ein Gleiches annehmen, obwohl mir ganz zutreffende Beispiele nicht zur Hand sind. Vergleichen lassen sich vielleicht, obwohl in dem verschiedenen Genre ein Unterschied begründet ist, die zahlreichen Alexanderbildnisse des Lysippos und Apelles.

In welcher Zeit ist nun der Meister jener Ganymedesstatuen anzusetzen? Im ganzen ist man heute wohl darüber einig, dafs dieselben, speziell der Knabe von Subiaco[4]), dem Ausgange des IV. Jahrh. oder der folgenden Zeit zuzuweisen sind. Gern hat man den römischen Knaben mit dem Hypnos zusammengestellt, mit dem er in der That durch eine gewisse Verwandtschaft verbunden

---

[1]) Es sei hier daran erinnert, dafs die Figur des Eros auf dem pergamenischen Gigantenfriese, früher für einen Adler gehalten, erst infolge falscher Erklärung eines Inschriftrestes erkannt worden ist: Sitzungsber. der Berl. Akad. 1888 S. 1234.

[2]) Weniger günstig liegt die Sache für die meisten der sonst für den Ilioneus vorgeschlagenen Erklärungen. Weder würde es dem antiken Betrachter leicht gewesen sein, zu einem Troilos sich den verfolgenden Achill (Overbeck) zu ergänzen, noch zu einem Heraklessohn den rasenden Vater (Stark). Von einem Adler, zu dem Stark ihn flüchten läfst, ist nichts zu sehen. Auch mit Schorn auf einen vom Diskos des Apollo getroffenen Hyakinthos zu raten, verbietet sich, da mit leichter Mühe das tödliche Geschofs hätte hinzugefügt und der Knabe als sterbend dargestellt sein können. Nicht betroffen wird von diesen Bedenken die alte, jetzt von Furtwängler wieder verteidigte, an sich nicht unberechtigte Deutung auf einen Niobiden, der dann natürlich, wie F. mit Recht hervorhebt, nicht zu der bekannten Florentiner Gruppe gezogen werden darf. Was F. zu Gunsten dieser Ansicht geltend macht, das Fehlen des Gegners, kommt auch der Deutung auf Ganymed zu gute.

[3]) Die enge stilistische Verwandtschaft beider ist bereits bei der ersten Veröffentlichung der Statue des Thermenmuseums von Winter, wenn auch mit Vorbehalt', betont worden (Antike Denkmäler, Text zu I Taf. 56, S. 46).

[4]) Petersen: 'Wende vom IV. zum III. Jahrh.'; Helbig: 'Alexanderepoche oder die unmittelbar darauf folgende hellenistische Zeit'; de Ridder: '*Époque hellénistique, proche parente des Niobides et se rattachant aux Gaulois de l'école de Pergame.*' Körte erklärt, dafs die Statue 'nicht über das III. vorchristliche Jahrh. hinaufdatiert werden könne'.

ist. Ich möchte ihn aber lieber mit einem anderen Werke in Verbindung bringen, das, wenn sich diese Vermutung bestätigen sollte, dazu verhelfen würde, von der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters eine noch klarere Vorstellung zu gewinnen. Der jugendliche Daphnis aus der bekannten Doppelgruppe, die ihn mit Pan, seinem Lehrer im Syrinxspiel, vereint zeigt[1]), scheint mir in dem Berliner Exemplar (n. 231, Reinach, Répert. II 71, 1), welches, anscheinend als Einzelfigur kopiert, deshalb eine bessere Betrachtung von allen Seiten ermöglicht, anderseits freilich wegen seiner mäfsigen Ausführung ein entscheidendes Urteil nicht verstattet, in der Behandlungsweise der Körperformen (z. B. am Schenkel und Unterleib) und der Linienführung sich mit dem Knaben von Subiaco so nahe zu berühren, dafs ich hier wieder denselben Meister wiederfinden möchte. Wie gut diese Gruppe zu den beiden Ganymedesfiguren passen würde, leuchtet ohne weiteres ein bei dem erotischen Zug, der ihr beigemischt ist: der sinnlichen Erregung des Pan, der sich an seinen schönen Zögling herandrängt und ihn umfafst, und dem halb scheuen Ausweichen des letzteren, welchem dieselbe Gefahr droht wie dem troischen Königssohn. Nun bildeten bekanntlich die Originalgruppe des Pan und Daphnis und die des von Chiron im Leierspiel unterrichteten jugendlichen Achill[2]), beide in den Saepta zu Rom aufgestellt, Pendants, welche in wohlberechnetem Gegensatz zu einander stehend entschieden als demselben Atelier entstammend anzusehen sind.[3]) Jener Gegensatz ist besonders fein und zutreffend von Amelung entwickelt worden (Florenz n. 59), dem ich unbedingt gegen Sauers Erörterungen Recht gebe. Leider besitzen wir von einer statuarischen Nachbildung der Chirongruppe nur den Kopf (Helbig I² n. 589, Kunstgesch. in Bildern I 69, 3; Gipsabgufs in Berlin). Doch ergiebt sich die Übereinstimmung der Arbeit in der Behandlung der Haar- und Bartpartien, der Augen mit dem Pan des Florentiner Exemplars (Baumeister II S. 1148 nach Photogr.) unmittelbar einleuchtend. Merkwürdig ist nun anderseits wieder, wie die Behandlung der Hautfalten an dem Kopf des Kentauren (z. B. in der Umgebung der Augen) der von Kalkmann bei dem Jüngling von Subiaco beobachteten entspricht, wo die Falten ʻals harte, scharfe, wie mit dem Messer eingeritzte Linien erscheinenʼ, eine Eigentümlichkeit, die sich ʻerst wieder in pergamenischer Kunst und verwandten Werkenʼ antreffen lasse (S. 53).

Auf diesem Wege kommen wir mit der Datierung unserer Ganymedes-

[1]) Nachweis der Repliken dieser Gruppe bei Sauer, Exkurs zu Reitzensteins Epigramm und Skolion S. 279 ff. Hinzuzufügen: Baumeister, Denkmäler II 1148; Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz n. 59; Reinach, Répertoire I 165, 4. 407, 5. 412, 6. 413, 3—6. 414, 3. II 70, 4—7. 71, 1; eine kleine Replik in freier Umbildung (Eros statt Daphnis) unter den Kleinfunden von Priene im Berliner Museum. Vgl. Friederichs-Wolters n. 1510. (S. jetzt noch Roschers Lexikon s. v. Olympos Sp. 863 [A] 865 [D F]).

[2]) Vgl. Wiener Studien 1900 S. 316 Anm. 2.

[3]) Die Schwierigkeit in der Nachricht des Plinius (N. h. XXXVI 29), welcher den Pan mit Olympos zusammenstellt, löst sich am besten, wie schon bei Wolters ausgeführt ist, durch die Annahme einer einfachen Verwechselung des Daphnis mit Olympos seitens des wenig unterrichteten römischen Publikums oder des Autors selbst.

figuren tief in die hellenistische Zeit hinein und nähern uns der Blütezeit der pergamenischen Kunst[1]), wie ja auch Körte (S. 18) den Knaben von Subiaco mit einigen pergamenischen Werken zusammenstellt, ohne sich zu einer bestimmten Zuweisung zu dieser Schule zu entschliefsen. In der That fehlt es in der pergamenischen Kunstübung, bei deren Nennung man zuerst immer an kraftvolle, pathetische Schöpfungen denkt, nicht an Werken einer zarten, weichen, zuweilen fast weichlichen Formgebung. Es sei hier nur verwiesen auf den bekannten schönen Frauenkopf[2]), die Statue des Hermaphroditen mit ähnlicher Kopfbildung[3]), den Torso eines sitzenden Gottes[4]) und einige Partien des Telephosfrieses.

Wir kennen den Schöpfer eines Werkes, welches in der Tendenz und vielleicht auch in der Anlage jener Gruppe des Pan und syrinxspielenden Daphnis an die Seite gestellt werden kann, mit Namen: Heliodorus, von dem Plinius (XXXVI 35), ebenfalls in Rom, eine erotische Gruppe, *Pana et Olympum luctantis*, namhaft macht[5]), wieder mit derselben Verwechselung des Namens des geliebten Jünglings. Leider wissen wir aber über diesen Heliodor sonst weiter nichts, nicht einmal, ob er mit dem Erzbildner gleichen Namens (Plin. XXXIV 91) identisch ist. Wir kennen zwar eine rhodische Künstlerfamilie, in welcher dieser Name heimisch war[6]); aber gerade, ob der Heliodor, dessen Söhne Demetrius und Plutarchus als Verfertiger von Statuen uns inschriftlich bezeugt sind, selbst Bildhauer gewesen ist, ist nicht sicher. Und dann fallen die uns bekannten Mitglieder der Familie zu spät: das datierbare Werk des Plutarch ist mit Sicherheit zwischen 82 und 74 v. Chr. anzusetzen.

Die bisher bekannten Thatsachen reichen also nicht aus, den Namen Heliodor mit der Knabenstatue des Thermenmuseums in eine sichere Beziehung zu setzen, wie wir uns auch nicht verhehlen, dafs die vermutete Identität des Schöpfers des römischen Knaben, des Ilioneus und der beiden Saeptagruppen zwingender Sicherheit entbehrt.

---

[1]) Vgl. oben S. 428 Anm. 4 und S. 430 Anm. 1.

[2]) Collignon, Gesch. d. griech. Plastik (d.) II 516; Das Museum I Taf. 13 (S. 5 f., Kekule); Kunstgesch. in Bildern I 73, 3 u. 4.

[3]) Jetzt im Museum zu Konstantinopel, Gipsabgufs in Berlin. Reinach, Répertoire II 104, 7.

[4]) Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz Taf. S. 64; Reinach, Répertoire II 605, 3.

[5]) Welcker, Alte Denkmäler I 317 ff.; Brunn, Gesch. der griech. Künstler I 527.

[6]) Loewy, Inschriften griechischer Bildhauer n. 193—195, vgl. 403; IGMaris Aegaei I n. 48 108 769 844; Hiller v. Gärtringen, Jahrb. des Inst. IX (1894) S. 25 ff.

AUGUST BÖCKH[1])

(1785—1867)

Von Siegfried Reiter

I

Bei der Philologenversammlung zu Halle im Jahre 1867 wurde in einem engeren Kreise von Fachgenossen der Wunsch ausgesprochen, durch Zusammenwirken berufener Kräfte eine Sammlung von Biographien der bedeutendsten Philologen, zunächst mit der Beschränkung auf das XIX. Jahrh. und die deutsche Nationalität, ins Leben zu rufen.[2]) Sechzehn Themen waren vorläufig aufgestellt und unter anderm folgende Biographien zur Bearbeitung verteilt worden: Böckh an Stark, Niebuhr an Nissen, Reisig an Eckstein, Vofs an Herbst und Welcker an Kekulé. Hiervon sind unseres Wissens nur das Leben Vossens und Welckers von den genannten Gelehrten beschrieben worden, während Karl Bernhard Stark, dem die Familie Böckhs die Abfassung eines Lebensbildes vertrauensvoll in die Hände gelegt, der bis in seine letzten Lebensjahre sich mit dem Gedanken einer umfassenden Biographie Böckhs getragen hatte, sein Vorhaben nicht mehr ausführen konnte. Und doch wäre Stark, der im Jahre 1878 als Professor der Archäologie in Heidelberg starb, schon durch seine verwandtschaftlichen Bande, die ihn als Grofsneffen Böckhs an dessen Person knüpften, besonders berufen gewesen, eine Geschichte des Lebens und Wirkens seines grofsen Oheims zu schreiben, über dessen Jugendzeit und Bildungsgang er einen Vortrag bei der Philologenversammlung in Würzburg gehalten hatte[3]), dem einige Jahre später die gedrängte Darstellung in der Allgemeinen deutschen Biographie folgte.[4])

Mehr als ein Menschenalter seit Böckhs Tode mufste so vergehen, bis diesem Fürsten im Reiche der Altertumswissenschaft ein biographisches Denkmal errichtet wurde. Max Hoffmann, ein Schüler Böckhs aus den Jahren 1860—1862, unterzog sich dieser dankbaren Aufgabe, die aber mit Rücksicht auf das weitverzweigte Wirken und das an fruchtbarer Arbeit überreiche Leben

---

[1]) August Böckh, Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel von Max Hoffmann. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner 1901. VIII, 483 S.

[2]) Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. CVI (1872) S. 343 f.

[3]) Verhandlungen der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Würzburg (1868) S. 79—90.

[4]) II (1875) S. 770 ff.

dieses Chalkenteros besonders schwierig war: denn die Worte des Augustinus über die Schriftstellerei Varros, *qui tam multa legit, ut aliquid ei scribere vacasse miremur, tam multa scripsit, quam multa vix quemquam legere potuisse credamus* (De civ. d. VI 2), wird man auch auf diesen *diligentissimus investigator antiquitatis* anwenden dürfen, und mit Staunen blickt man in der That auf die Fülle seiner litterarischen Leistungen, von denen einer seiner Schüler, Ernst Curtius[1]), sagt, dafs ein Menschenleben dazu gehöre, um sie alle nach Gebühr zu würdigen und ihren Inhalt sich anzueignen. Sicherlich hätte ein dem grofsen Manne näher stehender Zeitgenosse die Züge seiner Persönlichkeit packender und kräftiger herausgemeifselt, so etwa wie dies Ribbeck mit seinem lebensprühenden Charakterbilde Ritschls ganz einzig gelungen ist. Anderseits wird man sagen dürfen, dafs Böckhs reicher schriftstellerischer Nachlafs von der Bedeutung seines Wirkens und Schaffens selbst dann eine Vorstellung giebt, wo der Biograph das volle Bild des Menschen durch persönliche Erinnerungen nicht immer beleben und dem Leser zur Anschauung bringen konnte. Überdies ermöglichte es die weite Entfernung, die gewissermafsen historische Distanz, in die das Wirken Böckhs gerückt ist, dafs die bewegende Kraft seiner Gedanken auf die Weiterentwickelung der Wissenschaft besser beurteilt und sein Lebenswerk objektiver gewürdigt werden kann. Aber gerade daran hat es der Verfasser der vorliegenden Biographie fehlen lassen: denn man vermifst bei der Besprechung der Leistungen Böckhs die Schlufsbilanz darüber, was von den Resultaten seiner Forschung noch heute zum Aktivstande der Wissenschaft zu rechnen ist, was hingegen im Werte gesunken ist oder eine Umwertung erfahren hat.

Dafs Hoffmann gleich so vielen Biographen die leisen Schattenflecken auf dem Bilde der dargestellten Persönlichkeit lieber nicht allzusehr hat hervortreten lassen, dafür wird er wohl die gleiche Entschuldigung für sich beanspruchen dürfen wie Ribbeck, der dem Biographen dasselbe Recht zugestanden wünscht wie dem Maler und Bildhauer, denen man auch nicht zumute, gerade die weniger gefälligen Teile eines Menschenantlitzes in scharfer Beleuchtung hervortreten zu lassen. Zweifellos hat sich Hoffmann mit seiner durchaus soliden, wohlgegliederten und verläfslichen Arbeit ein entschiedenes Verdienst erworben, das auch dadurch nicht geschmälert wird, dafs er vielleicht ab und zu *nimia diligentia peccavit.*[2])

---

[1]) Zum Gedächtnis von A. Böckh. Nachrichten von der K. Gesellschaft d. Wiss. u. der Georg-Augusts-Universität aus d. J. 1867 S. 560—573.

[2]) Dagegen hätten einige Aufsätze über Böckh Erwähnung verdient, die unserem Biographen unbekannt geblieben zu sein scheinen: die in der Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung (Nr. 222, 10. August 1867; Nr. 267, 24. Sept. 1867; Nr. 268, 25. Sept. 1867) enthaltene Würdigung eines ungenannten Verfassers, 'der das Glück hatte, 1847 Böckhs Zuhörer zu sein'; der gleichfalls nicht unterzeichnete sachkundige Essay in der Monatsschrift 'Unsere Zeit'. N. F. III. Jahrgang. 2. Hälfte. (1867) S. 740—753; Leopold Seligmann, Die Antigone des Sophokles. 'August Böckh zum Totenopfer'. Halle 1869, wo der Verfasser namentlich S. III und S. 61 ff. allgemeine Blicke auf einzelne Charakterzüge seines Lehrers wirft. Wenn weiter der Aufsatz von Martin Hertz in Wachenhusens 'Hausfreund' Jahr-

Sollte es nicht ein Übermafs von Akribie sein, wenn uns S. 71[1] in zwölf engbedruckten Zeilen die vierzehn Mietwohnungen nach Jahreszahl, Strafse und Hausnummer aufgezählt werden, die Böckh in den sechsundfünfzig Jahren seines Berliner Aufenthaltes (1811—1867) innehatte, wenn weiter die Erholungsreisen, der engere und weitere Verwandtenkreis (S. 71 ff.) und nicht minder gewissenhaft die Ordensauszeichnungen durch wohlgesinnte Fürsten wie die zahlreichen Ehrungen von seiten gelehrter Gesellschaften angeführt werden (S. 108), von der Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Münchener Akademie bis zum Ehrenmitgliede der Herculanischen Akademie zu Neapel? Bemerkungen elementarer Natur scheinen überdies darauf hinzudeuten, dafs der Verfasser sich über den Kreis, an den sich die Biographie wendet, nicht immer ganz klar geworden ist. Denn andere Leser als Philologen oder Historiker werden das Buch schwerlich zur Hand nehmen, und für diese sind Erklärungen wie über das Wesen der Liturgien (S. 39), die jedem Schüler geläufig sind, oder 'das Digamma, ein später verschwundener Buchstabe' (S. 41), sicher überflüssig. Dankenswert dagegen sind im Anhange des Buches die Verzeichnisse der von Böckh während der hundert und zwanzig Semester seiner akademischen Lehrthätigkeit (1807—1867) in Heidelberg und Berlin gehaltenen Vorlesungen. Darnach erfreuten sich des gröfsten Zulaufes jene über griechische Litteraturgeschichte (Höchstzahl der Zuhörer: 156 im Winter 1862/63) und griechische Altertümer (158 im Jahre 1863/64). Doch auch die Vorträge über Encyklopädie der klassischen Philologie und Metrik waren nicht minder stark besucht: die letzteren im Jahre 1864 — Böckh hatte bereits das Alter des Psalmisten weit überschritten und stand an der Schwelle des achtzigsten Jahres — von 118, die ersteren im Sommer 1865 von 123 Zuhörern. Mit Interesse durchmustert man auch das Verzeichnis der Mitglieder des philologischen Seminars, worunter man manchem auch auf anderen Gebieten als der klassischen Altertumswissenschaft hervorragenden Namen begegnet.

Mehr als zwei Dritteile des Buches nimmt eine Auswahl aus Böckhs wissenschaftlichem Briefwechsel mit Fr. G. Welcker, Niebuhr, Thiersch, Schömann,

---

gang IX (1866) S. 140 der Erwähnung nicht für unwert gehalten wurde (S. 127), so wären auch zwei gehaltvolle Aufsätze aus der Feder desselben Gelehrten nicht zu übergehen gewesen: Über Böckh als akademischen Redner und über akademische Festreden überhaupt, Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. CVI (1872) S. 504—517; August Böckh und Immanuel Bekker. Zum Säkulargedächtnis. Deutsche Revue, herausgegeben von Richard Fleischer, Jahrgang X (1885) IV. Bd. S. 201—213. Schliefslich nenne ich noch Ant. Lutterbeck (Böckhs Schüler aus d. J. 1830), Über die Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Philologie zu deren wissenschaftlicher Vollendung (Mainz 1847), der an mehreren Stellen (S. IV f., S. 30 und öfters) über seinen Lehrer spricht; L. v. Urlichs' Beurteilung in der Grundlegung und Geschichte der klass. Altertumswissenschaft[2] (Iwan v. Müllers Handbuch I) S. 128 ff.; G. Lothholz (Böckhs Schüler aus d. J. 1847), Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern (Gütersloh 1897) S. 305—311; Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts[2] II (Leipzig 1897) S. 404 f., und nur der Vollständigkeit halber Thomas Achelis, Die Wandlungen der Pädagogik im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1901, S. 182—187 (Bd. XXII der Sammlung: Am Ende des Jahrhunderts). Nicht zugänglich war mir C. Sachse, Erinnerungen an August Böckh (Jahresbericht einer höheren Knabenschule, Berlin 1868 (von Stark ADB. angeführt).

M. H. E. Meier, Gerhard, Arnold Schaefer, Friedrich Ritschl und Alexander von Humboldt ein, eine Auswahl, die sicherlich nicht leicht zu treffen war, da im Nachlasse Böckhs, der alle Briefe aufzubewahren pflegte, sich über 7000 Briefe befinden. Und doch war bisher aufser der gelegentlichen Benutzung Böckhscher Briefe für die Lebensbeschreibungen Alexander von Humboldts, Welckers, Ritschls nur der Briefwechsel mit Otfried Müller veröffentlicht worden (Leipzig 1883). Besonders wünschenswert wäre die Herausgabe des gewifs sehr lehrreichen Briefwechsels zwischen Böckh und seinem grofsen wissenschaftlichen Gegner Gottfried Hermann. Doch liegen leider neben den zahlreichen Briefen Hermanns bis jetzt nur einzelne Antworten Böckhs vor.

II

August[1]) Böckh ist nach eigener Aussage ein Kind einer Familie, die von schweren Schlägen des Schicksals niedergebeugt war. Geboren in Karlsruhe am 24. November 1785 als jüngstes von sechs Kindern, verlor der Knabe schon im Alter von vier Jahren den Vater, der als Rechnungsrat im Dienste der badischen Regierung gewirkt hatte. Von diesem hatte der Sohn wohl die besondere Veranlagung für finanzielle Angelegenheiten, den Sinn für praktische Geschäftsführung geerbt sowie die Vorliebe für solche Aufgaben seiner Wissenschaft, die nach der mathematischen Methode durch Zahl, Mafs und Rechnung gelöst werden konnten. Mit seiner liebenden Mutter teilte er 'das Leid und die seltene Freude'. Ein Oheim Böckhs, Pfarrer in Nördlingen, hatte die Schwester Schubarts, des unglücklichen Dichters der 'Fürstengruft', zur Frau, und noch im Jahre 1849 schreibt Böckh an seinen Bruder, den badischen Finanzminister und Ministerpräsidenten a. D., dafs eine der ersten und nachhaltigsten litterarischen Anregungen für ihn als kleinen Knaben die Erzählungen seiner Mutter vom Dichter Schubart und von seinem Onkel in Nördlingen gewesen seien (Stark a. a. O. S. 82). Vom siebenten bis zum achtzehnten Jahre (1792—1803) wurde er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt zuerst in den Schulfächern, dann in den Hauptwissenschaften unterrichtet, neben denen auch die realistischen Fächer wie Mathematik, Physik, Chemie, Zoologie und Botanik keineswegs vernachlässigt wurden. Mit Heiterkeit blickte noch der fünfundsiebzigjährige Greis auf die Zeit zurück, da er in dem grofsen hölzernen Hause des *Gymnasium illustre* mit dem Honig genährt wurde, der von den Lippen der Lehrer flofs. Auch das Wachs darunter habe mit hingenommen werden können und sich mit der Zeit ausscheiden lassen. Von seinen Lehrern, die

[1]) Dies der einzige Vorname, dem Stark ADB II 770 (Z. 14 v. u.) merkwürdigerweise noch den Namen 'Philipp' vorsetzte, was dann, wie ich sehe, sogar in weitest verbreitete Bücher wie Meyers Konversationslexikon[5] (III 158) und in das von Karl Werckmeister herausgegebene Prachtwerk Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen (I 46 f. nebst Tafel 48; die kurze Biographie Böckhs rührt von Paul Ankel her) fälschlich übergegangen ist. Hoffmann weist überzeugend nach (S. 2[1]), dafs der Schreiber der Anstellungsurkunde, die für Böckh als Professor in Heidelberg ausgefertigt wurde, die Abkürzung Phil. (Dr. Phil.⟨osophiae⟩ August Böckh) irrtümlich in Philipp aufgelöst habe.

den Geist und das Gemüt bildeten, 'die über alles gehen', nennt Böckh mit besonderer Auszeichnung den Dichter Johann Peter Hebel, damals Diakonus an der Hofkirche, der jahrelang ihm allein auf seinem Zimmer 'in der feinsten und geistreichsten Weise' Unterricht in der Dogmatik und in den semitischen Sprachen gab, da er als angehender Theologe in diesen Fächern sowie in der Exegese des Neuen Testaments, in der Homiletik und Katechetik vorbereitet werden mufste. Hebel rühmt in einem aus dem Jahre 1801 vorliegenden Zeugnisse[1]) den 'ununterbrochenen Eifer' seines Schülers und dessen für die Erlernung der Sprachen sehr glückliches Talent, so dafs es möglich war, während eines Schuljahres bei nur zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden 'in einer so unheimigen Sprache, wie die hebräische ist, von dem Alphabet an so weit zu kommen, dafs er wohl auch die Lektion der schweren Propheten, die nun an die Reihe kömmt, mit derjenigen Leichtigkeit dürfte mitmachen können, die erforderlich ist, um diese Schriften mit Sinn, Geschmack und Nutzen zu lesen'.

Der achtzehnjährige Böckh ging auf den Rat seines Lehrers im Griechischen, des 'edlen' Sander, der mit ihm 'wenig methodisch' den Kallimachos, Thukydides und Pindar gelesen hatte, im Jahre 1803 nach Halle, um an der Universität Theologie zu studieren. Und wirklich betrieb er im ersten Halbjahre orientalische Sprachen, überdies Exegese und Kirchengeschichte. Aber der Einflufs Friedrich August Wolfs, der damals in Halle auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, trieb Böckh von der Theologie zur Philologie. Wie viel Böckh Wolf, '*praeceptori suo summe venerando*', verdankte, hat er in seiner durch Reife hervorstechenden diesem gewidmeten Erstlingsschrift über Minos und die ersten Bücher der Platonischen Gesetze ausgesprochen (Halle 1806): '*Equidem vero abs Te, celeberrime Wolfi, fluxisse quidquid in medium contuli, aut olim fortasse conferam, Te mihi consilio, admonitione, cohortatione, alterum parentem exstitisse profiteor atque affirmo*' (S. 4). Weiter rühmt er Wolfs vorzügliche Lehrweise, die wunderbare Lieblichkeit seiner Vorlesungen '*non nudas res ac verba, sed intimam scriptorum, sed totius antiquitatis naturam et indolem aperientium*', und fährt fort: '*ex quo Tibi innotui, erexisti me, e grege discipulorum protraxisti, mox Seminario philologico adscriptum singulari cura dignum habuisti*'. 'Ohne Sie', schrieb Böckh wohl um jene Zeit an Wolf[2]), 'würde ich ein armer Theologus geworden sein, der nach Vollendung seines Kursus sich vors Examen zu stellen grofse Begierde getragen hätte. Wie tief und grofs Sie in meiner Brust geschrieben sind, sollte ich dieses mit den gewöhnlichen Schlufsformen erst beteuern müssen? Nie werde ich Ihnen so wenig als der wahren Wissenschaft untreu werden.' Neben Wolf, dessen 'goldene' Lehren Böckh beim Studium Platons besonders gefördert hatten, wird auch Schleiermacher, '*vir de universo Platone meritissimus et mihi non uno nomine pie colendus*' (S. 7) gebührend hervorgehoben, der namentlich durch seine Vorlesungen über Hermeneutik und Kritik sowie über Ethik tief auf Böckh wirkte. Von der Ver-

[1]) Heinrich Funck, Die alte badische Fürstenschule und August Böckh, Beilage zum Programm des Grofsherzogl. Gymnasiums in Karlsruhe 1881, S. 21.

[2]) Wilhelm Körte, Leben und Studien Fr. A. Wolfs des Philologen I (1833) S. 233.

ehrung des Schülers für den Lehrer zeugt die aus dieser Zeit stammende Kritik von Schleiermachers Übersetzung des Platon[1]), den noch niemand so vollständig selbst verstanden und andere verstehen gelehrt habe wie dieser Mann, der bei seltener Umfassung des Höchsten mit nicht geringerer Sorgsamkeit auch das Kleinste nicht verschmähe: ein Talent, das in wenigen Gelehrten ausgebildet, ein Glück, das wenigen Gegenständen zu gute gekommen sei (S. 3). 'Einen echten Platon', ruft er in jugendlicher Begeisterung aus, 'wird unsere Nation vollständig aufzuweisen haben, wie keine ihn hat noch jemals haben wird. ... Möchte doch auch den batavischen Gelehrten der Sinn für dieses Verständnis aufgehen; möchten sie doch dieses Buch, ob es gleich nur in deutscher Sprache verfafst ist, recht verstehen lernen, um zu der Kenntnis des Einzelnen, die wir jetzt mit ihnen gemein haben, von uns das Ganze zu überkommen; damit sie nicht länger wähnten, dafs die Abenddämmerung ihrer alten Erudition der letzte Traum der Philologie wäre ...'

Schon diese Äufserungen des erst Zweiundzwanzigjährigen zeigen deutlich, wie ganz anders als sonst in Philologenköpfen sich in diesem Kopfe die Auffassung von den Aufgaben seiner Wissenschaft wiederspiegelte. Nicht in der einseitigen formal-kritischen Richtung der englischen und holländischen Philologenschule, die im XVIII. Jahrh. die mafsgebende gewesen, nicht in der Erforschung des Einzelnen sieht er das Heil der Philologie, sondern zweifellos hatte er, 'das Land der Griechen mit der Seele suchend', schon damals die durch F. A. Wolf angebahnte historisch-antiquarische Wiederherstellung des Altertums, das als ein lebendiges Ganzes erfafst und nach seinen eigentümlichen Lebensbedingungen erforscht werden sollte, vor Augen.

Im Jahre 1806 hatte sich Böckh nach Berlin gewendet, wo er eine Stelle im Seminar für gelehrte Schulen erhielt und auch am Gymnasium zum Grauen Kloster Unterrichtsstunden im Latein und Französischen sowie in der Geschichte erteilte, 'und zwar, wenn einem in Berlin ehemals sehr verbreiteten Gerüchte zu trauen ist, mit entschiedenem Mifserfolge auf disziplinarischem Gebiete'.[2]) Zu seinen Privatschülern zählte er damals den jungen Meyerbeer, 'einen Virtuosen auf dem Klavier, der blofs wegen der musikalischen Theorie Griechisch und Latein lernen will', und noch nach einem halben Jahrhundert brachte ihm der Komponist der 'Hugenotten' persönlich seine Glückwünsche zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum dar.

Der Einzug der Franzosen in Berlin veranlafste Böckh, nach seiner badischen Heimat zurückzukehren, wo er an der jugendlich aufstrebenden Heidel-

---

[1]) Kl. Schr. VII 1—39.

[2]) M. Hertz, Deutsche Revue a. a. O. S. 203. Dies beweist drastisch folgendes anmutige Histörchen, das ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Hofrat Prof. Willmann in Prag verdanke, der zu Beginn der Sechzigerjahre Böckhs Vorlesungen hörte: Einst stand der junge Böckh im Flur des Schulgebäudes vor seinem Klassenzimmer, in dem die Schüler sehr lärmten. Auf die Frage des auf ihn zukommenden Direktors, warum er sich denn nicht zu den Schülern begebe, um diese zum Schweigen zu bringen, antwortete dieser mit gutem Humor, wenn er in die Klasse ginge, so würde der Lärm nur noch gröfser werden.

berger Universität seine akademische Lehrthätigkeit neben Friedrich Creuzer und Heinrich Vofs, dem Sohne des Homerübersetzers, beginnen konnte. Zuvor aber hatten ihm am 15. März 1807 die zurückgebliebenen Mitglieder der damals durch die französische Gewaltherrschaft fast aufgelösten Universität Halle die Doktorwürde erteilt, und zwar auf Grund einer — übrigens ungedruckten — Dissertation *De harmonice veterum.* Durch die Vermittelung Creuzers, an dem Böckh bald den besten Freund, den vorzüglichsten Umgang gewann, kam er in Berührung mit den Romantikern Josef Görres, Clemens Brentano, Achim von Arnim, in deren Tafelrunde er unter dem Namen Polyhistor eintrat. Das neue Leben, in das er treten soll, regt ihn, wie er an einen Freund schreibt, so mannigfach und von allen Seiten an, dafs der elektrische Strom nicht auf einen Punkt ruhig sich entladen kann, sondern allerseits knisternd durch die Haut bricht in kleinen Funken, welche nur stechen und jucken. — Seine Vorlesungen umfafsten schon damals ein weites Gebiet. Aufser der Erklärung lateinischer und griechischer Schriftsteller (Plautus, Terenz, Horaz, Tacitus' Germania, Platon, Euripides, Pindar) behandelten sie die Geschichte der griechischen Philosophie, römische Litteraturgeschichte und griechische Altertümer. Auch eine Vorlesung über Encyklopädie der Philologie fällt bereits in diese Zeit. Mit Recht sieht Martin Hertz einen vollgültigen Beweis für die Reife, mit der Böckh schon damals an diese 'einen umfassenden Abschlufs der Studien und eine gediegene Durchbildung bedingende Aufgabe' herantrat, darin, dafs Böckh in den von 1809—1865 in sechsundzwanzig Semestern gehaltenen Vorträgen über diese grundlegende Disziplin, zu denen sich im ganzen 1696 Zuhörer eingezeichnet hatten[1]), sich eines im Jahre 1809 geschriebenen Heftes bedienen konnte, das einen in einem Zuge entworfenen Grundrifs seines Systems enthielt.

Schon nach anderthalbjähriger Thätigkeit erfolgte Böckhs Ernennung zum ordentlichen Professor, um Creuzer zu ersetzen. Nun wird der bisherige Hafs des Vossischen Hauses gegen Creuzer, zu dem Vofs wissenschaftlich und persönlich in scharfen Gegensatz geraten war, auf Böckh übertragen, der sich auf Creuzers Seite geschlagen hatte. Erfreulich seien ihm dergleichen hämische Dinge dadurch, dafs er sehe, er sei ἄξιος ζήλου, und besser seien Neider als Bemitleider. Vossen nennt Böckh den wahren Hausteufel der Universität, der nichts als Samen der Zwietracht streue und keinen Freund habe als etliche Schmarotzer seines Tisches und etliche Pflastertreter, die ihm Klatschereien zutrügen. 'Ich gehe meinen eigenen Weg und bin von Natur Protestant gegen alle menschliche Autorität; darum kann ich diesem Affen und dem alten Mogul (gemeint ist der Vater), der Weihrauch gestreut haben will, nimmermehr gefallen.' Neben einigen Schriften zu Platon, zu dem Böckh wie zu einer Jugendliebe immer wieder gerne zurückkehrte, fällt in die Heidelberger Zeit die Abfassung eines weit ausgreifenden Werkes zur griechischen Tragödie (1808),

[1] Ernst Bratuscheck im Vorworte der von ihm herausgegebenen Encyklopädie und Methodologie der philol. Wissenschaften von August Böckh. Leipzig 1877.

dessen etwas langatmiger Titel über den Inhalt aufklärt. Es behandelt ein Problem der höheren Kritik in den Stücken der drei grofsen Tragiker und tritt der Frage näher, ob in jenen alles echt sei und noch die ursprüngliche Gestalt besitze, oder ob auch die Familien der Dichter diaskeuastischen Anteil an den überlieferten Werken besäfsen. Das Buch ist Gottfried Hermann gewidmet, '*scaenicae rei veterum iudici longe peritissimo summae venerationis testificandae gratia*'. Und gerade diesem widmet Böckh, '*quem neque oculis coram videris umquam nec per epistolas in amicorum numero habueris*' — wie es in der Präfatio heifst (S. V) — seine Arbeit, '*quod peritiorem neminem invenire poteram et dramatis veterum universae indolis et verae criticae ac grammaticae artis, nullum in Graecae tragoediae historia magis versatum, nullum acutiorem interpolationum investigatorem, nullum numerorum feliciorem restitutorem, denique nullum talium scriptionum arbitrum callidiorem neque ab invidia partiumve studio alieniorem*'. Tief schmerzlich, fast tragisch mufste es wohl für Böckh sein, dafs sachliche und persönliche Gründe ihn später von den beiden Meistern trennten, denen er in seinen ersten Schriften mit einer aufrichtigen Huldigung ihrer Verdienste entgegengetreten war: von F. A. Wolf, dem er als Schüler zu Füfsen gesessen, und von Gottfried Hermann, an dessen Werken er sozusagen als geistiger Schüler gelernt und sich gebildet hatte. Hermann begrüfste in einem Briefe an Böckh das Buch mit Worten hoher Anerkennung: 'Überall so viel Neues, so viel Schönes, Durchdachtes, streng Bewiesenes mufs einem Buche einen dauernden Wert sichern . . . Ich selbst habe nächst so vielem, was ich daraus gelernt habe, noch den Vorteil davon, dafs ich mancher Untersuchung, die ich noch vornehmen wollte, und die nun von Ihnen vollendet ist, überhoben sein kann' (Hoffmann S. 22[2]).

Noch in die Zeit des Heidelberger Wirkens, in dem überhaupt das historisch-antiquarische Interesse vor dem eigentlich philologischen zurücktritt, fällt die Beschäftigung mit Pindar, als deren Frucht nach einigen vorbereitenden Schriften der erste Band der grofsen Ausgabe erschien (1811), die, erst mit dem dritten im Jahre 1821 herausgekommenen Bande vollendet, neue Kennzeichen der Versgrenzen nachwies, den Text nach den Böckh bekannten, wenn auch nicht besten Handschriften und den Vermutungen der Neueren rezensierte, überdies kritische Anmerkungen, die vollständigen Erklärungen der Alten, eine lateinische Übersetzung und einen fortlaufenden Kommentar bot.[1]) Dadurch dafs Böckh in seiner schwergelehrten Abhandlung *De metris Pindari libri tres* auf die bisher arg vernachlässigte rhythmische Tradition der Alten zurückging, brachen seine Forschungen für die Behandlung der alten Metrik überhaupt Bahn. Mit Recht wird man Böckh den *sospitator Pindari* nennen dürfen, und auch Hermann gesteht in seiner sonst so scharfen Rezension des Böckhschen Inschriftenwerkes, dafs sich dieser besonders bei dem Pindar einen

[1]) Kurz und bündig fafst der neueste Herausgeber Böckhs Verdienste um die Textkritik des Pindar in dem Satze zusammen: *Artis criticae in Pindari carminibus fundamenta iecit Augustus Böckh et periodos metricas hiatu vel syllaba ancipiti definiens et lectiones non correctas ab interpolatis strenue discernens* (Pindari carmina recensuit Otto Schroeder S. 3).

gepriesenen Namen als Kritiker erworben habe. Wird man auch heute nicht mehr sagen können, dafs Böckh den Text '*in genuina metra restituit*', wie dies das Titelblatt der Ausgabe verheifst, so hat er doch den grofsen Lyriker zum erstenmal nach Form und Inhalt verstehen gelehrt.

Mit seinen Werken über Platon und die griechischen Tragiker hatte sich der junge Böckh würdig gemacht, einen Ruf an die im Jahre 1810 neuerrichtete Universität zu Berlin als Professor der Beredsamkeit und der alten Litteratur zu erhalten, dem er Folge leistete, trotzdem er mit inniger Liebe an seiner badischen Heimat hing und noch nach langen Jahren sich an die 'goldbekränzte Jugend', die er in Heidelberg verbracht hatte, erinnerte. Wolf, der seit der Auflösung der Universität Halle (1807) gleichfalls in Berlin lebte, wo er der Akademie der Wissenschaften als Mitglied angehörte, aber in einem freien Verhältnisse zur Universität stand, entfaltete nicht mehr die grofsartige Wirksamkeit wie in Halle. Seine Vorlesungen fanden nicht mehr den gleichen Zulauf wie in Halle, so dafs er dem Unmut und den Gefühlen eines unbefriedigten Ehrgeizes häufig einen herben Ausdruck lieh und einmal sogar in Aufsehen erregender Weise in einem Anschlag seiner Vorlesungen ein klagendes Wort über die Schlaffheit im Studieren — *litterarum studiis in dies magis languescentibus* — einmischte.[1]) Halb als Einsiedler hatte er sich von der gelehrten Gesellschaft zurückgezogen, und 'die Sage klingt ungünstig oder übel', wie einer seiner Schüler, Gottfried Bernhardy[2]), sich ausdrückt, 'dafs die Hauptstadt den Hallischen Wolf aufgezehrt habe . . . Denn von den Genüssen der Hauptstadt umgeben, fand er an einer Lebensweise Gefallen, die seine Gesundheit frühzeitig untergrub'. Dafs übrigens Böckh auf seinen ehemaligen Hallenser Lehrer jetzt keineswegs gut zu sprechen war, zeigt eine Stelle aus einem Briefe an Welcker vom 1. August 1811, wo er von der Wolfschen Übersetzung der 'Wolken' des Aristophanes also spricht: 'Er ziert sich damit wie das koketteste Kind oder Mädchen und sagt, sie sei ihm entrissen worden, er habe sie nicht wollen drucken lassen, und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind, womit er sich zum Gespötte aller Vernünftigen macht, die Unvernünftigen aber und Urteilslosen zu seinen Bewunderern. Von der Ihrigen spricht er in seinem bekannten fade witzelnden Ton.' Dieses Mifsverhältnis zwischen Wolf und Böckh bestand auch noch später ungemindert fort und war beispielshalber für Otfried Müller, der vom Jahre 1816 in Berlin studierte und sich Böckh vorzugsweise zum innig verehrten Lehrer und Meister erkoren hatte, ein Grund zur Mifsachtung und befangenen Beurteilung Wolfs.[3])

Schon zwei Jahre, nachdem Böckh seine akademische Thätigkeit in Berlin begonnen hatte, wurde diese durch den Einmarsch französischer Truppen in die Hauptstadt unliebsam unterbrochen. Die Hörsäle waren verödet, Studenten

---

[1]) Wilhelm Körte a. a. O. II 72.

[2]) Verhandlungen der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle (1867). Eröffnungsrede des Präsidenten. S. 7, 9.

[3]) Karl Otfried Müllers Kleine deutsche Schriften, gesammelt und herausgegeben von Eduard Müller. I (Breslau 1847) S. XX.

und Professoren griffen zu den Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes. Mit beredten Worten preist es Böckh in seiner ein Jahr darauf (3. Aug. 1814) gehaltenen Rede, wie jene durch ihr Beispiel es bewiesen hätten, *quanto libertatis patriaeque amore animi flagrarent artibus bonis imbuti, et quanta esset Germanorum, Borussorumque maxime virtus, qui ad disciplinas colendas natura propensi et ingeniorum luminibus clarissimis insignes, ad proelia vitaeque pericula haud essent minus parati ... Apage igitur ambiguam istam doctrinae laudem: arma perinde ac libri tractentur. Quid enim litterae valent in servitio? nisi forte ut Graeculorum instar victori generoso servi litterati officia praestes. Tolle patriam; tolle libertatem: litteris nervos excideris.*[1])

Arma perinde ac libri tractentur — so hielt es Böckh wirklich im Sommer 1813. Denn dreimal wöchentlich las er nur Pindar als Publicum vor dreizehn Zuhörern, die übrige Zeit widmet er dem Landsturm, gleich Immanuel Bekker, der die Stelle eines Oberleutnants im Landsturm bekleidete, gleich Fichte und Schleiermacher, die sich ebenfalls im Waffenhandwerk übten. Alle Sonntage morgens fünf Uhr exerciert Böckh mit seiner Kompagnie, die er als Hauptmann zu führen hatte, im Universitätsgarten. 'Wir sind schon ganz militärisch', schreibt er an seine Frau, 'haben sogar eine Trommel und werden von Zeit zu Zeit gemustert von unserem General'. Bezeichnend für seine Stimmung in jenen bewegten Tagen ist die Äufserung in einem Briefe, er könne jetzt gar nichts lesen als griechische Tragödien nnd den Shakespeare, dessen erhabene, das Innerste des menschlichen Lebens und der Welt umfassende und ergründende Dichtung das Gemüt über das alltägliche Gewühl hinaus beflügle und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Gegenwart hervorbringe, indem sie die allgemeinen Gesetze des menschlichen Handelns so klar vor Augen stelle. 'Goethe und Schiller sind jetzo nicht zu lesen, sie sind zu schwächlich für die Zeit und gegen jenen gehalten.'[2])

Schon in Heidelberg hatte Böckh den grofsartigen Plan gefafst, das hellenische Altertum in seinen vielfältigen Erscheinungsformen in einem Werke unter dem Namen 'Hellen' darzustellen. In diesem Buche, dafs er zu der Krone seiner Studien machen möchte, sollten die Resultate seiner Forschungen über das griechische Volk in einer möglichst vollkommenen Form niedergelegt werden. Alle seine Arbeiten konzentrierten sich dahin, alles sei nur eine Vorbereitung dazu; aber er werde noch viele, viele Jahre vorbereiten müssen. Selbst seine metrischen und musikalischen Untersuchungen habe er nur in dieser Hinsicht unternommen. Als er aber mit der Untersuchung der bürgerlichen Verhältnisse Griechenlands anfangen wollte, merkte er, dafs es an genügenden Vorarbeiten fehlte, und wollte nun vorerst die einzelnen Zweige des politischen Wesens sich selbst aufklären. So geriet er von dem Studium des

[1]) Kl. Schr. I 22.

[2]) Aus ruhigerer Stimmung fliefsen die fast dithyrambischen Urteile über den 'unvergleichlichen' Platen, den 'edlen' deutschen Dichter, den Böckh als den 'stolzesten Erben des Thrones der deutsch-hellenischen Muse' preist, dessen 'Verhängnisvolle Gabel' ihn in eine 'wahre Begeisterung' versetzt hat, den er um seinen Nachruhm beneidet.

attischen Finanz- und Bergwesens in die Beschäftigung mit den Inschriften. Nachdem Böckh nämlich im Jahre 1814 zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt worden war, richtete er nicht lange darauf (1815) an diese den Antrag, ein Corpus aller antiken Inschriften herauszugeben und mit den griechischen zu beginnen. Der Hauptzweck einer königlichen Akademie der Wissenschaften müsse der sein, Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, die kein einzelner leisten könne. Zur Sache selbst bemerkt er, dafs alle Zweige der Altertumskunde der Inschriften bedürften, deren Studium aber wegen des verzettelten und verstreuten Materials gänzlich vernachlässigt sei. Inskriptionenlehre erscheine den meisten wie eine geheime Wissenschaft. Mit Recht sagt der Geschichtschreiber der Berliner Akademie[1]) von dieser Eingabe Böckhs, der in vier Jahren mit den griechischen Inschriften, für die 'ein starker Foliant oder zwei kleinere' vorgesehen waren, fertig zu sein und mit 6000 Thalern das Auslangen zu finden hoffte — in Wirklichkeit ist dieses Unternehmen wissenschaftlichen Grofsbetriebes zu einer Bibliothek angewachsen, hat mehr als das Zehnfache gekostet und ist auch jetzt nach siebenundachtzig Jahren noch nicht abgeschlossen, weil es 'im strengen Sinne nie abgeschlossen werden kann' —, dafs sie den leuchtenden Stempel der Naivetät trage, aus der jedes wahrhaft grofse Werk geboren sei, und eben darum schliefslich ihr Ziel erreicht habe.

'Zentnerschwer' lastet in der Folgezeit dieses Werk auf Böckhs Schultern. Nun erst merkt er, von wie vielen Studien ihn die Inschriften entfernen und wie mancherlei er liegen lassen müsse, weil er sich der Akademie zu dieser Arbeit verpflichtet habe (an Niebuhr 19. Okt. 1817). Bisweilen geht ihm die Geduld aus, 'besonders wo einem der Verstand ausgeht', schreibt er an Otfried Müller (25. März 1821). Wo diese Arbeit ein Ende finden solle, könne er gar nicht absehen. Die Sammlung sei unangenehm, da man fast jeden Tag den ganzen Erdkreis durchlaufen müsse, in einer Stunde nach Ägypten, in der anderen nach dem Pontus oder Italien. Es müsse ein schauderhaftes Gefühl sein, erwidert der Schüler und Freund, wenn man einen solchen Ozean von Arbeit, wie der Inschriftenthesaurus allein nötig mache, vor sich sehe, der durchschwommen werden müsse. Und noch mehrere Jahre später (1826) klagt Böckh, wie die Inschriften ihm leider die besten Jahre seines Lebens aufzehrten. Er habe mit der Herausgabe der Inschriften sich die Quellen zur Bearbeitung der inneren Staatsverhältnisse und 'übrigen Dinge' bei den Griechen eröffnen wollen; aber der Stoff sei zu grofs geworden, so dafs er selbst Zweck habe werden müssen.

Im Frühjahre 1825 erschien das erste Heft des Corpus, das Böckh sofort an Gottfried Hermann nach Leipzig schickte, wofür dieser 'seinem teuren Freunde' verbindlichst dankte.[2]) Er liefs sich zu einer Rezension des Buches

---

[1]) Adolf Harnack, Gesch. der Kgl. preufs. Ak. d. Wissensch. zu Berlin I. Bd. 2. Hälfte (Berlin 1900) S. 670.

[2]) Hermanns Brief (vom 6. Sept. 1825) nebst Böckhs Antwort, beides hochinteressante Schriftstücke, sind im Böckh-Müllerschen Briefwechsel S. 173 ff. veröffentlicht.

für die Leipziger Litteraturzeitung bestimmen und fand 'unglücklicherweise', dafs er mehr, als er gewünscht hätte, sich gegen Böckh habe erklären müssen. 'Ich kann daher voraussehen, dafs Sie, der Sie Widerspruch weit weniger als ich scheinen vertragen zu können, mit dieser Rezension ebensowenig zufrieden sein werden, als ..., wie ich ganz offen eingestehe, ich selbst mit Ihrer Behandlung der Inschriften bin.' Böckh antwortet dem 'theuersten Herrn Professor', er könne natürlich, ehe er die Rezension gelesen, nicht wissen, ob sie ihn treffe oder nicht. Widerspruch, der auf gründliche Untersuchung gebaut sei und von dessen Wahrheit er sich überzeuge, werde von ihm nicht minder gern ertragen. 'Bei meiner grofsen Achtung für Ihr Wissen thut es mir leid, gerade mit Ihnen immer tiefer verwickelt zu werden ... Ich bin völlig überzeugt, wenn wir an Einem Orte lebten und mündliche Mitteilungen zwischen uns stattfänden, würden wir uns aussprechen, ehe der eine gegen den andern die Feder eintauchte. Da dies nun nicht ist, so führen wir beständige Fehde, obgleich ich der Polemik längst müde bin.'

Dieser gleichsam privaten Kriegserklärung folgte alsbald der Kampf auf offenem Felde. Mit dem vollen Rüstzeug des unerbittlich strengen philologischen Kritikers erscheint Hermann auf dem Plan. Denn die Wissenschaft ist nach seiner innersten Überzeugung ein Kampfplatz, von dem niemand ohne Wunde kommt. 'Wer sich vor einer Wunde fürchtet, mufs ihn nicht betreten, und wer schreit, wenn er verwundet wird, ist kein Tapferer. Daher schreien auch am ärgsten die *tirones* und die *Thrasones*.'[1]) Vor allem findet es Hermann in seiner berühmten, mit Eifer und — Geifer geschriebenen Rezension bei der Schwierigkeit eines Geschäftes, das so ausgebreitete Belesenheit, so mannigfache und tiefe Kenntnisse, so grofsen Scharfsinn, so glückliche Divinationsgabe, endlich so unbefangenes und unbestechliches Urteil erfordere, etwas befremdend, diese 'herkulische' Arbeit einem einzigen, wenn auch sehr gelehrten und durch bedeutende Verdiente um die verschiedenartigsten Teile des griechischen Altertums berühmten Manne überlassen zu sehen. Hatte Hermann seinen Gegner bisher nur leise geritzt, so verwundete er ihn wohl um so tiefer mit den Worten: 'Wäre namentlich dem Herrn Professor Bekker, einem Manne, der wirklich Griechisch versteht und grofse Besonnenheit besitzt, das Werk vor dem Abdrucke zur Prüfung vorgelegt worden, so würde dieses Heft wenigstens um die Hälfte schwächer sein, aber mit Vergnügen sähe man, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.' Besonders herb ist das Urteil über die kritische Behandlung der Inschriften. Man vermisse bei 'Herrn Böckh alle jene Eigenschaften nur zu oft, ja fast überall', die man vom Kritiker verlange: Unbefangenheit beim Betrachten und Lesen einer Inschrift, Scharfsinn und Gewandtheit, um aus oft kaum kenntlichen Spuren das Wahre aufzufinden, Überlegung und Besonnenheit bei der Unterscheidung des Möglichen von dem Unmöglichen, Kenntnis der Sprache, endlich Vorsicht, Geschicklichkeit und Übung im Auffinden von überzeugenden Emendationen.

---

[1]) Opuscula VI S. IV.

Mag auch an dieser schneidigen, nur allzu einseitig auf das rein Kritische gerichteten Beurteilung Gottfried Hermanns die Leidenschaft ihren Anteil haben, so wird man sie doch nicht ungerecht nennen dürfen. Die Schwächen der Arbeit Böckhs lagen ja auch für weniger scharfe Augen zutage[1]): die Texte stützten sich nicht auf eine erneute Vergleichung der Originale, sondern auf die Abschriften und Ausgaben früherer Gelehrter. Da dem Herausgeber überdies die für diese Arbeiten so notwendige Autopsie fehlte, mufste er ebenso in die Irre geraten wie derjenige, welcher, ohne jemals Handschriften untersucht, abgeschrieben oder verglichen zu haben, einen Autor rezensieren wollte. Zudem hatte Böckh dem philologischen Kleinbetrieb niemals sein besonderes Interesse zugewendet; öfters liefs er es an jener 'Andacht zum Unbedeutenden' fehlen, wie sie bei der niederen Kritik erforderlich ist, und 'dafs die notwendige Grundlage für eine methodische Herstellung inschriftlicher Texte die möglichst genaue Nachbildung des Originals in Hinsicht auf Buchstabenformen, unleserliche Partien, Lücken u. dgl. sein müsse', hatte er, wie Bursian hervorhebt[2]), gleichfalls nicht erkannt. Trotz diesen dem Werke anhaftenden Mängeln, die sich aber daraus erklären, dafs Böckh mit seiner Sammlung der Inschriften für die Wissenschaft ein neues Land eroberte, wird man doch nicht verkennen, dafs zahlreiche schwierige Texte mit Scharfsinn und glücklicher Kombinationsgabe

[1]) So hatte noch vor dem Erscheinen der Hermannschen Rezension der Paläograph und Epigraphiker Ulr. Fr. Kopp (1762—1834) das Werk in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur vom Jahre 1825 Nr. 43 u. 44 (S. 679—698) keineswegs günstig beurteilt. Diese Kritik scheint Hoffmann entgangen zu sein (vgl. S. 163[3]), der eine angeblich von K. Fr. Hermann herrührende aus den Heidelberger Jahrbüchern 1825 anführt (S. 51), nach der ich aber vergeblich gesucht habe. Kopp findet es auffällig, dafs Böckh selbst da, wo ein Faksimile angegeben sei, nur Abschriften gefolgt wäre, allein auch da der Abdruck *paucis ductibus auctus ex prioribus apographis* sei. 'Was hat also nun, man will nicht sagen der Paläograph — denn der hat gar nichts — aber selbst der Philolog, was hat der anders als eine gewifs gelehrt verbesserte, aber in Berlin zusammengestellte Inschrift? Bei einem Marmor, der noch in Paris vorhanden ist, und von dem man so leicht ein zuverlässiges Faksimile in Kupfer- oder Steindruck hätte haben können, ist dieses schwer zu verantworten.' Die Kühnheit Böckhs in der Kritik überspringe alle Grenzen. Wenn auch der gelehrteste Philolog aus der Erklärung hervorleuchte, so werde die arme Paläographie oft mit Füfsen getreten, fast kein Buchstabe sei sicher. Solche Kunststücke seien eines echten Kritikers unwürdig. Wahre Buchstabenkritik gründe sich wohl auf Ähnlichkeit leicht zu verwechselnder Schriftzüge; 'aber solcher, die der Inschrift eigen sind, nicht derer, die man mit Verdrängung der wahren untergeschoben hat. Wo das Fundament falsch ist wie hier, zerfällt auch alles, was darauf gebauet wird'. Kopp wird ob dieser 'zum Schutze der Buchstaben gegen philologischen Druck' geschriebenen Kritik im vertrauten Briefwechsel Böckhs und seiner Getreuen mit allerlei saftigen Epithetis bedacht. So schreibt Otfried Müller am 9. Sept. 1825: 'Die in manchen Stücken einfältige Rezension von Kopp hat Sie gewifs nicht zu sehr verdrossen; er weifs gar nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Manuskript und der oft ziemlich eilig (!) gemachten Abschrift eines halbverwitterten Steins', worauf ihn Böckh in seiner Antwort einen 'dummen Teufel' nennt, dem man nichts übel nehmen könne, während er in einem Briefe an Welcker (S. 163) von Kopp gar als einem 'Tölpel' spricht, der es übrigens im Gegensatz zu Hermann gut meine. 'Er lebt der Buchstaben, als eines beglückenden Glaubens', urteilt Welcker (S. 168).

[2]) Geschichte der klass. Philologie in Deutschland S. 698.

verbessert, ergänzt, erklärt und vor allem nach ihrem sachlichen Gehalt zum erstenmal in methodischer Weise zur Aufhellung der wichtigsten Seiten des öffentlichen Lebens der Griechen ausgenutzt sind.

Böckh schrieb zunächst eine kurze 'Antikritik'[1]) gegen die Rezension Hermanns, mit dem er, wie er sich charakteristisch ausdrückt, in dem 'sonderbaren Verhältnis einer durch wechselseitige Befehdungen unterhaltenen Freundschaft' stehe. Hermanns herber und verbitterter Ton habe ihn nicht befremdet, da dieser, 'um von der bestehenden Spannung nicht zu reden', sich von seinem Eifer für die Wahrheit sehr leicht zu weit führen lasse. In dieser rasch und ohne gehörige Überlegung geschriebenen Rezension habe er aufser einigen erträglichen Vermutungen über Stellen, bei denen das Urteil immer schwanken werde, nichts Brauchbares gefunden. Neues Öl wurde aber durch Böckhs Schüler[2]) ins Feuer gegossen, die *et odisse et amare iubebantur* und sich teilweise in jugendlichem Übereifer ihres angegriffenen Lehrers annahmen. Mit keckem Wagemut trat M. H. E. Meier in einer wortreichen 'Analyse' der Beurteilung des Corpus durch Hermann gegen diesen auf[3]), da das Publikum durch dessen 'falsche und trügerische' Darstellung verwirrt und befangen gemacht sei (Sp. 697), und wollte beweisen, 'dafs, was Hr. Hermann als unumstöfsliche, lautere Wahrheit aufstellte, unumstöfsliche, lautere Unwahrheit sei, und das nicht etwa blofs im einzelnen, sondern vorn und hinten, von Anfang bis zu Ende, mit wenigen . . . Ausnahmen'. Meier hofft zum Schlusse bewiesen zu haben, dafs Hermann das Buch, 'das er beurteilte, zum geringsten Teile gelesen, das Gelesene oft nicht verstanden, das Unverstandene nicht verständig getadelt und auf ganzen vier Blättern nur zwei gute Vermutungen vorgebracht. . ., während er auf eben diesen vier Blättern unzählige Fehler gemacht habe' (Sp. 732). Und noch mehr erbittert war Hermann, der die 'Analyse' merkwürdig findet, 'wegen einer Gemeinheit der Gesinnung, die sich im Lobe (Böckhs) nicht minder wie im Tadel (Hermanns) äufsert'[4]), durch eine sicherlich ungeschickte Bemerkung desselben Meier, der zum Schlusse seiner sehr umfänglichen Rezension[5]) des Böckhschen Werkes noch den Raum benützt, 'um dem Wunsche einiger Männer, denen wir Achtung schuldig sind, zu genügen, und den Beweis zu führen, dafs Hermann . . . durch einen einzigen Verbesserungsvorschlag in dem Vorworte zu seiner . . . Ausgabe des Oed. Col. sechs grobe Sprach- und Sachfehler gemacht hat'. Mit Recht sagt Hermann, dafs diese Zugabe nicht

[1]) Kl. Schr. VII 255 ff.

[2]) Die Rezension von S(chömann) in Seebodes Neuer kritischer Bibl. f. d. Schul- und Unterrichtswesen VIII (1826) S. 657 ff. 781 ff. ist in ruhigem Tone gehalten und nimmt ab und zu auf Hermanns Kritik Rücksicht. K. O(tfried) M(üller) (Göttingische gelehrte Anzeigen 1826 S. 969—978) legt seinem Temperament Zügel an und thut Hermanns, wenigstens offen, keine Erwähnung.

[3]) Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1825 (Halle und Leipzig) Nr. 295—297.

[4]) Über Herrn Professor Böckhs Behandlung der griechischen Inschriften, Leipzig 1826, S. 14. In diesem Büchlein von 238 Seiten hat Hermann sämtliche auf den Streit bezügliche Dokumente vereinigt.

[5]) Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1826 Nr. 20—23.

im geringsten Zusammenhange mit seiner Rezension stehe, und versichert, er würde gänzlich geschwiegen haben, wenn nicht jene Äufserung Meiers einen in sehr unlöblicher Absicht geschlossenen Bund verriete, dessen Übermut ans Licht zu ziehen, wohl Zeit sein möchte. Böckh erwidert darauf in seiner Abhandlung 'Über die Logisten und Euthynen der Athener'[1]) und erklärt die Ansicht von einem gegen Hermann geschlossenen Bunde für einen 'an Geisterseherei grenzenden Wahn', spart auch seinerseits nicht an Ausfällen gegen Hermann, der Meiers Analyse mit verspottenden und herabwürdigenden, aber keineswegs widerlegenden, vielmehr höchst oberflächlichen Anmerkungen begleitet habe, deren Gedankenlosigkeit mehrmals unglaublich sei. 'So nehme denn ich', äufsert Böckh gegen den Schlufs der genannten Abhandlung (S. 327 f.), 'der ich im Jahre 1808 zuerst mit Huldigung für sein Verdienst ihm entgegentrat und freundlich empfangen wurde, nach achtzehn Jahren, in welchen abwechselnd Einverständnis und Spannung zwischen uns war, auf seine, nicht auf meine Veranlassung nicht den freundlichsten Abschied von ihm'.

Die Stimmung, die im Böckhschen Lager nach jener gleich einer Kriegsfanfare zum Kampfe herausfordernden Rezension Hermanns herrschte, spiegelt sich aufs deutlichste in den Briefen wieder, die Böckh mit seinen Getreuen wechselte. Namentlich der temperamentvolle Otfried Müller macht in den stärksten Ausdrücken seinem Unwillen über die Hermannsche Rezension Luft. Sofort nach ihrem Erscheinen schreibt er dem Lehrer, er möge doch um Gottes willen mit diesem ebenso 'insolenten wie bornierten' Manne im Leben nicht mehr Frieden machen, gegen solche Einseitigkeit und Anmafsung müfste ein *πόλεμος ἀκήρυκτος καὶ ἄσπονδος* geführt werden. Hermann habe gar nicht das Talent, sich in die Denkweise anderer hineinzuversetzen und deren Konsequenz zu erkennen. Man möge sich die gröfste Mühe darum geben, er bleibe rein verstockt. Dieses Talent, andere zu begreifen, sei aber gerade das philologische, und Müller geht in seinem Eifer sogar so weit zu behaupten, dafs Hermann, bei manchen eminenten Gaben, eigentlich das Haupterfordernis zum Philologen abgehe. Böckh selbst nennt in seinem Antwortschreiben an Müller die Hermannsche Rezension ein 'ganz klägliches Machwerk', die Antwort Hermanns auf Böckhs 'Antikritik' 'gemein und zugleich zu anmafsend', als dafs er darauf besonders anworten möchte. An einer anderen Stelle nennt er ihn eine 'Canaille', aus deren Angriffen er sich nichts mache, einen 'Hansdampf', der wirklich gar nicht wisse, wovon die Rede sei, den zu widerlegen ihn greulich langweile. Auch in seinen Briefen an Welcker gebraucht Böckh derbe Worte gegen Hermann. Einen solchen kleinlichen, inkurabeln Menschen müsse man laufen lassen. Der gute Mann sei seiner Weisheit voll, trage mit unglaublichem Selbstvertrauen das Unglaublichste vor, und fast sei es schade, dafs doch einiges mit unterlaufe, was zu loben.

Wie recht Böckh mit seinem Urteile über Niebuhr hat, dafs er zu heftig und fest in Hafs und Liebe sei, dafs er nicht ohne Leidenschaft schreiben

[1]) Kl. Schr. VII 262 ff.

könne, zeigen einige Briefstellen, in denen sich Niebuhr gegen Hermann erklärt. Man müsse den vor Hoffart toll gewordenen Leipzigern die Spitze bieten, wenn es not thue, oder jene Wahnsinnigen durch Nichtbeachtung noch toller machen (S. 218). Hermanns Buch gegen Böckh, schreibt er diesem, habe er zwar nicht gelesen, halte es aber ungelesen für schlecht, 'und Sie werden es wohl nicht ungern hören von einem, dem Sie auch persönlich wohlwollen, dafs ich mich über Bosheit gegen Sie zu sehr geärgert hätte, über Bosheit und schnöde Impertinenz' (S. 221). An Niebuhr übersendet dann Böckh seine Abhandlung 'Über die Logisten und Euthynen' zum Abdruck für das erste Heft des eben begründeten Rheinischen Museums mit dem Wunsche, dafs die sehr ins einzelne gehende Würdigung des Hermannschen 'Schofels' ihm nicht mifsfallen möge (S. 222).

Wenn weiter Georg Friedrich Schömann in einem Briefe an Böckh mit tiefstem Unwillen von den Invektiven und unwürdigen Schmähungen Hermanns, des 'Mikromegas in Leipzig' (S. 289), spricht, so wird man dies bei einem Schüler Böckhs nur selbstverständlich finden. Um so auffallender ist die Äufserung eines Friedrich Thiersch, der zu Leipzig unter Hermann studiert hatte, dafs dessen nichtswürdiger Versuch, ein Werk, das andere Nationen mit Enthusiasmus empfangen würden, um seinen wohlverdienten Namen zu bringen, an diesem wie ein Hauch aus schwankendem Rohr vorübergegangen und Hermanns Unfähigkeit, über die hier vorliegenden Dinge zu urteilen, bis zur vollkommensten Klarheit gebracht worden sei (S. 250).

Mochten indessen auch bei diesem mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Kampfe persönliche Sympathien und Antipathien mitgespielt haben, im letzten Grunde waren es doch prinzipielle Gegensätze, die schliefslich ausgetragen werden mufsten. Zwei Männer waren aneinandergeraten, die ihre Wissenschaft nicht 'trieben', sondern 'lebten', die, jeder mit dem ganzen Feuer seines Temperaments, für die Richtung der Philologie eintraten, die sie für die allein wahre hielten, und selbst dazu entschlossen waren, mit ihrer ganzen Person für die Sache einzustehen: Gottfried Hermann als das Haupt der formalkritischen Forschungsweise, als der 'eifersüchtige, in der That nicht selten einseitige Wächter der grammatisch-logischen Methode'[1]), auf der anderen Seite August Böckh als Vertreter der realen Philologie, der die historisch-antiquarische Erforschung des Altertums in den Mittelpunkt seiner Thätigkeit rückte. Sicherlich war es für die Wissenschaft selbst heilsam, dafs die beiden Rufer im Streite mit aller Ausschliefslichkeit und Schroffheit an ihrem Standpunkte festhielten: denn nur dadurch, dafs die Einseitigkeiten, die jeder der beiden Schulen anhafteten, auf die Spitze getrieben wurden und so die Fehler ihrer Tugenden zu Tage traten, konnte man schliefslich zu einem Ausgleiche gelangen, bei dem man eigentlich weder von einem Sieger noch Besiegten reden konnte. Böckh selbst hat es in seiner Eröffnungsrede als Präsident der Berliner Philologenversammlung (1850) ausgesprochen, dafs die Philologie, die

[1]) Ribbeck, Ritschl I 22.

sich die historische Konstruktion des gesamten Lebens, also sämtlicher Bildungskreise und Erzeugnisse eines Volkes in seinen praktischen und geistigen Richtungen, zur Aufgabe mache, eine Unendlichkeit von Gegenständen umfasse. Eben darum könne sie auch nicht in eines einzelnen Geiste in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet werden, sondern sei nach ihrer vollen Bedeutung nur in der Gesamtheit ihrer Bekenner ideell verwirklicht. Werde jene organische Einheit aller Teile lebendig erkannt, so verschwänden dann auch von selber die feindseligen Bekämpfungen der verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie, wie der grammatischen, der sogenannten sachlichen, der kunstarchäologischen und dergleichen, weil alle diese als gleichberechtigt und für die Philologie als gleich sachliche erscheinen.[1])

Dauernder als das griechische Inschriftenwerk, das sich aus den vorhin angeführten Gründen nicht vor einem raschen Veralten schützen konnte, dem überdies in dem mit unvergleichlich gröfserem Gelingen begonnenen Corpus der lateinischen Inschriften der gefährlichste Gegner erwuchs, behauptete sich jenes Werk Böckhs, das zum grofsen Teile aus seinen epigraphischen Studien erwachsen ist: Die Staatshaushaltung der Athener (1817). 'Dem scharfsinnigen und grofsherzigen Kenner des Altertums Barthold Georg Niebuhr zum Zeichen inniger Verehrung' ist das Werk vom Verfasser gewidmet, und der um dieselbe Zeit reifenden Römischen Geschichte Niebuhrs darf es als ebenbürtig an die Seite gestellt werden. 'Man sah auf einmal die denkwürdigste Stadt des Altertums in neuem Lichte vor sich. Man sah sie in der vollen Regsamkeit von Handel und Gewerbe, in der vollen Wirklichkeit des täglichen Lebens. Die Höhe des Arbeitslohns, des Zinsfufses, der Hauswerte, der Warenpreise lernte man wahrnehmen; man überblickte die ganze Finanzverwaltung der Stadt mit ihren Jahreseinkünften und Ausgaben.'[2]) Aber keineswegs findet Böckh, etwa geblendet durch die hohen Geistesgaben des athenischen Volkes, nur überall Ideale in der hellenischen Welt, vielmehr zeigt er auch hier Nüchternheit und Besonnenheit des Urteils. Im ersten Buche seiner 'Staatshaushaltung' (S. 2) spricht er es mit aller Offenheit aus: 'Zum Ziele (meiner Forschung) nahm ich die Wahrheit, und ich bedauere nicht, wenn die unbedingte Verehrung der Alten gemäfsigt werden mufs, weil sich ergiebt, dafs, wo sie Gold berühren, auch ihren Händen Schmutz anklebt. Oder sollen die Geschichten der Vergangenheit blofs zur Begeisterung der Jugend geschrieben werden? Soll der Altertumsforscher verhehlen, dafs auch damals, wie jetzt, alles unter der Sonne unvollkommen war? Gestehen wir lieber, dafs viele unter den Vortrefflichsten des Altertums an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechtes krankten.' Über das ganze Gebäude der attischen Staatshaushaltung fällt Böckh folgendes bemerkenswerte Schlufsurteil (S. 708 ff.): 'Wir verkennen nicht das Grofse und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, dafs manches besser war als in unseren Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten

[1]) Kl. Schr. II 189 ff.

[2]) Curtius, Altertum und Gegenwart III 142 f. Vgl. auch v. Wilamowitz-Moellendorff, Reden und Vorträge (Berlin 1901) S. 71 f.

römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Altertum . . . Betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen . . . ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden . . . Rechnet man die grofsen Geister ab, die, in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschliefsend, sich selbst genug waren, so erkennt man, dafs die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte[1]), die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mufste umgehauen werden, als er faul geworden.'

Bilden die Pindarausgabe, die 'Staatshaushaltung' und das Corpus inscriptionum Graecarum, trotzdem die Zeit auch an ihnen naturgemäfs nicht spurlos vorübergegangen ist, dennoch im grofsen und ganzen unverwelkliche Blätter in Böckhs Ruhmeskranze, so reihen sich diesen in reicher Fülle noch andere hervorragende Leistungen an, die der Altertumswissenschaft neue Wege gewiesen haben: es sind dies Untersuchungen auf dem Gebiete der Kosmologie und Astronomie, der Metrologie und Chronologie, die alle der Anlage und Geistesrichtung Böckhs auf die Ergründung von Zahl und Mafs entgegenkamen. Sie alle hier zu würdigen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Nur eines sei noch kurz erwähnt. Bei der Neuausgabe der 'Staatshaushaltung' war Böckh auf die Prüfung der Mafse und Gewichte des Altertums gekommen, woraus die metrologischen Untersuchungen über Gewichte, Münzfüfse und Mafse des Altertums in ihrem Zusammenhange (1838) erwuchsen. Zweck der Schrift ist nicht eine vollständige Metrologie des Altertums, sondern der Nachweis eines grofsen geschichtlichen Zusammenhanges der gangbarsten Mafs- und Gewichtssysteme Babylons, Ägyptens, Phöniziens mit Palästina, Griechenlands, Siziliens und Italiens. Hier eröffne sich ein weiter Blick in die Völkerverbindungen in sehr entfernten Zeiten, und auch in diesem Teile bürgerlicher Einrichtungen komme ein regelmäfsiger Entwickelungsgang statt der Willkür und des blinden Zufalls zum Vorschein. In diesem Werke, mit dem Böckh eine neue Wissenschaft, die vergleichende Metrologie, ins Leben gerufen hatte, ist unter anderem zum erstenmal die Überlieferung von den Censussätzen des Servius Tullius in helles Licht gesetzt. Kein Geringerer als Th. Mommsen[2]) bekennt es, dafs die Kritik des Servianischen Census durch Böckh ihm ein Eckstein gewesen, an dem die wahre Forschung eine sichere Anlehnung gefunden habe, die Nebelgebilde falscher

[1]) Gegen diese sicherlich anfechtbare Äufserung erhebt K. Lehrs in einem Briefe an Arth. Jung vom 3. Juli 1875 seine Bedenken: 'Ist denn das wahr? Und das tiefe sittliche Verderben der Athenienser! — Nun zeitweise, denk' ich, wie es bei den Völkern «der reinern Religion» noch viel ärger vorgekommen! Solchen Männern wie Böckh gegenüber, von wirklichem Verdienst und von verdientem Namen, lassen wir uns freilich leicht täuschen.' Böckh sei bei alledem doch nur ein 'Hellenenphilister' gewesen (A. Ludwich, Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs II 957).

[2]) Die römischen Tribus in administrativer Beziehung, Altona 1844, S. VI.

Hypothesen aber zerschellt seien. Stets werde es zu seinen schönsten Erinnerungen gehören, wie seine Untersuchung, die so vieles habe negieren und beseitigen müssen, fast allein mit Böckhs Annahmen, aber mit diesen auch vollständig koincidierte. In demselben Sinne spricht ein anderer ebenbürtiger Forscher, George Grote[1]), in einem Briefe an Böckh vom 3. Juni 1843 auf das entschiedenste seine Meinung aus von der 'Gelehrsamkeit, dem Fleiſse und dem genialen und umfassenden Urteil, welches das ganze Werk entfaltet'. Wilamowitz endlich hebt es (a. a. O.) mit allem Nachdruck hervor, daſs Böckhs wissenschaftliche Gröſse heute unverantwortlich wenig gewürdigt werde. Wer ihm einmal ein Stück nachgearbeitet habe, könne sich gar nicht genug thun in der Bewunderung von solcher Solidität der Arbeit: ihm sei nichts Vergleichbares begegnet. Und dabei sei doch auch bei ihm das Gröſste, was er als Ziel bezeichnet, nicht wohin er selbst uns geführt habe.

III

Böckh hat es einmal Hermann gegenüber geradezu ausgesprochen, daſs er weit davon entfernt sei, sich als Haupt einer Schule zu betrachten: er freue sich, gleichgesinnten Männern Ideen mitgeteilt zu haben, wie er von ihnen Ideen empfange, und geistvollen Jünglingen einen Weg gezeigt zu haben, den sie vielleicht mit gröſserem Erfolge als er weiter gehen mögen; wie Meier in Verbindung mit Schömann für den attischen Prozeſs mehr geleistet hätten, als er gekonnt hätte, und Otfried Müller, 'ich spreche es mit dem innigsten Gefühle der Wahrheit aus, mit den schönsten und edelsten Kräften des Geistes und Gemütes und noch jung mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, mich, den er als seinen Lehrer anerkennt, weit hinter sich zurücklassen wird'. Diese im Jahre 1827[2]) niedergeschriebenen Worte Böckhs über den damals dreiſsigjährigen Müller sind gleich ehrenvoll für den Schüler wie für den Lehrer. '*Praeceptori suo pie colendo*' hatte Müller zehn Jahre zuvor seine Erstlingsschrift, die 'Aeginetica' (1817), gewidmet und es im Vorworte ausgesprochen: '*Eodem hoc nomine quaevis mihi fere libelli huius pagina decora est.*' Auch in der Vorrede der sieben Jahre später erschienenen 'Dorier' hatte er offen bekannt, es gar nicht mehr angeben zu können, wie viel durch Böckhs Unterricht und Mitteilung in seine Studien und namentlich in dieses Buch übergegangen sei. In Berlin, wo Müller im Jahre 1816 unter Böckhs Zuhörern erscheint, lebt er nur, wie er an einen Freund schreibt, von dem ewig sprudelnden Quell der Wissenschaft, ferner von dem Honig des Umgangs mit dem trefflichen Böckh.[3]) Böckh sei ein Gott, rief Müller in jugendlichem Überschwang nach seiner Heimkehr von Berlin aus.[4]) Als ein ehrenvolles

---

[1]) George Grote, sein Leben und Wirken u. s. w. zusammengestellt von Harriet Grote. Autor. deutsche Übersetzung von Leopold Seligmann, Leipzig 1874, S. 190. Dieser und ein zweiter, später (S. 455[5]) zu erwähnender Brief Grotes (S. 349 f.) scheint Hoffmann entgangen zu sein.

[2]) Kl. Schr. VII 323. [3]) K. Otfried Müllers Kl. deutsche Schr. I S. XXII.

[4]) Beil. zur Augsburger Allg. Zeitung 10. Aug. 1867 Nr. 222.

Denkmal dieses durch keinerlei Mifsverhältnis jemals getrübten Freundschaftsbundes liegt der Briefwechsel zwischen den beiden Männern vor, in dem wir, wie Ernst Curtius schön sagt, Schritt für Schritt aus dem Schüler den Freund, den selbständigen Mitforscher, den auch seinerseits anregenden, ergänzenden, des Meisters Thätigkeit wesentlich fördernden Genossen werden sehen.[1])

Freilich vermifste man an Böckhs Vortrag, wie ein wohlunterrichteter Zeuge mitteilt[2]), jene Frische und Lebendigkeit, durch welche F. A. Wolf und G. Hermann ihre Zuhörer so energisch anregten und fesselten, ein Mangel, der besonders in den exegetischen Vorlesungen und Seminarübungen sich fühlbar gemacht haben soll. Bei der Erklärung der griechischen Schriftsteller, unter denen Pindar, Platon, Sophokles und Demosthenes wiederkehren — einen lateinischen Autor hatte Böckh seit dem Jahre 1834 (Terenz) an der Universität nicht mehr behandelt —, legte er den Hauptton auf die realen Seiten und behandelte nur *ἐν παρέργῳ* Grammatisches und Kritisches.[3])

Übergrofs war die Zahl von hervorragenden Männern der verschiedensten Wissenszweige, von Philologen, Historikern, Philosophen, Nationalökonomen, Politikern, Dichtern und Schriftstellern, die einst als Lernende zu Böckhs Füfsen gesessen waren, dem so, wenn irgend jemand, der Ehrentitel eines *praeceptor Germaniae* zukommt, den Henri Weil *le maître de tous ceux qui étudient l'antiquité,* genannt hat.[4]) Nachdem er hundertundzwanzig Semester ohne eine Unterbrechung an der Universität gelesen hatte, konnte er von sich sagen, dafs er sich wie ein Schüler der alten Akademie zu Athen vorkomme, die auch ihr lebelang in der Akademie zugebracht hätten.[5]) Grofsartig waren die Hul-

[1]) Altertum und Gegenwart III 171. [2]) Bursian, Gesch. d. klass. Philol. S. 694.

[3]) G. Lothholz a. a. O. S. 305. — Hierin folgte Böckh dem Beispiele seines Lehrers F. A. Wolf, dessen Hallisches Seminar der in der Schule des grofsen *grammaticus Lipsiensis* gereifte Fr. Thiersch 'erbärmlich' findet. Die Eindrücke, die er dort bei einem Besuche empfangen hatte, giebt er mit den Worten wieder: 'Seichte Wort- und Sacherklärung, kein Funken Kritik, die er (Wolf) mit Händen und Füfsen hinausstöfst: «Das lassen Sie mant sein», sagt er, wenn Konjekturen hervorgucken, und tippt sie so lange auf die weichen Köpfchen, dafs sie gar absterben und keine andere mehr wagt, ihr Häuptlein aus dem Strome der Seichtigkeit hervorzuheben' (Fr. Thierschs Leben S. 33 f.).

[4]) La grande Encyclopédie XXVI 697 (Philologie).

[5]) Stark, ADB. II 782. — Als Ergänzung zu den bei Hoffmann abgedruckten Glückwünschen (S. 464 ff.) zu Böckhs sechzigjährigem Doktorjubiläum (15. März 1867), das zugleich den Abschlufs seiner Lehrthätigkeit bedeutete, sei hier der Brief des 'Historian of Greece' George Grote vom 12. März angeführt, der sich als einer von Böckhs 'auswärtigen Brüdern im Hellenismus' für den Genufs und die Belehrung tief verpflichtet fühlt, die er aus dessen zahlreichen Werken geschöpft hat: 'Ihre lange und höchst thatenreiche philologische Laufbahn hat Sie in den Stand gesetzt, unsere Kenntnis vom hellenischen Altertum mehr denn irgend einer ihrer Zeitgenossen . . . auszudehnen und zu verbessern. Ihre Werke, im ganzen betrachtet, bilden eine Encyklopädie der Philologie in allen ihren hervorragenden Fächern, und je mehr ein Mann die Originalautoren selbst studiert, desto mehr wird er Ihre reiche und wohlverarbeitete Gelehrsamkeit zu würdigen wissen . . . Es ist jedoch überflüssig, . . . ein Wort zum Lobe von Werken zu sagen, die wie die Ihrigen eine so monumentale Berühmtheit erlangt haben, dafs weder Sturm noch Regen dieselben vernichten kann. Der Beschlufs einer Laufbahn wie die Ihrige ist ein beachtenswertes Moment

digungen des zahlreichen Schülerkreises zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum (1857) ihres 'höchst bewunderungswürdigen' Lehrers (George Grote), und in der Reihe dankbarer Schüler, die zu dem Feste 'ihres hohen Meisters, zur Verherrlichung der allgemeinen, das Geistesleben der Völker erhöhenden, selbst ferne Zweige des Wissens wohlthätig befruchtenden Altertumskunde geeilt waren', fehlte auch der 'urälteste von ihnen' nicht, der damals achtundachtzigjährige Alexander von Humboldt. In der Mitte der Sechzig stehend, hatte er Böckhs Vorlesungen über griechische Altertümer (1833/34) und im folgenden Winter (1834/35) jene über griechische Litteraturgeschichte gehört. Pünktlich erschien er mit der Studiermappe auf seinem Plätzchen. War er aber durch seine Pflichten bei Hofe am Besuche verhindert, dann entschuldigte er sich schriftlich von Potsdam aus, dafs er Böckhs 'herrlichem Kolleg', seinen 'immer geistreichen Vorträgen' nicht beiwohnen könne, oder schrieb dem um sechzehn Jahre jüngeren Lehrer: 'Morgen habe ich wieder die grofse Freude, Sie zu hören, immer philosophisch, lebendig und geistreich!'[1]) Noch im hohen Greisenalter zeigte er gerne, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, die Hefte, die er, von den Mithörenden verführt, nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit hat. Während der Abfassung des 'Kosmos' sendet er in Briefen mit der Unterschrift: 'Ihr Sie quälender, Ihr Sie plagender, urweltlicher Schüler' an Böckh, 'seinen hochverehrten Gönner', allerlei 'philologische Petitionen', fragt ihn, ob man wirklich ἤλεκτρον von ἕλκειν ableiten könne, erbittet sich Rat wegen der Übersetzung einer Aristotelesstelle, schickt ihm Teile des Kosmos im Manuskript mit der Bitte um Korrektur alles dessen, was ihm unrichtig und unvorsichtig ausgedrückt erscheine: denn er habe eine tiefe Achtung für das, was Böckh in beiden Sprachen mit so herrlichem Wohlklange hervorbringe. Es sei ein beneidenswertes Geschenk der Muse, alle Blüten der Beredsamkeit in zwei Sprachen mit gleichem Glücke zu pflücken.

Und in der That, ist Böckh grofs als Forscher, hat er weithin befruchtend gewirkt als akademischer Lehrer, so ist seine Bedeutung als akademischer Festredner keine geringere. Ein halbes Jahrhundert hindurch (1812—1862) hat er als Professor der Beredsamkeit seines schwierigen Amtes gewaltet, und zwar bis zum Jahre 1847 in lateinischer, dann in deutscher Sprache, die von da ab die Festsprache der Universität wurde. Stets hielt sich Böckh vor Augen, dafs er in diesen Reden nicht seine besondere Fachwissenschaft, sondern die *universitas litterarum* zu vertreten habe, und wurde so der Forderung Alexander von Humboldts gerecht, die dieser in seinem Briefe an Böckh einmal aus-

für jeden Gelehrten in Europa . . . . Sie haben ein Alter erreicht, welches das hohe Alter Platos bereits um ein Jahr übersteigt; aber ich bin glücklich sagen zu können, dafs ich zwischen Ihren späteren und früheren Werken keinen Unterschied bemerke, wie ich ihn in den Leges wahrzunehmen gezwungen bin, wenn man dieselben mit der Republik, dem Protagoras und Symposion vergleicht . . .'

[1]) Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie herausgegeben von Karl Bruhns. II (Leipzig 1872) S. 258 f.

spricht (Hoffmann S. 424), dafs für eine öffentliche Sitzung nur Allgemeines gehöre, dafs, wer sich zum öffentlichen Lesen erbiete, auch unfaul das, was ihm wichtig erscheine, neu redigieren müsse. Das Recht, Langeweile zu erregen, dürfe man, wie er witzig hinzufügt, nur unter sich ausüben, weil gegenseitig Rache (Wiedervergeltung) möglich sei. Demgemäfs behandeln Böckhs Festreden, die, nach Harnacks Urteil[1]), oftmals ein wahres Tagesereignis waren, in denen ein Schatz von Weisheit niedergelegt ist, nur selten Spezialfragen der philologischen Wissenschaft, 'vielmehr bevorzugen sie die Probleme des modernen Denkens und der neueren Geschichte; aber sie zeigen in jedem Satze den Weisen, der aus dem Studium des Altertums Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und eine wahrhaft liberale Denk- und Sinnesart gewonnen hat'. Immer von neuem bewundert Humboldt den Reichtum der Ideen, die hohe Würde der Sprache, die Freiheit der Ansichten wie die unaussprechliche Zartheit, mit der Böckh vielumfassende, mächtige, nicht immer klippenfreie Gegenstände behandle, und Meier schreibt in gleichem Sinne (11. Dez. 1852), je mehr er die Schwierigkeit dieser wiederkehrenden Epideixis kenne und fühle, desto mehr staune er über die Fruchtbarkeit, die immer von neuem die Fülle trefflicher Gedanken aus den unmittelbarsten Beziehungen zu nehmen, zu schaffen und in die würdigste Sprache zu kleiden wisse. Freilich entringt sich Böckhs Herzen gelegentlich der Stofsseufzer, dafs die ewige Wiederholung dieser Pflichtstücke ihn allmählich zur Verzweiflung bringe oder ihn wenigstens mürbe und gleichgültig mache[2]) (an Welcker 28. April 1847), und wenn er mit der Lebensbahn, die ihm vorgezeichnet worden, irgend Ursache habe unzufrieden zu sein, so beklage er, dafs Gott im Zorn ihn zum Redner bestimmt habe. Immer und immer wieder müsse er sich der Allerweltskritik aussetzen, während sein Grundsatz sei: *λάϑε βιώσας* (an Humboldt 21. Okt. 1850).

Glücklicherweise huldigte Böckh diesem Wahlspruche nur da, wo ihn nicht der Drang seines Herzens zum Thun und Hervortreten zwang. Sonst aber erfüllte er selbst die von ihm aufgestellte Forderung, dafs der Gelehrte, 'um nicht mehr zu sagen', mit Sokratischem Mute auf jedem Gebiete des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten solle, weil er einen gröfseren Schaden nicht erleiden könne, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde.[3]) Und mehrere Jahre später (1847) spricht er es aus, dafs auch der Gelehrte trotz seiner geringeren Vertrautheit mit politischen Dingen, wenn er nicht völlig als Stubenhocker erscheinen wolle, sich dem nicht entziehen könne, was nicht nur aller Heimatsgenossen, sondern der ganzen Menschheit

[1]) Gesch. der Kgl. preufs. Akademie d. Wissensch. zu Berlin. I. Bd. 2. Hälfte S 854.

[2]) Namentlich das lateinische Gewand der Rede scheint Böckh doch öfters beengt zu haben, der trotz seiner *δεινότης* im lateinischen Ausdruck, wie sie die Reden offenbaren, der *rara oris facundia* eines Gottfried Hermann, der das Latein noch besser als seine Muttersprache geredet haben soll, jedenfalls nachstand. Entfielen ihm doch nach authentischen Berichten Ausdrücke wie: *hoc non multum vult dicere* (Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts [2] II 405). Man vergleiche sein Urteil über das Latein als Festsprache in der vorletzten noch in dieser Sprache von ihm gehaltenen Rede vom 15. Oktober 1846 (Kl. Schr. I 328 f.).

[3]) Kl. Schr. II 235.

Aufmerksamkeit auf sich ziehe und bewege. Kräftige Worte der Abwehr, die heute nach einem halben Jahrhundert nicht weniger zeitgemäfs sind als am ersten Tage, fand Böckh gegen jene 'aufser der Wissenschaft' liegenden Elemente, welche besonders gegen die klassischen Studien gerichtet waren. Als die gefährlichen Träger dieser feindseligen Elemente dürfe man nicht sowohl den grofsen Haufen der völlig Ungebildeten und Unwissenschaftlichen ansehen, als vielmehr die keineswegs talentlosen und sogar sehr beredten Halbwisser und Halbgelehrten, die es sich zum Geschäfte machen, die Beziehungen der Wissenschaften auf den Staat, das Volksleben, den sogenannten Geist der Zeit und seine Erfordernisse und Bedürfnisse festzustellen, um darnach den Wert oder Unwert der Wissenschaften zu messen. 'Wie der grofse Platon', heifst es in derselben Rede zur Eröffnung der XI. Philologenversammlung, gehalten zu Berlin am 30. September 1850[1]), sogar während er im Begriffe steht, ein völlig neues Ideal der Staatsgemeinschaft zu entwerfen, doch bescheiden genug ist zu gestehen, es sei schwer, eine bessere Erziehung ausfindig zu machen, als die von langer Zeit her gefunden worden, so halte ich es für eine titanische Auflehnung gegen die Weltgeschichte, wenn selbst der weiseste Mann oder das gebildetste Volk oder Zeitalter alles Alte im Sturmschritte der Emanzipationswut niederwerfen und, alle Lehren der Vorwelt verschmähend, allein aus sich eine neue Welt des Wissens und Handelns aufbauen wollte . . . Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den Dreifsigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen, sie dennoch bald wieder zu schöner Blüte erstanden sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern.'[2])

Als führender Geist, als *ἀρχηγός* im Reiche seiner Wissenschaft, hat sich August Böckh grofs erwiesen als Gelehrter und Lehrer, bedeutend als Mensch. Mafs, Takt und Harmonie, denen er in seinen gelehrten Arbeiten mit Vorliebe sein Augenmerk zuwendete, haben ihn in der Wissenschaft wie im Leben geleitet. Man hat wohl ohne Anmafsung die Philologie des abgelaufenen Jahrhunderts als die deutsche Periode bezeichnet. Unter jenen Geistern und Meistern aber, die sich die Erkenntnis des Erkannten, die Erneuerung des antiken Bewufstseins zur Aufgabe gemacht und durch Lösung dieser Aufgabe dazu beigetragen haben, den Ruhm der deutschen Philologie zu begründen, wird immer August Böckh in erster Reihe stehen, von dem man mit vollem Rechte gesagt hat, dafs seit Josef Justus Scaliger kein Philologe wie er dem Ideale einer umfassenden Altertumskunde sich genähert hat.

---

[1]) Kl. Schr. II 196 ff.

[2]) Auch gegen jene banausischen Stürmer und Dränger, die in einem Atem den Mund voll nehmen mit echt volkstümlicher Bildung und Ersatz der alten Sprachen durch moderne, weifs er ein treffendes Argument ins Feld zu führen: kein philologisches Bildungsmittel sei gerade dem einheimischen Volkstume ungefährlicher als das Antike, weil damit nicht die Bildung eines anderen gleichzeitigen Volkes bewufst oder, was noch schlimmer, unbewufst übertragen werde, wie die französische lange Zeit in die deutsche eingeschwärzt worden, sondern das Antike eben nur die gemeinsame Wurzel und Grundlage aller europäischen Bildung sei (Kl. Schr. II 195).

AUS DEN ZEITEN HOLLÄNDISCHER GRÖSSE UND IHRES VERFALLES

Von Karl Lamprecht

I

Grofshandel und Seefahrt waren in der Höhezeit des Mittelalters Sache wesentlich der südlichen Niederlande gewesen. Hier mufste sich schon als Folge der gewaltigen Industrie Yperns, Gents und der brabantischen Städte ein reger Verkehr ausbilden; dazu kam der Umschlag des Welthandelsplatzes Brügge. Die grofsen Zeiten des südniederländischen Handels reichen noch in das XV. Jahrh. hinein; und noch in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. erscheinen die Nordniederländer der Seeprovinzen fremden Beobachtern ärmlich genug; ihre jungen Leute gehen einen Teil des Jahres zur See und fahren, vielfach in anderer Völker Dienst, nach Deutschland, Skandinavien oder Spanien, um im Herbste daheim den Heringsfang zu treiben; und nur im Winter lebt man vergnüglich. Es sind die Zeiten, in denen die Azoren noch immer nach dem Handel der Südstaaten 'De Vlaamsche eilanden' heifsen.

Aber um diese Zeit begann sich doch schon der nordniederländische, der holländische und seeländische Eigenhandel mächtig zu heben. Im Jahre 1532 erklärte der Haager Statthalter Karls V. nach Brüssel: Die Ostseefahrt sei den nördlichen Provinzen unentbehrlich; Ackerbau allein könne die Bevölkerung nicht mehr ernähren. Man fahre zwar auch nach England, Frankreich, Spanien, Portugal, allein lediglich, um Frachten für den baltischen Verkehr zu holen. Und die Nord- und Ostseefahrt ist dann in der That noch lange die wichtigste Reise der Holländer geblieben; von hier brachte man Getreide aus den baltischen Provinzen, Schiffsbaumaterial aus Norwegen, Eisen aus Schweden, mannigfache Produkte endlich aus den Flufsgebieten Norddeutschlands und Polens. Im Jahre 1640 gingen 3450 Schiffe durch den Sund, davon führten 1600 holländische, 430 englische und nur 147 noch lübische Flagge.

Aber neben den nordeuropäischen Verkehr trat seit dem gewaltigen Aufschwung des Landes in der Zeit seiner Befreiung immer mehr auch südeuropäischer und oceanischer. Was bedeutete es für diesen Verkehr nicht allein, dafs von den Kaperbriefen an, die Wilhelm von Oranien den Wassergeusen erteilt hatte, bis zum Ende des XVI. Jahrh. eine glänzende Orloogsflotte der nördlichen Staaten entwickelt ward, deren Admirale den Ruhm des Landes durch alle Welt trugen! Wie wichtig war es, dafs in dieser Zeit durch Personal-

union aller grofsen Ämter in den Händen der Oranier eine wesentlich einheitliche Behandlung der Verkehrs- und Handelsfragen geschaffen ward!

Bedeutsamer aber noch für den plötzlichen, fast unvermittelt ins Unerhörte steigenden Aufschwung Nordniederlands während des ersten Jahrzehnts des XVI. Jahrh. war die Befruchtung mit südniederländischem Kapital, wie sie mit dem endgültigen Siege der Spanier über Flandern und Brabant eintrat. Das bezeichnendste Ereignis war hier der Fall Antwerpens im Jahre 1585. Von da ab gab es keinen Grofshandel im Süden mehr; nach den Zehntausenden kleiner Gewerbtreibender, die schon früher die geknechteten Provinzen verlassen hatten, wanderten jetzt auch die Grofskaufleute aus, ein Moucheron, Usselincx, Isaak und Jacob Lemaire; und fast alle wandten sich dem Norden, Holland und Seeland zu. Was das bedeutete, mag das eine Beispiel Balthazars de Moucheron zeigen. Als Moucheron im Jahre 1597 oder 1598 von Middelburg nach der kleinen, nördlich von Middelburg auf der Insel Walcheren gelegenen Stadt Veere übersiedelte, verpflichtete er sich, gegen Überlassung von Waren- und Wohnräumen durch den Rat, jährlich ungefähr 18 Schiffe von Veere aus- und einlaufen zu lassen. Diese Schiffe gingen unter dem burgundischen Kreuz im grünen Feld, der Flagge Moucherons, nach dem Senegal, nach Cap Verde, nach Guinea, nach der Goldküste, nach Frankreich und Spanien; aufserdem handelte Moucheron noch nach Tripolis und Amerika und legte den Grund zu den ersten Nordpolfahrten, zur Fahrt nach dem Weifsen Meere und zu der holländisch-russischen Verbindung nach Moskau, die später Peter den Grofsen nach Zaandam geführt hat.

Diese Südniederländer aber brachten zur Übernahme kaufmännischer Aufgaben, welche die damals bekannte Welt umspannten, nicht blofs Kapital mit, sondern noch mehr: einen altererbten Wagemut. Gerade mit diesem haben sie die Holländer befruchtet. Es war in ihrem Sinne, wenn später ein niederländischer Kaufmann äufserte: 'que si, pour gagner dans le commerce, il fallait passer par l'enfer, il hazarderait de brûler ses voiles.'[1]) So versteht man es, wenn Moucheron trotz seines Reichtums 1603 Bankerott machte, wenn Usselincx als Bettler starb, während der eine Lemaire sich nach einem Verluste von 1½ Millionen noch eben über Wasser hielt.

Aber freilich: was ward mit diesem kühnen Einsetzen des eigenen Daseins gewonnen! Noch bis 1585 war den Holländern die Fahrt über die Meerenge von Gibraltar hinaus so gut wie unbekannt gewesen; im Jahre 1649 aber erklärten die Direktoren des Levantehandels: 'Wenn wir das Mittelmeer nicht mehr frei befahren dürfen . . ., wo soll Haarlem seine Manufakturen lassen, wo Leiden seine Tuche, wo die Seestädte den Hering?'

Aber immer noch waren diese Mittelmeerunternehmungen, so frisch und lebendig sie durchgeführt wurden, höchst gewagt: die Spanier suchten jedes einzelne Schiff wie jedes kleinere Geschwader abzufangen und zu vernichten.

So lag es nahe, aus dem bisherigen Betrieb des Handels und der Schiff-

---

[1]) Lettres d'Estrades I 28.

fahrt, wie er in Gilden für den kleinen Verkehr organisiert war oder von einzelnen Kaufleuten riskiert wurde, zu gröfseren Organisationen überzugehen und an die Stelle der genossenschaftlichen oder persönlichen Unternehmung die nach Art unserer Aktiengesellschaften zu begründende Handelscompagnie zu setzen: denn sie allein konnte die notwendigen Kapitalien aufbringen, die gewaltige Gefahr genügend tragen helfen. Wo aber war eine solche Wandlung leichter möglich als in einem Lande wie Nordniederland, das fast nur dem Handel zu leben begann? Einmütig und gleichmäfsig ging man an das Wagnis solcher Compagnien heran, und die meisten, wenn nicht gar alle Städte des Landes pflegten sich als solche mit einem Kapitaleinschufs an ihnen zu beteiligen, indem sie zugleich innerhalb der Compagnien durch Direktoren vertreten waren, die der Bürgermeister oder der Rat nach Vorschlägen der wichtigsten Aktionäre unter seinen Bürgern ernannte. Und indem die Gründung dieser Compagnien damit ein von allen begriffenes öffentliches Interesse darstellte, war es auch möglich, sie von Staats wegen mit öffentlichen Rechten auszustatten; sie erhielten zumeist das Monopol für die Handelsbeziehungen, zu deren Pflege sie begründet waren; sie wurden halbstaatliche Gebilde und vermochten deshalb in den Ländern, mit denen sie ihre kommerzielle Thätigkeit in Verbindung brachte, nach Bedürfnis auch erobernd, staatsbildend, kurz in der Ausübung der wichtigsten souveränen Rechte aufzutreten.

Wie aber wäre die erfolgreiche Entwickelung solcher Compagnien denkbar gewesen ohne ständigen kriegerischen Schutz seitens der Heimat? Nicht blofs Kauffahrer, Kriegsschiffe zugleich bildeten die Flotten dieser Compagnien, und hinter ihnen standen, hiefs es 'alle Mann an Bord', die offiziellen Orloogsgeschwader der Republik. So verband sich überall in den niederländischen oceanischen Unternehmungen seit der Wende des XVI. Jahrh., seit der ersten Flottenexpedition des Admirals Hugo van der Does vom Jahre 1599, Handel und Kriegsthat, und die vielen holländischen Namen von Ortschaften und Ländern, die seit dieser Zeit allenthalben auf unserem Planeten die grofse Zeit der Republik bezeugen, von Spitzbergen bis Neuseeland, von Vandiemensland bis Mauritius, verdanken ebensosehr der Entwickelung der Handelsbeziehungen wie seemännischen Heldenthaten ihre Entstehung.

Dehnte sich aber die Republik so über alle Welt hin aus, so bedurfte es für das Vorgehen ihrer Flotten auch europäischen Schutzes. Als ein Eindringling erschien der junge Staat den älteren Handelsvölkern, und als ein Konkurrent bald auch dem im ersten Flügelschlag sich regenden England[1]): wie waren seine Bewegungen vor deren Angriffen sicher zu stellen? Es geschah durch die stille Arbeit der Gelehrten. Handel bedeutet Frieden; und so ward ein enthusiastischer Verehrer des endlichen grofsen Weltfriedens als des Zielpunktes aller menschlichen Entwickelung zum glänzendsten vaterländischen Verteidiger holländischer Freiheit zur See. Im Jahre 1609 erschien Hugo Grotius' Mare liberum, und gleich im Eingang dieses Werkes stellte der Verfasser als un-

[1]) Der englische Handel nach Ostindien betrug 1618 etwa ein Drittel des holländischen; Laspeyres S. 67.

verbrüchliches Axiom hin, dafs es kein ursprünglicheres und unzweifelhafteres Fundament alles Völkerrechts gebe als den Satz, dafs der Handel der Völker miteinander frei sei: 'Deus hoc ipsum per naturam loquitur.' Was aber Grotius, Graewinkel und nach ihnen Hunderte von holländischen Juristen als natürlichstes Recht verfochten, das kam zu jener Zeit vor allem ihrem Vaterlande zu gute.

Im Jahre 1602 bildete sich die erste grofse Handelsgesellschaft, die Ostindische Handelscompagnie, mit einem Kapital von 65 Tonnen Goldes ($6^1/_2$ Mill. Gulden). Die Provinz Holland zeichnete über $3^1/_2$ Mill., Seeland fast $1^1/_2$ Mill.; etwa je eine halbe Million übernahmen Enkhuizen und Delft, nicht ganz 300000 Gulden Hoorn, nicht ganz 200000 Rotterdam. Und schon 1605 nahm Steven van den Haghen im Auftrage dieser Gesellschaft den Portugiesen Amboina weg, nachdem er fünf Jahre früher zum erstenmale vor den Inseln erschienen war.

Die Art, wie er Zugang fand, ist typisch für eine grofse Reihe holländisch-ostindischer Vorgänge. Die Portugiesen hatten die Einwohner bedrückt und mit Hilfe der Jesuiten zu bekehren gesucht; gegen den Strich der einheimischen Entwickelung hatten sie sie europäisiert und tyrannisiert. Demgegenüber erschienen die Holländer als Befreier, man frohlockte ihnen zu, und man begann sie zu achten, als man sah, dafs sie, obwohl daheim fromm, doch an fremder Küste nicht bekehren, sondern nur handeln, ja anscheinend kaum herrschen wollten. So gewann die Compagnie Java, indem sie nach dem Divide et impera der Römer die einheimischen Herrscher bald zu Freunden, bald zu Feinden machte und den einen durch den anderen in Schach hielt. Waren trotzdem in den Jahren 1619 bis 1707 drei grofse Kolonialkriege nicht zu vermeiden, so wurde das Land doch im ganzen friedlich, durch Privilegien und Lieferungsverträge, an die Interessen der Compagnie gefesselt. Etwas anders war der Hergang bei der Eroberung der Molukken, der Halbinseln des portugiesischen Besitzes und Ceylons. Hier hatten die Portugiesen nicht blofs Handelsniederlassungen, sondern auch Festungen begründet; schwerer ward es darum, sie zu vertreiben; erst 1641 wurde Malakka genommen, und noch 1656 tobte der Kampf um Colombo. Doch zeigte sich auch hier schliefslich, dafs die holländischen Schiffe schneller waren, dafs ihr Geschütz weiter trug, und dafs zähe Treue zur eigenen Sache das südliche Feuer der Romanen überwand: der Sieg gehörte der Republik.

Dem Heimatlande aber erwuchsen aufserordentliche Vorteile aus der Thätigkeit jener Tausende, die unter dem Befehl der Gouverneure der Compagnie an den südlichen Küsten thätig waren. Zwar von europäischer Ausfuhr in diese Gebiete war nicht die Rede; eher fürchtete man die Überschwemmung des heimischen Marktes mit orientalischen Waren. Um so wichtiger war der Export von Naturerzeugnissen nach Europa, vor allem von Gewürzen. Dieser Handel wurde in den Händen der Compagnie monopolisiert und bis zu dem Grade centralisiert, dafs man auf den Inseln unter Umständen Gewürzbäume ausrottete und Teile allzu reicher Ernten verbrannte, um die Preise in Europa zu

halten. Und der Erfolg entsprach diesem zähen Radikalismus des Gewinnmachens. Man berechnete die Erzeugungskosten für das Pfund Muskatnüsse und Muskatblumen auf 7½ Cent; in Holland verkaufte man das Pfund zu 3 Gulden 25 Cent, d. h. mit rund 4500% Gewinn. Dem entsprach es, dafs die Compagnie trotz der aufserordentlichen Kosten der Einrichtung und Eroberung in der Zeit von 1602 bis 1648 durchschnittlich 20% an Gewinn verteilte; in einzelnen Jahren ist die Dividende auf 75% gestiegen.

Und neben dem ostindisch-europäischen Handel betrieb die Compagnie auch noch einen ostindisch-asiatischen; im Jahre 1624 hat sie zur Förderung ihrer chinesisch-japanischen Beziehungen Formosa besetzt. Ja schliefslich blieb auch Afrika ihren Bestrebungen nicht fern. Im Jahre 1650 errichtete ein in Indien erprobter Schiffsarzt der Compagnie, Jan van Riebeeck, eine Station am Kap der guten Hoffnung; im Jahre 1672 ward eine Festung dazu erbaut, und Simon van der Bel, ein in Amsterdam erzogener Kreole aus Mauritius, erwarb während seiner Statthalterschaft (1672—1684) Natal und die Delagoabai.

Es waren Erfolge, die bald zur Anwendung der Handelsform der Compagnie auch für andere Weltteile aufforderten. Vor allem handelte es sich hier um Amerika, und vornehmlich wieder um Brasilien, dessen reiche Salzküsten in der Gegend von Punto del Rey für das holländische Heringsgeschäft schon früh als unentbehrlich betrachtet wurden; bereits 1601 lagen einmal in Punto d'Araya fünfzig holländische Schiffe zugleich in Ladung. So wurden Versuche zur Errichtung einer westindischen Compagnie schon seit 1606 gemacht; namentlich Usselincx ging für ihre Gründung ins Feuer. Aber erst 1621 kam sie zu stande, und von den erforderten 10 Millionen Gulden wurden nur 7 Millionen gezeichnet. Gleichwohl hat auch diese Compagnie ihre guten Zeiten gehabt. Als im Jahre 1621, nach dem zwölfjährigen Waffenstillstande des Jahres 1609, der Krieg der Niederlande gegen Spanien wieder ausbrach, verwandelte sie sich teilweise in ein Unternehmen zum Abfangen der spanischen Silberschiffe; und im Jahre 1628 betrugen die Einnahmen aus diesem 'Geschäft' allein 14—15 Mill. Gulden. Daneben war sie aber auch erobernd aufgetreten, in Peru namentlich und in Brasilien. Später freilich wuchs ihr trotz ihres Monopols der nicht so leicht zu kontrollierende Handel einzelner Kaufmannshäuser über den Kopf, bis sie sich 1638 entschliefsen mufste, den Handel unter gewissen Bedingungen frei zu geben. Seitdem blühte Brasilien mächtig empor, die Compagnie aber ging zurück, und auch der Austausch Surinams gegen Neu-Niederland hat sie nicht mehr gefördert.

Immerhin aber war die Compagnie noch auf lange Zeit eine mächtige Stütze für den holländischen Handel über den atlantischen Ozean; und längst vor ihrem Falle waren nach ihrem und nach dem Muster der Ostindischen Compagnie weitere Monopolgesellschaften zur Förderung des Handels der Republik entstanden: so das Kollegium für den Levantehandel (1625), die Gecommiteerden uit de Groenlandsche visserij für Walfischfang und Robbenschlag, das Direktorium vom oosterschen Handel und, gegen Schlufs des XVII. Jahrh., die Kammer zur Direktion des moskovischen Handels.

Das allgemeine Ergebnis all dieser Vorgänge aber stand schon vor der Mitte des XVII. Jahrh. fest: die Republik war zum wichtigsten Handelsstaat Europas geworden: kein Meer, wo ihre Flagge nicht wehte. Und in strenger Beschränkung auf die Mittel, aus der sie geboren, hielt sich diese Macht aufrecht. Zwar haben es die Nordniederländer hier und da auch zur wirklichen Kolonisation fremder Küsten gebracht; so in Guyana oder Surinam, so vor allem in Neu-Niederland, wo Neu-Amsterdam, das heutige New York, schon um 1664 etwa 10000 Einwohner aufwies. Aber diese Kolonien sind verloren gegangen; wahrhaft fruchtbar hat sich dagegen das niederländische Genie des XVII. Jahrh. in den Niederlassungen des Handels erwiesen. Batavia hatte schon um 1680 ganz den Charakter einer holländischen Stadt, nur üppiger; und die Gouverneure der Molukken oder Ceylons fühlten sich als Vorstände einzelner Handelsdepartements der Compagnie wohl auch unter dem Lichte des südlichen Kreuzes.

Für die Heimat aber ergab sich aus dieser Expansion ohnegleichen eine völlige Revolution des gesellschaftlichen, politischen und seelischen Lebens. Wie anders doch sahen diese Niederländer in die Welt, als die binnenländischen Deutschen! Für sie war die Erweiterung des Erfahrungshorizonts, wie sie die Entdeckungen des XV. und XVI. Jahrh. der europäischen Welt beschert hatten, eine durchaus unmittelbare und greifbare: mit hellerem Blick als irgend sonst Deutsche erschlossen sie sich den Forderungen der Zeit, und mit ganz anderen Mitteln wufsten sie sie zu erfüllen. Was besagte jetzt die alte Wohlhabenheit Hamburgs oder Lübecks gegen die Reichtümer Amsterdams! Nichts schien den ungeheuren Mitteln dieses neuen Volkes unerreichbar; noch im XVIII. Jahrh. verknüpfte sich für den Binnendeutschen mit dem Worte 'Mynheer' die Vorstellung beinah allmächtigen Reichtums, und dem Untergrund der erweiterten Weltkenntnis und einer geistigen Mufse bei noch vorhaltender Thatkraft und ungebrochener Fähigkeit geistiger Aufnahme entwuchs jene glänzende Kultur des Endes des XVI. und vornehmlich des XVII. Jahrh., die, höchster Ausdruck germanischen Könnens in dieser Zeit, die binnendeutschen Lande weithin überschattete und befruchtete.

II

Ein niederländischer Historiker hat einmal geäufsert: 'Wat het licht voor ons oog, de lucht voor onze longen is, dat is eenmal het Kalvinisme voor ons vaderland geweest: zijne levensvraag, de bron zijner sterkte en van zijn bestaan.' In der That: der Calvinismus war die Lebensluft der Niederlande nicht blofs in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh., sondern auch noch im XVII. und XVIII. Jahrh.; aber wie er einerseits einen Grundton der tieferen geschichtlichen Harmonien auf niederländischem Gebiete abgiebt, so ist er anderseits nicht zu verstehen ohne Kenntnis mindestens der sozialen und politischen Geschichte des Landes selbst.

Da ist denn von der Thatsache auszugehen, dafs der Aufschwung der Niederlande sich seit 1585, wie er sowohl auf dem Gebiete der äufseren Politik als auch im Wirtschaftsleben eingetreten war, keineswegs allen sieben Pro-

vinzen der Republik in gleicher Weise zu gute gekommen war. Um das Jahr 1600 war das Land vielmehr politisch ein Konglomerat von verschiedenartigen Bildungen: neben den Provinzen gab es noch freie Herrschaften einzelner Adeliger und sog. Generalitätslande, die dem ganzen Lande etwa wie heutzutage Elsafs-Lothringen dem Reiche unterstanden. Und auch wirtschaftlich und sozial war das Land eine Zusammenfassung von Gegensätzen. Wer aus dem festungsreichen Geldern kam, der fand auf dem Lande in Overijssel die alten Sitze eines kleinen Adels und in Utrecht die friedlichen Lindenalleen der Hauptstadt eines ehemaligen geistlichen Fürstentums sowie die kleinen Wasseradern eines längst überholten Handels; in Friesland aber grüfsten ihn zwar Männer, die sich der Freiheit der deutschen Urzeit rühmten, doch ihr Besitz war gering: mit Ingrimm sahen sie auf ihre versandenden Häfen Stavoren, Bolsward und Dokkum, und nur als Fischer noch fuhren sie zu Meere. Wie wechselte aber das Bild, nahte sich der binnenländische Reisende den seeländischen Provinzen! Hier grüfsten ihn schon, wie heute, bis zum Horizont ausgedehnte grüne Wiesenflächen mit prächtig weidendem Vieh und militärisch aufmarschierenden Windmühlen zur Hebung des hochstehenden Grundwassers; dazwischen aber machten sich überall Segel bemerkbar; mit tausend weifsen Lichtpunkten kennzeichneten sie den Zug der Kanäle, die schon Stadt mit Stadt verbanden. Denn die Städte waren bereits alle, sowohl die achtzehn in Holland wie die sechs in Seeland, zu Häfen gemacht, und selbst von Leiden und Haarlem aus fuhr man durch See und Deich bereits hinaus ins offene Meer. So war die Bevölkerung gleichsam amphibisch; Amsterdam, die jüngste und gröfste Stadt des Landes, war geradezu in den Sumpf hineingebaut worden, und auf Hunderttausenden von Rammbäumen ruhten, einem festliegenden Geschwader gleich, seine Gebäude.

Von den beiden Provinzen aber, die am Meere lagen, war Holland die weitaus bedeutendere. In Seeland beschränkte sich die Schiffahrt auf Küstenverkehr und Fischerei; hier waren die altnationalen Pinken zu Hause. In Holland dagegen sah man die stolzen Drei- und Viermaster; und darum war Holland das Haupt und die Seele der Republik. Im Jahre 1622 hatte es 1200000 Einwohner, mehr als ein Drittel des ganzen Landes. An Matrikularbeiträgen an die gemeinsame Regierung zahlte es allein $58\frac{1}{3}$ %, während Friesland $12\frac{1}{2}$, Seeland 9 % leisteten, die übrigen vier Provinzen zusammen gar nur noch etwa 20 % zu decken hatten. Und daneben wufste es im Jahre 1650 noch anstandslos eine provinziale Staatsschuld von 153 Millionen Gulden mit 6 Millionen zu verzinsen.

Da begreift man wohl die Bedeutung seiner gröfsten Stadt, Amsterdams. Anfang des XVI. Jahrh. war Amsterdam noch ein kleiner Ort gewesen; 1622 hatte es 105000 Einwohner, 1672, zur Zeit seiner gröfsten Blüte, beinah das Doppelte. Damals brachte es eine Bürgerwehr von 10000 Mann in 60 Kompagnien auf, kraftstrotzende und prunkende Mannschaften, wie sie Rembrandts 'Nachtwache' aus einer etwas früheren Zeit her dem Besucher des Amsterdamer Rijksmuseums noch heute vor Augen führt. Damals wurde auch das heutige Palais

auf dem Dam, ein fürstliches Rathaus, wurde weiter die Westkirche mit dem kronengeschmückten Turm und die schönen Giebelhäuser der Heeren- und Keizersgracht gebaut — wo man hinsah, da ging es hoch her und prunkend. Und gleichzeitig etwa wurden die grofsen Docks, Werften, Höfe, Magazine und Seilerbahnen der Ostindischen Compagnie und der Holländischen Admiralität errichtet.

War es zu verwundern, dafs diese Stadt, und dafs die Provinz, deren Haupt sie war, herrschen wollten in der Republik? Nicht selten schien es, als müsse ihr Sonderinteresse den Wahlspruch des Ganzen: Concordia res parvae crescunt vergessen lassen. Aber immer hielten doch die alten Bindemittel wieder alle Provinzen zusammen: die gemeinsamen Gepflogenheiten aus der burgundischen Zeit und die im Statthalteramt gewahrte Tradition der burgundischen Verwaltung, die Erinnerungen an die grofsen Jahrzehnte der Befreiung, die analoge Ausgestaltung der städtischen Verwaltungen und Verfassungen — und dazu kam als neue, festeste Klammer die Entwickelung einer gesamtnationalen Kultur in Sitte und Sprache, in Kunst und Wissenschaft.

Zudem war die bundesstaatliche Gesamtverfassung, so locker sie auch auf den ersten Blick gefügt erschien, doch eben in ihrer Toleranz gegenüber allem Partikularen wohl geeignet, dies reiche und widerspruchsvolle Leben zusammenzuhalten.

Zwar der nach Oraniens Ermordung im Jahre 1584 begründete Raad van Staate, aus zwölf durch die Provinzen berufenen Mitgliedern bestehend, hatte sich als centrale Exekutive, wie er anfangs gedacht war, keineswegs bewährt. War ihm einerseits das steigende Ansehen Morizens, des zweiten Oraniers, entgegengetreten, so hatten anderseits die Generalstaaten selbst bald seine Stelle eingenommen. Denn die Generalstaaten, keineswegs eine nationale Vertretung im modernen Sinne, sondern vielmehr, dem Bundesrat des heutigen Deutschen Reichs zu vergleichen, ein Comité der Gesandten der einzelnen Provinzialstaaten, hatten seit 1593 dauernd zu tagen begonnen. Der Regel nach in der Höhe von 20 bis 25 Mitgliedern versammelt, doch so, dafs jeder Provinz nur eine Stimme zustand, gleichgültig, wie viel Gesandte sie deputierte, hatten sie ihre Residenz im Haag, damals dem friedlichsten und herrlichsten Dorfe der Welt. Hier kamen sie in der alten Burg der Grafen von Holland zusammen, die an den malerischen Ufern des grofsen Vijverteichs zugleich auch den Hof der Oranier und die Staaten von Holland beherbergte, und ein kleiner Saal mit grofsem grünem Tische vereinigte sie zu langen und intimen Beratungen. Denn allmählich hatten sich ihre Kompetenzen zur ständigen Wirksamkeit einer obersten Leitung ausgedehnt; sie besorgten, wenn auch unter starker Bevormundung durch einzelne Oranier, namentlich Morizens Nachfolger Friedrich Heinrich, das Auswärtige, sie hatten das Heer grundsätzlich, die Bundesfinanzen wenigsten thatsächlich unter sich, sie handhabten im Erlasse von Plakaten die Bundesgesetzgebung, und sie ernannten auch die wichtigsten Beamten und regierten unmittelbar die Generalitätslande. Freilich thaten sie dies alles auf Instruktion seitens der einzelnen Provinzialstaaten; und namentlich wenn es sich um die Ausschreibung von

Matrikularumlagen, um die fatale Petitie, handelte, griffen diese oft rauh in die Meinung Ihrer Hochmögenden ein.

Die Einzelstaaten konnten das um so mehr, als es eine eigentliche Bundesverwaltung unter den Generalstaaten nicht gab. Nicht einmal das Heer galt als gemeinsam, sondern bestand aus Söldnerkontingenten, die die einzelnen Provinzen löhnten, und aus den Waardgeldern, den Soldaten der Städte. Nur das Oberkommando mufste schliefslich doch einheitlich geordnet werden, und so gab es denn einen Capitaine generaal, fast stets einen Oranier, und ihm zur Seite ein oberstes Generalstaatencomité, die Gedeputeerden te veld. Ganz analog war die Flotte organisiert, mit einem Generaladmiral an der Spitze. Und ähnlich wurde es, vielleicht das Bezeichnendste von allem, auch mit den Zöllen gehalten. Wenn irgendwo, so drängte der Handelscharakter der Republik hier auf bundesstaatliche Einheitlichkeit; und in der That wurde ohne Ende davon geredet, wie es möglich sein könne, sie für alle Provinzen 'eenenpaerlicken op eenen voet' zu bringen. Aber der einheitliche Fufs hat sich niemals eingestellt.

Ein bezeichnender Vorgang: hier, wie in allen Fällen wurde schliefslich das Interesse der Gesamtheit durch mindestens gleich starke partikulare Interessen gegengewogen.

Wie war das nun möglich? Die politische Lage beruhte nicht allein auf der Konkurrenz der allgemeinen und der provinzialen Landesinteressen. Gewifs hat der Gegensatz zwischen den binnenländischen Provinzen und den seebenachbarten, vor allem Holland, einen grofsen Teil der Geschichte der Republik beherrscht. Wichtiger aber als der provinziale Partikularismus im ganzen war noch der Einzelpartikularismus der Städte. Man mufs dabei bedenken, dafs in den Provinzialstaaten die Geistlichkeit nur noch in Utrecht eine äufserst beschränkte, und der Adel nur noch in den übrigen Binnenlanden eine ziemlich zurücktretende, in den Staaten der Seeprovinzen dagegen fast gar keine Rolle spielte: in den Staaten Seelands gab es nur einen Edeln, in denen Hollands nur etwa acht bis zehn. So waren die Provinzialstaaten fast nur Ausdruck der Bestrebungen des Bürgertums und der grofsen Städte; mit Recht hat darum der Ratspensionär van den Spieghel einmal bemerkt: 'Die Regierung der Union ist nur provinzial und die der Provinzen nur municipal.'

Damit kam denn für die niederländische Entwickelung in ihrer Tiefe schliefslich alles darauf an, wer in den Städten das Heft in den Händen hatte. Schon unmittelbar nach der Konstituierung der Republik und dem Tode Wilhelms von Oranien hatte sich das gezeigt: unter Leicester waren die Parteiungen in den Städten, das zeitweilige Überwiegen der Handelsaristokratie in den Seestädten, der Gemeinden in den Binnenstädten für das Schicksal der Republik entscheidend gewesen. Hatte sich nun seitdem an der damals vorhandenen sozialen Lage viel geändert?

Die holländischen Städte waren im Mittelalter durch den Schout als Vertreter des Fürsten und die Schöffen als Vertreter der Bürgerschaft regiert worden; daneben hatte man in besonders wichtigen Fällen die Gemeinde verfassungsmäfsig befragt. Es war gewesen wie sonst vielfach in deutschen

Städten. Die Folgeentwickelung dagegen war dann wesentlich vom gemeindeutschen Herkommen abgewichen. Neben den Schöffen war zwar, wie im Reich, als neues Organ der Rat, die Vroedschap (Weisheit) emporgewachsen; aber ihr Körper, meist aus 20—40 Regenten (Ratsherren) bestehend, beruhte nicht auf periodischem Wechsel, sondern auf lebenslänglicher Teilnahme der Gewählten und ward nicht durch die freie Wahl irgendwelcher demokratischer Verfassungsgemeinschaften, sondern durch die Kooptation der im Rate befindlichen Regenten ergänzt. Die Folge war, dafs eine eng begrenzte Aristokratie ratsfähiger Geschlechter entstand, die sich durch die sog. 'Contracten van Correspondentie' die Alleinherrschaft und die Verteilung der Ämter unter ihre Mitglieder sicherte, und die allmählich, kräftig und ausschliefsend, wie sie war, Schout und Schöffen auf Rechtsprechung und geringe polizeiliche Funktionen beschränkte. Dabei waren denn die Vroedschappen, wie man nun gelegentlich auch die ganzen ratsfähigen Geschlechter nannte, mit ihren Interessen vielfach nicht auf ihre Heimatsstadt beschränkt geblieben, sondern erschienen durch Verschwägerung und sonstwie mit Geschlechtern gleicher Bedeutung in den benachbarten Grofsstädten verbunden, so dafs man, neben allen städtisch-partikularen Bestrebungen, doch auch von einer bürgerlichen Aristokratie gewisser Gegenden und Provinzen reden konnte; in der Provinz Holland z. B. haben auf diese Weise etwa 1200 Personen, gleichsam Kleinkönige der Provinz, die Geschicke des Landes beherrscht.

Konnte nun diese Entwickelung, wie sie in den binnenländischen Städten besonders langhergebracht war, in den rasch wachsenden Städten der Gestadeländer aber schliefslich noch ungleich entschiedener ausgebildet wurde, durch den aufserordentlichen kommerziellen Aufschwung des Landes seit etwa 1585 unterbunden werden? Das Gegenteil geschah. Noch mehr wie bisher trat die Gemeinde zurück, und der Reichtum häufte sich in den Familien der Vroedschappen. Charakteristisch hierfür ist, dafs dem Aufschwung des Handels keineswegs ein Aufschwung der Industrie folgte oder zur Seite ging. Zwar lebten einige Luxusindustrien empor, wie die Edelsteinschleiferei in Amsterdam, und an den Getreidehandel schlofs sich naturgemäfs eine grofse Mühlenindustrie an, aber keineswegs mehr in handwerklichen Formen. Im übrigen suchten die Vroedschappen eher zu unterdrücken als zu fördern, was noch von handwerklicher Industrie aus früheren Zeiten vorhanden war. Sie wollten keine mündigen Gemeinden steigender handwerklicher Richtung. Darum haben sie die Zunftverfassungen überall zerstört mit Ausnahme von etwa derjenigen Dordrechts, Deventers und teilweise Groningens; die Seestädte vor allem kannten nur ein gering entwickeltes, ganz unter Aufsicht der Vroedschappen stehendes Handwerk. Dagegen hielten eben sie für Kleinhandel und Binnenschiffahrt noch während des ganzen XVII., ja XVIII. Jahrh. hartnäckig die alte zunftmäfsige Organisation aufrecht: denn hier war das Zunftprinzip trefflich geeignet, jeder persönlichen Initiative solcher Händler entgegenzutreten, die sich etwa vermafsen, über ihren Stand in die satten Kreise des Grofshandels aufzusteigen.

Das Ergebnis dieser ganzen Bewegung war natürlich steigende Entfrem-

dung der Gemeinden und der regierenden Aristokratie. Schon in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. war man darin so weit gelangt, dafs die gröfste Weisheit einer städtischen Regierung in der Beherrschung der schwierigen Menge gesehen werden konnte[1]; und bereits um die Mitte des XVII. Jahrh. war man sich über die Tendenz der gesamten Entwickelung und ihre Schädlichkeit klar. Aber weder Johan de Witt noch die Oranier haben seitdem den Lauf der Dinge, teilweise trotz besten Willens, noch ändern können.

In der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. aber waren diese Geleise noch nicht so eingefahren, als dafs nicht die unteren Klassen gelegentlich noch an Selbsthilfe gedacht hätten. Und da jedes Vorgehen gegen die Vroedschappen bei den bestehenden politischen Zusammenhängen sofort auch die Provinzialstaaten und durch diese hindurch in den Generalstaaten die Republik traf, so wurden ihre Bestrebungen von gröfster Bedeutung für das Schicksal des Volkes und die Entwickelung der langsam nationale Prägung erhaltenden holländischen Kultur überhaupt.

* * *

Nun war es aber das Besondere dieser Entwickelung des sozialpolitischen Gegensatzes zwischen Gemeinden und Vroedschappen, dafs sie sich nicht in nacktester und ureigenster Gestalt vollzog, als sie nach dem Abschlufs des grofsen Krieges hervorbrach, der alle Volkskräfte bis zum Jahre 1609 zusammengehalten hatte, sondern vielmehr in fast übermächtiger Weise verquickt mit kirchlichen Vorgängen: wie sie denn schon in ihren ersten Anfängen, unter Leicester, mit kirchlichen Ereignissen in Beziehung getreten war.

Im Jahre 1618 hat der holländische Ratspensionär Oldenbarneveld dem englischen Gesandten versichert, dafs die Katholiken noch immer bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten. Trotzdem waren sie ohne Einflufs und nur geduldet. Die entscheidende Konfession war die calvinische. Zwar war der Calvinismus nirgends eigentlich zur Staatskirche erklärt worden, aber er nahm doch eine verwandte Stellung ein, insofern alle lebendigen Bestandteile der niederen Volksschichten ihm fast durchweg ebenso angehörten wie die Vroedschappen: die beiderseits führenden und vorwärtsdrängenden Schichten der Bevölkerung waren reformiert.

Was bedeutet nun diese gemeinsame religiöse Basis für beide Teile?

Der Hafs der Lutherischen gegen die Reformierten seit mindestens der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. ist oft betont worden; er konnte so weit gehen, dafs im Jahre 1597 Ph. Nicolai im Grunde seines Herzens bekannte, von den Reformierten werde statt des lebendigen Gottes der leidige Teufel gelehrt und angerufen. In der That waren um diese Zeit der Calvinismus da, wo er voll durchgedrungen war, und das Luthertum in den Augen der Zeitgenossen vielfach gröfsere Gegensätze als Luthertum und Katholizismus.

Calvin hatte, wie schon Zwingli, keine eigentliche Dogmatik entwickelt,

[1] Der Historiker Hooft ed. Hecker, I 12, 396 f.

und noch viel weniger hatte seine Kirche einen im Sinne des Luthertums sakramentalen Charakter. Das System der Lehre war, wenn auch schliefslich deduktiv gefafst, doch den Schriften des alten und neuen Testamentes im Sinne einer mehr nur induktiven biblischen Theologie entnommen; und es hatte sich nicht freien wissenschaftlichen Bestrebungen als etwas schlechthin Abgeschlossenes unmittelbar entgegengestellt. Im Gegenteil liefs es, vom Humanismus stark beeinflufst, diesen Bestrebungen freies Feld, ja regte recht eigentlich die freiesten und gröfsten philosophischen Probleme an: von Zwingli kennt man fast pantheistische Sätze, und von Calvin stammt das Wort pio sensu naturam posse dici Deum; wie gewaltig ferner der Calvinismus auf die Spekulationen über die menschliche Willensfreiheit eingewirkt hat, ist bekannt genug.

Man versteht unter diesen Umständen, was es hiefs, wenn für die nördlichen Niederlande seit 1572 der Calvinismus zum geistigen Lebensodem wurde: es war ein Vorzug vor dem inneren Deutschland, eine Befreiung des Geistes von gröfster Bedeutung. Und sie ward getragen von den sittlich ins Ungemessene erhebenden Kämpfen gegen Spanien, der materiell unerhört bereichernden Eroberung ferner Welten! Das erstaunte Zeitalter sah hier auf einmal eine Gesellschaft von Staatsmännern vor sich, die zugleich Kaufleute und Theologen waren: eine unerhörte Kombination geistiger Kräfte trat ein.

Konnte sie sich aber dem ganzen Volke mitteilen? Sie blieb im wesentlichen Eigentum der Vroedschappen. Und so entwickelte sich in ihnen, der Zahl der Köpfe nach ziemlich eng begrenzt, aber von weitester geistiger Wirkung, eine Welt, die man wohl als eine höhere Lebensstufe gleichsam des binnendeutschen Patriziats des ausgehenden XV. und des beginnenden XVI. Jahrh. betrachten mag. Und diese Welt war auf geistigem Gebiete nicht mehr einseitig theologisch. Sie ergriff vielmehr neben der christlichen Tradition den Humanismus mit jugendfrischem Feuer: hier zum erstenmale entstand eine wahrhaft volkstümliche Renaissancelitteratur wie eine nordisch-nationale Renaissance der Architektur; hier zum erstenmale ward, wie im XVII. Jahrh. in Frankreich, im XVIII. Jahrh. in Deutschland, jenseit der Alpen eine wirkliche Verschmelzung antiken und modernen Geistes erreicht.

Indem aber dieser Fortschritt eintrat, indem das Denken über diese Erweiterung seiner bisherigen Kenntnisse zugleich fortschritt zum Wagnis vollständigeren Verständnisses der Welt unabhängig von jeder Tradition, indem zugleich in aufserordentlichem Mafse Lebensüppigkeit um sich griff, konnte von den regierenden Schichten des Landes weder die Sittenstrenge des ursprünglichen Calvinismus, noch dessen, wenn auch noch so freies System des Glaubens gewahrt werden: in beiden Richtungen trat eine Lockerung ein. Der Wahlspruch des Admirals De Ruyter, der noch ganz der alten Zeit und dem alten Glauben angehörte, war gewesen: 'Wenn der allmächtige Gott Unverzagtheit bescheren will, so behalten wir den Sieg', und seine einzige Erholung hatte in Bibellesen und Psalmensingen bestanden. Hendrik Hooft, der tiefgebildete, vom Humanismus gesättigte Staatsmann eines späteren Zeitalters, bezeichnete Amsterdam als den neuen Hafen der Circe, wo die Menschen gleich Schweinen

lebten, und seine Hauptsprüche waren: ein gesunder Mann müsse das Heute geniefsen, auch wenn er wisse, dafs das Morgen ihm schmerzvollen Tod bringen werde, und: nur Stümper könnten wünschen, mehr als sechzig Jahre alt zu werden.

So war denn das Wahrzeichen dieser Kreise grofse geistige Freiheit, aber zugleich, bei sorgsam vermiedenem Bruch mit den traditionellen Formen des calvinistischen Glaubens, Pessimismus und Fatalismus im Falle entschiedenen, Indifferentismus und mehr äufsere Anlehnung an die Kirche im Falle unklaren Denkens. Im allgemeinen galten die diesen Kreisen Angehörigen mehr als Geistesverwandte des Humanismus, als der Reformation; man sah, wie ihnen die Unterschiede zwischen den Konfessionen gleichgültiger wurden, und wie sie sich, wenn sie sich nicht an den Satz Oldenbarnevelds nil scire tutissima fides hielten, im allgemeinen einem abgeblafsten, wohl gar nur deistisch aufgefafsten Christentum zuneigten, und man nannte die Entschiedensten und Auffallendsten von ihnen Libertiner und Neutralisten.

War das nun die geistige Haltung der oberen Kreise um etwa 1600, wie hätten ihnen da die unteren Schichten folgen können, zumal sie in immer ausgesprochenerem sozialen Gegensatz zu ihnen lebten. Je freier die Libertiner der Vroedschappen mit ihrem Anhang zu denken begannen, um so inbrünstiger umfingen die niederen Kreise die Traditionen des alten rigorosen Calvinismus; sie zeterten gegen den Katholizismus, der sich infolge dessen der regierenden Aristokratie um so enger anschlofs, sie verfluchten die religiöse Lauheit der herrschenden Klassen und hingen mit steigender Bewunderung an den etwa zweitausend starren calvinistischen Predigern des Landes.

Nun hätte das an sich vielleicht noch nicht sehr viel zu sagen gehabt, hätten in den Gegensatz nicht schon von Leicesters Zeiten her ganz bestimmte und konkrete kirchliche Forderungen hineingeragt. Sie liefen vor allem auf eine gemeinsame Kirchenverfassung aller Provinzen hinaus. Es war ein Ziel, das zunächst das Ideal der calvinistischen Eiferer gewesen war, dem aber auch die Aristokratie, wie sie jetzt besonders in den Staaten der führenden Provinz Holland und in den Ansichten Oldenbarnevelds ihren Hort fand, an sich nicht abgeneigt gewesen wäre. Auch sie wollte eine grofse protestantische Kirche der Republik. Nur sollte diese durch Formulierung eines möglichst vagen Glaubensbekenntnisses weitherzig allen Nichtkatholiken jeglicher Art Zutritt gewähren, zudem sich in der Ausübung der Kirchenzucht von den staatlichen Gewalten, d. h. eben wieder von der Aristokratie gängeln lassen. Aber das war natürlich ganz und gar nicht die Meinung der untern Klassen. Die wollten eine Kirche, deren Herr ein strenger und eifriger Gott wäre, mit festem Bekenntnis und völlig selbständiger Disziplin der kirchlichen Organe.

Zum Unglück verquickten sich nun diese gegenseitigen Forderungen und Wünsche der Hauptsache nach auch noch mit ganz speziell dogmatischen Differenzen.

Gegenüber der Lehre Calvins von der Gnadenwahl Gottes im Sinne einer unerbittlichen Vorherbestimmung des Menschen hatte sich das menschliche Ge-

fühl von Anbeginn empört und die Überzeugung von der Universalität vielmehr der göttlichen Gnadenabsicht ausgesprochen. Bereits in Calvins Gegenwart hatte Hieronymus Bolsec zu Genf nach einer streng calvinischen Predigt gegen sie protestiert: da war Calvin aus der Menge hervorgetreten, hatte seine Lehre verteidigt, und Bolsec hatte die Stadt verlassen müssen. Dann hatte 1556 Bibliander in Zürich gegen den strengen Calvinisten Petrus Martyr erklärt, er mache Gott im Dieb zum Dieb und im Teufel zum Teufel, und hatte der Rektor der Genfer Schule, Sebastian Castellio, den Vergleich hingeworfen, kein wildes Tier werde sein Junges zur Qual bestimmen.

Zum vollen Durchbruch aber war die Opposition gegen die Lehre von der absoluten Willensunfreiheit doch erst in den Niederlanden gekommen, vornehmlich nachdem diese infolge der Ereignisse der Bartholomäusnacht (1572) von hugenottischen Gelehrten überschwemmt worden waren. Hier äufserte zunächst, humanistisch angeregt, ein Schüler von Seneca und Cicero, Coonhert (geb. 1522) systematische Bedenken gegen die Gnadenwahl; und seine Richtung wurde dann, theologisch vertieft, zu stärkerer Geltung gebracht durch den Professor Arminius (geb. 1560, seit 1603 in Leiden). Arminius war es zugleich, der die mildere Lehre in den engsten Zusammenhang mit der liberalen Strömung in den Vroedschappen und den humanistisch angehauchten Kreisen brachte. Und indem er sich zur Würde und Freiheit des Menschen bekannte unter Begründung einer allgemeinen Gnade auf die ethische Natur Gottes und so die rigorose Theorie Calvins aus der reformierten Lehre ausschied, fand er den Beifall auch der gelehrten humanistisch-philologischen wie politischen Strömungen: Episcopius trat zu ihm, und Hugo Grotius entwickelte in dem Bewijs der ware Godsdienst seine Lehren aus einer geläuterteren Auslegung des Neuen Testaments, während in Frankreich Camero (seit 1618 Professor in Saumur) und seine Schule arminianische Lehren vertraten.

Allein die niederen Schichten waren in den Niederlanden sehr weit davon entfernt, diesen aristokratischen und humanistisch durchtränkten Anregungen zu folgen. Standen gegen dieselben eifernde calvinistische Prädikanten auf, wie vor allem Gomarus, so fiel ihnen alsbald die Menge zu: und in den geistig am meisten fortgeschrittenen Provinzen der Republik, in Holland und Utrecht erhob sich drohend das Gespenst des Schismas.

Wer sollte da nun vermitteln oder entscheiden? Da der Calvinismus in den Niederlanden noch immer keine vollständige Verfassung besafs, so fiel die Aufgabe zunächst der weltlichen Obrigkeit, und das hiefs den Provinzialstaaten, und, gemäfs der hauptsächlichsten Verbreitung der Arminianer, vornehmlich den Staaten von Holland und damit deren damals herrschendem Haupte, Oldenbarneveld zu. Es versteht sich, wohin deren Meinung ging. In seiner klaren Neigung zur dogmatischen Indifferenz bestand Oldenbarneveld darauf, dafs sich beide Ansichten friedlich nebeneinander in denselben lokalen Institutionen der calvinischen Kirche vertragen sollten; nur eine, möglichst duldsame, Normalkirche sollte es geben; und seiner Ansicht waren auch die in den Staaten zum Worte gelangenden Vroedschappen des Landes.

Diese Meinung gefiel nun den Arminianern natürlich wohl, und so fanden sie sich, nachdem sie in verschiedenen Städten, wie Utrecht, Alkmaar, Leeuwarden schon gesiegt hatten, berechtigt, den holländischen Staaten im Januar 1610 ihre Sonderansichten in einer Remonstranz von fünf Artikeln zu ausdrücklicher Billigung vorzulegen. Allein kaum hatten die Staaten ihnen gegenüber das tolerari posse ausgesprochen, so vereinigten sich die Altcalvinisten zur Einreichung einer energischen Kontraremonstranz (März 1611), die darauf hinauslief, dafs sie die Remonstranten nicht in der Kirche dulden wollten. Da blieb denn nichts mehr übrig, als von Staats wegen Verfolgungen gegen die Altcalvinisten einzuleiten.

Was war damit geschehen? In dogmatischen Fragen hatten zwei kirchliche Parteien auf das Urteil eines provinzialen Staatswesens provoziert, und dieses hatte die Provokation angenommen. Und es waren zwei kirchliche Parteien, die sich in vielen Dingen, sei es ausdrücklich, sei es den zu Grunde liegenden Tendenzen nach mit zwei gesellschaftlichen Schichten deckten, mit den Vroedschappen vornehmlich Hollands einerseits und anderseits mit den politischer Rechte darbenden Gemeinden. Die Gefahr, dafs die dogmatischen Gegensätze in längst drohende politische ausmündeten, konnte unter diesen Umständen nicht mehr vermieden werden.

Im Haag, dem Sitze der holländischen Staaten, waren die demokratischen Kontraremonstranten von den remonstrantischen Vroedschappen besonders schlecht behandelt worden. Sie konnten für sich sogar keine Kirche mehr am Orte finden; in Wind und Wetter mufsten sie nach der benachbarten Rijswijker Dorfkirche zum Gottesdienst wandern; und spottend lohnte die Gegenpartei ihre Aufopferung mit dem Namen der Dreckgeusen. Wer beschreibt nun unter diesen Umständen das Aufsehen, das es machte, als der Prinz Moriz von Oranien sich, nach vergeblichen Versuchen, eine Aussöhnung des dogmatischen Streites vor der kirchlichen Instanz einer Synode herbeizuführen, diesen Leuten zuwandte, ihnen im Haag ein Gotteshaus verschaffte und seit dem 23. Juli 1617 jeden Sonntag feierlich zu diesem seinen Kirchgang nahm! Moriz, ein rosiger, blonder Herr, der als gewiegter Tänzer auf Kirmessen und lebhafter Bewunderer weiblicher Schönheit bekannt war, der einmal erklärt haben soll, er wisse nicht, ob die Prädestination blau oder grün aussehe!

Die Absicht, in der Moriz handelte, war gleichwohl klar genug. Gegenüber den Versuchen der arminianischen Woedschappen, das Staatsleben Hollands und damit womöglich das der ganzen Republik ausschliefslich aristokratisch-humanistisch-kommerziell zu gestalten, nahm der kluge Oranier, in seiner politischen Stellung über den Vroedschappen bedroht, seine Zuflucht schliefslich zu den kontraremonstrantischen Massen des Volkes, und er sah sich damit, wenn auch unter etwas veränderten Umständen, in dieselbe Position gedrängt, wie einst Lord Leicester.

Aber der Ausgang war diesmal zunächst ein anderer. Seit dem aufserordentlichen Aufschwung des Seehandels etwa vom Jahre 1600 ab war Holland gewifs in unerhörter Weise in den Vordergrund des Staatslebens der Republik

getreten. Aber die übrigen Provinzen waren einstweilen noch weit davon entfernt, sich dieser neuen Obmacht willig zu fügen. So konnte Oranien für seine Opposition, wie sie zunächst den Provinzialstaaten von Holland galt, bei geschickter Behandlung der Dinge auch sehr wohl noch die Zustimmung der Mehrheit der aufser Holland in den Generalstaaten vertretenen Provinzen der Republik gewinnen; und in diesem Sinne hat er gehandelt. Als er seinen ersten Kirchgang that, hielt er sich der Billigung der Generalstaaten bereits für gewifs.

Demgegenüber waren die holländischen Staaten, an ihrer Spitze Oldenbarneveld, nun erst recht zum vollsten Durchgreifen bereit, denn es schien ihnen, als könne der Sieg der remonstrantischen und aristokratischen Prinzipien zugleich leichten Kaufes gewonnen werden. Am 4. August 1617 antworteten sie auf den Kirchgang Oraniens mit der 'Scharfen Resolution', einer Mafsregel, welche die Zuständigkeit der Gerichte für kirchliche Klagen der Bürger gegen die Stadträte aufhob, vor allem aber die Truppen, die bisher unter Oranien standen, unter den Befehl der Räte der einzelnen Garnisonen wies und zugleich die Aufstellung kommunalen Kriegsvolkes anordnete. Es war im Grunde die Absetzung Oraniens und die Mobilmachung aristokratisch-remonstrantischer Streitkräfte gegen die starr calvinischen Gemeinden. Und dieser einschneidenden Mafsregel folgten noch weitere, deren Ergebnis kaum etwas anderes sein konnte, als Bürgerkrieg.

Sollte Oranien nun nachgeben? Nach manchen Weiterungen war er der Generalstaaten völlig sicher. Und damit auf unbestreitbar gesetzmäfsigen Boden gestellt, begann er die Gegenzüge gegen den Ratspensionär und die Staaten von Holland. Am 12. Juli 1618 erklärten die Generalstaaten die Anwerbung von Bürgermilizen für unzulässig; Oranien dankte sie allenthalben entschlossen und deshalb ohne grofse Schwierigkeiten ab; bald darauf übergaben die Generalstaaten dem Prinzen eine geheime Vollmacht, zu thun, was sich für das Wohl des Landes als nötig erweise, und hierauf liefs Oranien am 24. August Oldenbarneveld und seine Anhänger, darunter auch Hugo Grotius, verhaften. Am 7. März 1619 begann der Prozefs gegen Oldenbarneveld, und am 13. Mai 1619 hat der zweiundsiebzigjährige Greis für sein Ideal der remonstrantischen, von Hollands Vroedschappen zu leitenden Republik das Schaffot bestiegen.

Es war ein hartes Ende nach so viel Verdiensten; und ward es durch den Verlauf der sozialen und religiösen Bewegungen der Zeit erfordert, so versteht man doch leicht, wie sich über diesen Ausgang bald ein dichtes Gewebe verklärender Sagen breiten konnte, dessen Auftrennung noch heute die geschichtliche Forschung beschäftigt. Die Kontraremonstranten aber triumphierten jetzt, und Moriz ward als der zweite Moses gefeiert der das Volk Gottes aus der ägyptischen Dienstbarkeit befreit habe.

Kurz nach Oldenbarnevelds Verhaftung hatte in Dordrecht die nationale Synode zu tagen begonnen, die Oranien früher gefordert hatte: die dogmatisch-kirchlichen Fragen kamen damit an die rechte Instanz. Ihr Abschlufs aber, am 1. Mai 1619, ergab den vollsten Sieg der altcalvinischen Kontraremon-

stranten. Der Heidelberger Katechismus wurde von neuem zur Norm des Glaubensbekenntnisses erklärt, die remonstrantische Lehre wurde ausdrücklich verurteilt, und ihre Prädikanten, etwa 200 an der Zahl, wurden darauf teils abgesetzt, teils gar verbannt und an zeitlichem Gute gestraft. Im übrigen beliefs man zwar die Anhänger der Remonstranz im Lande; aber sie schrumpften zusammen, sie galten als gleichsam geistig aussätzig: der reine Calvinismus durfte seitdem als Form holländisch-nationalen Glaubens gelten und ist als solcher bis zum Ende der Republik fast ungestört geblieben. Zwar erhob sich im einzelnen noch ungeheurer Streit, in dem eine neue Scholastik in greulichem Latein emporwucherte und eine Masse von Sekten von dem Hauptkörper der Kirche absplitterten. Im ganzen aber siegte das altcalvinische Kirchentum, und hat es auch keine grofsen Persönlichkeiten mehr gezeitigt, so blieb es doch noch in einer drei Menschenalter währenden Blüte.

Zunächst freilich begann im Jahre 1621 der Krieg gegen Spanien von neuem; und wie früher die grofsen Kriegsjahre alle heimischen Auseinandersetzungen hatten zurücktreten lassen, so geschah es auch jetzt. Man war einig darin, dafs man die Spanier vom heimischen Boden vertreiben müsse, und dafs nur der Besitz Ostindiens und die Freiheit der Meere die erreichte Gröfse gewährleiste. Und in einem neuen Kampfe von siebenundzwanzig Jahren hat die Republik die für diese Ziele notwendigen Errungenschaften gesichert. Mit der Eroberung von Herzogenbusch im Jahre 1629 war die Befreiung des Vaterlandes vollendet; die Befreiung der See, die Sicherung des Zusammenhanges mit den Kolonien wurde durch die Beseitigung der Spanier und der kapernden Vlamen aus Dünkirchen, Ostende und Bergen erreicht. Es waren unsäglich roh geführte Kämpfe; die Generalstaaten haben die Kapitäne ihrer Schiffe nicht selten verpflichtet, den gefangenen Feinden die Füfse zu waschen, d. h. sie lebend ins Meer zu werfen. Aber endlich nahte auch hier eine günstige Entscheidung; im September 1639 errang der grofse Staatenadmiral Tromp den blutigen Sieg bei Duin, und sieben Jahre später fiel Dünkirchen, zur See von Tromp, zu Lande von Condé umschlossen. Der Friede des Jahres 1648 brachte damit der Republik, wessen nur sie zu ihrem äufseren Gedeihen bedurfte; sogar der Schlufs der Schelde und damit die dauernde kommerzielle Ohnmacht der gefürchteten südlichen Niederlande wurden ihr bewilligt: ganz schien sie sich seitdem der Pflege ihrer grofsen Beziehungen zur See, ihrer mächtig ansteigenden Wohlfahrt im Innern hingeben zu können.

III

Überschaut man das Gesamtgebiet der gesellschaftlichen Bewegung im inneren Deutschland während des XVI. und teilweise XVII. Jahrh., so wird man immerhin, trotz mancher zurückhaltenden Kräfte, noch von einem der geistigen Bewegung günstigen Fortschritt sprechen können, wenn auch die in dieser Richtung recht eigentlich und von Grund aus führenden Elemente, die bürgerlichen, immermehr zurücktreten.

Ganz anders nimmt sich diesem nicht ungetrübten Bilde gegenüber die

nordniederländische Bewegung aus. Hier sind es gerade die bürgerlichen Elemente, die siegen: voll gelangt die innerdeutsche bürgerliche Bewegung des XV. und teilweise XVI. Jahrh. hier zum Ausleben, wenn auch in etwas verändertem Charakter und mit glänzendem, dann aber auch um so rascherem Erblühen erst nach der Mitte des XVI. Jahrh.

Es bedarf dabei hier keiner Schilderung der niederländischen den binnendeutschen Vorgängen analogen Entwickelung im einzelnen; die sozialen Grundlagen sind schon früher berührt, und die Thatsache des höheren Niveaus der Ergebnisse läfst sich schon wenigen Anzeichen entnehmen. Die Niederlande besafsen in ihrem verhältnismäfsig kleinen Gebiete schliefslich fünf Universitäten; gewaltig wuchsen die gelehrten Berufsstände heran: allein die orthodox-reformierten Theologen zählten nach Tausenden, und fast in jeder Stadt befanden sich auch zahlreiche Vertreter der freieren gelehrten Berufsarten, Ärzte, Naturforscher, Ingenieure, von der überaus verbreiteten berufsmäfsig juristischen Bildung nicht zu reden. Und diese Entwickelung der gelehrten Stände erhob sich auf der Grundlage weiter Durchdringung aller führenden Kreise mit humanistischen Tendenzen: manche Frau verstand im damaligen Holland Latein und Hebräisch, in Anna Maria van Schurman besafs die Republik in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. sogar eine 'Weise' von europäischer Berühmtheit, und von Spinozas immerhin schwer verständlichen Schriften konnte ein Zeitgenosse sagen, sie zijn overal te vinden en worden in dese jeukerige eeuw om hare nieuwheid in alle boekwinkels verkocht.[1]) Und was diese Kultur namentlich auch nach der ästhetischen Seite hin für die Entwickelung der gesamten deutschen Kultur wie an sich bedeutet hat, ist bekannt genug.

Waren aber ihre allgemeinen sozialen Grundlagen so ganz beständig? Galt für sie nicht auch das resignierte Wort Vondels

Opgaan, blinken,
En verzinken
Is het lot van ieder staat?

Um die Mitte des XVII. Jahrh. mochten sich noch alte Leute erinnern können, dafs sich in ihrer Jugendzeit die Regenten Hollands zu den Staatssitzungen im Haag zu Fufs begeben und vor dem Eintritt in die Stadt Halt gemacht hatten, um ein frugales Mahl von Käse und Brot aus der Tasche zu ziehen. Inzwischen war fast alles, was auf diese Zeit lebendig zurückwies, verschwunden. Vor allem galt das von den Reminiscenzen an eine frühere naturalwirtschaftliche Zeit: schon das XVII. Jahrh. sah das Landvolk im allgemeinen völlig frei von Diensten, und die Kirmefsbilder der Maler zeigen es in frohem, wenn auch gesellschaftlich unterwürfigem Verkehr mit dem Adel. Der Adel selbst aber hatte gegenüber dem Bürgertum fast jede besondere soziale Stellung verloren: höchstens dafs diesem ein ausländischer Ritterschlag noch mehr galt, als ein-

[1]) Sepp, Godgeleerd onderwijs II 374, cit. Busken-Huet II 276.

heimische Ehren, wie denn der gesellige Verkehr noch teilweise den Regeln der älteren, monarchisch-aristokratischen Zeit unterworfen war.

Im übrigen aber hatte, etwa gegen Ende des dritten Viertels des XVII. Jahrh., die hohe bürgerliche Gesellschaft schon zwei Perioden der Entwickelung durchlaufen und war stark in der Entwickelung einer dritten begriffen. Die Generation der Jahre etwa 1580—1620 war die Zeit der alten Aristokraten gewesen, die in den Kämpfen gegen die Spanier grofs geworden waren: eine noch etwas geusenhaft urwüchsige, derbe, dabei anspruchslose, schlichte, fröhliche Gesellschaft, die in naivem Stolz auf die Zeit der Befreiung dahinlebte. Ihr war dann eine andere Generation gefolgt, die rüstig auf dem Wege der Errungenschaften der Väter fortgeschritten war, weitsichtig und thatkräftig und rasch im Handeln, dabei fein gebildet und mit der echt niederländischen Eigenschaft des Scharfsinnes hohen künstlerischen Geschmack verbindend. Aber in den siebenziger Jahren des XVII. Jahrh. begann sie zurückzutreten. Und nun folgte eine Generation des Verfalls.

Einzelne Erscheinungen, die zum Verfalle führen mufsten, kündigten sich freilich schon in den Zeiten der zweiten Generation an. Der Reichtum nahm bereits seit Anfang des XVII. Jahrh. in einer Weise zu, die mit beinah unfehlbarer Sicherheit zum Ruin der altväterlichen sittlichen Anschauungen führen mufste. Schon damals hatte man viele Millionäre im Lande; Isaak Le Maire konnte bereits auf seiner Grabschrift von sich sagen, dafs er anderthalb Millionen Gulden verloren habe. Seit 1623 begann dann, ein Zeichen schon des Auswuchses, der Harlemer Tulpenschwindel, bis die 'Tulpomanie' in den Jahren 1636 und 1637 ihren Höhepunkt erreichte. Um dieselbe Zeit waren schon die Wurzeln der neuen Volkswirtschaft theoretisch blofsgelegt — Salmasius schrieb 1638 sein Buch De usuris, das ein vollständiges Verständnis vom Wesen des Kapitals zeigt —: und so konnte die klare Übersicht der wirtschaftlichen Lage von kapitalkräftigen Kennern übermächtig ausgebeutet werden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind dann jene Verfallseigenschaften vollständig ausgebildet, welche schlechte dritte Generationen des Kaufmannstandes zu charakterisieren pflegen: als centraler Fehler der Eigennutz in jeder Gestalt, die 'eygensoeckenlikheydt', wie man es in den Niederlanden in einem neu gebildeten Worte ausdrückte, dieselbe Eigenschaft, welche die Zeit Luthers in Hinsicht auf verwandte Erscheinungen der damals verlaufenden bürgerlichen Entwickelung Binnendeutschlands mit dem Ausdruck 'Geiz' bezeichnet hatte. Jetzt wurde jeder Erfolg als Unterpfand göttlichen Segens betrachtet, gleichgültig, welche Mittel ihn herbeigeführt hatten; reich galt als identisch mit gut: die Verfallsmoral und Verfallsreligion eines reinen Handelsvolkes zog ein. Unsauberkeit in Geldfragen und kaufmännischer Hochmut waren die Folgen. Von Hendrik Hooft, einem Sprossen der bekannten Amsterdamer Bürgerfamilie, heifst es, er habe 'sich die Mühe gegeben, auf die Welt zu kommen'; und der französische Gesandte d'Estrades konnte berichten, er kenne nur vier Personen im ganzen Niederland, die nicht mit Geld zu kaufen seien, die beiden Brüder de Witt und die Herren van Beuningen und Beverning.

Natürlich war ein Bürgertum dieses Charakters auch unkriegerisch. Aristokratische Republiken pflegen an sich das Leben der führenden Klasse nicht gern aufs Spiel zu setzen; die Venetianer haben schon seit 1143 ihre Kriege durch Mietstruppen geführt, und auch die Niederländer haben die grofsen Unabhängigkeitsschlachten zum gröfsten Teile mit Söldnern geschlagen. Aber jetzt wollte man von Krieg überhaupt nichts mehr wissen; unter dem Beifall des Landes konnte Peter de la Cour erklären: Holland bedürfe vor allem des Friedens; die Republik müsse nach dem Beispiel der Katzen leben, die nur wütende Angreifer seien, wenn man sie nicht in Ruhe lasse, im übrigen aber ihre Jungen fürtrefflich nährten: das Wappen Hollands, der Wellen überschreitende Löwe, weise eigentlich auch gar keinen Löwen auf, sondern eine Katze. Und diese Ansichten erlangten zu einer Zeit Geltung, da Holland sich gegen die wachsende Eifersucht der benachbarten Reiche atlantischen Charakters, Englands und Frankreichs, aufs stärkste hätte wappnen müssen!

Ja man vernachlässigte seit 1648 nicht blofs die Kriegs- und Seemacht, man baute auch den eigenen Staat nicht aus. Die Republik als Staatenbund war aus Verhältnissen hervorgegangen, die denen des XIV. und XV. Jahrh. im inneren Deutschland einigermafsen geglichen hatten, nur dafs auf niederländischem Boden die Alternative: Sieg der Fürsten oder der freien Städte im Sinne eines Sieges der freien Städte gelöst worden war: eine Reihe von Stadtstaaten waren entstanden. Die Republik war nun anfangs nichts als ein Bund dieser Staaten, und so hätte sie sich bei glücklicher Entwickelung, um äufseren Angriffen erfolgreich widerstehen zu können, in der Richtung auf einen Einheitsstaat weiter bilden müssen. Aber davon war jetzt kaum in irgend einem Sinne noch die Rede; ein berühmter niederländischer Historiker hat es aussprechen können, dafs für seine Landsleute bis 1795 bei geringer Übertreibung der Satz gegolten habe, dafs sie wohl eine Vaterstadt, nicht aber ein Vaterland besäfsen.[1])

Nun machte sich allerdings, während die Staatsverfassung unausgebaut blieb, wenigstens ein einziges allgemeines grofses Interesse so sehr geltend, dafs es die politische Lage vereinheitlichte und damit beherrschte: das Interesse des Handels. Allein auch abgesehen davon, dafs das Schicksal der Hansa schon einmal auf deutschem Boden gezeigt hatte, wie ein Interesse dieser Art nicht geeignet ist, das feste Band eines einheitlich geordneten Staatswesens zu ersetzen, so wurde dieses Interesse auch noch in jeder Hinsicht einseitig zur Geltung gebracht. Vom Turm des Utrechter Domes kann man bei klarem Wetter den Turm der Neuen Kirche in Amsterdam erkennen: so nahe bei einander liegen die alten Niederlande des Ostens, die noch immer wesentlich agrarische und auch binnenländische Interessen hatten, und die neuen Niederlande des Westens, die Lande des Handels. Von ihnen mufsten nun die Ostlande ganz ins Schlepptau der Westlande geraten, wenn man nur auf die Vorteile des Handels sah. Und die Entwickelung gipfelte sich sogar noch mehr hin auf

[1]) Fruin, Eene hollandsche stad, Bd. II Vorrede.

den alleinigen Einflufs Hollands, ja fast nur Amsterdams: nicht ohne inneren geschichtlichen Grund bezeichnen wir noch heute das Königreich der Niederlande kurzweg als Holland. Die Provinz Holland hat seit etwa 1650 fast unbestritten die Geschicke der Republik geführt, und Amsterdam wieder gab in ihr den Ausschlag. Mochten die Generalstaaten beschliefsen, was sie wollten: wie wollte man zur Ausführung gelangen, wenn Amsterdam kein Geld gab? Und Amsterdam hat in kritischen Momenten den Gehorsam verweigert, ja sogar selbständig mit äufseren Feinden verhandelt! Traten aber die Handelsinteressen so durchaus in den Vordergrund, so mufste auch die soziale Lage, das Verhältnis zwischem dem reichen und dem ärmeren Bürgertum, zwischen Freigeisterei und Orthodoxie, zwischen dem bürgerlich-aristokratisch-centralistischen Regiment und dem oranisch-partikularistischen Statthaltertum, das sich des Ganzen und damit der Masse annahm, immer gespannter werden: zu den politischen Gegensätzen kamen soziale und geistige.

Unter diesen Umständen besafs die Republik wenig Mittel mehr, äufseren Feinden entgegenzutreten, wohl aber um so mehr Stellen von koncentrierter Wichtigkeit, ja fast nur eine einzige Stelle der Art, den Handel und Amsterdam, die ein energischer Gegner anzugreifen brauchte, um das Ganze in Gefahr zu bringen. Und schon fand sich eine reiche Anzahl solcher Gegner ein, und insbesondere konnte man seit Mitte des XVII. Jahrh. schwerer Angriffe von seiten Frankreichs und Englands von Jahr zu Jahr gewisser werden.

England war dem Dreifsigjährigen Kriege fern geblieben; innere Zwiste hatten es verzehrt. Aber aus ihnen tauchte die Republik Cromwells empor, die sich alsbald der vernachlässigten wirtschaftlichen Interessen der Nation annahm. Dabei mufsten sich ihre Blicke dem Meere zu richten. Die royalistischen Freibeuter zur See zwangen zum Flottenbau; die holländische Handelsübermacht führte zur Navigationsakte, dem Verbot für die Schiffe europäischer Länder, andere als die Erzeugnisse des eigenen Landes in England einzuführen (1651). Es war eine wirtschaftliche Kriegserklärung an die Niederlande, und so ward sie von diesen verstanden. Aber vergebens versuchten die niederländischen Admirale und Staatsmänner in dem nunmehr ausbrechenden offenen Kampfe das Interesse ihres Landes zu wahren; die englische Marine wuchs bald auf fast anderthalb Hundert Schiffe an, trotz aller Verluste, die ihr Tromp zufügte, und in dem Frieden, den Jan de Witt 1654 bei England nachsuchen mufste, blieb die Navigationsakte erhalten, um bald darauf, 1661, durch König Karl II. noch verschärft zu werden. Und auch ein zweiter Krieg (1665—1667) brachte keine Erleichterung; in dem Frieden von Breda wurde die Navigationsakte nicht aufgehoben, nur einige günstigere Stipulationen über Kontrebande wurden getroffen, und alle deutschen, den Rhein herab kommenden Waren sollten als niederländische gerechnet, mithin ihre Einführung auf niederländischen Schiffen zugelassen werden.

Inzwischen aber war es in den Niederlanden jetzt aus den Tiefen der bestehenden sozialen, religiösen und politischen Gegensätze her zu schweren Krisen gekommen. Nach dem Tode des Oraniers Wilhelms II. (1650) war

Jan de Witt, der Führer der aristokratischen Loevesteinschen Partei, Ratspensionär von Holland und damit Leiter der inneren und äufseren Politik der Republik geworden: es war ein Sieg der Handelsgeschlechter über die Schichten der Landbevölkerung, des Kleinbürgertums, der Geistlichkeit, auch über das an den Oraniern hängende Heer. Unter den Wehen des ersten englischen Krieges brach dann die Unzufriedenheit dieser Schichten zu heller Flamme aus; Aufstände erhoben sich in Dordrecht, im Haag, in Enkhuizen und sonst: die herrschende Partei schlug sie ebenso nieder, wie nach dem Friedensschlufs mit England einen Bauernaufstand in Walcheren und Unruhen in Overijssel und Groningen. Aber damit waren natürlich die tieferen Ursachen der popularen Bewegung nicht beseitigt. Und die herrschende Partei dachte auch nicht daran, in dieser Richtung vorzugehen. Vor allem nach der Erledigung des zweiten englischen Krieges fühlte sie sich auch ohne Reformen sicher; sie stärkte sich nach aufsen hin durch Bündnisse und führte endlich einen Hauptschlag gegen die oranische Partei, indem sie die Statthalterwürde von Holland abschaffte und die statthalterlichen Funktionen für immer von denen des Generalkapitäns und Generaladmirals trennte.

Aber eben in diesem Moment, das die Handelsaristokratie an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen schien, nahte die Katastrophe.

Frankreich, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. in die letzten Phasen des Dreifsigjährigen Krieges verwickelt, war den Niederlanden günstig gesinnt gewesen; im Westfälischen Frieden hat es ihnen die Gewähr ihres Besitzes in Europa und im malaiischen Archipel vermitteln helfen. Aber seitdem hatten sich die Zeiten geändert. Frankreich hatte nach Mazarins Tode unter Colbert (1661 ff.) seine wirtschaftlichen Kräfte zu entwickeln begonnen. Was das mit Rücksicht auf die Niederlande bedeutete, hat Colbert einmal selbst in einem Schreiben an den französischen Gesandten im Haag deutlich genug auseinandergesetzt. 'Der Seehandel wird in Europa durch ungefähr 25000 Schiffe betrieben, und von Rechts wegen müfste hieran jedes Land einen seiner Machtstellung, Bevölkerungszahl und Küstenlänge entsprechenden Anteil haben. Von jenen 25000 gehören jedoch 14—15000 den Holländern und höchstens 5—600 Frankreich. Der König wünscht unter Anwendung aller erlaubten Mittel, der Ziffer näher zu kommen, auf die seine Unterthanen ein Anrecht haben.' Frankreich hatte zu diesem Zwecke schon 1655 nach dem Muster der englischen Navigationsakte allen fremden Schiffen in französischen Häfen ein Tonnengeld von 50 Sous auf die Tonne auferlegt; hierzu war 1659 die Bestimmung gekommen, dafs ausländische Schiffe in französischen Häfen auch gegen Erlegung des Tonnengeldes nicht befrachtet werden dürften, solange in ihnen französische Schiffe unbefrachtet lägen. Diesen Mafsregeln folgte dann während des zweiten englischen Krieges ein meisterhafter Zug Colberts, der hohe Schutzzolltarif des Jahres 1664, der vornehmlich holländische Waren treffen sollte. Und dieser Tarif wurde 1669 nochmals erhöht.

Es war ein kaum noch zu ertragender Zustand, und so antworteten die Staaten vom Jahre 1671 ab mit Retorsionszöllen freilich wechselnden und un-

entschlossenen Charakters. Für Frankreich aber war das Grund genug, das Schwert zu ziehen; es kam zu dem sechsjährigen Kriege der Jahre 1672—1678.

Schon der Anfang dieser Kriegszeit brachte den Niederlanden eine schwere innere Katastrophe. Dem Verluste dreier Provinzen, dem Sturz der Landesobligationen auf 30 %, der ostindischen Aktien von 572 auf 250 Gulden folgte eine Erhebung der oranischen Partei zu Dordrecht, die sich weiter verbreitete: das Regiment der Aristokraten wich dem des Prinzen von Oranien, den Gebrüdern de Witt wurde der Prozefs gemacht, und sie fanden in den Volksaufläufen Amsterdams ihr tragisches Ende.

Aber war die siegende, die oranische Partei nun noch in der Lage, etwas zu bessern? Der französische Krieg, dem sich, unter furchtbaren Verlusten des niederländischen Handels, ein englischer zugesellt hatte, endete mit dem Frieden von Nymwegen, ohne dafs die Lage zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses wieder hergestellt worden wäre. Frankreich hielt das Tonnengeld, wenn auch unter einer Ermäfsigung, aufrecht, und nicht minder den Tarif von 1664. Damit stieg die Republik herab von der um 1648 erreichten Höhe; sie wurde langsam zu einer Seemacht nur noch zweiten Ranges. An ihre Stelle begann England zu treten; und als der Oranier Wilhelm II. 1689 den englischen Thron bestieg, geriet sie vorübergehend schon einmal ganz in das Schlepptau der neuen Beherrscherin der Meere, nach dem Vergleich Friedrichs des Grofsen ein kleines Boot nur noch neben dem stolzen Linienschiff.

Freilich wurde um diese Zeit etwa der erste lehrreiche Versuch gemacht, den einseitig kommerziellen Charakter des Landes, einen der Grundfehler der Lage, durch Entwickelung einer einheimischen Grofsindustrie zu beseitigen.

Bis zur Mitte des XVII. Jahrh. und länger hatte man in den Niederlanden absichtlich die mittelalterliche Handwerksverfassung erhalten; in Leiden, dem grofsen Platze des Tuchgewerbes, arbeiteten die Färber damals noch nach einem Reglement von 1585, und in Amsterdam fiel erst 1657 das Verbot, wonach ein Leineweber nicht mehr als drei Stühle in Gang haben durfte. Und das, obwohl seit mindestens Anfang des XVII. Jahrh. alle Voraussetzungen einer Grofsindustrie vorhanden waren: Ansammlung starker Kapitalien in wenigen Händen, Unternehmergeist, Welthandelsmacht und eine Klasse ungelernter Lohnarbeiter! Alles was von grofser Manufaktur vorhanden war, waren trotzdem bis dahin nur wenige Etablissements fremder Unternehmer gewesen, die man von den Anforderungen der heimischen Gesetzgebung entbunden hatte.

Da begann, mit den Retorsionen gegen Frankreich, die zugleich einen starken Schutz gewisser Industrien des Inlandes bedeuteten, der Gedanke gröfserer Unternehmungen zum erstenmal ernsthaft aufzutauchen. Und währenddessen brach, mit der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), der Strom vieler Tausende von hugenottischen Flüchtlingen ins Land. Sie gaben für die neue Wendung den Ausschlag. Meist nicht kapitalarm, zudem erfüllt von dem durch Colbert entfesselten Unternehmungsgeist und in der neuen Heimat mit mannigfachen Privilegien versehen, begannen sie eine Anzahl von Industrien zu unerhörter Blüte zu entwickeln: die Fabrikation von Seiden- und Halbseiden-

stoffen, von Müllergaze, von Sammet, die Gerberei und die Fabrikation von Hüten, auch die Herstellung von Arbeiten des Posamentfachs. Es war ein Aufschwung, der auch auf die Einheimischen teilweise belebend wirkte. Indes in wünschenswerter Weise umwälzend auf die sozialen Schäden wirkte er gleichwohl nicht. Die Gesetzgebung kam, abgesehen von einer industriefreundlichen Zollpolitik, der neuen Entwickelung nicht blofs nicht genügend, sondern überhaupt nicht entgegen; hier blieb alles beim alten, und das Ergebnis waren sozialistische Revolten in der Grofsindustrie schon gegen Ende des XVII. Jahrh. Und auch die Zollpolitik blieb der Industrie nicht auf die Dauer günstig. Es stellte sich heraus, dafs die Steigerung der Zölle neben anderen Ursachen auf den Zwischenhandel im Sinne der Auflage von Durchgangsabgaben wirkte und diesen nach Emden und Bremen, namentlich aber nach Hamburg zu vertreiben drohte: Grund genug, um ungünstige Veränderungen der Industrie herbeizuführen.

Und gleichzeitig schritt das Unglück in der äufseren Politik fort. Ein neunjähriger Krieg mit Frankreich (1688—1697) brachte zwar einige Erleichterungen gegenüber feindseligen Mafsregeln Frankreichs vom Jahre 1687, aber keineswegs genug; und der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1713) bedrückte die Niederlande wiederum derart mit Unterbrechungen der Schiffahrt, dafs sie aus ihm aufs äufserste geschwächt hervorgingen.

Gleichwohl war auch diese Periode bis zum Jahre 1713 noch eine Zeit verhältnismäfsig reichen Gedeihens; Holland hatte damals noch immer mehr Schiffe als England, und immer noch nahm ein Drittel der englischen Ausfuhr den Weg über die Häfen der Republik. Eine volle Lähmung, zunächst der Industrie, trat erst seit etwa 1730 ein: die Fortdauer der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, welche die Industrie von der Ausnutzung der billigeren Arbeitskräfte des platten Landes abhielt, und der Einflufs des immer noch allmächtigen Handels, der jede rationelle Schutzzollpolitik verbot, wirkten jetzt gegenüber dem Aufschwung der Industrie in anderen Ländern vernichtend, und der mit dieser Zeit einsetzende Versuch, die altererbten Hausindustrien stärker zu beleben, scheiterte. Es zeigte sich, dafs der wirtschaftliche Körper der Republik verlebt war. Aber nicht besser stand es mit dem politischen Körper: Korruption der Verwaltung, verknöcherte Cliquenwirtschaft in der Regierung, unerhörte Steuerlast sind hier die Signatur; und heftige Kämpfe um die Mitte des Jahrhunderts, nachdem der Oranier Wilhelm IV. die erbliche Statthalterwürde erhalten hatte, haben daran wenig geändert. So brachte die zweite Hälfte des XVIII. Jahrh. auch nach aufsen hin keine Erfolge mehr: man war erschöpft; in demselben Jahr, 1783, das England im Versailler Frieden die unbestrittene Herrschaft zur See brachte, sah man den Ostseehandel und damit auch den auf Austausch der nordischen Erzeugnisse beruhenden Mittelmeerhandel bis zur Hälfte des einstigen Umfanges verringert; und es war nur ein Symbol gleichsam dieses vollen Verfalles, wenn um dieselbe Zeit etwa die seit 1648 suspendierte freie Schiffahrt auf der Schelde, der alten Konkurrentin, von neuem eröffnet ward.

Im Innern freilich lebten die alten Geschlechter noch in einem Reichtum fort, den man durch die Zinsen der Staatsschuldverschreibungen des In- wie Auslandes mühelos ins Ungeheuere mehrte — der Zinsfufs sank im Laufe des XVIII. Jahrh. auf 3 und $2\frac{1}{2}$%, während er im XVII. Jahrh. 6 bis 4% betragen hatte —: aber thätig war man nicht mehr. Und mit der politischen und wirtschaftlichen Energie wich auch die geistige Spannkraft. Dem jungen Schweizer Haller, dem Dichter und Physiologen, erschienen in seinen Tagebüchern (1725—1732) auch die holländischen Unterrichtsanstalten zurückgeblieben, die litterarischen Erzeugnisse gegenüber den englischen veraltet und lebendig nur noch die äufseren Formen geistigen Daseins: Bücherliebhaberei ohne Interesse am Lesen, Geselligkeit ohne Frauen, gutmütiges Phlegma überall.

Die Zeiten niederländischer Gröfse waren entschwunden.

DEUTSCHE HANDWERKSPOESIE

Von Otto Ladendorf

Bei dem regen Interesse, das man jetzt der Sprache der verschiedenen Stände und Berufe entgegenbringt, darf wohl auch ein Versuch auf Teilnahme rechnen, der sich mit der Charakteristik der Dichtung eines dieser Stände befafst. Denn ebenso wie sich aus den Forschungen über die Sprache der Studenten, Weidmänner, Soldaten, Drucker — Gauner reiche Beiträge zur Erkenntnis der neuhochdeutschen Schriftsprache ergeben haben und noch weiter ergeben werden, läfst sich auch z. B. aus der Poesie der deutschen Handwerker mancherlei lernen für die Litteraturgeschichte, speziell für die Entwickelung des deutschen Volksliedes. Die Kulturgeschichte aber wird aus beiden Betrachtungsweisen Gewinn ziehen können. Dafs aber gerade die deutsche Handwerkspoesie in der Hinsicht ein besonders ergiebiges Feld sei, hat schon Jakob Grimm betont, der sich überhaupt aus der sorgfältigen Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten aller Stände erheblichen Nutzen für die Erforschung des altdeutschen Lebens versprach. Der Anregung folgte, was das deutsche Handwerk anlangt, zunächst Oskar Schade in einem reichhaltigen Aufsatz im Weimarischen Jahrbuch (IV 241 ff.), der zugleich eine Vorarbeit war für seine verdienstvolle Sammlung: 'Deutsche Handwerkslieder' (Leipzig 1865). Sie bildet im wesentlichen auch die Grundlage der folgenden Betrachtung. Die Lieder sind eben die wichtigsten Bestandteile dieser Poesie. Daneben aber ist vor allem der wertvollste Zeuge über diese Litteraturgattung und der in ihr sich wiederspiegelnden Lebensverhältnisse, der wackere Nürnberger Schuhmacher und Poet Hans Sachs, nach Gebühr befragt worden. Das ist in den neueren Darstellungen dieses Stoffes meist nicht ausreichend geschehen.[1])

Die Beschäftigung mit der deutschen Handwerkspoesie ist so reizlos nicht, als es für den ersten Anblick scheinen könnte. Der Meistersang, der doch nur ein welker Zweig, keineswegs aber die Krone dieser Gattung ist, hat viel zu ihrem Mifskredit beigetragen. Und doch lebt in ihr ein lebendiger Abglanz ehemaliger Handwerksherrlichkeit, ohne dafs die Schattenseiten ver-

[1]) Vgl. den populären Vortrag Theod. Ebners 'Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie' (Hamburg 1895) und Ed. Ottos lehrreiches Büchlein vom deutschen Handwerk in seiner kulturgesch. Entwickelung (Leipzig 1900). Eine erfreuliche Ausnahme macht Ernst Mummenhoff in seiner schönen Monographie 'Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit' (Leipzig 1901). Aber auch seine Proben sind noch zu spärlich.

schwiegen blieben, dafs es den modernen Beschauer wohl manchmal wie eine schöne, längst verklungene Sage anmutet, wenn er erfährt von dem Selbstbewufstsein, der Wohlhäbigkeit, der Arbeits- und Sangesfreudigkeit der alten Handwerksgenossen. Der Frohsinn früherer Zeiten ist einer ernsteren, oft verbitterten Lebensauffassung gewichen. Wenn es gilt in heifsem Wettkampfe um die eigene Existenz zu ringen, wird kein Singen und Sagen mehr geübt. Dennoch sind die liederfrohen Küfnergesellen 'Meister Martins', die beim Auftreiben der Fafsbände und anderer Böttcherarbeit ihre Kehlen nicht schonen, nur eine poetische Verklärung Amadeus Hoffmanns, die alten Zuständen gerecht wird, ebenso wie Hagedorns munterer Seifensieder im Leben gewandelt ist. Selbst jener holde Abendfrieden des Gemütes, dem das Lied ein unwillkürliches Labsal ist nach des Tages Staub und Mühe, ist, wie Bruinier dies (Das deutsche Volkslied, Leipzig 1899, S. 22 f.) so beherzigenswert ausführt, dem modernen Arbeiter verloren gegangen. Wer erinnerte sich da nicht an die anheimelnde Feierabendstimmung, in welcher der junge Schustermeister in Gottfried Kellers 'Sinngedicht' mit treuherziger Naivetät Goethes viel gesungenes Jugendliedchen 'Mit einem gemalten Bande' zu seiner Arbeit anstimmt. Gesteht doch der Dichter von dieser rührenden Szene selbst: 'Welch' ein Frieden und welch' herzliche Zuversicht oder Lebenshoffnung pulsierten in diesen Sangeswellen.' Um diese Wandlung der Zeiten zu verstehen, ist ein Rückblick auf die innere Organisation des alten Handwerks, die Jahrhunderte überdauert hat, unerläfslich. Denn es wird sich zeigen, dafs poetische Elemente in Brauch, Spruch und Lied den Handwerker früher auf seinem ganzen Bildungsgange begleiteten. Es empfiehlt sich sogar die Darstellung nach den drei wichtigen Perioden der Lehrzeit, des Gesellentums und der Meisterschaft zu gliedern.

Gehen wir aus vom deutschen Handwerk in seiner Blütezeit während des XIV. und XV. Jahrh., so ist da vor allem das starke Gemeingefühl, das Lieb und Leid zusammen tragen hilft, oder, wie man zu sagen pflegt, der Geist der Zunft überaus bezeichnend. Denn mag auch über die Entstehung und Ausbildung des Zunftwesens noch keineswegs die Untersuchung abgeschlossen sein, so viel steht fest: der genossenschaftliche Charakter war ihm von vornherein eigen. Dieser Zusammenschlufs gleichartiger Kräfte, der ebensosehr den zweckmäfsigeren Betrieb des Handwerks als einen wirksamen Interessenschutz des Einzelnen erstrebte, schuf eine ganze Reihe mannigfaltiger, oft sinnig fesselnder Gebräuche, die bisweilen weit ältere Bestandteile verraten. Davon kommt allerdings dem Lehrling zunächst relativ wenig zum Bewufstsein. Doch lernte schon er die Wichtigkeit seines Schrittes aus der sorgsamen Vorprüfung ermessen, die er beim Eintritt zu überstehen hatte. So bekommt er von Anbeginn Respekt vor dem Handwerk. Denn mit den Aufnahmebedingungen nahm man es streng genug. Eheliche und ehrliche Geburt, wohl auch die deutsche Zunge wurden gefordert. Man war eben der Überzeugung, dafs das Handwerk so rein sein müsse, als ob es 'von den Tauben belesen' worden sei. War die feierliche 'Aufdingung' vor versammelter Zunft — denn die Genossenschaft, nicht der Einzelne nahm den Neuling in Pflicht — glücklich über-

standen, so trat er in das Meisterhaus ein und lernte sich fühlen als dienendes Glied eines gröfseren Ganzen. Den eigentümlich poetischen Reiz und die sittigende Kraft solcher Lebensgemeinschaft zwischen Meisterfamilie, Lehrling und Gesellen, welche ebenfalls Gastrecht genossen, hat kein anderer als Gustav Schmoller mit warmen Worten gerühmt. Denn darin, so schreibt er[1], 'liegt eigentlich der halb poetische, halb patriarchalische Duft, der noch heute auf dem Handwerk der alten Zeit wie eine schöne Erinnerung liegt'. Nicht immer freilich wurde das Meisterpaar seiner Elternpflicht gerecht. Oft werden während der Lehrzeit die bösen Stunden die guten beträchtlich überwogen haben. Denn was Heinrich Riehl in den 'Lehrjahren eines Humanisten' von dem Pseudolehrbuben Johannes Piscator erzählt, der von dem Augsburger Lebzeltermeister mit Vorliebe zu allerlei Haus- und Gartenarbeit verwendet wurde, hat sich auch in Wirklichkeit nicht selten zugetragen. Der ehemalige Schneiderlehrling Johann Butzbach hat hierüber ein bewegliches Klagelied angestimmt (Otto S. 121 f.). Für poetische Bethätigung gab es daher in dieser Periode nur verhältnismäfsig geringen Anlafs. Höchstens, wenn einmal ein besonders keckes Bürschchen bekennt: 'Die Lieb' kommt, eh' mer's Handwerk lernt'; indem es zugleich sich über das Gebrumm des Meisters lustig macht und für sein zukünftiges 'Weibel' die strengste Beaufsichtigung schalkhaft ankündigt, scheint in dem Lied etwas von dem leichten Sinn eines verliebten Lehrjungen zu leben.[2])

Viel reicher ist der poetische Ertrag im Gesellenleben. Dies ist der ergiebigste und gesündeste Nährboden der Handwerksdichtung. Nach beendeter Lehrzeit erfolgte unter üblicher Feierlichkeit die offizielle 'Lossprechung'. Darauf aber hatte sich der neue Geselle noch der herkömmlichen Weihe im Kreise der Gesellenbruderschaft zu unterziehen. Bei diesem sogenannten 'Gesellenmachen' hatte sich eine Art typisches Ceremoniell herausgebildet, das aber natürlich je nach den betreffenden Handwerken entsprechend abgeändert wurde. Der Sinn desselben war, möglichst handgreiflich über das Ende des bisherigen Abhängigkeitsverhältnisses und den Beginn des freien Gesellenstandes zu belehren. In der Beziehung läfst es sich am ehesten wohl vergleichen mit der im Kreise der Studenten ehemals beliebten Deposition. Man verfuhr dabei mit dem Junggesellen nicht allzu glimpflich. Denn er wurde unter symbolisch-komischer Ausdeutung der jeweiligen Handwerksverrichtungen weidlich 'gehobelt', 'geschliffen' oder sonstwie drangsaliert. Mit Püffen und Stöfsen wurde nicht gespart, manche freundschaftliche 'Haarhusch' (Ohrfeige) gab den Begleitworten gebührenden Nachdruck, und erst nach vollzogener 'Taufe' war das neue Mitglied als vollwertig anerkannt. Es liegt in der Natur der Sache, dafs diese Ceremonien ohne die Würze ergötzlicher Reden ihren Reiz verloren hätten. Von Interesse ist es daher, eine solche Tauf- oder Schleifrede, die

[1]) G. Schmoller, Zur Geschichte des deutschen Kleingewerbes, Halle 1870, S. 326.

[2]) Fränkische Volkslieder, ges. u. herausg. von Freih. v. Ditfurth, Leipzig 1855, II. T. Nr. 315, während ebd. Nr. 317 wie die anderen vom Schmied Zehe aus Wülfingen verfafsten Produkte ohne rechten Wert ist.

der dazu erwählte Schleifpfaffe unter Assistenz einiger Pathen, Gothen oder Schleifgöttinnen dem Ausgelernten zu halten pflegte, einmal auf ihren Inhalt und ihre Form hin zu betrachten.[1]) Am besten eignet sich dazu die ausführliche Probe, welche Schade (Weimar. Jahrb. IV 259 ff.) von dem bei den Büttnern üblichen Schleifen bietet.[2]) Da ergiebt sich denn ein eigenartiges Durcheinander von rhythmisch gehobener Prosa mit gelegentlichen Allitterationen und holprigen und stolprigen Reimsprüchen, die gleichsam das Band für diese überquellende volkstümliche Prosa bilden. Die Unterweisungen überraschen nicht selten durch einen Ton köstlichen Humors, der bald mit treusinniger Ermahnung, bald mit neckischem Spotte wechselt. Überall waltet eine behagliche epische Breite. Dazu scheinen manche Züge schalkhafter Einfalt aus Sagen- und Märchenerinnerungen hineingeheimnifst zu sein. So erklärt es sich, dafs Jakob Grimm an dieser frischen Tradition, die freilich durch die späte Überlieferung gelitten hat, seine helle Freude haben konnte.[3]) Nachdem die Prozedur des Schleifens begonnen hatte und dem Täufling an Stelle des anfänglichen Scherznamens der von ihm gewählte Schleifname zugesprochen worden war, erfolgte im zweiten, weitaus umfangreicheren Teile der Ansprache eine genaue, auf gesunder Einsicht beruhende Aufklärung über den guten Ton des Gesellenlebens auf der Wanderschaft, in der Werkstatt, bei den Zusammenkünften und im öffentlichen Leben überhaupt. So ersetzen diese Vorschriften gewissermafsen ein Instruktionsbuch über den Umgang mit Handwerkermenschen. Alle diese Lehren aber werden durch naive Einkleidung und launigen Vortragston schmackhaft und reizvoll. Mit dem frommen Wunsche:

> Hiermit wünsch' ich dir Glück und Segen zu deinem Gesellenstand.
> Gott helfe, dafs dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land!

schlofs der Redner. Ein freudenvoller Gesellenschmaus mit feierlich kredenztem Willkommentrunk zu Ehren des Neuaufgenommenen war dann selbstverständlich.

Aber noch fehlte der letzte Schliff. Den brachte das Wandern. Ein mehrjähriger Wanderkursus war schon Ende des XV. Jahrh. vielfach üblich. Aber auch ohne äufseren Zwang lag der Wandertrieb gerade dem Deutschen seit alters im Blute. Das Frohgefühl des Wanderns, wo einem Gottes Odem so frisch in die Brust weht, haben denn auch die deutschen Handwerksgesellen lebhaft empfunden. Dafür zeugt die grofse Reihe von Wanderliedern, die von ihnen gedichtet worden sind. Gerade in ihnen pulsiert das frischeste, urwüchsigste Leben. Viele von ihnen haben freilich die Zeichen ihres Ursprungs mit der Zeit verwischt und sind in dem reichen Schatz reiner Volkslieder auf-

[1]) Was wir darüber wissen, verdanken wir in der Hauptsache dem Altenburger Konrektor Frisius, der Anfang des XVIII. Jahrh. durch seine Schüler eine Sammlung der Handwerksgebräuche anregte und 1708 in dem Buche 'Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica' u. s. w. veröffentlichte (S. Weim. Jahrb. IV 243 f.).

[2]) Als Gegenstück vgl. die in wunderlichen Knittelversen abgefafste Hobelpredigt der Tischler (ebd. S. 293). Siehe auch die 'Vorsage' der Schmiede, Grimms Altd. Wälder I 88 ff.

[3]) Vgl. bes. auch die Darstellung Uhlands, der den Beziehungen der Handwerksgebräuche zum Meistersang eindringlich nachspürt (Schriften, Stuttg. 1886, II 351 ff.).

gegangen. Das gilt namentlich von manchem der zahlreichen Abschiedslieder. Gleich beim berühmtesten unter ihnen, dem ewigschönen: 'Innsbruck, ich mufs dich lassen', dessen sanfte ionische Weise mit ihrer überwältigenden Gefühlsinnigkeit so unmittelbar zu Herzen spricht, ist es strittig, ob es nicht doch als Lied süddeutscher Handwerksburschen aufgekommen ist.[1])

Der nahende Lenz giebt das Zeichen zum Aufbruch. Oder, wie es in der Vorsage der Schmiede heifst: 'Zwischen Ostern und Pfingsten, wenn die Schuh geflicket und der Beutel geflicket, dann ist wandern gut.' Da wird das Bündel oder Ränzel geschnürt und zum Knotenstock gegriffen. Denn beim Fliegen der 'weifsen mucken' im Winter müssen sich die Augsburger 'webersknaben schmiegen'. Dann murrt man wohl mifsmutig über den harten Strohsack oder das dünne Wassermus und mufs sich die Plackerei des Holzhackens und Wassertragens gefallen lassen, aber beim Anbruch des Frühjahrs wendet sich das Blatt. Da werden die Gesellen frisch und trumpfen ihren Meistern auf. Alles Bitten des Krauters — dies der gang und gäbe Spottname eines knickerigen Meisters — fruchtet nun nichts, zumal wenn er so wenig seine Natur verleugnet wie in dem humorvollen Verse:

Gesellen, wollt ihr bleiben,
Zehn Thaler geb' ich euch.
Fünf gebet ihr mir wieder,
Nu ja ja mir wieder,
Und fünfe — schenk' ich euch. (Sch. S. 215.)[2])

So liefert eine Analyse der in diesen Liedern zum Ausdruck gelangenden Stimmungen und Eindrücke zugleich ein anschauliches Bild der Handwerkszustände alter Zeit. Um Gründe für die Aufkündigung ist man nicht verlegen. Die Hauptrolle spielt dabei der Verdrufs über Kost und Logis. Dem einen ist das unerquickliche Einerlei schier unerträglich für seine 'zarte Haut', dem anderen ist das Brot zu schwarz und das Bett zu eng, ein dritter sagt es der Meisterin schlankweg ins Gesicht: 'Ihr Speck und Kraut das schmeckt mir nicht', von der verblüffend drastischen Variante eines vierten zu geschweigen. Die Klagen haben einen lebhaften Wiederhall im Märchen und Schwank gefunden. Schneider 'Daumerling' droht seiner Meisterin mit der Kreideanschrift an ihre Hausthüre: 'Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig!' Ein ergötzliches Seitenstück hierzu zeichnet Joh. Pauli ('Schimpf und Ernst', herausg. von Österley, Stuttgart 1866 Anh. 6) in dem anspruchsvollen Gesellen, der zwar vor Ostern in geschickter Ausnutzung der Situation eine beträchtliche Aufbesserung der Mittagskost erzwingt, aber dafür nach den Feiertagen die Stelle quittieren und in Schnee und Wetter hinausziehen mufs.

---

[1]) In der Art dieser alten Wanderlieder haben sich wiederholt spätere Dichter versucht. Mit ziemlich engem Anschlufs Hoffmann von Fallersleben (Ges. Werke, herausg. von Gerstenberg, Berlin 1891, III 122 f.), am glücklichsten durch poetische Vertiefung der Situationen Wilhelm Müller in dem schönen Cyklus der 'Wanderlieder eines rheinischen Handwerksburschen (Gedichte, herausg. von Max Müller, Leipzig 1868, I 31 ff.).

[2]) Sch. = Schade, Deutsche Handwerkslieder.

Dagegen schlägt sich Hans Sachs mit Vorliebe auf seiten der Gesellen. Bald ist es ein ungesottener Landshuter Schuster (Werke, herausg. von E. Goetze XVII 349 ff.), bald ein Ulmer (XXII 517 f.), bald ein knauseriger schwäbischer Handwerksmann (XXI 280 f.), der durch Schlagfertigkeit und kecken Fürwitz seines Gesellen kuriert wird (vgl. auch Kirchhof, Wendunmut, herausg. von Österley, 1869, I Nr. 233).

Sehr beachtenswert ist ein Zeichen sozialer Gärung in diesen Wanderliedern: der Groll gegen die bevorzugten Meistersöhne. Ihnen war das Wandern nachgelassen. Solche Ausnahmestellung mufste naturgemäfs böses Blut machen. Denn es mögen in der That nicht wenige, um rascher vorwärts zu kommen, von dem Privilegium Gebrauch gemacht haben. Man nimmt sich daher auch kein Blatt vor den Mund. Gegen ein solches 'Hätschelkind' zielt auch der Spott von den schlimmen Bauernhunden, die ein Muttersöhnchen bei Zeiten ins Haus zurücktreiben. Vergeblich wird man sich jedoch nach einem Liede umsehen, in dem ein solcher Hasenfufs in Person abgebildet ist.[1] Ein so dankbares Motiv liefs sich aber die Kunstdichtung nicht entgehen. Daniel Schubarts jammerndes Schneiderlein, das von der besorgten Mutter sogar im Taubenschlag geborgen wird (Wunderhorn, neu bearb. von A. Birlinger und W. Crecelius, Wiesbaden und Leipzig 1876, II 703 f.), und A. G. Eberhardts bramarbasierender 'Peter in der Fremde' sind zwei köstliche Karikaturen. Dagegen gefällt man sich in allgemeinen Ausfällen gegen solche Duckmäuser, die immer das Haus hüten, hinterm Ofen und in der Höll', nach Kräften. 'Sie wissen' — Eichendorffs Worte treffen fast wörtlich damit zusammen — 'nur von Kinder wiegen, von Sorgen, Last und Not um Brot'. Den erfrischenden Zauber ungebundener Wanderlust haben sie nie empfunden (vgl. Sch. S. 108 ff. bes.). Darum müssen sie beim Austausch der Erlebnisse in der Schenke beschämt beiseite sitzen. Am liebsten möchte man überhaupt nichts mit ihnen zu thun haben. Ein solcher Stubenhocker ist nicht wert, wie es einem bedünkt, dafs man mit ihm anstöfst 'und Tobak mit ihm schmauchet' (Sch. S. 114).

Noch animoser wird ein anderer, der sogar die Jungfern auffordert, nur brave Burschen zu freien, die die Welt gesehen haben. Denn:

Ein wohlgereister Mann,
Der in der Welt gewesen ist,
Der etwas weifs und kann,
Von dem ist viel zu halten
Bei Jungen und bei Alten:
Ich selbst halt viel davon. (Sch. S. 111.)

So singt er im Brusttone ehrlicher Überzeugung. Ganz grobianisch derb, wobei die Poesie allerdings auch arg zu Schaden kommt, ist die Definition eines 'ungewanderten Strohsackes' in einem späteren Erzeugnisse (Sch. S. 118).

Wirklich zu Herzen gehende Stimmung aber findet sich, eben weil sie aus dem Herzen kommt, besonders in den Abschiedsliedern. Da klingen

---

[1]) Zu nennen wäre allenfalls eine Stelle des Maurerliedes (Sch. S. 47).

echte Empfindungstöne der alten Weise des Scheidens und Meidens herein. Schon das ganze altväterische Ceremoniell des Abschiednehmens hat etwas Trauliches, Stimmungsvolles. Denn immer sollte die äufsere Form gewahrt bleiben. Im Unfrieden durfte keiner fortziehen. Auch hatte man ordnungsgemäfse Kündigung zu beobachten und dann in der Regel Sonntag nach dem Mittagessen offiziellen feierlichen Abschied zu nehmen, fein ehrbarlich und geziemend in Haltung und Form. Dank und Glückwunsch wurde gewechselt, und der gute alte Familiensinn fand in dem üblichen Zwiegespräch nochmals einen schönen Ausdruck. Oft genug mag der Abschied nicht leicht geworden sein. Kein Wunder, dafs auch ganz sentimentale Töne angeschlagen werden. Da grüfst der eine sein trautes Nürnberg, das sein auserwähltes Lieb beherbergt, noch einmal thränenden Auges, der nächste sein wunderschönes Berlin, ein weiterer sein Cannstatt — die Reihe der Namen will nicht enden (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1894, III 421 ff.) —; andere wiederum sind aus härterem Holze geschnitzt und sind kurz und bündig mit ihrem Lebewohl. Dann schmettert man wohl ein flottes: 'Ade, du liebes Städtchen! Ade, ihr Glogauer Mädchen!' (Sch. S. 147 f.) in die Lüfte oder findet sich so leicht in die Dinge wie der glückliche Besitzer mehrerer Schätze, der den Stadtschönen übermütig genug zusingt:

Ihr ihr ihr und ihr,
Ihr Mädchen, lebet wohl!
Ihr habt mir manche Lust gemacht
Und mich um vieles Geld gebracht.
Mein Glück mufs ich probieren,
Marschieren. (Sch. S. 151.)

Im allgemeinen ist man durchaus nicht etwa ein wehmütiger Kopfhänger. Denn die trübe Stimmung wird zugleich ausgelöst durch das Frohgefühl, etwas Neues zu erleben und zu erlernen. Man sehnt sich geradezu 'nach lobenswerten Thaten' (Sch. S. 114). Beim schäumenden Glas pflegt der Scheidende den Brüdern und Freunden Valet zu sagen, und unter freundschaftlichem Geleit zieht er zum Thore hinaus. Wie oft mag dabei die schöne schwäbische Weise: 'Mufs i denn, mufs i denn zum Städtele 'naus' erklungen sein! Ein letzter Händedruck und freundlicher Zuspruch. Dann schritt der Geselle auf der Landstrafse rüstig fürbafs. Ein munteres Marschlied wurde angestimmt. Noch mancher Blick aber mag der entschwindenden Stadt gegolten haben. Aus den Liedern erfahren wir hierüber nichts.[1]) Dagegen bekundet man gern seine Freude über die schöne Gotteswelt. Die Form freilich, in der sich dies Naturgefühl äufsert, ist einfach und schlicht. Man kennt den Weckruf der Vögel: 'Auf,

---

[1]) Wie feinsinnige Dichterhand solche Rückschaustimmung im Worte festzuhalten versteht, lehrt Theod. Storms meisterliche Novelle 'In St. Jürgen', indem er den auswandernden jungen Tischlergesellen Harre Jensen noch in der Frühdämmerung den Turm von Husum erklimmen läfst, von dessen Plattform er dann das entzückende Bild der vom rosigsten Morgensonnenschein umfluteten und im ersten Frühlingsschmuck prangenden Vaterstadt geniefst.

auf, ihr Wandersleut'!' (Sch. S. 108) beim Anbruch des Morgens, man läfst sich von der hellen Frühlingssonne anlachen, schaut in den klarblauen Himmel hinein, hört auf das Rauschen der Bäche und lauscht wohl auch im kühlen Schatten auf den süfsen Nachtigallenschlag (Sch. S. 113). Überhaupt ist man der Vogelwelt besonders zugethan. Nur gelegentlich einmal finden sich die auf grüner Heide tapfer springenden Hirschlein erwähnt, abgesehen von dem durch Umdichtung eines bekannten Tirolerliedes entstandenen Hymnus der Frühlingslust (Sch. S. 132 f.). Dagegen ist nun ein überaus beliebtes, oft breit ausgesponnenes Thema die Erzählung von Reiseerinnerungen.

Da läuft denn auch manche unschuldige Renommisterei mit unter, manche subjektive Kritik macht sich laut. Denn man vermeidet möglichst nüchterne Aufzählungen und sucht gern zu charakterisieren und zu censieren. Wie viel dabei aufs Konto persönlicher Zu- oder Abneigung zu setzen ist, ist meist nicht schwer zu entscheiden. Sehr vieles ist rein konventionell. Strafsburg mit seinen Kostbarkeiten, das reiche Köln mit seinen zahllosen Kirchen und Klöstern, 'als Tag im Jahre sein' (Sch. S. 112), das wohlhabende Hamburg und verführerische Berlin (Sch. S. 120 f.) und noch zahllose Städte und Städtchen und Länder werden oft in buntem geographischem Potpourri und ohne jede Prüderie besungen. Der Improvisation und Interpolation war hier ein weiter Spielraum gelassen. Das zeigt kein Lied deutlicher als das alte Kernlied, das auch Mörike in der Novelle vom 'Schatz' den Goldschmiedsgesellen Franz Arbogast anstimmen läfst: 'Seid nur lustig und fröhlich, ihr Handwerksgesellen!' (Sch. S. 142 ff.; Erk-Böhme, Liederhort Nr. 1609). Fast allen bekannteren Städten des In- und Auslandes wird darin ein kleiner Denkzettel angehängt, oft mit Humor und Witz, wie ihn ja auch spätere studentische Variationen aufweisen. So behauptet zwar Sachsen seinen alten guten Ruf als Land der schönsten Mädchen, aber das verjudete Prag oder gar das rauflustige Halle, wo der Handwerksbursch so viel leiden mufs 'von den Herren Studiosibus', stehen nicht im besten Andenken. Es ist erstaunlich, wie weit nun einzelne Gesellen in der Welt herumgekommen sind. Man braucht z. B. nur einmal sich die Marschroute zu vergegenwärtigen, welche Hans Sachs auf seiner fünfjährigen Wanderschaft zurückgelegt hat (Werke XXI 338): Regensburg, Salzburg, Passau, München, Landshut, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen und zurück nach Nürnberg. Der poetische Ertrag ist denn auch kein geringer. Zahlreiche Anspielungen beweisen dies. Dafs freilich das Wandern nicht eitel Lust und Freude ist, hat auch er erfahren. Der hübsche Schwank von dem in der Münchener Herberge verpfändeten, aber bald wieder ausgelösten Rock spricht deutlich genug.[1]) Geld ist überhaupt das Wenigste, was Handwerksgesellen zu besitzen pflegen. Hunger und Durst mufs man ebenso ertragen lernen wie Frost und Hitze, so gestehen sie. Doch läfst man darob nicht gleich den Mut sinken. Bei allem Verdrusse und aller Entbehrung erklärt der eine (Sch. S. 108): 'So ist doch dies mein Trost dabei, dafs mich die

[1]) Fabeln und Schwänke, herausg. von Goetze und Drescher III 1 ff.

Hoffnung einst erfreu.' Ja, man hat eigens Trostlieder gedichtet, die alle eine feste Zuversicht bekunden (Sch. S. 164 ff.). Entweder stellt man vertrauensvoll seine Sache Gott anheim, oder man verscheucht die bangen Sorgen mit der biederen Sprichwortmahnung: 'Denn nicht Reichtum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich.' Gar nicht aus ihrem Gleichmut wollen sich die bayrischen Gesellen bringen lassen: 'Haben sie kein Geld, habens andre Leut!' Sie sind sogar der Hilfe des Königs gewifs.[1] Trotz alledem sind natürlich diesen Handwerksgesellen auch jene Stimmungen sicher nicht fremd gewesen, die Franz Freih. v. Gaudy mit liebenswürdigem Humor in der novellistisch-satirischen Tagebuchschilderung eines wandernden Schneidergesellen späterer Zeit zum besten giebt (Werke, herausg. v. Arth. Müller, Berlin 1844, II 47 ff.). Dem Leben ist jenes drastische Landstrafsenbild unmittelbar abgelauscht, wie der verdrossene Handwerksbursch bald über die Prellsteine, bald über die eigenen Beine stolpert, die heillosen, messerscharfen Schüttsteine zum Henker verwünscht und mit belustigender Selbstironie anhebt: 'Der Knotenstock ist noch fauler als sein Herr und läfst sich klappernd und höhnisch meckernd über das Geröll hintennach schleppen. Der Himmel sieht dumm und dämisch wie ein Mittwochmorgen nach den drei Osterfeiertagen aus und steckt bis an den Hals im Katzenjammer. In allen Winkeln kriechen die grauen Wolken gleich maulenden Kindern herum und fangen zuletzt aus Ungezogenheit und purer Langeweile an zu regnen.' Und dazu das Gegenbild: eine in sechsspänniger Extrapost mit Gepäck und Dienerschaft vornehm einherrasselnde Herrschaft, die des Burschen bescheidene Bitte um Wegzehrung entweder kurzweg abschlägt oder durch einen hoheitsvoll gespendeten Kreuzer zu befriedigen geruht. Eine Situation, die auch Dingelstedt in seinem Gedicht von der 'Extrapost' anschaulich behandelt (Deutsche Rundschau LXII 433 f.).

Das beste Gegengewicht gegen trübes Gedankenspinnen bot sicherlich gute Kameradschaft. In den Liedern freilich kommt man über allgemeine, mehr indirekte Andeutungen nicht recht hinaus. Anders im Märchen, das manche lebensvolle Szene im Bilde festgehalten hat. Am frischesten sind wohl die Farben in der Erzählung von den beiden Wanderern (Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Grofse Ausg., Berlin 1890, Nr. 107). Das kleine, gewandte Schneiderlein mit den roten Backen, das immer lustig und guter Dinge ist und von mancher hübschen Meistertochter unter der Hausthür einen Kufs mit auf den Weg bekommt, ist ein hübsches Gegenstück zu dem griesgrämigen und neidischen Schuster, der dem munteren Kerlchen sofort an den Kragen will, als es ihm ein übermütiges Spottliedchen zuträllert. Der in Mörikes Märchen vom 'Hutzelmännlein' gezeichnete Schönfärbergesell hat manche Züge mit diesem Urbild gemein, aber ihm geht gerade der Sinn für treue Kameradschaft ab, die alles mit dem Genossen teilt und, wenn ein paar Groschen in der Tasche klingen, auftragen läfst und vor Vergnügen auf den Tisch schlägt, dafs die Gläser tanzen, dem Wahlspruch getreu: 'Leicht verdient und leicht

[1] Ganz in dem Geiste hat auch Hoffmann v. Fallersleben ein Handwerksburschenlied gedichtet (III 150 f.).

verthan.' Allerdings nimmt die Geschichte zuletzt noch eine recht düstere Wendung durch die verdiente Bestrafung des herzlosen ehemaligen Wandergefährten, während der zwischen einem anderen Schneider und einem buckeligen Goldschmied geschlossene Bund die Wanderjahre überdauert (ebd. Nr. 182).

Vor dem Einzug in eine Stadt galt es erst ordentlich Toilette zu machen. Dem jungen Böttcher wird darüber eingeschärft, sich zunächst eine Weile niederzusetzen, ein Paar gute Schuhe und Strümpfe anzulegen und einen weifsen Überschlag oder eine Krause um den Hals zu thun. Der Thorschreiber oder die Schildwache (Sch. S. 122 u. 124) pflegte sein Bündel in Verwahrung zu nehmen, bis er von der Herberge das Handwerkszeichen zur Einlösung geholt hatte. Der Grufs, den man mit schuldiger Zurückhaltung, 'den Hut abgezogen mit aller Reverenz', und in der vorgeschriebenen Weise vorzubringen gehalten war, ersetzte in der Regel die Stelle anderer Legitimation. Die grofse Bedeutung der Herberge, die sich auch in den Liedern vielfach wiederspiegelt, beruht in der Hauptsache auf der von ihr ausgehenden Arbeitsvermittelung. War das betreffende Handwerk ein 'geschenktes', so wurde dem Zugewanderten eine durchaus gastliche Aufnahme gewährt: Willkommentrunk, freie Verpflegung und Nachtlager. Ein höchst bescheidentliches und höfliches Betragen gegenüber dem 'Vater', der 'Mutter' und der etwa vorhandenen 'Schwester' der Herberge war Pflicht jedes 'frommen Sohnes'. Wenn der Ankömmling gesonnen war, Arbeit zu nehmen, so pflegte, falls es der Ortsgebrauch nicht anders bestimmte, der jeweilige Örten- oder Ürtengeselle ihn zunächst zu begrüfsen und dabei auszuforschen, dann aber für ihn Umschau zu halten. Je nach dem Ergebnis seiner Bemühungen sorgte man hierauf für freundschaftliche Verabschiedung oder Einstellung des Betreffenden.[1]) War dieser glücklich in einer Werkstatt untergebracht worden, so hatte er sich nicht nur für die erwiesene Gefälligkeit mit einer entsprechenden Weinspende abzufinden, sondern vor allem bei der nächsten Auflage seine Aufnahme in die Ortsbrüderschaft nachzusuchen. So wurden die in regelmäfsigen Zwischenräumen stattfindenden Gesellenzusammenkünfte nach dem Auflegen des Beitrags für die 'Büchse' bezeichnet. Der Ort der Versammlung war eine Stube der durch innere wie äufsere Ausstattung genügend gekennzeichneten Herberge. Über Berufung und Organisation einer solchen 'Gesellenschenke' sind wir u. a. besonders gut unterrichtet durch zwei von Hans Sachs gereimte Ordnungen der Nürnberger Heftelmacher- und Ringmachergesellen.[2]) Danach war allseitiges und pünktliches Erscheinen Bedingung, ferner wurde das Ablegen der 'Wehr' gefordert, damit es 'fein ordentlich' zugehe, und Statut wie Comment genau beachtet. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes erfolgte gewöhnlich erst nach Regelung der laufenden Kassenverpflichtungen. Die Form der Einweisung war die der prosaischen Wechselrede mit eingestreuten Reimsprüchen lockerster

[1]) Weimar. Jahrb. IV 309 ff. (Ceremoniell der Weifsgerber). Dazu Gräters Bragur III 216 ff. (Der Siebmacher Grufs und Umfrag) und 'Der kandelgieser-spruech' (Hans Sachs, Werke XXII 270 f.).

[2]) Werke XXIII 64 ff. Vgl. v. Ledebur, Neues allgem. Archiv I 31 ff.

Fügung und von volkstümlicher Technik. Die Grundform schimmert noch deutlich durch. Ebenso unverkennbar ist die dabei beliebte humoristische Färbung in Fragen wie Antworten. Zugleich verrät sich ein gewisser, in der uns überlieferten Form nicht immer ganz verständlicher, phantastischer Anflug.[1] Mit der Bezahlung der Einschreibegebühr und der Abgabe für die Armenbüchse waren die Förmlichkeiten erledigt. War die Tagesordnung erschöpft und nichts mehr vorzubringen, so schlofs bei den Magdeburger Hufschmieden wohl der präsidierende Altgesell den geschäftlichen Teil der Sitzung mit dem Verslein:

> Mit Gunst, wenn niemand etwas weifs,
> So weifs ich etwas;
> Wollen Geld zählen, Bier zappen,
> Wo die schönen Mädchen mit den Krügen klappen

und einem kurzen Schlufsworte. Dann wurde die Lade abgetragen, und eine freiere, gemütliche Stimmung regte sich. Allerdings eine allzugrofse Ausgelassenheit wurde schon durch die strengen Einzelverbote niedergehalten. Aber waren auch alle 'champare wort', alles Fluchen und gotteslästerliche Schwören, ja, wohl auch der Trinkzwang ernstlich verpönt, so war man doch weit entfernt von philiströser Engherzigkeit, und es ging trotzdem noch lustig und übermütig genug zu. Aber die Heiterkeit war um so ungetrübter, je mehr der Geist der Zucht und Ehrbarkeit in diesem Kreise waltete. Aus ihm sind auch die zahlreichen Lieder herzuleiten, die es alle mit der Verherrlichung irgend eines Handwerks zu thun haben. Dies sind die sogenannten Zunft- oder Preislieder. Sie mögen sich zur Eröffnung der Zeche — denn ohne munteren Sang ist eine solche kaum denkbar — ganz vorzüglich geeignet haben. Denn ehrenfester Handwerkssinn und kräftiges Selbstgefühl kommt in ihnen entschieden zum Ausdruck. Meister wie Gesellen kannten noch Begeisterung für ihr Thun. Denn Meister Martins liebevolle Glorifikation des Küferhandwerks ist eben nicht ein rein dichterisches Gebilde. In ähnlichem Handwerksstolze waren einst viele befangen, die gleich ihm ihren Beruf für das Herrlichste auf Gottes Erdboden erklärt haben würden. Poetisch freilich stehen diese Lieder nicht gerade hoch im Werte. Der mehr oder minder tendenziöse Inhalt ist durchaus die Hauptsache. Dabei geben sie viel zu viel Reflexion und lehrhafte Beschreibung. Auch sind sie samt und sonders über einen Leisten geschlagen. Aufforderung zum Lobpreis eines Handwerks, Beteuerung seines Nutzens und seiner Notwendigkeit, meist verbunden mit einer Darstellung seiner Produkte oder Verrichtungen, ein wohlgemeinter Wunsch zum Schlufs — das bietet etwa die Vorlage, nach der man im grofsen und ganzen gearbeitet hat.[2] Die Loblieder der Handwerker stehen in Verwandtschaft mit

---

[1]) Weimar. Jahrb. IV 315 ff. (Wunderhorn S. 676 ff.).

[2]) Wie wenig poetisch ergiebig solcherlei Beschreibung ist, zeigen auch die von Hans Sachs gedichteten Achtzeiler zu den Holzschnitten Jost Ammans in der von Sigmund Feyerabend 1568 herausg. Schrift: 'Eygentliche Beschreibung Aller Stände' u. s. w. (Hans Sachs, Werke XXIII 271 ff.). Trotzdem finden sich auch Gedichte ähnlicher Art bei Jos. Freih.

ähnlichen Gedichten aus dem Kreise der Studenten, der Soldaten, der Bauern. Gerade bei den letzteren lassen sich bis in Einzelheiten Parallelen ziehen, wie aus Joh. Boltes lehrreicher Sammlung sofort erhellt (Acta Germanica I. Bd. 3. Heft). Allen jenen Liedern ist das Bestreben gemeinsam, das besungene Handwerk auf Kosten der übrigen zu erheben. Oder, wie Ernst Scherenberg in dem Gedichte vom 'güldenen Ring' der Gilden so anschaulich spöttelt, es gilt das Wort: 'jeder will der erste sein im Haus'. Als Zeugnisse sind daher historische Erinnerungen sehr willkommen. Die Weifsbäcker vergessen die ihnen von Kaiser Karl IV. ob ihres Löwenmutes verliehene gekrönte Brezel ebensowenig (Sch. S. 3 f.) wie die Schuhmacher ihren Patron Herzog Hans von Sagan (Sch. S. 78). Dafür aber wissen die Böttcher das Prunkstück des Heidelberger Riesenfasses zu rühmen (Sch. S. 11), während wieder die Küfer auf ihre körperliche Tüchtigkeit pochen (Sch. S. 13 f.). Ein überaus beliebter Gemeinplatz ist die Frage nach dem Ursprung des Handwerks. Solch loses Scherzwort, wie es ein lustiger Färber darüber in einem Liede äufsert (Sch. S. 82), steht freilich nur vereinzelt. Meist thut man damit recht gewichtig. Bald wird der König (Gambrinus) von Flandern und Brabant als Erfinder der löblichen Brauerkunst ausposaunt (Sch. S. 15), bald, und dies ist bei weitem das Üblichste, wird die Bibel selbst aufgeschlagen und nach authentischen Belegen gesucht. Es ist das gleiche Bemühen, göttliche Einsetzung nachzuweisen oder mindestens ein ehrwürdiges Alter zu verbürgen, wie es so sinnig in dem litterarisch oft behandelten alten Märchenstoffe von den 'ungleichen Kindern Evä' zum Ausdruck kommt. Manche launige Naivetät läuft dabei mit unter. Schneider wie Leineweber (Sch. S. 69 u. 89) proklamieren in witziger Auslegung von Bibelstellen den lieben Gott in Person zum 'Erheber' ihres Handwerks. Die Müller, Bäcker und gelegentlich[1]) wohl auch die Zimmerleute, die sich sonst als Brüder Jesu Christi fühlen (Sch. S. 102), bemühen sich um Adam als Stammesherrn (Sch. S. 57 u. Erk-Böhme, Liederhort. III. Bd. Nr. 1629). Die Böttcher erheben natürlich Vater Noah als ersten Fafsbinder in den Himmel (Sch. S. 10), und die Wagner berufen sich ihrerseits auf den Propheten Elias — man merkt auch hier wieder die Schablone. Gleichwohl läfst sich aus der Masse des tauben Gesteins, das diese Lieder mit sich führen, auch manches gehaltvollere Körnchen aussondern. Dahin gehört z. B. das hübsche Eheidyll im Ruhmlied der Weifsgerber (Sch. S. 42 f.) oder etwa das unfreiwillig komische Bekenntnis der Buchbinder, das von mancher Seite der Bücher, die in ihre Hände kämen, 'etwas zurück in dem Verstand' bleibe (Sch. S. 20). Auch eine kleine Pikanterie der verliebten Schuhmacher (Sch. S. 77) bringt einmal Abwechselung. Besonders interessant sind einige Selbstcharakteristiken, die gelegentlich begegnen. So gefallen sich die 'honet galanten Bäcken' gern

---

v. Auffenberg (Sämtl. Werke, 1844, XX 48 ff.) in einem Schneiderlied und in den dialogischen Szenen in der Schreinerwerkstatt von E. Langbein (Sämtl. Schriften, Stuttg. 1841, II[2] 279 ff.).

[1]) Archiv für das Studium der anderen Sprachen XCV 367, wo vorher auch verwandte Reimsprüche aus dem Meisterbuch der Frankfurter Goldschmiedeinnung mitgeteilt werden. Vgl. auch H. Sachs, Werke VII 471 ff. (ähnlicher Spruch zum Ruhme Albr. Dürers).

in der Rolle eines sauberen und noblen Herrn: 'Er trinkt kein Wein, denn er sei gut!' (Sch. S. 5). Dagegen poltern die Maurer in einem trutzigen Sange (Sch. S. 47 f.) in handwerksmäfsiger Derbheit und Grobheit. Allerdings können sie sich auch von der liebenswürdigeren Seite zeigen. So in dem erheiternden Liede, das mit wohlgefälliger Selbstironie die bei ihrer Arbeit beliebten gründlichen Pausen schildert und auch vom 'Vexieren' schöner Mädchen zu erzählen weifs (Sch. S. 46 f.). Aus dem Leben gegriffen ist zumal die anschauliche Mittagsszene[1], wo der Meister mit langem Gesicht den bei Tisch so tapferen Essern zusieht und seine Bangnis nicht länger zurückhalten kann, indem er ihnen mahnend zuruft: 'Ach, Gesellen, efst nicht so lang!' Auffallend gering sind Ansätze zur symbolischen Ausdeutung der einzelnen Handwerke. Schon Vergleiche wie die des zirkelrunden Mühlensteines mit dem 'lieben Hostienblatt' oder der Weberspule mit dem Pflug, des Schiffleins mit dem Pferd sind sehr spärlich. Am frischesten wirken sie noch in dem wirklich flotten und gefälligen Schneiderlob:

Schneidri schneidra schneidrum!
Ich bin der Meister Schneider
Und mach den Leuten Kleider
Im Lande weit herum,
Im Lande weit herum.

Ich sitz' und schau' mich um,
Als wenn ich Kaiser wäre.
Mein Szepter ist die Schere,
Mein Tisch das Kaisertum.
Ich sitz und schau mich um. (Sch. S. 71.)

Und doch, wie fruchtbar sind solche Keime später durch echt dichterische Belebung geworden. Der alte gute Optimist Valentin in Ferdinand Raimunds reizendem Zaubermärchen mag es bezeugen. Wie einfach und doch wie poesievoll ist sein allbekanntes Hobellied, womit er sich über des Lebens Verdrufs hinwegtäuscht. Und wie er als echter Tischler erst im letzten Stündlein seinen Hobel hinlegen und der Welt Ade! sagen will, so läfst auch Theodor Fontane den greisen Feldmarschall Derffling auf dem Sterbebette aus alter Schneidererfahrung bekennen: 'Man wechselt seine Kleider — Auch hab' ich des nicht Leid.' Überhaupt darf man wohl dies Gedicht als die gelungenste poetische Verwertung der einem Handwerk innewohnenden Symbolik bezeichnen. Nicht nur die ganze Persönlichkeit des Titelhelden ist mit bewundernswerter Kunst geadelt worden, sondern ein Strahl der Dichtersonne fällt auch auf das schlichte Handwerk samt seinen Verrichtungen und sprachlichen Ausdrücken. Darin ist ihm Friedrich von Sallet in seinem entsprechenden Gedichte denn doch nicht an die Seite zu stellen.

Bezeichnend aber ist, dafs man eine ganz besonders gefärbte Art von Symbolik auch in den Handwerksliedern keineswegs verschmäht. Das ist die des Liebesgenusses. Da stellen die Handwerksdichter ebenso ihren Mann wie die Verfasser der im Volke einstmals so beliebten 'Schamperlieder'. Zu diesen

[1] Das Motiv kehrt nicht nur in einem analog gebauten Schneiderlied wieder (Sch. S. 72), sondern wird besonders reich ausgestaltet in dem humoristischen Duett zwischen Schlossermeister und Gesellen mit der köstlichen Pointe, dafs das kurze 'Fresse' und die vierzehnstündige Arbeitszeit nur durch kluge, ausgleichende Fleifsverteilung zu kompensieren sei (S. Kretzschmer, Deutsche Volksl. I, Berlin 1840, Nr. 176).

haben die erotischen Handwerkslieder unzweifelhafte Beziehungen. Hier wie dort läfst man einer ausschweifenden, sinnlichen Phantasie nur allzu willig die Zügel schiefsen. Die Gattung selbst ist alt. Schon unter den Liedern Gottfrieds von Neifen findet sich ein derartiges Produkt, von einem Fafsbinder handelnd, überliefert, für dessen Beliebtheit eine Reihe von Nachdichtungen sprechen (Sch. S. 191 ff.). Proben ähnlicher Lieder giebt Schade noch vom Uhrmacher, Schornsteinfeger und Glaser (S. 196 ff.). Es mögen noch weit mehr im Schwange gewesen sein. Beim Volke sind sie höchst wahrscheinlich ebensosehr wegen ihres zweideutigen Inhalts als wegen ihres grobkörnigen Humors geschätzt worden.

Inhaltlich gehören sie zu der Gruppe der erzählenden Lieder. Diese eigneten sich ja besonders gut zur Unterhaltung bei geselligem Trinkgelage. Das populärste Stück war das Lied vom Liebesabenteuer eines jungen Handwerksgesellen mit einer hochgestellten Dame. Dies beweisen die zahlreichen Varianten, welche umgingen. Das Lied selbst ist sehr frühen Ursprungs. Anfangs scheint ein hübscher Schreiber, der mit einer Markgräfin der Minne pflog, der Held gewesen zu sein (Erk-Böhme, Liederhort I Nr. 128). Dann aber haben sich nahezu alle Gewerbe den dankbaren Stoff angeeignet und entsprechend umgestaltet. Sehr zeitig schon tritt ein junger Zimmergesell als Liebhaber auf, dann aber gefallen sich auch Schmiede, Schlosser, Schuster, Schneider, Bäcker, Tischler, Böttcher u. a. in der dankbaren Don-Juanrolle (S. ebd. Nr. 129; Sch. S. 199 ff.). Das Lied ist naturgemäfs mit der Zeit arg zersungen worden. Man braucht nur einmal die alte schöne epische Erzählung mit der ergreifenden Szene unter dem Galgen, wo der arme Verführte erst, als er auf der letzten Sprosse der Leiter steht, in dem rührend offenen Geständnis eines greisgrauen Edelherrn eine mitfühlende, rettende Fürsprache findet, neben die stark gekürzte junge Fassung zu halten, welche an Stelle des versöhnlichen Ausgangs einen tragischen Schlufs bietet, um die heillose Verderbnis zu ermessen. Ein kleineres Ganzes bilden wiederum die Lieder, welche die Wertschätzung oder Geringachtung eines Handwerks durch die liebe Weiblichkeit zum besonderen Vorwurf haben. In jenem Fall erzählt man triumphierend von der zu teil gewordenen Anerkennung, in diesem straft man unnachsichtlich den weiblichen Hochmut. Die Vorlage scheint ein Duett zwischen Goldschmiedsehefrau und heiratsfähiger Tochter abgegeben zu haben (Sch. S. 210 ff.), indem das Mägdlein trotz des wohlmeinenden mütterlichen Rates ('die studenten sind on rente!') sich doch für einen freien Studenten erklärt und den empfohlenen wohlhabenden Kaufmann verschmäht. An Stelle des Studios tritt dann nur der 'frische Beckenknecht', der bald ebenfalls über einen Kaufmann, bald über einen Schreiber den Preis davonträgt (Sch. S. 206 ff.). Ernstlich aufgebracht wird man, wenn solch eine begüterte Meistertochter etwa aus der Art schlägt und über ihren Stand hinausstrebt. Von stolzen Webers-, Metzgers- und Schusterstöchtern weifs man dergleichen boshaft genug zu berichten (Sch. S. 239 ff.). Das Motiv, aus dem solche Scheltlieder gedichtet wurden, war anscheinend meist gekränkte Eifersucht. Daraus macht man auch gar kein Hehl. Ganz ruhig

z. B. gesteht der eine Verfasser: 'Das hat getan ains metzgers sun — ain andrer hat in verdrungen.' Diese Lieder stehen in gewissem Zusammenhang mit einer anderen Gruppe, in der es sich um die Wahl eines Bräutigams aus einer ganzen Reihe von Bewerbern handelt (Erk-Böhme, Liederhort II Nr. 841—3, 847—8). Und zwar kommen da nicht nur Handwerker, sondern auch Bauern, Schulmeister, Pfarrer, Doktoren u. s. w. in Frage. Charakteristisch ist dabei die an den einzelnen Ständen geübte vorwiegend negative Kritik, da sich aus ihr allein schon ein reichhaltiges Verzeichnis aller möglichen Spöttereien gegen Name und Beruf der gemusterten Vertreter ergiebt.[1]) Oft scheint das geradezu die Hauptsache zu sein, wenn nämlich die Entscheidung entweder gar nicht gefällt wird oder doch ganz scherzhaft gehalten ist, so dafs wohl gar ein hübscher Betteljunge der erkorene Liebling ist.[2])

Anderseits dienen aber derartige Ausfälle auch gern als Folie für ein energisches Eigenlob. Wie sehr man dabei mitunter auf Kosten der andern triumphierte, zeigt beispielshalber ein Preislied auf den Schusterstand, das sogar den reinen Schimpfton nicht verschmäht (Sch. S. 78 f.). Sicher sind aus solchen gegenseitigen Anspielungen jene zahlreichen Neck- und Spottlieder erwachsen. Sie sind der natürliche Reflex der Lobeshymnen. In ihrer ganzen Anlage aber herrscht unverkennbar ein aggressives Element vor. Daher können zwar jene Ruhmeserhebungen auf die einzelnen Professionen — Mörike benutzt sie im 'Stuttgarter Hutzelmännlein' (Ges. Schriften II², Stuttg. 1890, S. 164 ff.) zu einem anschaulichen Wirtshausbild in Ulm — bei aller Selbstgefälligkeit der einzelnen doch in harmlos kameradschaftlichem Rundgesang angestimmt werden, aber bei den oft keineswegs glimpflichen Spottliedern wird der Durchhechelte selten ruhig Blut gewahrt haben. Und doch konnte es sicherlich für die Spötter kein gröfseres Vergnügen geben, als aus den zornigen Ausbrüchen des Angesungenen die Wirkung ihrer Fopperei zu ersehen. Dafs eine tüchtige Rauferei nicht selten die unmittelbare Folge war, kann man u. a. aus der tumultuarischen Herbergsszene entnehmen, die uns Hans Sachs (Werke XVII 237 ff.) in dem Schwank 'Fatzwerk auff etliche handwerk' vor Augen führt, wo durch eines losen Hochzeitssprechers unvermutet bissige Ausfälle gegen alle möglichen Handwerke mit einem Male allgemeiner Unfriede unter die erst so kurzweilige Gesellschaft gesät wird. Die helle Empörung bricht gegen den schlimmen Schalksnarren los, zumal die Bezechten wollen die Schmähungen an dem Urheber sofort rächen, ihn 'erzausen und mit feusten pengeln'. Mit jenen Sticheleien stimmt in Ton und Inhalt ein weit verbreitetes liedartiges Sünden- und Spottregister der verschiedenen Gewerbe sehr gut zusammen, das sich ebenfalls mit einer grofsen Zahl Berufe befafst. Selbst Organisten, Schullehrer und Advokaten, Wirte und

[1]) Auch dies Motiv hat Ferd. Raimund aufgegriffen und in seinem 'Verschwender' zum Ruhme des Tischlerhandwerks gewendet in dem Duett zwischen Valentin und Rosa.

[2]) Dafs natürlich mit den erwähnten Liebes- und Scheltliedern das Stoffgebiet der sogenannten erzählenden Handwerkslieder nicht erschöpft ist, zeigt z. B. die liedartige Sage vom Schlossergesellen, der den Teufel zu Wien überlistete (S. W. Walter, Sammlung deutscher Volksl., Leipzig 1841).

Nähterinnen bleiben dabei nicht verschont, wie sich aus den von Schade beigebrachten zahllosen Varianten ergiebt (Sch. S. 272 ff.). Die Art des Spottes mag folgende ausgehobene Strophe beleuchten:

> Wie machen's denn die Brauer?
> So machen sie's:
> Sie machen ein bifschen Wasser warm,
> Das giebt ein Bier, dafs Gott erbarm'.
> So machen sie's,
> Ja, so machen sie's.

Man sieht, die Form ermöglichte eine bequeme Improvisation, die man sich auch nicht entgehen liefs. So sehr nun auch schliefslich ein jedes Handwerk Werg am Rocken hatte, keins hat doch unter der Spottsucht der anderen mehr zu leiden gehabt als das der armen Schneider. Sie will man durchaus nicht ernst nehmen. Schon von jeher sind sie eine urkomische Lieblingsfigur des Volkes gewesen. Im Märchen wie im Schwanke und Liede beschäftigt man sich unermüdlich mit ihnen. Das Gewerbe mag es mit sich bringen, dafs seine Vertreter vielfach besonders zum Spotte herausfordern. Denn in der Stubenluft und bei der sitzenden Arbeitsweise gedeihen natürlich nicht besondere Kerngestalten. So wird denn mit Vorliebe die Gestalt des dürren, schwächlichen, ängstlichen Schneiders karikiert (vgl. den Artikel 'Schneider' in Grimms Wörterb.). Jedenfalls ist die Sage von ihrem rätselhaften Verhältnisse zum Geifsbock, in die vielleicht auch mythische Elemente hereinspielen, schon sehr alt. Was wohl die Ursache dieser Feindschaft sei, darüber scheint man sich früh den Kopf zerbrochen zu haben. Auch Hans Sachs, selbst eines Schneiders Sohn, hat sich damit beschäftigt und in einem hübschen Schwank eine scherzhafte Deutung mitgeteilt (Werke IX 276 ff.). Er erzählt, wie ein Schneider zu Kitzfeldt zur Strafe für sein Tuchstibitzen von einem Edelmann auf ein Jahr zur Fütterung eines Geifsbocks verurteilt worden sei, aber, durch die lästige Zumutung aufgebracht, anfangs das Tier unverantwortlich gemifshandelt und zuletzt durch eine in den Kopf geschlagene Nadel getötet habe. Bei dem Versuche, den Leichnam nachts heimlich in den Stadtgraben zu versenken, sei er an den Hörnern hängen geblieben und mit in die Tiefe gestürzt, so dafs auch er starb. Diese Sage hat auch Platen im Liede behandelt (Werke, herausg. von Wolff u. Schweitzer I 48 f.). Nur wird sie von ihm auf den Krempenstein an der Donau lokalisiert. Unzweifelhaft hat das Volk daran seine grofse Freude gehabt. Das zeigt eine alte andere Version, die Langbein (I^2 126 f.) benutzt. Danach knüpft sie an einen Schneiderhelden an, der seine Mitbürger dadurch von einer Belagerung errettet, dafs er sich in eine Bockshaut nähen läfst und auf der Stadtmauer fröhlich meckernd herumspringt. Überall läfst man dem Schneider die Geifs in den Weg treten. Selbst im Gotteshause ist er vor ihr nicht sicher. Denn auch dorthin führt des Teufels Arglist, als die Zunft feierlich den Jahrestag begeht, einen grofsen Geifsbock, der 'ganz sittsam' mit Meistern und Gesellen den Kirchgang thun will (Wunderhorn

S. 692 ff.).[1] Am allerhäufigsten freilich beliebt man, sie durch den unvermutet auftauchenden Gegner ins Bockshorn jagen zu lassen (Sch. S. 247 f. u. 253 f.; vgl. Wunderhorn S. 680 ff.). Stirbt aber der Schneider, so läfst man seine Seele in eine Geifs fahren und gönnt ihm wohl ein Erbbegräbnis in ihrem Stall (Sch. S. 248 f. u. 250). Selbst vor einer harmlosen Schnecke, singt man in einem anderen Liede, strecken die Geängstigten ihr 'Gewäfe' (Sch. S. 251):

Nadel, Pfriem und Ehlenstab:
Nichts gieng als Curaschi ab.

Sogar Goethe hat es sich nicht versagt, sich über diese ihre schwache Seite in einem epigrammatisch zugespitzten Vergleiche mit den Spatzen lustig zu machen (Weim. Ausg. II 261), während im Märchen das 'tapfere' Schneiderlein, das Riesen überlistet, Einhorn und Wildschwein fängt und wohl gar die Hand einer schönen Königs- oder reichen Grafentochter gewinnt (Grimm Nr. 20 u. 163), gern im humoristisch freundlichen Lichte erscheint.

Auf ihre Genügsamkeit und ihre unansehnliche Gestalt zielt der beliebte Spott vom Trunk aus dem Fingerhut, der sie so 'grausam voll' macht, und namentlich die vielen bitterbösen Ausfälle gegen ihre Kost (Sch. S. 255 ff. Wunderhorn S. 683 ff.). Man schildert besonders gern in urdrastischer Übertreibung ein solennes Schneidergelag, sei es zum Hochzeitsschmaus, sei es zur Feier des Jahrestages.[2] Manche boshafte Stichelei dabei, so gelungen auch einige komische Situationsbilder sind, geht weit über das Mafs unschuldigen Spottes hinaus, zumal wenn man damit etwa die in Kirchhofs Wendunmut S. 288 angeführte humorvolle Wochenspeisekarte vergleicht.

Die köstlichste Parodie bietet aber auch hier die Märchendichtung im Schneider 'Daumerling' (Grimm Nr. 45). Eine Fülle erquickenden Humors ist über diesen Knirps ausgegossen, der eine lange Stopfnadel als Degen benutzt, vom Schüsseldampf zum Schornstein hinausgetrieben wird, wie es solcher leichten Ware ohne den Ballast des rettenden Bügeleisens zu ergehen pflegt, hierauf eine abenteuerliche Wanderschaft übersteht, aber immer, selbst als er unters Kuhfutter gerät oder als er in die Blutwurst gestopft wird, kraft seines winzigen Körpers mit heiler Haut davonkommt.

In einer Beziehung freilich verstehen die Schneider begreiflicherweise sehr wenig Spafs, sofern es sich nämlich um den oft geäufserten Vorwurf des Zeugstibitzens handelt. Das war nun zwar ein offenes Geheimnis, aber nachsagen zu lassen brauchte es sich doch keiner. Noch Langbein (I² 239) schildert einen ganz besonderen Schlaukopf, der stets vor dem Beichtgang sein Gewissen dadurch erleichtert, dafs er das letzte Restchen Stoff verkauft. Am ehesten noch konnte man die gutmütige Neckerei in Kauf nehmen, bei welcher es sich um die 'grofse Juppe' handelt, welche ein Bäuerlein für sein Weibchen an-

[1]) Über ein ähnliches Abenteuer beim Tanze im Baseler Zunfthause vgl. einen Schwank in Kirchhofs Wendunmut Nr. 278.

[2]) Der Witz erhält erst seine rechte Wirkung, wenn man sich dabei an die gerade in Handwerkskreisen alter Zeit übliche Üppigkeit bei solchen Gelegenheiten erinnert, gegen die sogar obrigkeitliche Verfügungen erlassen werden mufsten.

fertigen lassen will und wofür er an die 300 Ellen Stoff nebst entsprechenden Zuthaten und erklecklichen Macherlohn zu leisten hat, um schliefslich beim Anprobieren des umständlich herbeigebrachten Kunstwerks die ganze Unzulänglichkeit mit zu bestaunen (Sch. S. 245 f.).[1]) Weniger erbaulich schon mufste ihnen das Lied vom Höllenfahrtsabenteuer eines Zunftgenossen sein, obwohl dieser darin den Teufelchen beherzt die Schwänzlein stutzt und allerhand andere Eulenspiegeleien in Lucifers Behausung treibt, denn der garstige Schlufsrefrain:

Drum holt der Teufel kein Schneider mehr,
Er stehle so viel er wöll,

klang zu unsympathisch in den Ohren. Dagegen scheint das Kontrastmotiv, das des Schneiders Verhalten im Himmel zeigt, im Handwerksliede keine Stätte gefunden zu haben. Um so eifriger ist dieses Thema im Märchen und Schwank behandelt worden. Die Situation ist im ganzen die gleiche: Petrus als Himmelspförtner erbarmt sich in Abwesenheit Gottes über ein anhumpelndes dürres Schneiderlein, das kläglich um Einlafs fleht. Vorwitzig spioniert dieses dann herum, setzt sich sogar auf den Sessel des Herrn und bemerkt auf Erden den Schleierdiebstahl einer alten Frau. Empört wirft es den goldenen Fufsschemel nach ihr, wird aber dafür von Gott nach einer eindringlichen Strafrede aus dem heiligen Bezirk verwiesen, da es über den Splitter in des Nächsten Auge den eigenen Balken übersehen hat (Grimm Nr. 35).[2]) Da auch noch mancherlei andere Spöttereien gerade gegen die Schneider umliefen, die bald ihr Renommistentum, bald ihre Einfalt geifselten, so nimmt es nicht wunder, dafs die Gehänselten auch einmal auf grobe Klötze einen noch gröberen Keil setzen und einen geharnischten Notwehrprotest erheben. Schade hat daher auch ein solches Schutzlied, das in eine fulminante Philippika gegen solche Spottgesellen eingelegt ist, in seine Sammlung aufgenommen (S. 65 ff.). Der letzte Trost aber blieb immer, dafs sie auch manchen Leidensgefährten hatten. In einem Streitlied (Wunderhorn S. 706 ff.) werden die feindlichen Brüder Don Geifshaar und Don Mahlmehl sogar ganz dramatisch konfrontiert und lesen sich gegenseitig ordentlich den Text. Denn 'Die müller han die besten schwein, so in dem gantzen lande sein, das machen der bauren secke' u. s. w. Das wissen 'ietzo die kleinen kinder auff der gassen zu singen'. So beginnt vielsagend eine Schwanksatire in Kirchhofs Wendunmut[3]) auf einen eigennützigen Müller,

[1]) Vgl. dazu die Geschichte von den sieben Ellen Tuch zum neuen Rock, die bald nur für eine Hose, dann für ein paar Strümpfe, zu böserletzt gar nur für einen 'Däumling' reichen sollen (Wunderhorn S. 699 ff.).

[2]) Weiter ausgeschmückt besonders durch eine bei Lebzeiten an den Übelthäter, einen Strafsburger Schneider, ergangene Teufelswarnung, die aber auf die Dauer doch nichts fruchtet, findet sich der Stoff bei H. Sachs (Werke XXI 180 ff.). Ähnlich bei Kirchhof a. a. O. Nr. 230 nebst angefügtem Ovidcitat und frommer Mahnung. Vgl. überhaupt Reinh. Köhler, Aufsätze über Märchen u. Volksl. herausg. v. Joh. Bolte u. Erich Schmidt, Berlin 1894, S. 65 ff.

[3]) Nr. 294. Siehe auch die verwandten Variationen Nr. 288—293. Dazu Burchard Waldis, Esopus (herausg. von Tittmann, S. 205 f.) u. Hoffm. v. Fallersl. (III 124), welcher pointiert:

Und wann sie's auch nicht thäten,
So glaubt's doch alle Welt.

der zur Strafe für seine Unredlichkeit gehängt werden soll, aber zuletzt doch Begnadigung erlangt — weil es ja doch keinen ehrlichen Vertreter seines Gewerbes auf Erden gäbe! Auch die 'saubere Zunft' der Leineweber wird in einem bösen Sang arg bespöttelt (Sch. S. 237 ff.), der später in die Kommersbücher eingegangen ist und noch heutigestags gesungen wird. Mitfasten sollen sie ihre Zusammenkünfte abhalten, der Waschkübel wird als ihr Trinkgefäfs bezeichnet, den Lehrjungen wird eine sechswöchentliche Hungerprobe zugemutet und sogar die Verdächtigung ausgestreut:

Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein.

Von weiteren Gehässigkeiten zu schweigen. Soviel wird aber die Betrachtung gezeigt haben, dafs in diesen Neck- und Spottliedern selten reine Bosheit sich äufsert, meist aber ein gut Teil Mutterwitz und eine scharfe Beobachtungsgabe.

Eine fernere Gruppe bilden die Zech- und Schlemmerlieder, die alle das Wohlgefühl der Herbergsherrlichkeit offenbaren. Gerade bei der ausgedehnten und anstrengenden Arbeitszeit mufste ein frischer Trunk, ein wohlschmeckender Imbifs und eine Pfeife Tabak nach Feierabend oder Wochenschlufs besonders trefflich munden (Sch. S. 167 f. 173 u. 175 f.). Die sorglose, leichtfertige Stimmung des guten oder blauen Montags — die Etymologie ist auch jetzt noch bestritten — lebt in sehr vielen dieser Lieder. Denn was am Sonntag gefiel, das will man am Montag nicht missen. Dann schlägt man aber überhaupt schliefslich jede vernünftige Überlegung in den Wind und feiert die ganze Woche durch in Saus und Braus (Sch. S. 178 ff.). Bei Wein und Würfelspiel vergifst man der Arbeit Plage. Erhaben schaut man wohl auch auf die gedrückten Meister, die sich so mühsam ihr tägliches Brot verdienen, und jubelt übermütig:

Lustig ist's Gesellenleben,
Uns geht's wohl.
Wann die Meister müssen schwitzen,
Fi fa fallitera,
Können wir bei Jungfern sitzen,
Fi fallitera. (Sch. S. 166.)

Das frischeste Genrebild vom Leben und Treiben solcher lockeren Zechbrüder aber entwirft aus eigener Erfahrung der Sänger des Liedes 'Sanct Reblinus' (Sch. S. 168 ff.), Namens Hans Wizstat von Wertheim. 'Wir essen, trinken und haben ein guten mut: wir lassen die vögelein sorgen.' So lautet ihre ganze Philosophie zunächst, bis der Wochenlohn durchgebracht ist und alles Lugen in den Säckel nichts hilft. Darauf aber müssen sie beschämt den Heimweg zum Meister nehmen, keines schönen Empfanges gewärtig. In der pädagogischen Schlufstendenz berührt sich dies Lied eng mit Hans Sachsens Allegorie vom guten Montag (Werke IX 518 ff. u. verkürzt XXII 513 ff.), der ihm nach seiner Angabe eines Morgens, als er ähnliches Verlangen nach Müfsiggang empfunden habe, als wundergrofses, seltsames Ungetüm erschienen sei, das von

sich selbst bekannt habe: 'Ich guter montag mach toll köpff, Lere beutel und folle kröpff.' Doppelt Unglück, wenn der erzürnte Meister das leichtsinnige Versäumen der Arbeit mit Ablohnung und Entlassung vergilt. Der Laufpafs wird dann natürlich nicht in der freundlichsten Form erteilt (Sch. S. 183 184 f. 219 f. 226 f.). Die Schenke und die Wanderschaft haben überhaupt gar manchen auf die Dauer zur Arbeit verdorben. Denn die Lust zu geregelter Thätigkeit geht dem nicht Charakterfesten dort leicht verloren, und so entwickelt er sich dann entweder zum Wirtshaustaugenichts oder fechtenden Landstreicher. Ein solcher lockerer Vogel ist es, der in rechter Stimmung eines Lumpacivagabundus die leichte Weise vor sich hinträllert:

In Gluckgluck leb' ich,
In Gluckgluck schweb' ich:
Und wer in Gluckgluck lebt,
Der ist mein Bruder.

Hab' ich keinen Kreuzer Geld
In meiner Tasche,
So hab' ich Gluckgluck noch
In meiner Flasche.

Hab' ich keinen Kreuzer Geld,
So thu' ich borgen.
Bezahl' ich heute nicht,
Bezahl' ich morgen. (Sch. S. 174.)

Ihn scheren nicht Kummer und Sorgen. Wo ihn der Wind hintreibt, ist es ihm recht, ganz wie dem 'Bruder Liederlich' Hoffmanns v. Fallersleben (III 123 f.). Ein ähnlicher Vagabund mag auch das Schandliedel vom grimmen Bettelvogt verfafst haben (Sch. S. 221 ff.), der einen solchen Tagedieb im tiefen Turm bei Wasser und Brot begraben möchte und seiner hübschen jungen Frau beinahe ans Leben will, 'weil sie mich armen Lumpen', so triumphiert er, 'so freundlich angelacht'. Man erkennt, diese Vagabundenweisen verraten nicht nur eine überschäumende Keckheit, sondern gelegentlich auch eine Art ganz liebenswürdigen Galgenhumors. Ein solches Leben in den Tag hinein entbehrt natürlich eine gewisse Romantik nicht. Will man sie aber poetisch gestalten, so mufs man sie tiefer und unbefangener erfassen, als dies Wolfgang Kirchbach in seinem tendenziösen und manirierten Romane vom 'Leben auf der Walze' (Berlin 1892, 2 Bde.) vermocht hat. Aber auch recht trübe Sittenbilder aus diesem Kreise bleiben uns nicht erspart. Der Schneidergeselle, der aus Not und Entbehrung einen unschuldigen Juden erschlägt, um sich dessen Barschaft anzueignen, aber der verdienten Strafe für sein Verbrechen nicht entgeht, ist ein schlimmes Nachtstück hierzu (Grimm a. a. O. Nr. 115; vgl. Chamissos entsprechendes Gedicht 'Die Sonne bringt es an den Tag'). Dem braven Gesellen jedoch, der sich seine Arbeitsfreudigkeit in den Stürmen der Wanderschaft glücklich bewahrt hatte, blieb als letztes Ziel seines Strebens nach der Rückkehr[1]: Meisterschaft und eigener Herd. Denn beides gehörte zusammen. Boies

[1]) Den Zauber solcher Stimmung des Wiedersehens scheint das Handwerkslied auch nicht recht festgehalten zu haben, so fruchtbar die Kunstdichtung hier gestaltet hat. Man denke nur an Vogls rührendes Lied vom 'Erkennen' und an die wehmütigschmerzliche Resignation in Theodor Storms oben genannter Novelle.

Übersetzung vom 'Schuhknecht', allgemein bekannt als Lied von der 'Lore', bringt solche Hoffnung flott und gewinnend zum Ausdruck.

Freilich hatte man zunächst erst noch eine Wartezeit, die sogenannten 'Mutjahre', abzudienen. Dann folgte Meisterstück, Erwerbung des Bürgerrechts und eheliche Hochzeit. Aber auch im Meisterstande erstarb der frohe Sang keineswegs. Nur unterscheiden sich die kunstgemäfsen Produkte der Meister von den volkstümlichen Gesellenliedern meist durch eine ziemlich unpoetische Wirkung. Kunst läfst sich eben nicht kommandieren. Was aber auch der Nachwelt noch Achtung und Bewunderung vor den Meistersingern abnötigen mufs, ist also nicht sowohl der dichterische Wert ihrer Gesänge, als vielmehr eben jener Fonds von Idealismus und jener schlichte poetische Zauber, der sich darin kündet, dafs diese biederen Handwerksmeister nach des Tages Mühe und der Wochen Plage in der Ausübung ihrer 'holdseligen Kunst' ihr Genügen fanden. Ernste Gediegenheit der Lebensauffassung und gesunde Religiosität[1]) mufs den Flug der Phantasie und poetische Originalität ersetzen. Aber soviel inhaltsleere Künstelei, soviel mechanische Pedanterie auch mit zu Tage gefördert worden ist, der Ruhm, einem Manne den Boden mit bereitet zu haben, der ein sinniges Dichtergemüt ebenso wie überquellende volkstümliche Gestaltungskraft sein eigen nennt, jenem grofsen Nürnberger Autodidakten Hans Sachs, wird ihnen wohl bleiben, so sehr man gerade jetzt seine Gröfse bewundern will, obwohl er jenen Kreisen entstammt. Welchen Sinn die wackeren Meister für die Poesie der Werkstatt hatten, welche Lust und Liebe zum Schaffen und welche Achtung vor dem Geschaffenen, mochte es sich auch nur um einen einfachen Thürbeschlag oder einen prunklosen Thonkrug handeln, das hat keiner schöner und sinniger ausgeführt als Gustav Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. Bd. 1. Abt., 4). Namen wie die des Steinmetzen Adam Kraft, des Rotgiefsers Peter Vischer und des Malers und Kupferstechers Albrecht Dürer mögen vollgültiges Zeugnis ablegen für jene alte künstlerische Poesie der Werkstatt, die auch Uhland bewundert.

Es ist anders geworden. Schon im XVI. Jahrh. begann der Verfall. An Stelle des Gemeinsinns gewann engherziger Eigennutz immer mehr die Oberhand. Durch unberechtigte Härten und kleinliche Ränke hintertrieben die Meister namentlich das Selbständigwerden der Gesellen. Dabei erbitterte die

[1]) Auch die Eintragungen in das genannte Meisterbuch der Frankfurter Goldschmiedeinnung, mögen sie nun schmucklose Lebensbeschreibungen in Versen oder fromme und moralische Betrachtungen ähnlicher Art über einen ehrbarlichen und gottesfürchtigen Wandel geben, sind redende Belege. Dafs trotzdem natürlich die Zustände auch in alter Zeit nicht durchweg ideale waren, ist klar. So unterdrückt Hans Sachs neben den braven Meistertypen (Werke XXI 153 ff. u. 272 ff.) z. B. auch nicht die Abschilderung eines ganz verlotterten Webers, der Hab und Gut in der Schenke verjubelt und Weib und Kind am Hungertuche nagen läfst (ebd. XVII 309 ff.; vgl. auch IX 6 f. Dazu Friedr. v. Logau, Sinngedichte Ausg. von G. Eitner 1872, S. 642 Nr. 50). Wie Rich. Wagner in seinem musikalischen Lustspiel die poetische Thätigkeit der alten Meister verklärt hat, so wird Hans Sachs der beredte Herold ihrer Feststimmung, die sich nach den sauren Wochen des Alltagslebens besonders lebhaft zu äufsern pflegte.

aus ängstlicher Konkurrenzscheu geübte parteiliche Bevorzugung der Meistersöhne und Schwiegersöhne allmählich so sehr, dafs das alte Tischtuch zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zuletzt völlig zerschnitten wurde und an Stelle der früheren Hausgemeinschaft scharfe Klassengegensätze sich herausbildeten. Das ganze Kapitel der heute so brennenden sozialen Frage reicht in jene Zeiten zurück. Auch das moderne Schreckkind des Streiks findet sich bis in Einzelheiten in den sogenannten Verrufs oder Ausständen mit analogen Kartells, analogen Kassen, analogen Warnungen vor unbequemem Zuzug vorgebildet. Auch Streiklieder kannte man natürlich. Harmloser Natur noch ist das Lied von dem ausständischen Frankfurter 'Maurerkorps' (Erk-Böhme, Liederhort III Nr. 1620), eine ähnliche Revolte, wie sie Chamisso in dem humoristischen Gedichte von der 'Kleidermacher-Mut' so ergötzlich ironisiert durch die drei gestellten Bedingungen: Abschaffung der Schneidermamsellen, Erlaubnis der brennenden Pfeife auf offener Strafse und — drittens überhaupt! Dagegen glimmt in dem Liede der aufrührerischen Hamburger Tischlergesellen schon deutlich revolutionäre Glut (Sch. S. 227 ff.).

Der Niedergang des Handwerks hat sich nicht aufhalten lassen. Das Aufkommen der Fabriken und der Grofsbetrieb, Eisenbahnen und Maschinen, der ungeheuere Umschwung der gewerblichen Technik und des Verkehrs und endlich die Proklamierung der Gewerbefreiheit haben die Notlage nur vergröfsert. Die erdrückende Macht des Kapitals gegenüber der geistig persönlichen Arbeitsleistung bewirkte zwar eine kräftige Reaktion, die sich in Reformen auf Reformen zur Reorganisation des gefährdeten Handwerksbetriebes kund gab, aber an eine Rückleitung früherer Handwerkszustände ist bei der modernen Wirtschaftslage gewifs nicht zu denken. So kämpft heute gar mancher Handwerksmann einen ernsten Kampf ums Dasein, nur wenige leben der Hoffnung auf Sieg. Viele sehen den Untergang vor Augen. Es ist begreiflich, dafs sich die moderne Dichtung dieses dankbaren Stoffes rasch bemächtigte. Nirgends ergreifender als in den poetischen Schilderungen vom heroischen Ringen des deutschen Kleinmeisters. Aus dem steifnackigen, lebensfrohen Handwerker alter Zeit ist eine tragische Persönlichkeit geworden, ein Held, der Vernichtung geweiht. Nur zwei poetische Vertreter sollen für diese Auffassung zeugen. Einmal 'Meister Balzer' in Ernst von Wildenbruchs gleichnamigem Schauspiel (Berlin 1893). Die Gestalt des ehrbaren Uhrmachers ist ein männliches Seitenstück zu dem herzgewinnenden Uhrmacherstöchterlein Lotti Fefsler in Marie von Ebner-Eschenbachs liebevoller Erzählung. Freilich Meister Balzer hat härtere Anfechtungen zu überstehen als das opferwillige sanfte Wesen. Er mufs wählen zwischen Ruin und persönlicher Unfreiheit, so dafs er aus gequältem Herzen aufseufzt: 'Dann bin ich kein freier Mann mehr! Dann mufs ich auf Kommando arbeiten! . . . Dann bin ich aus, dann bin ich tot! Dann bin ich kein Künstler mehr.' Aber er bringt doch schliefslich seine wirtschaftliche Selbständigkeit seiner Familie zum Opfer und tritt als Werkführer in die neuaufgeschlossene Fabrik des Herrn Weichselburger ein. Denn er kommt zuletzt zu der Überzeugung: 'Wer mit seinen Kindern leben will, mufs ihnen ihr

Recht gönnen — und das ist die neue Zeit.' Der versöhnliche Schimmer, der somit die Gestalt Balzers noch umleuchtet, weicht aber einer tragischen Stimmung in dem weit ergreifenderen sozialen Roman Max Kretzers 'Meister Timpe' (Berlin 1888). Ihm, dem fleifsigen und tüchtigen Drechslermeister, wird durch den systematischen Ruin seines einst so blühenden Geschäfts das Herz gebrochen. Er ist ein eisenfester Charakter, der wohl bricht, aber sich nicht biegt. Es ist erschütternd zu erfahren, wie er trotz fieberhafter Thätigkeit rettungslos durch die Konkurrenzfabrik an den Bettelstab gebracht wird, wie sein eigener Sohn Franz infolge grundverkehrter Erziehung sich dem Vater entfremdet und sogar Verrat übt, und wie endlich der Achtundsechzigjährige in einem Augenblicke der Verzweiflung eine Streikversammlung besucht und dort den Aufruhr und das Schleifen der Fabriken predigt, um alsbald seine Verirrung zu bereuen und als königstreuer Patriot zuletzt auf den Trümmern seines Glückes den erlösenden Tod zu suchen.

So wirkt der Roman mit seinen lebenswahren Schilderungen wie ein tieftrauriges Heldenlied aus dem Handwerksleben der Gegenwart. Das Handwerk wird wieder zum Gedicht — aber welch ein Gegensatz zur früheren Herrlichkeit! Die Elegie hat den Hymnus abgelöst. Anders bei den Darstellungen aus dem Leben des vierten Standes, der Arbeiter in Fabriken und Bergwerksgruben. Da klingen nicht selten Töne des Hasses und der Verbitterung herein. Zola, Björnson, Gerhart Hauptmann sind ihre Propheten. Der Geist sozialer Leidenschaften dominiert. Dennoch kommt zumal im Lied auch die Stimmung der Resignation mit zum Ausdruck, wie in Gustav Falkes eindrucksvollem Fabrikbild, das den Kontrast zwischen dem beklemmenden Surren und Stampfen der Maschinen und der befreienden Ruhe in der Natur in schlichten Versen empfinden läfst. Die Verwandtschaft aber von schwerer Handarbeit und hingebender Geistesthätigkeit ist selten feinsinniger verkündet worden als in dem 'Arbeitergrufs' von Ferdinand von Saar. Der Dichter verzeiht dem berufsten Eisengiefser, der ihn finsteren Blicks trotzig mustert, gern die vorwurfsvolle Kränkung:

Du hast ja nie erfahren
Des Geistes tiefes Mühn,
Du ahnst nicht, wie die Schläfen
Mir heifs vom Denken glühn.

Du ahnst nicht, wie ich hämm're
Und feile Tag für Tag —
Und wie ich mich verblute
Mit jedem Herzensschlag.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

H. Ouvré, Les formes littéraires de la pensée grecque. Paris, Félix Alcan éditeur 1900. XVI, 573 S.

Der Titel dieses der 'Bibliothèque de philosophie contemporaine' zugehörigen Werkes, dessen Verfasser, Universitätsprofessor in Bordeaux, bereits eine Anzahl philologischer Leistungen aufzuweisen hat, z. B. ein Buch über Meleagros von Gadara und Untersuchungen zur griechischen Metrik, giebt weitgehenden Hoffnungen Raum. Die litterarischen Formen, die sich der griechische Geist geschaffen hat, sollen in ihrer historischen Entwickelung dargestellt werden: wie das εἶδος entsteht, wie es von seinem Gedankeninhalt beeinflufst wird und ihn seinerseits beeinflufst, wie eine Gattung die andere ablöst im Wechsel der Zeiten. Man erinnert sich an das bekannte Vorwort von Wilamowitz 'Was ist übersetzen?', wo an einigen Beispielen gezeigt wird, wie dieselben Gedanken in verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Formen fordern: 'Der Gang nach dem Eisenhammer wird ein Epyllion in alexandrinischem Stile; das mufs aber die Hochzeit des Mönchs auch werden ... Pater Brey wird ein Mimos, Minna von Barnhelm mufs sich in Trimeter kleiden, während für den Nathan der sokratische Dialog besser pafst' u. s. w.

Freilich ist die griechische Litteratur in den zehn Kapiteln des Verf. nur bis gegen Ende des vierten vorchristl. Jahrh. behandelt; dabei kommt anderseits der Inhalt viel mehr zur Geltung, als nach dem Titel zu erwarten wäre. In ausgedehnten Partien, besonders bei der vorsokratischen Philosophie, Platon und Aristoteles, tritt die Frage der litterarischen Formen gegen Darstellung und Kritik des Gedankeninhaltes zurück.

Ouvré verwahrt sich dagegen — nachdrücklicher, als es uns heute noch notwendig zu sein scheint —, dafs man die Litteratur einseitig vom ästhetischen Standpunkt auffasse. Er betont daneben den praktischen und den theoretischen Wert und klassifiziert darnach, wobei er nicht vergifst, dafs dasselbe Werk mehreren Betrachtungsweisen zugänglich ist: eine Rede des Demosthenes dient von Haus aus praktischem Zwecke, sucht diesen aber auch durch ästhetische Kunstmittel zu erreichen, wozu dann endlich ihre theoretische Bedeutung tritt als Vorbild für die Zukunft. Die Ausbildung und Differenzierung der litterarischen Formen nehme einen Aufschwung in der Regel während der 'Erfindungskrisen' (*crises inventives* S. XV), d. h. nach grofsen Ereignissen des Völkerlebens, die die ganze Nation aufrütteln, Wanderungen, Siegen, auch Niederlagen. Das ist allerdings eine mehr und mehr angefochtene Anschauung, der man nur mit Vorbehalt zustimmen wird. 'Dieses Vorurteil beherrscht uns so weit', sagt Carl Neumann (Histor. Zeitschr. N. F. XLIX 395), 'dafs es eine der seltsamsten Enttäuschungen der öffentlichen Meinung war, als nach dem deutsch-französischen Kriege die nach allen Regeln und Gesetzen der Schule fällige und sicher zu erwartende Blüte von Litteratur und Kunst ausblieb. Die Kunsthistoriker haben mit diesem Vorurteil längst gebrochen.'

Kap. I heifst *Les origines de la pensée grecque.* Ein kräftiges Wort wird gegen den 'geographischen Symbolismus' gesagt, gegen die Übertreibung des an und für sich in seiner Bedeutung unanfechtbaren, von den Griechen ja selbst gefundenen Prinzipes, dafs Natur und Charakter der Bewohner, ihre ganze Gedankenwelt und historische Entwickelung mit geographischen Bedingungen in engem Zusammenhang stehen. Die erste Blütezeit der griechischen Kultur, die mykenische Periode, hat zwar eine hochentwickelte Kunst, aber keinerlei Litteratur gehabt — soviel wir wenigstens bisher wissen, möchte man heute vorsichtigerweise hinzufügen. Der Verf. betrachtet daher an ihrer Stelle den Mythos, '*une épreuve anticipée des créations littéraires*'; er untersucht, auch hier die drei Kategorien des Praktischen, Theoretischen und Ästhetischen anwendend, seine Entstehung, die er sich vorwiegend utilitarisch denkt, sein Verhältnis zur Moral, und wirft endlich einen Blick auf die Gesamtheit der ältesten Götter- und Heldensagen, von denen er Wundererzählungen anderer Art, wie die Schiffersagen der Odyssee, trennt.

Kap. II *Les premiers genres fixés* beschäftigt sich mit nichts Geringerem als dem Ursprung der Poesie. Ouvré hütet sich, ihn aus einem Hauptpunkte zu erklären; er läfst

verschiedene Wurzeln gelten und betont vor allem das religiöse Ursprungsgebiet. Besondere Bedeutung mifst er dem Refrain bei, um den, als festen Punkt, sich die älteste Lyrik kristallisierte (vgl Bücher, Arbeit und Rhythmus 3. Aufl. S. 342 ff.). Daneben werden Weisheitssprüche, Zauberformeln und Eide, Rätsel und Orakel als primitive Formen behandelt.

In Kap. III *La poésie narrative* wird gut auseinandergesetzt, wie viel volkstümlicher die Erzählung ist als die Beschreibung, indem diese letztere ein fortwährendes Abbrechen der psychischen Thätigkeit und Zurückkehren zum Ausgangspunkt voraussetzt, und wie gerade das Epos in wunderbarer Weise dem griechischen Geiste entspricht. Drei Entwickelungsstufen werden geschildert: die der Einzellieder, die zusammenfassende Periode und die der Erweiterung des Zusammengefafsten. Lesenswert ist eine Betrachtung über das Erhabene *(sublime)* in der Ilias, das Geistreiche und *joli* in der Odyssee. Diese unterscheidet sich ähnlich von jener wie von dem so viel jüngeren Äschylos: man sieht, wie innerhalb jeder einzelnen sich auslebenden Gattung — und eines jeden Kulturkreises, darf nicht vergessen werden — eine typische Entwickelung stattfindet. Bei Hesiod tritt das intellektuelle Element in den Vordergrund. Die Theogonie ist eine griechische Genesis; nur dafs bei den Hebräern Jehovah schafft, bei den Griechen der Welt eine immanente Entwickelungskraft innewohnt. In den Erga schmiegt sich der epische Stil den realistischen Lehrsprüchen an, wie das Gewand einem magern Körper und läfst die Knochen durchscheinen (S. 100). Für Hesiods Charakteristik findet der Verf. besonders lebhafte Farben, sein Schicksal ist ihm das Menschenschicksal im allgemeinen. Die homerischen und hesiodischen Dichtungen sind keine einzelnen Bücher, sondern jede für sich eine Litteratur, bezwungen von einer künstlerischen Persönlichkeit. Dann erschöpft sich das Epos, die Erfindung nimmt ab, Manier reifst ein. Die Formen überleben ihren Inhalt und liegen in schier endlosem Todeskampf. *Il faut tuer ces morts!*

Wenig befriedigt Kap. IV *Le lyrisme*, selbst Sappho und Pindar kommen nicht zu ihrem Rechte. Ergiebig für den Grundgedanken ist die Betrachtung über die politische Dichtung, Kallinos, Tyrtaios, Alkaios, dann Solon. Hier zeigt sich deutlich, wie sich der Stoff der jeweilig ausgebildeten Form zu bedienen pflegt: 250 Jahre später würde Solon in einer Demegorie wie Demosthenes zur Wiedergewinnung von Salamis aufgefordert haben.

Es folgt in Kap. V der Übergang zur wissenschaftlichen Forschung, zuerst die Entwickelung der Historiographie. Vorüber ist das Zeitalter der Aöden: an ihrer Stelle beginnen die Papyrusrollen zu reisen; die Berichte über Vergangenes werden bestimmter und individuell. Wie ehemals das Epos aus Einzelliedern, so entwickelt sich, wiederum in einer 'Erfindungskrise', aus Einzelaufzeichnungen und Chroniken die zusammenfassende Geschichtschreibung. Parallel geht — wie Kap. VI darlegt — das Erwachen der philosophischen Spekulation. Die ersten Prosabücher περὶ φύσεως schrieben die ionischen Naturphilosophen; es folgen die philosophischen Gedichte des Xenophanes, Parmenides, Empedokles, deren poetische Form, wie die der Orphiker, wohl erklärlich ist. Neben den philosophischen Theoretikern behandelt der Verf. die praktischen Fortschritte der Zeit auf vielen Gebieten und ihren litterarischen Niederschlag, um sich dann vorzustellen, wie später Theorie und Praxis wie die entgegenstrebenden Teile eines Gewölbes durch Sokrates und Platon mittels des Schlufssteines vereinigt werden.

Les drames bilden den Gegenstand des ausgedehnten und, wie man dem Verf. nachrühmen mufs, an feinen und treffenden Bemerkungen reichen VII. Kap. Äschylos und Euripides reizen sein Talent besonders; es geht ihm hier wie Aristophanes in den Fröschen. Für Aristophanes selbst vermag er sich allerdings weniger zu erwärmen als — echt französisch — für die Neue Komödie. Jener ist ihm zu urwüchsig, zu widerspruchsvoll, wie sehr er auch die 'Journalistenseele' in ihm bewundert. Immerhin wird man der Parallele mit Interesse folgen, die zwischen der Entwickelung von Äschylos bis Euripides und Aristophanes bis Menandros gezogen wird. Der Schlufs des Kapitels bringt eine Betrachtung über den Verfall als typische Erscheinung in der Geschichte. Warum stirbt eine Kultur ab? diese vielbehandelte Frage wird aufgeworfen. Unverkennbar ist hier der Einflufs von Herbert Spencers Soziologie auf den Verf. Er vertritt das allgemeine Gesetz der Evolution im organischen Leben und in der Gesellschaft, das Gesetz des Fortschrittes von Gleichartigkeit zu Verschiedenartigkeit und sucht Niedergang und Verfall auf litterarischem Gebiete hauptsächlich durch fortschreitende Differenzierung zu erklären; durch sie erschöpfen sich allmählich die Aufgaben, und die Energie sinkt.

Kap. VIII ist sodann noch der zusammenfassenden Geschichtschreibung, Kap. IX der Philosophie des IV. Jahrh. und Kap. X der Beredsamkeit, d. h. der geschriebenen Rede gewidmet. Gern bemerkt man Berührung mit Ivo Bruns, z. B. bei der Schilderung des litterarischen Porträts des Themistokles, wo der Mangel an Einheitlichkeit in Herodots Darstellung richtig hervorgehoben wird. Auch sonst hätte Ouvré bei Bruns lernen können, so für die Auffassung der Reden bei Thukydides als Mittel der Charakteristik; er hätte nicht in erster Linie sagen dürfen: '*Thucydide a voulu donner à son livre le brillant des ἐπιδείξεις qui soulevaient l'enthousiasme populaire*' (S. 328). Seine Analyse von Xenophons Agesilaos hält ebenfalls einen Vergleich mit Bruns nicht aus, von dem anderseits in der Auffassung des historischen und Platonischen Sokrates mit Recht abgewichen wird. Erfreulich ist der Abschnitt über die griechische Medizin (S. 457—474), zu der der Verf., wie nicht wenige Franzosen durch das Verdienst Littrés, Darembergs u. a., ein näheres Verhältnis hat. Er geht bis zu der Äufserung: 'Alle diese Asklepiaden ziehen uns an, weil sie das Werk der Neuzeit beginnen und weil sie die unseren sind, mehr als Phidias, Sophokles und Platon.' Dabei hat er den litterarischen Reiz der Hippocratica, den bewufst hervorgerufenen und den unbewufsten, sehr lebhaft gefühlt; einmal versteigt er sich dazu, ihren Stil mit 'den Riesenkindern' zu vergleichen, 'wie sie Michel Angelo zeichnet'.

Das Schlufskapitel *Le discours écrit* ist unter dem Hauptgesichtspunkt behandelt, wie in einem sinkenden Staatswesen eine litterarische Einzelform sich doch immer feiner und wirksamer ausbilden kann. Am Ende des Ganzen hält der Verf. dann noch eine Umschau über das geschilderte mannigfache, immer weiter differenzierte Leben der zahlreichen litterarischen Formen, vergleicht die alexandrinische Periode wie auch die Epochen anderer Völker und Zeiten und schliefst mit einer geistvollen Gegenüberstellung der fördernden Kulturmächte von Wissenschaft und Dichtung.

Gesetzmäfsige Durchdringung des Stoffes hatte er sich zur Aufgabe gemacht. Sein Hauptziel war, zu zeigen, wie die griechische Litteratur bis zur Alexandrinerzeit in gebundenen Formen von der Poesie zur Prosa fortschritt, in Formen, deren jede zu ihrer Zeit eine Herrschaft ausübte. Diese *littérature à formes liées* (er findet sie auch bei den Indern, Hebräern, den Römern in der älteren Zeit, im französischen und deutschen Mittelalter) folgte die Entwickelung in unabhängigen Formen; es herrscht das unvermittelte Neben- und Nacheinander, das *discontinu*, vor, ein in der Neuzeit wiedergekehrter Zustand. Die *littératures à formes indépendantes* nennt Ouvré auch Renaissancelitteraturen. Ihre oft verwirrende Fülle hat sich mit historischer Notwendigkeit entwickelt, aber das Wesentliche liegt doch in der einfachen, unmittelbaren, selbständigen Erfindung, *l'essentiel est de créer* (S. 566). Daher der hohe Wert der gebundenen Formen im griechischen Altertum, seine originale Blüte kann nicht veralten.

Das Buch ist mit umfassender Beherrschung seines Stoffes geschrieben, mag auch hie und da der Konstruktion zu viel sein oder dieser und jener Gesichtspunkt der Forschung vermifst werden; dabei weifs der Verf. den Glanz und die Feinheit seiner Muttersprache in hervorragender Weise zur Geltung zu bringen.[1]) Wir glauben an dieser Stelle darauf hinweisen zu sollen, weil es uns die Bedeutung der klassischen Litteratur der Griechen in ihrem Kern treffend zu würdigen scheint und dabei einen Standpunkt vertritt, von dem auch die neuen Erzeugnisse in der Zeit ihres weiteren Lebens richtig eingeschätzt werden können.

Johannes Ilberg.

---

[1]) Für unsern Geschmack geht der Franzose in seinen Bonmots, Bildern und Vergleichungen oft zu weit. Ich kann mir nicht versagen, einige Beispiele seines blühenden Stiles unter dem Strich anzuführen: 'Die tragische Handlung war wie eine Guirlande, die der Künstler aus purpurnen Blumen und dunklem Grün flocht, um damit den Fries des Dionysostempels zu kränzen und seine Kapitelle zu umwinden.' — 'Aristophanes ist ein grofser Ideenwecker; von der Litteratur zur Sozialwissenschaft schwärmte er wie eine Wespe.' — 'Herodot benimmt sich beinahe wie ein Neuling in einem Laboratorium.' — 'Wie die Aprilsonne durch den Nebel, so dringen die Zehntausend durch Asien.' — Sokrates lehrte 'eine Mathematik der Tugend', er hatte seine Evangelisten in Xenophon-Marcus und Platon-Johannes. — 'Isokrates hörte niemals auf, sich für sich selber zu interessieren.' — 'Demosthenes sprach gegen die Meereswellen — sein ganzes Leben lang.' — Manches davon sollte man eigentlich nicht übersetzen, es gehört zu den *formes littéraires de la pensée française.* Wir können es freilich auch näher haben: in einem der trefflichsten deutschen Werke der Gegenwart steht der Euphuismus: 'einem Dampfkessel vergleichbar, der ein Eiswerk in Betrieb setzt' — es ist von des Sokrates heifsem Herzen und kaltem Kopfe die Rede.

Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, fortgeführt und mit erläuternden Texten versehen von Paul Arndt. Lief. CVI—CIX, Nr. 526—545.

Eine Mitteilung an die Abonnenten, welche der Lieferung CVI beiliegt, macht auf eine technische Neuerung an den rühmlichst bekannten Lichtdrucken aufmerksam. Um nämlich dem zu Tage getretenen Übelstand vorzubeugen, dafs durch Reibung der Tafeln aneinander der Bilddruck sich verwische, sind jetzt die Schutzblätter an den Rückseiten befestigt und sollen die Drucke selbst widerstandsfähiger gemacht sein. Das erste ist in so fern gewifs zweckmäfsig, als bei Durchsicht von Tafelserien nichts lästiger ist, als die losen Schutzblätter immer wieder zurechtlegen zu müssen. Dafs aber auch die Schutzblätter, je länger je mehr, vom Druck an sich nehmen, ist leicht zu beobachten. Worin das andere Verfahren besteht, wird nicht gesagt; es scheint aber ein doppeltes: einmal eine Art Firnifs, mit welchem der Druck überzogen ist, zweitens eine durch Pressung bewirkte Eintiefung der zur Aufnahme des Druckblattes bestimmten Kartonfläche. Schon als die Herausgabe des Marcussäulenreliefs vorbereitet wurde, machte man der Bruckmannschen Verlagsanstalt den Vorschlag, solche Pressung des Kartons zu dem gedachten Zwecke vorzunehmen. Damals unterblieb sie. Wie dies Mittel jetzt zur Anwendung gekommen ist, wird es schwerlich den rechten Erfolg haben[1]), weil die Eintiefung geringer ist als die Dicke des Druckblattes. Wenn man also weder diese vermindern, noch jene vergröfsern kann — und freilich wäre nicht zu wünschen, dafs man es durch Anwendung stärkeren Kartons ermöglichte —, so wird man sich in Zukunft wohl auf den Firnifs verlassen müssen. Es dürfte aber jedenfalls geraten sein, bevor man an die vorschriftsgemäfse Reinigung der Tafeln geht, d. h. 'wenn sie schmutzig geworden, eine vorsichtige Abwaschung mit Schwamm, Wasser und Seife' vornimmt, sich doch erst zu überzeugen, ob nicht auch der Firnifs inzwischen verrieben ist.

Für die Marcussäule wurde damals — gleichfalls vergebens — des weiteren gefragt, ob die Pressung bez. Satinierung sich nicht auf die bereits aufgelegten Druckblätter mitanwenden liefse, einmal, um den Druck selbst dem Papier fester einzuprägen, als mit der Druckplatte möglich sei, und zweitens, um durch solches Verfahren dem Druck etwas von dem wie transparenten Glanz zu verleihen, der bis heute einen entschiedenen Vorzug guter Photographien vor dem stumpfen Ton der Lichtdrucke ausmacht, wenigstens der schwarz gedruckten, wie es die Bruckmannschen sind. Ein etwas gebräunter Ton würde zwar an sich ebensowenig Glanz haben, aber doch von selbst lichter in den Schatten sein.

Wer die Bruckmannschen Tafeln zu verwahren, wer mit ihnen zu hantieren und sie zu benützen hat, wird gewifs noch ein anderes beklagen: die unhandliche Gröfse des Formates und die dadurch bedingte Schwere und Verteuerung des ganzen Werkes. Sollte wohl jemand ernstlich meinen, dafs die Wirkung des hell auf dunklem Grunde stehenden Marmorbildes dadurch erhöht werde, dafs man dem dunklen Grunde noch wieder einen hellen giebt? Wie viel einheitlicher ist die Wirkung von Nr. 540, wo ein dunkles Erzbild auf lichtem Grunde steht, mit welchem der helle Karton fast eintönig ist. Wirkt doch jede Photographie, sei es mit, sei es ohne Rahmen, besser ohne weifsen oder irgendwie gefärbten Grund, der ihr gegenüber stets etwas absolut Unzugehöriges ist, ganz anders als der weifse Papierrand beim Kupferstich. Selbst der Beschriftung wegen wäre ein Rand nicht notwendig.[1]) Gar mit dessen Breite und mit grofser Schrift zu prunken, hat für diejenigen Zwecke, denen diese Sammlung doch, wie Brunns Name verbürgt, zuerst dienen sollte, keine Berechtigung. Von den Bruckmannschen Tafeln wird aber meist nur die kleinere Hälfte vom Bilde eingenommen. Welcher Gewinn wäre es gewesen, wenn die Tafeln auf die halbe Gröfse reduziert worden wären! Dafs auch die Bilder selbst mitunter übergrofs sind, wer wird das leugnen? Wozu denn einen so inhaltsleeren Kopf wie Nr. 544 in solcher Gröfse geben? Und wozu noch gröfser Nr. 527, wenn hier der Inhalt hauptsächlich in den das Werk entstellenden Marmorflecken besteht? Sieht man denn von den Formen dieses Kopfes in der grofsen Seitenansicht der Tafel so viel mehr als in der neunmal so kleinen Textfigur 6? Man darf auch wohl fragen, ob die Zusammen-

[1]) Dafs einmal (Nr. 533) die Druckblätter über die geprefste Fläche übergreifen, ist zwar nicht zweckmäfsig, wird aber gewifs Ausnahme bleiben.

[1]) Der Güte P. Herrmanns verdanke ich den soeben anlangenden Separatabdruck von Nr. 536 ohne Karton. Wie viel besser wirkt der Marmor ohne die Konkurrenz des hellen Randes, und wie leicht wäre es gewesen, in den dunklen Grund die Beschriftung einzusetzen.

stellung doch nur einiger weniger gleichartiger Stücke, wie auf Nr. 533, die Abbildung so kleiner Monumente auf diesen kostbaren Tafeln rechtfertigt.

Von solchen Anständen, die ja wohl nicht alle neu sind, abgesehen, sind die Abbildungen, wie kaum gesagt zu werden braucht, meistens sehr gut, ein kleinerer Teil wenigstens genügend, und nur einige wenige sind, wie 527, 533 links, auch 528 wahrscheinlich durch Fleckigkeit oder Verstaubtheit des Marmors, minder befriedigend. Die gerügte Inhaltslosigkeit von 544 ist ja nicht Schuld der Photographie, die im übrigen so vollendet ist, dafs man selbst das Korn und die Qualität des Marmors darin erkennt. Von geradezu wunderbar plastischer Wirkung ist der Kopf 541.

Auch vom Text läfst sich viel Gutes rühmen: lebhafte Empfindung für das Kunstwerk, treffendes Urteil, grofse Monumentenkenntnis; im besonderen das Streben, jedes Werk in seinen Zusammenhang einzusetzen; und auch die fühlbar sich steigernde Wärme, wo der Verfasser Anregungen seines Lehrers Brunn nachgiebt, kann nur wohlthuend berühren. Nicht ganz zu unterdrücken ist aber die Bemerkung, dafs das reichlich zur Verfügung stehende Papier die Darstellung manchmal allzusehr in die Breite zu gehen verlockt hat.

Von den zwanzig Tafeln dieser Lieferungen entfallen die meisten auf Werke des V. und IV. Jahrh.; auf die folgenden bis zum II. n. Chr. nicht einmal je eine, und eine gehört auch dem ausgehenden VI. Jahrh. v. Chr. an, die erste, mit welcher nun auch ein rascher Überblick des Einzelnen beginnen mag.

526. Zwei durch die Luft eilende, fast möchte man sagen laufende, Marmorniken von der Akropolis, die mit dem Gewand auf der Plinthe stehend, durch die frei in die Luft hinausragenden Füfse den Schein des Freischwebens machen sollten. Leider hat die unleidliche Zusammenfügung der zwei Bruchstücke der Hauptfigur *A* im Druck nicht korrigiert werden können. Die Flügelhaltung, wie sie in der ergänzten Textfigur gegeben wird, ist wenig glaubhaft und kann durch die mitgeteilte Beobachtung nicht gestützt werden. Wie sollte der Künstler den durch jenes Kunststück der Aufstellung erreichten Schein des Fliegens durch die so eng und unschön an den Körper angedrückten Flügel wieder aufgehoben haben? Und warum hätte er dann die Flügel besonders, zum Anstücken, gearbeitet? Man darf getrost zu Gilliérons Zeichnung (Athen. Mitt. 1886 Taf. XI, C) zurückkehren, wo auch die zwei Bruchstücke nicht 'viel zu sehr einander genähert sind', sondern nur um ein ganz Geringes mehr als bei Studniczka und Arndt.

Sehr ansprechend ist die Vermutung, dafs die vortrefflich abgebildete Erzfigur *C* mit der Spitze des rechten Fufses ein Schiffsvorderteil berühre und damit das Figürchen, nun doch gewifs Nike, sich als Vorläuferin der herrlichen Samothrakerin zeige, auch in dem stürmisch bewegten Gewand und Haar. Zu erklären bleibt der zwischen den Fingerspitzen der Rechten gefafste und weit vorgestreckte kleine Gegenstand.

527. Dafs dieser mit Unrecht Juba genannte Kopf in der That ein Athlet des V. Jahrh. ist, dessen Kopfriemen im Text durch eine Replik und eine andere Athletenfigur erläutert wird, steht längst aufser Zweifel; ob es aber nicht doch ein Afrikaner ist?

528. Links das edle Barberinische Grabrelief[1]), dessen widerwärtige und entstellende Ergänzung besser weggelassen wäre. Im Text hätte für die Ergänzung der linken Hand der Stehenden auf die entsprechende Figur des anderen Reliefs hingewiesen werden können. Vielleicht war auch zu bemerken, dafs die Sitzende, mehr noch die Stehende, zum Verständnis ihrer wie angelehnten Haltung der seitlichen, wenn auch nur in bescheidenem Relief, nicht wie in dem mindestens ein Jahrh. jüngeren anderen Grabrelief, angedeuteten Seitenpilaster bedürfen.

529. Der Madrider Hypnos, dessen Kopf die verunglückten Textbilder weniger deutlich erkennen lassen als die Tafel, erinnert durch den Kopf allerdings an den Praxitelischen Sauroktonos, welchem dagegen der Körper sehr unähnlich ist. Der Hypnos ruft vielmehr den Knaben von Subiaco in Erinnerung, sowohl durch die schwellenderen Formen von viel individuellerer Bildung, als auch durch den Chiasmus seiner Gliederlage.

530. Von den zwei Marc-Aurelischen Reliefs stellen die Suovetaurilia links nicht ein Triumphalopfer sondern die Lustration dar, ganz so, wie sie regelmäfsig in beiden Säulenreliefs im Beginn der Campagne, also vermutlich im Mai, zur Zeit, da in Rom das neue Lustrum begann, vollzogen wurden (vgl. Trajanssäule Sz. VI, Marcussäule Sz. VIII). Man erkennt deutlich den Umzug der Opferpompe um die (weggelassene) Lagermauer, unter Vorangang der Tubabläser, während der Kaiser, wie regelmäfsig innerhalb des

---

[1]) Irreführend ist die Angabe der Höhe 'bis zur wagrechten Fuge über den Köpfen', wofür es heifsen sollte: über dem Kopfe der Sitzenden.

Lagers zu denken, schon am Dreifufs libiert. Dies Opfer wie die Allokution rechts und die anderen derselben Serie angehörigen Reliefs gehen denen der Marcussäule ebenso parallel, wie der Trajanssäule das grofse Trajanische Relief am Konstantinsbogen.

531. Drei nordgriechische Grabstelen oder Teile davon, der feiste Jüngling links dem von Brunn definierten nordgriechischen Stil besser entsprechend als die scharf eingezeichneten Körperformen des Mädchens rechts.[1]) Als ein Stück der realen Umgebung bemerkenswert ist der für die Darstellung nicht notwendige Stuhl.

532. Der Albanischen Herme wird eine Bedeutung beigelegt, die ihr schwerlich zukommt. Freilich erinnert der Kopf an Amazonenköpfe des V. Jahrh., aber man vergifst nur zu oft, dafs die neuattischen Künstler auch Statuarisches arbeiteten. Vgl. Nr. 545.

533. Der Erklärung der Götter und Personifikationen von attischen Urkundenreliefs, deren hier drei aus dem IV. Jahrh. stehen, das links aus der zweiten Hälfte, die andern beiden aus der ersten, wünscht man eine breitere Grundlage. Den Sitzenden im rechten Relief, welches der Kopf zu einem Bündnisvertrag zwischen Athen und Kerkyräern, Kephallenen, Akarnanen ist (CIA. II 1, 49), Zeus zu benennen, trägt Arndt wegen mangelnder Attribute Bedenken; aber den im linken Relief (die Urkunde s. CIA. IV 2, 231) vor Athena Stehenden erklärt er, trotz des gleichen oder noch gröfseren[2]) Mangels und trotzdem er kleiner ist als Athena ohne den Helm, unbedenklich für Zeus Soter. Was soll denn der von Athen geehrte Sikyonier dem Zeus Soter überbringen? Doch nicht etwa die Urkunde, die bei ihm, wie auf der Akropolis, aufgestellt werden soll? Könnte es nicht der Demos der Sikyonier sein, dem der Sohn des Adeas den von Athen verliehenen Kranz selber überbringt?

Das mittlere Relief ist der Kopf des unter dem Archon Molon (362/1) zwischen Athen und dem Seebund einer- und Peloponnesiern, namentlich den Arkadern, anderseits geschlossenen Vertrages (CIA. Add. 57b). Sollte hier Athena ihre Stadt repräsentieren und Zeus, gegenüber sitzend, die Peloponnesier, so würde man die zwischen beiden stehende, einer Hera nicht unähnliche Gestalt, da sie wie Athena sich gegen Zeus kehrt, eher für die Vertreterin des auf Athens Seiten stehenden Seebundes als für die eines peloponnesischen Staates halten müssen. Vielleicht sollen es aber die beim Vertragsschlufs laut der Urkunde anzurufenden Götter sein, nicht alle, sondern nur die erstgenannten drei: Zeus Olympios, Athena Polias, Demeter.

534. Die beiden sitzenden, einst Saburoffschen, jetzt im Berliner Museum befindlichen trauernden Dienerinnen[1]) und dazwischen eine stehende im gleichen Trauerschema, aus der Münchener Residenz. Alle drei werden gewifs richtig dem IV. Jahrh. zugeschrieben und Praxitelischen Bildungen verwandt gefunden. Zum Vergleich wären freilich wohl eher die Klagefrauen des berühmten Sidonischen Sarkophages anzuführen gewesen und ganz besonders die trauernden Frauen in dessen Giebeln und sogar die Männer auf denselben, nicht blofs der künstlerischen Motive wegen, sondern weil auch dies offenbar dienende Leute sind. Auch das attische Sepulkralrelief, das Wolters (Athen. Mitt. 1893 I) herausgab, gehört weit eher dazu als die von Arndt angeführten Musenstatuen, die auch von Praxiteles viel weiter abliegen.

535. Der mächtige Kentaurenkopf des Konservatorenpalastes ist weder nach seiner Form noch nach seinem Inhalt ganz zutreffend beurteilt. Die flotte Behandlung des Haares neben einer sehr durchgeführten, überall mit lebendiger Empfindung scharf und sicher ausgesprochenen, nirgends oberflächlichen Form ist das sichere Merkmal originaler Arbeit. Richtig abgewiesen wird der Einfall, es sei Chiron als musikalischer Lehrer des Achilleus; nichts kann verkehrter sein. Aber ein Kentaur ist es sicher: Tritonen, Satyrn, Kentauren haben wohl gewisse Dinge, wie die Spitzohren, miteinander gemein; aber von dem gleichartigen Grunde hebt sich nur um so bestimmter die scharfgeprägte Verschiedenheit ihres Wesens ab: das Pathos der Tritonen, der Humor der Satyrn, die Wild-

[1]) Nicht ganz zutreffend ist wohl die Bemerkung über die ungenügende 'Trennung von Chitonärmel und Chitonüberschlag', da diese beiden Dinge ja in der That eins sind.

[2]) Denn der Sitzende im anderen Relief deckt mit der Hand einen in seinem Schofs liegenden, freilich unkenntlichen Gegenstand, gerade so wie Athena am Parthenonfries die in ihrem Schofse liegende Aigis. Dafs es bei jenem Bärtigen nur ein zurückgenommener Zipfel seines Mantels sein solle, ist durchaus unwahrscheinlich.

[1]) Arndt erteilt einer von ihnen das Lob sorgfältigerer Ausführung; aber die sich selbst widersprechende Bezeichnung läfst unklar, welche er meint, und die Abbildung gestattet, beide für von einer Hand gleichermafsen ausgeführt zu halten, wie das auch im Berliner Museumskatalog 498 f. anerkannt wird.

heit der Kentauren. Wie verkennt Arndt diesen Unterschied, wenn er den Borghesischen Marsyas — denn das ist er — zum Beweis anführt, dafs auch der kapitolinische Kopf einem Satyr gehören könne. Die Stilverwandtschaft ist unleugbar vorhanden, aber im Wesen sind sie verschieden. Form und Motiv dieses Rofsmenschen dürften aus Sarkophagen verständlich werden, wo der Wagen des Bacchus von Kentauren gezogen wird, die sich gewöhnlich umsehen wie der kapitolinische, sei es nach dem Gott, sei es nach dem auf ihrem Rücken stehenden Eros. So thun ja auch die Kentauren des Aristeas und Papias.[1])

536. Das schöne Frauenbild aus Pheidias' Zeiten, dessen Gewandmotiv durch das Textbild der Rückseite sofort klar wird, dürfte, wenn des Fundorts, Eleusis, wegen auf eine der 'zwei Göttinnen' zu beziehen, solcher, doch mehr der Jugend anstehenden Selbstdrapierung wegen, eher Kore als Demeter darstellen.

537. An dem erhabenen, nur leider arg mifshandelten Aphroditebild, das Kekule für Berlin erwarb, erkennt Arndt die originale Arbeit an, meint aber, der dürftigen Zeichnung der Mantelfalten wegen könne es nur das Werk eines geringeren Meisters aus jener grofsen Zeit sein. Ob aber nicht der in der That auffällige Parallelismus der Falten im Himation und daneben die grofse Schulterbreite der Figur uns anzeigen, dafs die Statue nicht der berühmten Gruppe aus dem Ostgiebel des Parthenon gleichzeitig sein kann, sondern älter sein mufs? Ein 'archaistisches' Bild vom Typus der Spesfiguren mit der bekannten hohen Gürtung könnte zu einem Originale jener Zeit nicht wohl gehört, eher möchte eine Herme als Stütze des linken Armes gedient haben.

538 f. Die von Amelung im Kasino Doria-Pamphili, man kann sagen, entdeckte Statue hätte wohl ein wenig mehr von links her aufgenommen werden müssen. Der Vergleich des von Bulle nachgemessenen, im Text abgebildeten Smyrnäer Torso macht alsbald klar, wie sehr sich der römische Kopist durch übertriebene Aushöhlung der Faltentiefen an dem Werk versündigt hat. Ganz freilich hat er auch nicht die jetzt unverständliche Faltenschwingung gemacht. Neigt man die Statue, wie vorgeschlagen wird, noch mehr auf ihre linke Seite, so wird das Bedürfnis eines Haltes nur gröfser; und wie ein lose mit gesenktem Arm gehaltenes Skeptron solchen Halt hätte geben können, begreift man schwer. Was an Pheidiassische Kunst erinnert, ist freilich zu sehen, auch im Kopf, aber daneben auch eine völlig unpheidiassische Schädelbildung und ein glattes, lebloses, etwas schief verzogenes Gesicht.

540. Nicht eben anmutig, macht doch das Erzbild eines kleinen Mädchens im Palazzo Grazioli in Rom den Eindruck einer guten originalen Arbeit. Die Haltung der Hände scheint aber dem Gedanken, dafs das Kind ein Rädchen habe mit der Doppelschnur sich drehen lassen, nicht besonders günstig.

541. Der so wunderbar wiedergegebene Kopf gleicht demjenigen der Ludovisischen Diskobolherme freilich, nur dafs dessen ausgesprochene Seitendrehung und Hebung an dem antiken Halsrest des vatikanischen Kopfes nicht zu erkennen ist. Als eine Vorstufe des Myronischen Diskobols möchten auch die Formen dieses Kopfes am ersten verständlich sein. Jedenfalls scheint

542, der Athletenkopf von Perinthos, im Dresdener Albertinum, trotz fortgeschrittener Formgebung jenem berühmten Werke ferner zu stehen.

543 giebt drei Ansichten eines in England befindlichen Diomedeskopfes. Auf die Gruppe des Palladionraubes (vgl. Pfuhl in den Röm. Mitt. 1901 S. 33 und 390) will Arndt ein andermal eingehen.

544. Von dem Original dieses oben inhaltsleer befundenen Kopfes dürften sich, allerdings nicht direkt, der kapitolinische Jüngling (Furtwängler, MW. S. 596, 1) und der Faustkämpfer von Sorrent (Kalkmann, Proportionen des Gesichts Taf. III) herleiten.

545. Wenn wirklich ein Herakles des Polyklet, dann war mit dem bekannten *paene ad unum exemplum* die Monotonie Polykletischer Gebilde kaum scharf genug gekennzeichnet; so sehr gleicht dieser Kopf dem des Doryphoros, weit mehr als z. B. der Diadumenos. Ja, er unterscheidet sich von ihm eigentlich nur durch die Binde. Es möchten also wohl die recht haben, die in dieser Variante nur eine neuattische Leitung erkennen wollen, zu der ja auch die kleine Mafsdifferenz gehören könnte. Eugen Petersen.

[1]) Vgl. Röm. Mitt. 1900 S. 54, 1.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Von Josef Hansen. Mit einer Untersuchung der Geschichte des Wortes Hexe von Johannes Franck. Bonn, Carl Georgi 1901. V, 703 S.

Josef Hansen hat, wie er schon in der Vorrede zu seinem Werke 'Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozefs im Mittelalter' u. s. w. angekündigt hatte, die im

höchsten Grade willkommene Ergänzung zu dem darstellenden Teile erscheinen lassen. Wir haben das vortreffliche Buch Hansens bereits gewürdigt [1]), und wenn wir es mit aufrichtiger Freude als eine abschliefsende Arbeit begrüfsen durften, so können wir das vielleicht noch in erhöhtem Mafse dieser neuen Erscheinung gegenüber bekennen. Es ist, um es gleich vorweg zu sagen, ein ausgezeichnetes Werk, das um so wichtiger ist, als es die Darstellung Hansens in einer Weise beleuchtet und bekräftigt, dafs man eben nur sagen kann, wer jetzt noch leugnen oder bemänteln will, der ist entweder blind oder ein Heuchler. [2]) Denn wenn auch ein fanatischer Verteidiger unhaltbar einseitiger Anschauungen der Darstellung gegenüber, freilich ohne jede Berechtigung, geltend machen könnte, dafs die Auffassung Hansens, der sich allerdings die ganze gelehrte Welt ungeteilt angeschlossen hat, eine subjektive sei, dafs man (nach erprobten Rezepten) das und jenes anders auffassen, anders beleuchten könne, mit anderen Worten, wenn ein solcher alle die Spiegelfechtereien loslassen könnte, mit denen man der Wahrheit so gerne den Weg versperrt — hier sprechen die Quellen selbst, und denen gegenüber hilft kein Ableugnen, kein Versteckenspielen, ihre klare Sprache läfst keine Deutelei zu. Und diese Quellen zeigen mit verblüffender Eindringlichkeit, mit erschreckender Klarheit, dafs durch die vom Papsttume geschaffene Inquisition und die wissenschaftliche, spekulative Begründung seitens der scholastischen Theologie der Sammelbegriff der Hexerei geschaffen wurde, der dann bis ins XVIII. Jahrh. hinein die Scheiterhaufen flammen und die Folterkammern von den unter unsagbaren Schmerzen erprefsten Geständnissen unschuldig Gepeinigter wiederhallen liefs.

Wie nun Hansen das Material gesammelt und geordnet hat, das verdient die vollste Anerkennung Mit unermüdlichem, zielbewufstem Fleifse hat er alle die Bausteine zum Teile weither zusammengetragen und den Bau so geschickt angeordnet, dafs der grofse Stoff bis in die kleinsten Teile klar und übersichtlich bleibt.

In sechs Abschnitten, die wir noch betrachten werden, ist das Material gruppiert, als VIII. ist die Geschichte des Wortes Hexe von J. Franck angeschlossen, und dem Texte sind einige Illustrationen einverleibt, von denen namentlich die auf S. 288 so ziemlich alles darstellt, was man den unglücklichen Hexen vorwarf, vom Luftflug, der Teufelsunzucht bis zum Milchzapfen. Die Reproduktion ist dem Laienspiegel des Ulrich Tengler (1511) entnommen. Ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Seinem Vorhaben entsprechend beschränkt sich Hansen im grofsen und ganzen auf das XIV. und XV. Jahrh., da das die Zeit ist, die für Ausbildung des Hexenbegriffs und der Hexenprozesse die gröfste Bedeutung hat. Doch werden selbstverständlich auch das XIII. Jahrh. und sogar die noch früheren Zeiten bis ins X. Jahrh. berücksichtigt, und anderseits greift er bis in die Mitte des Reformationsjahrhunderts über. Und wenn auch nicht alles, was er bietet, völlig neu und ungedruckt ist — auch davon enthält das Buch reiches, aus unbenutzten handschriftlichen Quellen geschöpftes Material —: der grofse Wert liegt in der systematischen Zusammenfassung alles dessen, was bisher zerstreut und oft kaum mehr zugänglich in alten Drucken verborgen lag.

Im ersten Abschnitte giebt Hansen die Erlasse der Päpste über Zauber- und Hexenwesen aus der Zeit von 1258—1526. Von besonderem Interesse sind die Bullen und Dekrete des an Verfolgungswahn leidenden Johann XXII., in denen die Ketzermeister Vollmacht erhalten, vorzugehen *contra eos,*

---

[1]) Neue Jahrbücher VII 283 ff.

[2]) Um so mehr mufs es befremden, dafs Prof. Erhardt auch in der letzten Auflage seines Buches 'Der Katholizismus und das XX. Jahrhundert' (4. bis 8. revidierte Aufl. 1902) die beiden Hansenschen Arbeiten einfach mit Stillschweigen übergeht und nur mit Graf Hoensbroech abzurechnen versucht. Die Gründe für seine Behauptung, die Hexenprozesse seien eine kulturhistorische und keine konfessionelle Erscheinung, sind sehr fadenscheinig und tragen etwas von der Oberflächlichkeit an sich, die er dem Grafen vorwirft. Gewifs ist der Hexenglaube eine kulturgeschichtliche Erscheinung, in so fern er für die europäische Kultur von gröfster Bedeutung war. Aber geschaffen und grofsgezogen ist er recht eigentlich von der theoretischen und praktischen Thätigkeit der Kirche. Welch grundlegenden Einflufs die Theologie und das Papsttum auf diesen Wahn hatten, gerade das weist Hansen scharf nach, und Erhardt hätte besser gethan, sich diese absolut wissenschaftliche Arbeit anzueignen, als die Mohrenwäsche für die mittelalterlich-scholastische Kirche zu übernehmen. Dafs das Luthertum den Hexenwahn mit übernahm, beweist gar nichts gegen die von Erhardt bekämpfte Ansicht. Luther ist eben wie in so vielen anderen Fragen auch darin der Mönch geblieben.

qui demonibus immolant vel ipsos adorant aut ipsis homagium faciunt, dando eis in signum cartam scriptam seu aliud quodcumque, vel qui expressa pacta obligatoria faciunt cum eisdem, aut qui operantur vel operari procurant quamcumque ymaginem vel quodcumque aliud ad demonem alligandum seu cum demonum invocatione ad quodcumque maleficium perpetrandum, aut qui sacramento babtismatis abutendo ymaginem de cera seu de re alia factam babtizant . . . item de sortilegis et maleficis, qui sacramento eucharistie seu ostia consecrata . . . in suis sortilegiis seu maleficiis abutuntur (S. 4). Ferner sind Erlasse Benedikts XII., Gregors IX., Alexanders V., Martins V., Eugens IV., Nicolaus V., Calixtus III., Pius II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexanders VI. abgedruckt; man sieht, die meisten Päpste des XIV. und XV. Jahrh. greifen fördernd in die Bewegung ein.

Der zweite Abschnitt behandelt auf mehr als 300 Seiten die Litteratur zur Geschichte des Hexenwesens vom *Canon Episcopi* und dem Pönitential des Bischofs Burkard von Worms anfangend bis herab zu Traktaten der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. Besonders reich ist hier, wie es sich von selbst versteht, das XV. Jahrh., namentlich von 1440 an vertreten; Hansen liefert hier das erschöpfende Material für seine Behauptung, dafs schon vor 1450 der Begriff der Hexerei vollständig ausgebildet war.

Dem Gipfelpunkte der Hexenlitteratur, dem berüchtigten *Malleus maleficarum* und seinen Verfassern ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Man wird das wohl begreifen. Denn die Bedeutung dieses Buches und dieser Männer war für Jahrhunderte eine so gewaltige, dafs es nur zu begrüfsen ist, wenn wir auch über diese zwei Fanatiker und ihre Lebensumstände Genaueres erfahren.

Von dem gefährlicheren der beiden, Johannes Institoris, seien hier kurz einige Andeutungen gemacht. Er war ungefähr 1440, wohl in Schlettstadt i. E. geboren und trat dort in das Dominikanerkloster ein. Um 1460 war er zum erstenmale in Rom, aber erst seit 1474 wissen wir Näheres von ihm. Da wurde er magister artium und lector theologiae und wurde durch den Ordensgeneral von einer Gefängnisstrafe losgesprochen, die er sich als fanatischer Verteidiger des Papsttums wegen geringschätziger Äufserungen über Kaiser Friedrich III. zugezogen hatte. Zugleich wurde er zum praedicator ordinis, einem Ehrenamte des Ordens, und zum 'Inquisitor haereticae pravitatis' ernannt. Es wurde ihm als Bezirk die Provinz Theutonia zugewiesen, worunter stillschweigend Oberdeutschland und die Rheinprovinz gemeint waren. Wahrscheinlich begann er schon damals seine Thätigkeit gegen die Hexen in Oberdeutschland. 1475 war er wieder in Rom und blieb dort bis ungefähr 1479 zur Vollendung seiner Studien, die er als Doktor der Theologie abschlofs. Vermutlich fand er auch bei diesem römischen Aufenthalte Zutritt zu Sixtus IV. und gewann dessen Vertrauen. Denn er erhielt von ihm Vollmacht, mehrere Ablafsgeld-Kollektoren in Deutschland von der Exkommunikation freizusprechen. Doch scheint er sich selber dabei in eine schiefe Lage gebracht zu haben, denn schon 1482 wurde er selbst wegen Unterschlagung von Ablafsgeldern vom Papste verfolgt. Doch gelang es ihm, sich aus der Falle zu ziehen, indem er in einer für seinen Charakter, aber auch für die Zustände in Rom bezeichnenden Weise eine Gelegenheit wahrnahm, sich als treuen Verfechter des Papsttums, als gefügiges Werkzeug der päpstlichen Ansprüche aufzuwerfen. Ein Ordensbruder des Institoris, der Erzbischof von Granea bei Salonichi wollte, um die Kirche zu reformieren, den unfruchtbaren Versuch machen, ein neues Konzil nach Basel zu berufen. Sixtus IV. sprach sich heftig dagegen aus, und Institoris griff zur Feder und schrieb eine *Epistola contra quendam conciliistam archiepiscopum videlicet Crainensem et adversus citationem et libellum infamie ipsius, quem contra sanctissimum dominum nostrum Sixtum papam quartum, modernum summum pontificem, edidit.* Mit den gemeinsten Schimpfnamen beehrt er seinen Ordensbruder als eine *bestia lapidanda, scismaticus hereticus*, *infamis* u. s. w. Diese liebevolle Art, einen Papstfeind abzufertigen, scheint ihm wieder die römische Gnade verschafft zu haben, wenigstens erfahren wir, dafs er eben jetzt die Erlaubnis erhielt, seinen Priorat Schlettstadt, wann er wolle, aufzugeben.

Schon 1480 hatte er seine Thätigkeit als Hexenverfolger mit grofsem Eifer aufgenommen und Sixtus IV. volle Zufriedenheit erworben, die schliefslich, da die weltlichen und geistlichen Behörden den päpstlichen Intentionen nicht nur wenig entgegen kamen, sondern vielfach geradezu hindernd in den Weg traten, zu der Hexenbulle vom 1. Okt. 1483 führte. Allerdings schlug auch dieser Blitzstrahl nicht sofort ein, denn schon der erste Versuch des Institoris, auf Grund seiner päpstlichen Bulle in Innsbruck einen Hexenprozefs ins Werk zu setzen, scheiterte kläglich an der Klugheit des Brixener Bischofs. 'Er bedunkt mich propter senium ganz kindisch sein worden',

äufserte sich dieser würdige Kirchenfürst über den päpstlichen Schützling. Die Erbitterung über dieses Fiasko mag zum Teil die Veranlassung des Hexenhammers geworden sein. Sicher war dieser anfangs 1487 schon fertig und wurde von Institoris an die Universität Köln, die damals in grofsem Ansehen stand, geschickt, in der Hoffnung, dafs durch die Verbindungen seines Genossen und Mitarbeiters in der Blutarbeit, Sprengers, das Werk eine günstige Empfehlung erhalten würde. Doch war diese Annahme irrig, denn nur vier Professoren, und auch diese nur sehr bedingt, fanden sich zu einer Anerkennung bereit. Da griff denn Institoris zu einem seiner würdigen Mittel. Er verfertigte ein falsches notarielles Instrument, in dem sieben Professoren den Malleus bedingungslos empfahlen.

Wieder finden wir ihn in grofser Verlegenheit im Jahre 1487. Es war aus uns nicht mehr erkennbaren Gründen zu einem Bruche zwischen Institoris und Sprenger gekommen, und letzterer hatte vom Ordensgenerale den Befehl, gegen ersteren einzuschreiten, erhalten. Auch wurde er mit den Ordensstrafen belegt, und allen reformierten Dominikanerklöstern der Provinz ward verboten, ihn aufzunehmen. Der so Gestürzte räumte das Feld und begab sich in die Augsburger und Salzburger Diözesen, wo er einflufsreiche Beziehungen hatte, die er für sich ausnützte, und sich zugleich durch litterarische Thätigkeit und Predigten im Interesse des Erzbischofs Friedrich IV. eine neue Stellung zu gründen wufste. Dieser Prälat ernannte ihn zum Prediger am Dome in Salzburg, und seinem Schutze verdankte er es auch, dafs ein neuer Schritt Sprengers in Rom, der beinahe zur Exkommunikation geführt hätte, rückgängig gemacht wurde. Die litterarischen Arbeiten Institoris aus dieser Zeit spiegeln so recht den blindesten Wunderglauben, gepaart, wie es nur natürlich ist, mit dem Fanatismus des Ketzermeisters, der überall Ketzer, Hexen und Teufelswerke wittert.

Im Jahre 1496 verliefs er Deutschland und tauchte in Venedig auf, wohin ihn der Ordensgeneral, mit dem er sich also wieder versöhnt hatte, berief. Auch hier focht er wieder verschiedene litterarische Fehden aus, unter denen namentlich die über das Verhältnis zwischen Papsttum und Monarchie bezeichnend ist. Natürlich kämpft er für die unbestreitbare Superiorität des ersteren über jede Weltgewalt: '*Imperator est minister pape, eo quod est minister Dei.*'

1497 war er wieder in Deutschland mit der Neuorganisation der Inquisition gegen die Hexen beschäftigt und wurde 1500 von Alexander VI. mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, gegen die böhmischen Waldenser und die Zauberer und Hexen vorzugehen. In diesem neuen Wirkungskreise, wo er auch wieder litterarisch auftrat, ereilte ihn dann bald nach 1500 der Tod.

In einem besonderen Kapitel behandelt Hansen die Frage nach dem Anteile der beiden frommen Christenmänner an dem Malleus und kommt zum Resultate, dafs er zum gröfsten Teile 'aus der Feder des Institoris stammt, und dafs Sprenger wohl mit seiner Abfassung und mit seinem Inhalt einverstanden und an der Abfassung beteiligt war, dafs aber sein Name aus äufseren Gründen, um die Autorität des Werkes zu erhöhen, durch seinen Kollegen Institoris stärker in den Vordergrund geschoben worden ist, als seinem thatsächlichen litterarischen Anteil entsprach'.

Zwei weitere Abschnitte sind der Erklärung des Begriffes *Vauderie* und der Zuspitzung des Wahns auf das weibliche Geschlecht gewidmet. Darin sind namentlich Teile aus dem Traktate *De morali lepra* des Dominikaners Joh. Nider, welche die Ehe betreffen, für die kirchliche Auffassung dieses Sakraments sehr bezeichnend.

Den Schlufs bildet eine Übersicht über die Hexenprozesse von 1240—1540. Dafs sie nicht sämtliche Prozesse vollzählig enthalten kann, wird für jeden, der einmal auf diesem Gebiet gearbeitet hat, selbstverständlich sein.

Wie schon bemerkt, hat Professor J. Franck in Bonn noch eine Geschichte des Wortes Hexe angeschlossen, in der er die ältesten Belege für das Wort zusammenstellt und mit philologischen Gründen gegen die Annahme kämpft, dafs das Wort ursprünglich ein Kompositum sei, es vielmehr als weibliche Form eines Wortes *hagazus hâzus* bezeichnet (analog einem *nichessa* = Nixe, das bei Notker als weibliche Form eines Wortes *nichus* vorkommt) und von einem Stamme **hagat* ableitet, zu dem er etymologisch *κηκάζω* 'schmähe', skr. *kákkati* 'lacht', irisch *cáinim* 'schmähe', gr. *κήξ* 'Möwe', ahd. *huch* 'Spott' stellt.

Josef Kaufmann.

Anton Kippenberg, Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers. Leipzig, W. Engelmann 1901. VIII, 280 S.

Der Verf.[1]) versetzt uns mitten in die Zeit der gewaltigsten Machtentfaltung des

[1]) Die Arbeit zerfällt aufser einer Einleitung und einem Anhange in drei Teile,

französischen Königtums, als ganz Europa vor dem Waffenruhm und dem Willen des absoluten Königs zitterte, als französische Heere in Holland, im Elsafs und dem rechtsrheinischen Deutschland mit unwiderstehlichem Erfolge vordrangen, nicht nur die feindlichen Streitkräfte vor sich niederwarfen, sondern auch die Gegenden, durch die sie kamen, auf die verruchteste und dabei zwecklose Weise brandschatzten, die Städte und Ortschaften in Trümmerhaufen verwandelten und Greuel der schlimmsten asiatischen Horden verübten — in die Zeit Ludwigs XIV. und seiner Grofsen. Es ist eine Zeit gröfsten Glanzes, höchster Kraft, aber auch gröfster Lasterhaftigkeit, eine französische Renaissance. Dafs grofse Zeiten grofse Männer erfordern und erzeugen, ist ein Naturgesetz, und so sehen wir um den französischen Thron Männer geschart wie Turenne, Condé, Louvois, Colbert und nicht als letzten den Maréchal de Luxembourg, eben dessen Person die vorliegende Arbeit behandelt.

Freilich ist auch der Glorienschein, der sie umgiebt, zum grofsen Teile ein recht äufserlicher, und hinter dem Flitter verbirgt sich ein Abgrund von Gemeinheit. Wie Ludwigs Glanz die Revolution schuf, so zeigen seine Paladine, diese Übermenschen, neben grofsen Eigenschaften die niedrigsten elender Höflinge und Intriganten, die zu den zweifelhaftesten Mitteln griffen, um sich die Gunst der höchsten Sonne zu erhalten. Einer zitterte vor dem andern, einer beneidete den andern um Erfolg und Ruhm, einer suchte stets den andern zu verderben. Und wenn die Geschichte lehren soll, so wird man aus diesem Beispiele lernen, dafs das absolute, nur sich selbst verantwortliche Königtum, so glänzende Seiten es auch entfalten kann, im Grunde doch nur auf Fäulnis und Morast aufgebaut ist.

Neben Louvois, diesem infamen Ränkeschmied, zeigt vielleicht gerade der Held unseres Buches am unangenehmsten die Mischung von Gröfse und Verächtlichkeit. 'Es sind nur wenige Züge in ihm, die ihn einigermafsen sympathisch machen könnten. Er war ein Mann ohne Grundsätze, ohne Moral, ohne Skrupel und Rechtschaffenheit, ein Mann, der sein Leben lang eine Maske trug und sich eigentlich nur gab, wie er war, wenn er cynisch wurde, der stets auf seinen eigenen Vorteil bedacht war und Uneigennützigkeit nicht kannte.' Mit kräftigen Strichen hat der Verf. diesen Mann gezeichnet, der nicht nur seiner historischen Bedeutung wegen, sondern auch als Träger vielleicht der letzten deutschen Sage interessant ist.

François Henry Graf von Boutteville wurde zum Herzog von Luxemburg erhoben durch seine Heirat mit der letzten Erbin dieses Namens. Heirat und Erhebung wurden ganz geschäftsmäfsig und auf die schmählichste Weise zu stande gebracht, denn die Braut stammte eigentlich aus der zweiten Ehe der rechtmäfsigen Erbin des Namens Luxemburg. Zwei Kinder, die aus deren erster Ehe existierten, aber geistig entartet waren, wurden durch unlautere, auf ihre Unfähigkeit berechnete Mittel zum Verzicht überredet. Luxemburg war als nachgeborener Sohn des infolge seiner wilden Raufhändel 1627 auf Befehl Richelieus hingerichteten Grafen von Boutteville, der 'ein leichtlebiger, wilder und rauflustiger, aber liebenswürdiger und tapferer Mann' war, am 28. Jan. 1628 zur Welt gekommen. Vor ihm waren nur zwei Töchter, von denen die eine, Isabella, später eine bedeutende Rolle in der Geschichte Frankreichs spielen sollte. Denn nach dem im J. 1649 erfolgten Tode ihres Gemahls, des Gaspard von Coligny, Herzogs von Châtillon, zählte sie nicht nur den König, sondern auch den grofsen Condé, den Herzog von Nemours und andere Grofse zu Freunden und Geliebten und verband mit bestrickender Schönheit, Geist, Witz und Liebenswürdigkeit mafslosen Ehrgeiz und Hang zum Abenteuern und Intriguieren, Eigenschaften, die gerade in Frankreich mit seiner Maitressen- und Unterrockswirtschaft die bedeutendsten Erfolge garantierten.

Der junge Boutteville war ein schwächliches Kind und litt seit der frühesten Jugend an einer Rückgratsverkrümmung, die bald zum Buckel auswuchs. Aber wie seine Schwester hatte er das wilde Blut des Vaters geerbt. Über seine Jugendzeit wissen wir so gut wie gar nichts. Erst als die Kämpfe der Fronde ausbrachen, trat er an der Seite des um sieben Jahre älteren Condé hervor und zeichnete sich in den wechselvollen Läuften dieses Bürgerkrieges bald auf seiten der Königlichen, häufiger aber als ihr Gegner, doch immer als Freund Condés durch Tollkühnheit, List und greuliche Gewaltthätigkeit aus. Die für Condé unglückliche Schlacht bei Rethel, in der Turennes Infanterie zu-

von denen der erste die historische Persönlichkeit, der zweite den Herzog in der französischen und niederländischen Sage und in den holländischen Pamphleten, der dritte die Sage in Deutschland behandelt. Elf gut reproduzierte Illustrationen aus verschiedenen Volksbüchern u. s. w. und ein Bildnis des Marschalls sind dem Texte beigegeben.

rückgeworfen wurde, während Boutteville siegreich an der Spitze der Reiterei focht, brachte ihm einen Schufs ins Bein und nach tapferer Gegenwehr Gefangenschaft. Am Schlusse des Frondekrieges 1653 setzte er den Kampf im Dienste mit den Spaniern fort und war wie im Felde so in zahlreichen Liebesaffären trotz seiner Mifsgestalt von grofsem Erfolge gekrönt. 1659 mit dem Pyrenäischen Frieden und seiner bald darauf erfolgenden glänzenden Heirat ging in dem wilden Frondeur eine wunderbare Änderung vor sich, aus dem gefährlichen Feinde des Königtums wurde nun ein geschmeidiger Höfling, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur darauf ausging, sich die Gunst seines Herrn mit allen Mitteln zu erhalten, sei es auch durch kriechende Unterwürfigkeit und demütiges Wedeln und Ersterben. 'Die erstrebte Gunst des Königs ist die eigentliche Triebfeder aller Handlungen und Unterlassungen Luxemburgs.' Gleichwohl blieb er Ludwig XIV. bis an sein Ende unsympathisch, der Sonnenkönig konnte nie den alten Frondeur in ihm vergessen und hatte eine boshafte Freude daran, ihn immer wieder schweren Kränkungen und Demütigungen auszusetzen, die Luxemburg alle mit oft widerwärtiger Ergebung ertrug. Liefs er es doch sogar geschehen, dafs ihn der König und Louvois, der einstige Genosse seiner Scheufslichkeiten, jetzt aber aus Eifersucht und Neid sein tödlicher Feind, mit allen Mitteln der Niedertracht zu stürzen suchten und beinahe ums Leben brachten.

Die kriegerischen Leistungen Luxemburgs im einzelnen zu verfolgen, müssen wir uns hier versagen, wollen nur an die Schlachten von St. Denis, Fleurus, Steenkerke und Neerwinden erinnern, in denen die glänzenden Eigenschaften des Herzogs auch einem Feinde wie Wilhelm von Oranien gegenüber hell hervortreten. Der Verf. schildert anschaulich die einerseits auf List und Verschlagenheit, gepaart mit persönlichem Mute, anderseits auf direkt strategischen Anlagen beruhenden grofsartigen Erfolge, die Luxemburg zum Teile seinem raschen Erfassen auch der schwierigsten Lage, seiner Tollkühnheit und Kaltblütigkeit in der Gefahr, zum Teile aber auch seinem Glücke, ohne das nun einmal kein Feldherr etwas leisten kann, verdankte.

Wir wollen hier einen andern Punkt aus seinem Leben herausgreifen, weil eben dieser der Ausgangspunkt für die Entstehung einer Sage wurde, die immer allgemeinere Züge annahm, bis schliefslich das Bild des faustischen Teufelsbündlers fertig war.

Am französischen Hofe blühte der niedrigste Aberglaube üppig und führte zu Äufserungen, die auch der verbrecherischen Seite nicht entbehrten. Die unersättliche Genufswut, das Liebes- und Intriguenspiel, der Hafs und Neid suchten nach allen nur denkbaren Mitteln zur Befriedigung ihrer Absichten und führten schliefslich auch zur Zauberei, ja zum Giftmorde. Die Jahre 1679 und 80 brachten zwei berüchtigte Giftmordprozesse, einen gegen eine Marquise de Brinvilliers, verwitwete Godin, und den noch schlimmeren gegen die '*devineresse*' Voisin, das Haupt einer gefährlichen Verbrecherbande. Zu den Kunden dieser Zauberin gehörten die vornehmsten Kreise bis in die nächste Umgebung des Königs. Hatte doch sogar die Mme. de Montespan ihre Zuflucht zu Liebespulvern für den wankelmütigen königlichen Geliebten und, da diese nichts fruchteten, zum Gifte gegen ihre glücklicheren Nebenbuhlerinnen, die Vallière und Fontange, genommen. 'Es ist ein Abgrund grenzenloser, bis in die höchsten und gebildetsten Kreise sich erstreckender Verworfenheit und Sinnesverwirrung, der sich hier aufthut; dem ferneren Betrachter erscheint der glänzende französische Hof und die Gesellschaft jener Zeit wie ein Moor, unter dessen grüner Decke das Verderben ruht.'

Auch Luxemburg gehörte zu dem Kreise, der im Garten der Voisin verkehrte und da seine Verbrechen schmiedete. Aufser seinem Aberglauben zog ihn die Freude und der Genufs an Abenteuern und Intriguenspielen, wahrscheinlich auch die Unsittlichkeit, der man bei diesen Zusammenkünften fröhnte, an. Doch nicht nur in Liebessachen suchte er sich dort Rat; wenn man den Aussagen der Hauptangeklagten, die allerdings teilweise unter der Folter, teilweise nach Bestechung gemacht wurden, Glauben schenken darf, scheute er sich auch nicht vor Verbrechen und erstrebte die Beseitigung seiner Gemahlin sowie verschiedener Rivalen. Es ist unmöglich, das Gewirre von Klatsch und Bosheit, von dem der Verf. ein lebhaftes Bild entwirft, mit wenig Worten klar zu skizzieren. Genug, im Jahre 1680 wurde Luxemburg auf Grund einer Reihe von Aussagen der in den Prozefs Verwickelten verhaftet und in die Bastille gebracht, wo er nach anfänglich standesgemäfser Behandlung bald auf besonderen königlichen Befehl hin in strenger Haft wie ein gemeiner Verbrecher gehalten wurde. Sogar Feder und Papier verweigerte man ihm. Was in dem Prozesse am meisten interessiert, ist die Beschuldigung, dafs Luxemburg mit Hilfe eines Mitschuldigen der Voisin den Versuch eines Teufelspaktes ge-

macht habe. Die Intriguen Louvois', der ein grofses Interesse daran hatte, seinen gefährlichen Nebenbuhler zu beseitigen, treten im Verlaufe des Prozesses deutlich zu Tage, und die Rolle, die er hinter den Kulissen spielte, entsprach ganz der niedrigen Zweideutigkeit dieses grofsen Verbrechers. Freilich auch Luxemburgs Verhalten im Kerker war das denkbar kläglichste. Mme. de Sévigné schrieb von ihm am 31. Jan. 1680: '*M. de L. est entièrement déconfit; ce n'est pas un homme, ni un petit homme, ce n'est pas même une femme, c'est une vraie femmelette.*' Auch als der Herzog offenbar ganz gegen die Absicht Ludwigs und Louvois' und trotz aller Bestechungsversuche und Beeinflussungen frei aus dem Prozesse hervorging, aber durch besondere königliche Ordre aus der Hauptstadt verbannt wurde, liefs er nicht nach, in hündischer Weise um die Gunst des Königs und seines allmächtigen Ministers zu buhlen, bis er schliefslich mit Hilfe der Maintenon, der Feindin Louvois' (auch das ist bezeichnend), wieder zurückkehren durfte und nach jahrelangen Demütigungen, als der Stern Louvois' zu erbleichen begann, im Jahre 1688 mit der Oberleitung des für Frankreich eine gefährliche Wendung nehmenden Krieges betraut wurde. Sein militärisches Talent trug auch hier wieder teilweise glänzende Erfolge davon, und der Tod seines unversöhnlichen Feindes Louvois 1691 ebnete ihm vollends die Wege, so dafs er, obwohl dem alternden Könige Ludwig immer unangenehm, die mafsgebende Persönlichkeit am Hofe wurde und bis zu seinem anfangs 1695 erfolgenden Tode blieb. Das Leben, das er jetzt führte, war eine Kette von Genüssen jeder Art, wurde doch sogar sein Tod den Ausschweifungen, dem Übermafse in Baccho et Venere, zugeschrieben.

Das war die historische Persönlichkeit, die nun Träger der weitverbreiteten Teufelssage wurde. Sie krystallisierte sich um seine Person infolge des obenerwähnten Prozesses und fand in dem bitteren Hasse der Völker, die er mit seiner unmenschlichen Grausamkeit ausgeplündert und ausgesogen hatte, immer neue Nahrung. Schon daraus erklärt es sich zum Teile, dafs in Frankreich selbst bald nach Beendigung des Prozesses und Freisprechung des Herzogs die Spuren der Sage allmählich verschwanden, in den Niederlanden und Deutschland aber um so reicher blühten. Dazu kommt aber noch eins. Es hatte 'in Frankreich im Gegensatze zu Deutschland zu der Zeit, die dem Keimen der Luxemburgsage folgt, der Teufelsglaube seinen Höhepunkt längst überschritten', und alle Kreise wirkten zusammen, um den lächerlichen Wahn bald in ernster, bald in scherzhaft-satirischer Weise zu widerlegen. Anders war das in den Niederlanden und Deutschland, wo, was leider nicht zu leugnen ist, nicht nur die Theologen, sondern auch die Juristen, ja sogar die Mediziner, kurz alle Gebildeten an diesem Aberglauben treulich festhielten und ihm noch manches blutige Opfer brachten.

Die Verunglimpfung Luxemburgs und der anderen Generale und Staatsmänner des französischen Königs hatte aber auch noch eine andere Seite — die politische. Den Feind durch giftige Pamphlete vor ganz Europa herabzusetzen, das war ein Kampfmittel, das dem eiteln Könige sehr unbequem war. Und seiner bedienten sich die erbitterten Niederländer mit gröfstem Erfolge zum nicht geringen Ärger Ludwigs. Dafs dabei der Teufelspakt ihres grimmigsten Feindes einen willkommenen Angriffspunkt bot, versteht sich von selber. So entwickelte sich von den Niederlanden ausgehend eine ganze Litteratur von Streitschriften gegen Luxemburg, die anfangs und vor dem Prozesse rein politisch seine Greuelthaten in tendenziöser Weise noch übertrieben, um schliefslich in dem bedeutendsten holländischen Pamphlete '*Le Maréchal de Luxembourg au lit de la mort*', einer 1695 erschienenen Tragikomödie, sämtliche Anklagen mit dem Teufelspakte zusammenzufassen. Der Teufel selbst tritt in Gestalt eines Magiers an das Bett des Kranken, um seine Beute unter Erinnerung an '*notre convention*' zu holen.

In Deutschland fanden die holländischen Pamphlete weiteste Verbreitung und fielen in dem Volksglauben, dafs ein Ungeheuer wie Luxemburg nur Werkzeug des Bösen sein könne, auf fruchtbarsten Boden, zumal die Teufelsfurcht und der Glaube an Teufelsbündnisse noch kräftig in aller Bewufstsein lebte und nicht nur in zahlreichen Zaubereiprozessen, sondern auch auf dem Theater und im Volksliede zum Ausdrucke kam. Erinnert sei hier nur an die Volksschauspiele und Volkslieder von Dr. Faust, die in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. in aller Munde waren. Dafs in solchem Boden die Luxemburgsage rasch Wurzel schlug, bedarf weiter keiner Erklärung. Wurde sie doch schon 1680 in fünf Volksbüchern behandelt. Immer mehr alte Sagenmotive, namentlich von Faust, krystallisierten sich an die Figur des Teufelsbündlers an, so dafs Deutschland recht eigentlich die Heimat der Sage wurde, besonders seitdem mit der Nachricht von dem Tode des Herzogs sofort das Gerücht

sich verband, der Teufel habe nun seinen Schützling wirklich geholt. Schliefslich wird sogar eine gegenseitige Beeinflussung der älteren Faust- und der Luxemburgsage nachweisbar, für die Kippenberg eine Reihe von Gründen anführt.

In Volksbüchern und Flugblättern wurde die Sage weiter verbreitet und bekam ihre endgültige Fassung im Jahre 1716, als ganz Deutschland erregt wurde durch die von Jena ausgehende Nachricht, dafs ein Student mit zwei Bauern in der Christnacht 1715 zur Hebung eines Schatzes mittels magischer Schriften den Teufel beschworen habe und von ihm umgebracht worden sei. Im Anschlusse an dieses Ereignis liefs ein protestantischer Geistlicher, um die Richtigkeit des Teufelsglaubens zu beweisen und die Lehre des Thomasius und seiner Anhänger zu widerlegen, das Volksbuch mit einer plumpen Vorrede und vier Titelkupfern versehen in neuer Auflage erscheinen. Mit geringen Änderungen erhielt es sich so in vielen Abdrucken, auf Jahrmärkten und Messen verkauft, bis in die siebziger Jahre des XVIII. Jahrh. Doch ist seine Verbreitung und Beliebtheit bis in die ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrh. erwiesen (so läfst Immermann im Münchhausen seinen einäugigen Spielmann einen kleinen Handel mit Schriften wie 'des Herzogs von Luxemburg Verbündnis mit dem Satan' treiben, wobei Immermann offenbar Selbstgeschautes schildert); und eine letzte Spur findet sich in den von Kuhn gesammelten Märkischen Sagen und Märchen, 'in denen nach mündlicher Erzählung in Brodewin (Ukermark) das Ende des Herzogs ganz ähnlich wie im Volksbuche wiedergegeben wird'.

In einem Anhange bietet der Verf. drei Abdrucke: 1. des Volksbuches von 1680; 2. der wahrscheinlich zu Anfang des XVIII. Jahrh. entstandenen und gedruckten *Histoire très véritable du (!) la mort du maréchal de Luxembourg arrivé (!) à Paris dans son Palais,* der 'deutschen Urform der Erzählung des Todes in den späteren Volksbüchern'; und 3. der Vorrede zu der Ausgabe von 1716; ferner eine mit grofsem Fleifse zusammengestellte erschöpfende Bibliographie, die in vier Abschnitten die gesamte Litteratur sowohl der historischen als der sagenhaften Persönlichkeit enthält; und endlich eine schematische Übersicht über die Entwickelung der Sage.

Das Verdienst des Verf. ist es, dafs er einer Sage, die ohne Zweifel zu den wichtigen Volkssagen Deutschlands gehört, den richtigen Platz angewiesen und sie aus ihrer Vergessenheit ans Licht der Wissenschaft gezogen hat. Gerade diese Sage besitzt das Reizvolle, dafs wir ihren Werdegang ziemlich genau verfolgen und bis zur Quelle zurückgehen können. Um so seltsamer mufs es erscheinen, dafs sie dem Gesichtskreise der Sagenforscher so ziemlich entschwunden war, wenn es auch an einzelnen Versuchen zur Wiedererweckung von Görres an bis in neuerer Zeit zu Tille nicht gefehlt hat, die aber alle nur einzelne Splitter und Bruchstücke boten. Die Erklärung des Verf. für diese ungerechtfertigte Vernachlässigung dürfte wohl den Nagel auf den Kopf treffen: 'Daraus vielleicht, dafs man ihr nur geringe Bedeutung beilegte, und aus der Seltenheit der zum gröfsten Teil, wie es scheint, nur in vereinzelten und weit verstreuten Exemplaren erhaltenen, meist aus Pamphleten, Volksbüchern und Flugblättern bestehenden Litteratur, ist es zu erklären, dafs sie eine wissenschaftliche Behandlung noch nicht erfahren hat.'

Josef Kaufmann.

1

Knabe von Subiaco. Rom, Thermenmuseum

2





1. Mosaik von Baccano

2. Mosaik von Sousse



STUDIEN ZU PLATONS IDEALSTAAT

(Kynismus und Platonismus)

Von Moriz Guggenheim

Überblicken wir die umfangreiche Litteratur, welche sich in den letzten zwei Jahrzehnten zur Aufgabe setzte, dem Kynismus die ihm gebührende Schätzung wieder zu geben, so müssen wir sagen, dafs, soweit ihre Resultate zuverlässig sind, im wesentlichen es bei dem geblieben ist, was schon Dümmler in seinen Antisthenica konstatierte. Es dürfte nämlich jetzt für ausgemacht gelten, dafs in folgenden Dingen die beiden hervorragendsten Schüler des Sokrates, Platon und Antisthenes, auseinander gingen:

1. Antisthenes hat die allegorische Deutung Homers zum philosophischen Prinzip erhoben. Platon will von solcher Behandlung des Dichters nichts wissen, davor scheint ihn sein künstlerisches Empfinden bewahrt zu haben. Von den Kynikern aber darf man getrost sagen, dafs sie in keiner Hinsicht so sehr ungriechisch sind als in ihrer Unempfänglichkeit für das Schöne.

2. Auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie vertreten die beiden Schulhäupter, so sehr sie sich auch beide auf den einen Sokrates berufen, zwei diametral entgegengesetzte Weltanschauungen. Schon Zeller hat das anerkannt, indem er den Platon mit den mittelalterlichen Realisten, den Antisthenes mit den Nominalisten verglich. Wir wissen, die Anfänge dessen, was wir heutzutage in erster Linie Wissenschaft nennen, sind bei diesen Nominalisten des Mittelalters zu suchen. Nichtsdestoweniger hat Zeller die Unfruchtbarkeit des Kynismus für die Wissenschaft der nominalistischen Erkenntnistheorie des Antisthenes zugeschrieben. Dafs man auch hierin anders zu denken anfängt, zeigt der betreffende Abschnitt bei Gomperz, Griech. Denker II 149 ff., obschon hier noch sehr nachdrücklich von dem 'Schatten des Nominalismus' gehandelt wird.

3. Antisthenes hält jegliche Propädeutik zur Philosophie für entbehrlich, sogar die elementaren Künste des Lesens und Schreibens. Mathematik und Astronomie sind nach ihm ganz unnütz; daraus entwickelt sich in der Folge die strenge Gegnerschaft des Kynismus zu den *artes liberales* oder enkyklischen Disziplinen, während der Platonismus sich genötigt sieht, Fühlung zu suchen mit den Ergebnissen der Wissenschaften.

Auf einem Gebiet sind nun nach Dümmler Antisthenes und Platon einig

geblieben: dem der politischen und überhaupt der Moralphilosophie.[1]) Aber gerade darin hat sich Dümmler getäuscht[2]), was die sozialpolitischen Anschauungen beider betrifft. Der eine läfst die Sokratik in Individualismus münden und mag hierin der getreuere Interpret des Sokrates gewesen sein, der andere aber vertieft die Sokratische Moral, indem er sie aus der Gesellschaft ableitet.[3]) Nun wird dieser Gegensatz von Platon in Beziehung gebracht zu den auch von Dümmler und den übrigen Forschern anerkannten schwerwiegenden Differenzen beider Schulen auf erkenntnistheoretischem und pädagogischem Gebiet. Als es Platon gelang, eine Komposition zu finden, in welcher er den Kynikern auf allen diesen Gebieten im Kampfe um Sokrates entgegenzutreten vermochte, als er zeigen konnte, wie alle diese Abweichungen zwischen ihm und seinem Gegner innerlich zusammenhängen, da hatte er den Plan der Politeia erdacht. Unsere Aufgabe ist es, ihn zu verfolgen.

I. DIE ANFÄNGE DER LEHRE VOM *CONTRAT SOCIAL*

Seitdem es eine Wissenschaft vom Zusammenleben der Menschen giebt, dreht sich dieselbe bis auf den heutigen Tag hauptsächlich um die eine Frage: Ist das Individuum früher oder die Gesellschaft? Ist sich der Einzelne Selbstzweck oder die Gesamtheit? Von Anbeginn dieser Wissenschaft bis in die Neuzeit hinein wurde diese Frage erörtert unter der Formel: Beruht die staatliche Ordnung auf Vertrag, oder ist sie eine von der Natur gewollte? Ihre populäre Verbreitung verdankt diese Fragestellung dem Umstande, dafs Rousseau seiner Schrift, welche bestimmt war, 27 Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Umsturzlitteratur einzuleiten, nach langem Besinnen[4]) den Titel vorsetzte: *Du contrat social.*

Den Gelehrten des XVI. Jahrh. und der Folgezeit war die Lehre vom

---

[1]) '*Quae cum ita sint, Plato et Antisthenes cum de summis philosophiae civilis capitibus consentirent, Socraticis reliquis quodammodo possunt opponi. Ambo enim cum virtutem quaererent et veritatem, cuius ingenio humano naturalem et appetitum et cognitionem inesse putabant, non sat habuerunt hac virtutis lege privatam vitam regi, sed ut omnis res publica ad hanc normam redigeretur, poscebant.*' — Wenn Platon Rep. VI 505 B die Kyniker *κομψότεροι* nennt, so ist dies keineswegs ein Kompliment ohne ironischen Beigeschmack (s. auch 376 A *κομψόν*). Man vgl. Soph. Antig. 324: *κόμψευέ νυν τὴν δόξαν.* Es ergiebt sich daraus die Bedeutung 'spitzfindig'. Cic. ad Attic. XII 38 urteilt, Antisthenes sei *magis acutus quam eruditus.* Selbst an Stellen wie Gorg. 493 A ist an diesen Sinn des Wortes mitgedacht, der auch dem Scholiasten (s. zu 376 A) und den Lexikographen (Ruhnken zu Timäus S. 161) bekannt ist.

[2]) Siehe den Aufsatz des Verfassers 'Antisthenes in Platons Politeia' Philolog. LX (N. F. XIV) 149—154. Zu gleicher Zeit veröffentlichte Arthur Fairbanks eine Studie: 'The stoical vein in Plato's republic' (Philosoph. Review X 1 S. 12—27), in welcher durchgeführt wird, dafs Platon seinen Staat in steter Rücksichtnahme auf die Kyniker geschrieben habe.

[3]) Dafs ein solcher Gegensatz bestand, nimmt auch Jellinek an, Allg. Staatslehre (Berlin 1900) S. 273: 'Diesen Bestrebungen (der Kyniker u. s. w.) gegenüber erscheinen die politischen Lehren des Plato als Versuch, entschwundene Verhältnisse wieder zu beleben und die Politik auf konservativer althellenisch-dorischer Basis im aristokratischen Sinne zu regenerieren.'

[4]) Siehe die Ausgabe von Dreifus-Brisac mit dem Facsimile des Genfer Manuskripts.

Gesellschaftsvertrag hauptsächlich als eine Epikureische bekannt.[1]) Dagegen blieb es ziemlich unbeachtet, dafs diese beiden Theorien aufeinanderstofsen im zweiten Buche des Platonischen Staates Kap. 2 (358 E ff.) und dann Kap. 11 ff. Denn zu den Ergebnissen des Platonischen Staates gehört eben auch das, dafs der Staat *φύσει* ist, ein Naturprodukt. Darum die prononcierte Verwendung des Wortes *φύσει*[2]), welche einst Krohn so irreführte, weil er übersah, dafs hier eine Umbildung des Begriffes *φύσις* vom Naturalistischen ins Idealistische vorliegt. Das Aristotelische '*homo animal politicum*', das gerade auch, weil peripatetisch, von Hobbes und Spinoza bekämpft wird, ist von der Akademie auf das Lyceum übergegangen. Nur ganz nebensächlich streift noch Aristoteles die Lehre vom Gesellschaftsvertrag.[3])

Platon hat diese Theorie nicht zum erstenmale in der Politeia vorgebracht, sondern schon Gorg. 483 B ff. Kallikles geht aus von der grofsen Antithese der griechischen Aufklärung *νόμος* — *φύσις*. Nach dem *νόμος*, der Konvention, ist das Unrechtthun schimpflicher, von Natur aber das Unrechtleiden. Kein rechter Mann läfst sich Unrecht gefallen; ein Sklave, dessen Leben keinen Wert hat, mufs es. Die *νόμοι* allesammt sind aufgestellt von den Schwachen, welche ja in der überwiegenden Mehrheit sind, diese wollen allen Gleiches zuerteilen, da sie wohl fühlen, dafs sie zu schwach sind, um dem Naturtrieb zu folgen, mehr zu haben als andere. Dareios und Xerxes haben ihre grofsen Feldzüge nur unternommen, weil sie sich leiten lassen durften vom natürlichen *δίκαιον*, von einem *νόμος* der *φύσις*, von einem Naturgesetz.[4]) Unsere Erziehung ziele darauf ab, diesen Naturtrieb zu ersticken. Jung haben wir

---

[1]) Lambertus Danaeus, Politice Christiana (Paris 1596). Nach ihm (S. 29) ist die atomistische Lehre vom Staat '*impia*'. *Est enim Epicureorum hominum Atheorum* (Rudolf Treumann, Die Monarchomachen S. 27 Anm. 2). Gierke in seinem Werke 'Johannes Althusius und die Entwickelung der naturrechtlichen Staatstheorien' leugnet eine Einwirkung der Epikureer auf die spätere (mittelalterliche und neuzeitliche) Theorie vom Gesellschaftsvertrag (S. 96 Anm. 56). Doch kann dabei Gierke unmöglich Hildenbrand (Gesch. u. Syst. der Rechts- und Staatsphilos. I 515) bekämpfen, (wie M. Liepmann 'Die Rechtsphilos. des Jean Jacques Rousseau' S. 18 meint), da Hildenbrand nichts davon behauptet.

[2]) Hierüber ist auch Fairbanks a. a. O. S. 28 zu vergleichen.

[3]) Aristot. Polit. III 1281 a. Lykophron, ein Schüler des Gorgias (wie Antisthenes es auch war), lehre: *ὁ νόμος συνθήκη καὶ ἐγγυητὴς ἀλλήλοις τῶν δικαίων . . . ἀλλ' οὐχ οἷος ποιεῖν ἀγαθοὺς καὶ δικαίους τοὺς πολίτας*, s. Susemihl Anm. 250 552 und Einl. S. 27. Dem Lykophron ist also der Staat lediglich eine polizeiliche Institution. Gegen solche Theorie protestiert Aristoteles. Rhet. I 13: *ἔστι γὰρ ὁ νόμος, ὃ μαντεύονταί τι πάντες φύσει κοινὸν δίκαιον καὶ ἄδικον, κἂν μηδεμία κοινωνία πρὸς ἀλλήλους ᾖ μηδὲ συνθήκη.*

[4]) So tritt uns hier zum erstenmal im Zusammenhang einer Erörterung der Begriff des *νόμος φύσεως* entgegen, und zwar gleich so, wie ihn in neuerer Zeit Hobbes fafste (der ja seine litterarische Thätigkeit mit der Übersetzung des Thukydides eröffnete, wo die Ideen des Kallikles öfters als die für die Politik mafsgebenden ausgesprochen werden), und ebenso Spinoza. Naturrecht ist das Recht der Macht. Hugo Grotius dagegen hatte schon früher die Auffassung wieder begründet, welche durch Platon und dann durch den von ihm abhängigen Aristoteles, die Stoiker, Cicero und die römischen Juristen die herrschende geworden ist. Die obige Platonstelle macht den Eindruck, als wäre die Verbindung von *νόμος* und *φύσις* ad hoc geschaffen. Ist sie auch einstweilen noch von Kallikles in dem Sinne

die Natur von Raubtieren, aber man bezaubert und bethört uns, bis wir echte Knechtsseelen bekommen haben, bis wir es glauben, die Gleichheit sei das Rechte und Schöne. Aber zuweilen steht ein Gewaltiger auf, schüttelt das Joch ab, zerreifst die Bande, entflieht dem Zwang. Der will nichts wissen von solchen *γράμματα*, Zauber und Beschwörung, von all den widernatürlichen *νόμοι*, und so wird zum Herrn, der eben noch unser Sklave war.

Dann läfst Platon seinen Bruder Glaukon im zweiten Buche der Gesetze folgende Ansicht über Wesen und Herkunft der Gerechtigkeit und ihres Gegenteils erzählen.

Von Natur sei (*πεφυκέναι*) Unrechtthun ein Gut, Unrechtleiden ein Übel. Vergleiche man aber sie beide, so bringe das Unrechtleiden mehr Übel mit sich als das Unrechtthun Vorteil. Sei beides freigegeben, so finden sich in der Mehrzahl Leute, welche nicht zugleich Unrecht thun können, ohne auch solches leiden zu müssen. Darum hätten diese einen Vertrag geschlossen, weder Unrecht zu thun, noch solches leiden zu müssen (*δοκεῖ λυσιτελεῖν ξυνθέσθαι ἀλλήλοις μήτ' ἀδικεῖν μήτ' ἀδικεῖσθαι*). Darauf habe man begonnen, Gesetze zu geben und Verträge (*ξυνθήκας*) zu schliefsen. Man habe solchen gesetzlichen Vorschriften das Prädikat 'gerecht' zuerteilt, und das sei Ursprung und Wesen der Gerechtigkeit, als eines mittleren Dinges zwischen dem denkbar Besten: Unrecht zu thun, ohne dafür büfsen zu müssen — und dem denkbar Schlimmsten: Unrecht zu leiden, ohne sich dagegen wehren zu können. Das Gerechte liege in der Mitte und verdanke so sein Ansehen nicht dem Umstande, dafs man es für ein Gut halten würde, sondern lediglich dem Unvermögen der Menge, nach Herzenslust der Ungerechtigkeit fröhnen zu können. Habe aber einer die Macht dazu, das sich herausnehmen zu dürfen, ein wahrer Mann, so würde der niemals auch nur mit einem einen Vertrag eingehen.[1])

Diese Lehre vom Staatsvertrag geht aus von Sophisten, welche im Streite *νόμῳ* — *φύσει* auf seiten des *νόμος* standen. Steinthal hat in seiner 'Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern' besonderen Wert darauf gelegt, zu zeigen, dafs diejenigen Denker, welche einmal sich dieser Antithese bedienten, sie auch auf die Vorstellung von den Göttern, dem Ursprung der Sprache, der Moral und des Staates anwandten. Dafs auch die Kyniker *νόμος* und *φύσις* einander entgegenstellten, dabei die letztere an Stelle des ersteren setzen wollten, ist hinlänglich bekannt. Über Antisthenes meldet es Laert. Diog. VI 38.[2]) Sicherlich haben die Kyniker bestritten, dafs die bestehenden Staaten *φύσει* eingerichtet seien.[3]) So kommen sie zur Leugnung des Patriotismus. Krates sagt bei Laert. Diog. VI 98:

---

gebraucht, wie es Hobbes thut, so mufste doch die blofse Thatsache der Verbindung der beiden früher antithetischen Begriffe zu dem neuen vertieften, besonders bei Aristoteles üblichen, führen.

[1]) *οὐδ' ἄν ἐνί ποτε ξυνθέσθαι τὸ μήτε ἀδικεῖν μήτε ἀδικεῖσθαι.*

[2]) *ἔφασκε δ' ἀντιτιθέναι τύχῃ μὲν θάρσος, νόμῳ δὲ φύσιν, πάθει δὲ λόγον.*

[3]) Plut. De exsilio Kap. 5 (600 E): *φύσει γὰρ οὐκ ἔστι πατρὶς ὥσπερ οὐδὲ οἶκος οὐδὲ ἀγρὸς οὐδὲ χαλκεῖον οὐδὲ ἰατρεῖον, μᾶλλον δὲ ὀνομάζεται καὶ καλεῖται ἀεὶ πρὸς τὸν οἰκοῦντα καὶ χρώμενον.* So Ariston von Chios, der von der Stoa zum Kynismus zurückgekehrt war.

οὐχ εἷς πάτρας μοι πύργος, οὐ μία στέγη,
πάσης δὲ χέρσου καὶ πόλισμα καὶ δόμος,
ἕτοιμος ἡμῖν ἐνδιαιτᾶσθαι πάρα.

Ebenso liefs schon Antisthenes den aus Argos vertriebenen, nach Theben übersiedelnden Herakles ausrufen (Plut. a. a. O. S. 600 F):

Ἀργεῖος ἢ Θηβαῖος — οὐ γὰρ εὔχομαι
μιᾶς· ἅπας μοι πύργος Ἑλλήνων πατρίς.

Haben nun die Kyniker, indem sie erkannten, die vorhandenen *πολιτεῖαι* seien blofs *νόμῳ*, an ihre Stelle eine *πόλις φύσει*, einen Idealstaat gesetzt? Die Frage ist wichtig sowohl für das Verständnis der Platonischen *πολιτεία*, wie für die Entwickelung der politischen Theorien überhaupt. Zeller drückt sich so aus: 'Mögen die Kyniker auch eine bedingte Notwendigkeit des Staates und der Gesetze zugeben, sie selbst in ihrer Heimatlosigkeit wollen und können sich nicht daran beteiligen, sie wollen nicht Bürger eines bestimmten Staates, sondern Bürger der Welt sein.' Nun wird aber der Ausdruck *κοσμοπολίτης* erst dem Diogenes in den Mund gelegt[1]), der doch bereits von Platon gelernt haben kann. Vom Staatsideal Zenons, das ein kosmopolitisches gewesen ist und die eine Herde (aber kaum den einen Hirten) verkündet, wissen wir, dafs es in Hinblick auf Platon (wenn auch in polemischer Absicht) entstanden ist. Zudem liegt gegründeter Verdacht vor, dafs der Laertier ganz nach seiner Gewohnheit einen Terminus späterer Zeit auf eine frühere übertragen hat, wenn er schreibt, Diogenes habe sich als Kosmopoliten bezeichnet. Würden wir seinen Bericht auf Treu und Glauben hinnehmen, so müfsten wir auch Sokrates als *civis mundi* gelten lassen. Denn auch Cicero (Tusc. V 105)[2]) ist nicht ganz zu verwerfen als Autorität. Dann hat auch Plutarch dieselbe Nachricht über Sokrates im Anschlufs an die citierte Stelle *De exsilio.* Es ist bemerkenswert, dafs Plutarch jene Worte des Herakles tadelt. Er sieht darin nur Negation, Negation des Patriotismus. Besser habe sich Sokrates ausgedrückt, indem er sich zum Kosmopolitismus bekannt habe. Fügen wir noch bei, dafs die Verbindung von *κόσμος* und *πόλις* der ganzen voralexandrinischen Litteratur fremd ist, dafs weder Platon noch Aristoteles darauf Bezug nehmen, weder auf das Wort, noch auf den Begriff, so ergiebt sich, dafs dem Platon der Politeia die Idee eines kynischen Weltstaates nicht vorlag. Vielmehr war diese Idee erst nach Platons Politeia und durch diese aufgekommen. Bevor die Vorstellung eines solchen Staates möglich war, wie ihn die Stoiker sich dachten, bedurfte es nicht nur des Reiches Alexanders des Grofsen, es bedurfte vor allem des auch von Platon stammenden, aber von den Stoikern ausgebauten Begriffes der Weltseele. Der

---

[1]) Laert. Diog. VI 63.

[2]) Wirklich meint Dümmler (Antisth. S. 68), dieser Sokrates sei ein kynischer, vielleicht Antisthenischer. Er versichert uns aber, dafs es jedenfalls der Platonische oder Xenophontische nicht sei. Hieran ist auch das interessant: Ist ein kosmopolitischer Sokrates bei Antisthenes möglich, bei Platon und Xenophon aber nicht, so stehen doch Platon und Xenophon in einem wichtigen Punkte der Moralphilosophie gegen Antisthenes zusammen.

stoische Staat hat die stoische Metaphysik zur Voraussetzung, auch nach Zeller. Er sagt u. a.: 'Konnten daher die Stoiker selbst die Welt im weiteren Sinne wegen der Zusammengehörigkeit aller ihrer Teile einem Staatswesen vergleichen, so wird noch weit mehr die Welt im engeren Sinne oder die Gesamtheit der vernünftigen Wesen einen Staat bilden, zu dem sich alle Einzelwesen nur verhalten wie die Häuser einer Stadt zum Ganzen.'

Fairbanks ist der einzige, soviel ich weifs, der von einer kynischen *πολιτεία φύσει* spricht, in Hinblick auf den Gesellschaftsvertrag (S. 22): '*Where the Sophists had taught that the first step in progress which men made was to combine for protection, Antisthenes held that this was te first downward step toward that degraded, debased form of life which was exemplified in the Athens of 400.*' Die Sophisten sollen die Lehre vom Staatsvertrag aufgebracht haben, indem sie ihn als einen Fortschritt der Civilisation betrachteten.[1]) Antisthenes habe im gleichen Vorgang den Anfang der Degeneration gesehen. Sein Staat, der *φύσει*, nicht *νόμῳ* sei, habe sich die Tierwelt zum Vorbild genommen: '*remodeled according to the truth and simplicity of nature; and by nature he meant the life of the lower animals*'.

Von dieser Anschauung weiche ich nur insofern ab, als ich eine *πολιτεία — φύσει* auf dem Standpunkte der ersten Kyniker gar nicht annehmen kann. Dem Antisthenes waren alle staatlichen Gebilde *νόμῳ*, der Naturzustand lag ihm vor dem Staate. Das läfst sich recht gut vereinigen mit dem Satze, den der Laertier (VI 11) mitteilt: *τὸν σοφὸν οὐ κατὰ τοὺς κειμένους νόμους πολιτεύεσθαι, ἀλλὰ κατὰ τὸν τῆς ἀρετῆς.* Es hinderte nämlich den Antisthenes sein Individualismus gar nicht eine Reihe von moralphilosophischen Sentenzen aufzustellen, die Platon, so wie sie waren, oder mit etwelchen Modifikationen zu den seinigen machte.

Individualistisches Gepräge hat ein Ausdruck, dessen sich die Kyniker immerfort bedienten: *αὐτάρκης*.[2]) So sagt Gomperz, Griech. Denker II 122: 'Das Selbstgenügen (die Autarkie) des Individuums wird mit starker Betonung in den Vordergrund gestellt.' Aus Aristoteles hat dann Althusius den Ausdruck übernommen, um im Gegensatze zu Platon-Aristoteles wieder zu behaupten, der Mensch sei nicht *ζῷον πολιτικόν*, nicht *αὐτάρκης*, die menschliche Gesellschaft beruhe auf Vertrag.[3]) Nun beachte man: Wo Platon seine Konstruktion des

---

[1]) Wie es bei Lukrez der Fall V 1019:

> *Tunc et amicitiem coeperunt iungere aventes*
> *Finitimi inter se nec laedere nec violari.*

Vgl. Usener, Epicur. Fr. 530: *οἱ νόμοι χάριν τῶν σοφῶν κεῖνται, οὐχ ὅπως μὴ ἀδικῶσιν, ἀλλ' ἵνα μὴ ἀδικῶνται.*

[2]) Ganz zum Unterschiede von *κοσμοπολίτης* ist *αὐτάρκης* ein in der Litteratur vor Alexander sehr häufiges Wort. Es scheint aus der Sophistik zu stammen, wenigstens verwendet es Thukydides mehrfach, z. B. II 36, 3: *καὶ τὴν πόλιν τοῖς πᾶσι παρεσκευάσαμεν καὶ ἐς εἰρήνην αὐταρκεστάτην*; I 37, 3: *καὶ ἡ πόλις αὐτῶν* (sc. *Κερκυραίων*) *ἅμα, αὐτάρκη θέσιν κειμένη.*

[3]) S. Liepmann a. a. O. S. 25.

Staates beginnt und mit deutlicher Betonung hervorhebt, dafs das Werden der *πόλις φύσει* vor sich gehe, nicht *νόμῳ*, nicht durch Vertrag, sagt er Rep. II Kap. 11: *γίγνεται τοίνυν, ἦν δ' ἐγώ, πόλις ὡς ἐγῷμαι, ἐπειδὴ τυγχάνει ἡμῶν ἕκαστος οὐκ αὐτάρκης, ἀλλὰ πολλῶν ἐνδεής* ... Der Platonische *αὐτάρκης* ist das Produkt der Erziehung im Idealstaat, der Kyniker erblickt die Autarkie im Zurückgehen auf die natürliche Einfachheit, in möglichster Emanzipation von aller Kultur.[1]) Platons Art Gegner zu bekämpfen gestattet es ihm, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag in einen Zusammenhang zu bringen mit dem Kynismus und ihr doch eine antimoralische Tendenz zu geben, sofern er überzeugt ist, dafs in der That der Kynismus trotz anscheinend moralischer Absicht in seinen Konsequenzen auf das hinauslaufen müfste, was je ein moralgegnerischer Sophist, etwa ein Thrasymachos aufgestellt haben mochte.[2])

II. DIE ANTITHESE *ΟΙΚΕΙΟΝ — ΑΛΛΟΤΡΙΟΝ*

Die Entgegensetzung von *οἰκεῖα* und *ἀλλότρια* hat sich durch die ganze antike Philosophie erhalten, wie so manches andere kynische Ferment. Im III. Jahrh. spottet der Komiker Theognetos: 'Mensch du bringst mich um. Du bist ja krank und angefüllt vom Geschwätz aus der bunten Halle':

> *ἀλλότριόν ἐσθ' ὁ πλοῦτος ἀνθρώπῳ πάχνη,*
> *σοφία δ' ἴδιον, κρύσταλλος, οὐδεὶς πώποτε*
> *ταύτην λαβὼν ἀπώλεσεν.*

Das unbeständige *ἀλλότριον* wird mit dem Eis, das unvergängliche *οἰκεῖον* mit dem Krystall verglichen. Jahrhunderte später, als die Stoa wieder in Kynismus übergehen will, beginnt Epiktet sein Handbuch: 'Von den Dingen sind die einen in unserer Gewalt, die anderen aber nicht. In unserer Gewalt sind unsere Vorstellungen, unser Wollen und unser Verabscheuen, das sind *ἡμέτερα ἔργα*. Nicht in unserer Gewalt sind Körper, Besitz, Ruhm, Ämter. Das alles sind *οὐχ ἡμέτερα ἔργα*[3])', sie heifsen im folgenden *ἀλλότρια*.

Wie sich Platon zu diesen Begriffen stellt, giebt er schon im Symposion (205 E) zu verstehen; so nebenbei, fast spöttisch wird von Diotima die Möglichkeit erörtert, dafs einer auf den Gedanken kommen könne, das Gute sei *οἰκεῖον*,

---

[1]) S. auch Fairbanks S. 25.

[2]) Wenn Platon den armen, gedrückten Thrasymachos, dem es bei all seinen Verdiensten nie glückte, auf einen grünen Zweig zu kommen, im Kynikergewande die von den Kynikern verabscheute Tyrannis verherrlichen läfst (344 A) und so gegen die Kyniker selbst durch die ganze Politeia beweisen läfst, was die Kyniker selbst behaupteten, die Tyrannis mache unglücklich, so hatte er auch die Entschuldigung, dafs die Kyniker z. B. einen Kyros zu ihrem Ideal erhoben (wogegen sich Platon ausdrücklich wendet Leg. III 694 C ff.). Das Entscheidende dafür, dafs Thrasymachos kynische Züge trägt, ist seine Verwendung der Antithese *οἰκεῖον — ἀλλότριον* (s. m. Aufs. im Philologus a. a. O.), die übrigen von Joël I 393 angeführten Argumente sind meist belanglos; dagegen fällt ins Gewicht, was Joël übergeht, dafs Thrasymachos gerade wie Antisthenes alle Verfassungen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie, als Vergewaltigungen betrachtet.

[3]) Dissert. III 24, 68 läfst Epiktet den Diogenes bekennen, Antisthenes habe ihn gelehrt *τὰ ἐμὰ καὶ τὰ οὐκ ἐμά*.

das Schlechte ἀλλότριον.[1]) Im Charmides (163 C) werden eben diese Begriffe von Kritias in eigentümlicher Weise verwendet, was um so mehr von Bedeutung ist, als die Definition der Gerechtigkeit in der Republik übereinstimmt mit der Definition, welche im Charmides (161 B) von der σωφροσύνη gegeben wird und von Kritias stammen soll. Wenn im Charmides gesagt wird, τὰ δὲ βλαβερὰ πάντα ἀλλότρια, so sieht das schon aus wie eine direkte Umkehrung der Antisthenischen These[2]) und ist bereits ein Beweis, daſs dem Platon am Wortlaut nichts liegt, alles am Sinn, der Bedeutung, den Konsequenzen, so wie er sie auffassen zu müssen glaubt. Der Philosoph der Innerlichkeit schaltet frei mit allem Äuſserlichen. So gelangt er dazu dem Thrasymachos im ersten Buche der Republik (343 C) die Worte zu leihen: das δίκαιον sei ἀλλότριον ἀγαθὸν τοῦ κρείττονός τε καὶ ἄρχοντος ξυμφέρον, οἰκεία δὲ τοῦ πειθομένου τε καὶ ὑπηρετοῦντος βλάβη, ἡ δὲ ἀδικία τοὐναντίον.

Wir können erst später auf die Wichtigkeit dieser Stelle für die Komposition der Republik zurückkommen. Wie bedeutsam eine andere ist, wo ebenfalls die Antithese οἰκεῖον — ἀλλότριον erscheint, konnte zu keiner Zeit entgehen — das 16. Kapitel des 2. Buches der Republik.[3]) Es handelt sich ja um den wichtigsten Gegenstand der Politeia, um die Erziehung, welche die Erziehung der φύλακες ist. In Kap. 15 wurden eben die Eigenschaften aufgezählt, die ein guter Wächter des Idealstaates mit den Hunden gemeinsam haben müsse. Nun soll ihm aber noch eine Eigenschaft fehlen: ἆρ' οὖν σοι δοκεῖ ἔτι τοῦδε προσδεῖσθαι ὁ φυλακικὸς ἐσόμενος πρὸς τῷ θυμοειδεῖ ἔτι προσγενέσθαι φιλόσοφος τὴν φύσιν . . . Diese noch fehlende Eigenschaft philosophischer Art finde sich ebenfalls bei γενναῖοι κύνες (375 E). Sehe der Hund einen Unbekannten, so bringe das ihn auf, einen Bekannten liebkose er; jedesmal lasse er sich von der bloſsen ὄψις leiten, denn der freundlich empfangene Bekannte brauche ihm so wenig Gutes erwiesen zu haben als der verdächtige Fremde Schlimmes. Sokrates fährt fort: ἀλλὰ μὴν κομψόν γε φαίνεται τὸ πάθος αὐτοῦ τῆς φύσεως καὶ ὡς ἀληθῶς φιλόσοφον . . . ὄψιν οὐδενὶ ἄλλῳ φίλην καὶ ἐχθρὰν διακρίνει ἢ τῷ τὴν μὲν καταμαθεῖν, τὴν δὲ ἀγνοῆσαι· καίτοι

---

[1]) Die Anspielung, welche schon Zeller notierte, ist A. Hug entgangen, ein Beweis, wie wenig man früher auf solche Beziehungen achtete.

[2]) Laert. Diog. VI 12, wonach Antisthenes vorschrieb: τὰ πονηρὰ νόμιζε πάντα ξενικά.

[3]) Am besten sieht man bei Themistios περὶ ἀρετῆς, bearbeitet von J. Gildemeister und F. Bücheler Rh. Mus. N. F. XXVII 459, daſs schon die Alten obige Stelle auf die Kyniker bezogen: 'Das Volk der Athener nannte den Diogenes Hund, weil sein Lager auf der Erde war und er auf den Straſsen vor der Thüre übernachtete. Diogenes aber liebte diesen Beinamen, denn er sah, daſs er zu seiner Handlungsweise paſste. Denn ihr wiſst, wie Platon erzählt, über die Natur der Hunde, daſs sie in ihrer Sitte so sind, daſs sie die Bekannten anwedeln und lieben, aber gegen die ihnen Unbekannten knurren, und Feinde und Freunde unterscheiden; nicht daſs ihnen das Bewuſstsein des Guten oder Bösen ist, sondern weil sie sie entweder kennen oder nicht kennen. So muſs der Philosoph sein, daſs er nicht den, der ihm nicht giebt, hasse, weil er ihm nicht giebt, sondern daſs er den, welchen er im Besitz von Tugend sieht, als Freund betrachte, und wer ihm fremd ist, daran erkenne, daſs er an ihm Schlechtigkeit sieht.'

πῶς οὐκ ἂν φιλομαθὲς εἴη, συνέσει τε καὶ ἀγνοίᾳ ὁριζόμενον τό τε οἰκεῖον καὶ τὸ ἀλλότριον.[1])

Nun ist es aber bemerkenswert, wie Plato gerade wie den Begriff *αὐτάρκης*, so auch die Antithese *οἰκεῖον — ἀλλότριον* anerkennt, wenn sie bezogen ist auf die Verhältnisse im Idealstaate. Im 17. Kapitel des 4. Buches der Politeia hat Platon seine Definitionen gewonnen. Er erklärt die Verschiedenheit seines Begriffes der *δικαιοσύνη* von jedem andern. Die seinige ist die Vertiefung aller übrigen. Sie begreift nicht nur in sich die Enthaltung von Verbrechen wie Tempelraub (443 A), Diebstahl, Landesverrat, Ehebruch, nicht nur die Beobachtung jener kaufmännischen Ehrlichkeit, welche dem Kephalos so wichtig schien (442 E), sondern auch die von Platon selbst gegebene (im Wortlaut auch bei athenischen Konservativen und Philistern übliche und vielleicht von Kritias aufgestellte), wonach die *δακαιοσύνη* bestehe im *τὸ αὑτοῦ πράττειν*, in der Erfüllung der Berufsarbeit. Auch diese Definition ist noch zu äufserlich, wenn sie nicht aus dem Geiste des Idealstaates heraus gedacht ist. Denn die Definition soll sich nicht beziehen *περὶ τὴν ἔξω πρᾶξιν τῶν αὑτοῦ, ἀλλὰ περὶ τὴν ἐντὸς ὡς ἀληθῶς περὶ ἑαυτὸν καὶ τὰ ἑαυτοῦ.* Der Gerechte mufs darauf bedacht sein, dafs keiner seiner Seelenteile *τἀλλότρια πράττει*, er mufs sich zeigen als einen *τῷ ὄντι τὰ οἰκεῖα εὖ θέμενον* (443 E).

Die Antithese *οἰκεῖα — ἀλλότρια* weist an sich schon hin auf die Innerlichkeit. Der Tugendbegriff der Kyniker kann insofern nicht hoch genug geschätzt werden. Er entspricht dem Sokratischen *γνῶθι σεαυτόν*. Er will, dafs man sich selbst treu bleibe, *τὸν αὐτὸν χαρακτῆρα τοῦ βίου διεξάγειν*, wie es von Diogenes heifst, beim Laertier VI 71. Aber dennoch vermag Platon diesen Tugendbegriff n i c h t voll zu würdigen, dennoch weist er ihn VI 505 B zurück zugleich mit dem kyrenaischen, der *ἀρετή* und *ἡδονή* identifiziert. Die kynische Innerlichkeit ist ihm eben darum nicht die wahre, weil ihr die zugehörige Erkenntnistheorie und Metaphysik fehlen, und auch die zugehörige Erziehung, weil sie sich aufserhalb des gesellschaftlichen Organismus stellt.

Mit Anfang des zweiten Buches wird mit Macht auf die Innerlichkeit hingewiesen. Was hier Platons Brüder vorbringen gegen die Pseudomoral des praktischen Lebens in Staat und Gesellschaft, das werden ungefähr so auch die Kyniker gesagt haben. Auch die Kritik, welche hier Platon an den vulgären religiösen Anschauungen übt, kann ebensogut kynisch sein. Kein Wunder, dafs sie auf einen Positivisten wie Grote (Meifsner IV 615) solchen Eindruck gemacht hat. Er meint, es gebe schwerlich unter Platons Werken etwas Gewaltigeres.

Auch die Kyniker sprachen von der Seele im Gegensatze zum Körper. Aber nur in der Platonischen Philosophie konnte diese Scheidung in alle ihre

---

[1]) Nicht nur in der Ethik, auch in der Logik und Erkenntnistheorie hat sich Antisthenes der Termini *οἰκεῖον — ἀλλότριον* bedient. An obiger Stelle scheinen sie mir nach Wortlaut und Zusammenhang (unmittelbar vor der Erörterung der Ausbildung der *φύλακες*) auf letztere Vewendung zu gehen. S. Philoponos S. 35^a 5—15; Weber, Leipz. Stud. z. klass. Philolog. X 110 ff.

Konsequenzen verfolgt werden. Hier kann nicht nur die Innerlichkeit der Einzelseele (358 B ἐνὸν ἐν τῇ ψυχῇ) postuliert werden, sondern auch die soziale Seele, die ψυχὴ πόλεως. Es soll eine δικαιοσύνη πόλεως geben neben der δικαιοσύνη ἑνός (368 E).[1] Wer von der δικαιοσύνη πόλεως spricht, hat schon das Resultat vorweggenommen, dafs der Mensch sei *animal politicum*, wie die Peripatetiker sagen, oder *animal politicum et sociale*, wie Thomas von Aquino lehrt, indem er Aristoteles und Cicero verbindet.

III. DIE ZWEI THEMATA DER *ΠΟΛΙΤΕΙΑ*

Das Hauptwerk Platons stellt als Zweck auf, die Gerechtigkeit zu definieren. Die Definition gerade dieser Tugend mufste dem individualistischen Kyniker besondere Schwierigkeiten machen.[2]

Anderseits aber hielt der Kyniker von Realdefinitionen überhaupt nicht viel. Und oft genug mochte er Platon damit gequält haben, er solle doch endlich einmal eine befriedigende Definition aufweisen. Alle früheren Themata Platons, eine Tugend zu definieren, hatten negatives Resultat und schienen so zu bestätigen, was der Kyniker vom Definieren hielt. Der Euthyphron z. B. ist eine ἐπίσκεψις des ὄνομα — ὅσιον, ganz geeignet den vorhandenen ὅσιον-Begriff umzuwerten.

Antisthenes meinte, eine regelrechte Definition bestünde darin, dafs man sich der Elemente bewufst würde eines Zusammengesetzten. 'Man zähle dieselben einfach auf, und das ergebe eine «lange Rede» — ein Ausdruck, dem ein Beisatz von Geringschätzung nicht fremd zu sein scheint, und zwar wohl im bewufsten polemischen Gegensatz zu der Bedeutung, die Sokrates und manche Sokratiker der Aufstellung von Definitionen beigelegt hatten.'[3] 'Die Abkehr von der ausschliefslichen Begriffsforschung war an sich kein Übel' — sagt Gomperz.[4]

---

[1] Isocr. Areop. 14: ἔστι γὰρ ψυχὴ πόλεως οὐδὲν ἕτερον ἢ πολιτεία, τοσαύτην ἔχουσα δύναμιν ὅσηνπερ ἐν σώματι φρόνησις. Platons Begründung der Einführung der δικαιοσύνη πόλεως, sie sei gröfser als die δικαιοσύνη ἑνός und darum deutlicher zu sehen, ist nur ein stilistischer Kunstgriff. Bei der σωφροσύνη gelingt es ihm gar nicht denselben Gang innezuhalten, so sehr auch der Schein gewahrt wird, dafs auch hier zuerst die σωφροσύνη πόλεως bestimmt und dann die Definition übertragen werde auf die σωφροσύνη ἀνδρός. In Wahrheit mufs sich Platon, bevor er die σωφροσύνη πόλεως bestimmt, 430 E — 431 B Rat holen über den Sinn des κρείττονα αὑτοῦ εἶναι bei der Einzelseele. Auch Gercke (in dieser Zeitschrift VII 189) findet: 'das Bild leitet nur schlecht die erwünschte Antwort des Sokrates auf die Frage der Brüder ein'.

[2] S. auch das Urteil v. Arnims über die Tugendlehre des Ariston von Chios bei Pauly-Wissowa unter Ariston 56.

[3] Gomperz a. a. O. S. 150. Der ὅρος ist dem Antisthenes λόγος μακρός. Nicht auf das τί soll sich die Untersuchung erstrecken, sondern auf das ποῖον. Sie kann ein Zusammengesetztes in seine Elemente auflösen, letztere selbst sind nicht weiter bestimmbar. Also lauter Grundsätze, welche die moderne Wissenschaft zu den ihrigen gemacht hat. Sollte 376 D bei den Worten ἱκανὸν λόγον ἢ συχνόν — μακροτέρα σκέψις nicht daran gedacht werden müssen, dafs Antisthenes das Definieren einen λόγος μακρός nannte?

[4] Zu wenig beachtet wird auch das Urteil, welches Sigwart über die sokratische Begriffsdefinition gefällt hat: 'Von diesem sokratischen Verfahren, das immer voraussetzt, dafs

War aber wirklich Antisthenes bewufst von Sokrates abgewichen? Ist er überhaupt von ihm mehr abgewichen nach der einen Seite als Platon nach der anderen? Liegt es nicht vielmehr sehr nahe anzunehmen, dafs Antisthenes dem Platon vorgeworfen hat, er treibe das Definieren von Begriffen in einer Weise, welche nicht die sokratische sei? Platons Untersuchung der moralischen Begriffe tendiert zum positiven Ergebnis, was mit Notwendigkeit zu jener Hypostasierung dieser Begriffe führen mufste, die auch nach Aristoteles unsokratisch ist. Über diese 'Ideen' hat Antisthenes gespottet. Eine ganze Weltanschauung trennt jetzt die beiden Schüler des Sokrates. Menon, Theätet und Phädon sind Marksteine dieser Entwickelung.[1]) In der Republik bringt Platon seine erkenntnistheoretischen und metaphysischen Anschauungen hauptsächlich in den Büchern V—VII zur Sprache im Anschlufs an die Erziehung des obersten Standes. Das Bild von den Menschen in der Höhle gehört zu den gefeiertsten Denkmälern der Erhebung über das Sinnenfällige und Alltägliche zum Wahren und Ewigen. In diesen Büchern soll gezeigt werden, wie die Jugend zur Erkenntnis der ewigen Ideen angeleitet wird — die Voraussetzung dieser Ideen ist die Möglichkeit der Begriffsdefinitionen, wie sie in den Büchern I—IV gegeben sind.

Denn in der Politeia haben wir die merkwürdige Erscheinung, dafs Platon endlich einmal die geforderte Definition findet und mit der der Gerechtigkeit auch die der übrigen Kardinaltugenden. Schon das mufs die Komposition der Politeia unterscheiden von der aller übrigen Dialoge, in welchen ein positives Resultat des aufgegebenen Themas der Begriffsdefinition sich nicht finden liefs. Weil nun das erste Buch der Politeia mit einem negativen Resultat schliefst, hat man geglaubt, dieses erste Buch von den folgenden absondern zu müssen. Es sollte für sich, früher, abgefafst worden sein. So urteilte K. Fr. Hermann. Aber man hätte auch darauf achten sollen, was denn am Ende des ersten

---

den Wörtern der Sprache Begriffe entsprechen müssen, ist im Grunde die Lehre vom Begriff bis auf den heutigen Tag abhängig gewesen.' 'Das Verfahren gelingt, wenn man den Begriff, den man sucht, in Wahrheit schon hat.' 'Einen Begriff (so wie es bei Sokrates geschieht) durch Abstraktion bilden wollen, heifst also die Brille suchen, die man auf der Nase trägt, mit Hilfe eben dieser Brille.'

[1]) Die fundamentale Verschiedenheit der Antisthenischen und Platonischen Logik bezeugt Aristoteles. Seit Schleiermacher gefunden hat, Theät. 201 E werde ein Mann bekämpft, der das lehre, was Aristoteles dem Antisthenes zuschreibt, ist sicher, dafs Platon und Antisthenes sich in wesentlichen Dingen unterscheiden, dafs Platon in seinen Schriften gegen Antisthenes polemisiert, nicht nur gelegentlich, sondern grundsätzlich. Auf diesem Wege nach philologischer Methode weiterzuschreiten war und ist nicht nur möglich, sondern auch Pflicht. Material dafür ist genug vorhanden. So scheint mir auch einleuchtend, was Natorp: 'Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum' S. 198 im Anschlufs an Dümmler weiter ausführt, dafs die altberühmte, späterhin stoische Vorstellung von der Seele als einer körperlichen Masse, welche gleich einer Wachstafel für Eindrücke empfänglich ist, wie es Theät. 191 C ff. auseinandergesetzt wird, von Antisthenes kommt. Als Sensualismus haben schon die Alten die Erkenntnistheorie des Antisthenes bezeichnet. Warum soll nicht auch ihm Platon den aprioristischen Satz zurufen: *μὴ ζητεῖν αὐτὴν* (sc. *τὴν ἐπιστήμην*) *ἐν αἰσθήσει τὸ παράπαν* u. s. w.?

Buches negiert wird: nicht das ursprüngliche Thema, Definition des *δίκαιον*, sondern ein hinzugekommenes zweites Thema: Werturteil über *δίκαιον* und *ἄδικον*. Nur dadurch, daſs Platon das zweite Thema dem ersten einordnete, ist es ihm gelungen die Definitionen am Ende des vierten Buches zu finden. Thrasymachos hat ein zweites Thema an Stelle des ersten gesetzt mit seinem Satze, das *δίκαιον* sei *ἀλλότριον ἀγαθὸν τοῦ κρείττονός τε καὶ ἄρχοντος ξυμφέρον, οἰκεία δὲ τοῦ πειθομένου τε καὶ ὑπηρετοῦντος βλάβη, ἡ δὲ ἀδικία τοὐναντίον.*[1]) So ist es eine kynisch gefärbte Sentenz, welche den Übergang zu einem zweiten Thema veranlaſst. Und von nun an bis zum Beginn der positiven Erörterungen und auch später noch wird das Verhältnis der beiden Themata immer wieder betont.

Das zweite Thema ist eine Abweichung von der sokratischen Methode, eine, wie sich Platon den Anschein giebt, ganz unnötige Abweichung[2]), denn nachdem einmal die Definitionen zu Ende des vierten Buches gefunden sind, ergiebt sich daraus von selbst das Werturteil, allerdings ein dem von Thrasymachos gefällten geradezu entgegengesetztes.

Das zweite Buch geht davon aus, daſs Glaukon, der schon früher den Anlaſs gegeben hatte, das zweite Thema aufzunehmen, trotz der Bemerkungen des Sokrates am Ende des ersten Buches dennoch das zweite Thema wieder aufgreift, und zwar macht er dem Sokrates einen Vorwurf in Bezug auf seine Behandlung des zweiten Themas II 357 A: *ὦ Σώκρατες, πότερον ἡμᾶς βούλει πεπεικέναι ἢ ὡς ἀληθῶς πεῖσαι, ὅτι παντὶ τρόπῳ ἄμεινόν ἐστι δίκαιον εἶναι ἢ ἄδικον*; nun ist es doch sicherlich sokratische Ironie, daſs die Korrektur, welche Glaukon an der bisherigen Methode, das zweite Thema zu behandeln, vornimmt, eben darauf hinausläuft, daſs er, ohne sich dessen bewuſst zu sein, die Lösung des ersten zur notwendigen Voraussetzung für die Lösung des zweiten Themas macht. Man sehe die Disposition II 358 B, nach der Glaukon über das *δίκαιον* und *ἄδικον* wissen will, *τί τ' ἔστιν ἑκάτερον*

---

[1]) August Backhaus, Progr. d. Kgl. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Köln 1894 S. 23: 'Die ganze Erörterung, die auf die Darlegung vom Wesen der Gerechtigkeit (von 347 E an) folgte, hatte zum Gegenstand die Frage nach dem Wert der Gerechtigkeit.' Ein Jahrzehnt früher hatte der Verfasser diesen Gesichtspunkt für die Komposition der Platonischen Republik geltend gemacht in der Zeitschrift für Völkerspychologie XV 136 ff.

[2]) 345 C: *ἔτι γὰρ τὰ ἔμπροσθεν ἐπισκεψώμεθα.* So sagt Sokrates, bis Glaukon ihn versichert, daſs auch ihn das Werturteil über *δίκαιον* und *ἄδικον* mehr interessiere als die Definition. I 347 E: *ἀλλὰ τοῦτο μὲν καὶ εἰς αὖθις ἐπισκεψόμεθα, πολὺ δέ μοι δοκεῖ μεῖζον εἶναι, ὃ νῦν λέγει Θρασύμαχος, τὸν τοῦ ἀδίκου βίον φάσκων εἶναι κρείττω ἢ τὸν τοῦ δικαίου.* Nun geht Sokrates auf das zweite Thema ein, bis zum Schlusse des ersten Buches. Anscheinend wird für dieses zweite Thema ein sicheres Resultat gewonnen: I 354 A: *ὁ μὲν δίκαιος ἄρα εὐδαίμων, ὁ δ' ἄδικος ἄθλιος.* Sofort wird aber dieses Resultat zurückgenommen, und zwar deshalb, weil von der sokratischen Methode abgewichen worden ist, wonach Werturteile nur nach vorgängiger Definition des zu beurteilenden Objektes gefällt werden dürfen. I 354 B: *οὐ μέντοι καλῶς γε εἱστίαμαι, ἀλλ' οὐ διὰ σέ* u. s. w. (Sokrates miſst, wie gewohnt, sich die Schuld bei). Solange das *δίκαιον* nicht definiert ist, kann nicht gesagt werden, *πότερον ὁ ἔχων αὐτὸ οὐκ εὐδαίμων ἐστὶν ἢ εὐδαίμων.*

καὶ τίνα ἔχει δύναμιν αὐτὸ καθ' αὑτὸ ἐνὸν ἐν τῇ ψυχῇ. Sie gleicht der von Sokrates zu Beginn der positiven Entwickelungen für dieselben aufgestellten (II 368 C: *τί τ' ἔστιν ἑκάτερον καὶ περὶ τῆς ὠφελείας αὐτοῖν τἀληθὲς ποτέρως ἔχει*).

IV. DIE ARBEITSTEILUNG ALS KONSTITUTIVES PRINZIP DER GESELLSCHAFT

Die Findung der Definitionen der Kardinaltugenden geht aber doch nicht ohne grofse Willkürlichkeiten vor sich. Wie sich Platon das Verhältnis der einzelnen Tugenden unter sich in der Einzelseele und in der *ψυχὴ πόλεως* gedacht hat, läfst sich wohl kaum völlig befriedigend darthun. Über diesen Punkt hat sich sehr gut ausgesprochen Schultefs, Plat. Forschungen S. 27: 'Der Parallelismus zwischen der Stadtgemeinde und dem Individuum ist an sich ein schätzbarer, vielleicht aber doch mehr poetischer als philosophischer Gedanke. Nimmer aber durfte doch die im allgemeinen zugestandene Ähnlichkeit der beiden Organismen benutzt werden, um daraus wie für zwei «homologe» Glieder untereinander Schlüsse zu ziehen, ohne dafs zuvor eine denknotwendige Verbindung zwischen dem einen und dem andern Gliede nachgewiesen und dadurch jene Homologie als eine mathematisch exakte, zu Folgerungen berechtigende hergestellt war.'

Viel eher scheint uns Platon das Wesen der Gesellschaft erkannt zu haben, wenn er sie auf dem Prinzip der Differenzierung durch Arbeitsteilung beruhen läfst (II. Kap. 11): *ὅτι πρῶτον μὲν φύεται ἕκαστος οὐ πάνυ ὅμοιος ἑκάστῳ, ἀλλὰ διαφέρων τὴν φύσιν, ἄλλος ἐπ' ἄλλου ἔργου πρᾶξιν.* Diese Differenzierung ist nach Platon nicht erst allmählich geschaffen, sondern *φύσει* bereits in der Anlage vorhanden, und eben darum ist nach ihm das Zusammenleben der Menschen *φύσει*, eben darum ist der Mensch nicht *αὐτάρκης* in dem Sinne, wie es die Kyniker meinten.[1]) 'Die Differenzierung der Gesellschaft durch möglichst kräftige Entwickelung, Belebung und Steigerung der Individualität' gehört auch nach Pöhlmann zu den Idealen des Liberalismus, also in eine Weltanschauung, mit der die Platonische sonst nicht gerade zusammentrifft. Um sein Prinzip durchzuführen, mufs Platon eine immer gröfsere Sonderung von Berufsarten erzielen. Aber bei kynisch-sokratischer Genügsamkeit ist solche Sonderung nicht nötig, nicht möglich, so sehr ja sicherlich schon Sokrates die Arbeit als Berufsarbeit betont hat.[2]) Wir finden deshalb die Merkwürdigkeit, dafs Platon auf dem Wege von der *ὑγιὴς πόλις* zum Idealstaat eine *φλεγμαίνουσα πόλις* setzt. Die Krankheit der rastlos arbeitenden und zugleich unersättlich geniefsenden Menschheit führt von einer niedrigeren zur höheren Kulturstufe.

[1]) Die Idee der Arbeitsteilung im gewöhnlichen Sinne liest man bei Isokrates, Busiris (11) § 16: *ἀεὶ τοῖς αὐτοῖς τὰς αὐτὰς πράξεις μεταχειρίζεσθαι προσέταξεν, εἰδὼς τοὺς μὲν μεταβαλλομένους τὰς ἐργασίας οὐδὲ πρὸς ἓν τῶν ἔργων ἀκριβῶς ἔχοντας, τοὺς δ' ἐπὶ ταῖς αὐταῖς πράξεσι συνεχῶς διαμένοντας εἰς ὑπερβολὴν ἕκαστον ἀποτελοῦντας.*

[2]) Eine Weiterentwickelung hat der Sokratisch-Platonische Gedanke vom Beruf erst im Christentum gefunden. Siehe Eger, Die Anschauungen Luthers vom Berufe (1900).

Im Naturzustande sind (so wurde zu allen Zeiten gesagt) die Menschen gleich. Indem sie wieder zum Naturzustand zurückkehren, werden sie wieder gleich. Das war auch Rousseaus Zauberformel. Die Kyniker waren eine Sekte, die Mission trieb, die sich also der Masse der noch im Irrtum Wandelnden gegenüber als Leiter und Lenker fühlen mochte. Aber die Tendenz des Kynismus ist Rückkehr zur natürlichen Gleichheit aller. Eine ganz andere Tendenz hat Platon, mufs er haben, da ihm daran liegt den Idealismus der Wissenschaft zum obersten Zweck der Gesellschaft zu erheben. Daher tritt in diesen Staat mit einem Prinzip, das 'den Idealen des Liberalismus' entnommen ist, die dem Liberalismus so sehr widersprechende ständische Verfassung.[1]) Dann ergeben sich jene Schwierigkeiten. Die oberen Stände werden für Platon zur Hauptsache, nur von ihrer Erziehung handelt er einläfslich. Es drängt sich die Frage auf: Für wen ist eigentlich dieser Staat da? Für die erwerbende Masse oder für den über sie sich erhebenden Wächterstand? Auch die dürftigen Überreste von Zenons Staat, in welchem sogar alle Menschen eine Herde sind, deuten an, dafs dagegen die Kyniker die Gleichheit aller verkünden. Platon hat Tugenden, welche der Kyniker von allen fordert, blofs seinen oberen Ständen zugemutet.[2])

---

[1]) Die Lehre von der Arbeitsteilung, der Differenzierung der Berufsarbeit harrt noch genauerer wissenschaftlicher Untersuchung. Einen Anfang hat Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft (2. Aufl. 1898), gemacht. Es dürfte sich wohl herausstellen, dafs das Prinzip gar nicht die allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, welches ihm die industrialistische Nationalökonomie zuwies. Aus Bücher entnehme ich, dafs Adam Smith den Gedanken der Arbeitsteilung von Adam Ferguson (Essay on the history of civil society) hat. In der Übersetzung von Garve (1787) heifst es (S. 18): 'Soviel natürliche Fähigkeiten die Menschen auch zur Übung der Künste bringen mögen, so wird doch kein glücklicher Fortgang in denselben stattfinden, wenn ihre Verrichtungen nicht auf eine geschickte Weise verteilt werden und aus jeder ein besonderes Geschäft gemacht wird.' Es wäre sonderbar, wenn Ferguson, der Gegner der Vertragstheorie, nicht auch von Platon gelernt haben sollte. Platon hätte also dem modernen Liberalismus ein Schlagwort überliefert. Noch merkwürdiger ist, wie seit der Zurückdrängung des Liberalismus die Theorie von der Arbeitsteilung sich wieder der Fassung nähert, die sie bei Platon bekommt. Das geschah mit Schmollers Vererbungstheorie Preufs. Jahrb. LXIX 464. Mit diesen doch eigentlich reaktionären Ideen trat darwinistischer Naturalismus in Verbindung, und damit war man erst recht bei Platon angelangt. Man vergleiche Ammon, Die Gesellschaftsordnung (Ammons Satz von der Arbeitsteilung S. 29: 'Eine staatlich organisierte Gemeinschaft von Menschen wird um so besser den Kampf ums Dasein bestehen, je mehr sie den Bedingungen entspricht, dafs an jedem Platze die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Bildung geeignet ist, den Platz am besten auszufüllen'). Aber alle Versuche, die Stände *φύσει* abzuleiten und als Ideal zu verkünden, sind von der Geschichte widerlegt. Auch für Platon gilt, was Bücher S. 348 bemerkt: 'Ein Volk, das aus der frischen Quelle ursprünglicher Körper- und Geisteskraft, die in den unteren Klassen strömt, sich nicht mehr zu erneuern vermag, von dem gilt, was B. G. Niebuhr einst mit Bezug auf England und Holland sagte: das Mark ist ihm ausgenommen, es ist unrettbar dem Verfall geweiht.'

[2]) Z. B. in Xenophons Gastmahl (4, 34) sagt Antisthenes: 'Es ist meine Ansicht, dafs die Menschen den Reichtum nicht im Hause haben, sondern in der Seele.' Platon behauptet dagegen nur von den Angehörigen der beiden oberen Stände, sie hätten göttliches Silber und Gold in der Seele und bedürften des irdischen nicht. Es sei auch nicht fromm,

Diese Widersprüche konnten den Kynikern nicht entgehen. Ich glaube, es dürfte erwiesen sein, dafs Rep. 453 E ff. geantwortet wird auf kynische Polemik. Man warf Platon vor, es verstofse gegen sein eigenes Prinzip, wenn er in den beiden oberen Ständen nach dem kynisch-sokratischen Grundsatze *ἀνδρὸς καὶ γυναικὸς ἡ αὐτὴ ἀρετή* (Diog. VI 12) Frau und Mann gleichem Beruf obliegen lasse. Mann und Frau seien doch *φύσει* verschieden. Es kann sich nicht um einen Einwurf handeln, den Platon sich selbst macht. Die ganze lange Auseinandersetzung endet ja mit einem schlechten Witze, sie ist boshaft, der Gegner wird nicht überführt. Vielmehr hätten die Kyniker noch weiter gehen und es seltsam finden können, dafs die Berufserfüllung nach natürlicher Differenzierung nur von dem dritten Stande gelten soll, nicht aber von den beiden oberen. Je höher man steigt, desto feiner sollte doch diese Differenzierung sein.

Den Kyniker schändet nichts Äufserliches, zum wenigsten irgendwelche Arbeit. Auf demselben Standpunkt mochte Sokrates stehen, obschon deswegen etwelche Geringschätzung der Banausie ihm nicht ganz fremd gewesen zu sein braucht.[1]) Aber bei Platon tritt schon in der Politeia diese Mifsachtung niedriger Arbeit wieder stärker hervor. Das verlangt der Ständestaat.

V. DIE PROPÄDEUTIK ZUR PHILOSOPHIE BEI ISOKRATES, ANTISTHENES UND PLATON

Dort wo Platon seine *φύλακες* unterrichten will, bemerkt er, die Erziehung, die Vorbildung zum Berufe soll nicht sein *ὀστράκου περιστροφή*, sondern *ψυχῆς περιαγωγή* (521 C). Die innere Umwandlung des Menschen soll die Erziehung bezwecken, sonst ist sie Kinderspiel. Diese innere Umwandlung wird dadurch erreicht, dafs der Mensch losgelöst wird vom Kleinen und Alltäglichen, aufschauen lernt zum Erhabenen und Ewigen. Darum legt Platon so grofses Gewicht darauf, dafs die Geistesbildung, die *μουσική*, der *γυμναστική* vorangehe (376 E). Ein wichtiger Bestandteil der *μουσική* ist die Erziehung durch *λόγοι*, zu denen auch die *μῦθοι* gehören. Darum wird anbefohlen: *πλάττειν τὰς ψυχὰς τοῖς μύθοις πολὺ μᾶλλον ἢ τὰ σώματα ταῖς χερσίν*. Soviel uns bekannt ist, hat die Bemerkung Platons zu Rep. VIII 535, dafs die Philosophie in Mifskredit gekommen sei, weil *νόθοι*, nicht *γνήσιοι* sich mit ihr befassen, nur dann einen Sinn, wenn wir unter *νόθος* den Antisthenes, den halbbürtigen Sohn einer thrakischen Mutter, verstehen können.[2]) Eine Erziehung, die glaubt mit körperlichen Übungen, Jagd, Turnen, Reiten (412 B), auszukommen, ist ein-

---

durch den Erwerb des Erdengoldes das himmlische zu beflecken. In diesem Sinne heifsen die oberen Stände 'von Natur reich'. — Damit hängt es zusammen, dafs bei Platon bald die gesamte Polis die 'Herde' ausmacht (451 D, wo dann die *φύλακες* die Hunde sind), bald nur die oberen Stände (459 E: *ἡ ἀγέλη τῶν φυλάκων*).

[1]) Dies möchte ich doch gegen Beyschlag, Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen 1901 S. 504 ff. erinnern, der sonst sehr gut, ausgehend von Döring, hierüber handelt.

[2]) Urban, Progr. d. Wilhelm-Gymnasiums zu Königsberg 1882, und gleichzeitig Dümmler, Antisthenica S. 34.

seitig, χωλή. Es genüge nicht, sagt Platon 535 C, ὅταν τις φιλογυμναστὴς μὲν καὶ φιλόθηρος ᾖ καὶ πάντα διὰ τοῦ σώματος φιλοπονῇ u. s. w. Dergleichen richtete sich in erster Linie gegen die verwandte Schule, alsdann auch an weitere Kreise, wo man immer wie z. B. unter den Spartaschwärmern auf körperliche Erziehung und Abhärtung vorzüglich Gewicht legte. Welche Bedeutung Platon der Sache beimifst, ergiebt sich vor allem daraus, dafs im 8. Buche, wo geschildert wird, wie der Idealstaat schwindet (548 B), der Grund darin gesucht wird, dafs man die Gymnastik vor der Musik geehrt habe (πρεσβυτέρως γυμναστικὴν μουσικῆς τετιμηκέναι). Man habe die wahre Muse vernachlässigt, welche nicht durch Gewalt erzieht, sondern durch Überredung μετὰ λόγων τε καὶ φιλοσοφίας. Die gleiche Tendenz beherrscht Kap. 17—18 des zweiten Buches. Erst Kap. 13 im dritten Buche geht dann Platon auch auf die Gymnastik ein, indem er gleich zu Anfang das Sprichwort *mens sana in corpore sano* einer Korrektur unterzieht (403 D: ἐμοὶ μὲν γὰρ οὐ φαίνεται, ὃ ἂν χρηστὸν ᾖ σῶμα, τοῦτο τῇ αὑτοῦ ἀρετῇ ψυχὴν ἀγαθὴν ποιεῖν, ἀλλὰ τοὐναντίον ψυχὴ ἀγαθὴ τῇ αὑτῆς ἀρετῇ σῶμα παρέχειν ὡς οἷόν τε βέλτιστον).

Auch hier könnte es auf den ersten Blick scheinen, als sei Platons Angriff, sofern er gegen die Kyniker gerichtet ist, ein unbilliger. Antisthenes wird wohl kaum anders gelehrt haben, als es Diogenes that. Dieser aber spricht (nach Laert. Diog. VI 70 ff.) ausdrücklich von einer διττὴ ἄσκησις. Er meint, εἶναι δ' ἀτελῆ τὴν ἑτέραν χωρὶς τῆς ἑτέρας. Aber daneben erklärten die Kyniker, die ἀρετή sei Sache der ἔργα, bedürfe nicht vieler λόγοι und μαθήματα. Platon versäumt keine Gelegenheit die Wichtigkeit der λόγοι darzuthun.[1])

Es bestand ein Gegensatz zwischen beiden Schulen hinsichtlich der Wertung der Vorbildung zur Philosophie. Man hatte zu Platons Zeit überall das Bewufstsein, dafs eine neue Art der Erziehung aufgekommen sei. Er spricht II 17 von einer βελτίων παιδεία τῆς ὑπὸ τοῦ πολλοῦ χρόνου εὑρημένης. Auch Isokrates unterscheidet eine alte und eine neue Richtung. Panath. (12) § 26: τῆς μὲν οὖν παιδείας τῆς ὑπὸ τῶν προγόνων καταλειφθείσης τοσούτου δέω καταφρονεῖν, ὥστε καὶ τὴν ἐφ' ἡμῶν κατασταθεῖσαν ἐπαινῶ. Diese zeitgenössische Bildung charakterisiert er gleich darauf als τήν τε γεωμετρίαν καὶ τὴν ἀστρολογίαν καὶ τοὺς διαλόγους τοὺς ἐριστικοὺς καλουμένους. Die jüngern hätten daran ungebührliche Freude, von den ältern halte sie aber jedermann für unerträglich. Doch dürfe man in solche Fächer nicht zu tief eindringen, kein ἀπηκριβωμένος sein. Genauer wird der Nutzen solcher Vorbildung Antid. 261 ff. beschrieben. Wiederum ist von den ἐριστικοὶ λόγοι die Rede, der ἀστρολογία, γεωμετρία u. s. w., welche der grofse Haufe für entbehrlich halte. Freilich habe es keinen Sinn, darin ein ἀπηκριβωμένος zu sein (§ 264); es sei denn, man wolle in diesen Fächern Unterricht erteilen. Sonst bestehe ihr Nutzen nicht darin, dafs man sie innehabe, sondern in der Thätigkeit des Lernens. Wir haben also hier den Begriff der formalen Bildung, deren Wesen § 265 weiter ausgeführt wird. Sie gewöhne an Aufmerksamkeit und

[1]) Siehe Philolog. a. a. O. S. 151.

Arbeit, an die Kunst einem Vortrag, einer Demonstration zu folgen. Der Geist werde geschärft für wichtigere Studien, für die *φιλοσοφία*, als welche Isokrates seine Art, Rhetorik zu lehren, betrachtet. Demgegenüber sind die vorbereitenden Fächer nicht *φιλοσοφία*, aber *γυμναστικὴ τῆς ψυχῆς καὶ παρασκευὴ φιλοσοφίας*. So urteilt Isokrates über jene Bildung, für die er bereits den Ausdruck hat *ἡ ἐπιπόλαιος καὶ πᾶσι κοινὴ παιδεία*, was von Aristoteles *ἡ ἐμποδὼν παιδεία* (Polit. V [VIII] 1337ᵃ 39) genannt wird oder *καταβεβλημέναι νῦν μαθήσεις* (ebd. und 1338ᵃ 36: *καταβεβλημένα μαθήματα*). Sie sind die späteren *ἐγκύκλια μαθήματα*.

Die neue Art der Erziehung hatte nicht die Billigung der allgemeinen Meinung, sagt uns Isokrates, namentlich nicht der ältern Leute. Wir wissen, dafs die Kyniker ebenfalls die mathematischen Disziplinen für überflüssig betrachteten. Von ihnen überliefert Laert. Diog. (VI 103): *παραιτοῦνται δὲ καὶ τὰ ἐγκύκλια μαθήματα. γράμματα γοῦν μὴ μανθάνειν ἔφασκεν ὁ Ἀντισθένης τοὺς σώφρονας γενομένους, ἵνα μὴ διαφέροιντο τοῖς ἀλλοτρίοις. περιαιροῦσι δὲ καὶ γεωμετρίαν καὶ μουσικὴν καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα.* Aussprüche des Kynikers Diogenes, worin er die Mathematiker, Musiker, Grammatiker u. s. w. verspottet, lesen wir ebd. VI 27 ff. Auch dieser *κυνικὸς λόγος* zieht sich durch das ganze Altertum. Die Kapuzinerpredigt, welche Seneca (Ep. 88) gegen die Wissenschaften hält, ist zum Teil nur Variante des Textes bei Diogenes. Auch dem Seneca ist nicht einmal Schreib- und Leseunterricht unbedingt nötig. Unter den Kirchenvätern hat diese Gegnerschaft zu den Wissenschaften, wie sie, wenn auch nicht ausschliefslich, so doch hauptsächlich, die Kyniker vertreten, ihre Anhänger gefunden. Laktanz spricht über diesen Gegenstand kynisch in ciceronisch gewählter Sprache (Institutiones divinae III 25). Nur darin unterscheidet er sich von seinen heidnischen Vorbildern, dafs er auch die Philosophie zu den überflüssigen Dingen zählt; eben darum sei sie überflüssig und unnütz, weil sie so viele Vorstudien erfordere. An Stelle der Philosophie ist bei Laktanz der Glaube getreten, der jedermann zugänglich sei, auch dem Armen.

Aber nicht diese Anschauung trug den Sieg[1]) davon, sondern wie im Altertum so auch in der Neuzeit die Idee der Propädeutik, welche wir bei Isokrates vorfanden. Auf diese Idee bezieht sich das bekannte Gleichnis, welches die vorbereitenden Fächer mit den Mägden, die Philosophie mit Penelope vergleicht (wofür Philon und die Kirchenväter biblische Namen einsetzen); mag es nun von jeher kynisches Eigentum gewesen sein oder von Aristipp zuerst gebraucht worden, der ja auch die Mathematik verpönte (Arist. Met. II 2, 996ᵃ 32).[2])

---

[1]) Ausführlicher habe ich diese Dinge behandelt im Programm der Kantonsschule in Zürich 1893: Die Stellung der liberalen Künste oder enkyklischen Wissenschaften im Altertum Man sehe jetzt auch Norden, Antike Kunstprosa II 670 ff.

[2]) Darum gilt auch, wie bereits betont worden ist, Platon der Tugendbegriff der Kyniker nicht mehr als der kyrenaische, die *φρόνησις* nicht mehr als die *ἡδονή* VI 505 B. Dieser *φρόνησις* setzt er die *σοφία* entgegen: Die Kyniker wollten Leuten wie Anaxagoras und Thales nur zugestehen, dafs sie *σοφοί* gewesen seien, nicht auch dafs sie *φρόνιμοι* waren.

Mit Isokrates gehört nun auch Platon zu den Verteidigern der Propädeutik. Für uns darf er sogar als Schöpfer des Ausdruckes (*προπαιδεία* 536 D) gelten. Er findet sich dort, wo Platon kurz zuvor über den lahmen *νόθος* Antisthenes gespottet hat, der alles Gewicht auf die Gymnastik legt. Freilich ist die Platonische *προπαιδεία* so verschieden von der Isokrateischen, wie beide Männer es sind. Man wird darum nicht umhin können zuzugeben, daſs ein Teil der Polemik Platons auch dem Lehrer der Beredsamkeit gilt, welcher den Satz verkündet: *οὐκ ἔνεστιν ἐν τῇ φύσει τῶν ἀνθρώπων ἐπιστήμην λαβεῖν* (Antid. 271), alles auf den Takt, auf die Kunst durch Raten das Richtige zu treffen, auf die *δόξα*, das Lieblingskind des sophistischen Zeitalters, abstellt. Die nachalexandrinische Rhetorik wenigstens basiert auf *γραμματική*, auf Studium der Litteratur. In dieser Hinsicht konnte sie sich sogar dem Antisthenes eher anschlieſsen als Platon. Denn Antisthenes läſst Homer gelten, nachdem er ihn allegorisch gedeutet hat, Platon aber verwirft allegorische Schriftdeutung. Welcher Klassiker konnte da noch bestehen, wenn an ihn der Maſsstab Sokratischer Ethik, Platonischer Wissenschaft gelegt wurde? Der üblichen *μουσική*, die Platon über die *γυμναστική* stellt, wurde ihr Stoff, die nationale Litteratur entzogen.

Platon verlangt, daſs sich die Seele durch Erziehung erhebe, aus dem *βόρβορος βαρβαρικός* aufwärts zum Lichte der Wahrheit strebe. Das ist seine *μέθοδος*. Zu dieser Erziehungsarbeit bedarf er der vorbereitenden Fächer als Gehilfen, als *συνέριθοι*, als *συμπεριαγωγοί* (534 D). Diese Fächer sind ihm mehr als *δόξα*, welche für Isokrates das Höchste ist, aber doch noch nicht *ἐπιστήμη*, welche Isokrates gar nicht kennt. Die Platonische *προπαιδεία*, wie sie in den mittleren Büchern der Politeia entwickelt wird, gründet sich gerade auf die Fächer, welche die Kyniker am meisten bekämpften, auf die mathematisch-astronomischen Disziplinen. Der Sokrates der Memorabilien wollte ja auch diese Gegenstände betrieben wissen, aber nur für den nächstliegenden praktischen Nutzen. Gerade den stellt Platon erst in zweite Linie. Seine Arithmetik dient ganz anderen Zwecken als das Rechnen des Krämers (525 D). Auch die Anwendung der Geometrie auf militärische Bedürfnisse ist ihm ein *πάρεργον* (527 C). Platon vindiziert dem Staate die Aufgabe, die Wissenschaft zu pflegen; er setzt dem Gemeinwesen als Ideal den Betrieb der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Er legt der Gesellschaft die Pflicht auf, ihre besten Glieder so zu erziehen, daſs sie alle Zeit diesem Ideal huldigen. Hier hat der Philosoph ein so eminentes Verdienst aufzuweisen, daſs es, wie die Menschendinge nun einmal sind, nicht ohne bedeutende Nachteile erkauft sein kann. Die Nachteile hängen mit der Grundtendenz der griechischen Kultur, mit der konservativen Anschauung, in der Platon aufwuchs, zusammen; somit mit dem, was wir im vorigen Abschnitt als Inkonsequenz des Platonischen Staates hervorgehoben

Diese *σοφοί* kannten ihr wahres Interesse nicht, gaben sich mit ganz unnötigen Dingen ab, erstaunlichen, schweren, mit Dingen, die über die menschliche Fassungskraft hinausgehen. Besser hätten sie sich mit dem begnügt, was dem Menschen frommt. Arist. Ethic. Nic. VI 7 S. 1141[b] 3.

haben. Dieser Staat wird konstituiert durch die möglichste Differenzierung der Gesellschaft. Vollendet wird er durch die zwei oberen Stände. Darum schon kann die Wissenschaft, welche diese oberen Stände pflegen, in keinen direkten Zusammenhang treten mit der Berufsarbeit der plebs. Was sich in unseren Tagen immer mehr vollendet, gerade das perhorreszierte Platon. Er ist Hellene, hellenischer Aristokrat in des Wortes bestem Sinne, als solcher hat er es verstanden sich vom Gemeinen durch das Sinnlich-Schöne zum Ideal-Schönen zu erheben. Aber dieselbe Eigenschaft läfst den Sokrates-Schüler von der *βαναυσία καὶ χειρουργία* sprechen (IX 590 C). Im Idealstaat würden freilich die Bedingungen wegfallen, die Arbeit schänden können, aber dieser Idealstaat hebt auch die Bedingungen auf, welche ein differenziertes Berufsleben zur Folge haben. So ist nicht Platons Ehrenrettung der Arbeit von unmittelbarer Wirkung gewesen, vielmehr seine Verachtung der *βαναυσία*. Hier nur kam ihm ein verwandter Zug in der Seele seines Volkes entgegen. Plutarch beruft sich auf Platon, wenn er glaubt den Archimedes verteidigen zu müssen, dafs er sich herbeiliefs Kriegsmaschinen zu bauen (Plut. Marc. 17). Dafs noch im Mittelalter und darüber hinaus die Meinung verbreitet war, die Ehre der Wissenschaft vertrage sich nicht mit der Hände Arbeit, geht wenigstens zum Teil auf Platon zurück. Seine Anschauungen in diesen Dingen machen einem Galen zu schaffen, und erst ganz langsam emanzipierte die moderne Medizin sich von ihnen. Aber im Dienste der *πάρεργα γεωμετρίας*, im Interesse der Kriegswissenschaften sind die Entdeckungen gemacht worden, welche die Aristotelische Physik zu Falle brachten. Die Anwendung der Mathematik auf die Mechanik hat die moderne Industrie schaffen helfen, hat die neuen Beziehungen hergestellt zwischen Wissenschaft und Arbeit. So nehmen im Zeitalter des Dr. ing. die politisch-sozialen Verhältnisse neue Gestalt an.

Antisthenes und Rousseau sind öfters verglichen worden. Der moderne Sozialismus hat seinen litterarischen Ursprung in Rousseaus *Contrat social.* Allein im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat der Sozialismus eine Wandlung durchgemacht, die seinem Ursprung direkt zuwiderläuft. Er hat von Rousseau immer noch Ethos und Pathos, aber keineswegs mehr den Inhalt. Soweit sich Industrie schon damals entwickelt hatte, verachtete sie Rousseau. Dem damals schon industriellen England bezeugte er seine Mifsachtung. In dieser Abneigung gegen die Verfeinerung und Komplizierung der äufserlichen Kultur begegnet sich Rousseau mit Antisthenes nicht nur, sondern, näher besehen, auch mit Platon. Der Sozialismus, wie er jetzt ist, hat aber die Industrie zur Voraussetzung. Die Geschichte der Industrie ist seine Geschichte gewesen und wird es auch ferner sein. An Stelle der von Rousseau gepredigten, von Antisthenes gepredigten und geübten Bedürfnislosigkeit ist die Lehre von der Erhöhung der Genufsfähigkeit und Erweiterung der Genufsmöglichkeit getreten. Bei alledem will es scheinen, dafs die Zeit durch den Materialismus der *φλεγμαίνουσα πόλις* — zum Idealismus drängt.

EINE NEUE AUFFASSUNG DER DEUTSCHEN GESCHICHTE IM ZEITRAUME VOM XVI. BIS ZUM XVIII. JAHRHUNDERT

Von Felix Rachfahl

Die deutsche Historie steht gegenwärtig im Zeichen der Popularisierung. Lange genug hatte sie sich fast ausschliefslich auf die eigentlich gelehrte Thätigkeit beschränkt, Archive und Bibliotheken durchforscht, ediert und publiziert, untersucht und monographisch dargestellt. Massen neuen Stoffes sind der allgemeinen Kenntnis zugänglich gemacht, eine Fülle neuer Ergebnisse für die Geschichte der einzelnen Staaten, Völker und Zeitalter, der Verfassung und Verwaltung, der wirtschaftlichen und geistigen Kultur gewonnen worden. Jetzt will man sich freilich nicht mehr damit begnügen, diesen Zuwachs an Materialien und Litteratur in den Zeitschriften und Nachschlagewerken fein säuberlich zu verzeichnen, vornehmlich damit sich der folgende Forscher über die Leistungen seiner Vorgänger leicht zu orientieren vermöge. Die Fortschritte der Wissenschaft sollen nicht mehr blofs innerhalb der Zunft als ein kostbarer Schatz gehütet und bewahrt werden, der durch die Berührung mit der Aufsenwelt an Wert verlieren könnte, sie sollen vielmehr in ihren Hauptzügen einem weiteren Kreise Gebildeter mitgeteilt werden, damit sich deren Teilnahme an der geschichtlichen Vergangenheit erhöhe, damit die Kenntnis und das Urteil auf dem historischen Gebiete gefördert und vertieft werde. Gewifs ein löbliches Betreben, dessen Nutzen und selbst Notwendigkeit immer mehr erkannt und anerkannt wird. Kein Zweig der geistigen Kultur darf sich allzu vornehm dünken, als dafs er nicht darnach trachten müfste, für sich ein Interesse auch bei denjenigen zu erwecken, die ihn nicht berufsmäfsig pflegen. Eine Vernachlässigung der Aufgaben, die der Wissenschaft in dieser Hinsicht obliegen, wäre von üblen Folgen begleitet. Denn wie sehr sich die Einzelwissenschaften auch immer Selbstzweck sein und bleiben müssen, so vermag doch nur ein lebendiger und ununterbrochener Zusammenhang mit dem Strome des allgemeinen Geisteslebens ihren Einflufs auf den Gang der nationalen Kultur zu bewahren und sie selbst vor Verknöcherung und Pedanterie zu behüten. Historiker von Namen und Verdienst haben sich in die Reihen derer gestellt, die daran arbeiten, die Früchte des gelehrten Fleifses zum Gemeingute der für geistiges Leben empfänglichen Schichten des deutschen Volkes zu machen. Grofse litterarische Unternehmungen sind entstanden, die nach diesem Ziele streben, und es hat durch sie das Gebiet der historischen Darstellung wesentliche Bereicherung erfahren.

Mit einem derartigen Unternehmen haben wir es bei der 'Weltgeschichte in Karakterbildern' zu thun, einer Sammlung von Monographien, die unter der Redaktion von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz erscheint. Sie wendet sich an ein bestimmtes Publikum, nämlich an die deutschen Katholiken; für die Beurteilung der in ihr enthaltenen Beiträge kann als Mafsstab selbstverständlich für uns nur ihre wissenschaftliche Gründlichkeit und die Geschicklichkeit gelten, mit der es die Autoren verstehen, ihren Stoff für das Verständnis weiterer Kreise zu bearbeiten. In beiden Beziehungen haben diejenigen beiden Schriften, mit denen das Unternehmen eröffnet worden ist, Beifall und Anerkennung gefunden.

Den Monographien über Augustinus und Cavour hat sich nunmehr in der Kirchheimschen Kollektion eine dritte zugesellt, und zwar aus der Feder Martin Spahns, eines der Herausgeber. Inhalt und Grundauffassung des Buches wird durch seinen Titel angedeutet.[1]) Es will eine umfassende Übersicht der deutschen Geschichte von 1555 bis 1713 geben, wobei der Schwerpunkt auf das XVII. Jahrh. fällt; es will zugleich, wie der Autor im 'Geleitworte' ausführt, 'die Persönlichkeit des Grofsen Kurfürsten als die kräftigste und erfolgreichste innerhalb dieses Zeitraumes dem Leser deutlich machen'. So zerfällt das Werkchen in zwei Hauptteile; der erste bereitet auf den Grofsen Kurfürsten vor, während der zweite von ihm handelt.

Auf einem Raume von ungefähr 300 Spalten in Grofsoktav die deutsche Geschichte von mehr als anderthalb Jahrhunderten zu behandeln (wobei zu berücksichtigen ist, dafs ein grofser Teil des Buches durch die zahlreichen Abbildungen in Anspruch genommen wird), ist immerhin eine schwierige Aufgabe. Bei Publikationen dieser Art läfst es sich nicht vermeiden, dafs dem Autor ein beschränkter Raum zugemessen wird; er mufs sich damit so gut abfinden, wie es angeht; er soll sich dann eben als ein Meister in der schweren Kunst knapper Zusammenfassung und geschickter Gruppierung bewähren. Wenn in ihnen manches fehlt, was der Kenner des Gegenstandes oder des Zeitraumes zu sehen wünschen möchte, so wird man den Autor deshalb nicht ohne weiteres tadeln dürfen. Denn diesem bleibt hier nichts anderes übrig als den Stoff nach Möglichkeit zu beschneiden und zurechtzustutzen, und es mufs dabei seinem subjektiven Ermessen ein gewisser Spielraum gewährt werden.

Von zwei Gesichtspunkten kann ein zusammenfassender Essai, wie der vorliegende, sich leiten lassen. Entweder geht er, die Thatsachen des historischen Geschehens als bekannt voraussetzend, vornehmlich darauf aus, ihren inneren Zusammenhang aufzudecken, eine neue und originelle Auffassung zu entwickeln; oder er begnügt sich damit, einen bestimmten Gegenstand gemäfs dem Stande der Forschung in gedrängter Übersicht darzustellen, so dafs er dem Leser eine gute und solide Kenntnis der behandelten Materie vermittelt. Es ist selbstverständlich, dafs bei einer populären Weltgeschichte in Einzel-

[1]) Die Wiedergeburt Deutschlands im XVII. Jahrh. Der Grofse Kurfürst. Von Martin Spahn. Mit einer Karte in Farbendruck, 93 Porträts auf 8 Tafeln und 138 Abbildungen im Text und reichem Buchschmuck. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1902.

darstellungen der zweite von diesen beiden Faktoren weitaus der wichtigste ist; ob und inwieweit der Autor in dieser Hinsicht Genügendes bietet, ist von der Kritik festzustellen. Aber Spahn geht über dieses Ziel hinaus: er will nicht nur eine volkstümliche Darstellung der Begebenheiten der deutschen Geschichte von 1555 bis 1713 liefern, sondern er will auch eine neue Auffassung der deutschen Geschichte in diesem Zeitraume begründen. Er schreibt in seinem Geleitsworte: 'Ich weifs, dafs die nachfolgenden Blätter das Jahrhundert des Dreifsigjährigen Krieges von Grund aus anders beurteilen, als es meist beliebt zu werden pflegt'; er weist darauf hin, dafs es eben nur gelte, sich vom Standpunkte 'konfessionell geleiteten Denkens' zu entfernen, und fährt fort: 'Als ich bei der Beschäftigung mit jenen Tagen mein Augenmerk zuerst von der Beschäftigung mit der blofs brandenburgischen Geschichte auf das Leben der Nation richtete, wollte auch ich nur einmal nachschauen, ob sich das sonst so triebkräftige deutsche Wesen denn damals ganz in sich zurückgezogen hätte. Mit Erstaunen sah ich mehr und mehr von seinem Weben und Wirken sich vor mir erschliefsen, so dafs ich den alten Standpunkt überhaupt verliefs und einen anderen, erhebenderen wählte.' Die neue Anschauung, die sich Spahn also gewonnen zu haben rühmt, bleibt nicht auf das XVII. Jahrh. beschränkt; sie führt zu Konsequenzen, die eine Änderung unserer Auffassung auch der Geschichte des vorhergehenden und des nachfolgenden Säkulums gebieterisch verlangen.

In ihren Grundzügen geben wir zunächst die neue Auffassung der deutschen Geschichte vom XVI. bis zum XVIII. Jahrh., wie Spahn sie vorträgt, wieder, um sie sodann in ihren einzelnen Momenten näher zu prüfen und um dabei zugleich seine ganze Darstellung auf ihre Richtigkeit und Gründlichkeit hin zu beleuchten. Als das Ergebnis dieser Untersuchung wird es sich herausstellen, dafs die Spahnsche Auffassung keine Bereicherung der historischen Wissenschaft bedeutet, dafs fernerhin seine Darstellung dem Stande der Forschung nicht entspricht, so dafs die Schrift nicht einmal ihrem nächsten Zwecke, eine zuverlässige Belehrung für weitere Kreise zu bieten, gerecht wird.

In dem Zeitraum von 1231 bis 1871, so belehrt uns der Autor, ist das Jahr 1617 als der wichtigste Wendepunkt anzusehen. Seit dem Jahre 1231 verlief die Entwickelung des deutschen Volkes in absteigender Linie; die Wende vom XVI. zum XVII. Jahrh. bezeichnet ihren äufsersten Tiefstand. Die 'organisatorische Kraft der Nation' hatte sich im Laufe der Jahrhunderte erschöpft; 1555 'brach unser Volk entmutigt zusammen'. Es bemächtigte sich seiner eine vollständige Erschlaffung, und im Anfange des XVII. Jahrh. war das Mafs des Verderbens voll. Alle Zustände waren verfault; die Thatkraft war von den Deutschen so gut wie gewichen, und ängstlich scheute man sogar jeden ernsten Waffengang. Da kam der Ausbruch des Dreifsigjährigen Krieges; er gab das Zeichen zu neuer nationaler Erhebung. Von 1231 bis 1617 vollzog sich somit 'ein immer trostloser sich beschleunigender und immer allgemeinerer Verfall, der von der politischen auf die religiöse Organisation übergriff, die geistige Kultur und dann die materielle unterband und endlich die gesamte deutsche

Gesellschaft, die ganze Nation sittlich und physisch zerstörte'. Im Jahre 1617 ändert sich das Bild; von da ab datiert 'die Erneuerung der politischen Macht, die Wiedergeburt des ganzen deutschen Daseins'. Denn in diesem Jahre gewann Ferdinand II. 'Beifall und Unterstützung im Reiche, die nicht wieder erlahmten'. Dem Aufschwunge Österreichs unter Ferdinand II. folgte der des brandenburgisch-preufsischen Staatswesens unter dem Grofsen Kurfüsten. Das Jahr 1657 brachte sowohl Österreich als auch Preufsen eine gefährliche Krisis, durch die ihre Existenz bedroht wurde; es drängt sich also in die Schilderung des Zeitraumes von 1617 bis 1713 als ein bedeutsamer Haltepunkt. Beide Mächte überstanden indes diese Krisis glücklich, indem sie sich in ebendemselben Jahre zu gemeinsamem Wirken in nationalem Sinne vereinigten; sie sind die Träger des nunmehr mit verstärkter Kraft einsetzenden nationalen Aufschwunges. Der Grofse Kurfürst tritt in den Mittelpunkt des deutschen Lebens, 'um ihm dann mit bewunderungswürdiger Kraft und Hingabe den frischen, starken Zug mitzuteilen, der uns aus den Niederungen und Sümpfen allzulangen Friedens und innerer Uneinigkeit wieder zur vollen Entfaltung unseres nationalen Seins emporhob'. Und 'köstlich' waren die Früchte dieses verständnisvollen nationalen Zusammenwirkens Österreichs und Preufsens; denn es wurde um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. von einem vollen 'Erfolge' gekrönt, der dem deutschen Gebiete und der deutschen Macht reichen Gewinn eintrug. Wie im Norden die Schweden zurückgedrängt wurden, so kamen im Westen Teile des im XVI. Jahrh. abgetretenen alten niederländischen Grenzgebietes, italienischen Gebietes im Süden durch Österreich wieder an das Reich: dieser 'Siegespreis', den Kaiser Joseph I. davontrug, war doch schliefslich 'das für Deutschland Wichtigste'. So war der Spanische Erbfolgekrieg eigentlich eine deutsch-nationale Angelegenheit; es waren 'ruhm- und freudenreiche Kriegestage in der Geschichte unseres Volkes, nach einem halben Jahrtausend die ersten wieder, an denen es sich schrankenlos erfreuen konnte, Vorläufer der Tage von 1813 und 1870', und zwar hatte sie nicht 'ein spielendes Glück uns zugetragen', sondern wir hatten sie uns 'in harter Vorbereitung aus eigener Kraft verdient'. Allerdings bestand zwischen den sonst so intimen deutschen Vormächten leider eine kleine Differenz, nämlich Schlesien. Immerhin brauchte Schlesien zum Glücke 'nicht erst Fremden abgezwungen zu werden, sondern es war schon in deutschen Händen.' Seit 1675 erhoben Brandenburg und Österreich zugleich Ansprüche auf Schlesien; so grofs war indefs die Kraft des nationalen Elans, von dem beide Mächte ergriffen waren, dafs man 'vernünftig genug war, die Entscheidung darüber bis zum Ende der Auslandskriege hinzuzögern'.

Indem wir nun dazu übergehen, die Gesamtauffassung und die Darstellung Spahns auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, beginnen wir mit seiner Schilderung des Zeitraumes von 1555 bis 1617; wir wenden uns sodann der des Dreifsigjährigen Krieges und endlich der des Zeitalters des Emporsteigens des brandenburgisch-preufsischen Staatswesens zu; zum Schlusse geben wir noch einige Bemerkungen allgemeineren Inhalts über das Werk Spahns.

I

Mit einer in den düstersten Farben gehaltenen Beschreibung der Zustände Deutschlands um die Mitte des XVI. Jahrh. beginnt die Schrift Spahns. Das deutsche Volk war, so lesen wir, damals trotz seiner zahlreichen und grofsen Städte noch ein Bauernvolk, in seinem Lebensgenusse derb, roh in seiner Lebensart. Erst 'seit einigen Jahrzehnten' erblühte unter ihm überall städtische Kultur, und damit erhob sich eine Übergangszeit, in welcher die Nation allen Halt verlor. Ihre sittliche Spannkraft erschlaffte wie in einem jähen Bruche; selbst die blofse Fähigkeit zur Zucht und der Wille zu irgend welcher schaffenden Thätigkeit schwanden. Stumpfheit gegen alles Geistige und häfsliche Selbstsucht überkamen das Volk. Es wendete sich in seiner Masse dem Genusse zu. Kleiderluxus, Faulheit, Trunksucht und Frefslust, sowie Zoterei nahmen überhand; das Volkslied welkte damals 'über Nacht'. Kälte gegen fremdes Leid und Abnahme der Mildthätigkeit machten sich fühlbar; Totschlag, Ehrabschneidung, Frauenschande und Ehebruch wurden gemein; die Achtung vor der Frau geriet ins Schwinden. Man sollte demnach meinen, das Mafs der Schlechtigkeit sei voll gewesen; immerhin war es noch nicht ganz so schlimm; erklärt doch Spahn entschuldigend: 'Das Mark der Nation selbst war doch noch nicht in Fäulnis geraten, und die Verderbnis stieg nicht aus der Tiefe unseres Wesens empor; noch wufste das Herz des Volkes nicht viel von dem, was die Zunge und die Hände fehlten. Seine Sünde war mehr noch ein Sichgehenlassen als bewufste Niedertracht und Unnatur und Wille zum Bösen. Es ist Kraft, die nicht in schöpferische Arbeit umgesetzt wird . . . die letzte Ursache aller sittlichen Schäden der Nation war also die Lähmung ihres Arbeitstriebes.'

Es ist nun freilich schwer einzusehen, dafs so viele und schwere Laster und Verbrechen lediglich eine Wirkung der Lähmung des Arbeitstriebes des Volkes', keineswegs der Schlechtigkeit und Niedertracht des Herzens gewesen sein sollen. Gerade solche Fehler, wie Kälte gegen fremdes Leid, Abnahme der Mildthätigkeit u. s. w., zeugen nicht nur von einer gewissen sittlichen Schlaffheit, sondern von einem durchaus verdorbenen Herzen. Im übrigen ist es ganz unzweifelhaft, dafs Spahns Schilderung bei weitem übertreibt. Dafs gerade um 1555 eine so allgemeine und grofse Demoralisation eintrat, ist eine unbewiesene und durchaus unbeweisbare Behauptung; Spahn kann sie freilich nicht entbehren, da er seiner Grundanschauung gemäfs die Zeit von 1555 bis 1617 als den Abschlufs der Periode des nationalen Niederganges seit 1231 in möglichst dunkler Färbung zeigen mufs, um alsdann den 'nationalen Aufschwung' im Zeitalter des Dreifsigjährigen Krieges in um so hellerem Glanze erstrahlen lassen zu können. Die sittlichen Zustände am Ausgange des Mittelalters waren zum mindesten eben so schlimm wie in den Jahrzehnten nach dem Augsburger Religionsfrieden. Man darf im Gegenteil getrost annehmen, dafs in dieser Hinsicht im Laufe des XVI. Jahrh. eine Besserung eintrat. Der Protestantismus hat, wo er zur Herrschaft kam, doch im grofsen und ganzen

eine Hebung der sittlichen Zustände bewirkt[1]); man denke nur vor allem an die strenge Sittenzucht des Calvinismus, der in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. im Westen Aufnahme und Verbreitung fand. Und auch in den katholisch gebliebenen oder wieder katholisch gewordenen Ländern ist in der Epoche der 'Gegenreformation' ein Fortschritt in derselben Richtung zu verzeichnen, sowohl bei den Massen als auch in den höheren Schichten, zumal beim Klerus; besteht doch eben darin eines der vornehmsten Verdienste der katholischen Restauration. Über die schlimmsten Zeiten der Sittenlosigkeit im Klerus und der Wegelagerei des Rittertums war man im XVI. Jahrh. glücklich hinweg. Die 'Polizeigesetzgebung' in den deutschen Territorien um die Wende vom XVI. zum XVII. Jahrh. beweist, dafs Landesherren und Landstände eben damals mit grofsem Eifer die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung, sowie der öffentlichen Sicherheit im Lande betrieben. Anderseits ist es unbestreitbar, dafs der höchste Grad sittlicher Verwilderung und Verwahrlosung in Deutschland erst im Gefolge des Dreifsigjährigen Krieges erreicht worden ist, und auch die verfeinerte Frivolität der vornehmeren Klassen taucht erst in einem späteren Zeitalter auf.

Spahns Ausführungen über den Punkt, bei dem wir stehen, bauen sich auf der Voraussetzung auf, dafs sich eben erst damals, 'seit einigen Jahrzehnten', in Deutschland der Übergang vom bäuerisch rohen Wesen zu städtischer Kultur vollzog, und dafs dadurch der Zustand der Gesellschaft ins Wanken geriet. Diese Annahme ist ganz falsch. Städtische Kultur bestand in Deutschland schon längst; nicht minder hatte schon längst eine selbständige Laienkultur feste Wurzel geschlagen. Wir finden im XVI. und auch schon im XV. Jahrh. sowohl innerhalb des Fürstenstandes und des Adels wie auch innerhalb des Bürgertums zahlreiche humanistisch gebildete, geistig hochstehende Elemente, daneben freilich weite Kreise, deren Thätigkeit ganz den realen Interessen zugewandt, deren Sinn allein auf groben Lebensgenufs gerichtet war. Und bei aller Rauheit und Derbheit der Sitten und Ausdrücke, bei aller Ausschweifung in der Befriedigung niederer Triebe ist Zucht und Ehrbarkeit in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. doch dem deutschen Volke weder in seiner Gesamtheit, noch auch innerhalb der einzelnen Klassen der Gesellschaft so sehr fremd geworden, dafs man Laster und Vergehen nicht auch als solche angesehen und verabscheut hätte. Das Anstöfsige wurde als anstöfsig sehr wohl auch damals empfunden, selbst in den höchsten Schichten: man lese nur z. B. den Briefwechsel zwischen den Höfen von Sachsen, Hessen und Nassau aus Anlafs des Ehebruches der Prinzessin Anna von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten Moritz, der zweiten Gemahlin Wilhelms von Oranien, mit dem Antwerpener Rubens, dem Vater des berühmten Malers.

Schliefslich weifs ja auch Spahn sehr wohl, dafs es mit den Dingen nicht so schlimm bestellt war, wie er sie malt. Sagt er doch selbst, das Herz habe

---

[1]) Man vgl. zu dieser Frage die Ausführungen Kaweraus in Möller-Kaweraus Lehrbuch der Kirchengeschichte III² 401 ff.

nichts von dem gewufst, was Hand und Zunge sündigten, die Lähmung des Arbeitstriebes sei die Quelle aller Übel gewesen. Er sagt sogar: 'Noch stand damals nicht alles Dasein in unserem Volke still. Im engen Kreise seines häuslichen und Innenlebens, das der deutsche Bürger vonjeher selbständig und allein zu regeln pflegte, wirkte der fromme, tüchtige Vätergeist noch weiter.' Wie sich diese Ansicht mit den eben zuvor wiedergegebenen Erörterungen über die herrschende sittliche Korruption vereinigen läfst, ist ein Rätsel, das seiner Lösung harrt. Der fromme, tüchtige Vätergeist mufs sich doch im häuslichen Leben vor allem in der Erziehung der jungen Generation ausgewirkt haben; wie ist dann aber der arge Sittenverfall zu erklären? Eine Antwort auf diese Frage ist es jedenfalls nicht, wenn Spahn uns weiterhin belehrt: 'Nur [!!] überall dort, wo der deutsche Bürger von Natur oder durch Volksbrauch an genossenschaftliche Leitung gewöhnt ist, in Staat und Gemeinde, in Kirche und Schule, im gesellschaftlichen Verkehr, in Gewerbe und Beruf, da liefs er sich gehen. Hier ist der Punkt, von dem aus wir das wirre Auf und Nieder der inneren Geschichte Deutschlands vom XIII. Jahrh. bis zum Zusammenbruch am Ende des XVI. in seinem Zusammenhang und seiner Bedeutung erfassen können. Die organisatorische Fähigkeit der Nation hatte sich im Laufe der Jahrhunderte erschöpft.'

Es sind, wie man sieht, so ziemlich alle Gebiete menschlicher Wirksamkeit, auf denen nach Spahns Ansicht die Arbeitskraft der Nation erschlafft, ihre organisatorische Fähigkeit erschöpft war. Nun ist es an sich ganz richtig (das Jahr 1555 spielt allerdings dabei keine besondere Rolle), dafs sich das genossenschaftliche Prinzip in der Entwickelung des deutschen Volkes und der deutschen Kultur im Niedergange befand; etwas Neues erfahren wir damit nicht. Falsch aber ist es geradezu, dafs der deutsche Bürger in dem ganzen von Spahn beschriebenen Umkreise 'an genossenschaftliche Leitung gewöhnt war'. Wir wären wirklich sehr begierig, zu erfahren, in wie fern dies im Mittelalter auf kirchlichem Gebiete jemals der Fall gewesen ist. Was den Staat anbetrifft, so kann doch die landesherrliche Gewalt als eine 'genossenschaftliche Leitung' nicht bezeichnet werden, und das Ständetum, das auf dem genossenschaftlichen Prinzipe beruhte, stand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. gerade in seiner höchsten Blüte und Machtentfaltung. Auch darf man nicht vergessen, dafs die genossenschaftliche Leitung, wie sie im Staatswesen in der Mitherrschaft der Landstände, in den städtischen Gemeinden in der Herrschaft des Rates zum Ausdruck gelangte, durch einen höchst aristokratisch exklusiven Zug charakterisiert wurde, den sie nicht erst um und nach 1555 angenommen hat. Aber selbst wenn man davon absehen will, dafs die von Spahn angeführten Kulturgebiete nicht insgesamt und nicht ausschliefslich vom genossenschaftlichen Prinzipe dominiert wurden, so sind doch seine Darlegungen über den Rückgang unzutreffend, der sich hinsichtlich ihrer vollzogen haben soll. Entweder sind dabei Übertreibungen im Spiele, oder der auf ihnen obwaltende Niedergang reicht zurück in weit ältere Zeiten, und es ist nicht erst die Periode von 1555 bis 1617, die in dieser Hinsicht entscheidend gewirkt hat.

Spahn bemüht sich, im einzelnen den Nachweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu führen; mit welchem Erfolge, wollen wir sofort zeigen.

Zunächst mustert Spahn die politische und kirchliche Organisation; er konstatiert, dafs diese schon 'seit drei Jahrhunderten dem Zerfalle preisgegeben war'. Er giebt also selbst zu, dafs sich hier die Auflösung schon auf Jahrhunderte zurückerstreckt. Ist nun etwa in der 'kirchlichen Organisation', oder, um dem Gedanken eine weitere Fassung zu geben, im gesamten kirchlich-religiösen Leben in Deutschland um oder unmittelbar nach 1555 eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten? Die entscheidende innere Wandlung im Wesen des Luthertums, das Aufgeben des Gemeindeprinzips, die Ausbildung des Territorialkirchentums, das Vorwiegen der konservativ-orthodoxen Richtung, alles dies ist schon Jahrzehnte vorher bemerkbar, und was den deutschen Katholizismus anbetrifft, so erfuhr dieser eben im Zeitraume nach 1555 eine wirksame Regeneration. Spahn macht dabei die Bemerkung: 'In der Kirche dauerte wenigstens bei aller Entartung ihrer Glieder die Feier des Opfers, die Verwaltung der Sakramente fort.' Ob nun gerade dies gegenüber der zum Ausgange des Mittelalters bestehenden Trostlosigkeit der kirchlichen Zustände als ein besonderer Vorzug oder Milderungsgrund hervorgehoben werden darf, ist doch sehr fraglich. Denn eben der Umstand, dafs das religiöse Leben in der Kirche der Innerlichkeit und Vertiefung entbehrte, und dafs das äufserliche Kirchentum die Oberhand gewann, hat der Reformation den Weg gebahnt; gerade weil die mittelalterliche Kirche vorwiegend Sakramentskirche war, und weil Luther darin eine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses nicht zu finden vermochte, hat er sich von ihr losgesagt.

Ähnlich verhält es sich mit der politischen Organisation. Dafs das Reich seine Bedeutung als eines wahrhaft staatlichen Verbandes für das deutsche Volk verlor, ist doch nicht auf die Rechnung der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. zu setzen; denn das Scheitern der Reichsreform fällt in den Anfang eben dieses Säkulums. Wenn auch das Reich also 'nahezu nur noch ein Name war', so war doch das politische Leben in Deutschland keineswegs erstorben. Es hatte sich vielmehr vom Körper des Reiches in dessen einzelne Glieder, in die Territorien, zurückgezogen; in ihnen entfaltete sich um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit unter der Initiative von Landesherren und Landständen in gegenseitigem Wetteifer und scharfer Rivalität eine reiche schöpferische Wirksamkeit in Gesetzgebung und Verwaltung, der das deutsche Staatsleben erhebliche Fortschritte verdankt. Unserem Autor ist diese Thatsache nicht unbekannt; er sucht jedoch für die zweite Hälfte des XVI. Jahrh. die Bedeutung dieser Entwickelung abzuschwächen, indem er behauptet: 'Sogleich nach 1550 verkümmerte sie wieder. Tüchtige Fürsten werden die Ausnahme, die Verwaltungen werden meistens nur stockend weiter gebildet, die gröfseren Aufgaben verschleppt.' Es liegt ein Körnchen Wahrheit in diesen Ausführungen, in so fern als eben damals der egoistisch partikularistische Geist des Ständetums schärfer hervortrat und sich manchem der landesherrlichen Reformanläufe hemmend in den Weg stellte. Dafs aber gerade das Jahr 1550 in dieser Be-

ziehung einen Wendepunkt bezeichnet, ist durchaus nicht erweisbar. 'Tüchtige Fürsten' hat es auch nach diesem Jahre noch in Deutschland gegeben, und Kurfürst August ist keineswegs als solcher der einzige, wenngleich sicher unter ihnen der Hervorragendste; auch ist Sachsen nicht nach seinem Tode 'ebenfalls zusammengebrochen'. Gerade in die zweite Hälfte des XVI. Jahrh. fällt in den weitaus meisten deutschen Territorien die Reorganisation des Behördenwesens nach dem Vorbilde der zuerst in Österreich rezipierten französisch-burgundischen Verwaltungsordnung[1]), und ein Blick in die Landesordnungen und in die ganze territoriale Gesetzgebung jener Periode, sowie in die erhaltenen Akten der laufenden Administration genügt, um den Eindruck zu gewinnen, dafs in der materiellen Verwaltung damals wahrlich noch Vieles und Tüchtiges geleistet wurde.

Das Reich als Ganzes war freilich nach dem Scheitern der Reichsreform dem Untergange geweiht. Die Probleme, um die es sich bei dem Versuche einer Wiederbelebung des Reiches als staatlichen Verbandes handelte, waren freilich ganz andere, als man nach den Ausführungen Spahns annehmen sollte. Welchen Wert hat es, mit Spahn zu bedauern, dafs sich die Nation seit dem Ausgange der Stauferzeiten 'ohne Pflege für ihre Wehrkraft, ohne wissenschaftliche und künstlerische Mittelpunkte' u. ä. m. befand? Solche Auslassungen ermangeln des positiven Inhaltes für die historische Erkenntnis. Für die wahrhaft geschichtliche Betrachtung kommt es darauf an, zu ermitteln, welche Aufgaben sich ein Staatswesen zu einer bestimmten Zeit stellen mufste und konnte, ob es die Lösung dieser Aufgaben unternommen hat, und wie sie ihm gelungen ist. Dafs sich das Reich im Mittelalter einer Pflege der nationalen Wehrkraft in modernem Sinne nicht unterziehen konnte, ist selbstverständlich, und darüber ein Bedauern auszusprechen höchst überflüssig; der Mangel an wissenschaftlichen und künstlerischen Mittelpunkten hat zum Verfalle des Reiches nicht das geringste beigetragen, und auch wenn solche existiert hätten, wäre die politische Entwickelung des deutschen Volkes schwerlich um eines Haares Breite anders verlaufen, wie es thatsächlich der Fall war.

Gewifs, wäre das Reich ein wirklicher Staat geblieben, so hätte es zum mindesten seinen Gebietsumfang zu wahren vermocht. Aber falsch ist es hinwiederum, wenn Spahn der Wende des XVI. Jahrh. in dieser Hinsicht die Schuld zuschreibt: 'Und bereits auch zernagten und zerzerrten die Hyänen des Auslandes Deutschlands Glieder, und die fremden Geier stiefsen gierig darauf hinab.' Die Fremdherrschaft, so führt er aus, bedrohte um 1600 Deutschland; im Norden drängten Dänemark und Schweden, im Süden und Westen Frankreich; die Holländer 'sagten sich 1580 von uns los'. Est ist darauf zu antworten, dafs nicht erst damals die Beraubung Deutschlands durch seine Nachbarn anfing. Schon um die Mitte des XV. Jahrh. klagte Kurfürst Friedrich II.

---

[1] Vgl. Ed. Rosenthal, Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinands I. 1887. S. 173 bis 177.

von Brandenburg, dafs 'immermehr deutschen Gezünges' dem Reiche entzogen würde, nämlich durch Polen und Burgund. Frankreich hat seine Haupterwerbung auf deutschem Boden im XVII. Jahrh., im Zeitalter des Dreifsigjährigen Krieges und des Grofsen Kurfürsten, also in der glorreichen Epoche der 'nationalen Erhebung', gemacht. Die Niederlande haben sich um 1580 nicht von 'uns', sondern von der spanischen Gewaltherrschaft und Glaubenstyrannei losgesagt; ihre Trennung vom Reiche datiert nicht erst seit dieser Zeit, sondern sie ist das Werk der Kaiser aus dem habsburgischen Geschlechte, Maximilians I. und Karls V. So wenig haben sich die Niederländer um 1580 vom Reiche losgesagt, dafs sie sich vielmehr gerade damals fort und fort um Hilfe gegen ihre romanischen Bedränger an Kaiser und Reich wandten; diese aber versagten sich ihnen, und zwar deshalb, weil eine derartige Hilfeleistung dem katholischen Interesse und dem dynastischen Interesse des Hauses Habsburg zuwiderlief. Von einer bestimmten Art von Fremdherrschaft, der Deutschland zu jener Zeit unterworfen war, und die ihm die gröfsten Opfer gekostet hat, spricht Spahn gar nicht — nämlich von der spanisch-habsburgischen Fremdherrschaft. Unter Karl V. waren Kaisertum und Reich lediglich ein Annex des spanischen Königtums, und selbst als unter den Nachfolgern Karls V. Spanien und das Reich auseinanderfielen, ist die in den Besitz des Kaisertums gelangte österreichische Linie im grofsen und ganzen der überlegenen politischen Direktive des spanischen Hauses gefolgt, und zwar unter Beiseiteschiebung und Verletzung der Interessen des Reiches.

Über das Verhältnis der Habsburger zum Reiche ist Spahn allerdings sehr mangelhaft orientiert. Er stellt die Thatsachen auf den Kopf, indem er behauptet, mit der Erhebung zum Kaisertum sei das Verständnis der Habsburger für die nationale Sache gewachsen. Emphatisch ruft er aus, niemand solle die Habsburger undeutscher Gesinnung zeihen: 'Hat nicht sogar der vielverleumdete Karl V. durch die Zuweisung der Niederlande an Spanien dieses mit seinem Stolz und Reichtum der deutschen Nation für ihre schwersten Tage an die Seite gekettet, so dafs es sich im XVII. Jahrh. statt unsrer verblutet hat, um die Rhein- und Scheldemündung und das Vlamentum vor französischer Eroberungssucht zu bewahren?' Also folgte Karl V. deutschnationalen Gesichtspunkten, als er die Niederlande vom Reiche abtrennte! Über die deutsch-niederländischen Beziehungen äufsert Spahn auch anderweitig höchst seltsame Ansichten. Im Frieden von 1648 wurde, wie er erzählt, der burgundische Kreis vom Reiche losgelöst und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande ausgesprochen; das eine ist ebensowenig wahr wie das andere.[1]) Im Spanischen Erbfolgekriege gewann Österreich seiner Meinung zufolge durch Zurücknahme der spanischen Niederlande mit den vlämischen Bezirken wieder einen beträchtlichen Teil des im XVI. Jahrh. abgetretenen alten deutschen Grenzgebietes im Westen für das Reich. Die vlämischen Bezirke sind zum

[1]) Vgl. Rachfahl, Die Trennung der Niederlande vom Deutschen Reiche. Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. und Kunst. 1900 S. 790 ff.

größten Teile ganz und gar nicht ursprüngliches Reichsgebiet; sie gehörten anfangs vielmehr zu Westfranken. Der Gewinn endlich, der aus dem Anfalle der bisher spanischen Niederlande an das Haus Österreich dem Reiche erwuchs, war ein höchst problematischer, die Zugehörigkeit des burgundischen Kreises zum deutschen Reiche war vorher wie nachher lediglich nomineller Natur, und durch den Utrechter Frieden ist in dieser Hinsicht überhaupt keinerlei Änderung erfolgt.

Da nun infolge der mangelhaften Reichsorganisation die politische Rolle des deutschen Volkes ausgespielt war, so wurde es durch 'Schicksalsneid', wie Spahn weiterhin auseinandersetzt, gezwungen, 'sich vorerst auf die Förderung seiner materiellen Lage zu beschränken'. Auch auf diesem Gebiete versagten allerdings die politische und die kirchliche Organisation, und so mufste denn die 'Selbsthilfe' eingreifen. Markgenossenschaften, Städtebünde, Ritterbünde, Zünfte, Hansen und Landstände: sie alle waren Organe der Selbsthilfe. Da ihnen jedoch Staat und Kirche keinen Rückhalt gewährten, vermochten auch diese Organe der Selbsthilfe den Aufgaben, die sie sich gesetzt hatten, auf die Dauer nicht zu genügen; daher ging denn schliefslich die wirtschaftliche Kultur Deutschlands zu Grunde. Wieder ist es die Mitte des XVI. Jahrh., die für diese Entwickelung von mafsgebender Bedeutung geworden ist. Nach den Niederlagen des Rittertums und nach dem Bauernkriege 'kam über Süddeutschland die Ruhe des Verblutens'. Die Städte schienen hier 'der Knebelung des platten Landes zu Gunsten ihres Marktsystems nahe zu sein'; als sie nun ihre ausländischen Absatzgebiete verloren und sich auf das einheimische Hinterland angewiesen sahen, 'da fanden sie nur noch eine ausgebeutete, wirtschaftlich haltlos gewordene und ablehnende Bevölkerung, die ihnen nicht mehr helfen mochte'. Die Niederlagen des Rittertums und der Bauernkrieg fallen bekanntlich in die Zeit vor 1555, und anderseits haben sich die süddeutschen Städte auch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. noch einer hohen wirtschaftlichen Blüte erfreut[1]), so dafs sich die ganze Schilderung Spahns als unzutreffend und übertreibend erweist. Wie es zur selben Zeit in Norddeutschland aussah, darüber belehrt uns der inhaltsreiche Satz: 'Wenngleich sich die Landwirtschaft in Norddeutschland besser hielt, so störte doch auch dort das verblendete Mifstrauen das Gedeihen.'

Ebenso schlimm wie mit der Landwirtschaft sah es mit dem Gewerbe und Handel aus, und zwar wegen des Eindringens der kapitalistischen Betriebsform. Der Ertrag des deutschen Gewerbes bis 1555, so erfahren wir aus Spahns Schrift, war zum Teil nur einer rücksichtslosen, durch nichts gebundenen, kapitalhäufenden Betriebsweise zu danken gewesen, deren raubartiger Charakter am frühesten in der Erschöpfung unserer Bergwerke zu Tage trat. Gewifs war der Bergbau (jedoch nicht erst damals) bereits zur Domäne der kapitalistischen Unternehmung geworden; für das Gewerbewesen indes trifft dies im

[1] Vgl. Hartung, Die direkten Steuern und die Vermögensentwickelung in Augsburg von der Mitte des XVI. bis zum XVIII. Jahrh. Jahrb. f. Gesetzg., Verw. und Volksw. N. F. XXII 1255 ff.

allgemeinen nicht zu. Der Kampf zwischen Meister und Gesellen und die sonstigen Auswüchse des Zunftwesens sind fernerhin nicht erst um 1555 entstanden, und sie sind im XVII. Jahrh. durchaus nicht etwa verschwunden, sondern haben sich eher verschlimmert. Dafs die Engländer, Niederländer und Schotten eigene Vertreter zum Einkauf deutscher Waren in das Innere Deutschlands schickten und die einheimischen Händler beiseite schoben, kommt allerdings ganz gegen das Ende des XVI. Jahrh. bereits auf; aber das Übergewicht des fremden Handels machte sich in seiner ganzen Schwere in Deutschland doch erst im XVII. Jahrh. geltend, in und nach dem Dreifsigjährigen Kriege. Nicht das Jahr 1555 ist es, in dem die Blüte des deutschen Wirtschaftslebens geknickt wurde. Wohl bereitete sich schon im XVI. Jahrh. ein Umschwung vor, indem eben damals in den Staaten des Nordens und des Westens eine selbständige, national geschlossene Wirtschaftspolitik einsetzte und eben dadurch Deutschland seiner bisherigen wirtschaftlichen Hegemonie in den Ländern der Ostsee und Nordsee beraubt wurde; aber erst der Dreifsigjährige Krieg, der nach Spahn das Zeichen zur nationalen Erhebung gab, hat in Wahrheit dem deutschen Wirtschaftsleben den tötlichen Streich versetzt.

In den Wirbel des allgemeinen Niedergangs wurde nach Spahn auch die geistige Kultur hineingerissen. Nach 1555 verfällt die Bildung in Deutschland; die Schule 'erliegt in allen ihren Zweigen der Verwilderung'. Beweise dafür bringt Spahn nicht bei, er appelliert an das gläubige Gemüt seiner Leser.[1]) Von der Wissenschaft hören wir, dafs die 'wenigen hervorragenden Gelehrten der Zeit unbeachtet gingen'; nur unter den Philologen und Vertretern der Naturwissenschaften gab es noch einige grofse 'Werkmeister und Wegweiser'; mit der Theologie und Jurisprudenz war es schlecht bestellt. Sollte Spahn nicht die Bedeutung von Männern wie Althusius und Flacius zu gering anschlagen? Französische Sitte und Sprache, so vernehmen wir weiter, beherrschten unser gesellschaftliches Leben — eine für diese Zeit entschieden unrichtige Behauptung. Das Französische drang nicht erst damals, wie Spahn meint, nach dem Rhein und nach der Schelde hin vor. Die Ausbreitung des Polnischen in Preufsen war die Folge des um ein Jahrhundert zurückliegenden Falles des Ritterordens, sowie der Eroberung Westpreufsens durch Polen. Dafs in Schlesien nach 1555 das Polnische wieder um sich griff, ist nicht wahr. Am schlimmsten sah es selbstverständlich aus auf dem Felde des kirchlichen Lebens: religiöse Spaltung, Staatskirchentum und dogmatisierende Richtung in der Theologie; zugleich erhob sich, gestützt auf den Calvinismus, der Rationalismus, wie Spahn in beredter Schilderung ausführt, 'unter allen grofsen Schöpfungen des Lateinertums die echteste, radikal und fanatisch bis zum letzten Blutstropfen'. Der Begründer des theologischen Rationalismus ist nun freilich der germanische Erasmus von Rotterdam[2]), der bis an sein Lebensende

---

[1]) Man vgl. übrigens dagegen u. a. Ritter, Deutsche Geschichte I 113 f. u. a. O., sowie Kawerau, a. a. O. S. 405 f.

[2]) Vgl. Dilthey, Natürl. System der Geisteswiss. im XVII. Jahrh. im Archiv f. Gesch. der Philosophie VI 87 ff.

in der katholischen Kirche verharrte, und auf das Prädikat des Fanatismus dürften andere theologische Richtungen mit gröfserem Rechte Anspruch haben als gerade der Rationalismus.

Eingehend haben wir somit nachgewiesen, dafs die Bedeutung, die Spahn dem Jahre 1555 für die Entwickelung des deutschen Volkes und der deutschen Kultur beimifst, nicht zutrifft. Er fällt über den Augsburger Reichstag von 1555 das Urteil: 'Er besiegelte die kirchliche Trennung Nord- und Süddeutschlands und legte die Räder der Reichsmaschine, wenngleich noch nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich still [!], durch die Unabhängigkeitserklärung der mächtigeren Fürsten in Recht, Wirtschaft, Polizei und Kirche.' Anscheinend hat Spahn noch nie den Reichsabschied von 1555 gelesen. Die beiden grofsen Religionsparteien in Deutschland haben sich übrigens nie nach Norden und Süden geschieden. Spahn verfällt in die ungeheuerlichsten Übertreibungen, indem er den unheilsvollen Einflufs des Jahres 1555 und des ganzen Zeitraumes von 1555 bis 1617 mit den Worten kennzeichnet: 'In diesem Augenblicke (1555) brach unser Volk entmutigt zusammen. Die vollständige Auflösung unseres nationalen Daseins vollzieht sich von jetzt ab in wehrloser Eile.' An einer anderen Stelle heifst es sogar: 'Schon wurden in der Moderluft unseres Siechtums die ansteckenden Krankheiten zu ständigen Gästen, die Hungerjahre folgten um die Wende des XVI. Jahrh. einander immer rascher, das Durchschnittsalter des Menschen verkürzte sich.'

Mit einem kurzen Abrisse der Ereignisse von 1555 bis 1617 (S. 27 bis 32) schliefst das erste Kapitel des Buches. Er ist ebenso tendenziös gehalten wie das Übrige. Für die Sicherung und für die Ausbreitung des Protestantismus in Deutschland war bekanntlich der Zeitraum von 1555 bis 1572 von grofser Wichtigkeit. Damals lag der Katholizismus in Deutschland völlig darnieder, lahm und energielos. Seine äufsere Machtstellung war eine höchst geringe; innerlich ermangelte er aller Spannkraft und siechte dahin, wie es schien, unabwendbarem Verfalle preisgegeben. Damals hätten die deutschen Protestanten eine kräftige Aktionspolitik treiben müssen; der Ausbruch der niederländischen Unruhen forderte sie dazu dringend auf. Aber das deutsche Luthertum zog dem Kampfe einen faulen Frieden vor: so konnte die 'Gegenreformation' einsetzen, der Katholizismus sich innerlich wieder stärken und bald dem Protestantismus das Terrain streitig machen. Umsonst drängten die Pfälzer auf ein einmütiges und geschlossenes Vorgehen sämtlicher protestantischer Reichsstände; die Lutheraner, vor allem Sachsen, gaben den pfälzischen Mahnungen kein Gehör. Mit den höchsten Lobsprüchen überhäuft Spahn das Verhalten Sachsens; um so abfälliger urteilt er über die pfälzisch-reformierte Partei. Er wirft ihr vor, dafs sie durch ihre Verbindungen mit Frankreich und den Niederlanden das Reich verraten habe: die ganze politische Geschichte Deutschlands bis 1618 sei 'im wesentlichen nur eine Geschichte der Drohungen und Plackereien dieser Partei'. Der Kurfürst von der Pfalz wird als der 'Führer der Verräter', als der Herrscher 'des unseligsten deutschen Territoriums', als der Dämon der deutschen Geschichte jener Periode dargestellt. War nicht aber

der spanische Einflufs, der sich von Madrid und Brüssel aus in Wien, München, an den Höfen der katholischen Fürsten und in Cleve geltend machte, ebensogut ein antinationales Moment, wie die Einwirkungen, die von Frankreich her und aus den Niederlanden auf die Pfälzer ergingen? Es kommt in Spahns Darstellung durchaus nicht zum Ausdrucke, dafs die nationalen Gesichtspunkte damals hinter den konfessionellen vollständig zurücktraten und zurücktreten mufsten. Es ist ebenso thöricht wie auch ungerecht, die Pfälzer als 'Verräter', als 'Männer des Umsturzes' oder 'des Reichs Unholden' den 'Getreuen des Reiches' gegenüberzustellen. Wenn die Reichsgewalt damals in den Händen eines Anhängers der neuen Lehre gelegen hätte, so hätten die katholischen Reichsstände ohne Zweifel ebensogut 'Verrat' am Reiche geübt, wie unter dem Hause Habsburg die evangelischen Reichsstände.

Der ganze Passus Spahns, bei dem wir stehen, ist nicht nur tendenziös entstellt, sondern auch nicht frei von Fehlern, die auf Unwissenheit und Flüchtigkeit beruhen. So erzählt er S. 29: 'Noch im Jahre 1591 rief der Tod den sächsischen, gleich danach den pfälzischen Kurfürsten hinweg.' Das ist falsch. 1591 starb zwar der Kurfürst von Sachsen; Johann Casimir von der Pfalz starb erst 1592; er war auch gar nicht Kurfürst, sondern lediglich Verweser der Kurpfalz. Von Heinrich IV. wird gesagt, er habe sich eben damals von der Koalition mit den deutschen Protestanten zurückgezogen und habe 'im Innern seines neuen Königreiches Aufgaben gefunden, die ihn lockten'. Diese 'lockenden' Aufgaben bestanden zunächst in der Notwendigkeit, vor die sich Heinrich IV. gestellt sah, sein Königreich gegen Philipp II. und die mit diesem verbündete katholische Partei Frankreichs im Kampfe zu behaupten. Über die Motive, die Heinrich IV. zum Eingreifen in den Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit und die damit zusammenhängenden universalen Verwickelungen bestimmten, erfahren wir: 'Da in denselben Monaten Heinrich IV. durch eine Liebesleidenschaft die kühle Überlegung verlor und die nach Brüssel geflüchtete Geliebte gewaltsam zurückholen wollte, so liefs auch er sich bereit finden, für den Sommer 1610 ein Heer an den Rhein zu entsenden.' Donauwörth wurde nach Spahns Behauptung durch Maximilian I. von Bayern nur 'den Absichten der Reformierten auf die geistlichen Besitzungen wie zur Warnung' besetzt. Warum spricht Spahn hier nicht hinsichtlich der bayrischen, wie er es bei der pfälzischen Politik thut, 'von Wegelagererwünschen'? Er mifst eben mit doppeltem Mafse.

II

Verfault und verrottet sind zum Anfange des XVII. Jahrh. somit in Deutschland die Zustände. Mit bitterem Hasse stehen sich die Parteien gegenüber; aber es fehlt ihnen selbst der Mut zum Losschlagen. Schon scheint es, als könne sich Deutschland nicht mehr zu kräftiger That aufraffen; da giebt die Thronbesteigung Ferdinands II. und der Ausbruch des Dreifsigjährigen Krieges das Zeichen zur nationalen Erhebung.

So die Auffassung Spahns von Ferdinand II. und vom Dreifsigjährigen

Kriege. Im Mittelpunkte der Darstellung steht in dem darauf bezüglichen Abschnitte die österreichische Geschichte; neben dem Hause Habsburg sind für die Periode von 1617 bis 1648 die bayrisch-wittelsbachische und die kursächsisch-wettinische Dynastie von besonderer Wichtigkeit gewesen. Über die österreichische, bayrische und sächsische Geschichte entwickelt Spahn denn auch bei dieser Gelegenheit seine Ansichten; sie sind so sonderbarer Art, dafs wir erst auf sie eingehen müssen, ehe wir in die Kritik seiner Ausführungen über den Dreifsigjährigen Krieg selbst eintreten können.

Mit einer Charakteristik der Habsburger, die der Originalität nicht entbehrt, setzt das zweite Kapitel Spahns ein. Die Habsburger sind alle kernhaft treue, eigenartige und reiche Persönlichkeiten. Von Maximilian II. heifst es dann freilich im Widerspruche mit dieser Charakteristik des ganzen Geschlechtes (S. 34): 'Vieles Feine war in ihm. Mattherzigkeit jedoch verdarb ihm den Charakter . . . er vergeudete seinen Einflufs für einen blutlosen Kompromifskatholizismus . . . Der Bruch in seinem Wesen wurde immer deutlicher. Er ward doppelzüngig.' Rudolf II. wird ein 'schärfer blickender, geistvoller Politiker' genannt, 'voll Widerstandskraft gegen jeden, der ihn unterdrücken wollte'. Sehr gut ist auch die Bemerkung über ihn: 'den Reichsgeschäften ging er aus dem Wege, nur an die Wiedervereinigung der Niederlande mit dem Reiche s c h e i n t e r v i e l g e d a c h t z u h a b e n'. Unvereinbar mit dem, was Spahn über Rudolfs II. 'Widerstandskraft' soeben gesagt hat, scheint es, wenn er fortfährt: 'Mehr noch fehlte ihm die nachhaltige Willenskraft; denn sein Gemüt war von Geburt an schwach und krank.' Seit dem XIV. Jahrh., so wird uns erzählt, bedeutete das Haus der Habsburger bereits eine Grofsmacht. Ihre auswärtige Politik entbehrte zwar der Selbstbeschränkung und des Blickes für das Durchführbare, die innere Politik des Geschickes und der Ausdauer; diese kam auch über jener zu kurz; dennoch umleuchtet die Habsburger, zumal wenn sie gar das alte germanische Weltherrschaftsideal erneuern, immer wieder eine seltsame Gröfse. Ein wahres Kabinetsstück aber ist die Charakteristik Ferdinands II.: er war zu einer devoten Frömmigkeit und furchtsamen Gottesverehrung erzogen; wenn man ihm aber die Überzeugung mitzuteilen vermochte, dafs er für seine Seele vor Gott verpflichtet sei, so erwachte in ihm ein frohgemuter, leichter Sinn. Schliefslich wurde indes der majestätische Drang zur Herrschaft das bestimmende Element in der Wirksamkeit Ferdinands, während die kirchliche Triebfeder seiner Handlungen bei der geringen Nahrung, die sie aus seiner persönlichen Religiosität schöpfen konnte, mehr und mehr an Herrschaft einbüfste. Ein hoher Sinn war ihm zu eigen, sowie eine hohe, ideelle Kraft, die im stande war, ihn über Abgründe hinwegzutragen.

Nicht nur über die österreichischen Monarchen, sondern auch über ihr Staatswesen erhalten wir durch Spahn merkwürdige Aufschlüsse und Belehrungen. So war, wie wir hier erfahren, die habsburgische Monarchie vor 1618 'eine Reihe selbständiger Territorialrepubliken, die nur durch Personalunion miteinander verbunden waren'. Es scheint Spahn unbekannt zu sein,

dafs es in Wien eine Hofkammer gab, die ihre Wirksamkeit auf das ganze Reich erstreckte, und der überall in letzter Instanz die Verwaltung des Domaniums und der Regalien unterstellt war. Die gesamtösterreichische Bevölkerung konnte, so vernehmen wir ferner, 'wenn überhaupt durch etwas Gemeinsames, so nur durch das eines gemeinsamen Glaubens verschmolzen werden'. Es braucht nicht erst des näheren erörtert zu werden, dafs diese so überaus schön stilisierte Bemerkung eine ganz unzulässige Rechtfertigung der Religionspolitik der Habsburger enthält. Wenn Spahn weiterhin ausführt, es hätten sich 'alle Elemente des Aufruhrs unter dem Banner des Protestantismus zusammengeschart', so mufs man dem doch die Frage entgegenstellen, warum die Protestanten Österreichs eine derartige Haltung einnahmen. Doch aus keinem anderen Grunde, als deshalb, weil sie sich durch die Religionspolitik ihrer Herrscher in ihrem Glauben bedroht sahen. Im XVI. Jahrh. übten die Habsburger in ihren Landen ziemlich weitgehende Duldung gegenüber den Andersgläubigen; eben die Abwendung von der bisherigen Toleranzpolitik veranlafste die Protestanten, sich gegen ihre Dynastie zu erheben.

Über die Geschichte der Verfassung und Verwaltung in Österreich zeigt sich der Autor höchst mangelhaft orientiert. Wir wollen ganz davon schweigen, dafs (S. 86) von einem 'Könige' von Österreich die Rede ist. Alle Augenblicke weifs der Verfasser von irgend welchen Änderungen in der österreichischen Verwaltungsorganisation zu erzählen; nur von der wichtigsten Behördenreform, die in Österreich je stattgefunden hat, und der gegenüber alle späteren Verbesserungen sich nur als untergeordnete Änderungen im Detail darstellen, nämlich von der definitiven Einführung des französisch-burgundischen Behördensystems unter Ferdinand I., hört der Leser weder im Zusammenhange noch auch gelegentlich das Geringste. So wird z. B. S. 38 bemerkt, es seien nach der Schlacht am Weifsen Berge 'Zentralämter für die innere Staats- und die Finanzverwaltung den Behörden der böhmischen und erbländischen Ländergruppe übergeordnet worden'. Man erkennt daraus, dafs Spahn von der österreichisch-böhmischen Verwaltungsordnung des XVI. Jahrh. keine Kenntnis besitzt. Die Hofkammer nämlich bestand auch schon vorher und erstreckte auch schon vorher ihre Wirksamkeit auf die böhmischen Länder; für die innere Verwaltung Böhmens war anderseits im XVI. Jahrh. die höchste Behörde die böhmische Hofkanzlei, und sie blieb es auch nach dem Dreifsigjährigen Kriege, indem sie keineswegs einer Centralstelle untergeben wurde, deren Kompetenz sich auf das ganze habsburgische Reich erstreckt hätte.

Wie wenig Spahn in der österreichischen Verwaltungsgeschichte Bescheid weifs, dafür noch einige Belege. Auf S. 113 steht der prächtige Satz: 'Die Habsburger sammelten (es ist dabei vom Ende des XVII. Jahrh. die Rede) noch kein Berufsbeamtentum zum Tragen der gesamten Staatsverwaltung um sich': erst durch Lobkowiz sei, meint der Autor (S. 114), 'in Österreich der Übergang zum Berufsbeamtentum betrieben worden'. In Wahrheit gab es in Österreich schon seit den Tagen Ferdinands I. ein wohlausgebildetes Beamten-

tum.[1] Indem Spahn von der Entwickelung der Kommissariate in Preufsen spricht, stellt er (S. 118) die gewagte Behauptung auf: 'In Österreich überschritt kein fürstlicher Kommissar das Weichbild ständischer Gebiete; hier blieb die Steuerverwaltung ständisch; hier sorgten die Stände noch weiterhin für Gericht und Polizei, hier wurden dauernd aus ihren Reihen die Ämter der einzelnen Landesregierungen besetzt.' Auch in Österreich hat jedoch der landesherrliche Absolutismus keineswegs 'das Weichbild ständischer Gebiete' respektiert. Wir finden z. B. in den Städten Böhmens sogar schon im XVI. Jahrh. eine Institution, die dem viel späteren Commissarius loci in Preufsen durchaus entspricht, nämlich die des sogen. 'königlichen Richters'. Die Steuerverwaltung blieb in Österreich nur dem Namen nach ständisch; so ist das schlesische Generalsteueramt seit der Mitte des XVII. Jahrh. thatsächlich eine rein königliche Behörde. Für Gericht und Polizei in ihren Jurisdiktionsgebieten sorgten in Brandenburg die einzelnen Ständemitglieder nicht minder, wie in Österreich. Wohl waren die Stellen der einzelnen Landesregierungen in Österreich vorwiegend mit Adligen besetzt; diese Regierungen aber waren landesherrliche Behörden und erfüllt nicht sowohl von ständischen als vielmehr von absolutistischen Tendenzen. Es ist durchaus falsch, dafs in Österreich im Gegensatze zu Preufsen die Landesverwaltung in den Händen der Stände geblieben sei. Diese Ansicht wird durch die Geschichte von Behörden, wie der böhmischen Hofkanzlei und des schlesischen Oberamtes im XVII. Jahrh., vollständig widerlegt. Spahn versteigt sich sogar (S. 118) zur sonderbaren These, dafs Österreich 'keine fürstlichen Beamten brauchte'. Es brauchte nicht nur fürstliche Beamte, sondern es hatte sie auch. Die ganze Finanzverwaltung war bereits seit dem XVI. Jahrh. fürstlich; der niederösterreichische Hofrat derselben Zeit ist gleichfalls eine landesherrliche Behörde. In anderen Provinzen wurden die Ämter der allgemeinen Landesverwaltung, z. B. die Landes- resp. Kreis-Hauptleute, im XVII. Jahrh. ihres bisherigen dualistischen, halb fürstlichen, halb ständischen Charakters entkleidet — teils dadurch, dafs sie kollegialisch reorganisiert wurden, indem der Landeshauptmann jetzt einfach der Direktor eines aus Berufsbeamten bestehenden Kollegiums wurde, oder dadurch, dafs der Kreishauptmann der Statthalterei zu besonderem Gehorsam verpflichtet wurde und sein Amt nicht mehr, wie bislang, auf Lebenszeit, sondern nur auf fünf Jahre erhielt.

Überall, wo Spahn auf österreichische Verhältnisse zu sprechen kommt, beweist er Mangel an Urteil und an Wissen. Er belehrt den Leser (S. 59), dafs Österreich 'zwar ein ertragsreiches Land, aber den anderen Grofsmächten gegenüber doch durch den Mangel an Zolleinnahmen im Nachteile war'. Schon im XVI. Jahrh. haben die Habsburger einen 'neuen Grenzzoll' eingeführt. Spahn macht es der österreichischen Regierung des XVII. Jahrh. zum Vorwurfe, dafs sie der Ausbeutung der Bauern durch ihre Herren noch

---

[1] Vgl. u. a. Rachfahl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens. Leipzig 1894. Exkurs IV S. 429 ff.

kein Ende setzte; in dem Zusammenhange, in dem diese Anklage (S. 118) auftritt, hätte sie jedoch nur dann einigen Sinn, wenn um dieselbe Zeit Preufsen bereits eine energische bauernfreundliche Politik getrieben hätte; bekanntlich war unter dem Grofsen Kurfürsten das gerade Gegenteil davon der Fall. An eben derselben Stelle tadelt es Spahn, dafs im XVII. Jahrh. die Habsburger den Versuch gemacht hätten, 'den schon von Ferdinand I. gehegten Plan wieder aufzunehmen, die Einheit des Staates auf einen Generallandtag, einen gemeinsamen Landtag ihrer sämtlichen Länder, also auf das Ständetum selber aufzubauen'. Allerdings wurden unter Ferdinand III. und Leopold I. gelegentlich Vertreter aller Erbländer zugleich nach Wien einberufen. Solche Versammlungen hatten aber schon deshalb nicht die Bedeutung der alten Generallandtage des XVI. Jahrh., weil die Abgeordneten jedes einzelnen Landtages gesondert mit der Regierung zu verhandeln pflegten, und vor allem deshalb, weil die landständischen Korporationen im XVI. Jahrh. eine ganz andere staatsrechtliche Stellung und ganz andere Befugnisse besessen hatten als ein Säkulum später. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, dafs sich seit der Mitte des XVII. Jahrh. die innere Politik im brandenburgisch-preufsischen Staate viel konsequenter und erfolgreicher gestaltete wie in der österreichischen Monarchie; aber man darf diesen Kontrast nicht durch Übertreibungen verstärken, die nichts weiter als den Mangel an Sachkenntnis beim Autor beweisen.

Voller Irrtümer und monströser Behauptungen ist der Passus (S. 40 f.) über das Verhältnis der vornehmsten Stämme und Dynastien Deutschlands zur nationalen Entwickelung. Der Verfasser will hier einmal mit grofsen Gesichtspunkten arbeiten, greift aber dabei überall fehl. Er geht davon aus, dafs 1623 der Krieg von neuem, und zwar in gröfseren Dimensionen, entbrannt sei: wie er auslaufen würde, das habe davon abgehangen, ob Österreichs innere Ordnung fruchtbar weiter gedeihen, und ob 'die beiden ältesten und stärksten Stämme des Reiches', die Bayern und Sachsen, fest beim Kaiser aushalten würden. Kaum glauben wir unseren Augen trauen zu dürfen. Ist es nicht für einen Historiker, der darauf Anspruch erhebt, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, ein starkes Stück, das Kurfürstentum Sachsen des XVII. Jahrh. mit dem sächsischen Volksstamme zu identifizieren? Es handelt sich dabei nicht einmal um eine gelegentliche Verwechselung; denn der Autor giebt nunmehr einen Rückblick auf die Geschichte Bayerns und Sachsens, sowie ihres Verhältnisses zum Reiche, wobei er das doppelte Spiel mit der Bedeutung des Ausdruckes 'Sachsen' konsequent fortsetzt.

Mit der 'Schöpfung Deutschlands', die 'sich an Bayern knüpft', beginnt Spahn diesen Rückblick. Darauf geht er über zu den aus Sachsen entsprungenen Ottonen und zu Lothar von Supplinburg. Unter diesem, so führt er aus, hatten sich die Bayern und Sachsen vereinigt, 'und von ihnen aus war das Deutschtum dann unaufhaltsam über die Elbe hinaus nach der Stelle hin, wo heute die Zaren regieren', und die Donau entlang gegen Konstantinopel vorgedrungen. Heinrichs des Löwen Thatkraft und schöpferischer Geist ist

mit dieser gröfsten kolonisatorischen Leistung aller Zeiten, der erstaunlichsten Grofsthat unseres Volkes, untrennbar verbunden.' Wir wollen die Unbestimmtheiten und Übertreibungen nicht weiter beachten, die zumal in der Angabe der Grenzen liegt, bis zu denen sich die deutsche Kolonisation erstreckt haben soll; aber darauf mufs doch aufmerksam gemacht werden, dafs es durchaus falsch ist, die ostdeutsche Kolonisation schlechthin als unter dem Zeichen der Vereinigung des bayrischen und sächsischen Stammes zur Zeit Lothars von Supplinburg und Heinrichs des Löwen erfolgt hinzustellen — schon deshalb, weil sich die südostdeutsche Kolonisation, die Germanisierung der Donauländer, bekanntlich früher vollzogen hat. Heinrichs des Löwen kolonisatorische Wirksamkeit bezieht sich nur auf den wendischen Nordosten, und nicht nur gebührt an seinen Verdiensten in dieser Hinsicht manchem seiner Vasallen, so dem Grafen Adolf von Holstein, ein grofser Anteil; es ist auch selbständig neben ihm und nicht minder erfolgreich an der mittleren Elbe Markgraf Albrecht der Bär thätig gewesen.

Es kommt jedoch noch viel besser; Spahn fährt nämlich fort: 'Aber unselige Stauferpolitik hatte wieder zersprengt, was die grofsen Stämme in Einheit schufen, und ihnen in Wien und Cölln-Berlin nebenbuhlerische Staatsgewalten zur Seite gestellt.' Dem ganzen Zusammenhange nach kann Spahn unter dem Werke, das 'die deutschen Stämme in Einheit schufen', nur das der Kolonisation zu verstehen sein: inwiefern, so fragen wir, ist dieses durch die Staufer 'zersprengt' worden? Es läfst sich fernerhin nicht ohne weiteres behaupten, dafs Österreich und Brandenburg dem bayrischen und sächsischen Stamme durch die Staufer als Rivalen zur Seite gestellt worden sind. Konrad III. gab bekanntlich das Herzogtum Sachsen an den Markgrafen Albrecht, Bayern an Leopold von Österreich; aber noch unter Konrad III. kam Sachsen an Heinrich den Löwen zurück, und unter Friedrich I. auch Bayern, nur dafs Österreich jetzt unabhängig wurde, was bei der Mark Brandenburg dem Herzogtume Sachsen gegenüber von jeher der Fall gewesen war. Es war der Grundgedanke Friedrichs I., durch eine möglichst enge Verbindung mit den Welfen den inneren Frieden im Reiche und dadurch Aktionsfreiheit in Italien zu gewinnen. Eben daher durfte Albrecht der Bär, als die Eroberungsversuche Heinrichs des Löwen im wendischen Gebiete mit den Rechten der Mark Brandenburg in Kollision gerieten, nicht einmal auf Beistand beim Kaiser rechnen. Schliefslich blieb Friedrich I. nichts anderes übrig, als sich gegen Heinrich den Löwen zu wenden. Indem nunmehr das Herzogtum Bayern an die Wittelsbacher gegeben, mit dem Herzogtume Sachsen in einer Weise verfahren wurde, dafs den brandenburgischen Askaniern daraus durchaus kein unmittelbarer Vorteil erwuchs, sind doch weder in Wien, noch auch in Berlin-Cölln (das damals übrigens noch gar nicht existierte) 'nebenbuhlerische Staatsgewalten' begründet oder den Bayern und Sachsen an die Seite gestellt worden. Von den folgenden Kaisern aus dem staufischen Geschlechte sind Mafsnahmen nicht ausgegangen, die mit den von Spahn gebrauchten Ausdrücken charakterisiert werden könnten. Im Fortgange seiner Erzählung berührt Spahn kurz die Rivalitätskämpfe

zwischen Bayern und Österreich im XIV. Jahrh. und bemerkt darauf: 'Mit dem XV. Jahrh. hatte weniger blutig, ebenso zähe das Ringen zwischen Brandenburg und Sachsen begonnen'; unter 'Sachsen' sind nämlich fortan freilich die Wettiner zu verstehen. Aber auch auf das Haus Wettin bezogen ist die letzte These Spahns unhaltbar. Denn bis auf die kurze Episode unter Kurfürst Friedrich I., als Hohenzollern und Wettiner zugleich die Nachfolge im sächsischen Kurfürstentume der wittenbergischen Askanier anstrebten, hat im XV. und XVI. Jahrh. zwischen beiden Dynastien das denkbar beste Einvernehmen bestanden; wir finden im Reformationszeitalter die Brandenburger meist im Schlepptau der sächsischen Politik. Erst um die Wende des XVI. zum XVII. Jahrh. vollzog sich darin ein Umschwung — unter dem Einflusse des Jülichschen Erbfolgestreites, und indem sich Brandenburg von der konservativen lutherischen Partei allmählich der reformierten Aktionspartei zuwandte.

Um das Mafs der Konfusion, das er angerichtet hat, voll zu machen, giebt Spahn endlich indirekt zu, dafs die 'unselige Stauferpolitik' gar nicht, oder wenigstens nicht allein die Schuld an all dem Unheile trägt, das sie gestiftet haben soll. Denn er gesteht ein, auch 'ohne äufseren Eingriff' wäre der Mittelpunkt der Staatsbildung vermutlich von selbst nach Wien und Berlin vorgerückt — und zwar aus geographischen Gründen! 'Wie München zu Wien, so liegt Dresden zu Berlin, eingeengt, am Fufse hoher Gebirge, ohne Häfen wie Triest und Hamburg-Stettin, nicht mit der Möglichkeit territorialer Ausdehnung nach allen Seiten ohne den Widerstand der Bodengestaltung und lebhafter Stammesgegensätze.' Es ist mit Spahns geographischer Kenntnis nicht besser wie mit seiner chronologisch-historischen Kenntnis bestellt. Liegt nicht Wien ebensogut wie München oder gar Dresden 'am Fufse hoher Gebirge'? Ist Triest so schlechthin als ein natürlicher Hafen von Wien zu bezeichnen? Warum entbehrten denn gerade München und Dresden im Gegensatz zu Wien 'der Möglichkeit territorialer Ausdehnung nach allen Seiten ohne den Widerstand der Bodengestaltung'? Liegt nicht Dresden ebensogut wie Berlin auf kolonialem Boden, also 'ohne den Widerstand lebhafter Stammesgegensätze'? Aber selbst wenn das ganze Raisonnement in seinen von uns angefochtenen geographischen Voraussetzungen begründet wäre, so müfste man es immer noch als eine unzulässige Übertreibung der Bedeutung geographischer Bedingungen für die staatliche Entwickelung nach berühmten Mustern bezeichnen. Ob nicht die staatliche Entwickelung ziemlich dieselbe geworden wäre, wenn die Wettiner anstatt in Dresden in Berlin gesessen hätten? Hamburg kommt doch als Hafen für Dresden mindestens ebensosehr in Betracht wie für Berlin, und was Stettin betrifft, so mufste es erst durch jahrundertelangen schweren Kampf errungen werden.

Immerhin, damit schliefst Spahn seinen Exkurs über die sächsisch-bayrische Geschichte, wäre, falls nicht der 'äufsere Eingriff' der 'unseligen Stauferpolitik' stattgehabt hätte, 'vielleicht der Zwiespalt mehrerer Jahrhunderte mit ihren Opfern nicht zu beklagen, und die naive Selbstsucht der durch keine Stammesgeschichte und Familienüberlieferung mit dem alten Reiche verknüpften

Brandenburger und Österreicher wäre wohl von vornherein durch ein tieferes und regeres Nationalbewufstsein geklärt worden, wie es in die Habsburger erst durch ihre Verbindung mit dem Kaisertum allmählich überströmte, in den Hohenzollern aber, abgesehen von der anziehenden Kirchenpolitik Joachim Hektors und von köstlichen Zeiten unter dem grofsen Kurfürsten und Friedrich I., erst während des XIX. Jahrh. leitend wurde.' So viele Sätze, so viele Schiefheiten und Unrichtigkeiten. Durch die Verbindung mit dem Kaisertume ist in die Habsburger durchaus nicht ein tieferes und regeres Nationalbewufstsein eingeströmt. Wenigstens haben sie stets ihr dynastisches Interesse bevorzugt; sie haben ihre Stellung als Oberhaupt des Reiches dazu benutzt, um ihre Erblande möglichst aus dem Reichsverbande auszulösen. Joachims I. Kirchenpolitik scheint Spahn 'anziehend' offenbar deshalb, weil dieser Kurfürst ein heftiger Gegner der Reformation war; dafs dem kirchenpolitischen Verhalten Joachims I. irgendwelche nationalen Motive zu Grunde liegen oder irgendwelche nationale Bedeutung zukommt, ist unbekannt. Von den 'köstlichen Zeiten' unter dem Grofsen Kurfürsten und Friedrich I. werden wir noch sprechen; auch da kann von irgend welchen nationalen Tendenzen der preufsischen Politik nicht die Rede sein. Im übrigen ist gar nicht einzusehen, inwiefern der 'unseligen Stauferpolitik' eine Schuld an dem fehlenden Nationalbewufstsein der Habsburger und Hohenzollern zufallen soll. Eine schlimmere Entgleisung beim Versuche einer umfassenden Geschichtsbetrachtung ist wohl noch nie erfolgt.

Wir kommen jetzt zum Verlaufe des Dreifsigjährigen Krieges selbst, wie Spahn ihn darstellt. Er behauptet, wie wir wissen, dafs die Wahl Ferdinands 1617 zum böhmischen Könige und der darauf ausbrechende böhmisch-pfälzische Krieg eine Epoche in der Geschichte des deutschen Volkes im Sinne eines nationalen Aufschwunges bedeutet; wie wir das des näheren zu verstehen haben, darüber giebt er nur wenige und dürftige Andeutungen. Wir müssen uns eben mit der kategorischen Versicherung begnügen, dafs das Jahr 1617 'die Erneuerung der politischen Macht, die Ermannung und die Wiedergeburt des ganzen deutschen Daseins' brachte. Mit dem Beweise dafür nimmt Spahn es sehr leicht. Er macht darauf aufmerksam, dafs in demselben Jahre 1617 Opitz seinen Aristarch erscheinen liefs und die 'Fruchtbare Gesellschaft' gegründet wurde, und fügt hinzu: 'Vielleicht (!), dafs es die ersten Lebensfunken waren, die die Thatkraft der Habsburger in der Nation entzündet hatte.' Dieses 'vielleicht' ist in der That 'köstlich'.

Nur auf einige Einzelheiten der Spahnschen Darstellung des Dreifsigjährigen Krieges können wir hier eingehen. Der erste grofse Erfolg des nationalen Aufschwunges ist nach Spahn die Niederwerfung des böhmischen Aufstandes. Über seinen Ausgang hören wir, dafs 22 der Hauptschuldigen in Prag hingerichtet wurden, 'da sie sich nicht demütigen wollten'.[1]) In höchst merkwürdiger Weise wird (S. 39) die Fortsetzung des Krieges nach 1622 folgender-

---

[1]) Vgl. dazu Gindely, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges IV 55 und 70.

mafsen erklärt: 'Man fühlte in der Hofburg, dafs das Kriegsfeuer, einmal entfacht, nun nicht mehr zu löschen war und alles, was sich an Schuld und Schwäche seit Jahrhunderten in Deutschland aufgehäuft hatte, bereinigt (!) oder vernichtet werden mufste.' Es heifst dann weiterhin: 'Wien konnte gegenüber den eben beginnenden Fehdegängen der westeuropäischen Mächte nicht gleichgültig bleiben, weil es den Verfall Spaniens nicht zulassen durfte.' Wenn Österreich den Krieg nur im Interesse Spaniens fortgeführt hätte, so könnte man darin schwerlich eine nationale Politik der Habsburger erblicken. In Wirklichkeit war jedoch die Rücksicht auf Spanien durchaus nicht der mafsgebende Grund für die Fortsetzung des Kampfes; entscheidend war vielmehr dafür der Umstand, dafs die Rehabilitation Friedrichs von der Pfalz am Widerspruche Maximilians von Bayern scheiterte. Spanien hätte es damals sogar sehr gerne gesehen, wenn eine Aussöhnung mit dem Pfalzgraf-Kurfürsten zu stande gekommen wäre, nämlich um England für sich selbst in günstiger Stimmung zu erhalten. Über Maximilian von Bayern urteilt Spahn, er habe den Anschlufs an den Kaiser 'ebenso in aufrichtiger Reichsgesinnung wie aus kirchlichem Pflichtbewufstsein' vollzogen. Ganz so dürfte die Sache doch nicht liegen. Wie den übrigen Fürsten, so galt auch Maximilian das Reich nur in so weit, als sich damit die Rücksicht auf seine territorial-dynastischen Interessen vertrug. Nicht aus reichspolitischen oder nationalen Motiven hat Maximilian dem Kaiser beigestanden, sondern aus religiösen Beweggründen und seines Vorteils halber. Als ein besonderes Verdienst ist es den katholischen Reichsständen zu jener Zeit überhaupt nicht anzurechnen, wenn sie zum Kaiser hielten; sie thaten das eben nicht deshalb, weil er das Reichsoberhaupt, sondern weil er ihr Parteigenosse war. Übrigens läfst Spahn selbst 'die aufrichtige Reichsgesinnung' des Herzogs in einem sehr zweifelhaften Licht erscheinen, wenn er (S. 46) über ihn äufsert: 'Er bedurfte einer festen Richtung und mufste zur Aufopferung für das Reich gezwungen werden.' An eben derselben Stelle spricht Spahn vom 'Herzoge' Moritz von Hessen-Cassel.

Zu den Glanzstellen des Buches gehört der Abschnitt über Wallenstein und sein erstes Generalat. Mit stimmungsvollen Tönen wird das Auftreten Wallensteins in der Geschichte eingeleitet (S. 49): 'In ungewissen Umrissen steigt in diesem Augenblicke . . . die einsam düstere Erscheinung Wallensteins vor uns empor, um mit rascher Hand den erregten, noch aber stetigen Lauf der Dinge zu unterbrechen.' Die Charakteristik Wallensteins ist geradezu ein Meisterstück. Zunächst hören wir über seine strategischen Fähigkeiten: 'Er umlauert seine Gegner mit scharfem und sicherem Auge . . . Eines Tages packt er den Feind an der Kehle, und dann entrinnt ihm niemand mehr. Vielleicht, dafs er der gröfste Mathematiker unter allen Feldherren der Geschichte war.' (!) 'Aber', so fährt der Autor fort, indem er mit kühnem Sprunge vom militärischen auf das politische Gebiet hinübersetzt, 'da es Entwickelungen giebt, die sich nicht berechnen lassen, die nicht abgewartet werden dürfen, die gerade dem nüchtern prüfenden Blicke sich entziehen, so konnte Wallenstein auch Enttäuschungen erfahren. Ein echter Fürst, der

rechte Staatsmann ist er nie gewesen; welche Kräfte in den Völkern schlummern, welche idealen Bewegungen die Welt durchrauschen können, wie sich die Mächte der Geschichte an die Ferse dessen heften, der sie nicht achtet, das war ihm fremd'. Zur Lösung der Wallensteinfrage wird diese Charakteristik des Feldherrn und Politikers Wallenstein schwerlich beitragen. Nachdem nun Spahn soeben Wallenstein den gröfsten Mathematiker unter den Feldherren genannt und ihm als Politiker einen nüchtern prüfenden Blick zugesprochen hat, spricht er bald darauf über ihn gelassen das grofse Wort aus: 'Sein Denken und Planen war das des Phantasten.' Als Beweis dafür führt er an, dafs Wallenstein 'in seiner politischen Überlegung' das konfessionelle Element zurückzudrängen trachtete; und doch sieht sich selbst Spahn zum Eingeständnisse genötigt, dafs sich eben damals 'das politische Urteil von der Rücksicht auf die kirchenpolitische Einschätzung aller Dinge loszulösen anfing'. Gerade in dieser Hinsicht verstand Wallenstein die Zeichen der Zeit besser als sein kaiserlicher Kriegsherr.

Nicht nur in der allgemeinen Charakteristik, sondern auch in der Beurteilung seiner einzelnen Handlungen wird Spahn Wallenstein durchaus nicht gerecht. Von einer gänzlichen Verkennung des Zweckes, um dessentwillen Wallenstein an die Spitze des kaiserlichen Heeres gestellt wurde, sowie der gesamten österreichisch-habsburgischen Geschichte zeugt es, wenn Spahn erzählt, Wallenstein sei durch den Kaiser dazu berufen worden, 'damit er die Pflichten des Kaisertums wahrnehme und des Reiches Grenzen wieder aufrichte'. So ist es denn Wallenstein, dem die Schuld daran zuzuschreiben ist, dafs die österreichische Politik wieder aus den nationalen Bahnen herausgeschleudert wurde, in denen sie sich von jeher bewegte, und beinahe läfst Spahn durchblicken, dafs Wallensteins czechische Herkunft dabei mit im Spiele war: 'Dieser Böhme hat mit halsstarriger Entschlossenheit die habsburgische Politik vom Reiche ab und zum erstenmale seit ihrer Verbindung mit dem Kaisertume in eine rein österreichische Bahn hineingedrängt.' Bekanntlich war es gerade Wallensteins Streben, das zu einem Schattengebilde herabgesunkene Kaisertum der Habsburger zu einer wahrhaft monarchischen Gewalt im Reiche zu erheben. Was Spahn über die Verhandlungen Eggenbergs mit Wallenstein im November 1626 zu Bruck an der Leitha erzählt, geht offenbar auf den italienischen Bericht des Kapuziners Valeriano Magni an Maximilian von Bayern zurück, dessen Unzuverlässigkeit festgestellt ist.[1]) Unrichtig oder zum mindesten zweideutig ist es, wenn er (S. 52) behauptet: 'Bis 1627 hatten die katholischen Höfe den dänischen Krieg ohne gegenreformatorische Nebengedanken geführt. Von da ab jedoch durchfuhr sie ein Geist der Unduldsamkeit.' Gegen Dänemark haben zwar die katholischen Höfe den Krieg 'ohne reformatorische Nebengedanken' geführt; sonst aber sind sie davon vor 1627 keineswegs frei gewesen. In Böhmen setzte die Gegenreformation bekanntlich

[1]) Vgl. Ritter in der Histor. Vierteljahrsschrift I 24 ff. und Huber, Österr. Gesch. V 321 Anm. 1.

bald nach der Niederwerfung des Aufstandes ein, in Österreich um 1624; im Herbste 1625 bereits erging an alle Landeseinwohner mit Ausnahme des Adels der Befehl, bis Ostern 1626 entweder katholisch zu werden oder auszuwandern, und 1626 ist bereits die Bauernrevolution. Im Reiche begann der Kampf um die geistlichen Güter bereits vor 1627. Nicht erst 1628 haben übrigens (S. 53) Maximilian I. und die Liga bereits die Verminderung des Wallensteinschen Heeres verlangt; das entscheidende Motiv endlich, das den Kaiser zur Entlassung Wallensteins bestimmte, nämlich die Rücksicht auf die Wahl seines Sohnes, kommt bei Spahn nicht zur Geltung.

Was Spahn über den Krieg Gustav Adolfs sagt, das ist einmal ziemlich dürftig und dann gleichfalls nicht korrekt. Er charakterisiert z. B. die Lage Tillys nach der Einnahme von Magdeburg mit den Worten: 'Dem siebzigjährigen Sieger versagten die bis zum äufsersten angespannt gewesenen Nerven. Ergrimmt liefs er seine Enttäuschung den Kurfürsten von Sachsen trotz Ferdinands und Maximilians Warnung entgelten.' Lediglich aus Nervosität hat Tilly keineswegs mit Sachsen gebrochen, sondern weil ihm die sächsische Politik, wenngleich sie sich auf Neutralität und blofse Demonstrationen beschränkte, doch hemmend in den Weg trat, so dafs der Konflikt unvermeidlich wurde; anderseits hatte der Kaiser Tilly auf sein Ersuchen die Erlaubnis zum Angriffe auf Sachsen erteilt. Originell ist die Schilderung der Schlacht von Breitenfeld: 'Tillys Heer schlug sich in alter Tapferkeit, aber er hatte die Massen nicht fest, wie ehedem, am Zügel. Gegen Abend floh er, krank geworden von allem Erlebten.' Er hatte auch alle Ursache, 'von allem Erlebten krank zu werden': war er doch in der Schlacht schwer verwundet worden. Bei dem Zuge Gustav Adolfs durch Mittel- und Westdeutschland liefsen nach Spahn 'die geistlichen Herren der Liga den Bayernherzog erbärmlich im Stiche'. Diesen Vorwurf haben sie wohl doch nicht verdient; denn sie konnten kaum anders, da Gustav Adolf ihre Gebiete teils bereits erobert hatte, teils bedrohte, ohne dafs sie zu ernstlicher Gegenwehr gerüstet waren. Als Gustav Adolf in Deutschland landete, waren, wie Spahn meint, 'die Begeisterung für den Glauben und die Absicht politischer Erfolge untrennbar in seinem Denken verbunden'. Das ist eine sehr allgemeine Redensart, die dahin präzisiert werden müfste, dafs sich Gustav Adolf damals noch nicht mit Eroberungsplänen trug, die auf deutsches Gebiet gerichtet waren. Wenn Spahn sagt, die norddeutschen Fürsten hätten in Gustav Adolf bei seiner Ankunft 'den Todfeind ihres Deutschtums' erblickt, so ist das dahin zu korrigieren, dafs für ihre Stellung zum Könige der vornehmste Gesichtspunkt die Rücksicht auf ihr territorial-dynastisches Interesse war; in ihrem 'Deutschtume' haben sie sich durch ihn nicht gefährdet gefühlt.

Nicht als ob unsere Liste der schiefen Urteile und thatsächlichen Verstöfse, die Spahn in seinem Kapitel über den Dreifsigjährigen Krieg gefällt und begangen hat, schon erschöpft wäre: wir können hier eben nicht alles vermerken. Nur mit seinen Ausführungen über die wirtschaftlichen Folgen des Dreifsigjährigen Krieges (S. 76 ff.) wollen wir uns hier noch ganz kurz auseinander-

setzen. Insonderheit über die deutsche Agrargeschichte hören wir dabei wunderbare Dinge, so z. B. dafs der Adel im Nordosten über seine bäuerlichen Hintersassen grund- 'oder' (es mufs heifsen 'und') gerichtsherrliche Rechte ausübte, dafs hier durch das Bauernlegen 'die Wirtschaftsverfassung mit der Ausbildung eines solchen Grofsgrundbesitzes auf ihre natürliche Grundlage gestellt worden war'. Im Nordwesten dagegen vollzog sich die Entwickelung zwar in umgekehrter Richtung, aber, wie wir staunend vernehmen, 'ebenso natürlich', indem sich hier der Bauernstand der Ausdehnungsversuche der Grundherren erwehrte oder, richtiger gesagt, durch die Landesherrschaft dagegen geschützt wurde. Die Fesselung des Bauern an die Scholle, die Häufung der Frohnden und die Einführung der Gesindezwangsdienste erfolgte im Nordosten nicht erst 'in den nächsten Jahrzehnten' nach dem Dreifsigjährigen Kriege. Die Unterdrückung des Bauernstandes hierselbst wird durch Spahn als ein Akt 'der Selbsthilfe der Erwerbsstände' bezeichnet, dessen segensreiche Wirkung man nicht hoch genug anschlagen könne: denn während es dem Bauern in Süddeutschland damals glückte, sich seiner Dienstbarkeit zu entschlagen, und er 'gerade dort wirtschaftlich zu Grunde ging', wurde er im Nordosten 'durch das Junkertum wieder zur Arbeit erzogen'. Warum konnte denn der Bauer im Nordwesten dieser Erziehung entraten, ohne wirtschaftlich zu Grunde zu gehen? Die furchtbare Verwüstung, die der Dreifsigjährige Krieg über das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes gebracht hat, die jähe Unterbrechung der Kontinuität in der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands, die dadurch bewirkt wurde, die Schwierigkeiten und Mühen, die es kostete, gleichsam von neuem anzufangen, sich allmählich langsam wieder zu erheben und festen Fufs zu fassen: all das tritt in Spahns Darstellung zurück. Es würde ja auch nicht in den Zusammenhang des nationalen Aufschwunges passen, zu dem nach Spahns Grundauffassung der Dreifsigjährige Krieg das Zeichen gegeben haben soll.

III

Die zweite, kleinere Hälfte des Spahnschen Buches (S. 84—151) ist im wesentlichen der brandenburgisch-preufsischen Geschichte von 1640 bis 1713, und zwar vorzugsweise der Regierung des Grofsen Kurfürsten gewidmet. Schon in den vorhergehenden Partien wird die brandenburgische Geschichte, wenngleich nicht zusammenhängend behandelt, so doch gelegentlich gestreift, freilich, wie wir sogleich zeigen werden, nicht gerade besonders glücklich.

Es wäre nichts mehr als konsequent, wenn Spahn die Hohenzollern seit dem Anfange des XVII. Jahrh. zu der Partei der 'Verräter', zu 'des Reiches Unholden' rechnen würde. Im Jahre 1608 nahmen Kurbrandenburg, ja sogar das von Spahn so geliebte und gelobte Kursachsen an der Sprengung des Reichstages Teil; er müfste also über sie die Schale seines Zornes ebenso ergiefsen wie über die Kurpfalz. Das aber ist nicht der Fall. Selbst was die Konversion Johann Sigismunds zum Calvinismus anbelangt, so giebt Spahn zwar zu (S. 60), dafs die Hohenzollern dadurch 'aus dem Kreise der konserva-

tiven lutherischen Fürsten des deutschen Nordostens' heraustraten; dennoch 'traten sie darum nicht in die Kreise der westlichen Umsturzpartei'. Wenn man sich daran erinnert, dafs die brandenburgische Politik eben damals, in den ersten Zeiten des Jülichschen Erbfolgestreites, sich bestrebte, engste Fühlung mit der Pfalz und der protestantischen Aktionspartei, sogar mit Frankreich und Holland zu halten, so fragt man verwundert, wie Spahn sein Urteil motivieren will. Er ist jedoch um Gründe nicht verlegen: 'denn der Staatsbesitz der Hohenzollern entwuchs bereits all diesem durch die Territorialverfassung des Reiches bedingten Verhältnissen. Er verlangte bei seiner konfessionellen Mischung aus Katholiken, Reformierten und Lutheranern, bei seinen wirtschaftlichen Gegensätzen zwischen Rhein-, Elbe-, Oder- und Weichselgebiet und bei der Mannigfaltigkeit seiner Bevölkerungsteile eine unabhängige, rein brandenburgische Politik'. Es leuchtet ein, dafs diese Erörterung nicht geeignet ist, Johann Sigmund von der Zugehörigkeit zur 'Umsturzpartei' freizusprechen. Auch hat sich die brandenburgische Politik zum Versuche einer selbständigen Haltung zwischen den Mächten der Zeit erst unter dem Grofsen Kurfürsten emporgeschwungen, und diese hat dann allerdings zum 'Umsturze' des Reiches noch mehr beigetragen als vorher die kurpfälzische Politik. Nicht nur im brandenburgisch-preufsischen Staate setzte sich die Bevölkerung aus Angehörigen der verschiedensten Konfessionen zusammen, sondern auch in Österreich; fehlte es doch selbst an Reformierten nicht in Ungarn: warum zogen nun die Habsburger aus dieser konfessionellen Mischung ihrer Unterthanen für ihre innere Politik nicht dieselben Konsequenzen wie die Hohenzollern? Sehr gut wird (ebd.) die Schwäche Georg Wilhelms und die Überlassung der Zügel der Regierung an Schwarzenberg folgendermafsen umschrieben: 'Da betraute er 1626 aus der hohen Gabe der Hohenzollern, einen andern für sich handeln zu lassen, wo die Besonderheit einer Lage es erforderte, Graf Adam zu Schwarzenberg mit der Regierung.'

Die Regierungszeit des Grofsen Kurfürsten zerfällt nach Spahn in der Hauptsache in zwei Perioden, von denen die erste von 1640 bis 1657 reicht. Spahn weifs nicht genug Worte zu finden, um die Politik des Grofsen Kurfürsten in diesem Zeitraume als verderblich und unheilsvoll zu charakterisieren. Es ist ja ganz richtig, dafs der Kurfürst im Anfange seiner Regierungszeit die Energie und Konsequenz noch nicht an den Tag legte, deren er, wie es sich später zeigte, fähig war. Sein Regierungsantritt bedeutet zunächst eine Reaktion im ständischen Sinne gegenüber der absolutistischen Politik Schwarzenbergs.[1]) Viel zu weit geht es jedoch ohne Zweifel, wenn Spahn die Ergebnisse der ersten Periode seiner Herrschaft dahin zusammenfafst (S. 90): 'Ohne Wurzeln in seinem Lande, ohne Zusammenhang mit dem Reiche, in seinem Jugend-

---

[1]) Unrichtig ist die Behauptung Spahns (S. 87), die Wiederbegründung des Geheimrates 1641 habe eine 'bedingungslose Wiederauslieferung der ihnen soeben entrissenen Centralverwaltung an die Stände' bedeutet. Sie beruht wohl auf einem Mifsverständnisse der Ausführungen bei Prutz, Preufsische Geschichte I 387 oder einer anderen Vorlage.

traume, der Ostseeherrschaft bitterlich durch die Schweden enttäuscht, auch zu den deutschen Protestanten in kein Verhältnis kommend[1]), ohne Liebe zu den innerpolitischen Aufgaben eines deutschen Staatsleiters, dennoch voll Thatendurst, immer reiferer Kraft, immer glühenderen Blutes — trieb Friedrich Wilhelm scheinbar mit Notwendigkeit einem trüben Untergange entgegen.' Wenn auch Friedrich Wilhelms Vergröfserungspläne in diesem Zeitraume manchen Mifserfolg aufzuweisen haben, so darf man doch nicht vergessen, dafs Brandenburg aus dem Dreifsigjährigen Kriege nach der kläglichen Rolle, die es während seines Verlaufes gespielt hatte, schliefslich doch mit nicht unerheblichem territorialen Gewinne hervorging.

Die Hauptgefahr entstand dem Kurfürsten in den Jahren vor 1657 nach Spahns Ansicht durch die Verbindung mit Waldeck: 'Dieser schien bestimmt, den Grofsen Kurfürsten vollends an den Rand des Abgrundes zu reifsen.' Der Einflufs, den Waldeck auf den Gang der Verhandlungen auf dem Regensburger Reichstage von 1653/54 ausübte, seine Pläne einer antihabsburgischen Unionspolitik begegnen, wie sich denken läfst, bei Spahn entschiedener Mifsbilligung. Gewifs waren Waldecks Entwürfe nicht im Einklange mit den Mitteln, die damals der brandenburgischen Politik zur Verfügung standen, und sie eilten ihrer Zeit weit voraus; ihre Bedeutung besteht eben darin, dafs sie gleichsam ein Programm für die Zukunft waren. Vollständig übergeht Spahn die Verdienste, die sich Waldeck um die Erwerbung der Souveränität in Preufsen erworben hat. Seine Darstellung des Schwedisch-polnischen Krieges von 1654 bis 1660 ist nicht ganz korrekt; so zogen z. B. Carl X. und Friedrich Wilhelm nicht 'zusammen' nach Polen; jener erschien am 8. Juli 1656 in seinem Lager, dieser erst am 27. desselben Monats. Merkwürdig ist es, dafs die erste Periode seiner Regierung, die den Kurfürsten an den Rand des Abgrundes geführt haben soll, mit dem glorreichen Siege von Warschau abschliefst. Wenngleich dieser von geringen militärischen Folgen war, so setzt doch mit ihm die Erhebung Brandenburgs aus dem Dunkel des territorialen Daseins zum Range einer Macht ein, mit der die europäische Politik nunmehr ernstlich rechnen mufste. Es ist richtig, dafs der Zar damals an Friedrich Wilhelm das Ansinnen stellte, sein Vasall für Preufsen zu werden. Schnell genug jedoch sah der Moskowiter ein, dafs ein solches Verlangen überspannt sei, und er liefs sich zu einem Freundschaftsvertrage herbei, in dem er nicht einmal die Aufhebung des schwedisch-brandenburgischen Bündnisses forderte. Wie Schweden sich damals den Kurfürsten als Bundesgenossen zu erhalten wünschte, so gab sich der Wiener Hof alle Mühe, ihn für Polen zu gewinnen. Von allen Seiten sah sich Brandenburg also umworben; es fehlte ihm durchaus nicht an Allianzen, sondern es handelte sich nur darum, sie mit Geschick zu wählen. Der Zweck der übertreibenden Schilderung Spahns besteht eben darin, den Eindruck zu erwecken, als ob die brandenburgische Politik zu Ende des Zeitraums von 1640 bis 1657 in eine Sackgasse und dadurch in Gefahren geraten war, aus denen sie sich

[1]) Vgl. dazu Prutz I 445.

nur dadurch befreien konnte, dafs sie nunmehr, sich mit Österreich verbündend, in ein nationales Fahrwasser einlenkte.

Denn das Jahr 1657 bezeichnet, darin gipfelt Spahns These, den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Grofsen Kurfürsten. Er entliefs Waldeck, 'der ihn so weit aus seinen natürlichen Bahnen verlockt, dem Sturze so nahe gebracht hatte'. Er begann zu würdigen, dafs er nicht zu normannenhafter Freibeuterei an seinen Platz gestellt war, sondern dafs er ins Reich, nicht zu Schweden und Frankreich gehörte. Jetzt 'vereinigte er in sich seine brandenburgische und deutsche Aufgabe'; er verband sich 'mit Österreich zur Wahrung des Reiches'. Zum Umschwunge seiner Haltung trug nach Spahn (S. 94) die Rücksichtslosigkeit bei, mit der ihn Carl X. in Stich liefs und dann als Feind behandelte. Spahn hat wohl dabei den Verzicht Carls X. auf den polnischen Krieg und seinen Abzug nach Holstein im Sinne. Deshalb durfte sich Friedrich Wilhelm aber um so weniger beschweren oder sich als rücksichtslos im Stiche gelassen betrachten, als er selbst schon lange mit den Feinden Schwedens in Unterhandlung stand; die brandenburgische Politik trieb in jenen Tagen ein doppeltes Spiel, und Carl X. durchschaute das sehr wohl. Prutz (II 44), dem Spahn hier offenbar folgt, dessen Gedankengang er jedoch keineswegs genau wiedergiebt, charakterisiert die Situation, in die der Kurfürst durch den Abmarsch der Schweden geriet, ganz richtig mit den Worten: 'Trotz seiner augenblicklichen Gefährdung, die ihm daraus erwuchs, konnte er den Aufbruch des Schwedenkönigs aus Preufsen nur freudig begrüfsen, da *er sich von nun an als von ihm im Stiche gelassen* und daher aller Verpflichtungen ledig *darstellen konnte.*' Gerade damals, als sich Carl X. nach Holstein entfernte, traf der österreichische Gesandte Franz von Lisola mit Vollmachten seitens des Polenkönigs ein; er, 'unter den Gesandten des Wiener Hofes der für Habsburgs und Deutschlands Ehre Begeistertste', hat schliefslich den Anschlufs Brandenburgs an Österreich und Polen bewirkt. So wurde in dem Fortgange des Schwedisch-polnischen Krieges 'die Waffenbrüderschaft des österreichischen und brandenburgischen Heeres begründet, das Reichsbewufstsein in dem Brandenburger und seinem Beamtentume geweckt'. Daher ist das Jahr 1657 der wichtigste Markstein in dem Zeitraume der deutschen Geschichte von 1617 bis 1713; es brachte sowohl Brandenburg wie Österreich eine arge Krisis, die sie jedoch überwanden, indem sie zum Wohle der Nation einander die Hände reichten.

Ist diese Auffassung richtig? Bedeutete das Jahr 1657 sowohl für Österreich wie auch für Brandenburg eine so schwere Krisis, auf die alsbald dadurch, dafs sie sich verständigten, eine glorreiche Erhebung folgte? Hat der Kurfürst 1657 vorwiegend aus nationalen Gründen seine Haltung gewechselt? Gewinnt seine Politik jetzt einen dauernd nationalen Charakter? Die Antwort auf alle diese Fragen mufs verneinend lauten. Wie es mit der gefährlichen Lage, in der sich Preufsen 1657 angeblich befunden hat, in Wahrheit aussah, haben wir soeben erörtert. Ebenso übertrieben ist (S. 86) die Schilderung von der Krisis, die Österreich in demselben Jahre zu überstehen hatte. Die öster-

reichische Monarchie befand sich damals noch lange nicht in 'Todesnot'; mit dem Angriff Carl Gustavs auf Österreich hatte es noch gute Wege. Was die Motive zum Umschwunge in der Politik Friedrich Wilhelms anbetrifft, so läfst es sich keineswegs in Abrede stelle, dafs dabei eine gewisse Rücksicht auf das Reich mit im Spiele war; aber sie hat keineswegs den Ausschlag gegeben, und der Kurfürst hätte sich von ihr gewifs nicht leiten lassen, wenn nicht auch sein spezifisch brandenburgisches Interesse ihm die Wendung erforderlich erscheinen liefs, zu der er sich damals verstand. Der Abfall Brandenburgs von Schweden im Jahre 1657 ist keineswegs ohne weiteres als eine nationale That anzusehen, sondern in erster Reihe als eine Handlung, die einem robusten territorial-dynastischen Interesse entsprang. Und so liegt die Sache endlich ganz und gar nicht, dafs mit dem Systemwechsel von 1657 in die brandenburgische Politik dauernd ein neuer Geist seinen Einzug gehalten hätte, nämlich im Sinne nationaler Tendenzen oder treuen Festhaltens am Reiche. Der Kurfürst hat sich auch in der Folgezeit vornehmlich durch das Interesse des eigenen Staatswesens bestimmen lassen, und wenn dies in Konflikt mit dem des Reiches oder, richtiger gesagt, des Hauses Habsburg, geriet, da ist er seine besonderen Wege gegangen, ohne sich um Kaiser und Reich viel zu kümmern. Der entscheidende Gesichtspunkt für seine Politik war nach 1657, ebensogut wie vorher, der eigene Vorteil, das Streben nach Machterweiterung.

Jedermann, der die Geschichte des Grofsen Kurfürsten in den letzten beiden Jahrzehnten seiner Regierung kennt, wird uns beipflichten. Spahn kann seine Ansicht nur dadurch aufrecht erhalten, dafs er wichtige Momente in des Kurfürsten damaliger Politik teils mit Stillschweigen übergeht, teils nicht in ihrer vollen und wahren Bedeutung würdigt; hin und wieder sieht er sich sogar genötigt, in seine Darstellung, damit diese nicht allzuklaffende Lücken aufweise, Vorgänge aufzunehmen, die seiner Gesamtanschauung geradezu widersprechen. Umsonst suchen wir in Spahns Buche den französisch-brandenburgischen Geheimvertrag vom 31. Dezember 1669, umsonst die Berliner Verhandlungen mit Wilhelm von Fürstenberg vom Anfange des Jahres 1670, in denen die Aufforderung zur Teilnahme an dem geplanten Angriffe Frankreichs auf Holland von vornherein durchaus nicht rundweg abgelehnt wurde. Der Anlauf, den Friedrich Wilhelm schliefslich im Französisch-holländischen Kriege nahm, eine selbständige europäische Politik zu treiben, sowie der klägliche Ausgang dieses Versuches im Frieden von Vossem finden bei Spahn nicht die entsprechende Darstellung. Allerdings sah sich der Kurfürst zum Frieden von Vossem 'gezwungen', aber der Vertrag von Vossem war doch mehr als eine Niederlegung der Waffen unter dem Drucke harter Notwendigkeit; er war die Einleitung zu einer neuen Schwenkung des Kurfürsten nach der Seite Frankreichs hin. Denn der Vorbehalt betreffend die Reichspflichten des Kurfürsten war kaum ernstlich zu nehmen, und es war noch längere Zeit sehr fraglich, ob sich nicht Brandenburg wieder zu einer engeren Allianz mit Frankreich verstehen würde. Die europäische Gesamtlage, das Abrücken Englands, Münsters und Cölns von Frankreich bewirkten schliefslich, dafs sich auch Friedrich

Wilhelm gegen Ludwig XIV. erklärte, daneben sicherlich auch die Rücksicht auf die im Reiche herrschende Stimmung, die in diesem Falle auf ihn Eindruck machte. Wenn übrigens Spahn das Auftreten Leopolds I. im Jahre 1674, das zur Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich führte, mit den Worten schildert: 'Machtvoll bewies er der Nation seinen kaiserlichen Willen', so ist das eine Phrase, die dem thatsächlichen Hergange der Dinge herzlich wenig entspricht.

Die gröfste Schwierigkeit hinsichtlich der Einordnung in sein System bildet für Spahn die franzosenfreundliche Episode der brandenburgischen Politik von 1679 bis 1685. Am liebsten möchte er, wenn es anginge, darüber hinwegschlüpfen: 'In seinem Grimme warf sich der Kurfürst Ludwig XIV. fast vor die Füfse mit Beteuerungen seiner Unterthänigkeit, deren Wiederholung der vaterländische Geschichtschreiber gerne vermeidet unter dem gerechtfertigten Vorwande der dem Kurfürsten stets eigen gewesenen Mafslosigkeit des Ausdrucks bei Aufwallungen der Leidenschaft.' Von dem Bündnisse von Saint Germain erfahren wir nichts; die neue Wendung der brandenburgischen Politik wird lediglich damit angedeutet, dafs sich jetzt eine 'tiefe Kluft' zwischen Österreich und Preufsen geöffnet habe. Dafs Friedrich Wilhelm 1683 dem Kaiser seine Hilfe gegen die Osmanen, als Wien aufs äufserste bedrängt war, nur unter der Bedingung zu teil werden lassen wollte, dafs sich Leopold mit Frankreich vergleiche, d. h. zum Raube Strafsburgs seine Zustimmung gebe, wird dem Leser nicht mitgeteilt. Immerhin mufs Spahn zugeben, dafs die 'tiefe Kluft' zwischen Österreich und Brandenburg es Ludwig XIV. erlaubte, die Reunionen durchzuführen und 'sogar' Strafsburg zu besetzen, und dafs es Frankreich 'nur dem Österreich grollenden Brandenburger zu danken hatte', wenn nicht einmal der Versuch gemacht wurde, Strafsburg zu halten, sondern wenn sich das Reich zum Stillstande von 1684 verstehen mufste, demzufolge Strafsburg bei Frankreich blieb. Spahn spricht davon, dafs im Jahre 1683 'die germanische Kraft wieder erwachte': der Verlust Strafsburgs an Frankreich in eben diesen Jahren ist ein Ereignis, durch das die Richtigkeit dieser Phrase in ein bedenkliches Licht gerückt wird. Spahn gesteht auch ein, dafs es bei der abermaligen Abkehr Friedrich Wilhelms von Frankreich nicht das 'deutsche Herz in Friedrich Wilhelms Brust war, das wieder lauter schlug', sondern dafs sie auf die Rechnung des religiösen Gegensatzes zu Frankreich zu setzen sei; 'aber gleichviel', so fügt er hinzu, 'hier konnte Österreich einsetzen'. Indem er bemerkt, dafs sich Brandenburg und Österreich jetzt durch die geschickte Vermittelung des österreichischen Gesandten Fridag zu neuem Bündnisse einigten, vermeidet er es, über das dabei ausschlaggebende Moment, nämlich über die leidige Reversangelegenheit des Kurprinzen Friedrich, ein Sterbenswörtchen zu verlieren. Man sieht jedenfalls aus unseren Ausführungen, dafs unser 'vaterländischer Geschichtschreiber', wie sehr er sich hütet, das Schlimmste zu sagen, sich doch zu so zahlreichen Restriktionen bezüglich seiner Grundauffassung verstehen mufs, dafs man nach seiner eigenen Darstellung schon nicht begreifen kann, welchen Wert die von ihm vorgenommene Zerlegung der Re-

gierung Friedrich Wilhelms in zwei Perioden vor und nach 1657 im Sinne eines verschiedenen Verhaltens gegenüber dem Reiche haben kann. Gewifs hat mitunter die Rücksicht auf das Reich eine Rolle in der Politik des Grofsen Kurfürsten gespielt, in den weitaus meisten Fällen jedoch nicht, und nie war sie das entscheidende Moment. Bisweilen ist er mit Österreich zusammengegangen; aber nicht dem Reiche, sondern dem eigenen Staatswesen sollte dadurch in erster Reihe gedient werden.

In einem Buche, dessen Haupttitel 'Der Grofse Kurfürst' lautet, sollte man doch wenigstens eine einheitliche und gelungene Charakteristik Friedrich Wilhelms erwarten dürfen. Aber auch hier erhebt sich Spahn nicht über das übliche Niveau nichtssagender Redensarten, wie etwa von 'baltisch-germanischem Grundzuge rücksichtslosester Kraftentfaltung in seinem Charakter' (S. 94). Der Autor führt diesen Grundgedanken des näheren aus (S. 90): 'So schliefst dieser nordostdeutsche Fürst der Wurzel seines Wesens nach die Dreizahl bedeutender Menschen' (Spahn rechnet zu dieser 'Dreizahl', aufser dem Kurfürsten Gustav Adolf und Carl Gustav), 'in denen sich das durch Deutschlands Schwäche emporgewachsene Balto-Germanentum im XVII. Jahrh. ausgeblüht hat. In allen dreien wogt dieselbe unbändige Erobererkraft, derselbe wildschäumende Willensdrang. Alle drei stehen, auch der Kurfürst zuerst [also nur bis 1657], in ihrem Handeln trotz ihres christlichen Bekenntnisses aufserhalb des den abendländischen Völkern in Fleisch und Blut übergegangenen Moralgesetzes. Viel mehr werden sie von urgermanischen Anschauungen getragen; . . . den Mafsstab objektiver Sittlichkeit legen sie nicht an die Dinge.' Welchen Genufs bietet gegenüber solchen Tiraden die Lektüre der einfach schönen und wahren Charakteristik, die Ranke in seiner Preufsischen Geschichte vom Grofsen Kurfürsten entworfen hat! Was eben denselben Punkt, die Beurteilung Friedrich Wilhelms, anbelangt, so wollen wir von den zahlreichen sonstigen Stellen, in denen sich Spahn an eine solche gelegentlich heranwagt, nur noch eine einzige (S. 131) herausheben: 'Sein Verstand war gelehrt worden, das eigene Staatswesen und die ganze europäische Staatengesellschaft unter falschen Gesichtspunkten zu betrachten. Vieles Ungute durfte sich in seinem Wesen darüber entwickeln. Er liefs sich von der Stelle an Brandenburgs Spitze, auf die ihn Gott gestellt, in die weite Welt zum Erobern verlocken.' Welch nichtssagendes und unhistorisches Urteil! Gewifs ist das Streben nach Machterweiterung und Gebietsvermehrung der Grundzug der Politik Friedrich Wilhelms, und zwar sowohl vor, wie auch nach 1657. Das aber war die Losung aller emporstrebenden Staaten zu jener Zeit. Wer sie sich nicht zu eigen machte, der blieb in dem grofsen Wettlauf um Macht und Ansehen zurück. Sie mufste vor allem für den brandenburgisch-preufsischen Staat bei der ihm eigentümlichen Zwitterstellung gelten, die ihn über das Durchschnittsmafs der deutschen Territorien hinaushob, ohne ihn doch den grofsen Mächten ebenbürtig an die Seite zu stellen. *Décider cet être, corriger la figure,* das war schon damals für den brandenburgisch-preufsischen Staat das oberste Gebot. Ohne Eroberung ging das nun einmal nicht; das erkannt und in keckem, unbezwingbarem Wagemute versucht zu haben, darin

besteht die Gröfse sowohl Friedrichs II. als auch des Grofsen Kurfürsten als des jenes würdigen Vorgängers. Entweder man kam empor, und dafür mufste man alles, was man besafs, aufs Spiel setzen; oder man blieb zurück, wurde von den Nachbarn überflügelt und verlor schliefslich noch das wenige, was man besafs. Eine derbe, mitunter fast vorwitzige Eroberungspolitik, bei der man oft genug Gefahr lief, einen empfindlichen Denkzettel zu erhalten, das war nun einmal notwendig; immer wieder mufste man hervorbrechen, um allmählich vorwärts zu kommen und endlich zum Ziele zu gelangen. Dabei Rücksicht auf Kaiser und Reich zu nehmen, das hiefs, sich zum Trabanten Österreichs machen, und wenn Friedrich Wilhelm das nach Kräften vermied, so ist ihm das als ein Verdienst um sein Staatswesen anzurechnen. Nicht eine spezifisch dynastische Politik, sondern Reichspolitik zu treiben, das wäre beschränkt und nicht einmal national, für alle Fälle aber ein Verrat an der Zukunft des eigenen Staates und eine Don Quixoterie gewesen.

Seine besondere Vorliebe wendet Spahn dem Nachfolger des Grofsen Kurfürsten zu — offenbar deshalb, weil unter diesem das Verhältnis Brandenburgs zu Österreich nie ernstlich getrübt wurde, und weil er in dieser Harmonie beider Mächte 'eine volle Entfaltung unseres nationalen Daseins' erblicken zu dürfen wähnt. Die Grundlage dieser merkwürdigen Anschauung ist die ungeheuerliche Annahme, dafs die dynastischen Kriege, die um die Wende des XVII. zum XVIII. Jahrh. zwischen Österreich und Frankreich unter Beteiligung der übrigen Mächte Europas geführt wurden, in denen wir Preufsen im Gefolge Österreichs erblicken, als Auslandskriege eine nationale Angelegenheit gewesen seien. Mag man immerhin in der Notwendigkeit, Frankreichs Übergewicht in Europa zu brechen, eine Rechtfertigung für Friedrichs I. engen Anschlufs an Österreich erblicken; nimmermehr aber wird durch diese Erwägung die bedingungslose Unterordnung unter Österreichs Führung, der absolute Verzicht auch nur auf den Anlauf zu einer selbständigen Haltung und auf die Wahrnehmung der eigenen Interessen entschuldigt werden können. Und sollte man wirklich in der Reversangelegenheit und in Friedrichs ganzem Verhalten in der Schwiebuser Frage lediglich eine Zurückstellung der Entscheidung des Streites über Schlesien aus nationalen Gründen bis zur Beendigung der Auslandskriege zu sehen haben? Nehmen wir noch dazu, das Friedrichs I. innere Politik nicht viel besser war wie die auswärtige, so wird uns das Wohlwollen, mit dem Spahn den ersten König aus dem hohenzollernschen Hause behandelt, höchst befremdlich erscheinen.

Oder sollte vielleicht Friedrich I. doch auf dem Gebiete der innerstaatlichen Thätigkeit Verdienste und Erfolge aufzuweisen haben, die sich bisher der landläufigen Kenntnis entzogen haben? Allerdings ist unser Autor dieser Ansicht, und zwar mifst er ihm einen hohen Wert für die nationale Entwickelung bei. Er führt (S. 138) aus, es sei nach der Erwerbung der Königskrone die Aufgabe des Staates Preufsen gewesen, 'sich in einen umfassenderen Pflichtenkreis hineinzuwachsen, sich in den Dienst der deutschen Nation zu stellen'; daran knüpft er die kühne Entdeckung: 'Beides ist in Friedrichs Art

und Thätigkeit zum Ausdruck gekommen.' Wie das zu verstehen ist, giebt er (S. 139) näher an: 'So wichtig wie die politische Wiederorganisation des deutschen Volkes war die Wiedergeburt der nationalen Kultur . . . Indem Preufsens organisatorische Bestrebungen unter Friedrich I. auch auf das Gebiet des geistigen Lebens übergriffen, entstand ihm die nationale Pflicht, unter Verzicht auf partikularistische Abschliefsung sich in den Dienst des neu erwachten gesamtdeutschen Kulturringens zu stellen, und zugleich die Frage, ob Österreich dabei mit ihm zusammen zu wirken vermöchte.' Weder ist um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. eine politische Wiederorganisation des deutschen Volkes noch auch eine Wiedergeburt der nationalen Kultur erfolgt; weder hat Friedrich in sich je den nationalen Beruf gefühlt, von dem Spahn hier fabelt, noch auch hat er je in dieser Richtung gehandelt, und niemals ist die Frage an ihn herangetreten, ob Österreich mit ihm für die Förderung der nationalen Kultur zusammenzuwirken vermöchte. In allen diesen Stücken handelt es sich nicht etwa um wirkliche historische Probleme, sondern um Ausgeburten von Spahns ungezügelter Phantasie. Aber noch weiter geht der Verfasser in seiner Bewunderung für Friedrich I. Das preufsische Volk verdankt seine 'Einschulung', kraft deren es im XVIII. und XIX. Jahrh. so grofse Erfolge errungen hat, nicht nur der Kraftentfaltung des Grofsen Kurfürsten, nicht nur der unermüdlichen Kleinarbeit Friedrich Wilhelms I., sondern auch 'der Anregungsfähigkeit, vorzüglich der zivilisatorischen Thätigkeit des ersten Königs'. Ebenbürtig steht somit, bis zu diesem Grade panegyrischer Verherrlichung versteigt sich Spahn, Friedrich I. zwischen dem Grofsen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I.: 'Die Bedeutung Friedrichs I. für die geistige Kultur des Staates wird so gern übersehen, und doch vermag gerade sie ihn, wie hoch und niedrig man seine Verdienste um Verwaltung oder Volkswirtschaft sonst auch schätzen will, ebenbürtig zwischen seinen Vater und seinen Sohn zu stellen und uns zu zeigen, wie unentbehrlich auch er in der Entwickelung Preufsen-Deutschlands dasteht.' Es läfst sich nicht leugnen, dafs unter Friedrich I., wie man wohl gesagt hat, der erste Versuch gemacht wurde, 'dem aufs Spartanische angelegten preufsischen Militär- und Beamtenstaate einige Tropfen attischen Blutes einzuimpfen und ihm gleichsam einen Vorgeschmack von der Weihe idealer künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen zu geben'. Diese idealen Bestrebungen waren freilich zum guten Teile dekorativer Natur, bestimmt als Folie des Glanzes höfischer Prunkentfaltung; sie waren auch nur von kurzer Dauer, und nationale Gesichtspunkte waren dabei nicht im Spiele.

Verhältnismäfsig dürftig ist die innerstaatliche Entwickelung der brandenburgisch-preufsischen Staates im XVII. Jahrh. behandelt. Das, was der Autor in dieser Hinsicht bringt, ist teils unrichtig, teils unvollständig, teils tendenziös gefärbt. Die staatliche Entwickelung hat in Deutschland im XVII. Jahrh. ganz entschieden einen grofsen Fortschritt aufzuweisen: im Zusammenhange mit dem Dreifsigjährigen Kriege wurde die Unhaltbarkeit des ständischen Verfassungsprinzipes offenbar, und es wurde dadurch der Übergang zum absolutistischen

Systeme angebahnt. Daraus erwuchs jedoch der Nation als solcher kein Vorteil; je mehr sich die Territorialstaaten innerlich festigten und zu selbständigen, festgeschlossenen politischen Einheiten gestalteten, um so unheilbarer wurde die politische Zerrissenheit der Nation.

Im einzelnen enthalten die Betrachtungen Spahns über die staatliche Entwickelung jenes Jahrhunderts viel Falsches. So erzählt er S. 112: 'Der alte deutsche Staat kannte weder Unterthanen, noch hatte der Landesherr dort zu verordnen, was den Staatsangehörigen zum Besten gereichte, sondern nur, was Rechtens war, zu vollstrecken', und stellt als Gegensatz dagegen des Kurfürsten 'moderne Staatsanschauung' hin, derzufolge er es für seine Aufgabe erachtet habe 'zu verordnen, was Unsern sämtlichen Unterthanen zum Besten gereicht'. Selbst wenn der Gegensatz zwischen mittelalterlicher und moderner Staatsanschauung in dieser Weise formuliert werden könnte, so wäre doch der Grofse Kurfürst keineswegs als derjenige zu bezeichnen, der das neue Staatsprinzip begründet hat. Nicht erst bis zur Mitte des XVII. Jahrh. (S. 105) hat es sich weiterhin entschieden, dafs der Staat die Führung in der Wiederorganisation der Gesellschaft übernehmen sollte, wenn man diesen Ausdruck überhaupt anwenden will, und nicht erst seit dem Ende des XVI. Jahrh. war in Deutschland eine neue Staatsidee in der Entfaltung begriffen.

Über eben diese neue Staatsidee äufsert Spahn sehr seltsame Vorstellungen. Er berichtet, Maximilian I. von Bayern sei es gewesen, in dem sie 'ihren ersten bewunderungswürdigen Vertreter gefunden hat', sie habe ein 'eigentümliches, selbständiges deutsches Gepräge' an sich getragen. Das Prinzip, auf dem die fortschreitende staatliche Entwickelung in Deutschland beruhte, ist die abstrakte Staatsidee; sie kam in der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit auf und war nicht speziell deutschen Charakters. Eine neue Staatsidee mit einem 'selbständig deutschen Gepräge' giebt es überhaupt nicht, und was Spahn von ihr erzählt, läuft auf blofse Redensarten hinaus. So heifst es von Friedrich Wilhelm: 'Ihm blieb es vorbehalten, den deutschen Musterstaat der Zukunft zu schaffen; . . . vorzüglich auf zwei Elemente baute sich dieser neue Staat auf, auf die Macht und auf das gleiche Recht.' Es leuchtet ein, dafs man die 'Macht' und das 'gleiche Recht' keineswegs ausschliefslich als die charakteristischen Merkmale gerade des 'deutschen' Staates anzusehen braucht, ebensowenig das 'Pflichtgefühl', das Spahn an anderer Stelle (S. 139) noch als 'drittes' Element für 'das deutsche Gepräge' des brandenburgischen Staates namhaft macht. Von dem Ideale eines 'gleichen Rechtes' war der Staat Friedrich Wilhelms sogar weit entfernt, wenngleich von ihm Spahn in dieser Hinsicht ausführt: 'Zugleich wahrt er sich durch den Grundsatz ausgleichender Gerechtigkeit den geschichtlichen Zusammenhang mit dem Rechtsstaat des Mittelalters (!): ganz eingenommen von dem Gefühl seiner Pflicht und seiner Verantwortlichkeit, hält er als oberstes Gebot fest, dafs er trotz seiner jedes Unterthanenrecht vor dem Staatsrecht zurücksetzenden Machtansprüche jede selbstische Willkür zu meiden und sein wichtigstes Ziel in der sozialen Hebung und Versöhnung aller Klassen zu erblicken hat.'

Der Staat des Grofsen Kurfürsten hat sich also 'die soziale Hebung und Versöhnung aller Klassen' zum 'wichtigsten Ziele' gesetzt! Weifs denn Spahn nicht, dafs seine Grundlage die alte feudalistische Gesellschaftsordnung, die strenge Scheidung der Klassen, das Privilegienwesen und die bevorzugte Stellung der höheren Stände ist? Der Grofse Kurfürst hat dem Adel gleichsam als Entgelt dafür, dafs er ihn seines Anteils an der Centralgewalt im Territorium beraubte, seine staatsrechtliche, wirtschaftliche und soziale Prärogative gegenüber dem Bauernstande ausdrücklich erneuert und bestätigt. Wenn sich im XVIII. Jahrh. in der inneren Politik ein bauernfreundlicher Zug geltend machte, so ist doch das Motiv dafür nicht allein in der Tendenz einer sozialen Hebung und Ausgleichung der Klassengegensätze zu suchen, sondern auch im Bestreben, den Bauernstand im staatlichen Interesse leistungsfähig zu erhalten. Von den im Zusammenhange mit seiner Charakteristik des 'neuen deutschen Staates' stehenden Expektorationen Spahns über die Staatstheorien von Pufendorf und Leibniz schweigen wir lieber. Rätselhaft ist es, was sich Spahn (S. 133) bei der Äufserung gedacht hat, 1679 erscheine der absolute Staat in Brandenburg im grofsen und ganzen aufgerichtet, 'wenn auch bei des Kurfürsten Gleichgültigkeit gegen Verfassungsparagraphen nicht gesetzlich zur Anerkennung gebracht'. Als ob es in einem absoluten Staate irgend welcher Verfassungsparagraphen bedürfte, als ob da nicht des Herrschers Willen das Gesetz wäre! Eine arge Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse bekundet der sehr tiefsinnig klingende Satz (S. 135): 'Aber die Stände hatten noch die Steuereinnahmen und die Steuerverwaltung in den Händen, und die innerpolitische Macht hat der, der die Verwaltung, nicht, wer die Verfassung für sich hat.' Die geringen Befugnisse einer Art von Selbstverwaltung, die den landständischen Körperschaften hinsichtlich des Steuerwesens damals noch zustanden, begründeten durchaus nicht für sie eine innerpolitische Macht, die der landesherrlichen Allgewalt irgendwelchen Eintrag hätte zufügen können, sondern höchstens einen Vorteil gegenüber den niederen Klassen. Um noch einen thatsächlichen Irrtum (S. 138) zu berichtigen, sei bemerkt, dafs das Berliner Oberappellationsgericht von 1702 nicht 'alle Provinzen aufser der Mark' umschlofs, indem u. a. Preufsen vielmehr davon exemt war.[1])

Wie auf dem Gebiete der politischen Entwickelung, so auch soll sich nach Spahn auf dem der Kulturentwickelung im XVII. Jahrh. in Deutschland ein nationaler Aufschwung vollzogen haben. Was das Wirtschaftsleben anbetrifft, so macht sich ersichtlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein allmähliches Aufsteigen bemerkbar. Aber das ist eine langsame Genesung von den schweren Wunden, die der Dreifsigjährige Krieg geschlagen hatte, und von einer nationalen Organisation des Wirtschaftslebens ist nicht das geringste zu entdecken; wir befinden uns vielmehr in der Periode der exklusivesten Territorialwirtschaftspolitik, des gegenseitigen Kampfes der partikularen Gewalten gerade in wirtschaftspolitischer Hinsicht. Sogar für das Geistesleben will

---

[1]) Vgl. jetzt darüber O. Hintze, Acta Borussica VI 1 S. 130.

Spahn das Erwachen nationaler Tendenzen konstatieren. Wir können hier keine eingehende Kritik seiner Ausführungen in dieser Richtung geben; Stoff genug wäre dazu vorhanden, ganz abgesehen von dem famosen Dichter Heinrich Opitz (S. 65). Über die angebliche Förderung der allgemeinen Geisteskultur durch Friedrich I. haben wir bereits gesprochen. Es ist eine unleugbare Thatsache, dafs das geistige und gesellschaftliche Leben in Deutschland seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. aufs stärkste von Frankreich her beeinflufst worden ist, jedenfalls ungleich stärker, als das 100 Jahre zuvor der Fall war. Das aber pafst nicht in das Spahnsche System, demzufolge das deutsche Leben in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. verwelscht war, ein Säkulum später jedoch ein grofser nationaler Aufschwung stattgefunden haben soll; er sucht daher den Eindruck der oben konstatierten Thatsache nach Möglichkeit abzuschwächen. Wir lesen über den Ausgang des XVII. Jahrh. (S. 109): 'Besonders ein Grundzug klingt durch fast alle Äufserungen der Kultur-, Geistes- und Staatsthätigkeit des Jahrzehnts (von 1660 bis 1670): die Liebe zum deutschen Wesen', und an derselben Stelle heifst es weiter: 'Man mufs schon Gelehrter und nichts anderes sein, um in dem geselligen Leben Deutschlands im letzten Drittel des XVII. Jahrh. immer nur das «Alamodische» . . . zu sehen.' Es scheint, dafs Spahn die Thätigkeit des 'Gelehrten' nicht gerade hoch einschätzt. Sehr schön wird in demselben Abschnitte bemerkt (S. 139): 'Als nach dem Dreifsigjährigen Kriege der deutsche Geist wieder regsam wurde, hatte er sich vorzüglich auf dem alten Kulturboden des Reiches, nicht in den politisch herrschenden Kolonialgebieten entfaltet: Heidelberg-Mainz und Helmstedt-Leipzig wurden seine wissenschaftlichen Sammelpunkte, Dresden-Leipzig und München die Hauptstätten der künstlerischen Thätigkeit.' Liegen denn Leipzig und Dresden nicht auch auf ursprünglichem Kolonialgebiete? Wir leugnen keineswegs, dafs sich um die Wende vom XVII. zum XVIII. Jahrh. in Deutschland eine rege geistige Thätigkeit entwickelt hat, dafs auch das deutsche Wesen (man denke an Thomasius) dadurch günstig beeinflufst worden ist; die deutsche Kulturgeschichte hat jedoch Perioden glänzenderen Aufschwunges zu verzeichnen als gerade jenen Zeitraum: die hervorragendsten Geister, wie Pufendorf und Leibniz, tragen weniger ein nationales, als vielmehr ein internationales Gepräge. Spahn läfst seine Schrift in die Behauptung ausklingen: seit dem frühen Tode Josephs I. sei die deutsche Kultur 'Preufsens Schutz von der Vorsehung anvertraut' worden, und sie sei es gewesen, die 'Deutschland in Vollendung (?) der fast ununterbrochen Kämpfe des XVII. Jahrh. wieder einig und zur stärksten der Nationen Westeuropas machen sollte'. Hätte sich die deutsche Kultur im XVIII. Jahrh. auf den Schutz Preufsens angewiesen gesehen, so wäre es schlimm mit ihr bestellt gewesen; sie war während ihrer grofsen Zeit um die Wende vom XVIII. zum XIX. Jahrh. von Preufsen ganz unabhängig. Die Einigung Deutschlands im XIX. Jahrh. aber ist nur sehr mittelbar ein Erzeugnis der deutschen Kultur; sie ist vielmehr im wesentlichen das Werk des preufsischen Staates.

Das Gesamturteil über die Bedeutung des XVII. Jahrh. und des Grofsen

Kurfürsten fafst Spahn (S. 139) dahin zusammen: Um das Jahr 1555 finde man die organisatorischen Gebilde des deutschen Volkes zerfallen, den Norden und Süden daran, sich politisch und kulturell zu trennen; der Dreifsigjährige Krieg habe auf das von Österreich gegebene Zeichen hin zuerst diesen Auflösungsprozefs unterbrochen, und auf der Höhe seines Lebens habe Kurfürst Friedrich Wilhelm solchen unnationalen Verirrungen jede Möglichkeit dauernder Verwirklichung abgeschnitten; er habe Norddeutschland wieder fest mit Deutschland verbunden und dafür gesorgt, dafs es das politische Kernland der ganzen Nation werden konnte. Alle diese Behauptungen sind mit Ausnahme der letzten falsch. Das Jahr 1555 hat nicht die Bedeutung einer Epoche für die Staats- und Kulturentwickelung in Deutschland; davon, dafs Deutschland damals politisch und kulturell in zwei Hälften zerfiel, in eine nördliche und südliche, kann nicht die Rede sein, vielmehr nur von einer Scheidung nach dem konfessionellen Besitzstande. Der Dreifsigjährige Krieg hat also einen derartigen Prozefs, wie ihn Spahn im Sinne hat, nicht unterbrochen, Kurfürst Friedrich Wilhelm ihn nicht dauernd abwenden können. Er hat Norddeutschland auch nicht 'fester' mit Deutschland verbunden, wie das bisher der Fall war; man darf vielmehr sagen, dafs er, indem er auf eine innere Verschmelzung der zahlreichen norddeutschen Territorien hinarbeitete, aus denen sich die brandenburgisch-preufsische Monarchie des XVII. Jahrh. zusammensetzte, die Loslösung eines grofsen Teiles von Norddeutschland vom Körper des Reiches förderte und der Auflösung des Reiches nur noch mehr Vorschub leistete.

Mit der neuen Auffassung der deutschen Geschichte vom XVI. bis zum XVIII. Jahrh., die er entdeckt zu haben glaubt, hat Spahn ein arges Fiasko erlitten; seine Darstellung im einzelnen ist höchst wenig zuverlässig. Weder ist es ihm geglückt, neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des Zusammenhanges zu finden, noch auch das Wissenswerte hinsichtlich der Ereignisse des behandelten Zeitraums in gedrängter und einwandsfreier Fassung dem Leser mitzuteilen. Phrasenhafte und schwülstige Rhetorik überwiegt die substanziierte Geschichtserzählung. Mit der Sachkenntnis des Verfassers ist es übel bestellt. Sein Urteil ist schief und läuft auf eine tendenziöse Entstellung der Auffassung und des Herganges der Begebenheiten hinaus. Eine Bereicherung unserer historischen Litteratur haben wir in dem Buche somit nicht zu erblicken, nicht einmal unter dem Gesichtspunkte populärer Darstellung, und wir wollen dem Publikum, an das sich das Kirchheimsche Unternehmen wendet, nur wünschen, dafs es nicht noch mit Schriften ähnlichen Charakters und Wertes beschenkt wird. Hoffentlich geht Spahn als Herausgeber kritischer und vorsichtiger zu Werke, denn als Mitarbeiter.[1])

---

[1]) Um noch eine Äufserlichkeit zu erwähnen, möchten wir der Ansicht Ausdruck geben, dafs hinsichtlich der Reichhaltigkeit des gebotenen Bilderschmuckes doch wohl zu weit gegangen ist. Wie kommt in eine Schrift über die deutsche Geschichte des XVI. Jahrh. eine Reproduktion von Rembrandts 'Nachtwache', der Rembrandtschen Radierung 'Amsterdam um 1640', eine ganze Sammlung von Porträts niederländischer

Nur noch auf zwei Punkte wollen wir zum Schlusse aufmerksam machen, auf die merkwürdigen Stilblüten, denen wir in der Schrift begegnen, sowie auf diejenigen Ausführungen des Autors, in denen seine Stellung zur kirchlichen Entwickelung zum Ausdrucke gelangt. Was das erste dieser beiden Momente anbetrifft, so war schon in einer früheren Schrift Spahns[1]) ein gewisses Haschen nach effektvollen Ausdrücken und eine Hinneigung zum journalistischen Jargon bemerkbar, die die Grenze des guten Geschmackes überschritten. In der Zwischenzeit hat sich diese Eigentümlichkeit des Autors noch viel schärfer ausgeprägt. In dem vorliegenden Buche wird die Darstellung durch eine unerträgliche Manieriertheit, durch seltsam geschraubte Redewendungen geradezu entstellt; dem entspricht auf der anderen Seite mitunter eine sonderbare Ungeschicklichkeit im Ausdrucke. Zunächst einige Belege für die letztere. S. 25: 'Umgekehrt dürfen uns die äufseren organisatorischen Erfolge der Gegenreformation nicht bestimmen, deren Wirkung auf die Seelen und ihr Durchglühen mit neuer Glaubensüberzeugung daraufhin für die ganze Bevölkerung durchdringend einzuschätzen.' S. 51: 'Aber so leicht Wallenstein bis zum Meere kam, so ist er dennoch nie auf es hinausgekommen.' S. 94: 'Es war ein schwerer Prozefs, der sich in seinem Geiste nicht von heute bis morgen und bei seiner heftigen Natur nicht ohne Rückschläge vollzog, aber immer tiefer und weiter in ihm Platz griff.' S. 146: 'Thomasius . . . wandte sich sogar an die Nation, um ihr die Schmach des sich Nährens von fremdem Rechte aufzudecken.' Vom Grofsen Kurfürsten wird S. 92 gesagt, er habe in den Königsberger Vertrag eingewilligt, 'nur durch sein Zögern und das in die Ferne schweifen seiner Gedanken in die Enge getrieben'.

Nunmehr noch eine kleine Kollektion Spahnscher Stilblüten. S. 21: 'Über Süddeutschland kam die Ruhe des Verblutens.' S. 24, wo von dem Einflusse der französischen Sprache die Rede ist: 'Die deutsche Zunge wurde dem Knaben nicht mehr gelöst.' S. 25/26 heifst es von der Faustsage: 'Zu den blofsen Verzweiflungseinfällen, die ein Jahrhundert früher in Macchiavellis Kopf vom Sterbebette Italiens aufgeflackert waren, ersann hier das ganze deutsche Volk das unvergefsliche Seitenstück, als Sage von seiner eigenen Verschreibung an das Böse, vom Dahinfahren seines Geistes zusammen mit seinem Leibe.' S. 26 wird von der pfälzischen Partei gesagt, dafs 'der Wirrwarr und die Todesschwäche des Reiches ihren letzten und stärksten Ausdruck in ihr fand'. S. 40: 'Der berechnend treulose, wagende, den Sieg immer am Halfter führende Moritz.' S. 55: 'Gustav Adolf selbst liefs sich von den Wellen seiner Siege über die Thüringer Berge nach Franken und zum Rheine tragen.' Ebd.: 'Wer dächte nicht des dritten Otto, der, vom vaterländischen Boden losgelöst, in dem ewigen Rom Schmetterlingsphantasien einer Weltherrschaft nach-

---

Staatsmänner und Gelehrter, des russischen Zaren u. a. m.? Wir finden Bildnisse von Männern, die im Texte kaum mit Namen erwähnt werden: eine derartige Art der Ausstattung erinnert an die Gepflogenheiten moderner Wochenschriften.

[1]) Vgl. meine Rezension über Spahns Pommersche Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte in den Forschungen zur brandenburgischen und preufsischen Geschichte XI 231.

haschte?' S. 57: 'Der Ernst des Lebens weckte den König bald genug aus dem wonnigen Genusse der schönsten Träume des Germanentums.' S. 90: 'Gustav Adolf dämmte das sich überstürzende Gewoge in seiner Brust.' S. 121: 'Schon 1673 hatte sich Johann Friedrich von Schönborn ins Grab gelegt.' S. 133: 'Thränen steigen dem Geschichtschreiber des Kurfürsten auf, wenn er nacherlebt, wie dem alten Recken das Herz zerspringt.'

An einigen Orten präzisiert der Autor seinen Standpunkt gegenüber der konfessionellen Entwickelung. Er perhorresziert jede konfessionelle Abschliefsung. Sein Ideal ist augenscheinlich eine über den Konfessionen stehende Religiosität persönlichen Charakters, die vom Dogmatischen und von der Kirchgängerei nicht viel hält. So tadelt er (S. 14) an dem Deutschen des XVI. Jahrh., dafs 'aus ihm nur ein entartetes Gefallen an konfessioneller Abschliefsung, nicht religiöse Sehnsucht nach der Reinerhaltung des Gotteswortes redete'. 'So wurde' wie er ausführt, 'das Heiligste und Persönlichste, der Glaube, die Zielscheibe der öden und tauben Lärmsucht'. Als das 'Hauptleiden der Christenheit' erklärt er (S. 25) neben dem Staatskirchentume 'die dogmatisierende Richtung der Theologie', und an des Luthertums späterer Entwickelung mifsfällt ihm (S. 110) vor allem, dafs es sich 'in starrer Rechtgläubigkeit verzehrte'; er spricht (ebd.) von der 'unfruchtbaren Dogmatik der Lutheraner'. Mifsbilligend bemerkt er (S. 15) von der deutschen Religiosität des XVI. Jahrh., dafs sie 'unter dem Einflusse der Gehässigkeit und unter dem Drucke des Kleinstädtertums, dem die Nation bis 1600 insgesamt verfiel, freudlos und neidisch, kirchengängerisch, eng und pedantisch wurde'. Spahn ist ein ausgesprochener Feind jedes Fanatismus und Glaubenszwanges; mit Entschiedenheit tritt er für die Tendenzen echter, unbeschränkter Toleranz und voller Glaubensfreiheit ein. Mit Abscheu gedenkt er der Zeiten, da noch 'ein fanatischer Spürsinn für Ketzerei und Sektiererei', eine beängstigende Unduldsamkeit gegen jede freie Meinung, ja sogar jedes bedächtige Wort in Glaubenssachen, ein roher Glaubenszwang das ganze Volk vergiftete'. Vom Grofsen Kurfürsten erwähnt er (S. 112) rühmend, dafs er 'eine duldsame, weil tiefgläubige Natur war'. Ich weifs allerdings nicht recht, ob die kausale Verknüpfung der Begriffe tiefgläubig und duldsam ohne weiteres zutrifft. Ich möchte nicht an der Tiefgläubigkeit eines Philipp II. zweifeln, bin aber doch nicht ganz sicher, ob man ihn auch 'duldsam' nennen dürfte. Spahn bezeichnet (S. 110) die Kirche 'als die ursprüngliche Trägerin der einen, über aller Verneinung und Polemik stehenden christlichen Idee'. Ich wage nicht zu entscheiden, ob die Kirche selbst darin eine erschöpfende und treffende Bestimmung ihres Wesens erblicken würde. Seinem religiösen Ideale entspricht die Kirche allerdings mehr in ihrer Gestaltung vor der Epoche der Gegenreformation; denn als begeisterter Anhänger 'des deutschen Wesens' nimmt er (S. 26) Anstofs an der 'romanischen Seele der Gegenreformation'. Er preist (S. 145) 'die deutsche, christlich-gläubige Vergangenheit', und nicht ohne Wärme gedenkt er (S. 24) 'des hundertjährigen Strebens nach konziliarer Reform, nach Erneuerung des christlichen Lebens, nach vertiefter, innerlicher Hingabe an den christlichen Glauben, nach Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen dem Papsttum, das

im politischen Getriebe der Kurie stets gefährdet erschien, und den bischöflichen Kirchen, deren Gesamtheit die Völker ein unbeirrteres, katholischeres Urteil zutrauten, so gewifs sie auch einzeln in Tradition und theologischer Bildung zurückstanden'; mit Schmerz spricht er vom unglücklichen Ausgange 'des ganzen Zeitalters der Konziliumshoffnungen'. Er giebt zu (S. 20), dafs sich 'das Papsttum aus Mifsverstand der Nation versagte'. Bei solchen Ansichten und bei der heftigen Abneigung gegen alle Äufserungen des 'romanischen Geistes' bedarf es keines grofsen Sprunges, um beim Ideale einer deutschnationalen Episkopalkirche im Sinne der konziliaren Tendenzen anzulangen. Spahn ist (S. 15) der Meinung, dafs die wahre deutsche Religiosität im XVI. Jahrh. aufser im Katholizismus in seiner rein deutschen, von der romanischen Gegenreformation noch unberührten Gestaltung auch im 'echten Luthertume' (insoweit es nämlich noch nicht der dogmatischen Erstarrung verfallen war) 'in ernster Not und in Todesgedanken, wie im Zusammensein des Vaters mit den Kindern ihren männlich kräftigen, ergreifend vertrauensvollen Ausdruck wiederfand'. Nur dem Luthertum freilich bringt Spahn unter den Richtungen des Protestantismus eine gewisse Sympathie entgegen. Wie die Gegenreformation, so ist ihm auch der Calvinismus unangenehm als ein Produkt des 'Lateinertums'; auch stöfst er sich an der 'Herzenskälte des Reformiertentums'. So sind ihm der alte deutsche Katholizismus und das echte Luthertum als ungefähr gleichwertige Äufserungen der wahren deutschen Frömmigkeit Gegenstand besonderer Vorliebe.

Wenn wir auch der Schrift Spahns einen wissenschaftlichen und litterarischen Wert nicht zuschreiben können, so müssen wir doch die relative Unbefangenheit seines Urteils in kirchengeschichtlicher Hinsicht rühmend hervorheben. Man kann es, wie gesagt, unter diesen Umständen nur bedauern, dafs eben dieses Publikum nicht auch, was die wissenschaftliche Belehrung betrifft, dabei auf seine Rechnung kommt.

KARL IMMERMANN

Eine psychologische Studie

Von Johannes Geffcken

Die litterargeschichtliche Forschung beschäftigt sich in unseren Tagen wieder mehr als früher mit der eigenartigen Erscheinung Karl Immermanns; die Gesamtdarstellungen versuchen mit mehr oder weniger Glück die schwer zu erfassenden Züge dieser Persönlichkeit in knapper Prägnanz zum Bilde zu vereinigen, die Monographien streben danach, dem Einzelwerke gerecht zu werden. und der Nachlafs des Dichters im Goethe- und Schiller-Archive gestattet diese letzteren Studien immer mehr in die Breite zu führen. So sieht alles danach aus, als sei die Zeit nicht mehr fern, wo die bekannte Biographie Immermanns von der Hand seiner Gattin durch eine neue, umfassende Darstellung abgelöst werden könnte. Möge sie kommen, aber möge sie kommen ohne Bilder, ohne graphischen Wust, möge sie endlich taktvoll nur die Quintessenz des noch nicht erschöpften Materiales im Nachlasse bringen, nicht dieses selbst in ermüdender Breite vor uns auspacken.

Einzelforschung und Gesamtdarstellung werden immer in einem gewissen Widerspruche zu einander leben. Aber dieser Kampf darf nie so weit gehen, dafs man von einer wissenschaftlichen Centrale aus so ziemlich jede umfassendere Arbeit ächtet, weil dazu noch die nötigen Vorarbeiten fehlten. Diese Tendenz der Monopolisierung wissenschaftlichen Strebens, der Überschätzung der Detailarbeit herrscht bei uns in unheilvollster Weise vor, gleich als ob die ganze wissenschaftliche Welt in einzelne grofse Seminarien zerfiele mit wenigen bestimmenden Leitern an der Spitze. Und so wird es ohne Zweifel Leute geben, die einem Versuche, Immermanns dichterische Persönlichkeit als ein Ganzes zu umfassen, deswegen kritisch gegenüberstehen, weil man über die gröfste Leistung des Poeten, den 'Münchhausen', bisher durch einen wirklich erschöpfenden Kommentar noch nicht bis ins einzelne aufgeklärt sei.

Wir leugnen keinen Augenblick, dafs dieser Kommentar sehr nötig ist. Gestützt auf die umfassendste Kenntnis jener ganzen Epoche in allen ihren Lebensregungen wird er uns durch alle Haupt- und Nebenwege, öfter noch durch alle Irrwege der gleichzeitigen Litteratur wie auch des Geschmackes führen; er wird zeigen, wie sich alle Lebensäufserungen jener Epoche hier lustig wiederspiegeln, wird die leichte Schelmerei wie die langatmige Satire zu deuten und die mannigfachen Benutzungen von Vorbildern zu erfassen suchen. Aber so wichtig, so verdienstlich ein solches Werk sein wird, für die richtige

Schätzung des Dichters kann es schwerlich viel Neues bieten: der Kommentar wird nur wieder im einzelnen lehren, was wir im grofsen und ganzen schon wufsten, dafs Immermann zumeist, um eine griechische Charakteristik zu brauchen, ʻnichts Unbezeugtes singt'. Der Kommentar kann einige leichte Züge in das Persönlichkeitsbild eintragen, kann über die Arbeitsweise und den Geschmack des Dichters Neues bringen, vermag aber nie die Anschauung von Immermanns Charakter von Grund aus umzugestalten. Diese Persönlichkeit aber, deren besonderen Wert fast alle Darstellungen immer wieder betonen, schärfer zu erkennen bietet die Fülle seiner Werke reichste Möglichkeit.

Fast alle Betrachtungen über Immermann geben eine Aufreihung aller der Widersprüche seines Innern, die er ja selbst so oft schmerzlich als solche empfand; oft mit inniger Anteilnahme verfolgen sie seine vielfach mifslungenen Streifzüge ins Land der Litteratur, um dann von ihrem Helden, weil sein Leben ihn auf einer gewissen, endlich erkämpften Höhe verliefs, einen halb schmerzlichen, halb versöhnten Abschied zu nehmen. Aber diese Widersprüche seines litterarischen wie persönlichen Daseins, der Zartsinn neben der Derbheit, die Schroffheit neben der Weichheit, ja der von ihm selbst eingeräumten Weichlichkeit, die Mystik und der Realismus, die Wollust neben der Keuschheit, die Verbindung von Eitelkeit und wieder vollkommener Illusionslosigkeit über sich selbst, die tiefste, nachhaltigste Vaterlandsliebe einerseits, das bewundernde Staunen vor den Leistungen der Fremde, z. B. der französischen Revolution von 1830, anderseits, endlich das schnelle Nacheinander eines langen, ungesunden Liebesverhältnisses und einer kurzen, seligen Ehe: alles dies fordert, wenn auch nicht zu einer wirklich befriedigenden psychologischen Vermittelung dieser Gegensätze, wohl aber zu einer eingehenderen Betrachtung darüber auf, wie wenigstens manche dieser grundverschiedenen Züge gleichzeitig eines Hauses Gäste sein konnten.[1])

Man pflegt zumeist, wie eben bemerkt, Immermanns dichterisches Dasein durch viele Stationen hindurch mit einer gewissen Resignation zu verfolgen, um dann, am Ziele angelangt, in heller Freude über die letzten Werke aufzuleuchten. Das ist natürlich nicht unberechtigt. Aber doch lehrt eine genauere Betrachtung aller seiner Arbeiten einerseits, wie aufserordentlich frühe schon die Keime zu den besten Leistungen in ihm sich regten, und anderseits, wie ihn die anfänglichsten Fehler doch schliefslich niemals verlassen haben. Das Wort, das Kind sei des Mannes Vater, gilt in seltener Ausschliefslichkeit gerade von diesem Genius Merkwürdig, wie bezeichnend dafür gerade ganz kleine Züge sind: als Kind empfand Immermann erst Interesse an einem Spielzeuge, wenn er es zerlegt hatte, und noch als Mann hatte er ähnliche anatomische Gelüste; ebenso konnte er es in späteren Jahren nicht lassen, wie einst als Knabe Pflanzen auszuziehen, um nach ihren Wurzeln und den daneben wimmelnden Würmern zu spähen. So liegen denn auch fast alle Ingredienzien

[1]) Ich bemerke hier gleich, dafs ich mich begnügen mufs, Hauptgesichtspunkte zu geben. Eine absolut erschöpfende Darstellung des Charakters kann nur die Einleitung einer grofsen kommentierenden Ausgabe liefern.

seines Wesens, ja die meisten seiner Werke von frühe an vorgebildet dem Beschauer deutlich vor Augen: Jugendgedichte beschäftigen sich schon mit dem Merlin, die 'Epigonen' entwickeln sich langsam aus 'Brüdern' zu 'Hermanns Wanderungen', dann zu den 'Zeitgenossen', ehe sie ihren letzten schönen, bedeutungsvollen Namen empfangen, die Ghismonda wird 1827 geplant, um 1837 zu erscheinen, der glühende Dichter des Tristan trägt sich schon 1829 mit dem Plane zu dem Epos, schon 1830 fragt sich Immermann, ob nicht auch ein neuer Münchhausen möglich sei, der Schöpfer einer Lisbeth hat diese Gestalt schon in der Emilie des 'Neuen Pygmalion' konzipiert und in der etwas blassen Persönlichkeit der Cornelie in den Epigonen vorempfunden, der Satiriker verrät sich, freilich noch in romantisch ungeniefsbarer Form, schon in dem ungeschickt genug Goethe zugeeigneten Jugendstücke 'Edwin' u. a., die Gestaltlosigkeit jeder seiner poetischen Schöpfungen, der Mangel an Kompositionstalent, die geradezu entsetzliche Holprigkeit seiner Verse haben den Dichter vom Anfange seiner Laufbahn an bis zum Ende begleitet. Und ebenso hat der wackere Patriot, der uns das schöne Wort vom 'unsterblichen Volke' geschenkt, der als Rettung aus bösen Zeiten den 'sprunghaften Heldenmut' der Deutschen verheifst, hat der Dichter des 'Oberhofs' frühe nur am echt Vaterländischen Gefallen gefunden. Der Kampf gegen Platen war eine patriotische Schilderhebung gegen eine vermeintliche Ausländerei, den Geist der Antike wollte der junge Poet aus der deutschen Dichtung verbannt sehen, und nur ganz vorübergehend fesselte ihn einmal der Plan zu einem 'Tod des Achilles'; für die Neugriechen und Polen fühlte er wenig oder nichts. Wo er ging und stand, sann er über deutsches Wesen nach, keine glänzende Tugend unseres Volkes, kein Zug der Erbärmlichkeit, keine noch so kleine Nuance entging ihm; sein ganzes Leben ist ein Suchen nach den Wurzeln unserer Kraft. So liegt, trotz aller Widersprüche, sein scharfkantiges Wesen in gewissem Sinne doch einheitlich vor uns. Eitel genug nannte er sich schon 1829 'einen grünen deutschen Baum, aufgenährt mit Frühlingssäften, aufgewiegt im Frühlingstraum'. Das Bild ist schief; will man eins brauchen, so trifft eher Freiligrath mit seinem Vergleiche das Richtige:

Ein Runenstein, mit Moose rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden schreckt;
Doch stets des Volkes Edelsten und Gröfsten
Ein ernster Freund, zu wecken und zu trösten.

Uns aber kommt es zu, die Runen auf dem Steine zu deuten, das Beieinander und das Nacheinander in Immermanns Charakter, soweit es möglich ist, zu begreifen.

Immermann hat seiner Braut gegenüber laut über die Widersprüche seines Wesens geklagt und sie zum Teil aus dem Mangel an Anmut in seiner Jugend, aus dem allgemeinen Drucke, unter dem sein Vaterland seufzte, abgeleitet. Aber daraus erklärt sich doch nicht die ganze Masse des Unharmonischen in seiner Natur. Immermann war im Kerne seines Wesens altpreufsischer Beamter. Er war nicht entfernt ein Stockpreufse, schildert er uns doch selbst mit köstlicher

Satire im 'Carneval und der Somnambule' eine solche versteinerte Figur der alten Zeit, den Stockpreufsen Fridericianischer Observanz, der Anno Dreizehn nicht mitging, weil er die grofsen Stiefeln und ledernen Hosen nicht ablegen wollte, der im Freiheitsheere 'kein Schick, keinen Takt, kein Nichts, kein Alles' fand. Aber mochte auch der Poet in Immermann über die äufsere Fessel seines Lebens, das Landgericht, stöhnen, so ist er doch ohne sein Amt, das er musterhaft verwaltete, nicht denkbar. Preufsische Strammheit und Unverbindlichkeit, die bis zur Barschheit ging, ein stetes königlich preufsisches Dienstgefühl hält allen seinen sonstigen Eigenschaften die Wage. Als Jüngling beschreitet er gegen die Roheit der Burschenschafter den Instanzenweg, als Mann empört er sich, trotz aller Sehnsucht nach den Kränzen des Dichterruhmes, wenn ihm jemand im Amte vorgezogen wird; selbst als Intendant hält er darauf, dafs er nur 'Herr Landgerichtsrat' angeredet wird. Und eben in dieser Stellung an der Bühne bleibt er trotz aller edlen poetischen Pläne, trotz der Absicht, sein Publikum künstlerisch heranzubilden, doch auch straffer Beamter. In dienstlichen Formen empfängt er den jungen Schauspieler, wie der Feldwebel den Rekruten, er scheut sich nicht, die knieende oder liegende Stellung sogar der Schauspielerinnen zu deren höchster Empörung gelegentlich mit dem Fufse zu verbessern, und Krankheitsgründe verfangen überhaupt nicht bei ihm. — Dies Preufsentum, setzen wir hinzu, ist auch noch in weiterem Umfange ein integrierender Bestandteil seines Wesens. In der Ständeversammlung zu Stuttgart begriff er nicht die leidenschaftliche Opposition gegen die Regierung; er erwärmte sich für Schwaben und seine Dichter, aber soviel auch im 'Münchhausen' von diesem Lande die Rede ist, so wenig hatte er doch einen deutlichen Begriff von Land und Volk, wie es ihm nach Uhlands Vorgang Dav. Fr. Straufs an charakteristischen Beispielen verstimmt vorrückte. Vielleicht mochte der Süddeutsche auch etwas empfinden von einem gewissen Protektionsgelüste des preufsischen Dichters, der voll von dem Gefühle, einem grofsen arbeitenden Staate anzugehören, mit einer Art liebenswürdiger Nachsicht von 'süfser süddeutscher Sinnlichkeit' sprach. Immermann sah über die schwarzweifsen Grenzpfähle seines heifsgeliebten, aber nie überschätzten Vaterlandes — nannte er doch Berlin Byzanz — mit dem Auge des Idealisten, des Dichters hinaus; in Preufsen war er königlich preufsischer Beamter, im besten Falle liebevoller Beobachter, Historiker; für Deutschland ward er zum Poeten, wie er in weiten Kreisen bekannt ist. Auf westfälischen Boden verpflanzt er den schwäbischen Grafensohn Oswald, in diesem und dem Hofschulzen begegnen sich die deutschesten Stämme: so zuckt aus einer nach Zusammenschlufs verlangenden, auf dem Boden der Poesie ihn vollziehenden norddeutschen Dichterseele ein warmer Strahl vom Norden nach dem Süden. Es war nur eine schöne, feurigere Erwiderung verstohlener süddeutscher Wünsche. Denn auch der Schwabe Hauff, so wütender Bonapartist und Rheinbündler er war, so höhnisch er Preufsens Erhebung betrachtete, hatte in seinen seltsamen, satirischen 'Memoiren des Satans' zuletzt gerade einen jungen Berliner die einzige wirklich positive Rolle der Dichtung spielen lassen. Der Norddeutsche war in

diesem Falle offener, freier als der Süddeutsche; das Machtgefühl seines Staates, dem er mehr als einmal süddeutschem Mifstrauen gegenüber Ausdruck verlieh, gab ihm die nötige Sicherheit, gab ihm auch die poetische Freiheit, urdeutsche Gestalten zu schaffen; die Süddeutschen, Hauff, Uhland, Schwab, waren wohl gröfsere Künstler, aber ihr Blick blieb beschränkter, und so haben sie fast nur rein schwäbische Gestalten gebildet.

Wir gingen aus von dem königlich preufsischen Beamten Immermann. Nun wird dieser Mann mit dem kühlen, klaren Wirklichkeitssinn in eine Zeit hineingeworfen, wo Jünglinge und Mädchen romantisch schwärmen, wo jede Stadt ihren Dichter hat, wo fast jeder Gebildete seinen Vers zu machen versteht, ach! sehr viel bessere als noch der 'gute, runde, schwäbische' Vers des wilden Jägers Oswald an Lisbeth ist, in eine Zeit, wo die ästhetischen Thees ein litterarisches Bonmot nach dem anderen in die Welt setzen, wo jede litterarische Anspielung ein verständnisvoll lächelndes Publikum findet. Immermann liest alles, was er nur erreichen kann, sein Lesehunger bleibt so grofs, dafs er noch spät in einer Bibliothek wahre 'Tantalusqualen' empfindet. Ein ganzer Schwall von Litteratur, gefafst von einem ungeheuren Gedächtnis, legt sich auf sein ursprüngliches Empfinden und durchdringt es bis zu völliger Sättigung. Der köstliche Wirklichkeitssinn in ihm wird fast erstickt und macht sich nur hie und da noch in gewaltigen Derbheiten Luft oder versetzt sich in Zeitsatire. Immermann meint, man müsse so dichten wie die ganze poetische Umgebung; er kommt nicht los von der Tradition. Und so begegnen uns in seinen ersten Dichtungen unaufhörliche Anklänge an Shakespeare, Goethe, Schiller, Heine, Uhland, Chamisso, Tieck, auch Béranger, ja selbst an Hebel und E. Th. A. Hoffmann. Dies Wesen erhält sich zum Teil, wie wir noch sehen werden, bis in die letzten Dichtungen. Immermann hat sich voll Entrüstung und, wie wir zugeben müssen, auch mit einem gewissen Rechte gegen den Vorwurf, als sei alles dies Nachahmung, gewehrt; er behauptet, er sei sich 'immer seines Eigentumes bewufst' gewesen. Das ist in seinem eigenartigen Sinne durchaus richtig; es waren nicht schlechthin Reminiscenzen, sondern es war in Fleisch und Blut übergegangene Lektüre, Litteratur. Aber es war keine Natur. Und er besafs Natur, eine Natur, die sich besser fühlte als viele, die ihn umgaben und die Kränze des Tages einheimsten; im Vollgefühle dieser verborgenen, nur von Bücherlast verschütteten Kräfte rang sein Ehrgeiz in stürmischer Qual. So trat er ein in den Reigen der anderen und beschritt die grofse Heerstrafse, die die Mitpoeten zum Ziele zu führen schien. Und wieder tritt hier auch der Preufse in ihm in seine Rechte: er kommandiert sich nun selbst zu diesem Dichten, leider zum Sturm auf eine längst schon von anderen gewonnene Festung. Da hilft denn nichts, da werden alle gangbaren Formen und Stoffe durchprobiert, Romanzen, Balladen, Grotesken, Idylle, da werden empfindsame Titel übergesetzt: Wonne und Wehmut, oder bedeutsame: Welt und Zeit. Da der Dichter klar erkennt, dafs echtes Dichten ein Rausch des Gemütes, ein kurzes Verweilen einer wundersamen Oberwelt im Menschenherzen ist, so glaubt er auch diese Kräfte und Mächte zwingen zu können. Aber

sie versagen sich dem, der sie sucht. Der Dichter darf kühn das Dunkelste benennen, aber wenn er sich selbst dunkel über seine augenblicklichen Triebe ist, wenn er fühlt, dafs er sich selbst vergebens sucht, so soll er solche Selbstbekenntnisse innerer Unklarheit für sich behalten. Aber das leidet eben Immermanns Ehrgeiz nicht. Er fühlt, wie oben gesagt, seinen ganzen kommenden Wert dunkel voraus und stellt sich schon jetzt eine Gemeinde von aufmerksamen Hörern vor, an die er sich oft mit ganz und gar noch nicht notwendiger Selbstcharakteristik wendet, die er meist grollend, später, wo er dies Wesen fortsetzt, apologetisch über sich aufklärt. So bleibt seine Lyrik, die oft um irgend eines elenden Reimes willen die sonderbarsten 'Seitensprünge des Sinnes', wie man das hübsch genannt hat, macht, spröde und unfruchtbar, von den 'Balladen und Romanzen' und ihrem Mangel an jeglicher Plastik gar nicht zu reden; alle diese rauhen Blätter haben nur für den Biographen Interesse.

Und ebenso steht es mit den dramatischen Arbeiten. Fast alle, das 'Thal von Ronceval', der 'Edwin', die 'Verschollene', der 'Petrarka', 'Periander', 'Cardenio und Celinde' wie auch der gedankenschwere 'Alexis' kranken an einer geradezu unbegreiflichen Form- und Gestaltlosigkeit. Immer wächst das Material dem Dichter über den Kopf, aber er ist fast stets zu ungeduldig, das einmal Geschaffene umzubilden und schmackhaft zu bereiten. Das Publikum, die Deutschen, denen er so viel zu sagen hat, was er selbst nur dunkel ahnt, sie sollen und müssen ihn doch einmal verstehen, anstatt vor anderen Götzen zu knien. Aber wer konnte diesen Dingen dauernd Geschmack abgewinnen, der wenig überzeugenden Aktion, den zwar tiefen, aber schwerfälligen Reflexionen, dazu einer keineswegs mit leichter Hand gelenkten Satire, die bald litterarische Persönlichkeiten, bald wissenschaftliche Richtungen, bald die ganze flaue Zeit zum Zielpunkte ihrer Angriffe machte. Es ist ein ewiges wirres Hin und Her, bald Tändeln mit der Romantik, bald Fehde gegen sie, ein Durcheinander von Nachahmungen und dann auch wieder ureignen Gedanken. Dies letztere darf nicht vergessen werden; es ehrt Börne fast noch mehr als H. Heine, die Keime des Guten in Immermann erkannt zu haben; er sah damals (1826) den Dichter zwar kränkeln, stellte aber seine Genesung in sichere Aussicht.

Unbefriedigt vom Publikum und heimlich auch unbefriedigt von sich selber, glaubte Immermann wenigstens einen Fürsprecher im Himmel der Poesie für sich gewinnen zu können: Goethe. Er lief direkt Sturm auf den Alten, mehrere Briefe, die holprige und unklare Zueignung des 'Edwin', eine absolut unberufene Verteidigung Goethes gegen den albernen Pustkuchen in der läppischen Satire 'Ein ganz frisch schön Trauer-Spiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz' folgten sich schnell. Goethe antwortete natürlich nicht auf diese zudringliche Werbung. Nach seiner läfslichen Weise, die Jugend fast immer durch Lob zu ermuntern, liefs er sich zwar freundlich über Immermann aus, ja noch 1827 bekannte er, er habe ihn 'sehr lieb', ein Wort, das ein geschäftiger Freund brühwarm dem Gelobten mitteilte. Aber der ungeduldige Hypochonder Immermann war mittlerweile schon von Goethe abgerückt. Der Patriarch, der ihn keines geschriebenen Wortes würdigte, von

dessen Ruhmesglanz alles ehrliche Wollen versengt zu werden schien, wurde ihm immer unsympathischer. Schon in jener köstlichen Schrift, die wir unten würdigen wollen, über den Rasenden Aiax des Sophokles meint Immermann, Goethe würde sich, wäre er nicht von plötzlicher Ehrfurcht für die Alten überrascht worden, wäre er ruhig seinen Gang durch den Garten deutscher Art und Kunst fortgewandelt, noch reicher, wenigstens grandioser ausgebildet haben. Und diese Zweifel nehmen mit jedem Jahre zu; Immermann fragt sich, ob nicht doch alle die herrlichen Männer und Frauen von Dichtung und Wahrheit im letzten Grunde Phantasiebilder des Alten seien; der Briefwechsel mit Schiller verstimmt ihn heftig, er erkennt in Goethe immer mehr den Egoisten, der auch gemein handeln könne, den 'rationell plastischen Heiden'; mit wahrer Verzweiflung erfüllt ihn diese Persönlichkeitsfülle, vor deren monumental erdrückender Gröfse er sich nur durch kleinmeisterliche Kritik des Goetheschen 'Dilettantismus' und durch die sonderbare Empfindung retten kann, dafs da, wo Goethe aufhöre, das Gebiet der eigentlichsten Poesie im höchsten Sinne beginne. Von diesen Stimmungen befreit er sich endlich durch den 'Merlin'. Freilich ist's eine sehr eigne Art von Befreiung. Er hofft den Faust übertreffen zu können, sich 'auf Tod und Leben mit Goethe messen' zu dürfen. Er setzt zugleich in der Gestalt seines Klingsor Goethe ein Denkmal. Es ist kein ikonisches, bei weitem nicht, das ahnt er selbst; aber es bleibt doch ein Versuch, die Riesengestalt des Meisters zu erfassen. So wird der Merlin zu einer Art von Katharsis Immermanns; das Bewufstsein, in einer Leistung Goethe übertroffen zu haben, setzt sich in ihm fest, ja noch später flüstert er seiner Marianne zu, der Merlin sei mehr als der Faust.[1]) So macht sein endlich halbbefriedigter Ehrgeiz Epoche in seinem Verhältnisse zu Goethe. Nun kann er eine 'Totenfeier Goethes' dichten, nun schreibt er ausgesöhnt 1834 die schönen Worte: 'Einmal hat uns nämlich das Geschick ein deutsches Genie zeigen wollen, welches nicht in Erbärmlichkeiten sein Leben verkümmern mufste . . . und so gewährt uns sein Gesammtdaseyn den Trost des Alterthums, an dessen Ganzheit wir auch immer wieder unsere Augen stärken, wenn sie die modernen Wirbel und Confusionen müde gemacht haben.'

Nicht minder bewegten ihn andere, zum Teil reinere Gefühle. Gleich vielen der Besten im Volke empfand er die tiefe Mifsstimmung der Epoche nach 1815. Fast durch jedes seiner Werke tönt die Klage über die erbärmliche Zeit, in der er leben müsse, die 'kalte, seelenmörderische' Zeit, in der Mittelmäfsigkeit überall herrsche und das Geld die einzige Macht sei. Sein königlich preufsisches Empfinden wie auch sein ruhiges Denken verwirft zwar von vornherein die thörichten Weltverbesserungspläne der teutonischen Jugend, aber er sehnt sich nach einem grofsen Mann als dem Retter der Zeit. Nachdem er Till Eulenspiegel aus seinem Grabe beschworen, um diese elende Welt zu durchwandern, zu belächeln, zu beweinen, soll Napoleon seine Gruft verlassen, um das Rätsel der Zeit zu lösen. Spott ergiefst sich auf das denkende

[1]) Mündliche Überlieferung.

Deutschland, auf die Humanität des Jahrhunderts: alles Klänge, die herber, konkreter in den Epigonen wiedertönen, heiterer im Münchhausen angeschlagen werden. Und da hinein mischt sich nun noch ein ganz subjektiver Ton, die Idee vom Widerspruch in allem Irdischen. In seiner Poesie wird dies fast zu einer fixen Idee. Entstammend aus der Disharmonie des Dichters selbst, dem Vollgefühle eigner Leistungskraft und der Verstimmtheit über das wenige wirklich Erreichte, projiziert sich diese Empfindung aus dem Innern Immermanns auf jedes Lebensverhältnis, das er anschaut, ja auf die Betrachtung des ganzen Weltenbaues. In Peters des Grofsen Schöpfung erkennt er das Walten des Widerspruches, er findet es selbst in Goethes Dasein heraus, und voll von diesem dämonischen Rätsel dichtet er endlich die Tragödie des Widerspruches: 'Merlin.'

Und dazu kommt nun noch das eigenartig schwüle, unklare Verhältnis zur romantischen Gräfin Ahlefeldt, die verschwenderisch wie manches Weib die reichen Kräfte des Dichters verbrauchte. Man hat das ganze Unbehagen Immermanns in jener Epoche aus diesem ungesunden Zwischenzustand von Ehe und Liebschaft erklären wollen. Aber das ist falsch. Ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen Schicksal und Wesen des Menschen; starken Persönlichkeiten wird viel aufgebürdet, unharmonische haben mit unklaren, quälenden Zuständen zu ringen. So auch Immermann. Elise von Ahlefeldt ist die Muse seiner langen unklaren Jahre, in vieler Beziehung deren eigentliches Wesen. Als er sich von ihr zu lösen beginnt, fällt ihm seine reifste Schöpfung in den Schofs. Unharmonische Menschen denken unausgesetzt über sich nach. Immermanns Briefe an die Seinigen sind voll von Selbstreflexionen. Er beobachtet sich in den Gesellschaften, konterfeit seine Haltung, die er Damen gegenüber hat, ab, spottet über sein 'altes schnödes' Gesicht, macht sich zuweilen auch über das 'wohlbekannte vornehme und finstere Gesicht' lustig, und kann dann doch wieder über seine Eitelkeit und Selbstbespiegelung tiefe Reue empfinden. Auch diese Schrullen verlassen ihn nie; wir dürfen es nicht verschweigen, dafs sein amüsantes Selbstporträt im Münchhausen, so objektiv es ist, oder vielmehr gerade weil es so objektiv ist, ein gut Stück Eitelkeit, freilich einer jetzt mehr konsolidierten, enthält. Er wendet sich im letzten Grunde damit doch wieder an sein Publikum und ruft ihm zu: seht, so gut kenne ich mich, so wenig überschätze ich mich! Und auch in 'Tristan und Isolde' (Hempel XIII 249) unterläfst er es nicht, von seiner dichterischen Entwickelung zu reden.

Findet somit mancher Tadel an Immermanns Wesen und Dichten leichte Handhabe, so hat doch dafür dieser Genius die Eigenart, dafs seine wirklich gelungenen Schöpfungen und Arbeiten gar nicht genug gelobt werden können. 'Ich lasse mich so überaus gern loben', schreibt er an Michael Beer. Lob ist ihm wirklich so, wie er es verdiente, zu teil geworden, und jeder, der sich mit seinen Werken in ihrem vollen Umfange beschäftigt, erstaunt immer wieder über diese Fülle des Vortrefflichen, all den Goldesglanz unter Schlacken. Es ist ein Nebenzweck dieses Aufsatzes, manchem wenig Bekannten wieder zu

seinem Rechte zu verhelfen. So zunächst der ganz vortrefflichen Abhandlung über den Rasenden Aiax des Sophokles. Man kann es heute, nachdem ein glänzender Philologe einmal das Motiv von der Unfruchtbarkeit des Klassizismus angegeben hat, die Spatzen auf allen Dächern pfeifen hören, wie thöricht es sei, absolute Muster der Dichtung und Kunst aufzustellen oder gar in ihrem Geiste zu schaffen. Wenige aber wissen, dafs Immermann einer der allerersten war, der die historische Bedingtheit der Antike bei aller Bewunderung nachdrücklich hervorhob. Gewifs, er schüttete insofern das Kind mit dem Bade aus, als er auch Goethe, wie oben angeführt, leise um seiner antiken Neigungen willen tadelte. Aber er machte doch auch, noch dazu mit ganz unvollkommenen Mitteln, den höchst bedeutenden Versuch, die griechische Tragödie aus dem Volke heraus, das sie schuf, zu begreifen. Er entwickelt mit voller Klarheit, dafs uns als modernen Menschen manches, z. B. der lange Streit um die Bestattung des Aias, nicht nahe genug kommt, aber vom griechischen Standpunkte aus gerade darin eine besondere Schönheit gefunden werden mufs. — Nach einer feinen Analyse des Dramas folgt dann die selbständige Stellungnahme. Sie gipfelt in der energischen These, dafs jede Nachahmung der Alten sich von selbst verbiete, 'da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können', und zum Schlusse ruft uns der Dichter energisch dazu auf, durch die Betrachtung der Antike unsere Kraft zu stärken, 'um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen': ein Programm von bleibendem Werte! So erkennen wir den scharfen historischen Blick Immermanns, der bei aller Bewunderung der Griechen — nannte er doch später einmal ihr künstlerisches Schaffen 'scheinbar mühelos' — doch jede nicht auf deutschem Boden ursprüngliche Pflanze für ein unorganisches Gebilde hielt; es ist derselbe Mann, der Inder, Neugriechen, Perser aus dem Lande deutscher Dichtung verbannte. Und wieder stärken sich auch diese Ideale im Laufe der Jahre. Platens aristophanische Kapriolen verstimmen Immermann nicht nur deswegen, weil sie gegen ihn gerichtet sind. Mit vollem Rechte ruft er dem Gegner zu:

> Sieh, mein Sohn, dafs jene Griechen Griechen waren griech'scher Zeit,
> — Fasse solches! — ist der Schlüssel ihrer Gröfs' und Herrlichkeit.
> Und der Canon ist gefertigt: Spott und Hohn dem eitlen Stümper,
> Der zu ihren ew'gen Chören kräht sein dünnes Wortgeklimper!

Und noch sehr viel später predigen die 'Düsseldorfer Anfänge': 'Aristophanes ist nicht nachzuahmen. Es giebt Dichter, die unter Bedingungen hingestellt sind, welche sich nie wiederholen. Solche Dichter sind darin sie selbst, dafs sie diese Bedingungen abspiegeln . . . Von Aristophanes läfst sich nicht lernen; ihn soll man geniefsen . . .' So geht es weiter; was heute alle Welt fordert, autochthone Poesie, hat dieser ruhige Denker und energische Patriot schon frühe zum Postulat erhoben.

Mit der Abhandlung über den Aiax hatte Immermann sich selbst eine strategische Basis geschaffen, von der aus seine schwerfälligen Heeressäulen, natürlich nicht ohne Rückschläge, sich vorwärts bewegen konnten. Es erscheint

das 'Trauerspiel in Tyrol'. Dies Stück bedeutet den ersten Triumph jenes Gegenwartssinnes, der den Dichter so köstlich erfüllte. Die Bühnen mit ihren adligen Intendanten zeigten natürlich ob solch kühnem Vorgehen vornehme Befremdung. Aber der Dichter hatte seinen ersten bleibenden Erfolg errungen. Die Kunst der Dichtung ist noch gering, die Szenerie unmöglich, an Stelle der tiefsten Sprache des Gemütes klimpert auch wohl melodramatische Sentimentalität. Aber es fehlt jede Hymnologie, jede politische Tendenz; mit ganz unbefangen historischer Anschauung werden die Persönlichkeiten des grofsen Völkerdramas geschildert: Metternich mit seiner vornehmen Abneigung gegen den anmutlosen Emporkömmling Napoleon, mit seiner tieferen Abneigung gegen jede Volksbewegung tritt uns in seiner ganzen Hohlheit, und doch wieder nicht völlig widerwärtig entgegen; dann haben wir den pfiffigen, verschlagenen Bauern Speckbacher, den tapferen Andreas Hofer selbst, mehr ein grofses Kind voll edler Einfalt als ein Held, endlich den sympathischen Vicekönig, der über Deutschland die schönen Worte ausspricht, die nur ein ganz leises, taktvolles Vaticinium post eventum enthalten:

> In diesem Lande voll Geheimnisse
> Reift alles heimlich, unsichtbar heran,
> Und seine Schrecken sind unüberwindlich.

Wie hätte auch, wenn nicht die Vollschilderung historischen Daseins so mächtig angestrebt worden wäre, das Stück den Erzherzog Johann 'wechselweise in Thränen und Ingrimm' versetzen und auf den wackeren Hormayer, dessen Darstellung der Tyroler Kämpfe Immermann benutzt hatte, so begeisternd wirken können!

Nach dem Hofer erfolgt dann wieder ein Rückschlag. Aus dem eingehenden Studium der katholischen Kirche, aus der Erkenntnis ihrer Macht erwuchs dem Dichter sein 'Friedrich der Zweite'. Aber die Wahl dieses Stoffes war für ihn doch ein Fehlgriff; er versetzte sich mit ihm in eine Zeit, die er nur litterarisch begreifen konnte. Das Stück hätte entweder mehr sein müssen, um sich unter den üppig aufschiefsenden Stauferdramen einigermafsen halten zu können, oder weniger, um noch rascher wieder zu Boden zu sinken. Dazu kommt, dafs Immermann wieder einen bestimmten Zweck für sich selbst verfolgte. Er bekennt von sich, dafs er mit dem Stücke 'einmal etwas liefern wollte, was womöglich wie Achill und Sigurd überall den Feinden einen undurchdringlichen Panzer entgegenstellte', an keinem Werke habe er heifser und an keinem kälter gearbeitet. Aber solches Arbeiten ist alles andere eher als Dichten. Mit Recht konnte daher Uechtritz einmal sagen: 'Bei Immermanns Gedichten soll immer das Bewufstsein, mit dem jedes Werk geschrieben ist, und die Schärfe des Verstandes Poesie und Begeisterung ersetzen.' So fühlt er eigentlich, bevor er noch den Münchhausen schreibt, das Bedürfnis zu jedem Werke einen kleinen Kommentar zu machen, und anstatt dem reinen Eindrucke seiner Dichtung Raum und Zeit zu lassen, tritt er immer selbst zwischen das Werk und das Publikum.

Von dem mafslosen Angriffe Platens war oben schon kurz die Rede. Das Schicksal meinte es gut mit Immermann, als ihn die Waffe des noch überlegenen Gegners traf: es war ein Aderlafs für diese hypertrophische Natur. Er selbst hat bekanntlich merkwürdigerweise den 'Romantischen Ödipus' nicht gelesen, sondern sich nur durch Freunde über ihn berichten lassen; seine Gegenschrift gegen den 'Cavalier' strotzt von Eigenliebe und Verkennung des Angreifers; aber eines gewann er: die deutlichere Erkenntnis des eigenen Wesens und seiner Kräfte. Er hat noch öfter fehlgegriffen, aber die rollenden Jahre bringen doch nun häufige Siege, die Gemeinde des Dichters wächst. Das gilt zunächst von dem niedlichen 'Tulifäntchen', dem Heines Feile glücklicherweise noch rechtzeitig auch zu geschmackvoller Form verhelfen konnte. Man hat das Gewebe dieser Dichtung vor noch nicht langer Zeit aufgedröselt und mit ungeheurer Belesenheit, die allerdings bei Immermann nötig ist, den Nachweis vieler Entlehnungen geführt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, man soll sich nur auch des spezifisch Immermannschen Geistes bewufst werden. Und seinen Hauch spüren wir doch überall. Der Dichter, der mit scharfem Auge den versteinerten Adel des Münsterlandes beobachtet hatte, der später das Ruinenwesen des alten Barons im Münchhausen so unnachahmlich schildert, entwirft hier mit ungewöhnlich leichter Hand das Spottbildchen eines solchen Daseins in der Karikatur des alten Don Tulifant und der Donna Tulpe, ihres uralten Dieners Gines und ihres 'loyalen' Schimmels. Der feine Psychologe zeigt uns die so häufige Neigung des überbildeten Weibes zum plumpen Naturburschen, der lawendelduftgen Fürstin zum jungfräulichen Riesen Schlagadodro, den die Fürstin dann doch wieder bilden will; der Satiriker, der das Zeitalter des Dampfes kommen sieht, redet belustigend vom 'maschinengrübeltiefen' England, er giebt dem genialen Gentleman, an dem vor lauter technischer Abstraktion nichts mehr lebt, Dampfbedienten und Dampfgemahlin.[1]) Und endlich hat der Poet nicht nur Heines Entzücken mit seiner wundervollen Schilderung des Feenreiches bewirkt.

In einem jüngst veröffentlichten Briefe an Heine nennt Immermann die Novelle die einzige Dichtart der Zeit. Er hatte sich selbst auch auf diesem Gebiete versucht. Nach dem wenig selbständigen 'Neuen Pygmalion' erschien 1830 'Der Carneval und die Somnambule'. An der Dichtung selbst ist wenig zu loben, aber mit welchen Augen hat der Schriftsteller die Zustände im Rheinlande, die Parteien in Deutschland selbst angeschaut! Er nimmt, gerecht wie immer im politischen Leben, nirgends eine Partei; 'als Deutscher und Künstler', wie er sich Beers Tadel gegenüber ausdrückte, verschmäht er alles Für und Wider, und so wirken die geschilderten Zustände mit historischer Treue. Diese Teile glänzen wie ein Vorstrahl der Epigonen und des Münchhausen. Die Gestalten der 'drei Kalender', eine Art Studie zum deutsch-französischen Hauptmann des Münchhausen, der preufsische, der französische, der kölnische Deutsche

---

[1]) Die Idee, beide Gestalten seien moderne Variationen der ehernen (? goldenen!) Jungfrauen des Hephästos, ist etwas künstlich.

wirkten seiner Zeit unmittelbar auf die Mitwelt, der sie entstammten. Ich möchte mir daher, umsomehr als man diese Dinge wenig mehr liest, das Citat einer Stelle gestatten, die um ihrer köstlichen Typik willen bewundernswert bleibt:

'Endlich begann der dritte Kalender, der Bonapartist, seine Geschichte und sprach: Daran ist niemand schuld als der verwünschte Feuerwerker, der die Elsterbrücke bei Leipzig zu früh sprengte. Wir haben euch Preufsen überall geschlagen; wir sind singend von Moskau nach Paris gekommen. Die Elemente haben uns überwunden und die Überzahl und der Duc d'Otrante und die Verräterei. Der Kaiser! Ich habe ihn gesehn — es gefällt mir keiner mehr nach ihm . . . Ich war in Dresden während der sächsischen Campagne Magazinverwalter; ich hielt mein Magazin, das mufs ich sagen, in Ordnung, die Soldaten bekamen alles gut und in vollwichtigen Rationen. Wer den armen Teufeln das Ihrige nimmt, dachte ich, stiehlt's aus der Kirche. Enfin! Was ist's weiter, wenn man seine Pflicht thut? Eh bien! was geschieht? Der Kaiser, zu Pferde, kommt eines Tages, reitet in mein Magazin, hinter ihm der Prince de Neufchâtel und der Prince Poniatowsky und der Général St. Cyr. Zu Pferde revidirt er alles, läfst sich jeden Artikel zeigen, kostet das Brod, probirt den Branntwein. Und da er nun alles gut findet und besser als irgendwo, wird er immer freundlicher, fängt an zu lächeln und sagt: Bon! und zu mir sagt er: Votre nom? — Pützenkirchen, Sire! antwortete ich. — Notez! sagt der Kaiser zum Prince de Neufchâtel, und dieser schreibt meinen Namen in seine Schreibtafel. Darauf wirft mir der Kaiser noch einen Blick zu und reitet fort . . .'

Aber gerade diese köstliche Plastik oder Gegenständlichkeit, wie man heute sagt, empfand der Schriftsteller selber noch nicht als seinen Hauptvorzug. Noch 1831 fühlte er, dafs er nie zum Künstler im höchsten Sinne reifen würde: 'ich glaube', sagt er, 'dafs ich unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden wäre'; er beklagt, dafs die Eindrücke zwar frisch und energisch auf ihn wirkten, aber einzeln und unvermittelt in ihm stehen blieben. Und zum leidenschaftlichen Aufschrei, zum verzweifelten Selbstbekenntnis wird dies Gefühl in jenem Wort von Merlin-Immermann:

Vor meinem Geist steht alles klar und hart,
Ich schmachte nach den Finsternissen.

So ruft er in dem formlosen, aber schönen Gedichte aus, das er nach dem 'Alexis', jenem Drama voller Tiefe, aber auch voller dumpfer Reflexion über die Widersprüche jedes Daseins, aus der heifsen Empfindung eines nach Glauben verlangenden Herzens schrieb. Man hat vor kurzem den Merlin 'die Tragödie des Glaubens' genannt und Immermann die tiefsten theosophischen Offenbarungen zugetraut oder nachzuempfinden gesucht. Aber eins ist dabei doch, so schön die Hingabe an solch ein Einzelwerk des Dichters bleibt, keinesfalls aufser acht zu lassen. Immermann befand sich selbst durchaus in einer Übergangsperiode, nicht zuletzt auch seines religiösen Empfindens: die Unklarheiten der Dichtung bedeuten nicht nur Tiefsinn, sondern ebensooft Wiederspiegelungen seines eigenen unklaren Träumens. Lange hat ihn der Gnostizismus beschäftigt, ja noch im Münchhausen tönen diese Klänge nach. In diesem unklarsten aller Systeme, wenn man dies Wort überhaupt hier anwenden darf, sah Immermann tiefsinnigste Theosophie, aus ihm glaubte er das Raunen ur-

alter, beseligender Geheimnisse zu vernehmen. Aber ob der Dichter, der sich hier wesentlich an Neanders Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche hielt, diese Dinge richtig verstand oder nicht, gilt hier ebensogleich wie das zwischen den Zeilen zu lesende Geständnis der eigenen religiösen Unfertigkeit, wie schliefslich auch der Nebenzweck, Goethe zu übertreffen. Denn es handelt sich hier um ein Gröfseres. Der Poet will hier nicht nur von sich Kunde geben, die Heiligkeit des Landes, das er betritt, verbietet ihm die rein weltlichen Gedanken, er ringt und kämpft, ohne, wie so oft vorher, die Blicke aller Zuschauer auf sich ziehen zu wollen. Gelang ihm bis dahin noch kein Lied, kein Idyll, keine Novelle und auch kein Drama recht, weil er nichts in sich zur goldenen Frucht reifen liefs, blieb ihm bis dahin die Transcendenz des Dichtens ein Geheimnis, so erreichte er hier in der Region, in der wir alle ringen und streben müssen, um heiliger Ahnungen teilhaftig zu werden, die nächste Berührung mit wirklicher Poesie. Er mufste sich von dem furchtbaren Gefühle des Widerspruchs, das er in der Religion und ihrer Ausübung wie ihrer Entwickelung, in Natur und Gott empfand, von dumpfem Sinnen, von bangen Zweifeln erlösen: solche fast unbewufste Selbstbefreiung aber hat auf Erden noch stets Dichten geheifsen. Es verschlägt nichts, dafs die Artusepisode selbst nach dem Urteile des letzten begeisterten Interpreten frostig bleibt, dafs überhaupt die keltisch unplastische Gralsage uns immerdar ferne stehen wird, es bedeutet wenig, dafs Klingsor-Goethe wieder ein Fehlgriff war und der Rhythmus der Dichtung wie immer hinkte: so etwas wie das Gespräch zwischen Satan und Lucifer, wie die Szene, da Merlin dem 'mächtigen Gott in der Natur' die 'Natur in Gott' zeigt, wie endlich die letzte Episode zwischen Merlin und seinem Vater bleibt ein Kleinod deutscher Poesie. Wie unmittelbar erfafst uns die Plastik des erstgenannten Auftrittes, da Satan gen Himmel dräuend ruft:

> Dafs uns nichts bleibt, als nachzuäffen!
> Er hat das Erfinden, hat das Treffen.

Wie grauenvoll erhaben und wahr redet der satanische Demiurg zu seinem glaubenden Sohne, dem er auf die Frage nach seinen Freunden vernichtend antwortet:

> Sie wollten zu Ihm und sind bei mir!

und den er belehrt:

> Die Reu macht nicht zurückewall'n die Bäche,
> Sie ist das Schlimmste, ist die zweite Schwäche.
> . . . .
> . . . .
> Wenn Einer ihn (d. h. Gott) sachwalterisch verteidigt,
> Dann zuckt er, in dem Innersten beleidigt.
> Er will, von eigner Majestät umflossen,
> Unfafslich schweben, dem Verstand zum Trutz.

Es ist schön, dafs unsere Zeit nach dem unbegreiflichen Urteile von Dav. Friedrich Straufs, der den Merlin 'ein unverdauliches Gebäck aus ab-

gestandenen Sagen und gnostischen Träumereien' nannte, sich der eigenartig tiefen und religiösen Dichtung wieder mit Liebe zugewandt hat. Dafs noch zu viel herausgelesen wird, mehr als der Dichter vielleicht selbst hineingelegt hat, ist kein Schaden, sondern vielmehr ein Zeichen für die Frische dieser Studien, die den Poeten zu erfassen suchen, der im Merlin menschlich schönen Frieden mit seinem Ehrgeiz und den schweren Gedanken seines Innern suchte und zum Teil auch fand.

In einem seiner zahlreichen Selbstgeständnisse berichtet uns Immermann, dafs ihn das eigene Vergnügen an seinen Sachen sehr schnell verliefse. Beim Merlin war es anders, der tiefgründige Stoff, die überaus erregende Ausarbeitung liefsen den Dichter nicht ganz zum Ende kommen, das innere Erlebnis erhielt keinen Abschlufs. Er kommentierte den Merlin weiter in Briefen, er spann ihn in neuen Ideen fort. Der Kummer um die erbärmliche Zeit, in der er lebte, setzte sich ins Mystische um; hatte er vorher nach einem grofsen Manne, nach einem neuen Napoleon geschrien, so gewinnen jetzt Vorstellungen vom mystischen Kaiser in ihm Raum, chiliastische Sonette vom künftigen Propheten, der ein natürlicher Mensch sein werde, flüstern in sonderbaren Ahnungen und entlegenen Reimen.

Es war ein Glück, dafs Immermann dies Gebiet, auf dem er seiner ganzen Natur nach nie dauernd heimisch werden konnte, bald verliefs. Nach der Sitte der Zeit fafste er seine Reiseerfahrungen in einer Schrift zusammen. Auch diese Stücke, das 'Reisejournal', 'Ahr und Lahn', 'Blick ins Tyrol', die 'Fränkische Reise' werden heute fast gar nicht mehr gelesen. Und doch verdienen sie mindestens dasselbe Studium wie Heines endlose Pikanterien. Gewifs, auch in diesen Schriften stören wie immer bei Immermann die litterarischen Arabesken, aber wer erfahren will, wie ein einsichtsvoller, gerechter, patriotischer Norddeutscher in den dreifsiger Jahren Deutschland betrachtete, der greife zu Immermanns Reisedarstellungen. Überall sehen wir ihn bestrebt, die Dinge so zu sehen wie sie sind, selbst die stupide österreichische Censur sucht er aus natürlichen Gründen zu erklären, mit einer Art historischer Rührung betrachtet er jedes Überbleibsel von Kaiser und Reich. Wie er nicht schwärmt, so schilt er auch nicht; dem süddeutschen Schimpfen auf den Polizei- und Militärstaat Preufsen begegnet er mit ruhiger Sachlichkeit. So ist er einer unserer besten Kulturkenner, mag ihm auch das gelehrte Rüstzeug dazu mangeln. Er ist einer von den wenigen, die Goethes Lehre befolgten und wirklich in Dichters Lande gegangen sind: in einer kurzen, aber meisterhaften Darlegung (Hempel XX 66) hat er Jean Pauls Wesen aus der landschaftlichen Umgebung des Autors zu deuten versucht. — Freilich beschäftigt ihn fast ausschliefslich der Mensch und seine Schöpfung, die Geschichte; die Natur spricht weniger zu ihm. Sie erweckt ihm höchstens ästhetisch-sinnliche Gefühle, auch wohl ein 'magisches Grauen', und natürlich sieht er auch wieder durch die litterarische Brille, wenn ihm drei Felsenthore eine Stelle aus Calderon nahe bringen; gelegentlich schenkt er sich auch ganz den Anblick eines Naturschauspieles und läfst es sich beschreiben.

Wir nähern uns Immermanns grofser Schaffensperiode. Auch hier werden seine Leistungen wieder unterbrochen durch minder Geglücktes oder durchaus Mifslungenes. Lesen wir noch Albrecht Dürers Traum (1833) mit einem gewissen psychologisch persönlichen Interesse, wenn der Dichter, dem oft die 'Triller einer rotwangigen Sängerin' sein Publikum entführten, seinen Helden schelten läfst, dafs die Erscheinung eines Kamels von der Betrachtung seiner Gemälde ablenken könne, so bleibt doch die 'Ghismonda' (1837) so absolut unpersönlich und farblos, dafs man sie nur mit dem auch von D. F. Straufs verurteilten Frühlingscapriccio an innerer Unbegreiflichkeit zusammenstellen kann. Dafür aber werden die 'Epigonen' fertig, jenes langgeplante, tiefernste Werk, das, solange noch ein Deutscher mit liebevollem Auge auch unerfreuliche Zeiten deutschen Werdens verfolgen mag, nie veralten wird. Dafs die Erdenschwere der Darstellung die poetische Konzeption völlig erdrückt, ist bekannt wie die gar zu deutliche Nachahmung Goethes in Form und Inhalt. Aber für alle poetischen Mängel werden wir reichlich durch die unvergleichliche Plastik der Verhältnisse entschädigt. Wer sich mit jener Zeit nur ein wenig beschäftigt hat, wer seinen Treitschke kennt, erstaunt immer wieder aufs neue über die unsagbare Treue der Schilderung. Wie treten uns doch Menschengruppen, Parteien und Stände so nahe, von den Philhellenen, den Demagogen, den Pädagogen ab bis zu den harten Industriellen und dem nobeln, aber weltfernen, verdrossenen Reichsunmittelbaren mit seinem Scheindasein! Kein Gemach im Hause des Vaterlandes, das sich uns nicht aufthut. Der Fürstensaal und der Reitstall, das Wirtshaus und der Berliner ästhetische Thee mit seinen Talmigenüssen, die Schule und das Gerichtszimmer erschliefsen sich uns mit gleicher Bereitwilligkeit. Der Ernst der Zeit läfst ihren Darsteller nur selten lächeln; der Schelm blickt nur durch in der köstlichen Schilderung der selbstsicheren Pädagogen, in der Ehe des antisemitischen Wilhelmi mit einer Jüdin und allenfalls noch, freilich schon mit stark satirischer Mundfalte, in den 'Demagogen' und der göttlich einfachen Erklärung eines der jugendlichen Weltverbesserer: 'In der Bundeskasse haben wir an dreiundsechzig Thaler; es kann alle Tage losgehen.' Aber sonst fehlt der schweren Zeitdichtung jeder leichtere Fittich. In jener charakteristischen Verwandlung des idealistischen Philhellenen zum ziegenmelkenden Hauspapa lehrt Immermann nur die niederschlagende Entwickelungsregel, die aus dem deutschen Heldenjüngling unfehlbar mit der Zeit den Philister zum Vorschein bringe. So ist die Jugend entweder verrannt oder servil, die Männer sind eitel oder Hypochonder, auch die Greise können auf kein Lebensergebnis zurückblicken. Ähnlich geht es mit den Ständen. Der Adel, durch und durch verrottet, verschuldet, reaktionär, ruiniert durch seine Unsittlichkeit die Bürgerhäuser; der Bürger rächt sich durch die Macht des Geldes, sein Leben aber bleibt anmutlos und zuletzt unfruchtbar; die Pädagogen sind Systemreiter, die Gelehrten vom Fache wütende Rechthaber oder eitle Ordensträger; man ignoriert die alten Helden der Befreiungskriege, man schämt sich beinahe der Siege von 1813—15, man spöttelt in den Salons über jede Autorität und buhlt dann doch — Immermann verschont sich selbst

nicht — um eine jener wohlfeilen Ermunterungen des Alten von Weimar; man schwatzt hochweise von Kunst, um dann vor urwüchsigster Natur die Fahne zu streichen. So heben sich nur wenige gesunde oder gesundende Persönlichkeiten aus diesem Elend der Zeit hervor: das ist der Arzt, zu einem kleinen Teile mit Immermanns Zügen ausgestattet, ist die etwas iphigenienhafte Gestalt der Johanna, ist die liebliche, nur etwas gar zu blafs gehaltene Cornelia. Der Glaube an das menschliche Herz, an die 'Boussole im Schiffe der Zeit', wie der Dichter im Münchhausen sagt, ist hier also schon vorgeahnt.

Niemals, das ist mit Recht oft gesagt worden, ist seit Goethes Wilhelm Meister eine Zeit besser erkannt worden als in dieser Darstellung. Sind die poetischen Gestalten des Stückes mit wenigen Ausnahmen noch konstruiert oder nachgeahmt, so hat der Dichter die Darstellung der Zustände mit seinem Herzblute geschrieben. So gerecht er bleibt, er hat nicht nur angeschaut, mitgelebt, sondern auch mitgelitten. Der heldenhafte Zug, der durch Immermanns ganzes Leben geht, desselben, den eine neuere Darstellung mit unverfrorener Gemütlosigkeit frischweg einen 'Pechvogel' genannt hat, zeigt sich auch hier: mit 39 Jahren beendete der Dichter voll trüben Sinnes seinen Zeitroman, drei Jahre später, und er hat durch die Kraft des Gemütes wie die Schärfe seines Auges neue Quellen der Hoffnung auf dem Boden des Vaterlandes gefunden.

* * *

Mittlerweile hatte das Geschick Immermann die schöne Gelegenheit geboten, die beiden Faktoren seines Inneren, die Lust am Organisieren und Herrschen, den königlich preufsischen Sinn, und die Poesie der reichbewegten Dichterbrust, wenigstens in Nachempfindung, zur Ausarbeitung zu bringen. Man hat wohl gesagt, das schöne rheinische Leben habe auf den Dichter mildernd gewirkt. Das ist nicht richtig; er blieb ebenso schroff und unharmonisch unter den munteren Franken wie bei den schwerfälligen Niedersachsen. Sechs Jahre nach seiner Übersiedelung an den Rhein, noch im Jahre 1833 erkannte Dorothea Tieck, dafs die Widersprüche bei ihm wie in Fels gehauen daständen, darum sei er gewifs auch selbst nie glücklich und mache auch unglücklich. Immermanns Schroffheiten liefsen sich nicht mildern, aber alle unharmonischen Kräfte seines Inneren konnten wie die Leidenschaften jedes bedeutenden Menschen umgesetzt werden. So ist ihm trotz unendlicher Arbeit, unsäglichen Ärgers die Thätigkeit an der Bühne zum Heile geworden. Er hatte da nicht so viel Zeit wie früher über sich nachzudenken, er wirkte sich aus nach beiden Seiten seines Wesens hin. Er zwang das Theaterpersonal, nicht sich selbst, sondern den Dichter vorzutragen, nicht Mätzchen zu machen, sondern des Poeten Worten zum Rechte zu verhelfen; er zwang sie alle, stramm und unerbittlich, er trug ihnen gegenüber immer den königlich preufsischen Dienstrock; sie wüteten oft über ihn, gehorchten aber doch zuletzt, weil sie erkannten, dafs er das Rechte wollte. Sein Wirken am Theater ist seit einiger Zeit durch gelehrte Arbeit wie durch Veröffentlichung persönlicher Erinnerungen in ein helleres Licht getreten. Weite Aufschlüsse über seinen

Charakter erhalten wir natürlich nicht daraus, alle die Einzelzüge setzen sich zu der alten Figur zusammen, die wir hier zu erklären suchen. Das Theaterjournal zeigt überall den alten Immermann, der kaum einen Tag ohne Zeile vergehen läfst, die mannigfachsten Beobachtungen, die feinsten Studien über die Litteratur der Bühne macht, die dann freilich gelegentlich mit grimmig hypochondrischen Ergüssen abwechseln. Eigentümlich berührt dabei den Psychologen, dafs derselbe Mann, der immer nur den Dichter zu Worte kommen lassen wollte, doch auch einmal durch sonderbare Effekte im Hamlet und durch eine sensationelle Gefechtsszene in den 'Räubern' den Dichter zu überbieten suchte: eine Nachgiebigkeit dem Publikum gegenüber, für die man sonst vergebens in Immermanns Herzen Raum sucht. Natürlicher, seinem sonstigen Wesen entsprechender war es schon, dafs nach der Probe die Gräfin und die übrigen Freunde dem in olympischer Ruhe thronenden Dichter ihren Dank für den Genufs zu Füfsen legen mufsten. — Wenn sich noch in unseren Tagen die mündliche Tradition von dem, was Immermann gelungen war, nicht völlig in Schauspielerkreisen verflüchtigt hat, so kann man erkennen, wie sehr er seiner Zeit gewirkt haben mufs. Er hatte durch seine ernsten Dichtungen, durch seine gewaltige praktische Thätigkeit nun wirklich die Stellung errungen, nach der er sich, im Bewufstsein der in ihm schon lange vorhandenen, nur gebundenen Kräfte seit seiner Jugend gesehnt: er war nicht nur der 'bekannte Schriftsteller Immermann', wie er sich mit leichter Ironie im Münchhausen selbst nennt, geworden, sondern galt weit und breit als einer der Besten im deutschen Lande. Er fühlte Boden unter den Füfsen, die Zweifel an seinem Können waren trotz vieler Mifserfolge gewichen.

Kaum war das Theater in Düsseldorf zu Grunde gegangen, so sehen wir Immermann am Münchhausen thätig. Der Plan zu einem solchen Werke war ihm, wie wir oben bemerkten, schon 1830 aufgetaucht; jetzt ging der Dichter mit voller Energie an die Ausführung. Wir erkennen augenblicklich, wie viel leichter durch die erreichten Erfolge sein Sinn geworden ist. Die grimmige Satire, der dumpfe Groll früherer Jahre verschwindet, ein übermütiger Spott ergeht sich über Menschen und Dinge, der Dichter schlägt gelegentlich die tollsten Kapriolen. Und wo der Verfasser der Epigonen trauerte und nur mit Mühe seinem Pessimismus Halt zu gebieten vermochte, ist hier nun das Palladium deutschen Wesens gefunden in der Idee vom unsterblichen Volke. Wir wissen jetzt, wie der Münchhausen entstanden ist[1]), der satirische Teil herrschte zuerst absolut vor, aus einzelnen Bildern des westfälischen Lebens in Dorf und Stadt hat sich dann die sogenannte 'Dorfgeschichte' entwickelt. Aber weder hängt der satirische Teil in sich zusammen, denn die Fabulistik zersprengt ihn, noch ist zwischen der Satire und der Idylle eine wirklich organische Verbindung vorhanden; durch Lisbeth und das Symbol der aus dem Moder erblühten Blume wird doch kein eigentliches Ferment geschaffen. Nach seinem

[1]) Ich habe das Material im Nachlasse des Dichters herausgegeben und geordnet: vgl. die Immermann-Gedächtnisschrift von 1896 S. 121 ff.

eigenen Geständnis wuchs dem Dichter der Stoff wieder über den Kopf. Aber an die Stelle der rein künstlerischen Einheit tritt nun eine Art menschlich ethischer; darum ist mit Recht wieder und wieder darauf hingewiesen worden, wie schön die unwirkliche Welt der Münchhausiaden, voll von Schatten und Gespenstern, durch das positiv kräftige Wesen auf dem Oberhofe und die Wirklichkeit des menschlichen Herzensschlages ergänzt werde, oder, um mit Immermann selbst zu reden, wie 'ästhetisch schön das Luftschlofs des Münchhausenschen Nihilismus durch respektabeln Realismus und Positivismus kontrabalanciert werde'. Darum sind alle tieferen Freunde des ganzen Immermann jederzeit gegen die Verstümmelung des Werkes, gegen die Heraushebung des 'Oberhofs' gewesen. Denn welche Schwierigkeiten das Verständnis der Satire auch bereiten mag, so spricht doch ein grofser Teil auch dieses Stückes für sich selbst. Die Marotten des alten Barons, die fixe Idee des Schulmeisters, die Verstiegenheit Emerentias, das jämmerliche Zusammensein der Akademiker von Schnick-Schnack-Schnurr bei Salat und schimmligem Grashecht und den 'ausgezeichnet albernen' Erzählungen des Gastes, die göttliche Bedientennatur Karl Buttervogels, nicht zuletzt die Person des Freiherrn und 'Erzwindbeutels' selbst mit seinem klappernden Lachen, seinem Ergrünen, seinem verschiedener Gefühlsausdrücke fähigen doppelfarbigen Augenpaar: alles dies in seiner Drastik und unmittelbaren Komik zu empfinden, braucht man kein Litterarhistoriker zu sein, keinen Kommentar zu benutzen.

Über den 'positiven' Teil versagt das Wort. Lange schon hat sich die Nation in ihm selbst gefunden und wird sich immer wieder in ihm finden. Mag der Dichter nach seiner Art auf den inneren Reichtum Deutschlands vielleicht etwas zu deutlich als Kommentator des eigenen Werkes hinweisen, so bleibt doch noch genug Unbefangenheit des Schaffens übrig, also dafs wir von der Immanenz des Patriotismus bei diesem Werke sprechen dürfen. Die Liebesidylle finden manche heute etwas sentimental. Darüber zu streiten hat keinen Sinn; hier kann man niemanden bekehren. Aber kein Leser kann unberührt bleiben von der Schönheit eines Motivs, von dem poetischen Fernblick in die Zeiten der Ehe hinein, für deren Irrungen der Dichter das schöne Wort gegeben: Das ist nicht Oswald, das ist nicht Lisbeth, das ist der Zufall.

Und doch, so volkstümlich die Liebesgeschichte geworden ist, so sehr sich jeder Patriot an der westfälischen Wirtschaft freut, so ganz finden wir den alten, oft gar nicht volkstümlichen Immermann auch hier wieder. Dafs die Schilderung von Land und Leuten nur die höchste Erhebung seines Patriotismus, den Triumph seiner Erkenntnisfähigkeit für das charakteristisch Deutsche bedeutet, hat unsere Darlegung gelehrt. Aber noch andere Elemente seines Dichtens, Denkens und Fühlens wirken nach. Das Waldmärchen ist noch ein Nachklang der Romantik, die 'noch verbotenen' Gedanken in einer Krypte erinnern an den Merlin, der Gnostizismus ist noch nicht völlig überwunden, die gelegentlich vorkommenden Verse sind noch ziemlich schlecht, und vor allem wirkt die Litteratur immer wieder unheilvoll nach. Straufs tadelte es, dafs der Diakonus seine Meinung von Lisbeth dahin präzisiert, Goethe würde das

Mädchen eine Natur genannt haben: 'er beschreit es auch schon', ruft der verstimmte Schwabe aus. Schlimmer ist das Citat desselben Diakonus aus Fletcher bei der herzlichen Begrüfsung des Jägers, am schlimmsten aber, dafs Oswald seinen trunkenen Empfindungen nur durch eine Stelle aus Gray Luft machen kann. Ganz ist auch noch nicht die unbewufste Nachahmung aus der Dichtung entschwunden. Denn jenes köstliche Gespräch zwischen dem Schirrmeister und dem Küster über das höchste Glück, das für jenen in einem tüchtigen Schwitzen besteht, erinnert doch lebhaft an Dickens; so etwas könnte auch irgend eine jener köstlichen Augenblicksgestalten der Immermann wohlbekannten Pickwickier, irgend ein 'Hausierer' oder ein 'Mann mit dem schmutzigen Gesicht' sagen. So umgeben überall noch die Schlacken den goldenen Kern; wir haben im Münchhausen in nuce den ganzen Immermann.

Die patriotische Vollstimmung, aus der der Münchhausen in seinem besten Teile stammt, sättigt auch die schönen, bisher nur von Kennern gelesenen 'Memorabilien'. Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine 1838 sah im 'Kameraden' Immermann den Mittelpunkt der Feier. Es gelang dem Kämpfer von Ligny und Belle-Alliance ein Lied, würdig des Festes; seine Schrift über das Fest selbst, eingeleitet durch eine Betrachtung über die Erhebung von 1813, ist ein Kleinod patriotischer Stimmung, das so rein, so hell nur in Deutschlands Gauen funkelt. Napoleon wird nicht geschmäht, aber mit unerbittlichem Ernste hebt der Schriftsteller hervor, was der Preufse ihm nie vergeben darf. Von der Vorbereitung der Erhebung, der 'Schöpfung des Schweigens', heifst es: 'Die Franzosen sehen den Tugendbund, sie sehen diesen oder jenen Verdächtigen; aber sie übersehen das Gröfste, Verdächtigste.' Den versammelten Veteranen prägt Immermann tief ins Herz ein, was es bedeute, einem Reiche anzugehören, das eine grofse Geschichte besitze: wie oft hat Treitschke dies späteren Generationen zugerufen! Wer aber diese edelste Seite des Dichters noch eingehender kennen lernen will, der mufs die schöne Schrift, der man gar nicht genug Leser wünschen kann, 'Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren' vornehmen. Nach Immermannscher Weise giebt sie viel mehr als ihr Titel verspricht. Der Schriftsteller erzählt viel über seine eigene Jugend, darunter auch manche belustigende Schnurre, aber die Hauptsache bleibt ihm stets, dabei zu zeigen, wie sich die Ereignisse in ihm spiegelten. Seine Absicht ist, endlich einmal über diese vielgerühmte und vielgescholtene Jugend die Wahrheit zu sagen: 'Wir haben zwar viel gehört und gelesen — einesteils von frischer, freier, frommer, fröhlicher Jugend, Tugend und Zucht, von den Gebeinen der Jünglinge, die auf den Feldern von Grofs-Görschen modern, — anderenteils von überspannten jungen Menschen, von Demagogen und Hochverrätern. Ich erinnere mich aber keiner Darstellung, welche, wenigstens mit einiger Mühe und Sorgfalt, hinabgestiegen wäre in die Ökonomie des jugendlichen Geistes und Gemütes jener Zeit und nachgewiesen hätte, was darin durch die Hand des Elends und der Befreiung entwickelt oder zerrüttet, zurechtgerückt oder verschoben worden ist.' Diese feingearbeitete historische Sonde legt nun Immermann an jene Zeit. Er schildert die deutsche Familie

in ihrer Bedeutung, gerechterweise nicht nur in ihrem Reiz; denn er sieht auch da Sittenlosigkeit und Heuchelei, daneben Sentimentalität nicht selten vertreten. Aber er stellt sie hoch über die Verhältnisse des übrigen Europa. Er feiert die deutsche Ehe und weist selbst der Vernunftehe den Platz an, der ihr unstreitig gebührt; er zeigt, wie wenig tief im Gegensatze zu uns die Engländer von der Ehe denken, also dafs zwei jämmerliche Helden der Pickwickier, der Feigling Snodgrass und der Narr Winkle, doch den Hafen der Ehe erreichen können. Er weist nach, wie schwer der Druck auf der Jugend lag, wie Lehre und Litteratur auf sie wirkte, wie hier besonders Schillers Einflufs thätig war. Auch Jahn, den Immermann mit einem gewissen Rechte als verschollen betrachtet, erhält eingehende, nicht gerade liebevolle Beurteilung; es ist ungefähr derselbe Ton, in dem Treitschke über den Sonderling redet. In mächtigen Strichen wird dann ein Bild Napoleons entworfen, jenes 'gotischen' Elementes der Weltgeschichte, wie es in den Usurpatoren unter den Germanenfürsten hervortrat; im Anschlusse an Napoleon wird dann die entsittlichende Wirkung des Despotismus geschildert. So wirkt die Familie, so Lehre, Litteratur und schliefslich die Tyrannei auf die deutsche Jugend: 'so war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden'.

Immermanns Schwanengesang ist 'Tristan und Isolde' geworden. Über dieser Dichtung liegt darum ein frommer Schleier. Die schönempfundenen Verse 'Gestorben war das Herz und lag im Grabe . . .', Marianne Niemeyer als Motto des heifsen Sanges dargebracht, nicht lange bevor der schnelle Tod die kurze Liebe endete, schienen bisher der kritischen Prüfung Einhalt zu gebieten. Aber wir dürfen hier doch nicht stehen bleiben; es gilt auch diese letzte Schöpfung des Dichters ins Auge zu fassen. Ist sie doch recht belehrend, zeigt sie doch wieder die alten Züge des Immermannschen Charakters, vermag sie doch recht eigentlich unserer Betrachtung den Schlufsstein einzusetzen. Das Lied ist nicht vollendet worden, und das ist sein Glück. So kommt manche schön konzipierte Stelle, mancher edle Gedanke, manch glühende Schilderung zu ihrem Rechte, Vorzüge, die sonst in der Ausführung des langen, verworrenen keltischen Mythus sich hätten verlieren müssen. Der Stoff wäre Immermann auch hier wie jederzeit über den Kopf gewachsen. So freuen wir uns denn der schönen Führung des Epos, vor allem solcher Sänge wie 'Rivalin und Blanscheflur' mit der süfsen Beschreibung des jungfräulichen Wangenrots:

Die weiche, weifse, volle Schöne,
Gepriesen durch des Liedes Söhne
Als eine weifse Rose, die
Natur schalkhaft, voll Ironie
Auf alabasterweifsen Wangen
Anhauchte mit dem zärtsten Rot,
Dafs nicht zu sehn, wo angefangen
Der Kufs, den ihr der Hauch entbot,
Wo sich der Unschuld Weifs verlieret
Und heimlich Wünschen rötlich zieret;

intimste Beobachtung zeigt auch die Schilderung des fieberkranken Tristan, und tief ergreift uns Branganes Seelenschmerz um die geopferte Unschuld. Aber die Schönheit der Dichtung liegt doch wieder hinter hemmendem Gitter vor uns. Vorspiele, Intermezzi, Nachspiele, lange Reflexionen stören; bald fragt der Dichter, ob das eigene Vaterland nach dem langen Frieden auch kriegsbereit geblieben, bald begegnet er im voraus der Kritik, bald redet er von der eigenen Entwickelung: so setzt sich bis in dies letzte Erzeugnis seiner Phantasie der Selbstkommentar fort. Und dann: wenn König Ludwig unmutig von Cornelius sagte: Ein Maler mufs malen können! so empfinden auch wir mit Ungeduld, dafs ein Dichter doch Verse zu machen im stande sein mufs. Immermann konnte über dieses sein Unvermögen nicht im unklaren sein; man bewundert etwas den Mut, mit dem der Dichter Monstren bilden konnte wie:

> ... ja, das ist
> Der Reigen ja der Steine, sollend
> Bedeuten Mark und zeigen wollend ...

oder:

> Dort an dem Stuck,
> Am Knauf von Stuck, hing eine Geifsel;
> Die nahm Tristan, und das Geschmeifsel (nämlich den Zwerg)
> Durchgeifselt er so eiferwild ...

Und nun gar die 'Seitensprünge des Sinnes', wie:

> Der Prälat
> Erhob das Schreiben, das die Saat
> Von Markes Freuden trug, zu liefern
> Den ganzen Text mit seinen Kiefern,

oder vollends:

> Wir fahren nach dem Eiland.
> Noch lebst du; bald bist du ein Weiland.

Es ist die alte Erfahrung, die wir machen. Der Dichter hat wieder einen lang in ihm schlummernden Stoff hervorgeholt, sich an eine Dichtungsform gemacht, die seiner andersgearteten Natur nicht entsprach; anstatt seiner herrlichen Prosa lesen wir holprige Verse, die um nichts besser sind als seine Jugendversuche: der Tristan bedeutet wieder trotz mancher Schönheiten einen starken Rückschlag.

Man hat Immermanns Tod einen tragisch vorzeitigen genannt. Mit Recht: solch markige Patrioten sterben immer zu frühe. Ob der Dichter zu frühe gestorben ist, das steht dahin, läfst sich nicht entscheiden. 'Nur an dem Schicksal langlebiger Männer kann das befangene Urteil der Menschen zuweilen deutlich erkennen, dafs dem Sterblichen wird, was er verdient', sagt Treitschke. Aber Immermann ist trotz der Kürze seines Lebens schliefslich doch zu teil geworden, was er verdiente; er empfand deutlich, dafs er seinem Volke ein Grofses gegeben, dafs es sich in seiner Dichtung selbst anschauen und geniefsen durfte. Er hatte anders, als so mancher deutsche Dichter, das Leben des Poeten mit der 'finsterstirnigen Entschlossenheit (*grimbrowed resolution*) der Preufsen', wie

Carlyle sagt, als einen Kampf begonnen; gewaltige Heeresmassen standen ihm zu Gebote, er verstand sie lange nicht zu entwickeln, er glaubte mit seiner wenig geübten Reiterei siegen zu können. Endlich erkannte er seine Stärke; sein schweres Fufsvolk gewann ihm die Höhe des Lebens: ist es tragisch, dafs er als Sieger starb?

Es ist eine Anmafsung, bedeutende Charaktere ganz analysieren zu wollen; ein letzter unteilbarer Rest bleibt stets ungelöst zurück und widersteht allen kritisch psychologischen Reagentien. Vollends bei einem Charakter wie bei Immermann. Aber der Versuch mufste gemacht werden, dieser Persönlichkeit als einem Ganzen näher zu kommen als bisher. Die Arbeiten jüngerer Forscher über Einzelwerke Immermanns schliefsen heute wohl manchmal etwas resigniert mit dem Bekenntnisse, das behandelte Werk sei an sich weniger bedeutend als die dahinterstehende menschliche Persönlichkeit. Dies etwas karge Lob bedarf hier der Erweiterung, der Ergänzung. Es ist unmöglich, dafs viele heutzutage Immermann um seiner Persönlichkeit willen lesen; das Publikum verlangt zumeist, nicht mit Unrecht, nicht nach dem relativ Interessanten, sondern nach dem absolut Guten. Aber das wenige absolut Gute bei Immermann ist ohne seinen Charakter, seine Persönlichkeit nicht denkbar; nur der 'derbe Sohn der Erde' konnte Westfalens Land und Brauch so erfassen und darstellen, nur ein solcher Patriot die Herrlichkeit deutschen Wesens auch in flauer Zeit so empfinden; Ruhe der Beobachtung, feurigstes Empfinden, Erdenschwere, Dichterflug reihen sich in keinem Menschen so widerspruchsvoll und doch wieder in seinem besten Werke so harmonisch sich ausgleichend aneinander wie bei Karl Immermann.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Heinrich Nissen, Italische Landeskunde II. Band 1. Hälfte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 480 S.

Ein neues Buch von Heinrich Nissen ist ein Ereignis in der wissenschaftlichen Welt, und zwar nicht nur in der philologisch-historischen. Wie Nissen die exakte Methode der Messungen zur Grundlage seiner Forschungen gemacht hat, wie er die Resultate der modernen Geographie und Statistik, der Geologie und Mineralogie, der Zoologie und Botanik in den Kreis seiner Beobachtungen zieht und sorgfältig verwertet, so gehört er zu den wenigen Philologen, deren Bücher auch von den Vertretern der sogenannten exakten Wissenschaften gelesen und bewundert werden. Ich habe vor Jahren einen sächsischen Geheimen Baurat, den die italienische Regierung als Sachverständigen zu der Poregulierungskommission zuzuziehen pflegt, auf Nissens fesselnde Schilderung des Polandes im ersten Teile der 'Italischen Landeskunde' (S. 176—212) aufmerksam gemacht; seitdem hat mich dieser Mann der Praxis, so oft ich ihm im Leben begegnete, immer wieder von neuem gefragt, ob denn der zweite Teil der 'Italischen Landeskunde' noch nicht erschienen sei, den zu lesen er ein förmliches Verlangen verspüre. Seine und meine und vieler anderen zuwartende Geduld wurde ja allerdings auf eine harte Probe gestellt, denn seit dem Erscheinen des ersten Bandes (1883) sind fast zwei Jahrzehnte vergangen; aber nun ist ja auch dieser Wunsch am Baume der Erfüllung gereift, und zwar noch vollkommen zu rechter Zeit. Denn niemand kann sagen, dafs etwa der erste Band veraltet wäre; das Ansehen des Buches, das zu den Marksteinen in der Geschichte antiker Historiographie und Geographie gehört, ist vielmehr seit seinem Erscheinen noch gestiegen; und anderseits reiht sich auch der neue Halbband nach Form und Inhalt seinem Vorgänger so würdig an, dafs er alle berechtigten Erwartungen erfüllt.

Der erste Band behandelte aufser einer die Quellen betreffenden Einleitung in elf Kapiteln 'Land und Leute' des alten Italien; der zweite Band hat es mit den 'Städten' zu thun, und zwar erscheinen diese landschaftlich geordnet: Kapitel I Ligurien, II Transpadana, III Venetia und Histria, IV Aemilia, V Etrurien, VI Umbrien, VII Picenum, VIII Hochappennin. Innerhalb dieser landschaftlichen Kapitel ist die Anordnung landsmannschaftlich. So besteht das II. Kapitel Transpadana wieder aus den Abschnitten: 1. Tauriner, 2. Salasser, 2. Libiker, 4 Insubrer. Jedes Kapitel und jeder Abschnitt wird durch eine kleine Einleitung eröffnet, in der Name und Grenzen, die allgemeinen Verhältnisse der Landschaft und vor allem ihre Unterwerfung durch die Römer kurz besprochen werden; darauf folgt, was Nissen von den einzelnen Gemeinden der Landschaft zu sagen hat.

Dabei zeigt er eine grofse und weise Beschränkung. In der richtigen Erkenntnis, dafs das verfügbare Material nicht zu einer zusammenhängenden Entwickelungsgeschichte der einzelnen Städte ausreiche, hat Nissen darauf verzichtet, 'die einzelnen politischen Bildungen, die in buntem Wechsel einander abgelöst haben, nach ihrer geschichtlichen Ordnung vorzuführen'. Er begnügt sich im allgemeinen damit, zu schildern, wie es in den Städten während des augusteischen Zeitalters aussah, 'wo das Land seine ansteigende Bahn vollendet hat und zum Abstieg rüstet', und von solcher Höhe wirft er, wo es möglich ist, 'Rückblicke auf die Vergangenheit, Ausblicke in die Zukunft'. Natürlich sind die Bilder, die Nissen von den einzelnen Gemeinden entwirft, sehr verschieden an Umfang und Anschaulichkeit, je nach der Wichtigkeit und Gröfse des Ortes und nach der Menge und Art des überlieferten Stoffes. Nissens Meisterschaft zeigt sich ebensowohl in der lebhaften Auffassung wie in der geschickten Kombination und Gestaltung der Überlieferung; die Hunderte von Stadtporträts, die er an dem Leser vorüberführt, sind nicht eintönig, sondern neben dem Typischen kommt überall auch das Individuelle dieser städtischen Existenzen zur Geltung. Dabei sind müfsige Wiederholungen und entbehrliche Einzelheiten auf das strengste verbannt, viel öfter könnte man am Texte eine Ergänzung, als einen Abstrich vornehmen. Nissen ist bei der letzten Redaktion seines Werkes offenbar

von der Befürchtung erfüllt gewesen, dafs sein Buch, wenn er dem natürlichen Redestrom irgendwie den Zügel frei lasse, das Schicksal vieler knapp angelegter, aber breit ausgeführter Handbücher teilen werde, d. h. zu einer nimmer endenden Serie von Bänden anschwellen könne. Selbst an den verführerischsten Stellen, ich meine beim Bericht über die grofsen Begebenheiten, die sich an den verschiedenen Orten abgespielt haben, ist jede Situationsmalerei, zu der der Stoff ohne Unterlafs verlocken mufste, im Interesse der Knappheit des Umfangs und der inneren Harmonie des Ganzen fast mit Ängstlichkeit vermieden worden, eine Resignation, die mir um so bewundernswerter erscheint, da der Bonner Gelehrte, wie z. B. seine Darlegungen über den Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 49 v. Chr. (Sybels Hist. Zeitschr. N. F. VIII und X) beweisen, für die Darstellung und Beleuchtung geschichtlicher Situationen eine ganz aufsergewöhnliche Befähigung besitzt. Wenn sich z. B. das interessante Vorkommnis, das Caelius im März 49 v. Chr. an Cicero (Ep. VIII 15, 2) mit den Worten meldet: '*Intimelii in armis sunt neque de magna causa. Bellienus, verna Domitii, qui ibi cum praesidio erat, Domitium quendam, nobilem illi, Caesaris hospitem, a contraria factione nummis acceptis comprendit et strangulavit; civitas ad arma iit; eo cum cohortibus mihi per nives eundum est*', bei Nissen II 141 nur in den Worten widerspiegelt: 'Wir hören, dafs der Gau (*Intimilium*) noch 49 v. Chr. in Fehde lebte', wenn ferner dabei nicht erwähnt wird, dafs auch Cäsar am 16. April in Intimilium weilte und von dort aus im Verein mit dem genannten Caelius den Cicero brieflich warnte (Ad Att. X 8 B u. Ep. VIII 16), irgend etwas Politisches zu unternehmen [1]), so ist das ein 'herbes Kargen' mit Worten, das wohl nicht jeder im gegegebenen Falle fertig brächte. Doch, wie gesagt, diese Kürze ist löblich im Interesse des eng begrenzten Raumes.

In einigen anderen Fällen freilich scheint mir die Knappheit des Textes übertrieben zu sein. S. 143 wird zum Belege der Namensform Vada in der Anmerkung zwar Cic. Fam. XI 10, 3 und 13, 2 citiert und weiterhin im Texte erwähnt, dafs Vada Sabatia (westlich von Genua an der ligurischen Küste) ein wichtiger Knotenpunkt des römischen Strafsennetzes gewesen sei, aber dafs hier am 3. Mai 43 v. Chr. der bei Mutina geschlagene M. Anton sich mit P. Ventidius vereinigte, der ihm drei unversehrte Veteranenlegionen zuführte, wird nicht erwähnt. Und doch schuf der Zuzug der Ventidianer aus den wehrlosen Haufen des flüchtigen Antonius erst wieder ein Heer, mit dem Antonius in Narbonensis so achtunggebietend auftreten konnte, dafs Lepidus, der auf dem Punkte gewesen war mit dem Senate abzuschliefsen, sich nunmehr wieder seinem alten Partner zuwendete. [1]) So wurde also in Vada eine der Entscheidungen der Weltgeschichte vorbereitet; eine Andeutung darauf durfte auch in einem so knapp gehaltenen Werke nicht fehlen. Auch die Angabe S. 154: 'Die Bagienni werden in der Kriegsgeschichte nicht erwähnt' ist nicht ganz genau. Asinius Pollio führt in einem Briefe an Cicero (Ep. X 33, 4) unter den Streitkräften des Antonius an *et pupilli Bagienni unam* (sc. *legionem*). Der Führer dieser von Antonius aufgebotenen Legion hiefs also Pupillus Bagiennus oder wahrscheinlicher Popillius Bagiennus. Der Name steht wohl in Beziehung zu der Thatsache, dafs nach Liv. XLII 7 8 22 der Konsul M. Popillius im J. 173 v. Chr. die ligurischen Stämme unterjocht hatte. Demnach wird man in Popillius Bagiennus entweder einen Abkömmling jenes Popillius, der von der Unterjochung der Bagienner den Beinamen hatte, erkennen dürfen, oder einen romanisierten Bagienner, der den Gentilnamen des Patrons angenommen hatte. Die von ihm geführte Legion, von der wir sonst nichts hören, bestand vermutlich, ein Seitenstück zu der gallischen Legio alaudarum Cäsars, aus Bagiennern, die Antonius während der Belagerung von Mutina ausgehoben hatte. Antonius war nicht der Mann, vor einer derartigen Mafsregel zurückzuschrecken; hatte er doch, wie uns Asinius Pollio weiterhin berichtet (Cic. Ep. X 33, 5) erklärt: *descensurum* (sc. *Antonium*) *ad extrema et non modo nationes sed etiam servitia concitaturum.* [2])

S. 424 bei der Besprechung von Firmum in Picenum wird in Anm. 6 bemerkt: 'Die handschriftliche Überlieferung Caes. B. civ. I 16 *recepto Firmo* wird ohne Grund geändert'. Ganz richtig; nur wird dem Leser

[1]) J. Ziehen, Ephem. Tullianae (1887) S. 19 und 31; O. E. Schmidt, Briefwechsel Ciceros S. 173 f.

[1]) O. E. Schmidt, P. Ventidius Bassus im Philol. LI (N. F. V) S. 205 f. und Fleckeisens Jahrb. 1892 S. 326 f.

[2]) O. E. Schmidt, P. Bagiennus im Philol. LII (N. F. VI) S. 186 f. Die dort gegebenen Ausführungen werden durch die obige Darlegung ergänzt.

damit wenig gedient, wenn er nicht wenigstens einen kurzen Hinweis auf die Stelle erhält, wo er die richtige Auffassung der schwierigen Stelle finden kann: auf des Unterzeichneten Briefwechsel Ciceros S. 386, wo der ganze Marsch Cäsars durch das Picenterland unter genauer Berücksichtigung der Natur des Geländes gegen die Irrtümer Fr. Hofmanns, v. Gölers, des Obersten Stoffel u. a. richtig gestellt worden ist. Ich verstehe und billige vollkommen Nissens Bestreben, die Anmerkungen von jedem überflüssigen Citate zu entlasten, aber es giebt auch Citate, die, wenn der Zweck eines derartigen Handbuches wirklich erreicht werden soll, nicht fehlen dürfen. So möchte ich auch die einschlägigen Arbeiten von Liebenam und Schulten nicht nur einmal genannt, sondern zur Orientierung der Leser hier und da im Text citiert sehen. Die antiken Quellenstellen, die Nissen unter dem Texte anführt, sind, soweit ich nachgeprüft habe, mit Sorgfalt und Geschick ausgewählt; nur an ganz wenigen Stellen vermag ich eine Ergänzung zu bieten. So würde ich z. B., um anzudeuten, dafs man den auf der Via Flaminia nach Rom Heimkehrenden bis Saxa Rubra entgegenging, die Stelle Cic. ad Att. XIII 43, 3 (40, 2) (Briefwechsel S. 335, 1) anführen, aus der hervorzugehen scheint, dafs Q. Cicero seinem Sohn bis dahin entgegenreiste. Doch genug von diesen kleinen Ausstellungen: sie sollen in der Hauptsache nur meine Berechtigung darthun, Nissens vortreffliches Buch nach Gebühr zu loben.

Dieses Lob mufs aber in ganz besonderem Mafse dem Teile des Buches zugesprochen werden, von dem absichtlich noch nicht die Rede gewesen ist: der mehr als ein Viertel des Ganzen (130 Seiten) umfassenden Einleitung. In den neun Paragraphen dieser Einleitung werden die allgemeineren Fragen, die die italischen Städte betreffen, besprochen, und zwar in einer Weise, die das Interesse jedes Gebildeten wecken mufs. Hier findet nicht nur der Spezialforscher, sondern jeder Altertumsfreund, vor allem aber der Geschichtslehrer reiche Belehrung in anziehender Form. Der gröfste Teil des hier ausgebreiteten Stoffes ist natürlich auch in den einschlägigen Werken von Schulten, Liebenam u. a. zu finden. Aber neu und frappierend sind oft die Gruppierung der Thatsachen, ihre Beleuchtung und Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen aus der deutschen Geschichte und die daraus abgeleiteten Schlüsse.

Ich mufs mich darauf beschränken, einige Punkte hervorzuheben. Im 1. Paragraphen, der von der Gröfse und Einteilung des augusteischen Italien handelt, werden die noch im 1. Bande der 'Italischen Landeskunde' falsch angegebenen Zahlen des Flächeninhalts berichtigt. Die 1885 vorgenommene Nachprüfung des militär-geographischen Instituts in Florenz ergab, dafs die landläufigen Angaben über die Gröfse Italiens um 10000 qkm zu hoch waren. Der Fehler steckte in den ehemals bourbonischen Landesteilen.

Der zweite Abschnitt handelt von den Landgemeinden. Der ursprüngliche Ausdruck dafür ist *tribus* (das im Umbrischen *ager*, im Oskischen *domus* bedeutet), oder *pagus*, das mit *pax*, *pacisci*, *pangere* verwandt ist. 'Die Heiligkeit der Grenze gilt als der Eckstein göttlichen und menschlichen Rechts.' Der Grundrifs eines altumbrischen Pagus ist im Castellazzo di Fontanellato in der Provinz Parma erhalten, einem Rechteck von 19,5 ha Flächenraum, wovon 8 ha für die Befestigung, 11,5 ha für die Hütten der 4000—5000 Einwohner verwendet waren. Von dem für die Befestigung bestimmten Raume kamen 2 ha auf eine Burg des Königs oder Gaugrafen. Derart waren z. B. noch die 31 oppida der Aequer beschaffen, die die Römer 304 v. Chr. eroberten. Diese mit Pfahlwerk und Graben befestigten oppida oder pagi hatten Bauern zu Einwohnern, nicht Viehzüchter. Später entstanden auch offene Dörfer (*vicus*); im Zeitalter des Strafsenbaus die Märkte (*forum* genannt, wenn sie ein Magistrat ins Leben rief, sonst auch *conciliabulum*). Daneben giebt es seit alters zerstreute Gutshöfe, *villae*.

Der dritte Abschnitt, über die Municipien, geht von dem kraftvollen Versuch Friedrich Barbarossas aus, 'das flache Land in Italien vor der städtischen Herrschaft zu schützen; in diesem Kampfe ist die Reichsgewalt und das Haus der Hohenstaufen, das sie trug, unterlegen'. Dann wendet sich Nissen zu einer Betrachtung der Gemeindeordnung des modernen Italien. Auch auf die Entstehung der deutschen Städte wird ein Blick geworfen, wobei sich Nissen an die von Hegel 'Die Entstehung des deutschen Städtewesens' (Leipzig 1898) ententwickelten Ansichten anschliefst. Das Streben, die Ergebnisse einer vergleichenden Geschichtsbetrachtung für die Lösung der Probleme der römischen Geschichte zu verwenden, ist typisch für Nissens Methode; sie unterscheidet sich, ohne in flache Gleichsetzungen zu verfallen, auf das vorteilhafteste von dem einengenden Verfahren gewisser Philologen, die aus dem sie rings umflutenden Leben nichts zu lernen ver-

mögen. Das Ergebnis ist in diesem Falle, dafs etwa das VI. vorchristliche Jahrh., wie das XII. nachchristliche in Deutschland, überall da die Umwandlung der pagi oder sogenannten oppida in wirkliche Städte bewirkt, wo ein umfangreicher Handel, eine ausgiebigere Industrie ins Leben trat, oder ein äufserer Druck erfolgte. Niederlassungen, die einst den Raum einer Faktorei oder Burg einnahmen, erheben sich zu Grofsstädten, z. B. Syrakus, Kroton, Kyme, Rom, gleichzeitig sind Akragas, Posidonia, Pompeji aus einem Gufs geschaffen worden. 'Die Anregung pflanzt sich zu den unabhängigen Stämmen fort: an allen Gestaden von den Pomündungen bis zum Arno und landeinwärts soweit der Hauch des Meeres verspürt wird, treten Gemeinwesen in die Erscheinung, die, neben dem Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben. In ihrem Äufseren streifen sie das Gewand der alten Pfahldörfer Stück für Stück ab, ersetzen den Holzwall durch eine Steinmauer, die Lehmhütte durch ein festes Haus, eignen sich allmählich die baulichen Erfindungen an, deren eine dichtgedrängte Menschenmenge zum Wohlsein bedarf.'

Der vierte Paragraph über die Kolonien geht aus von der Grundbedeutung des Wortes *colonia* (Bauerngut, sogenannt wegen des gemeinschaftlichen Wirtschaftsbetriebes, für den Nissen weiterhin den kurzen aber häfslichen Ausdruck 'Samtwirtschaft' braucht), und schildert die verschiedenen Arten der Kolonisation und die durch sie bewirkte Umwälzung des italischen Grundbesitzes. Der fünfte Paragraph über die Entwickelung der Städte zeigt Nissen im scharfen Gegensatz zu Niese, Pais u. a. als Verfechter der Tradition gegen die übertriebene Skepsis. Er sagt S. 38: 'Der Zweifel ist ein nützlich Ding: verleitet er seine Jünger dazu, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, so wird er vom Übel. Die Überlieferung schreibt die grofse Erweiterung Roms den letzten Königen zu, neuere Gelehrte sind geneigt, sie ein paar Jahrhunderte tiefer in das Zeitalter der samnitischen oder punischen Kriege herabzurücken. Wer mit Zahlen klare Vorstellungen zu verbinden weifs, erkennt alsbald, dafs die Tradition recht hat und die Skepsis unrecht.' Die servianische Mauer Roms umschlofs bereits 426 ha, etwa ebenbürtig erscheint Veji, die Grofsstadt des rechten Tiberufers, mit der Rom auf Leben und Tod kämpfen mufste: aber Ardea z. B. hat nur 85 ha, Arpinum 50 ha, Tusculum 14 ha Grundfläche: diese Zahlen erklären, 'warum ungeachtet aller Wechselfälle schliefslich doch die Wucht der Masse den Ausschlag giebt'. Es ist mir erfreulich, dafs Nissen, den ich schon früher zu den bedeutendsten Vertretern einer konservativen Auffassung der römischen Geschichte gerechnet habe, gegen Niese und Pais auch an dem Licinischen Ackergesetz von 367 v. Chr. festhält und sich meiner Ansicht (s. diese Jahrbücher 1900 V 44) anschliefst, dafs Gaius Flaminius das ums Jahr 232 bereits wieder vergessene Gesetz wieder aufgefrischt habe (S. 88). Das Wort *urbs* ist Nissen geneigt mit Varro von der Pflugschar (*urvus*) und vom Ziehen der Furche (*urvare*) abzuleiten. Zwar ist der ganze Ritus der Stadtgründung und Limitation nicht nur etruskisch, sondern italisch; aber immerhin haben sich die Etrusker um die Anregung zum Städtebau in Italien durch ihr Beispiel verdient gemacht. Auf dem engen Raum von 8 Seiten (41—49) giebt dann Nissen ein schlichtes, aber in allen Einzelheiten getreues Bild der baulichen Entwickelung der italischen Städte, voll von treffenden, auch sprachlich äufserst glücklich formulierten Beobachtungen. Die Konzentration des Wissens, die hier zu Tage tritt, ist erstaunlich. Man erfährt bei Nissen aus wenigen Zeilen oft mehr, als anderswo aus vielen Seiten, er ist ein Meister der gedrängten Darstellung. Als solcher erscheint er auch in § 6, der von den Landstrafsen [1]) und im § 7, der von Mafs und Münze handelt. Sehr lehrreich ist das Verzeichnis von 90 Münzstätten (S. 72—78) mit Angabe der Münzsorten, die sie geprägt haben, und der Zeit, wo dies geschah. Daraus ergiebt sich, dafs, seitdem Rom angefangen hatte Silbermünzen zu prägen (269 v. Chr.), eine bundesgenössische Münzstätte nach der anderen den Betrieb einstellte. 'Um die übrig gebliebenen Schmelzöfen auszublasen, bedurfte es keiner Gewalt oder Drohung: im Zeitalter der makedonischen Kriege mufste jeder halbwegs zurechnungsfähige Stadtrat sich sagen, dafs auch der bescheidenste Wettbewerb mit der Herrin der spanischen Silbergruben unthunlich wäre.'

Das Glanzstück des ganzen Buches, das die Vorzüge der Denk- und Schreibweise

[1]) Eine kleine Richtigstellung zu S. 50: 'Seit 20 v. Chr. wird die cura viarum als besonderes Amt eingerichtet.' Ein curator viae Flaminiae begegnet aber schon zur Zeit, als sich Cicero ums Konsulat bewarb, vgl. Cic. ad Att. I 1 2 und dazu die Erklärung in meiner Schulausgabe, Heft I S. 12 und v. Domaszewski, *Cura viarum* im Eranos Vindobonensis S. 60 f.

Nissens im hellsten Lichte zeigt, ist der über die Volkswirtschaft berichtende 8. Paragraph. Er geht von der 1893 erschienenen, für die italienischen Volksschulen bestimmten Landeskunde von Angelo de Gubernatis aus, die in echter Rhetorenmanier unter dem Titel *Italia bella* die Schilderung der Landschaft, unter *Italia ricca* die der Bodenerzeugnisse und unter *Italia gloriosa* den geschichtlichen Abrifs bietet. Mit rücksichtsloser Offenheit mufs hier Nissen das Trugbild der *Italia ricca* zum Schmerze der modernen Italiener zerstören: 'Die Sonne der Freiheit ist endlich über dem Appennin aufgestiegen: aber ihre Strahlen haben, statt zu heilen, die Krankheit in das grelle Licht des Tages gerückt. Keine Rhetorik vermag die Thatsache zu entkräften, dafs die Hälfte des italischen Bodens unbebaut oder unbebaubar ist, dafs aber das arbeitende Volk trotz Fleifs und Geschick, Geduld und Mäfsigkeit buchstäblich am Hungertuche nagt. Durch die Entfesselung der Wildwässer, die Ausbreitung der Malaria, die greuliche Waldverwüstung hat Italien an seiner natürlichen Ausstattung unermefslichen Schaden genommen. Die Tribute der unterworfenen Nationen, die Ablafsgelder der Christenheit, aus denen Colosseum und Peterskirche aufgetürmt wurden, fliefsen nicht mehr. Wenn die Barbaren als Touristen mit einem Betrage steuern, der den Wert der Ölernte übertrifft, so bringen sie durch ihre Kapitalmacht die erlittene Einbufse mit Zins und Zinseszinsen heim. Die Rollen sind vertauscht: in den Provinzen, deren ganzen Geldverkehr die Römer an sich gerissen hatten, suchen jetzt die Enkel durch harte Handarbeit ihr Brot zu verdienen.' Italien konnte in alter Zeit als ein wohlhabendes Land gelten, solange die Bevölkerung nicht zu dicht war, solange statt des Öl- und Weinbaus der Kornbau der wichtigste Teil der Wirtschaft war, und vor allem, solange ein gröfserer Teil der Flur der Gemeinde gehörte und es reichlich Wälder gab. Aber rascher und gründlicher als anderswo ist die Allmende, ja auch der Grundbesitz des Staates (*ager publicus*) verschwunden und das Sondereigentum an Grund und Boden rücksichtslos durchgeführt worden. Von diesem Zustande aus führten der den Italikern eigene Zug zur Stadt und das von den Kapitalisten betriebene Bauernlegen zur Latifundienwirtschaft.

Die Bestrebungen der Gracchen und ihrer Nachfolger, die auf Austeilung des Staatsvermögens an die Proletarier hinausliefen, erscheinen von diesem Standpunkte aus, so gut sie gemeint waren, nicht im günstigsten Lichte. Alles wird noch verschlimmert durch den 'merkantilen Sinn der Nation', der so grofs war, dafs schon im Jahre 196 v. Chr. die Soldaten ihren Urlaub benutzten, um in Griechenland umherzuziehen und zu schachern. 'Nach allen Himmelsgegenden hin eilt der Kaufmann als Pionier den Legionen weit voraus, dringt an der norwegischen Küste bis zum Polarkreis, in Germanien bis nach Samland, nilaufwärts bis zu den grofsen Seen, ja bis zur Breite von Madagaskar vor, spielt sich an indischen Fürstenhöfen und schliefslich in China als kaiserlicher Gesandter auf.' 'Das Geldgeschäft beherrscht nach Polybius (VI 17) die Comitia, man kann getrost hinzufügen, die ganze grofse Politik. Die meisten auswärtigen Kriege, die Zerstörung Karthagos wie die Eroberung Galliens sind ohne triftige Gründe und weniger aus Ehrgeiz als aus Gewinnsucht unternommen worden.' Man kann hinzufügen, dafs 'der merkantile Sinn der Nation' bis zum heutigen Tage ein Grundübel der Italiener ist und den Wiederaufschwung des wirtschaftlichen Lebens hindert. Der Italiener will überall sofort 'Geld' sehen: daher der durchaus kaufmännische Betrieb der gröfsten Güter mit Intendanten, Pächtern und Unterpächtern und der Raubbau auf allen Gebieten. Wie der italienische Jäger, ohne an die Zukunft zu denken, erbarmungslos jedes Getier niederknallt, was ihm vor die Büchse kommt, so entbehrt auch das Volk als Ganzes jener zuwartenden Geduld, die dazu gehört, einen Wald heranwachsen zu sehen, was allerdings mehrere Menschenalter dauert — und ein Beamter von der Art unserer deutschen Oberförster ist vollends in Italien gar nicht denkbar.

Der letzte (9.) Paragraph der Einleitung handelt von der Bevölkerung. In vorsichtiger Rechnung sucht hier Nissen zu ermitteln, wie hoch die Bevölkerungsziffer des alten Italien in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte anzusetzen sei. Dazu dient aufser den Messungen des Umfanges der Städte namentlich eine vorsichtige Deutung der überlieferten Censuszahlen. Nissen kommt zu dem Ergebnis, dafs unter Augustus die Zahl der freien Einwohner Italiens — also abgesehen von den Sklaven — mindestens 10 Millionen betragen habe. In diesem Kapitel mufste natürlich auch die Frage nach den Ursachen des Unterganges der alten Welt gestreift werden. Nissen kennt natürlich Seecks Theorie von der 'Ausrottung der Besten'; denn er sagt S. 126:

'Noch bevor das Ziel erreicht ist, hebt im Schofs der Gemeinde die wilde Raserei an, die unter den Besten gründlich aufräumte.' Aber er ist doch weit entfernt, darin die Hauptursache des Verfalls zu erblicken. Er sagt vielmehr S. 127: 'In alten Zeiten war der Bürger zufriedengestellt, wenn er das tägliche Brot für Weib und Kind mit saurem Schweifs dem Boden abgewann. Aber nachdem seine schwielige Faust alles, was ihm in den Weg kam, niedergeschlagen hatte, nachdem die unselige Phrase von der Weltherrschaft ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, überläfst er den Knechten die Arbeit und widmet sich dem neuen Herrscherberuf. Als dessen Ausübung einem Einzelnen anvertraut wurde, bleibt für ihn kein anderer Lebensinhalt übrig als der Genufs. Mit dem Sinken des Pflichtgefühls und den Leistungen für den Staat jedoch wachsen seine Ansprüche ans Leben und wächst der Andrang der Bewerber, die von den Früchten der Herrschaft mitzehren wollen.' Also sind es doch in der Hauptsache sittliche Ursachen, die den wirtschaftlichen Rückgang und das Schwinden der freien Bevölkerung heraufführen. Einsichtige Herrscher haben beides bekämpft, ein Caligula und Nero mächtig gefördert. Bereits vor dem Jahre 100 n. Chr. ist der Rückgang auffällig. 'Um 400 ist die Bevölkerung Roms auf ein Zwölftel des ehemaligen Bestandes gesunken und sinkt immer weiter bis auf einen winzigen Bruchteil herab.'

Insgesamt sind in diesen neun einleitenden Abschnitten wohl alle schwierigen Probleme der römischen Geschichte einmal berührt und beleuchtet. So lernt man denn aus ihnen — und darin beruht ihr gröfster Wert — die Gesamtauffassung der römischen Geschichte kennen und verstehen, wie sie sich in einem so reichen und klaren Geiste gebildet hat. Nissens Buch zeigt an vielen Stellen eine frappierende Lebhaftigkeit und lebenerweckende Kraft. Für ihn ist Italien, obwohl er es mit dem römischen Italien zu thun hat, nicht tot, auch die Menschen sind ihm nicht abgestorben, sondern leben in den heutigen Italienern weiter, und die heutige italienische Geschichte erscheint überall als die Fortsetzung der alten, die alte als notwendige Voraussetzung der heutigen in so inniger Verknüpfung und Verquickung, dafs im Leser der wohlthuende Eindruck der Kontinuität historischer Entwickelung die Oberhand behält.

Otto Eduard Schmidt.

Gustav Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1901. VI, 1252 Sp. 4°.

Da das Prinzip der Anordnung des Stoffes in der vorliegenden stark vermehrten zweiten Auflage des bekannten Körtingschen Wörterbuchs dasselbe geblieben ist wie in der ersten, so bleiben die seinerzeit von kompetenter Seite dagegen erhobenen Bedenken, die der Referent teilt, zu Recht bestehen. Substrate anzusetzen, die nach des Verfassers eigenem Geständnis sicher nie existiert haben, ja nie existiert haben können, ist entschieden unwissenschaftlich; die unter solchen Stichwörtern registrierten Formen waren einfach fortzulassen. Ob ferner der Titel 'Lateinisch-romanisches Wörterbuch' für ein Lexikon pafst, das Kopfwörter wie deutsch *bî Gott*, arab. *nabab*, engl. *tatters* u. dgl. enthält? Der Referent dürfte nicht der einzige sein, der die Frage verneinen zu müssen glaubt. Dem gegenüber ist billigerweise anzuerkennen, dafs Körting es verstanden hat, ein im einzelnen recht brauchbares, zuverlässiges Hilfsmittel zu schaffen. Der Wortschatz der romanischen Schriftsprachen erscheint hier mit einer Achtung herausfordernden Vollständigkeit etymologisch verarbeitet und nach Sippen gebucht. Von romanischen Mundarten sind nur die italienischen auf Grund von Salvionis Postille italiane al vocabolario latino romanzo (Milano 1897) eingehender berücksichtigt. Was die übrigen anlangt, so ist nach dem Verfasser die Zeit für ihre Einbeziehung in das romanische Gesamtwörterbuch noch nicht gekommen, da es an sicherem lexikographischem Material noch fehle; eine Behauptung, die uns denn doch sehr cum grano salis verstanden werden zu müssen scheint.

Ein paar Einzelbemerkungen, die hier angeschlossen sein mögen, bittet der Referent nicht sowohl als Ausstellungen denn als bescheidenen Beitrag zu einer dritten Auflage zu betrachten.

Sp. 5. Zu **aboculus*, dessen Bildung als höchst auffällig bezeichnet wird, vergleiche man das wie es scheint bisher unbeachtet gebliebene *abauris* in der Historia Apollonii Tyrii ed. Lapaume Kap. XXXVII (Erotici scriptores ex nova recensione G. A. Hirschig, Paris, Firmin Didot 1885, S. 625). Freilich bieten leider die Lesarten Lapaumes nicht eben grofse Gewähr; vgl. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus (Berlin 1899) S. 525 ff. Die teilweise Verdrängung von *caecus* durch *aboculus* geht unzweifelhaft auf die barbarische Strafe des Verstümmelns (*aboculare*) zurück.

Sp. 34. Die Herleitung von afrz. *afre*, nfrz. *affre(s)* aus anfränk. *aibhor* befriedigt nicht. Das Wort scheint vielmehr auf lat. *asperum* (vgl. *nèfle* = *mespilum*) zurückzugehen (siehe Rousselot, Bulletin de la Société de linguistique Nr. 46 S. CXLVI).

Sp. 56. Der unheimlich langen Liste von Deutungsversuchen des italien. *andare* ist der Vollständigkeit halber noch anzufügen: De Gregorio, Studi glottol. italiani I 37—40 und Marchot, Studi di filologia romanza VIII 387—90. Beide nehmen Entstehung aus *(*se*) *antedare* an.

Sp. 175. Die einleuchtendste Erklärung von frz. *boucher* giebt Th. Reinach, Mém. soc. ling. XI 126 ff., der als Grundform **buccarius* ansetzt. Dieses **buccarius* wäre nach Analogie von *vaccarius, porcarius* u. ä. rückgebildet aus *buc(c)ularius*, das auf einer römischen Grabschrift aus dem VI. Jahrh. steht (vgl. Garrucci, Cimitero degli antichi Ebrei scoperto recentemente in vigna Randanini, Roma 1862, Nr. 44). Zu Grunde läge *būcula buccula* 'junge Kuh'.

Sp. 438. Zu *graculus gragulus* vergleiche man auch noch L. Havet, Phaedri fabulae Aesopiae, Paris 1895, S. 5. Die von W. Meyer-Lübke für frz *grolle* (besser *grole*) postulierte Grundform *graulus* ist thatsächlich überliefert im Corpus glossariorum latinorum II 35, 52 und III 17, 42. In dieser Sammlung, deren Schätze ja jetzt durch Goetz' verdienstlichen Thesaurus glossarum emendatarum bequem zugänglich gemacht sind, hätte der Verf. überhaupt eine Menge ihn interessierender Formen gefunden; wir nennen aufs Geratewohl hin: *brasa* III 598, 7 (ital. *bragia*, frz. *braise* u. s. w.); *facciolus* V 516, 40 (ital. *fazzolo*); *figidus* 'Leber' III 602, 11; *nespula* III 562, 47 (ital. *nespola*, frz. *nèfle* u. s. w.); *similans* = *similis* (Substrat von span. *semejante*, portug. *semelhante*).

Sp. 607. Wegen friaul. *muss*, venet. *musso* 'Esel' ist zu vergleichen Gust. Meyer, Indog. Forsch. I 322.

Sp. 698. Auf *pullicenus* geht auch noch zurück das rätorom. *pulschain*.

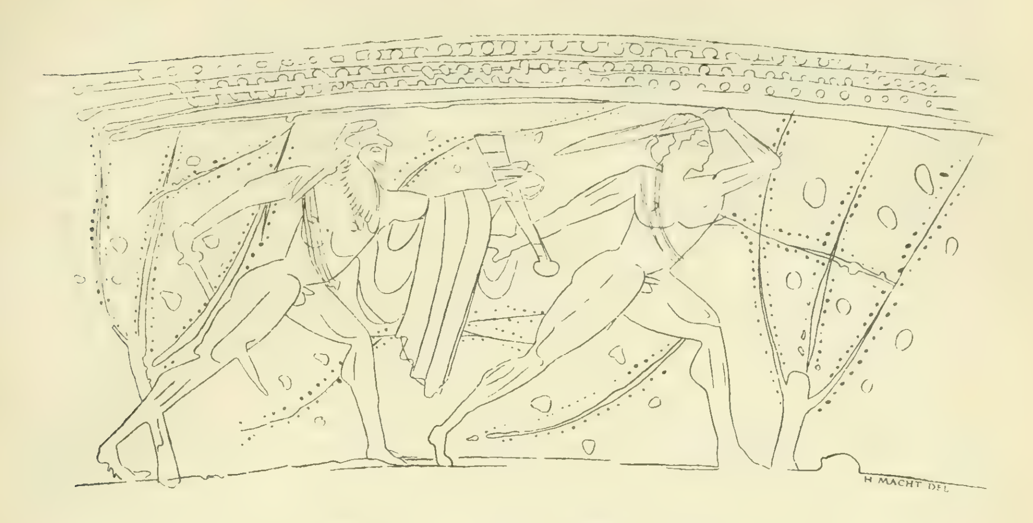
Sp. 762. Zu rätorom. *salvanori* 'Schwein' mag verglichen werden Rabelais, Buch IV Kap. 7 (S. 367 der Ausgabe von Moland): Les *truyes* en leur gésine (*saulve l'honneur* de toute la compaignie) ne sont nourries que de fleurs d'orangiers.

MAX NIEDERMANN.

OTTO HENSE, DIE MODIFIZIERUNG DER MASKE IN DER GRIECHISCHEN TRAGÖDIE. Separatabdruck aus der Festschrift der Universität Freiburg 1902.

Wenn der herrliche Ödipus in den letzten Szenen der Tragödie geblendet auftritt und durch sein Aussehen das Entsetzen des Chors hervorruft, so versteht es sich von selbst, dafs die eingetretene Veränderung sichtbar gewesen sein mufs, d. h. dafs die Maske des Schauspielers entsprechend 'modifiziert' wurde. Von diesem nicht angezweifelten Fall ausgehend, betrachtet der Verf. die übrigen, wo eine solche Modifizierung geboten sein mochte, mögen die Gründe nun physischer oder psychischer Natur gewesen sein. Bei der weisen Beschränkung, die er sich auferlegt hat — nur die Fälle heranzuziehen, wo auf die Gesichtszüge unzweideutig hingewiesen wird —, sind seine Ergebnisse durchweg plausibel, und das Gesamtresultat — schüchterne Anfänge bei Äschylos, immer vollere Ausbildung bei Sophokles und Euripides — trägt in sich selbst die Gewähr der Wahrscheinlichkeit. Der Zweifel wird vereinzelten Nebenpunkten gelten, vorab der Frage, ob denn die Dichter wirklich dort, wo aus szenischen Gründen eine Modifizierung der Maske nicht möglich war, mit ihrer Unwandelbarkeit gerechnet und dem Staunen der Zuschauer vorzubeugen gesucht haben. Mich haben die Darlegungen des Verf., so scharfsinnig sie auch sind — es kommen hauptsächlich Eum. 968 K. und S. El. 1296 ff. in Betracht — nicht überzeugt; den paar Fällen, die im Sinne des Verf. gedeutet werden können — nicht müssen —, steht eine Unzahl anderer gegenüber, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, dafs der schaffende Dichter seine Helden als solche, nicht als maskierte Schauspieler, betrachtet und dargestellt hat.

THADDÄUS ZIELINSKI.



HARMODIOS UND ARISTOGEITON

Ein Kapitel griechischer Geschichte in Dichtung und Kunst

Von Friedrich Koepp

Ein altes Kommersbuch hat man die Skoliensammlung im fünfzehnten Buch des Athenaios genannt.[1] 'Kein späterer Gelehrter', sagt v. Wilamowitz, 'hat die Sammlung gemacht; wo sollte er denn die Lieder finden?[2] Das Bedürfnis hat sie erzeugt: es ist wirklich ein attisches Kommersbuch, bestimmt für solche Teilnehmer, die sich's nicht zutrauten, einen Vers zu machen'. 'Dafs die Sammlung nicht von einem Grammatiker aus verschiedenen Quellen zusammengetragen ist', sagt Reitzenstein, 'zeigt auch die auf wirklichen Gebrauch weisende Reihenfolge'. Wilamowitz giebt zu, dafs es solcher Sammlungen mehr gab, 'wie die auf Praxilla getaufte lehrt. Wir kennen ja auch aus der Komödie noch eine Anzahl anderer Skolien, und Aristophanes läfst in den «Wespen»[3] neue improvisieren'. Reitzenstein verwahrt sich ausdrücklich gegen den Glauben an die 'unzählig' vielen attischen Skolien, 'von denen nur Eustathios, welcher in allem übrigen den Athenaios ausschreibt, zu berichten weifs'.[4]

Ich glaube wahrscheinlich machen zu können, dafs diese Beurteilung der Sammlung bei Athenaios falsch ist, und die Entscheidung hierüber scheint mir sowohl für die ganze Litteraturgattung als für die einzelnen Skolien von Bedeutung zu sein.

Meine Bedenken vorzubringen ermutigt mich die Thatsache, dafs Reitzenstein und Wilamowitz bei sonstiger Übereinstimmung ihrer unabhängig von-

[1]) Reitzenstein, Epigramm und Skolion S. 13; v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 322.

[2]) Soll denn auch Tyrannion, der nach Suidas auf Veranlassung Cäsars *περὶ τοῦ σκολιοῦ μέτρου* schrieb, auf das 'Kommersbuch' als einzige Quelle angewiesen gewesen sein?

[3]) So soll es heifsen statt 'Ekklesiazusen'.

[4]) Reitzenstein S. 44, 1; Eustathios S. 1574, 14: *μυρία δὲ τοιαῦτα* (σκολιὰ) *περιφέρονται.*

einander gewonnenen Ansichten doch in einem wichtigen Punkt auseinandergehen: Wilamowitz glaubt, dafs die beiden von Aristoteles angeführten Liedchen, die ihm Veranlassung geben, von der Sammlung zu sprechen, 'bei Athenaeus Einlagen aus Aristoteles sind'[1]), während Reitzenstein der Meinung ist, dafs Aristoteles 'eben dies ὑπόμνημα benutzte'. Wenn Wilamowitz recht hat, so ist in die von beiden Forschern gegebene Erklärung der Sammlung schon eine erhebliche Bresche gelegt.

Wilamowitz geht vom Metrischen aus. Ihm hier zu folgen, sehe ich mich aufser stande. Aber das ist doch wohl gewifs, dafs eine Ordnung nach den Versmafsen, wenn sie trotz der verschiedenen Abweichungen anerkannt werden mufs, ebensogut von einem späteren Gelehrten als von dem Redaktor eines 'Kommersbuchs' im V. Jahrh. getroffen sein kann.

Und nicht anders steht es mit der Ordnung nach dem Inhalt, auf die Reitzenstein vornehmlich Wert legt. Mag sein, dafs die Reihenfolge der Lieder, die Göttern und Heroen galten, eine durch den Brauch fest bestimmte war bei den attischen Gelagen, dafs nach der Landesgöttin die eleusinischen Göttinnen bedacht zu werden pflegten, darnach Apoll und Artemis, dann Pan, dafs auf Harmodios Admetos und Telamon folgten[2]) — aber wo bliebe der Reiz der ganzen Sitte, wenn auch die Lieder der Liebe, der Freundschaft, der Lebensklugheit in gebundener Marschroute unweigerlich einander hätten folgen müssen? Wie ist es denkbar, dafs nach der Vorschrift des 'Kommersbuchs' auf den leichtfertigen Vers:

> ἁ ὗς τὰν βάλανον τὰν μὲν ἔχει, τὰν δ' ἔραται λαβεῖν,
> κἀγὼ παῖδα καλὴν τὴν μὲν ἔχω, τὴν δ' ἔραμαι λαβεῖν[3])

stets mit dem gleichen 'Kalauer'[4]) der noch obscönere hätte folgen sollen:

> πόρνη καὶ βαλανεὺς τωὐτὸν ἔχουσ' ἐμπεδέως ἔθος·
> ἐν ταὐτᾷ πυέλῳ τόν τ' ἀγαθὸν τόν τε κακὸν λόει?

Wenn Dion Chrysostomos zwei Skolien, die bei Athenaios aufeinanderfolgen, in der gleichen Reihenfolge anführt, so kann man vielleicht zweifeln, ob nicht hier bei Athenaios ein einziges Liedchen in zwei auseinander gerissen ist. Denn diese beiden freilich wird man als zusammengehörig ansehen:

---

[1]) I 37, II 316.

[2]) Platon, Symposion S. 17 A: ᾄσαντας τὸν θεὸν καὶ τἆλλα τὰ νομιζόμενα . . .

[3]) Ansprechend hat v. Wilamowitz (Isyllos von Epidauros S. 125) hier Rede und Gegenrede gesehen: der Athener parodiert den Vers des Nachbars und kritisiert damit zugleich den plebejischen Geschmack des Landes, dem dieser angehört. Über die Zerteilung anderer Skolien zu einem Wechselgesang s. Reitzenstein S. 27.

[4]) Reitzenstein S. 15: 'Die beiden auf einen überraschenden Vergleich und derben Witz auslaufenden Lieder 21 und 22 stehen bei einander, und wer will, mag dabei von Stichwörtern reden.' Aber Lehrs (Quaestiones epicae S. 218) ging gewifs zu weit, wenn er es für etwas anderes als Zufall hielt, dafs in dem vorausgehenden Skolion das Wort βάλῃ steht: in diesem Wort steckt nicht wie in den beiden anderen eine Pointe. Jene beiden Skolien — oder, wenn man will, jene drei — könnte man sich sehr gut in einer Komödie denken.

εἴϑε λύρα καλὴ γενοίμην ἐλεφαντίνη,
καί με καλοὶ παῖδες φέροιεν (φοροῖεν) Διονύσιον ἐς χορόν.
εἴϑ' ἄπυρον καλὸν γενοίμην μέγα χρυσίον,
καί με καλὴ γυνὴ φοροίη καϑαρὸν ϑεμένη νόον,

auch wenn man sich nicht des Goethischen 'Liebhabers in allen Gestalten' erinnert:

Ich wollt' ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch . . .
Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätst Du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.

Aber wenn es auch zwei Liedchen sind[1]), von denen das eine auf das andere gemünzt ist, mufs das denn nach der Vorschrift des 'Kommersbuchs' geschehen sein? Können denn Dion und Athenaios die Verse nicht aus der gleichen Quelle geschöpft haben, ohne dafs diese Quelle der Sitte des Skolionsingens gleichzeitig gewesen sein müfste?

Eine lebendige Vorstellung von dem Gebrauch und der Entstehung der Skolien giebt uns weniger Dikaiarch und Aristoxenos[2]) als die köstliche Szene in den 'Wespen', in der Bdelykleon seinem Vater Philokleon den feinen Ton beibringt.[3]) Es wird ein Gastmahl fingiert, an dem auch Kleon teilnimmt. Der Sohn fragt (V. 1222): τούτοις ξυνὼν τὰ σκόλια πῶς δέξει; — καλῶς, sagt der Alte. Es soll eine Probe abgehalten werden. Bdelykleon stellt dabei den Kleon vor:

ᾄδω δὲ πρῶτος Ἁρμοδίου· δέξαι δὲ σύ·
οὐδεὶς πώποτ' ἀνὴρ ἐγένετ' Ἀϑηναῖος[4]),

und Philokleon fällt ein:

οὐχ οὕτω γε πανοῦργος ⟨οὐδὲ⟩ κλέπτης.

Bdelykleon ist entsetzt:

φήσει γὰρ ἐξολεῖν σε καὶ διαφϑερεῖν
καὶ τῆσδε τῆς γῆς ἐξελᾶν.

Dann will Philokleon ihm noch anders dienen:

ὤνϑρωφ', οὗτος ὁ μαιόμενος τὸ μέγα κράτος,
ἀντρέψεις ἔτι τὰν πόλιν· ἃ δ' ἔχεται ῥοπᾶς,

und wenn Theoros den Kleon bei der Hand fafst und singt:

Ἀδμήτου λόγον, ὦ ἑταῖρε, μαϑὼν τοὺς ἀγαϑοὺς φίλει,

dann will Philokleon einfallen:

[1]) Reitzenstein S. 21: 'Während 17 auf Knabenliebe deutet, spricht 18 von der καλὴ γυνή. Das ist keine Einheit, sondern Wunsch und Erwiderung.'

[2]) Reitzenstein S. 3—13. [3]) Ebd. S. 24 f.

[4]) So die Handschriften. Die verschiedenen Verbesserungsvorschläge stellt Blaydes S. 149 zusammen. Bergk sah in dem Vers, über den die Scholien uns nichts sagen, den Anfang eines Skolions auf Harmodios, das man ja freilich nach dem vorausgehenden Vers erwarten sollte. Es träte dann zu den vier Varianten der Sammlung bei Athenaios eine fünfte durchaus abweichende hinzu. Vgl. Reitzenstein S. 23, 1 und S. 26.

> οὐκ ἔστιν ἀλωπεκίζειν
> οὐδ' ἀμφοτέροισι γίγνεσθαι φίλον.

Auf den Anfang eines anderen bekannten Skolions aber:

> χρήματα καὶ βίον Κλειταγόρᾳ τε κἀμοὶ μετὰ Θετταλῶν

will er den Schlufs setzen:

> πολλὰ δὴ διεκόμπασας σὺ κἀγώ.

Der Sohn ist mit dem Ausfall der Prüfung zufrieden:

> τουτὶ μὲν ἐπιεικῶς σύγ' ἐξεπίστασαι.

Die Grobheiten sind ja freilich auf die Rechnung des Komikers zu setzen; aber wir lernen doch aus der Szene, dafs die Skolia kurze Liedchen waren, die der eine der Gäste begann, der andere aufnahm (δέχεσθαι). Die Verse waren zum Teil hergebrachte, zum Teil aber auch Dichterverse, wie hier solche des Alkaios (V. 1234 f.), zum Teil wohl Eingebungen des Augenblicks, die den Partner neckten oder seiner Neckerei sich erwehrten.

Für die erste Art bedurfte wohl der Athener ebensowenig oder noch weniger eines Kommersbuchs wie der deutsche Student für sein 'Gaudeamus'. Gemeinsam bei Tisch sitzen und das Harmodioslied singen, war so sehr eins, dafs es in der Parabase der 'Acharner' heifst:

> οὐδέποτ' ἐγὼ Πόλεμον οἴκαδ' ὑποδέξομαι
> οὐδὲ παρ' ἐμοί ποτε τὸν Ἁρμόδιον ᾄσεται,

und bei dem Komiker Antiphanes verbittet sich einer die veralteten, abgedroschenen Lieder: μηδὲν τῶν ἀπηρχαιωμένων, τὸν Τελαμῶνα, μηδὲ τὸν Παιῶνα, μηδ' Ἁρμόδιον (Fragm. 85 Kock).[1]

Für die anderen Arten des Skolions aber, das Dichtercitat und den Einfall des Augenblicks, war es schwer sich zu präparieren: was konnte ein Kommersbuch von fünfundzwanzig Nummern da nützen! Der Brauch, wie Aristophanes ihn uns vorführt, schliefst es, meine ich, völlig aus, dafs zu der Zeit, da die Sitte noch lebendig war, eine Sammlung wie die bei Athenaios hätte zu stande kommen können. Wohl konnte man damals solche Skolien sammeln, die zum stehenden Inventar jedes Symposions geworden waren — nur war dazu kein Bedürfnis vorhanden —, oder man konnte Skolien sammeln, die im gleichen Versmafs gehalten waren, wenn dieses besondere Bedeutung hatte. Hätte man aber Skolien aller Art zu Nutz und Frommen ungebildeter Tischgäste zusammenbringen wollen, so hätte die Sammlung sehr viel gröfser sein müssen als die uns vorliegende, und der Benutzer würde dennoch gewifs beim Symposion eine noch kläglichere Rolle gespielt haben als heute ein Gast, der sich für die Tischunterhaltung mit dem Konversationslexikon vorbereitet.

Merkwürdig ist es freilich, dafs alle öfter citierten Skolien bis auf eines[2]) in der Sammlung des Athenaios sich finden. Aber das kann doch nicht die

[1]) Vgl. auch Aristophanes, Fragm. 430 und Antiphanes, Fragm. 4.
[2]) Bergk P. L. Gr. III[4] 29 (S. 652); Reitzenstein S. 29.

annähernde Vollständigkeit dieser Sammlung beweisen, an die Reitzenstein zu glauben scheint, sondern es findet füglich darin seine Erklärung, dafs das, was von Skolien dem Athenaios oder seinem Gewährsmann noch erreichbar war, zum besten Teil aus denselben Quellen flofs, aus denen auch die anderen Citate stammten.

Die Zahl der zur Zeit des Gebrauchs vorhandenen Skolien mufs in der That Legion gewesen sein, wenn auch viele gewifs nur leichte Variationen desselben Gedankens waren. Welche und wie viele in der Litteratur fortlebten, hing allerdings vom Zufall ab, und nur wenige vielleicht waren es, die, wie das Harmodioslied, zum festen Bestand eines jeden Gelages gehörten.

Die reichhaltigste und lehrreichste Überlieferung haben wir für das siebente Skolion:

> *ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνητῷ,*
> *δεύτερον δὲ καλὸν φυὰν γενέσθαι,*
> *τὸ τρίτον δὲ πλουτεῖν ἀδόλως,*
> *καὶ τὸ τέταρτον ἡβᾶν μετὰ τῶν φίλων.*

Platon läfst den Sokrates zu Gorgias in dem nach diesem benannten Dialog (S. 451 E) sagen: *οἴομαι γάρ σε ἀκηκοέναι ἐν τοῖς συμποσίοις ᾀδόντων ἀνθρώπων τοῦτο τὸ σκόλιον, ἐν ᾧ καταριθμοῦνται ᾄδοντες ὅτι ὑγιαίνειν μὲν ἄριστόν ἐστι, τὸ δὲ δεύτερον καλὸν γενέσθαι, τρίτον δέ, ὥς φησιν ὁ ποιητὴς τοῦ σκολίου, τὸ πλουτεῖν ἀδόλως.* Freilich wird bei Athenaios an diese Stelle erinnert — *ᾀσθέντος δὲ τούτου καὶ πάντων ἡσθέντων ἐπ' αὐτῷ καὶ μνημονευσάντων ὅτι καὶ ὁ καλὸς Πλάτων αὐτοῦ μέμνηται ὡς ἄριστα εἰρημένου* —; aber man braucht daraus doch nicht zu schliefsen, dafs für die anderen Skolien dem Athenaios eine andere Überlieferung als seine Hauptquelle, das angebliche Kommersbuch, durchaus nicht zu Gebote stand. Wenn aber dieses eine Skolion, wie Platon bezeugt, um die Wende des V. und IV. Jahrh. noch gesungen ward, so werden auch andere damals noch gesungen worden sein und konnten also auf mancherlei Wegen in die litterarische Überlieferung gelangen, der sie ein späterer Sammler entnehmen mochte. Für noch spätere Zeit bezeugen doch wohl auch den lebendigen Gebrauch die Verse des Anaxandrides, die gleichfalls Athenaios anführt: *ὁ Μυρτίλος ἔφη Ἀναξανδρίδην αὐτὸ διακεχλευκέναι τὸν κωμῳδοποιὸν ἐν Θησαυρῷ λέγοντα οὕτως* (II 142 Fr. 17 Kock):

> *ὁ τὸ σκόλιον εὑρὼν ἐκεῖνος, ὅστις ἦν,*
> *τὸ μὲν ὑγιαίνειν πρῶτον ὡς ἄριστον ὂν*
> *ὠνόμασεν ὀρθῶς· δεύτερον δ' εἶναι καλόν,*
> *τρίτον δὲ πλουτεῖν, τοῦθ', ὁρᾷς, ἐμαίνετο·*
> *μετὰ τὴν ὑγίειαν γὰρ τὸ πλουτεῖν διαφέρει·*
> *καλὸς δὲ πεινῶν ἐστιν αἰσχρὸν θηρίον.*

Dafs auch der Scholiast, der zu der Stelle des 'Gorgias' den Wortlaut des Skolions anführt, nicht etwa dafür auf eine einzige Quelle, das 'Kommersbuch', angewiesen war, geht schon daraus hervor, dafs er von einer zwiefachen Überlieferung über den Verfasser der Verse berichten kann, während in dem

'Kommersbuch' Verfassernamen nicht beigefügt gewesen sein sollen[1]), wie denn ja auch die Entstehungsweise der Lieder zumeist eine zuverlässige Überlieferung über den Verfasser ausschlofs.[2])

Mir scheint, dafs die Thatsache, dafs die meisten Lieder nur bei Athenaios, allenfalls noch bei Eustathios[3]) zu lesen sind, einige aber mehrfach, das eine siebente vielfach[4]), bezeugt sind, sich leichter erklärt, wenn sie einem späten Sammler auf verschiedenen Wegen zukamen, als wenn eine Sammlung des V. Jahrh., die sich bis zur Zeit des Athenaios erhalten haben müfste, sie ausschliefslich überliefert hätte.

Die Verse auf die Tyrannenmörder sind vier gleichwertige, poetisch freilich nicht gleichwertige Variationen desselben Themas; vergeblich sucht Reitzenstein (S. 22 f.), wie vor ihm schon andere[5]), sie als 'ein zweiteiliges Ganze' zu erweisen. Die Zusammenstellung solcher Varianten wird man auch eher einem späteren Gelehrten zutrauen, der die eine Fassung hier, die andere dort fand, als einem 'Kommersbuch' aus der Zeit des lebendigen Brauches, das gewifs von jedem Thema dergleichen Variationen hätte anführen können, wenn es sich darauf hätte einlassen wollen, während es begreiflich ist, dafs gerade von dem allerbeliebtesten Skolion am ersten vier oder gar mehr[6]) Fassungen in die einem späteren Sammler zugängliche litterarische Überlieferung geraten konnten.

Zwei von den Liedchen beginnen:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω
ὥσπερ Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων.

Auf diese Verse spielt Aristophanes an, wenn er in der 'Lysistrate' den Chor der Greise sagen läfst (V. 632):

καὶ φορήσω τὸ ξίφος τὸ λοιπὸν ἐν μύρτου κλαδί,
ἀγοράσω τ' ἐν τοῖς ὅπλοις ἑξῆς Ἀριστογείτονι,
ὡδέ θ' ἑστήξω παρ' αὐτόν.

Das eine Mal folgt auf den Anfang:

ὅτε τὸν τύραννον κτανέτην
ἰσονόμους τ' Ἀθήνας ἐποιησάτην,

das andere Mal:

ὅτ' Ἀθηναίης ἐν θυσίαις
ἄνδρα τύραννον Ἵππαρχον ἐκαινέτην.

Dazu sagt Wilamowitz (S. 319): 'Die Demokraten mochten an der That der Befreier die Herstellung der *ἰσονομία* hervorheben, während den Leuten wie

[1]) Reitzenstein S. 13; vgl. S. 19.

[2]) Die doppelte Überlieferung bei dem siebenten Skolion erklärt Bergk P. L. Gr. III[4] S. 645.

[3]) Reitzenstein S. 44, 1.

[4]) Die Zeugnisse, von denen nur einige hier angeführt sind, stellt Bergk a. a. O. zusammen.

[5]) Vgl. Engelbrecht, De scoliorum poesi (Wien 1882) S. 68 f. Dagegen wandte sich schon Ilgen S. 58 f.

[6]) S. oben S. 611, 4.

Isagoras nur die Beseitigung des Hipparchos von Wert war.' Aber vielleicht wollte doch auch die zweite Fassung das Lied mit den Thatsachen in besseren Einklang setzen.

Einen zweiten Anfang, den des zweiten Skolions bei Athenaios, bezeugt der Scholiast zu V. 980 der 'Acharner': *ᾖδόν τι μέλος Ἁρμοδίου καλούμενον, οὗ ἡ ἀρχὴ «φίλταθ' Ἁρμόδι' οὔ τί που τέθνηκας»*[1]), worauf bei Athenaios die Verse folgen:

> *νήσοις δ' ἐν μακάρων σέ φασιν εἶναι*
> *ἵνα περ ποδώκης Ἀχιλεύς,*
> *Τυδείδην τέ φασι τὸν ἐσθλόν [Διομήδεα].*

Das vierte Skolion ist allerdings, wie Wilamowitz sagt, 'schlecht zusammengestoppelt; den Abgesang borgt es vom ersten, das erste Wort vom zweiten und verdirbt im Fortgang den Vers; seine erste Zeile *αἰεὶ σφῶν κλέος ἔσσεται κατ' αἶαν* ist eine epische banale Reminiscenz, weder *ἔσσεται* noch *αἶα* sind attisch'. Der Anfang eines fünften Harmodiosskolions scheint in den 'Wespen' erhalten zu sein.[2])

Die richtige Auffassung dieser Harmodiosskolien zu sichern ist der Zweck der vorausgegangenen Betrachtung. Hält man die durch Athenaios aufbewahrten Verse für ein einziges Gedicht, so gewinnt man damit etwas, was aus dem Rahmen der Sammlung gänzlich herausfällt, ein Lied, von dem man glauben könnte, den Verfasser zu erfahren[3]), das den Skolien des Pindar oder Alkaios an die Seite zu stellen wäre, während den Charakter der übrigen Skolien bei Athenaios Reitzenstein richtig darin gesehen hat, dafs sie 'in einfachster Form den Nachhall berühmter Dichtungen oder beim Gelage beliebter Erzählungen, kurze Ausführungen eines altbekannten Sprichwortes oder einer Gnome bieten', dafs sie 'ursprünglich sicher Improvisationen, auf keinen bestimmten Verfasser zurückgehen', kurz, dafs es 'Volkslieder' sind. Aber das Harmodioslied wäre überdies ein sehr mäfsiges Erzeugnis jener anderen Art von Skolien. Man kann wohl sagen, dafs man den einzelnen Strophen unrecht thut, wenn man sie zu einem Ganzen zusammenfafst. Hält man hingegen die einzelnen Strophen für Varianten des einen Themas, sieht aber in der ganzen Sammlung ein 'Kommersbuch' aus der Zeit des lebendigen Brauchs, so unterschätzt man, trotz

---

[1]) Auf diesen Anfang wird gewifs auch in den 'Acharnern' V. 1093 angespielt: alles, was zum Mahl bereit ist, wird aufgezählt, zuletzt:

ὀρχηστρίδες, τὰ φίλταθ' Ἁρμοδίου, καλαί.

Aber man wird doch wohl der Versuchung widerstehen müssen, die Anspielung deutlicher zu machen durch die von Bergk vorgeschlagene Verbesserung:

ὀρχηστρίδες, τὸ φίλταθ' Ἁρμόδι', οὔ τί που.

Die Scholien meinen: *ὑπέρβατόν ἐστιν· ὀρχηστρίδες πάρεισι καλαὶ καὶ τὰ φίλτατα τοῦ Ἁρμοδίου τουτέστι τὰ εἰς Ἁρμόδιον σκολιὰ ᾄσματα.*

[2]) S. oben S. 611, 4.

[3]) Hesych nennt einen Kallistratos als Verfasser des *Ἁρμοδίου μέλος* (Reitzenstein S. 23). Aber es wird damit nicht besser stehen als mit den anderen Angaben über Verfasser der Skolien (Reitzenstein S. 18 f.). Spukt hier vielleicht der Kallistratos, unter dessen Namen die ersten Stücke des Aristophanes auf die Bühne kamen?

der vier Varianten, die Freiheit dieses Brauchs, selbst bei diesem Skolion, mehr noch bei anderen. So fest die Sitte des Harmodioslieds beim Gelage war, so vielfältig war seine Form. Wenn ein Gesetz ausdrücklich verbot, die Heroen der Freiheit im Liede zu verunglimpfen — *ἐν νόμῳ γράψας ὁ δῆμος ἀπεῖπε μήτε λέγειν ἐξεῖναι κακῶς Ἁρμόδιον καὶ Ἀριστογείτονα μήτ' ᾆσαι ἐπὶ τὰ κακίονα.*[1] —, so mufs der Spielraum des Erlaubten im übrigen grofs gewesen sein, und vielleicht war es nur das Umgehen des Myrtenzweigs beim Skoliengesang[2], das dem bei zweien unserer erhaltenen Varianten wiederkehrenden Anfang:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω[3])

vor anderen einen Vorzug gab.

Von diesen beiden Varianten sagt Wilamowitz[4]): 'Beide Sprüche sind schwerlich viel jünger als die That; das zeigt an dem einen die *ἰσονομία* wofür schon Aristophanes *δημοκρατία* gesagt haben würde, an dem anderen die Form *Ἀθηνάα*, die das Versmafs fordert, aber die vornehme Dichtersprache nicht beliebt hat.' Ob die Begründung zwingend ist, mag man bezweifeln — vielleicht stimmt die chronologische Fixierung des Ausdrucks *ἰσονομία* schlecht zu einer Stelle wie Thukydides III 82, 8 —, dafs die Datierung aber richtig ist, scheint mir unzweifelhaft. Schon allein die Rolle, die das Harmodioslied bei Aristophanes mehrfach spielt, beweist sein hohes Alter.

Wir werden um so eher die Entstehung der Liedchen nah an das Ereignis hinanrücken — nicht über die wirkliche Befreiung Athens hinauf natürlich[5]) —, als auch aller anderen Skolien sichere[6]) historische Anspielungen in dieselbe Zeit weisen.

Für das eine der bei Athenaios überlieferten hat uns erst Aristoteles in der *Ἀθηναίων πολιτεία* die Erklärung gegeben: *ἔτι δὲ πρότερον τῶν Ἀλκμεονιδῶν Κήδων ἐπέθετο τοῖς τυράννοις· διὸ καὶ ᾖδον καὶ εἰς τοῦτον ἐν τοῖς σκολίοις·*

ἔγχει καὶ Κήδωνι, διάκονε, μηδ' ἐπιλήθου,
εἰ χρὴ τοῖς ἀγαθοῖς ἀνδράσιν οἰνοχοεῖν.

Für das andere waren wir schon vorher nicht auf Athenaios angewiesen und besafsen auch die Erklärung. Jetzt tritt auch hier Aristoteles ein mit einer Erklärung, auf die die im Etymologicum Magnum (361, 31) wohl zurückgeht: *οἱ φυγάδες, ὧν οἱ Ἀλκμεωνίδαι προειστήκεσαν, αὐτοὶ μὲν δι' αὑτῶν οὐκ ἠδύναντο ποιήσασθαι τὴν κάθοδον, ἀλλ' αἰεὶ προσέπταιον· ἔν τε γὰρ τοῖς ἄλλοις οἷς ἔπραττον διεσφάλλοντο, καὶ τειχίσαντες ἐν τῇ χώρᾳ Λιψύδριον τὸ ὑπὲρ*

---

[1]) Hypereides gegen Philippides; vgl. Reitzenstein S. 26 f.

[2]) Reitzenstein S. 3 f. [3]) Vgl. hierüber Wilamowitz I 109, 18.

[4]) II 319. [5]) Wie Hude, Fleckeisens Jahrb. CXLV (1892) S. 170.

[6]) Dazu scheint mir nicht zu gehören die Beziehung, die Reitzenstein (S. 14) vermutet zwischen dem Panskolion und den Perserkriegen: 'Demnach ist die Sammlung in Athen gemacht und zwar nach den Perserkriegen, in welchen der arkadische Pan zum Siege beigetragen hat. Dies bezeugt das unmittelbar anschliefsende Lied *Ἐνικήσαμεν ὡς ἐβουλόμεσθα*, dessen Verbindung mit dem Panlied jedem ins Auge fällt.' Vgl. Wilamowitz S. 318.

Πάρνηθος, εἰς ὃ συνεξῆλθόν τινες τῶν ἐκ τοῦ ἄστεως, ἐξεπολιορκήθησαν ὑπὸ τῶν τυράννων, ὅθεν ὕστερον μετὰ ταύτην τὴν συμφορὰν ᾖδον ἐν τοῖς σκολίοις αἰεί·

> *αἰαῖ Λειψύδριον προδωσέταιρον,*
> *οἵους ἄνδρας ἀπώλεσας μάχεσθαι*
> *ἀγαθούς τε καὶ εὐπατρίδας*
> *οἳ τότ' ἔδειξαν οἵων πατέρων ἔσαν.*

Hinzukommt vielleicht noch ein drittes Skolion, das bei Athenaios fehlende Kleitagora(s)-Skolion. Der Sinn dieses nirgends vollständig überlieferten Liedchens:

χρήματα καὶ βίον (Bergk statt *βίαν*) *Κλειταγόρᾳ τε κἀμοὶ μετὰ Θετταλῶν* — —

ist zwar dunkel, und wir wissen nicht einmal, ob der Name weiblich oder männlich ist; aber wenn der Scholiast zu Aristophanes' 'Wespen' V. 1243 sagt: *Ἀθηναίοις δὲ Θετταλοὶ συνεμάχησαν ἐν τῷ πρὸς τοὺς τυράννους πολέμῳ*, so wird ihm doch wohl der zweite uns nicht erhaltene Vers Anlafs gegeben haben gerade dies zur Erklärung beizubringen, und wir haben allen Grund anzunehmen, dafs auch dieses Skolion an die Befreiung Athens anknüpfte.

Dafs diese Befreiung nicht den Tyrannenmördern verdankt ward, wufsten Historiker auch im Altertum. Die verbannten Adligen und die Spartaner waren die Befreier. Aber das wollte die demokratische Legende nicht gelten lassen. Den Harmodiosskolien der Demokraten setzten dann die Aristokraten das Lied vom Leipsydrion zur Verherrlichung ihrer Vorfahren gegenüber und vielleicht auch das auf Kedon.

Wir dürfen wohl diese Skolien eher politische als historische Lieder nennen — auch wenn Kedon nicht, wie Wilamowitz meint, anwesend war bei dem Mahl, wo sein Skolion zuerst gesungen wurde. Denn bei den Harmodiosliedern ist es die Politik der Gegenwart, die zu der Umgestaltung der historischen Thatsache geführt hat, und das Lied vom Leipsydrion wäre vielleicht überhaupt nicht entstanden, da das Ereignis an sich ohne Folgen war, wenn nicht die Adligen durch die Entstellung des Harmodioslieds herausgefordert worden wären.

Auf jeden Fall sind die Harmodiosskolien weitaus die älteste litterarische Überlieferung über das Ereignis, und Herodot wird recht haben, wenn er den Ruhm der Tyrannenmörder schon zur Zeit der Schlacht bei Marathon als feststehend gelten läfst, indem er (VI 109) den Miltiades zu Kallimachos sagen läfst: *ἐν σοὶ νῦν, Καλλίμαχε, ἐστὶν ἢ καταδουλῶσαι Ἀθήνας, ἢ ἐλευθέρας ποιήσαντα μνημόσυνα λιπέσθαι ἐς τὸν ἅπαντα ἀνθρώπων βίον, οἷα οὐδὲ Ἁρμόδιός τε καὶ Ἀριστογείτων* . . .

Neben diese älteste litterarische Überlieferung tritt nun aber gleichalterig und gleichartig die m o n u m e n t a l e.

Pausanias sah auf dem Markt von Athen zwei Gruppen der Tyrannenmörder nebeneinander (I 8, 5): *οὐ πόρρω δὲ ἑστᾶσιν Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων οἱ κτείναντες Ἵππαρχον· αἰτία δὲ ἥτις ἐγένετο, καὶ τὸ ἔργον ὅντινα τρόπον ἔπραξαν, ἑτέροις ἐστὶν εἰρημένα. τῶν δὲ ἀνδριάντων οἱ μέν εἰσι Κριτίου*

τέχνη, τοὺς δὲ ἀρχαίους ἐποίησεν Ἀντήνωρ. Ξέρξου δέ, ὡς εἷλεν Ἀθήνας ἐκλιπόντων τὸ ἄστυ Ἀθηναίων, ἀπαγαγομένου καὶ τούτους ἅτε λάφυρα, κατέπεμψεν ὕστερον Ἀθηναίοις Ἀντίοχος.



Abb. 1. Relief eines Marmorsessels aus Athen

Um ihres merkwürdigen Schicksals willen erwähnen die ältere Gruppe auch Arrian[1]) und Valerius Maximus[2]); bei Plinius[3]) hat sich die auf sie bezügliche Notiz in das Verzeichnis der Werke des Praxiteles verirrt: nach Arrian und Plinius hätte schon Alexander selbst, nach Valerius Seleukos den Athenern die Statuen zurückgegeben.[4]) Auf die jüngere Gruppe dagegen bezieht sich die Angabe des Marmor Parium, wonach sie unter dem Archontat des Adeimantos Ol. 75, 4 (477 v. Chr.) aufgestellt worden wäre.[5]) Die jüngere kann auch nur gemeint sein in jenen Versen der 'Lysistrate', die uns von dem Bewegungsmotiv eine Vorstellung zu geben scheinen (V. 631 f.)[6]):

ἀλλ' ἐμοῦ μὲν οὐ τυραννεύσουσ', ἐπεὶ φυλάξομαι
καὶ φορήσω τὸ ξίφος τὸ λοιπὸν ἐν μύρτου κλαδὶ
ἀγοράσω τ' ἐν τοῖς ὅπλοις ἑξῆς Ἀριστογείτονι
ὧδε θ' ἑστήξω παρ' αὐτόν· αὐτὸ γάρ μοι γίγνεται
τῆς θεοῖς ἐχθρᾶς πατάξαι τῆσδε γραὸς τὴν γνάθον.

[1] Arrian, Anab. III 16, 7: *πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα κατελήφθη αὐτοῦ, ὅσα Ξέρξης ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος ἄγων ἦλθε, τά τε ἄλλα καὶ Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος χαλκαῖ εἰκόνες. καὶ ταύτας Ἀθηναίοις ὀπίσω πέμπει Ἀλέξανδρος, καὶ νῦν κεῖνται Ἀθήνησιν ἐν Κεραμεικῷ αἱ εἰκόνες, ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν, καταντικρὺ μάλιστα τοῦ Μητρῴου, οὐ μακρὰν τῶν Εὐδανέμων τοῦ βωμοῦ.* Vgl. auch VII 19, 2.

[2]) Valer. Max. II 10 ext. 1 (S. 109 ed. Halm): *Harmodii et Aristogitonis, qui Athenas tyrannide liberare conati sunt, effigies aeneas Xerxes ea urbe devicta in regnum suum transtulit. Longo deinde interiecto tempore Seleucus in pristinam sedem reportandas curavit.*

[3]) Plin. Nat. hist. XXXIV 70 ... *Harmodium et Aristogitonem tyrannicidas, quos a Xerxe Persarum rege captos victa Perside Atheniensibus remisit Magnus Alexander.* Mit Unrecht hat man darnach eine dritte Gruppe angenommen.

[4]) Diese letztere Überlieferung will Wachsmuth (Stadt Athen im Altertum II 1 S. 394, 4) auch bei Pausanias herstellen, indem er *Σέλευκος ὁ Ἀντιόχου* statt *Ἀντίοχος* zu schreiben vorschlägt: 'gerade nach diesem Wort setzt ja die grofse Verwirrung in den Handschriften ein'. In der That ist diese Überlieferung wahrscheinlich richtig, weil sie sonst schwerlich neben der anderen aufgekommen wäre, während sehr leicht auf Alexander übertragen werden konnte, was erst sein Nachfolger ausführte. Vgl. auch Gellius VII 17, 2.

[5]) Chron. Par. Z. 70 f.: *ἀφ' οὗ ... καὶ οἱ εἰκόνες ἐστάθησαν Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος ἔτη* ΗΗΔΙΙ [ΙΙ] *ἄρχοντος Ἀθήνησι[ν Ἀ]δειμάντου.*

[6]) E. Petersen, Hermes XV (1880) S. 476.

Nach den Worten des Pausanias müssen wir annehmen, dafs die Gruppe des Antenor als die ältere kenntlich war; in Stellung und Gruppierung aber werden Kritios und Nesiotes[1]) sich gewifs so viel als möglich an jene, die sie ersetzen sollten, gehalten haben.

Es ist das Verdienst O. M. von Stackelbergs, zuerst Nachbildungen der Gruppe der Tyrannenmörder in dem Relief eines Marmorsessels aus Athen (Abb. 1) und auf einer attischen Tetradrachme (s. Schlufsvign.) nachgewiesen zu haben.[2]) Das Marmorrelief ist darnach am besten von Michaelis im Journal of Hellenic studies[3]) veröffentlicht worden; zu der einen Tetradrachme haben sich andere[4]), haben sich Bleimarken[5]) (Abb. 2. 3) und das Schildzeichen der Athena auf einer panathenäischen Preisamphora[6]) (Abb. 4) hinzugefunden.[7])

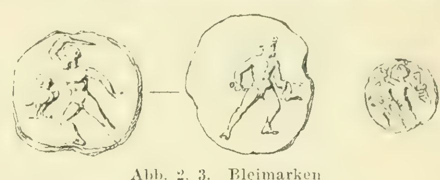


Abb. 2. 3. Bleimarken

Ein Teil dieses Materials genügte für Friederichs, um in zwei Statuen des Museums von Neapel Kopien der athenischen Gruppe nachzuweisen.[8]) Zwei

---

[1]) Dafs die beiden, auch sonst verbundenen Künstler gemeinsam das Werk geschaffen, bezeugt Lukian, Philopseud. 18.

[2]) Gräber der Hellenen S. 33 f. Stackelberg läfst dabei allerdings den Xerxes die Gruppe des Praxiteles rauben, ohne sich zu verwundern, schreibt die Ersatzgruppe dem Antenor zu und weifs von Kritios überhaupt nichts (vgl. Welcker A. D. II S. 213 f.); auch hält er den älteren, bärtigen der beiden für Harmodios.

[3]) Journal of Hellenic studies 1884 Taf. 48; wenn in Blümners Pausanias-Kommentar (I 1 S. 164) daneben Jahrb. d. preufs. Kunstsamml. V 146 Taf. 48 citiert wird, so scheint das auf ein Versehen bei Wachsmuth zurückzugehen, wo (II 1 S. 395, 5) Jahrb. pr. Kunsts. statt Journal of Hell. stud. sich eingeschlichen hat.

[4]) Imhoof-Gardner, Numismatic commentary on Pausanias: Journal of Hell. stud. 1887 S. 146, Taf. DD 14—18; Catalogue of Greek coins in the British Museum, Attica Taf. XIII 4; vgl. S. LIII. Auf eine Tetradrachme etwa der gleichen Zeit (88/87 v. Chr.), auf der Harmodios allein dargestellt ist, machte Köhler zuerst aufmerksam: Zeitschrift f. Numismatik XII (1885) S. 109 f.; v. Sallet, ebd XIII (1885) S. 62 f. Taf. III (s. Schlufsvign. unten S. 634).

[5]) Archäol. Zeitg. XXVII (1869) Taf. 24, 1; Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien 1875 S. 618; Archäol.-epigr. Mitt. aus Österreich III (1879) Taf. 6, 2; Bullet. de corr. hellén. 1884 Taf. III 71.

[6]) Monumenti dell' instituto X Taf. 48[d].

[7]) Das ganze Material ist hier in Abbildungen zusammengestellt, wie Monumenti VIII Taf. 46 und vollständiger Wiener Vorlegeblätter Serie VII Taf. VII. — Entfernter verwandt ist die Darstellung auf drei Vasen: der Lekythos Scaramanga: Archäol.-epigr. Mitt. aus Österreich III (1879) Taf. VI (dazu Petersen S. 76—86 und Overbeck, Leipziger Berichte XLIV [1892] S. 34 f.) = Vignette über diesem Aufsatz, dem Würzburger Stamnos: Archäol. Zeit. XLI (1883) Taf. 12 (dazu Böhlau Sp. 215 f.) = Abb. 5 unt. S. 621 und der neuerdings in Gela gefundenen Vase, die durch Reste der Inschriften Ἁρμ]όδιος und Ἵππ[αρ]χος Böhlaus Deutung des verwandten Würzburger Bildes bestätigt: Notizie degli scavi 1900 S. 276; Petersen, Röm. Mitt. XVI (1901) S. 103. Auf der Lekythos Scaramanga ist nicht, wie auf den anderen Denkmälern, die Gruppe als solche wiederholt, sondern sie will die beiden Freunde lebend zur That eilend darstellen, 'was sie freilich nur mit den durch die öffentlichen Standbilder typisch gewordenen Formen zu thun vermag' (Petersen S. 78). Auf den beiden anderen Gefäfsen ist die gleiche Absicht durch die Hinzufügung des Hipparch noch deutlicher gemacht.

[8]) Archäolog. Zeitg. XI (1859) Sp. 65—72. Früher hat Bursian (bei Ersch und Gruber I 82 S. 419), in neuerer Zeit allein Curtius widersprochen (Hermes XV [1880] S. 147—153),

Männer zum Angriff weit ausschreitend nebeneinander, der eine über seinem Haupt das Schwert schwingend, der andere mit dem Mantel[1]) über dem vorgestreckten linken Arm, in der gesenkten Rechten die Waffe: so viel lassen alle Denkmäler erkennen, und so ließen sich leicht die beiden Farnesischen Statuen, die man bis dahin als Athleten einander gegenübergestellt hatte, anordnen und ergänzen.[2]) Auf dem Sesselrelief ließ sich noch erkennen, daß der links stehende eigentliche Angreifer unbärtig, der Sekundant bärtig ist[3]), jener also Harmodios, dieser der ältere Aristogeiton. Bei den Statuen in Neapel war nur der eine Kopf zugehörig, der des Harmodios. Der Kopf des anderen ist zwar antik, aber um anderthalb Jahrhundert jünger: an seiner Stelle wird man sich einen bärtigen Kopf denken müssen und hat der Statue im Abguß, um einen einheitlicheren Eindruck zu



Abb. 1. Schildzeichen der Athena auf einer panathenaischen Preisamphora

aber daß auch er den Widerspruch und die eigene Deutung der Statuen schließlich hat fallen lassen, darf man wohl (trotz Archäol. Zeitg. 1882 Sp. 162) daraus schließen, daß er den kleinen Aufsatz nicht in die 'Gesammelten Abhandlungen' aufgenommen hat. Gleich im selben Band des Hermes hatte ihn E. Petersen mit guten Gründen widerlegt (S. 475 f.).

[1]) Darüber s. jetzt Petersen, Röm. Mitt. XVI (1901) S. 98 f.

[2]) Über Erhaltungszustand und Ergänzung der Neapeler Statuen haben neuestens gehandelt Sauer, Röm. Mitt. XV (1900) S. 219 f. und Petersen ebd. XVI (1901) S. 97 f.; und Michaelis hat in seiner 'Festgabe für die Archäologische Sektion der XLVI. Versamml. deutscher Philol. u. Schulm.' die Gruppe so abgebildet, wie sie in dem Straßburger Gipsabguß hergerichtet worden ist (S. 24 f., aber dazu auch Petersen a. a. O. S. 105, 1). Diese Abbildung durfte auf S. 622 wiederholt werden. Von der Frage, ob Harmodios oder Aristogeiton etwas voranstand, sehe ich ab, da ich angesichts der Erörterungen von Sauer (Anfänge der statuarischen Gruppe S. 45 f.), wie auch der früheren von Petersen und Overbeck und der neueren und neuesten, wiederum von Overbeck (Leipziger Berichte XLIV [1892] S. 34 f.) und Petersen (in anderem Sinne als früher Röm. Mitt. a. a. O. S. 105 f.) den Eindruck habe, daß sich diese Frage wissenschaftlicher Feststellung entzieht. Die Schrift von Patroni, La scultura greca arcaica e le statue dei tirannicidi in den Atti della R. Accademia di Napoli XIX ist mir unzugänglich geblieben. Auch die Frage nach der Aufstellung der Gruppe auf dem Markt und im Verhältnis zu der Panathenäenfeststraße scheint mir nicht zu beantworten zu sein (trotz Petersens neuester Erörterung a. a. O. S. 103 f.).

[3]) Bildnistreue konnte man bei den vor Jahren Verstorbenen selbst von Antenor nicht verlangen, und noch weniger konnten Kritios und Nesiotes nach anderthalb Menschenaltern wissen, wie die beiden Helden ausgesehen hatten. In der Geschichte der griechischen Ikonographie braucht den Neapler Statuen deshalb kein Platz angewiesen zu werden. Versucht man es das zu thun (wie Förster, Das Porträt in der griechischen Plastik S. 10 f. — und auch Petersen, Röm. Mitt. a. a. O. meint, daß das kurze Lockenhaar des Harmodios 'gewiß nach dem Leben' gebildet sei —), so führt das notwendig zu einer Unterschätzung des Sinnes für individuelle Bildnisähnlichkeit, von dem doch der Berliner Kopf aus der Sammlung Saburoff bereits eine hohe Vorstellung giebt (Winter, Über die griechische Porträtkunst S. 8).

erreichen, zuweilen beispielsweise den zeitlich nahstehenden sogenannten Pherekydeskopf[1]) gegeben.[2])

Die Frage, welche der beiden Gruppen auf Münzen und Sessellehne, auf Vase und Bleimarke abgebildet sei, die des Antenor oder die des Kritios und Nesiotes, konnte man sich nur insofern vorlegen, als man sich fragte, ob eines dieser Denkmäler nachweislich in die Zeit gehöre, zu der die ältere Gruppe



Abb. 5. Vase in Würzburg

noch in der Verbannung war.[3]) Denn Gruppierung und Bewegung war, wie man annehmen mufste, bei beiden Gruppen dieselbe[4]), und wenn das Sesselrelief einen jüngeren Stil noch erkennen liefse, so wäre das doch einer, den man auch dem Kritios nicht zuschreiben könnte: dem Verfertiger des Reliefs wäre es eben auf eine stilgetreue Wiedergabe seines Vorbildes nicht angekommen.[5])

[1]) Friederichs-Wolters 231; Hübner, Antike Bildwerke in Madrid S. 110 176; vgl. darüber Petersen, Römische Mitteilungen 1901 S. 105, 1.

[2]) Harmodios war die Hauptperson. Ich kann aber auch nicht zugeben, dafs 'die Denkmäler', wie Petersen neuerdings wieder (Röm. Mitt. XVI [1901] S. 102 f.) befürwortet, beweisen, dafs Aristogeiton dem Hipparch den ersten Stofs versetzt habe. Jeder Beschauer mufs, meine ich, den Eindruck gehabt haben, dafs das über dem Haupt geschwungene Schwert des Harmodios eher auf den unsichtbaren Gegner niedersausen würde, als der gezückte Dolch des anderen ihn treffen könnte, der beim Angriff noch an die Sicherung des Freundes — oder gar an seine eigene, wie Petersen will — denkt. Die Vasenbilder können diesen Eindruck der Erzgruppe nicht zweifelhaft machen (Petersen a. a. O. S. 103).

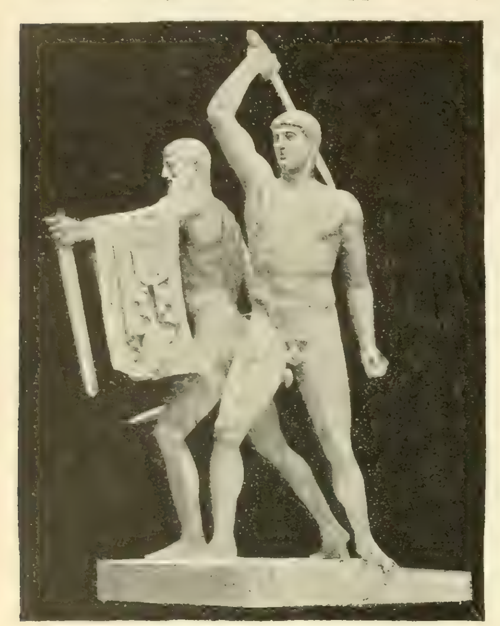
[3]) Das könnte allenfalls von der Preisamphora gelten; vgl. Petersen, Arch.-epigraph. Mitt. aus Österreich III (1879) S. 78.

[4]) Benndorf, Annali 1867.

[5]) In der That versucht aber das Relief, wie man später erkannt hat, den alten Stil wiederzugeben; vgl. Michaelis a. a. O. S. 147.

Mit anderen Ansprüchen und Erwartungen durfte man vor die Marmorkopien in Neapel treten[1]) und that es um so mehr, je erwünschter es war, durch die sichere Zuweisung dieser Gruppe an den einen oder den anderen namhaften Künstler einen festen Punkt zu gewinnen in einer besonders wichtigen und besonders dunklen Periode der griechischen Bildkunst.

Freilich von Antenor wufsten wir gar nichts: sein Name war nur im Zusammenhang mit der Gruppe der Tyrannenmörder überliefert. Die Charakte-





Die Statuen der Tyrannenmörder in Neapel in der Anordnung und Ergänzung der Strafsburger Gipsabgüsse. Aus Springer-Michaelis, Handbuch der Geschichte der Kunst des Altertums

ristik aber, die Lukian (*ῥητ. διδάσκ.* 9) von der Art des Kritios und Nesiotes giebt — *ἀπεσφιγμένα καὶ νευρώδη καὶ σκληρὰ καὶ ἀκριβῶς ἀποτεταμένα ταῖς γραμμαῖς* —, schien wohl mit der der Statuen in Neapel vereinbar; doch sie sollte ja nur die Charakteristik altertümlicher Werke sein: *οἷα τὰ τῆς παλαιᾶς ἐργασίας ἐστίν, Ἡγησίου καὶ τῶν ἀμφὶ Κρίτιον καὶ Νησιώτην.*[2])

Eine Zeitbestimmung der Kopien, die etwa die ältere Gruppe als Vorbild ausgeschlossen hätte, war und ist auch heute noch unmöglich. So war man

[1]) Unberechtigtes Mifstrauen gegen die Treue dieser Kopien spricht de Ridder aus (Bulletin de corr. hellén. 1897 S. 254).

[2]) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I 104 f., aber auch griech. Kunstgesch. II 198. Benndorf wollte in den Statuen des Giardino Boboli Kopien der jüngeren Gruppe und deshalb in den Farnesischen Statuen Kopien nach Antenor sehen: Annali 1867 S. 304 f.; Archäol. Zeit. 1869 S. 106 f. Aber der Zustand der Florentiner Statuen scheint mir eine sichere Beurteilung auszuschliefsen; vgl. Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien II 77 und Archäol. Zeit. 1874 S. 163; Petersen, Arch.-epigr. Mitt. III (1879) S. 79 f.; Amelung, Antiken in Florenz S. 142 f.; jetzt auch Joubin, La sculpt. grecque S. 46, 2. Auf keinen Fall könnte der Kopf des vermeintlichen Harmodios (Arndt, Einzelverkauf) als eine treue Kopie nach Kritios gelten; vgl. Brunn, Kunstgeschichte II 196.

auf unmaſsgebliche Erwägungen angewiesen wie die, daſs man doch wohl eher 'die jüngere und mutmaſslich vollendetere Gruppe' kopiert haben möchte, wogegen dann leicht jemand einwenden konnte, daſs die ältere Gruppe doch schon ihres Schicksals wegen die merkwürdigere gewesen sein müsse.

Da schien die Auffindung einer Inschrift des Antenor auf der Akropolis von Athen und die glückliche Verbindung dieser Künstlerinschrift mit einem uns erhaltenen Werk die Frage auf einen neuen Boden zu stellen.[1] Leider aber sollte es sich bald zeigen, daſs auch dieser neue Boden der festeste nicht ist. Den Entdecker der Antenorstatue hatte der Vergleich ihres Kopfes mit dem des Harmodios, obgleich er die Unterschiede nicht verkannte, zu dem Ergebnis geführt, daſs die uns erhaltenen Tyrannenmörder das Werk des Antenor wiedergäben.[2] Einen anderen Forscher führte dieselbe Vergleichung zu dem entgegengesetzten Resultat[3], ein dritter bezweifelte die Sicherheit auch dieses Schlusses[4], während ein vierter die Grundlage der ganzen Erörterung, die Zusammengehörigkeit der Antenorinschrift mit der Statue, anfocht.[5]

Studniczkas Kombination kommt mir auch heute noch überaus wahrscheinlich vor, obgleich Heberdeys Verteidigung mir noch mehr als Gardners Anfechtung geeignet schien, Bedenken zu erregen. Ist aber die Kombination richtig, so scheint mir Graefs Beweisführung auch heute noch bündig. Es ist aber seine These, wenn ich nicht irre, gar nicht von jener Kombination abhängig: es ist nicht nur die Vergleichung mit älteren Werken, die uns empfiehlt, in dem Harmodios das Werk des jüngeren Meisters zu sehen, sondern auch die mit späteren. Wenn wir den Harmodios im letzten Jahrzehnt des VI. Jahrh. entstanden denken, so drängen wir nicht nur sehr Verschiedenes in einen kurzen Zeitraum, wo nicht in eine Künstlerlaufbahn zusammen, sondern wir schaffen auch eine gähnende Lücke in den folgenden Jahrzehnten, einen unwahrscheinlichen Stillstand der Kunst.[6]

Aber mag es immerhin unentschieden bleiben, ob Antenor oder Kritios,

---

[1]) Studniczka, Jahrbuch des Archäol. Inst. II (1887) S. 135 f.

[2]) A. a. O. S. 141 f. Ihm stimmten bei Wachsmuth (Stadt Athen II 1 S. 396, 2) und Collignon (Histoire de la sculpture I 372); aber Studniczka gab selbst seine Ansicht sehr bald auf.

[3]) B. Graef, Mitt. des Archäol. Inst. in Athen XV (1890) S. 1 f. Die Beobachtungen bleiben bestehen, auch wenn man den Schluſs zu ziehen sich scheut.

[4]) Winter, Jahreshefte des Österr. archäol. Inst III (1900) S. 132. Die Gröſse der Fortschritte innerhalb eines Künstlerlebens, die uns die Werke des Vasenmalers Euphronios beobachten lassen, läſst uns die gleiche Entwickelungsfähigkeit bei den Bildhauern der Zeit annehmen und nötigt zu der 'Folgerung, daſs die über den Stil der Antenorfigur von der Akropolis so weit hinausgehende freiere Behandlung der Neapler Statuen keinen zwingenden Grund abgiebt, die Gruppe dem Antenor abzusprechen.' Vgl. auch Homolle, Mémoires et Monuments Piot IV 204.

[5]) E. Gardner, Journal of Hell. stud. X 278 f. und dagegen Heberdey, Ath. Mitt. XV (1890) S. 126 f.

[6]) Ähnlich urteilt auf Grund eingehender Vergleichung A. Joubin in seinem vor kurzem erschienenen Buche: La sculpture grecque entre les guerres médiques et l'époque de Périclès (Paris 1901) S. 51 f.

ob letztes Jahrzehnt des VI., oder drittes Jahrzehnt des V. Jahrh.: auf jeden Fall besitzen wir in der Gruppe ein historisch überaus merkwürdiges Denkmal.

Um die Bedeutung des Denkmals völlig zu würdigen, scheint es nötig, sich die litterarische Überlieferung über die That des Harmodios zu vergegenwärtigen. Diese ist in den zehn Jahren seit der Auffindung der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles vielfach behandelt worden, weil Aristoteles hier an der von Thukydides im Ton des Besserwissens vorgetragenen Erzählung eine scharfe Kritik übt, die manchem für die Autorität des grofsen Historikers verhängnisvoll erschienen ist, auf jeden Fall ein interessantes Problem bietet.[1])

Schon Herodot weifs sehr wohl, dafs nicht Harmodios und Aristogeiton Athen von der Tyrannis befreit haben, dafs dies Verdienst vielmehr den Alkmeoniden und den Spartanern gebührt.[2]) Nach Thukydides hätten aber auch die Athener insgesamt (ὁ δῆμος), die zur Zeit der Hermenfrevel sich vor einer Wiederkehr der Tyrannenherrschaft fürchteten, gewufst, dafs ihre Vorfahren sich nicht aus eigener Kraft und durch die That des Harmodios befreit hatten, sondern nur mit Hilfe der Spartaner.[3]) Dennoch hält Thukydides es für nötig, zweimal von dem Ereignis zu sprechen, das eine Mal in einem ausführlichen Exkurs. Im ersten Buch (I 20) wird als Beispiel für die Kritiklosigkeit, mit der die Menschen die Überlieferung vergangener Ereignisse hinnehmen, angeführt, dafs die meisten Athener glaubten, mit Hipparch hätten Harmodios und Aristogeiton den Tyrannen beseitigt, während doch thatsächlich Hippias als der ältere Bruder der Herrscher gewesen und Hipparch nur gefallen sei, weil die Verschworenen geglaubt hätten, dafs ihre Sache dem Hippias verraten wäre und doch wenigstens etwas hätten ausführen wollen. Danach könnte man meinen, dafs der Historiker die Befreiung der Stadt und nicht Privatrache für das Motiv der That gehalten hätte. Im sechsten Buch aber (VI 54 ff.) spricht er eingehend von den persönlichen Beweggründen der Tyrannenmörder. Durch ein gar lockeres Band ist, wie wir eben sahen, die Episode mit der Erzählung von den Hermokopiden verknüpft, und sie mufs dem Schriftsteller sehr am Herzen gelegen haben, da er sie sozusagen an den Haaren herbeigezogen hat. Er will die leidenschaftliche Verwickelung, die zu der That führte, eingehend erzählen, um zu zeigen, wie wenig die Athener in ihrer eigenen Geschichte Bescheid wissen. Denn nicht Hipparch, wie die meisten annehmen, sondern Hippias, als der Älteste, war der Nachfolger des Vaters in der Herrschaft. Auf Hipparch aber ward Aristogeiton eifersüchtig, weil er fürchtete, dafs er ihm seinen Liebling abspenstig machen würde, und fafste deshalb den Plan, den Tyrannen zu stürzen. Anderseits war Hipparch über die Zurückweisung des Harmodios erbittert und suchte sich zu rächen, indem er dessen Schwester von einem Festzug ausschliefsen liefs. Da schritten Aristogeiton und Harmodios zu gemeinsamer That. Sie warteten nur das Panathenäenfest ab, weil

---

[1]) Ad. Bauer, Die Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898 S. 467—474.

[2]) V 55 f. V 62 f. VI 123 vgl. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I 116 f.. Die volkstümliche Ansicht läfst Herodot aber VI 109 den Miltiades aussprechen.

[3]) VI 53, 3

dann allein, ohne dafs es auffiel, die Bürger im Festzug Waffen tragen konnten (VI 56, 2), und die Verschworenen gegen die Leibwache der Tyrannen auf die Bürger rechnen mufsten, wenn sie auch selbst den ersten Schlag führen wollten. Nicht viele waren eingeweiht: man hoffte, dafs auch die Uneingeweihten losschlagen würden, wenn erst ein Anfang gemacht wäre. Als aber Harmodios und Aristogeiton einen der Eingeweihten mit Hippias in freundlichem Gespräch sahen, glaubten sie verraten zu sein. Da wollten sie wenigstens ihren Beleidiger treffen, ehe sie selbst die Strafe ereilte, und erschlugen den Hipparch (VI 57, 3). Harmodios fand dann auf der Stelle seinen Tod, Aristogeiton ward später ergriffen. Hippias bewahrte kaltes Blut und wufste die bewaffneten Teilnehmer des Festzugs durch eine List zu entwaffnen und die Verschworenen zu entdecken. Die Athener aber lernten jetzt erst die Tyrannis im schlimmen Sinne kennen, während bis dahin die Pisistratiden ein mildes Szepter geführt hatten.

Thukydides thut sich auf sein Besserwissen viel zu gut.[1]) Man hat vermutet, dafs es Familienbeziehungen zu dem Geschlecht der Tyrannen waren, denen er besonders zuverlässige Kunde über das Ereignis verdankte oder zu verdanken meinte.[2])

Da kommt nun ein Jahrhundert später Aristototeles (*Ἀθην. πολ.* Kap. 18) und will noch besser unterrichtet sein. Thukydides spricht nur von drei Söhnen und kann sich für ihre Namen auf eine Urkunde berufen. Aristoteles weifs von vieren, zweien von der athenischen Gattin, Hippias und Hipparch, zweien von einer Argiverin, Iophon und Hegesistratos. Der Name Thessalos, den Thukydides als dritten nennt, soll nur ein Beiname des Hegesistratos gewesen sein. ‘Von diesen Söhnen nun waren Hippias und Hipparchos nach dem Rechte ihrer Geburt, sowie wegen ihres Alters, die Machthaber. Hippias als der ältere, staatsmännisch beanlagt und besonnen, stand an der Spitze des Regiments; Hipparchos war zu fröhlichem Lebensgenufs aufgelegt, verliebter Natur und ein Freund der Poesie: er ist es auch gewesen, der den Anakreon, den Simonides und die anderen Dichter nach Athen berief; der viel jüngere Thessalos dagegen neigte in seiner Lebensführung zu Übermut und Gewaltthat: er gab auch die Veranlassung zu den Ereignissen, welche für sein Haus die Quelle alles Unheils geworden.’[3]) Von Thessalos also wird darauf dasselbe er-

---

[1]) In Bezug auf das Altersverhältnis der Pisistratiden sagt er: *εἰδὼς μὲν καὶ ἀκοῇ ἀκριβέστερον ἄλλων ἰσχυρίζομαι.* Corssens Erklärung dieser Worte (Rhein. Museum LI [1896] S. 237), wonach der Ausdruck *ἀκοῇ* nicht auf Thukydides bezogen werden soll: ‘als Wissender und [darum] zuverlässiger als andere nur nach dem Hörensagen [Behauptende] behaupte ich’, scheint mir allerdings, zum mindesten bei dieser Wortstellung, sprachlich unmöglich zu sein. Ganz verachtet aber auch die *ἀκοή* Thukydides nicht, wenn sie nur nicht *ἀβασανίστως* (I 20 1) aufgenommen wird.

[2]) Wilamowitz I 116; Toepffer, Attische Genealogie S. 382 f.; Wilamowitz, Hermes XXXIV 223 f.

[3]) Übersetzung von Kaibel und Kiefsling. Es ist aber doch wohl nötig, auch den griechischen Text der Stelle herzusetzen: *ἦσαν δὲ κύριοι τῶν μὲν πραγμάτων διὰ τὰ ἀξιώματα καὶ διὰ τὰς ἡλικίας Ἵππαρχος καὶ Ἱππίας, πρεσβύτερος δ᾽ ὢν ὁ Ἱππίας καὶ τῇ φύσει*

zählt, was Thukydides, nur noch ausführlicher, von Hipparch berichtet: die Zurückweisung seiner Anträge durch Harmodios, die Kränkung von dessen Schwester, die Verschwörung der beiden Freunde, bei der nur statt weniger, wie Thukydides sagt, viele beteiligt gewesen sein sollen. Bei der That ist der Schauplatz verschieden: Hippias ist auf der Burg, beim Ziel des Festzugs, Hipparch beim Ausgang, im Kerameikos. Die Verschworenen steigen herunter, als sie sich verraten glauben, und erschlagen den Hipparch — nur um überhaupt etwas zu thun. Von Thessalos ist nicht weiter die Rede. Harmodios fällt, wie bei Thukydides, sogleich unter den Streichen der Leibwache, Aristogeiton wird ergriffen und gefoltert, damit er seine Mitverschworenen nenne. Denn es war nicht so leicht, diese zu entdecken, wie es nach jener Erzählung scheinen könnte, nach der Hippias einfach die Teilnehmer des Festzugs von ihren Waffen wegtreten liefs, und so diejenigen ertappte, welche Dolche bei sich führten. Denn diese Erzählung (*ὁ λεγόμενος λόγος*) kann nicht richtig sein, weil man damals gar nicht mit Waffen aufzog, diesen Brauch vielmehr erst später die Demokratie eingeführt hat. Das Schicksal des Aristogeiton, das Thukydides nur andeutet mit den Worten: 'als er später ergriffen wurde, ging es ihm schlecht', weifs Aristoteles ausführlich zu erzählen, sogar nach verschiedenen Überlieferungen.[1])

Es läfst sich kaum bezweifeln, dafs mit dem *λεγόμενος λόγος* Thukydides gemeint ist: 'es macht das aber die Kritik nur schneidender, wenn ein Schriftsteller gerade in dem, was er mit starkem Selbstbewufstsein als seine bessere Weisheit, im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung vorträgt, durch ein *ὁ λεγόμενος λόγος οὐκ ἀληθής ἐστιν* abgefertigt wird.'[2])

Man hat den Thukydides durch die Kritik für widerlegt gehalten. Aristoteles soll für seine Behauptung urkundliche Quellen gehabt haben.[3]) Aber Thukydides hat seine Annahme 'auf keinen Fall ohne Bedacht aufgestellt'; er setzt die Sitte des Waffentragens nicht als selbstverständlich voraus; auch er nimmt ein Wissen für sich in Anspruch, und Behauptung steht gegen Behauptung.[4]) Auch will Aristoteles auf jeden Fall mit seiner Kritik zu viel beweisen, was ja immer einen ungünstigen Eindruck macht. Denn wenn die Teilnehmer am Festzug keine Waffen trugen, so war jene List freilich überflüssig, aber die Untersuchung auf verborgene Waffen um so leichter.[5])

πολιτικὸς καὶ ἔμφρων ἐπεστάτει τῆς ἀρχῆς. ὁ δὲ Ἵππαρχος παιδιώδης καὶ ἐρωτικὸς καὶ φιλόμουσος ἦν. καὶ τοὺς περὶ Ἀνακρέοντα καὶ Σιμωνίδην καὶ τοὺς ἄλλους ποιητὰς οὗτος ἦν ὁ μεταπεμπόμενος· Θετταλὸς δὲ νεώτερος πολὺ καὶ τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής, ἀφ' οὗ καὶ συνέβη τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς γενέσθαι πάντων τῶν κακῶν.

1) Es ist beachtenswert, dafs hier eine demokratische Version (*ὡς μὲν οἱ δημοτικοί φασιν*) einer anderen gegenübergestellt wird (*ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν*), die den Helden der Freiheit zum Verräter seiner Mitverschworenen macht, also wohl von oligarchischer Seite stammt; vgl. Busolt, Griech. Gesch. II^2 50, 1 und 384, 1.

2) Wilamowitz, Aristoteles und Athen I 108; vgl. Corssen, Rhein. Mus. LI (1896) S. 231.

3) Wilamowitz I 109; Stahl, Rhein. Mus. L (1895) S. 382 f. u. a.

4) Corssen a. a. O. S. 233.

5) Darauf hat schon Rühl hingewiesen (Rh. Mus. XLVI [1891] S. 439, 1); vgl. Busolt II^2 53 Anm.

Es dient der Geschichte von der List des Hippias nicht zur Empfehlung, dafs sie einen Doppelgänger hat in der Erzählung von der List, durch die Peisistratos selbst die Athener entwaffnete, wie bei Aristoteles im fünfzehnten Kapitel zu lesen ist und schon früher durch Polyän (Strateg. I 21, 2) bekannt war.[1] Doch wenn Aristoteles vielleicht auf diese Geschichte seine Behauptung gründet, dafs die Athener in der folgenden Zeit auch beim Fest keine Waffen getragen hätten, so ist die Behauptung schlecht begründet. Selbst wenn die Anekdote die Entwaffnung des Volks beweisen könnte, so wäre es doch nicht unwahrscheinlich, dafs der Herrscher am Fest der Stadtgöttin, das er selbst mit besonderem Glanz ausgestattet hat, ein beschränktes Waffentragen erlaubte — und ein beschränktes behauptet ja auch Thukydides nur: *μετὰ γὰρ ἀσπίδος καὶ δόρατος εἰώθεσαν τὰς πομπὰς ποιεῖν.* Sollte aber Aristoteles seine Behauptung, wie Wilamowitz meint[2], auf eine Urkunde gründen, die die Einführung des Waffentragens beim Fest bezeugt hätte, so könnte es sich immer noch entweder um die Aufhebung jener Einschränkung handeln oder um die Aufhebung eines Verbots, das erst in der letzten Zeit der Tyrannis ergangen sein könnte, als die Erfahrung jenes Panathenäenfestes den Hippias, dessen Herrschaft freilich eine Wiederholung des grofsen Festes nicht mehr gesehen hat, zu gröfserer Vorsicht mahnte.[3]

Mit Recht sagt ferner Corssen: 'Trugen die Bürger in dem Festaufzuge keine Waffen, so konnte kein ungeeigneterer Tag gewählt werden als der, an welchem die Tyrannen ihre ganze militärische Macht entfalteten, und ein Anschlag auf die Herrschaft dem sichersten Mifserfolg entgegensah.' Bei Aristoteles erscheint denn auch der Tag nicht durch vorbedachte Wahl bestimmt: Kränkung und Rache fallen auf denselben Tag. Es geht damit freilich Schlag auf Schlag. Aber die Geschichte wird so nicht 'in sich geschlossener, wahrscheinlicher', wie Wilamowitz meinte, sondern sie wird vielmehr in Ungereimtheiten verstrickt, wie Corssen dargelegt hat.

Es kann keine Rede davon sein, dafs Aristoteles die Erzählung des Thukydides einfach ad absurdum geführt hätte. Zeuge steht gegen Zeuge, die beiden gewichtigsten Zeugen des Altertums, von denen keiner eine Ansicht ohne Gründe aussprach. Aber die Gründe werden uns nicht vollständig vorgelegt, und deshalb ist eine Entscheidung für uns nicht mehr möglich.

Das ist um so mehr zu bedauern, als es sich nicht nur um einen Nebenumstand des Ereignisses handelt. Für die Thukydideische Darstellung ist 'das Waffentragen der Bürger ebensowichtig, wie das Liebesverhältnis zwischen den beiden Tyrannenmördern.' 'Nur so gewinnt die That das doppelte Gesicht, das sie bei Thukydides trägt, die zwar, aus rein persönlichen Motiven entsprungen und in Furcht und Leidenschaft vollbracht, doch in ihrer ursprüng-

[1]) Rohrmoser hält die Erzählung bei Thukydides für das Original (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XLIV [1893] S. 973, 1); vgl. auch Busolt II² 34, 2.

[2]) Wilamowitz möchte in den Worten des Skolions *ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω* einen weiteren Beweis für Aristoteles' Behauptung sehen.

[3]) E. Meyer, Gesch. d. Altertums II 775 und 795.

lichen Absicht und auch in ihren Folgen eine That von eminenter politischer Bedeutung war' (Corssen).

Es scheint mir ein Widerspruch in sich selbst zu sein, wenn Wilamowitz sagt, dafs bei Aristoteles die That 'noch mehr als bei Thukydides den Charakter des Plötzlichen und Persönlichen erhält', dafs aber 'dafür ihre politische Bedeutung wächst, da es in der That auf eine Revolution abgesehen war, nicht auf den Austrag eines Ehrenhandels'. Dafür läfst sich nur das eine anführen, dafs nicht der erschlagen wird, von dem die persönliche Beleidigung ausging, Thessalos, sondern der unschuldige Hipparch. Aber das ist gerade die gröfste Ungereimtheit des Berichts bei Aristoteles, während es bei Thukydides ganz begreiflich ist, dafs die Verschworenen, als der Anschlag in seinem gröfseren geplanten Umfang mifslingt oder zu mifslingen scheint, wenigstens den Beleidiger treffen wollen.

Damit kommen wir zu der auffälligsten Eigentümlichkeit der Aristotelischen Erzählung, die um so auffälliger ist, je weniger Aufhebens Aristoteles davon macht: der Rolle des Thessalos. Thessalos ist es, der den Harmodios kränkt, und ganz unschuldig fällt Hipparch. Auch diese Nachricht will Wilamowitz unbedingt glauben, 'da sich im Gedächtnis der Menschen gar leicht die Wirklichkeit so verschieben konnte, dafs der Getötete auch der Schuldige war'. Andere haben widersprochen, haben an der Version des Thukydides festgehalten, oder den Widerspruch mehr oder weniger gewaltsam wegzuräumen versucht.

Henri Weil[1]) hat in der kurzen Erzählung des ersten Buches, da sich ein Widerspruch mit Aristoteles' Darstellung nicht gerade nachweisen läfst, eine stillschweigende Korrektur des Berichts im sechsten Buch sehen wollen, dessen Irrtümer Thukydides nachträglich erkannt hätte; der Tod, der den Schriftsteller hinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen, hätte ihn auch gehindert, die irrige Darstellung auszuscheiden. Es scheint, dafs diese Hypothese, die für die Geschichte der Entstehung des Thukydideischen Werks von grofser Bedeutung wäre, keinen Beifall gefunden hat, und man wird in der That Bedenken tragen müssen, sie anzunehmen, wenn nicht die Folgerungen, die aus ihr für die Entstehungsgeschichte des Werkes gezogen werden müfsten, noch auf anderem Weg wahrscheinlich gemacht werden können.

Schon der erste Herausgeber der Schrift hat die Worte *Θετταλὸς δὲ νεώτερος πολὺ καὶ τῷ βίῳ θρασὺς καὶ ὑβριστής* (s. die Stelle oben S. 625 f. Anm. 3) als Parenthese aus dem Zusammenhang herausheben wollen, van Herwerden hat sie dann gestrichen, Rohrmoser[2]) hat auch die vorhergehenden Worte noch verdammt, so dafs der Satz *ἀφ' οὗ καὶ συνέβη* sich unmittelbar an *ἐρωτικός* anschliefsen würde, und dieses selbe Radikalmittel hat endlich am nachdrücklichsten Stahl empfohlen.[3])

So bündig als möglich scheint auf den ersten Blick seine Beweisführung, und man bemerkt zunächst kaum eine andere Lücke als die, die bei den

[1]) Journal des Savants 1891 S. 103 f.

[2]) Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien XLIV (1893) S. 974.

[3]) Rhein. Museum L (1895) S. 382 f.

meisten Athetesen sich findet, dafs nicht ersichtlich ist, was einen Leser zu der Randbemerkung veranlafst haben könnte. Dennoch ist es nicht nur moderne Scheu vor dem oft mifsbrauchten, aber doch auch oft bewährten Radikalmittel der Athetese, die nach Corssens Vorgang[1]) die meisten Forscher veranlafst hat, die Annahme einer Interpolation abzulehnen.

Wenn Corssen nur gezeigt hätte, dafs 'durch die Streichung des Thessalos nicht (wie Stahl meinte) alle wesentlichen Differenzen zwischen Thukydides und Aristoteles (bis auf jene eine ausdrücklich hervorgehobene) aufgehoben werden', so läge darin noch kein Beweis gegen die Athetese. Denn die Übereinstimmung mit Thukydides zu fordern, haben wir kein Recht, und ihr Mangel kann einen Grund zu Änderungen nicht abgeben — ebensowenig aber der Mangel der Übereinstimmung mit Herodot oder Ephoros, der bei der Athetese eine Rolle spielt. Nur die Übereinstimmung des Schriftstellers mit sich selbst, zum mindesten in derselben Schrift, dürfen und müssen wir fordern, und das nur kann entscheidend sein, ob sie durch die Athetese, und nur durch sie, hergestellt wird.

Der Widerspruch gegen die Stelle der Aristotelischen Rhetorik (II 24 S. 1401 b), auf den Stahl hingewiesen hat, wird durch die Streichung des Thessalos thatsächlich, wie Corssen zeigt, nicht weggeräumt. Als Beispiel eines Trugschlusses *ἐκ σημείου* führt Aristoteles an: *ταῖς πόλεσι συμφέρουσιν οἱ ἐρῶντες· ὁ γὰρ Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος ἔρως κατέλυσε τὸν τύραννον Ἵππαρχον.* Hiernach müsse, so meinte Stahl (S. 386), Hipparch mit dem *ἔρως* des Harmodios und Aristogeiton etwas zu thun gehabt, eine Rachethat desselben herausgefordert haben. Weit notwendiger aber ist, wenn die Sache als Beweis für den vorangestellten Satz dienen soll, erstens, dafs der Tod des Hipparch das Ende der Tyrannis ist — denn nur darauf kommt es an —, zweitens, dafs das Ende der Tyrannis durch Harmodios' und Aristogeitons *ἔρως* herbeigeführt wird. Das aber steht zu der Darstellung des Aristoteles in der Politik im Widerspruch, in einem Widerspruch, der durch keine Änderung dort weggeräumt werden kann. Es ist also gewifs, dafs Aristoteles hier als Beispiel des Trugschlusses nur die populäre Auffassung, nicht die eigene anführt, da es ja auch auf die Sache gar nicht ankommt, und fein hat Corssen vermutet, dafs er sich damit auf eine Stelle in Platons Symposion beziehe (S. 229 f.).

Wichtiger aber ist auf alle Fälle der Zusammenhang der Stelle selbst. Da hat nun Corssen, wie schon Kaibel[2]), dargelegt, dafs die Eigenschaften — oder, wenn man mit Stahl auch diese streichen wollte, die Handlungsweise —, die von Thessalos auf Hipparch übertragen würden, mit dessen Charakter, wie ihn fast die ganze sonstige Überlieferung, insbesondere Thukydides schildert, ja Aristo-

[1]) Rhein. Museum LI (1896) S. 226 f.

[2]) Stil und Text der *πολιτεία Ἀθηναίων* des Aristoteles S 167. Ein Irrtum Corssens war es, dafs das *Θετταλὸς δὲ νεώτερος* geradezu gefordert werde durch das vorangegangene *ἦσαν δὲ κύριοι μὲν τῶν πραγμάτων . . .*; denn diesem *μέν* entspricht schon das *δὲ* in *πρεσβύτερος δὲ ὢν ὁ Ἱππίας . . .* (Kaibel a. a. O. S. 166).

teles selbst kennzeichnet, völlig unvereinbar sind. Ein Widerspruch also bleibt, und dieser Widerspruch ist gewichtiger als der, in dem die Schilderung des Thessalos mit der in dem Excerpt aus Diodor erhaltenen steht, und kann auch nicht aufgewogen werden durch die Übereinstimmung, in der der Stahlsche Hipparch mit dem typischen Tyrannenbild steht, das in eben jenem Excerpt gezeichnet ist.

Besonders beachtenswert aber scheint mir der Beweis dafür, dafs Thessalos nicht aus dem Zusammenhange zu streichen ist, den Corssen (S. 232) sehr scharfsinnig darin findet, dafs 'Aristoteles, der hier ganz unverkennbar die einzelnen Züge seiner Darstellung dem Thukydides entlehnt, von dem sechsten auf das erste Buch zurückgegriffen hat' mit den Worten, in denen er die Ermordung Hipparchs begründet: *βουλόμενοί τι δρᾶσαι πρὸ τῆς συλλήψεως.* Denn so sagt Thukydides an jener Stelle des ersten Buches: *βουλόμενοι πρὶν ξυλληφθῆναι δράσαντές τι καὶ κινδυνεῦσαι*, während die Wendung des sechsten Buches: *τὸν λυπήσαντα οὖν σφᾶς καὶ δι' ὅνπερ πάντα ἐκινδύνευον ἐβούλοντο πρότερον, εἰ δύναιντο, προτιμωρήσασθαι* allerdings nicht zu gebrauchen war, wenn nicht Hipparch, sondern Thessalos der Beleidiger war.

Corssen sucht zu zeigen, wie des Aristoteles Darstellung sich aus drei verschiedenen Elementen zusammensetzt, aus Bestandteilen des Thukydideischen Berichtes, eigenem Besserwissen und abweichenden Nachrichten von dritter Seite, und ich glaube, dafs diese Anschauung der Wahrheit näher kommt und auch die unverkennbaren Mängel der Erzählung besser erklärt als die von anderer Seite verfochtene, wonach wir bei Thukydides und Aristoteles zwei völlig verschiedene, voneinander unabhängige Überlieferungen hätten.[1])

Es mag uns befremden, bei einem Aristoteles eine so wenig einheitliche, widerspruchsvolle Erzählung zu finden, und dieses und ähnliches Befremden hat ja zu der heute abgethanen Ansicht geführt, dafs die Schrift nicht von Aristoteles sein könne. Dafs aber die Widersprüche überhaupt sich finden in der Überlieferung, kann uns nicht befremden, und wir würden uns selbst den Einblick in die Entstehung der Tradition versperren, wenn wir sie gewaltsam übereinbringen wollten. Dieselben Gegensätze, die wir in der Skolienpoesie zum Ausdruck kommen sahen, haben auch an der Erzählung von der That des Harmodios gearbeitet.

Je lauter die Demokraten den Tyrannenmord priesen, mit um so freundlicheren Farben malten ihre Gegner sich die Zeit der Tyrannis aus. Sie ward schliefslich zum 'goldenen Zeitalter', *ὁ ἐπὶ Κρόνου βίος.*[2]) In dem pseudo-Platonischen Dialog 'Hipparchos' erscheint das Opfer des Harmodios als das Muster eines Herrschers. Der Dialog ist nicht von Platon, und seine Entstehungszeit ist immer noch nicht bestimmt[3]), das Bild des Hipparch wird nicht der Wirk-

[1]) Plathner, Zeitschr. für das Gymnasialwesen LI (1897) S. 462.

[2]) Aristoteles *Ἀθην. πολιτ.* Kap. 16; Ps.-Plat. Hipparch S. 229 B.

[3]) E. Meyer (Gesch. d. Altert. II 775) setzt ihn in Platons Zeit. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I 120) 'weifs zu wenig von der genaueren Zeit, in der der Hipparchos verfafst ist'. Man ist bis in makedonische Zeit hinabgegangen; vgl. die Ausgabe von Stallbaum-Fritzsche (Platonis Opera VI 2) S. 302 f.

lichkeit entsprechen; aber dafs man sich irgendwann dieses Bild ausgemalt hat, beweist, mit welchen Mitteln man der demokratischen Legende entgegenarbeitete. Es ist vermutet worden, dafs der Dialog selbst von Aristoteles benutzt worden sei.[1] Das ist nicht wahrscheinlich. Aber es ist doch auch vielleicht für die Rolle, die Thessalos bei Aristoteles spielt, von Bedeutung, dafs es zu dem verklärten Bild des Hipparch nicht passen wollte, dafs er den Anstofs zu der That der Tyrannenmörder gegeben haben sollte, wie denn auch der Dialog wenigstens die Beschimpfung der Schwester des Harmodios von ihm abwehrt. Einem anderen Bewunderer des Hipparch mochte dann die matte Erzählung, die die *χαριέστεροι ἄνθρωποι* an die Stelle setzten, nicht gefallen, und er machte den Thessalos zum Sündenbock und vielleicht auch deshalb zum *νόθος*, damit das erlauchte Haus des Peisistratos möglichst makellos dastünde. Dafür machte wieder ein anderer denselben Thessalos zum Freund der Demokratie. Wenn Hipparch, wie bei Aristoteles, ohne alle Schuld stirbt, 'erscheint die von den Demokraten verherrlichte That als ein zweckloser Mord'.[2] Solche Darstellung ruft uns das Gesetz zum Schutze des Andenkens der Tyrannenmörder ins Gedächtnis.[3] Sie schmeckt nach einer oligarchischen Quelle, von der wir auch sonst bei Aristoteles deutliche Spuren finden.[4] Man hat an die *Ἀθηναίων πολιτεία* des Kritias gedacht.[5]

Wir staunen über die Willkür der Behandlung eines geschichtlichen Ereignisses, und je weniger uns der Cento des Aristoteles befriedigen kann, um so mehr bewundern wir den Thukydides, der eine so glaubhafte, in sich geschlossene Erzählung der widerspruchsvollen — freilich zu seiner Zeit noch nicht ganz so widerspruchsvollen Überlieferung — abzugewinnen verstanden hat. Urkundlich kann aber auch sein Bericht nur in wenigem sein. Wie sollte man auch nach einem Jahrhundert Zuverlässiges erfahren über Verlauf oder gar Motive einer That, deren Helden sofort dem Tod verfallen, deren Folgen zunächst für Jahre nichtig waren, deren Andenken Jahre hindurch die Furcht unterdrückte, bis es dann, wieder aufgelebt, der Gegenstand eines politischen Kultus und im bewufsten Gegensatz dazu parteiischer Entstellung wurde!

Aber man wird doch auch in dem, was von den Motiven der Verschworenen erzählt wurde, einen wahren Kern vermuten dürfen.[6] Denn schwerlich würde ohne den Zwang einer zuverlässigen Überlieferung durch diese Motivierung der politische Charakter der That herabgedrückt worden sein. Doch wenn auch persönliche Beweggründe den Anstofs gaben, so entbehrt darum die

[1] Niese, Histor. Zeitschr. LXIX (1892) S. 48; E. Meyer a. a. O. Dagegen Busolt, Griech. Gesch. II² 51 f. Anm.; Wilamowitz I 119, 30.

[2] Busolt II² 52 Anm.

[3] Oben S. 616. [4] Busolt a. a. O.

[5] Dümmler, Hermes XXVII (1892) S. 260 f. = Kleine Schriften II 447 f.

[6] Miller, Philol. LII (1894) S. 573 f. bezweifelt das. Sehr viel weiter aber ist kürzlich Mücke gegangen, der in seinem verwegenen Büchlein 'Vom Euphrat zum Tiber' (Leipzig 1899) 'die Legende von den athenischen Tyrannenstürzern' (S. 1—15) zu einer Dioskurensage zu verflüchtigen gesucht hat (vgl. darüber Berliner Philol. Wochenschrift 1900 Sp. 559 f.).

That nicht politischer Bedeutung, weder nach der Absicht der Handelnden, noch nach den Folgen ihres Handelns. Und auch Thukydides stellt das nicht anders dar.[1] Von Aristogeiton heifst es vielmehr: *ἐπιβουλεύει εὐθὺς . . . κατάλυσιν τῇ τυραννίδι*, und wenn die Freunde auf das Eingreifen der Bürger rechneten, so war es doch nicht ihr persönlicher Ehrenhandel, sondern der Vorstofs gegen die Tyrannis als solche, was sie dazu berechtigte.

Und dieser Vorstofs war schliefslich doch auch der Anfang vom Ende geworden, so dafs die Athener, als das Werk der Befreiung wirklich gethan war, nicht ganz ohne Berechtigung den Blick zurückwarfen zu dem *τόλμημα* des Jahres 514.

Eine ganz neue Stadt war es, die aus den Wirren nach Hippias' Vertreibung hervorging. Zu den *ἥρωες κτίσται* gewissermafsen dieser neuen Stadt wurden Harmodios und Aristogeiton.[2] Die thatsächliche Befreiung bot der Dankbarkeit der Befreiten keinen Helden. Auch Kleisthenes liefs, ehe er der Volksfreund wurde, der Legende Zeit, auf die Mörder des Hipparch den Heiligenschein der Befreier zu übertragen. Nicht um des Volkes willen hatten sich ja auch die Alkmeoniden mit den Spartanern zum Sturm gegen die Burg der Tyrannen verbunden, und das Volk sah den Sieg der Adligen mit geringer Teilnahme und vielleicht mit Argwohn. Als aber dann in dem demokratisierten Athen des Kleisthenes dem Volk erst recht die Vertreibung des Hippias als eine Wohlthat erschien, und die freie Stadt in ruhmvollen Kämpfen ihre Kraft bewährt hatte, da stellte man die ehernen Bilder der 'Tyrannenmörder' auf dem Markt der Stadt auf, feierte das Freundespaar in den Liedern beim Mahl und liefs den Polemarchen ihnen wie den im Kampf fürs Vaterland Gefallenen alljährliche Opfer darbringen.[3]

Die ehernen Bilder, nach der Entführung durch Xerxes alsbald erneuert, galten als ein Wahrzeichen der Stadt. Ein volles Jahrhundert und mehr soll es gedauert haben, bis eine ähnliche Ehre wieder einem Athener zu Teil wurde, und neben den Statuen der Tyrannenmörder andere Ehrenstatuen aufzurichten, war gesetzlich verboten[4] und ward nur zweimal ausnahmsweise gestattet.[5]

Dafs die Tyrannenmörder die Befreier nicht waren, wufsten in Athen nicht nur die Gelehrten. Aber Bild und Lied gaben der volkstümlichen Legende doch immer von neuem Ansehen, und diese Legende ist es, die den Thukydides zu seinem energischen Protest veranlafst hat.

Es ist fast das erste für uns historische Ereignis, dessen sich griechische Dichtung und griechische Kunst, solchen Stoffen gegenüber so spröde, be-

[1] Beloch, Griech. Gesch. I 332, 2 thut dem Thukydides unrecht. Vgl. Busolt II[2] 381, 2.

[2] Curtius, Hermes XV (1880) S. 147. Ich sehe klärlich nicht mit Joubin (S. 46) in der Errichtung der Statuen '*une des premières manifestations politiques d'un parti qui honorait en Harmodios et en Aristogiton deux champions de l'aristocratie*'.

[3] Aristoteles *Ἀθην. πολ.* Kap. 58.

[4] C. I. A. II 410.

[5] Wachsmuth, Stadt Athen II 1 S. 398.

mächtigt haben.[1]) Für die Hellenen selbst war auch der Zug gegen Troia Geschichte. Warum sangen davon immer ihre Dichter? Warum erzählten davon immer ihre Künstler? Warum griffen sie nicht hinein ins volle Leben, auch dann nicht, als Agamemnons Zug durch Marathon und Salamis in Schatten gestellt war? Warum mufste, wenn sie einmal einen Stoff der Gegenwart wählten, dieser gewissermafsen zum Mythos erhoben werden, wie der Persersieg in der Tragödie des Äschylos? Das ist eines der anziehendsten Probleme in der Geschichte des griechischen Geistes, das mit dem Wesen dieses Geistes tiefinnerlich zusammenzuhängen scheint. Aber ist es ein Problem nur des griechischen Geistes? — Ist es überhaupt ein Problem? Haben denn zu unserer Zeit grofse Ereignisse Dichtung und Bildkunst angezogen? Sind es denn in unserer deutschen Poesie grofse Ereignisse gewesen, von denen weithinwirkender Anstofs zu dichterischen Bildungen ausging? Ist uns hier nicht der griechische Geist verwandt, nicht problematisch, sondern verständlich — eher der römische fremd, der die Ereignisse der Geschichte in versereichen Epen, in wahrheitstreuen Bildern festzuhalten liebte?[2])

'Nicht gestorben bist du, lieber Harmodios, sondern auf den Inseln der Seligen weilest du bei dem schnellfüfsigen Achill und dem Tydiden Diomedes.' So sang das eine der Harmodiosskolien. Wie die Helden der Vorzeit, wie Achill stellten Antenor und Kritios, der Wirklichkeit zum Trotz, die erst vor wenig Jahren verstorbenen Tyrannenmörder hin.[3]) Als Roland wagt noch der heutige Künstler unseren Bismarck zu bilden und scheint vielen seine Aufgabe tiefer gefafst und künstlerischer gelöst zu haben als hundert von denen, die in dem Kürassieroffizier den Schöpfer und Hort des Reiches darzustellen sich bemühen.

Ein anderes freilich ist es, wenn für wahres Verdienst die künstlerisch-poetische Form gefunden wird, die seinem Kern am besten zu entsprechen scheint, ein anderes, wenn erdichtetem Verdienst die Formen höchster Verklärung geliehen werden. Hier liegt vielleicht ein Stückchen Unterschied griechischen und deutschen Geistes — aber nicht mehr als ein Stückchen! Das Volk ist auch heute noch nicht zu historischer Kritik begabt noch gestimmt. Es läfst sich auch heute noch Helden einreden, die es nicht sind. Aber vor

---

[1]) Über das wohl einzige ältere, Krösos auf dem Scheiterhaufen, s. Histor. Zeitschr. LXXIV (1895) S. 442 f. Was dort vermutet wurde, ist inzwischen durch das Gedicht des Bakchylides bestätigt worden.

[2]) Diese Fragen sollen nicht die Antwort auf jene Fragen sein. Diese Antwort kann nur gegeben oder doch gesucht werden in einem gröfseren Zusammenhang, in dem ich das Verhältnis griechischer Dichtung und Kunst zur Geschichte zu behandeln hoffe.

[3]) Keine Darstellung des wirklichen Vorgangs; denn es fehlte ja den beiden Angreifern der Gegner — Hipparch: weniger, wie mir scheint, aus Gründen, wie sie Petersen neulich (Röm. Mitt. XVI [1901] S. 105) angeführt hat, als deshalb, weil das Ereignis darzustellen überhaupt nicht die Aufgabe der Künstler war. Sie sollten nur die beiden Helden darstellen; aber sie stellten sie dar in der Haltung, in der sie als die Helden kenntlich waren: so stellte die Kunst den Zeus, Blitze schleudernd, Athena, die Lanze schwingend, dar, ohne dafs man nach dem Gegner fragte.

unseren öffentlichen Denkmälern hält die Historie Wacht, die damals erst erwachen sollte und, als sie erwacht war, auch sofort Einspruch erhoben hat gegen die Verherrlichung der That des Harmodios, um dann freilich, abirrend von der Bahn, die Thukydides ihr gewiesen, wie wir sahen, mitzuarbeiten an der parteilichen Entstellung der Thatsachen.

Doch das dunkle Gefühl des Volkes hat selten ganz unrecht gegenüber dem hellen Urteil der Kritik — damals wie heute. Nicht ganz erlogen war das Verdienst der Tyrannenmörder; nicht ganz unberechtigt war es, dafs die Dankbarkeit der Athener, die sich für die Wohlthat der Befreiung ihre Helden suchte, die wählte, die, wenn auch vielleicht ursprünglich von selbstsüchtigen Motiven geleitet, doch zuerst der Freiheit eine Gasse zu brechen versucht und ihr Beginnen mit dem Tod gebüfst hatten, statt der anderen, die zwar wirklich die Freiheit gebracht, dabei aber nicht minder von Selbstsucht geleitet gewesen waren und im Erfolg schon die Befriedigung dieser Selbstsucht gefunden hatten.





ANTIKE HUMANITÄT

Zweiter Aufsatz

Von Thaddäus Zielinski

Der Titel wird den Leser an ein bemerkenswertes Werk Max Schneidewins erinnern — und vielleicht auch an einen ihm gewidmeten Aufsatz des Verfassers, dem seiner Zeit die Ehre widerfahren ist, den ersten Jahrgang dieser nunmehr so stattlich aufgeblühten Zeitschrift einzuleiten. Es ist keine blofse Laune, wenn ich ihn heute wiederhole; zwar trägt das Buch, von dem gehandelt werden soll, statt der 'Humanität' vielmehr die 'Aufklärung' auf dem Schild und knüpft an Euripides an, sowie jenes an Cicero[1]); wenn ich indessen dort recht hatte mit meinen Ausführungen, dafs eben das Zeitalter der Aufklärung den Grundton seiner praktischen Ethik auf den Begriff 'Mensch' gestimmt hat, und dafs das Lebenswerk des Euripides eine der ersten Quellen der antiken Humanität ist, so müssen der gemeinsamen Merkmale mehr als genug sein.

Und dem ist in der That so. Das perikleische Athen, das den Geist des Euripides grofsgezogen hat, war in mehr als einer Hinsicht mit dem Rom des letzten Jahrhunderts der Republik vergleichbar. Wie Rom zu Hellas, so steht Athen zu Ionien; beidemal haben wir eine aufstrebende junge Geistesmacht, die, selber noch kaum vertreten im goldenen Buch der Humanität, kraft ihrer politischen Überlegenheit die Säfte der älteren Kulturen an und in sich zieht, um sie in ihrem eigenen Organismus zu verarbeiten. Mit Panätius im scipionischen Kreise kann recht wohl die Stellung des Anaxagoras in der Umgebung des Perikles verglichen werden, und der Redner Molon, von dem die Blütezeit der römischen Beredsamkeit datiert, hatte an Gorgias seinen Vorläufer. Manches einzelne können wir übergehen, um desto kräftiger die Hauptsache zu betonen: beidemal hat die geistige Gärung, die der Einflufs der eingewanderten Aufklärung auf die heimische Tradition erzeugte, im Kopfe je eines scharfen Beobachters, der zudem Denker und Künstler war, einen Niederschlag hinterlassen; wie dort an Cicero, haben wir uns hier an Euripides zu halten.

So hat es auch unser Verfasser gethan; ihm ist Euripides mit Recht 'der Dichter der Aufklärung', nämlich der attischen Aufklärung des V. Jahrh. Und sieht man genauer hin, so ist auch seine Arbeitsmethode von der Schneide-

---

[1]) Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Von Wilhelm Nestle, Stuttgart 1901, Kohlhammer. XI, 594 S. gr. 8.

winschen nicht wesentlich verschieden: beide haben den geistigen Gehalt ihrer Autoren in einer Unzahl von Aussprüchen ausgezogen, haben sodann — so mufs man sich wenigstens als Draufsenstehender den Vorgang denken — den so zusammengehäuften Citatenschatz rubriziert und sind dann an die systematische Aufarbeitung der einzelnen Rubriken gegangen. Das Einteilungsprinzip ist nicht das gleiche, aber die Unterschiede sind nicht schwerwiegend. Die einzelnen Citate geben beide Verfasser in deutscher Übersetzung, wobei es der Prosa meist besser ergangen ist als den Versen; doch darüber noch später ein Wort. Kurz, der Parallelismus des Stoffes hat ganz naturgemäfs einen gewissen Parallelismus der Behandlung zur Folge gehabt.

Und doch ist in dem Umstand, dafs Euripides nur als dramatischer Dichter zu uns redet, eine Schwierigkeit enthalten, die Nestle sehr wohl gesehen, aber, wie mir scheint, allzu schnell und leicht, im ganzen wie im einzelnen, von seinem Blickfelde entfernt hat. Schon Cicero verwahrt sich mit vollem Rechte dagegen, dafs man alle in seinen Gerichtsreden niedergelegten Anschauungen für seine eigenen Herzensmeinungen halte: *in allen jenen Reden kommt die Parteistellung und der Zeitmoment zu Wort, nicht aber der Redner als Mensch; wenn die Parteisache selbst für sich reden könnte, würde niemand einen Anwalt hinzuziehen* (Clu. 139). Dies Bekenntnis rät zur Vorsicht in all den Fällen, wo uns der Ausdruck der Rednermaske den eigenen Gesichtszügen des Redenden nicht zu entsprechen scheint; zum Glück kennen wir diese letzteren aus den Traktaten und Briefen ziemlich genau. Die Schwierigkeit wächst aber ins ungeheure einem dramatischen Dichter, einem Euripides gegenüber, der eben überall *der Parteistellung und dem Zeitmoment* zum Ausdruck zu verhelfen hat; wie soll man ihrer Meister werden?

Die naive Anschauung in dieser Frage geben uns die aus dem *far West* stammenden — oder auch dahin verlegten — Anekdoten von der an den Jagos und Edmunds der wandernden 'Schmieren' geübten Lynchjustiz; es ist, psychologisch gefafst, nichts anderes, was uns auch die antiken Anekdoten — man kann sie u. a. bei Decharme (Euripide S. 26) nachlesen — von dem Verhalten des attischen Publikum dem *ἡ γλῶσσ' ὀμώμοκε, Ζεὺς ὅστις ὁ Ζεύς* u. ä. gegenüber melden. Und in der That, diese naive Auffassung hat ihre Berechtigung — sie ist jedenfalls berechtigter als die simplistische, von der sofort zu reden sein wird. Ist es wirklich gefahrlos, wenn vor all den geistig und sittlich Unmündigen die Perfidie, die Selbstsucht, die Gemeinheit zu künstlerisch vollendetem Ausdruck kommt? Was hilft's, dafs sie später, im fünften Akt, ein klägliches Ende nimmt! Man denkt doch nicht daran, wenn ein Franz Moor seine stramm logischen, einwandfreien Tiraden gegen Kindesdank und -liebe vorträgt. Da wird mancher wachsweiche Schülersinn unter der Zuschauerschaft eine böse Prägung erhalten, manches wahlverwandte Individuum die letzte Scham vor der Schurkerei abstreifen. Und wenn wir trotzdem unsern Dichtern derartiges hingehen lassen, so geschieht es, weil wir's um höherer Güter willen mit in Kauf nehmen — nehmen müssen; man frage nur, wenn man Vater ist und seinen Kindern klassische Dramen vorgelesen hat, sein eigenes, be-

klemmendes Gefühl. Das Altertum dachte darüber anders, eben kraft seiner unversieglichen Naivetät; wir sehen es bei Aristophanes ganz deutlich, der alle Äufserungen der euripideischen Personen dem Dichter zur Last legt — *ἀποκρύπτειν δεῖ τὸ πονηρὸν τόν γε ποιητήν* — und nicht minder bei Platon; *ποιεῖν* bedeutet eben mehr als 'Dichten' — es bedeutet 'Schaffen'.

Von dieser naiven Auffassung ist die andere, die ich mir oben erlaubt habe die simplistische zu nennen, wesentlich verschieden; sie geht darauf aus, in den Dramen des Dichters das, was seiner Persönlichkeit angehört, streng von dem zu scheiden, was auf Rechnung der dramatischen Charaktere und Momente gesetzt werden mufs, und den Dichter nur für die Äufserungen ersterer Art verantwortlich zu machen. Darin liegt nun an sich kein Simplismus — nichts anderes verlangt ja auch Cicero für sich; er macht sich jedoch sofort geltend, wenn von der Theorie zur Praxis geschritten wird. Die Theorie ist nämlich so übel nicht. Da spricht Decharme im Anschlufs an Bayle von jenen eigentümlichen 'Affektationen', an denen man das eigenste Eigentum des Dichters aus der Masse des Übrigen herauserkennt; da stellt Nestle seinen Grundsatz hin: *so darf man solche Aussprüche der Bühnenpersonen, die ohne thatsächliche oder ausgesprochene Korrektur bleiben, als solche ansehen, die dem Dichter selbst nicht als verwerflich gelten* (S. 8) — eine Krücke, die, nebenbei bemerkt, den Fragmenten gegenüber vollständig versagt. Aber für die Praxis hat das alles wenig oder nichts zu bedeuten: es sind die widersprechendsten Stellen, bei denen ich jene Bayleschen Affektationen empfinde, es ist ein buntes Mancherlei von Äufserungen, das ohne jede Korrektur bleibt; was thun? *Nichtsdestoweniger*, sagt unser Verfasser, *läfst der Dichter immer deutlich erkennen, welche der streitenden Parteien seine Sympathie hat: bei dem fast noch rekonstruierbaren Dialog des Amphion und Zethos in der Antiope z. B. kann man unmöglich im Zweifel sein, welcher von beiden des Dichters Auffassung vertritt, so wenig als bei der grofsen Szene zwischen König Philipp und Marquis Posa im Don Carlos.* Da er selber die beiden Begriffe 'jemandes Sympathie haben' und 'seine Auffassung vertreten' identifiziert hat, möge er mir nicht verargen, wenn ich dasselbe thue und demgemäfs behaupte, dafs Euripides der männlich festen Gestalt des Zethos, diesem wichtigen, im Leben atrophierten, in der Dichtung belebten Stück seiner Persönlichkeit, seine volle Sympathie geschenkt hat, gerade so wie auch Schiller seinem edlen und unglücklichen König.

Also, kurz gesagt, was wollen wir? Die Persönlichkeit des Dichters auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mit fester Hand ergreifen; denn auf den Brettern, die die Welt sind, da können wir's doch, nicht wahr?

Ja wohl — wenn wir's mit Simplisten zu thun haben, oder aber selbst welche sind. Und eben deshalb habe ich die Auffassung, von der die Rede ist, die simplistische genannt, weil sie die Vorstellung von der Persönlichkeit als einer einfachen und in sich widerspruchslosen voraussetzt; in der That ist das ganze, im einzelnen so treffliche und verdienstvolle Buch Nestles von dieser Grundvorstellung beherrscht. Nun hat es freilich den Anschein, als ob mit diesem unsrem Urteil der ganze Begriff der Persönlichkeit aus dem Gebiet des

Greifbaren ins Wesenlose verbannt würde ... Indessen ehe wir den Versuch machen, ihn von dort in die Realität zurückzuführen, empfiehlt es sich, dem Verfasser auf dem mühevollen Pfade seiner Untersuchung zu folgen.

1

Wir sehen hiebei ab von dem einleitenden Kapitel über die 'Persönlichkeit des Euripides' — d. h., wie der Verfasser sofort erklärt, von seinen 'äufseren Lebensverhältnissen', seinem 'Charakter', sowie seiner 'Auffassung der Poesie' — soviel auch darüber in zustimmendem und auch in polemischem Sinne zu sagen wäre; die Studie über die 'Weltanschauung des Euripides' beginnt naturgemäfs mit deren 'erkenntnistheoretischer Grundlage'. Ist das Seiende überhaupt zu erkennen? Und wenn ja, hat das auf dem Wege der Empirie oder der Spekulation zu geschehen? ... Es wäre was Grofses, wenn Euripides uns diese Fragen beantworten sollte; für Gewöhnliche pflegen sie der dramatischen Poesie nicht am Wege zu liegen. Indessen, die fleifsigen Sammlungen des Verfassers scheinen uns auch darüber einige Aufklärung zu versprechen; sehen wir also zu, ohne ihm die nicht recht logische Scheidung der drei Gesichtspunkte (S. 42 oben) allzusehr zu verübeln. Da ist zunächst eine Reihe von Stellen, die den Zweifel zu empfehlen scheinen: *in der Helena 1617 f. schliefst der Bote seinen ausführlichen Bericht ziemlich unvermittelt mit den Worten: 'Besonnener Zweifel* (σώφρων ἀπιστία) *ist für die Sterblichen immer das nützlichste.'* Nun ja; der verdächtige Fremdling, dem der einfältige König Schiff und Helena anvertraut hatte, ist mit beidem übers Meer geflohen; da sieht man, wie sehr besonnenes Mifstrauen am Platze gewesen wäre. Ist das etwa erkenntnistheoretischer Skeptizismus? — Passender sind die anderen Stellen ausgewählt, aber mit der Erkenntnislehre haben sie doch blutwenig zu thun: ob einer Gottes Wege für erforschlich oder für unerforschlich hält, ob er eine Vorsehung annimmt oder die Menschheit dem Zufall preisgiebt, ob er an die Orakel glaubt oder nicht, ob er in der Ethik Subjektivist ist oder Objektivist — das alles wirft für unsere Frage nichts ab. Und auch die schönen Verse (in der Übersetzung S. 47 sind sie freilich weder Verse, weder schön), in denen der Dichter angeblich *über die Skepsis Herr geworden ist*, *τίς τάδε λεύσσων θεὸν οὐχὶ νοεῖ, μετεωρολόγων δ' ἑκὰς ἔρριψεν σκολιὰς ἀπάτας κτέ.* — auch sie sagen uns nichts weiter, als dafs Euripides den Standpunkt etwa des Aristophanes in den Wolken geteilt habe. Ja, wenn wir wenigstens genau wüfsten, dafs mit *τάδε* die ewige Ordnung der himmlischen Sphären gemeint ist! Dann könnte man unsere Stelle mit Ciceros berühmtem Beweis vom aufwärts gerichteten Blick parallelisieren (ND. II 4: *quid potest esse tam apertum ... cum caelum suspeximus caelestiaque contemplati sumus, quam esse aliquod numen praestantissimae mentis quo haec regantur?*). Aber auch dann würde sie noch nicht beweisen, dafs Euripides Gegner der Empirie und einseitiger Rationalist gewesen ist — so wenig wie die Lobpreisungen der Vernunft S. 50; der Vernunft kann ja auch der Empiriker nicht entraten. An sich wäre an dem Gegensatz 'Sophokles Empiriker, Euripides Rationalist' nichts Auffälliges; für

Sophokles habe ich s. Z. einiges beigebracht (Philol. LV 589[9]), für Euripides ist eher sein negatives Verhalten zu den Erfahrungswissenschaften als irgend ein positives Zeugnis in die Wagschale zu werfen.

Also: dafs Euripides im erkenntnistheoretischen Sinne Rationalist gewesen ist, dürfen wir nach dem ganzen Charakter seines Denkens für wahrscheinlich halten; aber bewiesen hat es der Verfasser nicht.

2

Doch soll die Unfruchtbarkeit dieses erkenntnistheoretischen Kapitels für die folgenden kein Präjudiz erwecken; aus ihnen ist thatsächlich viel zu lernen, und sie sind es zugleich, die uns auf den Boden der Humanität zurückführen. Denn das Verhältnis zu Gott, zum Nächsten, zur umgebenden Natur — das ist es gerade, was den Inhalt der Humanität ausmacht.

Beginnen wir mit dem ersteren — also mit dem Abschnitt, dem unser Verfasser die Überschrift 'Theologie' gegeben hat. Den 'alten Glauben' hat Euripides schonungslos angegriffen, sowohl in seinen 'einzelnen Mythen' und 'einzelnen religiösen Gebräuchen', wie auch in seiner ganzen Idee als 'Polytheismus', der er seine geläuterte 'Gottheits'-Idee gegenüberstellte — womit ich zugleich die Schlagwörter gekennzeichnet habe, nach denen der Verfasser seinen Stoff gliedert. Nun wird ja niemand, der den Dichter auch nur oberflächlich gelesen hat, das Vorhandensein dieser negativen Tendenzen bestreiten; was der Verfasser beweisen will, ist mehr — Euripides soll in Glaubenssachen überzeugter Rationalist (im vulgären, nicht im erkenntnistheoretischen Sinne) gewesen sein. An einer Tragödie hat nun diese Auffassung von jeher Schiffbruch gelitten — nämlich an den 'Bakchen'; der Verfasser stellt ihnen noch — und darin hat er recht — die 'Hiketiden' und den 'Ion' an die Seite. Beide scheinen eine Verherrlichung des hellenischen Glaubens zu enthalten; in beiden ist — so meint der Verfasser — dieser Eindruck ein trügerischer. Sehen wir zu, wie er es beweist.

Aus den 'Hiketiden' gehört die Streitrede des Theseus hierher und mit ihr die weihevolle Theodicee 195 ff.: mit seltener Teilnahme mufs das attische Publikum dieser Rede gefolgt sein, ist sie doch auch jetzt noch in der schönen Wilamowitzschen Übersetzung — die der Verfasser leider nicht kennt — ihres Eindrucks auf die Zuhörerschaft sicher. Als oberstes Geschenk des Gottes wird die Mantik hingestellt (211 ff.): dann kommt die Anwendung auf Adrast und den vorliegenden Fall: *ὅστις κόρας μὲν θεσφάτοις Φοίβου ζυγεὶς ξένοισιν ὧδ' ἔδωκας ὡς ζώντων θεῶν . . . εἰς δὲ στρατείαν πάντας Ἀργείους ἄγων, μάντεων λεγόντων θέσφατ', εἶτ' ἀτιμάσας βίᾳ παρελθὼν θεοὺς ἀπώλεσας πόλιν.* — Hierzu nun die Interpretation des Verfassers: *es wird der wichtigste Punkt, dafs dieser nämlich bei der Vermählung seiner Töchter einem Orakel des Gottes Apollon folgte, einfach ignoriert, ja ihm geradezu als Schuld angerechnet, dafs er dies gethan hat* (S. 65) . . . *Adrastos, der, nach Theseus' eigenen Worten, durch Apollo veranlafst, seine Töchter den Fremden vermählte und so den Grund zu seinem Unglück legte, und der damals handelte, als ob Götter lebten. Diesen*

Sarkasmus hörte der gebildete Athener aus dem Drama heraus (S. 71). Ganz gewifs nicht: was er dagegen heraushörte, war die Gegenüberstellung des μέν 220 mit δέ 229, des θεσφάτοις 220 mit θέσφατα 230, des κόρας 220 mit πάντας Ἀργείους 229 (vgl. IA. 1394), des ὡς ζώντων θεῶν 221 mit βίᾳ παρελθὼν θεούς 231[1]) — war der unzweideutige Sinn der ganzen Stelle: 'Damals zwar, als es sich um das Schicksal zweier Mädchen handelte, da hast du an die Götter geglaubt und bist ihren Orakeln gefolgt; später jedoch, als das Schicksal aller Argiver in Frage kam, galten dir Götter und Sehersprüche nichts.' Und so werden wir uns auch vom Verfasser nicht einreden lassen, dafs *die Aufführung der Mantik unter den von der Gottheit zum Wohle der Menschen getroffenen Einrichtungen ironisch aufzufassen ist*; Theseus wäre kein θησεύς, wenn er nicht die väterlichen 'Satzungen' und also auch die Mantik in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhielte.

Also hat Euripides an die Mantik geglaubt? — Als Dichter der 'Hiketiden' vielleicht; das *antiquas res scribenti antiquus fit animus* hat ihm auch Livius in ähnlicher Lage nachgefühlt. Doch darüber noch später ein Wort; jetzt gehen wir zum 'Ion' über. Hier steht die Sache umgekehrt, *und wenn man die Stellen liest, in denen Ion und Kreusa ihrer Entrüstung über die Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit Apollos Luft machen, so müssen einem trotz der Korrektur, die diesen Auslassungen am Schlufs in geradezu ostentativer Weise zu Teil wird, Zweifel darüber aufsteigen, ob jener Widerruf thatsächlich im Sinne des Dichters sei* (S. 73). Wohlgemerkt, trotz der Korrektur; wo bleibt dann aber der leitende Grundsatz, von dem oben (S. 637 dieses Bandes) ausgegangen worden war? Und zumal hier, wo doch der Zuschauer von vornherein weifs, dafs Ion und Kreusa im Irrtum sind; mufsten ihn da die Auslassungen der beiden nicht ebenso berührt haben, wie im OT. des frommen Sophokles die Angriffe des Ödipus und der Iokaste auf die Orakel? — Aber freilich, hier haben wir noch einen *unlöslichen Widerspruch: das delphische Orakel erklärt den Ion für den Sohn des Xuthos, während er* von Hermes und Athene *als Sohn des Apollo in Anspruch genommen wird* (S. 74). Wie lautet nun das delphische Orakel? τὸν συναντήσαντά μοι παῖδ' ἐμὸν πεφυκέναι (534 u. 536) das ὄντα δ' ἐξ ἐμοῦ (537) ist schon Deutung. Und das war er auch, in demselben — oder doch ähnlichem — Sinne wie Herakles Sohn des Amphitryon, Theseus des Ägeus; man darf doch solchen göttlichen σύλλεκτροι nicht mit menschlichen Paternitätsbegriffen gegenübertreten.

Die 'Bakchen' versparen wir uns auf später; sie hängen mit der 'Persönlichkeit' des Euripides zu intim zusammen. Fürs erste genüge uns die Er-

[1]) Allerdings wird der Kontrast in seiner Wirkung durch 222—228 beeinträchtigt, eine Zwischenbemerkung, die nachweisen soll, dafs Adrast nicht einmal im ersten Falle recht fromm gehandelt habe: indem er äufserlich dem Gebote des Gottes folgte, verletzte er es innerlich. Wie freilich dieser Widerspruch zu schlichten sei, darüber hat sich der Dichter nicht ausgesprochen; hätte man ihn gedrängt, so hätte er möglicherweise die Deutung des Adrast angefochten (was 141 ff. nahezulegen scheint), vielleicht aber auch eine tiefere Entscheidung im Sinne von Hdt. I 159 versucht. Der Kontrast selber wird dadurch nicht weiter berührt, da es sich nur um eine Feinheit der euripideischen Rhetorik handelt.

kenntnis, dafs es Nestle nicht gelungen ist, für die soeben behandelten zwei Tragödien eine reinliche Ausscheidung der euripideischen Weltanschauung zu Wege zu bringen.

Mit dieser prinzipiellen Einschränkung im Sinne werden wir mit Vergnügen die vielen Dichtergedanken, die er so sauber herausgeschält hat, an uns vorüberziehen lassen; einem energischen Widerspruch mufs aber das Blutrachekapitel S. 121 ff. begegnen. Wohl *greift Euripides die Blutrache an*; indem er aber diesen von der Religion selbst überwundenen Brauch ablehnt, handelt er mit nichten als Aufklärer. Der Unterschied ist hier tiefer, und ich kann nur bedauern, dafs dem Verfasser, trotz seines Sammelfleifses, mein Aufsatz über diesen Gegenstand (Jahrg. 1899 dieser Zeitschr.) ebenso unbekannt geblieben ist wie der oben citierte im Philologus. — Wenn indessen eine skeptische Gesamtanschauung es noch halbwegs fertig bringt, eine Reihe einander widersprechender Äufserungen zu überdecken, so werden die Schwierigkeiten unüberwindlich, wo ein positiver Satz dieselbe Aufgabe zu lösen unternimmt; das zeigt so recht greifbar das Schlufskapitel unseres theologischen Abschnittes, das von der Gottheit des Euripides handelt. Der Verfasser bringt eine Menge Stellen herbei, die den Triumph der Dike im Menschenleben zum Gegenstande haben; einmal sogar wird diese Diesseitsgerechtigkeit gegen die Annahme eines Totengerichts ins Feld geführt. Wie verträgt sich dieser 'Vernunftoptimismus' mit dem sonstigen pessimistischen Verhalten des Dichters dem Menschenleben gegenüber? *Der Widerspruch*, sagt der Verfasser (S. 150), *ist nur lösbar auf der Grundlage der Heraklitischen Weltanschauung* (die über die scheinbaren Dissonanzen der Einzelerscheinungen die Harmonie des Weltganzen triumphieren läfst). *So stellt sich der ganze Kosmos als ein Werk unabänderlicher Gesetzmäfsigkeit dar, welche Heraklit und, ihm folgend, Euripides Dike nennt; diese ist also in beider Sinn nicht mehr nur eine sittliche, sondern eine kosmische Macht.* Wohl; ist es nun der kosmische Aspekt der Dike, den der Chor der 'Elektra' rühmt, dort wo Ägisth der Vergeltung anheimgefallen ist (957 f.)? Ist es in kosmischem Sinne gemeint, wenn ihr Wohnsitz in der 'Andromeda' nahe der menschlichen Sünde gesucht wird? Ist überhaupt irgend eine der optimistischen Stellen, die uns S. 147 ff. angeführt werden, in kosmischem Sinne gemeint und verständlich? Nein; überall haben wir die tröstliche Illusion einer sittlichen Weltordnung, überall die Gesinnung des frommen Mannes, der Zeus' Gerechtigkeit preist, wo er der Sünde ihre Strafe und der Tugend ihren Lohn werden läfst, und sich vor der Unerforschlichkeit seiner Wege beugt, wo seine Würfel anders fallen. — Wie verträgt sich aber diese Auffassung mit dem 'Rationalismus' des Euripides, mit seinem sonst wohl bezeugten 'Vernunftpessimismus'?

Nun — eben gar nicht.

3

Nicht allzuweit von der Theologie führt uns das folgende kurze Kapitel über die 'Physik' des Euripides; kurz ist es deswegen geworden, weil der Verfasser es unterlassen hat, das Verhältnis seines Autors zur Natur im ganzen

wie im einzelnen zu schildern und lediglich die Frage nach der Entstehung des Weltganzen ins Auge gefafst hat. Da beweist er uns denn in klarer und bündiger Weise, dafs die Physik des Euripides dualistisch gewesen ist: Äther und Erde, oder auch Zeus und Erde sind die beiden Grundprinzipien des Weltalls. Berühmt war schon im Altertum das Fr. 941 *ὁρᾷς τὸν ὑψοῦ τόνδ' ἄπειρον αἰθέρα καὶ γῆν πέριξ ἔχονθ' ὑγραῖς ἐν ἀγκάλαις; τοῦτον νόμιζε Ζῆνα τόνδ' ἡγοῦ θεόν* . . . Beiläufig: Cicero hatte den zweiten Vers also übersetzt: *qui tenero terram circumiectu amplectitur*; der Verf. erteilt ihm dafür eine Rüge — *wie Cicero dazu kommt, in V. 2 ὑγρός mit 'tener' zu übersetzen ist unklar* — und giebt seinerseits: *der mit seinen feuchten Armen rings die Erd' umfängt.* Nun, der Auffassung Ciceros kommen Stellen wie Ar. Wesp. 1212 *ὑγρὸν χύτλασον σεαυτὸν ἐν τοῖς στρώμασιν* ('reckst anmutig hingegossen auf dem Teppich dich' Droysen) sehr nahe; und da ihm das Griechische eine lebende Sprache war, werden wir auf seine Auffassung etwas geben dürfen. Ich betone das, weil der Verf. seinen Gegensatz 'Äther : Erde' zu sehr im rein physikalischen Gegensatz 'feucht : trocken' aufgehen läfst. Wohl gehört der befruchtende Regen dem Äther an, aber deshalb das Feuchte für die eigentliche Eigenschaft des *αἰθήρ* zu halten, geht bei der durchsichtigen Etymologie dieses Wortes kaum an.

Also: Zeus-Äther und Erde; wo hat Euripides diesen Dualismus her? Ich mufs nachtragen, dafs der Verf. sich überall sehr eingehend mit der Quellenfrage beschäftigt hat; wäre dieser Aufsatz eine Rezension, so müfsten wir ihm mit der gleichen Ausdauer auf diesem dunklen Gebiete Gefolgschaft leisten; so aber genüge das Gesamturteil, dafs seine Zusammenstellungen immer gelehrt und scharfsinnig, wenngleich oft bei dem vagen Charakter der betonten Ähnlichkeiten wenig überzeugend sind. Aber hier liegt uns die Quellenfrage einmal am Wege; also, woher stammt der physische Dualismus des Euripides? Aus Archelaos, meint der Verfasser. Aber den gleichen Dualismus hat schon Äschylos, dessen berühmtes Fr. 44 der Verf. kennt und S. 459 anführt; und der kann doch von Archelaos nicht gelernt haben. Nein; aber von ihrer Urquelle, von der griechischen Religion haben sie alle gelernt, und die alten Hylozoisten dazu. Ich kann das hier nicht ausführen und mufs mich begnügen, hier abermals auf meine beiden religionsgeschichtlichen Aufsätze zu verweisen.

4

Die antike Humanität zu Ciceros Zeiten hatte, wie sich Schneidewin (S. 57) ausdrückte, *in ihre Lebensauffassung den Faktor des Gedankens der Unsterblichkeit der Seele eingesetzt*; dafs sie es thun durfte, verdankte sie der grofsen Lehre und dem grofsen Namen Platons. Zu Euripides' Zeiten war man noch nicht soweit; nur schüchtern wagt es der Dichter, auf die noch ungeklärten Quellen hinzuweisen, die den Armen im Geiste eine persönliche Unsterblichkeit verhiefsen; nach seiner philosophischen Meinung geht die Seele als Äther in den Äther ein und hat dann am Unsterblichen Teil, ohne indes für sich unsterblich zu sein. Das ist alles S. 160 ff. nach Rohdes u. a. Vorgang gut ausgeführt,

und sehr zu billigen ist es namentlich, wie der Verf. Hel. 1013 ff. gegen alle Änderungen und Athetesen schützt. Gut ist auch diese euripideische Psychologie aus seinem physischen Dualismus hergeleitet: Seele und Äther, Leib und Erde sind einleuchtende Äquivalente. Und hier zeigt es sich recht deutlich, wie unrecht er oben hatte, jenen physischen Dualismus in dem physikalischen 'feucht : trocken' aufgehen zu lassen; darnach müfste Euripides, dem Augenschein zum Trotz, die Seele als das feuchte, den Leib als das trockne Element des Menschen betrachtet haben.

Hatten wir nun in diesem Punkte einen bedeutsamen, aber doch nicht entscheidenden Gegensatz zwischen der euripideischen und der ciceronianischen Humanität zu konstatieren, so wird die Kluft bei der Betrachtung der Ethik und ihrer Grundlagen schier unüberbrückbar. Die Humanitätsidee, der Cicero huldigte, war *von Bewunderung für das Wesen des Menschen, den Adel und die Reinheit seiner ursprünglichen Natur erfüllt: so gelangte sie dazu, aus dieser Natur das Sittengesetz herzuleiten* (I 8 dieser Zeitschr.); ganz anders stellt sich, wenn wir dem Verfasser glauben, die euripideische Humanitätsidee dar. Wohl finden wir auch hier *die Naturanlage (φύσις) als das Ausschlaggebende im Menschen: diese weist jedoch bei allen eine Neigung zum Bösen auf* (S. 174) Wir sind auf die Belege gespannt.

Nr. 1 stammt aus dem 'Chrysipp'; es sind Worte des Laios: *γνώμην δ' ἔχοντά μ' ἡ φύσις βιάζεται,* die wir als für ihn allein charakteristisch aus dem Beweismaterial entfernen müssen. Schwerer wiegt Nr. 2 aus derselben Tragödie, das der Verfasser also übersetzt: *Welch göttliches Verhängnis für die Menschen ist's, dafs sie das Gute wissen, aber es nicht thun*; wenn wir aber die Mühe nicht scheuen — denn eine Mühe ist es, und zwar keine kleine — und hinten in den Anmerkungen das Original einsehen, so finden wir, dafs unser Autor einfach falsch übersetzt hat. Dort heifst es nämlich: *αἰαῖ, τόδ' ἤδη θεῖον ἀνθρώποις κακόν, ὅταν τις εἰδῇ τἀγαθόν, χρῆται δὲ μή*; indem er *ὅταν* mit *dafs* wiedergab, hat er den Einzelfall, den der Dichter als abnorm, als Gottesstrafe hingestellt hatte, zu einem allgemeinen Charakteristikum der menschlichen Natur erhoben. Indem wir Nr. 3 einstweilen übergehen und Nr. 4 (Einzelfall Medea) aus demselben Grunde wie Nr. 1 ausschliefsen, fügen wir noch Nr. 5 hinzu, das die Frage im Sinne des Verf. zu entscheiden scheint: *im Bellerophontes* (Fr. 297, 1) *endlich wird es ausgesprochen, dafs 'die Bosheit allen Menschen eingepflanzt sei'.* Schlagen wir abermals nach: *ὡς ἔμφυτος μὲν πᾶσιν ἀνθρώποις κάκη.* Nun ist aber *κάκη* nicht 'Bosheit', sondern 'Schwäche', wie u. a. Wilamowitz zu Hipp. 162 auseinandergesetzt hat; und damit ist der ganze Beweis des Verfassers gesprengt.

Kehren wir zu Nr. 2 zurück; er hat den für die Hellenen geradezu antinomischen Kontrast von Guteswissen und Bösesthun zum Gegenstande. Wie ist dieser Kontrast zu erklären? Wäre Euripides das, wofür ihn der Verf. ausgiebt, so würde ihm die Antwort nicht schwer fallen: eben die böse Natur des Menschen ist daran schuld, dafs alle Einsicht bei ihm vergeblich ist. Statt dessen beruft er sich auf ein *θεῖον κακόν,* d. h. eben auf das Unerklärliche;

ich denke, diese Ausflucht ist bedeutsam genug — ein *θεῖον κακόν* ist das, was *παρὰ φύσιν* ist. — Gründlicher geht Nr. 3 zu Werke; die grofse Phädrarede ist in der Hauptsache nichts andres als ein Kommentar zu Nr. 2. Das Thema ist dasselbe: *τὰ χρήστ' ἐπιστάμεσθα καὶ γιγνώσκομεν, οὐκ ἐκπονοῦμεν δέ*; wie erklärt sich das? *Οὐ κατὰ γνώμης φύσιν*, sagt Phädra; da ist ja die Erklärungsweise des Verfassers bündig widerlegt: gottlob, die Naturanlage (*φύσις*) ist gut. Also wie? *Οἱ μὲν ἀργίας ὕπο, οἱ δ' ἡδονὴν προθέντες ἀντὶ τοῦ καλοῦ ἄλλην τιν'· εἰσὶ δ' ἡδοναὶ πολλαὶ βίου, μακραί τε λέσχαι καὶ σχολή, τερπνὸν κακόν, αἰδώς τε.* Also alles, was von aufsen unserer *φύσις* entgegenwirkt: damit vergleiche man Cic. Tusc. III 2: *parvulos nobis dedit (natura) igniculos, quos celeriter malis moribus opinionibusque depravati restinguimus* und was folgt, um zu sehen, wie sehr sich die euripideische Humanitätsidee mit der ciceronianischen berührt.

Und hier sieht man, was für einen Wert es hat, wenn in einer Untersuchung philosophischen Charakters die Belegstellen in deutscher Übersetzung — und noch dazu in versifizierter — gebracht werden. Selbst eine künstlerisch so vollendete Nachdichtung wie die Wilamowitzsche erweist sich als unzulänglich: so hat er die oben hervorgehobene Stelle mit *es liegt nicht an der menschlichen Vernunft* wiedergegeben, also das für uns so wertvolle Wörtchen *φύσιν* ausgelassen; für des Verfassers eigene Versuche haben wir oben zwei grofse Warnungszeichen aufgestellt. Also: überall das Original nachschlagen, das ist das einzige, was den Lesern geraten werden kann; aber wie viele werden das thun?

Wir fahren fort. Dafs es mit dem angeblichen *ethischen Pessimismus* des Euripides nichts auf sich hat, ist soeben gezeigt worden; damit nicht zufrieden, macht ihn der Verfasser noch zum Deterministen: *von einer wirklichen Freiheit des Willens kann keine Rede sein, sondern der Dichter huldigt einem ausgesprochenen Determinismus* (S. 183). Man sehe die beigebrachten Belege an, um sich zu überzeugen, dafs sie allesamt nichts beweisen; wohl hat der Dichter der Abstammung, der Erziehung, dem gesellschaftlichen Umgang einen bestimmenden Einflufs auf die Bildung des Charakters zuerkannt, aber den hat auch kein Vertreter der Willensfreiheit je in Abrede gestellt. Die Wahrheit besteht vielmehr darin, dafs der Dichter das Problem der Willensfreiheit im philosophischen Sinne nirgends gestellt, geschweige denn erörtert hat, dafür aber die positive Lösung überall voraussetzt; das müssen wir also auch, um für die Betrachtung seiner Tugendlehre den richtigen Augenpunkt zu gewinnen.

Hier segeln wir nun im vollen Fahrwasser der Humanität. An der Spitze steht, wie bei Cicero, die Wertschätzung der Tugend als des allein selbstgenügsamen Besitzes: *οὐκ ἔστιν ἀρετῆς κτῆμα τιμιώτερον, οὐ γὰρ πέφυκε δοῦλον οὔτε χρημάτων, οὔτ' εὐγενείας, οὔτε θωπείας ὄχλον* — die berühmte Dreizahl der falschen Ideale, die durch die ciceronianische Humanität hindurch in Horazens Römeroden gedrungen ist. Wenn freilich der Verf. in der euripideischen Tugend *eine Einheit* sieht, nämlich *die auf richtiger Einsicht be-*

ruhende, durch nichts irre zu machende Hingabe des Menschen an das Gute, so mag er ja sachlich recht haben; wie er es aber aus Thyest. Fr. 393 folgert, sehe ich nicht ein. In *γνώμης γὰρ οὐδὲν ἀρετὴ μονουμένη* finde ich nur das Horazische *vis consili expers mole ruit sua*; es braucht eben nicht alles 'Tugend' zu sein, was auf griechisch *ἀρετή* heifst. Immerhin kennt Euripides auch nach dem Verf. einzelne Tugenden, sowie einzelne Laster; ob seine Tugend wirklich so wenig heroisch gestimmt gewesen ist, wie S. 191 ff. uns glauben machen wollen, lassen wir dahingestellt, um dafür der Frage nach dem Kriterium der Tugend näher zu treten. Hierher gehört das berühmte *τί δ' αἰσχρόν, ἢν μὴ τοῖσι χρωμένοις δοκῇ*; Verf. kümmert sich hier nicht viel darum — hat er doch den Vers, wenn es denn einer sein soll (er hat nämlich bei ihm die Form *was ist denn schlecht, als was dem, der es thut, so scheint*), schon oben *bei der Erörterung seines erkenntnistheoretischen Standpunktes hervorgehoben.* So geht es, wenn sich eine eminent ethische Frage in die Erkenntnistheorie verirrt; wir sind einfach um die Hauptsache gekommen, um das eigentlich Neue, das Euripides der tiefsten Tiefe seiner Brust abgerungen hat. Ich darf wohl die Worte citieren, in denen ich selbst in meinem ersten Artikel (S. 3) dieses Neue ausgedrückt habe, dafs *unsere sichtbaren Handlungen die nichtssagenden 'aufgegebenen Reime' unserer Lebensdichtung sind, denen erst unser inneres Empfinden Sinn und Inhalt verleiht*; wie wenig das mit dem Popanz *einer jenseits von Gut und Böse stehenden Ethik* (S. 190) zu thun hat, das merkt man, wenn man den Satz in seiner Weiterentwickelung verfolgt, bis zum hl. Ambrosius hinunter, der ihm in seinem hölzernen Latein einen eigenen Ausdruck verliehen hat, ehrwürdig und charaktervoll, wie die Intarsia eines christlichen Chorstuhls: *affectus tuus nomen imponit operi tuo* (De offic. I 147).

Indessen, was auch immer als das Kriterium der Tugend angesehen werden mag — wer s i e in das Centrum seiner Weltanschauung gestellt hat, der hat auch für alle das Verhältnis von Mensch zu Mensch betreffenden Fragen den richtigen Mafsstab gefunden. Wir werden uns daher nicht wundern, Euripides allen Vorrechten von Adel, Reichtum, freier Geburt, ja sogar von hellenischer Abkunft gegenüber einen ablehnenden Standpunkt einnehmen zu sehen. Der Verfasser führt das in einzelnen Kapiteln näher aus; dazu ist nichts zu bemerken. Auch seine politische Meinung erscheint dadurch beeinflufst: ihm ist die gemäfsigte Demokratie sympathisch, wie sie denn auch nach Montesquieu diejenige Staatsform ist, die die *vertu* zu ihrem ethischen Exponenten hat.

5

Das Nestlesche Buch hätten wir hiermit durchflogen; wir dürfen jetzt zu Euripides und seiner Gesamtpersönlichkeit zurückkehren. Wie schon oben hervorgehoben worden ist, haben wir den Schlüssel zu ihr in den 'Bakchen' zu suchen. Und nicht nur zu ihr: dafs wir mit ihrer Behandlung unserer Humanitätsfahne treu bleiben, wird das Folgende lehren.

Es ist ein Prolog in der bekannten 'euripideischen Manier', der die Handlung einleitet. Dionysos ist nach Theben gekommen, der Heimat seiner Mutter.

Warum? Um seinen Kult einzuführen; den stärksten Widerstand vermutet er in Pentheus; den will er denn von seiner Göttlichkeit überzeugen, ebenso wie die übrigen Thebaner, und dann sein Werk in anderen Gegenden fortsetzen, *τἀνθένδε θέμενος εὖ*. Ist damit auf eine feindselige oder friedliche Beilegung des Zwistes angespielt? Ganz gewifs eine friedliche; das beweist, von allem anderen abgesehen, der Ausdruck *θέμενος εὖ*, der, etwas verändert, an der entscheidenden Stelle 802 wiederkehrt. Die Möglichkeit eines feindseligen Vorgehens wird gleich darauf 50 ff. in Betracht gezogen, doch ist es, wie schon bemerkt worden ist, lediglich die Auffrischung eines äschyleischen Motivs, das nach der Sitte der alten Tragiker ausdrücklich erwähnt wird, um abgelehnt zu werden. Das also haben wir im Auge zu behalten: Dionysos denkt an eine friedliche Lösung des Konfliktes; wie er das rauchende Grab seiner Mutter mit versöhnendem Rebengrün bedeckt hat, so soll ob all der vergangenen Unbill der Schleier der Vergessenheit gebreitet werden.

Der Chor der Bakchen erscheint — nach langer Zeit wieder ein bedeutungsvoller Chor, durch dessen Mund der Gott des Festes zu uns reden wird. Sein erster Gesang exponiert den Gehalt der neuen Religion, um deren Aufnahme oder Nichtaufnahme es sich handelt. Und wie jede Religion aus Dogma, Mythus und Ritus besteht, so gliedert sich auch die Hauptmasse dieses ersten Chorgesanges, zwischen Einleitung (Str. u. Ant. 1) und Schlufsbild (Ep.), nach diesem dreifachen Gesichtspunkt. In feierlichen Worten wird das Dogma verkündet (Str. 2): 'Selig der Mann, der, durch die Gnade der Götter (*εὐδαίμων*) ihrer Weihen teilhaftig, ein fromm reines Leben führt, der seine Seele heiligt (*θιασεύεται ψυχάν*) . . .' Einst hiefs es anders: 'Selig der Mann, dem die Kunde der Wissenschaft geworden . . .' Aber freilich, hier spricht der Chor, nicht Euripides; derselbe Chor, der im zweiten Teil (Ant. 2) in ernst erhabener Weise den Mythus von der Geburt seines Gottes in seiner echten, altertümlichen Form vorträgt und im dritten (Str. u. Ant. 3) die Symbole und Bräuche des frohen Naturfestes schildert. Denn ein Naturfest ist es vor allen Dingen: es wird die periodische Rückkehr der Menschheit zur Erde gefeiert, die Versöhnung zwischen den beiden höchsten Gewalten, Zeus und Gaia; es ist das Ursprüngliche im Menschen, das zeitweilig durchbrechen mufs, göttlich und tierisch zugleich, wie seine Verkörperung, der Stiergott Dionysos.

Dem wirkt nun Pentheus entgegen. — Was ist Pentheus? Eben das, was dem Dionysos entgegenwirkt: der Menschengeist in seiner höchsten Potenz, der sich auf sein Ursprüngliches nicht mehr zurückbesinnen will, der es gewaltsam darniederhält durch die eiserne Macht seines Verstandes. Vor uns tritt er als ein Jüngling, die blassen Wangen noch kaum vom ersten Flaum bedeckt (1185), die tiefgefurchte Stirn vom wallenden Haupthaar beschattet (ebd.), ein Sorger und Grübler, ein *πενθεύς*. Er war in der Fremde und hörte dort von Dionysos und seinem Naturfest; Dionysos ist ihm ein Aberwitz, aber die Kunde vom Naturfest hat ihn wider Willen tief erregt: sie hat jenes Ursprüngliche, das er niederhalten will, mächtig gegen ihn aufgewiegelt. Es regt sich bereits in der Tiefe seines Herzens, es malt ihm wider sein besseres Wissen die Bilder süfser

Sinneslust vor, die er 216 ff. mit einem Gefühle schildert, das aus Abscheu und Verlangen gemischt ist. Er weifs, der Kampf, der ihm bevorsteht, ist ein Kampf auf Leben und Tod, das Naturfest, das ihn an allen Fibern seines unterbewufsten Wesens zu sich lockt, mufs untergehen, wenn er weiter bestehen soll. Daher seine finstere Leidenschaftlichkeit; wenn Nestle von ihm wiederholt als von einem brutalen Gewaltmenschen spricht, so hat er für das Zwingende seiner Natur eben kein Verständnis gehabt.

Nicht Dionysos ist es, der ihm zunächst entgegentritt: dem Gott schreitet der Prophet voraus, Tiresias. Eben hat er an Kadmos sein Bekehrungswerk vollendet, soweit es der Bakchant am Thyrsosträger vermag: 'ein Tand ist unsere Wohlweisheit der Gottheit gegenüber; die Lehren der Väter, so alt wie die Zeit selber — keine menschliche Rede wird sie je niederwerfen, kein Vernunftbeweis, mag ihn auch der schärfste Geist ausgeklügelt haben' (200 ff.) . . . Doch geben wir uns keinen Illusionen über die Tragweite dieser Worte hin: es ist ja Tiresias, der spricht, und derselbe Tiresias giebt etwas weiter, wenn wir Nestle (S. 80) glauben, *einen Ausweis des euripideischen Rationalismus, wie man ihn sprechender sich gar nicht denken kann* — nämlich die Umdeutung des Mythus von der Schenkelgeburt des Dionysos. Nach dieser Umdeutung hätte Zeus aus Äther ein Spiegelbild des Dionysos geschaffen und der Hera übergeben; ist es nun Rationalismus, wenn man ein Wunder durch ein anderes ersetzt? Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der Festschrift für L. Cwiklinski entwickelt habe; soviel ist sicher, dafs aus Tiresias nicht der Rationalist, sondern der delphische Reformator zu uns spricht. Und wenn nun dieser Reformator, von Pentheus aufs bitterste gekränkt, zu Kadmos sagt: 'wir wollen zum Gott für ihn beten, so wild er auch ist' (360), so hat er mit diesem Ausdruck der souveränen Milde auch den oben herausgehobenen Worten 200 ff. die höchste Weihe gegeben.

Die Gegner sind fort; der Chor bleibt allein nach, den Sinn des Geschehenen zu finden. 'Der zügellosen Reden, des gottvergessenen Unverstandes (*ἀνόμου τ' ἀφροσύνας*) Ende ist Unseligkeit.' Wohl, das ist Pentheus; und vielleicht noch jemand. 'Ein friedfertiges und verständiges Leben dagegen ist vor Anfechtung sicher und hält das Haus zusammen.' Jenes ist dem Dichter aus dem Herzen gesprochen, dies dem Chor, dem denn auch die landläufige Motivierung angehört. Und nun die Summe: 'Nicht die Klügelei ist Weisheit, noch der trotzige Sinn, der sich über den Anteil des Sterblichen erhebt. Kurz ist das Leben; wer ihm trotzdem ein allzuhohes Ziel setzt, der giebt die Gaben des Augenblicks (*τὰ παρόντα*) preis; verblendet und übel beraten sind, meine ich, die also thun.' Ist das noch immer Pentheus? Ja; aber nur insofern, als ihm Euripides seine eigenen Züge geliehen hat. Müde ist er geworden: fort sehnt er sich aus dem Treiben des Volkes, dessen Verhängnis es ist, weder sich noch anderen Ruhe zu gönnen — fort nach dem Frieden des Dionysos, an den kühlen Schatten eines Fürstenhofes, zu Euagoras oder Archelaos, dort, wo Schönheit und Liebreiz wohnt. Der Friede des Dionysos — das ist wohl auch der Völkerfriede, der die junge Landeskraft unversehrt läfst und der Arbeit

ihren Segen spendet (418); noch mehr der soziale Friede, der alle Volksschichten unter dem Banner einer allgemein zugänglichen, niemandes Neid erregenden Freude eint (421); vor allem aber der seelische Friede des einzelnen Menschen. Verhafst ist darum dem Gotte, wer anderes im Sinne hat als selig dahinzuleben die Tage und die lieben Nächte lang; und weise ist es, Geist und Herz zu hüten vor überklugen Leuten. Nein! Brauch und Glaube des einfachen Volkes soll auch uns Brauch und Glaube sein. — Sollte Euripides nicht gewufst haben, dafs er mit diesen Worten sich selbst das Urteil sprach? Noch hatte sein gescheitester Gegner Aristophanes die 'Bakchen' nicht gelesen, als er in ähnlichen Worten den Stab über ihn brach: *σοφὸν δ' ἀπέχειν πραπίδα φρένα τε περισσῶν παρὰ φωτῶν* sagt Euripides im Hinblick auf Pentheus, *χαρίεν οὖν μὴ Σωκράτει παρακαθήμενον λαλεῖν,* sagt Aristophanes im Hinblick auf Euripides. Und als er sie gelesen hatte ... doch lassen wir die Thatsachen reden. Dafs die Legende vom Tode des Euripides den Ausgang des Pentheus auf diesen überträgt, hat kein anderer als Nestle selbst (Philol. LVII 134 ff.) entwickelt; in meinen Vorlesungen hatte ich diese Theorie schon längst in dem hier angedeuteten Zusammenhang vorgetragen. Dafs Aristophanes Autor dieser Legende war, ist ebenfalls längst (Piccolomini, *Sulla morte* u. s. w. 36) zu lesen. Ist es nun zu kühn, wenn wir weiter folgern: als Aristophanes die 'Bakchen' gelesen hatte, erkannte er in ihrem Helden Pentheus den Euripides selber und schuf jene Legende, die die Nachwelt verständnislos übernahm und weiter gab?

Also Pentheus die mythische Projektion des Euripides; wie weit sind wir von Nestles *brutalem Gewaltmenschen* entfernt! —

Der Entscheidungskampf beginnt, der sich durch drei Akte hinzieht: dem Pentheus tritt Dionysos gegenüber, in einer Gestalt, die die wahre Verkörperung jenes Ursprünglichen, Unheimlich-Lockenden ist; es kostet Zeit, bis der königliche Jüngling seine Gefühle bemeistert (453—459). Beide Gegner verfolgen ihre geheimen Zwecke: Dionysos will, seiner friedlichen Absicht entsprechend, den König seiner Heimat zu seinem Anhänger machen (474), Pentheus möchte Näheres über das Naturfest erfahren, das ihm ein Sündenfest ist (471). Beiden schlägt ihre Absicht fehl; das Gefängnis ist der vorläufige Abschlufs dieses ersten Ganges.

Nur der vorläufige. Die nachfolgenden bakchischen Wunder haben einen doppelten Zweck: die Situation zu schaffen für den zweiten Gang, und auf den stolzen Verstand des Pentheus den ersten, betäubenden Streich zu führen. In der That, wir finden den König nach dem Feuerzauber des Zwischenaktes wesentlich geschwächt wieder: man vergleiche nur die erschreckten Fragen 644 ff. mit dem herrischen, wenn auch leidenschaftlichen Verhör 460 ff. Erst wie die Burgthore wohl verschlossen sind, kehrt ihm das Selbstvertrauen wieder; aber freilich nur, um dem zweiten Streiche — dem Botenbericht 677 ff. — wieder zu erliegen. Nun kennt er nur eine Sehnsucht, ein Heilmittel: hinaus ins freie Feld, unter seine treuen und tapferen Krieger. Einen Feldzug plant er ... wenn auch nur gegen Weiber; die finstere Lustbegier hat sich in ihr Äquivalent, eine finstere Grausamkeit verwandelt (796) — man denke an Claude

Frollo, den romantischen Doppelgänger unseres Pentheus in V. Hugos 'Notre Dame'. Natürlich wird Dionysos ihm die Befriedigung nicht geben; dort, im freien Feld, würde er zwar auch fallen, aber wie ein Held, ein Talbot im Kampfe mit dem 'Unsinn', vernichtet, aber nicht überwunden. Nein; der Sieg des Gottes soll ein moralischer sein, über die Vernunft seines Gegners will er triumphieren mit Hilfe jenes Ursprünglichen, das sein Bundesgenosse ist im feindlichen Lager. Erst macht er den letzten Versuch, den Streit friedlich und für beide Teile ehrenvoll beizulegen (802); als er endgültig mifslingt (809), führt er den dritten, entscheidenden Streich. V. 811 entfesselt den verhaltenen Sinnenbrand, der langsam und sicher den Geist des stolzen Gegners ausdörrt und vernichtet und ihn, gedemütigt und entwürdigt, dem kläglichen Tode entgegenführt.

Mitten in die Wirrnis des letzten Kampfes fällt das schöne Chorlied 862 ff., das der Sehnsucht der gefangenen Bakchen nach dem frohen Naturfeste Ausdruck giebt — und zugleich der Sehnsucht des Dichters nach jenem dionysischen Frieden, dem auch das erste Stasimon galt. 'Glücklich der Schiffer, der den Stürmen des Meeres entfloh und den Hafen erreichte; glücklich auch der Denker, der den Zweifel in seiner Brust niederrang. Denn was das andere anlangt — an Wohlstand und Macht kann es dir leicht ein anderer zuvorthun. Wohl giebt es noch viele Ideale (ἐλπίδες), die die Menschen umflattern; aber die einen gehen zuletzt doch im Wohlstand auf, die übrigen halten nicht stich. Nein! Wessen Leben in den Gaben des Augenblicks glücklich ist, den preise ich selig.'

Das ist der tiefere Sinn der Pentheus-Tragödie — die der Agaue lassen wir auf sich beruhen, so erschütternd sie auch ist. Werden wir nun klüglich scheiden wollen, auf wessen Seite der Dichter steht, durch wessen Mund er zu uns redet? Ist es nicht vielmehr einleuchtend, dafs wir in allen Personen der Tragödie — Pentheus, Dionysos, Tiresias, dem Chor — gleichberechtigte Elemente seiner Persönlichkeit finden müssen?

Aber wenn dem so ist — was ist sie dann, diese Persönlichkeit?

6

Indem wir diese Frage stellen, kehren wir zum Thema unseres einleitenden Abschnitts zurück. Wie müssen wir es anfangen, hiefs es dort, um aus den Schöpfungen eines dramatischen Dichters seine Persönlichkeit herauszuschälen? Zwei Auffassungen dieser Aufgabe, die naive und die simplistische, haben wir dort besprochen und abgelehnt; die positive Lösung zu geben sind wir nicht verpflichtet — wer weifs, ob es überhaupt, oder doch ob es uns möglich ist! Indessen mag ein Versuch gestattet sein.

Ob einer das Wasser für ein Element, oder für die Verbindung zweier, ob er unser Weltsystem heliozentrisch oder geozentrisch ansieht, ist für seine Persönlichkeit nicht charakteristisch: wo der Vernunftbeweis gilt, da hat der Wille sein Recht verloren, und eben die Willensrichtung ist es, die die Persönlichkeit bestimmt. Wodurch wird nun diese ihrerseits bestimmt? Hören

wir Cicero an. *Zwei personae*, sagt er Off. I 107, *hat uns die Natur selber angelegt: die eine ist die allgemeine, sofern wir alle der Vernunft teilhaftig sind und jener Vorzüge, die uns von den Tieren unterscheiden . . . die andere ist jedem besonders zugeteilt.* Hier kommt nur die letztere in Betracht; sie ist es, die wir unter jener rätselhaften Naturanlage verstehen, die die klaffendste Lücke unserer Menschenerkenntnis bildet. *Zu diesen zwei personae*, heifst es weiter 115, *kommt als dritte diejenige hinzu, die uns der Zufall oder die Zeitumstände aufnötigten: sodann auch eine vierte, die wir nach eigener Auswahl uns anschaffen.* Für uns fällt der Unterschied zwischen diesen zwei Kategorien weg; dagegen ist zu betonen, dafs beide eine Unzahl von Einzelfällen ergeben. Eltern, Geschwister, Erzieher, Freunde — alle bestimmen in der einen oder der anderen Weise den werdenden Menschen, veranlassen ihn, besondere *personae* ihnen gegenüber anzulegen; das Resultat ist eine beträchtliche Anzahl von 'Persönlichkeiten', die sich anziehen oder abstofsen, sich amalgamieren oder unvermittelt nebeneinander bestehen. Immerhin kann dieser ethische Chemotropismus auch zur Bildung einer einheitlichen, abgeklärten Persönlichkeit führen: wenn nämlich die Naturanlage ausgeprägt genug ist — 'stark genug' dürfen wir nicht sagen, denn 'stark' ist in der Biologie soviel wie 'lebensfähig', und 'lebensfähig' soviel wie 'anpassungsfähig' —, um alles von sich fernzuhalten, was ihr nicht entspricht; so entstehen einseitige, aber heroische Charaktere.

Doch es sei der Mensch, so oder anders, fertig, er trete ins Leben; alsbald ist es eine neue Serie von *Zufällen und Zeitumständen*, die ihn umfängt. Der Kampf beginnt von neuem, nur ist er schwieriger, weil die Persönlichkeit mittlerweile eine starrere geworden ist, und auch schmerzhafter, weil das Bewufstsein mitredet. Sie pflegt denn auch zu prävalieren — nur zwei Gegnern gegenüber nicht, der Ehe und dem Amt. Gretchens Weltanschauung war wohl etwas inferior der Faustens gegenüber; was hilft's, wenn sie ihn gekriegt hätte, er hätte sich doch zu ihr bekehrt, wie unzählige vor und nach ihm. Und gar das Amt (das Wort im weitesten Sinne gefafst) — das weise Sprichwort vom Amt und Verstand sagt genug. Denn schliefslich: man will wirken, will was leisten, will Früchte tragen, wenn die Zeit des Früchtetragens da ist; das setzt aber gewisse Eigenschaften, Ansichten, Augenwinkel voraus; wer die hat, der siegt und gewinnt. Damit ist eine gewisse Zuchtwahl der Persönlichkeiten innerhalb eines und desselben Menschen gegeben; sie welken hin und sterben, bis auf eine — wenn auch vielfach schattierte —, die nachbleibt: die des Amts- und Ehemanns, des pater familias, des gentleman. Man täuscht sich nicht: es ist so, und es ist gar nicht schlecht, dafs es so ist. Auf die Art entstehen gleichfalls einseitige, wenn auch nicht immer heroische Charaktere.

Indessen — das Amt eines tragischen Dichters ist ein ganz eigenartiges Amt. Von einer Zuchtwahl ist hier nicht die Rede; die Gestalten, die ihn umhuschen, sind so lange leblose Schatten, als er sie nicht mit seinem Blute getränkt hat; und dieses Blut — wo anders soll er es hernehmen, als aus den vielen Persönlichkeiten, die die Saat des Lebens in ihm hat wachsen lassen? So gehen sie nicht unter: indem er sie mit den Gestalten seiner Vorstellung

verbindet, stärkt er sie zugleich, läfst sie wesenhafter, individueller, zeugungsfähiger werden. Und je mehr solcher Persönlichkeiten in ihm sind, desto mehr Menschheit kann sich in ihnen spiegeln; so entstehen vielseitige und humane Charaktere.

Aber eine wird man einwenden, ist doch die Persönlichkeit des Dichters. Ja, welche denn? Etwa die er am häufigsten trägt? Aber die häufigste braucht nicht immer die stärkste zu sein. Und praktisch ist es doch heute die eine und morgen die andere, und A gegenüber die eine und B gegenüber die andere, die wirkt. Was aber die Theorie anbelangt — ja, wenn uns die Psychologen nicht das Substrat der seelischen Funktionen wegdisputiert hätten, da könnte man doch die Frage aufwerfen, mit welcher der in Erscheinung tretenden Persönlichkeiten dies Substrat identifiziert werden mufs. Da sie aber nur das Bewufstsein übrig gelassen haben, als den Zusammenhang der seelischen Funktionen, so ist die Frage selber, welches der vielen Kleider des Bewufstseins das Kleid sei, eine ziemlich müfsige geworden. Denn das Hauskleid braucht es wahrlich nicht zu sein.

Das ist der Standpunkt, von dem aus auch die Frage nach der Persönlichkeit des Euripides behandelt werden mufs. War er Pentheus, war er Dionysos, Tiresias? Alles das, und noch vieles dazu. Ein Mann des Amtes ist er nie gewesen, sein Amt war sein Dichterberuf; und was die Ehe anbelangt — die Tradition wird doch recht haben, dafs er als Ehemann unglücklich war. Wenn wir doch von der Melito etwas Näheres wüfsten! Vielleicht war sie eine milde, reine Erscheinung; ihren Mann mag sie lieb gewonnen haben in der Persönlichkeit, in der er ihr entgegengetreten war; nun entdeckte sie einmal eine andere an ihm, und das brach ihr das Herz. Denn dafs er daneben, oder auch darüber, auch jenes andere geblieben war, das vermochte sie nicht zu fassen. — Und, gestehen wir's nur ein: sind's viele, die es auch heutzutage vermöchten? Denn ein Einwand erhebt sich, ein grofser und schwerer: Wenn die Persönlichkeit etwas so vielgestaltiges ist, wo ist dann die Handhabe, sie zu beurteilen — und zu verurteilen?

Aber ist denn das wirklich so unbedingt nötig?

DAS STEUER- UND FINANZWESEN DES H. R. REICHES IM XVI. JAHRHUNDERT

Von Johannes Müller (Augsburg)

Bei einer Vergleichung des Steuer- und Finanzwesens des neuen deutschen Reiches mit dem des h. r. Reiches springen dem aufmerksamen Beobachter sofort zwei fundamentale Unterschiede in die Augen: im alten Reiche bildeten die sogenannten Matrikularbeiträge der einzelnen Reichsstände nahezu die einzige Einnahmequelle der Reichsfinanzen, dagegen waren Zölle und Verbrauchsabgaben, die den Hauptbestandteil der Einnahme des neuen Reiches bilden, vollständig den Einzelstaaten zur Nutzniefsung überlassen. Im alten Reich gab es keine regelmäfsigen, d. h. nach einem von vornherein festgelegten Reichshaushalt zu entrichtenden Steuern wie in dem heutigen deutschen Reich, sondern nur Auflagen nach Bedarf, d. h. je nachdem das Reich zur Verteidigung seiner Rechte oder zur Durchführung seiner Ansprüche gegen äufsere Feinde der Aufstellung einer gröfseren oder geringeren Heeresmacht bedurfte. Aufser den zum Unterhalt des Reichsheeres dienenden Matrikularanschlägen kannte man im alten Reich an Reichssteuern nur noch die sogenannten Kammerziele, d. h. diejenigen Matrikularbeiträge der Stände, durch welche das im Jahre 1495 errichtete Reichskammergericht unterhalten wurde. Der Ausgabeetat des neuen deutschen Reiches weist bekanntlich aufser dem gewaltigen Aufwand für Heer und Marine ebenfalls einen nicht unbeträchtlichen Posten für die Reichsjustizverwaltung auf; neben diesen zwei grofsen Posten finden sich im Ausgabeetat des neuen deutschen Reiches aber auch noch andere gewichtige Posten, nach deren Spur man im Haushalt des h. r. Reiches vergeblich suchen würde, wie die Aufwendungen für das Reichskanzler- und das auswärtige Amt, für den allgemeinen und Reichsinvalidenfonds, für die Post- und Telegraphenverwaltung, für Münzwesen und Reichsschuld u. dgl. m.

Es läfst sich nach dieser ganz flüchtigen Vergleichung des Steuer- und Finanzwesens des alten deutschen Reiches mit demjenigen des neuen Reiches jenes zum Unterschied von diesem also kurz so charakterisieren: direkte Besteuerung der Reichsstände nach den Beschlüssen des in drei Kollegien (Kurfürsten-, Fürsten- und Städtekurie) zerfallenden Reichstages und Verwendung der durch diese Matrikularbeiträge aufgebrachten Geldmittel ausschliefslich zum Unterhalt des stets nur ad hoc aufgebrachten Reichsheeres und des erst seit dem Jahre 1521 ständigen Kammergerichtes. Es sollen nun im Anschlufs an

die wechselnden Erträgnisse der Reichssteuern zu Anfang, Mitte und am Ende des XVI. Jahrh. und des hiernach wechselnden Anteils der drei grofsen Ständegruppen, der Fürsten, der Prälaten und Grafen und der Reichsstädte, zunächst die schier unglaublichen Mängel des damaligen Reichssteuersystems betrachtet werden. Sodann soll vor allem auf Grund der von dem bekannten Reichspfennigmeister des Kaisers Rudolf II., Zacharias Geizkofler, hinterlassenen Schriften von den Schwierigkeiten der damaligen Finanzverwaltung, die sowohl aus den Mängeln des Steuerwesens selbst wie aus sonstigen Unvollkommenheiten der damaligen Reichseinrichtungen entsprangen, ein möglichst treues Bild gegeben werden.

Der im XVI. Jahrh. im deutschen Reich durchgedrungene Grundsatz, den Unterhalt der beiden grofsen Reichsinstitutionen, des Heeres und des Gerichtes, auf Matrikularbeiträge der Stände zu basieren, war das Ergebnis einer jahrhundertlangen Kontroverse, die die deutschen Reichsstände das ganze XV. Jahrh. über in Atem gehalten hatte. Unter den Kaisern Sigmund und Friedrich III. (1411—1493), unter welchen infolge der sich ändernden Kriegsweise und neuandringender äufserer Feinde, zuerst der Hussiten und dann der Ungarn und der Türken, sich das Bedürfnis nach einer neuen Wehrverfassung in Deutschland besonders geltend gemacht hatte, hatte man an Stelle der bisher aufgebotenen ritterlichen Lehensmannschaft sogenannte Matrikeln, d. h. Listen aufgestellt, nach welchen sowohl die Reichsstände des Fürsten- und Herrenstandes als auch die Reichsstädte zu einer gewissen Anzahl von Lanzenreitern (Gleven) und Schützen oder Fufsknechten angeschlagen wurden. Wenn also im XV. Jahrh. die Stellung der Mannschaften seitens der einzelnen Reichsstände immer noch die Regel blieb, so kamen damals doch schon auch einzelne Fälle vor, in welchen die Mannschaft nicht schnell genug zusammengebracht werden konnte oder einzelne Stände die Leistung einer Hilfe in Geld der Stellung in Mannschaft vorzogen. Um eine Hilfe letztgenannter Art aufzubringen, konnte man sich eines zweifachen Mittels bedienen. Der Reichstag konnte entweder eine Vermögenssteuer von allen mittelbaren und unmittelbaren Reichsunterthanen, den sogenanten gemeinen Pfennig, bewilligen oder jeden Reichsstand zu einer gewissen Summe anschlagen, ohne zu bestimmen, wie diese Summe von ihm selbst auf seine Unterthanen umgelegt werde. Jede dieser beiden Besteuerungsarten hatte für die beiden grofsen Ständegruppen des Reiches, die Fürsten nebst den Herren und die Städtebürger, ihre Vorteile, aber auch manche Schattenseiten. Dem gemeinen Pfennig stimmten im grofsen und ganzen die Fürsten und Herren zu, weil das unbewegliche Vermögen, das ihren Hauptbesitz ausmachte, der Natur der Sache nach weniger davon betroffen werden konnte wie Kapitalien und Renten, die in den Städten vor allem sich vorfanden. Anderseits bot der feste Matrikularanschlag den mit Kammergütern meist wohl versehenen grofsen Territorialherren des Reiches die Möglichkeit, die Reichsteuer ganz auf ihre Unterthanen abzuwälzen und sich selbst hinsichtlich ihrer Eigengüter steuerfrei zu machen. Wegen dieses zwiespältigen Charakters der beiden Besteuerungsarten konnten die im Laufe des XV. Jahrh.

tagenden Reichsversammlungen nie zu einem endgültigen Entschlusse kommen, welcher der beiden Modalitäten sie bei ihren Steuerbewilligungen den Vorzug geben sollten. In der Mehrzahl der Fälle endeten diese Reichstagsberatungen damit, dafs eine sogenannte kleine oder eilende Hilfe auf Grund der Matrikularanschläge und eine grofse oder beharrliche Hilfe, mittelst des gemeinen Pfennigs aufzubringen, bewilligt wurden. Dafs dann meist weder die eine noch die andere Hilfe, wenigstens unter Friedrich III., erlegt wurde, das versteht sich bei der bekannten Energielosigkeit und greisenhaften Thatenscheu dieses Habsburgers eigentlich von selbst, soll aber hier doch noch besonders erwähnt werden, um die mehr theoretisch aufzufassenden als praktischen Wert besitzenden regelmäfsigen Protestationen der Reichsstädte gegen zu hohe Veranlagung bei den Matrikularbeiträgen ins rechte Licht zu setzen. Die Wahrnehmung kann man nämlich in der That fast bei allen im XV. Jahrh. aufgestellten Matrikeln machen, dafs die Reichsstädte in denselben fast regelmäfsig zu hoch veranlagt wurden. So sollten nach den Beschlüssen des Frankfurter Reichstages vom Jahr 1486, der durch die Wahl des jungen Maximilian zum römischen König bedeutsam geworden ist, von den dort gegen die Türken bewilligten 500000 fl. die Reichsstädte rund 157000 fl., also nahezu ein Drittel der ganzen Summe, aufbringen, ein Beschlufs, der selbstverständlich die tiefste Entrüstung und das beliebte 'Hintersichbringen', d. h. das Zurückziehen der städtischen Abgeordneten auf die endgültigen Entschlüsse ihrer Herren und Oberen hervorrief.

Gerade diese Gewohnheit der Städteboten, sich endgültigen Beschlüssen bei den Reichsversammlungen durch die Berufung auf die mangelnde Instruktion seitens ihrer Obrigkeiten zu entziehen, führte dann unter der Regierung Maximilians I. auf den Reichstagen zu Worms 1495 und zu Augsburg 1500 zu den bekannten Versuchen, mittelst des gemeinen Pfennigs den Unterhalt für Heer und oberstes Gericht aufzubringen. Nach den Beschlüssen des Wormser Reichstages sollte von je 500 fl. Vermögen $\frac{1}{2}$ fl., von je 25 fl. jährlicher Rente desgl. gegeben werden; die Minderbesitzenden sollten in einer Anzahl von je 12 Personen zusammen $\frac{1}{2}$ fl. aufbringen. Man wagte dabei aber nicht das über 1000 fl. steigende Vermögen oder die über 50 fl. hinausgehende Jahresrente nach bestimmten Sätzen zu besteuern, sondern ordnete deswegen blofs an, dafs, wer über 1000 fl. Vermögen bezw. über 50 fl. Jahresrente hätte, über einen fl., 'so viel seine Andacht ist', geben sollte. 'Auch sollten Fürsten, Herren und Kommunen nach ihrem Stand und Wesen hierin etwas mehr thun, als sich wohl gebührt.'

Man kann sich denken, dafs eine Steuer, die an die grofsen Vermögen so zaghaft herantrat, sehr wenig eintrug, zumal die Veranlagung und die Einhebung derselben den Interessen des Reichsfiskus auch nicht genügend Rechnung trug. Wohl infolge der mit dem Wormser Steuermodus gemachten üblen Erfahrungen schritt man auf dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1500, der vor allem durch die Einsetzung eines Reichsregimentes berühmt geworden ist, zu einer neuen Art von Besteuerung, indem man, zwischen den weltlichen

Fürsten und Herren einerseits und dem Klerus und den Reichsstädten anderseits unterscheidend, für die erstgenannte Ständegruppe die Stellung in Mannschaft, für die Geistlichkeit und Reichsstädte eine Einkommensteuer anordnete. Die Fürsten zusammen sollten nämlich mindestens 500 Reiter, von den Grafen und Herren jeder, der 4000 fl. jährliches Einkommen hatte, einen Reiter stellen. Die Welt- und Klostergeistlichkeit aber, sowie die Reichsstädte sollten von je 40 fl. Jahreseinkommen 1 fl. Steuer bezahlen. Aufserdem sollte jede Pfarrgemeinde im Reich, die 400 selbständige Personen bezw. Haushaltungen zählte, zur Unterhaltung eines Fufsknechtes verpflichtet sein.

Wie man aus diesen kurzen Angaben ersieht, enthielten diese Augsburger Vorschläge, ein ganz merkwürdiges Gemisch von Waffendienst und Geldleistung aufweisend, wiederum eine bedeutende Begünstigung der oberen Stände; denn dieselben konnten dadurch, dafs sie ihre lehensrechtlich zum Dienst auf eigene Kosten verpflichteten Vasallen als Reisige ins Feld schickten, die Steuer zum gröfsten Teil von sich abwälzen, während die geistlichen Stände und die Reichsstädte bei einem einigermafsen genauen Veranlagungsverfahren von den nicht geringen Geldleistungen sicher und unter Umständen ganz empfindlich getroffen wurden.

Auf dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1500 wurde auch ein kleiner Anschlag zur Unterhaltung des Kammergerichts, dessen Mitglieder bisher für ihre Besoldung auf die Gerichtssporteln angewiesen waren, gemacht; die ganze Summe dieses Anschlags betrug damals blofs 8300 fl.[1]), im Jahre 1521: 13410 fl. Trotz der Geringfügigkeit dieser Summen stritten sich aber die Stände bis zum Jahre 1541 mit dem Kaiser darüber, dafs nicht ihnen allein der ganze Unterhalt, sondern dem Kaiser die Bestreitung eines Teiles der Besoldung des Kammergerichts gebühre.

Der Kammergerichtsanschlag vom Jahre 1500 hatte bis zum Jahre 1541, wo er wegen Vermehrung der Zahl der Beisitzer und sonstiger Steigerung der Ausgaben für das Kammergericht um das Doppelte erhöht wurde, Bestand. Die übrigen steuertechnischen Anordnungen des Augsburger Reichstages vom Jahre 1500 dagegen erwiesen sich als ebenso undurchführbar wie diejenigen wegen des gemeinen Pfennigs vom Jahre 1495. Schon auf dem Kölner Reichstag vom Jahre 1505, welcher Kaiser Maximilian I. gegen Ungarn eine kleine Hilfe (4000 Mann) auf ein Jahr bewilligte, gaben die Stände das Projekt einer allgemeinen Vermögenssteuer im Reich endgültig auf[2]) und kamen auf das alte

[1])

Kammerrichter	1500 fl.
2 adelige Beisitzer je 600 fl.	1200 fl.
14 Doctores der Rechte je 400 fl.	5600 fl.
Sa.:	8300 fl.

[2]) § 8 des Abschieds des an. 1505 zu Köln gehaltenen Reichstages: 'Item haben wir aus merklich beweglichen Ursachen die Churfürsten, Fürsten und anderen Stende des h. Reichs, mit ihrer verwilligung, des Regiments, des gemeinen Pfennigs, Anschlag des Volks, nemlich von 400 Mann einer zu geben, auch der Reifsigen und ander Anschläg, sein auf Geistlich oder Weltlich gesetzt, hievor zu Augsburg gemacht und geordnet, genediglich erlassen.'

Auskunftsmittel der Matrikel zurück, die nun bis zur Auflösung des Reiches die Grundlage aller Steuerbewilligungen blieb.

Die ersten Matrikeln, nämlich die vom Jahre 1505 und die Konstanzer vom Jahre 1507, sind nun noch so unvollständig und so wenig unter sich übereinstimmend, dafs sie sich kaum zu einer vergleichenden Übersicht über den Anteil der Hauptständegruppen an den Steuererträgnissen während des XVI. Jahrh. eignen. Erst die Wormser Matrikel vom Jahre 1521, deren Ansätze für alle späteren Zeiten als die Normalsätze galten, kann eine brauchbare Grundlage für eine solche Vergleichung abgeben.

Nach der Wormser Matrikel, die die normale Stärke der Reichsarmee auf 20000 zu Fufs und 4000 zu Pferd ansetzte, kam der monatliche Unterhalt eines solchen Reichsheeres, die monatlichen Kosten eines Reiters zu 12 fl., diejenigen eines Fufsknechtes zu 4 fl. gerechnet, auf etwas über 127 000 fl. zu stehen. Diese Summe von 127000 fl., als 'Römermonat' bezeichnet, wurde nun entsprechend den in der Matrikel aufgeführten Truppenkontingenten[1]) auf die einzelnen Ständegruppen so verteilt, dafs auf

die Kurfürsten und Fürsten	82 200 fl.
die Grafen und Prälaten	14 500 fl.
die Reichsstädte	30 200 fl.

entfielen.

Nach dieser Zusammenstellung vom Jahre 1521 steuerten die Reichsstädte, deren es damals etwa 86 gab, zum Römermonat etwas weniger als den vierten Teil bei, eine Anomalie, die in Anbetracht des Umstandes, dafs sich unter ihnen so viele kleine und wenig vermögende Kommunen befanden, doppelt auffällig erscheint. Erklärlich ist diese Thatsache nur aus dem Hafs, dessen sich in jener Zeit vor allem die grofsen süddeutschen Handelsstädte, wie Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, seitens fast aller Klassen des deutschen Volkes erfreuten. Es waren vor allem die in den grofsen Städten betriebenen Monopolien mit ihren bekannten Folgen, wie künstlicher Preissteigerung, Verfälschung der Waren, welche alle übrigen Kreise der deutschen Nation sich in einträchtigem Hafs gegen die 'wucherischen Kaufleute' zusammenfinden liefsen. Gestützt auf diesen Städterhafs konnten die Fürsten und der Adel ihrer Abneigung gegen die verhafsten Pfeffersäcke freien Raum geben, indem sie bei den Reichsanschlägen den Städten die Hauptlast aufbürdeten. Diese hatten die letzteren auch in so fern zu tragen, als sie alle von der Steuer wirklich getroffen wurden, während von den geistlichen und adeligen Ständen eine gute Anzahl sich nur dem Namen nach in dem Wormser Anschlagsverzeichnis befand. So waren z. B. in der Matrikel sieben Abteien aufgeführt, die überhaupt nirgends aufzufinden waren oder die, wie ein Reichstagsausschufs später sich ausdrückte, 'Gotteshäuser nicht dieses Reiches oder von dieser Welt waren'.

[1])

Ein Kurfürst z. B.	60	Reiter,	277	Fufsknechte	=	1828 fl.
Der Bischof von Augsburg	21	„	100	„	=	652 fl.
Der Abt zu Kempten	6	„	20	„	=	152 fl.
Die Stadt Augsburg	25	„	150	„	=	900 fl.
Grafen von Waldburg	10	„	42	„	=	288 fl.

Sodann fanden sich viele geistliche und adelige Stände in der Wormser Matrikel, die reichsunmittelbar waren, die aber von mächtigeren Ständen entweder mit Gewalt eximiert wurden, oder die sich freiwillig unter die Gewalt höherer Stände begaben oder sich gar vom Reich ganz abzogen. Stellt man nach einem Verzeichnis, das der kaiserl. Fiskal Jak. Hurkel der wegen Ergänzung des Reichsvorrates im Jahre 1551 in Nürnberg tagenden Reichsdeputation vorlegte, die Anschläge derjenigen Stände zusammen, welche durch solche Exemtionen oder Abtrennung vom Reiche der Reichskasse entgingen, so ergiebt sich im ganzen die respektable Summe von 32764 fl.[1] Um die Mitte des XVI. Jahrh. war also das Erträgnis eines Römermonats bereits um ein Viertel geringer als am Beginn des Jahrhunderts, notabene unter der Voraussetzung, dafs sämtliche Reichsstände ihren Verpflichtungen bezüglich der Reichssteuer pünktlich nachkamen. Das traf aber bei verschiedenen Ständen durchaus nicht zu, wie ein Blick in eine der Reichspfennigmeisterraitungen oder der fiskalischen Restantenverzeichnisse des XVI. Jahrh. darthut. Nach diesen höchst lehrreichen Aktenstücken waren es gerade die grofsen Herren, wie die Markgrafen von Brandenburg und von Baden, vor allem aber geistliche Fürsten, wie der Kurfürst von Köln, die Bischöfe von Freising, Regensburg u. s. w., die mit der Bezahlung ihrer Reichssteuern oft Jahrzehnte im Rückstand blieben und die nach so langen Zeiträumen oft ins riesenhafte aufgelaufenen Summen entweder überhaupt niemals bezahlten oder im günstigsten Fall sich zu einer meist lächerlich geringen Abschlagszahlung verstanden. Als Beispiel eines solchen immens unverfrorenen Steuerausreifsers möchte ich den Kurfürsten Ernst von Köln, den Oheim des bekannten bayrischen Kurfürsten Maximilian I., anführen. Diese Säule des h. r. Reichs hatte von der ihn nach den Bewilligungen der Regensburger Reichstage (1594 und 1598) treffenden Summe von 255920 fl. (1594: 80 Monate, 1598: 60 Monate, giebt 140 Römermonate; 140 . 1828 fl. = 255920 fl. oder ca. ½ Million Mark) bis zum Jahre 1607 auch nicht einen Heller erlegt.[2] Nachdem er dann in Jahre 1606 mit der kaiserlichen Regierung einen Accord geschlossen, wonach er an Stelle der schuldigen 255920 fl. 20660 Thaler zu zahlen hatte, liefs er sich im Februar 1607 zur Zahlung von 8938 fl. herbei. Ob zu dieser im Vergleich zu der Viertelmillion Gulden, die Kurfürst Ernst dem Fiskus wirklich schuldete, winzigen Summe später noch eine Nachzahlung erfolgte, vermag ich nach dem mir zugänglichen Aktenmaterial nicht festzustellen. Wahrscheinlich hat eine solche Nachzahlung nicht stattgefunden. Gegen solche mächtige Reichsfürsten, wie es der Kurfürst von Köln war, ohne weiteres mit fiskalischen Prozessen vorzugehen, das verboten dem Kaiser zum Teil politische Rücksichten, in dem gegebenen Fall z. B. die Abhängigkeit

[1] Vgl. hierzu: J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen um die Mittte des XVI. Jahrh. in der Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg XXIII 136.

[2] Vgl. hierzu: Aufszug, was das h. r. Reichs Stände an der an. 1594 und 1598 zu Regensburg bewilligten Türkenhilf bis auf dato den letzten Martio 1603 noch per resto schuldig verbleiben (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

Kaiser Rudolfs II. von dem in vielen Dingen damals ausschlaggebenden Hause der Wittelsbacher, zum Teil finanzielle Erwägungen, die den tiefen wirtschaftlichen Niedergang, besonders der Gebiete am Niederrhein durch den verderblichen spanisch-niederländischen Krieg, nicht aufser acht lassen konnten.

Aber auch da, wo ein solcher notorischer Notstand, wie zu Ende des XVI. Jahrh. am Niederrhein, nicht vorwaltete, wufsten viele Reichsstände unter irgend einem nichtigen Vorwand sich ihren finanziellen Verpflichtungen gegenüber dem Reiche zu entziehen. So unterstanden sich etliche Stände, die wegen zugefügter Schäden auf eine gewisse begrenzte Anzahl Jahre geringert oder des Kontribuierens wohl gar auf eine Zeit erlassen worden, aus dem Temporalnachlafs einen immerwährenden Steuernachlafs zu machen. Bei anderen Reichsherrschaften, deren Besitzer mit Tod abgegangen waren, und die neben ihren Reichslehen auch andere Lehen und Eigengüter hinterlassen hatten, weigerten sich die, auf welche die nicht vom Reich beliehenen Güter fielen, eine Reichssteuer zu zahlen, suchten vielmehr den Inhabern der Reichslehen den ganzen Anschlag aufzudrehen, indem sie sich auf einen im Augsburger Reichsabschied vom Jahre 1548 vorkommenden Satz beriefen, wonach derjenige, der keine Lehen oder Regalia vom Reich immediat habe, zur Kontribution an das Reich nicht verpflichtet sei.

Wenn freie Adelsgeschlechter ausstarben, deren Güter zuvor dem Reich zugehörten oder mit den Ritterschaften kontribuierten, so zogen die Lehensherren solche Güter ein, gaben aber dem Reich dafür nichts, wodurch dann abermals die Reichsanlagen gemindert wurden.[1])

Angesichts dieser skrupellosen Ausnützung der damaligen wenig klaren Rechtsverhältnisse, die zwischen dem Oberhaupt des Reiches und seinen Ständen einerseits, zwischen den einzelnen Gliedern des Reiches anderseits herrschten, und angesichts der notorischen Saumseligkeit der höheren Stände in der Erlegung der Reichssteuern mochte die hier und da auftauchende Sorge der Städte, die Last der Reichssteuern zum gröfsten Teil auf sich nehmen zu müssen, nicht ganz ungerechtfertigt sein; dieselben mufsten sich zu den an und für sich erklärlichen Bemühungen, die von Anfang an bestehende grofse Ungleichheit in den Reichsanlagen zu beseitigen, deshalb um so mehr angespornt fühlen. Durch ihre Klagen über zu hohe Veranlagung in der Wormser Matrikel vom Jahre 1521 erwirkten die Städte schon auf dem im Jahre 1522 zu Nürnberg gehaltenen Reichstag den Reichstagsbeschlufs, 'dafs hinfür kein Anschlag gemacht noch den jemands zu geben schuldig sein soll, es wäre denn zuvor denjenigen, so sich übermäfsig angeschlagen zu sein beklagt, an ihrer aufgelegten Gebühr ziemlicher Mäfsigung geschehen'. Beim darauffolgenden Nürnberger Reichstag vom Jahre 1524 wurde dann beschlossen, dafs die sich beschwert fühlenden Reichsstände ihr Unvermögen bei dem damals in Efslingen tagenden Reichsregiment genugsam darthun und das genannte Regiment

[1]) Vgl. hierzu Zach. Geizkoflers Gutachten über die dem Regensburger Reichstag an. 1603 vorzulegende Reichstagsproposition, betr. Moderationswerk und Ergänzung der Reichsmatrikel (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

den Klagenden auf ihr gründliches Darthun die aufgelegte Tax und Anschläge der Gebühr nach ringern solle.[1])

Trotz weiterer Mahnungen und Klagen der Beschwerten auf den Reichstagen zu Speyer 1526, zu Augsburg 1530 und zu Regensburg 1532 und trotz darauf erfolgter Zusicherungen des Kaisers Karl V., den Klagen abhelfen zu wollen, verschleppte sich die Angelegenheit bis zu dem im Jahre 1545 zu Worms tagenden Reichstag, auf welchem endlich nach vorheriger Prüfung sämtlicher Steuerbeschwerden durch eine von den Kreisversammlungen gewählte Kommission wenigstens den dringendsten Klagen abgeholfen wurde.[2]) Das Ergebnis der vom Oktober 1544 bis Juni 1545 dauernden, unendlich langsam sich fortbewegenden Verhandlungen war, dafs der Anteil der Kurfürsten und Fürsten an dem Betrag des Römermonats von 82200 fl. auf 76700 fl., der Anteil der Grafen und Prälaten von 14500 fl. auf 14320 fl., der Anteil der Reichsstädte von 30300 fl. auf 22150 fl. herabgesetzt wurde, der Römermonat somit noch einen nominellen Betrag von 94000 fl. hatte. Den Löwenanteil an den Ermäfsigungen des Wormser Reichstages vom Jahre 1545 trugen, wie man aus dieser Vergleichung sieht, die Reichsstädte davon. Es war dieses günstige Ergebnis aber nicht etwa eine Folge der Überredungskunst der fünf städtischen Vertreter in der Moderationskommission oder des in den Vertretern des Fürstentums allmählich erwachenden Gerechtigkeitsgefühles, sondern lediglich ein Produkt der für das städtische Bürgertum eben damals glücklichen politischen Konstellation. Gerade in den Sommertagen des Jahres 1545 entschied sich nämlich die Frage, ob Kaiser Karl V. gegen die Protestanten zum Schwert greifen müsse, und damit die endgültige Stellungnahme der deutschen Reichsstädte zu den beiden mafsgebenden Mächten des Reformationszeitalters, dem katholisch-habsburgischen Kaisertum und dem protestantisch-deutschen Fürstentum. Es war nach der ganzen Sachlage wohl kein Zweifel, auf welche Seite sich das deutsche Bürgertum in dem Entscheidungskampf stellen werde; aber auf der Seite der kaiserlich-katholischen Partei hegte man damals noch die Hoffnung, die Städte wenigstens zur Neutralität in dem bevorstehenden Kampf zu bewegen.[3]) Anderseits war man im Lager der Schmalkaldener des Beistandes der Städte in dem Kriege gegen den Kaiser auch nicht so sicher, dafs man eine Hintansetzung der dringendsten Wünsche derselben in diesem Augenblick hätte riskieren mögen. 'Es stand also', wie Naves in seiner Unterredung mit dem Augsburger Abgesandten am 12. Juni 1545 richtig bemerkte, 'den Städten eine gute Wahl an beiden Orten, bei dem Kaiser und den Fürsten, bevor, ihren Vorteil zu ersehen'. Aus keinem anderen Grund als aus Rücksicht auf die unumgängliche Geldhilfe der Städte im religiösen Entscheidungs-

[1]) Vgl. hierzu § 21 und 22 des Abschieds des Reichstags zu Nürnberg, an. 1524 aufgericht.

[2]) J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen u. s. w. in der Zeitschr. des Hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg XXIII.

[3]) Vgl. hierzu die Unterhandlungen der kais. Minister Granvella und Naves mit den Abgesandten Strafsburgs und Augsburgs (Sturm und Nik. Maier) im Juni 1545 zu Worms bei J. Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen u. s. w. S. 158 ff.

kampf sind demnach die Fürsten den Städten in der Moderationsfrage soweit entgegengekommen, wie es die Beschlüsse des Wormser Reichstages vom Jahre 1545 bezeugen. Darauf deuten auch die späteren Moderationsverhandlungen in den 50er, 60er und 70er Jahren, bei welchen einzelne Städte trotz aller Bemühungen kaum nennenswerte Ermäfsigungen ihrer Matrikularanlagen erhielten, während andere Stände, wie die Bischöfe von Bamberg, Minden, Metz u. s. w., ganz bedeutende Ermäfsigungen ihrer Anschläge zu erlangen wufsten.[1])

Neben Ermäfsigungen haben die in dem Zeitraum von 1545—1577 stattfindenden Moderationskommissionen für einzelne Stände, wie z. B. den bayrischen Herzog oder die Reichsstadt Augsburg, auch nicht unbeträchtliche Erhöhungen festgesetzt, hatten dabei aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn die Mehrzahl dieser im Jahre 1545 oder 1551 u. s. w. in ihren Matrikularanschlägen erhöhten Stände protestierten gegen diese Erhöhungen und ergriffen nach Zurückweisung dieser Proteste seitens der Moderationskommissionen Appellation an das Reichskammergericht. Wenn man sich nun den schleppenden Gang des damaligen gerichtlichen Verfahrens mit seinen endlosen dilatorischen und peremtorischen Einreden (Exceptionen), Litiscontestationen u. s. w. vergegenwärtigt, so wird man ohne weiteres begreiflich finden, dafs kammergerichtliche Urteile in Sachen der Erhöhung der Matrikularanschläge fast nie zu erwirken waren, dafs dementsprechend die von den Moderationskommissionen erhöhten Stände ruhig bei ihren alten Anschlägen beharren konnten.[2]) Die Folge dieser abnormen Rechtszustände im Zusammenhalt mit den oben erwähnten, sich von Jahr zu Jahr mehrenden Exemtionen schwächerer Stände durch mächtige Fürstenhäuser war, dafs sich der Betrag eines Römermonats von Jahrzehnt zu Jahrzehnt minderte; um die Mitte des XVI. Jahrh. belief er sich, wie oben nachgewiesen, nominell noch auf ca. 94 000 fl., war jedoch am Ende des Jahrhunderts bereits auf ca. 70000 fl. herabgesunken. Das ergab, wenn man die Ausfälle, die der Reichskasse durch sogenannte unergiebige und säumige Stände entstanden, abrechnete, einen wirklichen Betrag von 60000 fl., d. h. nicht einmal die Hälfte des ursprünglichen Betrages vom Jahre 1521.

Diese stetige Minderung des Betrages eines Römermonats im Laufe des XVI. Jahrh. ist wohl im Auge zu behalten, wenn man die Steuerforderungen, welche die vier habsburgischen Kaiser des XVI. Jahrh. an die deutschen Reichsstände brachten, einer gerechten Würdigung unterziehen will. Unter der Regierung Karls V. bewilligten die deutschen Reichsstände im ganzen $46\frac{1}{2}$ Römermonate, und zwar in den drei Zeitabschnitten 1521—1535, 1541

---

[1]) Cortrejus, Des h. r. Reichs Matricul, wie dieselbige auf dem Römerzug zu Rofs und Fufs an. 1521 aufgericht und folgends in den Jahren 1545, 1551, 1557 und 1567 zu Worms und an. 1571 und 1577 in Frankfurt moderiert worden, S. 111 ff.

[2]) In dem oben erwähnten Z. Geizkoflerschen Gutachten vom 18. Jan. 1603 betr. des Moderationswerkes heifst es: 'Dabei ist noch das fürgeloffen, dafs der mehrere teil der Ständ wider oben gemelte ihnen auferlegte erhöhung der Matrikel protestirt und kraft der Reichsordnung an das k. Kammergericht appellirt, allda sie noch unerörtert stecken. Hinzwischen haben die Ständ wider die klaren abschied allein nach den alten anschlägen, sonderlich die in den sächsischen Kreisen, kontribuirt.'

—1544 und 1548—1551. Die von den Reichstagen zu Worms 1521, Regensburg 1532 und Worms 1535 bewilligten 13¼ Römermonate wurden mit Ausnahme der vom Wormser Reichstag im Jahre 1535 bewilligten 1¼ Monate, die zur Bezwingung der Münsterer Wiedertäufer dienten, ausschliefslich zur Abwehr der Türken von den Grenzen Deutschlands verausgabt. Die von 1541—1544 bewilligten 15 Römermonate fanden ihre Verwendung aufser im Türkenkrieg im letzten Krieg Karls V. gegen König Franz I. von Frankreich. Die letzten 18 Römermonate endlich, die die Augsburger Reichstage von den Jahren 1548 und 1551 teils dem Kaiser als sogenannten Reichsvorrat, teils dem König Ferdinand von Ungarn als sogenanntes Baugeld bewilligten, fanden ihre Verwendung teils im Kampf der Kaiserlichen gegen die widersetzlichen norddeutschen Protestanten, teils zur Erhaltung der Festungsbauten in Ungarn. Von diesen Steuern, die alle mit Ausnahme der im Jahre 1532 gegen die Türken und im Jahre 1544 gegen die Franzosen bewilligten Hilfen höchst langsam und nur mit bedeutenden Rückständen eingingen, ist nur das 500000 fl. betragende sogenannte Baugeld, das der Augsburger Reichstag vom Jahre 1548 König Ferdinand zur Erhaltung und zum Neubau der ungarischen Festungen bewilligte, wegen der damit verbundenen Übervorteilung der Reichsstädte besonders erwähnenswert. Auf dem erwähnten Reichstag, auf welchem den durch die Drangsale des vorausgegangenen Schmalkaldischen Krieges ganz erschöpften Städten von den Fürsten überhaupt übel mitgespielt wurde, wälzten Fürsten und Adel einen Teil der durch Karl V. ihnen aufgedrungenen Steuerlasten dadurch von sich ab, dafs sie bezüglich des in fünf Jahresraten (jedesmal 100000 fl.) zu entrichtenden Baugeldes den Beschlufs durchsetzten, es solle dasselbe nicht nach den Matrikularanschlägen, sondern nach den fünffach erhöhten Kammergerichtsanschlägen, die eben damals 20176 fl. betrugen, gezahlt werden. Da nun aber die Städte zu den Kammerzielen jährlich rund 7000 fl. (genau: 6967 fl.), also mehr als ein Drittel der ganzen Summe beisteuerten, so wurde das dem König Ferdinand bewilligte Baugeld zu einem vollem Drittel aus dem Säckel der Reichsstädte aufgebracht. Trotz alles Remonstrierens und Protestierens der Städte gegen diese Übervorteilung durch die Fürsten fügten sie sich endlich in die bittere Notwendigkeit, nachdem Karl V. und König Ferdinand ihnen die Versicherung gegeben, dafs bei künftigen Reichshilfen dieser Steuermodus nie mehr in Anwendung gebracht werden solle.[1]) Dieses kaiserliche und königliche Wort hinderte aber Kaiser Ferdinand I. nicht, nach 11 Jahren an die Städte die gleiche Zumutung zu stellen wie im Jahre 1548 und dieselbe mit Hilfe der Fürsten auch wiederum zu verwirklichen.

In Anbetracht der vielen und schweren Kriege, welche Karl V. während seiner 37jährigen Regierung zu führen hatte, sind die Anforderungen, welche dieser Kaiser an die Finanzkraft des deutschen Reiches stellte, nicht anders als gering zu bezeichnen. Dieses Verhältnis änderte sich sofort, als die mit Haus-

---

[1]) Vgl. hierzu J. Müller, Über einen auf dem Augsburger Reichstag aufgekommenen Reichssteuermodus. Bayr. Zeitschr. f. Realschulwesen N. F. VI 278—285.

besitz geringer ausgestatteten deutschen Habsburger, Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II., in Deutschland zur Regierung kamen. Schon unter Ferdinand I., der als deutscher Kaiser doch nur acht Jahre regierte, stieg die Beihilfe des deutschen Reiches zum Türkenkriege auf 24 Römermonate, während der zwölfjährigen Regierung Maximilians II. auf 120 Römermonate, wozu noch 10 Römermonate für Begleichung der Gothaischen Exekutionskosten kamen, und während der ersten 30 Jahre der Regierung Rudolfs II. endlich auf 266 Römermonate. — Die gröfsere Inanspruchnahme der Finanzkraft des deutschen Reiches unter den drei zuletzt genannten habsburgischen Kaisern erklärt sich aber nicht nur aus dem geringen Hausbesitz dieser Fürsten gegenüber der gewaltigen Hausmacht Karls V., sondern auch aus den erhöhten Kosten, welche die seit Ferdinand I. organisierte kroatisch-ungarische Grenzverteidigung forderte. Noch zu Beginn der Regierung Ferdinands I. mit einem jährlichen Aufwand von einer Million Gulden zu bestreiten, erforderte diese Grenzverteidigung um das Jahr 1590 eine jährliche Ausgabe von ca. 2 Millionen Gulden.[1]) Zu diesen regelmäfsigen Jahresausgaben, die zum mindesten zur Hälfte von den österreichischen Erblanden bestritten werden mufsten, da bei einer nur latenten Türkengefahr die deutschen Türkensteuern ebenso langsam wie mangelhaft einzugehen pflegten, kamen nun aber unter Kaiser Rudolf II. infolge des Ausbruchs eines grofsen, durch 14 Jahre sich hinziehenden Türkenkrieges vom Jahre 1592 an noch aufserordentliche Ausgaben in einer Höhe, an die man bis jetzt in deutschen Landen kaum zu denken gewagt hatte. Der Krieg, den die Türken im Jahre 1593 gegen Kaiser Rudolf II. mit einem Einfall in Kroatien begonnen hatten, mufste nämlich von letzterem auf vier Kriegsschauplätzen, in Kroatien, in Niederungarn, in Oberungarn und in Siebenbürgen, dessen Fürst Sigmund Bathory mit Rudolf II. in ein Bündnis getreten war, geführt werden und erforderte infolge der Aufstellung so bedeutender Truppenmassen und der an den Siebenbürger Fürsten und die Woiwoden der Donaufürstentümer zu zahlenden Geldhilfen nach einem ungefähren Überschlag des damaligen Reichspfennigmeisters Zacharias Geizkofler zum mindesten einen Aufwand von $4^1/_4$ Millionen Gulden pro Jahr.[2]) Wenn nun auch die österreichischen Erbländer alle ihre Kräfte für den Krieg anstrengten[3]) und die deutschen Reichsstände die von drei Reichstagen (Regensburg 1594, 1598 und 1603) bewilligten Türkenhilfen in der Höhe von 226 Römermonaten auf das pünktlichste bezahlten[4]), so konnten damit immer

[1]) 6. Heft der Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft: A. H. Löbl, Zur Geschichte des Türkenkrieges von 1593—1606. I. Vorgeschichte. S. 29.

[2]) Vgl. hierzu: J. Müller, Die Verdienste Zach. Geizkoflers um die Beschaffung der Geldmittel für den Türkenkrieg Kaiser Rudolfs II. Mitteil. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung XXI 265.

[3]) Nach einem Hofkammerverzeichnis vom Jahre 1603 brachten die österreichischen Erblande in den ersten 10 Jahren des Krieges 20691837 fl. auf.

[4]) Die $8^1/_2$ Mill. Gulden, welche die 140 Römermonate der 1594er und 1598er Reichshilfe ertragen sollten, waren laut der Raitungsbücher Z. Geizkoflers bis zum Jahre 1603 wirklich erlegt worden. Allerdings waren darunter mehr als 2 Millionen Extrabeisteuern besonders patriotisch gesinnter Stände (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

noch nicht die gewaltigen Ausgaben bestritten werden, die der kaiserlichen Finanzverwaltung aus dem vierzehnjährigen Krieg erwuchsen. Es mufsten also, wenn der Kampf mit den Osmanen nur mit einiger Aussicht auf Erfolg aufgenommen und fortgeführt werden sollte, noch andere Mittel als die erwähnten ausfindig gemacht werden, und solche Mittel boten sich, wenn man die Reichsexekutionsordnung vom Jahre 1555 geschickt interpretierte, in den sogenannten Kreishilfen dar.[1])

Nach § 31 und 32 der genannten Exekutionsordnung mufsten nämlich zwei bezw. vier benachbarte Kreise einem Kreise, dessen Kreistruppen zur Dämpfung einer Kriegsempörung nicht ausreichten, solche Hilfe leisten, dafs sich der in seiner Ruhe und seinem Frieden bedrohte Kreis der obliegenden Last zu erretten und zu erwehren vermöchte. Auf Grund dieser Bestimmung der Reichsexekutionsordnung und einiger Ergänzungen derselben durch die darauf folgenden Reichstagsabschiede vom Jahre 1557 und 1559 wufste nun der Reichspfennigmeister Zach. Geizkofler den Kaiser Rudolf II., der wegen seiner damals schon hervortretenden Menschenscheu zur Berufung und zum Besuch eines Reichstages nur schwer zu bewegen war, dafür zu gewinnen, dafs die einzelnen Reichskreise um eine Beisteuer zum Schutze der kroatischen und windischen Grenzen angegangen wurden. Als nun diese 'eilende crobatische Hilfe' von den neun Kreisen — der österreichische war natürlich davon ausgenommen — die stattliche Summe von 776564 fl. einbrachte und der Regensburger Reichstag vom Jahre 1594 für die beharrliche Hilfe von 60 Römermonaten etwas weitgesteckte Zahlfristen aufstellte, entschlofs sich Rudolf II. trotz mancher Bedenklichkeiten, abermals auf den Rat seines Reichspfennigmeisters, die Hilfe der einzelnen Kreise auch ferner in Anspruch zu nehmen. Dank der Opferwilligkeit vor allem der süddeutschen Kreise und des Kreises Obersachsen — die westdeutschen Kreise, die damals unter den Kriegsunruhen an der Westgrenze der Reiches, in Frankreich und in den Niederlanden viel zu leiden hatten, steuerten zu den besonderen Türkenhilfen fast gar nichts bei — dank aber auch dem geschickten Verhalten der kaiserlichen Kommissäre, vor allem Zach. Geizkoflers, bei den betreffenden Kreisversammlungen ertrugen diese für den Türkenkrieg Kaiser Rudolfs II. aufgebrachten Kreissteuern mehr als die gleichzeitig bewilligten Reichssteuern. Nimmt man für die letzteren die runde Summe von 12 Millionen Gulden an, was kaum zu hoch gegriffen sein dürfte, so kann man den Gesamtertrag der Kreissteuern von 1592—1606 unbedenklich auf 15 Millionen Gulden ansetzen. Diese Kreissteuern wurden zwar nicht von Reichsfinanzbeamten verwaltet, sondern von eigenen Kreiseinnehmern vereinnahmt und von Kreispfennigmeistern, welche die Kreisregimenter ins Feld begleiteten, verausgabt. Trotz dieser Sonderverwaltung müssen diese Anlagen zu den Reichssteuern gerechnet werden, weil sie ausschliefslich zur Verteidigung des Reiches verwendet wurden.

Die regulären Reichshilfen, die aufserordentlichen Beihilfen einzelner Reichs-

[1]) Vgl. für das Folgende J. Müller a. a. O. S. 256 ff.

stände, ja sogar fremder Staaten, wie z. B. Spaniens[1]) oder italienischer Fürsten, sowie die von der Mehrzahl der Reichskreise geleisteten Beisteuern bildeten demnach die Haupteinnahmequellen der Reichskasse am Ende des XVI. Jahrh. Wegen der Unsicherheit des rechtzeitigen Einkommens all dieser Geldmittel war aber die Reichsfinanzverwaltung in den Zeiten eines Krieges noch auf andere Quellen angewiesen, und zwar auf die sogenannten Anticipationen. Das waren einesteils Fürlehen bei kapitalkräftigen Reichsständen, vor allem den grofsen Handelsstädten Süddeutschlands, anderseits Wechseldarlehen, die die grofsen Bankiers jener Zeit gewährten. Gerade am Ende des XVI. Jahrh., zu Beginn des Türkenkrieges Rudolfs II. vollzog sich in den Anticipationsaufnahmen der Reichsfinanzverwaltung ein bedeutsamer Umschwung. Während nämlich bis zum Jahre 1594 die Reichskasse zur Deckung grofser dringender Ausgaben, wie des Antritts- und Laufgeldes der Regimenter des kaiserlichen Heeres, sich gröfstenteils reichsstädtischer Fürlehen bediente, die selbstverständlich fast samt und sonders zu 5%—7% verzinst werden mufsten, nahm der Reichspfennigmeister Geizkofler vom Jahre 1595 an im Falle des nicht rechtzeitigen Einkommens der Reichshilfen fast nur noch Wechsel von den grofsen Handelshäusern in Wien (Henkel, Ferrari, Bayer), in Nürnberg (Albrecht, Werdemann), in Augsburg (Zobel, Österreichers Erben) und in Frankfurt (Bodegger) auf und gelangte dadurch nicht nur rascher und sicherer in den Besitz bedeutender Geldsummen als mittelst Anticipationen von den ängstlichen Stadtmagistraten, sondern hatte auch die Möglichkeit, beim Eintreffen der Reichshilfen die entliehenen Summen a tempo zurückzuerstatten, also jedenfalls an Zinsen einzusparen. Diese Zinsenersparnis für die Reichskasse bei Wechselaufnahmen war um so gröfser, je geringer der Kursunterschied zwischen den Reichsmünzen — Gulden und Thaler waren im Reiche die gebräuchlichsten Sorten — und den österreichischen und ungarischen Münzen (meist Thaler und Dukaten) war. Diese auf den ersten Anblick gewifs etwas unerklärliche Thatsache führt sich auf folgende Umstände zurück. Zur Bezahlung des Soldes der Truppen in Ungarn und sonstiger wichtiger Kriegsbedürfnisse, z. B. des Proviants, bedurfte die Reichsfinanzverwaltung österreichischen oder ungarischen Geldes, da in den Donauländern die meisten im Reiche gangbaren Sorten nicht angenommen wurden. Wenn nun infolge ungenügenden Barvorrates in der Kasse des im Sommer im Felde weilenden Reichspfennigmeisters dieser zu Wechselanlehen bei den grofsen Handelshäusern von Wien, Prag, Augsburg u. s. w. genötigt war, so liefs er sich diese Wechselsummen in Wien selbstverständlich sofort in österreichischer oder ungarischer Währung geben und wies die Wechseldarleiher zur Vermeidung weiterer Geldtransportkosten für die Reichsfinanzverwaltung behufs der Einlösung ihrer Wechsel auf die in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Leipzig eingehenden Reichsgefälle an. Wegen des mit der Ein-

---

[1]) Spanien erlegte nach den Raitungsbüchern Geizkoflers von 1595—1600 an Hilfen für den Türkenkrieg 400000 Dukaten und 300000 Kronen, d. h. eine Summe von ca 1200000 fl., da der Dukaten zu jener Zeit 2 fl., die Silberkrone 1 fl. 24 Kr. galt.

lösung der Wechsel verbundenen Risikos nun, dann aber auch aus dem Grunde, weil die Kaufleute die Wechselsummen mit geringen Ausnahmen ohne Zins und Provision herliehen, berechneten diese den ungarischen Thaler, der nach seinem wirklichen Wert 72, höchstens 73 Kreuzern in deutscher Währung gleichkam, zu 74 bezw. 75 Kreuzern, den ungarischen Dukaten, der in Deutschland 1 fl. 58 Kr. galt, zu 2 fl.; die Handelsherren hatten so, da ihnen die in geringer Währung in Wien ausgezahlten Wechselsummen in Augsburg, Nürnberg oder sonstwo im Reich in bester Währung zurückerstattet werden mufsten, 2—3 Kreuzer Gewinn an jedem ungarischen Thaler oder Dukaten oder ca. 7—8% Zinsen von dem dargeliehenen Kapital.

Behufs eines rascheren Einblicks in den Haushalt der Reichsfinanzverwaltung am Ende des XVI. Jahrh. sind in folgender Tabelle die wichtigsten Einnahme- und Ausgabeposten des Jahres 1595 einander gegenübergestellt.

Übersicht über den Haushalt des Reichspfennigmeisteramts vom Jahre 1595.

Einnahmen		fl.	Kr.
1. Ordentliche Reichshilfe[1]:	Legstadt Regensburg . . . 39 840 fl. — Kr. Augsburg . . . . 144 386 „ 20 „ Nürnberg . . . . 178 368 „ 16 „ Frankfurt . . . . 246 925 „ 45 „	609 520	21
2. Aufserordentliche Hilfen von Reichsständen:	Herzog von Lothringen. . . 13 000 „ — „ Schwäbischer Kreis . . . . 47 376 „ — „	60 376	—
3. Aufserordentliche Hilfen von auswärtigen Staaten:	Herzog von Ferrara . . . . 149 205 „ 19 „ Stadt Lucca . . . . 9000 „ — „	158 205	19
4. Fürlehen von Reichsständen bezw. Privatpersonen		48 685	48
5. Wechsel, aufgenommen von Wiener, Prager, Nürnberger, Augsburger und anderen Handelshäusern		330 485	—
	Sa.:	1 207 272	28

Ausgaben	fl.	Kr.
1. Antritt-, Lauf- und Soldgeld des Kriegsvolkes in Ungarn	332 560	—
Baargeld an den Hof- und Kriegszahlmeister zur Anschaffung von allerlei Notdurft im Feld	329 949	10
2. Wechselzahlungen	131 950	—
3. Vergnügung der von Reichsständen oder anderen Parteien vorgestreckten Fürlehen	242 531	20
4. Ausgaben für Rüstungen, Munition, Fuhr- und Schiffslohn u. dgl. . . .	78 710	—
5 Interressenzahlungen	102 595	—
6. Besoldung des Reichspfennigmeisters, Zehrungskosten für den Reichspfennigmeister und sein Personal, Verehrungen für die Steuereinnehmer . .	12 450	—
7. Zehrungskosten für kais. Kommissäre	5 295	23
Sa.:	1 236 040	53

[1]) 10 Monate an Weihnachten 1594, 10 Monate an Johanni 1595, 6 Monate an Weihnachten 1595 zu erlegen.

Aus den bisherigen Erörterungen über die Grundzüge des damaligen Reichssteuerwesens kann man sich nun wohl eine einigermafsen zutreffende Vorstellung von den Hauptmängeln desselben, der ungleichen Verteilung der Steuern unter die drei grofsen Ständegruppen und der durch die unklaren Rechtsverhältnisse der Stände untereinander ermöglichten Steuerhinterziehung machen. Ein schärferes Bild wird man aber erst dann gewinnen, wenn man die Verwaltung der durch die Reichssteuern einkommenden Geldmittel ins Auge fafst. Von der Reichsfinanzverwaltung und den für den damaligen obersten Reichsfinanzbeamten, den Reichspfennigmeister, damit verbundenen unglaublichen Schwierigkeiten soll der zweite Teil dieser Ausführungen eine gedrängte Schilderung geben.

Das für Bürger eines modernen Staatswesens auffallendste Merkmal der Finanzverwaltung des deutschen Reiches im XVI. Jahrh. ist wohl das, dafs dieselbe aufser dem Reichspfennigmeister und dessen Gegenhändler keinen dem Reiche vereideten Finanzbeamten kannte; denn das Personal, das teils im Dienste des Reichspfennigmeisters selbst, teils im Dienste der Obrigkeiten der Legstädte die Perzeption und die Verschickung der Reichssteuern an die Hauptzahlorte besorgte, stand zu dem Vertreter des Reiches, dem Kaiser, in keinem Abhängigkeitsverhältnis, sondern empfing seine Stellung und Aufträge durch die genannten Behörden. Die kaiserliche Hofkammer aber, die oberste Finanzbehörde der österreichischen Erblande und zugleich das Aufsichtsorgan des Reichspfennigmeisters, übte diese Kontrollthätigkeit nur im Nebenamt aus, und ebenso war der kaiserliche Fiskal nur in Ausnahmefällen, d. h. wenn das Kammergericht gegen säumige Stände die Steuerexekution erkannt hatte, zum Reichsfinanzdienst heranzuziehen. Um also den Geschäftsgang in der Reichsfinanzverwaltung im einzelnen zu erkennen, wird man die den Reichspfennigmeistern erteilten Instruktionen näher ansehen müssen. Ich wähle als für unseren Zweck am geeignetsten die dem Reichspfennigmeister Zach. Geizkofler am 22. Jan. 1589 gegebenen Amtsvorschriften, die im Zusammenhang mit der demselben Reichsbeamten am 17. Juni 1598 erteilten Instruktion eine passende Grundlage für eine Darstellung der Reichsfinanzverwaltung zu Ende des XVI. Jahrh. abgeben dürften.

Die 16 Artikel enthaltende 89er Instruktion Geizkoflers zerfällt inhaltlich in zwei Teile, und zwar umfafst die eine Reihe der Artikel, 1—4 und 9—12, Vorschriften über die Perzeption der Steuern, die andere Reihe solche über die Ausgabe und die Verrechnung der aufgebrauchten Geldmittel. Nachdem in Paragraph 1 dem Reichspfennigmeister Geizkofler und seinem Gegenschreiber Matth. Peugel als Amtsbezirk die acht Kreise Süd- und Westdeutschlands mit Augsburg als Amtssitz und den Legstädten Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Frankfurt zugewiesen worden — die beiden sächsischen Kreise hatten ihren eigenen Reichspfennigmeister —, befiehlt ihnen der 2. Artikel, diesem Amt soviel als möglich in Augsburg persönlich beizuwohnen und die Amtstruhe daselbst mit zwei verschiedenen Schlössern abzusperren, von denen eines durch den Reichspfennigmeister, das andere durch seinen Gegenhändler abgesperrt werden könnte.

Die Artikel 3 und 9 enthielten die Vorschriften über diejenigen Formalitäten, die bei der Ablieferung der Steuern an die Einnehmer der Legstädte und bei Aushändigung der Geldsummen seitens dieser Einnehmer an den Reichspfennigmeister oder dessen Korrespondenten in den Legstädten zu beobachten waren. Die Einnehmer der Legstädte hatten neben den Quittungen, die sie den Reichsständen beim Abliefern ihrer Steuerquoten ausstellten, sogenannte Geldzettel anzufertigen, in denen die eingegangenen Münzen nach ihrem Wert (*valor*) verzeichnet waren; diese Geldzettel, von den betreffenden Reichsständen oder deren abgeordneten Dienern unterschrieben und mit den Reichspfennigmeisterraitungen alljährlich an die Hofkammer abgeliefert, dienten dann der letzteren dazu, den vom Reichspfennigmeister in seinen Jahresabschlüssen verzeichneten Gewinn beim Auszahlen guter Münzen, oder den Verlust bei der Einnahme schlechter Münzen zu kontrollieren.

Der Reichspfennigmeister hatte den Einnehmern der Legstädte beim Abliefern der Geldsummen an ihn oder an seine Korrespondenten in den vier Legstädten Quittungen, von den Gegenhändlern unterschrieben, auszustellen und diese Quittungen in Kopie seinen alljährlich an die Hofkammer zu erstattenden Abraitungen beizulegen. Zur Kontrolle der in diesen Reichspfennigmeistersquittungen angegebenen Geldsummen und Ablieferungstermine mufsten die Legstädte überdies noch alljährlich über die Höhe und den Ablieferungstermin der von ihnen an das Reichspfennigmeisteramt übergebenen Geldsummen Designationen anfertigen und diese Designationen an die kaiserliche Hofkammer einschicken.

Die Artikel 4 und 12 enthielten Vorschriften über die Einnahme böser ausländischer und deutscher Münzen, die besonders von den Ständen der westdeutschen Kreise in zu hohem Wert angesetzt wurden. Die Einnahme der ersteren sollte womöglich ganz verhütet, dem bedeutenden Verlust bei der Einnahme letzterer durch Wechselanweisungen oder sonst einen Weg vorgebeugt werden. Der 10. und 11. Artikel endlich handelten davon, wie sich der Reichspfennigmeister bei der Aufnahme von Fürlehen (Anticipationen) zu verhalten habe. Diese bei dem säumigen Eingehen der Reichssteuern unbedingt notwendigen Anticipationen sollten von dem Reichspfennigmeister zur Ersparung allzuhoher Interessen nur auf kurze Termine erhandelt, übrigens grofse Anticipationen gegen besonders schwere Bedingungen nur mit Genehmigung des Kaisers selbst aufgenommen werden. Die letztgenannte Vorschrift, die den Geschäftsgang des Reichspfennigmeisteramts in Kriegszeiten, wie man sich leicht denken kann, besonders zu erschweren geeignet war, war in der Reichspfennigmeister-Instruktion vom Jahre 1598 nicht mehr enthalten; der § 9 derselben liefs vielmehr dem Reichspfennigmeister im Aufnehmen der Anticipationen völlig freie Hand.[1])

Von der gleichen peinlichen Sorgfalt und mifstrauischen Gesinnung gegen die eigenen Beamten wie die Vorschriften über die Perzeption der Steuern

---

[1]) Vgl. hierzu J. Müller, Die Verdienste Zach. Geizkoflers S. 272 ff.

zeugen die Instruktionsartikel, die sich auf die Ausgaben und die Verrechnung derselben durch die Reichspfennigmeisterei bezogen. Finden wir es noch erklärlich, dafs nach Artikel 7 die Einnehmer der Legstädte angewiesen waren, monatliche Auszüge von ihren Einnahmen an Reichssteuern an den Reichspfennigmeister zu überschicken[1]), und dafs nach Artikel 8 der Reichspfennigmeister verpflichtet war, sowohl von seinen Einnahmen wie von seinen Ausgaben alle Monate spezifizierte Auszüge an die kaiserliche Hofkammer zu übersenden, so will es uns dagegen kaum mehr als eine unbedingte Forderung einer gewissenhaften Rechnungsführung erscheinen, wenn der Reichspfennigmeister nach dem 13. Artikel seiner Instruktion auf den Quittungen, die ihm die Lieferanten, Bankiers oder sonstige Parteien bei seinen Auszahlungen ausstellten, von sämtlichen dabei hinausgegebenen Münzsorten den Wert (*valor*) angeben mufste. Das war, abgesehen von der damit verbundenen Umständlichkeit, eine schon darum ziemlich überflüssige Vorschrift, weil der Wert der Münzen an vielen Zahlorten, wie Augsburg, Nürnberg u. s. w. reichskundig, oder fast gar keinen Schwankungen innerhalb eines Jahres unterworfen war.

Die Ermächtigung zu Ausgaben hing nach § 14 der Instruktion vom Jahre 1589 zunächst vom Kaiser, dann von dem damaligen Verwalter des ungarischen Grenzwesens, dem Erzherzog Ernst, und in dritter Linie von der kaiserlichen Hofkammer ab. Wie hinderlich eine solche dreifache Befehlsinstanz einer raschen und sicheren Geschäftsführung des Reichspfennigmeisteramts sein mufste, läfst sich ohne weiteres ermessen. Die Instruktion vom Jahre 1598, die überhaupt vielfach die verbessernde Hand des praktischen Finanz- und Geschäftsmannes, wie es Zach. Geizkofler war, erkennen läfst, ändert den unpraktischen 14. Artikel der 1589er Instruktion dahin um, dafs der Reichspfennigmeister bei den Ausgaben zwar seinen Respekt fürnehmlich auf den Kaiser und dessen Certifikation haben soll, dafs er aber die Ausgaben so anstellen darf, wie sie dem Regensburger Reichsabschied vom Jahre 1598 und dieser Instruktion gemäfs sind.[2]) Die beiden letzten Artikel der 1589er Instruktion enthielten endlich Anweisungen über die alljährliche Einsendung der Registratur, die im Reichspfennigmeisteramt über alle einkommenden und ausgehenden Handlungen und Schriften zu führen war, an die kaiserliche Hofkammer sowie über die bis 1. April jedes Jahres vorzulegende Abraitung über das vorhergehende Geschäftsjahr.

Aus der hier in Kürze zusammengefafsten Instruktion für die Verwaltung des Reichspfennigmeisteramts ist vor allem zu entnehmen, dafs es die kaiserliche Regierung an Sorgsamkeit uud Genauigkeit in der Ausarbeitung von Vorschriften für dieses gewifs höchst wichtige Glied im Beamtenorganismus

---

[1]) Nach der Instruktion vom Jahre 1598 mufsten die städtischen Einnehmer solche Auszüge alle vierzehn Tage anfertigen und dem Reichspfennigmeisteramt überschicken, bei den damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen eine jedenfalls wenig praktische Anordnung, der denn auch, besonders von Frankfurt her, oft keine Folge geleistet werden konnte.

[2]) Vgl. hierzu den 6. Artikel der 98er Instruktion Zach. Geizkoflers (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

des h. r. Reiches nicht hat fehlen lassen. Eine andere Frage ist nun aber die, ob die Mehrzahl dieser bis ins einzelnste gehenden Vorschriften in der Praxis auch durchführbar war; darauf mufs man meines Erachtens mit einem entschiedenen Nein antworten.

Schon die erste Forderung, dafs der Reichspfennigmeister seinem Amt in Augsburg soviel als möglich persönlich beiwohne, war eine solche, die nur für Friedenszeiten, aber nimmermehr für die Zeit eines Krieges durchgeführt werden konnte. Während eines Krieges mufste der Reichspfennigmeister infolge der Bezahlung der Antritts-, Sold- und Abdankungsgelder des Kriegsvolkes, der Anschaffung und Ergänzung der Munition, infolge der Bestreitung der auf den Musterplätzen aufgehenden Unkosten, des Schiffslohnes und des Brücken- und Schanzwesens u. s. w. den gröfsten Teil des Jahres im Felde sein. Kam nun noch dazu, dafs der Reichspfennigmeister, wie es bei Zach. Geizkofler und selbstverständlich auch bei anderen Pfennigmeistern des an kriegerischen Verwickelungen so reichen XVI. Jahrh. thatsächlich der Fall war, als kaiserlicher Kommissar an den Verhandlungen der verschiedenen Reichs- und Kreistage teilnehmen mufste, so kam es leicht vor, dafs dieser Reichsbeamte kaum einige Wochen an seinem Amtssitz weilte. Von Zach. Geizkofler z. B. wissen wir, dafs er seit Beginn des grofsen Türkenkrieges (1593), also in den letzten zehn Jahren seiner Amtsverwaltung, im Jahre höchstens sechs Wochen in Augsburg gewesen ist.

Das Verbot, keine ausländischen bösen Münzen in Zahlung anzunehmen, war wiederum nicht durchführbar, da die am Rheine liegenden Kreise infolge ihres regen Verkehrs mit den Ländern Westeuropas, insbesondere den Niederlanden, mit solchem fremden Geld zeitweise geradezu überschwemmt waren und deshalb auch beim besten Willen nicht alle Steuerzahlungen in deutscher Münze machen konnten. Fast das nämliche gilt von den deutschen Münzen in sogenannter hoher Währung. Da die Reichshilfen fast allgemein für eine freie Willfährigkeit angesehen wurden, bei deren Erlegung man es mit den Sorten nicht so genau zu nehmen brauchte, so konnten die am Rheine sitzenden Stände trotz aller Proteste der städtischen Einnehmer von Frankfurt und Strafsburg — Strafsburg und Speyer, gewissermafsen Filialen Frankfurts, lieferten die bei ihnen eingehenden Reichssteuern wiederum an den Frankfurter Steuereinnehmer ab — nicht dahin gebracht werden, die von ihnen dazu verwendeten Geldsorten, vor allem Reichsthaler und Philippsthaler, zu dem Normalkurs (1 Thlr. zu 72 Kr., 1 Phil.-Thlr. zu 80 Kr.) sich anrechnen zu lassen. Der Verlust, den hierdurch die Reichskasse erlitt, war allerdings ein ganz bedeutender; im Jahre 1595 z. B. betrug der Ausfall, der der Reichskasse allein durch die zu Frankfurt in zu hoher Währung eingezahlten Geldsorten erwuchs, 19743 fl.[1])

Wie sich die Anschauungen der Reichsregierung bezüglich der Geldaufnahmen mittelst der sogenannten Anticipationen und bezüglich der freien Dis-

[1]) Vgl. die Geizkoflersche Raitung über die für das Jahr 1595 erlegte 1594er Reichshilfe (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv)

position bei Ausgaben seitens des Reichspfennigmeisters innerhalb eines Jahrzehnts vollständig änderten, darauf wurde schon oben bei der Vergleichung der hier einschlägigen Paragraphen der 1589er und 1598er Instruktion Geizkoflers hingewiesen. Der Zwang der Verhältnisse führte eben dazu, dem obersten Reichsfinanzbeamten, der fürwahr in jenen Zeiten keine geringe Last auf seinen Schultern trug, sowohl in der Aufnahme als auch in der Ausgabe der Geldmittel eine gröfsere Dispositionsfreiheit einzuräumen. Dieses Zugeständnis der Centralregierung an ein untergeordnetes Organ sollte dem Reich gewifs nicht zum Schaden gereichen, da der Mann, dem ein solches Vertrauen geschenkt wurde, dieses Vertrauens auch im vollsten Mafse würdig war.

Auch in Bezug auf die Übersendung der Monatsauszüge an die Hofkammer und die Spezifizierung der Münzsorten auf den Quittungen führte die Macht der Thatsachen zu Änderungen der in der Instruktion hierfür gegegebenen Vorschriften. Bei der Weitschweifigkeit der Verrichtungen des Reichspfennigmeisters, ferner in Anbetracht des Umstandes, dafs er die Einnahmen und Ausgaben seines Amtes von den verschiedensten, oft weit entlegenen Orten, wie Wien und Köln, Breslau und Strafsburg u. s. w., hat zu Hauf bringen müssen, war es für den zumeist auf dem Kriegsschauplatz selbst weilenden oder auf der Reise vom Reich nach den österreichischen Erbländern befindlichen Reichspfennigmeister ein Ding der Unmöglichkeit, jeden Monat einen solchen Auszug anzufertigen, wie ihn seine Instruktion verlangte. Und hätte er dieselben auch regelmäfsig hergestellt, so hätten sie für die Hofkammer meist doch nur einen problematischen Wert gehabt, da besonders am Ende der Frühjahrs- oder Herstmonate, die mit den grofsen Messen zu Frankfurt, Leipzig u. s. w. zusammenfielen, das Verhältnis zwischen den Einnahmen und Ausgaben innerhalb des kürzesten Zeitraumes dem gröfsten Wechsel unterworfen war.

Die Münzsorten in den Quittungen jederzeit zu spezifizieren, war darum nicht möglich, weil oft Quittungen von fremden Orten in das Reich geschickt, viele Parteien durch Wechselanweisungen für ihre Forderungen befriedigt wurden; viele Parteien, wie z. B. die Legstädte, haben als Lieferanten von Pulver oder sonstigem Kriegsbedarf ihre Anforderungen an den Reichsfiskus selbst innebehalten, d. h. die Schuldsumme gleich von ihrer eben jetzt oder bald fälligen Reichskontribution abgezogen. Wegen solcher gar nicht selten vorkommenden Fälle hatten schon die Reichspfennigmeister, die in Friedenszeiten ihr Amt verwalteten, der abnormen Forderung nach Spezifizierung der Münzsorten auf den Quittungen nicht nachkommen können; noch viel weniger vermochte dies ein Pfennigmeister, der wie Zach. Geizkofler sein Amt während eines grofsen Krieges und noch dazu einige andere Ämter, wie das des Reichskriegszahlmeisters und Obersten Proviantmeisters, zu versehen hatte.[1]) Die absolute Unmöglichkeit, eine derartige Vorschrift zu befolgen,

[1]) Vgl. hierzu Zach. Geizkoflers Wohlbegründeten summarischen Bericht vom 16. Sept. 1615, wie es um die in seinen vor vielen Jahren aufgenommenen, passierten und durch ordentliche Endquittungen approbierten Reichspfennigmeister-Raitungen beschaffen (Fol. 98. Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

hinderte aber die Revisionsbehörde des Reichspfennigmeisteramts, die kaiserliche Hofkammer, nicht, in ihren an den Reichspfennigmeisterraitungen vorgenommenen Revisionen immer wieder auf die alte Forderung zurückzukommen.

Ich komme damit zu derjenigen Thätigkeit des Reichspfennigmeisters, die für diesen vielgeplagten Reichsbeamten wohl die unerquicklichste unter seinen vielen unangenehmen Amtsgeschäften sein mochte, nämlich zu seinen Erläuterungen über die Mängel, die die Hofkammer in ihren Revisionen an den Reichspfennigmeisterraitungen auszusetzen hatte. Diese Hofkammerbedenken waren teils sehr ernster Natur, die das Blut eines in allen Stücken treuerfundenen, höchst verdienstvollen Beamten, wie es Zach. Geizkofler war, wohl in Wallung bringen konnten, teils auf so kleinliche Dinge gerichtet, dafs sie unwillkürlich die Heiterkeit eines an der Sache unbeteiligten Lesers hervorrufen müssen. Ich beginne mit denjenigen Ankreidungen der kaiserlichen Hofkammer, die von wirklichem Belange waren, und greife zur Illustrierung des ganzen Verfahrens aus den Revisionen über die Geizkoflerschen Raitungen der Jahre 1597 und 1598 einige typische Beispiele heraus.

Bei den weiten Abständen in der Valuta der Münzen, vor allem der groben Sorten, in den Hauptwirtschaftsgebieten Deutschlands, den Rheinlanden, Süddeutschland und Norddeutschland einerseits, dem Reich und den Donauländern anderseits[1]), erforderte es von seiten eines Finanzbeamten, dessen Einnahmequellen so aufserordentlich verschieden waren, und der seine Zahlungen in so verschiedenen Wirtschaftsgebieten zu bewerkstelligen hatte, keine geringe Kunst, Verluste, die einesteils durch die Einnahme von Geldsorten sogenannten hohen Wertes, andernteils durch die Ausgabe vollwertiger Münzen mit Normalkurs in Gebieten mit schwankender Valuta entstanden, möglichst zu vermeiden. Prüft man nun die Raitungsbücher des hier schon öfter genannten Reichspfennigmeisters Kaiser Rudolfs II. auf das vorher genannte Kriterium, so mufs man wirklich staunen, mit welcher Geschicklichkeit dieser in den Finanzoperationen seiner Zeit durch und durch versierte Mann die Einnahmen sowohl als die Auszahlungen immer wieder möglichst zu gunsten des Reichsfiskus zu lenken wufste. Trotz der vom Kaiser selbst wie von seinem Geheimen Rat gnädigst anerkannten 'Dexterität in den ihm aufgetragenen wichtigen Verrichtungen' glaubt die Hofkammer oder der damalige Hofbuchhalter dem Geizkofler etwas am Zeuge flicken zu können. So findet der gestrenge Revisor über die 1597er Jahresraitung die Summe von 1017 fl. 6 Kr., die Geizkofler als Gewinn an drei teils in Thalern, teils in Philippsthalern, teils in Goldgulden, sämtlich zum Normalkurs gerechnet, erlegten Posten (18000 Thaler von Kinsky à 70 Kr., 40000 fl. als Fürlehen vom Abt von St. Blasien, 20000 fl. extraordinare Hilfe vom Erzbischof von Mainz) in seine Raitung eingestellt hat, für zu gering — warum? weil sie ihm zu gering vorkam. Der Reichspfennigmeister hält dem in seinen Erläuterungen entgegen, dafs an zwei von diesen Posten, nämlich

[1]) In Nürnberg und Augsburg galt im Jahre 1595 der Gulden 64 Kr., der Thaler 72 Kr.; in Strafsburg und Frankfurt bewegte sich der Wert derselben Münzen zwischen 68 und 72 Kr. bezw. 74 und 80 Kr. In Österreich galt ein Thaler zu jener Zeit 73—74 Kr.

dem Fürlehen des Abtes von St. Blasien und der besonderen Hilfe des Mainzer Erzbischofs, von vornherein nichts zu gewinnen war, da die 40000 fl. von dem Schwarzwalder Abt laut kaiserlichen Befehls zur Bezahlung des Soldes zweier Infanterieregimenter verwendet werden mufsten, die beiden Regimentsobersten ihren Accord mit dem Reichspfennigmeister aber dahin abgeschlossen hatten, dafs ihrem Kriegsvolk der Sold in Reichswährung, d. h. so, wie Geizkofler das Geld vom Abt erhalten hatte, ausbezahlt würde. — Die Mainzischen 20000 fl. wurden zu Frankfurt auf die in Wien aufgenommenen Wechsel in Reichswährung, entsprechend den Verabredungen mit den Kaufleuten, welche die Wechselsummen hergegeben hatten, verwendet. An den Kinskyschen 18000 Thalern endlich konnte nur darum ein Gewinn gemacht werden, weil dieselben, zum gröfsten Teil in Münz erlegt, zum Wert von 70 Kr. in Prag in Empfang genommen wurden, dagegen bei Wechselzahlungen in Wien zu 72 Kr. hinausgebracht werden konnten. Die Hofkammer hätte sich diese Abfertigung durch den Reichspfennigmeister wohl ersparen können, wenn sie vor der Beanstandung des Gewinns an dem in Reichs- und Philippsthalern eingegangenen Gelde erst nachgeforscht hätte, zu welchen Ausgaben diese Thaler verwendet worden waren.

Mangelte es in diesem Falle bei der Hofbuchhalterei an genügender Information über die Ausgaben des Reichspfennigmeisteramts, so in zwei anderen ähnlichen Fällen an der einfachsten Überlegung. Das Reichspfennigmeisteramt hatte von der Tirolischen Landschaft im Jahre 1597 25000 fl. in Silberkronen im normalen Wert von 84 Kr. empfangen, und nun meinte die Hofbuchhalterei, dafs der Reichspfennigmeister diese Silberkronen, die ja in den rheinischen Gebieten um einige Kreuzer höher angenommen wurden, in Anbetracht des Umstandes, dafs sie zum Sold für das Wallonische Kriegsvolk verwendet wurden, auch höher als um 84 Kr. hätte hinausbringen können. Dabei war nur das eine übersehen, dafs die Wallonen, 'diese Hahnen, die sich nicht, wie man vermeint, gleich Kindern überreden lassen' — so charakterisiert Geizkofler dieses niederländische Kriegsvolk in seinen Erläuterungen —, ganz genau wufsten, dafs ihnen gemäfs dem Reichsabschied und der Reichspfennigmeisterinstruktion die Münzsorten in dem Wert ausgezahlt werden mufsten, den sie an dem Zahlungsort hatten. Die Silberkrone galt aber wie in Tirol so auch in Österreich und in Ungarn 84 Kr.

Von einem noch gröfseren Ingenium der Hofbuchhalterei in Finanzsachen zeugte aber der an derselben Stelle der 1597er Revision stehende Vorschlag, dafs der Reichspfennigmeister, um das Einwechseln von Silberkronen zu ersparen, die zum Bezahlen schweizerischer Zinsen notwendig waren, die alljährlich in Strafsburg eingehenden Silberkronen zur Bezahlung der genannten Zinsen verwenden solle. Nun mufsten die schweizerischen Zinsen jedes Jahr zu Pfingsten bezahlt werden, die Silberkronen der oberrheinischen Stände gingen aber erst in der Herbstmesse ein. Bei Befolgung des Vorschlags der Hofbuchhalterei hätte man also die Strafsburger Silberkronen mindestens alle Jahre 8 Monate liegen lassen müssen, was einen solchen Zinsverlust ergeben hätte,

dafs das beim Einwechseln von Silberkronen aufgewendete Agio dadurch wohl um das 50fache übertroffen worden wäre.

Sind die bis jetzt angeführten Ausstellungen der Hofkammer an den Raitungen Geizkoflers im Grund auf ungenügende Information bezw. mangelnde Erfahrung im Geldwesen jener Zeit zurückzuführen, so dürften bei den Fällen, die ich nun zur Sprache bringen möchte, noch andere Umstände in Betracht zu ziehen sein; man möchte fast persönliche Gehässigkeit seitens eines oder mehrerer Beamter der Hofkammer gegen den damaligen Reichspfennigmeister annehmen, wenn man in den Revisionen derselben auf Beanstandungen folgender Art an den Raitungen Geizkoflers stöfst.[1])

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dafs der Reichskasse durch die meist zu Frankfurt erfolgende Einnahme von Münzen in hohem Wert alljährlich ein ganz beträchtlicher Schaden erwuchs, dafs dieser Verlust bei der oben gekennzeichneten Anschauung der Reichsstände von der Freiwilligkeit der Reichshilfen aber absolut nicht zu vermeiden war. Die Revisionsbehörde des Reichspfennigmeisteramts glaubte nun offenbar, sich bei der kaiserlichen Regierung ganz besonders zu insinuieren, wenn sie durch besonders scharfe Kontrollierung der im hohen Wert erfolgten Einnahmeposten den der Reichskasse entstehenden Schaden möglichst zu mindern suchte. Eine Handhabe zur Kontrolle der Richtigkeit der vom Reichspfennigmeister in seinen Raitungen vorgetragenen Einnahmeposten boten, wie schon oben bemerkt, die von den Einnehmern der Legstädte angefertigten und von den Reichsständen oder deren Dienern unterschriebenen Geldzettel, die über den Wert der eingezahlten Münzsorten den nötigen Aufschlufs gaben. Diese an und für sich ganz zweckmäfsige Mafsregel wurde nun auch in den allermeisten Fällen durchgeführt, gerade da aber, wo sie am notwendigsten gewesen wäre, nämlich bei der Ablieferung von Münzen hohen Wertes in Frankfurt, ist diese Vorschrift gar nicht selten umgangen worden und zwar, wie man sich leicht denken kann, absichtlich umgangen worden, weil sich gerade diejenigen Stände, welche ihre Reichssteuern ausschliefslich in Münzen hohen Wertes erlegten, aus leicht erklärlichen Gründen scheuten, ihre unreelle Manipulation, die man als gar nichts anderes denn als Steuerhinterziehung bezeichnen kann, durch ihre Namensunterschrift auch noch öffentlich zu dokumentieren. Der Einnehmer der Legstadt Frankfurt hatte vergeblich gegen dieses Auskneifen gewisser rheinischer Stände gekämpft, Geizkofler gar oft deshalb an die Hofkammer berichtet und um Erlafs strenger Befehle des Kaisers an die betreffenden Stände zur Einhaltung der kaiserlichen Anordnungen gebeten. Doch es war alles beim alten geblieben. Obwohl nun der Abgang vieler Geldzettel in der Legstadt Frankfurt nach dieser Sachlage den Beamten der Hofkammer, also auch der Hofbuchhalterei bekannt sein mufste, bean-

[1]) Vgl. zu dem Folgenden aufser: 'Mängel und Verantwortung der Mängel, welche die Hofbuchhalterei an der Raitung Geizkoflers über seine 1597er und 1598er Raitung auszusetzen (17. März und 25. Oktober 1601)' Zach. Geizkoflers Wohlbegründeten summarischen Bericht vom 15. September 1615, 'wie es um die in seinen vor vielen Jahren' u. s. w. (Ludwigsburger Staatsfilialarchiv).

standete dieselbe bei ihren Revisionen der 1597er und 1598er Raitung den Verlust, der durch die Einnahme hoher Sorten entstanden war (im Jahre 1597 betrug derselbe 13292 fl. 48 Kr., im Jahre 1598: 11435 fl. 44 Kr.) lediglich auf Grund der vorhandenen Geldzettel, nach denen eine weit geringere Summe von Münzen hohen Wertes vereinnahmt sein sollte, als zu hoch und setzte diesen Verlust in beiden Fällen um mehr als 1000 fl. herab, d. h. wälzte denselben auf die Privatkasse des Reichspfennigmeisters ab. Dafs sich der letztere gegen eine solche Schädigung mit aller Energie wehrte, ist selbstverständlich; denn man konnte ihm doch, nachdem er so wie so seine ganze damalige Besoldung — 400 fl. pro Monat — zur Bezahlung seiner Diener und Korrespondenten verwenden und auch für jeden durch einen Zufall oder Rechnungsfehler seiner Bediensteten entstehenden Schaden der Reichskasse haften mufste, doch nicht auch noch zumuten, für die nur in der Einbildung der Hofkammer bestehenden Mehreinnahmen der Reichspfennigmeisterei aus seinem Säckel aufzukommen.

Dafs die Vorschrift, in den über die Ausgaben des Reichspfennigmeisteramts gefertigten Quittungen die Münzen zu spezifizieren, aus verschiedenen Gründen nicht streng durchgeführt werden konnte, dafs aber trotzdem die Hofkammer bei ihren Revisionen auf diesen Passus der Geizkoflerschen Instruktionen immer wieder zurückkam, ist schon oben bemerkt worden. Man sollte nun glauben, dafs die Hofbuchhalterei über den Usus bei Wechselzahlungen, entweder gar keine Quittung zu geben oder, wenn ja Quittung verlangt wurde, niemals die bezahlten Geldsorten zu spezifizieren, da sich bei solchen Reichswährung von selbst verstand, im Lauf der 90er Jahre sich allmählich klar geworden wäre. Nach einer in der Revision über die 1598er Raitung vorkommenden Reklamation scheint das jedoch nicht der Fall gewesen zu sein. Bei einem Posten von 25000 fl., die von der Tiroler Landschaft in Silberkronen à $93\frac{1}{2}$ Kr. erlegt und von Geizkofler zu Wechselzahlungen in Wien à 84 Kr. — so standen damals die Silberkronen im Reich — verwendet wurden, stellt nämlich die Hofbuchhalterei nach Konstatierung des hierbei für die Reichskasse entstehenden Verlustes die Forderung, dafs Geizkofler, weil aus den vorhandenen Quittungen nicht zu ersehen war, zu wes Händen die Tiroler Silberkronen erlegt worden seien, einen den eingestellten Verlust beglaubigenden Schein beibringen müsse. Auf diese sonderbare Zumutung konnte der Reichspfennigmeister nicht anders erwidern, als dafs es unter den Handelsleuten einmal nicht Brauch sei, bei Wechselzahlungen Scheine über den Wert der erlegten Münzen auszustellen, und dafs er deshalb auch in dem besonderen Fall den betreffenden Kaufleuten, die die Silberkronen eingenommen, nicht mit einer solchen Anmutung kommen dürfe.

Die bis jetzt angeführten Mängel der Geizkoflerschen Raitungen waren nun lauter Beanstandungen von Belang, insofern dieselben, wenn sie durch die 'kaum gutunterrichtete' Hofkammer besser fundamentiert gewesen wären, der Reichkasse ganz erhebliche Mehreinnahmen verschafft hätten. Die Beanstandungen, die in den Revisionen der Hofbuchhalterei den meisten Raum ein-

nahmen, waren jedoch Bagatellsachen, die jedes echten Revisors Herz von Grund erfreuen müssen, und von denen nun gleichsam als Nachtisch nach einem Mahl mit etwas schwer verdaulichen Speisen einige erheiternde Proben mitgeteilt werden sollen.

Im Reichspfennigmeisteramt bediente man sich zum Briefverschlufs und zum Verschlufs sonstiger wichtiger Schreiben meist des spanischen Wachses, das wohl etwas teuerer war wie das gewöhnliche Wachs, aber auch dem leichten und unkontrollierbaren Öffnen der Briefschaften viel mehr vorbeugte als die gewöhnlichen Wachssorten. Die geringen Mehrkosten, die die Anschaffung des spanischen Wachses für das Reichspfennigmeisteramt verursachte, schienen aber dem Revisor über die 1597er Raitung Geizkoflers ein genügender Grund, dem Herrn Reichspfennigmeister diese Belastung seines Ausgabeetats vorzuhalten und den Gebrauch des gewöhnlichen Wachses in empfehlende Erinnerung zu bringen. Geizkofler begründete hierauf die Zweckmäfsigkeit des Gebrauches des spanischen Wachses in seinem Amt mit folgenden Worten: 'Das spanische Wachs ist bei dem Reichspfennigmeisteramt eine sondere Notdurft, fürnemlich darum, weil in wichtigen Geldhandlungen, Wechselbriefen und anderen dergl. Sachen, die einem jeden zu betasten und besichtigen, wie bei dem andern Wachs leicht geschehen und die Öffnung der Briefe erfolgen kann, nit gebüren will, viel geschrieben wird. Und ist der allerschlechteste Kaufmann, ja geringste Krämer nit allhie (gemeint ist Augsburg), der sich dessen in seinen schlechten Handlungen auf allen Briefen nit gebraucht. Wie viel mehr ist es bei einem so hohen, ansehnlichen Amt, da oft in einer Post mehr als einem Kaufmann sein ganzes Vermögen gelegen, von nöten und ist gegen die durch das ganze Jahr bei diesem Amt ohne Aufhören hin und wieder auch durch das ganze Reich abgesendeten Briefe im wenigsten kein Überflufs und gar wohl zu passieren.' Seit dieser deutlichen Belehrung über die Notwendigkeit des spanischen Wachses im Reichspfennigmeisteramt unterliefsen es spätere Hofkammerrevisoren, je wieder den Gebrauch dieses nützlichen Klebemittels in den Briefschaften des Reichspfennigmeisteramts zu beanstanden, und die spanische Wachsfrage war damit für Zach. Geizkofler und sein Schreib- und Postierpersonal, das damals aus etwa 30 Personen bestand, rasch und glücklich erledigt.

Gröfsere Schwierigkeiten bereitete der Hofkammer und damit auch dem Reichspfennigmeisteramt die Lösung der Geldsackfrage, die in mehreren aufeinander folgenden Hofbuchhalterei-Revisionen der Geizkoflerschen Raitungen einen nicht unbeträchtlichen Raum einnimmt. Zur Herbeischaffung der in den einzelnen Legstädten, besonders in Frankfurt und Nürnberg, zwischen den Mefszeiten angesammelten Geldsummen nach Augsburg, Wien oder sonst einem Zahlort bedurften die Diener des Reichspfennigmeisters Geldsäcke, die meist nach Auftrag der Steuereinnehmer in den Legstädten angeschafft und selbstverständlich auf die Reichsgefälle verrechnet wurden. Das letztere schien nun aber der Hofbuchhalterei lange nicht einzuleuchten. Bei verschiedenen derartigen Ausgabeposten, die ja im ganzen einen geringen Betrag darstellten,

brachte die Hofkammer zunächst die dankenswerte Anregung, dafs die Kosten für die Anschaffung solcher Geldsäcke zum gröfsten Teil erspart werden könnten, wenn der Reichspfennigmeister seinen Dienern befehle, die Säcke, in welchen die Steuerzahler ihre Geldsummen gebracht, für sich zu benutzen. Als der Reichspfennigmeister hierauf die Aufklärung gab, dafs die Stände ihre Steuern meist nicht selbst entrichteten, sondern damit Kaufleute der betreffenden Legstädte beauftragten, die ihre Geldsäcke selbst brauchten, brachte der revidierende Hofbuchhalter den Vorschlag aufs Tapet, dafs ja die Legstädte diese Geldsäcke für das Reichspfennigmeisteramt liefern könnten. Diesen Vorschlag fand der Reichspfennigmeister ganz und gar unannehmbar, da den Legstädten, deren Beamte die Perzeption der Reichssteuern nur gegen ein geringes Entgelt besorgten, nicht die Zumutung gemacht werden könnte, derartige Unkosten aus ihrem Säckel zu bestreiten. Als nun die Hofkammer mit ihren unpraktischen Vorschlägen, den Reichsfiskus auf Kosten aller Stände oder der Legstädte zu entlasten, nicht durchzudringen vermochte, lenkte sie ihr Augenmerk auf den Preis der Geldsäcke und suchte wenigstens da einige Kreuzer zu gunsten der Reichskasse einzusparen. In der 1598er Raitung war ein Ausgabeposten von 2 fl. 48 Kr. eingesetzt, der auf die Anschaffung von 21 Zwillichgeldsäcken durch den Geizkoflerschen Diener Ebinger in Strafsburg zurückzuführen war. Da ein solcher Zwillichgeldsack 8 Kr. gekostet, die von den Geizkoflerschen Dienern verwendeten Geldsäcke aber gemeiniglich nur zu 6 Kr. im Preis angesetzt waren, so schlofs der findige Revisor sofort, dafs der Ebinger für den Sack 2 Kr. zu viel angesetzt, und schlug deshalb vor, dem gewinnsüchtigen Diener des Reichspfennigmeisters 42 Kr. auszustellen. Zach. Geizkofler aber, der seine von ihm als redlich erkannten Diener ebensowenig wie sich selbst durch bureaukratische Geschäftsunkenntnis schädigen lassen mochte, belehrte den 'gar geschwinden' Hofkameralisten, dafs zwischen Rupfen- und Zwillichgeldsäcken wie in der Qualität so auch im Preis ein Unterschied sei, und dafs Ebinger, weil er von Strafsburg nach Augsburg das Geld auf gar bösen Wegen habe führen müssen, Zwillichsäcke habe nehmen müssen, um das Auffickern der Geldsäcke möglichst zu vermeiden.

Eine der kostbarsten Ausstellungen an der 1598er Raitung ist aber wohl die, welche die Hofkammer an dem von dem Geizkoflerschen Diener Georg Liedl eingesetzten Ausgabeposten: 13 fl. 20 Kr. für Kammerzins in Frankfurt a. M. und 12 fl. als Verehrung an den Wirt für das während des Frankfurter Aufenthaltes benutzte Bett, Licht, Holz und für Wascherlohn machte. Zunächst fand die Hofbuchhalterei schon den Zins für die von Liedl in Frankfurt bezogenen zwei Kammern etwas zu hoch, da dieser Mietpreis sonst nur während der Mefszeit gefordert zu werden pflegte. Vor allem aber, so meint der kluge Revisor weiter, müsse die Verehrung von 12 fl. an den Wirt für Bett, Licht und anderes beanstandet werden, da die Entschädigung für diese Dinge doch schon in dem Kammerzins mit inbegriffen sei. Der Reichspfennigmeister belehrt hierauf den weltkundigen Böotier in Prag, dafs sich der Mietpreis von 13 fl. 20 Kr. für die beiden Kammern in Frankfurt allerdings ein-

schliefslich Licht, Bett u. s. w. bisher nur auf die vierzehntägige Mefszeit bezogen habe, dafs aber Georg Liedl, da er dieses Jahr aufser der Messe länger als 14 Tage in Frankfurt gewohnt habe, auch für Bett, Holz, Licht u. s. w. eine besondere Verehrung habe geben müssen. Denn in Frankfurt ist es, wie an anderen Orten, 'eben auch, auf lange Zeit nie bräuchig gewesen, dafs man Bett, Holz, Wascherlohn, Müh und Arbeit den Fremden umsonst überlassen hat', so schliefst der aufser mit manchen anderen Gaben des Geistes und Gemütes offenbar auch mit Witz und Humor ausgestattete Reichspfennigmeister die Rechtfertigung der von seinem Diener gemachten notwendigen Ausgabe von 12 fl. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber wohl das, dafs ein Mann, dem jährlich viele Millionen Goldes durch die Hand liefen, durch dessen Beisprung und Geldaufnahmen nach dem Zeugnis der Erzherzoge Matthias und Maximilian fast die ganze Kriegsexpedition und, was der anhängig, erhalten wurde, noch Zeit und Lust fand, sich auf derartige Bagatellsachen einzulassen. —

Die Steuerverfassung des alten deutschen Reiches litt also vor allem an einem unbilligen Veranlagungssystem, indem die aus dem Städterhafs des späteren Mittelalters wohl erklärlichen hohen Matrikularanlagen der Städte trotz des ersichtlichen wirtschaftlichen Zurückgehens dieser Gemeinwesen nach dem Abschlufs des Mittelalters in die Neuzeit herübergenommen und bei der egoistischen Politik der deutschen Fürsten- und hohen Adelsgeschlechter auch durch das ganze XVI. Jahrh. im grofsen und ganzen beibehalten wurden. Ein weiterer Grund der Mangelhaftigkeit der Steuerverfassung des alten deutschen Reiches lag in der Unklarheit der Rechtsverhältnisse, die sowohl zwischen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reiches als auch zwischen den Reichsständen unter sich bestand. Wie sich das Theorem von der Freiwilligkeit der Reichssteuern trotz aller Gegensätze der Wirklichkeit in der Fiktion der Stände gegenüber dem Kaiser jahrhundertelang behauptete, so die Meinung der Fürsten, dafs ihnen als 'den vordersten und trefflichsten Ständen, den eigentlichen Stützen des Reiches, die für andere Aufsehens und Arbeit anwenden'[1]), auch eine besondere Libertät in den Steuersachen, d. h. möglichste Nachsicht bei der Einschätzung und der Erlegung der Reichssteuern zukomme. War es bei solchen Anschauungen des deutschen Fürstenstandes ein Wunder, wenn die Reichsstädte beim Auftauchen jeder neuen Steuerforderung ihr Unvermögen vorschützten und erklärten, ihren Säckel nicht noch weiter angreifen zu können?

Eine Folge der von den höheren Ständen beliebten Steuerhinterziehungen und nachlässigen Entrichtung der Steuern war die Notwendigkeit der Geldaufnahmen für die Reichsfinanzverwaltung, die in Kriegszeiten so sehr sich geltend machte, dafs die durch Anlehen aufgebrachten Summen die aus den Steuern gewonnenen Summen an Höhe oft ganz bedeutend übertrafen. Eine unabwendbare Folge dieses Borgsystems war wieder die, dafs die Reichskasse durch die für diese Darlehen gezahlten Zinsen, die bei gewöhnlichen Anlehen 6—7 %, bei

---

[1]) So charakterisiert der Augsburger Reichstagsabschied vom Jahre 1500 die Kurfürsten und Fürsten.

Wechselaufnahmen 8—10% betrugen, eine ganz beträchtliche Einbufse an ihren Einnahmen erlitt.

Das Merkwürdigste an der ganzen Finanzverwaltung des alten Reiches war die geringe Anzahl und die eigenartige Zusammensetzung des hierfür aufgestellten Beamtenpersonals. An Beamten und Bediensteten, die mit der Verwaltung der Reichsfinanzen zu thun hatten, gab es einschliefslich der 4—5 Steuereinnehmer in den Legstädten am Ende des XVI. Jahrh. ca. 36, eine im Vergleich zu dem Heer unserer Steuerbeamten verschwindend kleine Zahl, deren Besoldung und Zehrungskosten bei ihren vielfachen Reisen die einzigen Erhebungskosten der Reichssteuer bildeten. Dafs es dem Reichspfennigmeister Geizkofler mit Hilfe eines so wenig zahlreichen Personals und bei den damaligen äufserst ungünstigen Verkehrsverhältnissen gelang, nicht nur die Steuern selbst von den verschiedensten Teilen des Reiches zu Hauf zu bringen, sondern auch die riesigen Geldaufnahmen sowohl im Reich wie in den österreichischen Erblanden zu bewerkstelligen und dabei auch noch die Bezahlung und Abdankung des Kriegsvolkes, die Herbeischaffung der Munition, des Proviants, überhaupt aller Kriegsnotdurft zu rechter Zeit und zur Zufriedenheit aller zu verrichten, mufs gewifs unsere volle Bewunderung hervorrufen. Und dabei wurde diesem Manne, der von sich rühmen konnte, in der fünfzehnjährigen Administration der Reichsgefälle trotz der vielen Millionen an Reichshilfen keinen Abgang eingesetzt zu haben, die ungeheure Arbeitslast durch die ihm vorgesetzte Behörde, die kaiserliche Hofkammer, in keiner Weise erleichtert, vielmehr durch eine oft fast stupide Anwendung kleinlicher, zum Teil absurder Kontrollmafsregeln und durch bureaukratische Rechthaberei noch möglichst erschwert.

Doch das gehörte nun einmal zur Signatur dieser Zeit, dafs der immer mehr erstarkende Bureaukratismus mit seinen Tausenden von Fangarmen freiere Geister an der vollen Entfaltung ihrer Schwingen hinderte. Diesem Überwuchern des Formalismus in dem öffentlichen wie in dem Privatleben der deutschen Nation, in Verbindung mit dem unseligen Zwiespalt in der Religion, ist es wohl vor allem zuzuschreiben, dafs ein Mann wie Geizkofler, der sowohl an staatsmännischen Fähigkeiten im allgemeinen als auch an Erfahrung in den Lehren der Volks- und Finanzwirtschaft seinem berühmten Zeitgenossen Sully, dem Berater und Gehilfen des französischen Königs Heinrich IV. in seiner inneren Politik, in nichts nachstand, für sein Vaterland nicht ebenso segensreich zu wirken im stande war wie dieser geniale Franzose. Doch können wir Deutschen uns dessen immerhin freuen, dafs zu einer Zeit, wo fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nur kleine Geister ihr Wesen trieben, wenigstens in der Finanzverwaltung, einem ebenso schwierigen wie in seiner Bedeutung oft nicht genug gewürdigten Zweig des Gesamtstaatsorganismus, ein Mann so viel Gutes für sein Vaterland gewirkt hat, als unter den gegebenen schlimmen Verhältnissen eben immer möglich war.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Arx Athenarum a Pausania descripta in usum scholarum ediderunt Otto Jahn et Adolfus Michaelis. Editio tertia actis arcis et fasciculo tabularum aucta. Bonnae apud A. Marcum et Ed. Weber MDCCCCI.

Im Jahre 1860 erschien zum erstenmal *Pausaniae descriptio arcis Athenarum, in usum scholarum edidit Otto Jahn.* Unter dem Texte der Akropolisperiegese stand, nebst kurzer *adnotatio critica,* der Kommentar, zusammengesetzt aus wörtlichen Excerpten der parallelen Zeugnisse von Schriftstellern und Inschriften; hinten schloſs sich noch ein Anhang *tituli ad monumenta arcis spectantia selecti* und auf zwei Tafeln der von Michaelis aufgenommene Plan der Burg, deren Längs- und Querschnitt sowie Grundrisse der beiden Athenatempel an. Dieser Mitarbeiter hatte dann zwanzig Jahre später das Buch des verstorbenen Oheims zu erneuern. Er brachte den Kommentar fast auf den doppelten Umfang, vermehrte noch stärker den ganz neu angelegten Inschriftenanhang und gab auf acht Tafeln neue Aufnahmen der Burg und ihrer vornehmsten Bauten, wodurch die Vergröſserung des Formats auf Quart notwendig wurde. Dank der Opferfreudigkeit des Herausgebers, der die Tafeln, bis auf Kauperts Akropolisplan, alle selbst zeichnete, und der Munificenz eines brüderlichen Freundes beider Herausgeber, wie wir jetzt erst, nach seinem Tod, erfahren, des unvergessenen Direktors der Allgemeinen deutschen Kreditanstalt in Leipzig, Rudolf Wachsmuth, blieb das Buch, auch in dieser stark vermehrten und verbesserten Auflage, so wohlfeil, daſs es in der That eines der gebräuchlichsten akademischen Lehrmittel wurde. Zugleich aber hat es, als übersichtliches und zuverlässiges Handbuch, unschätzbare Dienste für die weitere Erforschung der Akropolis geleistet, die ja bald nach seinem Erscheinen mit ganz neuer Energie einsetzte und zu ungeahnten Erfolgen führte. Die Fülle dieser Entdeckungen zu verarbeiten war die nicht leichte Aufgabe, welche Michaelis nun, ungefähr nach derselben Frist, in der dritten Ausgabe bewältigt hat, so daſs in manchem Sinn ein ganz neues Werk vorliegt, als dessen Verfasser nur noch seltene Pietät und Bescheidenheit O. Jahn bezeichnen kann.

Schon topographisch ist der Inhalt erweitert, indem die Periegese des Südabhanges, vom Dionysostheater bis zu den Propyläen, mit aufgenommen wurde; mit vollem Rechte. Doch auch hiervon abgesehen, ist der Stoff ungeheuer gewachsen. Wie überhaupt in unserer Wissenschaft die Monumente selbst, für den ferne weilenden durch Abbildungen vertreten, immer mehr die erste Stimme führen, so haben sich hier die *tabulae* als ein besonderes, dicht gefülltes Heft abgesondert. Daſs dadurch der Preis des Buches nicht allzusehr erhöht worden ist, verdanken wir der wohlangebrachten Liberalität des Fürst-Statthalters der Reichslande und der preuſsischen Akademie, welche Geldmittel, sowie der athenischen Gelehrten, namentlich Kavvadias, Dörpfeld und Wolters, welche zahlreiche Inedita beigesteuert haben. In anspruchslosen, aber meist genügenden Zinkdrucken sehen wir vor allem die Bauwerke, sowohl in ihrem gegenwärtigen Zustand, als auch zumeist in Rekonstruktionen. Besonders vollständig ist das Erechtheion dargestellt, von dem ja, Gott sei's geklagt, immer noch keine zureichende architektonische Aufnahme vorliegt. Neu und hübsch ist auch die Rekonstruktion des Niketempels (S. xx). Der alte Athenatempel wird S. ix in zwei Fassungen rekonstruiert, mit und ohne Peristasis, ersteres mit starken, inzwischen berichtigten Fehlern (Jahrb. d. arch. Inst. 1902 S. 5). Doch davon abgesehen ist es mir fraglich, ob den Herausgeber hier seine seltene Fähigkeit, auch den neuesten Forschungen αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος zu folgen, nicht weiter geführt hat, als *in usum scholarum* gut ist. Denn bei aller Anerkennung für den bestechenden Schein der Gründe, die Wiegand nach dem Vorgange

Dörpfelds und Brückners für die ursprüngliche Sonderexistenz des Langhauses, ohne Säulenkranz, mit den Porosgruppen im Giebel, geltend macht (Arch. Anzeiger 1899 S. 135), bleibt es doch höchst bedenklich, anzunehmen, Peisistratos habe den neuen Tempel der Stadtgöttin ursprünglich soviel einfacher angelegt, als entsprechende Heiligtümer nebenan in Korinth und etliche Jahrzehnte vorher sogar in Olympia und Thermos gebaut worden waren. Dafs für die oder den hierhergezogenen Porosgiebel kein anderes Bauwerk denkbar ist, kann im Ernste nicht behauptet werden; denn was wissen wir von all den Bauten, die es neben dem Athenatempel auf der vorpersischen Burg, besonders den später vom Parthenonbau verdeckten Teilen, gegeben hat oder haben kann, was von ihren Resten, welche die Parthenonfundamente bergen mögen? Das annähernde Zusammenpassen der Mafse beweist nichts, da so viele Tempel ungefähr dieselben Hauptdimensionen zeigen (Perrot-Chipiez, Hist. de l'art VII 571). Über die späteren Schicksale des *ἀρχαῖος νεώς* hat Michaelis inzwischen ausführlich gehandelt (Jahrb. a. O.) und hoffentlich den von Dörpfeld vertretenen Glauben an sein Weiterbestehen bis in die Zeit des Pausanias für immer zerstört. Um so weniger darf verschwiegen werden, dafs der Satz: *templo a Kabbadia e ruderum mole recuperato, a Doerpfeldo sagaciter agnito* (praef. VI) die Zeitfolge der Vorgänge umkehrt: die Ausgrabung wurde erst durch Dörpfelds geniale Entdeckung veranlafst.

Neben den Bauwerken sind jetzt auch die Bildwerke etwas reichlicher herangezogen, wenigstens soweit sie der Veranschaulichung der Athenabilder dienen. Auch die Lemnierin fehlt nicht, wie ja Michaelis von Anbeginn zu den besonnenen Forschern gehört hat, welche sich durch die Lücken in der Beweisführung Furtwänglers (vgl. Arch. Anzeiger 1899 S. 134) an der Richtigkeit seiner schönen Entdeckung nicht irre machen liefsen. Die Zeichnungen könnten freilich etwas besser sein. Selbst die sorgfältig ausgeführte und sehr dankenswerte Rekonstruktion der Parthenos in ihrem architektonischen Rahmen ist durch augenfällige Mängel entstellt, die jetzt zum Teil ihre Wiederholung bei Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte S. 22 berichtigt. Aber dieser Vorwurf trifft mehr den Zeichner als den Herausgeber, der, um überhaupt ans Ende zu kommen, eben mit dem Erreichbaren vorlieb nehmen mufste.

Zum Schlusse giebt er (S. XXXVIII) eine sehr willkommene Zusammenstellung von Statuenbasen sammt ihren Standspuren, darunter auch wieder Inedita. Bei Nr. 18, den Spuren des Viergespannes, welches das Agrippapostament trug, kann ich nicht umhin, an eine bisher wohl allgemein, auch von Michaelis, abgelehnte, meines Erachtens aber ins Schwarze treffende, mit einem Schlag alle Schwierigkeiten lösende Vermutung Lollings (*Δελτίον* 1889 S. 194 Anm. 2) zu erinnern, dafs diese prahlerische neue Basis nichts trug als das alte, von Perikles erneute, damals auf Agrippa umgeschriebene Viergespann, das Herodot eben links am Eingange zu den Propyläen sah und Pausanias nur scheinbar an einer anderen Stelle nennt (vgl. Michaelis S. 77 und meine Vermutungen zur griechischen Kunstgeschichte S. 16 f.).

So reichhaltig nun auch der kleine Atlas ist, so läfst er doch auch manches vermissen, ohne dafs der Grund des Fehlens einzusehen wäre. Dazu gehören z. B. die Marmorkopien nach den Chariten des Sokrates und dem Marsyas des Myron. Schlimmer ist es, dafs diese wie manche andere Bildwerke, deren Beziehung auf Denkmäler der Akropolis Michaelis selbst nicht leugnet, auch im Kommentar unerwähnt bleiben. Dies geht soweit, dafs zu den *ἀετοί* des Parthenon nur auf die Erwähnung der *ἐναιέτια* in den Inschriften, nirgends aber auf die erhaltenen Giebelskulpturen verwiesen ist, und dafs in dem umfangreichen Kommentar zur Athena Parthenos wohl jede, auch die nichtssagendste schriftliche Erwähnung, jedoch kein Verzeichnis der erhaltenen Kopien angeführt wird. Es folgt dies aus dem Grundsatz, in dem Werke nur die 'antike Überlieferung', nicht auch die 'moderne Litteratur' zusammenzufassen. Aber zur ersteren gehören doch auch, wie Michaelis selbst durch seine Neugestaltung des Buches so nachdrücklich anerkennt, die Denkmäler im weitesten Sinne des Wortes, und es ist nicht einzusehen, weshalb sie soviel weniger vollständig herangezogen werden als die zum Teil recht wertlosen antiken und byzantinischen Notizen. Wichtiger als manche von ihnen für die Erkenntnis des Thatbestandes können sogar die Meinungen der modernen Wissenschaft sein. Es ist somit, namentlich wieder *in usum scholarum*, zu bedauern, dafs Michaelis sein schönes Buch nach dieser Richtung so unvollständig gelassen und uns genötigt hat, daneben immerfort auch die anderen Pausaniaskommentare nachzuschlagen. Der Mehraufwand an Raum wäre, bei Beschränkung auf das Wichtigste, gar nicht so grofs geworden und im Notfalle durch Kürzungen

zu decken gewesen, sowohl im Kommentare selbst, als auch in den Anhängen.

Die *Appendix epigraphica* (AE) ist von 124 Nummern der 2. Ausgabe auf 526 angewachsen, durch Aufnahme fast aller auf die Burg bezüglichen Urkunden, auch der kürzesten Künstler- und Weihinschriften. Diese Sammlung ist ungemein dankenswert, namentlich soweit sie Ordnung in die wüste Farrago bringt, die unter dem Titel C. I. A. IV 2 und 3 auf den Markt geworfen worden ist. Aber für die nächste Aufgabe des Werkes, die Periegese des Pausanias zu erklären, ist doch recht vieles davon, namentlich aus vorpersischer Zeit, entbehrlicher als was wir vermissen.

Dasselbe gilt von den als ganz neue Beigabe vorausgesandten *Acta arcis Athenarum ex auctoribus antiquis composita* (AA), einer historisch angeordneten Sammlung von Regesten zur Geschichte der Burg, welche die *Appendix* bis auf den heutigen Tag herab verfolgt. Am dürftigsten geraten ist auch hier der Schlufsabschnitt: *Arx bonis artibus sacrata*, den zu einer kurzen Übersicht der modernen Litteratur auszuweiten, was doch so leicht gewesen wäre, geflissentlich vermieden ist, indem nicht einmal die erwähnten Werke genauer citiert und grundlegende verschwiegen sind, wie — mit unerlaubter Bescheidenheit — Michaelis' eigener 'Parthenon', der nebst manchem anderen wichtiger ist und bleibt als etwa de Ridders Bronzenkatalog. Gegen solch kurze Bibliographie würde mancher gerne den Wortlaut der doch meist nur kuriosen *breviores arcis descriptiones a peregrinatoribus recentioribus factae* eintauschen. Auch der Kommentar selbst liefse sich durch einfaches Verweisen auf die beiden Anhänge (AA und AE) wahrscheinlich nicht unerheblich kürzen.

Diese Bedenken und Wünsche zur Anlage des Werkes werden, obgleich sich darüber gewifs streiten läfst, nicht unterdrückt, weil sie vielleicht doch nicht ganz unnützlich sein könnten für die Gestaltung der 4. Ausgabe, die nicht ausbleiben kann und uns noch von derselben Meisterhand beschert werden möge. Sie sollen und können durchaus nicht die dankbare Bewunderung für das Geleistete beeinträchtigen. Auf jeder Seite bewährt sich die staunenswerte Gelehrsamkeit und Akribie, das Geschick und der Geschmack des Herausgebers. Nachträge und Berichtigungen von einigem Belange zu liefern wird nicht leicht sein. Ein sicherer Irrtum ist es, wenn S. 12 in AA 92 das Bildnis des Perikles von Kresilas gegen Pausanias I 25, 1 mit Furtwängler zur Herme gemacht wird, auf Grund der Inschriftbasis, die jetzt Kekule von Stradonitz, Über ein Bildnis des Perikles (61. Winckelmannsprogramm, Berlin 1901) S. 6 ff. genau bekannt gemacht hat; vgl. auch meine Bemerkungen bei Bernoulli, Gr. Ikon. I 110 Anm. Denn einmal ist die Beziehung dieser Basis auf Perikles nichts weniger als sicher, dann aber würde sie erst recht die Angabe des Pausanias bestätigen, da das runde Loch am Rand ihrer Oberfläche, wie das entsprechende der Athena-Hygieia-Basis, doch wohl nur von dem stabartigen Attribut einer Statue herrühren kann. Zu den Dingen, die im Kommentare nachzutragen sind (S. 46), zähle ich den thebanischen Künstler Sokrates, der gewifs der wirkliche Meister der Chariten war, welche später seinem berühmteren Namensvetter zugeschrieben wurden (Berl. phil. Wochenschr. 1893 S. 694; [Arndt und] Amelung, Einzelaufnahmen antiker Skulpturen III S. 27 zu Nr. 731 f.). Von Viergespann und Agrippapostament war schon die Rede.

Überraschende neue Funde sind auf so gründlich durchgeackertem Boden auch nicht leicht zu machen. Ein ganz köstlicher birgt sich im Nachtrag auf S. 88 zu S. 73, Kap. 27, 4: die mit Konjekturen so viel geplagte † *εὐήρις πρεσβῦτις ὅσον τε πήχεος μάλιστα, φαμένη διάκονος εἶναι Λυσιμάχης* findet sich, nur um einen Buchstaben verschieden, in der Inschrift AE 129 (C. I. A. II 1378) als *Συή[ρις . . . Λυσ[ιμάχ]ης διάκονος* auf entsprechend winziger Basis aus der Nachbarschaft des Erechtheions. Da der Stein den Künstler Nikomachos nennt, entfällt auch die so sicher scheinende Kombination mit der Lysimache des Demetrios bei Plinius XXXIV 76. Ebenso wird es mit der Kalliasbasis AE 184 gehen, die allgemein auf Kalamis' Aphrodite bezogen wird (S. 47), obzwar sie den von Lukian gebrauchten, gewifs aus der Inschrift entnommenen Beinamen Sosandra nicht trägt. Nachbildungen dieses berühmten Werkes erblicke ich, beiläufig, in den von Kekule im 57. Winckelmannsprogramm, Berlin 1897, behandelten 'Kopien einer Frauenstatue aus der Zeit des Phidias', und demgemäfs in deren leiblichem Bruder, dem Thermenapollon (Helbig, Führer II² Nr. 1069), der nach meinem Gefühle von der Lemnierin des Phidias an Körper und Seele so verschieden ist, wie annähernd gleichzeitige Werke nur sein können, den Alexikakos des Kalamis. Hierüber bald mehr.

Doch ich beginne der dem Oligographen besonders drohenden Gefahr zu erliegen, die Feder über die Grenzen der gegebenen

Aufgabe hinausschweifen zu lassen. So sei dieser Bericht lieber geschlossen, mit nochmaligem Ausdruck des Dankes, den der weiteste Kreis der am Hellenentum Interessierten Michaelis schuldig ist für diese reife Frucht mehr als vierzigjähriger, entsagungsvoller und doch freudiger Arbeit, durch die der Sechziger seinen Namen noch unauflöslicher mit dem der geliebten Pallasburg verbindet, als der Dreifsiger schon durch sein Parthenonwerk gethan hat.

Franz Studniczka.

Der Römische Limes in Österreich. Heft I 1900, 143 S. XIV Tafeln. Heft II 1901, 160 S. XXIV Tafeln. Heft III 1902, 130 S. XIII Tafeln. Wien, Alfred Hölder.

Seit 1897 hat die Wiener Akademie der Wissenschaften nach deutschem Vorbild eine systematische Untersuchung des Römischen Limes in Österreich begonnen, deren Kosten, wie die anderer Unternehmungen, von den Erträgnissen der Erbschaft Treitl bestritten werden. Die Leitung der Arbeiten ist dem Obersten Maximilian Groller v. Mildensee übertragen worden, der nach Fühlungnahme mit den deutschen Limesgrabungen noch im selben Jahre die Untersuchungen angefangen hat, und zwar bei Carnuntum. Über die Ergebnisse liegen, aufser Berichten im Anzeiger der Wiener Akademie, drei Hefte mit ausführlicher Darstellung vor. Die Arbeiten sind mit der gröfsten Sorgfalt und genauesten Beobachtung der Fundumstände ausgeführt worden. In Carnuntum war ja schon gegraben worden, aber man war nicht allzuweit gekommen, wichtige Fragen waren noch ungelöst geblieben. Wie viel schon jetzt neu hinzugekommen ist, zeigt ein Blick auf den Plan in Heft III; man würde sich noch bequemer darüber orientieren können, wenn auf dem Plane in Heft I die früheren Ausgrabungen von den neuen unterschieden wären.

Jetzt ist die ganze Westseite des Lagers, Teile der Ostseite, einige Punkte der Nordseite und die westliche Hälfte der Südseite, sowie eine gröfsere Anzahl von Gebäuden im Innern untersucht worden. Der Grundrifs des Lagers ist sehr unregelmäfsig und weicht von der normalen Rechtecksform bedeutend ab. Nun ist es sehr interessant, dafs es sich im Laufe der Arbeiten immer mehr herausgestellt hat, dafs jede gröfsere Abweichung durch die natürliche Gestaltung des Bodens veranlafst worden ist. Die Ost- und Westseite lehnen sich an Bodensenkungen an, daher verlaufen sie nicht gerade und auch nicht senkrecht zur Donaufront. Ebenso ist auch die Anlage der via principalis durch eine Bodenmulde bestimmt worden, sie deckt sich fast genau mit der heutigen Landstrafse Wien—Prefsburg und schneidet daher die Umfassungsmauern nicht senkrecht. Die Anlage der Dekumanseite ist dagegen allem Anschein nach nicht vom Terrain beeinflufst worden, der Graben ist künstlich ausgehoben, die ganze Linie läuft parallel der via principalis, bildet also mit den Principalseiten einen spitzen, resp. stumpfen Winkel. Die Grabungen von 1899 haben sich auch auf die Praetentura erstreckt; es ist dabei gelungen, einige Stücke der Donaufront festzustellen, von der man früher angenommen hatte, dafs sie abgerutscht und gänzlich verschwunden wäre. Auch hier läfst sich wieder Abhängigkeit der Mauerlinie vom Terrain erkennen, und doch finden sich auch Teile, die der via principalis und der Dekumanseite parallel gehen, also Beobachtung der Normalform soweit es geht. Übrigens ist es erst durch diese Ausgrabungen möglich geworden, den Umfang der Praetentura genauer als bisher zu ermitteln, so dafs deren Verhältnis zur Retentura jetzt auf 1,0 : 2,2 angenommen werden kann, anstatt 1,0 : 2,5, wie es noch in Heft I berechnet wurde; die Abweichung von dem Normalverhältnis 1,0 : 1,3 ist allerdings immer noch grofs genug. Unter den Funden von Gegenständen sind von besonderer Bedeutung die Teile von Waffen, die in grofsen Mengen vor allem in einem Gebäude nahe der Westseite gefunden worden sind. Offenbar hat man es hier mit einem Waffenmagazin, einer Art Regimentskammer zu thun. In grofser Menge sind Reste von Panzern gefunden worden, und zwar auch von Schienenpanzern, die bisher nur aus bildlichen Darstellungen bekannt waren. Die Funde von dieser Sorte sind so zahlreich, dafs sie eine bis ins einzelne gehende Rekonstruktion erlaubt haben, die sehr ansprechend ist. Ferner sind Teile von Schilden, Helmen, Schwertern, Dolchen, Lanzen, Piken und Pfeilen gefunden worden.

Auf die Gebäude im Lager selbst waren besonders die Ausgrabungen von 1900 gerichtet, die sich allerdings durchaus auf die südwestliche Ecke der Retentura und auf die Dekumanfront westlich von der porta decumana beschränkt haben. Dabei sind eine Reihe von Gebäuden entdeckt worden, die, aus verschiedenen Perioden stammend, zu richtigen Insulae zusammengeschlossen sind. Keines von den Gebäuden verdient besonders hervorgehoben zu werden, höch-

stens kann erwähnt werden, dafs im Anschlufs an das im Jahre vorher aufgedeckte, oben erwähnte Kammergebäude eine Militärbäckerei gefunden worden ist, kenntlich an Backöfen und an mehreren, in ihrer Form gut erhaltenen Broten. Sonst aber hat man den Eindruck, dafs der Scharfsinn, mit dem in das Gewirr der verschieden alten Mauerzüge Ordnung gebracht wird, durch die Ergebnisse nicht recht belohnt wird. Der ganze Gebäudekomplex wird durch mehrere Strafsen gegliedert, von denen zwei der nur zum Teil aufgedeckten via decumana parallel laufen, zwei, die via quintana und via angularis, die Richtung der Dekumanfront haben. Entsprechend dem unregelmäfsigen Grundrifs des ganzen Lagers schneiden sich die Strafsen nicht unter rechtem Winkel. Bei drei von ihnen haben sich eigentümliche kesselförmige Vertiefungen gefunden, deren Bestimmung vorläufig noch unaufgeklärt ist. Oberst v. Groller erklärt sie, unter Bezugnahme auf eine Cäsarstelle, für eine Art Wolfsgruben, die für den Fall der Not angelegt waren, im Frieden aber fest überdeckt gehalten wurden. Ich kann mich dieser Erklärung nicht anschliefsen; denn, wie auch v. Groller bemerkt, reichen manche dieser Gruben nur zum Teil in die Strafse und liegen mit dem Rest unter den angrenzenden Gebäuden. Die eine Gruppe z. B. nördlich der via prima liegt, wenn ich die Zeichnung auf Tafel VI recht verstehe, überhaupt nicht in einer grofsen Strafsenflucht, sondern in einem schmalen, mauerumzogenen Raum nördlich davon. Man wird sich wohl am besten mit einem 'non liquet' begnügen; vielleicht bringen die weiteren Grabungen Aufschlufs.

In der nächsten Umgebung des Lagers sind Reste von fünf Strafsen aufgedeckt worden, von denen sich vier mit gröfster Wahrscheinlichkeit mit den im Itin. Anton. und auf der Tabula Peutingeriana verzeichneten identifizieren lassen. Leider sind die Linien noch nicht auf weitere Strecken verfolgt worden, hoffentlich wird das, wenn es nicht unter die Aufgabe der Limeskommission gehört, von anderer Seite gethan werden. Längs der einen Strafse, die sicher von Carnuntum nach Ulmus und Scarabantia führte, sind schon früher eine ganze Reihe von Gräbern entdeckt worden; deren Zahl ist durch die neuesten Ausgrabungen noch vermehrt worden. Dafs sie an einer Strafse lagen, war bisher nur Vermutung, jetzt steht es fest. Hierdurch ist auch eine andere wichtige Frage entschieden, nämlich die, ob das vorvespasianische Lager an derselben Stelle lag wie das spätere. Der Gang der Strafse und ihr Verhältnis zu den anderen, die bis ans Lager verfolgt werden können — sie selbst ist nur bis auf 400 m von der porta principalis sinistra festgestellt worden —, hat die Frage bejaht. In der letzten Campagne ist ihr Verlauf nach aufsen weiter verfolgt worden; das Ergebnis dieser Untersuchungen ist in so fern anders als man erwartet hatte, als sich nicht die sogenannte 'alte Strafse' zwischen dem Schafflerhof und Bruck als antik erwiesen hat, sondern die Reste der Strafse weiter nördlich, nach Höflein zu, gefunden worden sind. Längs der Strafse sind eine Reihe von Wachttürmen festgestellt worden, bei Höflein ein Kastell. Auch die andere Linie Carnuntum—Vindobona ist untersucht worden, sie läfst sich, wenn auch auf weite Strecken vollkommen unterbrochen, bis über Regelsbrunn hinaus erkennen.

Die Arbeiten haben sich auch auf antike Reste auf dem Pfaffenberg, beim Öden Schlofs am linken Donauufer und auf die Ruine Röthelstein nördlich vom Braunsberg erstreckt, haben allerdings noch nicht überall zu glatten Resultaten geführt. Hübsch ist besonders der Nachweis, dafs der Erdwall, der auf dem Pfaffenberg die Ringmauer einer kreisförmigen Anlage verhüllte, und den man vermutungsweise für das nachrömische Werk von Quaden erklärt hat, von allein entstanden ist durch das von der Höhe des Berges im Laufe der Jahrhunderte herabgespülte Erdreich, das sich an der Mauer festgesetzt hat, höher am oberen Rand, tiefer am unteren, sanft geböscht am Aufsenrand, steil am inneren.

Die Inschriften, die bei den Arbeiten gefunden worden sind, hat Bormann mit ausführlichem Kommentar versehen. So haben die Ausgrabungen, wenn auch auf engen Raum beschränkt, schon eine Reihe bemerkenswerter Resultate geliefert.

Walther Ruge.

Pasquale Villari, Le invasioni barbariche in Italia. Edizione corredata di tre carte geografiche. Milano, Ulrico Hoepli 1901. XIII u. 480 S.

Gaetano Negri, L'imperatore Giuliano l'Apostata. Milano, Ulrico Hoepli 1901. XX u. 509 S.

Das Buch des bekannten italienischen Gelehrten Pasquale Villari über die Einfälle der Barbaren in Italien ist das erste unter einer ganzen Reihe geschichtlicher Werke, die unter dem Titel *Collezione storica Villari*

im vorigen Jahre bei Hoepli in Mailand zu erscheinen begonnen haben. Über Zweck und Ziel dieser Bücher verbreitet sich die Vorrede. Villari findet, dafs seit der Gründung des Königreichs Italien die geschichtlichen Studien in diesem Lande einen grofsen Aufschwung genommen haben, dafs aber solche geschichtliche Bücher, die die Ereignisse der Vergangenheit in leichter und gefälliger Form erzählen, Bücher, wie sie ehemals gerade in Italien zahlreich vorhanden waren und anderen Nationen zum Muster dienten, selten zu werden anfangen. Das sei ein grofser Schaden für die gesamte Kultur des Landes: denn die Geschichte im allgemeinen und die Italiens insbesondere bilde bei der nationalen Erziehung eines der wichtigsten Mittel, um den moralischen und politischen Charakter des Volkes bessern zu helfen. Die Aufgabe freilich, gut geschriebene und zugleich wissenschaftlich wertvolle Geschichtswerke, die auf die Gesamtheit der Italiener wirken könnten, zu beschaffen, sei recht schwierig, da die italischen Landschaften und Stämme nach ihren Schicksalen, Charaktereigenschaften und dem Stande ihrer Kultur so sehr verschieden seien — ich erinnere an das bekannte Wort von Lombroso: *Italia è una, ma non unificata.* Aber diese Schwierigkeiten liefsen sich doch überwinden, besitze ja Deutschland, das an ähnlichen Verhältnissen leide, eine vortreffliche allgemein verständliche geschichtliche Litteratur. Die bisherige italische Geschichtslitteratur kranke aber nicht nur an jener Zersplitterung, die der rein wissenschaftlichen Forschung notwendigerweise anhafte, sondern auch an zu grofser Einseitigkeit: es würde fast nur römische und italienische Geschichte geschrieben; es sei fast unmöglich, ein italienisches Buch über Reformationsgeschichte, über die französische Revolution, über deutsche, englische und spanische Geschichte aufzutreiben, und doch sei die italienische Geschichte so eng mit der der anderen Nationen verknüpft, dafs man die eine nicht ohne die andern verstehen könne. Oder wer könne die Geschichte der Gegenreformation in Italien schreiben, ohne zuvor die Reformation Luthers von Grund aus begriffen zu haben? Deshalb solle die Sammlung Villari aus Bänden bestehen, die in allgemein verständlicher, lesbarer Form nicht nur die verschiedenen Epochen der Geschichte Italiens, sondern auch der anderen civilisierten Nationen behandeln. — Man kann diesem Programme Villaris nur zustimmen, und zwar zunächst im Interesse der Italiener selbst. Denn in der That trägt aufser den tiefen sozialen Schäden, an denen der italienische Nationalstaat leidet, auch der Mangel an allgemeinerer historischer Bildung, der leider in Italien ganz besonders zu Haus ist, einen grofsen Teil der Schuld an dem immer offenkundiger hervortretenden Elend des schönen Landes.

Wie es der gebildete Italiener — abgesehen von jenen gewissenlosen Nobili, die den Schweifs ihrer Pächter und Unterpächter in Paris oder London verprassen — verschmäht, zu seiner Belehrung ins Ausland zu reisen, so bleibt sein Blick auch in staatlichen und kommunalen Dingen meist nur auf Italien als auf das Land an sich, meist sogar nur auf eine Landschaft, öfters sogar nur auf seine Stadtgemeinde gerichtet, und, ohne dafs er es will und weifs, steckt in ihm noch ein gutes Teil der antiken Verachtung der 'Barbaren'. Wie oft ist mir sogar in der anmutigen, aufgeklärten Fremdenstadt am Arno in vertrautem Kreise das Urteil entgegen getreten: *I Tedeschi sono duri* oder das verletzendere: *La lingua italiana per l'amore, lingua francese pegli amici, lingua tedesca pei cavalli!* Und könnte man nicht auch den Titel des Villarischen Buches '*Invasioni barbariche*' beanstanden, wenn man erwägt, dafs doch die Germanen, abgesehen von wenigen Plünderungen, nicht als Verwüster, sondern als Retter Italiens erschienen, um durch Zumischung ihrer noch ungebrochenen Jugendkraft das entnervte Häuflein der Romanen wieder zum leistungsfähigen Volke zu machen? Doch bei Villari hat das Wort barbarisch nicht den üblichen bösen Klang. Villari gehört vielmehr — und darin sehe ich ein Hauptverdienst seines Buches — zu den Italienern, die sich bemühen, einem fremden Volkstume, auch wenn es ihnen zunächst mit dem Ungestüm einer Naturerscheinung entgegentritt, einigermafsen gerecht zu werden. Und so geht denn durch sein ganzes Buch ein befreiender Hauch, der alte Vorurteile zerstört; er zeigt nicht nur den Einsturz, sondern auch das neue Leben, das aus den Ruinen erblühte, wenn er auch schliefslich als Italiener dem germanischen Wesen und Wirken nicht ganz gerecht wird. Das zweite Kapitel des ersten Buches, das vom Verfall des römischen Reiches bis zu Odovakar führt, trägt die Überschrift '*I Barbari*' und sucht dem italienischen Publikum auf zwanzig Seiten (S. 10—30) die Grundbegriffe der altgermanischen Kultur begreiflich zu machen. Hier kann der Italiener das Notwendigste von

Tius (Dyaus) und Wuotan, von Donar und von der Bedeutung der germanischen Namen der Wochentage lesen: er findet aber auch kurze Belehrung über Mark und Markgenossenschaft, Sippe, Gau und Hundertschaft und die germanische Staatsverfassung. Auch dem Bischof Ulfila wird eine Seite (41) gewidmet, und ein ganzes Kapitel, das dritte des zweiten Bandes, beschäftigt sich mit der Verfassung des Ostgotenreiches Theodorichs des Grofsen (S. 146—164), ein anderes (S. 274—283) mit den Verhältnissen und Einrichtungen des longobardischen Reiches. Das vierte und letzte Buch trägt die Überschrift: '*I Franchi e la caduta del regno Longobardo*', es sollte aber, da es bis über die Kaiserkrönung Karls des Grofsen hinausreicht, eher die Überschrift tragen: 'Die Franken und die Aufrichtung der Universalmonarchie Karls des Grofsen.' Zwar kommt dieser uns geläufige, das geistlich-weltliche Regiment Karls über Germanen und Romanen gut bezeichnende Begriff in Villaris Texte nicht vor, aber seine Darstellung vom Umfang und der Art der Herrschaft Karls kommt doch im wesentlichen auf dasselbe hinaus. Übrigens tritt Karl in seiner Gröfse als Krieger und Staatsmann, als weltliches Haupt der Kirche und Kulturbringer auch bei Villari genügend hervor.

Ein zweiter Vorzug des Buches besteht in der guten, klaren Disposition und in der schlichten, aber sehr gefälligen Darstellung, in die trotz aller Knappheit auch kleine Züge mit verwoben sind, um den stellenweise etwas spröden Stoff zu beleben. Das Buch kann also auch Deutschen empfohlen werden, die sich durch italienische historische Lektüre im Italienischen fortbilden wollen. Nur darf man nicht erwarten, neue wissenschaftliche Belehrung darin zu finden. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, dafs Villari unbeschadet der erstrebten Popularität hier und da dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft noch etwas mehr hätte Rechnung tragen können. Zwar sucht er den Leser dadurch in eine gewisse Verbindung mit den Quellen zu bringen, dafs er hier und da einen Satz aus ihnen in italienischer Übersetzung anführt, z. B. S 413 eine Stelle aus einem Briefe Alcuins an Karl den Grofsen, aber bisweilen fehlt es doch an Verwertung der neueren Forschungen und der neueren wissenschaftlichen Litteratur. Villari nennt als seine wichtigsten Quellen (S. XII) die Werke von Bury, Malfatti, Bertolini, Dahn, Mühlbacher, Hodgkin und die 'Geschichte Italiens im Mittelalter' von Ludo Moritz Hartmann (I. B. Leipzig 1897), nebenher die älteren von Muratori, Tillemont und Gibbon, aber in dem ersten Kapitel '*La caduta dell' Impero*' vermissen wir doch sehr den Einflufs der neueren Forschungen von Seeck, Liebenam, Schulten u. a. So kommt es, dafs uns Villari noch Gibbons veraltete Anschauung vorträgt, dafs das Zeitalter der Antonine eine der glücklichsten Epochen der Menschheit gewesen sei, und dafs wir über die tieferen Ursachen des Verfalls der alten Welt so gut wie nichts erfahren. Sehr praktisch ist das dem Buche beigegebene Register. Die drei Karten vom *Imperium Romanum saeculis secundo et tertio, Europa al tempo d'Odoacre* und *Italia dai tempi di Carlomagno sino alla fine del IX. secolo* stammen teils aus Sieglins Atlas antiquus, teils aus dem Historischen Handatlas von Spruner-Menke. —

Das Buch von Gaetano Negri, *L'imperatore Giuliano l'Apostata* teilt in Bezug auf Ausstattung und Darstellung die Vorzüge des Villarischen. Leider aber entbehrt es des Registers, und eine beigegebene Abbildung der Büste Julians (?) aus Acerenza ist technisch ungenügend. Doch entschädigt dafür einigermafsen die hübsche Darlegung über die Geschichte dieser Büste, die, wenn sie wirklich den Apostaten darstellt, interessant genug ist: sie stammt von einer Kolossalstatue, die von den Bewohnern von Acerenza zu Ehren Julians errichtet worden war. Diese wurde gegen Ende des XI. Jahrh., da die Inschrift verstümmelt war, von den frommen Priestern der Stadt, die ihre neue Kirche dem San Canio, dem Bischof von Juliana in Afrika, weihen wollten, auf den *Iulianensis episcopus* gedeutet und als Schutzheiliger auf der Zinne der Kathedrale angebracht. Negris Buch beruht, wie er unverhohlen anerkennt, zu einem grofsen Teile auf deutscher Forschung, namentlich, auf Rode, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians (Jena 1877), auf Harnack und Karl Johannes Neumann. Übrigens aber sind unter dem Texte auch die antiken Quellenstellen reichlich angeführt, teilweise sogar ausgeschrieben. Auch der Text Negris enthält grofse Stücke der Schriften Julians, so z. B. S. 360—382 aus dem *μισοπώγων*, in italienischer Übersetzung, so dafs seine Darstellung in der That ein lebendiges Bild der interessanten Persönlichkeit hinterläfst. Für den Standpunkt, den Negri seinem schwierigen Stoff gegenüber einnimmt, ist charakteristisch, was er in der Vorrede sagt: *Per me la storia non ha interesse, se non è trattata con uno spirito e con un metodo rigorosamente oggettivo . . . Chi ha un temperamento critico sa guardare i fenomeni morali con quello stesso*

disinteresse speculativo con cui guarda i fenomeni fisici, con quella stessa necessaria imparzialità con cui il chimico analizza una sostanza e l'astronomo determina l'orbita di un corpo celeste. Una cosa è il sentimento ed un' altra la ragione. La causa vera del disordine che perturba i giudizi umani è che gli uomini portano il sentimento, là dove non dovrebbero portare che la ragione. Wer dächte bei diesen schönen, kühlen Worten nicht an Mommsens 'voraussetzungslose Wissenschaft'! Wenn nur eben der Mensch nicht — ein Mensch wäre.

Doch genug hiervon. Wir wünschen der *Collezione storica Villari* von Herzen einen guten Fortgang. Will sie aber wirklich das Werk nationaler Erziehung durch rücksichtslose Aufklärung der Vergangenheit fördern, so versäume sie nicht, eine ungeschminkte Bearbeitung der allgemeineren Kapitel des zweiten Bandes der 'Italischen Landeskunde' von Heinrich Nissen in ihr Programm mit aufzunehmen, damit endlich einmal der verderbliche Wahn von der *Italia ricca*, der noch immer die italische Heimatskunde beherrscht, zerstört werde und die Gebildeten begreifen, dafs an der Hebung der *Italia povera* alle, vor allem aber die Reichen, opferwillig Hand anlegen müssen.

Otto Eduard Schmidt.

Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Band I und II. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger 1901 und 1902. [1])

Der Verfasser, bekanntlich Professor der Geschichte an der Universität in Halle, bezeichnet in der Vorrede als seinen Zweck, das Werden unserer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt zu erklären und zu erzählen, und zwar so, dafs er die Geschichte wesentlich als Entwickelungsgeschichte auffafst, in welcher Beharrung und Veränderung, freier Wille und Zwang, Massen und Individuen wirksam sind. Lindners Auffassung ist nicht materialistisch noch deterministisch; er erkennt an, dafs die Völker von Haus aus verschiedene Begabung besitzen, wovon dann die Entwickelung gutenteils beherrscht wird; dafs keineswegs blofs wirtschaftliche Antriebe in der Geschichte wirksam sind; dafs die Ideen zwar in den Massen entstehen und wachsen, dafs aber die 'grofsen Männer' 'die Ideen in selbständiger Weise formen'. Man entnimmt aus diesen Punkten unschwer, in wie fern Lindner von gewissen heutiges Tages weit verbreiteten Auffassungen der Geschichte abweicht; wir treten ihm dabei in jeder Hinsicht bei. Die zwei ersten Bände führen die Geschichte von der Völkerwanderung bis zum Zerfall des karolingischen Reiches (Band I), und bis zur Thronbesteigung Friedrichs II. (Band II). Lindner bietet damit zweifellos ein ausgereiftes, auf langen Vorbereitungen und emsigen Studien aufgebautes Werk dar.

Nicht immer natürlich schöpft der Verfasser aus den Quellen, und einzelnes mag ihm entgangen sein; im ganzen ist das Werk gewifs das Erzeugnis gediegenen Fleifses. Wie der Inhalt solid, so ist die Darstellung lebendig, anschaulich und durchweg verständlich, niemals phrasenhaft. Als Probe lese man z. B. im Band II 192—215 das Kapitel über den ersten Kreuzzug und die Staatenbildung im heiligen Lande. Wie klar wird hier entwickelt, dafs die Kreuzzüge nicht überschätzt werden dürfen (da sie in der Geschichte des Islam nichts als 'eine geringfügige örtliche Störung' darstellen, wobei von Anfang an jede Bedeutung für das eigentliche Sein und Nichtsein der beiden Religionen ausgeschlossen war); dafs sie mit schwerstem Schaden für die christliche Sache endigen; dafs aber gleichwohl die allgemeinen Wirkungen des Ereignisses auf das wirtschaftliche und geistige Leben Europas ihnen eine weltgeschichtliche Stellung sichern (S. 192 ff. 248). Auch in der Erzählung der Einzelheiten des ersten Kreuzzuges merkt man sofort überall, dafs der Verfasser mit nüchternem Urteil Sage und Geschichte, Wesentliches und Unwesentliches scheidet; und wie hier, so überall.

Gottlob Egelhaaf.

Wielands Werke. Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 4 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Wenn noch 1786 ein mafsgebender Kritiker der Jenaer Litteraturzeitung schrieb: 'Wir haben noch kaum ein paar Dichter, die in gleichem Range mit Wieland stehen; in mehr als einem Betracht wird er allem Anscheine nach Jahrhunderte lang der einzige bleiben', so können wir Menschen vom Anfange des XX. Jahrh. diese Auffassung zwar nicht bestätigen, aber sie zeugt doch auch von dem ungemeinen Ansehen, dessen sich der Dichter der Grazien trotz Klopstock, Lessing und

---

[1]) Über die 'Geschichtsphilosophie', die der Verf. als Einleitung seiner Weltgeschichte in einem besonderen Bändchen vorausgeschickt hat, wird in dieser Zeitschrift demnächst ein eingehenderer Aufsatz erscheinen. Anm. der Redaktion.

Goethe einst auch bei den Urteilsfähigen erfreute. Mit gutem Recht. Denn so wenig von einem unmittelbaren, lebendigen Fortwirken Wielands auf die Gegenwart heute noch die Rede sein kann, da von der fast unabsehbaren Menge seiner poetischen und prosaischen Geisteserzeugnisse doch nur noch sehr wenige gelesen zu werden pflegen, so tiefgreifend waren die Wirkungen Wielands innerhalb des XVIII. Jahrh. und sind nur denjenigen Klopstocks und Herders zu vergleichen, wenn sie auch, weil schwieriger fafsbar, nicht so offenkundig wie bei diesen zu Tage liegen. Immer aber hat Wieland, seit sein Lebenswerk abgeschlossen war, zu den am meisten schwankenden Charakterbildern in der deutschen Litteraturgeschichte gehört: neben warmherziger Anerkennung, ja freudiger Bewunderung, die dem Dichter seit Goethes fein abwägendem Nachruf zu teil geworden, stehen schroff abweisende und harte Urteile, wie z. B. das von Gervinus. Nur eine liebevolle, in die Welt des Dichters sich einlebende Forschung und ein feinfühliges Nachspüren seiner Absichten wie seiner Ausstrahlungen auf die litterarisch wirksamen Kreise wird zu einer gerechten Würdigung hinleiten. In dieser Richtung haben besonders fördernd gewirkt die Forschungen Bernhard Seufferts, von dem eine seit vielen Jahren vorbereitete kritische Gesamtausgabe und eine abschliefsende Biographie des Dichters erwartet werden. Vorläufig ist an selbständigen guten Büchern, die es sich zur Aufgabe setzten, dem gebildeten Leser von heute das Verständnis für den Schriftsteller wie für den Menschen Wieland auf Grund der neueren Forschung über den Dichter allseitig zu erschliefsen, gerade kein Überflufs. Den mit biographischen Einleitungen versehenen, noch in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts erschienenen Auswahlausgaben von Franz Muncker und Heinrich Pröhle, die einen solchen Zweck verfolgen, schliefst sich nun die von Gotthold Klee an, ein Teil der neuen unter E. Elsters Leitung bearbeiteten Meyerschen Klassiker-Ausgaben, an denen der Herausgeber als Mitarbeiter sich bereits durch seine Tieck-Ausgabe bewährt hat. Wir stehen nicht an, dieser neuen Wieland-Ausgabe wegen der feinsinnigen, die Vielseitigkeit des Dichters veranschaulichenden Auswahl seiner Werke und des reicheren litterarhistorischen und erklärenden Beiwerks, dessen der unserer heutigen Lesewelt doch ziemlich fremd gewordene Dichter zu seinem besseren Verständnis mehr als mancher andere bedarf, vor jenen beiden den Preis zuzuerkennen. Die Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters zeichnet sich durch sichere Stoffbeherrschung aus und verbindet ein vorurteilsloses und geschmackvolles Urteil mit gefälliger und fesselnder Darstellung. Besonders dankbar zu begrüfsen sind die Einzeleinleitungen zu den Werken, in denen der litterarhistorisch Interessierte die Ergebnisse der vielverstreuten gelehrten Litteratur übersichtlich zusammengestellt findet. Die Anmerkungen unter dem Texte beschränken sich in der Hauptsache auf einzelne, für einen weiteren Leserkreis berechnete Wort- und Sacherläuterungen, bringen aber auch für den gelehrten Benutzer manche dankenswerte Aufklärung. Was die Auswahl der Werke selbst anlangt, so hatte H. Kurz in seiner in derselben Sammlung erschienenen Ausgabe, die nun durch die vorliegende ersetzt werden soll, fast nur die Rücksicht auf den Geschmack des modernen Lesers walten lassen. Klee sucht neben dieser zugleich den litterargeschichtlichen und biographischen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen. Das eigentliche Dauergut der Wielandschen Muse, der Oberon, die Musarion, der gröfsere Teil der poetischen Erzählungen, die Abderiten und die Göttergespräche, durfte natürlich auch in der neuen Ausgabe nicht fehlen. An die Stelle des 'Goldenen Spiegels' bei Kurz aber ist der 'Agathon' getreten, als erster Roman im modernen Sinne und als Vorläufer des 'Wilhelm Meister' ebenso bedeutsam wie als Abbild der inneren Entwickelung des Dichters selbst. Von den dramatischen Arbeiten, die Kurz übergangen hatte, 'weil er für diese Gattung nicht besonders befähigt war', hat Klee in seine Ausgabe die beiden Singspiele 'Alceste' und 'Die Wahl der Herkules' aufgenommen, die schon darum unser Interesse beanspruchen dürfen, weil zwei Goethesche Meisterwerke, 'Iphigenie' und 'Faust', nachweislich unter ihrer Einwirkung entstanden sind. Die an Julie von Bechtolsheim gerichteten Verse 'An Psyche', das dramatische Gelegenheitsstück 'Goethe und die jüngste Niobetochter', die Besprechung des 'Götz', die Anzeige der Farce 'Götter, Helden und Wieland' und der Aufsatz über 'Einige Lebensumstände Hans Sachsens' veranschaulichen des weiteren die Beziehungen Wielands zu seinem gröfsten Zeitgenossen. Den Übersetzer kennzeichnen die Übertragung des 'Stabat mater' und 'Horazens siebenter Brief', das Verhältnis des Dichters und Menschen zu einigen hervorragenden weiblichen Mitgliedern des Weimarschen Musenhofes die Gedichte 'An Olympia', 'Seraphina', 'Merlins

weissagende Stimme' und 'Die erste Liebe', während der Vertrauensmann jüngerer Talente in dem 'Sendschreiben an einen jungen Dichter', der geistreiche und scharfblickende Politiker aufser in den 'Göttergesprächen' in den 'Gesprächen unter vier Augen' zu Worte kommt. Die Jugenddichtungen konnte der Herausgeber bei seinem Standpunkte auch nicht, wie Kurz, ausschliefsen; sie sind durch die 'Doris-Oden' und den neunten der 'Briefe von Verstorbenen' vertreten.

Dem Texte der einzelnen Werke, die, abgesehen von dem aus äufseren Gründen vorangestellten Oberon, nach der Zeitfolge der Entstehung geordnet sind, liegt die in Leipzig bei Göschen 1794 ff. erschienene Ausgabe letzter Hand zu Grunde, und zwar die Quartausgabe in 36 Bänden, die gegenüber der gleichzeitig ausgegebenen 39bändigen in Oktav dem Herausgeber den zuverlässigeren Text zu bieten schien. Sehr zu bedauern ist, dafs die Rücksicht auf den verfügbaren Raum den Herausgeber genötigt hat, auf die Beigabe eines Lesartenverzeichnisses, das dem Leser auch in die eigentliche Dichterwerkstatt Wielands Einblicke zu thun ermöglicht hätte, zu verzichten.

Einen wertvollen Schmuck der vortrefflich ausgestatteten Ausgabe bildet das lebensvoll ansprechende Bildnis des greisen Dichters, ein Kupferstich des Münchner Künstlers J. Lindner nach dem bekannten Jagemannschen Ölgemälde aus dem Jahre 1806. Als Schriftprobe ist ein Brief an Böttiger gewählt, eine rührende Klage des Dichters über den Tod der jugendlichen Sophie Brentano, der Enkelin seiner Jugendgeliebten.

Alfred Neumann (Zittau).

Einen wichtigen Beitrag zur Beurteilung Friedrich Nietzsches hat jüngst P. J. Möbius geliefert (Über das Pathologische bei Nietzsche. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1902. VI, 106 S.). Wie der Philolog den Wert seiner Handschrift, der Historiker die Zuverlässigkeit seiner Quelle zu prüfen hat, so ist für den Biographen die Psychologie der Persönlichkeit von höchster Bedeutung. Ist die Persönlichkeit eine problematische, von disharmonischer Anlage oder gar einem fortschreitenden Krankheitsprozesse ausgesetzt, so wächst die Schwierigkeit, ihre Leistungen zu schätzen, aufserordentlich, und Mitwirkung von medizinischer Seite kann gar nicht entbehrt werden. Wer die Diagnose richtig zu stellen weifs und die typischen Äufserungen der Krankheit im einzelnen aus dem Wesen und den Werken eines Mannes heraus erkennt, der schafft eigentlich erst die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Forschung über ihn und seine Lebensarbeit. Möbius hat sich dieser Aufgabe mit Hingebung und Objektivität gewidmet. Manchem Nietzscheschwärmer werden vielleicht die Augen aufgehen, wenn er diese Schrift liest; er möge dann auch den schwerwiegenden Worten weiter nachdenken, die vor kurzem Hermann Diels in kühler Sachlichkeit von einem ganz anderen Standpunkte aus dem Aphoristiker der 'momentanen Erleuchtung' gewidmet hat (Wissenschaft und Romantik, Berlin 1902). Eingehend behandelt Möbius zuerst 'den ursprünglichen Nietzsche', seine Abstammung und Persönlichkeit, und sodann 'die Krankheit', seine Migränezustände und die Entwickelung der progressiven Paralyse. Er vermeidet vorsichtig, etwa alles während der Krankheitsanfälle Entstandene schlechthin zu verwerfen, denn er unterschätzt nicht die Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Untersuchungsmethode. Vielleicht hätte es dieser Vorsicht entsprochen, wenn er auch in einer anderen Beziehung weniger apodiktisch gewesen wäre, in seinen allerdings nur dem Arzte ganz verständlichen Äufserungen über die Grundursache der Paralyse. Denn in Bezug auf diesen Punkt herrscht, wie mir glaubwürdig versichert wird, in der medizinischen Wissenschaft zur Zeit keine Übereinstimmung. Aber diese Ursache ist für uns nicht das Wesentliche. Beherzigen wir Laien die Worte, mit denen der als Mediziner, Litterarhistoriker und Philosoph bewährte Verfasser sein Buch schliefst 'Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, dafs das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mifstrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker.' J. I.

BABYLONISCHE UND GRIECHISCHE MYTHOLOGIE

Von Carl Fries

Wenn Dieterich in seinem Buche 'Nekyia' den Beweis zu führen sucht, dafs die vor einigen Jahren zu Akhmîm gefundene Petrusapokalypse[1]) ihrem Inhalt nach auf griechischen Vorstellungen beruhe, so wird dieses Ergebnis seiner scharfsinnigen Untersuchungen wohl mit Recht in Zweifel gezogen, besonders im Hinblick auf Hermann Gunkels Untersuchungen über die Offenbarung Johannis[2]), die er auf altbabylonische Sagen und Kulte zurückzuführen versucht hat. Das aber dürfte aus Dieterichs Forschungen mit Gewifsheit hervorgehen, dafs die Wechselbeziehungen zwischen orientalischer und griechischer Eschatologie zu allen Zeiten sehr lebhaft waren, und alles spricht dafür, dafs die Zahl dieser Wechselbeziehungen sich als noch gröfser herausstellen wird, wenn weitere Funde und Publikationen bisher ungedruckter Thontafeldokumente unsere Kenntnis auf diesem Gebiet erweitert haben werden. Mit Staunen erkannte man, als die Funde von Tell el Amarna ans Licht traten, wie gewaltig der Einflufs des Zweistromlandes auf die gesamte Kulturwelt des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gewesen war, und H. Winckler verfolgt ja diese Nachwirkungen bis hinab in das griechische und hellenistische Zeitalter.[3]) Andere spinnen diese Fäden noch weiter und zeigen, wie Bousset[4]) u. a., verwandtschaftliche Sagenbestandteile selbst im Mittelalter auf. Dafs der Stoff noch nicht erschöpft ist, mufs jeder erkennen, der unter dem Eindruck der erwähnten Forschungen an die antike Litteratur herantritt und (ohne Voreingenommenheit) in manchem befremdlich wirkenden Einzelzuge trotz der griechischen Hülle den exotischen Kern wahrnimmt. Auf diese Weise wenigstens sind die folgenden Erwägungen entstanden, die nichts darstellen sollen als einen bescheidenen Beitrag eines Nichtorientalisten zu der Kette von Erkenntnissen, die in den letzten Jahren auf griechisch-orientalistischem Gebiet, weite Aussichten eröffnend, gewonnen wurden.

Platon beschreibt im Phädon (112^{c} ff.) die Unterwelt und die Ströme, von denen sie durchflossen wird. Da erscheint erstens als *μέγιστον καὶ ἐξωτάτω*

[1]) S. Bouriant, Mémoires publ. par les membres de la Mission archéol. française au Caire 1892.

[2]) Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit, Göttingen 1895.

[3]) Geschichte Israels, Leipzig 1900. Altorientalische Forschungen 1893 ff.

[4]) Der Antichrist, Göttingen 1895 u. Komm. z. Offenb. Johannis 1896.

ῥέον der Okeanos, ferner der Acheron, *ὃς δι' ἐρήμων τε τόπων ῥεῖ ἄλλων καὶ δὴ καὶ ὑπὸ γῆν ῥέων εἰς τὴν λίμνην ἀφικνεῖται τὴν Ἀχερουσιάδα.* Zwischen beiden der Pyriphlegethon und ihm gegenüber, ebenfalls wie die ersteren *κύκλῳ περιελθών*, die Styx oder, *ὡς οἱ ποιηταὶ λέγουσιν*, der Kokytos. Platon identifiziert somit Styx und Kokytos und fügt den Okeanos zu der Zahl der Unterweltströme hinzu, zu der er bei Homer nicht gehört.[1]) In der Odyssee macht Kirke folgende Angaben (*κ* 513 ff.): *ἔνθα μὲν εἰς Ἀχέροντα Πυριφλεγέθων τε ῥέουσιν Κώκυτός θ', ὃς δὴ Στυγὸς ὕδατός ἐστιν ἀπορρώξ.* Es ist gewifs, dafs Platon auf Homer fufst, aber er benutzt daneben noch andere Quellen, wie seine Abweichungen beweisen. Aus der Vergleichung der Goldtäfelchen von Petelia und Thurii sowie der Hadesbeschreibung bei Lucian[2]) kommt Dieterich[3]) zu dem Ergebnis, dafs eine orphisch-pythagoreische Quelle vorliege. Hierin darf man ihm folgen.

Nun findet sich in der Odyssee noch eine Stelle, an der vier Flüsse an einem Ort vereinigt fliefsen (*ε* 70 f.):

κρῆναι δ' ἑξείης πίσυρες ῥέον ὕδατι λευκῷ,
πλησίαι ἀλλήλων τετραμμέναι ἄλλυδις ἄλλη.

Die Grotte der Kalypso, deren Insel von den vier Strömen durchflossen wird, bildet einen Ruhe- und Glanzpunkt in der Erzählung. In beiden die Beschreibungen einer ungewöhnlich schönen Natur. Mag der Garten des Alkinoos auch später eingefügt sein[4]), in der Sage, die dem Dichter vorlag und wohl allbekannt war, wurde wahrscheinlich doch das Land der Phäaken in so strahlenden Farben geschildert, dafs eine derartige Episode nur als erwünschte Vervollständigung erschien. Nun ist es ja bekannt, welche eschatologischen Vorstellungen wahrscheinlich der Sage von den Phäaken zu Grunde lagen.[5]) Sollte Ähnliches auch für Ogygia der Fall sein, das ebenfalls märchenhaft schöne Eiland?[6]) Ogygia ist der *ὀμφαλὸς θαλάσσης* (*α* 50). Den Okeanos nennt der altertümliche Pherekydes von Syros *Ὠγηνός*[7]), und dies hängt, wie anzunehmen ist, mit Ogygos zusammen. Unter allen Sintflutsagen der Griechen war die bekannteste die Ogygische, unter dem mythischen König Ogygos trat die erste Flut in Attika auf.[8]) Kalypso selbst ist bald eine Tochter des Atlas, bald eine Okeanide oder Nereide, nach der Neapeler Assteasvase auch eine Nereide.[9]) Nach alledem ist es vielleicht erlaubt, in der Insel Ogygia ein abgeblafstes Analogon zu den Gärten des Okeanos und der Hesperiden zu finden;

---

[1]) Über die bei Hesiod sich findende Gleichsetzung von Okeanos und Styx und die betr. Litteratur vgl. O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte S. 394 ff.

[2]) Bull. de corr. hell. 1893 S. 122; Luc. *περὶ πένθους.* [3]) Nekyia S. 81 u. 143.

[4]) Friedländer, Philol. VI 669 ff. Sittl, Griech. Litteraturgesch. I 109 u. a.

[5]) Welcker, Kleine Schriften II 1; Gruppe a. a. O. S. 398, 4; 405, 3.

[6]) Über spätere Nachahmungen vgl. C. A. Böttiger, Die Grotte der Kalypso, Kleine Schriften III 173 ff.

[7]) Vgl. Diels, Sitzungsber. d. Kgl. preufs. Ak. d. Wiss. 1897 S. 145 ff. Gruppe S. 394, 6.

[8]) S. Usener, Sintflutsagen S. 43 f.

[9]) S. Immisch in Roschers Mythol. Lexikon s. v. Kalypso II 1 Sp. 941, 44 ff.

diese aber waren mit dem Elysion, den Inseln der Seligen, dem griechischen Paradies und schliefslich durch den in die Unterwelt fliefsenden Weltenstrom mit dem finsteren Jenseits verbunden. Insofern darf man vielleicht in den vier Strömen von Ogygia letzte Spiegelungen der Hadesflüsse erkennen.[1])

Die Anschauung, dafs der Ort der Seligen sich auf fernen Inseln am Ocean im Westen oder Osten befinde, wurde mehr und mehr verdrängt, als die Vorstellung vom unterirdischen Hades Platz griff.[2]) Wie der Hades in gewissem Sinn ein Abbild der Oberwelt war, so wurden eben die Einzelheiten des seligen Westlandes auch unter die Erde verlegt. Die Vorstellung von den vier Flüssen ist ebenfalls wohl erst nachträglich auf das Schattenreich übertragen worden und gehörte ursprünglich ebenfalls in das westliche Sonnenland. Bei den Iraniern herrschte der Glaube, die Erde, einst ein zusammenhängendes Ganze, sei durch die grofse Flut in mehrere Teile zerlegt worden, die nun, ohne Verbindung miteinander, einzeln fortbeständen. Eine dieser Erdinseln entspricht dabei der Erde im engeren Sinn, und die Bewohner derselben stehen mit denen der übrigen Landmassen in keinerlei Beziehung, da man auf natürlichem Wege mit ihnen nicht verkehren kann.[3]) Man entsinnt sich sofort der Phäaken, die ja auch *ἀπάνευϑε πολυκλύστῳ ἐνὶ πόντῳ ἔσχατοι* wohnen, *οὐδέ τις ἄμμι βροτῶν ἐπιμίσγεται ἄλλος* (ζ 204 f.), aber auch der einsamen, von keinem Schiff besuchten Insel Ogygia. Die fernen seligen Inseln der Griechen gemahnen uns deutlich an diese iranischen Phantasien und können uns nur dazu ermutigen, die Insel der Kalypso in diesen Bereich miteinzuschliefsen.

In anderer Form erscheint das Vierstromland als Paradies im Alten Testament. 'Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten, und theilete sich daselbst in vier Hauptwasser' (Genes. 2, 15).[4]) Die Frage nach den vier Flufsnamen Gihon, Pison, Hiddekel und Phrat kann hier nicht erörtert werden. Euphrat und Tigris sind ja nicht zweifelhaft. Gunkel führt in seinem Kommentar[5]) den Paradiesstrom auf die Milchstrafse zurück. Damit würde die Vierzahl aber nicht übereinstimmen, denn die Milchstrafse zeigt, von kleineren Ausläufern abgesehen, nur zwei Hauptarme, die sich voneinander abzweigen. Aber die Babylonier waren die nachweislich ältesten Vertreter der Vorstellung, dafs die Erde ein Spiegelbild des Himmelszeltes sei, nach ihrer Ansicht war das Firmament ein zweites chaldäisches Land, und sie haben that-

[1]) Die Flora und Fauna der Insel mit ihren Pappeln, Cypressen, ihren Eulen und Krähen trägt ein ernstes Gepräge und erinnert darin an Hadesvorstellungen, vgl. κ 510. Bötticher, Baumkultus S. 441. 487 u. a. Bei Jesaia 34, 9 ff. heifst es u. a. in einer Schilderung der kommenden Vergeltung durch den Herrn: 'Da werden ihre Bäche zu Pech werden, und . . . Nachteulen und Raben werden daselbst wohnen', also Hadesvorstellungen, die zugleich zum Teil an Ogygia erinnern.

[2]) Dieterich, Nekyia S. 25. [3]) Spiegel, Eranische Altertumskunde I 191 ff.

[4]) Mit den Strömen der Kalypsoinsel vergleichen die Paradiesströme Winer, Bibl. Realwörterb. s. v. Eden und Ameis-Hentze, Anhang, zu ε 73, nicht aber mit den Hadesflüssen.

[5]) Genesis 1901 S. 33.

sächlich die Milchstrafse mit ihren beiden Verzweigungen als Euphrat und Tigris aufgefafst.[1])

So sind ja nach Winckler die biblischen Legenden der Mehrzahl nach nichts anderes als auf die Erde projizierte Vorgänge am Himmel.[2]) 'Der Sternenhimmel', sagt er, 'ist das Spiegelbild der Erde, und im engeren stellt jedes Land für sich ein besonderes Abbild davon dar, einen Mikrokosmus in sich.'[3]) Dafs die Paradiessagen auf Babylonien zurückgehen, ist zwar noch nicht erwiesen, am wenigsten vielleicht durch die Darstellung auf jener vielberufenen Tafel, auf der man die Geschichte des Sündenfalls wiederzuerkennen geglaubt hat (s. Gunkel, Genesiskommentar S. 34). Allein gerade die Vorstellung von Eden, die Erwähnung des Euphrat und Tigris führen doch zu deutlich auf Mesopotamien. Der Adapamythus gemahnt unverkennbar an die Sage vom verlorenen Paradiese. So bedarf es wohl nicht einmal der Annahmen von Friedr. Delitzsch[4]), um dieses Kapitel der Genesis als auf babylonischen Sagenmotiven beruhend zu erkennen, wenn auch die ethische Vertiefung gewifs erst späterer Redaktion ihren Ursprung verdankt.

Man ist also versucht anzunehmen, die vier Paradiesströme hätten bei den Griechen Nachahmung gefunden und zuerst in ihren Paradiesvorstellungen auf den westlichen Inseln, dann, als das Elysium in den Hades verlegt wurde, hier eine Rolle gespielt. Als Unterweltströme erscheinen sie, freilich ohne Nennung der einzelnen (und vielleicht aus griechischer Mythe verpflanzt), im Henochbuch 17, 6, wie Dillmann zu der Übersetzung des äthiopischen Textes[5]) anmerkt. Rawlinson hatte Eden mit der babylonischen Landschaft Karduniaš identifiziert, die von den vier Flüssen Euphrat, Tigris, Surappi und Ukni bewässert wird, und wenn seine Gleichsetzung wohl auch verfehlt ist, so läfst sich doch die Annahme eines Vierstromlandes im babylonischen Mythos nicht wegleugnen.

Wäre Gunkels Beziehung auf die Milchstrafse berechtigt, so wäre damit erst die Erklärung für zwei Paradiesströme gegeben. Die Milchstrafse stellt ja den Pythagoreern das Feuer des Umkreises dar[6]), und auch bei Platon ist sie das die Welt umfassende Licht.[7]) Es liegt nahe, auch hier orphischen Einflufs anzunehmen, der die Vermittelung zwischen dem Orient und Griechenland be-

---

[1]) F. K. Ginzel, Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier, in C. F. Lehmanns Beiträgen zur alten Geschichte I 3 f.

[2]) Wincklers Konstruktionen fehlt oft die überzeugende Kraft.

[3]) A. a. O. II 275 f. Wenn nach ältester Vorstellung der Okeanos und auch der Nil vom Himmel herabflossen, so kann man darin Glieder der Entwickelungsgeschichte solcher kosmisch-geographischen Anschauungen erblicken. Der Weltstrom war ja ursprünglich selbst nichts anderes als die die Erdveste umgebende Lufthülle. S. Bergk, Fleckeisens Jahrb. 1860; Berger I 9, 115.

[4]) Wo lag das Paradies?

[5]) Das Buch Henoch, Leipzig 1853. Vgl. Sitzungsber. d. Kgl. preufs. Ak. 1892 S. 1039 ff. und Flemmings und Radermachers Ausg. in: Die griech. christl. Schriftst. V, Leipzig 1901.

[6]) Zeller I[5] 435. [7]) Rep. X 616[b].

wirkt haben mag, wie Dieterich das für den ganzen Vorstellungskreis zu erweisen gesucht hat. Anderseits aber beruhen die Paradiesvorstellungen der verschiedenen Völker ja ursprünglich auf der Annahme von heiligen Götterbergen. Die Sagen von Götterbergen wurden dann nach Usener[1]) auf irdische Berge übertragen; indessen sind die Mythen vom Wohnsitz der Götter auf hohen Bergen doch offenbar durch den Anblick hoher, ihre Gipfel in Wolken verbergender Felshöhen entstanden. Je weniger zugänglich jene Wolkengipfel im Altertum waren, um so geheimnisvoller erschienen sie den Thalbewohnern, desto mehr erregten sie bei ihnen die Schauer der Andacht. Nun erzählen die Sagen verschiedener Völker, der Iranier, Inder u. a. von Strömen, die von den Götterbergen herab auf die Erde flossen.[2]) Sind diese nun Original oder Nachahmung des Himmelsstromes? Offenbar sind zunächst irdische Vorstellungen auf das Himmelszelt übertragen worden. Der mesopotamische Astrologe und Astronom suchte und fand am nächtlichen Himmel in der zweigeteilten Milchstrafse die irdischen Ströme wieder, die ihm am Tage das Land zeigte; in seinem Lande freilich waren es keine Gebirgsflüsse, ob aber uralte sumerische Vorstellungen von Bergströmen da hineinspielten, läfst sich nicht nachweisen, doch darf man mit einer solchen Möglichkeit wohl rechnen. Die Sage vom Himmelsstrom breitete sich jedenfalls aus und läfst sich auch bei den Griechen noch belegen.[3]) Fragt man nach dem Grund derartiger Übertragungen auf den Himmel, so dürften hier wohl vorzugsweise astronomische Ursachen im Spiel gewesen sein. Von der Astrologie führten dann praktische Interessen zur exakten Naturbeobachtung hinüber.[4]) Die regelmäfsige Schwelle der beiden Ströme nötigte zur Beobachtung der Gestirne und Jahreszeiten, damit die Überschwemmungen durch regelmäfsige Entwässerung reguliert werden konnten.[5]) Babylonien war ja ein Geschenk seiner beiden Ströme[6]), es lag daher nahe, diese glückspendenden Gewässer auch am Himmel finden zu wollen.

Nun aber erzählt die Bibel 1) von vier Strömen und 2) von einem Hauptstrom, von welchem die anderen sich abzweigten. Auch die griechischen Flüsse zeigen die Vierzahl, nicht aber die Abzweigung. Die Zahl vier war den Babyloniern besonders heilig, es war die Zahl der Mondphasen, der Jahreszeiten u. s. w.[7]) Den unter babylonischem Einflufs stehenden Pythagoreern ist sie die Quelle und Wurzel der gesamten Natur. Im Schwur der Pythagoreer heifst es:

Οὐ μὰ τὸν ἁμετέρᾳ γενεᾷ παραδόντα τετρακτύν,
παγὰν ἀενάου φύσιος ῥίζωμά τ' ἔχουσαν.[8])

---

[1]) Sintflutsagen S. 198.

[2]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 191; Bergk, Fleckeisens Jahrb. 1860 S. 389 ff.; Plautus Trinumm. 931; Dillmann, Genesis[6] S. 48; Brandt, Mand. Religion S. 65 ff.

[3]) S. Gruppe a. a. O. [4]) Ginzel a. a. O. S. 368.

[5]) C. F. Lehmann, Beiträge zur alten Geschichte I 368.

[6]) S. Jes. Sirach 24; Jesaias 8, 7; Cic. Nat. deor. II 52 u. a. Tiele, Babyl-Ass. Geschichte I 54.

[7]) Ginzel a. a. O. S. 366; Winckler a. a. O. S. 279. [8]) Carmen aureum 47 f.

Vier Plätze der Seligen finden sich im Henochbuch (22, 2), vier Engel werden in der Offenbarung Johannis mehrfach genannt (7, 1 u. 9, 14)[1]), vier Könige treten in der Apokalypse des Esra auf.[2]) Die vier Elemente des Empedokles gehören hierher. Die Neuplatoniker kombinieren ihre vier Kardinalpunkte mit den vier Hadesflüssen und den vier Elementen.[3]) Übrigens gab es auch andere Hadesflüsse aufser den genannten, und nicht immer bilden sie eine Gruppe von vieren; trotzdem scheint gerade diese Zahl eine hervorragende Rolle gespielt zu haben, wie die πίσυρες ποταμοί der Kalypso, die orphischen und homerischen Hadesflüsse und Platon u. a. beweisen. Die Heimat aller Zahlensymbolik ist aber nicht zweifelhaft[4]), und so wird man aller Wahrscheinlichkeit nach in der mit allerlei astrologisch-symbolischen Bedeutungen verwachsenen babylonischen Vierzahl auch den Ursprung jener Vorstellung zu vermuten haben.

Sie entfliefsen einer Quelle. Wohl können Gebirgsströme, die von gemeinsamer Kammhöhe niederschiefsend sich teilen und an verschiedenen Felswänden hinabgleiten, die sagenbildende Volksphantasie hier beeinflufst haben, wohl zweigt sich von der Milchstrafse ein Arm selbständig ab, und so mag jene Sage entstanden sein — vielleicht aber liegt noch ein anderer Zusammenhang zu Grunde.

Alle Quellen entstammten nach altgriechischer Vorstellung dem Ocean, alle Flüsse entströmten ihm allein.[5]) 'Der Ursprung des Feuchten und alles Wassers schien das Meer zu sein. Daher sagen einige, dafs die Flüsse nicht nur in dieses, sondern auch aus diesem fliefsen.'[6]) Die Erde war nach Platon von vielen Gängen und Höhlungen labyrinthisch durchzogen. Diese Gänge sind nach seiner Ansicht unter der Erdoberfläche miteinander verbunden und mit zahlreichen Auswegen versehen, durch die das Wasser von einem Kanal in den anderen fliefst. Gewaltige Ströme, teils kalte, teils warme, rinnen unaufhörlich in der Tiefe. — 'Eine aber von den Öffnungen, die gröfste von allen, durchdringt die ganze Erde, es ist die, von der Homer sagt:

Dort in der Ferne, wo tief in die Erde der Strudel hinabreicht.

Das ist der Tartaros, wie jener und viele andere Dichter ihn nannten. Denn in dieser Erdkluft fliefsen alle Ströme zusammen, und aus ihr entspringen sie auch wieder. Das ist ihnen allen eigen, durch welches Land sie auch fliefsen mögen' (Phaedon 111[e]).

Die folgenden und auch die vorhergehenden Ausführungen Platons tragen orphisches Gepräge (s. o.). Also ein unterirdischer Zusammenhang aller Flüsse wurde von ihm und schon von den ionischen Physikern angenommen, den Berger (I 67) durch die Karstnatur eines Teiles des griechischen Gebirgslandes erklärt, wie man sie ja auch in Kleinasien u. a. O.[7]) wiederfindet.

---

[1]) Vgl. Henoch 10. [2]) Bähntgen, Zeitschr. f. alttest. Wiss. 1886 S. 205.

[3]) Näheres bei Gruppe a. a. O. S 402, 9. Über die Vierzahl im Schâhnâme vgl. P. Horn, Strafsburger Festschrift zur XLVI. Philologenvers. S. 95 f.

[4]) Winckler, Altoriental. Forschungen II 394.

[5]) Berger, Erdkunde der Griechen I 110. [6]) Arist. meteor. II 2, 4.

[7]) Vgl. C. F. Lehmann, Archiv f. Religionsgesch. III (1899) S. 8.

In den Tartaros fliefsen alle Ströme hinein, und aus ihm entspringen sie alle. Im einzelnen wurde vom Nil gesagt, er stamme aus dem Ocean (Herod. II 21)[1]; das war die Ansicht der ägyptischen Priester (Diod. I 37), ebenso vom Phasis u. a.[2]) Besonders verbreitet war der Glaube an weite unterseeische Zusammenhänge entlegener Flüsse. Aus der Namengleichheit des epirotischen und argolischen Inachos u. a. schlofs man auf Verbindungen zwischen diesen beiden; aber auch Flüsse verschiedenen Namens wurden auf diese Weise miteinander vereinigt, der elische Alpheus kehrte nach der landläufigen Ansicht als Arethusa in Sizilien wieder[3]), wogegen die ionischen Rationalisten dann freilich lebhaften Einspruch erhoben. Der delische Inopos stand nach alter Sage mit dem Nil in Verbindung.[4]) Nach Pausanias waren Mäander und Asopos identisch (II 5, 2). Ebenso wurde vom Euphrat und Nil behauptet, sie seien nur ein Flufs (ebd.).[5]) Alexander glaubte nach Arrian VI 1 an die Verbindung des Nils mit dem Indus, eine Anschauung, die offenbar nicht sein Eigentum, sondern durch uralte iranische Tradition in den Gebieten, die er durchzog, verbreitet war.[6]) Auch Prokop kennt die Kommunikation zwischen Nil und Indus als alte Überlieferung (De aedif. VI 1 u. Bell. Goth. IV 6).

Ähnlich wie der Okeanos galt in vielen Teilen Griechenlands der Acheloos als der Urstrom, aus dem alle Gewässer kommen[7]):

οὐκ ἔστι Διὶ Κρονίωνι μάχεσθαι,
τῷ οὐδὲ κρείων Ἀχελώιος ἰσοφαρίζει
οὐδὲ βαθυρρείταο μέγα σθένος Ὠκεάνοιο[8])
ἐξ οὗπερ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν.

(*Φ* 193). So werden Acheloos und Okeanos völlig gleichgestellt, beide als gewaltigste Weltmächte, denen jeder Gegner, aufser dem Zeus, weichen mufs. Wenn V. 195 unecht ist, wie Zenodot und unter den Neueren Bergk (Fleckeisens Jahrb. 1860 S. 389) meinten, so bezieht sich die ganze Stelle auf den Acheloos allein.

Der Himeraflufs teilte sich in zwei Arme, von denen der eine süfses, der andere salziges Wasser enthielt.[9]) Die besondere Verehrung, die salzhaltigen

---

[1]) Diels, Doxogr. S. 384. [2]) Berger a. a. O. I 67 f.

[3]) Nach Dionys. Perieg. 411 f.: *Ἀλφειὸς ὁδεύει σχιζόμενος προχοῇσι Μεσηνίου Εὐρώταο*, welche Ansicht wohl durch die thatsächliche geringe Entfernung beider Quellen voneinander entstanden sein mag.

[4]) Vgl. Schol. Callim. hymn. Dian. 171.

[5]) Weiteres bei Berger I 132. Man fabelte auch von einer in Phrygien entspringenden Quelle des Asopos; s. Strabon IV 271.

[6]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 192.

[7]) Wilamowitz in Bruhns Ausg. der Bakchen zu V. 519.

[8]) Vgl. Unger, Philol. Suppl. II 698 ff. S. auch, was *Β* 755 über den Titaresios gesagt wird, ferner *υ* 65 und *ω* 10.

[9]) Vgl. Forbiger, Handbuch d. alten Geogr. I 572. Über die vermeintliche Bifurkation des Ister vgl. übrigens Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes, Leipzig 1880, S. 347.

Flüssen zu teil wurde, beruht wohl nicht nur auf dem materiellen Nutzen, den sie boten, denn es ist bekannt, dafs das Salz bei verschiedenen Völkern Gegenstand der Verehrung war und im Kultus eine Rolle spielte. Die Ägypter betrachteten es mit heiligem Schauder (Hehn, Das Salz, 2. Aufl. v. O. Schrader S. 17), bei den Babyloniern gehörte es zum Opferritual[1]), das jüdische Gesetz forderte es für alle Opfer (3. Mos. 2, 13), nicht nur wegen seiner würzenden Kraft, sondern als Symbol für die Festigkeit des mit Gott geschlossenen Bundes (Pressel a. a. O.). Ein 'Salzbund' wird dieser geradezu genannt (Chron. II 13, 5; vgl. Num. 18, 19; Lev. 2, 13; vgl. Smend, Alttestamentl. Religionsgeschichte 1899 S. 297 Anm 2). Der Aufgang zum Altar wurde mit Salz bestreut (Pressel a. a. O.). *Τὸ ἅλας τῆς γῆς* nennt Jesus die Jünger, sie sollen die Erde, die Menschheit vor der Fäulnis bewahren (Matth. 5, 13; Mark. 9, 50; Luk. 14, 34 f.). Elisa reinigt das Wasser von Jericho, indem er Salz hineinstreut (2. Kön. 2, 19 ff.). Homer spricht *I* 214 vom göttlichen Salz, und Platon nennt es ein *θεοφιλὲς σῶμα* (Tim. 60; Hehn S. 14 ff.). Den Alten war zunächst nur das Seesalz bekannt, von anderem wufsten sie ursprünglich nichts; um so geheimnisvoller mufs sie die Erfahrung berührt haben, dafs man es auch in Quellen, im Binnenlande auffinden könne. Strabon berichtet über Streitigkeiten illyrischer Völkerschaften um eine Salzquelle (VII 317). Hier lag etwas Aufserordentliches vor, das Meerprodukt auf dem Festland zu finden, war so staunenerregend, dafs man eine göttliche Einwirkung annehmen mufste. Der Vorgang, dafs ehemaliges Meer hier ein Residuum zurückgelassen, wurde mythisch eingekleidet und so gut es ging erklärt. Der Streit hatte also neben dem rein materiellen auch ein religiöses Interesse. So berichtet Tacitus (Ann. XIII 57) von dem Krieg der Chatten und Hermunduren um die Salzquelle bei Salzungen an der Werra[2]), Ammianus von einem ähnlichen zwischen Alemannen und Burgundern (XXVIII 5, 11). Tacitus erwähnt unter den Motiven für den Streit zwischen Hermunduren und Chatten das Materielle der Salzgewinnung an sich merkwürdigerweise gar nicht, obgleich es doch am nächsten lag und obgleich er bald darauf die Methode der dort üblichen Salzbereitung beschreibt. Er spricht nur von der Kampflust beider Völker und besonders einer *religio insita, eos maxime locos propinquare caelo precesque mortalium nusquam propius audiri.* Es war eine besondere *indulgentia numinum,* dafs das Salz hier nicht *ut alias apud gentes eluvie maris arescente unda,* sondern im Binnenlande auftrat. Dafs dennoch hier dunkle Ahnungen auf das Richtige führten, dafs man in Anlehnung an alte Flutsagen hier Reste ehemaliger Meersalzlager annahm, ist wahrscheinlich (vgl. Pausan. I 26, 6 *φρέαρ θαλάσσιον*).

Für diese Vorstellungen liefert auch die biblische Überlieferung Analoga. Beim Prediger Sal. I 7 heifst es: 'Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfliefsen, fliefsen sie wieder hin', und

---

[1]) Pressel in Herzog-Plitts Realencyklop. f. protestant. Theologie s. v. Salz.

[2]) Vgl. Alfr. Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland 1882 S. 11 und E. Devrient in dieser Zeitschr. 1900 V 532. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumsk. S. 703.

bei Jesus Sirach 40, 11: 'Alles, was aus der Erde kommt, mufs wieder zur Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fliefsen.'

Es scheint nach alledem eine uralte volkstümliche Vorstellung bestanden zu haben, der zufolge alle Gewässer aus einem gemeinsamen Hauptgewässer, dem die Erde umspannenden Weltmeer geflossen seien. Wenn man nun auf die Paradiesströme zurückgreift, so drängt sich die Vermutung auf, auch hier habe eine solche Anschauung vorgelegen und sich im Lauf der Zeit unter der Einwirkung äufserer Umstände und Umwälzungen zu der Formulierung ausgewachsen, in der die Genesis sie überliefert. Es ist das die Ansicht, die schon im Altertum von Josephus (Ant. I 1, 3)[1]) u. a. vertreten wurde und, wie sehr man sie neuerdings auch bekämpft hat, doch die natürlichste Erklärung für einen an sich so merkwürdigen Bericht liefert. H. Gunkel hat die Exegese der heiligen Schrift auf eine neue Grundlage gestellt, indem er in bestimmten Teilen des Alten und des Neuen Testaments unverkennbare Einwirkungen altbabylonischer Mythen nachwies. Die Schöpfung der Genesis beruht nach ihm auf dem Kampf des Marduk gegen das gewaltige Ungetüm Tiâmat, d. i. das Meer. Die Entstehung der Erdveste geschah dadurch, dafs der oberste Gott gewappnet auszog und den Drachen bezwang, d. h. das Meer, das bis dahin alles überflutet hatte, zurückdämmte und in bestimmte Grenzen verwies. Dieser Mythus sei dann von den Israeliten übernommen und ihrer Religion gemäfs umgestaltet worden, doch so, dafs die ältere Form der Sage noch an vielen Stellen des biblischen Berichtes deutlich hindurchschimmere. Der Behemot und Leviathan entsprechen dem babylonischen Meerdrachen. Die Begründung im einzelnen möge man bei Gunkel nachlesen. Das Werk, das so viel Aufsehen erregte, fordert in einzelnen Teilen zum Widerspruch heraus, im ganzen aber ist der Gedanke so einleuchtend, dafs mit der Hypothese wohl allgemein gerechnet werden mufs. Diese babylonische Weltanschauung aber besafs eine derartige Expansionskraft, dafs sie sich über die ganze bekannte Welt erstreckte. Sollten sich nun im altgriechischen Volksglauben nicht auch Spuren davon auffinden lassen?

Nach der orphischen Theogonie wird zwar zunächst alles aus der Nacht, dem Eros u. a. erschaffen, aber die eigentliche Erzeugung der Göttergeschlechter geht auf Okeanos und Tethys zurück, sie sind die Begründer der Ehe, sie erschaffen Phorkys, Kronos u. s. w.[2]) Dafs sowohl diese orphischen Anschauungen wie auch die der vorsokratischen Physiker manches Element des Volksglaubens usurpiert haben, ist wahrscheinlich. Die ionischen Philosophen vertraten aber die Meinung, das Meer sei nur der Rest einer anfänglich die ganze Erde bedeckenden grofsen Flut. Die Sonne aber zieht die Feuchtigkeit der Erde an sich heran und vermindert auf diese Weise allmählich den Umfang der Erd-

---

[1]) *ἄρδεται δ' οὗτος ὁ κῆπος ὑπὸ ἑνὸς ποταμοῦ πᾶσαν ἐν κύκλῳ τὴν γῆν περιρρέοντος, ὃς εἰς τέσσαρα μέρη σχίζεται.*

[2]) Vgl. die reich belehrenden Ausführungen Gruppes S. 421 ff., der auch auf den Zusammenhang mit den Anschauungen des Thales und Anaximander hinweist.

gewässer. So dachten Anaximander und Diogenes von Apollonia.[1]) Besonders interessant ist die Ansicht des Stoikers Zenon, das Hesiodische Chaos sei das W a s s e r, *οὗ συνιζάνοντος ἰλὺν γενέσθαι, ἧς πεπηγνυμένης στερεμνιοῦσθαι τὴν γῆν*.[2]) Also mit anderen Worten die ionische Grundanschauung vom Ursprung des Festlandes aus dem Weltmeer. Die Stoiker blieben ihrer Ansicht treu und legten sie bei ihrer Ausdeutung der homerischen Kosmologie zu Grunde (Eust. 695, 12 ff.).[3]) Wenn auch die Späteren ihre Meinung durch Naturbeobachtungen stützten, so wird doch von den ältesten Vertretern derselben hierüber nichts berichtet. Thales' Meinung, *aquam esse initium rerum, deum autem eam mentem, quae ex aqua cuncta fingeret*[4]), war nach Zeller[5]) vielleicht durch die Sagen vom Chaos und Okeanos beeinflufst. Wellhausen[6]) erkennt in den Ansichten des Thales chaldäische Einwirkungen, eine Ansicht, die unserer Vermutung zu gute kommt, dafs nämlich der babylonische Schöpfungsmythus nicht nur in orientalischen, sondern auch in griechischen Anschauungen Spuren seines Einflusses niedergelegt habe. Im V. Jahrh. hielt Hippo das Feuchte für den Urstoff aller Dinge.[7]) Interessant ist noch der Hinweis O. Gruppes auf eine der von Philon benutzten phönikischen Kosmogonien, deren Gedanken- und Vorstellungskreis nach seiner Ansicht mit dem des Thales und Anaximander verwandt ist.[8])

Auch die Ägypter nahmen als Urstoff die Feuchtigkeit an, aus welcher alle Teile der Erde entstanden seien.[9]) So weist vieles darauf hin, dafs die Sage von der Tiâmat ihre Wanderungen bis nach Ägypten und Griechenland ausgedehnt habe, und was von der Flut und von der Schöpfung gilt, das darf wohl auch auf die Legende von den vier Strömen übertragen werden. Diese Anschauungen waren natürlich viel verbreiteter, ehe Hekatäos und der ionische Rationalismus ihnen mit aller Energie entgegentraten. Die Paradiesströme stellen freilich ein vorgeschritteneres Stadium der Vorstellungsentwickelung dar, die einzelnen Flüsse sind benannt; man hat also den Versuch gemacht, sie geographisch zu fixieren. Es bestand offenbar schon damals das Bedürfnis, die vagen Begriffe von radial auslaufenden Gewässern mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, und so griff man zu dem Ausweg, die namhaftesten

---

[1]) Vgl. Zeller I⁵ 222 f. 268; Diels, Dox. 494 f.; Gomperz, Griech. Denker I 44.

[2]) Schol. Apoll. Rhod. I 498 ed. Keil I 329, 31 ff. [3]) Berger III 114.

[4]) Cic. De nat. deor. I 10, 25. [5]) I⁵ 188; vgl. Diels, Doxogr. S. 301 f. 531 u. ö.

[6]) Zur Geschichte Israels S. 303. [7]) Diels, Dox. S. 220.

[8]) Griech. Culte und Mythen I 623 ff.

[9]) Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch d. Religionsgesch. I 298: 'Als Urprinzip, woraus alles Leben hervorgeht, galt den Ägyptern das Wasser. Dieses Urwasser heifst Nun, und dabei denkt man sowohl an den Himmelsocean als an das die Erde umschliefsende Meer, wie auch an den Nil.' — Die Übereinstimmung mit babylonischer und zum Teil mit griechischer Anschauung ist auffallend. H. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter S. 29. Maspéro, Gesch. d. morgenländ. Völker, übersetzt von Pietschmann I 26: 'Im Anfang war das Nu, der uranfängliche Ocean, in dessen unendlichen Tiefen sich die ungeordneten Keime der Dinge hin- und herbewegten.' Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. I 67: 'der H i m m e l s o c e a n — das Chaos'.

Flufsläufe in der angedeuteten Weise miteinander zu verbinden. Bei dem geringen Umfang der für jene Zeit anzunehmenden Kenntnisse von der Erdoberfläche erscheinen die zahllosen Versuche, die vier Flüsse zu identifizieren, recht müfsig. Vier Länder werden genannt, die von den Strömen umflossen werden, ebenso wie die Hadesströme die Unterwelt umgrenzen. Derartige schematische Vorstellungen waren den Babyloniern gerade geläufig. So werden die sieben Himmel durch je ein Gewässer getrennt, ebenso ruhen zwischen den sieben Höllen sieben parallele Meere.[1]) Ähnlich dachte man sich das wohl bei den vier[2]) Teilen der Erde. Die vier Phasen des Mondes, der Sonne und der Erde entsprechen sich gegenseitig derart, dafs sie verwechselt wurden und die entsprechenden Einzelmythen zum Teil ineinander übergingen.[3])

Der Mittelpunkt der Erde war bei den Griechen Delphi, ein ähnliches Centrum mag die Kartographie des Zweistromlandes angenommen haben.[4]) Die Griechen glaubten später, zur Zeit der wissenschaftlichen Erforschung der Erdoberfläche, an vier Erdinseln und vier grofse Meerbusen. Ob hier östliche Einflüsse vorliegen, ist nicht nachweisbar, aber auch nicht undenkbar, wenn man erwägt, wie viel höher Hipparch nach Ginzels Ergebnissen in der Schuld der Babylonier stand als man bisher glaubte. Der Unterschied zwischen Meeren und Flüssen war ja ursprünglich kaum vorhanden, der Ozean galt als Flufs wie der Euphrat. Hat man doch auch neuerdings den einen der Paradiesflüsse als einen Meerbusen deuten wollen: Paul Haupt erkannte im Pison den persischen Meerbusen.[5]) Eine babylonische Idee scheint auch zu Grunde zu liegen, wenn man sich ursprünglich die Erdteile hauptsächlich durch Flüsse voneinander getrennt dachte[6]) und sie deshalb Inseln nannte.[7]) Wenn Herodot I 202 vom Araxes berichtet: *νήσους ἐν αὐτῷ Λέσβῳ μεγέθεα παραπλησίας συχνάς φασι εἶναι,* so beruht das auf derselben Anschauung, und wenn die Erklärer mit Recht darin die Andeutung eines weitverzweigten Kanalnetzes erkennen, so weist das wieder auf das Euphratland hin.

Das leitet uns nun zu der von Friedrich Delitzsch angeregten Frage, ob in den Paradiesströmen ebenfalls ein sagenhafter Niederschlag der babylonischen berühmten Bewässerungsanlagen zu erblicken sei. Dillmann hat in seinem Genesiskommentar eine scharfe Polemik gegen Delitzsch gerichtet, und wenn dieser seine Ansicht mit topographischen Einzelbelegen zu stützen sucht, so scheint sein Standpunkt freilich anfechtbar. Anders verhält es sich, wenn man sich damit begnügt, überhaupt die Vorstellung des Kanalnetzes mit dem Paradies in Verbindung zu bringen, mit Verzicht auf detaillierte Identifikationen. Jesus Sirach (24, 34 ff.) vergleicht die aus dem Gesetz strömende Weisheit mit überquellenden Wasserbächen; sie fliefst 'wie das Wasser Pison, wenn es grofs

---

[1]) Winckler a. a. O. S. 108 f. [2]) Vgl. Jensen, Kosmol. d. Babyl. 169. [3]) Winckler II 279.

[4]) Zeitschr. f. Assyriologie IV 361 ff. Vgl. die vier Örter des Erdreichs Jesaia 11, 12, Ezech. 7, 2, ferner bei Sacharja I 18 ff. die vier Hörner, d. i. Völker, die vier Schmiede u. s. w. Gunkel, Schöpfung S. 122 erkennt darin babylonischen Einflufs.

[5]) Doch vgl. Zöckler, Beweis des Glaubens 1895 S. 323.

[6]) Berger I 65. 67. [7]) Strabo I 65.

ist, und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet im Lenze'. Fast wörtlich wird gleich darauf vom Euphrat, Jordan und Nil dasselbe gesagt. Dann heifst es (V. 40 ff.): 'Es fliefsen von mir viele Bächlein in die Gärten, wenn man das Wasser hineinleitet. Da wässere ich meinen Garten und tränke meine Wiese. Da werden meine Bächlein zu grofsen Strömen, und meine Ströme werden grofse Seen.' In dem schönen Kapitel des Jesus Sirach wird die Weisheit selbst redend eingeführt und vergleicht sich u. a. mit den überquellenden Strömen; drei der genannten Ströme, Euphrat, Tigris und Pison stimmen mit dem Genesisbericht überein; also darf man annehmen, dafs der Verfasser hier der Paradieserzählung gedachte. In dieser ist die Reihenfolge der Flüsse folgende: Pison, Gihon, Tigris, Euphrat. Bei Jesus Sirach folgen auf Pison, Tigris und Euphrat noch Jordan und Nil. Da nun der Gihon mit dem Nil gleichgesetzt wird, so hätten wir hier alle vier Paradiesströme und aufserdem noch den Jordan. Dann führt die Weisheit also (V. 40 ff.) noch einmal aus, wie viel Bäche, Flüsse und Meere von ihr ausgehen, d. h. wie ihre Macht in alle Teile der Welt reiche. Hier ist die deutliche, bewufste Anlehnung an das Kanalsystem unverkennbar. Es liegt nahe, zu glauben, dafs auch in der Genesisstelle etwas Entsprechendes vorgeschwebt habe, gleichsam mit der Tendenz, durch die Flufsläufe eine Emanation des göttlichen Geistes in alle Länder durchschimmern zu lassen.

Die Überschwemmungen und Wasserregulierungen in Mesopotamien brachten es mit sich, dafs auch die Priester als Astrologen rücksichtlich der Jahreszeiten u. s. w. ein lebhaftes Interesse an diesen Kanalbauten nehmen mufsten, wie C. F. Lehmann (s. o.) bemerkt hat. Eine sakrale Bedeutung liegt auch der Erzählung von der Spaltung des Gyndes zu Grunde.[1]) Ein der Sonne geweihtes Rofs war in dem Flusse Gyndes ertrunken, zur Strafe dafür teilte der König diesen in 360 Arme. Die Wichtigkeit der Zahl 360 im babylonischen Kultus ist bekannt. Dafs an Kanäle zu denken ist, haben die Erklärer längst gesehen, indessen liegt vermutlich noch ein anderer, mythischer Bestandteil zu grunde, der nicht minder deutlich hervortritt, wenn es bei Jesaias 11, 15 heifst, der Herr werde die Zunge des Meeres in Ägypten verbannen und den Strom zu sieben Bächen schlagen, dafs man mit Schuhen hindurchgehen mag (vgl. Herod. a. a. O. *ἐπηπείλησε οὕτω δή μιν ἀσθενέα ποιήσειν, ὥστε τοῦ λοιποῦ καὶ γυναῖκάς μιν εὐπετέως τὸ γόνυ οὐ βρεχούσας διαβήσεσθαι*; vgl. Josua 3, 13 ff. und Offenb. Joh. 16, 12: 'Und der sechste Engel gofs aus seine Schale [d. i. der Zorn Gottes] auf dem grofsen Wasserstrom Euphrat; und das Wasser vertrocknete, auf dafs bereitet wurde der Weg den Königen vom Aufgange der Sonne'). Es tritt hier immer der Gedanke zu Tage, dafs das frevlerische Gewässer wie ein aufrührerischer Titan von der Gottheit besiegt wird. Man denkt wieder an Marduks Kampf gegen Tiâmat.[2]) Wenn der Herr das Meer

[1]) Herodot I 189. — Duncker, G. d. Altert. IV[5] 361 hat das nicht erkannt.

[2]) Der unbotmäfsige Hellespont wird von Xerxes gefesselt und gegeifselt. Den Peitschenschwinger vergleicht Winckler II 289 mit Marduk. (?) Die Fesselung des Meeres auch im Gebet Manasses 3. Vgl. auch das ägyptische Märchen von König Snefru.

zurücktreten läfst und das Volk der Israeliten trocknen Fufses hindurchschreitet, so ist wohl an Kanalanlagen nicht zu denken, wohl aber an denselben Kampf des Marduk. Somit stände die Erzählung vom Durchzug durch das rote Meer mit der babylonischen Schöpfung in gewisser Verbindung.

Nicht ganz richtig scheint mir Gunkel den Psalmisten gedeutet zu haben, der Ps. 74, 15 sagt:

Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast vertrocknet uralte Ströme.

Dazu bemerkt Gunkel (S. 42), dessen Übersetzung ich anführe: '15 will anschaulich machen, wie frei Jahve mit dem «Meere» zu schalten vermocht hat; uralte Ströme legt er trocken, Quellen und Bäche hat er aufgebrochen, d. h. er machte Feuchtes trocken und Trocknes feucht.' Unter den genannten Strömen, meint er, seien nicht perennierende Ströme, sondern die Ströme des Urmeeres zu verstehen. Gewifs bestand für jene Orientalen zwischen Meer und Strom kaum ein Unterschied, so wenig wie zwischen Strom und Kanal.[1]) Indessen scheint obige Psalmenstelle denn doch mehr auf künstliche Wasserwerke, auf Stromspaltungen nach Art des Gyndes mit sakraler Ausschmückung hinzudeuten. Durch Spaltung eben wird der Strom trocken gelegt. Aufserdem wäre der Vers eine unnötige Rekapitulation von V. 13, wo es schon heifst:

Du hast gespalten manchmal das Meer,
Hast zerbrochen die Häupter der Drachen im Wasser.

Im Rigveda teilen sich die Ströme vor dem bittenden Sänger und lassen ihn durch das Flufsbett ziehen, ähnliche Flufsdurchgänge finden sich in den Veden verschiedene Male.[2]) Die Sänger verstanden es, der Sage eine ihren Stand verherrlichende Wendung zu geben. Der Amorrhus läfst Sand statt des Wassers fliefsen, damit Alexander ihn durchschreiten könne (Diod. II 17; Winckler II 107). Die Acheloosle genden müssen auch hier herangezogen werden. Diodor erzählt den Kampf des Flufsgottes mit dem Herakles und berichtet dann, Herakles habe aus Gefälligkeit gegen die Kalydonier den Acheloos abgeleitet und durch die Änderung des Flufslaufs neues fruchtbares Land gewonnen. Daran hätten dann die Sagenbildungen angeknüpft. Ähnliches findet sich auch bei Strabon[3]), auch bei ihm sehen wir mythische Umrankungen der landbefruchtenden Wasserkünste, wie man denn überhaupt reich bewässerte Parkanlagen in Anlehnung hieran *κέρας Ἀμαλθείας* nannte.[4]) Übrigens fehlt die Kunde der Parkbewässerung bei Homer durchaus nicht. Der vor dem schäumenden Skamander fliehende Achill wird mit einem *ἀνὴρ ὀχετηγός* verglichen, der (*Φ* 257 ff.)

[1]) Tiele, Babyl.-Assyr. Gesch. I 54 f.

[2]) S. Kägi, Der Rigveda[2] S. 63 und 109. Vgl. Ovid. Am. II 6.

[3]) X 458: *παραχώμασί τε καὶ διοχετείαις βιάσασθαι* (sc. *αὐτὸν*) *τὸν ποταμὸν πλημμελῶς ῥέοντα καὶ πολλὴν τῆς Παραχελωίτιδος ἀναψύξαι.* Vgl. O. Müller, Orchomenos[2] S. 380 über die Aloaden als Kanalgräber u. s. w.

[4]) Wentzel bei Pauly-Wissowa s. v. Amaltheia.

ἀπὸ κρήνης μελανύδρου
ἂμ φυτὰ καὶ κήπους ὕδατι ῥόον ἡγεμονεύῃ
χερσὶ μάκελλαν ἔχων ἀμάρης ἐξ ἔχματα βάλλων.
τοῦ μέν τε προρέοντες ὑπὸ ψηφῖδες ἅπασαι
ὀχλεῦνται· τὸ δέ τ' ὦκα κατειβόμενον κελαρύζει
χώρῳ ἔνι προαλεῖ· φθάνει δέ τε καὶ τὸν ἄγοντα.

Gleich darauf wird in Fortführung des Bildes geschildert, wie der nördliche Frühlingshauch den frischgewässerten Garten austrocknet (Φ 346 f.). Auch die beiden Quellen im Garten des Alkinoos gehören hierher. Nausikaa erzählt dem Odysseus (ζ 291 ff.) von dem Hain der Athene:

δήεις ἀγλαὸν ἄλσος Ἀθήνης ἄγχι κελεύθου
αἰγείρων· ἐν δὲ κρήνη νάει, ἀμφὶ δὲ λειμών·
ἔνθα δὲ πατρὸς ἐμοῦ τέμενος τεθαλυῖά τ' ἀλωή,
τόσσον ἀπὸ πτόλιος ὅσσον τε γέγωνε βοήσας.

Die Quelle ist offenbar als erste Ursache für die Parkanlage des Alkinoos gedacht. In dem Garten selbst erscheinen zwei Quellen (η 129 ff.), von denen die eine sich durch den ganzen Park verbreitet, die andere zum Palast fliefst und den Bürgern als Brunnen dient. Man braucht den Widerspruch nicht durch den Hinweis auf den vermutlich späteren Ursprung von η 112 ff. zu entschuldigen; es handelt sich, wie die Zweckmäfsigkeit der Wasserverteilung zeigt, um künstliche Anlagen. So war diese Vorstellung als poetisches Element über die mesopotamische Heimat hinausgedrungen, und es ist kaum zu bezweifeln, dafs auch für die Paradiesströme Ähnliches vorausgesetzt werden darf. Das *τετραμμέναι ἄλλυδις ἄλλη* neben dem *πλησίαι ἀλλήλων* auf Ogygia (ε 71 f.) mutet übrigens auch wie die Beschreibung einer von Menschenhand geschaffenen Anlage an. Schliefslich könnte man sogar in den komplizierten Wasserläufen des Hades[1]), wo der Kokytos sich von der Styx abzweigt und in den Acheron fliefst, ein Analogon dazu finden.[2]) Ptolemäus bezeichnet in seiner Geographie die Nebenflüsse gewöhnlich als Abzweigungen vom Hauptflufs und folgt damit vielleicht einer Landessitte[3]), die gerade auf der altüberlieferten Gewohnheit künstlicher Stromregulierung beruhen könnte.[4])

Von dem höchsten Berge der Welt, dem Hara-bere-zaiti, flossen nach eranischer Sage 10000 Kanäle, durch welche das in der Welt befindliche Wasser gereinigt[5]) auf den gegen Norden gelegenen Berg Zukairya fliefst.[6]) Zweifellos liegen auch hier verwandte Vorstellungen zu Grunde.

---

[1]) Heyne, Excurs. IX ad Verg. VI: *Notionem me non satis claram talis locorum situs habere lubens fateor.*

[2]) *K* 513 f.; Platon a. a. O. und Axiochos § 19; Lucian, π. πένθους § 3; Nitzsch, Anm. z. Odyssee III 156 ff.

[3]) Berger IV 150; Schweinfurth, Im Herzen Afrikas I 173 f.

[4]) Vgl. Herod. IV 56: *ἕβδομος δὲ Γέρρος ποταμὸς ἀπέσχισται μὲν ἀπὸ τοῦ Βορυσθένεος.* Der Hypanis fliefst *σχιζόμενος* teils in die Mäotis, teils in den Pontos. Vgl. Alex. Polyhist. F. H. G. I 232 Fr. 37.

[5]) Vgl. die Aristotelische Ansicht von der Durchseihung des Nils. Berger III 50.

[6]) Spiegel, Eran. Altertumsk. I 191

Zusammenfassend wird man sagen können, dafs zwischen der Beschreibung der Paradiesströme und den griechischen Hadesflüssen Analogien bestehen, und dafs die Ähnlichkeiten anderer Flufsmythen und volkstümlicher geographischer Vorstellungen ihre Wurzel in Babylonien zu haben scheinen, dafs endlich Delitzsch mit seiner Erklärung des Paradieses zum Teil Recht hat. Die Anlage reichbewässerter Parks war im Orient immer heimisch gewesen, sie dienten wie derjenige zu Daphne bei Antiochia teils heiligen Zwecken, teils dem Vergnügen. Bei den Griechen wurden sie zwar durch Xenophon u. a. bekannt, fanden aber erst in hellenistischer Zeit Nachahmung.[1] Homers Schilderungen[2] mögen, wie so viele babylonische Kulturelemente auf fremdem Boden, durch phönikische Vermittelung vorbereitet gewesen sein.[3] — Endlich lassen sich noch meiner Meinung nach mannigfache symbolische sakrale Handlungen auf den Kampf des babylonischen Gottes mit dem Meerdrachen Tiâmat zurückführen, wodurch Gunkels Ansicht über die Entstehung des biblischen Schöpfungsberichts neue Stützpunkte erhält.

Übrigens scheint die Gestalt des Poseidon einige Züge mit dem meerbeherrschenden Hauptgott der Babylonier gemeinsam zu haben. Wenn er mit seinem Wagen über die Flut dahinrollt und das empörte Element mit drohendem Dreizack nach Vergils schöner Schilderung zur Ruhe weist, wenn er als *ἀσφάλιος* die Seefahrer vor den Unbilden der Flut beschützt, wenn er als Gott des festen Grundes Städte baut und Mauern türmt und mit anderen Gottheiten ringend auf gewissen Teilen der Erde festen Fufs zu fassen sucht (Pausan. I 26, 5 u. a.)[4], so erinnert das an den Tiâmatbesieger und Schöpfer des Kontinents Marduk. Anderseits erinnern die Helden, die zur Befreiung Hesiones und Andromedas die Meerungeheuer (vgl. Leviathan) besiegen, ebenfalls an Marduk. Der Kultus des Poseidon in Rhodos war übrigens nicht ganz frei von phönikischen Elementen. Der karische, dem Poseidon verwandte Meergott Osogos wurde von den Griechen erst Zeus, dann *Ζηνοποσειδῶν* genannt (Preller-Robert a. a. O.), sodafs ihm eine Art von Oberherrschaft über die übrigen Götter eigen gewesen sein mufs. Wenn es bei Habakuk 3 (nach Gunkels metrischer Übersetzung, Schöpfung und Chaos S. 105) heifst:

Ist gegen die Ströme dein Zorn entbrannt,
  Oder gegen das Meer, Jahve, dein Grimm,
Dafs du aufs Meer deine Rosse treten läfst,
  Deinen Wagen auf Wasserschwall (vgl. Ezech. 28, 2),

so ist die Änlichkeit mit Poseidon, wie ihn Vergil und Ovid (Met. I 330) u. a. schildern, unverkennbar. Auch Leukothea, die Meerbeherrscherin (Roscher, Myth. Lex. II 2, 2012), deren Schleier die Wogen stillt und bändigt, mag im Grunde mit diesen Gestalten familienverwandt sein. — Hephästos schlägt auf Heras Wunsch mit gewaltigem Feuerbrand den tosenden Skamander nieder, um den überschäumenden einzudämmen (*Φ* 345 ff.):

[1] Smith, Religion der Semiten S. 133. [2] Vgl. auch *Θ* 306 *Σ* 561 *Χ* 147.
[3] Jensen, Keilinschriftl. Bibl. VI 2; Bérard, Revue archéologique 1902 S. 401 ff.
[4] Vgl. Preller-Robert, Griech. Mythol. I[4] 580 ff.; Jensen a. a. O. 243.

πᾶν δ' ἐξηράνθη πεδίον, σχέτο δ' ἀγλαὸν ὕδωρ.
ὡς δ' ὅτ' ὀπωρινὸς Βορέης νεοαρδέ' ἀλωὴν
αἶψ' ἀγξηράνῃ· χαίρει δέ μιν ὅς τις ἐθείρῃ·
ὡς ἐξηράνθη πεδίον.

Biblische Belege für Austrocknung des Meeres u. s. w. s. bei Gunkel, Schöpfung S. 98. Die Homerstelle mit dem Gleichnis vom Garten (s. o.) atmet orientalische Luft. Die ganze μάχη παραποτάμιος macht den Eindruck, als ob der Dichter hier in erhabenster Stimmung gewesen sei. Gewaltige Töne scheinen in seiner Seele an- und nachzuklingen. Er schildert im weiteren, wie die Ufer des zischenden Stromes in Rauch und Flammen aufgehen, 353:

τείροντ' ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες οἵ κατὰ δίνας,
οἵ κατὰ καλὰ ῥέεθρα κυβίστων ἔνθα καὶ ἔνθα
πνοιῇ τειρόμενοι πολυμήτιος Ἡφαίστοιο.

Die Phantasie des Dichters erglüht mit dem kochenden Strome. Er steht unter dem Bann orientalischer Phantastik. Man kann in den homerischen Gedichten, besonders in der Odyssee, vielleicht scheiden zwischen den Teilen, in denen seine Phantasie von farbigen, exotischen Eindrücken erfüllt ist, wie z. B. die Abenteuer des Odysseus, die Götterszenen in der Ilias u. a., und anderen Teilen, wo er, um einen modernen Kunstausdruck zu brauchen, Heimatspoesie giebt. In der zweiten Hälfte der Odyssee weht gleichsam ein Hauch der Heimat. Der Dichter, gestärkt vom Erdgeruch des trauten Mutterbodens seines ihm so werten, doch an sich (besonders im Vergleich zum strahlenden Morgenlande) noch ärmlichen Griechenlands, schildert, was er mit Augen um sich sieht. Die metallbeschlagenen Wände im Palast des Alkinoos waren im Orient heimisch, in Hellas noch seltenere Nachahmung; der originale Schöpfergeist hellenischer Kunst war erst im Keimen begriffen. Sonst sah es in Griechenland wohl arm und dürftig aus, die mykenischen Paläste waren spärlich gesät, die Bauerngehöfte herrschten vor. Daher der trauliche, ins einzelne sich verlierende Realismus in der zweiten Hälfte der Odyssee. Der Dichter legt den heroischen Kothurn ab, er geht auf ebener, griechischer, nicht mehr halborientalischer Erde, er schildert als Naturalist, was er sieht, was er lernt und liebt; er wird zum erstenmal Schilderer der Wirklichkeit und somit vielleicht zum erstenmal wahrer Künstler und Dichter.[1]) Wer, wie Jensen, jetzt im Homer orientalischen Spuren nachgeht, dürfte in diesen Odysseepartien wahrscheinlich die geringste Ausbeute finden, und wer den lohnenden Versuch wagen sollte, aus den homerischen Gedichten eine Litteraturgeschichte des homerischen Zeitalters zu abstrahieren, würde auch hier den normalen Verlauf von der Anlehnung an die Antike, d. h. hier also den Orient, zur nationalen, freischaffenden Eigenkunst nachweisen müssen. Leider kann in diesem Rahmen solchen Ideen nicht weiter nachgeforscht werden. — Dafs aber obige Iliasstelle östliche Einwirkungen zeigt, scheint mir aus Stellen hervorzugehen wie Jesaia 50, 2 (Gunkel S. 98):

---

[1]) So folgte auf das mhd. höfische Epos — Meier Helmbrecht.

Durch mein Schelten vertrockne ich das Meer,
Mache Ströme zur Wüste,
Dafs ihre Fische verdorren ohne Wasser
Und ihr Getier auf durstigem Lande (vgl. Φ 353 ff.),

oder Ezechiel 29, 4 f.: 'Ich will dich aus deinem Strom herausziehen samt allen Fischen in deinen Wassern — Ich will dich mit den Fischen aus deinen Wassern in der Wüste wegwerfen.' Ein babylonisches Mittelglied scheint noch nicht gefunden zu sein. Sowohl an die alttestamentliche wie an die griechische Theophanie des Meerbeherrschers erinnert Marduks Aufbruch zum Kampf gegen die Tiâmat. Die biblischen Anklänge hat Gunkel schon hervorgehoben, mir scheint aber auch Poseidon eine starke Ähnlichkeit mit dem babylonischen Gotte aufzuweisen, wenn dieser, mit dem doppelten Dreizack[1]) bewaffnet, den von einem Viergespann gezogenen Wagen besteigt und der Tiâmat entgegenfährt (Zimmern a. a. O. 411, 37 ff.). — Man könnte auch Apk. Joh. 8, 8 heranziehen, wo erzählt wird, wie 'ein grofser Berg mit Feuer brennend ins Meer fuhr' und den dritten Teil der im Meer lebenden Wesen tötete. Übrigens bewirkt auch der Leviathan, dafs das Meer siedet 'wie ein Topf' (Hiob 41, 23). Alle diese Züge tragen ein verwandtschaftliches Gepräge an der Stirn.

Gunkel zieht auch die Offenbarung Johannis heran. Der gefesselte Drache wird einst aus der Abyssus, an die er gebannt ist, zurückkehren und der Welt aufs neue Verderben bringen. Das wäre also der κατακλυσμός der Stoa.[2]) Diesen ältesten Neptunisten standen wohl schon in frühester Zeit Vulkanisten gegenüber, die von feurigen Erdausbrüchen das Ende der Dinge erwarteten. Ein Niederschlag dieser Ansicht ist die Gigantomachie[3]) und, philosophisch geläutert, Heraklits' ἐκπύρωσις. Einen Kompromifs zwischen beiden Richtungen stellt die Meinung vom Sommer und Winter des grofsen siderischen Jahres dar, die nun abwechselnd Flut und Weltbrand mit sich bringen. Seneca[4]) beruft sich für diese Lehre auf Berossus (vgl. F. H. G. II 510 Fr. 21), sie darf wohl für babylonisch gehalten werden. Nun hat Gunkel die Johannesapokalypse teilweise mit solchen Vorstellungen in Verbindung gebracht. Ob auch die vier an den Euphrat gefesselten Engel[5]) hierher gehören, darüber wage ich nicht zu urteilen. Man identifiziert sie oft mit den vier Winden[6]), die 7,1 erwähnt werden. Aber oft ist auch schon hervorgehoben worden, wie verschieden beide Stellen voneinander sind; 7, 1 stehen die Engel an den vier Weltenden und halten die Winde zurück, 9, 14 dagegen sind sie vereinigt und selbst gefesselt. Aufserdem hebt Iselin[7]) hervor, dafs die 7,1 erwähnten Winde ja schon 8,5—11 entfesselt sind. Die Stelle hat die verschiedensten Deutungen erfahren.[8]) Die gefesselten Engel vergleicht Iselin (a. a. O.) mit den in der

---

[1]) S. Zimmern bei Gunkel, Schöpfung S. 411 Anm. 2.
[2]) Sen. Quaest. nat. III 27 ff.; Zeller III 1, 156. [3]) Gruppe S. 433.
[4]) Quaest. nat. III 27 ff. Censorin. D. nat. 18, 11. [5]) Offenbarung Johannis 9, 14.
[6]) Bousset, Die Offenbarung Johannis, Göttingen 1896, S. 353 ff.
[7]) Theolog. Zeitschrift aus der Schweiz IV (1887) S. 64.
[8]) Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter[3] 1902 S. 489. 494 ff. u. a.

Esraapokalypse[1]) erwähnten vier Königen, die ebenfalls an den Euphrat gefesselt sind. Im Henochbuch finden sich Sterne, die wegen Nichtbeachtung der ihnen bestimmten Umlaufszeiten gefesselt wurden. Andere Engel werden wegen Übertretung göttlicher Gesetze an öde Orte gefesselt und gemahnen in der weiteren Entwickelung der sie betreffenden Sagen an die Giganten und Prometheus.[2]) Eine erschöpfende Deutung dieser schillernden, ineinander übergehenden Sagenelemente scheint unmöglich, mag man die zeitgeschichtliche Deutung mit Gunkel nun verwerfen oder mit Dillmann, Weizsäcker u. a. beibehalten. Aus all diesen Einzelzügen tritt als das Gemeinsame der Kampf der göttlichen Macht gegen subalterne Kräfte, die Bändigung aufrührerischer Gewalten hervor. Der Gunkelsche Gedanke hat wohl auch für diesen Sagenkomplex Geltung. Ob etwa bei den vier gefesselten Engeln am Euphrat an die sich befreiende Tiâmat zu denken ist, die ihre Ströme aussendet, um die Welt zu überschwemmen, läfst sich nicht entscheiden.[3]) Die folgenden Wirkungen der Engel (Apk. 9, 15 ff.) sprechen freilich nicht gerade dafür, doch liegen an der Stelle offenbar mehrere Sagenschichten übereinander. Man könnte auch an Indra denken, der die Flüsse von den Felsen befreit.[4]) Auch die Sintflut entsteht zum Teil dadurch, dafs 'alle Brunnen der grofsen Tiefe' aufbrechen (Genes. 7, 11). Näher liegt es freilich, an Gestirne zu denken, wenn besonders hervorgehoben wird, dafs die Engel gelöst wurden, als sie 'bereit standen auf Stunde, Tag, Monat und Jahr' (Apk. Joh. 9, 14). Genaue Festsetzung der Zeiten findet sich ja offenbar als Niederschlag babylonischer Astronomie in der Henochapokalypse (Kap. 72 ff.). Da wird auch von den Herren der Sterne geredet und ihren vier Führern, welche darüber wachen, 'dafs sie zu ihren bestimmten Zeiten, in ihren Ordnungen, ihren Fristen und Monaten und Herrschaftszeiten und an ihren Stellen eintreten'.[5]) Auch die vier Engel am Euphrat und die vier Könige bei Esra führen Heerscharen an, der Parallelismus ist beachtenswert. Henoch Kap. 18, 14 ff. wird das Gefängnis der Sterne beschrieben, 'welche den Befehl Gottes übertreten haben vor ihrem Anfang, weil sie nicht in ihrer bestimmten Zeit gekommen sind'. Kap. 21, 3 ff. sind sieben Sterne an einen Ort gebunden, weil sie ebenfalls das Gebot Gottes übertreten haben. Gleich darauf folgt die Beschreibung des Gefängnisses, in dem die Engel gefangen gehalten werden. Also Engel und Sterne stehen sich hier recht nahe.[6]) So wird auch Apk. Joh. 9, 14 etwas Astronomisches als erste Grundbedeutung anzunehmen sein, an die sich dann spätere zeitgeschichtliche Deutungen anschliefsen konnten. Ob

---

[1]) Zeitschr. f. alttest. Wiss. 1886 S. 205 Kap. 6.

[2]) Henoch K. 8, 16 u. a.; Gunkel, Genesis 1901 zu 6, 1.

[3]) Die Erweckung des Leviathan und des Meeres aus dem tiefen Zauberschlaf und die den Vorgang begleitenden Naturerscheinungen (Hiob 3, 8 ff. 41, 1) empfehlen eine solche Annahme, vgl. Ezech. 47. Jensen, Keilinschr. Bibl. VI 308.

[4]) Oldenberg, Religion des Rigveda S. 51.

[5]) Kap. 81, 10 ff.

[6]) Vgl. Dillmann S. 256 zu Kap. 86, 1.

die Anschauung von den Übertretungen der Gestirne mit meteorischen Erscheinungen zusammenhängt, steht dahin, wahrscheinlich ist es allerdings.[1])

Übrigens scheinen die vier Engel, die Apk. Joh. 7, 1 an den vier Ecken der Erde stehen und die vier Winde halten, offenbar im Netz (Ähnliches in der Henochapokalypse 18), auf uralter Tradition zu beruhen. Denn auch im babylonischen Schöpfungsepos werden die vier Winde mit einem Netz, wenn auch auf etwas andere Weise, in Verbindung gebracht:

> Er machte ein Netz, das Ungetüm Tiâmat zu fangen,
> Die vier Winde stellte er hin, dafs sie ja nicht entkäme,
> Liefs Südwind, Nordwind, Ostwind, Westwind
> Treten an das Netz, das Geschenk seines Vaters Anu.

Nachher wird Tiâmat dann in diesem Netz gefangen (Zimmern bei Gunkel S. 411 f.). Die Stelle ist jedenfalls für Apk. Joh. 7, 1 ff. in Betracht zu ziehen. An die im Netz gefangene Tiâmat erinnern vielleicht die vielen Berichte über geknebelte und gefesselte Meergötter oder auch Landungeheuer bei den Griechen (Proteus, Nereus, Kerberos, erymanth. Eber, nem. Löwe u. a.; parodistisch Ares und Aphrodite in der Odyssee).

Agamemnon erliegt dem Ägisth, nachdem ein ihm über das Haupt geworfenes Gewand (ohne Ärmel und Kopfloch! Gruppe S. 701 Anm.) ihn wehrlos gemacht hat. Herakles geht in den Falten des Nessusgewandes zu Grunde. Vielleicht besteht zwischen all diesen und ähnlichen Sagenmotiven ein dunkler, längst in Vergessenheit geratener Zusammenhang. Der gefangene und gefesselte Leviathan (Hiob 40, 41) gehört natürlich in erster Linie in diesen Vorstellungskreis hinein. Ein Gegenstück dazu bilden Simson und Herkules, die die Fesseln der Philister und des Busiris zerreifsen und ihre Peiniger besiegen.

---

[1]) Vgl. auch Grünbaum, Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellschaft 1871 S. 231.

DIE TEXTÜBERLIEFERUNG IN DEMOSTHENES OLYNTHISCHEN REDEN

Von Friedrich Blass

Bereits im 3. Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 416 ff.) habe ich ausgeführt, dafs für die attische Kunstprosa, die rednerische insonderheit, als wichtiges Erkennungsmittel vorhandener Schäden, welches auch für die Heilung Weisungen geben kann, die prosaischen Rhythmen ganz wesentlich in Betracht kämen, sobald sie nur richtig und sicher erkannt seien. Seither habe ich diesem Gegenstande eine eigene, bei Teubner 1901 erschienene Schrift gewidmet. Mir selbst und anderen, die sich zu suchen entschliefsen — und es giebt bereits solche —, bestätigt sich die Sache immer mehr; es giebt freilich auch Leute, die sich sehr fest entschlossen haben, nicht daran zu glauben. In der Revue des études grecques 1901 behauptet in einer Anzeige meines Buches ein Ungenannter, dafs die Alten, einschliefslich des Aristoteles, den rednerischen Rhythmus wesentlich in das Gleichgewicht (*le balancement*) der Perioden und Glieder setzten. Da mag also bei Aristoteles und bei Cicero u. s. w. stehen was da will: um das Problem loszuwerden, welches durch sie gegeben wird, behauptet man etwas augenscheinlich Falsches. Mehr noch, dieser Rezensent vermifst sich auch, mit meinen Mitteln die Anabasis in Rhythmen bringen zu können. *Δαρείου* — aufserhalb des Rhythmus. *Καὶ Παρυσάτιδος γίγνονται* . . . = *πρεσβύτερος μὲν Ἀρταξέρξης*, _ ∪ ∪ _ ∪ _ _ _ _ _. Also *Πάρῠσᾰτιδος*? Der Rezensent hält sich bei so etwas nicht auf; indes nach Justi ist wirklich *paru* = *πολυ*, also ∪ ∪, und *σατι* ist *šiyâti* 'Wonne', also _ ∪, so dafs die Quantität richtig aus dem Rhythmus erschlossen ist. Zwischen *γίγνονται* und *πρεσβ.* steht *παῖδες δύο*, = *νεώτερος* nach *Ἀρταξ.* (a b a′ b′). Dann *δὲ Κῦρος. ἐπεὶ δ' ἠ-* = *-σθένει Δᾶρεῖος καὶ*, wenn man nämlich *-ρος* durch die Pause lang werden läfst und das *ει* in *Δαρεῖος* vor dem folgenden Vokal verkürzt. Und dann ist der Mann zu Ende: er kann nicht weiter. Das ist nun im übrigen blofse Karikatur meines Verfahrens, so dafs es sich nicht verlohnt sich dabei aufzuhalten; aber die eine Korrespondenz: *καὶ Παρ. γίγν.* = *πρεσβ. μὲν Ἀρταξ.* giebt mir zu denken, nicht als ob sie nicht Zufall sein könnte, aber weil sie es vielleicht doch nicht ist. Rein durch Zufälle wurde ich darauf geführt, dafs Demetrios der Rhetor (*περὶ ἑρμηνείας* § 3) das *δύο* ausläfst, und zwar so, dafs über seine Lesung der Stelle kein Zweifel sein kann — er teilt in Kola ein und rechnet das erste Kolon bis *παῖδες*, zweimal, nicht einmal, das andere von *πρεσβύτερος* an —; darnach aber wird *Δαρείου καὶ Πάρῠσᾰτιδος γίγνον-* = *-ται παῖδες πρεσβύτερος μὲν Ἀρταξέρ(ξης)*, _ _ _ _ ∪∪ _ ∪ _ _ _. Noch nicht genug: mein leider scheidender Kollege E. Meyer, dem ich dies mitteilte, bemerkte

seinerseits, daſs δύο auch sachlich falsch, mindestens arg miſsverständlich sei; siehe Plutarch, Artax. 1: Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος παῖδες ἐγένοντο τέσσαρες, πρεσβύτατος μὲν u. s. w. Xenophon muſste wissen, daſs Kyros noch jüngere Brüder hatte, von denen er ja nicht zu reden brauchte; aber er durfte nicht δύο setzen, welches sie für das gewöhnliche Verständnis von der Existenz ausschloſs. Streichen wir es aber, so haben wir zu Anfang der Anabasis thatsächlich Rhythmen. Das giebt weiter zu denken; denn wer sagt schlieſslich, daſs die Anabasis nicht in Rhythmen komponiert oder überhaupt keine Kunstprosa sei? Sollte der französische Rezensent, welcher doch suchte — mit der Absicht nicht zu finden, aber immerhin suchte — wirklich etwas gefunden haben? Unsere Deutschen geben sich überhaupt nicht die Mühe zu suchen. E. Norden hat nun schon die zweite Rezension oder Anzeige meines Buches geschrieben und sich dabei immer noch von den Thatsachen in vorsichtiger Entfernung gehalten. Da ich die Rhythmen der Attiker nicht an Perioden und Kola binde (während ich bei Cicero und dessen griechischen Zeitgenossen natürlich anders verfahre), so behauptete er zunächst (in den Göttinger Gel. Anzeigen), daſs dies gegen Aristoteles sei, welcher ausdrücklich sage (Rhet. III Kap. 9): ἀριθμὸν ἔχει ἡ ἐν περιόδοις λέξις.[1]) Da verwechselte Norden also wohl ἀριθμός und ῥυθμός. Und darauf aufmerksam gemacht, citiert er in der zweiten Anzeige (Monatschrift für höhere Schulen I 95) noch einen anderen Aristotelischen Satz (das. Kap. 8): ὁ τοῦ σχήματος τῆς λέξεως ἀριθμὸς ῥυθμός ἐστι; also die Perioden haben Zahl und der Rhythmus hat Zahl; demnach ist der Rhythmus an die Perioden gebunden. Wozu ein Kollege von mir bemerkte, daſs Schopenhauer diese Art zu schlieſsen so persifliert habe: ein Mensch hat zwei Beine; eine Gans hat zwei Beine; also ist der Mensch eine Gans. O. I(mmisch) aber, im Lit. Centralblatt 1902 Nr. 24 Sp. 804 ff., bleibt zwar den Thatsachen nicht so fern wie Norden; indes — vom eigenen Suchen gar nicht zu reden — studiert hat er die Thatsachen nicht. Das ist schon daran klar, daſs er es für eine gelegentliche, dem Zufall sein Spiel erleichternde Licenz hält, wenn ich auslautende lange Vokale oder Diphthonge vor Vokal verkürze. Nicht Licenz ist dies, sondern Regel, die nur in der Pause hie und da Ausnahmen erleidet; es muſste Regel sein, indem τοῦ ἀνδρός _ _ _, δοκεῖ εἶναι ◡ _ _ _ dem griechischen Ohre ebenso greulich gewesen wäre wie δὲ ἔδοξε ◡ ◡ _ ◡. Beweis die gesamte nachhomerische Poesie, die nirgends dergleichen hat, sondern die Kürzen elidiert und die Längen verkürzt, soweit sie überhaupt den Zusammenstoſs langen Auslauts mit vokalischem Anlaut zuläſst. Ich gebe zu, daſs wenn man bei einem Autor wie Platon, der voll Hiaten ist, die Freiheit hätte, auslautende Kürzen vor Vokal unelidiert zu lassen und auslautende Längen lang, man damit sehr viele, vom Autor nie beabsichtigte Rhythmen zu stande bringen könnte. Aber diese Freiheit existiert eben nicht, und überhaupt ist die Summe der Freiheiten nicht gröſser als bei den Dichtern auch, den

[1]) Vgl. dazu Problem. XIX 15: ἡ δ' ἀντίστροφος ἁπλοῦν· ἀριθμὸς γάρ ἐστι καὶ ἑνὶ μετρεῖται. Mit der antistrophischen Komposition aber wird die periodische in der Rhetorik verglichen.

nachhomerischen meine ich. Wenn man also mit diesen und keinen anderen Freiheiten diese Prosa rhythmisieren kann, dann ist sie auch als rhythmisch beabsichtigt; Zufall kann das nicht zuwege bringen.

Es kommt nun wirklich bei solcher rein negierenden Kritik, wie sie Norden und Immisch und jener Franzose üben, für die Sache nicht das Mindeste heraus, aufser etwa durch Zufall wie bei dem Franzosen. Ganz anders geartet ist die Kritik, wie sie mir meine Kollegen hier, insbesondere W. Dittenberger, und auch sonstige Freunde wie E. Bruhn in Frankfurt a. M. haben angedeihen lassen. Dafs etwas Richtiges gefunden sei, gab Dittenberger bereitwilligst zu; dafs alles gefunden sei, oder alles von mir vermeintlich Gefundene so richtig, das bezweifelte er, und in der That mit Recht. Als ich mein Buch schrieb, glaubte ich auf der letzten Höhe zu sein, weil ich durch die gewonnene Freiheit von der rhetorischen Gliederung ein so mächtiges Stück emporgekommen war; in der That aber ging es noch etwas aufwärts, oder, ohne Bild, die gesamte Theorie bedurfte, wie Dittenberger sagte, noch der Revision und Verbesserung. Nicht in Bezug auf die eben erwähnte Freiheit, ohne die überhaupt nichts zu machen ist, was der Rede wert wäre (wie auch Dittenberger sofort zugab); vollends nicht in Bezug auf das Wesen des Rhythmus, der nichts ist als 'Ordnung' (*τάξις*) und Korrespondenz. Immisch bringt es zwar immer noch fertig, zu behaupten, dafs die Goethesche Zeile 'Cupido, loser, eigensinniger Knabe' in sich einen Rhythmus habe, obgleich sie nicht aus gleichen Teilen besteht; wenn ich diesen Rhythmus nicht fühlte, so sei mir freilich nicht zu helfen. Nun, wenn ⏑, –⏑, –⏑, –⏑, –⏑⏑, –⏑ (wie Goethe zerlegt) an sich rhythmisch ist, dann reden und schreiben wir alle in Rhythmen (–, –⏑⏑, –⏑⏑, –⏑⏑, –⏑, Mafs meines letzten Satzgliedes). Und ich soll, nach dem nicht genau lesenden und die Texte nicht vergleichenden Kritiker, Goethes Urteil über Goethes Gedicht korrigieren? Goethe soll behaupten, dafs die einzelne Zeile desselben an und für sich Rhythmus habe? Dann mufs ich ausschreiben, was bei Eckermann steht (II 75): 'die Verse' (die untereinander gleich sind) 'beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt'. Und dann wird von Goethe im Fortgang des Gespräches das Wort 'Takt' als Synonymum von 'Rhythmus' gebraucht. Gewifs, wenn es einen Takt ohne Wiederholung giebt — empirisch meine ich, nicht theoretisch —, dann und nur dann giebt es auch einen Rhythmus ohne Wiederholung. Trotz Platon (Phaedr. 237 B, Rhythm. S. 22) giebt dieser Platoniker keine Definition des Rhythmus, aber er verweist auf Wundts Völkerpsychologie u. dgl.; das soll für die griechische Prosa, *si dis placet*, mehr austragen als die griechische Poesie, auf die ich mich stütze und auf die sich Isokrates und die andern beziehen! Doch genug hiervon. Die Formen des Entsprechens: aabb(A), abba(B), abab(C) u. s. w., sind von mir empirisch aufgenommen und verstehen sich ziemlich von selbst. Es mag ja Immisch zuzugeben sein, dafs bei abb′a′ der Rhythmus von a erst mit Ablauf von a′ empfunden werden kann (nicht erkannt werden, wie er sagt, worum es sich überhaupt nicht handelt); indes wer kann denn in Pindars

erster olympischer Ode von dem Rhythmus der Strophe viel merken, ehe die Antistrophe da ist, und von dem der Epode, ehe die zweite Epode? Die Licenz des Daktylus = Tribrachys ist gleichfalls empirisch konstatiert und scheint auch in der Melik vorzukommen: Euripides Phoen. 796 *ἀσπιδοφέρμονα θίασον ἔνοπλον* = 813 *Οἰδιπόδα κατὰ δώματα καὶ πόλιν.* Andere Licenzen (aufser bei der Anfangs- und bei der Schlufssilbe des Rhythmus) nehme ich nur sporadisch an, wahrscheinlich in meinem Buche zu oft; aber dies fällt nicht ins Gewicht. Das nun ist ziemlich die ganze Theorie; was also ist zu revidieren und zu bessern? Ja, an der Praxis etwas sehr Wichtiges, welches ich nicht lehre, aber übe, nämlich die Freiheit des Übergreifens der Rhythmen ineinander. Ich habe a a′ gefunden; für b nun benutze ich ein beliebiges Stück von a′, und dann für c desgleichen von b′, und so weiter. Bereits in meinem Aufsatze über den Phaidros (Hermes XXXVI 580 ff.) beschneide ich diese Freiheit etwas; sie ist aber für unverbundene Rhythmen überhaupt und radikal zu beseitigen, so dafs sich alles scharf sondert und abhebt, und diese Prosa nun auch in rhythmischen Kola geschrieben werden kann. Davon werde ich nachher, wenn ich zu meinem Ziele, den olynthischen Reden des Demosthenes, vorgedrungen sein werde, noch manche Belege geben; für jetzt den Schlufs des Platonischen Laches, über den ich noch jüngst (in dem Album gratulatorium für H. van Herwerden S. 24 f.) gehandelt habe, leider mit reichlicher Benutzung dessen, was ich jetzt, durch das Verdienst Dittenbergers und Bruhns, als unerlaubt erkenne. Die Analyse vollzieht sich in der That auch ohne diese Licenz.

P 201 B	(*εἰς διδασκά*)*λων ἀξιοῦμεν φοιτᾶν, τὸν Ὅ-*		– – ⏑ – – – – ⏑ ⏒
	μηρον δοκεῖ μοι χρῆναι προβάλ-		
	λεσθ' ὃς ἔφη οὐκ ἀγαθὴν εἶναι αἰδῶ		⏓ ⏒ ⏑ ⏑ – ⏕ – – ⏑ – –
	κεχρημένῳ ἀνδρὶ παρεῖναι. καὶ ἡμεῖς		
	οὖν ἐάσαντες χαίρειν εἴ τις τι ἐρεῖ,	5	– ⏑ – – – – – – – – ⏕ –
	κοινῇ ἡμῶν αὐτῶν καὶ τῶν μειρακίων		
B	*ἐπιμέλειαν ποιησόμεθ(α). — Ἐ-*		⏒ ⏑ ⏑ – – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏒
	μοὶ μὲν ἀρέσκει ὦ Σώκρατες ἃ λέγεις,		⏓ ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ –
	καὶ ἐθέλω ⟨*γ'*⟩, *ὅσῳπερ γεραίτατός* (*εἰ-*)		
	εἰμι, τοσούτῳ προθυμότατα	10	– ⏑ – ⏑ ⏑ ⏓
	μανθάνειν μετὰ τῶν		
	νεανίσκων. ἀλλά		⏑ – – – – ⏒
	μοι οὑτωσὶ ποιῆσ(*αι*)·		
B	*ἕωθεν ἀφικοῦ οἴκαδε, καὶ μὴ ἄλλως ποιήσῃς,*		⏑ – ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ –
	(*-σῃς,*) *ἵνα βουλευσώμε-*	15	⏓ ⏑ ⏑ – – – ⏒
	θα περὶ αὐτῶν τούτων		
	τὸ δὲ νῦν εἶναι τὴν		
	συνουσίαν διαλύσομεν. — Ἀλλὰ ποιήσω ὦ Λυ-		
	σίμαχε ταῦτα καὶ ἥ-		⏒ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
	ξω παρὰ σ(*ὲ*) *αὔριον, ἂν*	20	⏑ ⏒ ⏑ ⏑ –
	θεὸς ἐθέλῃ.[1])		

[1]) Über den Text folgendes. Z. 14 habe ich (weshalb ich in dem Album Herw. die Stelle behandle) *αὔριον* (20) vor *ἕωθεν* gestrichen: schon letzteres heifst 'morgen', so Theaet.

Hier ist nun doch, wie man vielleicht mit Verwunderung bemerken wird, ein zweimaliges Übergreifen: Z. 9 f. und 14 f.[1]) Aber in verbundenen Rhythmen der Form B: ich sprach vorhin von unverbundenen. In verbundenen nämlich schadet das Übergreifen wirklich nichts: *ἵνα καὶ τῶν λοιπῶν ἀκούσωμεν τί ἕκαστος ἐρεῖ, μᾶλλον δὲ τί ἑκάτερος· Ἀγάθων γὰρ καὶ Σωκράτης λοιποί* (Sympos. 193 DE), wo *ἵνα ... ἀκούσωμεν* = *Ἀγάθων ... λοιποί*; *-σωμεν ... ἐρεῖ* = *μᾶλλον δὲ τί ἑκάτερος*, also *-σωμεν* gemeinsam. Wenn aber Z. 11. 17. 21 von dem Rhythmus, der als Ganzes schon sein Entsprechen gefunden hatte, noch überdies ein Stück wiederholt wird, so rechne ich das überhaupt nicht als Übergreifen.

Ich habe also für mich diese strengere Analyse, mit Vermeidung des Übergreifens in unverbundenen Rhythmen, sowohl bei Platon wie bei Demosthenes in gehörig langen Stücken durchgeführt und fordere nun Immisch oder wer sonst will auf, nach der Methode des Franzosen mich zu widerlegen, indem er aus nicht rhythmisch schreibenden Autoren, sagen wir aus Scholiasten, entsprechende Dinge aufweist. Xenophon genügt natürlich nicht, auch nicht Thukydides, überhaupt niemand, der unter Thrasymachos' direktem oder indirektem Einflufs gestanden haben kann. Die Analyse ist übrigens jetzt erst recht schwer, namentlich weil fast jede Korruptel des Textes sich fühlbar macht. Ich vergleiche darum dies Analysieren mit dem Ziehen eines Schleppnetzes durch einen Flufs: nachdem jetzt die Maschen sehr eng gemacht sind, kann fast nichts mehr durch, was nicht echt ist. Was kommt nun für Demosthenes in der Textkritik heraus? Je nach der Rede viel oder wenig; in den olynthischen Reden, die ich mir hier speziell vornehme, nicht so sehr viel. Ich will nicht etwa den ganzen Fang hier vorlegen, der gröfstenteils gar nicht zum Paradieren ist, sondern einiges Gröfsere und Interessantere auslesen, und zwar nach zwei Gesichtspunkten, die sich wenigstens theoretisch schön trennen, wenn auch dann bei der Behandlung einzelner Stellen eine scharfe Sonderung nicht mehr möglich ist.

Bekanntlich ist es bei Demosthenes und ebenso bei Platon und Isokrates stets eine Hauptfrage der Textkritik, inwieweit wir der besten Handschrift, also bei Demosthenes dem Parisinus S, ausschliefslich zu folgen haben, und inwieweit die andern guten Handschriften neben und gegen S zu berücksichtigen

---

Ende, und wenn Lysimachos etwa bäte: 'komm morgen früh', so müfste Sokrates in seiner Zusage dies bestätigen. (*Αὔριον ἕωθεν* so Xenoph. Cyrop. IV 2, 6, wo es richtig zu sein scheint.) Z. 18 bevorzuge ich das Futurum *διαλύσομεν* (so die besten Hdschr.) vor dem Conj. Aor.; für den Sinn ist das gleich. Darnach aber auch *ποιησόμεθα* und nicht *-σώμεθα* 7 (*-ώ-* Hdschr. Bekkers, *-ό-* ς). Den Einschub von *γ'* 9 habe ich schon in dem Album H. vorgeschlagen, um nicht *-λω* durch die Pause dehnen zu müssen (was bei Platon nicht so oft wie bei Demosthenes vorkommt); *γ'* ist äufserst passend ('und ich will auch'). 13 würde, da die Überlieferung *ποίησον* ist, auch mit *οὕτως* statt *οὑτωσὶ* dasselbe erreicht; aber Infin. für Imper. ist echt Platonisch, und diese Korruptel konnte leicht eintreten. Endlich schreibe ich 21 *ἂν* für *ἐὰν*.

[1]) Das zweite Übergreifen (15 f.) verschwindet übrigens mit einer minimalen Änderung des Textes: *ἵνα βουλευσώμεθ'* = *ὑπὲρ αὐτῶν τούτων* = *τὸ δὲ νῦν εἶναι τὴν*.

sind. Es hat Herausgeber gegeben, die ganz einseitig verfuhren, und wieder andere, die in einer rechten Mitte das Richtige sahen. Neben dieser Frage ist aber noch eine zweite, in der That noch bedeutsamere: inwieweit ist die Gesamtüberlieferung des Autors verläfslich, und inwieweit ist eine allen Handschriften gemeinsame Verderbnis anzuerkennen? Denn das ist klar und für Demosthenes insonderheit durch E. Drerup (Antike Demosthenesausgaben, Leipzig 1899) ans Licht gestellt[1]): es giebt eine Einheit unserer Überlieferung, und die verschiedenen Handschriften gehen auf ein gemeinsames, von dem Urexemplare des Verfassers noch sehr weit entferntes Original zurück. Nun denken auch hierin die Herausgeber und Kritiker nicht gleich: einige sind vertrauend gegen unsere Überlieferung, andere im Gegenteil, und man mufs sagen, die sich fabelhaft mehrenden Funde von ägyptischen Resten von Handschriften, zum Teil enorm hohen Alters, sind sehr geeignet das Vertrauen wankend zu machen. Bei Demosthenes nun bin ich ja selber einer der Herausgeber, und meine Stellung in beiden Fragen liegt vor: ich bin nicht einseitig für S und nicht vertrauend gegenüber der Gesamtüberlieferung. Als ich 1888 den ersten Band des Teubnerschen Demosthenes neu herausgab, bemühte ich mich namentlich, die aufser den Handschriften noch vorhandene zerstreute Überlieferung in Citaten und Nachahmungen, bei Rhetoren und bei atticistischen Schriftstellern, stärker als bis dahin geschehen war heranzuziehen; auch daraus ergab sich oftmals zur Evidenz, dafs was wir an Lesarten in S und F und A u. s. w. haben, nicht entfernt alles ist, was einmal da war. Aber wonach sollte nun in den zahllosen Einzelfällen entschieden werden, wenn nicht, oder doch durchaus nicht allein, nach der Autorität von S, oder der sämtlichen Handschriften, oder des citierenden alten Rhetors? Denn bei diesen Citaten ist doch auch erst wieder Überlieferung zwischen dem Rhetor und uns, und zwar zuweilen, aber nicht für gewöhnlich, gewifs, dafs der Rhetor in seiner Handschrift so gelesen hat; Autorität aber hat das Citat eigentlich nur in diesem Falle. Um also entscheiden zu können, galt es möglichst viele, von der Überlieferung unabhängige Kriterien zu gewinnen. Nicht ganz wenig hilft das Hiatgesetz, noch etwas mehr das der vermiedenen drei Kürzen; indessen auch die Rhythmen zog ich schon damals heran, und das war im grofsen und ganzen n i c h t richtig, weil deren Gesetze erst zu finden und nicht bereits gefunden waren. Ich war auch nicht entfernt strenge genug in meinen Anforderungen und mufs jetzt bitten, namentlich überall da, wo in meinem kritischen Kommentar Rhythmen mit dem Ähnlichkeitszeichen (∼) angeführt sind, unbarmherzig zu streichen. Alles indes ist nicht falsch, was ich damals und später auf Grund der Rhythmen behauptete; das Prinzip war richtig, und die Anwendung nur meistenteils irregehend. Ich habe übrigens in sehr vielen Fällen meine Entscheidungen nachträglich geändert, in den Vorreden der späteren Bände und in den kommentierten Ausgaben der Philippischen Reden (Rehdantz-Blafs) und der Kranzrede, gewöhnlich in der Richtung, dafs ich zu dem alten Texte zurückkehrte, wo ich

[1]) Vgl. auch meine Praefatio vol. II S. VI f., mit Belegen aus XXII und LIV für gemeinsame Lücken aller Handschriften.

etwa ein Wort auf Grund seiner Auslassung in einem Citate eingeklammert oder gestrichen hatte. Es sind aber wirklich sehr viele Interpolationen bei Demosthenes, und die Leistungen Dobrees und Cobets und anderer, die nach inneren Gründen dieselben aufspürten und ausmerzten, sind höchst achtbar und ansehnlich, wie wir des weiteren sehen werden, wie gesagt an den drei ersten Reden, auf die ich mich hier beschränken will.

Stellen wir also zunächst einmal die erste der beiden erörterten Fragen in den Vordergrund: inwieweit ist S gegenüber den anderen Handschriften zu folgen? In der I. Olynthiaca ist der bedeutendste Fall von Differenz § 11: *συνανήλωσε καὶ τὸ μεμνῆσθαι τῇ τύχῃ τὴν χάριν* die meisten, SF(B) ohne *τῇ τύχῃ*, und gleich darauf dieselben *κρίνεται* für *ὡς τὰ πολλὰ κρίνεται*. Es genügen hier einfache Erwägungen, um zumal betreffs *τῇ τύχῃ* mit aller Sicherheit für SF zu entscheiden; ich bin indes in meiner Ausgabe noch weiter gegangen und habe auch *καὶ τὸ μεμνῆσθαι* eingeklammert, welches bei einem citierenden Rhetor fehlt, aufserdem auch *παρὰ τῶν θεῶν* nach *συνέβη τι*, der Kürzenhäufung wegen, und zu Anfang des § 11 *ὅπερ* nach *παρόμοιόν ἐστι*, wieder nach dem Citate eines Rhetors und wegen der grammatischen Schwierigkeit. Ich setze nun den Paragraph rhythmisch geschrieben her, damit sich zeige, was nach diesem Kriterium herauskommt.

— — (*εὐνοί*)*ας εὐεργέτημ' ἂν ἔγωγε θεί-*
ην. ἀλλ' οἴομαι παρόμοιόν ἐσθ'
ὅπερ καὶ περὶ τῆς χρημάτων κτή-
σεως· ἂν μὲν ὅσ' ἄν τις λάβῃ καὶ
σώσῃ, μεγάλην ἔχει τῇ τύ- 5
χῃ τὴν χάριν, ἂν δ' ἀναλώσας
λάθῃ, συνανήλωσε τὴν(*χά-*)
(*χά*)*ριν. καὶ περὶ τῶν πραγμάτων οὕ-*
τως· οἱ μὴ χρησάμενοι τοῖς
καιροῖς, οὐδ' εἰ συνέβη πα- 10
ρὰ τῶν θεῶν χρη-
στὸν μνημονεύου-
σι· πρὸς γὰρ τὸ τελευταῖον ἐκβὰν
ἕκαστον τῶν προϋπαρξάντων κρίνεται. διὸ καὶ σφόδρα δεῖ
τῶν λοιπῶν ὦνδρες Ἀθηναῖοι φροντίσαι|, *ἵνα ταῦτ' ἐπανορ-* 15
(*θωσάμενοι* u. s. w.).

Zu den Rhythmen: 1 = 2 (A), 3 = 4 (A); 4 = 8, 5 = 6 (B); 8 = 13, 9 = 10, 11 = 12 (B); also der Rhythmus ⏑‒‒⏑⏑‒‒⏑‒‒ kommt viermal vor (3. 4. 8. 13). Das einzige Übergreifen ist bei 7. 8 bezüglich der Silbe *χά-*, in eigentümlicher Weise: *λάθῃ . . χά-* = *-ριν . . οὕ-*; aber *χά-* mit 8 verbunden liefert das Entsprechen zu dem andern einschliefsenden Gliede der Figur B (4). Textkritik: mit *ὅπερ* 3 mufs man sich abfinden; auch *παρὰ τῶν θεῶν* 10 f. ist richtig, und die Kürzenhäufung verschwindet, indem vielmehr *τι* verschwindet. Aber *καὶ τὸ μεμνῆσθαι τῇ τύχῃ* 7 ist zu streichen; desgleichen *ὡς τὰ πολλὰ* 14; ferner auch 14 *ὑμᾶς* vor *ὦ ἄνδρες*; dann das (sehr oft interpolierte) *γὰρ* nach *μὲν* 4, der unnütze Artikel *τῶν* vor *χρημάτων* 3, und endlich, was nicht ganz

unwichtig, ὀρθῶς nach καιροῖς 10. Diese letzte Interpolation ist wirklich eine von den schädlichen, denn sie hat es verschuldet, dafs weder bei Westermann-Müller, noch bei Rehdantz-Blafs, noch bei Weil auf den Gegensatz zwischen μὴ χρησάμενοι und χρηστόν aufmerksam gemacht wird, welcher in der That durch dies das Gewicht auf sich abziehende ὀρθῶς nahezu verschwindet. Es handelt sich gar nicht um richtigen oder nicht richtigen Gebrauch der Gelegenheiten, sondern um Gebrauch oder Nichtgebrauch. Vgl. (nach meinem Index interpolationum, der sehr verbesserungsbedürftig, aber auch so recht nützlich ist) XVIII 317 ἄν τις [ὀρθῶς] (om. S) σκοπῇ; XIX 5 βουλεύσασθαι περὶ τῶν πραγμάτων [ὀρθῶς] (om. S). Besonders aber ist III 2 zu vergleichen, wo sich diese Interpolation gerade wie I 11 bisher glücklich versteckt gehalten hat:

(σκο)πεῖν· πρὶν δὲ τὴν ἀρχὴν ὑποθέσθαι,
μάταιον ἡγοῦμαι περὶ τῆς τε-
λευτῆς ὀντινοῦν
ποιεῖσθαι λόγον.

So und nicht ὀρθῶς ὑποθέσθαι; denn um Grundlage oder keine Grundlage handelt es sich, nicht um richtige oder verkehrte Grundlage, und das ὀρθῶς thut nichts als abschwächen.

In I 11 also hatte S mit seinen Auslassungen recht, stand aber weder allein damit, noch liefs er genug aus. Ist nun aber immer den Auslassungen stattzugeben? Jeder Abschreiber läfst doch auch aus Unachtsamkeit einmal etwas aus, namentlich wenn es für den Sinn nicht notwendig ist oder scheint. Hat S in II 21 recht mit der Auslassung von τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν, in einem sehr bekannten Gleichnisse? Hier steht S (oder vielmehr S pr.) ganz allein; gleichwohl sind Voemel, Dindorf, Weil, ich selbst, auch E. Sandys in der vortrefflich gemachten kleinen englischen Ausgabe der Philippischen Reden[1]) der besten Handschrift gefolgt. Wir hätten indes vorsichtiger sein sollen. Τέως μὲν ἂν ἐρρωμένος ᾖ τις, οὐδὲν ἐπαισθάνεται — wovon? Τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν nach den anderen Zeugen, aber das lassen wir weg. Ἐπὰν δ' ἀρρώστημά τι συμβῇ, πάντα κινεῖται — was? Dies nun mag aus dem Folgenden klar werden: κἂν ῥῆγμα, κἂν στρέμμα κτέ., aber es würde alsbald klar sein, wenn sich πάντα auf etwas im Vorigen zurückbezöge. Dafs aber (οὐδὲν ἐπαισθ.) τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν in der Nachahmung der unechten Rede XI steht (§ 14), ist doch kein Argument: wenn unecht, so sind die Worte aus XI in II gekommen; wenn aber echt, aus II in XI. Analysieren wir also die Stelle, in der ich aufserdem τοῖς πολλοῖς nach τὰ κακὰ wegen einer Kürzenhäufung eingeklammert habe; auch dies steht in XI.

(Δοκεῖ δ' ἔμοιγε) ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι δείξειν οὐκ εἰς μακράν, ἂν οἱ θεοὶ
θέλωσι καὶ ὑμεῖς βούλησθε. | ὥσπερ γὰρ ἐν τοῖς σώμασιν,
τέως μὲν ἂν ἐρρωμένος ᾖ τις, οὐδὲν
ἐπαισθάνεται τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν,
ἐπὰν δ' ἀρρώστημά τι συμβῇ, πάντα κινεῖ- 5

[1]) London 1897 I—IV; das. 1900 V. VI. VIII. IX.

ται, καὶ ἂν ῥῆγμα, κἂν
στρέμμα, κἂν ἄλλο τι
τῶν ὑπαρχόν-
των σαθρῶν(ῆ,)
ῆ, οὕτω καὶ τῶν πόλεων καὶ τῶν τυράννων, 10
ἕως μὲν ἂν ἔξω πολεμῶσ', ἀφανῆ τὰ
κάκ' ἐστίν, ἐπειδὰν δ' ὅμορος πόλεμος συμ-
πλακῇ, πάντ' ἐποίη-
σεν ἔκδηλα. | *Εἰ δὲ κτέ.*

1 = 2; 3 = 4; 3 + 4 ähnlich mit 11 + 12, bei Ähnlichkeit auch des Sinnes: ⏑ – ⏑⏑ – – ⏑⏑ – ⏑(⏑) – ⏑; in 5—10 Figur B: 5 = 10, 6 = 7, 8 = 9; dann 11 = 12; 13 = 14. *Τῶν καθ' ἕκαστα σαθρῶν* mufs bleiben; das Unsichere der positio debilis in *σᾰθρῶν* ist vielleicht gerade beabsichtigt und mimetisch. *Τοῖς πολλοῖς* in 10 ist richtig getilgt; das also wird aus der Nachahmung in XI hereingekommen sein. In Z. 1 habe ich *τε* nach *οἱ* nicht unterbringen können; diese Auslassung merkt niemand ohne Vergleichung des Textes. *Σαθρῶν* Z. 9 habe ich auch bisher vor der anderen Lesart *σαθρὸν* bevorzugt; sie sind beide in S schon von erster Hand. Es ist so zu *ῆ τὸ κινούμενον* zu ergänzen. Will man aber *σαθρῶν* nicht — in XI steht in der That *κἂν ἄλλο τι τῶν ὑπαρχόντων ῆ μὴ τελέως ὑγιαῖνον* —, dann mufs man nach den Rhythmen dies Stück *τῶν ὑπ. σ. ῆ* ganz entfernen, als nach XI zugefügt, und zu *κἂν* hat man (nicht ganz ohne Härte) *κινῆται* zu ergänzen. Die Rhythmen lassen hier, gleichwie oft (besonders bei B, wo Übergreifen sein kann), manche Möglichkeiten zu: man könnte auch *κινεῖ* schreiben, nämlich *τὸ ἀρρώστημα* als Subjekt, wie nachher *ἐποίησεν (ὁ πόλεμος)* steht, während in XI wir beidemale die intransitive Konstruktion haben: *κινῆται* und *γίγνεται φανερά*. Dann, nach *κινεῖ, κἂν ῥῆγμα = κἂν στρέμμα = κἂν ἄλλο*, und weiter *τι, οὕτω κτέ.* ohne Übergreifen; oder auch: *τι τῶν ὑπαρ- = -χόντων σαθρῶν (σαθρὸν)*, und *ῆ, οὕτω κτέ.* gleichfalls mit reinlicher Sonderung, aber mit arger Zerstückelung, die mir nicht wahrscheinlich vorkommt. Ich bemerke noch, dafs Dionysios von Halikarnafs (Arch. R. XI 20) *καὶ εἴ τι ἄλλο σαθρὸν ἦν τῆς πολιτείας* sagt, also die Worte wohl jedenfalls so gelesen hat, mit *σαθρόν*; doch giebt es in solchen Kleinigkeiten keine Autorität.

Was nun den zweiten der Gesichtspunkte betrifft, die Berechtigung der Konjektur gegenüber der gesamten Überlieferung, so ist eine mit Konjekturen stark bedachte Stelle I 19 f.: *στρατιωτικά* 19 tilgen Madvig, Cobet, Weil u. a., ich in der Textausgabe *ἀνθρώπων* vorher (nicht ohne Anhalt in Citaten); dann *ἄν τις εἴποι* Cobet; dann *καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά* 20 Dobree, Cobet u. a., während Bekker (Weil) nur *ταῦτα* entfernt, und ich früher, 1885, (mit Aug. 2) umstellte: *εἶναι ταῦτα*, nachher indes (in der kommentierten Ausgabe) zu der Überlieferung zurückgekehrt bin. Anstofs giebt auch die Kürzenhäufung 19 Afg.: *περὶ δὲ χρημάτων πόρου*. Ich finde nun folgende Rhythmen:

(§ 18) (*τῷ χρόνῳ τῶν πολιορκουμένων. δεῖ δὴ πολλὴν*
καὶ διχῇ τὴν βοή-)
θειαν εἶναι. περὶ μὲν τῆς βοηθείας ταῦτα

γιγνώσκω· χρημάτων δὲ πόρου,
ἔστιν ὦ (◡) ἄνδρες Ἀθηναῖοι χρήμαθ' ὑμῖν, 5
ἔστιν ὅσ' οὐδέσι τῶν ἄλλων· ταῦτα δ' ὑ(μεῖς)
-μεῖς ὡς βούλεσθε λαμβάνετε.
εἰ μὲν οὖν ταῦ(τα τοῖς στρατευομένοις ἀ-
ποδώσετ', οὐδενὸς ὑμῖν
δεῖ πόρου· | εἰ δὲ μή, 10
προσδεῖ, μᾶλλον δ' ἅπαν-
τος ἐνδεῖ τοῦ πόρου.
τί οὖν; ἄν τις εἴποι, σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι
στρατιωτικά;
μὰ Δί' οὐκ ἔγωγ'. 15
ἐγὼ μὲν γὰρ οἶμαι στρατιώτας ⟨ἡμῖν?⟩
δεῖν κατασκευασθῆναι, καὶ μίαν σύν-
ταξιν εἶναι τὴν αὐτὴν τοῦ τε λαμβά-
νειν καὶ τοῦ ποιεῖν τὰ δέονθ'·
ὑμεῖς δ' οὕτω πως ⟨καὶ⟩ ἄνευ 20
πραγμάτων λαμβάνειν εἰς τὰς ἑορτάς.
ἔστι δὴ λοιπὸν οἶμαι πάντας εἰσφέ(ρειν κτἑ.).

1 = 3; das Mittelstück 2 = 3(1) Afg.; 4 = 7, 5 = 6; 8 = 10 Afg., Mittelstück 9 = 8 Ende; man könnte auch so schreiben: *εἰ μὲν οὖν ταῦτα τοῖς* | (*-τα τοῖς*) *στρατευομένοις ἀ-* | *ποδώσετ' οὐδενὸς ὑμῖν* | . Dann 11 = 12; 13 = 16, 14 = 15; 17 = 18; 19 = 20; 21 = 22. Die Kritiker aber haben recht, nur nicht Cobet mit der Streichung des *ἄν τις εἴποι* 13, worin ihm auch niemand gefolgt ist. Aufserdem habe ich noch folgendes geändert: 3 *περὶ* statt *καὶ περὶ*; 4 ohne *περὶ*, welches die Kürzenhäufung schaffte, und mit dem bekannten freieren Genitiv = *περί* c. gen. (Kühner-Gerth § 417 Anm. 11): 6 *οὐδέσι* mit Dindorf statt *οὐδενὶ* (vgl. Rehdantz Ind. II *οὐδείς*); 7 ohne *οὕτως* vor *ὡς*, vgl. Schol. S. 60, 17 Dindorf; 10 *δεῖ* für *προσδεῖ* (11); 16 *οἶμαι* für *ἡγοῦμαι*, vgl. IV 10 AY *ἡγοῦμαι* für *οἴομαι*, 13 *οἴομαι* SF für *ἡγοῦμαι* vulg.; dergleichen ist natürlich unsicher und keineswegs in eine Ausgabe aufzunehmen, wie auch der Einschub von *ἡμῖν* das., wiewohl ΗΜΕΙΝ vor ΔΕΙΝ wirklich leicht ausfiel. Alles dies, auch ⟨*καὶ*⟩ 20, sind unwesentliche Dinge gegenüber den von den Kritikern bereits gefundenen, und das ist natürlich so, da das Bedeutendere sich als solches im Sinne verrät. Z. 21 *λαμβάνειν* mit SF gegen AY *λαμβάνετε*; jenes geht 18 vorher, aber auch dieses 7.

Ist II 9 Ende *καὶ διέλυσεν* nach *ἀνεχαίτισεν* echt oder nicht? Cobet hat es getilgt, nicht ohne Anhalt in Citaten, und derselbe hat analog bei Isokrates VIII 12 *καὶ διελύσαμεν αὐτάς* nach *διασκαριφησάμεθα* gestrichen, wieder nicht ohne Anhalt; über beide Stellen läfst sich rein endlos disputieren (man sehe die Ausgaben, so Rehd.-Bl. I[8] S. 180), und ich habe auch in der Rhythmik (S. 162 ff.) sie zwar behandelt, aber ohne klares Ergebnis. Dies liegt nun vielleicht daran, dafs das Netz zu weit war (nach dem oben gebrauchten Bilde); versuchen wir es jetzt nochmals mit dem engeren.

(Ὅ)ταν μὲν γὰρ ὑπ' εὐνοίας
τὰ πράγματα συστῇ καὶ
πᾶσι τὸ αὐτὸ συμφέρον ᾖ
τοῖς μετέχουσι τοῦ πολέμου,
καὶ συμπονεῖν καὶ φέρειν 5
τὰς συμφορὰς καὶ μένειν
θέλουσιν οἱ ἄνθρωποι· ὅταν δ' ἐκ πλε-
ονεξίας καὶ πονη-
ρίας τις ὥσ-
περ οὗτος ἰσχύσῃ, ἡ 10
πρώτη πρόφασις καὶ τὸ τυχὸν πταῖσμα
πάντ' ἀνεχαίτισεν. οὐ γάρ ἔστιν
οὐκ ἔστιν ὦνδρες Ἀθηναῖοι | ἀδικοῦντα
κἀπιορ-
κοῦντα καὶ 15
ψευδόμενον δύναμιν βεβαίαν
κτήσασθαι, ἀλλὰ τὰ τοιαῦτ' εἰς μὲν ἅπαξ καὶ
βραχὺν χρόνον ἀντέχει
καὶ σφόδρα γ' ἤν-
θησ' ἐπὶ (ταῖς) 20
ταῖς ἐλπίσιν ἂν τύχῃ.
τῷ χρόνῳ δὲ φωρᾶται καὶ πε-
ρὶ αὑτὰ καταρρεῖ (◡ – ◡). ὥσ-
περ γὰρ οἰκίας οἶμαι καὶ πλοί(ου κτἑ.).

1 = 2; 3 = 4; 5 = 6; 7 = 11, 8 = 10, 9 = 10 Afg.; 12 + 13 = 16 + 17 (C), 14 = 15; 18 = 21, 19 = 20; 21 + 22 = 23 + 24 (C). In 3 habe ich *τὸ αὐτὸ συμφέρον ᾖ* für *ταὐτὰ συμφέρῃ* (= XI 7) geschrieben, was mir gefälliger scheint als *πᾶσι τὰ αὐτὰ συμφέρῃ = τοῖς μετέχουσι τοῦ πολέ-μου . . φέρειν = τὰς . . μένειν* (mit Streichung von *καὶ*); vgl. XVIII 26 *ἦν συμφέρον*. *Τὸ τυχὸν* 11 für *μικρὸν* ist Randlesart in B, die ich schon früher gebilligt habe. Darnach wäre *καὶ διελύσαμεν* verurteilt. Aber wie kommt es, dafs ich in der Rhythmik zwar nicht 5—6 und 17—24, aber das ganze Stück von 7—16 verschieden analysiert habe? Erstlich messe ich 7 *ἄνθρωποῐ* vor *ὅταν*, was bei Demosthenes in der Pause die üblichere Messung ist (aber doch *καταρρεῖ* 23 ◡ – ◡ wie jetzt) und schreibe *ἅνθρωποι* mit Krasis (viel gewöhnlicher ist bei Dem. die Auflösung); damit gewinne ich *θέλουσιν . . πλε-* (◡ – ◡ – – – ◡ – – ◡) = *-ρίας τις ὥσπερ οὗτος ἰσχύσῃ*, und *τὰς συμφορὰς καὶ μένειν = -ονεξίας καὶ πονη-*; also abab oder verbunden (*τὰς συμφορὰς . . ἐκ πλε-*, *-ονεξίας . . ἰσχύσῃ*) aa, indes mit einer differierenden Silbe (der 6. vom Ende), was eine rechte Entschuldigung nicht hat. Dann benutze ich *οὗτος ἰσχύσῃ* noch einmal, dehne *-σῃ*, und lasse das ganze Stück *οὗτος . . ἀνεχαίτισεν* mit (*δύνα*)*μιν βεβαίαν κτήσασθ'* (so) . . *ἀντέχει* respondieren, wobei *τὰ* vor *τοιαῦτα* zu tilgen war (im Druck ist das übersehen); natürlich wird auch *βραχὺν χρόνον ἀντέχει* nochmals benutzt, was indes, da es Schlufsstück ist und die rhythmische Pause nach *ἀντέχει* nicht verwischt wird, mir auch jetzt zulässig scheinen würde. Mittelstück: *-σεν. οὐ γὰρ ἔστιν οὐκ ἔστιν ὦ* (mit

Dehnung, was in der Emphase zulässig, und hier kann Emphase sein) *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* = *ἀδικοῦντα* (⏑⏑–⏑ = ⏑–⏑, bedenklich) *κἀπιορκοῦντα καὶ ψευδόμενον δύνα-* (also *Ἀθηναῖοι* ⏑–⏑–, ebenfalls nicht unbedenklich). Dafs die jetzige Analyse besser ist, leidet keinen Zweifel. Sehen wir uns nun auch die Stelle des Isokrates an.

(§ 11) — — (μι)κρὸν διαλιπόντες πάλιν εἰς τὰς
ἀπορίας κατέστησαν. καὶ ταῦτα
γνοίη τις ἂν ἐκ τῶν περὶ ἡμᾶς
γενομένων. ἁπάσης γὰρ τῆς Ἑλλά-
δος ὑπὸ τὴν πόλιν 5
ἡμῶν ὑποπεσού-
σης καὶ μετὰ τὴν Κόνωνος
ναυμαχίαν καὶ μετὰ
τὴν Τιμοθέου στρατηγί-
αν, οὐδένα χρόνον 10
τὰς εὐτυχίας κατα(σχεῖν)
σχεῖν ἐδυνήθημεν, (ἀλ-)
ἀλλὰ ταχέως διεσκα-
ριφησάμεθα. πο-
λιτείαν γὰρ τὴν ὀρθῶς ἂν τοῖς πράγμασι 15
χρησαμένην οὔτ' ἔχομεν
οὔτε ζητοῦμεν. καίτοι τὰς εὐπραγίας
ἴσμεν καὶ παρα-
γιγνομένας καὶ παραμε-
νούσας οὐ τοῖς τὰ τείχη μέγιστα καὶ 20
κάλλιστα περιβεβλημέ-
νοις, οὐδὲ τοῖς μετὰ πλείστων
ἀνθρώπων εἰς τὸν αὐτὸν τόπον συνη-
θροισμένοις, ἀλλὰ τοῖς ἄ-
ριστα καὶ σωφρονέστα- 25
τα τὴν αὑτῶν διοικοῦσιν. ἔστι γὰρ κτέ.

Ich habe hier mehrfach die Figur C (abab) angenommen, d. h. lange Rhythmen in Elemente auseinandergelegt, was sich überhaupt empfiehlt, hier aber besonders. Ich entferne Z. 2 das überflüssige *αὐτὰς* vor *ἀπορίας*, welches sich durch Übergreifen indes halten liefse, und Übergreifen kann bei C sein: man hätte dann *ἡμᾶς* in 4 zu wiederholen. In 5 ist der Anfang von 4 (⏑⏑⏑–⏑⏒) wiederholt; dann 6 + 7 + 8 + 9 = 10 + 11 + 12 + 13, oder 7 + 8 + 9 + 10 = 11 + 12 + 13 + 14; bei 11 und 12 mit Übergreifen, und übrigens mit Änderung von *ἠδυνήθημεν* in *ἐδυνήθημεν* (möglich wäre für 8 auch *ναυμαχίαν* = *καὶ μετὰ* (*τὴν*), und für 12 *ἠδυνή-* = *-θημεν*, (*ἀλλ'*), womit das genaue Entsprechen von 8 und 12 aufgegeben wäre). Dafs ich aber 6 + 7 und wiederum 10 + 11 nicht zusammenziehe, hat seinen guten Grund; denn die Elemente stehen auch umgekehrt, 6 = 10 und 7 = 9, und wiederum 10 = 14 und 11 = 13. Sodann ist 15 = 17, 16 = 19; in 18 ist der Schlufs von 17 wiederholt (–––⏑⏒). Ich habe hier *ἅπαντες* vor *ἴσμεν* gestrichen, wie schon in der Rhythmik; es ist nicht nur überflüssig, sondern nicht einmal

sinngemäfs, indem die Zuhörer dies augenscheinlich nicht wissen. Das Gleiche gilt von *καλῶς* vor *ζητοῦμεν* 17; nur kommt hinzu, dafs so nur Γ hat, die Vulgata aber *λαβεῖν*. Vgl. das ähnlich abschwächende *ὀρθῶς* oben bei Demosthenes (I 11 und III 2). *Πόλιν* aber nach *αὐτῶν* 26 (nur Γ) hätten wir niemals aufnehmen sollen. 20 = 23 = 26; 21 = 22, 24 = 25; d. i. zweimal B. Die Vulgata läfst *τὰ* vor *τείχη* 20 aus, dazu 23 *συν-*; Γ hat 20 f. *κάλλιστα καὶ μέγιστα*. Die Hauptsache aber: *καὶ διελύσαμεν αὐτάς* 14 mufs weichen, und die Kritik hatte wiederum recht.

Nun aber kommt noch eine Hauptfrage: inwieweit werden durch die Rhythmen Schäden aufgedeckt, welche von den Kritikern noch gar nicht bemerkt waren und dabei von einiger Erheblichkeit sind? Ich könnte ja wieder auf die beiden Fälle von [*ὀρθῶς*] verweisen, aber damit darf ich mich nicht begnügen. Zunächst also ein Fall, wo nichts zu tilgen ist als eine harmlos scheinende Konjunktion. Olynth. III 20: *οὔτοι σωφρόνων οὐδὲ γενναίων ἐστὶν ἀνθρώπων, ἐλλείποντάς τι δι' ἔνδειαν χρημάτων τῶν τοῦ πολέμου, εὐχερῶς τὰ τοιαῦτ' ὀνείδη φέρειν, οὐδ' ἐπὶ μὲν Κορινθίους καὶ Μεγαρέας ἁρπάσαντας τὰ ὅπλα πορεύεσθαι, Φίλιππον δ' ἐᾶν πόλεις Ἑλληνίδας ἀνδραποδίζεσθαι δι' ἀπορίαν ἐφοδίων τοῖς στρατευομένοις.* Ich habe 1885 *ἐστὶν ἀνθρώπων* beseitigt, nach Rhetoren und Scholien; aber das ist nichts Wichtiges. Was heifst *τὰ τοιαῦτ' ὀνείδη*? Dafs man aus Vergnügungssucht kein Geld zum Kriege habe, steht bei Rehdantz-Blafs, und Ähnliches bei Westermann-Müller. Nicht blofs das; der Vorwurf ist viel schärfer.

— — (δυ)νήσεσθ' ἐξιέναι καὶ μισθὸν
ἕξετε. | οὔτοι σωφρόνων
οὐδὲ γενναίων ἐστίν, ἐλ-
λείποντάς τι δι' ἔνδειαν χρη-
μάτων τῶν τοῦ πολέμου |, εὐχερῶς — 5
(εὐχερῶς) τὰ τοιαῦτ' ὀνεί-
δη φέρειν, ἐπὶ μὲν Κοριν-
θίους καὶ Μεγαρέας ἁρπάσαν-
τας πορεύεσθαι τὰ ὅ-
πλα |, Φίλιπ-
πον δ' ἐ(ᾶν) — 10
-ᾶν πόλεις Ἑλληνίδας
ἀνδραποδίζειν δι' ἀπορίαν
ἐφοδίων τοῖς στρατευομένοις.

Also das sind die Vorwürfe, was Z. 7—13 kommt, aus dem Munde der Hellenen passender als aus der eigenen Person des Redners, und *οὐδὲ* vor *ἐπὶ* war zu entfernen. In 9 f. habe ich durch Umstellung einen Tribrachys beseitigt (*τὰ ὅπλα πορ.* überliefert); in 13 *ἀνδραποδίζειν* statt *-ζεσθαι* geschrieben. Das Aktiv statt des üblicheren Mediums haben Herodot und Thukydides, *ἐξανδραποδίζειν* hat aufser Herodot auch Xenophon einmal im Aktiv; bei Demosthenes kommen sonst vom Simplex und vom Kompositum nur passive Formen vor. In 3 f. hat S *λείποντας* für *ἐλλ.*; ich bin zuerst gefolgt, dann aber zu

dem doch entschieden passenderen Kompositum zurückgekehrt, welches auch Sauppe und Voemel beibehalten.

Am bedeutsamsten sind innerhalb dieser drei Reden die Rhythmen für II 6, welche Stelle ich deshalb schon in der Festschrift für van Herwerden behandelt habe. Dies Buch wird indes den meisten Lesern dieser Zeitschrift schwerlich zu Gesicht gekommen sein; ich darf also die Sache als unbekannt voraussetzen und ziehe aufserdem hier noch mehreres aus der Nachbarschaft hinein, wodurch auch die Analyse umfänglicher wird.

(§ 5) B ⎛ Τὸ μὲν οὖν ἐπίορκον
⎜ κἄπιστον καλεῖν ἄνευ ¦ τοῦ τὰ πεπραγμένα δεικνύναι, | λοιδορίαν τις ἂν
⎜ φήσειεν κενὴν δικαί¦ως, τὸ δὲ πάνθ' ὅσα πώποτ' ἔ¦πραξε διεξιόντ'
⎝ ἐφ' ἅπασι τοιοῦτον
B ἐλέγχειν, καὶ βραχέος λόγου συμ- 5
⎛ (συμ)βαίνει δεῖσθαι, καὶ δυοῖν ἕνεχ' ἡγοῦμαι συμ-
⎜ φέρειν εἰρῆσθαι, τοῦ τ' ἐκεῖνον, ὅπερ κἀληθὲς
⎜ ὑπάρχει, φαῦ-
⎝ λον φαίνεσθαι,
(-σθαι), καὶ τοῦ τοὺς ὑπερεκπεπληγμέ- 10
νους ὡς ἄμαχόν τινα τὸν Φίλιππον
ἰδεῖν ὅτι πάντα διεξελήλυ
θεν οἷς πρότερον πα ⎞
B ρακρουόμενος μέ⎠γας ηὐξήθη
καὶ πρὸς αὐτὴν ἥκει 15
τὴν τελευτὴν αὐτῷ.
ἐγὼ γὰρ ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι
CB σφόδρ' ἂν καὐτὸς ἡγούμην φοβερὸν τὸν
(τὸν) Φίλιππον καὶ θαυμαστόν, εἰ τὰ δίκαι-
α πράττονθ' ἑώ- 20
ρων ηὐξημένον· νυνὶ δὲ θεωρῶν
καὶ σκοπῶν εὑρίσκω τὴν μὲν ἡμετέραν
C εὐήθειαν τὸ κατ' ἀρχάς,
ὅτ' ‿ ◡ ◡ ‿ ‿
ἀπήλαυνόν τινες ἐνθέν- 25
C δε βουλομένους ὑ-
μῖν διαλεχθῆναι, τῷ
τὴν Ἀμφίπολιν φά-
σκειν παραδώσειν καὶ τῷ
B τὸ θρυλούμενόν ποτ' ἀ- 30
πόρρητον ἐκεῖνο κατασκευάσαι,
τούτῳ προσαγαγόμενον· τὴν δ' Ὀλυν-
θίων φιλίαν μετὰ ταῦτ' ⟨ἔσχε⟩ τῷ
Ποτείδαιαν οὖσαν ὑ-
μετέραν ἐξελεῖν καὶ τοὺς 35
B πρότερον συμμάχους ⟨χ⟩ὑμᾶς
ἀδικῆσαι,
παραδοῦναι δ' ἐκείνοις· Θετταλοὺς δὲ νῦν
τὰ τελευταῖα τῷ Μαγνησίαν (παρα-)

CB παραδώσειν ὑποσχέσθαι 40
καὶ τὸν Φωκικὸν πόλεμον πολεμήσειν
ὑπὲρ αὐτῶν
ἀναδέξασθ'. ὅλως δ' οὐδὲ
εἷς ἐσθ' ὅντιν' οὐ πεφενάκικ' ἐκεῖνος κτέ.

1 = 4, 2 = 3; man kann 2 und 3 auch in je 3 verbundene Rhythmen auseinanderlegen: –––⏑–⏑–, –⏑⏑–⏑⏑–⏑–, –⏑⏑–⏑–. Über die häufige Messung *τοῖοῦτος* habe ich in der Rhythmik gehandelt (S. 39. 113 f.). Dann 5 = 10, 6 = 7, 8 = 9 (B); 11 = 12; 13 = 14 Afg.: ⏑–⏑⏑–⏑ (⏑–––). 14 = 17, 15 = 16 (B); 18 + 19 (mit Übergreifen einer Silbe) = 21 + 22: ⏑––⏑–––⏑⏑––, (–)⏑––– ––⏑–⏑⏑–; in 20 ist der Anfang von 21 vorausnehmend wiederholt: ⏓––⏑–. 23 + 24 = 25 + 26, ohne Übergreifen, ich lege aber auseinander, weil das eine Element nochmals anderweitig benutzt wird: 26 + 27 = 28 + 29. Dann wieder B: 30 = 34, 31 = 32 = 33, 35 = 36; 36 = 40 (B), aber auch = 38 = 39, wo nur am Ende 4 Silben hinzutreten, und ohne diese = 43; also mit sechsmaliger Wiederholung. Das ist natürlich Absicht und mimetisch: Philipp hat es immer in derselben Weise gemacht. Auch die dreimalige Wiederholung von ⏓–⏑⏑–⏑⏑––⏑– 31 ff. ist von derselben Art und hat gleichen Zweck. 37 = 38 Afg. (⏑⏑––); ebenso 42 (mit gleichem Mafse) = 43 Afg. 40 aber und 43 verbinden sich (C) mit 41 und 44, ohne Übergreifen. Was ist nun alles geändert? Den Anfang des Stückes (1—16) habe ich Rhythm. S. 162 gröfstenteils behandelt, mit nicht wesentlich verschiedener Analyse und mit fast gleichem Texte; ich tilge nur jetzt *τὰ πράγματα* 16 vor *αὐτῷ*, womit es sich so verhält. SO, auch B(F) pr. haben *αὐτοῦ*, und Voemel folgt dem, indem er die andere Lesart auf § 8 zurückführt: *καιροῦ — πρὸς τοῦτο πάρεστι Φιλίππῳ τὰ πράγματα.* Ich meinerseits führe *τὰ πράγματα* an unserer Stelle auf § 8 zurück: dort richtig, ist es hier falsch; oder konnte Demosthenes wirklich von dem Olynth mit Übermacht bekriegenden Philipp sagen, dafs seine Macht unmittelbar am Zusammenbrechen sei? Es wird aber dann *πάντα οἷς* — (12 ff.) Subjekt zu *ἥκει* und vorher zu *διεξελήλυθε*, und *διεξελήλυθε* wird intransitiv: seinen Kreislauf durchgemacht hat. Dies nun habe ich schon vorlängst aufgestellt und darnach *τὰ πράγματα* verdächtigt, Praef. II, CXXVI: nämlich in der Nachahmung XI, 3 heifst es: *οἷς πρότερον ηὐξήθη —, ταῦτα πάντα διεξελήλυθεν ἤδη*, und wenn hier die Konstruktion noch zweifelhaft sein sollte, so ist sie unzweifelhaft XXI 84: *πάντα δ' ἤδη διεξεληλύθει τὰκ τῶν νόμων, ὑπωμοσίαι καὶ παραγραφαί.* Auch auf die sehr deutlichen Rhythmen 15 = 16 habe ich mich schon damals bezogen. — In 10 habe ich *τοῦ* belassen, welches in S nicht ohne Härte fehlt, so dafs selbst Voemel es beibehält; *τοιοῦτον* 4 habe ich (aus *γρ* B, vgl. Schol.) schon 1885 für *τούτοις* aufgenommen. Sodann ist 18 *καὐτὸς ἡγούμην* statt *ἡγ. καὶ αὐτὸς* (ohne *καὶ αὐτὸς* Aug. 2) Lesart bei Apsines, siehe meinen Apparat; in 21 habe ich *νυνί* statt *νῦν* geschrieben. Über 24 nachher; 29 *τῷ* lassen SF u. a. aus, vgl. oben zu 10; natürlich ist in solchen Kleinigkeiten keine Autorität erheblich. In 33 schiebe ich *ἔσχε* ein, mit einem Wechsel der Konstruktion; kann man aber richtig sagen *τὴν*

φιλίαν τινὸς προσάγεσθαι? Τὴν ἡμετέραν εὐήθειαν προσάγεσθαι vorher ist doch völlig verschieden und gleich ἡμᾶς εὐήθεις ὄντας, wie denn προσάγεσθαί τινα ganz gewöhnlich ist; dazu könnte εἰς φιλίαν treten, wie [LXI] 17 προσαγομένων (σε) ἐπὶ τὰς ἑαυτῶν συνηθείας steht. Für ἔχειν vgl. z. B. IV 6. — Nun kommt 36, wo ich früher ὑμᾶς strich, mit sehr gutem Grunde: thatsächlich waren nicht die Athener Bundesgenossen Philipps gewesen, sondern ihre Kleruchen in Poteidaia, s. [VII] 10, und demgemäfs erklärt der Scholiast συμμάχους mit τοὺς Ποτιδαιάτας. Aber gegen diese Streichung sind die Rhythmen durchaus, und da bleibt nichts übrig als καὶ mit Krasis einzuschieben. Ich habe aufserdem μὲν nach τοὺς getilgt, was, da παραδοῦναι δ' ἐκείνοις und nicht ἐκείνοις δὲ παραδοῦναι folgt, keine Schwierigkeit hat. Die getrennte Schreibung οὐδὲ εἷς 43 f. ist sinngemäfs und gut demosthenisch (Rehdantz Ind. II). Und so kommen wir nun zu 24 zurück: Ὀλυνθίους überliefert, wo der Rhythmus statt ⏑–⏑– –⏑⏑–– verlangt. Welches Wort also? Nur eins ist möglich: Ἀμφιπολίτας. Vgl. I 8 von derselben Sache: εἰ γὰρ ὅθ' ἥκομεν Εὐβοεῦσιν βεβοηθηκότες καὶ παρῆσαν Ἀμφιπολιτῶν Ἱέραξ καὶ Στρατοκλῆς ἐπὶ τουτὶ τὸ βῆμα, κελεύοντες ἡμᾶς πλεῖν καὶ παραλαμβάνειν τὴν πόλιν. Als ich diese Vermutung der besten Autorität, meinem Kollegen E. Meyer, vorlegte, sagte dieser alsbald, dafs sie evident scheine; denn dafs die Olynthier 357 mit Athen hätten verhandeln wollen, sei weder bezeugt noch irgend wahrscheinlich; dagegen wissen wir es ja von den Amphipoliten, und deren Abweisung war die grofse Thorheit. Die Gesandten wurden gar nicht vor dem Volke zu Worte gelassen, weil der Rat den geheimen Vertrag mit Philipp gemacht hatte; παρῆσαν I 8 (wenn so zu schreiben und nicht παρῇσαν) ist Imperfectum de conatu. Die Korruptel aber erklärt sich aufs leichteste, da nicht nur die Rede eine olynthische ist, sondern auch Ὀλυνθίων folgt; zu Ἀμφιπολίτας aber pafst vortrefflich das folgende τὴν Ἀμφίπολιν. Dergleichen Schäden also können durch die Rhythmen aufgedeckt und unter günstigen Umständen wie hier auch sicher geheilt werden; ohne die Rhythmen kommt man nicht leicht dahinter, wie die Erfahrung zeigt, auch meine eigene.

Dies möge nun für einmal genug sein, um das Verfahren klar zu machen und zu illustrieren, und zugleich meinen Standpunkt in der Textkritik darzulegen, welcher sich seit 1885 nicht geändert hat. Bezüglich der besten Handschrift ist bei Isokrates die Sache dieselbe, wie sich an dem Beispiele aus der 7. Rede zeigte; desgleichen bei Platon, wo auch die neuesten Herausgeber nicht anders denken, und überhaupt sind wir wohl ziemlich alle in der Textkritik Eklektiker geworden und wenden unseren Scharfsinn der unparteiischen Abwägung das Für und Wider an jeder einzelnen Stelle zu, nicht mehr der Durchführung des Prinzips, dafs die oder die Handschrift womöglich allein zu gelten habe. Bei Lysias liegt es natürlich anders: wenn die anderen Handschriften nichts als Abschriften von der einen besten sind, wie Sauppe entdeckt hat, dann gelten sie freilich nichts, und der Palatinus gilt allein. Aber niemand behauptet dergleichen für Isokrates oder Demosthenes oder Platon. Wichtiger noch ist die Beurteilung der Konjekturen gegenüber der Gesamt-

überlieferung. Also für gewöhnlich hätten Dobree und Cobet oder wer es sonst ist, namentlich mit der Tilgung von Interpolationen, gegenüber der Überlieferung recht? Soweit gehe ich nicht ganz; auch ist zu unterscheiden, wer der Konjizierende ist; aber dennoch hat die Kritik im Demosthenes recht gut gearbeitet, was ich um so unbefangener sagen kann, als ich selbst, wiewohl einer der Herausgeber, mit Konjekturen nicht sonderlich beteiligt bin: wo ich tilge, ist das gewöhnlich auf Grund irgend welches Zeugnisses. Ich werde auch alsbald das Lob ganz gehörig einschränken: was von Demosthenes gilt, gilt keineswegs von Platon. In Bezug auf das Symposion habe ich unlängst (in der Festschrift für Th. Gomperz S. 55) genau das Umgekehrte auf Grund desselben Kriteriums konstatiert. Also ist wohl Demosthenes leichter für die Kritik als Platon; denn durchgearbeitet von der Kritik ist wenigstens das Symposion ebenfalls. Demosthenes' Kunstprosa ist offene Kunstprosa, die des Platon versteckte: wie sich schon an dem einen zeigt, dafs jener den Hiat meidet, dieser in den älteren Schriften nicht. Man stöfst also bei jenem an, wo Hiate sind, und wo ein Tribrachys ohne Not sich findet; bei diesem mangeln solche Indicien einer Korruptel. Und wenn Dobree und Cobet sich um Hiate nicht kümmerten: auch im übrigen ist der Stil des Redners ein fest geregelter, bestimmt kenntlicher, und darum sind die Verstöfse der schlechten Überlieferung oft kenntlich; bei Platon scheint die Mannigfaltigkeit der stilistischen Möglichkeiten einfach unendlich. Aber auch der Gedankengang ist schwieriger bei ihm als bei dem Volksredner; kurz, es kommt vieles zusammen, um die Aufgabe des Textkritikers recht schwer zu machen. Folglich macht er seine Sache nach objektivem Mafsstabe schlecht, und wenn dann alte Papyrus ans Licht kommen, wie die des Phaidon und Laches, oder ein neues Hilfsmittel der Kritik wie jetzt, dann schämt man sich etwas. Und doch ist unsere Kritik leistungsfähig, wie sich bei anderen Autoren immer von neuem zeigt; nur freilich nicht ohne weiteres für jede, noch so schwere Aufgabe zulänglich. Auch das neue Hilfsmittel bewirkt nicht etwa, dafs man nun mit einem Schritt am Ziele wäre. Die Aussagen der Rhythmen sind zwar unter günstigen Umständen — auch nicht etwa in jedem streitigen Falle — sehr bestimmt, aber doch nur negativ bestimmt: 'Dies kann nicht richtig sein.' Positiv dagegen lautet die Aussage nur: 'Dies kann richtig sein', niemals: 'Dies ist richtig.' Wie in metrischen Dichtungen auch: ein unmetrisch überlieferter Vers ist unrichtig überliefert; aber ein metrisch richtig überlieferter darum noch nicht überhaupt richtig überliefert, und eine metrisch richtige Konjektur darum noch keine richtige Konjektur. Aber nun kann ein Fall so liegen wie oben bei Ol. **B** 6 *Ὀλυνθίους* — *Ἀμφιπολίτας*: wenn *Ὀλυνθίους* falsch ist, *Ἀμφιπολίτας* aber richtig sein kann, so ist es auch richtig; denn entweder dies oder jenes; ein anderer Staat, der in Betracht käme, existiert nicht; *tertium non datur.* Und so bei zwiespältig überlieferter Lesart: wenn entweder S recht hat oder die anderen, und *tertium non datur* — was vielleicht in den Umständen sicher gegeben ist —, so können wir nun auch sicher entscheiden. So ist die Textkritik zwar erheblich schwerer geworden, aber auch in demselben Mafse in den Ergebnissen sicherer.

Natürlich geht nicht etwa der ganze Wert der Rhythmen in der Textkritik auf: im Gegenteil, ihr Wert für diese ist etwas ganz Sekundäres. Sie helfen mächtig dazu, der Rede ihren durchgängigen wie ihren jeweiligen Charakter zu geben, und darüber habe ich auch in dem Buche schon manches gesagt. Es ist freilich dies erst das Letzte und Schwierigste bei der ganzen Sache, und ich habe in diesem Aufsatze, wo es mir zunächst um die Textkritik zu thun war, nicht eben viel davon geredet. Ich greife indes noch mit ein paar Worten auf das letzte der gegebenen Beispiele (II 5 ff.) zurück. Im allgemeinen ist ja Demosthenes' Komposition durch das Fehlen des Tribrachys charakterisiert, und so auch hier: ein straffer, männlicher Charakter kommt so heraus. Total verschieden ist Platon; nicht wenig, und nach ganz anderer Seite hin, Isokrates. Von diesem unterscheidet den Demosthenes nun auch die häufige Anwendung von Daktylen und Anapästen in etwas längerer Folge; so hier Z. 11 ff.: *ὡς ἄμαχόν τινα τὸν Φίλιππον | ἰδεῖν ὅτι πάντα διεξελήλυ|θεν οἷς πρότερον πα|ρακρουόμενος μέγας ηὐξήθη*, wo augenscheinlich Philipps ungehemmtes Fortschreiten gemalt werden soll. Jetzt ist das aber zu Ende: *καὶ πρὸς αὐτὴν ἥκει | τὴν τελευτὴν αὐτῷ*, wo die Spondeen den beginnenden trochäischen Rhythmus hemmen und lähmen. In der Poesie wäre das ja ein schlechter Vers: *τὴν τελευτὴν αὐτῷ*; die trochäische Tripodie (Ithyphallicus) darf an vorletzter Stelle keinen Spondeus haben. In der Prosa indes, in der jede denkbare Form möglich ist — wie übrigens in gewissen Arten der Poesie eigentlich auch —, giebt es dies und anderes, und man darf die Parallelisierung mit der Poesie nicht zu weit treiben, schon weil jedes Mittel fehlt, um mehr als die Ausdehnung der einzelnen Reihen und ihr einfaches Silbenmafs festzustellen. Eigentliche Metra sind von der Prosa geradezu ausgeschlossen: das lehrt die gesamte antike Technik.

KRETA

Ein Überblick über die neueren wissenschaftlichen Arbeiten auf der Insel

Von Ernst Gerland

Am Ende des XVII. Jahrh. besafs die Republik Venedig im gesellschaftlichen Verkehr der europäischen Staatenfamilie, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, einige bedeutende Vorrechte. Ihr Doge wurde von den Königen Europas mit Bruder angeredet und führte den Titel Serenissimus, ihrem Gesandten gab man das Prädikat Excellenz. Ja dieser Gesandte durfte am kaiserlichen Hofe zu Wien sich bedecken, während die Gesandten der deutschen Kurfürsten unbedeckten Hauptes stehen bleiben mufsten. Es hatte das für die deutschen Fürsten, wie uns Ranke in der Preufsischen Geschichte mitteilt (Sämtl. Werke XXV/VI 436), mancherlei Unannehmlichkeiten zur Folge, und so begannen einige, auf ihre aufserdeutschen Besitzungen gestützt, nach einer Standeserhöhung zu streben. Die Republik Venedig selbst leitete ihre Prätensionen von ihren auswärtigen, kolonialen Besitzungen ab. Die drei Königreiche, deren Fahnenmasten aus Cedernholz noch heute den Markusplatz schmücken, Dalmatien, Kandia und Cypern, gaben ihr das Recht, für den Dogen königliche Ehren zu beanspruchen. Damals freilich waren zwei dieser Königreiche bereits an die Türken verloren gegangen, Cypern war im Jahre 1573, Kandia im Jahre 1669 nach einem Festungskriege von 24 Jahren von den Türken genommen worden.

Für die Insel Kreta bedeutete dieser Besitzwechsel den Beginn einer dunklen Periode in ihrer an Abwechselung so reichen Geschichte. Freilich war die Insel schon in der letzten Zeit der venetianischen Herrschaft stark herabgekommen, und alle Reformversuche wohlmeinender Statthalter hatten da nichts fruchten wollen, wo die Grundbedingungen der kolonialen Blüte Kandias sich durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas geändert hatten. So mögen denn die Kandioten den Schlummer unter der Herrschaft des Halbmondes der Zugehörigkeit zu einer herabgekommenen europäischen Grofsmacht vorgezogen haben, zumal ihnen diese lässige türkische Herrschaft Gelegenheit gab, sich ganz ihren heimischen Angelegenheiten und heimischen Streitigkeiten hinzugeben. Es ist bezeichnend, dafs die blutigen Kämpfe, die in den nächsten zwei Jahrhunderten die Insel so oft verwüsteten, sich nicht zwischen Feinden verschiedener nationaler Abstammung abspielten. Beide Parteien waren eines Blutes, eines Geschlechts; beide sprachen eine Sprache, das heimische griechische Idiom. War doch Kreta

neben Bosnien und Albanien die einzige türkische Provinz, in der Konversionen zum Islam in gröfserer Ausdehnung vorkamen. Man weifs, dafs den Türken gewaltsame Bekehrungen zu allen Zeiten fern gelegen haben; ja in alttürkischen Kreisen pflegte man derartige Übertritte, die mit sozialen Vorteilen verbunden waren, nicht einmal gern zu sehen. Dennoch haben solche Übertritte in Kreta in gröfserem Umfange stattgefunden, und es mochten namentlich Angehörige der altgriechischen Adelsgeschlechter, der sogenannten Archontenfamilien, sein, die durch diesen Schritt sich die doppelt einflufsreiche Stelle als Einheimische und Mitglieder der regierenden Religionspartei erwarben. In die Verhältnisse der Insel aber wurde dadurch ein neues Element der Zwistigkeit und inneren Parteiung getragen. Diese Leidenschaften waren auch in venetianischer Zeit nur mit schwerer Mühe niederzuhalten gewesen, und die Chronik der Venetianers Lorenzo dei Monaci, der in den Jahren 1388—1429 als Sekretär der Kolonie auf Kreta weilte, ist ein beredtes Zeugnis für die Parteikämpfe, die unter dem Namen von Aufständen gegen die venetianische Herrschaft mehr die eigene, kecke Rauflust als den Drang nach nationaler Freiheit befriedigten. Gerade diese Kämpfe waren in Kreta immer populär. Wer die kretischen Volkslieder, wie sie uns in der schönen Sammlung von Jeannaraki vorliegen, durchblättert, wird finden, dafs die Erinnerung des Volkes nur an den Ereignissen der letzten zwei Jahrhunderte unter türkischer Herrschaft haften geblieben ist. Wie schön stellt sich uns der Typus dieser Kämpfe in dem kleinen Gedichte 'Der Schwarze' (Jeannaraki S. 5 Nr. 6) vor Augen:

> Nieder zum Lorbeerflufs, zum Lorbeergefilde
> Zogen Türken in Menge, dreihundert Janitscharen;
> Sie führen mit sich ein junges Weib, des Schwarzen Gattin,
> Und herzen sie und küssen sie und treiben manche Kurzweil;
> Sie schlägt verzweifelnd ihre Brust und zieht mit ihnen fürbafs.
> Und der Schwarze war im Gebirg, war droben auf der Halde,
> Als er ein Traumgebild sah, als jemand ihm zurief:
> Geh, Schwarzer; die Türken raubten dein Weib;
> Sie herzen es und küssen es und treiben manche Kurzweil.
> Gellend erhob sie die Stimme zu dir, o dafs du sie hörtest:
> 'Lieber, sieh mich vom Felseneck, das Herz wird dir springen.'
> Und der Schwarze stieg mit sechzig Pallikaren hinab,
> Spürte sie auf im Versteck, nahm wieder sein Weib
> Und zog in den Krieg mit dem Schwert in der Faust.

Wer möchte behaupten, dafs diese Kämpfe, und wenn sie auch unter dem Namen der Befreiung vom Türkenjoch geführt worden sind, Geschichte seien? Freilich hatte der Funke der hellenischen Freiheit auch in Kreta gezündet; auch hier gab es gebildete Männer, die, an den Idealen der Alten genährt, die Freiheit des gesamten Hellenenvolkes herbeisehnten. Aber doch hatten die Aufstände gegen die Türkenherrschaft, die im Laufe des XIX. Jahrh. auf Kreta ausgebrochen sind (1821—29, 1858, 1866—1869, 1878, 1889 und 1896—1897), immer den Beigeschmack innerer Parteiung an sich; und selbst jetzt, nachdem

die Türken vertrieben worden sind, nachdem Kreta den Kretern zurückgegeben ist, wird nicht eher eine Befriedigung eintreten, als bis die unterlegene Partei, bis die Bekenner der mohammedanischen Religion ganz von der Insel entfernt sind.

Diese Befriedigung des Landes, dies Hinüberführen in geordnete europäische Rechtsverhältnisse wird eine der Hauptschwierigkeiten der neuen Regentschaft sein. Daneben freilich türmen sich Aufgaben anderer Art für den Regenten, der es ernst mit dem Wohle seiner Unterthanen nimmt, zu Bergen auf.[1] Ich will nicht reden von den internationalen Verwickelungen — man lächelt vielleicht, wenn ich von internationalen Verwickelungen bei einer Macht wie Kreta rede. Aber das Verhältnis zur Türkei wird immer ein sehr prekäres sein. Nicht dafs die Zugehörigkeit zum türkischen Reich an sich ein Unglück für die Insel bedeutete; die Suzeränität ist vielleicht eher ein Schutzwall, der dem Lande manche beschwerlichen Militärlasten zu ersparen und es gegen die Annexionsgelüste fremder Mächte zu schützen im stande ist. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in dem Tribut, den die Insel jährlich an die Türkei zu zahlen hat. Steuern, für die man eigentlich keine Gegenleistung sieht, werden immer mifsliebig sein, und im übrigen ist Geld gerade das, was wie überall, so auch in Kreta im eigenen Hause am besten zu brauchen ist. In einem Lande, das seit Jahrhunderten vernachlässigt ist, in dem der Ackerbau darniederliegt, die Gewerbe so gut wie fehlen, müfsten Millionen aufgewendet werden, um nur den notwendigsten Bedürfnissen zu genügen. Immerhin sind die Verhältnisse nicht aussichtslos. In diesem griechischen Inselmeer, das seit jeher für das Bestehen der mannigfachsten Kleinstaaten prädestiniert zu sein scheint, könnte auch das neue Staatsgebilde sich wohl behaupten. Erfordernis ist nur, dafs die Kreter an sich selbst festhalten, dafs sie nicht im Streben nach dem anscheinend Besseren das Erworbene geringschätzen und dessen Vorzüge vergessen.

Aus der neueren Geschichte der Insel wird nun uns Europäer ein Ereignis vor allen anderen zu interessieren im stande sein: es ist das die Unterstützung und Förderung, die die wissenschaftlichen Bestrebungen des Abendlandes in Kreta gefunden haben. Diese Bestrebungen haben freilich schon in türkischer Zeit eingesetzt. Auf die verschiedenen Bereisungen der Insel durch die Engländer Pashley und Spratt und durch den Franzosen Raulin folgte in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts die archäologische Durchforschung durch Halbherr und Fabricius. Die Insel gab damals die berühmte Inschrift von Gortyn her, jene monumentale Aufzeichnung in einem altertümlichen Griechisch, die unsere Kenntnis des griechischen Privatrechts so aufserordentlich vervollständigt hat. Zehn Jahre später begaben sich drei Italiener, Mariani, Taramelli und Savignoni, zum Zwecke archäologischer Untersuchungen nach Kreta (1893—1896).

---

[1]) So hat der Oberkommissar, Prinz Georg, eine Kommission zur Untersuchung des Aussatzes gebildet und den bekannten Lepraforscher Dr. Ehlers nach Kreta berufen. Die Kommission hat die Insel Spinalonga als Isolationsstätte bestimmt und darüber der Nationalversammlung ein Gesetz vorgelegt.

Aber erst nach den politischen Umwälzungen unserer Tage hat unter der jetzigen Regentschaft die wissenschaftliche Durchforschung der Insel einen neuen und noch bedeutenderen Anlauf genommen, und man kann sagen, bereits glänzende Resultate gezeitigt. Zwei Nationen haben schon seit den Jahren 1899 und 1900 dauernde Bureaux in der Hauptstadt Kandia gegründet und von da ihre Unternehmungen über die ganze Insel ausgedehnt. Es sind das die Italiener und die Engländer. Die Engländer sind durch eine aus privaten Mitteln auf das reichlichste unterstützte Expedition vertreten, an deren Spitze der Konservator des Oxforder Museums, Herr Arth. J. Evans steht.[1]) Die italienische Expedition, geleitet durch Herrn Halbherr und unterstützt von den Herren Savignoni, De Sanctis und Pernier u. a., ist durch das Unterrichtsministerium und die Akademien der Wissenschaften von Rom (dei Lincei), Turin und Neapel entsandt worden.[2]) Ihr hat sich von Venedig aus eine besondere venetianische Mission, vertreten durch Herrn Gerola, angeschlossen.[3]) Auch die kretische Regierung durfte diesen Unternehmungen gegenüber nicht müfsig bleiben. Da galt es zunächst eine Verständigung zwischen den einzelnen Nationen herbeizuführen, die Ausgrabungsgebiete abzugrenzen und die Unterhandlungen mit den einheimischen Grundbesitzern zu leiten. Spekulationen in Grundstücken giebt es natürlich in Kreta so gut wie anderen Orts, und die Preise für Grundstücke, die zur Ausgrabung bestimmt waren, würden ins Unermefsliche gestiegen sein, wenn die kretische Regierung nicht der Kammer ein eigenes Gesetz über die archäologischen Funde und Ausgrabungen unterbreitet hätte. Dieses Gesetz ergab dann freilich weitere Schwierigkeiten; denn

---

[1]) Evans' Berichte erschienen im Journal of Hellenic studies und zusammenfassend im Annual of the British school at Athens VII: The palace of Knossos. Provisional report of the excavations for the year 1901. Vgl. dazu Furtwängler in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 S. 1725 ff. Aufserdem sehe man Wolters' Bericht im Arch. Anzeiger XV 3. Für weitere Kreise bestimmt ist der interessant geschriebene Artikel von Milchhoefer, Aus dem Reiche des Minos, Deutsche Rundschau, Juni 1902; hier werden jedoch die italienischen Ausgrabungen nicht berücksichtigt. Die Resultate beider Unternehmungen, der englischen und der italienischen, hat Zahn in einem Vortrag in der Maisitzung 1902 der Berliner Arch. Gesellschaft behandelt.

[2]) Die offiziellen Berichte der Italiener erschienen in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, classe di scienze morali, storiche e filologiche, Vol. VIII bis XI, sowie in den Monumenti antichi pubblicati per cura della R. Accademia dei Lincei, Vol. IX; aufserdem im American Journal of Archaeology V und VI. Für weitere Kreise waren folgende Artikel bestimmt: 1. Pariboni, Scavi italiani in Creta (Illustrazione italiana 20. Okt. 1901), 2. De Sanctis, La civiltà micenea e le ultime scoperte in Creta (Rivista di filologia e d'istruzione classica Januar 1902), 3. Pernier, Recenti scoperte archeologiche degl' Italiani a Creta (Nuova Antologia Februar 1902). Dazu Artikel von Taramelli und Pellegrini in der Atene e Roma, von Mancini in der Illustration de Paris u. a. Man vgl. auch Deutsche Litteraturzeitung 1902 S. 822, 2047 und 2493.

[3]) Die offiziellen Berichte, von Guglielmo Berchet und Gerola erstattet, erschienen in den Atti del R. Instituto Veneto di scienze, lettere ed arti, anno 1900—1902. Allgemeiner gehaltene Berichte, zum Teil mit Illustrationen, gaben Gerola in der Illustrazione italiana (20. Jan. 1901), in der Rassegna internazionale (1. Dez. 1901), in der Frankfurter Zeitung 25. April 1901) und ich in der Frankfurter Zeitung (24. Januar 1902).

da man nach dem Vorgang von Griechenland und Italien die Ausfuhr der Fundstücke verboten hat, kam man mit der englischen Expedition in Differenzen, die als Lohn für die aufgewandten grofsen Geldmittel die Funde gern nach England überführt hätte. Herr Evans konnte dabei mit Recht geltend machen, dafs er nur durch eine derartige Überführung das öffentliche Interesse und damit die pekuniäre Unterstützung von England her wachhalten könne; ob er aber damit bei der Nationalversammlung der Kreter durchdringen wird, entzieht sich bis jetzt meiner Kenntnis. Inzwischen hat die Regierung der Insel schon für eine zweckdienliche Unterkunft der Funde gesorgt; in der Stadt Kandia ist ein Museum entstanden, das unter wissenschaftlicher Leitung steht und schon jetzt eine höchst eigenartige und merkwürdige archäologische Sammlung darbietet.[1])

Wir können nun die Resultate der neuen Forschungen nach den grofsen Kulturstufen der kretischen Geschichte gliedern. Die ersten versetzen uns in die älteste, prähistorische oder, wenn man den Ausdruck anwenden will, 'mykenische' Zeit. Aus dieser Zeit ragt in der schriftlichen Überlieferung nur ein Name zu uns herüber, der Name des Königs Minos. Aber wenn Herr Evans vom Palaste des Königs Minos spricht, oder wenn er die aus gewaltigen Quadern aufgeführten alten Magazine mit ihren Kammern und Gängen als 'Labyrinth' bezeichnet, so ist damit natürlich nichts anderes beabsichtigt als dem grofsen Publikum die historische Datierung zu erleichtern. Dasselbe mögen auch Diodor und Strabo gemeint haben, wenn sie sagen, dafs 'Minos die Insel in drei Teile teilte und in jedem eine Stadt gründete: Knossos gen Norden und nach Asien zu, Phaistos gegen das Meer im Süden, Kydonia im Westen'. Nach diesen uralten Kulturcentren haben auch die modernen Nationen ihre Ausgrabungsgebiete abgegrenzt, so dafs die Engländer auf dem Gebiete des alten Knossos, die Italiener in Phaistos und dem benachbarten Gortyn zu graben begonnen haben. Kydonia scheidet aus, weil hier durch die Existenz von Kanea im Gebiete der alten Stadt kaum auf die Erhaltung bedeutenderer Überreste zu hoffen ist. Die Resultate dieser Arbeiten sind schon jetzt sehr beachtenswert. In erster Linie schlagen sie ins Feld der antiken, oder sagen wir, prähistorischen[2]) Baukunst. Dabei aber merken wir von neuem, dafs wir uns hier am Mittelmeer auf uraltem Kulturboden befinden, und wir sehen mit Staunen, dafs sich aus Zeiten, in denen der Norden noch in tiefster Barbarei lag, hier Überreste einer eminent hohen Kulturstufe finden. Denn was bieten uns unsere nordischen Gräberfelder und Dorfanlagen gegen diese Überreste gigantischer Königsburgen? Dabei aber erwachen wiederum wie einst in Mykenai und Troja die klassischen Reminiscenzen. Wer wollte es den Italienern verargen, wenn vor ihren Augen das homerische Haus entsteht, wenn sie das Megaron und nach Auffindung einer Treppe das Hyperoon zu identifizieren

---

[1]) Aufseher über die Altertümer (ἔφορος τῶν ἀρχαιοτήτων) in Kreta ist Herr Dr. Stephanos A. Xanthudides.

[2]) Das älteste Gebäude, aus neolithischer Zeit, glauben die Italiener unter ihrer Palastruine von Phaistos entdeckt zu haben.

versuchen? Daneben zeigt sich unseren Blicken der vorgeschichtliche Hausrat, und wiederum welcher Gegensatz zur Dürftigkeit nordischer, prähistorischer Ansiedelungen! Ich will nicht reden von den thönernen Vasen[1]) und Amphoren, Schalen und Tassen in ihren mannigfachen, abwechselungsreichen Formen; auch nicht von den bronzenen Waffen und Gerätschaften oder den merkwürdigen Siegelabdrücken. Das höchste Interesse gewähren uns die Funde, die uns zeigen, wie diese vorgeschichtlichen Menschen ihre Wohnungen zu schmücken verstanden. Wir thun hier wiederum einen Blick in die Urgeschichte der griechischen Malerei. Herr Evans fand in der Palastruine von Knossos die merkwürdigsten und, was das beachtenswerteste ist, künstlerisch bedeutende Freskomalereien.[2]) Aus den Resten einer Prozession von lebensgrofsen Figuren ragt 'die Gestalt eines fast nackten, nur mit dem Lendenschurz bekleideten Jünglings hervor, der mit beiden Händen als Weihegabe eine blau gemalte Vase vor sich hält'. Nach dem Bericht von Augenzeugen (Paul Herrmann in der Deutschen Litteraturzeitung 1901 S. 1657 ff. und Reinach in der Chronique des Arts) ist die Figur von hoher, künstlerischer Schönheit. Nicht minder gilt das von der Darstellung 'kleiner miniaturartiger Gestalten, Männer und Frauen, die, zu einer grofsen Festversammlung vereinigt, auf die Wand gemalt sind'. Ich spreche von einem Fries in einem der Säle des Minospalastes. Die Farbengebung ist nach Reinach konventionell, die Männer sind braunrot, die Frauen weifs. Merkwürdig aber ist die schwarze Umrandung der Konturen, so dafs das Ganze den Eindruck einer 'Federzeichnung' macht. Noch merkwürdiger freilich ist das Sujet. Es handelt sich augenscheinlich um Darstellungen nach der Natur. Ganz naturalistisch und mit einem gewissen Humor sind diese 'Hofdamen des Königs Minos in ihren Röcken mit Volants und gestickten Streifen und mit ihren nur durch ein schmales Band verbundenen Keulenärmeln' zur Erscheinung gebracht. Denselben Naturalismus und denselben Humor zeigen die von den Italienern zu Phaistos gefundenen Gebilde der Skulptur. Da haben wir die bemalte Statuette einer Sängerin in voller Positur, daneben viele andere weibliche Gewandfiguren. Am wunderbarsten aber ist ein Flachrelief. Der Künstler war hier ziemlich ungalant: er zeigt uns vier jener Hofdamen nebeneinander, aber mit tierischen Köpfen, darunter eine mit dem Kopf eines Papageis.[3])

Doch genug von diesen weitentlegenen und, wie man sagt, schriftlosen Zeiten. Zwar hat man in den Palastruinen zu Knossos und Phaistos auch Inschriften gefunden, aber wir können sie nicht entziffern, und so bleiben sie für

---

[1]) Die Vasen von Kamáres auf Kreta scheinen berufen, in der Geschichte der Keramik noch eine bedeutende Rolle zu spielen.

[2]) Neuerdings ist auch den Italienern in der Palastruine von Phaistos die Aufdeckung wichtiger Fresken gelungen. Es handelt sich um Ornamente mit der naturalistischen Wiedergabe von Pflanzen, z. B. blühendem Oleander.

[3]) Den höchsten Naturalismus zeigt auch das Fragment eines bemalten Stuckreliefs, das Herr Evans in den Ruinen von Knossos gefunden hat. Es ist ein Stück eines menschlichen Armes.

uns unleserlich wie jene Schriftzeichen des Proitos, die Bellerophon zum König Iobates von Lykien trug.

Die schriftliche Kunde beginnt für uns erst in der zweiten, der eigentlich griechischen Zeit. Ich habe vorhin schon jene Inschrift von Gortyn erwähnt, die Fabricius und Halbherr im Jahre 1884 gefunden haben. Gortyn gehört nicht in die Zahl der drei der Sage nach von Minos gegründeten Städte; auch ist die Stadt nicht in uralter Zeit zerstört worden, sondern hat in historischer Zeit noch eine gewisse Blüte besessen. Deshalb haben auch die Italiener, in deren Arbeitsdistrikt die Stadt mit Phaistos fiel, von Anfang an ihr Augenmerk hier nicht auf vorgeschichtliche Funde, sondern auf eine Vervollständigung der Resultate von 1884 gerichtet. Man weifs, welches Aufsehen jene Inschrift von Gortyn seiner Zeit gemacht hat. Ganz abgesehen davon, dafs uns hier ein griechischer Dialekt von solchem Alter entgegentrat, dafs er noch das Digamma sprachlich wohl erhalten zeigt, so war hier auch zum erstenmal ein authentischer Blick ins griechische Privatrecht gestattet. Diese Entdeckung hatte aber um so gröfsere Bedeutung, als man gerade neuerdings begonnen hat, neben der römischen Rechtsentwickelung auch die der östlichen, auf griechischer Kulturbasis ruhenden Provinzen des römischen Weltreiches und deren Einflufs auf die Rechtskodifikation der Kaiser Theodosius und Justinian näher zu erforschen. Natürlich waren sich die Italiener beim Beginn ihrer neuen Ausgrabungen der grofsen Schwierigkeiten und Hemmnisse auf diesem Gebiet von Gortyn wohl bewufst. Denn da die Bauten des alten Marktplatzes, auf deren Wänden die Gesetze inschriftlich verzeichnet waren, in späterer, römischer Zeit zum Zwecke von Neubauten geplündert und niedergerissen wurden, so konnte man freilich nichts anderes als Fragmente erwarten. Diese sind auch in den mannigfachsten Formen zu Tage getreten. Teils fand man Stücke von einem verlorenen Blocke der alten grofsen Inschrift; teils ähnliche Inschriften, mit denselben alten Schriftzügen gemeifselt, die die verschiedensten Gesetzesbestimmungen enthalten; teils — und zwar in der Umgebung des Tempels des pythischen Apollo — neuere Inschriften, auch solche, die für die Entwickelung des griechischen Schriftwesens an sich von grofser Bedeutung sind. Denselben fragmentarischen Charakter tragen die Ausgrabungen zu Lebena, dem Hafenorte der Stadt am libyschen Meere. Hier besafsen die Bewohner von Gortyn einen klimatischen Kurort mit einem Tempel des Asklepios. Diesen Tempel mit seinen Bäderanlagen aus römischer Zeit hat Halbherr im August des Jahres 1900 blofsgelegt und dabei Inschriften, Säulenüberreste und Hausgerät aus dieser späteren Zeit gefunden. Am aufregendsten war der Moment, als man über einem unterirdischen Gewölbe eine Steinplatte mit folgender Inschrift fand: 'Dem Asklepios. Unter der Magistratur der Kosmen — so hiefs die oberste Verwaltungsbehörde in den kretischen Städten — aus dem Stamme (folgen die Namen) hat die Stadt den hier geborgenen Schatz geweiht.' Man kann sich denken, welche Bedeutung ein Fund von Geräten und Münzen aus Edelmetall gehabt haben würde, und so verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer über die nächste Umgebung. Am anderen Morgen hatten sich die

Bauern der Umgegend zahlreich eingefunden, der Stein wurde gehoben, aber es fand sich nichts. Der Schatz war schon in früheren Zeiten beiseite geschafft worden.

Ich will die Liste der glücklichen Ausgrabungen hier nicht fortsetzen. Zu den Italienern und Engländern gesellten sich bald auch andere Nationen. Aus dem benachbarten Athen kam Dörpfeld als Vertreter des deutschen archäologischen Instituts, um sich nach einem geeigneten Orte für demnächstige Ausgrabungen umzusehen. Der Direktor des englischen Instituts zu Athen, Bosanquet, begann in Praisos[1]) (Bezirk Sitia), Herr Hogarth in der Höhle von Zakros[2]) (ebenfalls im Bezirk Sitia) und Mifs Royd als Vertreterin des amerikanischen Instituts in Gurnia (Bezirk Hierapetros) zu graben. Bemerkenswert ist, dafs man auch andere als archäologische Nachforschungen zu unternehmen sich entschlossen hat. So planen die Franzosen eine geographische Exkursion, und die Italiener[3]), die sich auf der Insel gewissermafsen heimisch fühlen, haben gleichzeitig mit ihrer archäologischen eine zweite, auf die mittelalterliche Geschichte der Insel gerichtete Unternehmung begonnen.

Diese Unternehmung verdankt man dem Gemeingeist der Stadt und Provinz Venedig und der Initiative ihres wissenschaftlichen Instituts. Venedig aber hat ja durch die historischen Ereignisse an dem Lande ein ganz besonderes Interesse. Verfolgen wir die Geschichte Kretas von den Zeiten der griechischen Unabhängigkeit aufwärts. Von Metellus Creticus wurde die Insel zur selben Zeit, da Pompejus im sogenannten dritten Mithridatischen Kriege den ganzen, ehemals seleukidischen Osten dem römischen Reiche angliederte, zur Provinz gemacht (im Jahre 67 v. Chr.). Unter den Römern nahm sie dann an jener glücklichen Zeitepoche teil, die wir die Kaiserzeit nennen, und die für die Mittelmeerländer eine Periode des Friedens und innerer glücklicher Entwickelung bedeutete. In dieser Zeit mufste der Insel ihre günstige Lage zwischen Nordost und Südwest zu statten kommen, und es entspricht diesen Verhältnissen, wenn Handel und Schiffahrt sich jetzt hoben, und die Bewohner, die ehedem die Bergkuppen und Hochthäler bewohnten, zur Küste niederstiegen und ihre alten Hafenorte besiedelten.[4]) Am bekanntesten ist vielleicht, dafs auch der Apostel Paulus auf seiner Reise nach Rom die Südküste der Insel berührte und in dem Felsenhafen Phoenix, dem heutigen Lutro, vor den Südwest- und Nordweststürmen Schutz zu suchen gedachte (Acta Apost. 27, 7—13).

Die Zeiten wurden erst dann wieder trüber, als die römische Herrschaft

---

[1]) Über Praisos s. auch die Italiener Halbherr, Savignoni und Taramelli im American Journal of Archaeology V 4.

[2]) S. Hogarth, Excavations at Zakro, Crete und Dawkins, Skulls from Cave-Burials at Zakro im Annual of the British School at Athens VII.

[3]) Von Interesse ist hier wohl auch die Monographie von Baldacci und Saccardo, Onorio Belli e Prospero Alpino e la flora dell' isola di Creta. Malpighia, Vol. XIV 1900. Der Arzt und Botaniker Onorio Belli befand sich im Jahre 1586 auf Kreta. Vgl. Fed. Berchet, La loggia veneziana, S. 13.

[4]) Über die Siedelungsverhältnisse s. Fabricius in Hettners Geographischer Zeitschrift III (1897) S. 371 ff.

allmählich in die byzantinische überging. Die Überlieferungen aus dieser Zeit sind recht dürftig, und sie lassen uns nur das mit Bestimmtheit erkennen, dafs die Siedelungen, die in römischer Zeit die Küste gesucht hatten, mit der beginnenden Unsicherheit der Meere sich wieder wie in der prähistorischen und altgriechischen Zeit ins Innere zurückzogen. In diesen Jahrhunderten war es, wo Avaren und Sarazenen und, wie uns eine Überlieferung, die syrische Chronik des Thomas Presbyter, meldet, auch Slaven die Insel geplündert und vielleicht besiedelt haben sollen. Schliefslich kam es zu einer Eroberung durch die Sarazenen, und von 825—961 herrschte auf der Insel zum erstenmal der Islam. Aber nichts als die Existenz und der Name der Stadt Kandia, den man von dem arabischen Worte *chandak*, der Graben, ableitet, erinnert mehr an diese Zeit. So stark war die byzantinische Restauration, die nach der Rückeroberung durch den tüchtigen Feldherrn Nikephoros Phokas unter Kaiser Romanos II. begann, und die hauptsächlich durch den tapferen Gottesstreiter, den Missionar der orthodoxen Kirche, St. Nikon geleitet wurde. Auf diese Zeit der zweiten byzantinischen Herrschaft führt sich auch die neuere politische Gestaltung und soziale Gliederung der Insel zurück. Nach einer Überlieferung der beteiligten Familien wurde Kreta nach einem Aufstande gegen die Centralgewalt in Konstantinopel am Ende des XII. Jahrh. unter zwölf aus der Hauptstadt einwandernde vornehme Geschlechter verteilt.[1]) Jedenfalls war es eine beschränkte Anzahl von Familien, die wie überall auf griechischem Boden so auch hier unter dem Namen der Herrschenden (Archonten) den gröfsten Teil des Grundbesitzes und die Leitung aller Dinge an sich rifs. Daneben sank die Ackerbau treibende Bevölkerung unter Schwinden des freien Grundbesitzes mehr und mehr auf den Standpunkt abgabepflichtiger Höriger herab, und es trat demnach ein Zustand ein, wie er schon einmal, in altgriechischer Zeit, bestanden hatte. Diese Verhältnisse fanden die Venetianer vor[2]), als sie im Verlauf der Ereignisse des vierten Kreuzzuges die Insel im Jahre 1204 in Besitz nahmen, und sie liefsen dieselben unverändert fortbestehen. Namentlich nachdem sie sich mit den griechischen Archontengeschlechtern auseinandergesetzt hatten[3]) —

[1]) So erzählt die *Οἰκογένεια Βαρούχα*, eine nur handschriftlich gedruckte Familienschrift, die mir durch die Güte des Herrn Thrasybul Argyropulos zugänglich wurde. Über die darin enthaltenen Sagen, die auf einer Gruppe von teils echten, teils gefälschten Urkunden beruhen, hoffe ich in Kürze eine kritische Abhandlung zu veröffentlichen.

[2]) Eine Studie über Kreta als venetianische Kolonie gab ich im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft 1899 S. 1 ff. Über die vergeblichen Versuche der Genuesen, sich vor den Venetianern auf der Insel festzusetzen, hat soeben Gerola eine treffliche, auf genuesische Urkunden gestützte Abhandlung veröffentlicht: Dr. Giuseppe Gerola, La dominazione Genovese in Creta, Rovereto 1902.

[3]) Den wichtigen, in lateinischer und griechischer Sprache abgefafsten Vertrag mit Alexios Kalergi vom Jahre 1299 habe ich zum ersten Male nach dem Original in meinem Archiv des Herzogs von Kandia veröffentlicht. Neuerdings hat Herr Xanthudides diesem Vertrag eine eingehende Studie mit einigen Besserungen meiner Lesung des Textes gewidmet (Ἀθηνᾶ XIV 3). Ich bemerke aber, dafs ich den Ausdruck im Eingang der Urkunde *ἡμέρα τρίτη ἐβγαίνοντι = die tertia exeunte* doch als Bologneser Datierung auffassen mufs, nachdem ich gefunden habe, dafs diese in den kretischen Urkunden der Zeit allgemein ge-

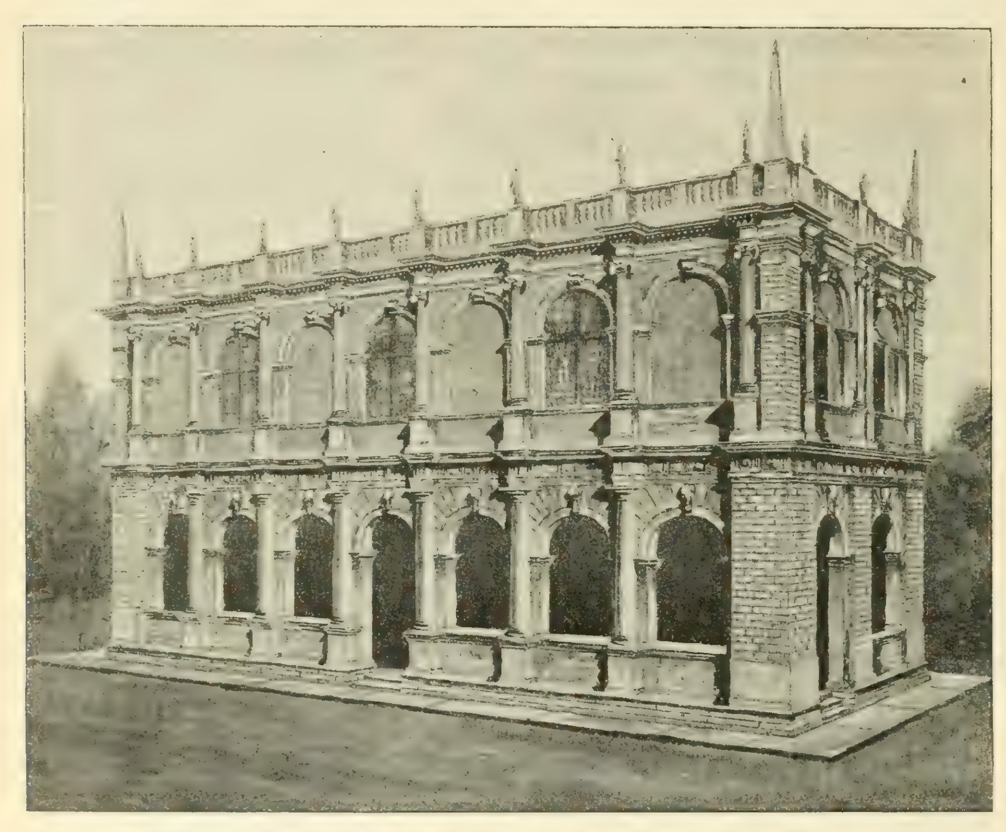
die Kämpfe mit ihnen füllten das ganze XIII. Jahrh. aus —, und nachdem sie diese in die Nobilität der Insel und selbst Venedigs aufgenommen hatten, traten ganz die Zustände der früheren byzantinischen Zeit hervor. Der Adel, teils venetianischer, teils griechischer Herkunft und demnach teils lateinischer, teils orthodoxer Konfession, beherrschte das flache Land. Daneben aber trat die Bedeutung der Küstenstädte wie in römischer Zeit wieder hervor. Denn Venedig übte eine strenge Seepolizei; und so stiegen in dieser Zeit zunehmender Sicherheit die Bewohner wieder von ihren Bergen hernieder, und Städte wie Kandia, Kanea, Rethymo, Sitia, Hierapetros und Kisamos erhielten eine grofse kommerzielle Bedeutung. Freilich nahm die Unsicherheit im Innern, wie ich bereits früher erwähnte, anfangs nicht ab, und lange Zeit mochte die Insel den Venetianern wichtiger als Flottenstation denn wegen ihrer Landeserzeugnisse sein. Aber auch hierfür stand Kreta noch eine gewisse Bedeutung und Blütezeit bevor. Als im XV. Jahrh. die kolonialen Produkte in Europa stärker denn vorher begehrt wurden, begann sich auch auf Kreta der Anbau von Zucker und Baumwolle zu rentieren. Andere Erzeugnisse, wie Wein, Öl, Hülsenfrüchte, Käse, Honig, Felle und Flachs, waren schon in früherer Zeit ausgeführt worden. Diese Blütezeit der Insel hielt bis zum Ende des XV. Jahrh. vor, bis zu der Zeit, wo durch die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien ein Umschwung sich vorzubereiten begann. Die Venetianer freilich liefsen auch jetzt in ihrer Fürsorge für die Insel noch nicht nach. Gerade das XVI. Jahrh. war reich an wohlgemeinten Reformversuchen, die aber alle das Grundübel, die sinkende wirtschaftliche Bedeutung des Landes, nicht bannen konnten. Und so sank die Insel allmählich wieder in jenen Zustand innerer Verwilderung und äufserer Bedeutungslosigkeit hinab, in dem sie die Türken mit dem Jahre 1669 übernahmen und in dem sie sie nunmehr dem neuen Regenten überliefert haben.[1])

Es ist klar, dafs eine so lang dauernde Herrschaft wie die venetianische (1204—1669) die mannigfachsten Erinnerungen hinterlassen haben mufs. In jener Zeit waren die Bergkuppen mit Kastellen gekrönt, die angebauten Gegenden mit Villen, Klöstern, Kirchen und Wasserleitungen bedeckt, die Städte durch grofsartige Befestigungen geschützt und mit Bauten von künstlerischer Bedeutung geschmückt. Den Überresten aus dieser Zeit gilt die Expedition, die man von Venedig aus entsandt und an deren Spitze man den jungen Gelehrten Giuseppe Gerola gestellt hat. Herr Gerola hat über zwei Jahre lang die Insel mit unglaublicher Ausdauer auch in den entlegensten Gegenden durchstreift und ein Material von ungemeiner Fülle zusammengebracht. Pläne und Skizzen der Städte und Befestigungen, Photographien hervorragender

bräuchlich gewesen ist. Es ist demnach der Vertrag auf den 28. April 1299 zu setzen. Der merkwürdige griechische Ausdruck erklärt sich aber als unbehilflicher Versuch, die im Griechischen ungewohnte Datierung wiederzugeben.

[1]) Die Jahre 1667—1669 des venetianisch-türkischen Krieges hat Bigge in der Schrift 'Der Kampf um Kandia' behandelt, die in den kriegsgeschichtlichen Abhandlungen des Grofsen Generalstabes erschienen ist.

Gebäude, Gypsabgüsse von Architekturstücken und Skulpturen hat er gesammelt und teilweise bereits in die Heimat zurückgebracht. Dort werden diese Gegenstände wohlgeordnet und künstlerisch gruppiert im städtischen Museum am Canal Grande, in dem alten Kaufhaus der Türken, ihre Aufstellung finden und gewifs einen sehr wertvollen Bestandteil dieses überhaupt so anziehenden historischen Museums bilden. Von diesen zahlreichen Funden und Entdeckungen wird uns vielleicht ein Gebäude am meisten zu interessieren im stande sein; es ist das die sogenannte Loggia Veneziana zu Kandia.



Die venetianische Loggia zu Kandia (Rekonstruktion von Fed. Berchet zu Venedig)

Wir erinnern uns dabei der jüngst leider zerstörten Loggia am Fufse des Glockenturmes auf dem Markusplatze von Venedig. Die Venetianer bauten überall diese Säulenhallen, die, für den täglichen Geschäftsverkehr bestimmt, von ihren Niederlassungen unzertrennlich waren. Die in Venedig selbst, die Jacopo Sansovino im Jahre 1540 errichtete, war natürlich die prächtigste. Aber auch unser Gebäude, das sich durch harmonische Gliederung und edle Einfachheit auszeichnet, verdankt vermutlich einem berühmten Künstler seine Entstehung. Wenigstens möchte es derjenige, der eine Rekonstruktion des Bauwerkes versucht hat, Federico Berchet zu Venedig, für Michele Sammicheli oder doch für dessen Neffen Girolamo in Anspruch nehmen. Der Veroneser

Michele Sammicheli war jener berühmte Baumeister der Republik, der die Forts am Hafeneingange von S. Nicolò auf dem Lido und so viele andere Bauwerke in der Hauptstadt selbst, auf der Terra ferma und in den Kolonien geschaffen hat. Er weilte nachweislich in den Jahren 1537—1542 auf Kreta. Sein Werk waren die gewaltigen Befestigungen von Kandia, die eine vierundzwanzigjährige Belagerung der Türken (1645—1669) nicht ganz zu zerstören vermochte, und deren Ruinen noch jetzt das Staunen der Fremden erregen. In dieser Zeit dürfte er auch unsere Loggia geschaffen haben. Wenigstens kann nur er, meint F. Berchet, oder sein Neffe der Schöpfer des herrlichen kleinen Kunstwerkes sein, da die Nachfolger der Sammicheli auf Kreta, Francesco Malacrida und Antonio Scolari, in ihrem Können an eine derartige Aufgabe nicht heranreichten.

Herr Berchet hat seine Rekonstruktion des Gebäudes — denn es ist stark beschädigt auf uns gekommen — in den Abhandlungen des venetianischen Instituts der Wissenschaften und Künste erscheinen lassen.[1]) Dabei erfahren wir auch, dafs die kretische Regierung eine Restauration des Bauwerkes ins Auge gefafst hat. Man hat daran gedacht, das Zeughaus, an das sich die Loggia mit ihrer Rückwand — wie einst die in Venedig an den Glockenturm — anlehnt, als archäologisches Museum einzurichten und dabei auch unser kleines Gebäude wieder in einen würdigen Zustand zu bringen. Der Gedanke ist freudig zu begrüfsen. Nur ist bei den etwaigen Umbauten darauf Bedacht zu nehmen, dafs die Loggia nicht zu fremden Zwecken gänzlich umgestaltet wird. Denn hier handelt es sich wirklich um die Erhaltung eines historischen Denkmals, das in seiner Eigenart eine der schönsten Zierden der Stadt Kandia und ein Erinnerungszeichen an eine wichtige Periode der Insel Kreta bilden würde.

---

[1]) Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Anno 1901—2, tomo LXI, parte II (Sitzung vom 27. Oktober 1901). Die erste gedruckte Nachricht gab Pariboni, Un monumento veneziano in pericolo, Candia 2 agosto 1901. Ich selbst habe auf das Gebäude in der Frankfurter Zeitung 22. Juli 1902 hingewiesen. — Das Cliché seiner Rekonstruktion hat mir Herr Berchet für diese Abhandlung gütigst zur Verfügung gestellt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Max Ruhland, Die eleusinischen Göttinnen. Entwickelung ihrer Typen in der attischen Plastik. Mit 3 Tafeln und 9 Abbildungen im Text. Strafsburg, K. J. Trübner 1901. XI und 108 S.

Es bietet ein begreifliches Interesse, die Gestalten, in denen griechische Künstler ihre Gottheiten verkörpert und den Zeitgenossen zur Anschauung gebracht haben, uns so vorzuführen, dafs wir nach Kräften die einstige geschichtliche Entwickelung und deren innere Gründe aufspüren. In jedem Bilde einer Gottheit liegt eine bestimmte Anschauung von ihrem Wesen beschlossen; je allgemeinere Verbreitung eine einzelne Darstellungsform gefunden hat, je kanonischer sie so zu sagen geworden ist, desto gröfsere Berechtigung scheint die Annahme zu haben, dafs in ihr eine besonders bedeutsame, mindestens eine allgemein gültige Auffassung der Gottheit verkörpert sei. Vereinzelte, ohne Nachfolge gebliebene Gestaltungen können daneben für eine solche systematische Betrachtung weniger wichtig scheinen, obwohl vielleicht gerade tief empfundene und darum ungewöhnliche Gestaltungen schwer kanonisches Ansehen erlangen, und wohl auch einmal zufällige, äufsere Gründe einem minder bedeutenden Werk Verbreitung verschaffen. Die Lücken unserer Überlieferung machen eine volle geschichtliche Erkenntnis in dieser Hinsicht nicht etwa weniger erstrebenswert, aber weniger leicht erreichbar, und so drängt diese sogenannte Kunstmythologie nur zu gerne zur Systematisierung. Man begreift es, dafs in dem umfangreichsten Versuche, die Darstellungen der griechischen Götter und ihrer Mythen geordnet vorzuführen, in Overbecks Kunstmythologie, deshalb eine eigentlich historisch weder zu stellende noch zu beantwortende Frage immer wiederkehrt, die nach dem Schöpfer des Idealbildes der betreffenden Gottheit, und dafs die Entwickelung weniger von einzelnen Künstlern getragen scheint, welche durch ihre, natürlich vielfach von den Vorgängern abhängigen Werke Zeugnis von ihrem oder ihres Publikums Glauben ablegen und auf ihre Zeitgenossen, anbetende, anschauende oder nachbildende, Einflufs ausüben, als von den verschiedenen sich aus einander entwickelnden und sich ablösenden Typen der bildlichen Darstellungen. Auch bei dem Verfasser der mit sorgfältiger Beobachtung und mit gesundem Urteil geschriebenen Studie über die Bilder der eleusinischen Göttinnen finden wir, wohl nicht ohne den Einflufs jenes Vorgängers, eine Neigung, den Typen gegenüber den einzelnen Werken besonderes Gewicht beizumessen.

Nach Typen sind die Bildwerke deshalb geordnet. Die 'anikonischen Agalmata', welche einleitungsweise behandelt sind, bieten gerade für Attika noch nichts, zeigen nur, wie die Beziehung der Göttinnen zum Erntesegen von alters her Ausdruck gefunden hat. Es werden dann weiterhin in einer nach Möglichkeit historisch gestalteten Abfolge die wichtigsten erhaltenen plastischen Bildwerke besprochen. Für das V. Jahrh. ist das berühmte eleusinische Relief der Ausgangspunkt. Die kurzlockige Göttin, welche darauf links steht und dem Triptolemos die Ähren reicht, wird eben auf Grund dieser mythischen Beziehung richtig als Demeter gefafst und mit der prächtigen Statue verglichen, die uns durch ihre Kopien in Berlin und Cherchel bekannt ist. In ihrer Datierung schliefst Ruhland sich mit Recht an Kekule an, glaubt aber über ihn hinaus aus dem Fund zweier der Exemplare in der Residenz Jubas II. auf die engere Beziehung des Urbildes zu Eleusis selbst schliefsen zu dürfen; das ist kein zwingender Schlufs, da doch Juba vor allem nach künstlerischen, nicht nach kultgeschichtlichen Gesichtspunkten gesammelt haben wird, und wir mit Kekule gestehen müssen, dafs bei dem Mangel von besonderen Kennzeichen eine Sicherheit für die Benennung Demeter selbst durch die Ähnlichkeit mit dem eleusinischen Relief nicht gewährleistet wird: die formale, auf Tracht und Stil beschränkte Verwandtschaft läfst sich ja auch durch Gleichheit der Epoche erklären.

Als etwas jüngere Bildungen schliefst Ruhland dann einen 'Typus' an, der u. a.

die Demeter des Capitolinischen Museums, die in Berlin und die (von Furtwängler zur Nemesis des Agorakritos in Beziehung gesetzte) Kolossalstatue des Vatikan umfaſst. Daſs diese und die damit zusammengestellten Statuen nicht als Repliken eines und desselben Werkes anzusehen sind, ist vom Verfasser richtig hervorgehoben. Um so mehr bedauert man, daſs er sich und seinen Lesern die Arbeit nicht erleichtert und planmäſsig auf die Einzelschöpfungen zurückgegriffen hat. An richtigen Ansätzen dazu fehlt es nicht, ja sogar Rückführung auf einzelne Künstler ist versucht. Das ist der Weg, auf dem man den Verfasser gerne entschlossen weiter schreiten sehen möchte, auf dem Wege der Sonderung, Sichtung und Zusammenfassung der wirklich zusammengehörigen Repliken groſser Kunstwerke, an welche sich dann die unselbständigeren Leistungen geringerer Künstler anschlieſsen könnten. Die Rückführung der Capitolinischen Figur auf Alkamenes, der Berliner auf den älteren Praxiteles wird man sich als Wegweisungen in diesem Sinne gern gefallen lassen, auch wenn man zu den Skeptikern gehört, welche die leibhaftige Existenz dieses älteren Praxiteles nur für diskutabel, nicht für ausgemacht halten. Ebenso wie das Bild der Demeter wird das der Kora, ausgehend vom eleusinischen Relief, für das V. Jahrh. verfolgt und die Rückführung auf bestimmte einzelne Werke wenigstens angebahnt. Eine Besprechung der thronenden Demeter schlieſst diesen Abschnitt.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Gruppierung der Werke des IV. Jahrh. entgegenstellen, hat der Verfasser mit Fug hervorgehoben. In drei gröſseren Abschnitten hat er Demeter mit dem Schleier (wofür vor allem die von Furtwängler publizierte attische Originalstatue in Venedig herangezogen wird), Kora mit dem Mantel und Demeter mit dem Mantel besprochen und diese Kompositionen auf ihren Ursprung zurückzuführen begonnen. Bei der Nachprüfung des Anteils, der Praxiteles an der Schöpfung dieser Gestalten gebührt, hat er mit Recht an dem Praxitelischen Ursprung des Musenreliefs von Mantineia festgehalten, während S. Reinachs Versuch, die sogenannte groſse Herculanenserin als Lysippisch zu erweisen, wie mir scheint mit Unrecht, keine Berücksichtigung gefunden hat. Gegen die Anschauung, daſs die Einhüllung in Schleier und Mantel speziell die Mysteriengottheiten kennzeichne, möchte ich auf die groſse Beliebtheit dieser reichen und dem subjektiven Schönheitssinn der einzelnen Trägerin so angemessenen Tracht im täglichen Leben hinweisen, welche uns z. B. durch die Terrakotten genügend veranschaulicht wird. Hier würde ich also einen Wandel annehmen, dessen Gründe nicht im 'Typus', auch nicht in der Anschauung vom Wesen der Gottheit, sondern allein im alltäglichen wie im künstlerischen Geschmack zu suchen sind. Auf dem zuerst von Philios publizierten eleusinischen Relief (A. M. 1895 Taf. 6) glaube ich keine Nachbildung einer eleusinischen Kultgruppe annehmen zu müssen, sondern eine Darstellung der Aussendung des Triptolemos, beeinfluſst natürlich von den damals beliebten Typen der Götterbilder. Daſs Triptolemos nicht auf einem Thron, sondern auf einem Wagen sitzt, ergiebt sich aus dem noch erhaltenen Bohrloch für die Anfügung des Rades. Wer, wie Rubensohn, das Rad leugnet, müſste angeben, was denn sonst hier angebracht gewesen sein könnte, und selbst das Fehlen des Rades würde diesem Sessel mit Schlangen und Flügeln nicht den Charakter eines wunderbaren, zum Flug durch die Lüfte bestimmten Fahrzeugs nehmen. Ich möchte weiterhin das Urbild der Kora dieses Reliefs am liebsten nicht mit einer stehenden, sondern mit einer sitzenden Demeter vereinigt denken, nach Art der auf den bekannten Scherben panathenäischer Vasen wiedergegebenen Gruppe, welche Kern für das Kultbild zu Eleusis in Anspruch nahm. Zu beweisen ist das allerdings noch nicht. Es wird noch weiterer Funde und vor allem weiterer Forschung bedürfen, bis wir die wichtige Frage nach den Kultbildern der verschiedenen eleusinischen Heiligtümer mit Sicherheit beantworden können. Für seinen fleiſsigen Beitrag zu diesen Untersuchungen sind wir dem Verfasser Dank schuldig. Paul Wolters.

Richard M. Meyer, Grundriss der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, G. Bondi 1902. XV, 258 S.

Der Verf. bietet in dem Buche eine willkommene Ergänzung seiner erfolgreichen Litteraturgeschichte des XIX. Jahrh. Dieser Grundriſs bringt nämlich den bibliographisch-kritischen Ausweis über die dort geleistete Arbeit. Eine solche Übersicht ist allerdings ein praktisches Bedürfnis. Gerade bei der notwendig obwaltenden Unsicherheit auf solch modernem Forschungsgebiete wird man sich gern einem kenntnisreichen und besonnenen Führer anvertrauen. Denn als solchen erweist sich der Verf. auch in dem vorliegenden Buch. Die rein chronologische Disposition, welche in seiner Litteratur-

geschichte so wenig befriedigte und deshalb auf so lebhaften Widerspruch stiefs, wird hier eher als ein Vorteil empfunden, weil sie den Überblick wesentlich erleichtert. Überhaupt bemüht sich der Verf. thunlichst, ihn durch allerhand eingestreute Verweise noch zu fördern. In ihnen und in den mannigfachen Hindeutungen auf litterarisch verwertete Modelle hat er manche gute Beobachtung niedergelegt und viele kleine Ansätze zur vergleichenden Litteraturbetrachtung gegeben. Auch gelegentlich mitgeteilte charakteristische Citate beleben und erhellen wirksam die Situation. Besonders verdienstlich aber sind die in knapper Notenform zahlreich beigefügten Urteile über aufgeführte Schriften. Diese werden namentlich dem Anfänger manche unfruchtbare Arbeit ersparen. Verf. hat da an seinem Teil gethan, was für die Zeitschriftenbibliographie in ähnlicher Weise noch zu erhoffen ist. Dafs man trotzdem nicht allerorten in verba magistri schwören wird, ist selbstverständlich.

Am meisten Sorge macht sich der Verf. um den etwa zu erhebenden Vorwurf der Unvollständigkeit. Und er thut recht daran, die Forderung absoluter Vollständigkeit als ebenso unwissenschaftlich wie unangebracht von vornherein abzulehnen. Was hätte er sonst auch alles für Elaborate mit verewigen müssen! Strenge Auswahl war gewifs dringend geboten, ohne dafs er allerdings nur den Mafsstab des unbedingt Wertvollen anlegen durfte. Da würde man manches doch recht Charakteristische vergeblich suchen. Auch will der Verf. nicht dekretieren. Vielmehr merkt man auf Schritt und Tritt das Bestreben, den Leser zu eigenem Studium anzuleiten. Bald regt er zu dankenswerten Untersuchungen an, bald stellt er selbst neue Arbeiten in Aussicht, bald belehrt er bündig über methodologische Grundbegriffe (vgl. bes. S. 36 f. u. 42 f.). Dadurch begegnet er zugleich dem Einwand der Trockenheit, den man so gern gegen derartige Zusammenstellungen ins Feld zu führen beliebt. Dafs freilich bei einem so gewaltigen Stoffgebiete, insofern neben der inländischen auch die ausländische Litteratur nach Gebühr berücksichtigt wird, mancherlei Versehen oder Lücken, zumal bei einem ersten Entwurfe, unvermeidlich sind, hat sich der Verf. selbst nicht verhehlt und sich diesbezügliche Beobachtungen aus dem Kreise der Benutzenden ausdrücklich erbeten. In dem Sinne mögen ihm auch einige Ausstellungen nicht vorenthalten sein, die sich mir bei der Durchsicht seines Grundrisses ergeben haben.

S. 46 könnte neben Nerrlichs Buch auch J. Müllers Arbeit über Jean Paul Erwähnung finden. S. 58 erscheint mir die Auswahl aus Eichendorffs Hauptwerken unzulänglich. Desgleichen hätte Nr. 1596 unter den Novellen von Aug. Kopisch das besonders gelungene Stück 'Ein Carnevalsfest auf Ischia' herausgehoben werden können. Unter den Lenauausgaben vermisse ich die von Max Koch (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 154 u. 155). Zu Nr. 1680 wäre an die vom Dichter besonders geschätzte Abhandlung von Johannes Martensen, Stuttg. 1836 zu erinnern. Unter dem Biographischen ist ebenso Karl Mayers Büchlein, Stuttg.[2] 1853 als Paul Weifsers Publikation (Deutsche Rundsch. 61, 420 ff.) ungenannt geblieben. Dagegen ist Klein-Hattingens wertlose Schrift zu streichen. Aus den zahlreichen Gedichten auf Lenau sei namentlich auch Grillparzers Nachruf hervorgehoben. S. 114 sind Th. Storms interessante 'Erinnerungen an Eduard Mörike' (Sämtliche Werke VIII. Bd.) übersehen. Bei Nr. 2734 erscheint mir ein Hinweis auf den von der späteren Fassung wesentlich abweichenden ersten Druck der Novelle 'Immensee' am Orte (Schleswig-Holsteinsches Volksb. f. 1850, 56 ff.). Ebenso halte ich statt Nr. 2736 lieber eine Anführung von den 'Geschichten aus der Tonne' und namentlich von 'Pole Poppenspäler' für wünschenswert. Nicht fehlen durfte unter den Charakteristiken der wertvolle Briefwechsel mit Emil Kuh (Westermanns Monatshefte 67. Bd.). S. 160 verdiente wohl der Aufsatz von Th. Matthias über 'W. H. Riehl als Novellist' (Zeitschr. f. deutschen Unterr. X 1 ff.) eine Anführung. Nr. 3765 könnten v. Wildenbruchs läppische Humoresken ruhig ausgemerzt werden. Warum ist v. Schönaichs bekannteste Novelle 'Tauwasser' nicht angemerkt worden? Schliefslich wäre S. 208 vielleicht auch v. Meerheimbs bezeichnendes Epos 'Eine Nacht auf dem Parkett', das viel Persönliches enthält, nach des Dichters Tod erschienen (Leipzig, Friedrich o. J.), zu notieren.

Die kleine Lese mag das Interesse an des Verfassers Arbeit bezeugen, der eine baldige Neuauflage zu wünschen ist. Jedenfalls wird sich sein Buch nicht nur in den Händen der jungen Germanisten, für die es anscheinend in erster Linie bestimmt ist, sondern ebenso auch bei allen Forschern und Freunden der neueren deutschen Litteraturgeschichte als ein nützliches, wohlverläfsliches Handwerkszeug bewähren. Die akademischen Dozenten zumal überhebt es mancher zeitraubenden bibliographischen Diktate. Als eine Art Goedeke der modernen

Litteraturgeschichte wird es sich gewifs durch seine Eigenart auch neben einer zu erwartenden Fortführung jenes wichtigen Nachschlagewerkes bis zur Neuzeit mit Erfolg behaupten können. Otto Ladendorf.

WO DAS EISEN WÄCHST

In Schillers Braut von Messina, die am 1. Februar 1903 das hundertjährige Jubiläum ihrer Vollendung feiern kann, äufsert der Chor:

> Nicht, wo die goldene Ceres lacht
> Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
> Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
> Da entspringen der Erde Gebieter.

Dabei denkt jeder an Ernst Moritz Arndts ingrimmig begeistertes 'Vaterlandslied':

> Der Gott, der Eisen wachsen liefs,
> Der wollte keine Knechte,
> Drum gab er Säbel, Schwert und Spiefs
> Dem Mann in seine Rechte.

Wenigen ist aber wohl bewufst, dafs Schiller wie im vorhergehenden, so auch in den Worten 'Wo das Eisen wächst' antiker Anschauung genau folgt. Welche Quelle ihm dafür zu Grunde lag, wird sich schwer sagen lassen, eine antike ist es wahrscheinlich nicht. Ernst Bergmann in Braunschweig, ein besonderer Kenner des Stückes, mit dem ich die Sache erörterte, denkt an den alten Harzspruch:

> Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
> Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

der, wenn nicht auf anderem Wege, durch Goethe vermittelt sein könne.

Die antiken Belege zeigen wörtliche Übereinstimmung mit Schiller; es verlohnt sich vielleicht, sie anzuführen. Fr. Cumont, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über den Mithrasdienst, hat vor kurzem in der Revue de philologie (1902 XXVI S. 7. 280) zwei Artikel unter dem Titel *Ubi ferrum nascitur* veröffentlicht. Sie gehen von einer zu Heddernheim gefundenen Silberplatte aus, die die Weihinschrift enthält I · O · M · DOLICHINO · VBI · FERRVM · NASCITVR, womit drei andere Inschriften aus Rom, Apulum in Dacien und Pfünz in Rätien verglichen werden, die dieselbe Formel oder eine ähnliche (*u. f. exoritur*) aufweisen. Der Herr von Doliche in Kommagene gehört zu den syrischen Gottheiten, die seit der Mitte des II. Jahrh. n. Chr. durch Kaufleute, Ansiedler und hauptsächlich durch Soldaten aus Syrien bis in die westlichen Grenzprovinzen des römischen Reiches verbreitet worden sind; *De Iove Dolicheno* schrieb der jüngst viel zu früh der Wissenschaft entrissene Direktor des Trierer Provinzialmuseums Felix Hettner seine noch heute gerühmte Doktordissertation (Bonn 1877). Es war ein Gott der Krieger und Eisenarbeiter, die Darstellungen zeigen ihn nach syrischer Weise auf dem Rücken eines Stiers stehend, gepanzert, in der Rechten die Doppelaxt, in der Linken den Blitz. Wie also bei dem deutschen Dichter die Männer von Messina ihr kriegerisches, fremdes Herrengeschlecht — auf dem Meerschiff ist es gekommen von der Sonne rötlichtem Untergang — in der Berge Schacht entspringen lassen, 'wo das Eisen wächst', so übt der Gebieter jener Dolichenusdiener seine Macht aus, *ubi ferrum nascitur.* Nach Cumonts Vermutung ist er sogar ebenfalls aus fernem Lande eingewandert; dieser Gelehrte hält es für möglich, dafs Chalyber aus Kleinasien den Eisengott mitbrachten, und citiert die folgenden, für unsere Parallele interessanten Grammatikerstellen: Schol. Apoll. Rhod. I 1323 *Χάλυβες ἔθνος Σκυθίας, ὅπου ὁ σίδηρος γίνεται* (= Hesych. s. v. *Χάλυβος*); Suid. *Χάλυβες· ἔθνος Σκυθίας, ἔνθεν ὁ σίδηρος τίκτεται*; Etym. Magn. s. v. *χαλκός· Χάλυβες ἔθνος εἰσὶ Σκυθικόν, ἔνθα ὁ σίδηρος τίκτεται.* Ich weifs nicht, ob der Anhalt für diese Hypothese Cumonts ausreicht, jedenfalls sind die Notizen von Bedeutung für die zu allen Zeiten weit verbreitete Ansicht von dem organischen Wachstum der Metalle und Gesteine in den *viscera terrae.* Erneuert sich ja sogar nach diesem Glauben der Mineralienreichtum im Erdenschofse, je nachdem er zu Tage gefördert wird, wie das z. B. Strabon (V 2, 6 S. 224) von den Eisenerzen auf Elba, den Steinbrüchen auf Rhodos und Paros und dem Salz in Indien zu sagen weifs. J. I.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1902 BESPROCHENEN SCHRIFTEN

SACHREGISTER



NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

ZEHNTER BAND

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD GERTH

FÜNFTER JAHRGANG 1902

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1902

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND II (1898), IV (1899), VI (1900), VIII (1901) UND X (1902)

Friedrich Aly in Marburg (X 538)
Eduard Arens in München-Gladbach (X 154)
Alfred Baldamus in Leipzig (II 283. 307)
Paul Barth in Leipzig (VIII 57)
Fritz Baumgarten in Freiburg i. B. (X 200)
Wilhelm Becher in Dresden (VIII 84)
Alfred Biese in Neuwied (II 56, IV 35. 361. 397, X 241)
Aloys Bömer in Münster (IV 129. 204, VI 465)
Karl Boethke in Thorn (II 370)
Eduard Böttcher in Leipzig (VI 505)
Karl Brandstätter in Dresden (VI 114)
Paul Brandt in Bonn (X 395. 397)
Franz Buchenau in Bremen (VI 441)
Anton Chlebowski in Braunsberg (II 338)
Otto Clemen in Zwickau (IV 117. 236. 510, VI 395)
Harry Denicke in Rixdorf (II 36 VIII 362)
Hermann Diels in Berlin (VI 573)
Gustav Diestel in Dresden (IV 398)
Wilhelm Dilthey in Berlin (VI 325)
Armin Dittmar in Grimma (IV 142, VI 154. 282, VIII 258)
Paul Dörwald in Ohlau (II 48. 106. 550, VIII 85)
Otto Dost in Döbeln (IV 429)
Konrad Dunker in Hadersleben (VI 510)
Karl Dziatzko in Göttingen (VI 94)
Christian Eidam in Nürnberg (X 165)
Ernst Fabian in Zwickau (IV 24. 65)
Gustav Fasterding in Westerburg (IV 396)
Franz Fauth in Höxter (II 151. 484, IV 151, VI 168. 240)
Otto Fiebiger in Dresden (VI 59. 122)
Richard Foerster in Breslau (VI 74)
Bernhard Frenzel in Wattenscheid (X 252)
Carl Fries in Berlin (VI 177. 241. 557, VIII 176)
Ernst Reinhard Gast in Köthen (II 353 VIII 60 515)
Bernhard Geissler in Köln (IV 456)
Kurt Geissler in Charlottenburg (X 450)
Paul Glässer (†) in Leipzig (II 25)
Karl Gneisse in Strafsburg (VI 351)
Heinrich Grossmann in Saargemünd (IV 398)
Ludwig Gurlitt in Steglitz (X 177)
Rudolf Hanncke in Köslin (IV 382, VI 229)
Paul Hasler in Wesel (VI 358)
Woldemar Haynel in Emden (IV 221. 241)
Karl Heinemann in Leipzig (IV 298)
Alfred Heubaum in Berlin (VI 325)
Karl Hirzel in Ulm (X 45. 240)
Friedrich van Hoffs in Koblenz (II 495)
Max Holtze in Leipzig (X 464)
Walther Hoppe in Löbau i. S. (VIII 65. 129. 177. 277. 333)
Ferdinand Hornemann in Hannover (II 545, VI 1)
Bernhard Huebner in Köln (VI 495)
Karl Hünlich in Leipzig (IV 46)
August Huther in Heidelberg (VIII 521)
Georg Ilberg in Grofsschweidnitz (VIII 238)
Johannes Ilberg in Leipzig (VIII 277. 572, X 175. 568)
Johannes Imelmann in Berlin (IV 63. 116)
Otto Immisch in Leipzig (II 241, VI 305, X 521)
Oskar Jäger in Bonn (II 262)
Otto Kämmel in Leipzig (II 15. 125)
Gottfried Kentenich in Kempen (VI 543)
Friedrich Koepp in Münster i. W. (VIII 460)
Otto Kohl in Kreuznach (VI 549 VIII 550)
Wilhelm Koppelmann in Leer (IV 441, VIII 141)
Anton Kröger in Saarlouis (VI 65. 129. 193)
Karl Kromayer in Strafsburg (X 270)
Karl Lamprecht in Leipzig (II 118)
Karl Landmann in Darmstadt (II 204, IV 162
Rudolf Lange in Berlin (VIII 518)
Hermann Lattmann in Ilfeld (X 285)
Julius Ley in Kreuznach (IV 287)
Georg Liebe in Magdeburg (VI 175, X 295)
Eduard Loch jr. in Königsberg (IV 452)
Karl Lockemann in Breslau (VI 574)
Albert Löschhorn in Wollstein (II 448)

Theodor Lohmeyer in Altena i. W. (VIII 463)
Theodor Lorenz in Erfurt (VI 461)
Friedrich Lüdecke in Bremen (X 105)
Ernst Mäschel in Schneeberg (IV 560)
Theodor Matthias in Zwickau (II 496, VI 401)
Richard Meister in Leipzig (IV 263. 312)
Georg Mertz in Bahlingen (IV 400. 480)
August Messer in Gießen (IV 489, VIII 11. 401)
Eugen Mogk in Leipzig (VIII 461)
Hans Morsch in Berlin (X 87. 125)
Wilhelm Münch in Berlin (II 177, IV 513, VI 513, VIII 236. 462)
Paul Nebel in Dresden (X 327)
Wilhelm Nestle in Schwäbisch-Hall (IV 177)
Emil Oehley in Köln (IV 121, VI 566, VIII 385)
Theodor Opitz in Zwickau (X 518)
Friedrich Paulsen in Berlin (II 129)
Hermann Peter in Meißen (II 295)
Robert Petersen in Wilhelmshaven (II 318)
Heinrich Pigge in Aschendorf (II 443)
Theodor Preuss in Friedenau (IV 298. 394)
Alfred Rausch in Halle (II 457)
Karl Reichardt in Wildungen (II 449, IV 76, VI 477, VIII 220, X 1. 519)
Paul Reichardt in Annaberg (VIII 473)
Johannes Reinhard in Sachsendorf (IV 345)
Curt Reinhardt in Meißen (X 60)
Albrecht Reum in Dresden (IV 326)
Fritz Richter in Dresden (X 122)
Otto Richter in Leipzig (II 233, VIII 434)
Richard Richter (†) in Leipzig (II 95. 164. 383. 510, IV 63. 119. 256. 398, VI 296. 511)
Hubert Rick in Kempen (VI 145)
Eduard Roese in Stralsund (VIII 395)
Hermann Rose in Lüneburg (IV 105)
Emil Rosenberg in Hirschberg (IV 94)
F. W. E. Roth in Wiesbaden (IV 168)
Wilhelm Rüdiger in Frankfurt a. M. (II 385. 464. 497)
Walther Ruge in Leipzig (II 227, IV 128, VI 384, VIII 451, X 404)
Gotthold Sachse in Bartenstein (IV 559)
Ernst Schlee in Altona (VI 20)
Bastian Schmid in Bautzen (VIII 465)
Otto Eduard Schmidt in Meißen (IV 318, VIII 162, X 565)
Max Schneidewin in Hameln (II 537)
Hermann Schuller in Plauen i. V. (II 379, VIII 128)
Gerhard Schultz in Steglitz (IV 549)
Hans Schulz in Leipzig (VIII 505)
Otto Schulze in Gera (II 360)
Ernst Schwabe in Meißen (II 1. 401, IV 305. 465. 524, VI 262, VIII 241. 315, X 27. 307. 557)
Konrad Seeliger in Zittau (II 79, VI 427)
Max Siebourg in Bonn (II 415, IV 501)
Georg Siefert in Pforta (X 362. 433. 473)
Ernst Sihler in New York (X 458. 503. 548)
Jürgen Sievers in Frankenberg (VI 239)
Theodor Sorgenfrey in Neuhaldensleben (II 217, VI 374, VIII 112)
Alfred Spitzner in Leipzig (IV 536)
Alwin Sterz in Köthen (II 381)
Hermann Steuding in Wurzen (X 420)
Paul Stötzner in Zwickau (VIII 457, X 123. 517)
Otto Stock in Eldena (VI 450, VIII 1)
Hermann Suchier in Halle (X 161)
Johannes Teufer in Leipzig (IV 416, VIII 44. 125, X 290)
Hermann Ullrich in Brandenburg (X 224)
Paul Vogel in Leipzig (II 271, IV 271, VI 128. 213, VIII 99. 464. 557)
Theodor Vogel in Dresden (VIII 77. 175)
Heinrich Vogt in Breslau (VIII 190)
Johannes Volkelt in Leipzig (II 65, VI 103)
Wilhelm Vollbrecht in Altona (II 143. 194)
Richard Wagner in Dresden (II 518, VIII 488)
Ludwig Weber in Berlin (X 69)
Alexander Weinberg in Trautenau (IV 55)
Oskar Weise in Eisenberg (X 406. 517. 563)
Oskar Weissenfels in Berlin (VI 528)
Alexander Wernicke in Braunschweig (IV 1, VI 30)
Max Wiesenthal in Barmen (X 206)
Martin Wohlrab in Dresden (IV 86, VI 363, VIII 428, X 409)
Emil Wolff in Schleswig (VIII 64)
Paul Worms in Meldorf (X 297)
Rudolf Wustmann in Leipzig (X 496)
Ulrich Zernial in Berlin (II 447)
Theobald Ziegler in Straßburg (II 289)
Julius Ziehen in Berlin (II 138. 328, IV 448)

INHALT

VATERLANDSLIEBE, NATIONALGEFÜHL UND PATRIOTISMUS

Vorbemerkungen zu einer Theorie der nationalen Erziehung

Von Carl Reichardt

Achtzehn Jahrhunderte sind nun dahingegangen, seit unser Land und Volk seine erste Monographie erhielt, seit der gröfste Geschichtschreiber Roms den Gebildeten seiner Zeit berichtete von jener terra silvis horrida et paludibus foeda und ihrer gens propria et sincera et tantum sui similis. Seitdem ist mancher Sonnenschein und Regen, mancher Sturm und manches Gewitter über die Berge und Thäler, die Wälder und Auen unseres Vaterlandes dahingezogen, und manches Geschlecht sterblicher Menschen ist wie die Blätter im Herbste dahingesunken, künftigem Leben den Boden bereitend. Und nicht spurlos sind die Jahrhunderte darüber hingegangen über unserem Land und Volk. Grofse Wandlungen haben beide miteinander erfahren in langsamer, aber stetiger Umgestaltung und Entwickelung. 'Wo bleiben alle die Bilder?' Wo ist die Zeit geblieben, da unsere Vorfahren noch in trotziger Selbstgenügsamkeit auf ihren Höfen safsen, discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit? Ihre Enkel und Urenkel mufsten wohl oder übel näher aneinanderrücken, als trotz Krieg und Pest und Hungersnot die Volkszahl immer mächtiger anwuchs. Sie bequemten sich, den Wald hinter dem Hofe zu roden, das Dunkel der alten Marken zu lichten, an Flüfschen und Bächen hinaufzusteigen in die Berge, bis sie auf der Hochfläche bei den letzten Quellen mit den Nachbarn zusammentrafen, die von drüben her den gleichen Weg gekommen waren. Sie bequemten sich auch, ihre Höfe im lockeren Haufen, gleichsam widerstrebend, zu Dörfern zu scharen; ja der Untergang der alten Freiheit im offenen Lande trieb sie in die einst so verhafsten Mauern der Städte. Und heute drängen sich Tausende und Hunderttausende oft auf allerengstem Raume zusammen, neben- und übereinander; und wollte man die sechsundfünfzig Millionen Menschen, die in den Grenzen des jetzigen Deutschen Reiches miteinander leben, gleichmäfsig über das ganze weite Land verteilen, über Berg und Thal und Feld und Wald und Heide, vom Bodensee bis zum Belt und von der Maas bis an die Memel, so würde keiner mehr als einen Steinwurf weit von jedem seiner Nachbarn ringsum entfernt sein.

Dieses anfangs unfreiwillige, heute nur allzu bereitwillige Zusammenrücken hat die wichtigsten Folgen nach sich gezogen, im Guten wie im Schlimmen. Es brachte die Menschen, die vielleicht schon seit Jahrhunderten in demselben Lande safsen, dieselbe Sprache redeten, dieselben Götter verehrten, ohne sich

doch viel umeinander zu kümmern, in immer engere Berührung und immer festere Verbindung und zu immer lebhafterem Austausch der Güter und Gedanken. Die Sippen hatten immer zusammen gehalten. Aber je mehr nun bei weiterer Ausbreitung der Geschlechtsgenossen das verwandtschaftliche Band sich lockerte, um so mehr gewann die Nachbarschaft an Bedeutung und Wert, und jene dunkle Ahnung einer weiter fassenden, weiter zurückreichenden Blutsverwandtschaft des ganzen grofsen Volkes, die wie eine halbverblafste Jugenderinnerung in Tuistos Söhnen fortgelebt hatte, erwachte mehr und mehr zum vollen Bewufstsein nationaler Zusammengehörigkeit. Aus den ungezählten kleinen Gaugenossenschaften der Römerzeit erwuchsen die grofsen Stämme der Völkerwanderung. Und ein halbes Jahrtausend später, als die Sachsen, Franken, Alamannen, Bayern sich aus der Umschlingung des karolingischen Imperiums wieder befreiten und unter den Ottonen zum erstenmale zu einem freien völkerrechtlichen Verbande zusammentraten, da begannen sie sich auch ihrer deutschen Sprache und Art als eines ihnen allen und nur ihnen eigenen Besitzes bewufst zu werden. Römerzüge und Kreuzzüge, ein rasch aufblühender Handelsverkehr und der wachsende Besuch welscher Universitäten festigten dann allmählich den Begriff der 'natio teutonica'. Zugleich aber regte sich auch mächtig wieder der alte Sondertrieb. Ja er führte in den Jahrhunderten des verfallenden Reichs zu einer so weitgehenden landschaftlichen und lokalen Absonderung, einer so tiefgreifenden politischen und sozialen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, geistigen Differenzierung, wie sie nur im alten Griechenlande auf engerem Raume ihresgleichen hatte.

Zwei Mächte haben dem vom Sondergeiste überwucherten Nationalgefühle wieder Leben und Kraft verliehen und ihm schliefslich in überraschend kurzer Zeit zum entscheidenden Siege über den tiefwurzelnden und wohl zu schätzenden, aber oft allzu starken Eigensinn der deutschen Natur verholfen: die deutsche Litteratur und der deutsche Staat. Der frische, kräftige Lufthauch, mit dem die neu erwachende und rasch erstarkende litterarische Bewegung des XVIII. Jahrh. die Gemüter emporrifs aus der träumenden Versunkenheit und überbescheidenen Selbstgenügsamkeit der bisweilen wohl idyllischen, im Grunde aber kläglichen und kleinlichen Spiefsbürgerei und Kleinstaaterei, fachte den deutschen Geist mächtig an, und indem die jugendfrohe, weitherzige deutsche Dichtung sich selbst den Schranken des landschaftlichen Sondergeistes rasch entwand und als wahre Nationallitteratur gemeindeutschem Empfinden und Denken neue, reine, gesunde Lebensluft bot, liefs sie bald das allerorten neu auflebende deutsche Nationalgefühl zu hellen Flammen empor- und zu einer mächtigen Glut zusammenschlagen — einer Glut, die eine zeitlang stark genug erschien, um die dem Untergange geweihte Reichsverfassung sogleich wie einen Phönix aus der Asche zu neuem, glänzenderem und vollkommenerem Dasein erstehen zu lassen. 'Hatte der Mohr kein Vaterland?' — die bittere Frage Tellheims mochte manchem Deutschen schon damals, in den stillen Jahren nach dem Hubertusburger Frieden, auf die Seele brennen; hatten doch die Thaten Friedrichs des Einzigen eben erst der Nation gezeigt, welche Kräfte in ihr schliefen. Und

dieser Friedrich war als Landfriedensbrecher und Rebell gegen kaiserliche Majestät vom Reichsheere im Bunde mit Franzosen und Russen à outrance bekämpft worden. Ein Menschenalter später, als das Sturmwetter der französischen Revolution schon den Rhein erreicht hatte, pries selbst Goethe, der kühle Weltbürger, 'die entschlossenen Völker, die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen'. Und als der Reichsabschied von 1803 die altehrwürdige Reichsverfassung zu Grabe läutete, als die Übermacht des neuen Kaisers der Franzosen sich immer drückender auf Deutschland legte, da sprach Schiller den Deutschen den feierlichen Eidschwur vor: 'Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!' Noch zehn Jahre, und die lange verhaltene Glut nationalen Empfindens brach in der Erhebung von 1813 mit nie geahnter Kraft empor.

Aber der Verlauf der Freiheitskriege zeigte bald, dafs das edelste Empfinden, die lauterste Gesinnung, die klarste Einsicht, ja auch die thatenfrohe Entschlossenheit und selbstvergessene Opferwilligkeit einer noch immer jugendkräftigen, aber politisch nicht organisierten Nation nicht im stande waren, die nationalen Interessen hinlänglich zu wahren gegenüber dem stets sich erneuenden Bunde eigennützigen Sonderstrebens mit fremder Anmafsung. Deutlicher als je erkannte man als nächstes, dringlichstes Bedürfnis der Nation die Schöpfung des nationalen Staats. Und so kam denn die Zeit, wo das nationale Streben fast ganz dieser politischen Aufgabe gewidmet war: der Gründung des Reichs; die Zeit, wo das Wort 'national' die Losung im Kampfe der Parteien, das Schlagwort des Tages wurde — die Zeit des 'Nationalvereins', der 'nationalliberalen Partei', des 'Nationalkriegs' und der 'Nationaldenkmäler'.

Das Reich, der lang ersehnte deutsche Nationalstaat, ist uns nun gewohnte Wirklichkeit. Ein Menschenalter ist seit der grofsen weltgeschichtlichen Peripetie von 1870 vergangen. Die Zeit Wilhelms I., Bismarcks, Moltkes gehört der Geschichte, der Vergangenheit an; das Werk aber, das jene grofsen Männer mit den vereinten Kräften des gröfsten Teiles der Nation geschaffen haben, lebt im vollen Lichte des Tages. Das tiefste Sehnen vieler Geschlechter ist gestillt; die Arbeit der Nation ist auf sicheren Boden gestellt, die Entwickelung der Zukunft in verheifsungsreiche Bahnen gelenkt. Die gewaltige Umwälzung hat natürlich auch ihre Wirkung geübt auf das Selbstbewufstsein der Nation. Die stolze Befriedigung über den grofsen Erfolg, den man errungen, das Gefühl der erhöhten Sicherheit und das Vertrauen auf die erprobte Kraft haben das nationale Denken und Empfinden des deutschen Volkes mächtig gefördert, sein Selbstgefühl erhöht, seine Ansprüche auf Geltung in der Welt gesteigert. Der deutsche Gedanke — daran braucht uns der Staub der Alltagskämpfe nicht irre zu machen — leuchtet vor Europa heller als je.

Zugleich aber und trotzdem können wir uns bei aufmerksamer Beobachtung unseres nationalen Lebens der befremdlichen Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs gerade heute das gemeine deutsche Nationalbewufstsein, die Auffassung der grofsen Massen vom Wesen nationalen Denkens und Strebens

sich in mancher Hinsicht enger und einseitiger gestaltet hat, als man es noch vor fünfzig Jahren hätte finden können. Und das ist, so sonderbar es lauten mag, auch eine Folge der endlich erreichten politischen Einheit der Nation, der Gründung des Deutschen Reichs. Wir stehen eben noch zu sehr unter dem Eindrucke jener gewaltigen Zeit und ihrer Kämpfe, jener spannungsvollen Tage, in denen alle sonstigen nationalen Bedürfnisse und Bestrebungen zurücktraten gegen das eine Ziel der Aufrichtung des nationalen Staates, in denen die gesamte Energie des Volkes sich auf dies eine Ziel wendete und die Erreichung dieses Zieles als die nationale Frage schlechthin erschien. Mit einem Worte: der Begriff nationalen Denkens und Empfindens, nationaler Bestrebungen und Kämpfe ist uns zu ausschliefslich zu einem politischen Begriffe geworden, unser ganzes Nationalbewufstsein hat sich, in weiten Kreisen des Volkes wenigstens, politisch verengt, nach aufsen sowohl wie im Innern. Darin aber liegt unverkennbar eine Gefahr für unsere fernere nationale Entwickelung, für die Wahrung unserer nationalen Einheit und Eigenart.

Es klingt fast paradox und läfst sich doch mit Leichtigkeit erweisen, dafs durch die Aufrichtung des deutschen Nationalstaates das Problem der nationalen Einheit unseres Volkes sich wesentlich schwieriger gestaltet hat, ja in gewissem Sinne erst geschaffen worden ist. Bis 1870 hat wohl kaum ein Deutscher daran gezweifelt, dafs das Gebiet deutscher Nation sich erstrecke, 'soweit die deutsche Zunge klingt'. Seither aber neigt der Sprachgebrauch im Deutschen Reiche ganz unverkennbar dahin, als nationale Fragen immer ausschliefslicher diejenigen Angelegenheiten zu bezeichnen, welche unmittelbar oder in ihren Wirkungen das politische Interesse des Deutschen Reiches berühren. Man sieht also völlig darüber hinweg, dafs unsere politische Einigung doch nicht die ganze Nation erfafst und zusammengeschlossen hat. Die Staatenbildung ist eben ein Kristallisationsprozefs, dessen Verlauf und Umfang keineswegs nur durch den Zug der Blutsverwandtschaft und Sprachgemeinschaft bedingt, sondern ganz wesentlich auch von geographischen, wirtschaftlichen und historisch-politischen Umständen beeinflufst wird, und bei dem daher fast immer eine Ausscheidung von mehr oder minder grofsen Bruchteilen der zur politischen Konsolidierung drängenden Nation stattfindet. Dafs dies bei unserer eigenen staatlichen Konzentration aus mannigfachen, zwingenden Gründen im besonders weiten Mafse geschehen ist, darin liegt eine wohl zu beachtende Besonderheit unserer politischen Entwickelung, in der man vielleicht mit demselben Grade von Berechtigung eine Schwächung, wie eine Verstärkung unserer nationalen Position zu erblicken vermag, und die jedenfalls unser deutsches Volk wieder einmal, wie schon so oft in seiner zweitausendjährigen Geschichte, zu der problematischsten Erscheinung unter seinen Nachbarn macht.

Jedenfalls können und dürfen wir diese bedeutungsvolle Thatsache nicht einfach ignorieren und uns gebärden, als wären wir Reichsdeutschen allein die deutsche Nation. Erklärlich ist ja diese weitverbreitete Neigung wohl. Dem im Kampfe um den nationalen Staat oder doch unter dem Eindrucke jener Kämpfe herangewachsenen Geschlechte mag der Staat leicht als das Gefäfs der

nationalen Einheit schlechthin erscheinen. Nicht ohne lebhaftes Bedauern, aber mit gefafster Resignation hat man vor einem Menschenalter den Deutschen aufserhalb des Reiches 'die Bruderhand zum Abschied' gereicht und glaubt seitdem sich der thätigen Anteilnahme an ihren Angelegenheiten, Sorgen und Kämpfen grundsätzlich enthalten zu sollen und zu müssen, da sie aus dem Verbande der Nation nun einmal ausgeschieden seien. Das heifst doch aber eine Trennung, die auf politischem Gebiete leider notwendig geworden war freiwillig auf Lebensbeziehungen übertragen, die viel älter sind, viel tiefer wurzeln und schliefslich auch die nationale Entwickelung noch wesentlicher und nachhaltiger beeinflussen als die bei aller ihrer gewichtigen Bedeutung doch mehr äufserliche und am Ende auch, wie der bisherige Verlauf der geschichtlichen Entwickelung genugsam lehrt, stets wechselnde und immer neu sich gestaltende politische Organisation. Freilich greift ja der heutige Staat bestimmend, regelnd und leitend auch in die soziale, wirtschaftliche, ja die geistige Entwickelung des Volkes viel tiefer und nachhaltiger ein als irgend eine Staatsgewalt früherer Zeiten. Und darum ist die Befürchtung gewifs nicht grundlos, dafs die politische Spaltung, die auch heute noch, wenn auch in geringerem Mafse als ehedem, das Schicksal der deutschen Nation ist, im Laufe der Zeiten auch zu einer immer fühlbareren und am Ende kaum mehr zu überbrückenden Verschiedenheit der kulturellen und geistigen Entwickelung der staatlich getrennten Teile der Nation führen möchte. Um so mehr aber mufs es die stete Sorge der gesamten Nation, ja ihre erste Pflicht gegen sich selber sein, auf allen jenen unpolitischen Lebens- und Entwickelungsgebieten über die staatlichen Grenzen hinweg enge Fühlung zu behalten und den Begriff der nationalen Einheit sich nicht unnötig durch die Schranken der staatlichen Gemeinschaft verengen oder zerreifsen zu lassen. Dem Gebildeten, den genauere Kenntnis der nationalen Geschichte vor solcher Kurzsichtigkeit bewahrt, erscheint wohl die angedeutete Gefahr der zunehmenden Entfremdung zwischen den staatlich getrennten Teilen der Nation so drohend nicht. Aber in den Massen ist entschieden eine Verengerung des Nationalbewufstseins, eine Einschränkung des Begriffes 'Nation' auf die Bevölkerung des nationalen Staates, des Deutschen Reiches, schon jetzt recht deutlich wahrzunehmen. Dafs 'Deutschland' etwas anderes sei als 'das Deutsche Reich', erscheint heute schon manchem Reichsdeutschen als eine auffällige Behauptung, und Arndts Vaterlandslied wird wohl nur selten noch innerhalb des Reiches gesungen.

In den letzten Jahren ist allerdings ein Wiedererwachen des alten nationalen Gesamtbewufstseins und Gemeingefühles auch in den breiteren Schichten der reichsdeutschen Bevölkerung zu bemerken gewesen. Die Tagesblätter spiegeln diesen Umschwung deutlich wieder und haben sich auch wohl selber ein gewisses Verdienst um die Wiedererweckung grofsdeutschen Sinnes im Reiche erworben. Bezeichnend aber ist es, dafs die Anregung zu dieser Neubelebung eines interpolitischen deutschen Nationalgefühles gerade Ereignisse politischen Charakters gegeben haben: die baltische Politik Rufslands, die österreichischen Wirren, der Transvaalkrieg. Demgegenüber wird es gut sein, streng daran fest-

zuhalten, daſs die Frage der nationalen Einheit an sich eine durchaus unpolitische Sache ist: eine Frage der Kulturgemeinschaft und geistigen Verwandtschaft, welche sich sehr wohl auch mit staatlicher Absonderung verträgt, wofern nur die einzelnen Staaten sich nicht anmaſsen, das ganze Kultur- und Geistesleben ihrer Angehörigen ihrerseits ausschlieſslich regeln zu wollen. Erst dadurch, daſs ein Staat versucht, die nationale Kulturentwickelung und geistige Eigenart eines Teiles seiner Bevölkerung unnötig zu hemmen und zu vergewaltigen, treibt er selbst eine solche nationale Gruppe seiner Staatsbürgerschaft dazu, im Anschlusse an einen rein nationalen Staat die einzige Bürgschaft ihrer nationalen Zukunft zu sehen. Dann freilich wird die Frage der nationalen Einheit wieder eine politische. Für unsere deutsche Nation aber ist eine solche politische Zuspitzung unserer nationalen Frage im weiteren Sinne auf absehbare Zeit hinaus weder zu erwarten noch auch zu wünschen. Die Ausscheidung ansehnlicher Bruchteile unserer Nation aus der politischen Vereinigung des Deutschen Reiches würde, wie gesagt, einen Verlust für unser nationales Dasein nur dann bedeuten, wenn durch diese Abtrennung auch die Gemeinschaft unserer Kulturentwickelung und unseres geistigen Lebens unterbunden würde. Diese Gemeinschaft eifrig zu pflegen, das Erbteil einer tausendjährigen Geschichte sorglich zu wahren und zu mehren, das muſs natürlich unser eifrigstes Bestreben sein, hüben wie drüben. Doch das ist zunächst, wie noch einmal betont sein mag, eine ganz unpolitische Sache. Und noch immer sind ja auch trotz der zum Teil schon Jahrhunderte alten staatlichen Trennung die nationalen Beziehungen zwischen der Masse der Nation und ihren nationalen 'Vorwerken' innig genug; noch immer fühlt der Schweizer wie der Deutsch-Böhme oder Steiermärker, der Siebenbürger Sachse und der Kurländer sich geistig als Deutscher; ja im fernen Kalifornien errichten treue Bürger der groſsen Union unserem Goethe und Schiller als ihren nationalen Geistesheroen ein spätes Denkmal. Sollte uns einmal die Unterhaltung solcher unpolitischen Gemeinschaft nationalen Denkens und Empfindens durch unberechtigte Eingriffe einer engherzigen Staatsgewalt unmöglich gemacht werden, dann freilich würden unsere Staatsmänner zu erwägen haben, wie im gegebenen Falle die gemeinsamen idealen Interessen der gesamten Nation sich mit dem besonderen politischen Interesse jenes Teiles der Nation, in dem nun einmal das Schwergewicht ihrer heutigen Geltung unter den Nationen ruht, vereinigen lassen. Im allgemeinen wird auch hier der Satz zutreffen, daſs für das Schicksal unseres auswärtigen Besitzes entscheidend ist, wie die Nation im Mutterlande ihre Stellung behauptet. Sehen wir aber von der Möglichkeit einer solchen politischen Zuspitzung der Frage, die wir hier nicht zu erörtern haben, ab, so können wir in jener problematischen Verteilung unserer Nation auf verschiedene staatliche Gemeinwesen in gewissem Grade sogar eine Stärkung unserer nationalen Stellung in der Welt sehen. Denn diejenigen Teile unserer Nation, welche jetzt vermöge ihrer meist überlegenen Kultur so ansehnliche und einfluſsreiche Bestandteile der Bevölkerung von national gemischten Staaten bilden, vermögen in den weiteren Grenzen dieser Staaten deutschen Kultur-

einflufs und deutsche Geistesart trotz mancher entgegenstrebender Kräfte noch immer wirksamer zur Geltung bringen, als dies möglich sein würde, wenn jene Staaten unter Ausscheidung ihrer national deutschen Gebiete sich gegen ein dadurch erweitertes Deutsches Reich politisch und national zugleich abschlössen. Wir haben also zunächst keine Ursache, die jetzige Gestaltung unseres nationalen Staates als eine unvollkommene oder gar für unsere nationale Einheit verhängnisvolle Schöpfung zu beklagen. Wir wollen uns vielmehr freudig bewufst bleiben, dafs die Aufrichtung des Deutschen Reiches das gesamte Deutschtum auch aufserhalb der Reichsgrenzen in seinem Ansehen und seiner Bedeutung unter den Nationen der Erde gewaltig gehoben hat. Nur dürfen wir nie vergessen, und dies Bewufstsein sollten wir im ganzen Volke wachzuhalten streben, dafs das Deutsche Reich nicht Deutschland schlechthin ist. Es versteht sich, dafs die Angelegenheiten und Interessen des Deutschen Reiches als des deutschen Nationalstaats immer und in erster Linie als nationale Fragen gelten und als solche bezeichnet werden müssen. Aber der Kreis unserer nationalen Angelegenheiten ist damit nicht abgeschlossen. Es giebt eine Fülle von Interessen, welche, ohne das Deutsche Reich als solches zu berühren, doch der gesamten deutschen Nation gemeinsam sind, und diese werden wir niemals übersehen oder unterschätzen dürfen, wenn wir dem Worte 'national' die ihm gebührende, umfassende Bedeutung wahren wollen.

Doch auch innerhalb der Schranken unseres nationalen Staates, des Deutschen Reiches, hat heutzutage der Begriff des nationalen Denkens und Empfindens ein zu einseitig, ja ausschliefslich politisches Gepräge erhalten. Man verwechselt zu gern nationale Gesinnung mit patriotischer, Volksgefühl mit Staatsgefühl. Es gab eine Zeit, da preufsischer, sächsischer, bayrischer 'Patriotismus' sich mit nationalen Allüren nicht recht zu vertragen schien, wo nationale Bestrebungen vielen ehrlichen Deutschen und guten Patrioten geradezu unpatriotisch, hochverräterisch erschienen. Es ist, als ob jenes alteingewurzelte Vorurteil noch nicht recht überwunden sei; als glaube man auch heute noch, nationale Gesinnung nur dadurch sanktionieren und legalisieren zu können, dafs man sie ganz im patriotischen Empfinden aufgehen läfst, indem man in der Staatstreue allein das Wesen nationaler Gesinnung erblickt. Offenbar ist das eine Einseitigkeit. Der Staat, das staatliche Leben ist doch nur eine Funktion des Volkslebens, vielleicht die höchste, wichtigste, umfassendste; aber doch eben nur *eine* Lebensäufserung neben anderen. Dafs der Eisenpanzer einer straffen staatlichen Organisation jedem Volke dringend not thut, welches sich in seiner Eigenart und seinem Eigenwillen zu behaupten strebt, das braucht man dem modernen Deutschen gewifs nicht erst zu sagen. Zwei Jahrhunderte gedrückten Daseins haben uns seinen Mangel aufs schmerzlichste empfinden lassen, und die überraschende Entwickelung des letzten Menschenalters hat uns seinen unschätzbaren Wert aufs klarste zum Bewufstsein gebracht. Schliefslich ist aber der Staat doch nur um des Volkes willen da, nicht das Volk um des Staates willen — nach unserem modernen Empfinden wenigstens. Dem Römer freilich lag die entgegengesetzte Auffassung näher. Sein Staat

war fast vom Tage seiner Geburt an hinausgewachsen über das unmittelbare nationale Bedürfnis, wenn man das Wort Nation auf den populus Quiritum anwenden darf, über die Grenzen des ager Romanus. Dicht vor den Thoren der Stadt schon begann das Gebiet der foederati und socii, und die Provinzen des Reiches waren unterworfene Landschaften ohne eigene Selbstbestimmung. Daher ist auch dem Römer der Begriff des Vaterlandes in unserem Sinne fremd. Seine patria ist die Stadt, und der Begriff der Heimat verengt sich ihm zur Vorstellung des Vaterhauses. 'Civis Romanus sum', das war ein Wort von rein staatsrechtlicher Bedeutung. 'Ich bin ein Deutscher', das sagt uns unendlich viel mehr. Wir fühlen dabei jene feste Kette, die uns mit Vaterland und Heimat, mit jedem Landsmann, der die gleiche Muttersprache redet, unauflöslich verbindet; eine Kette, die tief in unserem Gemüt verankert liegt. Mag man also das treue Festhalten am Staatsgedanken, das gewifs eine unserer ersten nationalen Tugenden sein mufs, wenn wir uns als Nation dauernd behaupten wollen — mag man das mit gutem Rechte 'patriotisch' nennen; es ist in der That ein Erbe, das die Römer uns vermacht; eine Tugend, die wir in ihrer Schule erst gelernt haben. Aber unsere nationalen Pflichten reichen weiter, gründen tiefer. Und wie unser Staat nicht denkbar ist ohne das Land, auf dem er erwuchs, und ohne das Volk, das ihn schuf, so ist auch eine patriotische, staatstreue Gesinnung für uns nur denkbar, nur vernunftgemäfs als Ausflufs nationalen Denkens und Empfindens, auf der Grundlage eines starken, innigen Heimats- und Volksgefühles.

Dreifach also bekundet sich uns nationale Sinnesart: in Liebe zur Heimat, zum Volke, zum Staat. Doch das sind Begriffe, die sich jedem anders gestalten. Versuchen wir, ihnen einen Umrifs und Inhalt zu geben, der möglichst allgemeine Anerkennung finden und somit ein Fundament bieten könnte für den Zukunftsbau einer umfassenden und einheitlich gedachten Theorie der deutschen Nationalerziehung.

Wenn wir die Liebe zur Heimat als den Nährboden nationaler Gesinnung, als die erste Äufserung nationalen Empfindens selbst bezeichnen, so gehen wir damit ja genau genommen über die Grenzen des herrschenden Sprachgebrauches hinaus, dem bei dem Worte Nation zunächst nur das Volk, allenfalls auch seine staatliche Inkarnation vorschwebt. Aber kein historisch Denkender wird leugnen, dafs in Wirklichkeit eine Nation, ein höher entwickeltes Volk von ausgeprägter Eigenart, gar nicht denkbar ist ohne den Boden, auf dem es lebt und mit dem es seit Jahrhunderten aufs engste verbunden ist. Gewifs: es wäre eine Übertreibung, eine Einseitigkeit, wenn man eine Nation mit all ihren Eigentümlichkeiten schlechtweg für das Produkt des Landes erklären wollte, das sie trägt und nährt. Wird es doch auch niemand einfallen, die Sonderart eines einzelnen Menschen allein aus der Beschaffenheit des Bodens abzuleiten, auf dem er geboren wurde und aufwuchs. Ererbte Anlage und erziehender Einflufs der Umwelt, schliefslich doch auch das wachsende Moment der Selbstbestimmung: das sind die Faktoren, als deren Produkt wir jede Individualität — die eines ganzen Volkes so gut wie die des Einzelmenschen — ansehen müssen, wenn

wir auch den Anteil der einzelnen Faktoren an dem resultierenden Produkt nicht einfach nachrechnen können. Und auch die Umwelt, das 'Milieu', bilden nicht allein der Heimatboden und die umgebende Natur: dazu sind auch alle die nachbarlichen Einflüsse zu rechnen, denen eine Nation nicht minder wie eine einzelne Persönlichkeit unterworfen ist — die Einwirkungen des Kulturkreises, dem diese oder jene angehört. Aber mag man auch jenes schwer erklärbare und doch nicht abzuleugnende Moment der ererbten Anlage und alle die Kultureinflüsse, welche im Laufe der Geschichte die Entwickelung eines Volkes bestimmen halfen, noch so hoch anschlagen, so bleibt es doch immer wahr, dafs starke, vielleicht die stärksten Wurzeln seiner Kraft im Heimatboden liegen. Die ganze Lebenshaltung, Arbeit, Wirtschaft eines Volkes wird doch zunächst und am nachhaltigsten durch Boden und Natur des Landes bestimmt, in dem es lebt. Und dieses naturbedingte, täglich sich wiederholende Sein und Thun und Schaffen in festen Formen, altgewohnten Vorstellungen und gleichbleibenden Bedürfnissen mufs wieder seinerseits im Laufe langer Zeiträume nicht nur die leibliche Erscheinung des Volkes in gewissem Grade beeinflussen, sondern mehr noch der Sinnes- und Gemütsart, dem ganzen Charakter der Nation sein Gepräge aufdrücken. Dazu aber kommt der unmittelbare und in seiner Beständigkeit so nachhaltige Eindruck, den die umgebende Natur wohl auf jedes, zumal aber auf ein so naturfrohes Volk wie das deutsche ausüben mufste: die geheimnisvolle Einwirkung, welche die Linien und Farben, die Belichtung und Stimmung des gewohnten Landschaftsbildes nicht nur auf den Farben- und Formensinn, auf das Stilgefühl des Volkes üben, sondern vor allem auch auf seine gemütliche Stimmung, sein inneres Verhältnis zur Natur und die daraus erwachsende und erwachende Weltanschauung.

Doch nicht nur empfangend verhält sich das Volk zu seinem Lande: die Beziehung zwischen beiden gestaltet sich noch inniger, indem sie zur Wechselwirkung wird. In der rastlosen, stillen Arbeit langer Jahrhunderte, der langsamen, aber stetigen Vervollkommnung und Bereicherung seiner Arbeitsmittel, Erhöhung seiner Lebensansprüche und Verfeinerung seiner Bedürfnisse lernt das Volk immer umfassender und immer tiefer die Schätze, die das Land ihm bietet, die Kräfte, die in seinem Boden ruhen, zu heben, alle die Möglichkeiten des Erwerbs, alle Wege zu wirtschaftlichem Aufschwung, die es ihm eröffnet, zu nutzen. Und dabei gestaltet es in fleifsiger, anhaltender, zielbewufster Kulturarbeit die Natur selber um: 'erschafft', um Schillers schöne Worte zu gebrauchen, 'den Boden, wandelt der Bären wilde Wohnung zu einem Sitz für Menschen um, tötet die Brut des Drachen in den Sümpfen, zerreifst die Nebeldecke, die um die Wildnis hing, sprengt den harten Fels und leitet den sicheren Steg über den Abgrund'. So wird in Wirklichkeit der Boden s e i n, der Wohnraum wird zur H e i m a t. Und indem Geschlecht auf Geschlecht durch lange Zeiträume auf derselben Scholle festgewurzelt sitzt, haftet auch die Erinnerung an die Erlebnisse und Thaten der Vorfahren fest an der Scholle; Fels und Bach, Ackerflur und Stadt, der Birnbaum auf dem Hügel und der Stein am Wege werden durch geschichtliche Erinnerungen geweiht: die Heimat wird zum V a t e r l a n d e.

So hat sich auch unser Volk, reichlich empfangend und mit vollen Händen gebend, in seinen Boden hineingelebt und gearbeitet, hineingefühlt und hineingedacht. Land und Volk haben sich in tausendjährigem Ehebunde einander so vollkommen angepafst, dafs eines ohne das andere nicht mehr zu denken ist. Darum ist Heimatgefühl, Liebe zur deutschen Erde in Wirklichkeit die erste Bekundung nationalen Empfindens, der eigentliche Springquell des Nationalgefühles.

Wie aber, wenn die Bande zwischen Land und Volk durchschnitten werden? wenn die harte Notwendigkeit in Gestalt wirtschaftlicher Not oder politischen Druckes — an beiden hat es ja in unserer Geschichte nicht gefehlt — Scharen von Volksgenossen dazu trieb, die Heimat dauernd zu verlassen und sich auf fremdem Boden eine neue Wohn- und Arbeitsstätte zu suchen? In der That: die Gefahr, dafs solche vom Heimatboden losgerissene, entwurzelte Massen für die Nation verloren gehen, ist grofs genug. Hunderttausende sind ja wirklich im Laufe der Geschichte so der deutschen Art entfremdet worden, und wer wollte sich zum Richter darüber aufwerfen, wenn diese Heimatlosen, in fremdem Boden einwurzelnd, in Ländern, deren Entwickelung durch Bewohner anderen Stammes und anderer Art schon längst in eine ganz bestimmte Richtung geleitet worden war, sich der ablenkenden Kraft dieser doppelten Beeinflussung nicht zu entziehen wufsten und früher oder später ihr angestammtes Volkstum ganz aufgaben? 'Vom sichern Port läfst sich's gemächlich raten!' Aber sollen wir darum etwa jeden Volksgenossen, der den deutschen Mutterboden verläfst, oder gar jeden, der die Grenzen des Reiches überschreitet und seine staatsbürgerliche Beziehung zur Masse der Nation löst, für unser Volkstum, unsere Nation verloren geben, uns jedes Anteils an seinem ferneren Geschick entschlagen und nichts danach fragen, ob er ein Deutscher bleibt oder nicht? Es gilt auch hier, Staat und Nation zu unterscheiden. Der Staat freilich kann nur demjenigen Deutschen im Auslande Förderung und Schutz gewähren, der auch in der Fremde seine deutsche Staatszugehörigkeit bewahrt. Aber die Pflichten der Nation reichen weiter: sie hat jedem ihre Teilnahme und ihre Hilfe zu gewähren, der ein Deutscher bleibt nach Sprache und Gesinnung, der es bleiben möchte auch unter dem Drucke widriger Verhältnisse. Und sie kann es. Wohl wird mit der Trennung von der alten Heimat eine starke Wurzel nationalen Empfindens für immer durchschnitten. Aber das Nationalgefühl zieht seine Nahrung doch nicht allein aus dem Heimatboden. Es erhält gerade bei fortgeschritteneren Völkern seine Kraft nicht minder aus der Lebensluft, in der die ganze Nation geistig atmet, lebt und webt: der nationalen Sprache. Wer noch deutsch spricht, deutsch sprechen kann und will, der denkt noch deutsch, der fühlt deutsch. Denn jede Sprache ist ein Instrument mit eigener Klangfarbe, von besonderer Stimmung. Man mag die tausend kleinen Alltäglichkeiten des praktischen Lebens wohl in einer Kultursprache so gut wie in der anderen zum Ausdrucke bringen. Aber das, was ein Volk zur Nation macht, die besondere nationale Art, sich mit der Aufsenwelt gemütlich und in verstandesmäfsiger Reflexion

abzufinden, das eigentliche Innenleben des nationalen Geistes, das läfst sich nie und nirgends in einem fremden Idiome ohne Rest ausdrücken; jeder Übersetzer weifs das. Sobald also ein Mensch sich fremder Anschauungs- und Empfindungsweise anzuschmiegen beginnt, wird und mufs ihm die Muttersprache unbequem, das fremde Idiom vertrauter werden. Und sobald jemand, freiwillig oder unter dem Zwange der Verhältnisse, sich seiner Muttersprache entschlägt und sich zu einem fremden Ausdrucksmittel bequemt, wird er, wenn auch langsam und ihm selber kaum bewufst, sich auch der fremden Denkweise und Sinnesart anpassen. Und damit ist er für seine Nation verloren. Er mag sich ihrer wohl erinnern — mit Dankbarkeit vielleicht, mit jener Anhänglichkeit, die man Jugendbekanntschaften zu bewahren pflegt — aber er gehört ihr nicht mehr an. Mit seiner Muttersprache entäufsert sich der Mensch auch seiner Nationalität. Darum ist der Kampf der Nationalitäten um Bestand und Vorherrschaft in letzter Linie immer ein Kampf um die Sprache. Und darum können wir die von der Heimatscholle verschlagenen Volksgenossen nicht besser unserer Nation erhalten als dadurch, dafs wir ihnen helfen, ihre deutsche Muttersprache sich zu bewahren, und damit die gemütliche Harmonie und geistige Gemeinschaft mit dem Stamme der Nation: den geistigen Heimatboden. Das aber können wir auch ohne Mitwirkung des Staates auf mancherlei Weise: durch Unterstützung deutscher Schulen und Kirchen, durch Verbreitung deutscher Zeitungen und deutscher Bücher, endlich durch Erleichterung des Verkehres mit der alten Heimat. Denn die Berührung mit dem Heimatboden selbst stärkt eben doch, wie schon die alte Sage so tiefsinnig lehrt, am besten die Kraft des Widerstandes gegen fremde Macht. Und manchem, für den die alte Heimat selbst unerreichbar bleibt, mögen wenigstens unsere Schiffe ein Stück lebendigen, schwimmenden Deutschlands nahebringen. Nach besser freilich, wenn es gelänge, Tausende, vielleicht Hunderttausende unserer Volksgenossen unter anderem Himmel, doch in ähnlichen Lebens- und Wirtschaftsbedingungen wie in Deutschland selbst in geschlossenen Siedelungen zu vereinigen. Dann könnten diese ja auch den verlorenen Heimatboden sich wiederschaffen, indem sie dort im Neulande in gleicher Weise sich einlebten und einarbeiteten wie es einst ihre Vorfahren in der alten Heimat gethan, und so ein neues Deutschland gründen, das nur ihnen, wenn nicht politisch, so doch wirtschaftlich und gemütlich angehören und ihrem nationalen Wesen gestatten würde, wieder Wurzel zu schlagen im festen Boden der Allmutter Erde.

Aber ist denn überhaupt ein Heimatgefühl im alten Sinne heute noch möglich? Hat nicht auch im deutschen Stammlande und im Reiche selbst die wirtschaftliche Entwickelung Bahnen eingeschlagen, welche zu einer Lockerung, ja zur vollständigen Auflösung der alten Bande führen müssen, die so lange den Menschen an seine Heimatscholle fesselten? Allerdings, viel leichter und viel häufiger als sonst verläfst der moderne Mensch die Stätte, wo er geboren wurde und aufwuchs, um anderswo, oft nur für kurze Zeit, Arbeit und Lebensunterhalt zu suchen. Viel leichter und häufiger als in der guten alten Zeit führt auch den Sefshaften sein Beruf, sein geschäftlicher Verkehr, sein

Bedürfnis nach Erholung oft auf Wochen und Monate Hunderte von Meilen von seinem Heimatsorte hinweg. Man hat aus wirtschaftlichen Gründen schon öfter alles Ernstes eine Bekämpfung dieser zunehmenden Unrast, eine Einschränkung der Freizügigkeit verlangt. Man hat auch wohl die rein ökonomischen, wenn nicht egoistischen Motive dieses Verlangens damit zu dekorieren gesucht, dafs man vorgab, für die Erhaltung des Heimatsinnes im Volke zu kämpfen. Gewifs ein Ziel, des Schweifses der Edlen wert. Aber man vergesse doch nicht, dafs eine unerläfsliche Bedingung wahrhaft innigen und starken Heimatgefühles das Behagen auf der eigenen Scholle, die Zufriedenheit mit der wirtschaftlichen und sozialen Lage ist, welche die Stätte seines Wirkens dem Menschen zu bieten vermag. Wird das Band, das die Vorfahren durch Jahrhunderte auf ihrem bescheidenen Fleck Erde festhielt, dem Nachkommen zur drückenden Fessel, sei es auch nur in seiner eigenen Meinung und persönlichen Empfindung, dann ist es besser für beide Teile, wenn es sich löst. Zur Liebe zwingen kann man eben niemand. Gerade die freiere Bewegung der Neuzeit mag da vielmehr heilsame Wirkungen zeitigen: sie bietet gröfsere Gewähr dafür, dafs jeder den Ort im Vaterlande finde, wo er nach seinen Anlagen und Neigungen sich am leichtesten und liebsten einzuleben und einzuarbeiten vermag. Sie erleichtert es also der Nation in ihrer Gesamtheit, sich ihrem Lande so vollkommen als nur möglich anzupassen. Zugleich aber weitet sie den Blick des Einzelnen, überwindet die allzu engen Schranken des rein lokalen und landschaftlichen Heimatgefühles und dehnt den Gesichtskreis, wenn nicht aller, so doch vieler und vor allem der Volksgenossen, die zur Führung der Nation berufen sind, über das ganze Gebiet der nationalen Erde, des deutschen Landes aus, von Arkonas Klippe bis zu den Alpenzinnen, von den Moselhöhen bis in die sarmatische Ebene hinein. So ersetzt sie das verblassende Heimatgefühl des beweglicheren Menschen und giebt dem noch lebendigen der sefshaften Bevölkerung einen weiteren Fernblick, einen gemeinsamen nationalen Hintergrund im Vaterlandsgefühl.

Noch etwas anderes ist dabei zu bedenken. Auch die Nation erwächst, und darum kann auch ihr Heimat- und Vaterlandsgefühl nicht dasselbe bleiben. Wie die gesamte Gemüts- und Geistesverfassung des Volkes entwickelt sich auch jene angeborene Empfindung zu immer gröfserer Klarheit: zum bewufsten Gefühl und zur verständigen Schätzung. War das Heimatgefühl in der Urzeit der naiven Hingabe des Kindes an die gewohnte Umgebung zu vergleichen, so findet es heute bewufsten Ausdruck in Lied und Rede und sichere, klare Begründung in den Werken unserer Forscher und den Nachschöpfungen unserer Künstler: Heimatgeschichte, Heimatkunde und Heimatkunst arbeiten um die Wette, uns zu immer tieferer Einsicht und immer gerechterer Würdigung der besonderen Art und der hohen Vorzüge unseres Vaterlandes zu führen. Dadurch aber erhält das Heimat- und Vaterlandsgefühl des modernen Menschen einen festen Halt und sicheren Grund — ein Erwerb, der jene Lockerung der alten, engeren Verbindung mit dem Boden selbst wohl aufwiegt.

Dem Heimatgefühle, der Liebe zum Vaterlande gesellt sich innig als eine

ebenso naturbedingte, uns allen angeborene Empfindung das Volksbewufstsein, das Nationalgefühl im engeren Sinne. Freilich ist es damit ein eigen Ding: wie der Trieb zum Vaterlande, die Sehnsucht nach der Heimat am mächtigsten den Menschen fafst, 'wenn sie ihm anklingt auf der fremden Erde', so pflegt er sich auch des leicht unterschätzten Wertes der nationalen Gemeinschaft und der kaum geahnten Stärke seines eigenen nationalen Empfindens erst recht bewufst zu werden, wenn er jene Gemeinschaft entbehren mufs und diese Entbehrung ihm viel schwerer fällt, als er selber je gedacht hätte. Man möchte sagen, die Intensität des Nationalgefühles wachse mit der Entfernung des Volksgenossen von der Masse der Nation. Aber diese Steigerung des Solidaritätsgefühles mit der zunehmenden Entfernung pflegt sich nicht minder auf der anderen Seite zu bekunden: wir selbst, die wir in der alten Heimat mitten unter Volksgenossen dauernd leben, pflegen unseren Stammesverwandten umso lebhaftere und wärmere Empfindungen nationaler Teilnahme, alldeutschen Gemeingefühles entgegenzubringen, je ferner sie uns stehen oder je weiter sie gar von ihrer alten Heimat und ihrem Volkstum verschlagen wurden. Darin liegt ja ein gutes Stück natürlichen, echt deutschen Empfindens; der Deutsche im fernen, fremden Lande, im 'Elend', erscheint unseres Mitgefühles, unserer Hülfe bedürftiger als der Volksgenosse, der mit uns im Schofse der Nation selbst und im Schutze des nationalen Staates geborgen sitzt. Aber noch ein anderes, weniger erfreuliches Motiv spricht dabei mit. Wenn wir uns mitten unter Menschen gleicher Stammesart und Sprache befinden, so kommt uns das verbindende Moment, die Gemeinsamkeit des Volkstums, gerade darum weniger zum Bewufstsein, weil das die allgemeinste, gewohnteste und selbstverständlichste Thatsache ist. Dagegen treten die trennenden Momente, aus denen ja die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen entspringt, welche rings um uns die Augen auf sich ziehen, mit aller Deutlichkeit und, da sie unser eigenes Lebenslos und tägliches Befinden bestimmen helfen, oft in recht unerwünschter Stärke uns entgegen: die Unterschiede in der Lebensführung, im Denken und Empfinden, welche durch die soziale und wirtschaftliche Gliederung des Volkes, durch die Verschiedenartigkeit der Bildung und die verschiedene Abstufung des Bildungsgrades in die Nation hineingetragen werden, und die gar zu leicht die Genossen desselben Volkes einander mehr entfremden und feindlicher scheiden, als es zwischen gleichgestellten und gleichartig gebildeten Angehörigen verschiedener Nationen der Fall zu sein pflegt. Wirklich droht unserer nationalen Existenz von dieser Seite her eine gröfsere Gefahr, als sie ihr je von aufsen her bereitet werden kann. Darum ist es sicher die erste nationale Pflicht des lebenden Geschlechtes und wohl auch manches folgenden, diese Gefahr nach Kräften und bei Zeiten zu beschwören, jene trennenden Momente, soweit es geht, zu überwinden und allen Volksgenossen nicht nur das instinktive Gefühl, sondern womöglich die klare Einsicht mitzuteilen, dafs trotz alledem ein höheres nationales Interesse allen Gliedern unseres Volkes gemeinsam ist, und nur das feste Zusammenhalten des ganzen Volkes die Zukunft der Nation und damit auch die befriedigende Existenz und angemessene Geltung des Einzelnen

in seiner Lebenssphäre sicher stellt. Mit einem Worte: die dringendste nationale Aufgabe des anbrechenden Jahrhunderts ist die Lösung des sozialen Problems in seiner ganzen Weite und Tiefe, und wer wahrhaft national gesinnt sein will, mufs heute mehr denn je zunächst sozial empfinden.

Die politische und wirtschaftliche Seite dieses grofsen Problems hier auch nur zu streifen, wäre zwecklos. Da bieten sich Aufgaben, zu deren Erfüllung der Einzelne unmittelbar nur herzlich wenig beitragen kann; die im wesentlichen dem Staate zur Last fallen werden, der ja denn auch mit anerkennenswertem Mute die ersten entschlossenen Schritte auf diesem Wege gethan hat. Aber zur gesellschaftlichen Ausgleichung der Gegensätze und zur Überbrückung der grofsen Kluft, die noch immer die Gebildeten von der Masse der Nation trennt, dazu kann jeder an seinem Teile mitwirken, und das mufs als eine nationale Pflicht jedes Einzelnen hier ausdrücklich hervorgehoben werden. Freilich kann solches löbliche Streben nur dann wahren Erfolg haben, wenn es nicht nur aus — bewufster oder unbewufster — egoistischer Berechnung entspringt, sondern wenn aufrichtige Liebe zu den Volksgenossen seine eigentliche Triebkraft ist. Auch darf der Gebildete, der sozial besser Gestellte, der diese Verpflichtung fühlt und ihr nachzukommen gewillt ist, nicht allzuschnell auf entgegenkommendes Verständnis, Anerkennung oder Dank rechnen — wenn davon überhaupt bei der Erfüllung einer Pflicht die Rede sein kann. Er dürfte sich sonst durch Enttäuschungen vor der Zeit entmutigen und abschrecken lassen. Es ist viel tiefgewurzeltes Mifstrauen und auch mancher Unverstand zu überwinden, ehe wir hoffen dürfen, zu wirklicher Verständigung und aufrichtiger Aussöhnung der getrennten Volksklassen zu gelangen.

Was wir den Volksgenossen aus anderen, insbesondere den sozial geringer bewerteten Gesellschaftsschichten entgegenbringen sollen? Natürlich nicht Almosen oder gütige Herablassung. Die mögen sonst wohl am Platze sein; das Gefühl der sozialen Scheidung aber können sie nur verstärken. Ebenso verkehrt jedoch wäre es, wenn jemand in unklarer Gutmütigkeit seine eigene soziale Stellung oder wirtschaftliche Überlegenheit geflissentlich verleugnen, sozusagen soziale Maskerade spielen wollte. Die offene und unbefangene Anerkennung der Thatsachen, der gegebenen Verhältnisse bereitet allein den rechten Boden für eine aufrichtige Annäherung. Inwieweit diese Verhältnisse verbesserungsbedürftig sind und wie solche Verbesserung zu erzielen sei, das steht ja dann zur freien Diskussion. Und da mag jeder und mufs jeder ruhig und bestimmt seinen Standpunkt vertreten, wenn man nur darüber das gemeinsame und höhere nationale Interesse nicht aus den Augen verliert. Was wir aber schon jetzt und ohne alle Diskussion einander stets entgegenbringen könnten und sollten, das ist Achtung vor den Anschauungen und Überzeugungen des anderen, gerechte Würdigung seiner Arbeit und seines ganzen Strebens und natürliche Teilnahme an seinen menschlichen Geschicken.

Wenn so in regerem persönlichem Verkehr von Volksgenossen verschiedener Lebenskreise der Boden gegenseitigen Verständnisses geschaffen ist, dann darf man auch wohl das weitere und höhere Ziel ins Auge fassen: die gröfsere

Annäherung der wirtschaftlich und sozial geschiedenen Volksklassen auf dem Gebiete der Gemüts- und Geistesbildung, der Weltanschauung. Denn dadurch erst wird der geistige und gemütliche Zusammenhalt der Nation, das nationale Gemeingefühl im tiefsten, innerlichsten Verstande gefestet und gesichert und ein treues Zusammenstehen, auch in bösen Zeiten, verbürgt. Es regen sich ja solche Bestrebungen heute schon vieler Orten. Schöne Erfolge sind erzielt; reicherer Segen ist zu erwarten. Bange Zweifel freilich, schwere Bedenken waren und sind noch zu überwinden. Verständige, ruhige Erwägung und nüchterner, klarer Blick für die Wirklichkeit der Dinge, für das praktisch Erreichbare und Wünschenswerte, aber auch ein grofser, weiter Gesichtskreis und ein frischer nationaler Optimismus sind jedem nötig, der an diese ernste und verantwortungsvolle Arbeit herantritt. Noch ist alles Versuch; aber die Erfahrungen mehren sich, und bald werden wir klarer sehen, wie das Ideal der allgemeinen, freien und edlen Bildung des gesamten Volkes sich in der Wirklichkeit der Welt von heute praktisch gestalten lassen dürfte, wie die Aufgaben der Volksbildung für die nächste Zukunft zu begrenzen und wie die Arbeit an diesem grofsen Werke, das so viele Hände fordert, am besten zu organisieren sein möchte. An eine völlige Ausgleichung der Bildungsdifferenzen wird schon jetzt kein Verständiger denken. Aber eine bessere Abstufung des Wissens und der Bildung auf soliden wissenschaftlichen Grundlagen, und Einrichtungen, welche es jedem Wissensdurstigen und Bildungsfähigen ermöglichen, sich selbst weiter zu helfen bis zu dem Grade der Bildung und dem Mafse des Wissens, welche seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechen — das wird sich erreichen lassen.

Gesellen sich diesen sozialen Bestrebungen im Vaterlande gleich eifrige Bemühungen um die Erhaltung der deutschen Sprache und Gesinnung unter den Volksgenossen im Auslande, wie wir sie vorhin forderten, so ist das Nötigste geschehen: es ist dafür gesorgt, dafs der nationale Zusammenhalt im Innern und nach aufsen gewahrt und das Gefühl der nationalen Einheit erhalten bleibe. Doch das ist nur der Boden, auf welchem das weitläufige Gebäude des nationalen Daseins, der ganze vielgestaltige Komplex der nationalen Interessen sich aufbaut. An dem Auf- und Ausbau dieses verwirrend anzuschauenden und doch im Grunde einheitlichen und wohlgegliederten Arbeitsorganismus verständigen und den eigenen Kräften und Fähigkeiten angemessenen Anteil zu nehmen, das ist die zweite Pflicht, in deren eifriger Erfüllung nationale Gesinnung sich zu bethätigen vermag. Das ganze weitläufige Gebiet der nationalen Arbeit, die Fülle von Aufgaben, welche die Pflichten der Selbsterhaltung, der wirtschaftlichen und geistigen Fortentwickelung, der Behauptung in Gefahren aller Art der Nation auferlegen — das auch nur zu umschreiben, würde Bogen fordern. Pflichten individuellen Charakters, gegen die eigene Person und die Angehörigen, berühren sich aufs engste mit allgemeinen nationalen Aufgaben und Interessen. Wahrhaft nationale Gesinnung wird sich darin bekunden, dafs der berechtigte Egoismus des Einzelnen den Bedürfnissen der Nation sich einzugliedern und, wo es not thut, auch unterzuordnen weifs.

Sofern dies geschieht, bedeutet alle Kraft, die in der Arbeit eines Einzelnen zur Wirkung kommt, zugleich eine Erhöhung der nationalen Energie, jeder Erfolg des Einzelnen einen Zuwachs an nationaler Geltung, jeder Gewinn eine Mehrung des Nationalvermögens. Und somit wird schon die treue Ausübung der Berufsarbeit für jeden Volksgenossen zu einer nationalen Pflicht, zur nächsten und fruchtbarsten Bethätigung nationalen Sinnes.

Freilich treten zu diesen individuellen Obliegenheiten zahlreiche weitere Aufgaben, welche nur von der Nation gemeinsam bewältigt werden können. Doch zur Erfüllung dieser Aufgaben bedarf es durchweg der starken Fänge oder doch der schützenden Fittiche des Staates. Wir würden bei der näheren Erörterung dieser Fragen notwendig auf den Boden der praktischen Politik herabsteigen müssen, und das kann nicht die Aufgabe dieser Betrachtung sein. Auch würden wir uns damit schon auf das Gebiet der im engeren Sinne patriotischen Pflichten begeben, welches wir besser für sich betrachten werden. Eines aber geht jeden einzelnen Deutschen ebenso nahe an wie die Gesamtheit, ist eine ganz unpolitische und doch höchst bedeutungsvolle Aufgabe aller, die letzte und höchste Pflicht des Individuums wie der Nation: das ist die Selbsterziehung, die freie und zielbewufste Arbeit an der eigenen sittlichen Veredelung. Auch die Nation als solche hat ihren Charakter, sie hat ihre Fehler und Tugenden, und jeder Einzelne kann und soll an der sittlichen Hebung der Nation mitarbeiten, indem er an sich selbst und seinen Nächsten gerade die Fehler vorzugsweise zu bekämpfen und die Tugenden zu erhalten und zu festigen bemüht ist, welche vor allem das Charakterbild der Nation bestimmen. Nur an einige, jedem wohlbekannte Züge in dem Charakterbilde unserer eigenen Nation möge hier erinnert werden. Dafs nationale Fehler fester haften als nationale Tugenden, das ist eine betrübende, aber offenkundige Thatsache. Auch an unserem Volke bewährt sie sich. Wir brauchen nur an den berühmten Ausspruch des Tiberius zu denken: 'posse (Germanorum) nationes internis discordiis relinqui', oder an das noch immer allzuwahre Wort des Tacitus: 'diem noctemque continuare potando nulli probrum'. Und dann das Gegenbild: wie steht es heute mit den vielgerühmten Vorzügen germanischen Charakters, der 'saepta pudicitia' oder der 'pervicacia, quam ipsi fidem vocant'? —

Doch das sind Probleme, welche die Nation schon seit Jahrhunderten beschäftigen. Ein neues Problem dagegen und vielleicht das inhaltschwerste von allen hat erst unser saeculum gezeitigt. Wir bemerkten am Eingange unserer Betrachtung, wie die Ausbildung eines nationalen Gemeingefühles gefördert, ja eigentlich erst angeregt wurde durch das engere Aneinanderrücken der Volksgenossen, welches die fortschreitende Besiedelung des Landes und die zunehmende Verdichtung der Bevölkerung zur Folge hatte. Wir bemerkten weiter, wie die wirtschaftliche Entwickelung der Neuzeit dieses Zusammenrücken beschleunigt und zu einer schier beängstigenden Massen-Ansammlung im ganzen Reiche, besonders aber an gewissen wirtschaftlich begünstigten Stellen unseres Vaterlandes gesteigert hat. Diese selbe Erscheinung, deren günstige Wirkungen

man durchaus nicht zu übersehen braucht, zeitigt nun aber auch recht bedenkliche Folgen. Das Aneinanderrücken und -drücken beschränkt jedem Einzelnen seinen Anteil an Boden, Luft und Licht und damit die Freiheit individueller Entwickelung. Es macht ferner Mafsnahmen und Einrichtungen nötig, die das friedlich-schiedliche Zusammenleben vieler auf engem Raume ermöglichen; es setzt an Stelle des Wildwuchses die regelrechte Aufforstung. Die unvermeidliche Wirkung solcher Veränderung aller Lebensbedingungen läfst sich ohne weiteres ermessen: im dichten Forst, in Reih und Glied wird die Buche so gut wie die Tanne ein ganz anderer Baum, als wenn sie auf freier Halde in aller Gunst von Licht und Wetter, in kraftvollem, breitem Wuchse und in schöner Harmonie der Formen, oder auch in frühgewohntem Kampfe mit feindlichen Gewalten, in tapferer Selbstbehauptung und knorriger Eigenart sich ungehemmt entwickeln, sich ausleben kann. Und gerade das war einst die vielgepriesene Besonderheit unserer nationalen Art, dafs jeder sich sein Leben und seine Welt nach seinem Kopfe zu schaffen trachtete, die oft gerühmte und nicht minder oft beklagte 'deutsche Freiheit'. Dafs sie in ihrer Ausartung zu engherzigem Sondergeist und starrköpfigem Eigenwillen unendlich viel Unheil in deutschen Landen angerichtet hat, dafs manche Katastrophe im Schicksal Einzelner wie in der Geschichte der Nation ihr schuldzugeben ist, wer wollte das leugnen! Aber bildete sie nicht auch einen unerschöpflichen Quell männlicher Energie und einen fruchtbaren Boden für die reichste Entfaltung schöpferischen Sinnes? Hat nicht der deutsche Individualismus die Ausbildung freier Persönlichkeiten und selbständiger Charaktere allezeit aufs kräftigste gefördert? Und was thäte uns mehr not? Gewifs war die straffe staatliche Disziplinierung der allzu willkürfrohen Nation ein Bedürfnis, und ihre Durchführung eine nationale That. Aber sorgen wir dafür, dafs bei der Ausrottung kurzsichtiger Selbstsucht und verbissenen Eigensinnes nicht auch die edelsten Triebe selbständiger, eigenartiger und männlich-freier Entwickelung von der Sichel getroffen werden. Die Befürchtung ist nur allzu berechtigt. Unsere Zeit des allgemeinen Schulzwanges, der allgemeinen Wehrpflicht und des allgemeinen Wahlrechtes, deren hohe Vorzüge, ja deren Unentbehrlichkeit darum nicht in Zweifel gezogen werden sollen, ist nun einmal der Entwickelung freier, selbständiger Persönlichkeiten wenig günstig, und an Herdenmenschen kein Mangel mehr. Dafs dieser Zustand den Gebildeten der Nation immer drückender zum Bewufstsein kommt, zeigt am besten die tiefe und nachhaltige Wirkung, die Nietzsches leidenschaftliche Opposition auch auf viele ruhiger Denkende geübt hat, die keineswegs zu seinen treuen Jüngern zu zählen sind.

Auch von dem nationalen Empfinden gilt schliefslich, was wir von dem Heimats- und Vaterlandssinn sagten: es wird immer fester wurzeln, immer reichere und echtere Früchte tragen, je mehr es zum vollen Selbstbewufstsein erwacht; je mehr auch die Massen der Nation sich klarer darüber werden, was denn eigentlich angestammte oder schwer erworbene deutsche Eigenart, deutsches Volkstum ist. Gelegenheit zu solcher Selbstbelehrung ist ja genug geboten: seit den 'Blättern von deutscher Art und Kunst' hat es an anregenden, ge-

dankenreichen und wissensschweren Arbeiten auf diesem Felde uns nie gefehlt, und gerade heute sind der Arbeiter viele und die Fülle der Erscheinungen schon so schwer zu übersehen, dafs Hans Meyers grofses Sammelwerk gewifs zur rechten Zeit kommt, wenn es auch natürlich noch lange nicht alle Wünsche erfüllen kann, wenn insbesondere auch eine einheitliche Darstellung des deutschen Volkstums im Sinne Jahns noch lange ein Ideal bleiben wird. Dazu müfste uns aber erst ein Jakob Grimm wiedererstehen.

Von dem umfassenderen Begriff des Nationalgefühles unterscheiden wir den engeren, für uns Reichsdeutsche in jenem mitbefangenen Begriff der patriotischen Empfindung, der Staatstreue. Dafs die Bedeutung des Wortes 'Patriotismus' bei uns thatsächlich diese ausgesprochen politische Färbung hat, lehrt der tägliche Sprachgebrauch; es geht nicht an, ihn durch das Wort Vaterlandsliebe zu ersetzen, wenn wir überhaupt noch an der Vorstellung des grofsen deutschen Vaterlandes festhalten und nicht auch diesen Begriff auf den Umfang des Deutschen Reiches beschränken wollen. Andererseits deckt sich das patriotische Empfinden nicht ohne weiteres mit dem nationalen. Patriotische Gesinnung erwarten wir auch von den Litauern, Masuren oder Polen, welche deutsche Reichsangehörige sind, während es niemand einfallen wird, dem Deutsch-Österreicher oder deutschen Schweizer reichsdeutschen Patriotismus aufzunötigen. Die politische Beziehung des Wortes erhellt auch daraus sehr deutlich, dafs wir recht wohl auch heute noch von einem preufsischen oder bayrischen Patriotismus als einer durchaus berechtigten Empfindung sprechen können, während die '39 Vaterländer' des Deutschen ja wohl glücklich der Vergangenheit angehören und auch von einer mecklenburgischen oder reufsischen 'Nationalhymne' nur lose Spötter reden dürften. Dafs übrigens die Begriffe Vaterlandsliebe, Nationalgefühl, Patriotismus bei uns im Reiche nicht immer scharf geschieden werden, dafs sie uns aus der Zeitung, am Biertische und in der Volksversammlung oft in recht unklarer oder geradezu mifsbräuchlicher Anwendung ans Ohr klingen, das kann uns nicht gerade wundernehmen. Die bequeme Gedankenlosigkeit, die immer bei der politischen Organisierung der Massen um sich zu greifen pflegt, wird in diesem Falle unterstützt und einigermafsen entschuldigt durch den Umstand, dafs für uns Deutsche im Reiche jene Gefühle sich aufs engste berühren, da unser Staat eben das Haupt- und Mittelstück des deutschen Vaterlandes einnimmt und nur mit seinen Randgebieten hie und da über die Grenzen des nationalen Wohn- und Sprachbereiches hinausgreift. Daraus eben entspringt ja die beklagte Neigung, die Begriffe Nation und Vaterland auf den Umfang unseres nationalen und vaterländischen Staates, des Deutschen Reiches einzuengen. Dafs aber das patriotische Gefühl keineswegs mit nationaler Gesinnung sich inhaltlich zu decken braucht, lehrt ein Blick auf Österreich oder die Schweiz. Die Deutsch-Österreicher sowohl wie die deutschen Schweizer sind allezeit die besten Patrioten gewesen. Und warum sollten sie sich auch ihrer Staaten nicht freuen, die so wesentlich mit ihrer Hilfe geschaffen sind, und in denen sie ein so wichtiges, einflufsreiches Volkselement bilden? Wenn diese patriotische Empfindung in allerneuester

Zeit den Deutschen Österreichs zum Teil verloren zu gehen scheint, so liegt die Ursache bekanntlich darin, dafs ihr nationales Empfinden durch die innere politische Entwickelung ihres Staates in Spannung kam mit ihrem patriotischen Gefühl, und es bewährt sich hier nur, was man schon öfter erfahren konnte, dafs nämlich bei einem Konflikte zwischen jenen beiden Empfindungen das Nationalgefühl als die ursprünglichere, naturgegebene Empfindung sich stärker zu erweisen pflegt als das viel später erst erwachte und mehr im Verstande als im Gemütsleben wurzelnde Staatsbewufstsein. Dagegen lehrt das Beispiel der Schweiz aufs schlagendste, dafs ein starkes, selbstbewufstes Staatsgefühl sich auch bei national gemischter Bevölkerung recht wohl verträgt mit der vollen Wahrung des nationalen Volkstums auf allen Seiten, und diese Erfahrung bestärkt uns wiederum in der Überzeugung, dafs ein lebendiges Nationalgefühl an sich eine ganz unpolitische Sache ist und der Staatstreue bei denjenigen Volksgenossen, welche aufserhalb des nationalen Staates stehen, keineswegs Abbruch zu thun braucht. Wohl aber wird innerhalb des Nationalstaates die patriotische Gesinnung zu einer wesentlichen Äufserung des Nationalgefühles selbst. Denn jede Nation, die ihre Unabhängigkeit sicherstellen, ihr Volkstum ungestört behaupten und ihre Interessen wirksam zur Geltung bringen will, auch in scharfem Wettbewerbe und feindlichen Anfechtungen von seiten anderer Nationen, bedarf dringend eines rein oder doch vorwiegend nationalen Staates, dessen eigenes Interesse sich mit dem der Nation im wesentlichen deckt, und der dadurch, auch ohne politisches Eingreifen über seine Grenzen hinaus, der gesamten Nation einen starken Rückhalt giebt und ihr die gebührende Beachtung in der Welt sichert. Darum dürfen auch die Deutsch-Österreicher oder deutschen Schweizer, unbeschadet ihres lebhaften Staatsgefühles, recht wohl mit Genugthuung auf das Reich als Hochburg des gesamten Deutschtums blicken; der Deutsche im Reich aber ist in der glücklichen Lage, durch patriotisches Eintreten für den Bestand und die stetige Entwickelung seines Staates zugleich der gemeinsamen nationalen Sache den besten Dienst zu erweisen. Sein Patriotismus ist nur die politische Bethätigung seines nationalen Empfindens und Strebens.

Das Wort Politik hat für uns Deutsche noch immer einen etwas fatalen Klang. 'Politisch Lied, ein häfslich Lied', das ist die Empfindung, die eine lange Zeit unpolitischen Hinlebens in uns hinterlassen hat, und das halbe Jahrhundert heftiger uud oft höchst unerquicklicher politischer Kämpfe, in denen die Nation sich ihre staatliche Organisation und bürgerliche Freiheit errang, hat diese leidige Empfindung eher verstärkt als vermindert. Wir denken bei dem Worte Politik allzu ausschliefslich an inneren Hader, an Partei- und Klassenkämpfe, an Hafs und Anfeindungen. Daraus erklärt es sich zum guten Teile, wenn auch heute noch so viele Staatsbürger allem politischen Treiben am liebsten aus dem Wege gehen. Und doch ist eine angemessene Teilnahme am politischen Leben des Staates die unabweisbare Pflicht jedes Staatsbürgers, die sicherste Bekundung wahrhaft patriotischen Empfindens. Ein Patriotismus, der ein 'schönes Gefühl' bleibt und nicht in politischer Bethätigung sich

äufsert, ist ein Baum ohne Früchte. Gewifs, die patriotische Gesinnung soll wie die nationale uns einen; politische Wirksamkeit aber ist nicht denkbar ohne Kampf. Doch diese Aporie ist nicht unlösbar. Es gilt nur, den Kampf nicht um seiner selbst willen zu führen, noch ihn abzulenken auf persönliche oder wirtschaftliche Sonderziele, sondern das grofse gemeinsame Ziel fest im Auge zu behalten, dem alle aufrichtigen Staatsbürger notwendig zustreben müssen, mögen auch der Meinungen über den besten Weg zu diesem Ziele noch so viele sein und darum eben nur im Kampfe das Ziel selbst sich erreichen lassen. Dieses gemeinsame Ziel alles patriotischen Strebens aber und aller uneigennützigen politischen Bethätigung läfst sich kurz in zwei Worte fassen: Erhaltung und Fortentwickelung des nationalen Staates.

Soweit es sich um die Erhaltung des Staates handelt, kann eigentlich unter den Staatsbürgern gar keine Meinungsverschiedenheit bestehen und kein Kampf aufkommen. Mögen sich zeitweilig auch kleinere oder gröfsere Bruchteile des Volkes, verstimmt durch vermeintliche oder wirkliche Zurücksetzung und unzufrieden mit der augenblicklichen Verfassung des Staates, in eine feindselige Haltung gegen den Staat selbst hineindrängen lassen, im Grunde kann es eine wirkliche Staatsfeindlichkeit in einem nationalen Staate gar nicht geben, weil eben nur der nationale Staat das nationale Interesse und damit das vitalste Interesse jedes einzelnen Volksgenossen mit ausreichender Kraft wahrzunehmen vermag. Auf die Beseitigung des nationalen Staates könnte also nur ein Mensch bedacht sein, der seine Nationalität aufgegeben hat und im Anschlusse an eine andere Nation und einen fremden Staat das Heil sieht. Ein drittes giebt es nicht. Denn wer etwa meinen sollte, er könne sich seiner Nationalität entschlagen, ohne zugleich eine andere anzunehmen, wer im Ernste an die Möglichkeit einer nationslosen Existenz denkt und darin etwa gar das Entwickelungsziel der Zukunft erblickt, der übersieht doch, dafs die ganze Entwickelung der Natur auf fortschreitende Differenzierung und immer schärfere Ausprägung getrennter Arten hinzielt, weil eben die Lebensbedingungen auf der Erde nicht überall die gleichen sind und niemals werden können, und weil jedes Lebewesen umso lebensfähiger wird, je vollkommener es sich den Lebensbedingungen seines Wohnraumes angepafst hat. Dafs jede heutige Nation in ihrer Eigenart zwar nicht ausschliefslich, aber doch zum guten Teile als das Ergebnis einer derartigen Anpassung anzusehen ist, haben wir vorhin schon erkannt. Die Neigung, seine Nationalität aufzugeben, ist also, wie wir schon bemerkten, wohl begreiflich bei einem Menschen, der allein oder mit wenigen Genossen sich plötzlich in ganz veränderte Verhältnisse, unter den starken Druck eines fremden Volkstums versetzt sieht, das dem Einwanderer nicht nur numerisch, sondern vor allem auch durch seine vollkommenere Anpassung an die Landesart weit überlegen ist. Wenn aber ein Mensch inmitten seiner Nation und auf dem Boden seines Vaterlandes auf den Gedanken verfällt, sich von dieser Nation und dem nationalen Staate lossagen zu wollen, so kann man solches naturwidrige Verlangen schlechterdings nur dem eitelen Begehren des

Pferdes in Lessings bekannter Fabel vergleichen, das seine Wünsche unliebsam erfüllt sah durch die Verwandlung zum Kamele.

Kurz, wenn es patriotisch und national zugleich ist, für die Erhaltung unseres nationalen Staates einzutreten, so mufs eigentlich jeder Deutsche — er mag wollen oder nicht — im Grunde seines Herzens ein Patriot und nationalgesinnter Mann sein; sein eigenes egoistisches Interesse gebietet ihm das. Viele Volksgenossen freilich scheuen sich heute, ihre patriotische und nationale Gesinnung zu bekennen oder verleugnen sie gar mit nachdrücklicher Absichtlichkeit. Das ist sicher tief bedauerlich, denn es kompromittiert uns vor dem Ausland und trägt zugleich in die an sich unvermeidlichen und durchaus nicht zu beklagenden innerpolitischen Kämpfe ein Moment feindseliger Schärfe. Wie weit diese Handlungsweise auf Selbsttäuschung beruht und auf welche Ursachen sie sonst zurückzuführen sei, das ist eine rein politische Frage, die wir nicht zu entscheiden haben. Ein Umstand aber spielt dabei mit, welcher für die ganze Auffassung der Begriffe 'national' und 'patriotisch' von Bedeutung ist und darum unsere Beachtung erheischt.

Die Erhaltung und weitere Entwickelung des Staats bezeichneten wir vorhin als das doppelte Ziel aller patriotisch-politischen Bethätigung. Brauchte unser Streben nur der ersten Aufgabe gewidmet zu sein, der unveränderten Erhaltung des Reiches, so würde vielleicht ein einträchtiges Zusammenstehen aller Staatsbürger, zum wenigsten aller Reichsangehörigen deutscher Nation, leichter zu erreichen sein. Welcher Deutsche, der das Reich unbefangen und nicht nur vom Standpunkte seines persönlichen oder Standesinteresses aus ansieht, sollte nicht seine helle Freude haben an dieser wunderbaren Schöpfung, die so ganz aus unseren nationalen Bedürfnissen heraus geboren ist, dafs wir sie überhaupt nicht als ein vorbedachtes Menschenwerk, sondern als ein Erzeugnis der schaffenden Natur selbst ansehen möchten. In der That, je mehr man sich in die nachdenkliche Betrachtung unserer Reichsverfassung versenkt mit all ihren ganz absonderen und wohl begründeten Eigentümlichkeiten, mit ihrer weisen Abwägung der gemeinsamen und besonderen Interessen, der historischen Rechte und der unabweisbaren Forderungen einer neuen Zeit, um so mehr ist man geneigt, dieses merkwürdige Gebilde als ein Monstrum anzustaunen — doch im besseren Sinne, als dies den Zeitgenossen Pufendorfs erlaubt war —, als eine res tantum sui similis, als die echteste Schöpfung germanischen Geistes.

Jedoch — 'es bringt die Zeit ein anderes Gesetz'. Ruhiges Beharren ist keinem Lebenden beschieden. Lebensfähig bleibt alles Gewordene nur dadurch und nur so lange, als es sich stetig umbildet und fortentwickelt, sich den rasch sich ändernden Verhältnissen und ewig wechselnden Bedürfnissen jeder Zeit anpafst. Und so ist auch die Erhaltung eines historischen Gebildes in der ganzen Wahrheit lebendigen Gedeihens nur möglich durch solche rastlose Fortbildung, durch immer neue Umschöpfung im Geiste und in den Formen der stets neuen Zeit. Das gilt zu allererst von einem so hochkomplizierten, auf ganz bestimmten Voraussetzungen aufgebauten Kunstwerke, wie es im mo-

dernen Staat sich darstellt. In demselben Fortgange, wie seine wirtschaftlichen, sozialen und politischen Grundlagen sich unablässig verschieben, bedarf auch er des steten Umbaues und Ausbaues, der Beseitigung entbehrlich gewordener, die freie Fortentwickelung hemmender Organe, der feineren Entfaltung anderer, deren Wirkungsbereich sich erweitert hat, der Schöpfung neuer, welche neu auftauchenden Bedürfnissen zu genügen vermögen. So hat auch die innere Entwickelung unseres Reiches von seiner Gründung an niemals völlig geruht, und das Deutsche Reich von heute ist schon etwas wesentlich anderes als das von 1871.

Zu diesem stetigen stillen Ausbau an seinem Teile mitzuhelfen, mufs natürlich das Bestreben eines jeden sein, dem die Erhaltung seines Staates am Herzen liegt. An seinem Teile, das heifst, soweit er seiner bürgerlichen Stellung und seinen Fähigkeiten nach dazu berufen ist. In gewissen Grenzen aber ist heute jeder Staatsbürger durch die Staatsverfassung selbst zu solcher politischen Mitarbeit berechtigt oder, was dasselbe heifst, verpflichtet. Denn in einem Rechtsstaate schliefst jedes Recht des Einzelnen eine Verpflichtung gegen die Gesamtheit in sich. Die Pflicht der Mitarbeit also an dem politischen Ausbau des Staats ist dem Wesen, wenn auch nicht gerade dem Grade nach für alle Staatsbürger dieselbe, ist eine patriotische Pflicht schlechthin und an sich ein Moment der Einigung, nicht der Entzweiung. Aber freilich, der Wege, die zum Ziele führen, sind viele denkbar, und die Verschiedenheit der geistigen Veranlagung, der wirtschaftlichen Lage und des Berufs läfst von vornherein erwarten, dafs nur sehr selten die gesamte Bürgerschaft des Staats in voller Einmütigkeit für diese oder jene Mafsnahme eintreten wird. In der Regel wird nur im heifsen Ringen widerstreitender Meinungen und Wünsche jeweils diejenige Mafsregel sich durchsetzen können, welche dem Interesse der Gesamtheit am besten zu entsprechen scheint, in dem sie die Bedürfnisse der überwiegenden Mehrheit der Staatsbürger ausreichend befriedigt, ohne doch die Minderheit allzu empfindlich zu schädigen.

Wer also wirklich lebendigen Anteil am Leben seines Staates nimmt, wer mit warmem Herzen und selbständigem Urteil seine innere und äufsere Entwickelung verfolgt, der wird nicht immer allem unbedingt und freudig zustimmen können, was diese Entwickelung zeitigt. Wenn ihm nun aber eine Mafsnahme der Staatsregierung, ein Beschlufs der Volksvertretung, ein Verlangen der Nation für die Zukunft derselben und für die gesunde Entwickelung des Staats bedenklich erscheint, so ist es seine Pflicht als Staatsbürger, im Rahmen seiner verfassungsmäfsigen Rechte dieser Meinung Ausdruck zu geben und sie nach Kräften zur Geltung zu bringen. Welchen Sinn hätte denn sonst die ganze Reichsverfassung? Dennoch aber — und damit kommen wir auf den vorhin berührten Punkt zurück — dennoch zeigt sich bei uns viel zu häufig die engherzige Neigung, jeden Widerspruch gegen die herrschenden politischen Anschauungen, jede abweichende Meinung über die Vortrefflichkeit dieser oder jener Staatseinrichtung, jede noch so akademische Diskussion über den 'besten Staat' mit mifstrauischen Blicken zu betrachten, und allzurasch

ist man bereit, kurzweg die nationale oder patriotische Gesinnung des Andersdenkenden in Zweifel zu ziehen. Das ist unrecht und unklug zugleich. Mit Fug mag man die patriotische Gesinnung einem Staatsbürger absprechen, der die Existenz des Staates selbst angreift oder darauf ausgeht, mit gewaltsamen Mitteln sein Staatsideal an die Stelle der bestehenden Staatsordnung zu setzen. Doch es geht, wie wir schon sahen, schlechterdings nicht an, die bestehende Staatsordnung in ihrem ganzen Umfange und allen ihren Teilen unverändert für alle Zukunft zu erhalten. Man wird es also schon dem Pflichtgefühle jedes einzelnen Staatsbürgers überlassen müssen, dafs er sich nach bestem Wissen und Gewissen seine eigene Vorstellung macht, wie weit vielleicht und in welchen Punkten die gegenwärtige Ordnung des Staats jetzt oder später der Abänderung oder des weiteren Ausbaues bedürftig sein möchte. Theoretisch betrachtet giebt es keine Einrichtung des Staates, von der man sich nicht vorzustellen vermöchte, dafs sie unter veränderten Verhältnissen in naher oder ferner Zukunft einmal den Bedürfnissen der Gemeinschaft nicht mehr entsprechen könnte. Gewifs würde es nicht schwer sein, eine Anzahl wichtiger Institutionen des heutigen Staates zu bezeichnen, für deren Erhaltung auf absehbare Zeit — denn Schöpfungen von ewiger Dauer kennt nun einmal die Geschichte nicht — die erdrückende Mehrheit der Staatsbürger entschieden einzutreten, ja bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen bereit sein würde. Aber wollte man diese Überzeugungen etwa in eine Art politischen Nicaenums zusammenfassen und von diesem Bekenntnisse die Anerkennung jedes einzelnen Staatsbürgers als eines wahren Patrioten abhängig machen, was wäre damit erreicht? Die Dissidenten würden sich eben damit getrösten, dafs sie eine andere und ihrer Meinung nach natürlich reinere Anschauung vom Wesen des Patriotismus hätten. Sind wir denn überhaupt im stande, die politischen Bedürfnisse der Nation auf so lange Zeit hinaus richtig abzuschätzen, dafs es sich verlohnte, solche Dogmen aufzustellen? Würden wir selber uns vielleicht wohl fühlen in einem Staate, der etwa dem Staatsideale der Reformatoren oder auch dem der Aufklärung entspräche?

Darum wäre es besser, wenn man das patriotische und nationale Empfinden unter Bürgern eines Staates stets als etwas Selbstverständliches behandelte, das über aller Diskussion steht. Wenn man die edlen und hohen Worte allzuviel in die Tagespolitik mit ihren Interessenkämpfen hineinzieht, entwertet man sie selbst und darf sich nicht wundern, dafs sie für manchen Mitbürger einen unangenehmen Beigeschmack erhalten.

Eine andere Erscheinung der Zeit, die wir berühren müssen, um zu einer möglichst klaren Bestimmung der hier erörteten Begriffe zu gelangen, ist die Gepflogenheit mancher Kreise, dem Begriffe der patriotischen Gesinnung eine zu ausschliefsliche Anwendung auf das Verhältnis des Staatsbürgers zur Person des Herrschers zu geben. Auch solcher gewifs gut gemeinte Übereifer dürfte mehr schaden als nützen, zumal wenn man zugleich, wie das häufig geschieht, jenes Verhältnis viel zu äufserlich auffafst, zu engherzig beurteilt. In der deutschen Art liegt es, allen staatsrechtlichen Beziehungen ein ganz persön-

liches, sozusagen gemütliches Gepräge zu geben. Bei uns in Deutschland hat deshalb von alters her auch das Verhältnis zwischen Fürst und Volk sich stets patriarchalischer, natürlicher, unmittelbarer gestaltet als bei unseren romanischen oder slavischen Nachbarn. Die chevalereske Loyalität, mit welcher der altfranzösische Adel dem Roy begegnete — wofern er nicht gerade in aufsässigem Trotze verharrte — oder der sentimentale Fanatismus der Anhänger des ersten Napoleon steht dem Deutschen ebensowenig an wie die schier abgöttische Verehrung des Zaren durch die grofsrussischen Bauern. Das Verhältnis des Deutschen zu seinem Fürsten ist intimer, beständiger, aber auch kritischer. Eine grofse Zahl hochbegabter und pflichtbewufster Herrscher, im Reiche sowohl wie in den Einzelstaaten, hat den Deutschen seit einem Jahrtausend daran gewöhnt, seinem Fürsten mit hochgespannten Erwartungen entgegenzukommen, und als Angehöriger einer der ersten Kulturnationen der Erde fühlt er sich zu einem selbständigen Urteile in politischen Dingen auch seinem Fürsten gegenüber bei aller schuldigen Ehrerbietung wohl berufen. Er läfst sich lieber überzeugen als kommandieren: 'exemplo potius quam imperio praesunt' berichtet Tacitus schon von den Fürsten der Germanen. Dies freiere, aber auch aufrichtigere Verhältnis haben die grofsen Fürsten aller Jahrhunderte wohl gewürdigt, ihre dienstbeflissenen Gehilfen nicht immer. So fehlt es auch heute nicht an Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, jene alte deutsche Tugend freimütiger Treue durch schweigenden Gehorsam zu ersetzen. Ganz abgesehen davon, dafs ein solches Verhältnis zwischen Fürst und Volk dem Geiste der Reichsverfassung selbst, ja der ganzen modernen Weltanschauung widerstreitet — man mag ja über den Wert dieser wie jener geteilter Meinung sein —, so entspricht es jedenfalls nicht dem Interesse beider Beteiligten und erst recht nicht dem des Staats. Ein Fürst, der nie die selbständige Meinung anderer hören würde, müfste ja alle Fühlung mit der Nation verlieren, und ein Volk, dem man überhaupt kein eigenes Urteil in politischen Dingen zuerkennen wollte, würde bald vollständig das Bewufstsein der eigenen Verantwortung für den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten, damit aber auch die wahre Teilnahme an der Entwickelung des Staates und das aufrichtige Interesse an seiner Erhaltung einbüfsen. Diese Erfahrungen haben wir ja in den Jahren 1806 und 1807 schon einmal teuer genug bezahlt. Es ist darum auch gewifs nicht anzunehmen, dafs irgend jemand heutzutage noch in einem solchen Zustande ein erstrebenswertes Ideal sehe. Aber man bewegt sich doch, auch ohne es zu wollen, in dieser Richtung, wenn man in der blinden Ergebenheit gegen die Person des Herrschers das sicherste Merkmal patriotischer Gesinnung glaubt erblicken zu müssen. Es mag dieses Verlangen zum Teil aus einer mifsverständlichen Übertragung militärischer Anschauungen auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens hervorgehen. Dafs eine solche nicht ohne weiteres zulässig ist, bedarf keines umständlichen Beweises. Die Verhältnisse des Krieges verlangen natürlich ein ganz anderes Mafs bedingungsloser Unterordnung, als es im politischen Leben zu gewöhnlichen Zeiten notwendig, ja erspriefslich wäre. Übrigens verkennen solche Schwärmer auch den wahren Geist unserer

Heeresleitung. Vielleicht in keinem anderen Zweige der Staatsverwaltung wird so hoher Wert darauf gelegt, so eifrig darauf hingearbeitet, jeden Einzelnen, vom Oberkommando bis zu den untersten Organen hinab, zu selbständiger, rascher Auffassung jeder Lage und zu eigener Entschliefsung im Notfalle zu befähigen, wie das gerade in unserer militärischen Erziehung geschieht. Ja selbst der Fall, dafs der Untergebene sich durch die Umstände genötigt sieht, gegen einen ausdrücklichen Befehl des Vorgesetzten zu handeln — freilich unter voller persönlicher Verantwortung — ist nicht unerhört. Yorks berühmte Insubordination von 1812 ist ja ein weltgeschichtliches Beispiel dafür.

Doch wir müssen abbrechen. Die Fragen, welche uns hier beschäftigten, lassen sich in so engem Rahmen nicht annähernd erschöpfen. Aber die Andeutungen, welche wir gaben, reichen vielleicht schon hin, um danach eine vorläufige Begrenzung und ungefähre Bestimmung der erörterten Begriffe zu versuchen.

Vaterlandsliebe, Nationalgefühl im engeren Sinne und Patriotismus erschienen uns als drei innig miteinander verknüpfte Äufserungen einer Geistes- und Gemütsstimmung, der nationalen Gesinnung im weiteren Verstande.

Die Vaterlandsliebe — das etwa können wir als Ergebnis unserer Betrachtungen hinstellen — hat ihren festen Grund und Ursprung in jenem naturgegebenen Heimatsgefühle, welches jeden noch nicht ganz von der Scholle gelösten Menschen mit dem Boden verbindet, der ihn ernährte und erziehen half, und in den er selbst das beste Teil seiner Kraft und Arbeit gesenkt hat. Bereichert durch einen Schatz historischer Erinnerungen, geweitet durch freieren Umblick im grofsen Vaterlande, vertieft durch zunehmende Einsicht in das Wesen des Landes und die wechselweisen Beziehungen zwischen ihm und der Nation erweitert und klärt sich jenes instinktive Heimatsgefühl der alten Zeit zur umfassenderen und bewufsteren Vaterlandsliebe des modernen Menschen und wird so zur Grundlage für das Nationalgefühl.

Unter diesem Worte begriffen wir zunächst jenes Band verwandtschaftlicher und genossenschaftlicher Empfindungen, welches uns mit allen Menschen gleicher Herkunft und Sprache in nah und fern ursprünglich fest verknüpft. Gelockert oder fast ganz zerrissen durch die zunehmende Verschärfung der inneren Gegensätze in Besitz, sozialer Geltung und Bildung bedarf es heute mehr als sonst der bewufsten und energischen Festigung und erneuten Anknüpfung durch eifrige Pflege der sprachlichen und Kulturgemeinschaft und des wechselseitigen Verkehrs mit den Volksgenossen in der Diaspora, sowie anderseits und vielleicht noch dringender durch möglichste Ausgleichung jener Gegensätze oder Milderung ihrer Härten in lebhafter sozialer Versöhnungsarbeit der Einzelnen wie des Staates. Auf diese Weise neu geweckt und zu klarem Bewufstsein erhoben, wird sodann die nationale Gesinnung sich vor allem darin zeigen, dafs jeder Volksgenosse einerseits durch eigene verständige und fleifsige Berufsarbeit zugleich der Nation zu dienen sucht und anderseits an ihren gemeinsamen Aufgaben lebhaften und freudigen Anteil nimmt. Als letzte und höchste nationale Aufgabe aber bleibt die nationale Selbsterziehung zu

betrachten, die gemeinsame Arbeit an der Bekämpfung der nationalen Fehler und der Erhaltung und Förderung der nationalen Tugenden.

Wie in der nationalen Gesinnung, so erkannten wir endlich auch im Patriotismus ein Prinzip, welches nicht etwa nur das Gefühl, sondern auch das Denken und Wollen jedes einzelnen Staatsbürgers bestimmen mufs. Er beruht auf der Überzeugung von der Notwendigkeit einer staatlichen Ordnung für den Einzelnen sowohl wie für die Gesamtheit des Volkes. Er bethätigt sich durch gewissenhafte Erfüllung aller Bürgerpflichten und ebenso gewissenhafte Ausübung aller bürgerlichen Rechte, überhaupt durch lebendige, von dem Gefühle persönlicher Verantwortlichkeit getragene Teilnahme am Staatsleben. Er äufsert sich in inniger Anhänglichkeit an den Staat und schuldiger Ehrfurcht vor der Person des Herrschers. Er erhält in einem nationalen Staate einen starken Rückhalt und eine besondere Wärme durch die innige Verbindung mit dem nationalen Empfinden und wird dann selbst zu einer Äufserung und Bethätigung des Nationalgefühles.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen. Ihre Beziehung zu den besonderen Aufgaben dieser Zeitschrift bedarf wohl kaum einer Erläuterung. Sind doch Vaterlandsliebe, Nationalgefühl und Patriotismus grundlegende Begriffe für eine Theorie des nationalen Unterrichts und der nationalen Erziehung. Eine solche ist gewifs ein Bedürfnis der Zeit. Sie hat jedoch erst dann Aussicht auf allgemeine Annahme, wenn über jene Grundbegriffe Einvernehmen besteht. Möchten unsere Betrachtungen dazu beitragen, ein solches anzubahnen!

DAS LYCEUM ZU KAMENZ IN DER OBERLAUSITZ ZUR ZEIT VON GOTTHOLD EPHRAIM LESSINGS SCHÜLERJAHREN

Von Ernst Schwabe

Es ist für eine deutsche Mittelschule zu allen Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewesen, wenn einer ihrer früheren Schüler sich zu hoher Bedeutung für die Nation oder die ganze gebildete Welt emporgeschwungen hat. Gewöhnlich enthalten in den Biographien der Betreffenden die Abschnitte 'Schuljahre' oder 'Entwickelungsgang' mehr oder minder abfällige Urteile über die Schulzeit, die Schulform, die damals herrschende Methode und die Persönlichkeiten der Lehrer, und nach der Stellungnahme des Biographen zum Gymnasium und nach der Höhe, in der er selbst über ihm und seinen Hütern zu stehen meint, richtet sich die Gradabstufung, in der das Urteil über die Schule des künftigen Klassikers gefällt wird; in der Regel aber ist es absprechend und gipfelt in den Sätzen, dafs man weder den Wert des Werdenden zu würdigen gewufst, noch ihn genügend zu fördern verstanden habe.

Das Erste zu widerlegen erscheint für jeden überflüssig, der so manche junge und gescheute Brauseköpfe gesehen und ihre Entwickelung in das breite Geleis des Beamten- und Studiertentums hinein beobachtet hat. Der zweite Vorwurf, der selbst hochgeachtete und allzeit geschätzte Anstalten getroffen hat, erscheint beachtlicher, ist es aber auch nur dem Scheine nach und enthält in Wirklichkeit eine grofse Unbilligkeit. Denn die Gelehrtenschule kann es weder dem zwölfjährigen begabten Knaben ansehen, ob er dereinst auch berühmt und eine Zierde des Vaterlandes werden wird, noch ist sie in ihrem ganzen Betriebe, ihren Zielen und Methoden darauf zugeschnitten. Sie ist vielmehr dazu da, dem Staate das Gros seiner studierten Beamten und Helfer zu liefern, ihnen die für entsprechend und angemessen gehaltene gelehrte Durchschnittsbildung zu übermitteln und die Mittelbegabten, bekanntlich den allergröfsten Prozentsatz, zu rechter Zeit in den Stand zu setzen, sich auf ein Amt oder eine 'studierte' Beschäftigung vorzubereiten. In den Anforderungen an diesen Mittelschlag ist man in Deutschland zu jeder Zeit — das kann man getrost als allgemeine Wahrheit hinstellen — eher zu hoch als zu niedrig gegangen. Die die Gesamtheit überragenden Köpfe mögen ja bisweilen in der deutschen Mittelschule nicht ihr Genüge gefunden haben und noch finden. Aber das ist nicht die Schuld des Gymnasiums, sondern nur eine ganz natürliche Folge des auf die Gesamtheit und deren durchschnittliche Begabung berechneten Organismus der deutschen Mittelschulen jeglicher Art.

Trotz dieser Erwägung soll ein Tadel der Schulen, die einst den künftigen Gröfsen als Aufenthalt dienten, nicht als in jeder Hinsicht unberechtigt abgewiesen werden. Gewifs haben auch die Schulen ihre Schicksale und schwanken von Zeiten hoher Entwickelung hinab zu tiefer Erniedrigung; gewifs werden bei derartigen Schwankungen auch stets Persönlichkeiten und äufsere Umstände in Frage kommen. Aber die Schule wird hierin eher von den Zeitströmungen geleitet, als dafs sie selbst dazu den Antrieb gäbe. Denn sie ist ein lebendiger Teil des Staatsorganismus und stellt weit mehr, als man gewöhnlich denkt, ein Spiegelbild der gesamten geistigen Entwickelung unserer Nation dar. Es ist darum nur natürlich, dafs die Schule gegenüber den ihren Zeiten vorauseilenden jugendlichen Koryphäen zurückgeblieben erscheint, denn sie ist nicht für die Bahnbrecher, sondern für die Erhalter und Fortbildner bestimmt.

Ein solches Schicksal traf St. Afra, die Hüterin der ersten Jünglingsjahre Gotthold Ephraim Lessings. Obwohl man in St. Afra niemals gemeint hat[1]), dafs man Lessing für sich zu reklamieren habe, und dafs er das Beste und Wichtigste seines Wissens und Könnens dieser Schule allein verdanke, ist dieser Anstalt, die zu Lessings Zeiten unter einer vortrefflichen Leitung stand und sich einer ausgezeichneten Verwaltung erfreute, doch mancher Vorwurf nicht erspart geblieben: eine gewisse Neigung zu einseitigem Gelehrtentum, Hinführung der Jugend zu rationalistischer Klügelei, die vor Silbenspalten das Einfache nicht sähe, und Erweckung eines unerträglichen Gelehrtendünkels, der der ganzen Schule anhafte und ihren Gliedern eingeimpft werde — meist Ansichten, die ihre innere Berechtigung auf Lessings 'jungen Gelehrten' gründen, ohne weitere Substantiierung. Es kann getrost dahin gestellt bleiben, ob die Urteile[2]), die z. B. über den Konrektor Hoere und den Mathematikus Klimm und ihre Leistungen gefällt worden sind (über den vortrefflichen Rektor Theophilus Grabner [1737—1750] hört man merkwürdig wenig) zutreffend sind oder nicht. Am wenigsten wird man auf die gallige Art etwas geben, mit der Lessings Bruder Karl Gotthelf[3]) über St. Afra berichtet hat. Schon Theodor Flathe, St. Afra S. 260, hat nachgewiesen, dafs von dieser Schule in dem gegebenen Rahmen nichts anderes, vor allem nicht mehr erwartet werden durfte, als was wirklich geschah, und dafs alles sich in St. Afra so abspielte, als es den damaligen Zeitumständen angemessen war. Und aus den Akten und Protokollen bestätigt sich dies durchaus, zugleich mit den einsichtigen und wohlmeinenden Urteilen der Lehrer über ihren grofsen Zögling.[4])

Fast noch mehr hat Lessings gewaltiger Name drückend auf die Anstalt

---

[1]) Ed. Diller. Erinnerungen an G. E. Lessing, Zögling der Landesschule zu Meifsen i. d. J. 1741—1746. Meifsen 1841. Th. Flathe, St. Afra S. 251.

[2]) Für Adolf Stahrs Genauigkeit ist es charakteristisch, dafs er beständig Klemm schreibt.

[3]) K. G. Lessing, Gotthold Ephraim Lessings Leben ed. O. Lachmann S. 23.

[4]) Vgl. H. Peter, Lessing und St. Afra, in der Deutschen Rundschau XXI (1881) S. 366—388. — Ders., Das Urkundliche über Lessings Aufenthalt in St. Afra: Schnorrs Archiv f. Litteraturgesch. X (1881) S. 285—308. — Die Resultate am bequemsten bei Hugo Goering, Lessings Leben. Cottasche Ausgabe S. 25 ff.

gewirkt, die vor St. Afra das Glück hatte, ihn zu ihren Schülern zu zählen: das Lyceum der oberlausitzischen Sechsstadt Kamenz. Diese seit den Tagen der Reformation bestehende Lateinschule hat bis in die letzten zwanziger Jahre des XIX. Jahrh. ihr Dasein gefristet. Eine Geschichte[1]) dieser bescheidenen Bildungsanstalt zu schreiben, die gleichwohl eine Quelle geistigen Fortschritts für ihre Heimat geworden ist, würde weder ein grofses Interesse, auch nur innerhalb Sachsens, haben, noch wegen Dürftigkeit der Quellen möglich sein. Die alte Sechs-(später Vier-)stadt ist ja von mancherlei Bränden und anderen Unglücksfällen heimgesucht worden, und dabei ist manches wertvolle Material verschwunden; späterhin mag auch manches verwahrlost worden sein: denn der Sinn für vaterländische Ortsgeschichte ist spät erwacht, und kostbare Dokumente sind nicht jederzeit nach ihrem wahren Werte geschätzt worden.

Doch hat ein gütiges Schicksal es gewollt, dafs sich gerade aus den Tagen eine ganze Anzahl Akten auf unsere Zeit gerettet haben, in denen wir uns Gotthold Ephraim Lessing als Schüler in dem alten Klostergebäude hinter der wendischen (ehemals Franziskaner-) Kirche denken müssen, und wir durch sie einen genaueren Einblick in das Treiben dieser Anstalt gewinnen können.

---

[1]) Der Vollständigkeit halber (zugleich als Nachtrag zu den Veröffentlichungen des S. G. V. für die sächs. Gelehrtenschulgeschichte) sei folgendes aus den Quellen hier berichtet: Die lateinische Stadtschule zu Kamenz fand ihren Ursprung in der Reformationszeit. Sie bestand aus fünf Klassen, die von fünf Lehrern (Rektor, Konrektor, Cantor, Baccalaureus und Auditor) unterrichtet wurden, und richtete sich in ihrer Organisation nach der Ordnung der Partikularschulen, wie sie in der Sächs. Kirchenordnung von 1580 mit enthalten war (Vormbaum, Ev. Schulordn. I 334 ff.) und bis zur Ernestischen Ordnung von 1773 im ganzen und grofsen unverändert erhalten geblieben ist. Schulordnungen (leges scholae) von diesem Lyceum werden erwähnt vom Jahre 1588, vgl. Lausitzische Merckwürdigkeiten IV. Teil, S. 146 (herausgegeben von dem Görlitzer Rektor Samuel Grosser. 1714, Budissin), doch sind diese, trotz eifrigen Forschens, bisher noch nicht im Kamenzer Stadtarchiv aufgefunden worden. Anderweite Nachrichten über diese Lateinschule finden sich in den hslichen 'Annales der Stadt Camentz' von Caspar Haberkorn (auf der dortigen Stadtbibliothek befindlich) vom Jahre 1589, in denen Fol. 54 die Verlegung der Schule ins Kloster, Fol. 111 die Ausbesserung der Schulgebäude, Fol. 134 vom Jahre 1588 die Aufführung einer Schulkomödie De Apelle Aegyptio (?) erwähnt werden. Ferner finden sich Nachrichten (ebenfalls hslich, auf der Kamenzer Stadtbibliothek) bei Friedr. Gotthelf Richter. Geschichte der Stadt Kamenz. Auf des letzteren Angaben fufst meistens das Buch von Joh. Gottfr. Boenisch, Historisch-geographisch und statistische Topographie der Stadt Kamenz. 1825. 3 Hefte. Eine von Gotthold Ephraim Lessings Vater versprochene Schulgeschichte (vgl. Joh. Gottfr. Lefsing, Zweyhundertjährige Gedächtnifsschrift der Ersten Evangelischen Predigten zu Kamenz u. s. w., Leipzig bei Joh. Samuel Heinsio 1727 S. 134) scheint nicht zu stande gekommen zu sein. — Der Schrift von Boenisch entnehmen wir die Kamenzer Rektorenreihe (S. 288): x—1586 Mathias Nessel, 1586—1588 Mag. Georg Janitius, 1588- 1611 Joh. Schütz, 1621—1651 Christoph Faust, 1651—1665 Mag. Manuel Manitius, 1665—1679 M. Tobias Freygang, 1679—1720 M. Christ. Hartmann, 1720—1737 M. Gottl. Lindner, 1737—1743 M. Heinitz, 1744 J. A. Bernauer, 1744—1772 M. Joh. Fr. Voigt, 1772—1785 M. J. C. Praetorius, 1785—1794 M. J. Horn, 1794—1830 Mag. H. O. Indinger. Vgl. Boenisch S. 305.

Das aus ihnen sich entrollende Bild ist das typische einer sächsischen Lateinschule alten Schlages: gerade wie in Kamenz lehrte und lernte man allerwärts um die Mitte des XVIII. Jahrh. in den sächsischen höheren Stadtschulen, die damals in merklichem Abstande hinter den drei staatlichen Landesschulen standen; gerade wie in Kamenz war überall dieselbe Unterordnung auch der Gelehrtenschulen unter die Stadtgeistlichkeit altes Herkommen: eine ständige Gelegenheit zu Reibungen, da auch die wissenschaftliche Beaufsichtigung beansprucht wurde; gerade wie dort, kamen überall in Sachsen junge Lehrkräfte in die Höhe, die eine starke Abneigung gegen die bisherige, 'notenschreibende' Gelehrsamkeit, das bekannte Charakteristikum des XVII. Jahrh. bekundeten und als 'Freygeister' mancherlei bis dahin neue und unerhörte Anschauungen in die etwas altmodisch gewordene kleinstädtische Gesellschaft trugen und der ihnen anvertrauten Jugend einzuimpfen trachteten.

Es war ja die Zeit Friedrichs des Grofsen, und der Umschwung zur Aufklärung, der sich damals überall zeigte, brachte auch im Unterrichtswesen der gelehrten Schulen neue Ansichten hervor und schuf neue Einrichtungen, die man bis dahin für unmöglich oder mindestens höchst überflüssig angesehen hatte. Viele Keime neuer Gedanken sind freilich damals zu Grunde gegangen: vor allem die Idee, dafs der Unterricht in höherem Grade auf die Muttersprache zu gründen sei. Die lateinisch geschriebenen Schulbücher haben noch Jahrzehnte fortbestanden: aber es bereitete sich doch damals schon der grofse Umschwung vor, den wir Neuhumanismus nennen, und die jugendlichen Rektoren der damaligen Gymnasien sind vielfach seine Vorläufer gewesen.

Zu ihnen gehört auch der Mann, unter dem Gotthold Ephraim Lessing die unteren Lycealklassen in Kamenz durchlaufen hat, der fünfundzwanzigjährige Rektor Magister Johann Gottfried Heinitz. Über seine Jugendschicksale sind wir nur wenig unterrichtet.[1]) Das erste, was wir über ihn aus den Akten erfahren, ist, dafs er in Kottbus neun Monate lang unter grofsem Beifall an der Gelehrtenschule das Konrektorat verwaltet hat, aber weichen mufste, weil er 'zu Wittenberg Magister worden'. Man vermag nicht recht zu erkennen, worin das Strafbare dieser Handlung gelegen haben soll. Vielleicht ist der Grund in den verschiedenen religiösen Auffassungen (Heinitz war natürlich Theolog) zu finden: das calvinische Brandenburg und das hartlutherische Sachsen standen sich ja in Glaubens- und damit zusammenhängenden Anstellungssachen schroff und feindlich genug gegenüber. Wenigstens scheint dies der Grund gewesen zu sein. Denn dem gewesenen Konrektor wird auf seine Bitte, ihm gegenüber Nachsicht walten zu lassen, kurz und bündig eröffnet, dafs dies ganz unmöglich sei.[2]) So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als in sein

[1]) Geb. 1712 in Lauban, 1735 Mag., 1737—1743 in Kamenz, 1743—1790 Rektor am Lyceum von Löbau. Vgl. Otto, Oberlausitzer Schriftstellerlexikon 1803 II 74—78 (Verzeichnis der Schriften und kurzer Lebenslauf).

[2]) Act. Kament: Schulsachen betr. Rep. V. G. Nr. 3., 'Es wird der gewesene Conrector zu Cottbus, Johann Gottfried Heinitz mit dem in seinem Supplicato de dato des 4. Januarii a. a. angebrachten wider alle Edicta und heilsahme Kirchen-Verfassungen lauffenden un-

Heimatland, die sächsische Oberlausitz, zurückzukehren. Hier bot sich dem begabten jungen Mann die Möglichkeit, anzukommen, indem der Posten des Lycealrektors in Kamenz durch den Tod des Mag. Gottlob Lindner, eines achtzigjährigen Greises, dem schon Jahre lang ein Substitut hatte beigegeben werden müssen, erledigt war. Heinitz versorgte sich deshalb mit einem 'Gezeugnis' des Kottbuser Rats über seine dortige Thätigkeit, das noch vorliegt und sich in etwas gewundenem Kanzleistil doch günstig genug über seine abgeschlossene Thätigkeit ausspricht. Dann aber betrat er den damals am gangbarsten befundenen Weg und liefs sich durch einen einflufsreichen Verwandten, der in Bautzen ansässig war, dem Kamenzer Rate für die vakante Rektorenstelle empfehlen. In einem an den Jcte très-célèbre et bourgrémaitre trèsmerite de la ville de et à Camentz, Theophilus Lessing (den Grofsvater des Dichters), gerichteten Schreiben wird Heinitz als ein 'unverschuldet unglückseliges, jedoch ungemein geschicktes und in humanioribus, philosophicis, denen Grund-Sprachen, in der deutschen Redekunst und Poesie sehr geübtes Subjektum' bezeichnet und für den vakanten Rektorposten 'dringend rekommendiert.' In Kamenz liefs man sich das gesagt sein, nahm an den 'Fata dieses feynen Subjecti' keinen Anstofs und berief ihn wegen seiner 'absonderlichen Erudition' zum Lycealrektor. In einem würdig gehaltenen Schreiben (dat. vom 1. Sept. 1737 aus Lauban, dem Geburtsort Heinitzens) nahm der vertriebene Konrektor von Kottbus die ihm angebotene Stelle an und begab sich um Michaelis 1737 an seinen neuen Wirkungsort. Charakteristisch für Heinitzens ganze vorwärtsstürmende Art ist es, dafs er sich mit einer Rede De Pedantismo et Galantismo[1]) einführte und in feurigen Worten, deren Glut man durch die wohlgedrechselten lateinischen Phrasen hindurchmerkt, der Hoffnung Raum gab, dafs mit ihm dem Kamenzer Lyceum eine neue Zeit kommen werde.

Das Brot freilich, das der neue Rektor zugleich mit seinen Kollegen essen mufste, war in gleicher Weise hart und dürftig. Denn die alte Kamenzer Stadtschule teilte mit ihren zahlreichen anderen Schwestern dasselbe Los. Man war zwar zu jeder Zeit gerne bereit, sich mit der Existenz einer 'klassischen Bildungsstätte' selbst in den kleineren Orten und Ackerbaustädtchen des Kurfürstentums zu brüsten, hing sich gern den Mantel des Mäcenatentums um und hörte es mit Befriedigung, wenn man die feine Erudition der Kursachsen pries und ihr Land als das gelobte Land der Schulen bezeichnete, aber — kosten durfte dieser Ruhm nichts oder nicht viel. So war es schon vor Heinitzens Rektorat auch in Kamenz gewesen, so ist es auch geblieben, bis die alte Lateinschule um 1830 herum ihren Untergang fand. Die Städte verstanden entweder den grofsen Vorteil nicht, der in der Errichtung und Pflege einer höheren Lehranstalt, die bis zur Universität vorbereitete, für sie lag, oder sie

gereimten Dispensationsgesuch defshalb dafs er zu Wittenberg Magister worden, nach Seiner Königl. Majestät eigenhändigen Resolution ein vor allemahl abgewiesen. Signatum Berlin, d. 23. Febr. 1737. Auf Seiner Königl. Maj allergnädigsten Spezialbefehl.'

[1]) Erhalten in einem Sammelbande der Carlowitzischen Bibliothek (über diese vgl. Flathe, St. Afra S. 412) der Fürstenschule St. Afra in Meifsen (C 974).

hatten wirklich die Mittel nicht und fanden auch keine grofsherzigen Gönner, die mit finanzieller Unterstützung eingetreten wären, wo der Stadtsäckel nichts weiter zu leisten vermochte.

Kaum war daher Heinitz in Kamenz eingezogen, als er sich in jeder Hinsicht eingezwängt sah und sich in der übelsten Lage befand. In einer Eingabe, die von seiner eigenen Hand herrührt, mufs er sich mühselig um die einzelnen Teile seines 'Salarii' bemühen und die Rechte des Lycealrektors schützen, die ihm zustanden und von anderer Seite occupiert oder auch von mifsgünstigen Leuten in Abzug gebracht worden waren.

Weit mächtiger aber als die Sorge um das kärgliche tägliche Brod bewegte den jungen, noch unverheirateten und darauf losstürmenden Mann der innige Wunsch, seiner siechenden Schule nach Kräften innerlich und äufserlich aufzuhelfen. Für das letztere glaubte er am besten zu sorgen, wenn er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, die Frequenz zu heben suchte; für die innerliche Hebung bemühte er sich durch möglichst glanzvolles Auftreten bei den Schulfeierlichkeiten und durch eine gründliche Umgestaltung und Modernisierung des Lehrplans.

Um die Mitte des XVIII. Jahrh. stand der Unfug der 'Winkelschulen' in seiner höchsten Blüte; zwar nahmen diese Bildungsanstalten die Schüler (beiderlei Geschlechts) nur bis zur Konfirmation auf. Aber sie trieben dabei den unerlaubten Wettbewerb gegenüber den Stadt- oder 'Grofsen' Schulen so weit, dafs, wie Heinitz klagt, sich die 'Unteren Classen unserer Schule notwendig ehestens in unbewohnte Plätze verwandeln, wo sie die wahren Baumschulen unserer Ober-Classen sind'. Um daher der Verödung des Lyceums, das sich auf die Trivialschule aufbaute, zu steuern, wurde der Rat von Heinitz angegangen, dafs er, 'vermöge der tragenden Gewalt' die Eltern nötige, die Kinder fleifsiger in die öffentliche Schule zu schicken, mit anderen Worten, die kleinen Verdriefslichkeiten, die der straffere öffentliche Betrieb mit sich bringt (soweit in kleineren Orten, wo hart in engem Raume die Persönlichkeiten miteinander auskommen oder sich auseinandersetzen müssen, von gleichmäfsiger Straffheit gesprochen werden kann), auf sich zu nehmen und ihre Kinder nicht blofs der, milde gesagt, sehr elastischen Disziplin und Unterweisung der Winkelschulen anzuvertrauen. Jedoch scheint Heinitz mit seinen Kollegen zu dieser paränetischen Form der behördlichen Unterstützung wenig Vertrauen gehabt zu haben. Er schlägt deshalb an zweiter Stelle eine weit schärfere und durchgreifendere Mafsregel vor: 'Rector scholae könnte auch, wie an anderen Orthen rühmlichst und nicht ohne sonderbahren Effekt geschiehet, bevollmächtiget werden, dafs er nebst einer dazu erwehlten Raths-Persohn die Winckelschulen jährlich zu einer gewissen Zeit überfallen, die darinnen befindlichen Schüler examiniren, die, welche tüchtig befunden wurden, ausheben und in die öffentliche Stadtschule versetzen durfte.' Jedoch scheint Heinitz und sein Kollegium selbst nicht recht an den Erfolg dieses drakonischen Vorschlags geglaubt zu haben; denn in der gleichen Eingabe (vom 24. Juli 1738) schlagen sie noch einige andere Wege vor. Der Rat schlug

ebenfalls einen Mittelweg ein, um einerseits der öffentlichen Schule zu helfen und anderseits der in Schuldingen damals ungemein entwickelten Empfindlichkeit der Eltern, besonders der angesehenen Bürger, nicht zu nahe zu treten. Die Ratsherren und das Schulkollegium hielten eine gemeinsame Beratung (Resolution vom 13. September 1738), und in dieser wurde ein Verzeichnis der Angehörigen der Winkelschulen vorgelegt, das man von den Schulhaltern (unter denen als Vornehmster ein 'S. S. Theologiae Studiosus', wohl höchster Semester, figuriert, den man als Stadtkind lange geduldet und gefördert hatte) einzufordern bemüht gewesen war. Jedoch ohne jeden Erfolg. Die jammervolle Lage der Schule, die thatsächlich mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, aus Mangel an Schülern teilweise oder ganz aufzuhören — und es ist dies für alle städtischen Lateinschulen in Kursachsen noch bis in das XIX. Jahrh. hinein eine typische Erscheinung —, blieb bestehen und trat grell nach Abhaltung des Michaelisexamens 1738 hervor. In einem wahrhaft verzweifelten Schreiben wandte sich Heinitz abermals an den Rat der Stadt mit der Bitte, doch 'als Vater und Beschützer der Schule sich endlich derselben mit einem rühmlichen Ernste anzunehmen'. Denn bei der Versetzung hatte es sich herausgestellt, dafs in der letzten (fünften) Klasse ganze 'vier zerlumpte Knaben' vorhanden waren, mit denen an ein ernstliches Arbeiten und gedeihliches Weiterrücken nicht zu denken war. 'Dieses E. E. Rathe mitzuteilen', schreibt Heinitz, 'fellet mir unerhört schmertzlich', und schon damals taucht in diesem klugen Kopfe als vernünftigste Lösung des gründlich verfahrenen Ganzen der Gedanke auf, dafs 'unser Lyceum in eine deutsche Trivialschule verwandelt werde': ein Gedanke, gegen den sich, nicht blofs in Kamenz, die Bürgerschaften der kleineren Städte mit aller Gewalt sträubten, bis er ein Jahrhundert später sich doch mit Notwendigkeit durchsetzte. Zunächst hatte Heinitzens Eingabe wenigstens den Erfolg, dafs der Rat die Winkelschulhalter veranlafste, die Eltern darauf hinzuweisen, dafs die 'ausgezeichneten' Kinder besser in die Grofse Schule geschickt würden. Dies mag auch geschehen sein; leider sind wir nicht über die Form unterrichtet, wie diese Schulhalter sich selbst die Existenzberechtigung absprechen sollten. Jedenfalls werden sie sich nicht ernstlich bemüht haben, denn der Erfolg war wiederum gering, und viele Eltern fühlten sich durch diese Mafsregel ernstlich beschwert. Am 15. Dez. 1738 ging beim Rate eine Eingabe einer grofsen Anzahl Bürger ein, die, in einem selbst für damalige Zeit unerhörten Stile abgefafst, sich gegen den 'Gewissenszwang' verwahrt, ihre Kinder in eine ihnen nicht sympathische Schule zu schicken, und in der der sog. 'Grofsen' oder Lateinischen Schule besonders im Punkte der Disziplin einige harte und wahrscheinlich (wie die Akten zeigen) wohlverdiente Vorwürfe gemacht werden.

Mit Gewalt war also nichts zu machen, und Heinitz schlug deshalb einen anderen Weg ein, der auf gelindere Weise zum Ziele führen konnte: die Reformation der Schule an Haupt und Gliedern. Diese schien ihm sowohl innerlich als äufserlich dringend geboten, denn die Schule bewegte sich (auch hierin kann sie als Typus der damaligen Zeit gelten) ganz und gar in den aus-

gefahrenen Gleisen, die noch zurück führten bis in die Zeit des dreifsigjährigen Krieges. Das damals absterbende Lehrergeschlecht war vielleicht das am tiefsten verkommene; denn nirgends zeigte sich bei ihm, auch als es jung gewesen war, der Wille und die Kraft für eine neue Idee einzutreten. Dem damals aufkommenden Geschlecht, in dem die lange versiechte Kraft der Tage des XVI. Jahrh. wieder zu erwachen begann, fehlte es dagegen weder an neuen fruchtbaren Gedanken, noch am guten Willen, sie in Thaten umzusetzen. Vor allem erschien es der jüngeren Lehrerwelt als eine notwendige Forderung, dafs die Aufklärung in den Schulen Einzug hielte, und zwar in dem Sinne, dafs man sich bei aller klassischen Bildung doch auch daran erinnere, dafs man ein Deutscher sei, Deutsche unterrichte und den Schülern deshalb den notwendigen Wissensstoff in deutsch geschriebenen Büchern zu übermitteln habe. Jedoch der damalige Fruchtansatz blieb taub, bis unsere klassische Periode und der grofse Freiheitskrieg auch im Schulwesen die Kräfte des Beharrens überwand.

Damals freilich waren die Lehrer, wie sonst noch oft, die hoffenden Thoren, die die Erfüllung ihrer sehnlichen Wünsche nur zu gern als unmittelbar bevorstehend ansahen. So auch Rektor Heinitz. In einer längeren Eingabe legte er dem Rate einen ausgeführten und sorgfältig und ausführlich motivierten neuen Lehrplan vor. Man ersieht aus diesem hslich erhaltenen Entwurfe auf das deutlichste und immer wieder von neuem, wie diese Lateinschulen und die an ihnen arbeitenden Kollegien sich abmühen mufsten, um nur notdürftig das zu leisten, was von einer Mittelschule verlangt werden mufs, die ihre Zöglinge bis zur Universität vorzubereiten strebt. Gar vieles mufste dem Hausfleifs und der Privatinformation überlassen bleiben, was damals nur von den Landesschulen geleistet wurde und heute für allgemein verbindlich gilt.

Der öffentliche Unterricht dauerte damals, und das scheint für ganz Kursachsen Vorschrift gewesen zu sein, früh von 6—9 und nachmittags von 1—3 Uhr. Mittwoch und Sonnabend fielen in Kamenz als schulfrei aus, was hier besonders zu bemerken ist, weil an anderen Lateinschulen vielfach der Donnerstag Nachmittag freigehalten wurde. Am Mittwoch Nachmittag war vielfach auch 'Privatinformation' angesetzt.

Für diese 26 Wochenstunden, die in fünf Klassen erteilt wurden und noch oft durch Leichensingen eine Unterbrechung fanden, wurde nun etwa folgendes als Neueinzuführendes vorgeschlagen.

Der wichtigste Lehrgegenstand war natürlich an allen diesen Schulen der Religionsunterricht, den für das 'Oberauditorium', d. h. Prima und Sekunda, die hierbei kombiniert wurden, überall der Rector scholae zu übernehmen hatte. Hierbei war Heinitz so kühn, den Kampf gegen das damals allgemein eingeführte und im verrosteten Betriebe immer weiter geschleppte Compendium Hutteri aufzunehmen. In der That ein verwegener Gedanke! Denn dies Buch war schon über ein Jahrhundert im Gebrauch; ohne Hutters Compendium konnte man sich damals den künftigen Theologen ebensowenig denken, als heutzutage ohne die Kurtz'sche Kirchengeschichte. Für Lehrbücher war damals

eine glückliche Zeit. Denn sie erfreuten sich in jenen Tagen einer ebenso grofsen Langlebigkeit, wie heute ihnen ein kurzes Eintagsdasein beschieden zu sein pflegt. Nur schwer entschlofs man sich, von dem 'bewährten Alten' abzugehen und dafür etwas Neues einzusetzen, wobei nicht selten auch die Scheu, sich in etwas Unbekanntes einarbeiten zu müssen, mitgespielt haben mag.

Besonders bei Lehrbüchern, die sich auf den Religionsunterricht bezogen, war man mehr als konservativ und vorsichtig, und so ist denn auch Hutters Compendium (dessen Geschichte auf der deutschen Schule zu schreiben eine dankbare Aufgabe[1]) wäre), noch lange im Gebrauch gewesen, als es schon längst veraltet war. Nur sehr langsam hat man sich entschlossen, für diesen eisernen Bestand des Religionsunterrichts ein anderes Buch einzusetzen. Erst durch die Ernestische Schulordnung von 1773 scheint das allgemein geworden zu sein, was man schon fünzig Jahre vorher als nötig empfand, nämlich die Beseitigung des Compendium Hutteri und seine Ersetzung durch ein modernes Hilfsmittel. Auch hierin eilte Heinitz seiner Zeit weit vorauf, als er mit klarer und vorsichtiger Begründung die Einführung eines deutsch geschriebenen Lehrbuchs, nämlich Freylingshausens Grundlegung der Theologie empfahl. Zur Auswahl stellte er daneben Grosseri (des damaligen Görlitzer Rektors) Theologia Elementaris und bat sich über diesen wichtigen Punkt einen baldigen 'vesten Entschlufs' aus. Dieser wird wohl negativ ausgefallen sein. Denn nach einem Lektionsentwurf, den ein Nachfolger Heinitzens im Rektorat (M. Voigt, Rektor des Kamenzer Lyceums 1744—1772) abfafste, wurde das Compendium Hutteri als theologisches Handbuch von dem Konrektor der Schule in der Sekunda erklärt. Über des Rektors Religionsstunden läfst sich nichts sagen, da für diese sich nur der lakonische Ausdruck Theologie findet. Die Zeit für das Absterben des Compendium Hutteri war noch nicht da, es hat ja sogar noch die Ernestische Schulordnung überlebt und fand sich noch 1783 in St. Afra, wo endlich das ebenfalls lateinisch verfafste Buch von G. Reichard, Initia doctrinae christianae das völlig überständig gewordene Werk ablöste.

[1]) Es möge auch hier darauf hingewiesen sein, dafs die Aufgabe noch nirgend recht in Angriff genommen ist, sich um die Geschichte der in deutschen Gelehrtenschulen gebrauchten Schul- und Lehrbücher zu kümmern und die geschichtliche und organische Entwickelung und die Anwendung dieser oft viele Dezennien im Gebrauch gewesenen Hilfsmittel klar zu legen. Ohne eine genaue Kenntnis dieser Seite des Schulwesens wird ein gründliches Studium der Geschichte des deutschen Gymnasiums nur teilweise und einseitig möglich sein. Freilich ist die Erwerbung von Kenntnissen in dieser älteren Schulbuchlitteratur, wie Verf. aus eigener Erfahrung weifs, aufserordentlich mühsam und zeitraubend. Denn gerade die Schulbücher, die an evangelischen Schulen am meisten gebraucht worden sind, z. B. die Grammatica Marchica, des Cellarius Liber memorialis, die Colloquia Corderi, sogar Hutters Compendium selbst, sind, trotz der zahllosen Auflagen, die sie erlebten, bibliographische Seltenheiten — vielleicht gerade, weil es Schulbücher waren. Selbst alte und hochberühmte Anstalten haben sie nicht, auch wenn die Bibliothek gut verwaltet war. Eine nur einigermafsen ausreichende Sammlung dieser älteren Schulbücher existiert meines Wissens nirgends. So ist man denn bei dem Studium dieser für die Schulgeschichte so wichtigen Frage mehr auf den Zufall angewiesen, als einem Fortschritt der Arbeit nützlich ist.

Dafs die Kamenzer Theologen gegen die Neuerung, vor allem gegen das vorgeschlagene Buch, sein würden, war erklärlich. Denn Freylingshausen war ein Hallenser, also als Theolog dem kursächsischen Luthertum nicht ganz geheuer. Das hatte Heinitz auch gefühlt; er sucht den Verfasser wegen 'verdächtiger Redensarten' zu entschuldigen; jedoch klingen seine Verteidigungsgründe matt. Das war ja auch der Hauptpunkt nicht, um den es sich handelte. Weit wichtiger war Heinitzen etwas anderes, und wir setzen darum den ganzen Passus seiner Auseinandersetzung her, in dem er den Kern der Frage berührte, weshalb Hutters Werk weichen sollte: 'Es (näml. Freylingshausens Grundlegung der Theologie) ist in deutscher Sprache geschrieben, und eben dieses machet ihm einen Vorzug. Denn erstlich werden diejenigen, die sich dem Studio Theologico wiedmen und Cantzel-Redner werden wollen, dadurch angewehnet, die Theologischen Wahrheiten in einem reinen Teutsch ohne finstere Scholastische Wörter vorzutragen. Vors andere kan dabey ein nützlich exercitium lat. ling. angestellt werden, wenn die Discentes bey der Repetition lateinisch antworten. Drittens kommen diejenigen dabey besser zu rechte, die die Lateinischen Berge noch nicht überstiegen haben. Über dieses hat man noch den Vorteil, dafs dieses Compendium in einen kleinen Aufszug ist gebracht worden, welchen man etwan in II^{da} und III^{tia} traktieren könnte.'

Die deutsche Grundlage des Religionsunterrichts also ist es, worauf es dem neuen und strebsamen Rektor vor allen Dingen ankam. Dafs dem auch in den übrigen Zweigen des Unterrichts so war, kann man überall zwischen den Zeilen seines Lektionsentwurfs herauslesen. Für wie wichtig er es hielt, hierin die ihm anvertraute Jugend zu fördern, geht daraus hervor, dafs Heinitz, auch hierin ein modern empfindender Mann, den deutschen Unterricht in Prima ganz in seine Hand nahm.

Nach der Weise des XVIII. Jahrh. aber zerfiel dieser in die Unterweisung in der Logik und in der 'Oratorie'. Heinitz fügte diesen beiden hergebrachten Unterrichtszweigen noch je eine Stunde Poësis germanica hinzu. Das Ziel aller dieser Lektionen war ein praktisches: nicht Übermittelung einer gewissen Summe von Kenntnissen, nicht die Lektüre und Versenkung in ein Meisterwerk der Litteratur, sondern lediglich Übung im Reden und Schreiben, leider auch im Dichten. Es ist also immer noch der homo politicus, der damals den Schulmännern als Erziehungsideal vorschwebt: der mit nicht allzuviel gelehrtem Ballast beschwerte, von Pedantismus freie 'galante' Mann, der sich leicht und geschickt im täglichen Leben zu bewegen weifs. Trotzdem dafs Heinitz sich in diesem ausgetretenen Geleise bewegen mufste, merkt man in den von ihm vorgelegten Vorschlägen doch das Wesen der neuen Zeit, der Ära der Aufklärung. Als Anhänger der neuen Vernunftlehre Christian Wolffs erklärt er seinen Primanern Zopffii Logica enucleata, die er mit folgenden bedeutsamen Worten empfiehlt: 'Da die heutigen Gelehrten das Peripatetische Joch rühmlichst abgeschüttelt und also auch die Regeln der Vernunfft-Lehre weit gesünder und brauchbarer eingerichtet haben, so ist es auch auf Schulen nöthig, denen Discentibus einen praegustum von der neueren Vernunfft-Lehre beyzubringen.'

Es ist hierbei sehr fraglich, ob die Inspectores scholae dem jungen Brausekopf beigestimmt haben. — Noch mehr aber als in der Logik zeigte sich Heinitz als ein Vertreter der neuen Zeit in den Stunden, die der ars dicendi geweiht waren, also der Oratorie. Auch hier verlangt er freie Beweglichkeit und Loslösung vom alten 'Zunftzwang', um zu einer natürlichen Beredsamkeit zu gelangen. Die vorhandenen Hilfsmittel genügen ihm nicht, und er stellt die Forderung auf, dafs 'ein Gelehrter ein Compendium liefern möchte, welches in niedrigen Schulen mit dieser Würckung könte traktieret werden, dafs die Discentes den Grund zu einer wahren und männlichen Beredtsamkeit legen' könnten. Als Ideal schwebt ihm hierbei Gottscheds 'Kritische Redekunst' (Goedeke, Grundrifs III² 361) vor, 'welche allen anderen den Rang abläuft'. Leider ist sie nicht unmittelbar anzuwenden, weil 'hier solche Subjecta praesupponieret werden, die in denen Realdisciplinen schon bewandert sind'. Wir sehen daraus, dafs Heinitz, trotz aller Versuche, modernen Gedanken Eingang zu verschaffen, in so fern bei dem Hergebrachten bleibt, als er der verstandesmäfsigen Behandlung des deutschen Unterrichts den höchsten Wert beimifst. Ob er auch der ästhetischen Seite des Stoffes gerecht geworden ist, steht dahin, denn seine Meinungen über die Poësis germanica lassen nichts Sicheres erkennen. Jedenfalls stand ihm auch in diesem Unterricht die Betrachtung und der Genufs des Kunstwerks neben den praktischen Zwecken im Hintergrund.[1]) Jedoch macht es den Eindruck, als wenn Heinitz, wenn auch nur sehr schüchtern und vorsichtig, auch für diese Seite des deutschen Unterrichts gekämpft habe, indem er auf Theateraufführungen und öffentliche Akte hohen Wert legte und diese wichtigen Schulaufgaben in Kamenz zu neuem Glanze brachte. Davon wird weiter unten zu handeln sein.

Eine gleiche Auffassung, die ebenfalls das 'Rem tene, verba sequentur' als Heinitzens Devise zu erkennen giebt, zeigt sich in seiner Behandlung der 'Grundsprachen', d. h. der klassischen Idiome einschliefslich des Hebräischen. Natürlich ist auch hier der praktische Zweck das allein Mafsgebende: das Erlernen von Latein und Griechisch um des Altertums und seiner Überfülle von Ideen willen tritt daneben ganz in den Hintergrund. An lateinischer Prosa wurde damals in Kamenz gelesen (Griechische Lektüre aufser dem Neuen Testament und dem Äsop kommt nicht vor): Cic. Epistolae ad familiares, Cornelius Nepos in I II, Cic. Orationes und Officia, und Justini Historiae. Daneben als Dichter Vergil und späterhin, als besonderes τράγημα für den Konrektor, in II noch Ovid. Bei der Empfehlung dieser Lektüre in den 'Motiven' wird überall nicht auf ihren tieferen Inhalt und Wert, sondern auf ihre Brauchbarkeit hingewiesen und ihre Anwendbarkeit für das praktische Leben hervorgehoben.[1]) So besonders bei den Ciceronianischen Reden, die sonst auf Schulen damals wenig gelesen wurden. Gerade auf sie legte Heinitz hohen Wert, weil man 'sie billig vor ein Muster

[1]) 'Bald giebt man Unterricht in denen Regeln der Dichtkunst, bald nimmt man ein Gedichte von einem guten Poeten und zeiget aus demselben die Schönheiten und Fehler eines Gedichtes, bald aber giebt man selbst Exercitia poëtica.'

aller Muster hält' und an ihnen 'als unverbesserlichen Exempeln die Regeln und Kunstgriffe einer Lebhafften und männlichen Beredsamkeit gezeiget werden' können.

Nach gleichem Grundsatze richtete sich auch die Art und Weise der so überaus notwendigen Übungen im Lateinschreiben, die sich in der Hauptsache im Oberauditorium der Konrektor angelegen sein zu lassen hatte. Die Theorie des lateinischen Ausdrucks wurde den Schülern von I und II nach dem viel gebrauchten Buche Heineccii Fundamenta stili Romani beigebracht, das in jeder Hinsicht, trotzdem es den Horizont sehr weit spannte[1]), empfohlen ward und auch Einführung fand. Daneben gingen häufige schriftliche Arbeiten einher: wahrscheinlich sind darunter die sogenannten Argumenta zu verstehen, Übungen, die verbotenus ins Lateinische zu übertragen waren. Daneben standen als eine in der damaligen Zeit vielbeliebte Form der Scripta die sogenannten Imitationen. Da dieser Ausdruck heutzutage mehr ein pädagogisches Schlagwort als ein fest umrissener Begriff ist, so lohnt es sich wohl, als ein sehr instruktives Beispiel für diese heutzutage ganz abgekommene Form der Übung, herzusetzen, wie der damalige Kamenzer Konrektor die 'Rationem ac Methodum Scribendi' handhabte. Das corpus vile, das den Phrasenvorrat und das Gerippe der Darstellung hergeben mufste, waren die Historiae Philippicae des Justinus, eines damals ebenso eifrig gelesenen wie heutzutage vernachlässigten Schriftstellers. Der Konrektor hatte darüber 'eine Imitation aus denen Geschichten neuerer Zeiten, die mit Justini Historia in gewissen Umständen parallel kommt, diktiret, wie ich denn über das 11. Cap. libri II. Justini von der Flotte Philippi II. Reg. Hispan. anno 1558, so invincibilis genannt, eine Imitation gegeben. Über das 13. gedachten Buches von der Niederlage der Schweden bei Poltava und der Flucht des Königs in das Türkische Gebiet. Über das 14. von der Niederlage der Türken bei Wien anno 1664. Ingl. vom Baurenkrieg. Belagerung Magdeburgs. Fladden Krieg. Einbruch Schach Nadirs in das mogulische Land (1739! also damals ganz modern) und von anderen itzigen Begebenheiten mehr.'

An den gelesenen Schulautoren und den sich daran anschliefsenden Übungen war beim besten Willen nicht viel zu ändern: die Zeiten waren noch zu fern, in denen den Deutschen der Wert der Alten wieder voll aufging. Dagegen beabsichtigte Heinitz in die Methodik des Unterrichts neues Leben zu bringen. Auch darin zeigte er sich als ein Mann der neuen Zeit, dafs er für sämtliche Klassen der ihm unterstellten Anstalt einen Zusammenhang, eine 'beständige Correspondence' verlangte und dem bequemen Nebeneinander der Kollegen, bei dem jeder schliefslich so ziemlich das that, was ihm beliebte, ein Ende zu machen strebte. Es ist, trotz seiner eindringlichen Mahnung[2]), mehr als zweifel-

[1]) Heinitz a. a. O.: 'Es ist zwar dieses Buch zum Behuff seiner akademischen Lektionen geschrieben worden; doch kann es die Klugkheit des Lehrenden auch denen Zuhörern auf niedrigen Schulen begreifflich und nützlich machen.'

[2]) Heinitz a. a. O.: 'Die Verfassung, in welcher ich hiesige Schulen gefunden, dienet zum zulänglichen Beweifse. In der ersten Classe sollen Candidati Academici erzogen werden.

haft, ob ihm dies auch wirklich gelungen ist. Vielleicht hat er aber doch wenigstens einiges erreicht und dadurch mittelbar den Einflufs auf seine grofsen Schüler gewonnen, den ihm als unmittelbares Verdienst die Lessingbiographen, denen in der Regel eine genauere Kenntnis des Schultechnischen abgeht, beizulegen pflegen. Von diesem letzteren Standpunkt aus müssen wir es auch als ein weit gröfseres Verdienst Heinitzens um seine Schule und seine Schüler betrachten, dafs er modernen pädagogischen Gedanken, überhaupt modernen Ideen Eingang zu verschaffen suchte, als seine so oft hervorgehobenen Bemühungen um die Schulkomödie und die so vielfach citierte und doch völlig unbekannte Schrift von ihm: 'Die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit.'

In diesem Sinne der Konzentration suchte also Heinitz zu wirken, und zwar vor allem in dem Unterrichte, der das Rückgrat des Ganzen darstellte, im Lateinischen. Diesem trachtete er eine zielbewufste Form zu geben. Es fragt sich freilich, ob die angegebenen Ziele auch wirklich erreicht werden konnten, da die Not der Zeit und des Raumes zu beständigem Kombinieren selbst der untersten Klassen nötigte. Wir werfen nun noch einen Blick in den Betrieb der drei unteren Klassen, da ja diese allein von Lessing, und vielleicht nicht einmal ganz, durchlaufen worden sind.

Bei dem Versuch, hier zu bessern, suchte Heinitz seinen beiden Hauptwünschen: Einführung deutscher Schulbücher und zusammenhängenden Unterrichts, dadurch Nachdruck zu verleihen, dafs er das seit vielen Jahren verwendete lateinisch geschriebene Lehrbuch die Grammatica Schmidii[1]) durch die

---

Die eingeführten Lectiones zielen auf diesen Zweck ab und es sind wohl auch einige Subjekte, an denen diese Absicht zum Theil erreichet worden ist. Wenn wir aber diese Subjekta auf die hohe Schule geliefert haben, woher soll ihr Verlust ersetzet werden? Resp. Aus der anderen Classe. Aber können die Sekundaner die Fähigkeit haben, Lectiones primae classis zu assequiren, wenn sie sich nicht vorher in tertia zu tüchtigen Secundanern gleichsam habilitirt haben? Und wie kann dies in Tertia praestiert werden, wenn ihr nicht Quarta und dieser Quinta vorarbeitet? Also mufs die Verbefserung unserer Schule von Grund aus angefangen werden, und die Classen unter einander die genaueste Correspondence haben. Der Einwurff, dafs man in den letzten Classen blofs auf Lesen, Schreiben, Rechnen und die Anfangs Gründe des Christenthums zu sehen hätte, würde gültig seyn, wenn wir blofs solche Leuthe in den unteren Classen hätten, die auf ein Handwerck gethan werden sollen, und wenn nicht alle Classen einer Schule in der genauesten Verbindung untereinander stehn solten. Da aber dieses nicht behauptet werden kan, und auch über dieses ein Handwercksmann an seiner Zeitlichen Glückseligkeit nichts verliehrt, und zum Exempel ein Schuster keinen Schuh verderben wird, wenn er gleich in seiner Jugend die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gelernt hat: so hat es mit dem gethanen Vorschlage sein Bewenden.'

[1]) Heinitz a. a. O.: 'In den unteren Klassen ist Schmidii Grammatica fast ganz und gar wieder die Regeln einer nützlichen Methode, wegen der lateinischen Sprache, darinnen sie abgefafst ist und wegen der vielen Regeln, durch deren Last die Discentes gleichsam zu Boden gedrückt werden. — Die kleinere merckische Grammatica, welche ein Auszug der gröfseren ist, behält einen grofsen Vorzug. Sie ist in einer bekannten Sprache geschrieben, sie beobachtet eine kluge Wahl in den Regeln, die Exempel sind auserlesen und bewährt und sie korrespondiert mit der Grammatica, die in den oberen Klassen traktiert wird.' Ganz ähnlich die Begründung für das Griechische.

in deutscher Sprache abgefafste Grammatica Marchica minor zu ersetzen suchte. In ihr sollte in der Tertia unterrichtet werden, während Quarta und Quinta nach altem Brauche Donat zu traktieren hatten, d. h., nachdem man aus dem Allergröbsten heraus war, sich mit Deklinieren und Konjugieren weidlich tummelten. Ganz ähnliche Übungen wurden auch im Griechischen angestellt und als Grundlage ebenfalls ein deutsch geschriebenes Buch, der Auszug der Griechischen Märkischen Grammatik, empfohlen. Für die Übungen blieb es bei den oben für die II charakterisierten Imitationen, natürlich in einfachster Form. Für die Lektüre mufsten Ciceros Briefe ad familiares herhalten; daneben wurden Äsops Fabeln, die Gespräche Corders oder Langes und ähnliche Bücher vorgeschlagen. Bei allen einzelnen Zweigen des lateinischen Unterrichts aber war das Wichtige und von Heinitz immer von neuem Betonte der Zusammenhang und die Planmäfsigkeit, um so eine zweckmäfsige Förderung der Gesamtheit zu erzielen.

Für die übrigen Fächer, in denen das 'Unterauditorium' unterwiesen ward, mögen hier die Angaben genügen, dafs die Tertianer in der Religionsstunde bereits ein theologisches Compendium erklärt erhielten, die Kleinen aber den Unterricht nach Lessings (d. h. des Vaters) Katechismus empfingen. Tertia empfing, mit II kombiniert, auch die erste Unterweisung in der Kirchengeschichte. Das Deutsche ist nur dadurch auffällig, dafs vom Kantor, dem Zeitgeist entsprechend (so auch auf den Fürstenschulen) das Artificium epistolicum in Tertia zu behandeln war, natürlich in dem damals üblichen 'Cantzley-Stylo'[1]), während man sich in den Unterklassen mit Diktieren und ähnlichen Übungen behalf. Über den Unterricht im Rechnen, der Geschichte und Geographie kann nur so viel gesagt werden, dafs Heinitz sich genötigt sah, hierbei auf den Privatfleifs seiner Schüler zu bauen, da die Mittel der Anstalt eine methodische öffentliche Unterweisung nicht gestatteten.

Der besseren Übersicht halber lassen wir hier einen Stundenplan der drei Unterklassen des Kamenzer Lyceums folgen, wie er sich aus den Akten ergiebt. Es ist derselbe, nach dem Lessing in den Jahren 1738—1741 unterrichtet worden ist.

Jedoch ist Heinitz, wie aus weiteren Aktenstücken ersichtlich, mit seinen methodischen Vorschlägen nicht überall durchgedrungen. Vor allem: die althergebrachten lateinisch geschriebenen Lehrbücher mufsten, trotzdem dafs ihre Schwerfälligkeit und Unhandlichkeit klar zu Tage lag, weiter benutzt werden, und wir müssen uns deshalb den Knaben Lessing vorstellen, wie er schon als

---

[1]) Heinitz a. a. O.: 'Sowohl gelehrte, als auch diejenigen, so eine Profession erlernet haben, sind übel daran, wenn sie nicht wissen, wie ein Brieff einzurichten und zu stilisieren ist. Sie machen sich entweder durch eine elende Brieffstellung zum Gelächter, oder müssen andere um Hülfs Völker bitten, wobey sie sich aber öffters in Gefahr setzen, dafs ihre Arcana verathen werden dürffen. Doch müssen die Discentes nur in den leichtesten Arten von Brieffen unterrichtet werden, weil die schweren ihren captum übersteigen. Bey den Exempeln mufs auch besonders auf solche Felle gesehen werden, die im gemeynen leben gewöhnlich sindt.'

Zeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
6–7	III. IV. V. } Peraguntur Preces. Biblia recitantur et explicantur. Cantor.		Preces. Bacc.	Preces etc. Bacc.	Preces etc. Aud.	Preces etc. Bacc.
7–8	III. Gramm. March. minor. Cantor. IV. V. Donatus. Bacc.	III. Gramm. gr. Cant. IV. V. } Calligraphia. Bacc.	III. Gramm. March. Compositio lat. Bacc. IV. V. Adagia latina. Aud.	III. Catechismus Lessingii. Bacc. IV. V. Adagia latina. Cantor.	Preces etc. Aud.	II. III. Freylingshauseni doctrina. Conrector IV. V. Calligraphia. Bacc.
8–9	II. III. Cic. ep. sel. Bacc. IV. V. Donatus. Cantor	II. III. Cic. ep. sel. Bacc. IV. V. Lessingii catechismus. Aud.	III. IV. V. } Pensum theologicum. Cantor	II. III. Schönlandi hist. ecclesiastica. Conrector IV. V. Donatus. Aud.	II. III. Corderi colloquia. Conrector. IV. V. Donatus. Bacc.	III. IV. Epistolae dominicae. Cant. V. Pericopae ev. Aud.
12–1	Cantor artes canendi tradit et exercet			Cantor artes canendi tradit et exercet		
1–2	III. IV. Cellarii lib. memorialis. Bacc. V. Donatus. Auditor.	III. IV. Arithmetica. Bacc. V. Elementa latina. Auditor.		II. III. Fabulae Aesopicae. Cantor. IV. V. Orthographia. Auditor.	II. III. Artificium epistolicum. Cantor. IV. V. Donatus. Aud.	
2–3	III. Langei s. Corderi colloquia. Cantor. IV. V. Lessingii catechismus. Auditor.	III. Langei s. Corderi colloquia. Cantor. IV. V. Calligraphia cum orthogr. conjuncta. Aud.		III. IV. Arithmetica. Bacc. V. Lectio latina. Auditor.	III. Graeca. Aud. IV. V. Calligraphia. Bacc.	

Zehnjähriger mit lateinisch geschriebenen dickleibigen Bänden zur Schule ging, wie er aus der Grammatica Schmidii und Welleri seine ersten klassischen Kenntnisse zog, und wie das Compendium Hutteri im Hintergrunde stand und mit seiner unergründlichen Langeweile winkte. Die Kraft des Beharrens war eben in den Kamenzer Bürgerkreisen noch zu grofs. Ihre Leiter waren der Bürgermeister und der Pfarrer, die anfangs mit Mifstrauen dem Beginnen Heinitzens zusahen und dann mit hindernder Hand eingriffen und das 'vielbewährte Alte' gegenüber dem Neuerer beschirmten.

So hatte denn wieder einmal ein wackerer Mann seine ganze Kraft an eine unlösbare und undankbare Aufgabe gesetzt, nämlich die Schulbarbarei zu beseitigen, dem altersschwachen Körper neue Kräfte und neue Ideen einzuflöfsen und der beginnenden Aufklärung Zugang zur Gelehrtenschule zu verschaffen. Unlösbar aber war und blieb die Aufgabe, so lange als nur Einzelne sich um ihre Lösung mühten; erst der Klassicismus schuf in seiner Nebenerscheinung des Neuhumanismus hierin Wandel.

Trotz alledem gab Heinitz den Kampf für seine Neuerungen nicht auf. Da auch die innere Reform der Schule nur sehr teilweise gelungen war, suchte er durch äufseren Prunk das Ansehen der ihm unterstellten Anstalt zu heben. Zum Redeaktus 1739 traten, wie Bönisch S. 305 berichtet, nicht weniger als siebzehn Schüler mit lateinischen Reden auf. Daneben wurden Schulkomödien geplant und, da sie unter Heinitzens schwachen Vorgängern seit langem in Abgang gekommen waren, dem Publikum besonders empfohlen. Hierher gehört auch die vielcitierte Abhandlung Heinitzens 'Die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit', die trotz eifrigen Suchens bisher noch nicht ausfindig gemacht werden konnte. Es mufs daher dahingestellt bleiben, ob sie allgemein erörternd die Schauspiele, besonders die Schulkomödien, der Gunst und Anteilnahme des Publikums empfahl, oder ob sie, was aus mancherlei Gründen wahrscheinlicher ist, sich gegen die Opposition der Kamenzer Bürger wendete und ihnen nachzuweisen suchte, dafs die Schulbühne nicht blofs ein äufserlicher Prunk sei, der der stetigen Arbeit schade, sondern auch in anderer Weise die Jugend zu einer 'freyen und männlichen Beredsamkeit' erziehe. Diese Vermutung läfst sich vielleicht damit begründen, dafs man, wie die Litteraturnachweise[1]) lehren, damals sich vieler Orten gegen die Schaubühne und den

[1]) Vgl. die verteidigenden Programme der Schulrektoren: Grosser, Samuel, De ludis scenicis scholasticis Görliz 1715 f. Gumprecht, Joh. Paul, Georg Grabowes Urteil und Gutachten von Comödien und anderen theatral. Aufzügen und Schauspielen, zu nützlichen(!) Unterricht ins Teutsche übersetzt etc. Lauban 1715. 8°. Behrnauer, Gr. Ehrenfried, Von theatral. Vorstellungen. Bautzen 1727. Hager, Joh. Georg, De usu comoediarum latinarum scholastico, Chemnitz 1747. Bauer, Karl Ludwig (Rektor v. Lauban 1756—1766), Das unschuldige Vergnügen der Schaubühne. Hirschberg Pr. 1766 u. a. m. Der entschiedenste Verteidiger der Schulbühne war der Zittauer Rektor Adam Daniel Richter, der schon während seiner Annaberger Amtierung 1741 und 1745 Programme: 'Regeln und Anmerkungen der lustigen Schaubühne' herausgab, für Zittau 1764 die Geschichte der Zittauischen Schaubühne verfafste und selbst eine ganze Reihe Stücke (mindestens 30, nach frdl. Mitteilung des Herrn Rektor Dr. Seeliger-Zittau) über die dortige Schulbühne gehen

damit verbundenen Gregoriusfestzug wehrte und ihnen teils aus theologischen, teils aus pädagogischen Gründen die Lebensberechtigung abstritt. Die Rektoren dagegen, besonders der Oberlausitz, sprachen sich durchweg für Beibehaltung aus und retteten die alte schöne Sitte, bis auch die letzten Schulbühnen im Sturme der Napoleonischen Kriege untergingen. Heinitz hatte sie natürlich auch in Kamenz wieder zu Ehren gebracht, ja sogar aus eigenen Mitteln Kostüme dazu angeschafft: aus den Schulaufführungen also, nicht aus dem Spiele wandernder Komödianten schöpfte der Knabe Lessing die ersten Anregungen für seine spätere Thätigkeit als Dramendichter.

Speziell die Angriffe auf die Schulbühne, daneben auch der geringe Erfolg seiner Reformversuche mögen es Heinitz nahe gelegt haben, das Kamenzer Rektorat aufzugeben. Leider sind die Akten so lückenhaft, dafs man nicht genau sagen kann, was eigentlich der Grund war. Dafs der Abschied aus Kamenz unter mifslichen Umständen erfolgte, kann man aus den mancherlei Querelen erkennen, die sich dabei erhoben, mehr noch aus dem gehaltenen Ton, in dem Heinitz seinen letzten Gregoriusumzug am 12. April 1743 dem Rate anzeigte.[1]

Heinitz begab sich von Kamenz nach Löbau und hat der dortigen Schule, die sich kurz vorher zu einem Lyceum[2]) erhoben hatte, grofsen Glanz und volles Ansehen neben den alten Oberlausitzer Gelehrtenschulen von Bautzen, Görlitz und Zittau verliehen. Hier ist er auch nach fast 47jähriger Rektorenthätigkeit gestorben. Sein Weggang war für die Kamenzer Schule ein schwerer Schlag, denn er nahm auch eine Anzahl der besten Schüler mit, die an seiner Person hingen, und der nächste wirkliche Rektor von Kamenz, Mag. Johannes Voigt, hatte schwer zu kämpfen, um sich durchzusetzen und seine Schule zu erhalten.

Der junge Gotthold Ephraim Lessing hatte schon vorher, 1741, die Kamenzer Schule verlassen. Weder in seinen Werken noch in seinem Briefwechsel thut er jemals der ersten Bildungsstätte, der er angehörte, Erwähnung. Wahrscheinlich mochte sie es kaum verdienen; vielleicht stach sie auch in Lessings Erinnerungen zu sehr von St. Afra ab. Denn von Heinitzens Reformen und von dessen Unterricht hat er selbst natürlich nicht viel bemerken können.

liefs, bis unter seinem Nachfolger Sintenis die Übung abkam. Die Stücke waren lateinisch verfafst. Ein Manuskript derselben hat sich nicht erhalten. Besonders interessant erscheint unter ihnen Emilia Galotti, die 1779, also sieben Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, in lateinischem Gewande über die Bühne ging, und von der in der Programmeinladung dazu noch das völlige Scenarium vorliegt. — Andere Stücke Lessings sind noch zu dessen Lebzeiten deutsch über die dortige Schulbühne gegangen, wie die Zittauer Programmsammlung zeigt. Auch Übersetzungen aus Voltaire und Holberg wurden von Schülern dargestellt, sogar einmal als Nachspiel: Orakel, ein Operetgen(sic!) von Gellert.

[1]) Das auf Heinitzens Abgang von Christian Mylius, dem bekannten älteren Freunde G. E. Lessings, verfafste Gedicht (am bequemsten bei H. Goering, Lessings Leben S. 23 f.) läfst nur erkennen, dafs Heinitz viel Widerspruch gefunden hat, ohne Genaueres über die Gründe seines Wegganges anzugeben.

[2]) Vgl. Bergmann, Geschichte der Oberlausitzer Sechsstadt Löbau. 1895. Löbau, Oliva S. 130 ff. — Heinitz † 25. XII. 1790 in Löbau (Bergmann a. a. O. S. 133). Über seine Progr. in Löbau vgl. Oberlaus. Schriftstellerlex. II 74 ff.

Für den letzteren war Lessing zu jung, da Heinitz nur in Prima unterrichtete und Lessing in Kamenz nur die unteren Klassen durchlief; für die ersteren vermochte er aus dem gleichen Grunde kein Verständnis zu haben.

Damit erlischt auch wiederum das allgemeinere Interesse an der bescheidenen oberlausitzischen Gelehrtenschule. Sie führte ihr kümmerliches Dasein weiter, bis sie schliefslich nach langen, qualvollen Kämpfen der unabweislichen Gymnasialreform im Anfange des XIX. Jahrh. um 1830 herum erlag und sich noch nicht wieder in einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Realschule zu verjüngen vermocht hat. Es ist ihr trauriges Schicksal gewesen, dafs ihr gröfster Schüler und ihr bester Rektor zu einer Zeit lebten, und doch weder der eine dem anderen zu nützen, noch beide eine nachhaltige Wirkung auf die Schule, deren Zierde sie waren, auszuüben vermochten: denn auch hier wirkten unheilvoll die Kräfte des Beharrens, und auch hier waren die Verhältnisse stärker als die Menschen.

ÜBER DIE STELLUNG DES UNTERRICHTS IN DEN NEUEREN FREMDSPRACHEN IM LEHRPLAN DES GYMNASIUMS

Von Karl Hirzel

Vorgetragen vor der Versammlung des deutschen Gymnasialvereins am 30. September 1901 in Strafsburg

Hochgeehrte Herren

Als ich zum erstenmale — es war im Mai 1898 bei der Stuttgarter Tagung — die Ehre hatte in einer Vorstandssitzung des Gymnasialvereins an der Beratung zu Vorschlägen über etwaige Verhandlungsgegenstände teilzunehmen, glaubte ich auf die Wichtigkeit hinweisen zu sollen, welche mir die in der Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts hervortretende Bewegung für den ganzen Geist und Grundplan des Gymnasialunterrichts zu haben scheine, und auf die Notwendigkeit, dazu eine bestimmte und möglichst einmütige Stellung zu nehmen.

Ich dachte damals nicht gerade daran, die Aufgabe, eine solche Stellungnahme zu begründen, selber zu übernehmen. Nachdem aber die Aufforderung hiezu an mich ergangen war, glaubte ich mich ihr nicht entziehen zu können, ohne mich dem Vorwurfe der Schwäche oder der Kleinmütigkeit auszusetzen. Zwar gehöre ich nicht zu dem bevorzugten Kreise derjenigen, welche sich mit einer nicht ganz unbedenklichen sprachlichen Neuprägung die 'Neusprachler' im besonderen Sinne des Wortes nennen; denn ein kaum halbjähriger Aufenthalt, den ich vor bald 30 Jahren zum Zwecke französischer Sprachstudien in französischem Sprachgebiet genommen habe, giebt mir kaum das Recht dazu; auch aus meiner amtlichen Pflicht, wie den gesamten Unterricht eines Gymnasiums, so auch den in den neueren Sprachen zu beobachten und zu überwachen, möchte ich den Anspruch nicht ableiten, in dieser Frage vor einer Versammlung von sachverständigen und teilweise jedenfalls fachmännischen Schulmännern das Wort zu nehmen. Wohl aber giebt mir den Mut dazu der Umstand, dafs ich mehr als 22 Jahre lang französischen Unterricht an einem Gymnasium — leider immer auf der beschränkten Stufe der beiden oberen Klassen — erteilt und dabei auf diesem Gebiete manche Erfahrung und Beobachtung gemacht habe und zu mancherlei Zweifel und Nachdenken angeregt worden bin, mehr aber noch die denkende Beobachtung, die ich seit langer Zeit, ich kann fast sagen seit meinen Schülertagen, der auf den verschiedensten Gebieten des Gymnasialunterrichts herrschenden Bewegung zugewendet, und der sichere, durch die Lehren

der Geschichte sich immer mehr befestigende Standpunkt, den ich dabei gewonnen habe. Eben deswegen möchte ich Sie, m. H., um die Erlaubnis bitten, meinen Gedanken über die besondere auf der Tagesordnung stehende Frage einige allgemeine Erwägungen vorausschicken zu dürfen, welche ich als Grundlage dazu für wertvoll, wenn nicht für unentbehrlich halte.

Der Ausbau, welchen unser Gymnasiallehrplan seit Jahrzehnten, seit einem halben Jahrhundert erhalten hat, leidet meines Erachtens an dem Grundfehler, dafs man dabei auf die innere Natur des menschlichen, des jugendlichen Geistes als des Objektes der erziehenden, der bildenden, der unterrichtenden Thätigkeit und auf sein Verhältnis und seine Fassungskraft gegenüber den Stoffen und Mitteln der Bildung zu wenig geachtet und so diesen Ausbau statt zu einer organischen Entwickelung zu einer mechanischen Ausweitung und Angliederung gemacht hat. Ist dieser Geist, wie es doch von niemand ernsthaft bestritten wird, als ein lebendiger Organismus aufzufassen, als etwas, was von einem inneren Keim aus nach eigenen, selbständigen Gesetzen sich entwickelt und zu seinem Gedeihen und Wachstum nur diejenigen Stoffe von aufsen fruchtbar zu verarbeiten und sich anzueignen vermag, die wie zu ihm selber, so auch untereinander in dem Verhältnis einer gewissen Gleichartigkeit, einer inneren Homogenität stehen, so steht hierzu das thatsächliche Verhalten im denkbar gröfsten Widerspruch. Man hat vielmehr diesen Geist als einen fertigen Körper, als eine Art Puppe betrachtet, die man mit allerlei schönen und bunten Lappen umkleidet, oder noch besser als ein hohles Gefäfs, in das man alle möglichen, an sich freilich gesunden und kräftigen, wohlschmeckenden und wohlriechenden Stoffe hineingiefst, ohne ernstlich danach zu fragen, welches Gesamtbild diese bunten Lappen in ihrem Einklang oder Mifsklang zu einander und zu dem Körper, den sie schmücken sollen, welchen Grundcharakter an Schmackhaftigkeit und Nahrhaftigkeit diese verschiedenen zusammengeschütteten Stoffe schliefslich ergeben. Daher scheint es mir auch zu kommen, dafs ein Begriff in der modernen Pädagogik mit Recht eine so grofse und wichtige Rolle spielt, den man früher kaum gekannt und genannt, weil kaum gebraucht hat. Es ist der Begriff der Konzentration, die man nun freilich, da sie der natürlichen Sache selbst und den Mitteln und Stoffen des Unterrichts fremd ist, auf dem künstlichen Wege der sogenannten Methode zu gewinnen suchen mufs.

Die Gerechtigkeit gebietet freilich, einen Gesichtspunkt hervorzuheben, von dem aus diese bunte und zusammenhangslose Mannigfaltigkeit eine tiefere sachliche Begründung erhält und gegen den Vorwurf eines gedankenlosen Mechanismus gedeckt erscheint. Es ist der Gedanke, es sei die Aufgabe der höchsten Stufe, welche die Jugendbildung vor dem Beginne der eigentlichen Fachstudien erreichen solle, den jugendlichen Geist mit allen wesentlichen Elementen der Zeitbildung zu durchtränken; man müsse, denkt man sich die Sache etwa, den Gymnasialunterricht zu einer Art Propädeutik dieser gesamten Zeitbildung gestalten. Aber ich halte dieses bestechende Ziel für ein Phantom, heutzutage mehr als je, seine Verfolgung für gefährlich im

höchsten Grade und für eine der wesentlichsten Ursachen der unleugbaren Mifserfolge und der schweren Angriffe, welche das Gymnasium in den letzten Jahrzehnten in steigendem Mafse hat erfahren müssen. Da ich dieses Urteil heute nicht begründen kann, so beschränke ich mich auf die Bemerkung, dafs ich mich hier im Einklange befinde mit einem der gescheitesten Männer, die im letzten halben Jahrhundert im deutschen Volke schriftstellerisch gewirkt und über solche Dinge sich geäufsert haben, mit Gustav Rümelin, durch dessen Urteil ich schon vor einem Menschenalter zu meiner Genugthuung Gedanken bestätigt sah, die mich jugendlichen Adepten schon damals innerlich erfüllten.

Erweckt nun diese rein mechanische Stoffanhäufung schon an sich starke Bedenken, so mehren sich diese, wenn wir die besondere Richtung verfolgen, in welcher sie stattgefunden hat. Ein leitendes Prinzip, ein grofser beherrschender Grundgedanke ist dabei freilich — gemäfs der mechanischen Art des ganzen Verfahrens — überhaupt nicht wirksam gewesen. Thatsächlich aber sind es — neben der gewifs ernst gemeinten, aber bis jetzt doch noch mehr dekorativ wirkenden oder aus taktischen Gründen aufgestellten Forderung einer sogenannten nationalen Erziehung — Rücksichten beruflicher Fachbildung, sozialer Stellung und äufseren Fortkommens in der Welt, Interessen des praktischen Erwerbs-, insbesondere des Verkehrslebens, die dabei immer mehr mafsgebend erscheinen; gerade für die Gestaltung des Unterrichts in den modernen Sprachen scheinen mir solche Erwägungen wirksam zu sein, und so darf das an dieser Stelle besonders betont werden. So wird nun nach den Ansprüchen überwiegender oder herrschender, aber doch immer auch wechselnder Zeitströmungen bald hier, bald dort etwas weggenommen, ein anderes hinzugefügt, das eine erweitert, das andere verkürzt, und zwar nach verhältnismäfsig kurzer und ungenügender Erprobung oft in widersprechendem Sinne. Allzusehr ist dabei die Rücksicht auf das — menschlich gesprochen — Bleibende und Unvergängliche der sittlichen und geistigen Grundlagen — trotz des Geredes vom 'Gesinnungsunterricht' — mehr und mehr zurückgedrängt worden; und wenn wir uns etwa wieder einmal an dem Stahlbade der kräftigen und tiefen pädagogischen Grundgedanken der griechischen Philosophie erfrischt haben und dann wieder unseren Blick der Gegenwart zuwenden, so haben wir wahrlich keinen Grund, uns des Fortschritts der Zeiten zu rühmen. Leider mufs es ausgesprochen werden, dafs diese ganze hastige Entwickelung in dem der Natur der Sache nach mächtigsten und einflufsreichsten unter den Staaten unseres deutschen Vaterlandes, in Preufsen, ihre stärkste Vertretung gefunden und den Keim zu einem auch politisch beklagenswerten Antagonismus geschaffen hat.

So ist es gekommen, dafs das Gymnasium sich immer mehr dem Standpunkte anbequemt hat, der bisher als charakteristisch für die Erwerbsschule, die Realschule betrachtet wurde; und die nun grundsätzlich wenigstens ausgesprochene Gleichwertigkeit der beiden Bildungswege hat, innerlich betrachtet, nicht die Bedeutung, dafs die Realschule sich zur Stufe des Gym-

nasiums emporgehoben, sondern dafs dieses sich zu jener allmählich herunterbegeben hat. Die Verantwortung für diese Entwickelung fällt ja freilich nicht auf die Schule selbst und auf ihre eigentlichen Organe. Bei der völligen Machtlosigkeit, mit der die Schule in ihrer rein bureaukratischen, jeder korporativen Selbständigkeit entbehrenden Organisation allen anderen Faktoren des öffentlichen Lebens gegenübersteht und — nicht etwa sich zur Dienerin der Gesamtheit und des Gemeinwohls, denn das ist die selbstverständliche Pflicht aller besonderen Zweige des Volkslebens — nein, sondern zum Kampfobjekt und damit zur Magd einzelner besonderer Gesellschaftsgruppen und Interessenkreise herabgedrückt sieht, mufs die Zuschiebung einer solchen Verantwortlichkeit, wie sie uns nicht selten zugemutet wird, fast wie Hohn empfunden werden. Immerhin hätte, meine ich, die Abwehr eines solchen Entwickelungsganges, falls er wirklich — wie ich glaube — der überwiegenden Ansicht und Stimmung der eigentlichen, engeren Gymnasialkreise widerspricht, mit den heutzutage jeder Meinung zu Gebote stehenden Mitteln frühzeitiger, kräftiger und charaktervoller versucht werden können, als es geschehen ist. Der relative Erfolg des Braunschweiger Tages giebt hiefür doch einen deutlichen Fingerzeig. Und wir stehen nun, meine ich, gerade jetzt in einem Zeitpunkt, der uns nicht blofs die Möglichkeit bietet, sondern geradezu die Aufforderung enthält, unseren besonderen Standpunkt mit noch entschiedenerem Nachdruck zu vertreten.

Das sogenannte Gymnasialmonopol ist — zunächst grundsätzlich und in Preufsen — gefallen. Wie weit sich das Grundsätzliche zum Thatsächlichen durchringt, das Preufsische zum Deutschen erweitert, bleibt der Zukunft anheimgestellt. Jedenfalls ist es gut, sich darauf einzurichten. Über die inneren Konsequenzen dieses Schrittes für unser Volksleben mögen die wirklichen oder vermeintlichen Staatsmänner in unseren Ministerien und Parlamenten, die das gemacht haben, sich die Köpfe zerbrechen. Die Konsequenz für das Gymnasium aber ist längst zum voraus gezogen und vor einem Jahre auch urbi et orbi verkündigt worden. Wie vor 30 Jahren schon einsichtige Männer dachten und sagten, aber vergeblich sagten: Einschränkung nach aufsen, Vertiefung nach innen; so heifst es jetzt: stärkere Betonung der dem Gymnasium eigentümlichen Bildungsmittel. Beides kommt im Grunde auf dasselbe hinaus; nur ist es endlich Zeit, das Wort zur That werden zu lassen. Eine kleine Frucht dieser Konsequenz hat ja das preufsische Gymnasium in den 6 Mehrstunden Lateinunterricht schon eingeheimst. Der laute Jubel über diesen zweifellos höchst erfreulichen Gewinn zeigt, wie bescheiden wir sind. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und das ist doch wohl nur ein Anfang der rückläufigen Bewegung. Es giebt noch manche Gebiete, deren Spezialvertreter die notwendige Rücksicht auf den ganzen Lehrorganismus des Gymnasiums in ihren Zielen und Ansprüchen allzusehr aufser acht zu lassen scheinen. Wir werden auch der Frage der Mathematik nicht auf die Dauer ausweichen können. Für heute aber habe ich mich, unserer Tagesordnung entsprechend, zu beschränken auf das Gebiet der neuen Sprachen.

Bei dem thatsächlichen Übergewicht, welches unter diesen in den Schulen immer noch das Französische behauptet und, im Süden jedenfalls, auch behaupten wird, werde ich mich hauptsächlich diesem zuzuwenden haben. Doch läfst sich angesichts der entschiedenen Betonung, welche die Forderung einer stärkeren Pflege des Englischen auf der Berliner Junikonferenz und vorbereitend wie anschliefsend nun auch in der pädagogischen Presse gefunden hat, ein kurzes Eingehen auch auf dieses nicht ganz vermeiden. Ich verkenne das Gewicht der Gründe nicht, die für die Bevorzugung des Englischen sprechen: die sprachliche Verwandtschaft des Grundbaues mit dem Deutschen, die gröfsere Kongenialität der beiden Volkscharaktere — Gesichtspunkte, die freilich auch contra benützt werden könnten —, vor allem der gröfsere Reichtum an brauchbarer Jugendlitteratur. Aber es scheint mir doch kein Zweifel, dafs die starke Betonung des Englischen zum ganz überwiegenden Teil nicht solchen idealeren, sittlichen und pädagogischen Erwägungen, sondern einer mächtigen politischen und wirtschaftlichen Strömung der Gegenwart entspringt; und da diese Strömung bei aller Anerkennung ihrer relativen Berechtigung doch die nötige Klärung noch nicht gewonnen hat, da ihr eine starke Gegenströmung im deutschen Volke gegenübersteht, da sie endlich doch offenbar nicht von dem Interesse innerer Geistesbildung, sondern von dem des äufseren Erwerbslebens bestimmt ist, so sollte ihr ein mafsgebender Einflufs auf ein Gebiet nicht oder noch nicht eingeräumt worden, auf welchem grofse Vorsicht in Änderung der grundlegenden Ordnung geboten erscheint und die stärkere Betonung der innerlichen, der idealeren Sprungfedern ein dringendes Bedürfnis ist. Auch den Gedanken, dafs eben doch die geschichtlichen Beziehungen deutscher und französischer Kultur, wenn auch für uns Deutsche vielfach nicht erfreulich, doch innigere, tiefere, länger andauernde sind, kann ich bei dem grofsen Werte, den ich dem geschichtlichen Elemente in der Gymnasialbildung beilege, nicht unbeachtet lassen. Und so möchte ich mich im allgemeinen gegen einen Ersatz des Französischen durch das Englische in der führenden Stellung beim Unterricht in den neueren Sprachen auf dem Gymnasium aussprechen. Eine abweichende Regelung in denjenigen beschränkten Gebieten und Landschaften, wo besonders starke lokale und geschichtliche Beziehungen eine umgekehrte Ordnung zu verlangen scheinen, mag dabei immerhin vorbehalten bleiben.

Noch entschiedener mufs ich mich gegen den Ersatz des Griechischen durch das Englische auch nur in der Form der Wahlfreiheit aussprechen; da ich vor Mitgliedern und Freunden des Gymnasialvereins rede, so brauche ich diese Ansicht nicht mehr näher zu begründen. Ich sage nur, dafs ein solcher Gedanke blofs da möglich erscheint, wo nicht das mindeste Verständnis herrscht für den Geist und die Aufgabe des Gymnasialunterrichts, wie er nun einmal geschichtlich geworden ist und wie er sich heutzutage mehr als je als ein inneres Bedürfnis der Zeit erweist, und dafs die berühmte Ohrfeige, von der H. v. Wilamowitz auf der Berliner Konferenz gesprochen hat, nicht blofs für ihn, sondern für das ganze deutsche Gymnasium bedrohlich gewesen ist. Um so schmerzlicher wird mir das Geständnis, dafs in meinem eigenen

württembergischen Heimatlande, das sonst wegen seiner vorsichtigen Haltung in den Fragen des Gymnasiallehrplans so weiter Anerkennung in unseren Kreisen sich erfreut, schon einzelne Gymnasien, vom Drange der Frequenz getrieben, Nebenabteilungen sich angliedern von Schülern, welche — in allem übrigen am allgemeinen Unterrichte teilnehmend — statt des Griechischen 'Ersatz'unterricht — wie man das nennen zu dürfen glaubt — im Englischen geniefsen. Ob nicht damit ein Grundstock sich bildet, der allmählich zu einer neuen Anstalt realgymnasialen Charakters auswächst, wie die Entstehungsgeschichte des Stuttgarter Realgymnasiums es nahe legt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls bilden diese Nebenabteilungen ein fremdes, ein störendes, ein unreines Element in dem eigentlichen gymnasialen Lehrorganismus.

Wenn ich hiernach auch diesen Weg verwerfe, so bleibt — da noch niemand den Vorschlag gemacht hat, das Englische neben Latein und Griechisch und Französisch allgemein als Pflichtfach einzuführen — nichts übrig als es auf den Weg des Privatstudiums, wie er auch bisweilen für das Italienische, selbst Spanische gewählt wird, oder des wahlfreien Unterrichts zu verweisen. Meine persönliche Ansicht ist die, dafs der erstere Weg, der des durch die Anregung und Förderung der Schule begünstigten Privatstudiums, manche Vorzüge vor dem letzteren hat. Er führt zu dem Ergebnis eigener, freier, selbstthätiger Arbeit der Schüler, sichert vor Störungen und Kollisionen mit den ordentlichen Unterrichtsfächern, wie sie bei der zunehmenden Ausdehnung des wahlfreien Unterrichts in steigendem Mafse hervortreten, er beschränkt dieses Nebenstudium auf Köpfe, die voraussichtlich die Kraft haben, neben den übrigen Aufgaben auch diese zu bewältigen; endlich weifs ich aus eigener Erfahrung, dafs das Ziel, auf das sich meines Erachtens dieser Unterricht im Gymnasium beschränken sollte, auch so erreichbar ist, nämlich das Verständnis eines modernen englischen Prosaschriftstellers von allgemeinem Bildungswerte und die Fähigkeit, über einfache Verhältnisse einen Brief oder einen kleinen Aufsatz in englischer Sprache zu schreiben. Anderes allerdings stellt sich dem Betreten dieses Weges entgegen. Einmal die Unmöglichkeit die Lautgestalt der Sprache ohne persönliche, mündliche Unterweisung in genügender Weise aufzufassen und wiederzugeben. Da ich unter die Ziele dieses Unterrichts die Sprechfertigkeit nicht aufnehme, so lege ich darauf ein entscheidendes Gewicht nicht. Schwerer, zunächst geradezu als Hindernis wiegt ein anderer Umstand. Durch die Hypertrophie, mit der man unser Gymnasium bis zu geistiger Fettleibigkeit gefüttert hat, ist es in seiner gesunden sittlichen Kraft so geschwächt worden, dafs selbst tüchtige Schüler den Gedanken, sie könnten das Englische in dem für ihr Bedürfnis genügenden Umfange durch eigenes Studium sich zu eigen machen, mit demjenigen Gesichtsausdruck beantworten, den man dem absolut Unbegreiflichen entgegenzubringen pflegt. So wird allerdings die Einrichtung des englischen Unterrichts in der Form des wahlfreien Faches, wenn man ihn überhaupt in den Gymnasiallehrplan aufnehmen will, was kaum zu umgehen sein dürfte, als der gewöhn-

liche Weg übrig bleiben, dabei aber die Vorsicht zu üben sein, einmal das Unterrichtsziel in den oben bezeichneten Schranken zu halten und sodann nicht Schüler anzulocken oder auch nur zuzulassen, deren Kräfte dem Unterricht in den Pflichtfächern nur notdürftig oder gar nicht gewachsen sind oder welche durch Überladung mit anderen wahlfreien Fächern den Erfolg in jedem einzelnen in Frage stellen.

Wenn ich nun dem Französischen mich zuwende, so mufs ich zuvörderst es ablehnen, auf den Gedanken der sog. Einheitsschule, den Unterricht in den fremden Sprachen überhaupt mit dem Französischen zu beginnen, an dieser Stelle einzugehen. Nicht blofs habe ich anderweit schon Stellung dazu genommen, sondern es ist dieser Gedanke auch vom Gymnasialverein als solchem bei den eingehenden Verhandlungen der beiden letzten Jahre wiederholt so entschieden abgelehnt worden, dafs ein abermaliges Eingehen darauf überflüssig erscheint. Betrachten wir, abgesehen hiervon, die in den gröfseren deutschen Staaten thatsächlich herrschende Praxis, so finden wir in der äufseren Anordnung eine sehr weitgehende, erfreuliche Übereinstimmung: Beginn in Quarta mit stärkerer, Fortsetzung bis Oberprima mit schwächerer Stundenzahl unter geringen Abweichungen im einzelnen, die technisch nicht unwichtig sein mögen, aber grundsätzlich nebensächlich sind; Gesamtstundenzahl 18—20. Eine Ausnahme machen nur nach der einen Seite die Reichslande, die den Unterricht schon in Quinta beginnen und ihm eine Gesamtzahl von 24 Wochenstunden widmen, was meines Erachtens in der besonderen geschichtlichen und geographischen Stellung dieses Landes eine völlig ausreichende Begründung hat; auf der anderen Seite steht mit viel stärkerer Abweichung Bayern, das den Unterricht erst in Untersekunda beginnt und mit nur 10 Wochenstunden im ganzen ausstattet. Diese letztere Ausnahme findet ihre nicht ebenso befriedigende Erklärung in der allgemeinen Sonderstellung, welche Bayern auch auf diesem Gebiete unter den deutschen Staaten einnimmt. Es läfst sich nicht leugnen, dafs man in Bayern durch diese eigenartige Zurückstellung der französischen Sprache im Unterricht den grofsen Vorteil gewinnt, trotz starker Betonung des altsprachlichen Unterrichts von der lästigen und schwer überwindlichen Überlastung der Tertien mit Stunden und insbesondere mit neuen Fächern verschont zu bleiben, an der wir in Württemberg leiden. Andererseits mufs aber eine so weitgehende Verschiedenheit auch demjenigen, der eine unbedingte Gleichförmigkeit in diesen Dingen nicht für notwendig hält, bedenklich und beklagenswert erscheinen. Begreiflicherweise wird dadurch der Übertritt bayrischer Schüler an die Gymnasien anderer deutscher Staaten in hohem Grade erschwert, und ich — in einer bayrisch-württembergischen Grenz- und fast Doppelstadt wirkend — kann davon aus reichlicher Erfahrung sprechen. Da nicht anzunehmen ist, im Interesse eines ernsthaft betriebenen französischen Unterrichts eigentlich auch nicht zu wünschen, dafs die Gesamtheit der anderen deutschen Staaten in diesem Punkte dem bayrischen Standpunkte sich anbequemen wird, da auch die bayrische Lehrerschaft in ihrer korporativen Vertretung den Wunsch nach einer Verstärkung des französischen

Unterrichts ausgesprochen hat, allerdings in einer Form, welche dem Hauptübelstande nicht abhelfen würde, da endlich die Bayern selber, sofern sie doch auch manchmal über ihre Grenzpfähle herauszutreten Anlafs haben, am meisten darunter leiden, so wäre es meines Erachtens von seiten des Gymnasialvereins als derjenigen Instanz, welche die gemeinsam deutschen Interessen des Gymnasialwesens zu vertreten den moralischen Beruf hat, keine Unbescheidenheit, einen vorsichtig abgewogenen Beschlufs zu fassen, der auf die Beseitigung oder doch erhebliche Milderung dieser grofsen Ungleichheit hinzuwirken sucht.

Wenn ich hiernach in der eben skizzierten äufseren Ausdehnung und Gliederung des französischen Unterrichts in der ganz überwiegenden Mehrzahl der gröfseren deutschen Staaten eine unverhältnismäfsige Stellung im ganzen Lehrorganismus nicht erkennen kann, so mufs sich das Urteil anders gestalten bei der Betrachtung des innneren Geistes und der teilweise von einflufsreicher Seite angestrebten, teilweise auch schon amtlich anerkannten Ziele, die sich dieser Unterricht neuerdings stellt. Diese Ziele halte ich nämlich mit den gegebenen Mitteln für gänzlich unerreichbar, und ich berufe mich hierfür nicht blofs auf meinen eigenen gesunden Menschenverstand und auf die schon bisher gemachten Erfahrungen, sondern zu meiner grofsen Genugthuung auch auf die Ansichten eines der Bannerträger dieser Richtung, des Herrn Prof. Wendt aus Hamburg, der in seinem 1899 in Bremen gehaltenen Vortrage diese Ziele selber zwar ungemein weit und hoch steckte, zugleich aber offen aussprach, dafs sie mit den bis jetzt zur Verfügung gestellten Mitteln überhaupt nicht, auch für die Realschule nicht, erreichbar seien, dafs aber das Gymnasium nicht blofs, sondern selbst das Realgymnasium mit seinen viel beschränkteren Mitteln dabei von vornherein ganz aufser Betracht zu lassen sei. Das ist gesunde Realpolitik. Für uns aber handelt es sich eben um das Gymnasium. Diese Ziele nämlich, gewöhnlich etwa formuliert als 'Beherrschung der fremden Sprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck', treiben, wenn sie ernsthaft verfolgt werden, mit Notwendigkeit zu einer solchen Expansion in der Inanspruchnahme der äufseren und inneren Unterrichtsmittel — Zeit, Arbeit, Interesse — von Lehrern und Schülern, dafs der altsprachliche Grundbau des Gymnasiums neuerdings dadurch schwer erschüttert, dafs er vielleicht auseinandergesprengt würde. Man hat schon den bis zu einem gewissen Grade unvermeidlichen 'Utraquismus' beklagt, der durch Mathematik und Naturwissenschaften in das Gymnasium hereingetragen wurde. Eine Trinität aber, wie sie bei einer entsprechenden Organisation des Französischen gesucht werden müfste, falls das Gymnasium nicht vollends ganz innerlich auseinanderfallen sollte, ist etwas schlechthin Unerreichbares.

Ich möchte nun noch kurz auf die wesentlichsten Seiten des französischen Unterrichts im einzelnen eingehen.

Die Grundlage der Erlernung einer lebenden Sprache mufs natürlich eine korrekte Wiedergabe ihrer Laute sein; und so ist die Forderung einer richtigen und gründlichen Unterweisung in der Aussprache eine wohlbegründete.

Aber schon hier scheint mir das Ziel zu hoch gespannt, wenn es für erreichbar nur gilt auf Grund einer verhältnismäfsig breit angelegten, praktischen und theoretischen Einführung in die Grundlehren der Phonetik, ein Wissen, das für die hierfür in Betracht kommende Stufe des kindlichen Alters doch etwas arg Fremdartiges und Unnatürliches ist. Dazu kommt, dafs das Ergebnis dieser phonetischen Abrichtung mit ihrem Einstellen und Abstellen, Drücken und Drehen, Ziehen und Strecken der einzelnen Teile der Stimmorgane schliefslich doch bei den verschiedenen deutschen Stämmen und Landschaften infolge der Unterschiede des feineren Baues und der Gewöhnung der Sprachorgane gröfsere oder kleinere Verschiedenheiten der Lautgestalt zeigen wird, eine absolute Gleichförmigkeit, wie sie der Begriff der strengsten Korrektheit doch voraussetzt, also kaum erreichbar ist. Das Gleiche wage ich auch für die Aussprache der Franzosen selbst zu behaupten. Wenigstens habe ich, vor Jahrzehnten freilich, aus intimeren Unterhaltungen mit wissenschaftlich und sprachlich gebildeten Männern, denen die französische, bezw. die englische Sprache die Muttersprache war, über allerlei Probleme der Aussprache den Eindruck gewonnen, dafs die äufsere Lautgestalt der Sprache bei den betreffenden Völkern auch in ihren gebildeten Kreisen nichts so unbedingt Gleichförmiges, Sicheres und vor allem Unabänderliches ist, um diesen umständlichen Apparat in unserem Unterricht damit rechtfertigen zu können. Vergessen wir endlich doch auch nicht, wie viel uns einerseits für die Pflege der Aussprache der deutschen Mutterlaute in der Schule noch zu thun übrig bleibt, und wie anderseits auch hier die Forderung einer absoluten Gleichheit eine unnatürliche, in Wirklichkeit — glücklicherweise, möchte ich sagen — nie völlig zu verwirklichende ist. Dann werden wir auch bei der fremden Sprache uns bei einem niedrigeren, natürlicheren, mit einfacheren Mitteln zu erreichenden Ziele bescheiden dürfen.

Wenn ich nun weiterhin zur Frage des Grammatikunterrichtes — das Wort Grammatik im allerweitesten Sinne genommen — fortschreite, so möchte ich gerade vom Standpunkte des Gymnasiums aus ohne weiteres einräumen, dafs der Gewinn einer allgemeinen logisch-sprachlichen Schulung, der aus jedem gründlichen und richtig behandelten Grammatikunterricht, insbesondere einer fremden Sprache, entspringt — ein Gewinn, den man doch heutzutage vielfach mehr als billig zu unterschätzen pflegt, wofür die Nemesis schon eingetreten ist — dem Gymnasium von dieser Sprache aus am allerehesten entbehrlich ist, viel entbehrlicher als der Realschule, da es in der noch schärferen Zucht des lateinischen und des sie ergänzenden griechischen Grammatikunterrichts reichlich strömende Quellen dieser Bildung hat, vorausgesetzt, dafs man ihr die Möglichkeit läfst diese Quellen auch wirklich auszuschöpfen. Gewifs würde die Beiziehung einer dritten, zumal modernen Fremdsprache neue, fruchtbare Anregungen auch nach dieser Seite ergeben; aber diese lassen sich auch durch gelegentliche Behandlung anläfslich der Lektüre oder anderer sprachlicher Übungen ausnützen. Nach dieser Seite hätte also das Gymnasium keinen Grund sich für den Grammatikunterricht im Fran-

zösischen zu ereifern. Eine andere Frage aber ist, ob das Interesse des französischen Unterrichts selbst den völligen Verzicht auf zusammenhängende grammatische Unterweisung gestattet, ob das nicht zu einem oberflächlichen Naturalismus führt, der einerseits einer rationellen Erfassung der sprachlichen Erscheinungen hinderlich ist, zu dessen konsequenter und erfolgreicher Durchführung auf dem Wege unbewufster Induktion und Analogie anderseits dem Gymnasium die äufseren Unterrichtsbedingungen, namentlich die notwendige Zeit und Ausdehnung der Übungen doch vollständig fehlen. Bei einem Versuche, den ich im Einverständnis mit dem betreffenden Lehrer vor einigen Jahren einmal anstellen liefs, den Anfangsunterricht im Französischen nach der sogenannten Anschauungsmethode an der Hand eines sehr wohl empfohlenen Lehrbuchs zu erteilen, habe ich gefunden, dafs er bei sehr starker Inanspruchnahme der Kraft des Lehrers stofflich sehr anregend wirkte, aber eine wahrhaft erschreckende Unfähigkeit zur Auffassung der logischen und grammatischen Beziehungen der Sprache hinterlassen hat. Da dieser Versuch aber nicht an einem Gymnasium gemacht wurde, so fehlt ihm allerdings die Grundlage zu einem für uns bindenden Schlusse. Trotzdem möchte ich — im Einklange mit den bei uns in Württemberg auch unter der fachmännischen Lehrerschaft überwiegenden Ansichten — einen Mittelweg anraten, dahingehend, in weitgehender Beschränkung und Ausscheidung überflüssiger Einzelheiten, mit entsprechender Einhaltung eines rascheren Ganges die herkömmlichen Mittel einer zusammenhängenden grammatischen Unterweisung und Übung, insbesondere auch die Übertragung deutscher Texte ins Französische, festzuhalten, sie aber im Fortschritt des Unterrichts allmählich hinter freieren Übungen, Auszügen, Briefen, einfachen Aufsätzchen zurücktreten zu lassen, schliefslich ganz aufzugeben und als Endziel bei der Reifeprüfung nicht mehr eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische, sondern eine freiere Arbeit, eine sogenannte 'Komposition' treten zu lassen.

Auf die neuerdings durch die französische Unterrichtsverwaltung — in schliefslich doch gewonnenem Einvernehmen mit der Akademie — eingeführten Vereinfachungen und Erleichterungen glaube ich, obwohl sie begreiflicherweise nicht ohne Einflufs bleiben werden auf die Behandlung dieser Dinge im deutschen Unterricht, hier nicht eingehen zu sollen, da sie mir doch nicht wichtig und auch nicht ausgereift genug erscheinen. Und so gehe ich über zu dem, was mir wichtiger erscheint, zur Gestaltung der Lektüre. Auch in dieser Beziehung hat die neueste Entwickelung eine Richtung eingeleitet, die mir — für unser Gymnasium — nicht ganz unbedenklich erscheint. Einmal haben uns die Betriebsamkeit unseres Verlagsbuchhandels und die Emsigkeit der neusprachlichen Lehrerschaft im Bunde miteinander eine Überfülle von Lesestoffen zugeführt und schulmäfsig zu appretieren gesucht, welche nachgerade ins Unübersehbare sich ausdehnt und so eine gründliche Prüfung des Einzelnen nach seiten seines pädagogischen und didaktischen Wertes kaum mehr möglich erscheinen läfst. Es ist mir nicht unbekannt, dafs eine Art Centralbureau geschaffen worden ist, welches die Aufgabe einer

Prüfung und Sichtung dieses Materials nach den oben bezeichneten Gesichtspunkten übernehmen will. Aber ein solcher Centralmechanismus kann doch unmöglich und soll auch — bei der unvermeidlichen Verschiedenheit der Ansichten nicht blofs der einzelnen Lehrer, sondern auch der nach Art der Schule, landschaftlichen Tradition, Konfession und anderen Voraussetzungen sich scheidenden Lehrerschaften und Schulgruppen — die Prüfung durch den Lehrer bezw. den Direktor selbst nicht ersetzen, und es wäre nach verschiedenen Seiten aufserordentlich gefährlich, wenn eine solche nur der freien Kritik verantwortliche private Centralstelle auch nur thatsächlich die Geltung einer Art von behördlicher Auktorität gewänne. Ich wenigstens habe bei manchen dieser der Schule zur Verfügung gestellten und von seiten der Kritik auch empfohlenen, teilweise warm empfohlenen Erzeugnisse den Eindruck erhalten, dafs es mit der Prüfung des inneren Wertes für das besondere Bedürfnis des Gymnasiums etwas leicht genommen wurde, und dafs die durch eine jahrzehnte- und jahrhundertelange Tradition und Erprobung bewährte Auslese und Bearbeitung des durch die antike Litteratur dargebotenen Materials trotz mancher Schwankungen zu weit zuverlässigeren Ergebnissen geführt hat. Insbesondere scheint mir die ganz überwiegende Betonung der modernen und modernsten Litteratur, hinter der die früheren, für die kulturelle Entwickelung des deutschen Volkes doch viel wichtigeren Perioden des XVII. und XVIII. Jahrh. vielfach ganz in den Hintergrund treten, mit dem ganzen Geiste des Gymnasialunterrichts nicht recht im Einklang zu stehen, und die an sich berechtigte Reaktion gegen frühere Einseitigkeit schlägt nun, wie es zu gehen pflegt, ins entgegengesetzte Extrem um. Man giebt jetzt die Parole aus: Kenntnis des fremden Volkslebens in seiner modernen und modernsten Gestalt ist Trumpf, und bietet nach ihr unseren Schülern moderne Lebens-, Gesellschafts-, Sittenbilder dar, welche sie weit mehr ins einzelne dieses Volkstums, bis in die Zahlen der Statistik hinein, einführen, als das beispielsweise für die Völker des Altertums oder selbst für das eigene deutsche Volkstum in dem betreffenden Unterricht zu geschehen pflegt, wobei sichtlich wieder die praktischen und materiellen Interessen des Erwerbslebens richtunggebend sind. Dem gegenüber möchte ich als besondere Aufgabe des Gymnasialunterrichts im Unterschiede von der Erwerbsschule auch auf diesem Gebiete der modernen Fremdsprachen das Verständnis des geschichtlichen Werdens bezeichnen; auch das fremde Volkstum bleibt wie das eigene unverstanden, namentlich in dem Einflufs, den es auf das eigene ausgeübt hat, wenn es losgelöst von der Grundlage seiner geschichtlichen Entwickelung vorgeführt wird. So meine ich, sollte bei der Lektüre die ältere Zeit des XVII. und XVIII. Jahrh., der Klassizismus und die Aufklärung, die doch die charakteristische Blütezeit des französischen Geistes darstellen und von so unermefslichem, wenn auch nicht durchaus wohlthätigem Einflufs auf unsere eigene Entwickelung gewesen sind, nicht so sehr in den Hintergrund gedrängt werden, wie es nach Ausweis der Schulnachrichten in den Programmen thatsächlich überwiegend der Fall ist. Eine solche Behandlung der Lektüre aber wird am meisten gefördert, wenn ihr eine

historisch geordnete Auswahl von Musterstücken aus der französischen Lektüre unter angemessener Berücksichtigung auch der modernen Litteratur zu Grunde gelegt wird. Endlich kann ich einen wiederholt geltend gemachten Gesichtspunkt auch hier nicht übergehen, trotzdem er schon gröblich mifsdeutet wurde und zu ganz ungerechtfertigten Vorwürfen geführt hat. Man ist deswegen kein Chauvinist, m. H., man kann — wie ich — seine aufrichtige Befriedigung empfinden über die beginnende Wiederannäherung des französischen Volksgeistes an das deutsche Wesen und dieser Entwickelung allen Ernstes Dauer und Nachhaltigkeit wünschen und dabei doch der Ansicht sein, dafs der moderne und modernste französische Geist des fin de siècle, wie man vielleicht auch im XX. Jahrh. noch sagen darf, nicht gerade in erster Linie geeignet ist, unsere Jugendbildung zu beeinflussen.

Allerdings erscheint diese Richtung in Auswahl und Behandlung der Lesestoffe wohl erklärlich und fast unvermeidlich, wenn man das Endziel ins Auge fafst, wie es — teilweise unter amtlicher Approbation — in immer weiteren Kreisen aufgestellt und angestrebt wird. Es heifst bekanntlich — wie schon erwähnt — Beherrschung der fremden Sprache, natürlich wie sie jetzt gesprochen und geschrieben wird, in Rede und Schrift, sodann — weniger allgemein, aber doch häufig ausgesprochen — Einführung in das moderne Leben des fremden Volkes. Beide Ziele halte ich — immer vom Standpunkte des Gymnasiums aus — für zu hoch gegriffen, nach seiten des Erreichbaren nicht blofs, sondern teilweise auch nach seiten des Wünschenswerten. Eine Einführung in das Leben der fremden modernen Völker insbesondere nach seiten seiner materiellen, wirtschaftlichen Lebensbedingungen, wie sie dabei vorzugsweise ins Auge gefafst wird und in mehrfachen Proben einer Art von französischen Schulbädekern verwirklicht erscheint, überschreitet das Bedürfnis und wohl auch den besonderen Bildungshorizont unserer Gymnasialschüler. So wertvoll natürlich ein solches Wissen an sich ist, so mufs es doch gerade für das Gymnasium an Bedeutung hinter der historischen Einführung zurückstehen. Aber auch nach den praktischen Bedürfnissen ihrer späteren Lebensstellung ist nur eine kleine Minderzahl in die Lage versetzt, von einem solchen Wissen Gebrauch machen zu müssen oder auch nur zu können. Was aber die Sprachbeherrschung betrifft, so ist es zweifellos eine ganz bedeutende Erweiterung des geistigen Könnens eines Menschen, wenn er nächst seiner Muttersprache, der wir doch das Prioritätsrecht auch in der Pflege der Schule wahren müssen, noch eine zweite mit einiger Sicherheit und demjenigen Umfange beherrscht, welcher über den Kreis der täglichen Lebensbedürfnisse und über den Horizont der Kellner und der Dienstmädchen hinausgeht. Nur kann ich mir nicht vorstellen, wie neben den ganz überwiegenden anderweitigen Ansprüchen von Leben und Unterricht, inmitten eines ganz anders gearteten Milieus des Alltagslebens dieses Ziel in 2—3 Wochenstunden und einem entsprechenden bescheidenen Mafse häuslicher Arbeit, wovon doch nur ein beschränkter Teil dieser Seite des Unterrichts gewidmet sein kann, anders als bis zu einem sehr oberflächlichen Scheine soll erreicht werden

können. Es ist schon zu oft gesagt, dafs man eine Sprache nur dann auch nur einigermafsen 'beherrschen' lernt, wenn man in ihr lebt, als dafs es hier noch besonders betont zu werden braucht. 'Wer den Fremden will verstehen, mufs in des Fremden Lande gehen' ist mit leichter Änderung eines bekannten Wortes zu sagen. Gewifs ist es nur zu billigen, wenn in beiden Beziehungen etwas mehr gethan wird als früher, wenn in der Lektüre die moderne Entwickelung mehr zu dem Rechte kommt, das sie etwa für unsere Jugendbildung beanspruchen kann, und wenn ebenso im Unterrichte die mündliche und schriftliche Handhabung der Sprache stärker betont wird. Aber in der Formulierung des Endzieles, die keineswegs gleichgültig ist, meine ich, sollten wir bescheidener sein; Ansprüche begründen immer auch Pflichten, und diese Pflichten sind dem Gymnasium gefährlich. So werden wir uns darauf zu beschränken haben, diejenigen Grundlagen zu schaffen, auf welchen stehend der junge Mann dereinst befähigt ist, wenn die Bedürfnisse des Lebens oder des Berufes ihn in das fremde Volkstum hineinführen, in viel kürzerer Zeit, mit viel besserem Verständnis, in viel gründlicherer und tieferer Auffassung jenes Wissen und jene Beherrschung sich anzueignen, als es ohne sie der Fall wäre, kurz auf eine Propädeutik französischer Sprach- und Litteraturkenntnis. Das scheint mir wichtiger als eine vorzeitige äufsere Abrichtung. Dazu wird aber gerade eine mehr die historische Genesis betonende Einführung besonders geeignet sein. Von diesem Standpunkte aus fällt auch auf die kleinen Mittel, mit denen man jene Sprachbeherrschung zu fördern sucht, das richtige Licht, ich meine den internationalen Schülerbriefwechsel und die Wandervorträge der französischen Conférenciers. Ich möchte beides nicht verwerfen und habe beidem schon Zeit und Interesse gewidmet. Aber ich glaube doch, dafs der Wert von beidem erheblich überschätzt wird. Jenen Schülerkorrespondenzen fehlt eben doch die eigentliche raison d'être eines jeden natürlichen und gesunden geistigen, also auch brieflichen Verkehrs, die vorgängige Gemeinsamkeit persönlicher Interessen, und damit der wahre Gehalt. Diese Vorträge aber haben nur dann einen über die Befriedigung einer gewissen edleren Neugier sich erhebenden Wert, wenn sie in häufigerer und regelmäfsiger Wiederholung, allermindestens allmonatlich, und unter sorgsamer Vorbereitung und Anlehnung an den Schulunterricht stattfinden. Beidem stehen die gröfsten, ich glaube unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Ich komme zum letzten, m. H., indem ich Sie bitte, mir noch für einige Worte über die Lehrerbildung Gehör zu schenken. Da das angestrebte und aufgestellte Unterrichtsziel selbstverständlich mafsgebend ist für die an die Bildung des Lehrers selbst zu stellenden Anforderungen, streng genommen — damit streife ich nur leicht einen Fehler, der gerade auf diesem Gebiete gegenwärtig gemacht wird — die entsprechende Lehrerbildung schon vorher gesichert sein sollte, ehe jenes Ziel als normgebend aufgestellt wird, so sind erklärlicherweise durch die gesteigerten Ansprüche an jenes auch gesteigerte Anforderungen an diese hervorgerufen werden; und dieselbe Zeit, in der über das Übermafs des Spezialistentums auf anderen Gebieten, ins-

besondere dem altsprachlichen — ob mit Recht, will ich hier nicht untersuchen — laute Klage geführt wird, hat auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts gerade die Tendenzen des ausgesprochensten Spezialistentums gezeitigt. Ich erkenne darin zunächst eine wohl begreifliche und an sich berechtigte Reaktion gegen frühere, einer gewissen Gleichgültigkeit und Geringschätzung dieses Faches entsprungene Fehler und Misfsgriffe. Kaum so häufig auf irgend einem Gebiete des Unterrichts als auf diesem ist es nämlich vorgekommen, dafs der Unterricht Lehrern anvertraut wurde, denen jede formelle und teilweise auch materielle Qualifikation hiezu fehlte; und so wenig ich leugnen möchte, dafs einmal ein geschickter oder geistvoller Lehrer auch ohne formelle Qualifikation einen anregenderen und fruchtbareren Unterricht zu geben im stande ist als ein minder glücklicher, wohl qualifizierter Spezialist, so wenig giebt eine solche Erfahrung das Recht von dem geordneten Nachweis der Befähigung im allgemeinen abzusehen. Dem gegenüber ist das Verlangen des württembergischen Gymnasiallehrervereins vom Mai d. J., dafs der französische Unterricht nur solchen Lehrern anvertraut werden solle, die den Nachweis der Befähigung erbracht haben, gewifs sehr berechtigt, und bezeichnend für die thatsächlichen Verhältnisse ist nur der Umstand, dafs dieser Wunsch nur mit den Einschränkungen des 'womöglich' und 'für die gröfseren Anstalten' ausgesprochen werden konnte. Es ist sehr begreiflich, dafs dem gegenüber die Betonung des Wertes der streng fachmännischen Vorbildung eine gewisse Schärfe und Einseitigkeit erlangt hat. Eine solche Einseitigkeit sehe ich in der völligen Loslösung der neusprachlichen facultas von der altsprachlichen, wie sie die bayerische und im wesentlichen auch die preufsische Prüfungsordnung zeigt. Für Preufsen ist überdem seit der Gleichberechtigung der drei Hauptschulgattungen für die Vorbildung zum Lehramt ohne Unterschied eine halbwegs ausreichende Kenntnis der lateinischen Sprache, ohne die doch ein wissenschaftlicher Unterricht im Französischen kaum denkbar ist, preisgegeben, da die Prüfungsordnung selbst eine solche nicht verbürgt. Dafs dadurch auch die Würdigung des Wertes und des Rechtes anderer, insbesondere der ihre centrale Stellung immer noch beanspruchenden und behauptenden altsprachlichen Fächer und ein verständnisvolles Zusammenwirken mit ihren Vertretern erschwert werde, diese Befürchtung läfst sich nicht abweisen. Ein Blick in die neusprachliche Kampfpresse und die thatsächlich von den Lehrern der neueren Sprachen ab und zu in den Unterrichtsstunden und vor den Schülern gegen die alten Sprachen geführte mehr oder minder deutliche Polemik lassen darüber keinen Zweifel. Dem gegenüber halte ich es für einen Vorzug der neuen Prüfungsordnung für das humanistische Lehramt in Württemberg, einem Lande, das mir gar nicht in allen Dingen als vorbildlich gilt für die Gestaltung des neusprachlichen Unterrichts an den Gymnasien, dafs hier die facultas für den französischen Unterricht in eine notwendige und organische Verbindung gebracht ist mit der für die alten Sprachen, die auch ihrerseits unlöslich miteinander verbunden sind. Beide Seiten werden dadurch nur gewinnen.

Eine besondere Seite der mehr spezialistischen Vorbildung sei mir noch gestattet mit wenigen Worten zu berühren. Wer Beherrschung der fremden Sprache in Wort und Schrift und eine gewisse Vertrautheit mit dem modernen Leben des betreffenden Volkes als Ziel aufstellt, mufs für die Bildung des Lehrers notwendig einen längeren Aufenthalt unter diesem Volke als Voraussetzung der Qualifikation verlangen, und zwar ist es dann mit einem halben Jahre nicht gethan, vielmehr wird ein Jahr das Allermindeste sein, was hierzu nötig ist, und auch bei dieser Dauer mufs ein solcher Studienaufenthalt von Zeit zu Zeit immer wieder für längere Wochen wiederholt werden. In dieser Ausdehnung aber ist es nicht so sehr der Kostenpunkt, der ja durch eine freilich nach Umfang und Höhe erheblich zu steigernde staatliche Beihilfe geregelt werden könnte, als die Frage, wie eine solche Ausdehnung dieser Studien mit den sonstigen Aufgaben des sich nicht auf dieses Fach allein beschränkenden Lehramtsaspiranten sich vereinigen läfst, was mir Bedenken erregt. Immerhin wird auch der Lehrer, der das Ziel sich niedriger steckt, aus einem nicht allzukurzen Aufenthalt im fremden Sprachgebiet einen kaum zu entbehrenden Gewinn ziehen. Nur mufs ich bezweifeln, ob dieser nicht in seinem Werte überschätzt wird bei der gegenwärtig doch zumeist geübten Praxis der Ferienkurse. Diese 4—6wöchigen Studien werden ja gewifs, namentlich wenn ihnen genügend vorgearbeitet ist, ihre spärlicheren Blüten und Früchte auch tragen; aber wie rasch diese welken und dorren, das kann sich auch der denken, der keine eigenen Erfahrungen damit gemacht hat. Auch hier haben also in nicht allzuseltenen und nicht allzuweit voneinander entlegenen Fristen Wiederholungen einzutreten, und so mahnen doch die weiteren, in der Natur und Vernunft der Sache liegenden Konsequenzen für Lehrerschaft und Schulverwaltung zu Vorsicht und reiflicher Erwägung, zumal im Gedanken an den sehr weiten Kreis von Personen, um den es sich dabei handelt. —

M. H.! Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir geschenkt und die ich vielleicht nur allzulange in Anspruch genommen habe; ich bin zu Ende. Ich bin mir bewufst, dafs ich mit meinen Ansichten manchem unter Ihnen als ein rückständiger oder gar als ein reaktionärer Geselle erscheine. Aber diese Ansichten sind mir eingegeben von der wärmsten Liebe zu meinem, zu unserem Berufe nicht blofs, sondern auch von der tiefen, aus ernstem Nachdenken, wie aus der Erfahrung eines langen Lehrerlebens geschöpften Überzeugung, dafs unserem Gymnasium von heutzutage wie sonst, so auch im Lehrplane Beschränkung, die zur Vertiefung führt, mehr notthut als Ausbreitung, die von der Verflachung unzertrennlich ist. Sosehr ich mich in den Grundfragen des öffentlichen Lebens stets als einen Mann des Fortschritts bekenne, so kann ich doch — auch auf dem Gebiete von Erziehung und Unterricht — nicht alles als wahren Fortschritt anerkennen, was heutzutage unter dieser Flagge einherfährt.

DIE ZIELE DES MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHEN UNTERRICHTS AM GYMNASIUM

Vortrag, gehalten vor der Abteilung für Mathematik und Physik der Hauptversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins in Plauen i. V. Ostern 1901

Von Curt Reinhardt

Ostern ist vorüber! Wiederum hat eine Schülergeneration das Gymnasium verlassen, um — Tacitus und Horaz, Thukydides und Sophokles, Heis und Euklid hinter sich lassend — mit fröhlichem Singsang und frischem Mut hinaus in das Leben zu ziehen, das so taufrisch und sonnendurchglänzt vor ihr liegt. Anders ist die Osterstimmung bei uns Lehrern. Besorgt schauen wir der übermütigen Jugend nach, ob sie wohl standhalten wird in den Kämpfen, die ihrer warten, wohl auch mifsmutig, weil sie unseren eindringlichen Lehren und Mahnungen zu wenig zugänglich sich gezeigt hatte, mitunter aber doch zuversichtlich in der Hoffnung, dafs aus dem gärenden Most ein feuriger Wein sich entwickeln werde. Ostern bringt für uns immer Tage der Einkehr, wo wir uns Rechenschaft ablegen, ob wir die lernende Jugend auf dem rechten Wege führen. Freilich sind wir nicht frei in der Wahl dieses Weges. Überlieferung und Lehrordnung schreiben uns die Richtung vor, und nur selten ist es uns durch die Verhältnisse verstattet, einmal über die unsere Bahn einengenden Schranken hinweg einen Blick in die hinter ihnen liegenden Gärten zu thun oder, mit rüstigen Schülern eine Strecke im Fluge zurücklegend, um schneller ans Ziel zu kommen, einen Blick in das verheifsene Land zu werfen, da Milch und Honig fliefst. Lehraufgaben und Lehrmethoden sind uns zwar durch Verordnungen vorgeschrieben. Aber wir Lehrer sind die einzigen, die Wege und Abwege in unserem Gebiete genau kennen, die einzigen, die darum auch neue Pfade zu eröffnen und zu beschreiten im stande, ja verpflichtet sind, wenn sie nur demselben Ziele zuführen.

Welches ist nun dieses Ziel, das uns in der ethischen und intellektuellen Erziehung der uns anvertrauten Jugend gesetzt ist? Sie werden sich mit Recht fragen, ob ich für eine so allgemeine Betrachtung die rechte Stelle gewählt habe. Ich spreche hier vor Mathematikern, aber vor Mathematikern des Gymnasiums. Noch immer ist das Gymnasium die höhere Schule und wird es, wie die Verhältnisse sich zu gestalten scheinen, vorläufig auch bleiben. Darum haben wir Mathematiker die Verpflichtung, unsere Aufgabe den Zielen dieser höheren Schule einzuordnen, aber auch das Recht mit zu thaten und zu

raten, wenn anders mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung als ein notwendiger Bestandteil des allgemeinen Gymnasialzwecks anerkannt wird.

Dieser wird in unserer Zeit eingehender als je zuvor der öffentlichen Erörterung unterworfen. Der Streit um die Schule nahm seinen Anfang, wenigstens insofern die breiteren Volksschichten daran beteiligt sind, mit der Erstarkung des nationalen Lebens, mit der Gründung des neuen Reiches. Er hat an Heftigkeit zugenommen seit dem Eingreifen des Kaisers Wilhelm II. Der Kampf dreht sich hauptsächlich um die Frage: was gehört zur allgemeinen Bildung? Es ist von vornherein klar, dafs man auf dieser Basis niemals zu einem Ergebnis kommen kann. Es dürfte wohl kaum gelingen, diesen unklaren Begriff der allgemeinen Bildung je scharf zu begrenzen. Die Abschätzung des Bildungs**werts** der einzelnen Wissenszweige ist je nach dem Standpunkt des Urteilenden verschieden. Darum ist auch die Umgrenzung des auf dem Gymnasium zu überliefernden Wissens mancherlei Schwankungen unterworfen gewesen und wird es auch in der Zukunft bleiben, so lange man vom fachwissenschaftlichen Standpunkt aus die Aufgaben der Schule bemifst. Im Gegensatz zu der uns bisher gewohnten Auffassung der höheren Schule als 'Vermittlerin einer allgemeinen Bildung' steht die staatsmännische Auffassung derselben, welche mit scharfer Betonung S. Majestät der Kaiser vertritt. Die höhere Schule, das Gymnasium, ist eine staatliche Einrichtung, bestimmt in erster Linie **dazu**, die Männer zu liefern, welche, ausgestattet mit offenem, gegesundem Sinn für die Aufgaben des Staates, die Fähigkeiten des Geistes und Eigenschaften des Charakters besitzen, um den Regungen und Bedürfnissen des nationalen Lebens mit Verständnis entgegen zu kommen. Dieser Standpunkt ist freilich keineswegs neu, er ergiebt sich ganz ungezwungen, wenn die staatliche Autorität, die Regierung an die Schulfrage herantritt. Schon die Gründung der sächsischen Fürstenschulen entspringt dieser Auffassung der höheren Schule. Nicht einem gelehrten, sondern einem staatlichen Bedürfnis sollten sie dienen; die Stiftungsurkunde der Landesschule Meifsen sagt ausdrücklich, dafs 'einem jeden Lande nichts so hoch von nöten, als dafs die Jugend in Gottes Furcht, ihm zum Lobe erzogen und in den Sprachen und guten Künsten unterweiset werde, daraus dann erfolget, dafs gelehrte Kirchen- und andere des gemeinen Nutzens Diener auferzogen und zu bekommen seien'. Durch eine solche Auffassung wird die Schule den fachwissenschaftlichen Interessen entrückt und den allgemeinen Staatsinteressen untergeordnet. Die Schule hat zu ihrem eigenen Schaden und zum Schaden der an ihr wirkenden Lehrer diese ihre eigentliche Bestimmung nicht immer vor Augen gehabt. Dadurch, dafs das alte Gymnasium gewissen Bedürfnissen des modernen Staates kein Verständnis entgegenbrachte, sind neue Schulgattungen entstanden, deren Konkurrenz mit der alten Schule den so unerquicklichen Schulstreit unserer Tage hervorbrachte, bei dem es sich nach meiner Ansicht im Grunde nur darum handelt, das Mittelschulwesen wieder den Bedürfnissen des Staates dienstbar zu machen. Auf diesem Hintergrund hebt sich auch der Kampf der Lehrer um ihre Bewertung als einer besonderen Kategorie von Staatsdienern in seiner wahren Bedeutung ab.

Es kann nun selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, von dieser Auffassung des Zwecks der Mittelschule ausgehend etwa das gesamte Unterrichtsziel insbesondere des Gymnasiums zu umgrenzen. Ich würde mich damit auf ein Gebiet begeben, das weder in der kurzen mir zugemessenen Zeit seine Erledigung finden könnte, noch auch an dieser Stelle am Platze wäre. Hat aber das Gymnasium im allgemeinen die Pflicht, seine Schüler für das öffentliche Leben zu erziehen, in ihnen das Verständnis zu wecken für die Kräfte, deren Wechselwirkung im modernen Staat zum Ausdruck kommen, so darf der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht einen wesentlichen Anteil an der Erziehung der Jugend beanspruchen, so mufs er einen integrierenden Bestandteil der Arbeit an der Jugend übernehmen. In einem Aufsatz 'Politik und Schule' erkennt O. Jäger an, dafs wir den Grundsatz 'Erziehung fürs öffentliche Leben' uns anzueignen haben in Berücksichtigung der Thatsache, dafs wir jetzt in unserem Vaterlande ein public life von früher ungeahntem Umfang haben. Eine Mitwirkung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts zur Erreichung dieses Zieles hält er aber für ausgeschlossen, offenbar weil er, wie viele, der Ansicht ist, dafs der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht zwar Dinge behandelt, die nützlich und gut zu wissen sind, aber zur Erlangung der allgemeinen geistigen Reife von keinem Belang sind. Von O. Jäger ist es ja bekannt, dafs er dem mathematischen Unterricht ziemlich gleichgültig gegenübersteht; aber so niedrig wie er schätzen ihn noch recht viele ein, auch solche, denen ein gewichtiges Wort in der Gestaltung der Lehrpläne zusteht. Und es ist zu erwarten, dafs die bevorstehende neueste Gymnasialreform, obwohl sie sich in der Hauptsache auf das sprachliche Gebiet erstreckt, auch den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht in Mitleidenschaft ziehen wird. Darum erachte ich es für notwendig, dafs auch wir uns auf eine Revision unseres Lehrplans und unserer Lehrziele vorbereiten. Es sind nichts weiter als Ostergedanken, die ich Ihnen hier vortragen zu dürfen mir erbeten habe, in dem Wunsche Ihre Ansicht zu hören.

Ich habe vor, mich im folgenden nur mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht zu beschäftigen. Nach der Lehrordnung ist der geographische Unterricht, soweit thunlich, naturwissenschaftlich gebildeten Lehrern zu übertragen. Wir sind also hiernach berechtigt, diesen Unterricht dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet hinzuzurechnen. Ihm gehören von 251 obl. wöchentlichen wissenschaftlichen Unterrichtstunden 56 an, also reichlich 22 v. H. Die Anteile der Mathematik, Naturkunde, Geographie an diesen 56 Stunden verhalten sich nahezu wie 4 : 2 : 1; das Hauptgewicht fällt also der Mathematik zu, was im Maturitätsexamen dadurch zum Ausdruck kommt, dafs ihr allein eine schriftliche und mündliche Prüfung zugebilligt ist. Höchstens kann noch mit Genehmigung des Kgl. Kommissars für alle Prüflinge oder für einzelne derselben ausnahmsweise eine kurze Prüfung in Physik angeordnet werden — eine Ermächtigung, von der wohl nur selten Gebrauch gemacht wird. Auf die einzelnen Klassen verteilen sich die 56 Stunden ziemlich gleichmäfsig, nämlich von Sexta bis Prima nach den Zahlen 6 8 7 5 6 6 6 6 6.

Nach meiner Überzeugung wird hierdurch der Mathematik am Gymnasium vor der Naturkunde, zu welcher ich, wie schon gesagt, im weitesten Sinne auch die Geographie hinzurechne, ein ungebührlicher Vorrang eingeräumt, und in diesem Gefühl hat mich bisher noch jedes Maturitätsexamen mehr und mehr bestärkt. Wenn das Endziel des ganzen realistischen Unterrichts — es sei gestattet der Kürze halber dieses mir mifsliebige Wort zu gebrauchen — darin besteht, dafs drei Aufgaben aus verschiedenen Gebieten der Mathematik dem Schüler zur Bearbeitung vorgelegt und an ihn einige Fragen gerichtet werden dürfen, die schliefslich auch nur auf Berechnungen oder Angaben einiger mathematischer Lehrsätze sich beziehen, so kann ich das Gefühl der Öde und Leere nicht los werden und sehe die nicht unberechtigte Frage: Wozu? auf den Lippen der Zuhörer und Prüflinge schweben. Wäre es nicht wichtiger, von unseren Abiturienten zu erfahren, ob sie von der Umbildung der Anschauungen über die Konstitution unseres Weltsystems eine klare Ansicht besitzen, ob sie ein sicheres Wissen darüber haben, welche Mittel die Naturwissenschaft dem modernen Weltverkehr geliefert hat, um Raum und Zeit zu überspannen und so die Nationalpolitik zu einer Weltpolitik umzugestalten, ob sie das Gesetz der Erhaltung der Energie, das doch nicht nur die rein physikalischen Vorgänge, sondern auch die Produktion im modernen Staat beherrscht, an einigen Beispielen zum Verständnis bringen können? Wofür erwärme ich mich also? Um es gleich rund heraus zu sagen, für eine Erweiterung des naturkundlichen Unterrichts, für eine Ersetzung des mündlichen mathematischen Examens durch ein naturkundliches, für eine Verkürzung des mathematischen Unterrichts. Ich weifs, dafs es sehr gefährlich ist hiervon zu reden, denn man wird 'auf der anderen Seite' das letztere Zugeständnis freudig annehmen und das Korrelat zu überhören geneigt sein. Sei es drum! Mein Vorschlag ist nicht für solche Naturen gemacht, welche einseitig nur die Befriedigung eines Sonderinteresses suchen, sondern er gilt der zweckmäfsigen Ausbildung unserer Schüler für das Leben.

Freilich, eine Herabsetzung der mathematischen Lehr*ziele* am Gymnasium wird nicht möglich sein. Ich wüfste nicht, welcher Teil des Pensums gestrichen werden könnte. Aber es wäre wohl möglich, in manchen Punkten sich Beschränkungen aufzuerlegen. Gestatten Sie mir einige namhaft zu machen. Nach meiner Auffassung nimmt die Potenz- und Wurzellehre einen zu breiten Raum in Anspruch; daran tragen hauptsächlich die Übungsbücher mit ihrer Unzahl von Aufgaben schuld. Ebenso kann in der Praxis des logarithmischen Rechnens mancherlei gestrichen werden. Es ist mir unbegreiflich, dafs Johann H. T. Müllers vierstellige Logarithmentafel nicht mehr Eingang in die Schulen gefunden hat. Baltzer, dem man gewifs nicht Unwissenschaftlichkeit vorwerfen wird, hat sich ihrer bedient, und F. Kohlrausch, der Präsident der technischen Reichsanstalt, der Meister der beobachtenden und rechnenden Physik, verwendet in seinem Leitfaden der praktischen Physik eine vierstellige Logarithmentafel, welche nur drei Seiten in Anspruch nimmt, in richtiger Erkenntnis der Thatsache, dafs die aus praktischen Aufgaben sich ergebende Genauigkeit der Messungsresultate selten die Anwendung von mehr als vierstelligen Logarithmen

rechtfertigt. Vom gymnasialen Standpunkte aus sind die Logarithmen überhaupt nur als ein wünschenswertes Hilfsmittel zu betrachten, um bei numerischen Rechnungen Zeit und Kraft für inhaltlich wichtigere Dinge zu sparen. Auch die Systeme von Gleichungen zweiten Grades lassen sich in gröfserer Kürze behandeln — wie selten führt die mathematische Praxis auf die zum Teil sehr schwierigen Aufgaben der 2. und 3. Stufe des Bardeyschen Übungsbuches —, und ebenso ist es mit den Konstruktionsaufgaben in der Geometrie, wo Bücher wie das Hofmannsche u. a. den Lehrer zu einer unzulässigen Breite zu veranlassen geeignet sind. Man wird gegen diese Befürwortung der Beschränkung auf die Behandlung der Grundaufgaben einwenden, dafs es dann unmöglich werde, vom Gymnasium aus das Studium der Mathematik und der technischen Wissenschaften mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Ich bin schon lange der Ansicht, dafs hierzu die Ziele des mathematischen Gymnasialunterrichts — auch desjenigen vor der Reform des Jahres 1892 — nicht genügen. Aus der Erfahrung an meinen Schülern weifs ich, dafs diejenigen, welche vom Gymnasium aus sich dem Studium der technischen Wissenschaften zuwenden, eine sehr schwierige Periode der Einrichtung durchzumachen haben; und wenn sie schliefslich doch dazu gelangen den Stoff zu bemeistern, so liegt dies nicht etwa, wie man sich vorredet, daran, dafs die gymnasiale Vorbildung auch für die technischen Fächer geeignet, ja wohl gar wegen ihrer tieferen logisch-wissenschaftlichen Begründung besser geeignet sei, als die auf Realschulen erworbene, sondern daran, dafs solche junge Leute durch die zweifellos in ihnen lebendige Neigung und durch den Zwang der äufseren Verhältnisse dazu gebracht werden, die Lücken ihrer Vorbildung aus eigener Kraft auszufüllen. Solche Arbeit an sich selbst kann recht wohl gute, zuweilen sogar hervorragende Resultate zeitigen. Sei dem auch wie ihm sei — auf die spätere Berufswahl der Abiturienten Rücksicht zu nehmen hat das Gymnasium weder auf philologisch-historischem noch auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete die Pflicht. Es hiefse dies eben das fachwissenschaftliche Interesse in erste Linie stellen, die Schule als eine Vorbereitungsanstalt für die verschiedenen Studienzweige ansehen, wobei keiner derselben zu seinem Rechte zu kommen behaupten würde. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte also meines Erachtens gegen eine Beschränkung der Breite des mathematischen Unterrichts eine Einwendung nicht erhoben werden.

Aber auch die formale Seite desselben, die logische Schulung, welche die formenden Kräfte des Geistes wecken soll zu allseitiger Bethätigung in den verschiedensten Wissensgebieten, ist nicht an die Breite, sondern vielmehr an die Tiefe des Unterrichts gebunden. Nicht für multa, sondern für multum hat man sich hierbei zu entscheiden. Die Lösung einer Bewegungsaufgabe z. B., die Aufstellung der Gleichung nach analytischer Methode, die vergleichende Behandlung derselben Aufgabe für die verschiedenen Möglichkeiten der Annahmen der Unbekannten nach ihrer Art und ihrer Zahl hat eine bei weitem gröfsere formal bildende Kraft, als die Lösung umfangreicherer Gleichungen 1. oder 2. Grades. Bei diesen hat man die mathematische Technik in den

Vordergrund zu stellen, bei jenen tritt dieselbe in der Auflösung der meistenteils einfachen Gleichung weit zurück gegenüber der Aufgabe, die Vulgärsprache des Textes in mathematische Form zu gießen. Darum dürfte es auch möglich sein, auf dem Gymnasium die Lehre von den Gleichungen weniger systematisch, als es bisher geschieht, zu behandeln, nur die Auflösung einfacherer Gleichungen einzuüben und die technisch mathematische Seite der Algebra zu beschränken. Ähnlich verhält es sich auch auf anderen Gebieten der Schulmathematik, so z. B. bei der Lehre von den Proportionen und in der Goniometrie, wo eine Einschränkung des Rechenwerks ohne Schaden für die formale Geistesbildung durch die Mathematik sich erweisen würde.

Diesen Zweck hat aber die Mathematik im Schulunterricht nicht als einzigen zu verfolgen. Sie steht nicht unabhängig als für sich gegründete Disziplin da, sondern hat sich des engen Zusammenhanges mit der Naturwissenschaft stets bewufst zu bleiben. Das war nicht immer so. Ehe die experimentelle Naturforschung Eingang in die Schule fand, war die Mathematik Alleinherrscherin auf dem realen Gebiet der Schule, und soweit nicht die Naturwissenschaft mit Kreide und Schwamm sich betreiben liefs, existierte sie nicht für die Jugend. Erst die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat hierin Wandel geschaffen. Der Eintritt der Naturwissenschaft in den Kreis der Schuldisziplinen hat dem rein formalen Charakter der Mathematik Abbruch gethan und sie auf jene als ihr eigentliches Anwendungsgebiet hingewiesen. Aber noch heute hat sich diese Vereinigung nicht vollzogen, noch heute ist von gegenseitiger Unterstützung beider Fächer nicht viel zu merken. Die Lehrpläne zeigen statt einer Einheit einen ausgesprochenen Dualismus, der infolge der systematischen Einteilung des Lehrstoffes in jedem einzelnen Fache zu einem oft beklagten Dualismus der Lehrkräfte geführt hat. Die Naturwissenschaft kann der Mathematik nicht entraten, denn nur mit ihrer Hilfe gelingt es, die Begriffe scharf zu umgrenzen und die Naturgesetze nicht blofs qualitativ, sondern auch quantitativ zu erfassen. Aber auch die Mathematik bedarf der Naturwissenschaft, damit ihre Gestalten aus blofsen Schemen zu lebendigen Gebilden werden, ihre Rechnungen dem Schüler nicht als leeres 'Griffekloppen', ihr Reich nicht als ein Reich der Schatten erscheine. Überall, wo man hinsieht, ist man bestrebt die Form hinter den Inhalt, die Grammatik hinter die Litteratur, das Exerzieren — um auch einmal von dem Gebiet der Schule abzuschweifen — hinter den Felddienst zurücktreten zu lassen. Wollen wir dabei bleiben, unsere Grammatik, die reine formale Mathematik, in die vorderste Linie zu stellen und den Schüler nur durch eine Thürspalte die 'geschmückte grofse Welt' schauen zu lassen, statt ihm die Thür zu öffnen und mit ihm hinauszutreten in die gewaltige Gottesnatur? Hüten wir uns, dafs man das erste uns nehme, ohne uns das zweite zu gewähren.

Darum fordere ich für das Gymnasium ein Zurücktreten der Mathematik zu Gunsten der Naturwissenschaft, freilich unter der Voraussetzung einer innigeren Verbindung beider Fächer als bisher. Ich bin überzeugt, dafs es wohl möglich wäre, den mathematischen Unterricht etwa von Obertertia an

nur dreistündig statt vierstündig weiterzuführen und die freiwerdende Stunde der Naturkunde, diese im weitesten Sinne genommen, zuzulegen. Unsere Gymnasiasten haben es nach meinen Erfahrungen dringend nötig, etwas mehr von Goethes 'geschmückter grofser Welt' zu erfahren; was ihnen jetzt davon überliefert werden kann, ist nur Stückwerk, keine Einheit. Die Aufgabe der Naturwissenschaft mufs es sein, ihnen in grofsen Zügen ein Weltgemälde zu entwickeln, nicht in dem Umfange, aber in dem Sinne, wie Al. v. Humboldt seinen Kosmos aufgefafst wissen wollte. Nicht eine encyklopädische Kenntnis der Naturwissenschaften haben wir in der Schule zu erstreben, sondern ein lebendiges Wissen von den 'allgemeinen physischen Erscheinungen auf unserem Erdkörper und von dem Zusammenwirken der Kräfte im Weltall', mit anderen Worten: eine physische Weltbeschreibung soll der Inhalt des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf den Gymnasien sein. Erst wenn er dieses Ziel sich gesteckt hat, erfüllt er die ihm auferlegte Pflicht, die männliche Jugend für das Leben vorzubereiten und zum Verständnis des modernen Staates zu erziehen. Im Jahre 1844 schon schrieb Alexander von Humboldt in den einleitenden Betrachtungen zu seinem Kosmos die goldenen Worte: 'Gleichmäfsige Würdigung des Naturstudiums ist vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichtum und der wachsende Wohlstand der Nationen in einer sorgfältigen Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind. Der oberflächliche Blick auf den Zustand des heutigen Europas lehrt, dafs bei ungleichem Wettkampfe oder dauernder Zögerung notwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des National-Reichtums eintreten müsse, denn in dem Lebensgeschick der Staaten ist es wie in der Natur: für die, nach dem sinnvollen Ausspruche Goethes, es im Bewegen und Werden kein Bleiben giebt und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen. Nur ernste Belebung chemischer, mathematischer und naturhistorischer Studien wird einem von dieser Seite einbrechenden Übel entgegentreten. Der Mensch kann auf die Natur nicht einwirken, sich keine ihrer Kräfte aneignen, wenn er nicht die Naturgesetze nach Mafs- und Zahlverhältnissen kennt. Auch hier liegt die Macht in der volkstümlichen Intelligenz. Sie steigt und sinkt mit dieser. Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Teile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzukärglichem Mafse ausgeteilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Thätigkeit, in Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen, bei denen die Achtung einer solchen Thätigkeit nicht alle Klassen durchdringt: werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr miteinander stehen, wie in erneuter Jugendkraft vorwärts schreiten'. So Alexander von Humboldt vor 50 Jahren.

Wer vermöchte es hiernach heutzutage an dem Beruf des naturwissenschaftlichen Unterrichts zu zweifeln, unseren Schülern, die doch dereinst bestimmt sind die leitenden und regierenden Kreise unseres Volkes zu ergänzen.

einen sicheren Schatz politischer Bildung, soweit sie überhaupt von der Naturwissenschaft erwartet werden kann, mit in das Leben hinauszugeben, der ihnen zum Mafsstab und zur Richtschnur wird bei den nationalen Fragen, an deren Entscheidung sie mitzuarbeiten haben werden? Auch wir Lehrer können nur dabei gewinnen, wenn wir unsere Aufgabe weniger vom fachwissenschaftlichen und mehr vom staatlich nationalen Standpunkt aus auffassen. Wir haben zwar kein Hoheitsrecht des Staates auszuüben: aber wir haben die Jugend, welche dereinst hierzu bestimmt ist, auf die Grundlagen des Staates, auf die Bedingungen seiner Existenz und seiner Fortentwickelung hinzuweisen. Daher dürfen wir unser Haupt kühn erheben neben allen, welchen die Sorge um die Erhaltung des Staates übertragen ist.

Dafs der naturwissenschaftliche Unterricht zu einer physischen Weltbeschreibung noch nicht geworden ist, liegt an seinem fachwissenschaftlichen Betrieb, von dem die Systematik die unausbleibliche Folge ist. Erst Botanik und Zoologie mit der Anthropologie als Spitze, dann Mineralogie mit etwas Chemie, hierauf Physik und in dieser wieder mit einer seltsamen, in der Verteilung des mathematischen Lehrstoffs begründet liegenden Anordnung Magnetismus, Reibungselektrizität, Galvanismus, Wärmelehre, Mechanik, Akustik, Optik. Hört es sich nicht an, als ob man ein Vorlesungsverzeichnis einer Hochschule durchläse? In der That klagen auch die Hochschullehrer über den systematischen Betrieb der Physik auf der Mittelschule, der ihnen das Beste an ihren Zuhörern, das frische, lebendige Interesse vorweg nähme; und die Studenten der Medizin bekennen oft, dafs sie ihre physikalischen Kenntnisse dem Gymnasialunterricht verdanken und auf der Universität nichts hinzuzulernen hätten. Auch dieses Lob fasse ich als eine Anklage auf, als einen Beweis dafür, dafs wir einseitig nur das fachwissenschaftliche Interesse im Auge haben und andere Gebiete der Naturlehre vernachlässigen. Wie oft kann man die Vertreter der beschreibenden Naturwissenschaften klagen hören, dafs das Beste, was sie zu bieten hätten, das physiologische und biologische Element ihres Gebietes, die Welt des Kleinen, die das Mikroskop uns enthüllt, den Schülern fast völlig versagt werden müsse. Und dies in einer Zeit, wo das Projektionsmikroskop oder auch die Makroprojektion guter Mikrophotogramme dem Lehrer unter Aufwendung verhältnismäfsig geringer Mittel von seiten der Schule zugänglich gemacht werden könnte. Ich halte es für einen wesentlichen Mangel in unserem naturwissenschaftlichen Unterricht, hervorgerufen eben durch die systematische Anordnung des Lehrstoffs, dafs die Naturkunde mit dem Schlufs der Untertertia für den Gymnasiasten völlig erledigt ist. Andere Gebiete, wie die Geologie und Paläontologie, die Urgeschichte der Erde und des Menschen, welche doch ein wichtiges Bindeglied sein könnten zwischen den historischen und den Naturwissenschaften, finden im System derselben auf der Schule überhaupt keinen Platz, und die Chemie, die Schwesterwissenschaft der Physik, hat erst seit kurzem unter dem Schutze der Mineralogie offiziellen Eingang in das Gymnasium gefunden. Auch die gegenwärtige Verteilung des physikalischen Lehrstoffs giebt zu manchen Sonderbarkeiten Veranlassung. In der Wärme-

lehre wird der Begriff der mechanischen Arbeit eingeführt, ehe er noch in der Mechanik selbst hat ausreichend begründet werden können; bei der Wärmestrahlung wird die Reflexion, Brechung und Dispersion der Strahlen meistens recht oberflächlich besprochen und in der Optik zwei Jahre darauf noch einmal ausführlich behandelt. Mit der Benutzung des Thermometers und Barometers kann man nicht warten, bis sie im System an der gehörigen Stelle ihre Besprechung gefunden haben, und die Begriffe Gewicht, Kraft, Energie können nicht bis zur systematischen Behandlung der Mechanik aufgespart werden. Gewöhnlich helfen sich die Lehrpläne und Lehrbücher über diese Schwierigkeit dadurch hinweg, dafs sie der Behandlung der einzelnen Teile der Physik das mosaikartig zusammengestellte Kapitel der 'Allgemeinen Eigenschaften der Körper' voranschicken, in dem nach Bedürfnis alles und jedes ausgeführt werden kann, in dem ja auch früher zuweilen die Chemie ein stilles Plätzchen gefunden hatte. Nichts illustriert schlagender die Unzweckmäfsigkeit einer systematisch wissenschaftlichen Behandlung der Physik als die Existenz dieses Kapitels von den allgemeinen Eigenschaften der Körper.

Wenn ich mich nun als einen Gegner der bisher üblichen, von dem Standpunkt der wissenschaftlichen Systematik aus angeordneten Stoffverteilung im naturwissenschaftlichen Unterricht am Gymnasium bekenne, so werden Sie von mir mit Recht verlangen können, dafs ich meinerseits über die anderweite Anordnung des zu überliefernden Wissensstoffs Ihnen neue Vorschläge unterbreite. Es würde dies jedoch hier zu weit führen, und ich behalte mir dies für eine andere Gelegenheit vor. Nach welchem Gesichtspunkte ich den Stoff ausgewählt wissen möchte, habe ich im vorhergehenden schon anzudeuten versucht: eine physische Weltbeschreibung in Humboldts Sinne soll den Inhalt unseres naturwissenschaftlichen Unterrichts bilden, welcher als Ziel hat die 'Erkenntnis der Naturgesetze, die Ergründung der ordnungsmäfsigen Gliederung in den Naturgebilden, die Einsicht in den notwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall'. Dazu bedarf es der Heranziehung aller Zweige des Naturwissens unter Aufgabe des Prinzips ihrer systematischen Behandlung und unter Aufwendung einer längeren Unterrichtszeit, deren Vermehrung der mathematische Unterricht um so bereitwilliger zulassen kann, als er dadurch nur in seinen eigenen Zwecken gefördert wird. Wenn es gelingen sollte, den Unterricht so zu gestalten, wenn es möglich wäre, unseren Schülern ein lebendiges Bild des Naturganzen und der in ihm webenden und schaffenden Kräfte, eine klare Anschauung von der Wohlgeordnetheit und Erhabenheit der Gotteswelt, vom Kosmos, mitzugeben, so würde damit die Erziehung der Jugend für das Leben in einem wesentlichen Teile ergänzt werden, im Gymnasium zu dem sprachlich-historischen Bildungselement in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen nicht ein Gegenstück, sondern ein Seitenstück erwachsen, welches mit demselben Recht wie jenes echt humanistische Geltung haben würde. Voraussetzung des Gelingens ist freilich, dafs man unsere Mitarbeit an dem Erziehungs- und Bildungswerk nicht als eine accessorische oder wohl gar lästige empfindet, sondern als eine notwendige und willkommene schätzt und achtet.

HAT DAS REFORMGYMNASIUM EINE ZUKUNFT?

Von Ludwig Weber

Wir lasen neulich in der Zeitung die Nachricht, dafs in Mannheim ein Reformgymnasium eingerichtet werden sollte, die staatliche Behörde aber die Genehmigung dazu nicht erteilt habe. Was dieselbe dazu veranlafst, war nicht mitgeteilt. Sollte man in Baden doch auch Bedenken haben, dem allzugrofsen Stürmen und Drängen nach Reform Vorschub zu leisten? Wundern sollte ich mich darüber nicht, nachdem ich dortselbst erst kürzlich gesehen und gehört habe, wie man geradezu schwelgt in Reformversuchen und Reformgelüsten und wie man sich etwas darauf einbildet, Preufsen und speziell Berlin voraus zu sein auch in Bezug auf das Schulwesen. Ich konnte den guten Badensern nur entgegenhalten, es liege die Befürchtung nahe, dafs man sich bei ihnen überstürze, und es sei nützlich und heilsam, dafs Baden bei diesen Gefahren in Preufsen einen Rückhalt habe. Mädchengymnasien, Reformgymnasien, von anderen Gebieten des Schullebens, der Kirche und der Politik ganz zu schweigen, werden dort als die neuen Errungenschaften über Gebühr gepriesen, und alles Heil für die Zukunft wird von ihnen erwartet. Wir freuen uns darüber, dafs man in Preufsen und den anderen deutschen Staaten mit einer gewissen Zurückhaltung an die Gründung neuer Reformgymnasien herangeht, und dafs die Behörde mit einer ruhig abwartenden Stellung dieser Frage gegenübertritt. Die Sache ist doch auch von zu grofser Wichtigkeit, als dafs aus einigen sozialen und pädagogischen Gesichtspunkten, die für die Reform zu sprechen scheinen, eine altbewährte Bahn plötzlich und allgemein verlassen werden könnte. Überhaupt gilt die Theorie in diesen Fragen, ich will nicht sagen, gar nichts, das wäre nicht richtig, aber sicherlich nicht viel. Die praktische Bewährung hat hier in erster Linie zu entscheiden. Deshalb habe ich es auch nicht verstehen können, wie Vertreter beider Richtungen rein aus theoretischen Gründen haben die Sache entscheiden wollen. Wer dieselbe ruhig und vorurteilsfrei überlegt, der mufs sich sagen, dafs rein theoretisch sich viel für und gegen die Reform sagen läfst, und es kann nicht anders sein, als dafs, wie es immer bei einem Kampfe auf geistigem Gebiete zu geschehen pflegt, Gründe eine Bedeutung gewinnen, die eigentlich nur Scheingründe sind, und dafs dieselben bei ruhiger Überlegung entweder als ganz hinfällig sich erweisen oder doch an Beweiskraft verlieren. So ist es auch, wenn man alles überschaut, bei dem Kampfe um das Reformgymnasium gegangen. Alle die sozialen Fragen, die bei dieser Frage herangezogen sind, wie wichtig sie an und für sich auch sein mögen,

kommen doch erst in zweiter Linie in Betracht. Die grofse, entscheidende Hauptfrage ist und bleibt doch die pädagogische. Erst wenn man diese entschieden hat, kann man auch andere Gesichtspunkte heranziehen. Denn wenn in der grofsen Hauptsache der Erziehung und Heranbildung der Jugend zu dem Ziele, das sich das Gymnasium gesteckt hat, ein Mifsgriff schlimmerer Art gemacht wird, dann nützt es gar nichts, dafs aus der Veränderung des Systems eventuell diese oder jene Vorteile sozialer Natur erwachsen.

Diese letzteren sind aber für die nicht pädagogische Welt natürlich am meisten in die Augen stechend und beweisen ihr alles. Die pädagogischen Gesichtspunkte kommen für sie erst in zweiter Linie in Betracht oder gelten in ihren Augen gar nichts, weil sie aus pedantischer Anschauung, wie sie sagen, geboren sind. Ich kann dies in gewisser Beziehung verstehen, wenn ich auf unsere Zeitströmung sehe, die die Nützlichkeit ungebührlich in den Vordergrund stellt. Dafs man aber auch in pädagogischen Kreisen sich von solchen Gesichtspunkten leiten läfst oder wenigstens ihnen eine Bedeutung einräumt, die ihnen neben den pädagogischen nicht zukommt, ist für mich verwunderlich. Bei der ganzen Reform kommt es doch darauf an, ob die Ziele des alten humanistischen Gymnasiums auf diesem Wege der Reform auch erreicht werden können, oder vielmehr noch besser erreicht werden, als das bisher der Fall war, d. h. also, ob die Erlernung der alten Sprachen und das, was damit erreicht werden kann, durch den späteren Anfang (Latein in U III, Griechisch in U II) eine Einbufse erleidet. Die Verteidiger der Reform selbst wollen ja durchaus keine Beeinträchtigung des altklassischen Unterrichts, das haben sie wiederholt betont, so auch mit allem Nachdruck auf der Philologenversammlung in Bremen und auf der späteren Versammlung in Braunschweig, ja sie behaupten, das Ziel sei mit ihrer Methode noch besser zu erreichen. Freilich hinter ihnen stehen die Stürmer und Dränger, die sobald als möglich mit dem ganzen klassischen Altertum, wenigstens mit dem Griechischen, aufräumen möchten, und die diese Reform nur als eine Vorstufe dazu ansehen, die ihnen ganz erwünscht kommt. Hat sich hier bei der Beschränkung des klassischen Altertums dasselbe als Bildungsmittel nicht bewährt, dann meinen sie, sei es überhaupt zu Ende damit, und die neueren Bildungsmittel, Naturgeschichte, Physik, Technik u. s. w. treten an die Stelle. Die Reformer haben not, sich solche Elemente von den Rockschöfsen abzuschütteln, darum suchen sie eben den Anschlufs an die Anhänger des 'humanistischen Gymnasiums' und betonen immer wieder den Zusammenhang mit diesem und ihre Verehrung für das klassische Altertum. Wir fürchten aber doch, dafs sie wider ihren Willen Pioniere einer Richtung sind, die über sie hinausgeht, dafs wenn ihre Ideen allgemeiner durchdringen, man alsobald weiter gehen und zunächst das Griechische abschaffen oder wenigstens fakultativ machen wird, damit aber dem humanistischen Gymnasium das Herzblatt ausschneiden, so dafs der Rest nur noch ein kümmerliches Dasein fristen kann. Also es heifst den vielen Gegnern gegenüber kräftig für die Pflege des klassischen Altertums im Gymnasium eintreten und bei aller gesunden Reform auf dem Gebiete des Unterrichts doch

alles fern halten, das die Bedeutung und den Wert der klassischen Studien auf den Gymnasien herabsetzen oder in ihrer Wirksamkeit abschwächen kann.

Die Kernfrage ist also die: Kann man Latein und Griechisch auf einem Reformgymnasium ebenso erlernen wie auf dem alten, oder werden auf jenem die Ziele des Gymnasiums verrückt und verschoben? Hierbei sind aber die Resultate in erster Linie entscheidend, und daher ist es gut und löblich, dafs man den Reformern Gelegenheit gegeben hat, ihre Ideen durch die Praxis zu bewähren. Freilich sind wir der Meinung, dafs, wenn auch an einigen Orten sich die Sache bewährt hat, es doch sehr bedenklich ist, die Reform nun sofort überall einzuführen. Denn was sich an einigen Orten unter besonders günstigen Umständen bewährt, bewährt sich noch lange nicht überall. Es wäre geradezu verhängnisvoll und ist vielleicht schon hier und da verhängnisvoll geworden, dafs man diesen Grundsatz übersehen hat und in optimistischer Anschauung einer auf günstigem Boden erwachsenen Reform auch ohne weiteres die Lebensfähigkeit auf anderem Boden zutraut.

Auch kann man unmöglich durch ein Hospitieren, auch von mehreren Tagen, einen vollen Einblick in das Getriebe einer Anstalt und die Leistungsfähigkeit der Schüler gewinnen, zumal da diese Reformanstalten als neue und nach neuem System eingerichtete viel mehr unter der Kontrolle stehen, zunächst von seiten der Behörde, dann der Eltern, des ganzen Publikums und vor allem auch der vielen Besuche von solchen, die den Organismus und Betrieb kennen lernen wollen. Diese Anstalten sind somit vorläufig noch darauf hingewiesen, dafs aller Augen auf sie gerichtet sind. Daher wird an ihnen von seiten der Lehrer sowohl, wie der Schüler mit doppelter Kraft gearbeitet. Die Lehrer sind sorgfältig ausgewählt; man nimmt nur tüchtige Kräfte und nur solche, die für das neue System eine gewisse Begeisterung mitbringen oder wenigstens eine gewisse Bürgschaft geben, dafs sie sich mit Lust hineinarbeiten. Ob das stets und überall der Fall sein kann, das mufs man abwarten. Es ist aber von vornherein eher zu bezweifeln als zu bejahen; denn für den allgemeinen Betrieb mufs man auch mit minder tüchtigen Kräften rechnen; auch erlahmt der Eifer in jeder Sache leicht, wenn der Reiz der Neuheit verflogen ist und es mehr gewohnte Geleise sind, die man befährt.

Dies ist aber um so mehr zu befürchten, da nach meinen Beobachtungen — ich habe während mehrerer Tage an zwei Anstalten hospitiert, von denen die eine bereits bis zur Oberprima inklusive, die andere erst bis Obersekunda aufgebaut ist — hier an die geistige Kraft und Energie des Lehrers beim Unterricht gröfsere Anforderungen gestellt werden als bei dem alten System. Das liegt aber in der Sache begründet. Der französische Unterricht zunächst in den unteren Klassen wird durch allerlei Anschauungsmittel und mündliche Besprechung sehr bald in der fremden Sprache selbst so gehandhabt, dafs der Lehrer immer in Thätigkeit gesetzt wird. Das Lehrbuch als solches spielt eine viel geringere Rolle, als das bei einer alten Sprache der Fall ist und der Fall sein kann. Das Französische ist eben eine lebende Sprache und mufs demnach als solche auch beim Unterricht behandelt werden. Das finde ich

ganz in der Ordnung; auch kann ich nicht gerade sagen, dafs, soweit ich beobachten konnte, in einseitiger Weise die Grammatik in ihrem Aufbau vernachlässigt wird. Man sucht die synthetische Methode mit der analytischen in richtiger Weise zu verbinden — so wurde von den Stunden auch immer ein Teil zum Konjugieren verwandt. Es liefs demgemäfs die Munterkeit, Frische und Teilnahme am Unterricht von seiten der Schüler nichts zu wünschen übrig. Freilich übervoll wie in den meisten Berliner Anstalten waren die Klassen nicht. Doch erfordert diese Art des Unterrichts an und für sich schon eine geistige Anspannung des Lehrers, die nicht alle besitzen und die auch stärkere Naturen vor der Zeit aufzureiben im stande ist.

Ähnlich ist es mit dem lateinischen Unterricht in den Tertien. Hier sind die Schüler meist in einem Alter, wo sie am liebsten gar nichts thun, zu allen unnützen Streichen eher aufgelegt sind als zu angestrengter Arbeit in und aufser der Schule. Meistens sind sie auch durch ihre körperliche Entwickelung gehindert, andauernd geistige Spannkraft zu entwickeln, so dafs man vielfach nur mit einer gewissen Vorsicht mit grofsen Forderungen an sie herantreten darf. Es bedarf also, wie leicht einzusehen, von seiten des Lehrers einer besonderen Energie, Kraft und auch Geschicklichkeit, wenn er die Tertianer dazu bringen will nach der modernen Sprache in VI bis IV, die, was den grammatischen Bau anbetrifft, doch leichter zu erfassen ist, mit aller Energie sich auf Latein mit seiner reichhaltigen Flexion in Deklination und Konjugation zu werfen. Man wende auch nicht ein, das sei mit dem Griechischen ebenso, das doch auch in den alten Gymnasien erst mit Untertertia beginnt. Durch den Betrieb des Lateinischen von Sexta an ist der Schüler schon an die Schulung gewöhnt, die das Erlernen einer alten Sprache erfordert, und in mancher Beziehung bildet bekanntlich das Lateinische geradezu und direkt eine Vorstufe für das Griechische. Wer den Unterricht erteilt hat, der weifs das und verlangt nicht nach genaueren Belegen. Nur mufs das Lateinische in der Untertertia des Reformgymnasiums mit einer ganz anderen Kraft einsetzen, als das mit dem Latein in Sexta und dem Griechischen in Untertertia des alten Gymnasiums der Fall ist (10 St. sind angesetzt). Es soll ja im wesentlichen das in einem Jahre absolviert werden, was im alten Gymnasium in Sexta, Quinta und zum Teil in Quarta absolviert ist. Denn in Obertertia beginnt gleich die Lektüre Cäsars und im Laufe des Jahres auch schon die Ovids. Soll der Schüler nun dieses Pensum sich gründlich aneignen, so mufs der Lehrer seine Zeit trotz der 10 Stunden wöchentlich gehörig auskaufen, mufs stets stramm auf dem Posten sein, die ganze Spannkraft der Klasse in Bewegung setzen und täglich die diesem Alter im besonderen Mafse eigene geistige Trägheit und Unlust bekämpfen und überwinden. Ob das so im allgemeinen jedem Lehrer, oder auch der Mehrzahl der Lehrer gelingt, möchte ich bezweifeln. Ich mufs ja gestehen, dafs namentlich in der einen Anstalt, die über ein besonders gutes Lehrer- und Schülermaterial zu verfügen hat, während der Zeit des Hospitierens eine geistige Regsamkeit der Tertianer sich bekundete, die mich in Erstaunen gesetzt hat. Doch war die Klasse nicht übervoll (gegen 30),

und die oben angedeuteten günstigen Verhältnisse verbieten es, so ohne weiteres weitergehende Schlüsse daraus zu ziehen. Jedenfalls wird durch das gegebene Ziel ein aufserordentliches Mafs von geistiger Kraft von seiten der Lehrer und der Schüler vorausgesetzt, das durchaus nicht überall vorhanden ist. Wird dies Ziel aber nicht vollkommen oder nur lückenhaft erreicht, dann treten die Mängel in den oberen Klassen viel schlimmer zu Tage als im alten Gymnasium, weil nicht so viel Zeit zur Repetition und gröfseren Befestigung gegeben ist.

Ähnlich liegt die Sache bei dem Griechischen, das erst in Untersekunda beginnt. Dies ist die Klasse, in der der Knabe anfängt, sich allmählich zum Jüngling heranzubilden; häufig hat aber auch hier noch wie allbekannt der Knabe die Oberhand. Dazu kommt nun, dafs für manche diese Klasse überhaupt der Abschlufs der Schülerlaufbahn ist, und mit Absolvierung derselben sich der Übergang zum Leben vollzieht; auch liegt in manchen Fällen in diesem Jahre die Einsegnung (Konfirmation) der Schüler. Dafs dieses Jahr also am allerwenigsten geeignet ist zum Beginn einer neuen fremden Sprache, und zwar der allerschwersten, ist wohl klar.

Es ist ja wahr, das Lateinische hat sich einigermafsen befestigt in den beiden Klassen, in denen es bis dahin betrieben ist, und der Schüler ist reifer in seiner ganzen Entwicklung als ein Untertertianer. Das hat gewifs einen Vorteil, der nicht gering anzuschlagen ist; doch stehen auf der andern Seite Bedenken, die mir diesen Vorteil reichlich aufzuwiegen scheinen. Zunächst kann man dem Untersekundaner, wie die Erfahrung lehrt, im allgemeinen noch nicht allzuviel Willigkeit nachrühmen, in den meisten Fällen gebietet auch bei ihm noch der Zwang. Das eigene selbständige, aus Lust an der Sache betriebene Arbeiten beginnt erst in Obersekunda oder vielfach sogar erst in der Prima. Wenn nun also dem Untersekundaner eine mühsame Arbeit in der Erlernung der Elemente des Griechischen (Vokabeln lernen, Deklination und Konjugation) zugemutet wird, so wird bei ihm eine Ausdauer und Arbeitsfreudigkeit vorausgesetzt, die er im allgemeinen nicht besitzt, der Durchschnittsuntersekundaner wenigstens sicherlich nicht. Dann wollen die Schüler der oberen Klassen, und das mit Recht, schon Früchte sehen von der mühevollen Arbeit der Schuljahre, die hinter ihnen liegen, mit der Lektüre von solchen Schriftstellern sich befassen, die ihnen reicheren Stoff zum Nachdenken bieten, und darin sich vertiefen. Es wird ihnen also wenig zusagen, in der Lektüre des Griechischen wieder zunächst auf das Einfachste und Leichteste zurückgeworfen zu sein. Alle diese Hemmnisse und Unannehmlichkeiten zu überwinden, dazu gehört eine Willenskraft und eine Einsicht, die der Sekundaner kaum besitzt, ja vielfach noch nicht einmal der Primaner. Da mufs denn wieder der Lehrer alles machen, mufs alle Stunden stramm auf dem Posten sein, mufs 'pauken' — auch noch in Obersekunda, denn ohne diese Übung geht es nun einmal nicht bei Einübung der Elemente —, wie es in dem alten Gymnasium in den untern und mittleren Klassen getrieben wird, mufs die Schüler stramm anfassen, wenn sie erlahmen oder gar ein inneres Widerstreben entgegensetzen. In der einen der von mir besuchten Anstalten trat

eine solche Schwierigkeit in Überwindung von den eben geschilderten Hemmnissen weniger zu Tage, weil, wie schon oben gesagt, einerseits der häufige Besuch, den dieselbe erfährt, den Ehrgeiz der Schüler anstachelt und belebt, andererseits dieselben auch im allgemeinen begabter sind und aus besseren Familien stammen. Die Klasse war auch noch durchaus übersehbar. Etwas anders war schon der Eindruck, den ich in der andern von mir besuchten Schule gewann. Die Klasse war durchaus nicht übergrofs, trotzdem wurde es dem Lehrer, der im übrigen sehr geschickt, gewandt, eifrig und tüchtig war, offenbar schwerer, die Jugend mit sich fortzureifsen und geistige Spannkraft in ihr lebendig zu erhalten. Ähnlich lag es in Obersekunda, obwohl hier die Zahl nur 15 betrug. Es hatte zu Ostern die erste Abschlufsprüfung stattgefunden; dabei war eine Reihe abgefallen, nur die Elite war also geblieben. Trotz nicht unbedeutender Lehrbefähigung und grofsen Eifers von seiten des Lehrers fand ich auch hier im allgemeinen nur langsames Folgen und Erfassen von seiten der Schüler. Der Grund hierfür lag vor allem darin, dafs von diesen Schülern verlangt wurde, wie es die Sache ja mit sich bringt, wochen-, ja monatelang 8 Stunden wöchentlich sich nur mit den Elementen der griechischen Sprache zu befassen, deren Wert und hohe Bedeutung, sowohl was sie selbst als was ihre Litteratur anbetrifft, die Schüler in diesen Klassen nicht im entferntesten auch nur zu ahnen im stande sind. Trotz aller dieser Schwierigkeiten mufs nun schon in Untersekunda ein ziemlich grofses Pensum absolviert werden. Es soll die ganze Formenlehre bewältigt werden, also der Stoff, der im alten Gymnasium in den beiden Tertien eingeübt wird. Ich meine, wenn man sich auch noch so sehr beschränkt und den gesamten Unterricht mehr unter den Gesichtspunkt der Lektüre stellt, wogegen wir an und für sich nichts haben, wenn nur die grammatische Durchbildung nicht der Gründlichkeit ermangelt, so erfordert doch die sichere Einübung, ohne die auch eine fruchtbringende Lektüre nicht möglich ist, geraume Zeit und gewaltige geistige Anspannung von seiten des Lehrers und des Schülers, wie sie im allgemeinen in den Sekunden der höheren Lehranstalt schwerlich erzielt werden kann. Und wenn schon im Latein die Gefahr vorhanden ist, dafs das rasch Erworbene und dem Gedächtnis Eingeprägte leicht wieder verloren geht und nicht Zeit genug vorhanden ist, es immer wieder durch Wiederholung zu befestigen, so ist das im Griechischen noch viel mehr der Fall, da geringere Zeit zur Verfügung steht und die Schüler in den oberen Klassen wenig Neigung beweisen werden, immerfort mit Wiederholungen aus der Formenlehre im Griechischen und, wenn möglich, auch im Lateinischen sich abzuplagen, wie es doch in den Reformgymnasien unvermeidlich ist. Kurz das neue System erfordert einen gröfseren Aufwand von Kraft und gröfsere Anspannung gerade in den mittleren Klassen, wo im allgemeinen eine gröfsere Unlust zu überwinden ist, und belastet auch noch zum Teil die oberen Klassen mit Dingen, die besser für frühere Jahre sich eignen. Auch setzt die Erzwingung bei allgemeiner Durchführung der Reformidee eine Kraft und Geschicklichkeit von seiten des Lehrers voraus, die schwerlich überall gefunden werden kann.

'Aber es heifst doch, dafs an den Reformgymnasien wenn nicht mehr, so doch mindestens ebensoviel geleistet wird wie in den alten Gymnasien.' Es ist nun schwer, darüber auf Grund eines Hospitierens während einiger Tage ein Urteil zu fällen. Um das thun zu können, dazu bedürfte es längerer Zeit der Beobachtung, auch müfste man die Anstalt, wenn ich so sagen soll, nicht nur im Festtagsschmuck, sondern im Alltagskleide sehen, müfste vor allem Gelegenheit haben, wie die Herren Schulräte, selbst Fragen zu stellen und den Unterricht in die Hand zu nehmen. Als Hospitant ist man ja bei seinem Urteil nur angewiesen auf das, was der betreffende Lehrer einem vorführt, und die Beobachtungen können sich nur auf das beschränken, was in den Fragen der Lehrer und den Antworten der Schüler zu Tage tritt. Ich werde mich also im folgenden auf die Auseinandersetzungen beschränken, die sich aus solchen thatsächlichen Beobachtungen mit Evidenz ergeben. Ich bemerke dabei, dafs ich in allen Klassen von Sexta bis Oberprima hospitiert habe, in einigen, namentlich den Tertien und Sekunden, in verschiedenen Unterrichtsgegenständen. Das hauptsächlichste Interesse hatte ich natürlich an Latein und Griechisch, daneben am Französischen in den untern Klassen; aufserdem habe ich aber auch im Deutschen und in der Mathematik hospitiert.

Was zunächst das Französische in den untern Klassen anbetrifft, so war nicht zu leugnen, dafs eine lebendige Aneignung der Sprache erzielt wird, ohne die grammatische Sicherheit dabei aufser Augen zu lassen. Sowohl in der mündlichen Beherrschung der Sprache als im Übersetzen von französischen Lesestücken aus dem Buche zeigten die Schüler eine von Klasse zu Klasse sich steigernde Sicherheit und Gewandtheit. Wieweit dieselbe auch erreicht wird im Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, davon mich zu überzeugen hatte ich wenig Gelegenheit. Ich hatte aber durchaus den Eindruck, dafs es leichter ist mit dem Französischen zu beginnen als mit dem Lateinischen. Es war dies immer meine Überzeugung gewesen, und ich begriff nicht, wie man das Gegenteil hatte behaupten können. Ob nun aber die Schüler durch das Französische so recht in das Getriebe, in das Leben und Treiben, wenn ich so sagen soll, einer fremden Sprache versetzt werden, das ist eine andere Frage; mit andern Worten, ob das Französische wirklich für den Schüler eine solche Erleichterung für die Erlernung des Latein bildet, wie behauptet wird, das hat mir nie einleuchten wollen und will mir nun nach den Beobachtungen, die ich gemacht, erst recht fraglich erscheinen. Ganz abgesehen davon, dafs das Französische die abgeleitete Sprache ist, und es mir logisch und didaktisch nicht richtig erscheinen will, für eine Schule, die zur Wissenschaftlichkeit heranbilden will, das Abgeleitete vor dem Ursprünglichen zu bringen, so erfordert der Unterricht im Latein, als einer toten Sprache, dazu mit einem so reichhaltig ausgestatteten Bau in Flexion und Syntax, doch eine wesentlich andere Methode. In gewissem Sinne mufs der Schüler in Untertertia also von neuem anfangen zu lernen. Was er mitbringt, ist neben der Schulung in einer fremden Sprache überhaupt nur der Klang vieler Vokabeln. Gerade bei diesen tritt aber gleich das Nachteilige

zu Tage, dafs zuerst das Abgeleitete gelernt ist; der umgekehrte Gang erleichtert die Sache doch offenbar mehr.

In der Grammatik selbst beginnt mit eigentlicher Deklination und Konjugation des Lateinischen erst wirklich die Schwierigkeit, die das Denken in Anspruch nimmt, während im Französischen die Erlernung mehr oder weniger nur Gedächtnissache ist. Dazu kommt, dafs der Schüler, der 3 Jahre lang an das Französische gewöhnt ist, Gefahr läuft, die Schwierigkeiten, die die Erlernung einer toten Sprache bietet, zu unterschätzen, also nicht mit der Gründlichkeit an die Sache herantritt, die sie erfordert. Das Französische hat er mehr oder weniger spielend erlernt, hier im Lateinischen geht es nicht spielend, hier kostet es ernste, sauere Arbeit. Dafs der Tertianer dies nicht bedenkt, ist vielleicht die Ursache dafür, dafs sich trotz der reiferen Auffassungsgabe, die man ja so besonders von seiten der Reformer ins Feld führt, und die auch in der Lektüre vornehmlich sich kundthut, eine Unsicherheit in den grammatischen Formen zeigt, die es mir höchst fraglich erscheinen läfst, ob es möglich ist, das Pensum von Sexta und Quinta und z. T. von Quarta in einem Jahre so gründlich zur Aneignung zu bringen, wie das im alten Gymnasium geschieht.

Der Hauptnachdruck wird im Reformgymnasium sowohl beim Griechischen als auch beim Lateinischen auf die Lektüre gelegt, und bei derselben wird wieder auf die Besprechung des Inhaltes sehr viel Zeit verwandt. Eine jede Stunde verläuft in den oberen Klassen im allgemeinen in der Weise, dafs zunächst bei geschlossenen Büchern der Zusammenhang des Gelesenen angegeben werden mufs, wobei dann auf einzelne Punkte genauer eingegangen wird. Darauf wird einiges wiederholt, was zu Besprechungen in Bezug auf sprachliche und grammatische Eigentümlichkeiten Veranlassung gegeben hat. Im Lateinischen ist das geradezu ein Retrovertieren. Dann folgt meist eine Übersetzung des in der vergangenen Stunde Übersetzten, worauf endlich das Neupräparierte übersetzt und besprochen wird. In der Regel giebt dann noch der Lehrer hiervon eine Musterübersetzung. Die Methode ist entschieden die richtige, sie wird im allgemeinen jetzt auch wohl überall auf dem alten Gymnasium gehandhabt. Sie entspricht ja der geläuterten Anschauung, die betont, dafs es vor allem darauf ankommt, die Jugend in den Geist des klassischen Altertums einzuführen. Also in der Sache stimme ich ganz zu; jedoch gegen die Handhabung, wie ich sie da beobachtet, habe ich allerlei Bedenken. Die Besprechung des Inhaltes nimmt vielfach einen zu grofsen Raum ein, während doch das Übersetzen das Wichtigste und Wesentliche ist. Der Schriftsteller soll vor allem selbst zu dem Schüler reden, und das thut er nicht dadurch, dafs man über die Gedanken, die er bringt, mehr oder weniger ausführlich mit den Schülern redet, sondern dadurch, dafs man seine Worte in die Muttersprache übertragen läfst so wortgetreu als möglich, aber zugleich mit Vermeidung alles Undeutschen und unserer Sprache Fremden. Mir ist es nun aber beim Hospitieren so vorgekommen, als ob über der gründlichen Besprechung des Inhaltes die Übersetzung als solche zu kurz käme. Verfiel man

früher in den Fehler, dafs man bei der Lektüre eines Sophokles ohne Not, ohne dafs es die Korrektur einer falschen Übersetzung oder das mangelnde Verständnis verlangte, grammatische Regeln heranzog und ausführlich besprach, also geradezu von dem intensiven Erfassen des Inhaltes ablenkte, so scheint man in den Reformanstalten leicht in den Fehler zu verfallen, bei der Besprechung des Inhaltes allerlei heranzuziehen, was nur im losen Zusammenhang damit steht, wodurch man dann also ebenfalls ablenkt und ein intensives Erfassen der Hauptgedanken des Schriftstellers erschwert. Was für Exkurse kann man z. B. bei der Lektüre des Livius in das Gebiet der römischen Geschichte machen! In der Liviusstunde soll aber vor allem gelesen und immer wieder gelesen werden und nicht römische Geschichte dociert. Es sollen die Schüler auch aus dem Livius Latein lernen, freilich keine toten Vokabeln, Redensarten und Beispiele für grammatische Regeln, sondern neben diesen die Art der Darstellung eines Römers, die Lebens- und Weltanschauung desselben. Bonitz, gewifs ein Muster in der Interpretation der alten Schriftsteller, lobte beim einzelnen Hospitieren und in der gemeinschaftlichen Konferenz das verständnisvolle Eingehen auf den Inhalt und die Besprechung desselben im Anfang der Stunde, warnte aber immer davor, allzulange dabei stehen zu bleiben. Die Hauptsache sei und bleibe das Übersetzen selbst. Also Mafs halten ist hier dringend geboten, und dies auch um so mehr, als die geistige Schulung, die durch das Übersetzen gewonnen wird, doch eine gröfsere ist. Die Besprechung über den Inhalt führt leicht ins allgemeine, wobei die Aufmerksamkeit aller Schüler nicht so in gleicher Weise in Anspruch genommen wird. Dagegen wird beim Übersetzen jeder Schüler gezwungen, auf alles einzelne genau zu achten und daneben einen raschen Überblick zu gewinnen. Bei dem Übersetzen darf aber auch die Besprechung der sprachlichen Eigentümlichkeiten nicht zu kurz kommen. Diese hat stattzufinden bei der Durchnahme des Neupräparierten. Ohne genaue Sprachkenntnis kein eindringendes Verständnis des Inhalts! Hat aber die Besprechung des Inhaltes und Gedankenzusammenhanges zu viel Zeit in Anspruch genommen, so bleibt nicht genug Zeit zur Besprechung der sprachlichen Seite übrig, und um nur das Pensum der betreffenden Stunde zu absolvieren, mufs jene über das Knie gebrochen werden. Die Folge davon ist dann, wie ich beobachtet habe, dafs bei der Wiederholung der Übersetzung aus der vergangenen Stunde vom Lehrer noch vielerlei verbessert werden mufs. Es ist aber als erstrebenswertes Ziel hinzustellen, dafs die Nachübersetzung in der folgenden Stunde so viel als möglich fehlerfrei und in möglichst gutem Deutsch erfolgt. Um dies zu erreichen, dazu gehört meines Erachtens auch dies, dafs vom Schüler selbst nach dem ersten Übersetzen, nach Verbesserung der Fehler und Ungenauigkeiten und nach der Durchnahme des einzelnen von einem gröfseren Abschnitt noch einmal eine fliefsende, möglichst fehlerfreie Übersetzung in derselben Stunde geliefert wird. Wird das verlangt, dann ist jeder Schüler gezwungen, während der Durchnahme ordentlich aufzumerken, auch gewinnt er nach Besprechung der Einzelheiten bei dieser Methode besser eine Übersicht über das Ganze. Dafs der

Lehrer am Schlufs stets eine Musterübersetzung giebt, scheint mir nur beim Beginn eines Schriftstellers, sowie bei schwierigeren Stellen, längeren Perioden und Hauptpunkten der Darstellung geboten. Im allgemeinen vergeht zu viel Zeit damit, auch sind die Schüler dabei zu wenig selbst thätig. Je länger der Lehrer selbst spricht, das ist eine alte Erfahrung, desto mehr ist wenigstens ein Teil der Schüler bis zur Oberprima hin zum Träumen und Schlafen geneigt.

Der wesentliche Punkt scheint mir also zu sein, dafs der Schüler durch und in der Übersetzung sich als selbstthätig erweist. Damit er dies aber kann, dazu ist zunächst dringend nötig, dafs er über einen gewissen Vokabelschatz verfügt und die Grammatik in den Hauptpunkten sicher und gründlich beherrscht. Ich sage 'beherrscht', d. h. er darf sich nicht erst besinnen bei einer Form wie ἔστη oder ἔστησε, was sie bedeutet, sonst kommt er nie zu einem fliefsenden Übersetzen und raschen Übersehen eines Satzes oder eines längeren Abschnittes. Dafs er aber eine solche Sicherheit gewinnt, kann nur durch regelrechtes, längeres Üben erreicht werden. Hierzu reicht aber im Reformgymnasium die Zeit im Griechischen sicher nicht, im Lateinischen nur knapp hin. Daher entstehen dann die mannigfachen Mängel und Lücken, die mir auch in den wenigen Stunden des Hospitierens nicht entgangen sind. Dafs z. B. den Schülern der Unterprima eine Vokabel wie ἀμείβεσθαι in die Feder diktiert werden mufste — es geschah dies bei Gelegenheit des Extemporierens aus den 'Persern' von Äschylos, von denen einige Stücke dort gelesen wurden —, läfst auf eine recht geringe Vokabelkenntnis schliefsen. Auch war es den Schülern der Unterprima schwer, einzelne leichte Vokabeln im Griechischen abzuleiten und dadurch sich die Bedeutung derselben klar zu machen, offenbar weil die einzelnen Vokabeln ihnen noch nicht durch stete Übung zu wirklichem Eigentum geworden waren, dessen Besitz ihnen in jedem Augenblick lebendig war. Ob es angemessen erscheint, aus den 'Persern' auch nur einzelne Partien zu lesen, nachdem die Schüler erst 2 Jahre Griechisch gelernt haben, will mir auch mehr als fraglich erscheinen. Da macht man Experimente im Siegesbewufstsein der neuen Methode und übersieht die Schwierigkeiten und Hemmnisse, die dem vollen Verständnis noch entgegenstehen. Nebenbei gesagt, bin ich auch kein Freund davon, einzelne abgerissene Stücke aus einem Werke dem Schüler vorzulegen, ohne dafs er dasselbe als Ganzes kennen lernt. Das war früher einmal Mode bei dem Gebrauch der Chrestomathien und scheint wieder auf die Tagesordnung zu kommen, ich glaube zum Schaden der Sache. Doch davon vielleicht ein andermal.

Im Lateinischen stand es mit der Vokabelkenntnis in Sekunda und Prima besser, aber immerhin war sie doch nicht so grofs, als wenn von Sexta an wie im alten Gymnasium ein fester Schatz den Schülern fest in das Gedächtnis eingeprägt wird.

Da nun also die Lektüre, wie oben bemerkt, mit ihrem Inhalt in einseitiger Weise in den Vordergrund tritt, so mufs die Grammatik zurücktreten, und Sicherheit wird weder in der Formenlehre noch in der Syntax erreicht. Man fängt schon zu früh an mit zusammenhängender Lektüre; im Lateinischen mit

Cäsar in O III, mit Xenophon sogar schon am Schlufs des ersten Jahres, also in U II. Die Folge davon ist, dafs vieles erraten werden, der Lehrer auf Schritt und Tritt mit der Erklärung einhelfen mufs, dafs das einzelne nur als Einzelerscheinung, nicht als Regel im Zusammenhange und aus dem ganzen Sprachsystem erfafst, also leichter vergessen wird. Bei einem ähnlichen Falle mufs demnach — das ist die notwendige Folge — die Erklärung wieder von vorn einsetzen. Meiner Ansicht nach soll die fortlaufende Lektüre zusammenhängender Werke wie Bellum gallicum und Anabasis erst beginnen, wenn in der Grammatik, was die Hauptsachen anbetrifft, sowohl in der Formenlehre als in der Syntax durch stete Übung und Einprägung eine feste Grundlage gelegt ist. Die zusammenhängende Lektüre kann dann mit gröfserem Nutzen betrieben werden, gewinnt einen schnelleren Fortgang und macht demnach dem Schüler mehr Freude. Ich kann mir nicht denken, dafs in Prima Sicherheit und Gewandtheit im Übersetzen erreicht wird, wenn man in Sekunda noch immer mit genauerer und gründlicher Einübung der Grammatik zu thun hat. Ich habe auch angehört, wie in O I nach dem Übungsbuch von Ostermann übersetzt wurde — es wird also das auf dem Reformgymnasium auch geübt. Das ging im allgemeinen glatt, auch Feinheiten des Stils wurden berücksichtigt; aber die Abschnitte, die vorgelegt wurden, waren die, welche sonst in U I oder wohl gar in O II übersetzt werden. Es ist nun doch wohl kaum anzunehmen, dafs im Laufe des Schuljahres bis zum Abiturientenexamen so viel erreicht werden kann als im alten Gymnasium, wo dann noch $1\frac{1}{2}$ Jahre oder gar zwei zur Verfügung stehen.

Kurz ich hatte den Eindruck, dafs im Lateinischen die grammatische Sicherheit und Gewandtheit nicht erreicht wird, die das alte Gymnasium erzielt.

Noch schlimmer war die Sache aber im Griechischen. Hier fehlt mir freilich zur völligen Beurteilung der Homer, namentlich die Ilias; aufser Äschylos habe ich nur Prosa gehört. In Untersekunda wurde die Grammatik mit allem Eifer betrieben, und was da in dem einen Jahre erreicht werden kann, wurde auch erreicht, aber in Obersekunda und Unterprima fehlte doch mancherlei, was für die Lektüre dringend erforderlich ist: es war entweder vergessen oder hatte bei der Kürze der Zeit keine Berücksichtigung gefunden. Ich bin gewifs auch dafür, dafs man aus der Grammatik bei der Erlernung das zunächst wegläfst, was selten vorkommt; aber man streicht doch heutzutage zu viel, und die Lektüre hat dann den Nachteil davon, sie kommt nicht von der Stelle oder ermangelt der nötigen Gründlichkeit. Und es bleibt in der griechischen Grammatik auch nach Weglassung des Unnötigen und Seltenen noch so viel zu erlernen, dafs ein knappes Jahr dazu unmöglich hinreicht. Eine Unsicherheit bleibt dann bis oben hin, zumal da in Obersekunda auch noch der homerische Dialekt dazu erlernt werden mufs.

Kurz, wenn ich alle Eindrücke zusammenfasse, dann komme ich zu dem Resultat, dafs auch mit dem Urteil anderer Kollegen übereinstimmt, die der Reformidee nicht prinzipiell abgeneigt gegenüber stehen, ja in gewissem Mafse an der Realisierung derselben mitgearbeitet haben: 'im Lateinischen geht

es zur Not, im Griechischen geht es nicht'. Immer vorausgesetzt, dafs, wie ja die Reformer es selbst anstreben, dieselben Ziele erreicht werden sollen wie auf dem alten Gymnasium.

Wenn dies aber das Ergebnis bei solchen Anstalten ist, an denen mit hohem Eifer und grofsem Geschick gearbeitet wird, wo die Neuheit der Sache, die vielen Besuche und die Aufmerksamkeit der pädagogischen Welt Lehrer und Schüler in besonderem Mafse anspannt, wo eine Elite jüngerer, tüchtiger, für die Reform begeisterter Lehrer wirkt, wo das Schülermaterial ein tüchtiges, brauchbares, wohl gesittetes, in der einen Anstalt auch ein oft über das Mittelmafs begabtes ist, wie würde es erst werden, wenn diese Reform allgemeiner durchgeführt würde? Wenn sie auch auf mittlere und kleine Städte ausgedehnt würde, wo gegen Schwerfälligkeit und Trägheit in ganz anderer Weise angekämpft werden mufs, wo auch mit geringerer Begabung von seiten der Schüler gerechnet werden mufs, wo man endlich sich das Lehrerpersonal nicht so auswählen kann, sondern es nehmen mufs, wie es sich bietet, da würden dann die Leistungen dem entsprechend noch geringere sein. Also das alte Gymnasium mit seinem Ruhm der geistigen Schulung und Ausbildung wird, wenn die Reformidee allgemein durchdringt, von seiner Höhe herabsinken, es wird ein Geist der Oberflächlichkeit anstatt der bisherigen Gründlichkeit einziehen, den man in den bisher entstandenen Reformgymnasien kraft und infolge der Energie und der Tüchtigkeit der an ihnen wirkenden Lehrkräfte bis zu einem gewissen Grade zu bannen weifs.

Also: will man das klassische Altertum und dabei auch das Griechische den Mittelpunkt und den Kern auf den humanistischen Gymnasien nach wie vor bleiben lassen —, und das wollen ja, wie schon oben gesagt, die Reformer auch selbst —, dann sei man vorsichtig mit Gründung solcher Anstalten. Die Losung mufs doch sein: an dem alt Bewährten festhalten und dem Stürmen und Drängen derer nicht nachgeben, die heutzutage durchaus etwas Neues wollen, das Alte als Altes gering achten und darauf aus sind, dasselbe so schnell als möglich zu beseitigen.

Ja, nun sagt man aber: 'Das Reformgymnasium bietet im übrigen Vorteile, die reichlich die oben angegebenen Nachteile, falls sie überhaupt vorhanden sind, aufwiegen.' Für mich sind die Nachteile wirklich vorhanden, wie aus dem Dargelegten wohl zur Genüge hervorgeht, und sie sind so schwerwiegend, dafs sie an die Wurzel des ganzen Baumes gehen, denselben also zu zerstören oder wenigstens zur Verkrüppelung zu führen drohen. Es können demnach alle übrigen wirklichen oder vermeintlichen Vorteile nicht dagegen aufkommen. In meinen Augen sind dieselben aber einerseits gar nicht so schwerwiegend, wie sie in der Regel dargestellt werden, und andererseits sind sie wieder vielfach mit Nachteilen anderer Art verbunden.

Da sagt man: 'Die fremden Sprachen folgen in dem Reformgymnasium nicht so schnell hintereinander: VI Französisch, U III Latein, U II Griechisch, dagegen im alten Gymnasium VI Latein, IV Französisch, U III Griechisch.' Dagegen ist zu sagen: 'Zunächst wird dem Quartaner das Französische, nach-

dem er 2 Jahre Latein getrieben hat, nicht die Schwierigkeiten bereiten, die dem Untertertianer das Latein bereitet, trotzdem er 3 Jahre mit Französisch sich beschäftigt hat.' Die Gründe liegen, wie schon oben gezeigt, in dem grammatischen Bau der beiden Sprachen, in dem Verhältnis derselben zu einander in Bezug auf ihre Entstehung, in der eigentümlichen Beschaffenheit des Durchschnittstertianers. Das Griechische kann nicht später als in U III begonnen werden, wenn nicht die Ziele wesentlich verschoben, ja herabgesetzt werden sollen. Endlich bietet das Lateinische dem Tertianer bei der Erlernung des Griechischen trotz der mancherlei Verschiedenheiten der Sprachen in Bezug auf den allgemeinen grammatischen Bau manchen Anhalt, den bei dem Unterrichte zu verwerten des Lehrers Aufgabe ist. Ferner werden die Elemente der Sprachen besser in den unteren Klassen als in den oberen gelernt; dort ist der Schüler dafür aufnahmefähiger und auch im allgemeinen williger. Das charakteristische Merkmal des Gymnasiums ist die logische Schulung durch die Sprache und ihren grammatischen Bau. Diese kann am besten durch das Latein und später durch das Griechische gewonnen werden, also mufs man mit dem Latein beginnen, um den Schüler von vornherein daran zu gewöhnen; durch den Beginn mit dem Französischen wird aber dieser Charakter verwischt und getrübt.

Aufserdem bietet das Nebeneinandertreiben der Sprachen auch Vorteile. Der Schüler wird frühzeitig daran gewöhnt, zu vergleichen, Ähnliches herauszufinden, Verschiedenheiten zu bemerken und auseinander zu halten, ein Vorteil, der nicht zu unterschätzen ist und ein wesentliches Moment bei der geistigen Schulung bildet. Wenn man einwirft, das erfordere gröfsere geistige Befähigung, als sie der Tertianer besitzt, so erwidern wir: Es soll auch nicht alles dem Schüler so erleichtert werden, dafs die Mittelmäfsigkeit auch noch bequem folgen kann. Man thut darin heutzutage auch zuviel. Das Gymnasium ist eben eine höhere Schule, es kann und mufs ein höheres Mafs geistiger Befähigung verlangen, die auch im stande ist, dies Nebeneinander der Sprachen, wie es von Untertertia, oder eigentlich schon von Quarta an beginnt, zu überwinden und zu beherrschen. Die Mittelmäfsigkeit zu züchten, dazu ist eben das Gymnasium zu gut. Und gerade heutzutage ist eine Gelenkigkeit und Schnelligkeit im Auffassen, ein Auseinanderhalten und Sondern, ein rasches Sichzurechtfinden für den höher Gebildeten so notwendig, dafs man einer Übung, die das befördert und ausbildet, nicht scheu aus dem Wege gehen soll aus Furcht, den jugendlichen Geist zu sehr zu verwirren und zu belasten. Dem Schüler des alten Gymnasiums ist es, wie die Erfahrung lehrt und so viele Autoritäten auf den verschiedensten Gebieten, wissenschaftlichen wie gewerblichen, bestätigen, bisher möglich gewesen, sich auf den verschiedensten Gebieten zurechtzufinden, neuere Sprachen, wie das Englische und Italienische leicht und schnell fast so nebenher zu erlernen, verwickelte Verhältnisse leicht zu überschauen und sich hineinzuleben, und ein Hauptgrund dafür ist der, dafs er von früh an, von VI, mit einem ganz fremden Sprachelement sich vertraut gemacht und daneben bald gelernt hat, andere Sprachelemente in sich aufzunehmen, dieselben auseinanderzuhalten und ihre Verschiedenheiten zu erfassen.

Ob dies das Reformgymnasium mit der langsameren Aufeinanderfolge der Sprachen ebenfalls erreicht, will mir höchst fraglich erscheinen; selbst an solchen Musteranstalten, wie ich sie kennen gelernt habe, glaube ich Symptome wahrgenommen zu haben, die mir das Gegenteil zu beweisen scheinen.

Weiter bringt man das sogenannte Filtriersystem zur Sprache, das bei der Reform besser befolgt werden könne! Ich habe schon oben auseinandergesetzt, dafs dies in keiner Weise das ausschlaggebende Prinzip sein darf. Macht man es doch dazu, dann hört eigentlich jegliche gesunde Pädagogik auf, das Banausentum hält seinen Einzug und setzt sich auf den Thron der Weisheit.

Es ist ja wahr, die Entscheidung der Eltern, für welche Art Schule sich der Sohn eigne, wird bei dem gemeinsamen Unterbau hinausgeschoben bis Untertertia, resp. bis Untersekunda, und an und für sich betrachtet ist dies ein grofser Vorteil; das ist nicht zu leugnen. Zeit wird damit gespart, und der Geist wird nicht mit Dingen belastet (Latein, resp. Griechisch), die er nicht zu erfassen vermag. Man macht einmal erst an dem leichteren Französisch eine Probe, und wird dem Schüler das noch schwer, dann entscheidet man sich für die Realschule, wozu nach absolvierter Quarta noch immer Zeit ist. Zeigt es sich dann später in der Tertia, dafs die Begabung für zwei alte Sprachen nicht hinreicht, sondern mehr Neigung für Mathematik und Physik vorhanden ist, so entscheidet man sich nach absolvierter Obertertia für das Realgymnasium. So hat man dann im Gymnasium von U II an nur solche Schüler, die zur Erlernung der alten Sprachen volles Verständnis, hinreichende Begabung und regen Eifer, ja brennende Liebe mitbringen. Alle Klagen, dafs man so viele träge Massen auch in den oberen Klassen mitschleppen müsse, werden dann aufhören. Das klingt alles recht schön. Die Wirklichkeit sieht aber doch vielfach ganz anders aus als dies Phantasiebild der superklugen Reformer.

Denn erstens wird niemals und nirgends so genau 'filtriert', wie die Reformer sich das denken. Bei manchen Schülern entscheidet es sich doch erst im Laufe der Tertien oder noch später, ob sie sich für ein höheres Studium eignen oder nicht. Andererseits spielt die Eitelkeit der Eltern eine grofse Rolle dabei mit, die darauf brennt, den Sohn durchaus in eine höhere Karriere hineinzubringen, und es wenigstens bis Untersekunda, womöglich bis Unterprima versuchen will. Daran wird auch die kürzlich erfolgte Gleichstellung der drei höheren Schulen nicht viel ändern. Denn thatsächlich bleiben einige Zweige, so vor allem die Jurisprudenz und die Theologie, von dieser Vergünstigung ausgeschlossen[1]; auch wird das Gymnasium noch lange nach dem Urteil der Eltern, die ihre Söhne in eine höhere Stellung bringen wollen, einen bevorzugten Rang einnehmen, zumal da es numerisch bis jetzt bei weitem überwiegt und voraussichtlich noch lange überwiegen wird. Und dies ist nun eben auch der Hauptgrund gegen die Filtrierungshoffnungen der Reformer. Denn wo findet man auch gleich in einer mittleren oder gar kleinen Stadt ein Realgymnasium oder eine Realschule, wohin der Sohn geschickt werden kann, wenn

[1]) Dieser Aufsatz ist im Frühling des vergangenen Jahres geschrieben.

sich seine Unfähigkeit für das Gymnasium herausgestellt hat? Selbst in gröfseren Städten, wo mehrere Arten höherer Schulen nebeneinander existieren, ist es oft wegen der Entfernung oder aus andern Gründen nicht leicht, die Umschulung vorzunehmen. Überhaupt ist jeder Schulwechsel, namentlich wenn der Schüler schon längere Zeit auf derselben Schule gewesen ist, nicht gerade erwünscht, er bringt meist Nachteile mit sich.

Ja, sagt man, deshalb werden ja neuerdings gerade diese verschiedenen Anstalten mit gemeinsamem Unterbau gegründet, damit kein Schulwechsel notwendig ist, sondern nur ein Auseinandergehen stattfindet entweder nach absolvierter Quarta in Realabteilung mit modernen Sprachen und Gymnasialabteilung mit Latein und eventuell später Griechisch, oder auch nach absolvierter Obertertia in Realgymnasialabteilung mit Englisch und Gymnasialabteilung mit Griechisch. Die Schule berät dann nach der Erfahrung der 3, resp. 5 Jahre darüber, wohin der Schüler nun am passendsten gehört, und erteilt dementsprechend den Eltern einen Rat. Es sind demnach vier Möglichkeiten der Kombination vorhanden: entweder 1) man verbindet ein Reformgymnasium mit einem Realgymnasium in der Weise, dafs man von U II an eine Gabelung eintreten läfst, oder 2) man verbindet Realgymnasium mit Realschule und läfst die Gabelung mit U III eintreten, oder 3) man verbindet Gymnasium mit Realschule, wobei die Gabelung ebenfalls mit Untertertia beginnt, oder endlich 4) man verbindet Gymnasium mit Realgymnasium und zugleich mit Realschule dann bekommt man also von U III an eine zweifache Gabelung (eine 2. in UII). Neuerdings hat man sogar auch ein altes Gymnasium mit einer Realschule verbunden. Dabei kann doch nur der Gesichtspunkt mafsgebend sein, dafs man ein Gebäude und eine Direktorkraft spart, ein anderer ist mir nicht ersichtlich. Eine solche Verbindung kommt aber hier nicht in Betracht, da wir es nur mit dem Reformgymnasium zu thun haben.

Ob die vierte Kombination (Reformgymnasium, Realgymnasium und Realschule) schon irgendwie versucht ist, ist mir unbekannt. Es wäre jedenfalls ein Monstrum, das der Einheitlichkeit vollkommen entbehrte und darum schwerlich wirkliche Erfolge erzielen, auch schwerlich mit Erfolg von einem Direktor geleitet werden könnte. Von den anderen Kombinationen ist die zweite (Realgymnasium und Realschule) noch am leichtesten durchzuführen. In einer solchen Anstalt bildet dann aufser dem Französischen hauptsächlich die Mathematik das einheitliche Band; auch ist im wesentlichen alles andere gleich oder doch wenigstens ähnlich, nur Latein dort und Englisch hier bilden das Trennende.

Schwerer ist es schon Gymnasium und Realgymnasium zu verbinden, denn dort liegt der Schwerpunkt auf den alten Sprachen, hier auf den neueren und der Mathematik. Es sind also im wesentlichen andere Ziele, die die beiden Anstalten verfolgen, und es wird hier schon schwer, einen Direktor zu finden, der den Anforderungen, die beide Anstalten stellen, in gleicher Weise gerecht zu werden im stande ist. Man hat demnach in kluger Überlegung und richtigem Gefühl da, wo solche Kombinationen früher bestanden haben, eine

Trennung eintreten lassen in zwei Anstalten, jede mit besonderer Leitung. Dies ist auch überall zum Segen ausgeschlagen. Noch weniger passend scheint mir aber die dritte Verbindung (Reformgymnasium und Realschule oder Oberrealschule), da bildet das einheitliche Moment eigentlich nur das Französische, und zwar in den unteren Klassen, denn in den übrigen tritt es ja im Gymnasium gegenüber den alten Sprachen sehr zurück. Ich halte demnach auch eine solche Kombination für sehr wenig fruchtbringend. Nur unter dem rein äufserlichen Gesichtspunkt der Bifurkation nach Absolvierung der Quarta sind da zwei Anstalten miteinander verbunden, die grundverschiedene Ziele haben, demnach auch in der Methode des Unterrichtes grofse Verschiedenheiten aufweisen. Und wenn es für einen Direktor schon schwer ist, ja fast unmöglich, ein Gymnasium oder Realgymnasium mit Doppelklassen bis zur Oberprima hin, wie sie in gröfseren Städten sich vielfach finden, so zu leiten, dafs die Einheitlichkeit gewahrt bleibt und alles zum Segen des Ganzen kräftig und zielbewufst ineinander greift, so ist das bei einer Kombination von Reformgymnasium und Oberrealschule noch viel schwieriger, besonders wenn die Schülerzahl mit Vorschule die der grofsen Gymnasien erreicht oder womöglich übersteigt, also im ganzen 900 oder gar noch mehr beträgt. Es giebt wenige Schulmänner, die körperlich und geistig im stande sind, eine solche Arbeitslast zu tragen, in den meisten Fällen werden sie sich vor der Zeit abnutzen und werden sich trotzdem sagen müssen, dafs sie das Ziel, was sie sich gesteckt, eine einheitliche Schule zu gestalten, nicht erreicht haben. Wir halten alle diese Kombinationen, obgleich sie scheinbar einige Vorteile bieten mögen, für ephemere Erscheinungen, für Experimente — unsere Zeit ist ja so reich daran —, die unter günstigen Verhältnissen (geringe Schülerzahl, einheitliches Kollegium, wissenschaftlich und praktisch tüchtiger Direktor) wohl hier und da bis zu einem gewissen Grade gelingen mögen, die sich aber auf die Dauer und als allgemein anwendbar nicht bewähren werden.

Die Einheitsschule ist eben eine Chimäre, entstanden in dem Hirn solcher Männer, die nur theoretisch zu denken vermögen. Die verschiedenen Arten höherer Schulen sind nun einmal nebeneinander entstanden, entsprechend den Bedürfnissen der Zeit, und jede Schule mag ihre Eigenart entwickeln. Die Mannigfaltigkeit hat auch ihren Segen. Des Einigenden ist in unsern höhern Schulen immer noch genug vorhanden: aufser der religiösen Unterweisung der Geschichtsunterricht, namentlich der in der vaterländischen Geschichte, vor allem aber das Deutsche mit der Einführung in unsere Nationallitteratur. Ich begrüfse es mit grofser Freude, dafs dem Deutschen auch im Gymnasium mehr Raum gegeben ist durch teilweise Erhöhung der Stundenzahl, durch Vertiefung des Unterrichts und durch die Stellung, die der deutsche Aufsatz jetzt neben den andern Fächern auch im Abiturientenexamen einnimmt. Da endlich auf allen drei Schulen Französisch, Mathematik und Physik getrieben wird, so fehlt es nicht an einigenden Momenten. Im übrigen lasse man jede Art sich für sich entwickeln in ihrer Eigentümlichkeit nach ihrer historischen Entstehung und Gestaltung, das alte humanistische Gymnasium also mit dem Centrum der alten Sprachen, die von

unten an den Organismus durchdringen müssen mit ihrem Geiste und ihrer Eigentümlichkeit in Formenlehre und Syntax. Wohl aber sinne man immer mehr auf Verbesserung der Methode in der Erlernung derselben. Ich habe manches von den Reformern gelernt in ihrem Unterricht. Es mufs da alles in der Stunde gelernt werden; darum diese Concentration, diese gewissenhafte Ausnutzung jedes Augenblicks, diese geschickte Gruppierung des Stoffes! Bei Nebendingen hält man sich nicht auf, sondern dringt immer auf die Hauptpunkte und sucht dieselben dem Schüler nahe zu bringen. Jede Stunde bringt dem Schüler etwas Neues, so bleibt seine Aufmerksamkeit rege. Mit lästigen Wiederholungen wird er nicht viel geplagt (freilich geschieht dies, wie ich schon oben angedeutet, oft auf Kosten der Gründlichkeit). Überall wird die Anschauung geweckt und als Mittel des Verständnisses benutzt, namentlich im Anfangsunterricht des Französischen, aber auch sonst, wo es eben geht. Die Langeweile ist gebannt aus der Stunde, immer wird das volle Interesse erregt und in Anspruch genommen. In der Lektüre dringt man, wie schon oben gesagt, auf vollkommenes Verständnis des Inhaltes, bringt auch Einzelheiten desselben dem Schüler nahe und setzt ihn in den lebendigen Zusammenhang dessen, was da verhandelt wird. Die einzelne Persönlichkeit des Lehrers stellt sich vollkommen in den Dienst der Idee des Ganzen und wirkt an ihrem Teile mit Begeisterung und innerer Überzeugung mit an der Realisierung derselben, jeder hat das grofse Ziel vor Augen, das mit zu verwirklichen ihm eine Ehre und Lust ist. Dafs dieser Eifer, dieser lebendige Geist, der alles mit Energie erfafst, auch die Schüler ergreift, ist begreiflich. Daher diese lebendige Teilnahme am Unterricht, dieses schnelle Erfassen, dieses gewandte Eingehen auf die Gedanken des Lehrers! Es war eine Lust, dem zuzuhören und zuzusehen, auch zu sehen; denn die ganze Haltung der Schüler, der Blick ihrer Augen verriet ihre innere Teilnahme, ihren Eifer, sich geistig fördern zu lassen, ihre Willigkeit, der geschickten Führung freudig und mit Lust zu folgen.

Ich habe aber schon wiederholt auf die günstigen Bedingungen hingewiesen, unter denen dort gearbeitet wird. Wo findet man ein so einheitliches Kollegium von geschickten und tüchtigen Lehrern? Wo so geweckte und strebsame Schüler? Wie schon oben bemerkt, war das Schülermaterial in der zweiten Anstalt, in der ich hospitierte, schon geringer, was die Begabung und auch den Eifer anbetrifft. Es mufsten kräftigere Mittel angewendet werden, um den Eifer zu beleben und immer wach zu halten.

Also wir im alten Gymnasium sollen von den Reformern lernen, wo und wie wir nur immer können, um unsere Methode und die ganze Handhabung des Unterrichtes immer lebendiger und fruchtbringender zu gestalten, den Bildungswert des klassischen Altertums immer reiner herauszuarbeiten, ihn immer voller und kräftiger auf die jugendlichen Gemüter wirken zu lassen, damit sie wirklich von dem Hauche desselben innerlich durchdrungen und erfafst die Anstalt verlassen, dann wird das alte Gymnasium noch immer auch in der modernen Welt mit ihren Fortschritten in der Technik und Naturwissenschaft seinen Platz behaupten und an seinem Teile nach wie vor mitarbeiten an der

geistigen Ausbildung der gebildeten Jugend unsers Volkes. Aber man darf seine Kraft nicht hemmen durch Experimente, wie die Reformer sie vorschlagen und vornehmen, es mufs bleiben in seinen Grundzügen, was und wie es war. 'Sit ut est, aut non sit'! so heifst es auch hier. Rüttelt man an seinen Grundlagen, so arbeitet man an seinem Verfall. Das wollen die Reformer nicht, im Gegenteil, sie glauben ihm durch ihre Reformen aufzuhelfen. Aber doch thun sie es, denn sie gehen von falschen Voraussetzungen aus und kommen daher zu scheinbar guten, in der That aber unbrauchbaren Resultaten. Darum beantworten wir die Frage: 'Hat das Reformgymnasium eine Zukunft?' rundweg mit 'nein, es hat keine Zukunft'; denn entweder, das hoffen und wünschen wir, sieht man den Irrtum ein und läfst die Reformen über kurz oder lang wieder fallen — dann ist es ein Versuch gewesen, der sich nicht bewährt hat, der aber zeugt von der Regsamkeit in der pädagogischen Welt und von dem Eifer, die alten Bildungsmittel auf neuen Bahnen den Schülern nahe zu bringen; oder aber, und das fürchten wir, wenn wir den Geist der Zeit ansehen, die Reformer sind, ohne es zu wollen, die Totengräber des alten Gymnasiums, hinter ihnen stehen schon die Männer, die mit demselben ganz und gar aufräumen wollen und sehnsüchtig auf die Zeit warten, wo das geschehen kann, und hoffen, dafs die Reformer ihre Pioniere sind für diese Arbeit. Wenn diese Zeit aber kommt, dann wird es heifsen: 'Siehe, die Füfse derer sind schon vor der Thür, die deinen Mann begraben haben, um dich auch hinauszutragen.' Dann wird man auch schnell über das Reformgymnasium hinweggehen; denn es hat seine Arbeit, mitzuhelfen an der Wegräumung 'der alten Ruine', gethan. Viel Dank wird ihm auch nicht zu teil werden, es wird bald vergessen sein. Diese Befürchtung knüpft sich besonders an die stiefmütterliche Behandlung, die das Griechische in dem Reformgymnasium erfährt. Beginn desselben in U II, wird man sagen (wie man es schon gesagt hat), das ist kein rechter Abschlufs, es mufs erst in O II mit dem Anfang des Obergymnasiums beginnen, und von da aus ist dann nur ein kleiner Schritt bis zur völligen Entfernung; höchstens wird man es dann als fakultativen Unterrichtsgegenstand noch dulden. Damit hätte man aber dem alten Gymnasium den Todesstofs gegeben; denn vom Latein würde dann wahrscheinlich auch nicht viel bleiben. Doch inmitten solcher Befürchtungen bleibt auch immer noch eine Hoffnung, nämlich die, dafs der bessere oder soll ich lieber sagen 'der besonnene' Teil unseres Volkes sich wieder besinnt auf die starken Wurzeln seiner Bildung, aus denen bisher so mancher feste Stamm erwachsen ist, der den Stürmen der Zeit getrotzt hat. Wir haben es ja zu unserer grofsen Freude bei den letzten bedrohlichen Stürmen, die über das Gymnasium gegangen sind, gesehen. Es sind mehr Männer zu seiner Verteidigung und Rettung erstanden, als man zuerst erwartet hatte. Handelt es sich um die Existenz, dann wacht der deutsche Michel auf. Darauf hoffen wir noch immer; aber das Reformgymnasium verschwindet auf jeden Fall wieder im Strom der Zeit.

DIE DIENSTINSTRUKTIONEN FÜR LEITER UND LEHRER HÖHERER LEHRANSTALTEN IN VERSCHIEDENEN STAATEN DEUTSCHLANDS UND IN ÖSTERREICH

Von Hans Morsch

Willst du dich selber erkennen,
so sieh, wie die andern es treiben.
Schiller.

Deutschlands Klein- und Vielstaaterei hat in politischer Hinsicht grofsen Schaden gestiftet und die äufsere Macht des Volkes auf Jahrhunderte lang lahm gelegt, aber in kultureller Beziehung hat sie doch manchen Nutzen gebracht. Wäre Friedrichs des Grofsen Staat allein der Träger geistiger Bildung gewesen, so wäre mit seinem Zusammensturz 1806 auch die deutsche Kultur zu Grunde gegangen, und Napoleon hätte mit Preufsen auch das ganze Deutschtum vernichtet. So aber lebte an den kleineren Höfen die deutsche Litteratur und Kunst, die deutsche Philosophie und Geisteswissenschaft ungestört weiter und konnte, fast unbekümmert um den äufseren politischen Niedergang des gröfsten deutschen Staates wie benachbarter Gemeinwesen, neue geistige Nahrung, neues Blut gleichsam aus sich selbst saugen, andern zur Belebung mitteilen und schliefslich das ihrige zur äufseren politischen Befreiung beitragen.

So war es damals, und bis auf die heutige Zeit heben und fördern die vielen kulturellen Mittelpunkte in einer grofsen Anzahl von kleineren und gröfseren Hauptstädten den geistigen Standpunkt der gesamten Nation ganz bedeutend. Derjenige, welcher Deutschlands Gröfse nach aufsen wieder geschaffen, Bismarck, bestätigt dies, wenn er 1869 sagte:[1] 'Dieser Partikularismus ist die Basis der Schwäche, aber auch nach einer anderen Seite hin die Basis der Blüte Deutschlands. Die kleinen Centren haben ein Gemeingut von Bildung und Wohlstand in allen Teilen Deutschlands verbreitet, wie man es in centralistisch-organisierten grofsen Ländern schwer findet.' Dies gilt auch vom höheren Unterrichtswesen in den verschiedenen deutschen Staaten. Die Anregung, Belebung war gegenseitig, die Verschiedenheiten und Abweichungen dienten eben zur wechselseitigen Verbesserung und Abänderung; auch noch heute können hier die verschiedenen Staaten voneinander lernen, der eine mehr, der andere weniger. Selbst wenn, wie im folgenden geschehen soll, man scheinbar so äufsere, nicht allzuwichtige Dinge wie die Dienstinstruktionen für höhere

[1]) Politische Reden, krit. Ausgabe von Horst Kohl IV 189.

Schulen in verschiedenen deutschen Staaten vergleicht, wird man den Gedanken nicht los, wie gut es sei, dafs nicht eine, etwa die sächsische oder die preufsische, für alle Länder gelte, sondern dafs das Nebeneinanderbestehen oft abweichender Bestimmungen fortgesetzt zu Neuschaffungen führt, welche zwar die älteren in einem benachbarten Staate sehr in Schatten stellten, aber der Gesamtheit nur förderlich waren. Die ältesten Instruktionen sind, abgesehen von der österreichischen (s. unten), die preufsischen, welche, für jede Provinz verschieden, im wesentlichen in den Jahren nach dem Kriege 1866, 1867 und 1868, entstanden sind; die für Westfalen ist freilich schon von 1856, die für Hannover, die auch in Hessen-Nassau eingeführt wurde, von 1873, die für Schleswig-Holstein, fast ganz nach dem Muster der anderen entworfen, vom Jahre 1885 (vgl. Wiese-Kübler, Verordnungen und Gesetze. 3. Aufl. 1885). Es folgten die badischen Verordnungen, enthalten in der 'Organisation der Gelehrtenschulen' von 1869 (vgl. Joos, Die Mittelschulen im Grofsherzogtum Baden, Tauberbischofsheim 1881); dann die Instruktion für das Königreich Sachsen, enthalten im Gesetz über Gymnasien, Realschulen u. s. w. vom 22. Aug. 1876, nebst der dazugehörigen Generalverordnung des sächsischen Kultusministeriums vom 7. Mai 1876 (vgl. Codex des im Königreich Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts, bearbeitet von Paul von Seydewitz, Leipzig 1879); dann die württembergische 'Dienstvorschrift für Vorstände und Lehrerkollegien u. s. w.', Stuttgart 1878, zuerst 1867, ferner die Instruktion für Österreich, enthalten in dem 'Entwurf der Organisation der Gymnasien', zwar schon aus dem Jahre 1849[1]), aber durch eine Reihe von Ministerialerlassen wesentlich erweitert und erst gesammelt und abgedruckt 1884 (vgl. Normalien für die Gymnasien und Realschulen in Österreich, von Dr. Edmund Edler von Marenzeller, Wien 1884, 2 Teile, und hierzu als jüngste Ergänzung: Weisungen zur Führung des Schulamtes u. s. w. Wien 1895, Neudruck 1901.) Endlich die Schulordnung für die humanistischen Gymnasien im Königreich Bayern. Ansbach 1874 u. 1891. — Nicht immer konnte und sollte berücksichtigt werden, welche Erläuterungen und Änderungen diese doch durchaus im allgemeinen noch zu Recht bestehenden Instruktionen durch spätere Einzelverfügungen erfahren haben. Nur die während der Niederschrift dieses Artikels erschienene neue Versetzungsordnung für Preufsen macht hiervon eine Ausnahme und mufste eine Ausnahme machen, weil sonst der betreffende Abschnitt gänzlich ungültig geworden wäre. Ferner könnte es, wenn man die verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung berücksichtigt, vielleicht ungerecht scheinen, von dem Standpunkt einer jüngeren Instruktion Wort und Inhalt einer viel älteren absprechend zu beurteilen; was vor 20 Jahren pafste, wird man sagen, pafst natürlich für die Jetztzeit nicht mehr. Aber die Zusammenstellung mit anderen Dienstvorschriften ist weniger deswegen gemacht, um solche kritischen Streiflichter auf andere ältere zu werfen, als vielmehr deshalb, um die Frage erheben zu können:

[1]) Man merkt dem Entwurfe an, dafs er unter Bonitz entstanden ist, vgl. Paulsen: Geschichte u. s. w. S. 694.

'Warum, wenn in diesem oder jenem Punkte benachbarte Staaten längst zweckentsprechende Änderungen haben eintreten lassen — warum hat man in dem angrenzenden Staate sich dies nicht zum Vorbild genommen, sondern das Alte, wenn es veraltet, bis heute ruhig bestehen lassen?'

Auch der Einwand, dafs, man möchte sagen: vom historisch-geographischen Standpunkte eine Kritik der einen Reihe von Verfügungen durch die andere nicht zulässig sei, weil natürlich für bayrische Verhältnisse andere Vorschriften sein müfsten als für preufsische oder badische, trifft nicht immer zu: es giebt doch einen absoluten Mafsstab, selbst in vielen pädagogischen Dingen; der historisch-geographische Mafsstab kann wohl erläutern und entschuldigen, aber nie absolut rechtfertigen. So lassen sich auch die preufsischen Instruktionen von 1867/8 wohl erklären aus der Zeit und dem Boden, aus dem sie erwuchsen. Sie gehören der Epoche des Mühlerschen Regiments an, welches in Forsetzung der Revision von 1856 (vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 1885 S. 706 ff.) durchaus ein starres bureaukratisches Prinzip vertrat; diese Instruktionen sind echte Kinder ihrer Zeit, eigentlich immer darauf bedacht, die Autorität des Staates, besonders die des Direktors zu stärken (vgl. Schmidt, Encyklopädie II unter 'Amtsinstruktionen'); da für jede Provinz eine besondere Instruktion erlassen wurde, entbehren sie natürlich der Einheitlichkeit und enthalten, wie in fast naiver Weise zugestanden wird in den einleitenden Worten, bei 'gleichen Grundprinzipien eine Mannigfaltigkeit provinzieller Bestimmungen'. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dafs, wenn jene Instruktionen von 1867/8 in Preufsen auch noch gedruckt stehen, man mit jenem Geiste, der sie diktierte, gebrochen hat; das zeigen nicht nur die 'Methodischen Bemerkungen' für die einzelnen Lehrgegenstände, in den 'Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901', sondern auch die eben herausgekommene einheitliche Versetzungsordnung für die gesamte Monarchie.[1])

Wir wenden uns nun zu Einzelheiten.

1. Konferenzen; Anzahl der Pflichtkonferenzen

Schon was die Anzahl der abzuhaltenden Konferenzen anbelangt, finden einige Unterschiede zwischen den einzelnen provinziellen Bestimmungen in Preufsen statt. In einigen Provinzen, wie in Pommern, Schlesien, Westfalen, Brandenburg sollen allgemeine Konferenzen alle 14 Tage stattfinden, wobei für Brandenburg und Schlesien noch der Zusatz 'regelmäfsig' hinzugefügt ist, während für Westfalen diese Zahl noch nicht genug erscheint, denn hier heifst es: mindestens zweimal in jedem Monat. In anderen Provinzen ist die

[1]) Herrn Dr. C. F. Vrba in Wien, der eine sehr schätzenswerte Abhandlung über 'Die Reform des Mittelschulwesens in Ungarn' geschrieben, habe ich sehr zu danken; er gab über österreichische Verhältnisse erwünschte Auskunft. Auch Herrn Oberstudienrat Prof. Dr. Wecklein bin ich zu grofsem Dank verpflichtet; er hat mir einige Paragraphen der bayrischen Schulordnung interpretiert, wie dies Herr Rektor Prof. Dr. Straub in Stuttgart mit grofser Liebenswürdigkeit für die württembergische gethan hat. Ebenso ist von befreundeter juristischer Seite Hilfe erbeten und dankbar angenommen worden.

Grenze weiter gezogen, so in Preufsen, Posen, in der Rheinprovinz, in welchen sie nur alle 4 Wochen stattfinden sollen; freilich auch hier haben wir Hinzufügungen wie: mindestens einmal im Monat, wenigstens alle 4 Wochen (Preufsen, Rheinprovinz, Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau), so dafs auch hier alle 14 Tage eine Konferenz als notwendig gedacht ist. Immerhin bleibt es ein gewichtiger Unterschied, ob diese Konferenzen alle 14 Tage einberufen werden müssen oder können; wenn in Schlesien, Westfalen, Brandenburg wirklich die Dienstinstruktion innegehalten wird, sind der Direktor und das Lehrerkollegium in diesen Provinzen erheblich mehr belastet als in den andern, wo nur monatlich eine allgemeine Konferenz nötig.

Es erscheint übrigens nicht zweckmäfsig, eine bestimmte Zahl von Konferenzen festzulegen. Denn wird alle 14 Tage oder alle 4 Wochen Stoff zu einer solchen vorliegen? Oder soll immer wieder über den Zustand der Schule, der einzelnen Klassen berichtet werden, auch wenn, was höchst wahrscheinlich, dieser Zustand sich gar nicht verändert hat? Zwar haben Dienstinstruktionen andrer Länder ebenfalls die Pflichtzahl von Konferenzen fixiert, so Baden § 57, Österreich, Organisationsentwurf V § 110 und 'Weisungen' S. 70, wo sie regelmäfsig jeden Monat stattfinden sollen. Aber in andern Ländern ist man nicht so voreilig gewesen; im Königreich Sachsen ist nichts über die Zahl der Konferenzen bestimmt, in Bayern wird die Berufung des Lehrerrates (= Lehrerkonferenz) in jedem Semester mindestens zweimal verlangt; vgl. Titel VII § 44, 7 der bayrischen Schulordnung, während Württemberg noch vorsichtiger bestimmt § 5: der Lehrerkonvent (= Lehrerkonferenz) ist von dem Vorstand (= Direktor) zu berufen, so oft die Angelegenheiten der Anstalt . . . 'es erfordern'.

2. Protokolle, Protokollführung

In allen diesen Konferenzen sollen natürlich Protokolle geführt werden, wie alle preufsischen Instruktionen es festsetzen, ebenso die aufserpreufsischen. Die Führung des Protokolls übernimmt meist der jüngste Lehrer; in der Provinz Sachsen sollen die Lehrer mit Ausschlufs des Direktors in diesem Geschäft abwechseln. Fast alle Dienstvorschriften fordern, dafs das Protokoll am Schlufs von allen Anwesenden unterschrieben wird; einige sagen dies nicht ausdrücklich, wie fast alle nichtpreufsischen, setzen es aber dem Wortlaut nach voraus. Nur § 20 der Instruktion für die Provinz Hannover, die auch für Hessen-Nassau gilt, vom Jahre 1873, scheint dies nicht vorauszusetzen, denn er lautet: 'das Protokoll wird am Schlufs der Sitzung vorgelesen, genehmigt, von dem Direktor nnd dem Protokollführer vollzogen', also wohl nur von diesen beiden unterschrieben.[1]) Verbindliche Rechtsgültigkeit hat aber das Protokoll nur dann für ein Mitglied des Lehrerkollegiums, wenn es von ihm unterschrieben ist; diejenigen, welche es nicht unterschrieben, brauchen sich vom strengrechtlichen Standpunkt aus eigentlich daran nicht zu kehren, obgleich nach andern aus-

---

[1]) Merkwürdigerweise soll auch in Württemberg nach § 7 nur der Vorsitzende und der Protokollführer unterzeichnen.

drücklichen Paragraphen die Lehrer angehalten sind, von den Konferenzbeschlüssen nicht abzuweichen, ja der Direktor darüber wachen soll, dafs dies nicht geschieht. Hier ist also eine Lücke. Diese Konferenzprotokolle bewahrt nun bei uns in Preufsen jede Lehranstalt bei sich im Archiv auf, wo sie einen mitunter wohl verdienten Schlaf schlafen. Eine erhöhtere Wichtigkeit legen andere Staaten diesen Protokollen bei. So wird in Österreich O. E. § 114 verlangt, dafs jedes Protokoll unmittelbar darauf im Originale an den Schulrat (Landesschulrat = Provinzialschulkollegium) zur Erledigung einzureichen ist; in Württemberg sollen nach § 8 auf Verlangen die Protokolle der Ministerialabteilung vorgelegt werden, in Bayern sind dieselben nach § 44, Abs. 10 'dem am Schlusse jedes Schuljahres von dem Rektorate über den Stand der Anstalt zu erstattenden Berichte im Originale beizulegen'. Wenn die Protokolle auch an dieser Stelle nicht etwa einem verdienten oder unverdienten Schlummer anheimfallen, sondern thatsächlich von der vorgesetzten Behörde gelesen werden, so geben sie derselben, vorausgesetzt, dafs sie sach- und wahrheitsgemäfs geführt worden sind, ein klares Bild von dem jedesmaligen Zustand einer Schule, und zwar in bequemer Weise. Anordnungen des Direktors, Beschlüsse des Lehrerkollegiums würden sofort oder bald zur Kenntnis der übergeordneten Behörde gelangen. — Man denke von dem Protokolle nicht zu geringschätzig, ist es doch eine Art Kontrolle über alle an der Konferenz Teilnehmende; es schützt den Vorsitzenden wie die einzelnen Oberlehrer vor Übergriffen der andern Kollegen eben dadurch, dafs solche etwaigen Übergriffe oder Angriffe amtlicher oder persönlicher Art sofort schriftlich verewigt werden können; deshalb ist auch das Amt eines Protokollführers sehr wichtig. Ein österreichischer Erlafs schon von 1849 (Normalien Nr. 500) verbietet deshalb dem Vorstand des Lehrkörpers, das Protokoll selbst zu führen, und ordnet an, dafs der Lehrkörper den Schriftführer zu wählen hat, bez. dafs dies Geschäft per turnum besorgt werden solle; die folgende Nr. 501, ebenfalls aus dem Jahre 1849, verbietet nachträgliche Eintragungen in die Sitzungsprotokolle, während es jedem Mitgliede frei steht, sein Votum schriftlich näher zu begründen und Separatvota, aber während der Sitzung, in das Protokoll aufnehmen zu lassen.

Nach den 'Weisungen' 1895, bezw. 1901, S. 58 freilich scheint eine Anzahl von Gymnasien der Verpflichtung, die Konferenzprotokolle im Originale der vorgesetzten Behörde sogleich einzureichen, enthoben zu sein, dieselben sind aber bei den in Österreich sehr häufigen Visitationen dem Landesschulinspektor vorzulegen. Aber auch hier ist wieder das Recht der Lehrer gewahrt, denn es heifst S. 59: 'Protokolle aber, deren Vorlage auch nur ein Mitglied der Konferenz wünscht, sind jedesmal unverzüglich der Landesschulbehörde vorzulegen.' Ja, durch die Schlufskonferenzprotokolle hat in Österreich der Lehrkörper die Möglichkeit und die Verpflichtung, über die Zustände seiner Schule unmittelbar an die vorgesetzte Behörde zu berichten, denn so lautet O. E. § 112, 3: 'Am Ende eines jeden Schuljahres hat die Konferenz sich mit einem an den Schulrat abzustattenden Schlufsberichte über den Zustand von Unterricht und Disziplin in dem Gymnasium während des verflossenen Jahres zu

beschäftigen ... Diesem Schlufsberichte hat der Direktor in seiner Einbegleitung diejenigen Bemerkungen und Anträge in betreff der einzelnen Lehrer beizufügen, welche er im Interesse der Schule und der Lehrer für notwendig erachtet.' In mehreren Ministerialerlassen der darauf folgenden Jahre wird die Einreichung dieser Schlufsberichte dann 'ohne Versäumnis, ohne zu grofse Weitschweifigkeit' gefordert, in einem solchen von 1853 (Norm. 487) wird gesagt, 'dafs ... der Bericht über den Zustand von Unterricht (nach den einzelnen Fächern im ganzen Gymnasium) und Disziplin mit rückhaltloser Angabe aller günstigen oder hemmenden Einflüsse ... vom Lehrkörper selbst abzufassen und in das Protokoll aufzunehmen ist, während der Direktor in einem abgesonderten Berichte selbständig sein Urteil oder seine Bemerkungen, zu welchen er sich allenfalls veranlafst findet, abzugeben hat', vgl. 'Weisungen' S. 59 und 62. Ich habe nicht bemerken können, dafs in andern deutschen Staaten der der vorgesetzten Behörde einzureichende 'Zustandsbericht', wie er in Österreich auch genannt ist, in einer Konferenz vorher protokollarisch unter Mitwirkung des gesamten Lehrkörpers festzustellen ist. Wenigstens in Preufsen macht der Leiter alle 3, jetzt alle 4 Jahre allein und ganz selbständig seinen Bericht über die Anstalt; es bleibt ihm dabei überlassen, Ansichten der Lehrer, die er in der Konferenz oder sonst wie gehört, darin zu verarbeiten, zu erwähnen oder nicht zu erwähnen. In Preufsen sieht die Behörde den Zustand der Anstalt nur durch die Brille des Direktors, in Österreich auch durch diejenige des Lehrkörpers. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, dafs ein Bild, von zwei Seiten betrachtet, mehr Anspruch auf Objektivität hat. So hat in dieser Hinsicht das Lehrerkollegium eines österreichischen Gymnasiums ein wesentliches Recht vor den Lehrkörpern andrer Staaten voraus. Doch damit sind wir schon zum folgenden Punkt, zur Kompetenz der Lehrerkonferenz gelangt.

3. Kompetenzen einer Konferenz

Alle Instruktionen überlassen dem Direktor, wenn es auch nicht immer geradezu gesagt ist, selbstverständlich die Leitung der Konferenz und die Wahl der zu beratenden Gegenstände. Auch über das Abstimmungsrecht der Oberlehrer (d. h. der angestellten Lehrer), der Probekandidaten und technischen Lehrer sind die Bestimmungen gleichbedeutend, aber durchaus nicht über das Was? oder das Worüber? der Abstimmung. Wenn man nun die preufsischen Instruktionen unbefangen liest, so sollte man meinen, dafs Abstimmungen über recht viele Gegenstände stattzufinden haben. Denn die Instruktion für Posen z. B. besagt, dafs der Direktor ... durch Abstimmung die Entscheidung aller der Fragen zu bewirken hat, über welche nach den bestehenden besonderen Vorschriften nicht ihm allein, sondern dem Lehrerkollegium die Entscheidung zusteht. In der Instruktion für die Provinz Posen heifst es: 'Aufserdem sind Gegenstände der Beratung alle allgemeinen Anordnungen didaktischer und disziplinarischer Art, das Verhalten der Schüler in beiden Beziehungen, die Ausführung des Lehrplans, die Ergänzung der wissenschaftlichen und technischen Sammlungen der Anstalt und sonstige Angelegenheiten, welche zu dem

Zweck der Anstalt in unmittelbarer Beziehung stehen.' Hier herrscht überall Unklarheit, denn wo jene für die Provinz Posen bestehenden besonderen Vorschriften, welche den Kreis der Beratungsgegenstände einer Konferenz begrenzen, zu suchen und zu finden sind, ist nicht ersichtlich, ebensowenig, was unter 'allgemeinen Anordnungen didaktischer und disziplinarischer Art . . . und sonstigen Angelegenheiten' (cf. die Instruktion für Preufsen) gemeint ist. Der Kreis der Befugnisse einer Konferenz scheint hiernach sehr grofs zu sein, er schrumpft aber recht zusammen, wenn man in der Instruktion für Brandenburg nach allgemeinen ähnlichen Phrasen über Gegenstände der Beratung (alles, was zur Erhaltung guter Zucht . . . wünschenswert) lesen mufs: 'Abstimmungen finden bei allen Disziplinarfällen, sowie bei Versetzungen und Erteilung von Zeugnissen statt, aufserdem da, wo der Direktor sie für angemessen hält.' Hier ist zwar die Kompetenz eine ziemlich beschränkte, aber doch fest umschrieben, während in dem Wortlaut der pommerschen Instruktion dies leider nicht der Fall ist (§ 10): '. . . Konferenzen des Lehrerkollegiums, welche zur Beratung und Beschlufsnahme über Angelegenheiten der Schule gehalten werden sollen'. Zwischen Beratung und Beschlufsnahme ist hier also wohlweislich unterschieden. Gleich darauf lesen wir sogar nur von einer Besprechung: 'Gegenstände der Besprechung in den Konferenzen sind besonders Stoff und Methode des Unterrichts, die Lehr- und Lektionspläne, die einzuführenden Lehrbücher und Ausgaben, . . . Fleifs, Fortschritte und Betragen der Schüler, die Anordnung der Prüfung und der Schulfeierlichkeiten, die Zensuren und Versetzungen . . ., wichtige Disziplinarfälle . . .' Das Feld der Besprechung ist hier sehr grofs, auch wohl dasjenige der Beratung; wie grofs dasjenige der Beschlufsnahme durch Abstimmung[1]) ist, geht leider nirgends hervor. In Pommern hat nun nach § 25, worauf wir noch besonders zurückkommen werden, der Direktor allein nach Anhörung der Konferenz, sogar bei Versetzungen, auf seine Verantwortlichkeit zu entscheiden, so dafs hier der ganze Apparat einer Konferenz unnötig ist. Nur die 'Verweisung' von der Anstalt soll nach den Dienstinstruktionen fast aller Provinzen — auch in Pommern (§ 20 ff.) soll nur das Lehrerkollegium solche Strafe verhängen — durch Beschlufs des Kollegiums erfolgen[2]), oft unter Hervorhebung ganz besonderer Bestimmungen, z. B. eines sofortigen Berichtes an die vorgesetzte Behörde. Hier dient offenbar das Lehrerkollegium mit seinem Beschlufs dazu, dem Direktor den Rücken zu decken. Abgesehen also von jenem präzisen Wortlaut der brandenburgischen Instruktion und einem Paragraph der Kieler Konferenzordnung vom 12. Februar 1872, wo solche

---

[1]) Cf. Mann, Die Kompetenzen der Lehrerkollegien der höheren Unterrichtsanstalten in Preufsen. Brandenburg a. H. 1874. — Es ist die einzige Schrift, die ich über den ganzen Gegenstand gefunden habe.

[2]) Ganz klar in der Kieler Konferenzordnung vom 12. Februar 1872 § 7 ausgedrückt: 'Sie (die Lehrerkonferenz) hat über schwerere Disziplinarfälle zu entscheiden; namentlich steht ihr ausschliefslich die Verweisung eines Schülers zu.'

Kompetenz in Versetzungen zu erschliefsen ist aus einem kleinen Nebensatze: 'Vorschläge zu machen, über welche abgestimmt wird', herrscht in allen preufsischen Instruktionen Unklarheit, wie weit die Kompetenzen einer ordnungsmäfsig berufenen Lehrerkonferenz sich erstrecken, worüber eine Besprechung und eine Beratung, worüber eine Abstimmung zu erfolgen hat.

Dafs es nicht leicht ist, den Kreis der Beratungsgegenstände einer Konferenz a priori zu umschreiben, ist aus den Paragraphen nicht-preufsischer Schulordnungen recht ersichtlich; fast immer sind es ungefähr dieselben Gegenstände, wie sie mit mehr oder weniger Wortschwall die preufsischen Instruktionen aufzählen. Sehr zweckmäfsig erscheint die Trennung, welche die österreichischen Bestimmungen zeigen, § 111: 'Notwendige Gegenstände jeder Konferenz sind Mitteilung der Verfügungen, Stand des Unterrichts und der Zucht, Rügen und Strafen über einzelne Schüler oder ganze Klassen, die ins Konferenzprotokoll einzutragen sind', und § 112: 'notwendig müssen in der Konferenz zur Verhandlung kommen, ohne deshalb ein regelmäfsiger Gegenstand jeder Konferenz zu sein: jede Frage über den Lektionsplan, die allgemeinen Zeugnisklassen (in Österreich Bezeichnungen, welche unsern Zensurnummern entsprechen), die Rangordnung, die Versetzung, die Ausschliefsung eines Schülers', und jetzt 'Weisungen' S. 70/71. — Ganz kurz nennt § 5 der Verordnung im Königreich Sachsen als Aufgabe der Konferenz: Förderung einheitlicher Thätigkeit durch gegenseitige Anregung, Mitteilung und Besprechung; sodann Beratung und Beschlufsfassung über Angelegenheiten und Vorkommnisse der Schule, endlich Erledigung der höheren Orts ihr zugewiesenen Geschäfte; ähnlich Baden § 57 über Gesamtkonferenzen; ähnlich Württemberg § 4 und 5. Dafs über alle diese Beratungsgegenstände Abstimmung stattfinden mufs, ist zwar nirgends ausdrücklich gesagt, scheint aber doch daraus hervorzugehen, dafs unmittelbnr darauf, oft noch in denselben Paragraphen über Stimmrecht, Art der Abstimmung Festsetzungen getroffen worden; doch eine gewisse Unklarheit bleibt auch hier bestehen, aufser in Bayern § 44, 5: 'Die Aufgaben des Lehrerrats sind: Beratungen über den Zustand der Anstalt und über allgemeine Anordnungen didaktischer und disziplinarer Natur, über Verteilung der Unterrichtsfächer und Lehrpensa, über Wahl der Lehrbücher; Beschlufsfassung über Altersdispensen, über die Aufnahme auf Probe zugelassener Schüler, über das Vorrücken der Schüler (Überspringen einer Klasse), über Ergänzung und Verbesserung der Lehrattribute; endlich Bestrafung von schwereren Disziplinarfällen.' Es ist hiernach natürlich nicht ausgeschlossen, dafs auch über die erste Reihe der Gegenstände aufser der Beratung eine Beschlufsfassung durch Abstimmung stattfinden kann. — In keiner dieser Instruktionen findet sich ein Paragraph wie in der brandenburgischen: 'aufserdem da, wo sie der Direktor für angemessen hält'. —

Zwei wichtige Bestimmungen müssen wir hier anreihen, welche sich leider nur in Württemberg, Bayern und Österreich finden. In Preufsen kann, wie wohl überall, jedes ordentliche Mitglied des Kollegiums den Vorgesetzten bitten, über irgend eine Angelegenheit eine Konferenz zu berufen; ob der Direktor es

thut, ist seinem Ermessen durchaus anheimgestellt. Anders in Württemberg[1]) (§ 5): 'der Lehrerkonvent ist von dem Vorstande zu berufen, . . aufserdem wenn wenigstens drei Hauptlehrer einen bestimmten . . ., schriftlich zu motivierenden Antrag auf Berufung . . . stellen', und mit noch gröfserer Bestimmtheit in Bayern (§ 44, 7), wo jeder einzelne Lehrer dies Recht hat: 'Jeder Lehrer der Anstalt hat das Recht, in Schulangelegenheiten den Rektor zu einer Berufung des Lehrerrates zu veranlassen . . .' Dafs Beschlüsse durch Stimmenmehrheit gefafst werden, steht überall, ebenso dafs der Vorsitzende bei Stimmengleichheit den Ausschlag giebt; nur wenn es sich um die Dimission handelt, gehört zur Verhängung derselben in Bayern nach § 41, 6 ein wenigstens mit zwei Dritteilen der Stimmen gefafster Beschlufs des Lehrerrats, 'wogegen eine Berufung nicht stattfindet'.

Endlich sei noch erwähnt, dafs in Württemberg nach § 31 der Lehrerkonvent zu beraten und zu beschliefsen hat 'über die Anschaffung von Büchern und andern Lehrmitteln für die Bibliothek und sonstige Sammlungen der Anstalt'; ähnlich in Österreich, vgl. 'Weisungen' S. 70; 7e. — Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, dafs auch in Preufsen über viele solche Angelegenheiten, z. B. auch über Anschaffung von Büchern für die Bibliothek, die Konferenz beschliefst, aber nur thatsächlich, wenn der Vorsitzende es zuläfst: ob sie dazu ein Recht hat, ist eine andere Frage.[2])

4. Lektionsplan; Verteilung der Unterrichtsfächer und Ordinariate

Hierin gehen die Direktoreninstruktionen für die einzelnen preufsischen Provinzen ziemlich auseinander. Zwar auf den ersten Blick scheint der Direktor auch hier fast unumschränkte Befugnisse zu haben. In der Provinz Preufsen gilt die Bestimmung (§ 15): 'steht ihm allein die Festsetzung des Lehr- und Stundenplanes zu ohne vorgängige Beratung in der Konferenz', ebenso bestimmt die für Sachsen: 'die Verteilung steht dem Direktor allein zu', genau so steht es in der Provinz Hannover, in Schlesien, in der Rheinprovinz, auch in der allerjüngsten Dienstinstruktion für Schleswig-Holstein von 1885, während die viel ältere Instruktion für Posen § 5[a] nur allgemein besagt: 'die Lektionen für jedes Jahr so zu verteilen, dafs jedem Lehrer der für seine Kräfte und seine Qualifikation angemessene Wirkungskreis angewiesen werde'. Andere Instruktionen verlangen nun gerade im Gegensatze zu solchen Bestimmungen dazu eine vorgängige Beratung mit dem Lehrerkollegium; so die pommersche (§ 23): 'Die Abfassung des Lektionsplans steht dem Direktor allein zu, jedoch mufs derselben in der Regel eine sorgfältige Beratung mit den Lehrern (private Besprechung? oder förmliche Beratung in einer Konferenz?) vorangehen.' Um Mifsverständnissen vorzubeugen, sei gleich bemerkt, dafs unter Lektionsplan zu verstehen ist, wie ausdrücklich angegeben wird: I. Lek-

[1]) Ebenso wird in Österreich O. E. § 110 eine Konferenz berufen, . . . 'so oft zwei ordentliche Lehrer darauf antragen'.

[2]) Auch eine Verfügung vom 17. Jan. 1885, welche die Verwaltung der Lehrerbibliotheken regelt, spricht sich nicht über diesen Punkt aus. —

tions- oder Pensentabelle, II. Lehrertabelle, III. Zeittabelle oder Stundenplan für die einzelnen Tage u. s. w. — ebendasselbe ist unter 'Lektionsplan' in der brandenburgischen Instruktion zu verstehen (vgl. § 17: Pensentabelle, Lehrertabelle, Stundentabelle). Der Zusatz 'in der Regel', der für Pommern gilt, findet sich nicht in der brandenburgischen Instruktion: 'Für jedes Schuljahr hat der Direktor einen Lektionsplan nach vorangegangener Beratung mit dem Lehrerkollegium zu entwerfen und vier Wochen vor dem Beginn desselben zur Prüfung einzureichen. Derselbe mufs enthalten 1) die Pensentabelle, 2) die Lehrertabelle, 3) die Stundentabelle.' Und dieselbe vorgängige Beratung in einer Konferenz verlangt die westfälische Instruktion (§ 16), freilich nach den folgenden Bemerkungen: 'die Verteilung der einzelnen Fächer und Stunden unter die einzelnen Lehrer, für welche lediglich das Bedürfnis der Anstalt mafsgebend ist, . . . steht mit Vorbehalt unsrer Genehmigung dem Direktor allein zu', wird dies wieder beschränkt, und ähnlich lesen wir (§ 17) in der brandenburgischen Instruktion: 'In welchen Lehrobjekten und Klassen ein Lehrer mit Erfolg unterrichten kann, giebt teils das Prüfungszeugnis, teils die nachmalige Erfahrung über die pädagogische und didaktische Befähigung und die wissenschaftliche Weiterbildung desselben an.' Zweierlei springt hier in die Augen. Erstens die grofse Verschiedenheit zwischen Pommern, Brandenburg und Westfalen einer- und andern Provinzen anderseits, hier Konferenzberatung nicht notwendig, sogar einmal verboten, dort ausdrücklich verlangt. Zweitens aber ist die Unbestimmtheit auch der brandenburgischen Instruktion und der andern sehr zu bedauern, die Zusätze heben fast das Vorhergehende auf; wozu soll mit dem Lehrerkollegium der Lektionsplan (auch die Lehrertabelle) erst beraten werden, wenn gleich hinterher die nochmalige Erfahrung über . . . Befähigung, die natürlich der Direktor zu beurteilen hat, noch den Ausschlag geben soll? Auch hier jene Dehnbarkeit, die eigentlich jede Instruktion überflüssig macht; immerhin gewährt die eine Seite der Instruktion, im Sinne der brandenburgischen, den Vorteil, dafs jeder Lehrer zeitig genug von den Absichten seines Vorgesetzten in Bezug auf seine Beschäftigung im nächsten Halbjahr unterrichtet sein mufs. —

Von Interesse wird es sein zu erfahren, welche Befugnisse in andern Staaten hier dem Vorgesetzten zustehen. Im allgemeinen mufs gesagt werden, dafs diese Befugnisse trotz einiger formalen Verpflichtungen des Direktors überall ziemlich grofs sind, man vergleiche Königreich Sachsen § 3 der Verordnung (nach Anhörung des Lehrerkollegiums), § 9 in Württemberg (im Lehrerkonvent vorher zu beraten), in Baden § 56 (Rücksprache mit den Lehrern, mafsgebend ist das Interesse des Unterrichts, persönliche Wünsche finden nur so weit Berücksichtigung, als sie mit diesem nicht in Widerspruch stehen), am besten in Bayern § 42, 6: 'die Verteilung der Unterrichtsfächer und Lehrpensa erfolgt nach Beratung im Lehrerrat durch den Rektor. Hierbei ist in erster Linie die Qualifikation der Lehrer mafsgebend; besondere Wünsche derselben werden berücksichtigt, wenn sie mit den Interessen der Anstalt im Einklang stehen'. In Österreich verteilt der Direktor nach § 96, 3 und

'Weisungen' S. 66 den Unterricht, aber folgende recht wohlthätige, die Lehrer schützende Anordnung steht in Nr. 2 derselben § 96[1]): 'Es ist für thätige Lehrer in der Regel wünschenswert und geisteserfrischend, wenn die Verteilung der Lehrgegenstände nicht durch eine lange Reihe von Jahren unverändert bleibt, sondern innerhalb des Kreises ihrer Befähigung wechselt.' Auch die 'Weisungen' in Österreich verbreiten sich darüber ausführlicher, vergl. S. 66: 'der selbständigen Bestimmung des Direktors ist dagegen vorbehalten der Entwurf des Lektionsplanes, Verteilung der Lehrfächer und Ordinariate, . . . doch wird der Direktor nicht unterlassen dürfen, in der Konferenz die Frage zu stellen, welche Wünsche . . . die einzelnen Lehrer haben. Die ausgesprochenen Wünsche werden in der von den Lehrern selbst gegebenen Formulierung ins Protokoll aufgenommen. . . . Darnach hat der Direktor . . . bei der Einreichung des Lektionsplanes nicht nur das Protokoll der denselben vorbereitenden Konferenz beizulegen, sondern auch seine Verteilung der Lehrfächer und der Ordinariate, namentlich im Verhältnisse zu der bisherigen und zu der von den Kollegen gewünschten, . . . zu motivieren und die Bestätigung desselben durch den Landesschulrat anzusuchen'.

Thatsächlich hat sich wohl an fast allen preufsischen Anstalten auch ein Wechsel, ein gewisser Turnus zwischen den jüngeren (Oberlehrern) einerseits und den älteren Lehrern (Professoren) gebildet[2]); jedes Mitglied der jüngeren oder älteren Abteilung rückt bis zu einer gewissen Klasse (meist von Sexta bis Unter-Tertia, von Ober-Tertia oder Untersekunda bis Prima) in seinen Hauptlehrfächern vor, um Unterrichtserfahrung auf recht viel Stufen frühzeitig zu sammeln, und fängt nach einer Reihe von Jahren auf der untersten wieder an. — Wie ich in letzter Stunde erfahre, ist eine analoge Anordnung neuerdings in Bayern getroffen worden.

5. Das Intercessionsrecht des Direktors

Einem jeden Vorsitzenden eines Beamtenkollegiums, welches in vielen Dingen nach Majoritätsbeschlüssen zu entscheiden hat, mufs wohl ein Intercessionsrecht zukommen, denn ab und zu gilt die Wahrheit des Spruches von Schiller-Sapieha: 'Mehrheit ist der Unsinn, Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.' Und so liest man denn in der pommerschen Instruktion: 'falls der Direktor von einem Beschlufs der Mehrheit einen wesentlichen Nachteil für die Anstalt besorgt, so ist er befugt, die Ausführung dieses Beschlusses bis nach eingegangener Entscheidung des Kgl. Provinzial-Schulkollegiums auszusetzen, an welches er sofort unter Einreichung des Protokolls zu berichten hat.' Wir können darauf verzichten, den Wortlaut der anderen Instruktionen anzuführen, da der Inhalt derselbe ist; freilich selbst bei diesem so wichtigen Intercessionsrecht sind äufserlich geringfüge redaktionelle Verschiedenheiten der

---

[1]) Ausführlicher darüber handeln jetzt die 'Weisungen' S. 67.

[2]) Natürlich können besondere, oft zufällige Umstände dies verbieten, z. B. wenn ein ganzes Lehrfach, wie die neueren Sprachen, nur von Oberlehrern vertreten wird, dann hätte der Turnus zwischen diesen selbst stattzufinden.

Fassungen zu bemerken; erstens heifst es in zwei der Instruktionen, diese Berichterstattung an die vorgesetzte Behörde müsse geschehen, 'wenn die Mehrheit es verlangt', und zweitens steht, während überall Ausdrücke wie: 'sofort, sogleich, schleunigst', 'innerhalb der nächsten 24 Stunden' (Kieler Instr. von 1872) diese Berichterstattung äufserst eilig machen, in der Instruktion für die Rheinprovinz (§ 3) nichts von solcher Eile. — Es ist jedenfalls nötig, dafs sie recht bald geschieht. Das Vetorecht hat der Direktor auch in Baden (§ 57), in Bayern (§ 44, 9), im Königreich Sachsen (§ 5 der Verordnung, zu § 9, alinea 3 des Gesetzes vom 22. August 1876), in Württemberg (§ 8), in Österreich (§ 109, 4 und 'Weisungen' S. 69, 5, 6). Am besten wird wohl die Fassung in Bayern gefallen: 'Wenn der Rektor durch einen Beschlufs des Lehrerrates das Interesse der Anstalt für gefährdet erachtet, hat er den Vollzug des Beschlusses bis zum Eintreffen ministerieller Entscheidung zu sistieren.'

6. Versetzungsprüfung; Versetzung

Da während der Niederschrift dieses Artikels die neuen Versetzungsbestimmungen für die höheren Lehranstalten Preufsens erschienen, so haben alle früheren Verordnungen, die in den Dienstinstruktionen der verschiedenen Provinzen recht verschieden waren, nur noch geschichtlichen Wert; doch soll hier auf sie kurz eingegangen werden, weil sie in einigen Paragraphen auch heute noch interessant sind und merkwürdige Vergleichungspunkte mit andern deutschen Staaten haben. Am bekanntesten dürfte es wohl sein, dafs Pommern hier dem Direktor sehr grofse Vollmacht gab, denn nach Nr. 25 der Instruktion hatte er, nachdem der Ordinarius und die Klassenlehrer ihre Vota abgegeben, auf seine Verantwortung hin nach seiner gewissenhaften Überzeugung allein über die Reife eines Schülers zu entscheiden. In allen andern Provinzen sollte durch Abstimmung über Reife bez. Unreife eines Schülers entschieden werden, wobei bei Stimmengleichheit der Direktor den Ausschlag gab und ihm natürlich, wenn ihm der Spruch der Mehrheit ungerecht oder parteiisch zu sein schien, sein Intercessionsrecht zu Gebote stand. — Die einer Versetzung voraufgehenden Versetzungs- oder Klassenprüfungen waren in einigen Provinzen, so in Brandenburg (§ 19) als 'Translokationsexamina' obligatorisch, in andern in das Belieben des Direktors gestellt. Eigentümlich bleibt es nun, dafs bei diesen Versetzungsprüfungen, wie bei den Abstimmungen über die Versetzungen auch die Lehrer der nächst höheren Klasse, in welche der Schüler aufrücken sollte, eine Stimme hatten, vergl. preufsische Instruktion § 27, rheinische Instruktion § 3; bei den Versetzungsprüfungen sollten die Lehrer der nächst höheren Klasse ebenfalls hinzugezogen werden. Eine solche Aufsicht der Kollegen untereinander ist, wenn sie taktvoll gehandhabt wird, gar nicht übel und soll auch in Württemberg nach § 18 in noch weiterem Sinne stattfinden, denn hier sollen die Lehrer der nächst höheren Klasse auch die Aufgaben der schriftlichen Versetzungsarbeiten stellen, nach eingeholter Genehmigung des Vorstandes, und ihre Ausarbeitung überwachen. 'Die Aufgaben zu dieser Prüfung werden von den Lehrern der nächst höheren

Klasse nach eingeholter Genehmigung des Vorstandes oder von diesem selbst gegeben; ihre Ausarbeitung wird von den ersteren überwacht.' Ich weifs nicht, ob und in wie weit früher in den oben genannten preufsischen Provinzen von jenen für sie geltenden Bestimmungen Gebrauch gemacht worden ist. Manche Amtsgenossen werden solche kollegialische Aufsicht[1]) leichter empfinden als die ihres Direktors, manche entschieden wieder nicht, obgleich doch ein häufiger Wechsel der Ordinariate und des Unterrichts auch einen Wechsel dieser Aufsicht zur Folge hat; dafs sie aber als etwas ganz Aufsergewöhnliches aufgefafst werde, daran hindert ihre Handhabung in Württemberg, wo sie, durch jenen Paragraphen eingeführt, in Kraft ist, wie mir ausdrücklich versichert wird.

Indessen durch die neueste Versetzungsordnung für Preufsen, welche in diesem Punkte endlich einmal für alle Provinzen einheitliche und feste Normen geschaffen hat, sind jene provinziellen Bestimmungen hinfällig geworden. Von diesen neuesten Bestimmungen über Versetzungen seien hier folgende wiedergegeben, auf die es hauptsächlich ankommt. § 2: dem Direktor bleibt es unbenommen, die Unterlagen noch durch mündliche Fragen und durch schriftliche Arbeiten zu vervollständigen. Diese Ergänzung der Unterlagen bildet bei der Versetzung nach Obersekunda die Regel, von der nur in ganz zweifellosen Fällen abgesehen werden darf.

§ 4. Im allgemeinen ist die Zensur 'Genügend' in den verbindlichen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen der Klasse als erforderlich für die Versetzung anzusehen. Über mangelhafte Leistungen in dem einen oder andern Fache kann hinweggesehen werden, wenn nach dem Urteile der Lehrer die Persönlichkeit und das Streben des Schülers seine Gesamtreife . . . gewährleistet . . .

§ 5. Unzulässig ist es, Schüler unter der Bedingung zu versetzen, dafs sie im Anfange des neuen Schuljahres eine Nachprüfung bestehen. Dagegen ist es statthaft, bei Schülern, die versetzt werden, obwohl ihre Leistungen in einzelnen Fächern zu wünschen übrig liefsen, in das Zeugnis den Vermerk aufzunehmen, dafs sie sich ernstlich zu bemühen haben, die Lücken in diesen Fächern im Laufe des nächsten Jahres zu beseitigen, widrigenfalls ihre Versetzung in die nächst höhere Klasse nicht erfolgen könne.

§ 7. Zu den Beratungen über die Versetzung der Schüler treten die Lehrer klassenweise unter dem Vorsitz des Direktors zusammen. Der Ordinarius schlägt vor, welche Schüler zu versetzen, welche zurückzuhalten sind. . . . Ergiebt sich über die Frage der Versetzung oder Nichtversetzung eine Meinungsverschiedenheit[2]) unter den . . . Lehrern, so bleibt es dem Direktor überlassen,

---

[1]) In Bayern ist diese Art kollegialischen Zusammenwirkens auch bei der schriftlichen Absolutorial-(Reife)prüfung eingeführt, vgl. § 34 1: 'Die Bearbeitung hat unter Aufsicht zweier Lehrer, von denen jedenfalls einer der Prüfungskommission angehören mufs, stattzufinden u. s. w. — In Baden sind nach § 30 die Lehrer der nächst höheren Klasse zur Osterprüfung hinzuziehen (Joos. S. 101).

[2]) 'Meinungsverschiedenheit' unter den Lehrern wird häufig stattfinden, z. B. wenn 5 für die Versetzung, 1 gegen dieselbe ist. Daher ist unter 'Meinungsverschiedenheit' hier

nach der Lage der Sache entweder selbst zu entscheiden oder die Sache dem Königl. Provinzial-Schulkollegium zur Entscheidung vorzutragen.

In den Instruktionen für das Königreich Sachsen finden sich besondere Vorschriften über das Mafs der Anforderungen, welche an Versetzungskandidaten gestellt werden, gar nicht; denn der § 55 der Verordnung in Sachsen ist ganz allgemein gehalten: 'Nach den im Laufe des Halbjahrs über die Fortschritte jedes Zöglings gemachten Wahrnehmungen in Verbindung mit dem Ergebnis der Prüfungen wird . . . zu Ostern die Versetzung in höhere Klassen durch das Lehrerkollegium beschlossen und festgestellt', ob ein 'Wenig genügend' (bez. Ungenügend) schon in einem Fache den Schüler zurückhalten kann, oder ob dazu erst zwei schlechte Noten in zwei Fächern gehören, wird nicht gesagt.

In den Württembergischen Instruktionen wird in § 18 auf besondere Verfügungen hingewiesen, welche von der Ministerialabteilung am 30. März 1872 über das Vorrücken gegeben sind. Indessen diese besonderen Verfügungen, welche im Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen in Württemberg 1872 und 1873 stehen, beziehen sich nur auf dasjenige Examen an Realanstalten, das zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt, bez. auf das Aufrücken von der 6. zur 7. Klasse (von unsrer Obertertia nach unsrer Untersekunda); nach welchen Grundsätzen im allgemeinen beim Versetzen von jeder Klasse in die nächst höhere zu verfahren ist, darüber hat sich auch erst im Jahre 1891 ein Erlafs der Königl. Württembergischen Ministerialabteilung ausgesprochen, aber er ist als Manuskript gedruckt und entzieht sich deswegen hier der Mitteilung und Besprechung. — Etwas ausführlicher handeln die Badenschen Instruktionen darüber, § 34 (bei Joos S. 110): 'Sollte ein Schüler, im ganzen genommen, für fähig zur Promotion erkannt werden, aber in einem einzelnen Gegenstande noch zurück sein, so kann er unter der Bedingung promoviert werden, dafs er sich durch Privatstunden[1]) vervollkommnet und erforderlichenfalls später noch einer besondern Prüfung unterwirft.' Was soll nun aber geschehen, wenn ein armer Schüler keine Mittel hat, Privatstunden zu nehmen? Nach dem Wortlaut mufs er zurückbleiben, während der wohlhabende Schüler auf die Bedingung zu nehmender Privatstunden hin versetzt wird; der Nachprüfung ist er ja nur 'erforderlichenfalls' zu unterwerfen. Mit dieser wenig sachgemäfsen Handhabung will es nicht stimmen, wenn kurz vorhergeht: 'Das Aufsteigen nicht befähigter Schüler ist streng zu verhüten', vergl. § 11 (Joos S. 50): 'Bei den Promotionen von einer Klasse in die andere soll mit aller Strenge auf die gehörige Befähigung der Schüler gesehen werden.' Nur zwei Staaten, Bayern und Österreich, haben sich, ähnlich den allerneuesten preufsischen Bestimmungen, ausführlicher über die Bedingungen der Reife bez.

---

diejenige Spaltung unter den Mitgliedern der Konferenz zu verstehen, bei welcher ebensoviel Stimmen für, ebensoviel gegen die Versetzung sind. — Oder sollte wirklich gemeint sein, dafs zu jeder Versetzung oder Nichtversetzung 'Stimmeneinigkeit' gehöre?

[1]) Vielleicht Druckfehler für: Privatstudien?

Nichtreife eines zu versetzenden Schülers ausgesprochen. Voran stellt Bayern unter § 29, 3 einen Grundsatz, den man leider nur hier und in Baden findet: 'Das Vorrücken nicht hinreichend befähigter Schüler ist mit rücksichtsloser Strenge zu verhindern.' Dem folgt § 29, 4: 'Schülern, deren Leistungen lediglich in einzelnen Gegenständen nicht genügten, kann das Vorrücken nur gestattet werden, wenn ihre Gesamthaltung (in Preufsen: Persönlichkeit und Streben des Schülers) erwarten läfst, dafs sie das Versäumte nachholen und an dem Unterrichte mit Erfolg teilnehmen können. Darüber ist ein Vermerk in das Jahreszeugnis aufzunehmen, dafs er eine gleiche Nachsicht in der nächst höheren Klasse nicht mehr zu erwarten hat. Diese Nachsicht ist bei Schülern ausgeschlossen, welche in denselben Gegenständen wiederholt die Note «ungenügend» erhielten.' Viel schärfer heifst es in Österreich § 73, 6: 'Als Grundsatz für das Aufsteigen in eine höhere Klasse ist streng festzuhalten, dafs es keinem Schüler gewährt werde, der auch nur in einem Gegenstande für den Unterricht in der höheren Klasse entschieden unreif ist.'[1]) — Nr. 7: 'Wenn das Hindernis der Versetzbarkeit in den ungenügenden Leistungen in einem einzigen Gegenstande liegt, und zu hoffen steht, der Mangel werde sich in kurzer Zeit durch Privatfleifs nachholen lassen, so steht es den Lehrern der Klasse, aus welcher der Schüler versetzt werden soll, mit Zustimmung des Direktors frei, demselben die besondere Erlaubnis zu einer am Schlusse der Ferien vor Beginn des neuen Schuljahres abzuhaltenden Prüfung in diesem Gegenstande zu geben, und nach günstigem Ausfall derselben die Versetzung des Schülers nochmals in der Konferenz in Frage zu stellen; doch hat hierauf, als auf eine ausnahmsweise Erlaubnis, der Schüler niemals einen ausdrücklichen Anspruch. — Diese in Österreich also erlaubte Nachprüfung, 'Wiederholungsprüfung' genannt, hat zur Voraussetzung eine schriftliche und mündliche Versetzungsprüfung, vgl. § 73, Nr. 3 und 4, welche dort in jeder Klasse abgehalten werden mufs; dabei hatten früher (wie jetzt in Württemberg), die Lehrer der nächst höheren Klasse einen ziemlichen Einflufs, ihnen sollen nicht blofs die korrigierten Versetzungsarbeiten zur Kenntnisnahme übergeben werden, sondern sie haben auch der mündlichen Versetzungsprüfung beizuwohnen und können gleich dem Direktor 'unter gewissenhafter Berücksichtigung der gebührenden Achtung gegen den Kollegen' sich an derselben beteiligen. — Sieht man diese Normen in den drei benachbarten Staaten, Preufsen, Bayern, Österreich, genauer an, so ist deutlich, dafs man in Bezug auf die Versetzungsprüfungen in Bayern und Preufsen diametral entgegengesetzter Ansicht ist als in Österreich. In den ersteren Staaten sind sie nicht pflichtgemäfs, durchaus in das Belieben des Direktors gestellt, wie § 2 der preufsischen Bestimmung lautet, wie auch aus § 29, 2 in Bayern hervorgeht: 'Dem Rektor, welchem neben dem bisherigen Ordinarius, den übrigen in der Klasse beschäftigten ordentlichen Lehrern und dem Ordinarius der nächst höheren Klasse die

[1]) Auch die 'Weisungen' schärfen S. 16 von neuem ein, dafs an diesem Grundsatz unverrückt festzuhalten ist.

Beurteilung der Reife für das Vorrücken vorzugsweise zusteht, obliegt es, auf Klarlegung der einschlägigen Verhältnisse rechtzeitig Bedacht zu nehmen', das heifst doch wohl: eine mündliche oder schriftliche Versetzungsprüfung kann angeordnet werden, wie in Preufsen. In Österreich dagegen sind diese in Bayern 1891 und soeben vom 1. Januar 1902 in Preufsen abgeschafften Versetzungsprüfungen obligatorisch und als solche obligatorische Prüfungen auch in den 'Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Österreich' festgehalten worden. Ebenso bleibt die Übereinstimmung zwischen Bayern und Preufsen interessant in bezug auf Verwerfung der sogenannten Nachprüfung im Anfang eines neuen Schuljahres und Zulassung eines Vermerkes bei nicht ganz genügenden Leistungen in einzelnen Fächern (in dem einen oder andern Fache), der sogenannten Admonition, wie sie an vielen Anstalten Preufsens längst üblich war. Ob die bayrisch-preufsische Praxis oder die österreichische vorteilhafter ist, läfst sich nicht leicht sagen. Die erstere hat den Vorteil, dafs, wenn man noch solche Nachprüfungen anstellt, man leicht in ein Knäuel von Prüfungen hineinkommt, welches, nach den Versetzungen sich hinziehend, sehr lästig werden kann; auch scheint es zweifelhaft, ob durch ein Nachlernen selbst in den längeren achtwöchentlichen Ferien ein festes Wissen erreicht werden kann, während in Bayern und Preufsen den Schülern dazu viel mehr Zeit, fast ein Jahr, gelassen worden ist. Aber den Nachteil bringt die bayrisch-preufsische Einrichtung wieder mit sich, dafs Schüler in eine höhere Klasse steigen, welche zunächst fast gar kein Fundament haben, auf welches sie die neu zu erlernenden Kenntnisse in dem einen Fache weiterbauen können[1]; mag dies Fundament auch in Österreich durch die Wiederholungsprüfung kein sicheres sein, es ist doch eins vorhanden. — Dann wird, da jetzt die Versetzungsprüfung in Preufsen so gut wie verschwindet, die nach § 2 als Regel hingestellte Versetzungsprüfung von Untersekunda nach Ober-

[1]) Jedoch ist zu bemerken, dafs in Bayern zwischen dem Schlufs des einen und dem Beginn des anderen Schuljahres, ähnlich wie in Österreich, eine längere Ferienzeit liegt, welche dem Schüler Zeit läfst, die Lücken seines Wissens auszufüllen. Da dies häufig nicht geschieht und solche Schüler ein Hemmschuh für die höhere Klasse werden, so denkt man neuerdings in Bayern daran, Schüler, die mit einem Vermerk vorrücken, einer sechswöchentlichen Probe zu unterwerfen. Auch für Preufsen, wenigstens für die grofse Zahl von Provinzen, in welchen nach den Versetzungen zu Ostern und Michaelis höchstens 14 Tage Ferien sind, würde eine solche Einrichtung sich empfehlen. Wenn wirklich so ein preufsischer, mit einer Admonition versetzter Junge das Talent dauerhaften Sitzfleisches hat und in den kurzen Ferien die Lücken ergänzt, mufs nicht unter der Last der neuen Kenntnisse in der neuen Klasse dies schwache Fundament immer wieder zusammenstürzen? Oder soll und kann er erst in der neuen Klasse, während er das neue Pensum lernt, das alte sich einprägen? Wie ist dies möglich? Solche arme bedauernswerten Schüler haben in erster Linie das Material für die 'Überbürdungsfrage' geliefert. Falls von der Befugnis, Admonitionen zu erteilen, nicht ein äufserst seltener Gebrauch gemacht wird, wie in Österreich von der 'Wiederholungsprüfung', so bedeutet dies einfach eine Kapitulation der Schule teils vor der Faulheit, teils vor der Dummheit. Das letztere würde nicht beschämend sein, denn das thun nach Schiller ja auch die Götter, aber das erstere? —

sekunda zur Erlangung des Berechtigungsscheines für den einjährig-freiwilligen Dienst von den Schülern um so schwerer empfunden werden, weil sie etwas Ungewohntes ist; hätten sie, wie in früheren Zeiten, bei jedem Schulschlufs eine Versetzungsprüfung durchzumachen, so würden sie auch in die Prüfung für Obersekunda, welche aus Rücksicht für die Realschulen nun einmal nötig ist, mit leichtem Herzen eintreten als in ein nicht aufsergewöhnliches Examen, und die von Erziehern, von Eltern, von Schülern anerkannte Last dieser Prüfung gerade auf dieser Stufe, gerade in diesen Jahren, weswegen man sie kürzlich gänzlich beseitigte, wird auf denjenigen Anstalten als eine besondere Härte empfunden werden, auf welchen der § 2 der neuen Versetzungsordnung dergestalt gehandhabt wird, dafs man in den übrigen Klassen gar keine Versetzungsprüfungen abhält. Man wird sich der Wahrheit der Ausführungen nicht entziehen können, welche in den österreichischen 'Weisungen' u. s. w. S. 7/8 als Erläuterung zu § 73 zu lesen sind: 'Obgleich hiernach die Versetzung wesentlich nach den Leistungen im gesamten Schuljahre bestimmt wird, so erscheint es doch angemessen, eine ausdrückliche Versetzungsprüfung beizubehalten. Zunächst ist es gerade für die tüchtigsten Schüler ein beachtenswertes Bedürfnis, durch eine Schlufsleistung zu zeigen, was sie in ihrer bisherigen Klasse gewonnen haben . . . dann können bei einzelnen Schülern, bei welchen das Urteil im Laufe des Schuljahres schwankend blieb, die Leistungen in der Versetzungsprüfung mitentscheidend in die Wagschale fallen.'

Aber ein anderer Vorteil der bayrischen und preufsischen Versetzungsordnung zeigt sich doch wieder in der gröfseren Freiheit des Direktors, bez. des Lehrerkollegiums, die durch § 29, 2, § 29, 4 in Bayern, durch § 2 und § 5 in Preufsen (event. Versetzung mit einem Vermerk im Zeugnis, Admonition) gegeben wird. Über die Möglichkeit, eine umfangreiche, bez. eine wenig umfangreiche Versetzungsprüfung abhalten zu können, was in Bayern und Preufsen die ersteren Paragraphen doch gestatten, ist soeben gesprochen; aber auch der preufsische § 5, wie der bayrische § 29, 4 erlaubt dem Lehrerkollegium, eine gröfsere oder geringere Anzahl von schwachen Schülern mit Admonitionen in die höhere Klasse zu versetzen; in Österreich dagegen ist durch die 'Weisungen' S. 9/10 die 'Wiederholungsprüfung' (Nachprüfung) als eine grofse Ausnahme hingestellt, in Übereinstimmung übrigens mit einem österreichischen Ministerial-Erlafs schon vom 24. Februar 1873, vergl. Normalien 223. In den 'Weisungen' heifst es: 'Die § 73 Punkt 7 des Organisations-Entwurfes erwähnte Erlaubnis einer nachträglich zu bestehenden Prüfung in einem einzelnen Gegenstande ist mit grofser Vorsicht anzuwenden, weil ihr häufiger Gebrauch der leichtsinnigen Vernachlässigung eines einzelnen Gegenstandes Vorschub leisten würde. . . . Nur höchst ausnahmsweise wird sich mit Grund erwarten lassen, die Unreife für den Unterricht in der höheren Klasse aus einem der Sprachfächer oder aus der Mathematik durch Privatfleifs binnen acht Wochen behoben . . . zu sehen.' Jene oben erwähnte Bewegungsfreiheit eines Direktors bez. eines Lehrerkollegiums im Gebrauch des § 5 in Preufsen hat

also auch wieder einen Mangel; wenn z. B. unter 30 versetzten Schülern 10 bis 12 sich befinden, welche mit Admonitionen in den Sprachfächern oder in der Mathematik durch Beschlufs des Lehrerkollegiums versetzt sind, so ist dies für die spätere Arbeit an dieser so versetzten Schülergeneration sehr erschwerend, und jedes Lehrerkollegium, welches diese Admonitionen nicht als seltene Ausnahmefälle gebraucht, würde sich in sein eigenes Fleisch schneiden. Zieht man alles in allem in Erwägung, dafs nach der österreichischen Verfügung nur ein einziger Gegenstand mangelhaft sein darf, dafs derselbe fast nie eins der Sprachfächer oder die Mathematik sein darf, dafs die Wiederholungsprüfung eine grofse Ausnahme sein soll, dafs endlich das Semestralzeugnis einem solchen Schüler erst nach bestandener Wiederholungsprüfung, am Schlufs der Ferien in die Hand gegeben werden soll, was ausdrücklich gesagt wird, so wird man die österreichische Versetzungspraxis wesentlich strenger finden müssen als die bayrische und die preufsische.

(Schlufs folgt)

AUS HEINRICH KUNHARDTS LEBEN

Ein Beitrag zur Geschichte der lateinischen Domschule in Bremen[1])

Von Friedrich Lüdecke

In Osterholz bei Scharmbeck lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. ein Advokat, Namens Kunhardt. Zu thun hatte er genug, zum Leben für sich und seine Familie, die aus Frau und vier Söhnen bestand, zu wenig. Die Mühen und Verdriefslichkeiten seiner Sachwalterschaft, die Sorgen um das tägliche Brot machten den schon bejahrten Mann noch reizbarer, als er schon von Natur war. Mit Wohlwollen und Gutmütigkeit wechselte in ihm leidenschaftliche Heftigkeit, die bis zum Jähzorn ausarten konnte, und selbst in schriftlichen Eingaben, besonders wenn er eine gerechte Sache verteidigte oder glaubte, seinem Klienten sei Unrecht geschehen, liefs er die nötige Selbstbeherrschung und den üblichen Respekt vermissen. Schliefslich wurde ihm, als er im Widerspruch gegen Entscheide der höheren Instanz, die damals in Stade ihren Sitz hatte, zu weit gegangen war, die Advokatur entzogen. Es war die härteste Strafe, die einen ohnehin dürftigen Familienvater treffen konnte.

Mit welchen Mitteln er seitdem sich nebst den Seinen durchgeschlagen hat, weifs man nicht, jedenfalls war sein Erwerb sehr geringfügig, und die Verhältnisse verschlechterten sich bis zum Hungerleiden. Der Druck lastete besonders schwer auf dem Gemüte der Frau und trübte den Kindern die Jugend. Tag und Nacht hatte Frau Kunhardt schon sonst für ihre Söhne sich aufgeopfert, herzensgut, fromm und ergeben die Ausbrüche der Heftigkeit ihres Mannes beschwichtigt, nun vermochte ihr stilles Heldentum sie nicht davor zu bewahren, andere um Nahrung für die Ihrigen anzugehen. Oft auch, wenn die Bauerfrauen ihren Kindern das Frühstückbrot gaben, sah ihr ältester Sohn, Heinrich (geb. 1772), von Hunger gequält, stumm vor Scham, zu mit dem heimlichen Wunsche, auch ein Stückchen zu bekommen. Solche Jugendeindrücke prägen sich unauslöschlich ein: nur mit Schauder gedachte Heinrich Kunhardt später des Tages, an welchem sein Vater zitternd, bleich, fast besinnungslos vom Gericht zurückkehrte mit der Meldung seiner Absetzung, und Thränen füllten sein Auge, wenn ihm das Bild der von Kummer und Sorgen verzehrten Mutter vor die Seele trat.

Mit seinen Brüdern besuchte Heinrich die Ortsschule; mehr für ihre Ausbildung zu thun, verbot die Mittellosigkeit des Vaters. In seinen Mufsestunden

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Litterarischen Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen.

jedoch brachte er ihnen die Anfangsgründe der lateinischen Sprache bei, stellte Lese- und Redeübungen an und liefs massenhaft lateinische Vokabeln und Phrasen auswendig lernen, meist rein gedächtnismäfsig, ohne ausreichenden Anschlufs an Lektüre. Den religiösen Sinn nährten häusliche Andachtsübungen, Morgen- und Abend- und Tischgebete, an manchen Winterabenden wurden Kirchenlieder gesungen oder von den Predigten damals berühmter Kanzelredner, wie Mosheim und Rambach, die eine oder andere von den Knaben vorgelesen. Was ihnen darin unklar war, erläuterte der Vater, und er hielt streng darauf, dafs sie sinngemäfs und eindringlich, mit möglichster Annäherung an das pastorale Pathos vortrugen. Regelmäfsig und willig nahmen die Knaben auch am Gottesdienste teil, nur Krankheit entschuldigte ein Fernbleiben. Von seinem sechsten bis in sein sechzehntes Lebensjahr — bis Oktober 1787 blieb er in Osterholz — versäumte Heinrich Kunhardt keine sonntägliche und auch keine Leichenpredigt, und als 1786 auf den in den Ruhestand tretenden 70jährigen Pastor Bruno, der besser lateinisch als deutsch reden konnte, der Pastor Schiphorst aus Bremen folgte, ein gewandter, kenntnisreicher und geistvoller Redner, hatte er seinen eifrigsten und dankbarsten Zuhörer an dem jungen Kunhardt, der Thema und Disposition der Predigten aufschrieb und sie dann zu Hause, unterstützt durch sein vorzügliches Gedächtnis, mit Fleifs und Eifer ausarbeitete. Wie unvollkommen und unreif diese Versuche bei seinen jugendlichen Kräften auch gewesen sein mögen, der Knabe machte damit, wie er später als Mann bekannte, die ersten Anfänge der Denkübung und schriftlichen Darstellung und fand darin einen geistigen Besitz und ein wohlthuendes Gegengewicht gegen das öde Auswendiglernen der Vokabularien und Phraseologien.

Mehr geistige Anregung, als der Vater geben konnte, freiere Bewegung und Beschäftigung ohne Langweile und Überdrufs hatte Kunhardt auch schon bei Pastor Bruno gefunden. Seine Predigten waren freilich nicht erwecklich und erbaulich, aber er besafs eine ungewöhnliche Kenntnis der alten Sprachen und eine reichhaltige Büchersammlung. Er erkannte die Begabung des jungen Kunhardt und nahm sich seiner bei dem Zusammenbruch der häuslichen Verhältnisse liebevoll an. Er öffnete ihm sein Haus, lud ihn an seinen Tisch, unterrichtete ihn im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, lieh und schenkte ihm Bücher und führte bei Spaziergängen die Unterhaltung lateinisch, kurz, er handelte an ihm wie ein Vater, fand aber auch an ihm den dankbarsten und ergebensten Schüler.

So war Kunhardt fünfzehn und ein halbes Jahr alt geworden (1787). Er besafs eine gute Kenntnis der lateinischen Sprache, eine leidliche der griechischen Formenlehre, so dafs er das Neue Testament ziemlich geläufig ins Lateinische übersetzen konnte, und war im Hebräischen nicht ganz ungeübt. Nun war sein Wunsch, nach Bremen zu gehen und sich dort in die mit dem Dome verbundene lateinische Schule aufnehmen zu lassen. Aber woher die Mittel dazu nehmen? Der Vater war so arm, dafs er nicht einmal für ein Jahr die Wohnungsmiete aufbringen konnte, für Unterhalt, Kleidung, Bücher und Unterricht fehlten alle Mittel. Doch die göttliche Vorsehung, zu der

Kunhardt trotz aller Not nie das Vertrauen verlor, half auch jetzt. Der Vater wandte sich brieflich an einen alten Freund, den Domprediger Nikolai, und fand bei ihm freundliches Entgegenkommen. Er gewährte dem jungen Kunhardt zweimal wöchentlich den Mittagstisch und bewog seine Amtsgenossen Heeren und Rieffestahl zu der gleichen Wohlthat; später, 1789, bewirkte er, dafs Kunhardt in das Königliche Konviktorium, das zwölf Schülern freies Mittags- und Abendessen gewährte, aufgenommen wurde. Ferner hatte Kunhardt in Bremen einen Onkel, mit Namen Carpzov. Dieser stammte aus einer seit länger als zwei Jahrhunderten durch ganz Deutschland berühmten Gelehrtenfamilie, hatte Jurisprudenz studiert, aber aufgegeben, betrieb nun ein Galanterie- und Ellenwarengeschäft und war gleichzeitig Inhaber eines der ersten Gasthäuser Bremens, des blauen Hauses bei St. Ansgarii Kirchhof.[1]) Hier nahmen die angesehensten fremden Kaufleute und vornehmen Herren aller Art Wohnung, und der Besuch wuchs noch während der holländischen Unruhen von 1787 und während der aufgeregten Zeit, die mit der französischen Revolution anhub. Der freundliche Onkel gestattete ihm ihn zu besuchen, so oft er wolle, und dreimal wöchentlich bei ihm zu essen, aber der blöde Junge vom Lande fühlte sich in dem lebhaften Fremdenverkehr bedrückt und wagte kaum ein Wort zu reden, und da auch seine Kleidung zu der feinen Gesellschaft nicht pafste, so besuchte er den Onkel nur, wenn die Not ihn drängte. Kam er dann, so machten die Gewandtheit und Höflichkeit der Fremden in Benehmen und Rede, ihre Erzählungen von Geschäften und Reisen so tiefen Eindruck auf ihn, dafs der Wunsch in ihm rege wurde, die gelehrte Laufbahn aufzugeben. Doch die Liebe zu den Wissenschaften war schon zu fest eingewurzelt; was ihn früher zurückschreckte, des Vaters Strenge und die Trockenheit seines Unterrichts, war vergessen, und als er die erste Klasse der Domschule erreicht und an geistiger Reife und Kenntnissen zugenommen hatte, als er durch Unterricht sich etwas verdiente und sich besser kleiden konnte, da war auch der Kleinmut und die ländliche Befangenheit und Blödigkeit bis auf die letzte Spur geschwunden.

Gleich Kunhardt stammte der gröfste Teil der Schüler aus der hannoverschen Umgegend der Stadt: es waren Söhne von wohlhabenden Landleuten, von Geistlichen, Advokaten und Richtern. Meist wohnten sie durch die Stadt zerstreut bei Kleinbürgern, ohne Aufsicht, und lebten jeder, wie es ihm beliebte. Sie kneipten, spielten, kauften und verkauften Bücher und waren gemein und unkeusch in Worten und Werken, unter ihren Rüpeleien, ihrer Unverschämtheit und albernem Dünkel hatten schwächere und furchtsame Mitschüler zu leiden, und die Lehrer über ihre Unbescheidenheit und Unfolgsamkeit zu klagen. Einige dieser Burschen, so sagt Kunhardt, glichen in Aussehen und Benehmen mehr Schusterlehrlingen als angehenden Studenten. Ganz besonders fiel dem fromm erzogenen Jüngling auch die Impietät und Frechheit

[1]) Nach dem ersten und ältesten Bremischen Adrefsbuch, dem von 1794. Kunhardt sagt von der bürgerlichen Stellung seines Onkels blofs: cauponam eamque honestissimam exercebat.

auf, mit der manche über heilige Dinge absprachen und die religiösen und sittlichen Gefühle anderer erst verletzten, dann abstumpften. Auch sonst wirkte natürlich das böse Beispiel nachteilig, auch auf Schüler, die aus dem elterlichen Hause gute Sitten und feineres Benehmen mitbrachten oder unter besonderer Aufsicht der Lehrer standen. In den stärksten Worten schildert Kunhardt — in seiner lateinisch abgefafsten Darstellung seines Lebens[1]) aus dem Jahre 1823 — diese Zustände, gewifs ohne Übertreibung, wozu die lateinische Form, die nicht blofs für Lob, sondern auch für Tadel die schönsten und kräftigsten Ausdrucksmittel bietet, den guten Stilisten verleiten konnte: es ist vielmehr die sittliche Entrüstung des unverdorbenen Jünglings, die in dem gereiften Urteile des Mannes nachhaltig wiederklingt.

Gegen die Einwirkungen dieser Umgebung war Kunhardt durch seine Armut, aber auch durch seine Erziehung und seinen Fleifs gefeit und machte rasche Fortschritte. In der Sekunda, in die er aufgenommen war (Oktober 1787), verblieb er nur ein halbes Jahr: dies rasche Aufrücken verdankte er seiner Fertigkeit im Latein und einer Auflehnung seiner Mitschüler. Monatlich wurden nämlich lateinische Extemporalien geschrieben, und wer die beste Arbeit lieferte, erhielt den ersten Platz. Da nun Kunhardt durch seine Wort- und Regelkenntnisse allen anderen weit voraus war und stets die besten Arbeiten lieferte, lehnten sie es entschieden ab mit einem zu certieren, der nur Lateinisch und Griechisch, sonst nichts getrieben habe. Durch das einfache Mittel der Versetzung nach Prima wurde die Schwierigkeit von den Lehrern behoben. Eine schwere Sorge aber nahte Michaelis 1788: die Wohnungsmiete war fällig und die Armut im väterlichen Hause in Osterholz so grofs, dafs die vorhandenen Mittel dazu nicht langten. Kunhardt, der Verzweiflung nahe, überlegte schon, ob es nicht besser sei, seine Laufbahn aufzugeben, da bot ihm die göttliche Gnade ein Auskunftsmittel. Er hatte innige Freundschaft mit einem jungen Menschen, der zwar auch arm und obendrein verwaist war, aber umsonst bei seinem Onkel, einem kleinen Kaufmann oder Krämer, wohnte. Dieser erklärte sich bereit, Kunhardt gegen eine geringfügige Miete in sein einfaches Haus aufzunehmen, so dafs beide Freunde dasselbe Zimmer bewohnten und in einem Bette schliefen. Von nun an bestritt Kunhardt die Miete durch Unterricht, den er Apotheker- und Chirurgenlehrlingen, auch einem Kaufmannssohne, gab; auch die Sorge für Kleidung nahm er damit seinen Eltern ab. Die anfangs nötigen Bücher hatte ihm der Subrektor Bredenkamp verschafft, ein Mann, welchen Kunhardt wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielseitigen feinen Bildung sehr rühmt. Überhaupt spricht er von seinen Bremischen Lehrern und Wohlthätern mit pietätvoller Anerkennung, und damit ehrt er sich selbst, denn Dankbarkeit ist immer ein Beweis von Tüchtigkeit.

Der Prima gehörte Kunhardt drei Jahre an, bis Ostern 1791. Den Unterricht erteilte der Rektor Ummius, neben ihm der Konrektor Ungewitter und der Subrektor Bredenkamp, deren Thätigkeit sonst vorwiegend der Sekunda

[1]) Seebodes Archiv für Philologie und Pädagogik, 1824.

zufiel. Ummius war der einzige, vor dem die Schüler, auch die robustesten und trotzigsten, wenigstens während des Unterrichts Respekt hatten. Das verdankte er, sagt Kunhardt, zum Teil seiner Stellung als Rektor, viel mehr aber seinen geistigen Fähigkeiten, seinem reifen und scharfen Urteil, seiner umfassenden Bildung und seinem Lehrgeschick. Von Beruf Theologe, wie damals alle Lehrer höherer Anstalten, war er im Schuldienst geblieben und Philologe geworden. Er war nicht nur ein guter Lateiner, sondern verstand auch geschickt und geistvoll die antiken Autoren zu erklären. Auch die griechischen, die lange hinter die lateinischen hatten zurücktreten müssen, z. B. Homer, zog er in den Kreis der Lektüre und gab ihr überhaupt einen Umfang, der gröſser als jetzt ist. Einige wichtige Autoren fehlen zwar noch, dafür aber wurden andere gelesen, die heute anders bewertet werden und längst verdrängt sind. Auch der Unterricht in der Glaubens- und Sittenlehre und im Hebräischen lag in der Hand des Rektors. Weder groſs noch kräftig, war er doch eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, ernst, ja mürrisch und finster, aber nicht ohne Witz und joviale Laune. Sobald er vor seinen Primanern erschien — es waren durchschnittlich fünfzehn[1]) — war der Tumult, der bisweilen einem rüden Kneipenlärm glich, vorbei, schweigend ging jeder an seinen Platz, und völlige Ruhe und Aufmerksamkeit herrschte während des Unterrichts. Das verdankte Ummius seiner Lehrweise: was er gab, scheint kein zusammenhängender gleichmäſsiger Vortrag gewesen zu sein, nicht das sogenannte Dozieren mit seinem Nachschreiben — nachgeschrieben wurde fast gar nicht —, sondern eine mit weiser Zurückhaltung und kluger Berechnung geübte geistvolle Anregung der Mitarbeit seiner Zuhörer. Dies Ziel erreichte er auch, innerhalb und auch auſserhalb der Schule, denn an Fleiſs lieſsen sie es nicht fehlen. Wie sie seinen Humor schätzten, so scheuten sie seinen Tadel, dem sie auch bei unbedeutendem Anlaſs nicht entgingen. Ummius fürchteten alle, viele verehrten, aber wenige liebten ihn.

Im Mittelpunkte des ganzen Unterrichts stand damals noch die lateinische Sprache: auf die Fertigkeit lateinisch zu schreiben und zu sprechen wurde der gröſste Wert gelegt. Diesem Zwecke dienten namentlich die jeden Sonnabend von 8 bis 10 Uhr unter dem Vorsitz und der Leitung eines der drei ersten

---

[1]) Statistisches Material, woran die heutigen Schulnachrichten überreich sind, geben die älteren gar nicht, nur dem Zufall verdankt man Angaben oder Mutmaſsungen über Zahl, Alter und Herkunft der Schüler. Ein zufällig erhaltenes Verzeichnis ergiebt, daſs in dem Jahrzehnt von 1783—1792 insgesamt 78 Schüler in die Prima eintraten, also durchschnittlich jährlich 7, 8. Nimmt man nun an, daſs sie zwei Jahre in der Klasse verblieben, bis sie in das mit der Domschule verbundene Athenäum übertraten oder zur Universität abgingen — manche aber blieben länger —, so ergiebt sich eine Durchschnittszahl von 15. Im Winterhalbjahr 1789—1790 hatte die Prima nach einer genauen Berechnung, die auch wieder dem Zufall zu verdanken ist, 19 Schüler, eine auſsergewöhnlich hohe Zahl. Nach Bredenkamp im Hanseatischen Magazin Bd. 5 wurden in dem Jahrzehnt 1781—1790 insgesamt 219 Schüler in die Domschule aufgenommen, die höchste Zahl, die während eines Jahrzehnts des XVIII. Jahrh. erreicht wurde. Ostern 1791, als Kunhardt die Domschule verlieſs, betrug die Gesamtzahl der Schüler 69, und diese verteilte sich auf 5 Klassen.

Lehrer angestellten Disputierübungen. Die älteren Primaner stellten Thesen auf, unterbreiteten sie dem Vorsitzer zur Genehmigung und trugen sie nebst den Namen der Opponenten in ein Sammelbuch ein. Widerspruch und Verteidigung mufsten sich in den strengen Formen der Logik bewegen: nach ihren Gesetzen hatten die Disputierenden Begriffe, Urteile und Schlüsse zu bilden. Gelang es den Opponenten den Thesensteller oder Respondenten, wie er genannt wurde, in die Enge zu treiben, dann kam ihm der vorsitzende Lehrer zu Hilfe. Eifrig bereiteten sie sich auf die Debatte vor, namentlich wenn es sich um eine historische Frage handelte, bis Mitternacht safsen sie auf, um sich aus Büchern über den Gegenstand zu unterrichten, die Wahrheit zu ermitteln und, wenn möglich, die These zu widerlegen. Dem jungen Kunhardt machten diese Übungen besonderes Vergnügen; zu statten kam ihm dabei eine Art philosophischer Vorbildung, die er aus dem väterlichen Hause mitbrachte. Dort hatte er nämlich einen nun gänzlich verschollenen Abrifs der Logik (von Baumeister) mehrere Male durchgelesen, aber ohne ihn zu verstehen, und auf Anordnung seines Vaters etwa dreihundert philosophische Definitionen, die einen Anhang dieses Buches bildeten, wörtlich auswendig gelernt, auch gelegentlich, wenn gelehrte Freunde seines Vaters zugegen waren, zu dessen selbstgefälliger Genugthuung diese Begriffsbestimmungen hersagen müssen. Was damals für ihn eine Quälerei gewesen war, kam ihm jetzt doch zu statten. Vorstellungen, die lange in seinem Geiste gleichsam begraben gelegen hatten, erwachten jetzt zu klarerem Bewufstsein und Verständnis. So ward, was anderen schwerer fiel, ihm leicht, und dies Gefühl steigerte sein Interesse für die Übungen.

Wie schon erwähnt, trugen die Respondenten die von ihnen aufgestellten Thesen in Sammelbücher ein: diese Collectiones thesium, meist schön gebundene mit Goldschnitt versehene Quartbände, sind noch vorhanden und heute im Besitz der Bibliothek der Hauptschule, welche 1817 die Nachfolgerin und Erbin der beiden schon vorher vereinigten höheren Schulen Bremens, des reformierten Pädagogiums und der lutherischen Domschule, wurde. Sie umfassen, freilich in nicht ganz lückenloser Folge[1]), den Zeitraum von 1684—1829, erstrecken sich also noch über 1817 hinaus, denn aus dem Lehrplane der Domschule wurden die lateinischen Disputierübungen in den der Gelehrtenschule, welche der heute Gymnasium genannten Abteilung der Hauptschule entspricht, übertragen und bis dahin fortgesetzt.

Für jede Disputation sind in den Sammelbüchern zwei Seiten, jedoch nicht ein und desselben Blattes, bestimmt: rechts stehen die Thesen, die Seite links gegenüber giebt den Titel dazu, z. B. Praesidio nisus firmissimo viri praenobilissimi amplissimi doctissimi J. Ludovici Ummii huius Athenaei regii Scholaeque cathedralis rectoris longe meritissimi theses sequenti folio inscriptas defendere studuit H. Kunhardt R. O. (d. h. Respondens Ordinarius) oder Cum praesideret vir u. s. w. oder Adiuvante viro u. s. w. Zuweilen fügt der Respon-

[1]) Vorhanden sind 16 Bände, die für die Jahre 1719—1724, 1733—1741 und 1792—1805 fehlen. Aufserdem besitzt die Bibliothek der Hauptschule 4 Bände Theses disputationum in Athenaeo aus den Jahren 1712—1796. In diesem Jahre ging das Athenäum ein.

dent seinem Namen ein symbolum hinzu, einen Leib- und Kernspruch, den er sich gewählt hatte, z. B. In recto decus, Nullus dies sine linea, Sapere aude. Regelmäfsig sind die Namen der Opponenten verzeichnet, das Datum ist nirgend hinzugefügt, nur halbjährliche Abschnitte werden gemacht.

Ich komme nun zu den Thesen selbst, beschränke mich aber bei der reichen Fülle des Stoffes auf diejenigen, welche von Kunhardt und seinen Mitschülern während seines Aufenthaltes in Prima von Ostern 1788 bis dahin 1791 aufgestellt und besprochen wurden, und kann auch aus diesen nur eine gruppierende Auslese geben.

Im allgemeinen ist vorauszuschicken, dafs mit einigen Ausnahmen die Thesen verständig gewählt sind und wirkliche Kontroversfragen enthalten, über die sich also pro und contra etwas sagen liefs, triviale, kaum anfechtbare Behauptungen sind sehr selten. Die grammatische und litterarhistorische Seite des Unterrichts tritt in den Thesen zurück, reichen Stoff dagegen bieten Religion, Philosophie und Geschichte. Thesen wie Virgilius est omnium latinorum poetarum elegantissimus; Virgilium Ovidio praeferendum esse contendo; Plinius in conscribendis epistolis Ciceronem superare mihi videtur; Tacitum optimum puto historicorum veterum kommen nur vereinzelt vor und sind auch nicht fruchtbar, für Schüler jedenfalls ungeeignet, passend dagegen Homerum Hesiodo superiorem aetate fuisse plura sunt quae suadeant; Xenophontem non sine praeiudicio vitam Socratis depinxisse credo und Tragoediae ad corrigendos hominum mores plus valent quam comoediae. Ganz selten sind Interpretationsfragen wie: Locus ille Taciti[1]), cum ait Germanos literarum secreta ignorare, non de litterarum sed de epistolarum amatoriarum ignorantia intelligendus est.

Aus dem Religionsunterricht sind folgende Thesen entnommen: Existentia unius Dei ex solis rationis principiis vix certo evinci potest; Deus definiri non potest; Deus irasci nequit; Deus impossibilia facere nequit; Ex loco Joh. 4. 14/15 aperte probatur Christum deum esse; Christum vere e sepulcro surrexisse iam e circumstantiis conjici posse contendo; Coena sancta minime pro caerimonia est habenda; Transsubstantiatio plane est rejicienda; Fractio panis in s. coena non est necessaria; Infantes per baptismum fidem habere adfirmo. Errant Pontificii, cum invocationem sanctorum necessariam esse statuunt. — Quo in loco fuerit paradisus nulla ratione certa definiri potest. — Angelos corpore vestitos esse contendo; Angelos primo creationis die creatos esse est verisimile; Angelorum existentia ex ratione probari non potest. — Apocalypsin Ioannis meris phantasiis somniisque repletam esse credo. — Resurrectio corporum futura est universalis.

Noch zahlreicher sind die Thesen ethischen und allgemein-philosophischen Charakters, z. B. Lex Mosaica nos non obligat; Quidquid est bonum, est etiam licitum; Voluptas est summum bonum; Epicuri illud: voluptatem esse summum bonum, religioni christianae haud contradicit; Omnes boni sunt felices; Quidquid est utile, idem est laudabile; Quodcunque honestum utile etiam esse ar-

---

[1]) Germania c. 19.

bitror. — Hic mundus est optimus; In mundo nil mali fit; Nihil mali a Deo in mundo provenire verum est; Bonum sine malo cogitari nequit, vier Thesen, die sich auf die seit Leibnizens Zeiten das ganze XVIII. Jahrh. hindurch behandelte Frage der Theodicee beziehen. Ebenfalls auf Leibniz und zwar auf seine Monadenlehre gehen zurück: Leibnitii principium non dari duo omnimodo similia, verum et utile probo und Non dantur nec dari possunt duo entia perfecte eadem et perfecte similia. Der bekannte Satz der Philosophie Lockes: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu kehrt wieder in der These: Nihil nobis possumus imaginando concipere, nisi quod antea sensibus percepimus.

Auch die Frage der Ewigkeit und Unsterblichkeit wurde behandelt: Nihil semet ipsum potest procreare; Mundus aeternus esse non potest; Si Deum ens iustum et benignum esse constat, non est quod de vita dubitemus aeterna; Immortalitas animae ex ratione certo probari nequit; Ex operibus naturae et ratione animum esse immortalem probari potest; Animam esse materialem multa est verisimilitudo; Ex animae immaterialitate non sequitur, ut sit immortalis; Mors est malum; Mors non est malum.

Auf den Eid beziehen sich folgende Thesen:

Iusiurandum numquam rumpere nobis licet; Fides iuris iurandi non semper est servanda. Iusiurandum non semper servari potest.

Auf die Ehe:

Unusquisque nec valetudine corporis nec fortuna impeditus coniugium inire debet; Ad liberos procreandos tantum matrimonium est ineundum; Coelibatus nullo modo laudandus; Omnes homines obligati sunt ad contrahendum matrimonium; Societas coniugialis naturae est conveniens; Non semper requiritur ad matrimonium parentum consensus. Polygamia nullo modo est licita. Dafs diese Thesen für einen Schülerkreis sich nicht eignen, liegt auf der Hand, und man versteht nicht, wie ihre Aufstellung von dem vorsitzenden Lehrer gebilligt werden konnte. Dafs man lateinisch darüber sprach, bessert die Sache nicht.

Auf das Duell:

Non est infame duellum legibus vetitum recusare; digladiationes privato consilio susceptae nullo modo probandae ac religioni contrariae sunt. Dagegen behaupten andere: Nullum, quo digladiationes privatae tollantur, datur remedium; und: Dari possunt casus, in quibus singulare certamen admittendum est. Ein eifriger Mensurfreund versteigt sich zu der Behauptung: Apud gentes cultu et humanitate praestantes praecipuo in usu sunt digladiationes privatae. Bekanntlich giebt es auch noch heute Leute genug, die ganz dieselben Thesen aufstellen und verteidigen, nur mit dem Unterschiede, dafs es nicht mehr lateinisch geschieht.

Auf den Selbstmord:

Mors voluntaria numquam est licita, saepe autem excusanda; Mortem voluntariam nonnullis in casibus neutiquam vituperandam esse credo; Qui se ipsum interficit, timidus appellari meretur.

Auf die Sklaverei:

Dominium, quod Europaei in servos exercent, qui ex alia terrarum parte advehuntur, non adeo vituperandum mihi videtur. Non est servitium contra ius naturae.

Der Geschichte sind folgende Thesen entlehnt:

1) Der griechischen:

Leges Lycurgi Lacedaemoniis plus damni quam utilitatis attulerunt; Educatio puerorum apud Spartanos non omni ex parte laudanda videtur; Leges Solonis illis, quas Lycurgus tulit, longe sunt anteferendae; Darii expeditio in Graeciam res erat iniusta; Quod Themistocles ad Artaxerxem, regem Persarum, se contulit, non plane potest excusari; Alcibiades magis reprehendendus quam laudandus est; Alcibiades, ille Atheniensium dux, exilium meruit. Philippus, rex Macedoniae, prudentia Alexandrum Magnum longe superavit; Plurima Alexandri bella iniusta fuere; Sine Aristotele Alexander fortasse numquam tantus rex factus esset; Alexander M. magis nomen temerarii terrarum expugnatoris quam prudentis et fortis principis nomen meretur; Archimedes in expugnatione Syracusarum nihil laudis meretur.

2) Der römischen:

Romam antiquiorem originem habuisse, quam plerumque assumitur, verisimile est; Historia de Roma condita, ut Livius eam narrat, fabula est; Raptus virginum Sabinarum potius est reprehendendus quam laudandus; Sapienter egerunt illi Romanorum reges, qui superstitionem inter plebem aluerunt; Coriolanus non est laudandus, quod precibus matris uxoris liberorumque permotus ab oppugnanda Roma abstinuit; Virginius, quod filiam suam interfecit, non solum est excusandus verum etiam laudandus; Admirandus quidem, sed non laudandus mihi videtur P. Decius, qui se in proelio cum Latinis devovit; Regulus, cum vitam pro patria sponte amitteret, omni ex parte est laudandus; Hannibalem maximum imperatorem prisci aevi fuisse contendo; Carthaginis deletionem Romanis damnum attulisse contendo; Iniuste egerunt Romani, cum delerent Carthaginem; Cicero vanae gloriae cupiditatis falso arguitur; Cicero exilii sui ipse fuit auctor; Caesar magis vituperandus quam laudandus; Iulius Caesar in eo quod se fecit Romanorum tyrannum magis laudandus quam vituperandus est; Bruti factum, quod Caesarem interfecit, erat laudandum; Augustus magis reprehendendus quam laudandus est; Divisio imperii Romani per Theodosium ad interitum eius multum attulit; Interiit imperium Romanum sua ipsius magnitudine; Multum attulit ad interitum imperii Romani religio christiana.

3) Der mittleren und neueren:

Germanos in arte bellica Romanis anteferendos esse arbitror; Bremam a Carolo Magno conditam nego, sed amplificatam auctamque concedo; Carolus M. magis est vituperandus quam laudandus; Maximo fuit usui Germanis Caroli M. regimen; Caroli M. imperium triste fuit subditis; Iustum fuit bellum Friderici et Dietzmanni contra patrem Albertum, Thuringiae comitem; Minime vero excusandus Henricus V, qui patrem imperio movit; Expeditiones sacrae Europae maiora detrimenta quam commoda attulerunt; Expeditiones sacrae Germanorum

salutem promoverunt; Otto Wittelsbachiensis, Comes palatinus in Bavaria, qui Philippum ira commotus interfecit, excusandus mihi videtur; Schwarzius non fuit primus inventor pulveris pyrii; Detectio Americae ab Europaeis facta Americanis magis damno quam usui fuit; Nullus ordo plus nocuit generi humano quam ille clericorum; Monachi plus contulere ad imminuendum litterarum studium quam illud excitandum; Quaeritur an Lutherus ius habuerit reformandi; Reformatio Lutheri ad scientias recolendas multum contulit; Catharina de Medicis infestior et perniciosior fuit Gallis quam Nero Romanis; Maria, regina Scotorum, iniuste decollata est ab Elisabetha; Philippus II, Hispaniae rex, patrem Carolum V animi bonitate superavit; Henricus IV, Galliae rex, in eo quod religionem mutaverit suam, minime est culpandus; Regimen Cromwelli Angliae maximo fuit usui; Tricennale bellum Germaniae maiora commoda quam detrimenta attulit; Iesuitae religioni christianae plus utilitatis quam damni attulerunt; Gustavus Adolphus, Suecorum rex, quod in proelio ad Lützen mortem non timuit, sed primus semper hosti obvius fuit, tam admiratione quam laude maxima dignus est; Ioannes, comes a Tilly, bonus fuit utique imperator atque haud crudelis; Ludovicus XIV nomine Magni non dignus est; Petrum Magnum Carolo XII, Suecorum regi, anteferendum esse contendo; Caroli XII imperium plus damni quam utilitatis attulit Sueciae; Carolum XII, regem Sueciae, a suorum aliquo esse interfectum verisimile est. Fridericum II, Borussiae regem, pie defunctum, fuisse regem magnum, minime autem bonum existimo. Nullum tradit historia principem, qui superaverit Fridericum II, Borussiae regem; Iosephus II magis vituperandus quam laudandus est; Camera Wetzlariensis Germaniae nocet.

Die vier letzten Thesen führen schon in die Zeit, welche für Kunhardt und seine Mitschüler Gegenwart war, und diese Zeit war politisch und sozial aufs höchste erregt. Es waren die ersten Jahre der französischen Revolution: die Bewegung, welche die gesamte gesittete Welt ergriff und aufwühlte, zeitigte auch bei der Jugend politische Parteiungen und Debatten, und diese fanden ihren Weg auch in die Disputationen der Bremischen schola cathedralis. Laudanda est quae nuper accidit in Gallia revolutio und Decretum Gallorum, quo patricii ordinis dignitas sublata est, multae magnaeque utilitatis causa esse potest behaupten die einen, andere dagegen: Galliae status hodiernus consistere nequit; Novissimum decretum concilii generalis Galliae, quo omne ordinum et statuum civilium discrimen tollitur, vituperandum censeo; Aequabilitas omnium imperii ordinum, qualem nuper Francogalli instituerunt, maximis incommodis est obnoxia; Gallorum rebellio est iniustissima nec ipsis solum Gallis sed exteris quoque maxime nociva. Verwandt mit diesen Thesen sind andere über Verfassungsformen und Gesetzgebung. Die absolute Fürstengewalt wird verworfen: Princeps tenetur legibus civilibus; Princeps populo suo in rebus ad doctrinam sacram pertinentibus imperare non potest; Subditis licet regem ab imperio removere, si leges publicas violat. Über den Wert der Monarchie, Aristokratie und Demokratie wurde gestritten: Democratia seu populare imperium est deterrima reipublicae forma lautet eine These. Für die beste

Verfassung wird die englische erklärt: Constitutio regni Angliae ceteris regnorum constitutionibus praeferenda videtur; Felicissimum omnium imperiorum est quod in Britannia viget. Auch über Nutzen und Schaden der freien Presse — licentia omnia omnino scripta typis mandandi vulgo Prefsfreiheit — wurde wiederholt debattiert und mit Recht behauptet, dafs die revolutionären Bewegungen der Zeit in der Aufklärung — animorum illustratio — ihren Ursprung hätten.

Auch lokale Ereignisse fanden in den Thesen ihren Reflex. Im Jahre 1786 hatte Lavater, damals einer der populärsten Männer, seine Freunde in Bremen besucht, mehrere Male unter grofsartigem Zulauf gepredigt und nebenbei für seine magnetischen Kuren Propaganda gemacht. Dagegen erhoben sich die Rationalisten: einer seiner entschiedensten Gegner war der Rektor Ummius. So erklären sich folgende gegen Lavater gerichtete Thesen: Lavaterus maiori vituperatione quam laude est dignus; Magnetismus res vanissima est. Auch die These: Ars physiognomica plus damni quam utilitatis afferre videtur ist auf Lavater gemünzt, dessen vierbändiges Prachtwerk 'Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe' das gröfste Aufsehen erregt hatte. — Zwei Jahre später, 1788, wurde in Bremen die erste Freimaurerloge gestiftet. Dies Ereignis mag damals viel besprochen sein und führte auch zu Debatten in der Domschule. Einer behauptet, der Orden der Freimaurer — liberi caementarii — sei weder zu loben noch zu tadeln, Kunhardt, er sei zu tadeln. Die vorsitzenden Lehrer mögen dabei viel nebelhaftes und naseweises Gerede zu hören bekommen haben. — In denselben Jahren machte sich in der Domgemeinde eine Bewegung geltend, welche auf Abschaffung der Privatbeichte und Einführung der allgemeinen Beichte und Vorbereitung zum Abendmahl abzielte und 1791 Erfolg hatte.[1]) Darauf beziehen sich folgende Thesen: Confessio privata publicae anteferenda est. Confessio privata est utilis, sed minime necessaria. Confessio peccatorum privata coram ministro Dei est abroganda. Confessio peccatorum generalis in quibusdam casibus privatae est anteferenda.

Auch über Sitten und Bräuche der Zeit, über mancherlei soziale Einrichtungen und Erscheinungen wurde disputiert, z. B. der Soldatenschacher, den damals deutsche Fürsten trieben, die stehenden Heere mit ihren Vorteilen und Nachteilen, Pietismus, Toleranz, Sprachstudien und Wahl der Lektüre werden besprochen. Man bemüht sich zu beweisen, dafs der Tabaksgenufs — usus herbae Nicotianae — wobei auch an das damals so verbreitete Schnupfen zu denken ist — sehr heilsam sei oder doch mehr nützlich als schädlich, das Kaffeetrinken aber — usus potus Arabici — ist verwerflich. Die Impfung — insitio variolarum — ist zwar sehr zu empfehlen, aber niemand darf dazu gezwungen werden. Derselbe, der diese These aufstellt, erklärt sich für das Selbststillen der Mütter: unaquaeque mater ex se natis mammas non praebens, excepto morbi casu, est reprehendenda. Federbetten und Öfen schaden der

---

[1]) S. Rotermund, Geschichte der Domkirche zu Bremen S. 137 ff.

Gesundheit, der Landaufenthalt ist dem städtischen vorzuziehen, aber ein Eremitenleben darf man nicht führen.

Einmal wird auch die Judenfrage gestreift: die allgemeine Ansicht, die Juden seien schlechte Menschen, sei falsch, und man könne sich nur darüber freuen, dafs ihnen jüngst in Österreich erlaubt sei Doctores juris zu werden. Ganz modern muten an die Thesen: Nostro seculo non omnino necessaria est homini docto (d. h. einem Gebildeten) veterum linguarum notio und: Medicus graecae linguae cognitione carere nunc temporis potest. Schon vor mehr als hundert Jahren also machten sich Anschauungen geltend, die heute weit verbreitet sind und in dem Streit über die Umgestaltung des höheren Schulwesens mit aller Entschiedenheit vertreten werden.

Diese Auswahl aus rund 800 Thesen, die während eines dreijährigen Zeitraumes aufgestellt wurden, wahrscheinlich aber nicht sämtlich zur Besprechung kamen, mag genügen, wenn sie nicht gar schon zu reichlich ausgefallen ist. Jährlich fanden über 40 zweistündige Disputierübungen statt. Dafs sie die formale Bildung der Schüler förderten, sie befähigten lateinisch zu denken, zu sprechen und zu schreiben, zur Redegewandtheit, Schlagfertigkeit und klarem Denken beitrugen, leidet keinen Zweifel, und von sich selbst bestätigt das ein anderer Schüler der Domschule, aus den Jahren 1776—1779, der namhafte Göttinger Historiker Heeren, ein Sohn des oben erwähnten Dompredigers, mit den Worten (Selbstbiographie, Historische Werke 1821, S. XVIII): 'Ist Klarheit in meine Ideen, ist Flufs in meine Rede gekommen, so verdanke ich es vorzüglich diesen Übungen und segne die Stunden, die ich darauf verwandt habe', aber eine allseitig befriedigende und gründliche Bildung gewährte die schola Petrina nicht. Mangelhaft war der Unterricht in der griechischen Grammatik: während der drei Jahre, welche Kunhardt in Prima zubrachte, trat sie ganz zurück, keine einzige Regel wurde gelehrt oder auch nur angeführt, mancher ganz geläufige Sprachgebrauch, z. B. die Wendung *οἱός τέ εἰμι* mit folgendem Infinitiv und ähnliches blieb unerklärt, so dafs Kunhardt bei seiner Privatlektüre des Herodot stecken blieb und sie verzweifelnd aufgab, bis er sich genügende Hilfsmittel verschafft hatte. Horazens Oden metrisch zu lesen, war er nicht im stande, und mit der Metrik war auch ihre Voraussetzung, die Prosodie, ein wenig bekanntes Gebiet. In der Mathematik und Geographie, der alten wie der neuen, wufsten nur diejenigen Schüler etwas, welche aus besonderem Interesse sich ernstlicher damit beschäftigt hatten. Nach einer Andeutung Kunhardts scheint besonders der mathematische Unterricht unzulänglich gewesen zu sein; man darf aber nicht vergessen, dafs auch dieser damals von Theologen erteilt wurde. Die neueren Sprachen wurden in der Domschule, die ganz der Typus der alten Latein- oder Klosterschule war, offiziell nicht gelehrt.

In das Athenäum, eine Art von Vorbereitungsklasse zum akademischen Unterricht, die von den Schülern der Domschule vor ihrem Abgange zur Universität etwa ein Jahr, selten länger besucht wurde, trat Kunhardt nicht ein. Der Unterricht, der dort gegeben wurde, umfafste im Grunde dieselben Wissen-

schaften und Sprachen, welche schon in der Prima der Domschule gelehrt wurden, aber in mehr akademischer Form, d. h. es wurden, wenigstens über die Wissenschaften, Vorlesungen gehalten. 'Dafs dies seinen Nutzen hatte', sagt Bredenkamp im Hanseatischen Magazin Bd. V S. 294 ff., besonders, wenn der bisher genossene Unterricht eben nicht der vollkommenste gewesen war, leugne ich nicht. Aber dieser Nutzen, der, für die bisherigen Schüler der Domschule besonders, nur gering war, da sie am Athenäum ihre bisherigen Lehrer und dieselben Lektionen behielten, wurde weit durch andere Nachteile überwogen. Die Mitglieder des Athenäums genossen nämlich, da sie keine Schüler mehr, sondern Studenten sein sollten und zum Beweise davon auch mit dem Ordenszeichen eines akademischen Bürgers, dem Degen, geziert waren, eine gröfsere Freiheit als die Klassenschüler und waren einer weniger strengen Disziplin unterworfen. Natürlich wurde diese akademischartige Freiheit sehr oft gemifsbraucht. Man besuchte die ohnehin nur wenigen Unterrichtsstunden nach Belieben, lieferte die aufgegebenen Arbeiten nach Belieben, nahm an den hier eingeführten wöchentlichen Disputierübungen nach Belieben teil, kurz man lebte ganz nach akademischer Weise, oder wie Horaz die Lebensart des Jünglings tandem custode remoto schildert. Da die Zahl dieser sogenannten Studenten immer nur sehr klein war (selten stieg sie bis zu 10), so bildete sich um so leichter ein dem ernstlichen Studieren nachteiliger esprit de corps, und der Fleifsige mufste nolens volens mit einwilligen, wenn es seinen weniger thätigen Mitbürgern gefiel, eine Stunde auszusetzen. Die Fortschritte, welche der gut vorbereitete Jüngling also am Athenäum machte, waren in Vergleich mit der Zeit, die sie kosteten, nur sehr gering, und die Bemühungen der Lehrer, diesen Unregelmäfsigkeiten zu steuern, hatten nie eine bleibende Wirkung. — Sie sahen es daher nicht ungern, wenn einer oder der andere ihrer bisherigen Schüler das Recht, mit dem Degen paradieren zu dürfen, und die gröfsere Freiheit seinem wahren Nutzen aufopferte und, ohne sich zur Aufnahme unter die Bürger des Athenäums zu melden, so lange in der ersten Klasse blieb, bis er völlig reif für die Akademie war. Ich selbst habe es mehreren, die mich um Rat fragten, geradezu abgeraten, aufs Athenäum zu gehen.' Zu diesen hat vielleicht auch Kunhardt gehört, der freilich des Athenäums mit keiner Silbe gedenkt; jedenfalls that er gut daran keine Zeit zu verlieren in einer Anstalt, deren Eingehen (zu Ostern 1796) Bredenkamp, der selber Bürger des Athenäums gewesen war und zehn Jahre darin unterrichtet hatte, 'als wahren Gewinn für den gründlichen Unterricht und die bessere Disziplin der Jünglinge' ansah (a. a. O. S. 293). Er mochte wohl oft schmerzlich genug empfunden haben, wie nachteilig das böse Beispiel, das im Athenäum gegeben wurde, auf die jüngeren Schüler einwirkte.

Mit Kunhardts Abgang zur Universität lockerten sich seine Beziehungen zu Bremen und hörten nach einigen Jahren ganz auf, ich könnte füglich meine Darstellung hier abbrechen. Aber es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie der charaktervolle Jüngling, der durch seinen Fleifs die Mängel seiner Bildung und durch seine sittliche Tüchtigkeit die Gefahren seiner Umgebung und Armut

überwand, sich weiter entwickelte. War seine Lage bisher schon traurig genug gewesen, so steigerte sich zunächst noch seine Verlassenheit, und Hungern und Darben begleiteten ihn durch die Jahre, die für so viele die schönsten des Lebens sind. Als er für reif für die Universität erklärt wurde, stand er völlig mittellos da; Verzweiflung bemächtigte sich seiner, wenn er an das häusliche Elend in Osterholz dachte, doch Mut und Gottvertrauen kehrten wieder, als ihm eine freilich nicht ausreichende Unterstützung geboten wurde. Ein älterer Schulfreund, der wissenschaftlich recht zurückgeblieben war, aber trotzdem jetzt abgehen wollte, forderte ihn auf mit nach Helmstedt zu gehen und ihn dort in seinen Studien zu unterstützen, dafür wolle er die Kosten für gemeinschaftliche Wohnung und noch einige andere Bedürfnisse bestreiten. Mit Freuden ging Kunhardt auf das Anerbieten ein, doch es hätte ihm nichts genützt, denn er besafs nicht einmal das Reisegeld. Da aber ward ihm eine zweite Hilfe. Am Tage vor der Abreise teilte ihm der Domprediger Nikolai mit, es sei ihm aus der Kasse der Domstruktur ein jährliches Stipendium von 50 Thalern auf 3 Jahre bewilligt, und zahlte ihm zugleich $12\frac{1}{2}$ Thaler im voraus als Reisegeld. Ferner verschaffte ihm Bredenkamp, der in Helmstedt Beziehungen zu dem Professor der Theologie Pott hatte, einen Freitisch im dortigen Konvikt und bewog Pott, den beiden Jünglingen eine Wohnung in seinem Hause zu vermieten. Die geringe Summe, welche Kunhardt besafs, wurde fast ganz auf der Reise verbraucht; mittellos betrat er Potts Haus, aber auf Bredenkamps Empfehlung gütig nebst seinem Freunde empfangen. Pott gestattete ihm den unentgeltlichen Besuch seiner Vorlesungen, die gleiche Vergünstigung gewährten auf ein vorgelegtes Armutszeugnis vier andere Professoren. Sein Stubengenosse entzog sich bald seinem Umgange und überliefs sich einem völlig ungebundenen Leben und Treiben, bei ihm dagegen liefsen die Sorgen keinen frohen Jugendmut aufkommen. Die liebliche Umgebung Helmstedts, das beständige schöne Wetter des Sommers von 1791 lockten freilich auch ihn, aber der Gegensatz verdüsterte nur seine Stimmung. Hungrig mufste er oft zur Ruhe gehen, und er lag dann bis in die tiefe Nacht wach; wenn er ein Abendessen hatte, war es ein Stück trockenen Brotes oder ein schaler Rest des dürftigen Freitisches. Nicht ohne Neid blickte er auf die gut gekleideten und verschwenderischen Kommilitonen, aber dafür sah er sich geschützt gegen manche Versuchung, welcher diese erlagen. So erging es auch seinem Freunde und Stubengenossen: der verlotterte völlig, und wenn er nicht abwesend war, so verleidete er ihm das Zusammenwohnen durch eine Kohorte turbulenter Genossen, die er zum Trinken und Spielen mitbrachte. Schliefslich nahm sich der Hauswirt, Professor Pott, der Sache an, nicht etwa, indem er die Skandalmacher vor die Thür setzte oder dem Mieter kündigte, sondern er wies Kunhardt in einem anderen Teile des Hauses ein ruhiges Zimmer an, wofür dann Bredenkamp bei hiesigen Kaufleuten die Miete zusammenbrachte.

Die Universität Helmstedt, die unter den deutschen Hochschulen in der Pflege der humanistischen Studien einen hervorragenden Rang eingenommen

hat[1]), war damals in Verfall und bot ideal veranlagten, strebsamen Jünglingen wenig; in dem ebenso nahen Göttingen dagegen, das in den beiden Jahrzehnten vor der Revolution seine Glanzperiode erlebte, wo die Altertumswissenschaft unter Heyne, das Geschichtsstudium unter Schlözer, Spittler und Gatterer blühte und auch die deutsche Poesie eine Pflegestätte gefunden hatte, würde Kunhardt wirksamere Unterweisung und reichlichere Anregung gefunden haben. Zwar gab es tüchtige Gelehrte in Helmstedt, aber ohne hinreifsende Wirkung als Lehrer und unfähig in der akademischen Jugend, die nur an künftige Versorgung dachte, Idealismus zu wecken und zu nähren: panem plerique, sagt Kunhardt, doctrinam pauci quaerebant. Vorlesungen über Litteraturgeschichte kamen selten zu stande, Interpretationen klassischer Werke wurden vergeblich angeboten. Die wenigen ideal Gesinnten aber wurden nicht angeleitet sich zu beschränken, sondern trieben sich in einem Vielerlei von Wissenschaften herum, das der Gründlichkeit nur schaden und Fortschritte und Entdeckungen nur aufhalten konnte. Ein spezifisches Studium der Philologie gab es damals noch nicht, das hat erst Friedrich August Wolf geschaffen, und es hat noch vieler Jahre bedurft, bis sich die Philologie von der Verquickung mit der Theologie völlig befreite. So hat denn auch Kunhardt ebensowohl Theologie als Philologie studiert, ja er hat später in Lübeck gelegentlich die Kanzel betreten. Er hörte Kirchen- und Dogmengeschichte, alt- und neutestamentliche Exegese und christliche Ethik bei Professoren, die zweifellos tüchtiger in ihren Fächern waren als die Professoren der Philologie in den ihrigen. Von ihnen war der eine, der ältere Wernsdorf, bekannt als Herausgeber der Poetae latini minores, damals alt und öffentlich nicht mehr thätig, der andere, sein Sohn, ein äufserst reizbarer und empfindlicher Mann, stand zeitweilig unter einer geistigen Depression und warf dann seine Vorlesungen auf, der dritte, Wiedeburg, Professor der Philosophie, dann auch der Eloquenz und Poesie, zugleich Rektor des Helmstedter Lyceums, war bedeutender als Schriftsteller denn als Lehrer. Er hatte die beiden obersten Klassen seiner Schule von den übrigen getrennt, auch räumlich, und liefs sie unter seiner Leitung von den Mitgliedern des philologischen Seminars unterrichten. Dazu gehörte auch Kunhardt, dem er den Unterricht in der griechischen Grammatik, dann auch in der Geschichte übertrug, eine harte Aufgabe, da Kunhardt, was er lehren sollte, sich erst mühsam von Lektion zu Lektion erarbeiten mufste. Aber es gelang, da er natürliches Lehrgeschick besafs und im Unterrichten schon von Bremen her geübt war. Auch in Helmstedt gab er von Anfang an Söhnen von Professoren Privatunterricht, und dadurch, wie durch die Mitgliedschaft im Seminar, bibliothekarische Thätigkeit und kleine Schriftstellerei erwarb er sich die Mittel zu einer freilich nur kümmerlichen Existenz. Im Jahre 1795 wurde er zum Magister artium liberalium promoviert und im nächsten Adjunkt der philosophischen Fakultät mit dem Rechte Vorlesungen zu halten. Am liebsten

[1]) Man vergleiche darüber das vortreffliche Buch von F. Koldewey, Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt. Braunschweig 1895.

wäre er nun in Helmstedt geblieben und Dozent der Philosophie geworden, da er sich unter der Leitung des Professors G. E. Schulze, der ihn mehr als seine anderen Lehrer fesselte, eingehend mit der damals alles beherrschenden Kantischen Philosophie befafst hatte; weil man aber eine Verlegung der Universität nach Braunschweig plante, ohne dafs die Verhandlungen darüber von der Stelle kamen, so hätte Kunhardt seinen Wunsch erst spät oder gar nicht erfüllt gesehen. Auch drückten ihn Existenzsorgen: trotz der gröfsten Einschränkung war er nicht schuldenfrei geblieben. Er mufste sich also nach einem Schulamte umsehen, und dazu bot sich ihm auf Wiedeburgs Empfehlung eine Aussicht in Lübeck.

Hier war 1795 der achtzigjährige Rektor des Katharineums, Joh. Daniel Overbeck (ein Grofsonkel des berühmten Malers) nach fünzigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten und in weiterer Folge davon die dritte Lehrerstelle, die des Subrektors, frei geworden. Um diese bewarb sich Kunhardt und erhielt vom Senate eine Zusage, aber mit der Mafsgabe, dafs erst nach Overbecks Tode der Antritt des Amtes erfolgen solle. Offenbar rechnete man darauf, Overbeck werde bald sterben, und dann sollte das erledigte Ruhegehalt zu Kunhardts Besoldung dienen. Aber der alte Mann, ein senex inexhaustis viribus, that der Behörde den Gefallen nicht, und der arme ungeduldige Kunhardt blieb noch drei trübe Jahre an Helmstedt gefesselt, bis dann endlich nicht etwa Overbeck starb — der lebte noch weit ins folgende Jahrhundert hinein —, sondern die Bürger Lübecks eine Petition an den Senat richteten, er möge nunmehr die verwaiste Stelle des Subrektors wieder besetzen. Das half: um Neujahr 1799 konnte Kunhardt nach Lübeck übersiedeln, aber erst im Mai wurde er in sein Amt eingeführt.

Die Verhältnisse, in die er hier eintrat, waren in mancher Beziehung verschroben und verzopft, änderten sich aber bald, als die Behörden mit einsichtsvollem und weitem Entgegenkommen, die Lehrer, und nicht am wenigsten Kunhardt, mit Eifer und pädagogischem Geschick eine gründliche Umgestaltung des Katharineums vornahmen. Nach einer überaus trüben Jugendzeit endlich in befriedigende Verhältnisse versetzt, hat er ihm vierzig Jahre treu und gewissenhaft gedient, hochgeachtet von Kollegen und Mitbürgern, geschätzt von den Behörden und auch aufserhalb Lübecks bekannt durch seine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, die das geschichtlich-philosophische, dogmatisch-ethische und philologisch-pädagogische Gebiet umfafste. Aus dem letzten waren es besonders seine Anleitung zum lateinischen Stil, den er meisterhaft beherrschte, und seine sophokleischen Studien, die Anerkennung in weiteren Kreisen fanden. Ein Augenleiden nötigte ihn 1838 in den Ruhestand zu treten, aber bis fast an sein Ende, im Jahre 1844, blieb er geistig rege und thätig.

So viel aus Kunhardts Leben. Ein berühmter Mann, ein Bahnbrecher in der Philologie oder Pädagogik zu werden war ihm nicht beschieden, er ist nur einer der vielen Tausende deutscher Schulmänner, die in stiller, unscheinbarer Pflichterfüllung den Besten ihrer Zeit genug gethan haben und dann

vergessen werden. Aber es lohnt sich einmal sein Andenken zu erneuern, zumal bei uns, die wir ihm dankbar dafür sein müssen, dafs er in seiner Selbstbiographie so eingehend seiner bremischen Schülerzeit gedenkt. Diese bisher hier nicht beachteten Mitteilungen enthalten nicht nur interessante lokalschulgeschichtliche Thatsachen, sondern gewähren auch, in Verbindung gebracht mit den Verzeichnissen der Schuldisputationen, eine der seltenen Gelegenheiten, einen Einblick in den Unterrichtsbetrieb vergangener Zeiten zu gewinnen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DREI JAHRE LATEIN AN EINER REFORMSCHULE

Letzte Ostern ist an der Drei-König-Schule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt der erste Jahrgang, bei dem Ostern 1895 der veränderte Lehrplan eingeführt wurde, an die Grenze der Untersekunda und damit zu dem Punkte gelangt, von dem an das neue Realgymnasium mit dem alten (abgesehen vom Englischen) wieder völlig übereinstimmen soll. Da ziemt es sich wohl einmal zurückzuschauen und zu prüfen, ob das gesteckte Ziel auch wirklich erreicht worden ist.

Wir wollen uns aber an dieser Stelle nur auf ein Fach, das Latein, beschränken. Es ist von Untertertia an betrieben worden: in den Tertien in wöchentlich je 9, in Untersekunda in 5 Stunden. In Untertertia wurde die gesamte Formenlehre — regelmäfsige und unregelmäfsige sofort vereinigt — samt Nominativus und Accusativus cum Infinitivo und Partizipialkonstruktionen geübt. Es folgte in Obertertia die Lehre von den Satzteilen (Kasuslehre), den indirekten Fragesätzen, Wiederholung und Erweiterung der Partizipialsätze, Gerundium und Gerundivum. Die Untersekunda beschäftigte sich mit der Moduslehre.

Haben nun die Schüler den wahrlich nicht unbeträchtlichen Stoff in den drei Jahren bewältigt? — Selbstverständlich müssen wir uns hier aller Prophezeiungen für die Zukunft enthalten. Es ist ja immerhin möglich, dafs die in so viel kürzerer Zeit vorbereiteten Schüler das Gelernte schneller vergessen als die nach der alten Methode gedrillten — dem Kenner dürfte dies allerdings kaum denkbar erscheinen! Sehen wir also ab von Zukunftsbefürchtungen und beschränken wir uns streng auf die bisher und zwar nur an dem einen Jahrgange beobachteten Resultate, so können wir sagen: Die Leistungen der Reformschüler sind keinesfalls geringer als die früherer Quoten unserer eigenen Anstalt, noch auch, soweit unsere Erfahrungen reichen, die der Zöglinge von Schwesteranstalten. Dieses Ergebnis ist also in drei Jahren bei wöchentlich 23 Stunden erzielt worden, während wir sonst sechs Jahre bei wöchentlich 39 Stunden gebraucht haben. Wie ist das zu erklären? — Von Sexta an werden unsere Schüler am Deutschen streng grammatisch geschult. Wir wissen, wie sehr in weiten Kreisen seit Grimm die deutsche Grammatik an den Gymnasien perhorresziert wird; zweifellos aber wird den Schülern dadurch eine solide Grundlage gegeben, die ihnen bei Erlernung aller Fremdsprachen von gröfstem Vorteil ist. Mit grofser Sicherheit lernen selbst minder begabte Knaben die Satzteile und die Nebensätze erkennen und unterscheiden. Im Französischen (dessen Vorzug vor dem Lateinischen uns nicht zuletzt darin zu liegen scheint, dafs kleine Schüler mit viel gröfserer Lust daran gehen, weil sie diese Sprache gleich etwas praktisch anwenden können) haben die Zöglinge dann bereits eine Fremdsprache kennen gelernt, was von Wert ist, wenn man diesen Wert auch nicht überschätzen darf. Ganz besonders aber ist zu beachten, dafs das Schülermaterial in Untertertia doch ein bedeutend reiferes ist als in Sexta — die Kleinkinderarbeit ist dem Lateinlehrer erspart.

Diese Vorteile müssen nun noch verstärkt werden durch eine geeignete Methode und geeignete Hilfsmittel. Es scheint dem Referenten Pflicht zu sein öffentlich zu bekennen, dafs er den besten Teil der Erfolge, die er etwa bei seinem dreijährigen Unterricht in den Reformklassen zu verzeichnen gehabt, der Grammatik von Vogel und den Übungsbüchern von Schwarzenberg zu danken hat. Die schnelle Einübung der Formenlehre würde in Untertertia kaum möglich sein ohne die straffe Zusammenfassung, wie sie die Vogelsche Grammatik giebt. Vor allem bei der Konjugation haben wir das empfunden. Im syntaktischen Teile zeichnet sich die Grammatik durch die konsequente Durchführung der Gliederung nach den Satzteilen aus, was dem an der deutschen Grammatik tüchtig geübten Schüler die Einsicht in die lateinische Grammatik erheblich erleichtert,

wenn es auch manchmal kleine Unbequemlichkeiten mit sich bringt. Manche Regel, die an sich nützlich und gut ist, könnte nach dem Vorbilde anderer Grammatiken wohl fallen. — Die Schwarzenbergschen Übungsbücher sind schon oft besprochen worden: meist in zustimmendem Sinne; einige Referenten haben auch Vorwürfe dagegen erhoben. Nach dreijähriger Arbeit mit diesen Büchern darf es der Unterzeichnete wohl aussprechen: sie haben sich in der Praxis vorzüglich bewährt. Repetitio est mater studiorum — dieses Wort könnten Schwarzenbergs Bücher als Motto tragen. Immer und immer wieder werden Formen und Regeln wiederholt. Die Beispiele sind dem reiferen Verstande gröfserer Schüler angepafst: sie muten ihm etwas zu, sie ziehen ihn durch ihren Inhalt an. Dem oberflächlichen Leser erscheinen die Sätze zunächst vielleicht etwas allzu schwierig. Aber im grofsen und ganzen sind sie dem Geiste dreizehn- bis sechzehnjähriger Schüler durchaus angemessen. Sehr bald gewöhnen sich diese aufzumerken auf die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die gewöhnlich jeder einzelne Satz bietet, und dankbar empfinden auch sie die schnelle und stetige Förderung, die sie durch solche Übungen deutlich erfahren. Nur in einigen Partien spannt Schwarzenberg den Bogen wohl etwas zu straff. Als solche bezeichne ich hauptsächlich: im Lehrbuch für IIIB einen Teil der Sätze zum Nom. c. Inf., im Lehrbuch für IIB einige Stücke zur indirekten Rede. Auch sonst finden sich noch manche Beispiele, die eine Vereinfachung vertragen, wenigstens soweit Realgymnasiasten in Betracht kommen. Die Übungsbücher für IIIA und IIB könnten aber auch recht gut am humanistischen Gymnasium Verwendung finden, und da würden auch die schwierigeren Partien wohl mit gröfserer Leichtigkeit bewältigt werden. — Ergänzt wurden die Übungen der Schwarzenbergschen Bücher durch die Lektüre von Cäsar und Cicero, an die sie sich eng anlehnen. Wir haben in Obertertia sofort und ohne andere Vorbereitung als die, die das Übungsbuch für IIIB gewährt, mit Cäsar begonnen und keinerlei Unzuträglichkeiten bemerkt. Die Schüler lasen — allerdings nach der Ausgabe von Fügner, die ja für die Übersetzung wesentliche Erleichterungen giebt — bald recht glatt. Ich konstatiere, dafs ich nicht gefunden habe, dafs die Leistungen der Reformschüler irgendwie hinter denen der nach dem alten System vorgebildeten Zöglinge zurückgeblieben wären. Gelesen wurden 2½ Buch. In Untersekunda ging es sogleich an Ciceros Catilinarische Reden, von denen zwei gelesen worden sind. Auch hierbei waren die Ergebnisse ähnlich wie bei der Cäsarlektüre. Durch Auswendiglernen der Präparationen wurde die Vokabelkenntnis erweitert, zu der nach Schwarzenbergs Übungsbuch für Untertertia ein fester Grund gelegt war. Vokabeln und Redensarten sind darin wesentlich aus Cäsar entnommen, und auch dadurch wurden die Schüler auf die Cäsarlektüre vorbereitet. — In Obertertia ist das Pensum der Untertertia fortwährend wiederholt und so eine sehr erfreuliche Sicherheit erreicht worden. Auch in Untersekunda wurden die Repetitionen fortgesetzt; allerdings konnte dies hier nicht mehr in so umfassender Weise geschehen. Um ein in jeder Beziehung befriedigendes Resultat erzielen zu können, würde in dieser Klasse eine sechste Lateinstunde dankbar begrüfst werden.

Es fragt sich nun noch: Hat dieser so intensiv betriebene Lateinunterricht nicht einen Druck auf die übrigen Fächer ausgeübt? Es soll nicht verschwiegen werden, dafs hin und wieder, namentlich im Anfang, von den Vertretern anderer Fächer derartige Klagen laut geworden sind. Wie könnte es auch anders sein! Aber die Klagen sind verstummt. Das Latein erfordert natürlich stets energischen Fleifs, doch von einer Schädigung der anderen Disziplinen kann im Ernst keine Rede sein, und ein solcher Vorwurf wird auch im Ernst weder von den Nichtlateinlehrern noch von irgend welcher mafsgebenden Seite mehr erhoben. In Summa werden wir also wohl nicht ohne Berechtigung behaupten dürfen, dafs die Neuerung die erste Probe gut bestanden hat.

Fritz Richter.

Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Werke. Von Theodor Fritzsch. Dresden, Bleyl u. Kämmerer 1900. VII u. 193 S. gr. 8°.

Der Philanthropinismus, die pädagogische Hauptströmung im Zeitalter der Aufklärung, hat in den letzten Jahren durch mehrere tüchtige Arbeiten eine ganz neue Beurteilung gefunden. Zuerst hat der Franzose Pinloche in seiner Geschichte des Philanthropinismus (1889) erwiesen, dafs nicht Rousseau zu dieser Bewegung den Anstofs gegeben hat; er glaubte vielmehr Cavadeux de la Chalotais an dessen Stelle setzen zu müssen. Dann aber hat Künoldt (1897) in seiner gründlichen Untersuchung über des letzteren Verhältnis zu Basedow festgestellt, dafs Basedow

vielmehr Martin Ehlers (1732—1800), der zuletzt Professor der Philosophie in Kiel war, die ersten Anregungen zu seiner Erziehungslehre verdankt. Hier setzt nun Fritzsch mit seiner Monographie über E. Chr. Trapp ein: jener M. Ehlers war nämlich Rektor an der Lateinschule zu Seegeberg, als Trapp dort mit 15 Jahren als Schüler eintrat, und er hat auf dessen ganze geistige Entwickelung weit über die Schulzeit hinaus den gröfsten Einflufs ausgeübt. So tritt aber Trapp in ein ganz anderes Verhältnis zu Basedow: er hat nicht von diesem in die philanthropistischen Ideen sich einführen lassen, sondern beide haben aus gleicher Quelle geschöpft, und Verfasser zeigt, wie Trapp in der ganzen philanthropistischen Bewegung eine durchaus selbständige Stellung neben jenem einnimmt, ja ihm vielfach überlegen ist.

Zu diesen Ergebnissen kommt Fritzsch auf Grund sorgfältiger Studien. Er hat mehr, als dies früher geschehen ist, Trapps eigene Schriften, namentlich die auf seinen Anteil kommenden Partien von Campes Revisionswerk und die grofse Menge von Rezensionen in Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek benutzt, und so ist es ihm denn gelungen, eine systematische Darstellung von dessen Pädagogik zu geben, zu der aufser den eben genannten Schriften vor allem Trapps 'Versuch einer Pädagogik' (Berlin 1780) den Stoff geliefert hat. So erweist sich Trapp in der That als der bedeutendste Schriftsteller des Philanthropinismus, was namentlich in dem Teile des Buches von Fritzsch zu Tage tritt, der Trapps Verhältnis zu Campe behandelt.

Doch damit ist der Inhalt dieser verdienstlichen Arbeit noch nicht erschöpft. Trapp ist nämlich auch noch zu den beiden Männern, die dem Erziehungswesen der Gegenwart das Gepräge gegeben haben, in Beziehung getreten: Pestalozzi und Herbart haben bei ihm von Anfang an gerechte Würdigung und Verständnis gefunden. So hat Verf. den Vertreter des Philanthropinismus nicht nur zu seinen Vorläufern und Zeitgenossen, sondern auch zur Folgezeit ins richtige Verhältnis gesetzt, und gerade darin ist ein besonderer Vorzug seines Buches zu sehen. Es soll aber auch nicht verschwiegen werden, dafs die einzelnen Abschnitte desselben nicht gleich gelungen sind: so hätte die pädagogische Thätigkeit Trapps in Dessau und Halle noch etwas mehr ins Licht gerückt werden können, und manches, was in den Anmerkungen des zweiten, systematischen Teiles steht, hätte in den Text des ersten, der Trapps Leben darstellt, hineingearbeitet werden sollen. Doch das sind Nebendinge, die an der Thatsache nichts ändern, dafs Fritzsch mit seinem Buche einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Philanthropinismus geliefert hat.

Paul Stötzner.

DIE DIENSTINSTRUKTIONEN FÜR LEITER UND LEHRER HÖHERER LEHRANSTALTEN IN VERSCHIEDENEN STAATEN DEUTSCHLANDS UND IN ÖSTERREICH

Von Hans Morsch

(Schlufs)

7. Censuren; Censurprädikate

Es wäre zu kleinlich, wollte man die verschiedenen Stufen der Censuren von unserm 'sehr gut' bis 'ungenügend' zusammenstellen. Hier habe ich eine durchgehende Normierung, wie sie jetzt in Preufsen eingetreten ist, in einigen Staaten nicht gefunden; wo eine solche Fixierung vorhanden, sind es, wie in Preufsen, meist 5 Abstufungen, so in Sachsen § 54 der Verordnung, ebenso in Baden § 39, in Österreich 5 oder 6 vgl. Normalien 217 (vom 2. März 1866) und 'Weisungen' S. 15; oft sind noch allgemeine Censuren vorgeschrieben, oft nicht; so giebt es ähnlich unsern Nummern 1, 2[a] u. s. w. in Österreich im ganzen vier Arten von Zeugnissen (vgl. § 76 und 'Weisungen' S. 16) u. s. w. u. s. w. — Erwähnt sei dieser Punkt hier auch deswegen, um auf einen nach meinem Dafürhalten ziemlich bedeutenden Mangel in den alten preufsischen Instruktionen hinzuweisen. Völlige Verwirrung herrscht nämlich hier in Bezug auf die Ausdrücke: Gesamtprädikate, zusammenfassende Urteile, allgemeine Urteile; der erstere Ausdruck steht in der preufsischen, der zweite in der pommerschen, der dritte in der brandenburgischen Instruktion. Unter Gesamtprädikaten kann man doch nur die meist üblichen Censurnummern 1, 2[a], 2 u. s. w. verstehen; aber was heifst denn die Anordnung für Preufsen: 'Die Censuren werden von den Ordinarien auf Grund der von den Lehrern abgegebenen Urteile entworfen; die Feststellung der Gesamtprädikate erfolgt in einer Konferenz'? Sind denn Urteile über Betragen, Fleifs, Aufmerksamkeit nicht Gesamtprädikate, sollen diese nicht in der Konferenz festgesetzt werden, wie es doch durchgängig Sitte ist? Und was sind zusammenfassende Urteile in Pommern? Etwa Urteile über die Klasse im allgemeinen, Klassenberichte, welche vor der Versetzungsverkündigung in der Aula häufig verlesen werden? 'Die Censuren sind, nachdem die einzelnen Lehrer schriftlich ihre Urteile abgegeben, hinsichtlich der zusammenfassenden Urteile . . . von allen Lehrern zu beraten . . .' Oder auch Censurnummern von 1—3? Und für Brandenburg § 14 sind doch unter 'allgemeinen Urteilen über Betragen und Fleifs', die stets in einer Konferenz zu beraten sind, wohl nicht die Censurnummern 1, 2[a] . . . zu verstehen, wie in Preufsen unter Gesamtprädikaten, auch keine Klassenurteile; sind diese letztern, die man hier an vielen

Anstalten findet, nicht in einer Konferenz festzusetzen? — Gerade solche Klassenurteile, von denen die brandenburgische Instruktion nichts zu wissen scheint, müfsten doch vorher in der Versetzungs- bez. Censurkonferenz vorgelesen und besprochen werden, damit nicht jeder Ordinarius nach seinem eigenen Gutdünken und seinen eigenen Beobachtungen, welche er gemacht hat oder gemacht zu haben glaubt, dieselben abfassen kann.

Warum für mehrere benachbarte Provinzen so verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache, oder so viele sachlich auseinandergehende Verfügungen?

Ist also hier eine Regelung notwendig, so noch vielmehr in Bezug auf allgemeine Grundsätze, nach welchen eine z. B. 2^a^, 2^b^ zu erteilen oder vielleicht nicht zu erteilen sei. Hier herrscht zwischen den verschiedenen Lehranstalten Preufsens grofse Ungleichmäfsigkeit; einige Lehrerkollegien haben sich dahin geeinigt, dafs, wenn in zwei Hauptgegenständen, z. B. Deutsch und Mathematik, das Prädikat 4 erteilt sei, ohne dafs dies durch eine 2 in andern Fächern ausgeglichen ist, sofort die Hauptcensur 2^b^ die Folge ist, oder im negativen Sinne dahin, dafs die gute Hauptnummer 2^a^ nicht zu geben sei, wenn der Schüler z. B. einmal mit Arrest wegen schlechten Betragens bestraft sei u. s. w. Aber auch innerhalb desselben Lehrerkollegiums geht hier die Praxis oft weit auseinander; eine Censur mit 2^a^ bei dem milden Ordinarius des Ostercoetus der Untertertia ist schlechter als eine Nummer 2, welche der strengere 'Klassenvater' des Michaeliscoetus erteilt hat. Früher, ehe die neuesten Versetzungsbestimmungen erlassen waren, hat man es erlebt, dafs die Censur eines nichtversetzten Schülers von der einen Anstalt besser war als diejenige eines versetzten der Nachbaranstalt. Jetzt wird dies nicht mehr so leicht möglich sein. Solche Ungleichmäfsigkeit, so natürlich sie ist, wirkt auf junge Gemüter verwirrend, sie zerstört den Glauben an die Gerechtigkeit der Lehrer. Hier wäre eine äufsere Uniformierung, mag sie auch sonst in pädagogischen Dingen unheilvoll sein, durchaus am Platze, sie würde erziehend wirken. Wenigstens müfsten die Lehrerkollegien sich über gewisse Prinzipien bei der Censurerteilung einigen, dieselben nach zwei bis drei Jahren, wenn nötig, revidieren, damit gegebenenfalls bei schlechtem Gesamtzustande einer Schule durchweg durch alle Klassen eine gleichmäfsig scharfe Censierung eintreten könne. Auch darüber möchte man eine einheitliche Festsetzung wünschen, ob und welche Strafen (Tadel, Arrest) auf der Censur zu vermerken seien oder nicht. Häufig ist es ja der Fall, dafs auf den Censuren auch mehrere Strafen nicht vermerkt stehen, weil eine besondere Rubrik dafür nicht vorhanden ist, und dafs daher manche Arreststrafen, Tadel, Noten gar nicht zur Kenntnis der Eltern kommen. Ausnahmefälle wären natürlich auch statthaft. Und dies schliefslich läfst uns die Frage aufwerfen: Warum sind in Preufsen nicht einheitliche Censurformulare?

Auf solche Fragen und Gedanken kommt man, wenn man die Dienstinstruktionen andrer Staaten zu Rate zieht. In Österreich ist schon im Organisationsentwurf von 1849 § 76 (Semestralzeugnisse) im allgemeinen darüber gehandelt, und ein Erlafs vom 2. März 1866 (Normalien Nr. 217), der die

Notenscala festsetzt, hat es bestimmt, wann die erste Klasse mit Vorzug (= unserm Prädikat 1), wann die erste Klasse (= 2^{a}) zu geben ist bezw. nicht zu geben ist u. s. w. Und die 'Weisungen' S. 15/16 handeln jetzt darüber ausführlich. — In Bayern setzt § 41, 4 fest, dafs die sogenannten Rektoratsstrafen mit in das Zeugnis aufgenommen werden müssen, ähnlich die Verweise und Karzerstrafen nach § 11 in Baden (Joos S. 139). Einheitliche Censurformulare, auch für Quartalzeugnisse, sind in Baden eingeführt (abgedruckt bei Joos S. 143/144), in Bayern S. 52: Weihnachtszeugnis, Osterzeugnis; auch in Österreich, wo natürlich für Österreich-Ungarn wohl besondere sind, vielleicht jetzt auch für andere Kronländer; man findet ein Formular abgedruckt in den 'Weisungen' S. 82. Warum hat man solche einheitlichen Bestimmungen und Formulare noch nicht für Preufsen, wo man doch schon einheitliche Formulare z. B. für die Reifezeugnisse hat?

Man fürchte nun nicht, dafs durch solche Einheitlichkeit das blasse Gespenst der Schematisierung heraufbeschworen würde. Zunächst mufs bei der Censierung natürlich immer der Einzelfall, immer die Individualität des Schülers ins Auge gefafst werden. Daneben verlangt aber die ausgleichende Gerechtigkeit, den Schüler auch im Verhältnis zu seinen Mitschülern zu betrachten. Oft kann übrigens, besonders beim Massenunterricht, die Rücksichtnahme auf die Individualität weiter nichts sein als ein Mantel für übergrofse Nachsicht und pädagogische Schwäche des Beurteilers. Hier sollten jene festzusetzenden Grundprinzipien, die wohl meist negativer Natur sein würden, eine Schranke ziehen, und sie würden ebensowenig wie die jüngsten preufsischen Versetzungsnormen der Schematisierung Vorschub leisten.

Und last non least, meine Herren Amtsgenossen von nah und fern, die Sie sich vielleicht verurteilt haben, dies zu lesen, noch einen Grund für allgemeine Censurprinzipien, aber ganz sub rosa: eine zu lange Censurkonferenz bleibt immer ein otium 'cum — indignitate', vielleicht 'cum indignatione'. Allgemeine Normen aber, über die man sich längst geeinigt, wirken gleich der Parze, sie schneiden manchem, auf dem Individualitätsprinzip herumreitenden Kollegen den Faden seiner von zu grofser Nachsicht triefenden Dauerrede ab, vereinfachen und verkürzen die Verhandlungen ganz bedeutend. Man würde dies vielleicht nicht laut sagen dürfen, ohne zu erröten, indessen 'epistula non erubescit', sagt Cicero, noch viel weniger kann das erröten, was man der teuflischen Druckerschwärze anvertraut hat.

8. Strafen, körperliche Züchtigung; Schulordnungen

Während, was Verweisung und Karzerstrafe[1]) anbelangt, die alten preufsischen Instruktionen fast gleich sind, soll in der Anwendung der Körperstrafe für die Provinzen Preufsen und Pommern eine Anordnung Platz greifen, welche für

[1]) Überflüssige provinzielle Eigentümlichkeiten bemerkt man auch hier: In der Prov. Preufsen § 53 soll sie nicht über 4, in Pommern § 20^{a} soll sie nicht über 6 Stunden dauern. — Einen zu sehr akademischen Charakter trägt die Karzerstrafe in einigen süddeutschen Staaten, in Baden (Joos S. 117) ist sogar noch eine Karzergebühr zu entrichten.

die übrigen Provinzen nicht gilt, § 52 in Ost- und Westpreufsen: '. . . Dieselbe (die Körperstrafe) ist in der Regel nur in den drei unteren Klassen, in der III. nur nach vorgängigem Konferenzbeschlufs zu verhängen'[1]), ähnlich für Pommern (§ 20), eine Bestimmung, welche vom pädagogischen Standpunkt bedenklich ist, weil die körperliche Züchtigung stets einen persönlichen und väterlichen Charakter an sich tragen mufs, jedenfalls nie in der Art eines Gerichtshofes förmlich und feierlich vorher beschlossen werden darf. Auch die dadurch, vielleicht tagelang bis zum Zusammentritt der Konferenz, eintretende Verzögerung der Strafe ist gänzlich falsch. Welchen Eindruck würde es machen, wenn man sich in der Lage sähe, einem Tertianer zu sagen: 'Warte, ich werde die Konferenz zusammenrufen lassen, damit du deine Prügel bekommst', das würde ebenso wirken wie die mütterliche Drohung im Hause: 'Sobald der Vater kommt, wirst du deine Prügel bekommen', was A. Matthias (Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? München 1902, S. 93) mit Recht natürlich verwirft. Und wie stolz mufs sich die Brust eines pommerschen Tertianers heben, wenn er den Mathematiklehrer seiner Klasse in nichtssagender Minorität auf dem Korridor inspizieren sieht: 'Bilde dir nicht ein, du alter Kessel, dafs du mich hauen darfst, weil ich die Formel für $(a + b)^2$ wieder nicht gewufst, nur auf Konferenzbeschlufs kann ich die mir gebührende Haue erhalten.' — Sonst verordnen alle Instruktionen, dafs diese Art der Strafe nur in den drei unteren Klassen, niemals vom Schuldiener, sondern immer vom Lehrer selbst zu vollziehen sei, auch selbstverständlich, dafs sie nur in den seltensten Fällen und mit Mäfsigung gebraucht werden dürfe, wie jene alte, allgemeine Verfügung darüber vom 9. März 1843 es ausdrücklich festsetzt. — Auch heifst es überall, dafs der Direktor das Recht hat, wie überhaupt den Gebrauch gewisser Strafen, so auch die körperliche Züchtigung einzelnen Lehrern zu untersagen, manchmal mit dem Zusatz 'für eine gewisse Zeit'; ein Unterschied waltet indessen auch hier noch ob: in manchen Provinzen soll der diese Strafe einmal ausübende Lehrer verpflichtet sein, sofort dem Direktor davon Anzeige zu machen; in anderen Provinzen liest man nichts davon.

Sehr lehrreich ist es nun wieder, hier zu beobachten, welche Vorschriften in Bezug auf Strafen und deren Ausübung die einzelnen Staaten erlassen haben. Eine der preufsischen Instruktionen spricht es offen aus, dafs eine Strafenskala aufzustellen nicht zweckmäfsig erscheine; dennoch hat man dies im Königreich Sachsen und Bayern für gut befunden; vgl. § 10 der Verordnung in Sachsen (zu § 14 des Gesetzes): Schulstrafen sind 1) Verweis; 2) Anweisung eines besonderen Platzes während der Lehrstunden bei Schülern der Unterklassen; 3) Aufgabe

[1]) Ganz entgegengesetzt § 21 in Württemberg: Auf körperliche Züchtigung darf von dem Vorstand oder dem Lehrerkonvent nicht erkannt werden. — Das Beste über körperliche Züchtigung lese man nach in: Ad. Matthias, Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten (Baumeister, Handbuch II 2), München 1895, im dritten Abschnitt S. 118—214, wo auch über Nr. 6 und 7 gehandelt wird. Es ist auch ein humorvolles Buch, das selbst in den seltenen Fällen, wo es zum Widerspruch reizt, fesselt und packt, weil es im edelsten Sinne aus dem vollen Schulleben heraus gegriffen ist.

einer häuslichen Strafarbeit; 4) Schularrest (nicht Karzer und nicht über die Dauer einer Stunde) mit zweckmäfsiger Beschäftigung unter Aufsicht; 5) Verweis vor der versammelten Klasse; 6) Karzerstrafe bis zu zwei Stunden; 7) Vorhalt und Verweis vor der Konferenz; 8) Androhung der Entlassung (Dimission); 9) Entfernung von einem Ehrenamte in der Klasse und damit verbundene Degradation; 10) Entziehung von Benefizien, Schulgelderlafs, Stipendien; 11) Karzerstrafe über zwei Stunden mit oder ohne Karene; 12) Entlassung (Dimission). Die Strafen 1—4 kann der Lehrer, die unter 5 und 6 der Direktor, die unter 7—12 nur die Lehrerkonferenz . . . verfügen.

In Bayern (§ 41, 3) werden unterschieden a) Schulstrafen, welche von jedem der betreffenden Lehrer verhängt werden können: 1) Verweis; 2) Anweisung eines abgesonderten Platzes; 3) Schularrest bis zu einer Stunde. — b) Rektoratsstrafen: 1) Verweis; 2) Karzer; 3) Entziehung der Schulgeldfreiheit oder anderer Vergünstigungen; 4) Androhung der Dimission. Rektoratsstrafen sind in den gewöhnlichen Schulzeugnissen zu vorzumerken. — Auch für Württemberg wird die Disziplin durch eine Skala von Strafen unterstützt, vergl. § 20 a in unteren und mittleren Klassen: Verweise, Noten im Diarium, Heraustellen des Schülers aus den Bänken, wiederholte und vermehrte Hausaufgaben, Zurückbehalten im Schullokal aufser der Schulzeit . . ., bei Erfolglosigkeit aller übrigen Strafen, sowie wegen unsittlicher Handlungen, boshaften Mutwillens oder grober Widerspenstigkeit auch körperliche Züchtigung durch Schläge mit einem dünnen, 0,5 m langen Stöckchen auf die innere Handfläche, wobei die Zahl der Schläge bei älteren Schülern 4 (!), bei jüngeren 2 (!) nicht übersteigen darf. Andere körperliche Züchtigungen, z. B. Ohrfeigen, Stöfse oder Schläge auf den Rücken oder auf andere Körperteile sind nicht zulässig u. s. w. . . .[1]) In den oberen Klassen: Verweise von dem betreffenden Lehrer, Noten, wiederholte Hausaufgaben, Schularrest, Verweis vor dem Vorstand oder dem Lehrerkonvent, Karzer, auf welchen von dem Vorstand bis auf zweimal 12 Stunden (bei Tage) und von dem Lehrerkonvent bis auf zweimal 24 Stunden (bei über 16jährigen Schülern auch über Nacht . . .) erkannt werden darf.[2]) — In Österreich nach O. E. § 71 gelten als Strafe: 1) Die Rüge; 2) Zurückbehalten eines Schülers in der Schule nach dem Ende der Lehrstunden; 3) Degradation = Herabsetzung auf einen niederen Platz der Klasse; 4) Karzerstrafe; 5) wo die Sitte auch körperliche Züchtigung für das Untergymnasium zuläfst, ist kein Grund vorhanden, sie auszuschliefsen. — Jede dieser Strafarten ist übrigens in den Normalien noch ausführlich mit Worten erläutert und charakterisiert, so dafs körperliche Züchtigung nie durch den Diener ausgeführt werden darf u. s. w.

Über diese ziemlich bunte Musterkarte von Strafen, wie sie in den ver-

---

[1]) Nach der in der Einleitung gegebenen Einschränkung sollten zwar nur die Instruktionen selbst besprochen werden; doch mag hier erwähnt sein, dafs diese Paragraphen durch zwei Erlasse im Jahre 1892 aufgehoben sind, wie ich in letzter Stunde höre.

[2]) Hier in Württemberg ist nach demselben Paragraphen der einzelne Lehrer befugt, in dringenden Fällen, den schuldigen Schüler sofort in den Karzer abführen zu lassen.

schiedenen Instruktionen gestattet sind, sei nur das Allernötigste bemerkt. Zuerst werden sich wohl wenige mit der Stufenfolge der Strafen befreunden, wie sie sich im Königreich Sachsen darbieten: eine solche feste Reihe macht die Strafe zu einem Rechtsmittel nach Art eines Strafgesetzbuches, und in der Erziehung soll nie ein strengjuristisches Verfahren, wie dieser Strafkodex, Platz greifen; dann können manche Strafen einigen Schülern gegenüber gar nicht angewandt werden, wie Entfernung von einem Ehrenamte und Entziehung von Benefizien, einfach weil sie weder des einen noch des anderen teilhaftig sind. Thatsächlich bleibt von jener äufserlich so zahlreichen Gliederung der Strafen immer nur die auch bei uns in Preufsen übliche Reihe übrig; abgesehen von dem mündlichen Verweis und der Relegation: Tadel (Note), Arrest (Nachbleiben, wenn auf längere Zeit: Karzer), körperliche Züchtigung, wobei es noch nicht gesagt ist, ob die letztere wirklich die ultima ratio und etwa schärfer ist als Arrest. Bemerkenswert bleibt, wie verschieden sich die Instruktionen über sogenannte Strafarbeiten und körperliche Züchtigungen aussprechen, bez. nicht aussprechen. Bekanntlich sind nach mehreren preufsischen Erlassen diese 'Strafarbeiten' in Preufsen so gut wie verboten, wenn freilich hier auch mehr vor einem 'Mifsbrauch' gewarnt wird. Im Königreich Sachsen (§ 10) ist aber zulässig als dritte Strafe: Aufgabe einer häuslichen Strafarbeit; auch in Württemberg ist zulässig nach § 20: wiederholte und vermehrte Hausaufgabe, mit einigen einschränkenden Bemerkungen; in Bayern und Baden finde ich diese Strafe nicht erwähnt, auch in Österreich nicht. Über körperliche Züchtigung sprechen sich nicht aus die bayerischen Vorschriften; im Königreich Sachsen ist körperliche Züchtigung als Strafmittel nicht erlaubt, 'da die Ausführungsverordnung des Kultusministeriums vom 29. Januar 1877 dieses Strafmittels nicht gedenke', auch in Baden nicht (vgl. Joos S. 116). Wie es in Preufsen, Württemberg, Österreich damit steht bez. gestanden hat, geht aus den obigen Verfügungen[1]) hervor; vor Mifsbrauch wird überall gewarnt, das Königl. Provinzialschulkollegium zu Kiel unterm 3. Mai 1872 und 12. Januar 1875 hat ausdrücklich verfügt: 'Schläge an den Kopf sind unstatthaft.' Eine grofse Furcht, fast Angst vor dem Mifsbrauch dieser Strafart blickt aus jeder Zeile der äufserst detaillierten württembergischen Instruktion: nicht nur die Länge des Stöckchens, auch die Zahl der Streiche, der Körperteil, der sie empfangen soll (der von Natur dazu prädestinierte wird ausgeschlossen), die Notiz im Tagebuch über die Zahl der Streiche — alles ist genau fixiert; man sieht, wie mifslich es ist, wenn Vorschriften in pädagogischen Dingen zu sehr ins einzelne gehen. Es

[1]) Nachträgliche Verfügungen sollten zwar hier nicht in Betracht kommen, dennoch mufs bemerkt werden, dafs in den Disziplinarordnungen für die einzelnen Kronländer Österreichs diese Strafe nicht mehr erwähnt und deswegen jetzt ausgeschlossen ist (vgl. Anm. zu Norm. 170). Ob die preufsischen Paragraphen betr. Pommerns aufgehoben sind, weifs ich nicht. — Übrigens scheint es wirklich so, als hätte man nur noch in Preufsen, sei es den Mut sei es die Einsicht, körperliche Züchtigung im allgemeinen nicht zu verbieten; vgl. auch hierüber Ad. Matthias, Prakt. Pädagogik S. 160/161.

wäre schade, wenn diese Strafe auch in den Staaten, wo sie besteht, grundsätzlich verboten und gar nicht angewandt würde; es würde so eine Schranke zwischen dem Lehrer und seinem Schüler aufgerichtet werden, welche den letzteren in eine gewisse sichere, zu vornehme Entfernung, gleich einem Angeklagten vor seinem Richter, mit dem Bewufstsein versetzte: ‘Du kannst mich zwar tadeln, mit Arrest bestrafen u. s. w.; aber wie mein Vater mich hauen, dazu hast du kein Recht.’ Wenn die Lehrer wirklich eine väterliche Stellung ihren Zöglingen gegenüber einnehmen sollen, mufs ihnen auch dies väterliche, traurige Recht bleiben, bei dessen Ausübung sie natürlich ebenso verantwortlich für Körperverletzung sind wie jeder Vater. Sehr empfiehlt es sich — schon um den Charakter des Schülers dabei sicher kennen zu lernen —, dafs man die Eltern, wenn man die baldige Anwendung solcher Strafe für notwendig hält, vorher in einer Rücksprache darauf aufmerksam macht, wie es sehr zweckmäfsig ein Ministerialerlafs in Österreich (Normalien Nr. 170) haben will: ‘. . . Jedenfalls ist es aber gerathen, dafs in solchen Fällen (nämlich der körperlichen Züchtigung) der Lehrkörper, beziehungsweise der Klassenlehrer, vorläufig die Eltern oder den verantwortlichen Aufseher des Schülers von der bevorstehenden Strafe in Kenntnis setzt.’ Natürlich darf diese Vorherverkündigung nie wie die Einholung einer Erlaubnis aussehen.

Allzuhäufige Strafen können Schulordnungen vermeiden, wenn ihre Bestimmungen stets die Schüler sich zu vergegenwärtigen in der Lage sind. In Preufsen fordert der § 17 der Instruktion für Pommern und § 11 für Brandenburg, dafs jede Anstalt dieser Provinz unter Mitwirkung des Lehrerkollegiums eine solche ausarbeite. Einheitliche Schulordnungen, welche für eine ganze Provinz gelten, scheinen nur für die Provinz Sachsen und Westfalen zu existieren, die eine vom 11. Februar 1875, die zweite vom 19. April 1879 s. bei Wiese-Kübler I 332 und 333. Ebensowenig existiert eine Gesamtschulordnung für die Monarchie. Die Paragraphen dieser verschiedenen Schulordnungen bekommen die Eltern bei der Anmeldung ihrer Söhne zur Unterschrift vorgelegt, und beim Anfang eines jeden Semesters werden diese ‘Kriegsartikel’ in der Aula durch Verlesen den Schülern eingeschärft. Beides genügt nicht, um sie zu behalten. Das Exemplar im elterlichen Hause ist bald verlegt, verkramt, schwer zu finden; das Vorlesen so vieler Bestimmungen bewirkt nur, dafs sie von einem Ohr hinein- und zum anderen hinausgehen. Endlich kann die Verschiedenheit der Schulordnungen doch auch zu Unzuträglichkeiten führen, z. B. wenn Eltern plötzlich mit ihren Kindern von einer Provinz in die andere, von Sachsen nach Westfalen versetzt werden, nicht ahnend, dafs in der letzteren Provinz die Benutzung öffentlicher Leihbibliotheken, selbständiges Abonnement auf Zeitungen verboten ist, ebenso dafs in Bezug auf Tabakrauchen u. s. w. hier andere Vorschriften gelten. In Österreich hat schon ein Erlafs vom 5. Oktober 1852 (Norm. Nr. 175) hervorgehoben, dafs eine ‘Gleichheit und Allgemeingültigkeit in den Hauptbestimmungen erzielt werde’, und überweist den Schulbehörden in Mähren, Schlesien u. s. w. eine Disziplinarordnung für die Staatsmittelschulen in Kärnten als eine Art Muster. Auch in Baden giebt

es eine Schulordnung für das Grofsherzogtum (Joos S. 97 und 219), aber sie bezieht sich meistenteils auf andere Dinge als in Disziplinarbestimmungen zu stehen pflegen, z. B. auf Unterrichtszeit, Prüfungen u. s. w. Mit sehr gutem Beispiel ist Bayern hier anderen Staaten voraufgegangen und hat eine fast durchgehends sehr zweckmäfsige[1]), klare Ordnung erlassen: 'Disziplinarsatzungen für die Schüler der Studienanstalten des Königreichs Bayern. Amtlich veröffentlicht im Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten.' Ansbach bei Brügel u. Sohn, wo auch die bayrische 'Schulordnung' erschienen ist. Da sie käuflich, ist sie allen Eltern und Schülern immer wieder leicht zugänglich. Vielleicht würde man, wie gegen einheitliche Censurnormen und -Formulare mit nur ganz allgemeinen Gründen (vgl. Wiese-Kübler S. 349 ff.) auch auf diesem Gebiete sich gegen solche 'Gesetzmäfsigkeit' erklären. Natürlich macht so etwas nicht alle Schulen zu elysäischen Gefilden, wo nun das Leben ewig-klar und spiegelrein und eben dahinfliefst. Aber einen Gesichtspunkt mufs man stets zu Gunsten aller solcher gesetzlichen, einheitlichen Fixierungen festhalten: Dadurch, dafs sie der Schule den Charakter einer Behörde geben — was Schüler, Eltern, Publikum oft genug vergessen — heben sie das Ansehen der Anstalt, des Leiters und der Lehrer wesentlich und werden so stets eine günstige Rückwirkung auch auf das innere Erziehungswerk ausüben.

9. Pflichten des Leiters; seine Stellung im allgemeinen. — Stellung der Lehrer im allgemeinen

Die Pflichten eines Anstaltsleiters aufzuzählen, ist natürlich in den Instruktionen ebenso unmöglich wie hier; sie sind äufserst mannigfaltig, pädagogischer, wissenschaftlicher, moralischer, administrativer Art, dafs keine Instruktion, sosehr einige der preufsischen sich Mühe geben, sie nur annähernd bestimmen kann und, wie wir nachher sehen werden, einige ausländische mit Recht grofser Kürze sich hier befleifsigen. Von den in den preufsischen Instruktionen enthaltenen Verpflichtungen soll hier nur diejenige der Durchsicht der Hefte berührt werden.

In der Instruktion für die Provinz Sachsen heifst es nämlich (§ 7): 'Um ermitteln zu können, ob die Fristen der häuslichen Korrekturen innegehalten sind, hat der Direktor dafür zu sorgen, dafs jeder Schüler unter seiner Arbeit den Monatstag der Ablieferung und jeder Lehrer das Datum der Rückgabe bemerke.' Wie hübsch ist es hier, dafs Lehrer und Schüler gemeinschaftlich von dem Direktor beaufsichtigt werden, und man kann sich vorstellen, was der Schüler sich denkt, wenn etwaige 'Revisionsvermerke' seitens des Direktors darunter zu lesen sind, wie sie die Instruktion für Westfalen (§ 17) fordert: 'sich öfters — an den gröfseren Gymnasien wenigstens alle Semester, an den kleineren alle Quartale — die Ausarbeitungshefte der Schüler vorlegen zu lassen und mit seinem Revisionsvermerk zu versehen'. Es ist natürlich, frei-

[1]) Nur brauchten nicht zuletzt unter Nr. IV die Strafen aufgezählt zu werden.

lich wenig belanglos, dafs überhaupt, was die Durchsicht der Hefte anbetrifft, 'jene Mannigfaltigkeit provinzieller Bestimmungen' wieder recht hervortritt. Die Eigentümlichkeit der Provinz Posen verlangt (§ 5 e), dafs der Direktor nur 'von Zeit zu Zeit' Hefte und Arbeiten der Schüler sich vorlegen läfst; für Pommern lautet die Vorschrift bestimmter, er solle mindestens einmal in jeder Klasse die Hefte der Schüler durchsehen; in Sachsen: 'er mufs daher monatlich wenigstens in einer Klasse die Schulhefte seiner besonderen Durchsicht unterziehen'; in der Rheinprovinz wird 'wenigstens einmal im Schuljahr' eine Revision der Hefte vorgeschrieben. Manche dieser letzteren Anordnungen laufen schliefslich auf dasselbe hinaus. Man wird es berechtigt finden, dafs der Direktor die Hefte zur Einsicht sich geben läfst, ja es für notwendig halten besonders im Interesse der den Unterricht erteilenden Oberlehrer, dafs der Vorgesetzte nicht blofs höhere Gesichtspunkte im Auge hat und 'vom grünen Tisch' urteilt, sondern durch Einblick der Extemporalien u. s. w. sich von der oft rauhen Wirklichkeit überzeugt, aber es ist doch sehr kleinlich, dem Direktor die Zahl oder die Mindestzahl solcher Revisionen überhaupt vorzuschreiben!

Ebensowenig entsprechend der Stellung eines Direktors finden wir es, wenn die Aufsicht über auswärtige Schüler so weit gehen soll, dafs er dieselben nach den Instruktionen für Preufsen § 48 und Sachsen § 16 auf ihren Stuben besuchen mufs. Freilich bedürfen auswärtige Schüler[1]), d. h. solche, deren Eltern nicht am Orte der Anstalt wohnen, gewifs der ganz besonderen Fürsorge des Schulleiters, und es ist richtig, dafs dem Direktor die Entscheidung über die Zulässigkeit der einzelnen Pensionen zusteht (Provinz Preufsen) oder der Wechsel der Wohnung ihm vorher angezeigt werden und seine Genehmigung dazu eingeholt werden soll (Provinz Brandenburg). Vgl. unten S. 143.

Es ist auffallend, dafs die Instruktionen dergleichen Bestimmungen aufweisen, welche der Würde eines Direktors entgegenstehen, obgleich sie doch die Stellung eines Anstaltsleiters sonst aufserordentlich emporheben. Man lese und vergleiche, welche Eigenschaften ein Direktor haben mufs. Die brandenburgische Instruktion sagt gleich im Anfang: 'Im allgemeinen mufs von ihm nicht allein das Mafs der für sein Amt erforderlichen Kenntnisse und das Bestreben nach steter Erweiterung und Vertiefung derselben erwartet, sondern auch vorausgesetzt werden, dafs er durch das Vorbild musterhafter Amtstreue, aufrichtiger Vaterlandsliebe und christlicher Gesinnung auf Lehrer und Schüler einwirke', und in § 3 lesen wir 'von seinem musterhaften Wandel, seinem umsichtigen Benehmen, von seiner Gelehrsamkeit, seiner strengen Pflichterfüllung und seiner Berufstreue'. Die pommersche Instruktion verlangt, dafs er alle Lehrer und Schüler — Lehrer und Schüler wieder zusammen genannt[2]) — mit Einsicht, Kraft und Festigkeit, mit herzlichem Wohlwollen und strenger Gerechtigkeit leiten und ihnen mit dem Beispiel 'christlichen

[1]) Alle Instruktionen, die wir verglichen, enthalten hierüber fast gleichartige Verfügungen, welche wir nicht anzuführen brauchen; vgl. unten S. 179.

[2]) Leider auch zusammengenannt im Königreich Sachsen, § 3 der Verordnung.

Wandels, treuer Pflichterfüllung, wissenschaftlichen Strebens und eifriger Lehrthätigkeit allezeit vorangehen soll; auch bald darauf werden Lehrende und Lernende, wie häufig, zusammengestellt, welche ein Geist unter seiner Verantwortung durchdringen soll'; in ähnlichen Worten sprechen alle Instruktionen nicht nur von dem Amt, sondern auch von der Person des Direktors.

Es ist gewifs jedem Mitglied eines Lehrerkollegiums recht und angenehm, wenn an seinen Vorsitzenden hohe Anforderungen gestellt werden, und es bleibt für den Stand der Oberlehrer auch in der Jetztzeit eine Genugthuung, dafs sie nicht von jedem Durchschnittsmenschen geleitet werden sollen, sondern von Männern, welche, wie die Instruktionen lauten, diese aufsergewöhnlichen Eigenschaften besitzen. So weit könnten alle zufrieden sein, leider ist nun aber in denselben Instruktionen das Wesen und die ganze Stellung der Lehrer so herabgedrückt, dafs man nicht ohne Beschämung sich die Frage vorlegen mufs: Waren wirklich zur Zeit der deutschen Einigungskriege 1866—70, da diese Instruktionen geschrieben wurden, die höheren Lehrer in Preufsen so schlecht, so minderwertig, dafs amtliche Vorschriften in diesen Ausdrücken von ihnen sprechen konnten?[1]) Wie man über Menschen urteilt, erkennt man bekanntlich am besten aus der Art der Warnungen, die man ihnen zu teil werden läfst. Wenn wir von 'Nachlässigkeiten im Dienst' (Preufs. Instruktionen § 30), 'Verwendung seiner Kräfte für Privatzwecke zum Nachteil seiner amtlichen Obliegenheiten' lesen, so kann man sich dies noch gefallen lassen. Indessen gleich hinter diesen Worten lesen wir: 'wenn ein Lehrer sich unangemessenes Betragen, sei es in, sei es aufser der Schule zu Schulden kommen läfst, so hat ihm der Direktor darüber ernstliche Vorstellungen zu machen'; dieselbe Instruktion redet bald darauf (§ 41) von 'Abwegen und Nachlässigkeiten'. In der sächsischen Instruktion (§ 8) heifst es: 'auch auf das Verhalten der Lehrer aufserhalb ihrer Berufsthätigkeit hat der Direktor seine Aufmerksamkeit zu richten. Wenn ein Lehrer in dieser oder jener Beziehung auf Ärgernis gebende Abwege gerät, . . . hat der Direktor an uns zu berichten'. Ebenso spricht die schlesische Instruktion von 'Mifsgriffen und Unzulässigkeiten' im amtlichen wie aufseramtlichen Verkehr, die westfälische von 'vorkommenden Mifsgriffen und Ungehörigkeiten'; am stärksten aber ist das Mifstrauen, welches die Verfasser dieser Instruktionen gegen die höheren Lehrer erfüllte, aus der rheinischen Instruktion (§ 6, 1) ersichtlich: 'Sollten Lehrer Beweise von roher Gesinnung und somit auch von pädagogischer Unfähigkeit dadurch geben, dafs sie zu wiederholten Malen Schimpfwörter und Spitznamen[2]) gegen ihre Schüler gebrauchen, so hat er

---

[1]) Nach dem Bilde, das R. Lehmann (Erziehung und Erzieher) S. 148 und Ed. Schwartz kürzlich in dieser Zeitschrift 1901 Heft 9 von ihnen entwirft, verdienten sie diese Behandlung doch nicht.

[2]) Natürlich ist der Gebrauch dieser Schimpfwörter und Spitznamen durchaus unangemessen; aber warum davor erst warnen mit solchen Ausdrücken? Wie anders z. B. der Ton gegen die höheren Lehrer in Baden, wenn hier § 52, 6 dieselbe Sache verboten wird!

(der Direktor) davon dem kgl. Provinzial-Schulkollegium Anzeige zu machen.' Und für die Provinz Posen lautet die Vorschrift ähnlich (§ 6): '. . . Wenn Lehrer Beweise von roher Gesinnung und somit auch von pädagogischer Unfähigkeit dadurch geben, dafs sie Schimpfwörter gegen ihre Schüler ausstofsen oder ihnen unangemessene, auf ihre Verhältnisse oder ihre Eigentümlichkeiten sich beziehende Namen beilegen, so hat er . . . das Kgl. Provinzial-Schulkollegium davon zu benachrichtigen.' Natürlich einem solchen 'Lehrerpersonal' gegenüber, das in dieser Weise gewarnt werden mufs, stehen dem Direktor mancherlei Mittel zu: er hat ihnen 'mit Ernst entgegenzutreten', hat zwar Mifsgriffe und Ungehörigkeiten auch im aufseramtlichen Verkehr mit 'humaner Schonung' zu rügen, er wird auch 'in den meisten Fällen mit freundlichen Ermahnungen' ausreichen, aber er ist auch befugt, ihnen den Gebrauch gewisser Strafen, so körperliche Züchtigung auf eine gewisse Zeit zu untersagen (Prov. Posen § 6, Prov. Brandenburg § 15), auch ihnen Warnungen und Verweise zu erteilen (Brandenburg § 5). Wenn man hier auf den Unterschied in der Behandlungsweise[1]) achtet, wie die Direktoren und wie die Oberlehrer in diesen Instruktionen fortkommen, so ist es deutlich, wie himmelweit beide voneinander abstehen, und mephistophelischer Spott wird zur Wahrheit:

Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für den Direktor gemacht;
Er findet sich in einem ewigen Glanze,
Uns hat man in die Finsternis gebracht.

Jene berühmte Ministerialverfügung vom 7. Nov. 1846 (in Ergänzung einer allerhöchsten Bestimmung unterm 23. Dez. 1843, durch welche damals schon die Direktoren durch Verleihung des Ranges eines Rates vierter Klasse den Universitätsprofessoren gleichgestellt wurden) verweigerte denn auch den Oberlehrern einen bestimmten Rang, sie drückte die letzteren geradezu zu Planeten oder Trabanten herab, welche nur von jenem grofsen Gestirn ihr Licht empfangen: 'zumal der dem Direktor', heifst es, 'einer höheren Unterrichtsanstalt

---

[1]) Es sei hier bemerkt, dafs einem richterlichen Beamten gegenüber erst der Präsident des betr. Landgerichts das Recht der Rüge und Mahnung hat, was aus § 78 der preufsischen Ausführungsgesetze zu dem deutschen Gerichtsverfassungsgesetze vom 24. April 1878 in Verbindung mit § 23 des Gesetzes betr. Abänderung von Bestimmungen der Disziplinargesetze vom 9. April 1879 folgt. Einen Verweis dagegen darf er kraft des ihm zustehenden Aufsichtsrechtes nicht erteilen, weil der Verweis eine Disziplinarstrafe ist und nur durch ein Urteil verhängt werden kann. — Für die preufsischen Oberlehrer ist der Verweis ebenfalls eine Disziplinarstrafe, vgl. Disziplinargesetz für nicht-richterliche Beamte vom 21. Juli 1852 (Nr. 15: Ordnungsstrafen sind a. Warnung, b. Verweis, c. Geldbufse), zugleich freilich auch eine vom Dienstvorgesetzten zu verhängende Strafe, vgl. Nr. 18 desselben Gesetzes: 'Jeder Dienstvorgesetzte ist zu Warnungen und Verweisen gegen seine Untergebenen befugt.' Die preufsischen Oberlehrer teilen also hierin, wie es scheint, das Schicksal aller nicht-richterlichen Beamten. — Alles übrige, was hiermit zusammenhängt, ist schliefslich nicht ausgeführt worden, weil natürlich in dieser Zeitschrift das etwas abgedroschene Thema 'Oberlehrer und Richter' auch von diesem administrativen Punkte aus, nur gestreift werden konnte.

beigelegte Rang nicht darüber in Zweifel lassen kann, welche Bedeutung auch den Lehrern selbst beigelegt werde, die gewissermaſsen auch durch ihn und sein Verhältnis eine teilnehmende Rangstellung erhalten'. Erst 1885 wurden bekanntlich die Oberlehrer der Vollanstalten durch Aufrücken in die fünfte Rangklasse der höheren Provinzialbeamten und 1892 alle Oberlehrer ihren Vorgesetzten näher gerückt, erst 1892 — also ein halbes Jahrhundert nach 1843 — die älteren von ihnen als Professoren mit dem persönlichen Range der Räte vierter Klasse in fast unmittelbare Nähe der Direktoren gehoben; thatsächlich ist so das Verhältnis zwischen dem Direktor und den Oberlehrern ein anderes geworden; aber jene Instruktion, welche vor einem Menschenalter erlassen wurde, in der die damaligen 'ordentlichen Lehrer', Oberlehrer, Konrektoren, Prorektoren, Professoren kaum wie Subalternbeamte erschienen — diese besteht immer noch; oder besteht sie wirklich nicht mehr? Es ist natürlich, daſs in sehr vielen Fällen des Zusammenwirkens von einem Direktor und einem Lehrerkollegium diese Instruktionen keine Rolle spielen, weil Takt, ruhige Besonnenheit und Pflichtgefühl auf beiden Seiten sie unwirksam machen; daſs sie aber auch manchmal verhängnisvoll wurden, wenn sie in ungeschickten und bösartigen Händen als eine Waffe nach unten dienten, darüber kann kein Zweifel obwalten.

In der That, keine einzige der durchgesehenen Dienstinstruktionen hat den Direktor so emporgehoben und die Oberlehrer so tief gestellt wie jene Reihe der preuſsischen Dienstinstruktionen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Am nächsten steht ihnen die württembergische Dienstvorschrift. § 11 lautet: 'Über die hiebei (bei öfteren Besuchen der Unterrichtsstunden eines Lehrers) etwa wahrgenommenen Mängel hat er zunächst dem Lehrer (in Abwesenheit der Schüler) die erforderlichen Bemerkungen zu machen, und wenn dies fruchtlos bleiben sollte, ihm einen Verweis zu erteilen (Kgl. Verordnung vom 13. Febr. 1877) und weiterhin der Ministerialabteilung Bericht zu erstatten.' — § 12: 'Der Vorstand hat auch auf das auſseramtliche Verhalten der Angestellten seine Aufmerksamkeit zu richten, denselben, wo es notthut, Bemerkungen darüber zu machen, Ermahnungen und Zurechtweisungen zu erteilen oder nach Umständen der Ministerialabteilung Anzeige zu erstatten.' — Der letztere Paragraph ist sehr unbestimmt gefaſst, der vorhergehende § 11 dagegen im Vergleich zu den preuſsischen giebt dem Vorstand (Direktor) nur in ganz bestimmten Fällen, nämlich bei der Revision des Unterrichts, wegen 'wahrgenommener Mängel' das Recht, mit Verweisen einzuschreiten. Die badische Instruktion enthält nur folgende Bemerkung (§ 56): 'Dem Direktor liegt die unmittelbare Leitung der Anstalt ob. . . . Er hat als nächster Vorgesetzter dafür zu sorgen, daſs die Lehrer die ihnen auferlegten Pflichten erfüllen und in jeder Hinsicht die Würde ihres Amtes wahren. . . . Er besucht häufig die einzelnen Klassen, um von den Fortschritten der Schüler und dem Verfahren der Lehrer eine sichere Anschauung zu gewinnen, und knüpft daran die nötigen Besprechungen und Weisungen.' — Kurz und sachgemäſs läſst sich für das Königreich Sachsen die Bestimmung im § 3 der Verordnung aus, noch kürzer

sagt die bayerische Schulordnung § 42, 4: 'Als Haupt der Anstalt hat der Rektor dafür zu sorgen, dafs die Unterrichtsstunden pünktlich und gewissenhaft gegeben, der Unterricht gefördert, die Disziplin gehandhabt und die bezüglich des Studienwesens bestehenden Bestimmungen vollzogen werden.' Ob der Rektor einem Gymnasiallehrer oder Gymnasialprofessor einen Verweis erteilen kann, geht hieraus nicht hervor[1]); bemerkt sei noch, dafs auch im Königreich Sachsen nach § 34 des Gesetzes die Erteilung eines Verweises auch dem Direktor der betreffenden Anstalt zusteht, während sonst die Lehrer hier dem Disziplinargesetze über die Verhältnisse der Civilstaatsdiener unterstehen.

Noch sei ein kurzer Blick auf die Stellung eines österreichischen Gymnasialdirektors gestattet. Ähnlich wie die Vorschriften des Königreichs Sachsen äufsern sich die Normalien darüber sachgemäfs und ausführlich, ausführlicher als die bayerische Instruktion, vergl. 5. Abteilung. Die Leitung der Gymnasien (§ 109): 'Die unmittelbare Leitung des Gymnasiums führt der Direktor, welchem die Lehrerkonferenz teils beratend, teils beschliefsend zur Seite steht.' . . . § 109: 'Der Direktor, welcher einer der Lehrer des Gymnasiums sein mufs (§ 93), ist der nächste Vorgesetzte der gesamten Schule, hat für die unmittelbare Leitung derselben zu sorgen und ist für ihre Gesamtwohlfahrt in wissenschaftlicher und disziplinarer Hinsicht verantwortlich'; es folgen dann 8 Punkte, welche von seiner Pflicht handeln, die allgemeinen Schulgesetze auszuführen, von seiner Stellung den Lehrern gegenüber, welche ihm Gehorsam schuldig sind . . .; von seiner Stellung dem Publikum gegenüber; alles Sachen, wie sie in der sächsischen Instruktion auch zu lesen sind. Bezeichnend ist aber § 108, in welchem die Lehrerkonferenz dem Direktor zur Seite gestellt wird, ganz so wie in Württemberg § 4: 'In Rücksicht auf diese verschiedenen Aufgaben ist dem Vorstand der Lehrerkonvent zur Seite gestellt.' In den 'Weisungen zur Führung des Schulamtes' 1901 steht Nr. VII eine ausführliche, mafsvoll gehaltene Erläuterung der direktorialen Pflichten; dieselbe sticht trotz ihrer eingehenden Darlegung wohlthuend ab von der sich versteigenden Phraseologie der alten preufsischen Instruktionen, giebt gewifs dem Direktor die ihm zustehende Stellung nebst ihren Rechten in reichlichem Mafse, enthält aber doch folgenden Satz: 'Er wird darnach streben, dafs seine Anordnungen in dem Vertrauen und der Zustimmung seiner Kollegen die beste und sicherste Bürgschaft ihrer Ausführung finden. . . . Andererseits besteht für die Lehrer in den . . . . . auch auf ihren Antrag aufserordentlich abzuhaltenden Konferenzen die Möglichkeit, unzweckmäfsigen oder unbefugten Anordnungen des Direktors nicht nur ein moralisches Gewicht entgegen zu stellen, sondern auch ihnen gegenüber ihr Recht zu wahren, da die Protokolle dieser Konferenzen unverzüglich der Landesschulbehörde zur Erledigung vorgelegt werden müssen.' — Gewifs, auf einige die Macht des Direktors ganz

[1]) Dies Recht steht ihm auch hier zu, wie mir mitgeteilt wird; es wird aber selten davon Gebrauch gemacht, wie anderwärts wohl auch. Gewöhnlich bringt der Rektor in Bayern seine Beschwerde in dem Schlufsbericht an, und das Ministerium erteilt dann die Rüge bei der Zurücksendung des Berichts.

im allgemeinen einschränkende Bemerkungen stöfst man auch in den preufsischen Instruktionen, so in der brandenburgischen (§ 3): 'Wenn er (der Direktor) hiernach jedem Lehrer mit Teilnahme und Achtung begegnet und überall pflichtgemäfs das Interesse seiner Amtsgenossen wahrzunehmen sich bemüht, so wird er nur in seltenen Fällen genötigt sein, die Form des Befehls zu wählen.' Aber ich glaube, von 'unzweckmäfsigen oder unbefugten Anordnungen' des Direktors überhaupt nur zu reden, wie in den jüngsten österreichischen Weisungen — das hätten sich jene alten preufsischen Instruktionen nie erlaubt.

10. Methode des Unterrichts

Diese nach den alten preufsischen Dienstinstruktionen ziemlich unumschränkte Macht des Anstaltleiters ist jüngst in einem Punkte fast ganz gebrochen worden, wieder ein erfreuliches Anzeichen dafür, dafs man auch von jenem Geiste, aus welchem die alten Instruktionen hervorgingen, nichts mehr wissen will. Aus dem Wortlaut, oft auch aus dem in den Worten liegenden Sinn der Hauptinstruktionen geht es mit Sicherheit hervor, dafs der Direktor auch dazu berechtigt war, den Lehrern eine bestimmte Methode beim Unterrichten anzubefehlen. Denn das bedeutet doch wohl u. a. § 41 der Instruktion für die Provinz Preufsen, der da besagt, 'er solle die Unterrichtsstunden fleifsig besuchen, die etwanigen Abwege der Lehrer ins Auge fassen'; deutlicher noch § 2 der Instruktion für die Lehrer in Brandenburg: 'seinen Weisungen hat er sich zu fügen, seine Erinnerungen zu beachten ...'; am deutlichsten die Instruktion für die Lehrer in Schlesien (§ 4): 'den Weisungen des Direktors in Bezug auf die Methode des Unterrichts ist Folge zu geben'. Es war dies eine sehr harte Bestimmung; denn da der Lehrer für den Erfolg des Unterrichts allein verantwortlich ist, so war es eine Gewissensqual für ihn, sich mitunter einer direktorialen Methode anzupassen, welche er von seinem Standpunkte aus nicht billigte. Alle jene Paragraphen sind nun hinfällig geworden durch die jedem Lehrfache angehängten 'Methodischen Bemerkungen' in den 'Lehrplänen und Lehraufgaben in Preufsen' von 1901. Schon der Form nach sind diese Bemerkungen nicht immer streng bindend; zwar findet sich häufig die Form: 'ist . . auszugehen', 'ist Gewicht zu legen', daneben aber auch: 'es empfiehlt sich', 'in der Regel', 'im allgemeinen'. So entbehren diese Bemerkungen durchaus, wie es in methodischen Dingen nicht anders sein kann, des starren Befehlstons; und dann sind sie in sachlicher Hinsicht weise und mafsvoll gehalten und lassen innerhalb ziemlich weiter Grenzen der individuellen Thätigkeit des Lehrers genügenden Spielraum. Sie gleichen der Moltkeschen Art des Befehlens: sie geben nur Direktiven, das Wie? und Wie weit? in der Ausführung jedem Einzelnen überlassend. Es ist eigentlich gar nicht nötig, dafs ein Lehrerkollegium nach diesen Bemerkungen noch einen detaillierten, methodischen Lehrplan ausarbeitet; es brauchten eigentlich nur die nötigen Paragraphen der eingeführten Lehrbücher und Abschnitte der Schriftsteller in die allgemeinen ministeriellen Bemerkungen eingefügt zu werden. Jedenfalls könnte ein genauerer methodischer Ausbau nur auf freier Vereinbarung der Fachlehrer in Fachkonferenzen geschehen.

11. Privatunterricht, Pensionäre

Über Privatunterricht lautet eine Bestimmung der Instruktion für die Klassenordinarien und die Lehrer der Gymnasien und der Realschulen I. O. in der Provinz Preufsen (B 13): 'zur Erteilung von Privatunterricht in den Schulgegenständen an Schüler der Anstalt ist die Genehmigung des Direktors erforderlich.' Hiernach können noch Schüler einer Klasse gemeint sein, in welcher der den betreffenden Privatunterricht erteilende Lehrer gerade nicht beschäftigt ist. Leider aber sagt die pommersche Instruktion für die Ordinarien und Lehrer (§ 11): 'Privatunterricht an Schüler seiner Klasse gegen Honorar darf der Lehrer nur mit Genehmigung des Direktors erteilen'; ebenso gilt für Posen (§ 8), dafs kein Lehrer ohne Genehmigung des Direktors Schülern seiner Klasse Privatunterricht erteilen darf; ebenso darf nach der sächsischen Instruktion (§ 11): 'Privatunterricht an Schüler, die er selbst unterrichtet, ohne Zustimmung des Direktors ein Lehrer nicht erteilen.' Diese Forderung ist weiter ausgedehnt auch auf das Halten von Pensionären in Westfalen (B III, 71): '. . . zur Übernahme von Privatunterricht und Aufnahme von Pensionären ist die Genehmigung des Direktors . . . einzuholen'.

Hiernach ist eine Abhängigkeit von dem Anstaltsleiter festgesetzt, welche deshalb so peinlich wirkt, weil sie pekuniären Vorteil oder Nachteil zur Folge hat, noch peinlicher aber deshalb, weil der Vorgesetzte hier offenbar nicht die wissenschaftliche oder pädagogische Fähigkeit des betreffenden Lehrers zu prüfen hat, sondern dessen Charakter, ob er nämlich eine anima candida ist, ob er auch nicht diesen von ihm noch privatim unterrichteten Schüler seiner Klasse zu günstig bei der Censur und Versetzung beurteilen wird.[1]) Etwaige Gründe für Erteilung solcher Nachhilfestunden scheint zwar eine Verfügung vom 6. Okt. 1882 anzugeben: 'die Erteilung von Privatunterricht seitens des Klassenlehrers an Schüler seiner eigenen Klasse, wenn derselbe dafür Bezahlung annimmt, ist zwar im allgemeinen nicht für zulässig zu erachten. . . . Es giebt aber Ausnahmefälle, in welchen, wie z. B. nach längerem Versäumnis der Unterrichtsstunden wegen Krankheit, Nachhilfestunden durch den Klassenlehrer, auch wenn sie gegen Bezahlung erteilt werden, nicht blofs für statthaft zu erachten sind, sondern unter Umständen selbst erwünscht und erspriefslich erscheinen können.'[2]) Der pädagogische Gesichtspunkt, welcher solchen Nachhilfeunterricht empfiehlt, ist ja klar: der Schüler soll wieder mit fortschreiten, bildet im allgemeinen kein Hemmnis mehr für den Klassenunterricht, und so

---

[1]) Solche Gefahren kennt die Instruktion für Westfalen § 15 c, wenn sie bei Versetzungen warnt: Insbesondere darf weder . . . noch der Umstand, dafs der Schüler bei einem seiner Lehrer Privatunterricht genossen habe, oder dafs ihm in der höheren Klasse durch solchen Privatunterricht fortgeholfen werden solle, . . . auf die Beschlufsnahme Einflufs gewinnen.

[2]) Da ich diese Verfügung im Centralblatt 1882 S. 716 selbst noch einmal nachschlage, erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob sie auch auf höhere Schulen sich bezieht. Sie steht hier nämlich unter: IV) Seminare u. s. w. und ist an einen Königl. Kreisschulinspektor gerichtet, also gehört sie wohl in die Sammlung v. Wiese-Kübler gar nicht hinein.

wird dem Unterricht im ganzen gedient; dies geschieht um so eher, wenn solche Nachhilfestunden sein Klassenlehrer oder Fachlehrer übernimmt, nicht ein jüngerer Kandidat oder Student, der noch nicht die Erfahrung wie jener hat. Der letzte Grund läfst sich immer dafür geltend machen, dafs Nachhilfestunden stets von den Klassenlehrern oder Fachlehrern erteilt werden müssen. Was aber den Vorteil anbelangt, welchen ein einzelner Schüler durch solchen Nachhilfeunterricht hat, so ist er doch sehr gering anzuschlagen gegen den Nachteil, den nicht nur der betreffende Klassenlehrer und die Kollegen derselben Anstalt, sondern der ganze Oberlehrerstand durch Verminderung seines Ansehens dadurch erleiden mufs, wie leicht nachgewiesen werden kann.

Was die süddeutschen Staaten anbelangt, so kommt die württembergische Instruktion hier der unsrigen recht nahe. § 29 besagt: 'insbesondere liegt ihm (dem Vorstand) ob, bei den von einem Lehrer erteilten Privatstunden jeden Mifsbrauch und jederlei Nötigung der Schüler zum Besuche derselben zu verhüten' u. s. w. Daraus ist ersichtlich, dafs auch hier diese Art Nebenverdienst leider dem Gesetze nach gestattet ist. In Baden gilt: 'er wacht darüber, dafs nicht durch Übernahme einer zu grofsen Menge von Privatstunden seitens eines Lehrers der öffentliche Dienst geschädigt wird'. Mag dies also hier wie in Württemberg erlaubt sein, so ist doch wenigstens nicht, wie in Preufsen, der Nachhilfeunterricht eines Lehrers an Schüler seiner oder derselben Klasse als etwas Selbstverständliches hingestellt. Im Königreich Sachsen ist eine ganz allgemeine Bestimmung mafsgebend (§ 17 der Verordnung): 'Zur Erteilung von Privatunterricht ist ein Lehrer in so weit berechtigt, als es ohne Beeinträchtigung seiner Amtsführung geschehen kann.' Viel besser ist eine Bestimmung in Bayern, welche diesen Privatunterricht durch feste Begrenzung des erlaubten Gebietes wohl dort aus der Welt geschafft hat (wenn anders diese Bestimmung streng befolgt wird), § 43, 7: 'Erteilung von Privatunterricht wird dem Lehrer nur in so weit gestattet, als hierdurch nicht das Interesse der Anstalt Nachteil erleidet. Kein Lehrer darf an Schüler einer Klasse, in welcher er Unterricht erteilt, oder an Schüler der nächstniederen Klasse Privatunterricht erteilen; auf die Erteilung von Privatunterricht an Privatstudierende, welche im nächsten Jahre in die Anstalt einzutreten beabsichtigen, findet dies Verbot sinngemäfse Anwendung.' Und am schärfsten lauten hier die österreichischen Instruktionen, vergleiche einen Ministerialerlafs, welcher schon aus dem Jahre 1850 datiert: '. . . so wird gemäfs allerhöchster Entschliefsung vom 29. Dez. 1849 allen Gymnasiallehrern, deren Gehalte aus öffentlichen Fonden bestritten werden, das Erteilen des Privatunterrichts in den sogenannten Nachstunden untersagt' (Normalien Nr. 378). Und ein Erlafs vom 8. Juli 1878 verbietet auch das Halten von Kostzöglingen (d. h. Pensionären) seitens der Direktoren und Lehrer an öffentlichen Mittelschulen (vgl. Normalien Nr. 444 a). — Warum ist nicht auch in Preufsen, so fragt man sich, diese leidige Frage so geregelt wie längst in Österreich, oder wenigstens so wie in Bayern? Man wende nicht ein, dafs die obige Verfügung von 1882 diesen Privatunterricht als 'für nicht zulässig' erachtet. Diese Ver-

fügung ist eine solche, welche in den folgenden Sätzen das zuerst Gesagte fast wieder aufhebt, denn sie läfst Ausnahmefälle zu, wie deutlich aus dem Ausdruck 'z. B. nach längeren Versäumnissen' hervorgeht.

12. Pflichten der Ordinarien und der Lehrer im allgemeinen

Zuletzt haben wir schon auf die 'preufsischen Instruktionen für die Klassenordinarien und ordentlichen Lehrer' übergreifen müssen, denn in ihnen waren die Bestimmungen über den Privatunterricht enthalten. Die hauptsächlichsten Pflichten und Rechte der höheren Lehrer ergeben sich eigentlich aus den Instruktionen für die Direktoren, so dafs nur wenig hinzuzufügen übrig bleibt. Die Vorschriften gehen sehr, oft zu sehr ins einzelne. So liegt dem Ordinarius nach der pommerschen Instruktion die 'Ernennung von Aufsehern' ob, die 'würdige Ausstattung des Klassenzimmers'; in der Rheinprovinz mufs jeder Lehrer an der 'Beaufsichtigung der Turn- und Schwimmübungen' nach Anweisung des Direktors teilnehmen; in der Provinz Sachsen wird als wichtige Pflicht die 'Kontrolle über das Klassenbuch' ebenso wie die 'vom Primus (!) der Klasse zu führende Absentenliste' hingestellt. Alle Instruktionen enthalten natürlich mit Recht die Anweisung für den Ordinarius, 'von Zeit zu Zeit' oder 'mindestens einmal im Halbjahr' sämtliche Arbeitshefte seiner Klasse einer Durchsicht zu unterziehen, in Westfalen soll dies mindestens einmal im Vierteljahr geschehen und soll sich auch auf die 'Schreib- und Zeichenbücher' erstrecken. Ferner soll der Ordinarius nach der brandenburgischen Instruktion im Verein mit den übrigen Lehrern einen Arbeitsplan entwerfen, in Schlesien soll aber dieser in einer Konferenz im Anfang festgestellt werden. Die Censuren und Versetzungen soll der Ordinarius natürlich vorbereiten, für beides hat er in den Konferenzen das Vorschlagsrecht. Längst aufgehoben ist die westfälische Verordnung, nach welcher 'keine Censuren unter den schriftlichen Arbeiten' durch 'Ziffern oder Buchstaben' zu geben, eine Sitte, welche der Übersichtlichkeit wegen jetzt allgemein üblich ist. Was die Stellung des Klassenordinarius seinen Kollegen gegenüber anbelangt, so ist nach der Instruktion für die Provinz Preufsen die Strafgewalt der übrigen Lehrer nicht beschränkt, doch haben die letzteren ihm gegenüber die Pflicht, ihn von der Strafe des Nachbleibens, des Arrestes und der körperlichen Züchtigung in Kenntnis zu setzen; in letzterer Hinsicht also ist er den anderen Lehrern gegenüber von direktorialer Würde. Selbstverständlich wird ja immer eine solche Anzeige oder Rücksprache nach gewissen Strafen stattfinden, etwas anderes ist es aber, ob der Lehrer dem Ordinarius gegenüber dazu dienstlich verpflichtet, oder ob dies seinem Ermessen anheim gestellt ist. Während hierin die Instruktion für die Provinz Preufsen vereinzelt steht, hat sie mit anderen, so der brandenburgischen, einen sehr notwendigen und nützlichen Passus gemeinsam, der in der Praxis nicht immer berücksichtigt wird: 'Beschwerden eines Schülers über einen Lehrer anzunehmen ist der Ordinarius niemals berechtigt (= brandenburgische Instruktion für die Ord. § 2), er darf auch nicht Anord-

nungen eines Lehrers selbständig abändern.' Jene Beschwerden der Schüler hat er an den Direktor zu verweisen.

Im Einklang mit den obigen Bestimmungen, die das Verhalten des Lehrers im allgemeinen betreffen und sich schon in den Direktoreninstruktionen fanden, hält es die schlesische Instruktion für angezeigt, die Lehrer vor einem 'rauhen, barschen Tone, vor kaltem, herrischem Wesen', ebenso wie vor 'Ziererei' zu warnen — Ernst mit Milde sollen sie paaren —, und die westfälische warnt vor 'Schimpfwörtern und Schimpfreden'. Wie die Instruktionen über das Verhältnis des Oberlehrers zum Direktor denken, wird sich wohl aus den Instruktionen für die Direktoren ein jeder selbst denken können. Nur zwei Bestimmungen seien hier wörtlich angeführt; vgl. pommersche Instruktion B (§ 3): 'den Direktor . . . hat jeder Lehrer als seinen nächsten Vorgesetzten zu betrachten, allen seinen amtlichen Anordnungen Folge zu leisten, ihm persönlich mit Ehrerbietung zu begegnen und die Bemerkungen und Erinnerungen, zu welchen sich derselbe im Interesse der Schule veranlafst sieht, willig anzunehmen und zu befolgen. Glaubt ein Lehrer, dafs ihm vom Direktor Unrecht widerfährt, so hat er diesem in bescheidener Weise seine Beschwerde vorzutragen und, wenn derselbe ihr nicht abhilft, sie uns schriftlich einzureichen'. Auch hier ist das Mifstrauen ersichtlich, welches gegen die Oberlehrer vorherrscht; wozu die Ermahnungen zur 'Ehrerbietung' und 'Bescheidenheit'? Dinge, welche sich für preufsische Beamte Vorgesetzten gegenüber doch von selbst verstehen. Mit ähnlichem Wortschwall wie die Stellung des Direktors wird auch die des Klassenordinarius oft begleitet, z. B. in der pommerschen Instruktion (§ 2): 'zu Klassenordinarien sollen . . . tüchtige Lehrer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, von treuer Liebe und Hingebung für ihren Beruf und von gereifter Erfahrung' bestimmt werden, 'welche die ihnen anvertrauten Lehrfächer wahrhaft (!) durchdrungen haben und beherrschen, in klarer und stets wacher Einsicht von dem Zusammenhang derselben mit den übrigen Lehrobjekten und mit dem gemeinsamen Zweck des Gymnasialunterrichts in allen (!) Fächern das zur allgemeinen Entwickelung und zur intensiven Bildung ihrer Schüler dienende Material auszuwählen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern wissen und endlich durch die Reinheit und Würde ihres Charakters, wie durch den milden Ernst ihrer ganzen Haltung eine unauslöschliche Ehrfurcht vor der sittlichen Macht, welche das Leben der Menschen regiert, in der ihrer väterlichen Obhut und Pflege übergebenen Klasse zu erwecken vermögen.' Ja, wer das liest, der schlage sich an die Brust: 'Gott sei mir Sünder gnädig, wie unwürdig bin ich zur Führung eines Klassenordinariats!' Wer aber wirklich nun ein Klassenordinariat in Pommern erhält und also bei seinem Vorgesetzten in so grofser Achtung steht, der berühre mit dem Scheitel die Sterne, 'naso adunco suspendens ignotos' collegas extraordinarios (ordinariatslosen), welche nicht ihre Lehrfächer wahrhaft durchdrungen haben und beherrschen, nicht jene Reinheit, jene Würde besitzen u. s. w. u. s. w.

Die Dienstanweisungen nichtpreufsischer Staaten haben es doch vermieden, die Direktoren und Ordinarien zu pädagogischen Übermenschen zu stempeln,

schlichter, einfacher, sachgemäfser lauten hier die Instruktionen für einen Klassenordinarius, so für das Königreich Sachsen § 4 der Verordnung, für Baden § 55, für Bayern § 43, für Österreich § 97 mit den in den Weisungen von 1901 S. 47—56 dazugegebenen Erläuterungen, welche sich, wie folgt, gliedern: A. Der Klassenvorstand im Verhältnis zu seinen Klassenkollegen. B. Der Klassenvorstand im selbständigen Wirkungskreise. C. Der Klassenvorstand im Verhältnisse zum Direktor der Anstalt. Für Württemberg finde ich keinen besonderen Paragraphen für das Verhalten der Ordinarien, obwohl in § 19 u. 26 sich die Bezeichnung 'Klassenlehrer' findet. Eigentümlich bleibt es, dafs in Baden nach § 57 der Ordinarius den Vorsitz zu führen hat in den Klassenkonferenzen, welche regelmäfsig jeden Monat auf seine Einladung hin zusammenberufen werden und zu denen der Direktor eingeladen werden soll, ohne dafs er in ihnen mitzuwirken gezwungen ist (§ 56); diese unter Vorsitz des Ordinarius abzuhaltenden Klassenkonferenzen fassen Beschlüsse nur vorbereitender Art, welche der Beschlufsfassung der Gesamtkonferenz unterliegen, wo sie der Ordinarius vorzutragen hat. Wenn man bedenkt, dafs nach § 57, 2 auch noch Fachkonferenzen im Anfang des Semesters und Gesamtkonferenzen am Schlusse jedes Quartals stattfinden sollen, so haben unsere Herren Amtsgenossen in Baden eine reiche Fülle von Sitzungen durchzumachen, falls diese Paragraphen nicht blofs auf dem Papier stehen, was kaum anzunehmen ist, da auch über diese unter Vorsitz des Ordinarius stattfindenden Klassenkonferenzen ein Protokoll geführt wird, welches zu den Akten der Anstalt genommen werden soll. Übrigens bilden den Stoff dieser Klassenkonferenzen nach § 57 jene Verhandlungen, die in Preufsen und anderwärts die Ordinarien vor den Versetzungskonferenzen mit den Kollegen privatim zu führen haben über 'Feststellung der Noten über der Schüler Betragen, Fleifs und Leistungen, beziehentlich über Lokation' u. s. w. u. s. w. — Die Verpflichtungen, welche ein Ordinarius sonst in den verschiedenen Staaten hat, bis ins einzelne aufzuzählen ist nicht nötig, da sie inhaltlich sich meist decken. Am kürzesten verhält sich hier die bayerische Schulordnung (§ 43, 1): 'Jede Klasse hat ihren besonderen Ordinarius, d. h. Hauptlehrer, welcher in der Klasse die sämtlichen oder doch die meisten Stunden in den Hauptgegenständen erteilt und zunächst für den Unterricht und die Schulzucht in derselben verantwortlich ist', ähnlich in Österreich O. E. § 97: 'Ein Lehrer kann nur in einer Klasse Klassenlehrer sein; er hat die Aufgabe, den Einheitspunkt für die seiner speziellen Obhut anvertraute Klasse in wissenschaftlicher und disziplinarer Hinsicht zu bilden'; es folgen dann unter 2a) und b) eine Menge spezieller Dinge, die von den üblichen Vorschriften anderwärts nicht sonderlich abweichen.

13. Aufsicht über auswärtige Schüler

Über auswärtige Schüler mufs natürlich die Schule ganz besonders wachen, und alle Instruktionen geben Anweisungen, nach welchen 'diejenigen Schüler, die nicht bei ihren Eltern oder Pflegern wohnen, dem Vorstand von der Wahl (auch von jeder Veränderung) ihres Wohn- oder Kosthauses

Anzeige zu machen haben; der Vorstand ist dann befugt, ihnen solche Wohn- und Kosthäuser zu untersagen, von welchen Nachteil für ihren Fleifs und ihre Sittlichkeit zu besorgen ist' (§ 22 in Württemberg). Um anderes Gleichartiges zu übergehen, sei hier nur noch der kurze Wortlaut der bayr. Schulordnung (§ 42, 8) angeführt: 'Er hat über die in der Stadt nicht einheimischen Schüler strenge Aufsicht zu führen und darauf zu sehen, dafs dieselben nur in solchen Häusern wohnen und Kost nehmen, die er dazu für geeignet erklärt hat.' In Österreich (vgl. Normalien Nr. 159, 168, 172) können zwar gegebenen Falls diese Schüler in ihren Wohnungen besucht werden von den Lehrern, damit sie selbst sich von dem Zustand dieser Wohnungen überzeugen, meist aber ist es wünschenswert — denn befohlen kann dies ja nicht werden —, dafs die 'Quartiergeber' vor dem Direktor, beziehentlich den Lehrern erscheinen, um Bericht zu erstatten. Diese österreichischen Erlasse stammen aus den Jahren 1849 und 1851. Und 1867/68, ja noch 1880, hat man in Preufsen, dem Wortlaute nach wenigstens, den Direktoren (vergl. die Verfügung vom 29. Mai 1880) und Klassenordinarien es befohlen, die Pensionen auswärtiger Schüler persönlich zu besuchen; vergl. die Instruktion für Ordinarien für Schlesien (A 5) und die für Brandenburg (§ 8); ja hier in Brandenburg soll dies mindestens einmal im Quartal geschehen. Diese Pflichtbesuche in den Pensionen auswärtiger Schüler, so zweckmäfsig sie sein mögen, haben auch von rechtlichem Standpunkte aus etwas sehr Bedenkliches, denn weder der Direktor noch ein Oberlehrer kann in der Uniform eines Polizeikommissars oder in so hochamtlicher Eigenschaft wie der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter auftreten. Mehr wie diese sind wir hier auf die Liebenswürdigkeit der Wirte angewiesen; wenn — was gewifs nie vorgekommen sein mag und wovor keiner Besorgnis haben wird — man uns die Thür weisen würde, stände uns nur der Weg der Civilklage offen, wegen Beamtenbeleidigung könnte der unfreundliche Pensionsvater nicht gefafst werden. Oder wollten wir als Repressalie dann den betreffenden Schüler aus der Anstalt entfernen? Das wäre ungerecht; wie kann dieser für Fehler seines Pensionsvaters bestraft werden? Sofort allerdings könnte dem letzteren der Pensionär entzogen werden, dazu haben wir ein Recht. Wie dem auch sein mag, zunächst sind in einem solchen Falle der Direktor und Oberlehrer als die Hinausgewiesenen die öffentlich Blofsgestellten, die 'Blamierten'.

14. Die Programmabhandlung

Die Pflicht, eine Programmabhandlung zu schreiben, heben alle preufsischen wie aufserpreufsischen Dienstinstruktionen ausdrücklich hervor. Im Königreich Sachsen scheint man es hiermit am strengsten zu halten, denn nach § 57 der Verordnung ist 'eine Abweichung von der Reihenfolge nur mit Genehmigung des Ministers' gestattet; über die mehr oder weniger ausdrücklich genannte Verpflichtung dazu sind zu vergleichen für Baden § 103, für Bayern § 31, 2, für Österreich § 116 des Organisationsentwurfes nebst den darauf bezüglichen Normalien; für Württemberg scheint in der That eine

Pflicht, die Programmabhandlung zu verfassen, nicht zu bestehen; wenigstens ist eine solche aus einem Paragraphen der Dienstvorschrift von 1878 nirgends ersichtlich. In Preufsen ist wohl eine Cirkularverfügung vom 23. Aug. 1824 die erste gewesen, welche allgemein diese Angelegenheit geregelt hat, abgesehen von dieser enthält dann jede Dienstinstruktion für den Direktor den Hinweis, 'für die vorschriftsmäfsige Abfassung des Programmes zu sorgen', mit dem Zusatz, dafs die Abfassung der wissenschaftlichen Abhandlung dem Direktor und den Lehrern obliegt, wobei zu bemerken ist, dafs eine Zeit lang diese Abhandlung nur die 'Oberlehrer' zu schreiben hatten, während sie 'auf einen geeigneten ordentlichen Lehrer' übertragen werden konnte. In allen Staaten hat der Direktor, beziehentlich der Rektor über die Annahme zu entscheiden, am schärfsten ist dies in Preufsen ausgedrückt, wo es z. B. für Brandenburg (§ 22) heifst: 'er hat darauf zu sehen, dafs für dieselbe passende Gegenstände gewählt werden, und ist befugt, ungeeignete Aufsätze zurückzuweisen'. In Österreich heifst es nur Normalien Nr. 482, dafs dieselbe unter Verantwortung des Direktors zu erscheinen habe. In Österreich ist man in Bezug auf Wahl des Stoffes und Reihenfolge der Verfasser am liberalsten; nicht nur heifst es in derselben Nr. 482, dafs die 'Wahl des Stoffes vollkommen freigestellt sei', sondern auch in Bezug auf die Reihenfolge: 'welcher Lehrer die Abhandlung zu schreiben hat, bleibt der freien Vereinbarung in einer der ersten Konferenzen vorbehalten. In zweifelhaften Fällen hat der Direktor mit Rücksicht auf Alter, Gesundheitsverhältnisse, Umfang der Berufsgeschäfte, frühere Beteiligung an Programmarbeiten u. dergl. die Entscheidung zu treffen'. Man weifs ja, dafs auch in Preufsen eine Reihenfolge der zur Programmarbeit Verpflichteten sich, meist dem Dienstalter nach, herausgebildet hat, aber, soweit ich sehe, ist dies in so bestimmter Weise, wie in Österreich, nie amtlich geregelt worden. Auch eine eigenartige Verschiedenheit der Auffassung betreffs des Inhalts dieser Programme waltet zwischen Preufsen und Österreich ob. Schon die obige Verfügung von 1824 spricht es aus, dafs die Abhandlung sich beziehen solle auf 'einen wissenschaftlichen, dem Beruf eines Schulmannes nicht fremden, ein allgemeines Interesse mindestens der gebildeten Stände am öffentlichen Unterricht im allgemeinen oder an den Gymnasien insonderheit erweckenden Gegenstand, dessen Wahl innerhalb dieser Grenzen der Beurteilung des Verfassers überlassen bleibt', und die 'erläuternden Bemerkungen zu der Unterrichts- und Prüfungsordnung der Real- und der höheren Bürgerschulen vom 6. Okt. 1859 sprechen sich in ähnlichem Sinne aus, wenn sie streng philologische Untersuchungen über griechische und römische Sprache und Litteratur und lateinisch geschriebene Abhandlungen nicht für ein Realschulprogramm als geeignet erklären. Mag jene letzte Bestimmung nur für die damaligen Realschulen I. Ordnung gegolten haben, jene erste, allerdings sehr alte Verfügung galt für alle höheren Schulen; mag auch diese thatsächlich, wie man ja weifs, nur auf dem Papier gestanden haben, so ist doch die Tendenz, welche man zu einer gewissen Zeit hatte, deutlich genug: die wissenschaftlichen Programmabhandlungen sollten wissen-

schaftliche Fragen popularisieren. In Österreich aber war man, wenigstens 1875, ganz entgegengesetzter Ansicht, vgl. Nr. 482 der Normalien: Da der Zweck der Abhandlungen in den Programmen die Förderung wissenschaftlicher Thätigkeit der Lehrer ist, so sollen Aufsätze, welche die Popularisierung der Wissenschaft zum Zwecke haben, demnach für weitere Kreise als für die der Berufsgenossen bestimmt sind, von den Programmen ausgeschlossen sein; ein Ministerialerlafs vom 2. März 1880 (vgl. Normalien 483) verfügt ferner mit Recht, dafs 'mifsliebige, der Autorität eines öffentlichen Lehrers abträgliche, zur Polemik herausfordernde Kritik irgend einer wissenschaftlichen Publikation . . . . . durchaus keine Aufnahme finden dürfe'. Wie es schon in manchen Einzelheiten der Schulverwaltung ersichtlich war, hat man auch in diesem Punkte in Österreich genauere, eingehendere und, mich dünkt auch, wirklich mehr fördernde Verfügungen erlassen als in andern Staaten.

Bekanntlich ist, nicht nur jüngst, unter den preufsischen Oberlehrern eine Bewegung gegen diese pflichtgemäfs abzufassenden Programmabhandlungen zu Tage getreten und hat sich durch mannigfache Äufserungen in der Presse Luft zu machen versucht. Schon der eine Umstand, dafs alle benachbarten deutschen Staaten, vielleicht mit Ausnahme Württembergs[1]), diese altererbte Sitte pflegen, sollte diese Bewegung zum Stillstand bringen; der preufsische Oberlehrer würde dann in wissenschaftlicher Beziehung sich neben seinen Standesgenossen in diesen Staaten nicht mehr halten können. Aber natürlich noch andere, gewichtigere Gründe sprechen dafür, dafs man in Preufsen diese schöne Sitte und Verpflichtung nicht aufgiebt. — Zunächst spreche man nicht davon, diese wissenschaftlichen Abhandlungen seien der Mehrzahl nach zu unwissenschaftlich, d. h. wissenschaftlichen Forderungen zu wenig genügend und deswegen sehr überflüssig. Mit demselben Rechte könnte man die Doktordissertationen, sehr viele Zeitschriftenartikel und Universitätsprogramme als solche verurteilen und damit allen diesen die Existenzberechtigung absprechen; ob gerade unter den Schulprogrammen wirklich mehr Wertloses sich findet als unter den anderen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, wird sich schwer feststellen lassen. Der Umstand aber, dafs Adolf Kirchhoff, Otto Ribbeck, von den Lebenden Hermann Diels — aus anderen Wissenschaftsgebieten mögen Berufene andere Namen anführen — an höheren Lehranstalten auch schriftstellerisch gewirkt haben, sollte zu denken geben. Ferner, wenn irgendwo, so hat hier das lateinische Wortspiel und Sprichwort von 'onus est honos' (Varro de l. l. 5, 73) seine volle Geltung. Mögen andere akademisch-gebildete Berufsarten das Band mit der Wissenschaft bald zerreifsen lassen, und mögen ihre Vertreter kaum mehr im stande sein, einen bescheidenen Baustein, der vielleicht sehr zu behauen, vielleicht zu verwerfen ist, zum Tempel der Wissenschaft herbeizutragen, wir sollen uns freuen, dafs wir ein gelehrter Stand sind, wir sollen stolz sein nicht nur darauf, dafs wir ab und zu trotz unserer aufreibenden Thätigkeit noch wissen-

[1]) Nach einer Verfügung vom 2. Januar 1902, auf welche ich soeben hingewiesen werde, soll jetzt alle drei Jahre in Württemberg eine Abhandlung den Schulnachrichten beigegeben werden.

schaftliche Fragen behandeln können, sondern auch darauf, dafs man uns dies zutraut, wenn man uns eine geschichtlich ererbte, früher anders aufzufassende, jetzt doch auch in Preufsen milde ausgelegte Verpflichtung zu erfüllen anweist. Und man vergesse nicht, dafs, solange wir dies noch thun, solange wir durch dieses äufsere Zeichen den Schülern wie dem Publikum gegenüber unsere Zugehörigkeit zum gelehrten Stande, oder wenigstens unsere Abkunft aus der Gelehrtenwelt dokumentieren[1]) — dafs wir in ihren Augen an Ansehen und Würde gewinnen; die grofse Menge, Unreife und Reife, Ungebildete und Gebildete, haben eine gar feine Nase und riechens einem Menschen von ferne an, ob er heilig ist oder profan, d. h. ob er ein Gelehrter ist oder ein Verwaltungsbeamter, ein grofses oder kleines Rad in der Staatsmaschine. Zuletzt denke man, welch grofsen subjektiven Nutzen jeder davon hat, wenn er wieder einmal wissenschaftlich arbeiten mufs. Die freie, voraussetzungslose Forschung führt uns in die reinen Regionen weitschauender Höhe, und wer von dort wieder zu Thal fährt, der fühlt sich und seinen Geist so gesundet und gekräftigt wie der, welcher in froh verbrachten längeren Ferien Berg- und Waldesluft eingeatmet hat. Freilich kann der Wunsch hier nicht unterdrückt werden, dafs diejenigen, welche diesen wissenschaftlichen Verpflichtungen nachkommen, nun in ihren anderen amtlichen Pflichten von Staats wegen erleichtert würden, z. B. dadurch, dafs für das Jahr der Ausarbeitung des Programmes ihnen die Hälfte ihrer Stundenzahl abgenommen und auf andere Oberlehrer oder Kandidaten übertragen wird.

In diesen Tagen ist eine kleine Schrift erschienen von Dr. Heinr. Müller, Oberlehrer am Bismarckgymnasium in Deutsch-Wilmersdorf: 'Fort mit den Schulprogrammen!' Berlin, Otto Gerhardt. 1902. Die zum Druck der Programme aufgewandten Kosten sollen lieber für Bibliotheken und zur Beschaffung von Zeitschriften herhalten oder zur Unterstützung für Studienreisen. Indessen, was das erstere anbelangt, so wird hier die receptive wissenschaftliche Thätigkeit gegenüber der produktiven sehr überschätzt. Das Lesen von wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften thut es nicht; wer von der Anstellung bis zur Pensionierung nur Zeitschriften lesend hingedämmert ist, ohne je zu kritischer Sichtung behufs einer Veröffentlichung irgend einer Abhandlung zu gelangen, der wird im günstigsten Falle ein Polyhistor, und solche Sammelköpfe oder Sammeltöpfe werden unpraktische Leute und unbrauchbare Erzieher. Auch den Wert der Studienreisen an sich bemifst man oft zu hoch; wer, ohne ernste, tiefe Studien *vorher* gemacht zu haben, eine solche unternimmt, wird auch als grofser Gelehrter nicht zurückkehren, mag immerhin eine erfrischende Wirkung auf seine Person und seinen Unterricht zurückbleiben. Zu beiden, zu solchen Vorstudien, wie zur Sammlung des Lesestoffes, soll der wahrlich nicht allzustrenge Zwang der Programmabhandlung anleiten. Wenn endlich der Verf. sagt: 'die leuchtenden oder matten Augen der Knaben (!) und Jünglinge, die vor uns sitzen, das sind die Gradmesser unseres *wissenschaft-*

[1]) Während dies geschrieben wird, hat Fr. Paulsen im jüngsten Hefte der 'Preufs. Jahrbücher 1901' (Bd. 161 Heft 111) gerade diesen Punkt ebenfalls betont.

lichen(!) Strebens', so freut man sich einerseits über den Erzieher, dem die strahlenden Augen seiner Jungen soviel gelten, anderseits wundert man sich über den Mangel an allgemeiner Menschenkenntnis; denn jeder weifs, dafs häufig wissenschaftlich wenig begabte Standesgenossen durch oft handwerksmäfsige Geschicklichkeit, verbunden mit augenblicklicher Wärme der Empfindung, ihre Schüler zu fesseln vermögen. — Der alte Satz behält eben seine Richtigkeit, dafs beides zusammentreffen mufs: wissenschaftliche Begabung und Neigung mit liebevoller Hingabe an das Lehramt, an die kleinen, oft kleinlichen Anforderungen desselben.

15. Überreichung der Dienstinstruktion bei der Einführung in das Amt

Endlich ein allerletztes. § 4 der Dienstinstruktionen für die Direktoren in Brandenburg lautet: 'Dem Direktor liegt ob, die neuangestellten Lehrer in das ihnen übertragene Amt förmlich einzuweisen, ihnen hierbei die Pflichten unter Hinweisung auf ihre Instruktion ausführlich und eindringlich bekannt zu machen'; und für den Lehrer lautet § 3: 'Ein ihm übertragenes Ordinariat hat jeder Lehrer zu übernehmen und nach der über das Ordinariat erlassenen besonderen Instruktion zu führen.' Auch in den Instruktionen für Pommern (§ 6) und anderen wird den Direktoren zur Pflicht gemacht, bei Einführung von neu angestellten Oberlehrern dieselben auf diese Instruktion hinzuweisen und so mit ihren dienstlichen Obliegenheiten bekannt zu machen. Soweit erinnerlich, ist dies aber in den letzten Jahrzehnten, in der Provinz Brandenburg wenigstens, fast nirgends geschehen; es läfst sich dies ja schwer feststellen, aber ohne sehr zu übertreiben, glaube ich behaupten zu dürfen, dafs nicht allzuviel Oberlehrer diese Instruktion bei ihrer Anstellung erhalten, geschweige denn sie später eingesehen oder gar studiert haben. Die Kenntnis der einzelnen Bestimmungen ist gerade nicht sehr grofs. Und hier entsteht nun die Doktorfrage: Gilt überhaupt noch diese Dienstinstruktion, welche bei Übernahme des Amtes, entgegen zwar dem Wortlaute der meisten Instruktionen, gewöhnlich nicht übergeben wird? Sind die Oberlehrer irgendwie verpflichtet, sich an diese Instruktion von 1867/8, von welcher sie meist erst nach der Anstellung zufällig Kenntnis nehmen, noch zu binden? Thatsächlich ist der Sachverhalt in den letzten Jahrzehnten wohl ein solcher geworden, dafs eigentlich diese Instruktionen gar nicht mehr amtlich für die Oberlehrer existieren[1]), und dafs somit überhaupt eine Dienstinstruktion für den Oberlehrerstand in Preufsen gar nicht da ist.

Schlufsbetrachtung

Diese vergleichende Übersicht der Dienstinstruktionen lehrt, dafs einige Staaten hier sehr im Rückstande sind; natürlich liegt das an den Verhältnissen.

---

[1]) In dem Büchelchen von Beier, Kanzleirat im Kultusministerium zu Berlin (Die höheren Schulen und ihre Lehrer . . . Halle 1899) sind sie nicht mehr abgedruckt, was natürlich an sich nichts besagen kann.

Das zeigen schon die Organe, welche die Schulordnungen schufen. In Sachsen ist die von uns besprochene Schulordnung ein mit Zustimmung 'Unsrer getreuen Stände' vom König Albert 1876 gegebenes Gesetz, daher wohl die Farblosigkeit derselben, welcher erst die Generalverordnung vom 7. Dezember 1876 etwas abhelfen konnte; in Österreich, Bayern, Baden sind es mit Genehmigung des Landesherrn, in seinem Namen erlassene Vorschriften, die seine Unterschrift, ebenso die des Gesamtministeriums oder des betreffenden Ressortministers tragen; die württembergische ist mit 'Genehmigung des Königl. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens' veröffentlicht, endlich die alten preufsischen Dienstinstruktionen sind, wie die einleitenden Worte selbst lehren, nicht von der Centralstelle, sondern nur auf ministerielle Anordnung von den einzelnen Provinzialschulkollegien gegeben worden. Am ältesten ist der österreichische Organisationsentwurf, über ein halbes Jahrhundert alt, aber noch mit Recht in fast allen Paragraphen gültig; wegen der Länge der Zeit konnte an diesem haltbaren Stamm eine Reihe von Normalien, Erlassen u. s. w. bis auf die 'Weisungen' von 1901 sich ansetzen, weswegen denn in Österreich das höhere Schulwesen am eingehendsten, am straffsten organisiert zu sein scheint. Gerade das Gegenteil bildet der knappe, präzise, fast immer klare und durchsichtige bayerische Entwurf, der zuletzt 1891 gedruckt ist. Doch wir enthalten uns füglich weiterer abschliefsender Gesamturteile über diese Instruktionen. Welche Nachteile, welche Vorzüge die des einen Staates vor der eines Nachbarstaates hat, wird wohl jeder aus der obigen Zusammenstellung ersehen können. *Πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε.*

Man könnte ja nun meinen, es seien überhaupt für die Ausübung unseres Amtes Dienstinstruktionen nicht nötig. Mit geläufigen Grundsätzen, dafs auf die Person des Lehrers hier alles ankäme, dafs möglichst wenig einschränkende Bestimmungen für ihn vorhanden sein sollten, scheint man solche Meinung stützen zu können. Und die Abneigung mancher gegen den 'grünen Tisch' und gegen alles, was daher stammt, ist grofs genug. Sollen zu den alten 'Reglements' noch neue kommen? Und was nützt solche papierne Pädagogik? Ist es denn nicht möglich, dafs ein Schulwesen ohne zahlreiche Verfügungen besser ist als ein solches, welches mit recht vielen Paragraphen gesegnet ist? In Österreich sind, wie oben gezeigt, die Versetzungsnormen viel strenger als anderwärts. Brauchen deswegen die dort thatsächlich versetzten Schüler reifer und besser vorbereitet zu sein als in Bayern oder in Preufsen?

Natürlich haben solche allgemeinen Gründe ihre Berechtigung; auch der Weg vom Papier zur That ist weit. — Es steht blofs auf dem Papier, sagt man wohl; aber mit ebenso grofsem Recht kann man sagen: nicht einmal auf dem Papier steht es! Mit beiden Aussprüchen kann man die reale Existenz einer Sache bezweifeln.

Zu allererst darf wohl dagegen Verwahrung eingelegt werden, als ob solche Instruktionen auf die eigentlich erzieherische Thätigkeit des einzelnen

wie auf die innere Seite der Erziehung überhaupt unmittelbar sich erstrecken können. Sollte und könnte etwa durch Instruktionen festgesetzt werden, dafs jedesmal nach zweimaliger Tadelstrafe die Arreststrafe zu folgen habe, dafs jede Klassenarbeit mit sieben Fehlern als ungenügend zu bezeichnen wäre, dafs eine bestimmte Zahl von Cäsarkapiteln in einer bestimmten Zeit zu übersetzen wäre, oder dafs innerhalb der ganzen Monarchie in derselben Klasse immer derselbe Schriftsteller zu lesen sei? In dieser Beziehung wird jeder Einsichtige den preufsischen 'Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901' viele Vorzüge nachrühmen können; haben sie doch z. B. die deutsche Klassenlektüre von O II — O I nicht für jede der drei Klassen festgelegt, sondern dem Ermessen eines jeden Lehrkörpers hier freien Spielraum gelassen. Die Natur aller Erziehung, welche doch geistiger Art ist, entzieht sich von selbst solchen Übergriffen etwaiger Paragraphen, die Pädagogik bindet man nicht an ein 'tönend oder geschrieben Wort, die freie wandelt im Sturme fort'.

Indessen diese zunächst auf das Innere gerichtete Thätigkeit hat doch äufserlich recht greifbare Formen und Wirkungen. Wird sie doch nicht ohne Aufsicht ausgeübt, nicht ohne Mitwirkung anderer, führt sie doch zu rein geschäftlichen Amtshandlungen, wie Konferenzberatungen, Abstimmungen, hat sie doch durch Entfernung (Dimission) der Schüler von der Anstalt, durch Versetzungen, durch Ausstellung von Zeugnissen recht fühlbare, gesetzliche Folgen, welche in ihrer Bedeutung vielen richterlichen Erkenntnissen in Civil- und Strafsachen mindestens gleichwertig, natürlich nicht gleichartig sind. Der einzelne Lehrer in der Beurteilung eines einzelnen Schülers, ja seiner ganzen Klasse, in der Behandlung seines Unterrichtsfaches, seines Schriftstellers u. s. w. wird fast nie einem bestimmten Paragraphen sich unterwerfen lassen. Tritt er aber mit anderen zusammen zu einem Gesamturteile, soll aus ungefähr 15—20 Censurprädikaten ein Schlufs gezogen werden, so müssen bestimmte Normen gegeben sein, nach welchen — Ausnahmen individueller Art natürlich gestattet — dies geschehen soll. Soll das Verhältnis der Kollegen zu einander ebenso wie zu ihrem Vorgesetzten ein gutes sein, so müssen Rechte und Pflichten aller untereinander möglichst scharf abgegrenzt werden. Nichts wirkt hier verhängnisvoller als das System 'diskretionärer Vollmachten', unklarer Bestimmungen, dehnbarer Paragraphen; sie öffnen der Willkür Thür und Thor, können je nach der Person des Vorgesetzten, je nach der Zusammensetzung des Lehrkörpers in kürzeren oder längeren Zwischenräumen die Unterrichtsmethode, die Art der Censierungen einer und derselben Anstalt gänzlich umwerfen, jede Stetigkeit untergraben, alle Ziele verrücken und die schlimmsten pädagogischen Mifsstände herbeizuführen. Wie schwer wird ein Vorgesetzter, der bei dehnbaren Instruktionsparagraphen in der einen Provinz die Stelle eines Diktators einnahm, sich darein finden, wenn er in die Nachbarprovinz versetzt ist und hier einem Lehrerkollegium sich gegenüber sieht, das sich beinahe selbst zu regieren bisher gewohnt war, weil eben dieselben Instruktionsparagraphen sich auch in diesem Sinne auslegen lassen können? Und wenn ein Oberlehrer eines solchen Lehrerkollegiums plötzlich zu einem sogenannten

'strammen, schneidigen' Direktor versetzt wird, wird er sich nicht eine Zeit lang nicht nur recht unbehaglich fühlen, sondern auch, wenn er ein Mann von Charakter ist, die von ihm seit Jahren vertretene Auslegung bestimmter Paragraphen oder die von ihm auf Grund dieser unbestimmten Fassung ausgeübte Praxis zu verteidigen, zu rechtfertigen wissen? Wird dies nicht schliefslich zu lauter Mifshelligkeiten, zu Beschwerden führen? Erst durch kurze, klare Bestimmungen von einheitlichen Dienstinstruktionen wird ein wirklich einmütiges Zusammenwirken vom Direktor und Lehrerkollegium möglich; jeder weifs, was er zu thun hat, wie weit seine Befugnisse reichen; in strittigen Fällen mufs der Paragraph der Dienstinstruktion in Bezug auf Pflichten und Rechte klare Auskunft geben. Und deswegen möge man auch nicht befürchten, dafs durch eine ins einzelne gehende Instruktion etwa die Rechte des Lehrkörpers oder des einzelnen Oberlehrers gemindert würden; im Gegenteil, hier gilt im vollen Umfange Goethes Wort, ursprünglich von der echten, künstlerischen Freiheit gesagt: 'Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben'; wie das gemeint und ungefähr verwirklicht ist, mögen wir in Österreich sehen. Auch andere Furchterregungen sind unbegründet. Allerdings, vergleicht man in der obigen Zusammenstellung die Rechte der Oberlehrer in den verschiedenen Staaten miteinander, so wird man vielfältig dieselben sehr beschränkt und eine Erweiterung besonders der Kompetenzen eines Lehrkörpers im Sinne der österreichischen Bestimmungen sehr erwünscht und gerechtfertigt finden. Und gerade in Österreich, wo, wie sich gezeigt, der einzelne Oberlehrer wie die Lehrerkonferenz weitergehende Rechte als anderswo besitzt, hat man in die 'Weisungen' diesen Passus eingeschaltet, S. 56: 'Diese Verantwortlichkeit kann nicht dem Lehrkörper zugemutet werden, weil dadurch — abgesehen selbst von allen den Fällen, welche eine unmittelbare und schleunige Erledigung erheischen —, sooft in ihm eine Verschiedenheit der Ansichten hervorträte, die Minorität des Kollegiums für das Verfahren der Majorität verantwortlich würde; sie mufs vielmehr einem Manne übertragen werden . . . er soll stets und vornehmlich der vereinigende Mittelpunkt und die belebende Seele sein für die mannigfaltige Thätigkeit der Lehrer an der Schule, und deswegen bedarf er der Stellung inmitten des Lehrkörpers'; vgl. dazu die oben S. 137 citierte Äufserung der 'Weisungen', welche besagen, wie der Lehrkörper zugleich ein Gegengewicht sein soll gegen 'unzweckmäfsige und unbefugte Anordnungen des Direktors'. Wenn man also die Befugnisse der Oberlehrer erweiterte, Besorgnisse wegen etwaiger republikanischen Allüren der Lehrerkonferenzen braucht man wahrhaftig nicht zu hegen! Schon das eine unantastbare Intercessionsrecht des Vorsitzenden, welches in allen Staaten ausgedrückt ist, genügt wirklich für alle möglichen Fälle!

Würde sich also hier kein Nachteil ergeben, so würde anderseits ein namhafter Vorteil entstehen. Woher die Abneigung vieler Amtsgenossen gegen Sitzungen, gegen Konferenzen? Woher ihr Widerstreben gegen Beratungen über schultechnische, schulorganisatorische Fragen? Das ist einfach aus dem thatsächlich sehr engen Kreise ihrer amtlichen Befugnisse zu erklären. Der

preufsische Finanzminister v. Miquel hatte deshalb in der Sitzung des preufsischen Abgeordnetenhauses vom 9. März 1901 von seinem juristisch-administrativen Standpunkte leider Recht, auf unsere Beamtenklasse herabzusehen. 'Was sollen wir immer beraten, beraten, beraten, der Vorsitzende hat ja schliefslich doch das Recht der Entscheidung, indem er es in diesen und vielen anderen Dingen nicht zur Abstimmung kommen läfst.' Und nach den bestehenden Instruktionen der meisten Staaten mufs man solchen Äufserungen recht geben. Mancher zieht es deswegen vor, lieber sich seinen wissenschaftlichen Neigungen hinzugeben; mancher freilich, der das nicht vermag, lebt sich in eine gewisse Berufsverdrossenheit hinein. — Aber erweiterte, gröfsere Rechte — erweiterte, gröfsere Pflichten; die Berufsfreudigkeit kann nicht genug gehoben und gesteigert werden.

Wir reden keinem toten Formalismus das Wort, wenn wir uns hier nach mehr Gesetzesparagraphen im obigen Sinne sehnen. Aber auch durch die praktische Pädagogik von heute geht trotz des Massenunterrichts ein stark individualistisch-subjektivistischer[1]) Zug, und so wird keiner glauben, dafs die hier angedeuteten Wünsche zur Festigung unserer amtlichen Befugnisse und zur wirksameren Ausführung derselben irgendwo bald sich erfüllen. Nun, wir alle wappnen uns mit der Kardinaltugend unseres Standes, der Geduld, 'wir warten still, bis Zeit auch unsere Saaten reifen will'. Indessen trösten wir uns mit der idealen Seite unseres Berufes, der wahrlich, wie kaum ein anderer, dadurch so reich ist. Ideale sind ja in goldene Ferne

---

[1]) Man lese u. a., was R. Lehmann, jetzt ein 'Rufer im Streit', im 7. Kapitel seines Buches über Absehen und Lügen der Schüler sagt. — Nachträglich sei noch bemerkt, dafs ich mit dem Vorwurf der völligen Verwirrung in Nr. 7 S. 125 den altehrwürdigen preufsischen Dienstinstruktionen für die Provinzen Preufsen, Pommern und Brandenburg doch wohl etwas zu nahe getreten bin. Als diese Instruktionen geschrieben wurden, existierten nämlich die jetzt vielfach üblichen Censurnummern 1, 2ª u. s. w. noch nicht, welche für Brandenburg z. B. erst in einer Verfügung vom 10. November 1884 erwähnt werden; auch heute sollen sie an manchen Anstalten nicht angewandt werden. Es ist wohl also mit den drei verschiedenen Benennungen: Gesamtprädikate (§ 55 Prov. Preufsen), Zusammenfassende Urteile (§ 19 Pommern), Allgemeine Urteile (§ 14 Brandenburg) nur ein- und dasselbe gemeint, nämlich die Urteile über Betragen, Fleifs, Aufmerksamkeit, welche den Einzelurteilen über die Leistungen vorangehen. — Freilich für den, der heute diese Bestimmungen liest, wo die Nummern 1, 2ª u. s. w. aufserdem noch vorhanden, war dies Mifsverständnis sehr leicht, und die Schuld ist doch in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, dafs nach Einführung der Kopfcensuren 1, 2ª die obigen Ausdrücke nicht geändert wurden — denn auch diese Kopfcensuren sind Gesamtprädikate —, und dafs drei so benachbarte Provinzen ihre 'Reservatbestimmungen' haben, welche einen höchst unberechtigten 'provinziellen Partikularismus' zu Schau tragen. Schliefslich scheint nun wirklich, wenn man streng nach den Vorschriften geht, die Sache so zu liegen, dafs die später zulässigen Kopfcensuren nicht in einer Konferenz beraten zu werden brauchen, denn die Dienstinstruktion sagt dies nicht, wohl aber die allgemeinen Urteile über Betragen und Fleifs, denn die Dienstinstruktion sagt dies ja ausdrücklich! Wie gut, dafs es doch noch eine Erklärung κατὰ σύνεσιν giebt! — Aber nun hoffe ich, die zürnenden Manen der §§ 55, 19, 14 wieder versöhnt zu haben. Requiescant in pace!

gerückt, dem Wandel und Wechsel, der Schwere und dem Staub irdischer Verhältnisse entzogen, unsterblich und unvergänglich. Schon durch das Objekt unserer Thätigkeit sind wir vor anderen ausgezeichnet, denn für uns ganz besonders gilt das Goethische Wort (Wahlverwandtschaften II 7 Schlufs): 'Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch', nicht der körperlich oder geistig kranke Mensch, mit dem es der Arzt zu thun, nicht der moralisch kranke oder verkommene Mensch, mit dem es der Richter vorzugsweise zu thun hat, sondern der freilich noch unfertige, aber gerade in zarter Knospe und Blüte sich entfaltende jugendliche Mensch.

ÜBER DIE VERWERTUNG DER SATZBILDER IM DEUTSCHEN UNTERRICHT

Von Eduard Arens

Ist dies schon Unsinn, hat es doch Methode.

1. Wer die 'Satzbilder' erfunden hat, scheint nicht genau bekannt zu sein. Nach Theodor Gelbe[1]) ist wohl Lehmann als Erfinder zu bezeichnen, der dieselben in seinem Buche 'Allgemeiner Mechanismus des Periodenbaus' 1833 — *nomen et omen*! — zuerst verwertet; doch hatte er schon einen Vorläufer an Herling (Syntax der deutschen Sprache I und II 1830/32). Wer sich die Methoden Lehmanns und seiner Nachfolger klar machen will, sei auf Gelbe a. a. O. S. 22 f. verwiesen, wo Beispiele von Satzbildern nach Herling, Lehmann, Götzinger, Hoffmann, Friedr. Bauer, Wetzel und Gelbe skizziert sind. Alle leiden an dem Mangel, dafs sie allzu kompliziert und sehr unübersichtlich sind. Wir können all diese Versuche um so eher übergehen, als uns nur die neuesten Verfechter des Wertes der Satzbilder für den grammatischen Unterricht in der Muttersprache beschäftigen sollen.[2]) Ich will auch unberücksichtigt lassen, dafs für das Lateinische schon länger die Satzbilder zur Erläuterung des Periodenbaues Verwendung gefunden haben.[3])

2. Für den deutschen Unterricht will Otto Lyon, der verdienstvolle Herausgeber der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, das Satzbild fruchtbar machen. Kurz spricht er sich in seinem Handbuch der deutschen Sprache I[6] Leipzig 1897, S. 284 f. darüber aus; ausführlicher begründet er sein Verfahren in dem Buche: Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäfsen Unterrichts in der deutschen Sprache. Zweiter Teil, Leipzig 1897, S. 130—154; hier finden wir auch eine grofse Anzahl von Beispielen.

Lyon läfst die Hauptsätze mit grofsen (*A*, *B*, *C*), die Nebensätze mit kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnen, und zwar bezeichnet er durch *a* sämtliche Substantivsätze (Subjekt-, Prädikat- und Objektsätze), durch *b* die

---

[1]) Gelbe, Die Satzbilder. Vortrag, gehalten im Verein für deutsche Sprache und Litteratur zu Chemnitz. Kassel, Bacmeister (1879).

[2]) Ich habe deshalb auch nicht einmal den Namen Kern erwähnt. Übrigens ersehe ich aus der Zeitschr. f. das Gymnasialwesen (Juni) 1899 S. 365, dafs auch G. Schulze sich gegen die Kernschen Satzbilder ablehnend verhält.

[3]) Ich verweise z. B. auf die einfache Methode, die Golling in seiner brauchbaren 'Chrestomathie aus Livius' (Wien 1892) empfiehlt.

Attributsätze, durch *c* die Adverbialsätze. Verkürzte Nebensätze deutet er durch Klammer an: (*a*) (*b*) (*c*). Nebensätze zweiten, dritten u. s. w. Grades durch a^2, b^3, c^4 u. s. w. Auch die Interpunktion läfst er stets genau mit verzeichnen. 'Jedes Zuviel wirkt verwirrend. Man unterlasse daher eine nähere Bezeichnung der Konjunktion und der logischen Beziehung. Denn da in den logischen Beziehungen eine grofse Mannigfaltigkeit besteht, so würden sich zu dem Zwecke, alle diese Beziehungen auszudrücken, so viele Zeichen nötig machen, dafs der Schüler alle Übersicht verlieren müfste und nie zu völliger Sicherheit in der Anwendung der Zeichen gelangen könnte' (a. a. O. S. 131).

Um an zwei Beispielen dies Verfahren zu erläutern, wähle ich die Schillerschen Verse:

1) Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreifst;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret. Satzbild: ***A, b, b, A, b; B, a.***

2) Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fufs,
Dafs er zu Boden fallen mufs. Satzbild: *c, A,* (*c*), c^2.

Aufser der Analysierung gegebener Satzgebilde läfst Lyon auch die Umkehrung fleifsig üben und zu gegebenen einfachen Sätzen und dem Satzbilde das Satzgefüge entwerfen. Eine Aufgabe einfachster Art wäre z. B.: die folgende.

Gegeben: 1) Es will ein Häkchen werden.
2) Es krümmt sich beizeiten.

Diese beiden Sätze sind in folgenden Formen zu verbinden: 1) *a, A.* 2) *A, c.* 3) *A, a.*

Lösung: 1) *a, A*: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. 2) *A, c*: Es krümmt sich beizeiten, weil es ein Häkchen werden will. 3) *A, a*: Das krümmt sich beizeiten, was ein Häkchen werden will.

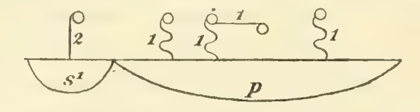
3. Zu allerjüngst ist der Verwertung von Satzbildern ein warmer Verteidiger erstanden in Adolf Stamm, der in einem besonderen Büchlein diese graphische Darstellung der deutschen Satzlehre ausgestaltet zu haben sich rühmen darf.[1]) Der Verfasser meint im Vorworte, die bisherigen Versuche, sich der graphischen Darstellung bei der Satzlehre zu bedienen, befriedigten deshalb nicht, weil sie nicht einmal mit annähernder Vollständigkeit die grofse Mannigfaltigkeit der logischen Verhältnisse im Satzbau, noch weniger die Architektonik des Stils zur Anschauung brächten. Ja noch viel weiter als für blofse Schulzwecke, glaubt er, könne seine Methode reichen. Im Anhange giebt

[1]) Ad. Stamm, Graphische Darstellung der deutschen Satzlehre nebst einer Interpunktionslehre. Leipzig, Bädeker 1899. (Mk. 1.00.)

er Proben aus verschiedenen Schriftstellern, satzbildlich dargestellt, und träumt davon, dafs seine Methode, entsprechend erweitert, hoffentlich zu einer Art Physiologie des Stils führen werde. Und noch kühner denkt er sich gar, auf diesem Wege könne eine vergleichende Geschichte des Stils gefunden werden, da sich die Methode ja auf jede Sprache anwenden lasse.

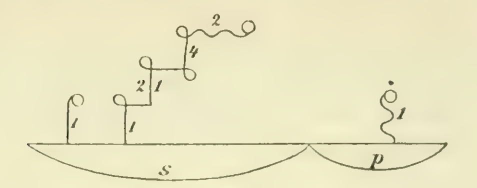
Ich kann mich bei Besprechung der Stammschen Methode auf diese weitausschauenden Pläne des Verfassers nicht einlassen; für mich handelt es sich nur um die Frage, ob des Verfassers Methode für den Unterricht in der deutschen Grammatik praktisch und nützlich sei. Stamm hat sie seinem Unterrichte zu Grunde gelegt und will sie bewährt gefunden haben. Sogar die Langeweile, welche bekanntlich die Schüler beim Studium grammatischer Verhältnisse nicht selten beschleicht, soll dadurch verscheucht worden sein.

Ich bedaure nun, wegen Raummangels dem Leser leider keine vollständige Vorstellung von Stamms Zeichen geben zu können; um diese zu gewinnen, mufs man das Heftchen selbst in die Hand nehmen. Das erste Gefühl ist ein Staunen ob all den krausen Zeichen, mit denen der Verfasser operiert. Während Lyon, wie wir oben sahen, gröfste Einfachheit und Enthaltsamkeit in den anzuwendenden Zeichen empfahl, strebt Stamm darnach, jedes grammatische Verhältnis mit besonderem Charakter zu versehen. An sich mit Recht; denn weshalb soll sich die graphische Darstellung, wenn man sie als berechtigt ansieht, blofs auf den zusammengesetzten Satz beschränken? Verdient denn der einfache Satz nicht die gleiche Behandlung? Nun mufs man gestehen, dafs Herr Stamm recht pfiffig und kniffig, um nicht zu sagen knifflich, sein System aufgebaut hat. Ich will versuchen, wenigstens für den einfachen Satz sein Verfahren deutlich zu machen. Jeder Satzteil bekommt bei ihm sein besonderes Zeichen. Subjekt und Prädikat stellt er durch das Zeichen ⏝s⏝p dar. Ebenso die Wortarten: das Substantivum ┌, das Adjektivum ᑫ, das Adverbium §. Die verschiedene Verwendung wird durch Ziffern und Punkte differenziert. Ebenso wird auch stets angegeben, ob ein- oder mehrgliedriges Subjekt, Prädikat u. s. w. vorhanden ist. Führt man diese Grundsätze durch, so kann man — die wunderlichsten Figuren malen. Der Satz (S. 6): 'Und rings erschallt an jedes Herz sein Aufruf aller Orten' sieht graphisch also aus:



s_1 besagt, dafs das Subjekt ein Substantiv ist, $\overset{\circ}{|}_2$, dafs es ein Attribut und zwar ein pronominales Attribut bei sich hat. Die Zeichen oberhalb des Bogens für p deuten an, dafs das Prädikat durch dreierlei Adverbialia näher bestimmt ist, und zwar sind es diesmal lauter Adverbialbestimmungen des Ortes $(_1)$. Die zweite davon besteht aus Substantiv mit Präposition (daher $\dot{\S}_1$ mit dem Punkte); zugleich hat sie noch ein adjektivisches Attribut zu sich genommen.

'Das neue Haus meines lieben endlich zurückgekehrten Freundes liegt im Walde' ergiebt folgenden kunstvollen Aufbau:



Wem lacht bei dieser schönen Zeichnung nicht das Herz im Leibe? Wir glauben dem Verfasser aufs Wort, dafs es den Schülern Spafs macht, solche Figuren zu entwerfen, und dafs sie sich in verhältnismäfsig kurzer Zeit eine überraschende Gewandtheit im Gebrauche der Zeichen erwerben. Nur fragt es sich, ob sie damit nicht viel kostbare Zeit vertrödeln und ob sie dadurch wirklich tiefere Einsicht in den grammatischen Bau des Satzes gewinnen.

Doch ehe ich mich der Beurteilung des Wertes oder Unwertes der Satzbilder im allgemeinen zuwende, noch ein Wort über den Rest des besprochenen Büchleins! Beim zusammengesetzten Satze handelt es sich natürlich nicht mehr um die einzelnen Satzteile, sondern nur um Stellung und Verhältnis der einzelnen Sätze zu einander. Dabei wird auf die Art der Satzverbindung, d. h. also besonders auf die Konjunktionen, mit Recht viel Gewicht gelegt. Doch werden die Darstellungen nun so verwickelt und kompliziert, dafs ich auf Beispiele und Bilder leider verzichten mufs, wenn ich nicht die ganze Schrift ausschreiben will.

4. Was sollen wir nun von solcher Methode graphischer Darstellung halten? Verdient sie im Unterrichte verwendet zu werden? Kann sie Nutzen stiften und die Einsicht in den Satzbau gewähren, erleichtern oder vertiefen? Das sind die Fragen, die sich uns aufdrängen, wenn wir sehen, wie gerade in jüngster Zeit so eifrige Vorkämpfer und Verfechter dieser Satzbilder auf dem Plan erscheinen.

Bleiben wir zunächst bei Stamm stehen! So genau er auch seine Methode im einzelnen durchzuführen gestrebt hat, so haften ihr doch wesentliche Mängel an. Während er beim Satzgefüge auf die Stellung der Sätze gebührend Rücksicht nimmt, vermissen wir die gleiche Rücksicht beim einfachen Satze. So ist es ihm z. B. völlig gleichgültig, wo das Subjekt steht. Und doch ist gerade die Stellung der Satzteile in unserer Muttersprache mit ihrer verhältnismäfsig grofsen Freiheit und doch wieder gesetzmäfsigen Einfachheit etwas, was gewifs unseren Schülern klar gemacht werden mufs und deshalb auch in einer graphischen Darstellung des Satzbaues nicht fehlen dürfte. Der Satz (S. 5): 'Was habe ich dir gethan?' würde sich nach Stamms graphischen Zeichen von dem anderen: 'Habe ich dir was gethan?' nicht unterscheiden. Und doch scheint es mir noch wichtiger, dafs ein Schüler diesen Unterschied klar erkenne, als dafs er die Satzteile mit ihren grammatischen Namen daran benennen kann. — Noch ein anderes, wenn auch mehr nebensächliches, Bedenken will ich nicht verschweigen. Wenn Stamm (S. 12) nach Lyon, dessen Handbuche er sich überall anschliefst, die Nebensätze der Form nach in Relativ-, Konjunktional- und Indirekte Frage-Sätze einteilt, so vermifst man als vierte Gruppe die Nebensätze, welche die Form von Hauptsätzen annehmen (die sogen. unechten Nebensätze). Nun wird zwar (S. 16) nachgeholt, dafs

Bedingungs- und Einräumungssätze die Form von Frage- bezw. Befehlsätzen annehmen können; aber diese besonderen Fälle erschöpfen die Sache nicht. Die besteht vielmehr darin, dafs man das logische Verhältnis zweier Sätze, die einander untergeordnet sein sollten, auch durch Nebenordnung ausdrücken kann. Ich denke an Beispiele, wie Tells Wort:

Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas.

Wie sollen wir da grammatisch sagen? Ist 'er bracht euch etwas' Nebensatz oder ist es Hauptsatz? Der Form nach gewifs das letztere, und doch rechnen wir es wohl seiner Bedeutung nach zu den Nebensätzen. Also sind es nicht blofs Bedingungs- und Einräumungssätze, welche diese freiere Form der Verknüpfung lieben. Auch in gröfseren Perioden finden wir oft ein ähnliches Verhältnis. In demselben Monologe Tells wird sehr oft die Stelle: Ich laure auf ein edles Wild u. s. w. unzweckmäfsig interpungiert. Der Satz: 'Läfst sichs der Jäger nicht verdriefsen . . . Um ein armselig Grattier zu erjagen' ist blofs der Vordersatz zu: 'Hier gilt es einen köstlicheren Preis . . .'; ein Doppelpunkt würde dies Verhältnis klar stellen. Ich wollte sagen, dafs dieses logische Verhältnis auch durch die Zeichen Stamms nicht ausgedrückt wird, wie es denn überhaupt wohl schwierig wäre so etwas graphisch genau zu kennzeichnen. Anderseits mifsfällt mir an Lyons oben dargelegtem Systeme besonders, dafs hierin gerade die logische Beziehung zwischen Neben- und Hauptsatz — was doch für das Satzverständnis das Wichtigste sein sollte — keine Beachtung gefunden hat. In dieser Hinsicht ist Stamm allerdings folgerichtiger verfahren.

5. Wir sehen also, vollständig und erschöpfend ist die graphische Darstellung der Satzverhältnisse auch bei Stamm nicht, obwohl er Vollständigkeit erreicht zu haben behauptet. Indessen kommt es ja für die praktische Seite der Sache auf Vollständigkeit nicht an. Wird aber durch die graphische Darstellung denn auch wirklich erreicht, was erreicht werden soll? Diese Frage glaube ich entschieden verneinen zu müssen. Stamm will — er sagt es nicht ausdrücklich, aber ich glaube, er hat diese Ziele im Auge — durch seine Methode dem Schüler die grammatische Auffassung 1) erleichtern, 2) vertiefen. In beiden Hinsichten verfehlt er seinen Zweck. Indem ich zugebe, dafs man das Verständnis grammatischer Formen klären kann, wenn man sich auf möglichst einfache Sätze und wenige Zeichen beschränkt, so mufs ich doch anderseits daran festhalten, dafs ein Verstehen des Satzes nicht von der Anwendung toter Zeichen abhängt. Vielmehr wird man, um ein volles Verständnis herbeizuführen, niemals die Konstruktionsfragen entbehren können. Habe ich klar die Fragen beantwortet: Wer? Was? Wo? Wann? Wie? Weshalb? oder wie man sonst die Fragen zu stellen nötig hat, dann und erst dann habe ich durch diese Zergliederung der Satzteile den Sinn und die Bedeutung der Teile und des Ganzen erfafst: ich verstehe den Satz. Dasselbe gilt auch mutatis mutandis von Satzverbindung und Satzgefüge und hinauf bis zur verwickeltsten Periode. Die Satzzeichen dagegen kann erst richtig anwenden, wer den Sinn des Satzes beherrscht; nicht anders! Wie man nun aber nicht immer und ewig

Konstruktionsübungen vornehmen läfst, wie man auf einer Stufe, wo die Schüler diese Sicherheit schon besitzen, sich mit den Namen Subjekt, Objekt u. s. w. begnügt, oder wie man blofs hinsichtlich eines wichtigen Gliedes sein Verhältnis zum Satze oder zu einem anderen Satzgliede angeben oder andeuten läfst, so kann man später auch, mit weiser Einschränkung und in möglichster Einfachheit, das Verhältnis der Teile durch Satzzeichen andeuten. Man beschränke sich dabei aber auf die Anwendung der lat. (griech.) Buchstaben und der Ziffern. Selbst Lyons System ist noch nicht einfach genug. Die Stammschen Zeichen sind rein willkürlich und entbehren schon darum der leichten Verständlichkeit.

In manchen Fällen wird ein solches Satzbild, wie wir es im Sinne haben, die Schönheit der Form, in welche der betreffende Gedanke gekleidet ist, klar hervortreten lassen. Und das ist m. E. der Hauptnutzen, den diese Bilder gewähren können. Ein kurzes Beispiel aus dem Lateinischen möge meinen Gedanken erklären. Den Vers

Mollia securae peragebant otia gentes

mit seinem für manchen Hexameter vorbildlichen Parallelismus kann mir ein Schema recht anschaulich machen; jedoch möchte ich nicht behaupten, dafs es eine Auseinandersetzung in Worten nicht ebenso schnell, klar und mühelos könnte. Wo es sich um längere Gebilde handelt, ist natürlich der Nutzen noch gröfser. Die Kraft und Fülle einer Isokrateischen oder Demosthenischen Periode wird gewifs durch eine schematische Skizze recht klar und deutlich werden.

Gelbe, der a. a. O. (S. 17) die Satzbilder gerade zur Verdeutlichung verwickelter und langer Perioden verwerten will, hebt besonders hervor, dafs uns nichts klarer, schneller, müheloser eine Satzform erfassen lasse als sein geliebtes Satzbild. Ich mufs dem entschieden widersprechen. 'In einer deutschen Grammatik', sagt er, 'fand ich als Muster einer Periode aus Goethes Hermann und Dorothea VII 1—7 angeführt'.[1]) Gewifs, wohltönend ist dieser Passus, die Form bestechend, aber 'als ich mir die Periode genauer betrachtete, als ich ein Satzbild von ihr entwarf, fand ich ohne Mühe(!), dafs ich eine Anakoluthie vor mir hatte'. Nun, wer, um das zu erkennen oder anderen klar zu machen, erst ein Satzbild nötig hat, der verschwendet seine Zeit. Und nach diesem schönen Beispiel schliefst Gelbe mit der überkühnen Behauptung: 'Demnach sind die Satzbilder im höheren Unterricht unentbehrlich(!).'

Eine solche Übertreibung richtet sich selbst.[2]) Entbehrlich sind diese

---

[1])
Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, fafste,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilt es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei und schien dem Pfad ins Getreide zu folgen.

[2]) Auch seine übrigen Ausführungen a. a. O. leiden an mafsloser Übertreibung.

Satzbilder jedenfalls; dafs sie, mit Vorsicht und in gröfster Einfachheit angewendet, gute Dienste thun können, wollen wir nicht bestreiten. Die Art und Weise also, wie Lyon und zuletzt Trunk[1]) sie verwertet und verwendet wissen wollen, mag noch hingehen, und nach Belieben möge sie üben, wer Lust daran findet. Uns persönlich scheinen auch sie den Wert dieser Übung bedeutend zu überschätzen. Was aber darüber hinausgeht, und namentlich die oben dargelegten Phantastereien Stamms und ähnlicher Methodiker müssen wir als bare Zeitvergeudung und nutzlos mit aller Entschiedenheit ablehnen.

[1]) In seinem empfehlenswerten Büchlein: Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. Graz 1898.

EINIGES ÜBER DIE AKADEMISCHE VORBILDUNG UNSERER NEUSPRACHLICHEN LEHRER[1])

Von Hermann Suchier

Der Ruf nach Reform der akademischen Vorbildung unserer Neuphilologen ist von verschiedenen Seiten laut geworden, leider aber eine nähere Begründung nirgends gegeben. Von mehreren ist eine Vermehrung der akademischen Lehrkräfte gewünscht worden, und ich werde es gleich aussprechen, in welchem Mafse ich diesen Wunsch für berechtigt halte. Herr Rambeau verlangte im Jahre 1892 drei ordentliche Professoren für das Romanische und eben so viele für das Englische. Auf seine Abgrenzung der drei Ordinariate untereinander will ich hier nicht weiter eingehen; ich halte z. B. die von ihm gewollte Verbindung der lebenden Mundarten mit der modernen Schriftsprache für nicht empfehlenswert, da sich die Mundarten nur aus den älteren und ältesten Sprachzuständen begreifen und beurteilen lassen. Wo die zahlreichen Professoren hergenommen werden sollen, wird nicht gesagt. Mit Herrn Rambeau selbst könnte doch nur eine dieser Lücken zugestopft werden.

Auch Herr Direktor Max Walter in Frankfurt a. M., der durch seinen ausgezeichneten englischen Unterricht hohe Anerkennung gefunden hat, empfiehlt in der Broschüre 'Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität', Marburg 1901, die Errichtung neuer ordentlicher Professuren der romanischen und der englischen Philologie. Walters sonstige Vorschläge sind leider an eine ganz phantastische Bedingung geknüpft, nämlich an eine prinzipielle Umgestaltung unseres ganzen Universitätsbetriebes, zu deren Verwirklichung jegliche Aussicht fehlt. Stimmings Kritik in den 'Neueren Sprachen'[2]) hat dies treffend hervorgehoben.

Eine Beurteilung solcher Vorschläge müfste zur Voraussetzung haben die Feststellung eines Vorlesungskursus für unsere französischen oder englischen Lehrer. 'Der Student der neueren Sprachen'[3]), sagt Klinghardt in den 'Neueren Sprachen' in seinem lehrreichen Artikel über Walters Schrift, auf den ich gleich kommen werde, 'wird bald genug für eine bindende, feste Studienordnung ebenso dankbar sein wie der medizinische Student'. Das ist ganz meine Meinung, und ich bedaure nur, dafs die erwähnten Reformvorschläge gar nicht die Frage ins Auge fassen: Welche Vorlesungen und Übungen sind denn für den zukünftigen Lehrer unserer Fächer notwendig oder wünschenswert? Solange die von Walter gewünschte und auch von Klinghardt gebilligte Umwälzung unserer deutschen Universitäten noch nicht vollzogen ist, sollten doch

[1]) Vortrag, gehalten am 4. Oktober 1901 in der romanischen Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

[2]) Band XV, 1901, S. 35. [3]) Ebd. S. 33.

diese Herren es nicht verschmähen, einstweilen mit den bestehenden, und wohl noch einige Zeit so fortbestehenden, Verhältnissen zu rechnen. Es wäre mir nur erwünscht, wenn dabei an die von meinem Kollegen Albrecht Wagner und mir verfafste Broschüre 'Ratschläge für die Studierenden des Französischen und Englischen', Halle 1894, angeknüpft würde, worin wir den in Halle eingehaltenen Vorlesungskreis besprechen, der, davon sind wir selbst am meisten überzeugt, noch mannigfacher Verbesserungen fähig ist.

Darf ich nun die erwähnten Forderungen auf das von mir für berechtigt gehaltene Mafs zurückführen, so erkläre ich es für höchst wünschenswert, dafs an jeder Universität neben dem Professor ordinarius für romanische Sprachen — von den Anglisten sehe ich hier ab — ein Professor extraordinarius angestellt werde.

Unsere ordentlichen Fachvertreter haben zwei Aufgaben, die weit entfernt sind, sich miteinander zu decken: wir sollen die sehr ausgedehnte Wissenschaft von den romanischen Sprachen und Litteraturen beherrschen, litterarisch verfolgen und durch eigene Arbeiten fördern; wir sollen zweitens Vorlesungen und Übungen halten, die auf die Ausbildung neusprachlicher Lehrer hinzielen. Schon die erste Aufgabe ist so riesenhaft, dafs unmöglich ein Einzelner alle Strecken des weiten Gebietes gleichmäfsig gut zu begehen vermag. Darin liegt schon die Entschuldigung, wenn bei den bestehenden Verhältnissen die zweite Aufgabe nicht vollständig gelöst werden sollte. Der Ordinarius würde es daher ebenso freudig begrüfsen wie seine Zuhörer, wenn ihm aufser dem Lektor noch ein Extraordinarius zur Seite gestellt würde. Freilich dürfte dieser nicht, wie zuweilen gewünscht worden ist, z. B. für Schweden von Herrn Rodhe in den 'Neueren Sprachen' S. 145, prinzipiell auf die zeitgenössische Sprache und Litteratur beschränkt werden. Die Verteilung des Stoffes wäre eine zu ungleiche, und es ist nicht einzusehen, warum man den Ordinarius, wenn er die zeitgenössische Sprache und Litteratur mit Neigung und Geschick behandelt, aus diesem Gebiet vertreiben soll, um einen Jüngern darin anzusiedeln. Der Extraordinarius müfste vielmehr ebenso wie der Ordinarius für das Gebiet der romanischen Sprachen überhaupt angestellt werden. Die beiden hätten sich kollegialisch über den Lehrkursus zu verständigen. Nicht anders pflegt es bei den Vertretern der klassischen Philologie zu sein, wo wir gleichfalls im Prinzip nur Vertreter des ganzen Faches haben, von denen jeder diejenigen Vorlesungen übernimmt, die ihm besonders zusagen, oder für die er durch die Richtung seiner Forschungen am besten vorbereitet ist. Ein solcher Extraordinarius könnte später in ein Ordinariat aufrücken, was bei einer prinzipiellen Abgrenzung der Gebiete ausgeschlossen wäre. Durch die Einrichtung solcher Extraordinariate, die nicht mit einem Male, aber doch nach und nach einzurichten wären, würden jedenfalls neue Kräfte frei, die auch der Vorbildung unserer neusprachlichen Lehrer zu gute kommen müfsten.

Ich wende mich nun nochmals zu dem Artikel Klinghardts zurück, dessen Name Ihnen allen geläufig ist. Klinghardt in Rendsburg ist einer unserer besten französischen Lehrer und der Verfasser der 'Artikulations- und Hör-

übungen', Köthen 1897, die ich wegen ihrer lichtvollen Darstellung der lautlichen Vorgänge für die beste Einführung in die Phonetik halte und noch keinem meiner Hörer zum Studium empfohlen habe, ohne dafs er aus dem Werk einen wertvollen sachlichen Gewinn geschöpft hätte.

Klinghardt sagt in seinem Artikel S. 35: 'Wäre es nicht besser, dafür (d. h. für die philologischen Studien, Sprach- und Litteraturgeschichte) Studienstoffe eintreten zu lassen, welche mit denen der Schule homogen sind?' Das besagt offenbar: Unsere Neuphilologen sollten auf der Universität keinerlei historische Studien vornehmen, sondern nur gerade so viel lernen, als sie später im Unterricht direkt verwerten können. Ich vermute indessen, dafs ein Mann wie Klinghardt diese im Unmut geschriebenen Worte nicht im Ernst vertreten will, und bitte Sie, Sich die Konsequenzen einer solchen Reform vorzustellen.

Viele unserer höheren Lehrer haben den Wunsch, sich mit den Richtern an Ansehen und Besoldung gleichgestellt zu sehen, und ich leugne nicht, dafs eine solche Gleichstellung mich mit grofser Befriedigung erfüllen würde, der ich vor den Aufgaben wie vor den Kenntnissen und Leistungen unseres höheren Lehrerstandes die aufrichtigste Hochachtung habe. Ich verstehe es aber nicht, wie die selben, die eine solche Hebung ihres Standes anstreben, eine Herabsetzung der an ihre Berufsvorbildung zu stellenden Anforderungen befürworten können. Wer dieses Zweite wünscht, sollte nicht auch jenes Erste begehren. Eine Majorität des letzten Neuphilologentages (Leipzig 1900) entschied sich für eine Petition, die das Latein bei der Zulassung zum akademischen Studium der neueren Sprachen für entbehrlich erklärte. Rascher, als wir damals ahnen konnten — ich gehörte zu der Minorität —, ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen: die Lateinlosen sind jetzt in Preufsen zum akademischen Studium aller Fächer des Gymnasialunterrichts zugelassen. Als Vorbedingung des juristischen Studiums gilt nach wie vor die Kenntnis der klassischen Sprachen, und ich frage Sie, ob nicht dadurch den Gegnern jener Gleichstellung mit den Juristen aufs neue eine bequeme Waffe in die Hand gegeben ist.

Molière ist tot; sonst würde er hier vielleicht eine bekannte Stelle aus Georges Dandin als Zwischenruf bringen.[1])

Der Ansicht Klinghardts hat sich kürzlich Herr Émile Rodhe (auch Rohde geschrieben) angeschlossen. Er sagt ebd. S. 143: 'On a déjà émis avant nous l'idée que les étudiants de nos universités se destinant au professorat des lycées rendraient peut-être plus de services à l'État si, au lieu d'étudier la *Vie de saint Alexis*, *le Pèlerinage de Charlemagne* et autres rapsodies vénérables et barbares, ils employaient leur temps à tâcher d'acquérir le sentiment de la langue contemporaine, à se pénétrer de son génie.' Er stützt diese Ansicht hauptsächlich auf die Geistlosigkeit schwedischer Doktorarbeiten, worüber ich mir ein Urteil nicht erlauben darf, da mir nur die wenigsten zugänglich geworden sind — darunter allerdings einige, die diesen Vorwurf nicht verdienen —, und schliefst mit dem Satz: 'L'étudiant en français moderne, tel que nous le

---

[1]) Vous l'avez voulu, Georges Dandin!

rêvons, aura assez à faire pour qu'on puisse le décharger un peu du poids philologique dont on l'accable en ce moment.' Die Logik dieses Gedankenganges ist mir nicht ganz verständlich: für die Approbation einer schwachen Dissertation ist doch wohl die betreffende Fakultät nebst ihrem Referenten verantwortlich zu machen, nicht aber die Wissenschaft überhaupt, die solche Elaborate nicht anders beurteilen würde als Herr Rodhe, dem ich übrigens in manchem, was er sagt, gern zustimme. So scheint mir das Vorurteil nicht weniger verwerflich als ihm selbst, das das Abschreiben eines alten Gedichtes, oder die Anfertigung eines Reimbuches dazu, höher anschlägt als die Beherrschung der modernen litterarischen Ideenwelt. Anderseits scheint mir aber Herr Rohde selbst in einem Vorurteil befangen, wenn er nämlich die Möglichkeit in Abrede stellt, dafs der selbe Mann über die Textgeschichte des Fierabras und über die psychologischen Romane Paul Bourgets ein gleich kompetentes Urteil abgeben könne. Ich dächte, die Aufsätze eines Gaston Paris über moderne Dichter und Denker brauchen lediglich deshalb noch nicht für mifslungen zu gelten, weil ihr Verfasser sich auch mit der mittelalterlichen Litteratur gründlich beschäftigt hat.

Herr Rodhe wünscht nun, dafs an den schwedischen Universitäten neben dem Professor der romanischen Sprachen ein Professor der langue und der littérature contemporaines (natürlich der französischen) Anstellung finde, dafs jener nur die zu Hörern habe, die später einmal als akademische Lehrer in eine gleiche Professur einrücken möchten, dieser die neusprachlichen Lehrer, die sich, wie das Klinghardt befürwortet, ausschliefslich an den Vorlesungen und Übungen über die modernen Sprachen und Litteraturen beteiligen sollen. Diese beiden Verfasser teilen die Anschauung, dafs die langue und die littérature contemporaines sich ohne historische Betrachtung wissenschaftlich behandeln lassen: das aber halte ich für einen Grundirrtum. Nur das historische Verfahren gestattet in das Wesen einer Sprache einzudringen, und das gleiche gilt von der Litteratur. Wenn Viëtor die ausschliefsliche Behandlung des Modernen auf der Universität gefordert hat, so dürften diejenigen ihn mifsverstanden haben, die ihm die Absicht unterlegen, er habe die Beschränkung auf die zeitgenössische Sprache und Litteratur als Ziel hingestellt. Bei der Beschränkung auf die langue und littérature contemporaines könnte es sich nur um einen äufserlichen Drill handeln, der, wenn er einziges Ziel sein soll, ohne akademisches Triennium zu erreichen ist. Was würde ein solcher neusprachlicher Lehrer leisten? Die einfachsten orthographischen Fragen müfste er unbeantwortet lassen. Das Leben der Sprache wäre ihm gleichgültig; die Litteratur bliebe ihm fremd. Auf die Mundarten würde er mit der suveränen Verachtung des Volksschullehrers blicken, der die letzten sehr würdigen Überbleibsel der alten Sprechweisen mit immer wachsendem Erfolg seinen Zöglingen mit dem Stocke herausbläut. Würde ein solcher Lehrer noch für einen wissenschaftlich gebildeten Lehrer gelten dürfen?

Ich breche ab: ich möchte mir nicht den Vorwurf zuziehen, dafs ich offene Thüren einrenne.

ZUR GYMNASIALREFORM[1])

Von Christian Eidam

Die Verhandlungen in der bayerischen Abgeordnetenkammer über die Frage der Schulreform haben auch bei der letzten Tagung die Freunde eines gemäfsigten und damit gesunden Fortschrittes nicht befriedigen können. Wieder zeigte es sich, dafs bei solchen Erörterungen die extremen Standpunkte zu sehr vertreten werden, und dafs man dabei die goldene Mitte und ihre entscheidenden Vorzüge übersieht. Die einen, die ganz Radikalen, halten die Beschäftigung der Gymnasialjugend mit Lateinisch und Griechisch überhaupt nicht mehr für zeitgemäfs, sie lassen deutlich genug durchblicken, es müsse zunächst das Griechische, mit der Zeit aber auch das Lateinische als heutzutage für eine höhere allgemeine Bildung überflüssig aus dem Lehrplan der für die Mehrzahl der höheren Berufsarten vorbereitenden Schulen entfernt werden; oder, wenn sie nicht so weit gehen, sprechen sie sich wenigstens — und im Vergleich zu den jetzigen Einrichtungen ist ja auch dies ziemlich radikal — für allgemeine Einführung des Frankfurter Reformplanes aus, nach dem bekanntlich als erste Fremdsprache Französisch gelehrt wird, worauf Latein erst in der vierten Klasse (Untertertia), Griechisch in der sechsten (Untersekunda) folgen. Die andern, die Anhänger des Alten, wünschen, man solle endlich das Gymnasium in Ruhe lassen, solle Lehrern und Schülern erst noch länger Gelegenheit geben, sich in die Schulordnung vom Jahre 1891 hineinzuleben. Allein dazu steht in seltsamem Widerspruch, dafs, wie Staatsminister v. Landmann mitgeteilt hat, nach dem Beschlufs des obersten Schulrates demnächst an 'eine Durchsicht und teilweise Revision der neuen Schulordnung' herangetreten werden soll. Damit giebt doch die oberste Schulbehörde selbst zu, dafs eben der Haltpunkt, wo man das Gymnasium in Ruhe lassen kann, noch nicht erreicht ist, was ja jedem unbefangen urteilenden Sachverständigen sofort klar ist. Auch von der Mehrzahl der Mediziner, welche sich, nach meiner Ansicht mit vollem Recht, gegen die Zulassung der Absolventen des Realgymnasiums zum medizinischen Studium aussprechen, wird der Fehler gemacht, dafs sie durch ihren Lobpreis

---

[1]) Wir veröffentlichen den obigen Aufsatz als einen in mehrfacher Hinsicht beachtenswerten 'Notschrei aus Bayern', so wenig wir mit manchen Reformvorschlägen des Verfassers einverstanden sind. Insbesondere halten wir den Versuch, den fremdsprachlichen Unterricht am humanistischen Gymnasium mit dem Französischen zu beginnen, trotz einzelner unter besonders günstigen Verhältnissen erzielter Erfolge für äufserst bedenklich.
Die Redaktion.

des humanistischen Gymnasiums in weiten Kreisen den Eindruck erwecken, als bedürfe dieses gar keiner Besserung und Umbildung. Sie sollten meines Erachtens neben der Betonung des Wertes der humanistischen Bildung vor allem nachdrücklicher darauf hinweisen, dafs auch der gegenwärtige Betrieb des Unterrichts am humanistischen Gymnasium noch viel zu wünschen übrig läfst. Nur wenige haben in ihren Gutachten hierauf Rücksicht genommen, unter ihnen z. B. Professor Kufsmaul in Heidelberg, welcher sagte: 'Man hat die Schulung des Denkvermögens zu ausschliefslich grammatisch-philologisch betrieben, es ist zu wenig geschehen für Schärfung der sinnlichen Beobachtung, für Übung von Hand und Auge im Zeichnen, für Erlernung neuerer Sprachen und tiefere Erfassung der Muttersprache.' Auch von den Professoren Fr. Merkel in Göttingen und Kocher in Bern wird der Blick auf vorhandene Schäden gelenkt. Jener wünscht 'eine Änderung der ganzen Methode des geistlosen Memorierens, des Einpaukens der kleinsten Einzelheiten der Grammatik', und dieser fordert neben der 'allseitigen Übung der Geisteskräfte' vor allem 'höhere Ausbildung von Herz und Gemüt'.

Mein Standpunkt, den ich schon in dem Vortrage[1]) bei der vorletzten Generalversammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins vertrat, ist nun der, dafs, um wirklich berechtigten Forderungen unserer Zeit zu entsprechen, noch manches am humanistischen Gymnasium geändert werden mufs, dafs in vielen Punkten die neue Schulordnung nur Ansätze zu einer zeitgemäfsen Gestaltung aufweist, nur Keime enthält, die erst weiter entfaltet werden müssen, dafs jedoch die humanistische Bildung selbst uns erhalten bleiben soll. Unter der 'höheren allgemeinen Bildung', in welche die Schüler nach § 1 der bayerischen Schulordnung einzuführen sind, verstehe ich die aus der Verbindung von Antike und Christentum entstandene modern-humane (nicht einseitig humanistische) Bildung und Weltanschauung. Das humanistische Gymnasium soll in den einzelnen Fächern einen Grund legen, auf dem die Schüler später selbständig weiterbauen können, es soll den Zusammenhang der vielen einzelnen Erscheinungen der Kultur, ihre Entwickelung in Ursachen und Folgen überblicken und erkennen lassen. Dazu gehört aber auch die Möglichkeit, auf die Quellen zurückzugehen, und aus diesem Grunde können die eigentlich gelehrten Berufe, die führenden Stände die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen nicht entbehren. Deshalb also finde ich es vollständig berechtigt, wenn sich die Mediziner in überwältigender Mehrzahl gegen die Zulassung der Absolventen des Realgymnasiums wehren. Unsere Sprache, unsere ganze Kultur ist derartig von Einwirkungen des Griechischen durchsetzt, dafs derjenige, der sich in seiner Jugend nicht damit beschäftigt hat, dies später als grofsen Mangel gewifs unangenehm empfinden wird, und zwar nicht etwa blofs in Betreff der vielen Fachausdrücke seines Berufes, sondern auch sonst in vielen

[1]) Als Broschüre in der Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping) in München erschienen. Betreffs genauerer Ausführungen über die Fragen des Unterrichts verweise ich auf diesen Vortrag, sowie auf meine Abhandlung: 'Weitere Bemerkungen . . .' in den Bayerischen Gymnasialblättern, Jahrg. 1900, 3 und 4, S. 193 ff.

anderen Beziehungen und namentlich auf dem Gebiete der Kunst. Wenn daher, zunächst in Preufsen, die Absolventen der Realgymnasien, ja sogar der Oberrealschulen, an denen auch Latein nicht gelehrt wird, in Zukunft nicht nur zum medizinischen Studium, sondern auch zu den übrigen Fakultäten, aufser der theologischen, zugelassen werden, so ist das sowohl vom Standpunkte der Wissenschaft wie betreffs der nicht humanistisch Vorgebildeten selbst sehr zu beklagen; denn der oben erwähnte Mangel wird sich ihnen im Laufe ihres Studiums, sowie später bei der Ausübung ihres Berufes oft stark fühlbar machen.

Soll also ohne Zweifel unsere Jugend, die sich auf die höheren Berufsarten vorbereitet, auch fernerhin Lateinisch und Griechisch lernen, so ist doch immer wieder hervorzuheben, dafs die Art des Betriebs dieser Sprachen am Gymnasium heute noch schwere Schäden und Mängel aufweist, die unter allen Umständen erst beseitigt werden müssen, bevor man dem Verlangen, 'das Gymnasium endlich einmal in Ruhe zu lassen', entsprechen kann. Zu diesen Schäden, die sich aus einer Zeit fortgeerbt haben, da die alten Sprachen die Alleinherrschaft am Gymnasium ausübten und alle anderen Fächer ihnen gegenüber vollständig in den Hintergrund traten, gehören die noch immer allzusehr vorherrschende abstrakt-grammatische Lehrweise, die übertriebenen Übersetzungs- und Stilübungen, besonders im Lateinischen, dann zumal im Griechischen die Formenextemporalien, bei denen schon die Anfänger, ohne dafs man ihnen genügend Zeit dazu läfst, die schwierigsten Formen sofort bereit haben und in buntem Durcheinander gleichsam aus dem Ärmel schütteln sollen. Über diese letztere beklagenswerte Verirrung sagt sogar einer der begeistertsten Verteidiger des humanistischen Gymnasiums, O. Jäger, in seinem Buche: Lehrkunst und Lehrhandwerk, dafs 'die schrecklichen griechischen Formenextemporalien dem Schüler die schöne Sprache verhafst machen'. Wendet man nun ein, solche Verkehrtheiten würden ja doch nur von einzelnen Lehrern begangen, so ist darauf zu erwidern, dafs im ganzen eben doch eine grofse Zahl Schüler jahraus jahrein auf diese Weise geradezu gequält werden und dafs, wenn man ihnen nicht alle Freude an dem Gegenstand mit Gewalt nehmen will, ein solches unpädagogisches Verfahren überall und vollständig ausgerottet werden mufs, wozu es doch wahrhaftig Mittel giebt. Auch O. Jäger erzählt uns an der angeführten Stelle, er habe als Direktor, wenn auch oft mit Mühe, doch manchem wackeren Lehrer jene Extemporalien abgewöhnt. Vor allem darf man aber nicht vergessen, dafs alle diese Dinge eine Folge der Anschauung sind, es müsse möglichst viel in die fremde Sprache übersetzt werden, dafs besonders die vielen Stilübungen im Lateinischen aufs engste zusammenhängen mit der immer noch bestehenden Forderung einer Übersetzung ins Lateinische beim Absolutorium. Diese hatte nun zwar früher, als das Lateinische noch die allgemeine Gelehrtensprache war, ihre Berechtigung, hat sich aber heute vollständig überlebt und pafst nicht mehr in die völlig geänderten Zeitverhältnisse. Hier mufs also vor allem eingesetzt werden, die Übersetzung in die fremde Sprache als Zielleistung mufs fallen. Man sage nicht,

dafs die Vertreter dieser Ansicht — und es werden deren immer mehr — etwa der Oberflächlichkeit das Wort reden. Das wird kein Verständiger thun. Eine feste grammatische Grundlage ist gewifs die unerläfsliche Vorbedingung einer wirklich wertvollen und genufsreichen Lektüre. Die Übersetzung in die Fremdsprache soll auch nicht gänzlich aus dem Gymnasium verschwinden, sie wird, im richtigen Mafse angewendet, stets ein treffliches Unterrichtsmittel sein, nur als Zielleistung ist sie zu verwerfen. Durch den Wegfall der Übersetzung ins Lateinische bei der Schlufsprüfung würde erst die verständnisvolle Lektüre der Klassiker als das eigentliche Hauptziel des Studiums der alten Sprachen am Gymnasium deutlich vor Augen gestellt. In seiner im Sommer 1900 veröffentlichten, sehr beachtenswerten Schrift: Lebensfragen des humanistischen Gymnasiums in Bayern (München, Lindauersche Buchhandlung) tritt Universitätsprofessor Dr. Römer in Erlangen nachdrücklich für dieses Hauptziel ein. Aber er beurteilt unsere jetzt geltende Schulordnung doch etwas zu günstig und übersieht einen sehr wichtigen Punkt, wenn er deren Bestimmungen über den lateinischen und griechischen Unterricht zusammenfafst und darin 'den vollen Bruch mit dem formalistischen Prinzip' erkennt. Dieser volle Bruch ist so lange nicht gegeben, als wir an erster Stelle der Anweisungen für das Lateinische als Ziel die Übersetzung in die lateinische Sprache genannt sehen, wie es gegenwärtig noch der Fall ist. Römer wendet sich scharf und bestimmt gegen die übertriebene Wertschätzung der stilistischen Leistungen[1]) und betont die Gefahren, welche sie bei der Staatsprüfung der Philologen wie auch beim gymnasialen Betrieb nur allzu leicht mit sich bringt. Er spricht sich, trotz der Klagen, die man über den Rückgang der Kenntnisse der Schüler im Griechischen höre, gegen die Wiedereinführung der deutsch-griechischen Übersetzung als Zielleistung aus, weil sie 'die allergröfste Gefahr für die Behandlung der griechischen Autoren' nach sich ziehe. 'Wie früher', sagt er, 'werden dann die Anstrengungen und Bemühungen der Schüler einseitig wieder diesem Ziele zustreben, weil danach früher fast ausschliefslich die Noten bestimmt wurden'. Womit in aller Welt will man nun aber beweisen, dafs dies nicht genau ebenso fürs Lateinische gilt wie fürs Griechische? Man mufs sich wundern, dafs Römer, der so richtig mahnt, nicht zum Zweck werden zu lassen, was nur Mittel sei und als solches Wert habe, der nach all seinen Ausführungen ganz sicher in seinem Innersten nicht sehr viel von der Übersetzung ins Lateinische als Zielleistung hält, doch nicht zu dem Schlufs gekommen ist, klar und deutlich ihre Beseitigung zu verlangen. Denn nur dadurch kann sein Ideal, wonach 'die lateinischen und griechischen Klassiker im Mittelpunkt und als Zielleistung stehen' sollen, wirklich erreicht werden.

Als ein weiterer Mangel in der Einrichtung des humanistischen Gymnasiums hat sich mir der Anfang des fremdsprachlichen Unterrichts mit dem Lateinischen erwiesen. Mit Recht sagt Paulsen, wenn wir heute den Lehrplan zu

---

[1]) Das thut auch in ganz vortrefflicher, klarer und überzeugender Ausführung Dr. A. Baumeister in seiner in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 280, Jahrg. 1900) veröffentlichten Abhandlung: Das Privilegium des Gymnasiums.

ordnen hätten, so würden wir sicher mit einer anderen Sprache beginnen. Die Gründe, die hierfür sprechen, können hier nicht noch einmal alle erwähnt werden. Ich betone nur die zwei wichtigsten. Durch den Anfang mit dem Französischen würde der weitverbreiteten Schwerfälligkeit der Schüler in sprachlichen Dingen entgegengearbeitet werden, sie würden dadurch geistig regsamer und gewandter werden, und das ist eine dringende Forderung unserer Zeit. Der Hauptgrund aber ist der, dafs die Schüler der ersten Klasse noch nicht die nötige geistige Reife zum Studium des Lateinischen haben und auch in ihrer Muttersprache noch zu ungenügend vorgebildet sind. Der Hauptgrund liegt also, wie ich anderswo ausgeführt habe, in 'pädagogischen Erwägungen und in der Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler, da an diese gegenwärtig in den unteren Klassen zu hohe Anforderungen gestellt werden, wenn man nämlich nicht die Leistungen der besonders gut Begabten in Betracht zieht, sondern an die Schüler mit Durchschnittsbegabung denkt, welche das, was jetzt von ihnen verlangt wird, selbständig, ohne Unterstützung zu Hause, gar nicht befriedigend leisten können'. Sind das nicht Thatsachen, die man Tag für Tag beobachten kann, die sich jedem aufdrängen, der sehen will? Läfst sich die zu starke Belastung der Schüler hauptsächlich in der vierten Klasse wirklich bestreiten?

Wenn die Altphilologen sich gegen die Einführung des Frankfurter Reformplanes erklären, so habe ich schon am Anfang dieser Abhandlung gesagt, dafs derselbe auch mir zu weit geht, dafs er den Beginn des lateinischen und griechischen Unterrichts zu spät ansetzt. Aber der Anfang mit dem Französischen an sich gehört — das wird sich immer entschiedener geltend machen — ganz sicher zu den berechtigten Forderungen unserer Zeit, und es ist merkwürdig, dafs man auch von dem vermittelnden Vorschlage, Französisch in der ersten, Latein in der dritten (Quarta) und Griechisch in der fünften Klasse (Obertertia) anzufangen, durchaus nichts hören will, obgleich, richtig verstanden, dieser Lehrplan — man mache doch nur einmal den Versuch! — den Schülern, die dann geistig reifer an die Beschäftigung mit den alten Sprachen herankämen, deren Erlernung erleichtern und die Erreichung des von Römer vertretenen, allein richtigen Zieles in keiner Weise verhindern würde. Daneben würde dann auch die lebende Fremdsprache die ihr heutzutage unleugbar gebührende Stellung einnehmen. Rektor Dr. Orterer sprach in seiner Rede im Abgeordnetenhaus von der 'richtigen Beimengung neusprachlicher Kenntnisse'. Ja, kann man denn bei dem überaus armseligen Stundenmafs, das man immer noch an den bayerischen Gymnasien dem Französischen einräumt, wirklich von einer 'richtigen Beimengung' sprechen? Glaubt man in der That, dafs alle anderen deutschen Staaten den Wert des französischen Unterrichts falsch beurteilen, und dafs Bayern allein hierin das Richtige getroffen hat?[1])

---

[1]) Die bayerischen Gymnasien, an denen das Französische erst in der sechsten Klasse (Untersekunda) beginnt und dann in den beiden ersten Jahren je drei, in den zwei oberen Klassen je zwei, also im ganzen nur zehn Wochenstunden aufweist, haben durch diese Einrichtung thatsächlich eine viel weniger moderne Gestaltung als die Gymnasien der

'Reformieren wir', sagte Dr. Orterer weiter, 'was durchaus notwendig ist, wofür die Notwendigkeit nachgewiesen ist, so dafs nicht blofs von irgend einem einzelnen ein Einfall kommt . .'. Nun, ist es nur ein Einfall von einem einzelnen, wenn Orterer selbst sagt, dafs 'der Betrieb besonders der altsprachlichen Fächer manches zu wünschen übrig läfst, insofern er noch vielfach zu mechanisch und schablonenhaft ist und lediglich auf Äufserlichkeiten sich erstreckt', — wenn Römer sich gegen die Neigung wendet, die stilistischen Leistungen der Schüler zu sehr zu betonen und sie über die in den Autoren zu stellen, wenn er erwähnt, dafs 'noch heute vielfach, wie früher, durch ungeschickte, ganz unpädagogische Behandlung die herrlichen griechischen und lateinischen Autoren den Schülern vergällt und verekelt werden'? Und dann die anderen von mir oben angedeuteten verderblichen Wirkungen der als Zielleistung geforderten Übersetzung ins Lateinische, die durch die jetzige Einrichtung hervorgebrachten Übelstände in den unteren Klassen, die Gefahren für die Gesundheit der Schüler — sind das alles nur Einfälle eines einzelnen, haben das nicht Hunderte von verständigen Vätern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, schon mit tiefem Bedauern wahrgenommen? Das sind schwerwiegende Schäden, die sofort und mit allen Mitteln beseitigt werden sollten! Wie kann man ihnen gegenüber mit Orterer sagen: 'Ändern wir äufsersten Notfalls später einmal das Änderungsbedürftige'? Später einmal! Ja worauf soll denn noch gewartet werden? Will man denn die Zeichen der Zeit noch immer nicht verstehen? Auch das Gutachten, welches v. Wilamowitz über den griechischen Unterricht abgegeben hat, redet doch, meine ich, eine deutliche Sprache. Wer mit offenem Blick die ganze Entwickelung des gymnasialen Unterrichts überschaut, mufs zu der Überzeugung gelangen, welcher Römer Ausdruck giebt in den Worten: 'Das humanistische Gymnasium wird

---

übrigen deutschen Staaten. Wer die Verhältnisse kennt, der weifs, welche Unruhe, welches für Lehrer wie Schüler gleich unangenehme und bedenkliche Hasten und Jagen gegenwärtig diesen Unterricht beherrscht, da in nur vier Jahren und bei unzureichender Stundenzahl doch ein ziemlich hochgestecktes Ziel erreicht werden soll, der weifs ferner, wie dringend not als Gegengewicht gegen das blofse Bücherstudium der toten Sprachen schon in unteren Klassen unseren Schülern der frische, mehr mündliche Unterricht einer lebenden Fremdsprache thäte, der weifs, wie ungeheuer unbeholfen selbst bessere Schüler beim Anfange des Französischen in der sechsten Klasse sich stellen, wie sie eben durch den vorausgehenden Betrieb des Lateinischen und Griechischen oft zu reinen Buchstabenmenschen geworden sind, die sich beständig an ihr Buch klammern, die auch in ihrer Muttersprache kaum einen Satz wirklich zusammenhängend sprechen können. Man glaube ja nicht, dafs diesen Übelständen abgeholfen würde, wenn man etwa auch in der achten und neunten Klasse die Stundenzahl auf drei erhöhte. Gründliche Besserung in diesen Dingen kann nur ein möglichst früher Beginn des französischen Unterrichts bringen. Ich hebe noch einmal ausdrücklich hervor, der Anfang mit dem Französischen erscheint mir notwendig, nicht allein wegen des Französischen an sich, sondern wegen der harmonischen Gesamtausbildung der Schüler, wie sie unsere Zeit verlangt. Kann man sich durchaus noch nicht dazu entschliefsen, so möge man wenigstens auch bei uns in Bayern Französisch mit vier Wochenstunden in der dritten Klasse anfangen lassen, wie es schon jetzt z. B. in Preufsen geschieht.

nur dann dem schweren Konkurrenzkampf gewachsen sein, wenn es einen Weg findet und beschreitet, ... die reichen Bildungswerte der antiken Welt nicht blofs in streng wissenschaftlicher, sondern auch in anziehender und darum nachhaltiger Weise den Schülern zu übermitteln.' Aber die von Römer vorgeschlagenen Änderungen in der Vorbildung und bei der Staatsprüfung der Altphilologen reichen allein nicht aus. Es mufs aufserdem 'der Bruch mit dem formalistischen Prinzip' wirklich durchgeführt werden. Es müssen die Anforderungen nach der formalistischen Seite, die Hinübersetzungsmethode aufgegeben werden. Denn beides zusammen, eine sozusagen produktive Thätigkeit des Schülers im Lateinischen und Griechischen und tüchtige Leistung in der Lektüre kann heute als Lehrziel nicht mehr erreicht werden. Da man immer noch beiden zugleich nachstrebt, erreicht man keines in befriedigender Weise. Obwohl heute noch auf die hergebrachten sprachlichen Übungen ungeheuer viel Zeit verwendet wird, so ist es doch eine Selbsttäuschung, wenn man meint, es stünde gegenwärtig bei der Mehrzahl der Schüler unserer oberen Klassen gut mit der grammatischen Sicherheit, mit der 'wirklichen Freiheit in der Benutzung der fremden Sprache' und mit dem Vermögen, die Schriftsteller ohne zu grofse Schwierigkeit und mit Genufs zu lesen. Es ist heutzutage weder notwendig noch steht hinreichende Zeit zur Verfügung, das Lateinische bis in die oberen Klassen als logisches Bildungsmittel um seiner selbst willen zu treiben. Den Gedanken, von dem man auch schon gehört hat, das humanistische Gymnasium wieder humanistischer zu machen als es jetzt ist, ihm wieder mehr seine frühere Form zu geben durch Beseitigung oder starke Beschränkung der nicht altsprachlichen Fächer, wird man doch wohl nicht ernstlich ausführen wollen; denn das würde ohne allen Zweifel zu seinem baldigen Untergange führen. Wenn man nun sieht, dafs wegen der geänderten Verhältnisse und aus Zeitmangel von zwei Bestrebungen nur noch eine weiter verfolgt werden kann, so ist es doch klar, dafs man die weniger wichtige fallen läfst, und das ist eben die stilistische Leistung, damit Zeit und Kraft in erhöhtem Mafse der anderen, bei weitem wichtigeren, der Einführung in die Lektüre der Schriftsteller gewidmet werden können. Daher müssen alle sprachlichen Übungen nur als Vorbereitung auf die Lektüre aufgefafst und durchgeführt werden. Dabei wird sich bei nur einigermafsen verständigem Verfahren ein hinreichender Grad sprachlich-logischer Schulung als Nebengewinn von selbst einstellen.

Das Gedeihen des humanistischen Gymnasiums in der Zukunft hängt von der Lösung der Aufgabe ab, einen Weg zu finden, der es ermöglicht, bei thunlichster Zeitersparnis den Schülern die zum richtigen Lesen der Klassiker unumgänglich notwendige grammatische Sicherheit zu geben. Es ist ein Irrtum, dafs diese nur durch die bisherige Übersetzungsmethode erlangt werden könne. Beweis dafür die unleugbare Thatsache, dafs sie gerade nach dieser Methode schon seit Jahren sehr unvollkommen erreicht wird. Nach meiner festen, auf vielfache Erfahrung gegründeten Überzeugung zeigt uns die gemäfsigt induktive Methode den rechten Weg. Wenn die Leser eines in der Beilage zur

Allg. Zeitung veröffentlichten Aufsatzes von Dr. Gebhard: 'Reformbedürftiges an den humanistischen Gymnasien in Preufsen' den Eindruck bekommen haben, die induktive Methode habe sich dort nicht bewährt, so ist nachdrücklich darauf hinzuweisen, dafs dies nur von einer in manchen Punkten unrichtigen Anwendung derselben gesagt werden kann. Es sind allerdings bei ihrem Gebrauche mancherlei Fehler gemacht worden, und diese hebt Gebhard mit Recht hervor; allein es wäre ein ungeheurer Rückschritt, wenn man deshalb die induktive Methode völlig aufgeben und sich wieder ganz der alten Lehrweise zuwenden wollte. Auch die induktive Methode darf jedoch nicht einseitig und schablonenhaft angewendet werden, Induktion und Deduktion sind in verständiger Weise zu verbinden, und wenn man auch im allgemeinen von dem (am Anfange natürlich ganz leichten und einfachen) zusammenhängenden Texte der fremden Sprache ausgehen und sich bestreben soll, wie ich das früher einmal sagte, denselben 'mündlich wie schriftlich durch Umformungen, durch erst geringere, dann gröfsere Änderungen und Umgestaltungen für den Schüler recht lebendig zu machen, auf alle mögliche Art auszunützen und in Flufs zu bringen, sowie thunlichst zur Grundlage der grammatischen Unterweisung zu machen', so ist damit weder gesagt, dafs z. B. — wie in den methodischen Bemerkungen der preufsischen Schulordnung von 1892 mit Unrecht empfohlen wurde — beim ersten Unterricht alle Deklinationsformen daraus zu erklären und zusammenzustellen, noch auch die Übersetzungsübungen in die fremde Sprache 'fast nur als Rückübersetzungen' zu behandeln seien. Das wäre ganz verkehrt. Mögen übrigens auch nach Gebhards Darstellung die grammatischen Kenntnisse der preufsischen Gymnasiasten sehr mangelhaft sein, so mufs doch zugegeben werden, dafs sie in Bayern gleichfalls oft wenig befriedigen, und dafs, wie schon erwähnt, gegenwärtig eine grofse Zahl Schüler unserer oberen Klassen viele grammatische Dinge nicht mehr sicher beherrschen, auf die doch in den unteren Klassen aufserordentlich viel Zeit und Mühe verwendet worden sind. Welchen Aufwand an Zeit erfordern doch nur, ohne wirklich entsprechenden Nutzen, das fortwährende Übersetzen aus den Büchern und das Durchnehmen der zu Hause gefertigten Übersetzungen! Würde man den Nachdruck auf die Lektüre legen, so liefse sich manche Stunde ersparen und so die durch den vorgeschlagenen Lehrplan bedingte Kürzung der Unterrichtszeit in den alten Sprachen ohne Schädigung des humanistischen Studiums ertragen, was auch von manchem Altphilologen schon zugegeben worden ist. Die Lehrer sollten es sich daher recht angelegen sein lassen, an der Verbesserung und weiteren Ausbildung der gemäfsigt induktiven oder vermittelnden Methode, die auch in der Instruktion zu unserer Schulordnung in vortrefflichen Worten empfohlen wird, einträchtig und unermüdlich zu arbeiten. Dann wird man immer mehr sehen, was sie zu leisten im stande ist.

Vor allem mufs der grammatische Unterricht, wo es immer geht, ohne seinen Hauptzweck zu gefährden, möglichst erleichtert werden, besonders im Griechischen. Dies fordert auch v. Wilamowitz, der sich ja z. B. für Befreiung der Schüler vom Accentschreiben ausspricht, und Römer sagt: 'Wenn der

Schüler in der Sprache Homers und der Tragiker die Form erkennt, so ist das vollständig genügend.' Ich glaube — und habe das schon in meinem Vortrage ausgesprochen —, man kann ohne Gefahr noch einen Schritt weiter gehen und in Bezug auf schwierige Formen dies bei jeder Lektüre gelten lassen. Denn wenn Homer und die Tragiker unter solchen Bedingungen mit Verständnis gelesen werden können, so ist nicht der mindeste Grund einzusehen, warum das nicht ebenso bei den anderen Schriftstellern möglich sein soll.

Nur wenn das humanistische Gymnasium nach der angegebenen Richtung seine Anforderungen und Ziele mäfsigt und umändert, kann es auf die Dauer als allgemeine höhere Bildungsanstalt (nicht etwa als Fachschule für Philologen und Theologen) noch bestehen. Je früher man diese zwingende Logik der Thatsachen erkennt und darnach handelt, um so eher wird das Gymnasium die Möglichkeit haben, zu neuer Blüte zu gelangen. Man höre doch endlich auf, alle Wünsche einer Änderung in einen Topf zu werfen und auch die gutgemeinten, nur auf das Heil der Jugend und des Gymnasiums abzielenden, zwischen den Extremen vermittelnden Vorschläge nicht weiter zu beachten oder mit dem freilich sehr bequemen Rufe abthun zu wollen: Die humanistische Bildung ist in Gefahr! Man beweise es doch erst einmal, dafs Schüler, die nach dem hier empfohlenen Lehrplan unterrichtet worden wären, im Durchschnitt beim Verlassen der Schule weniger echt humanistische Bildung in sich aufgenommen hätten als unsere heutigen Abiturienten![1])

Zum Schlufs mufs ich noch etwas auf die Worte eingehen, die in der Abgeordnetenkammer gegen die Forderung gesprochen wurden, nicht Griechen und Römer, sondern Deutsche zu erziehen. Dieser Wunsch wurde in den stärksten Ausdrücken als 'völliger Unverstand' lächerlich zu machen gesucht. Wir hätten, sagte man, weder Lateiner noch Griechen noch Deutsche, sondern homines humanos, ja humanissimos zu erziehen. Den spöttischen Hinweis auf die Chinesen und Japaner können wir auf sich beruhen lassen; denn wie andere

---

[1]) Auch der deutsche Gymnasialverein hat bei der Erklärung, die nach seiner Tagung in Braunschweig zum Zwecke der Sammlung von Unterschriften von ihm in Umlauf gesetzt worden ist, die Sache wieder so dargestellt, als sei 'das hohe Gut der humanistischen Bildung' nur dadurch gesichert, 'dafs das Gymnasium in seiner Eigenart von unten bis oben erhalten bleibe', als gebe es nicht zwischen den Extremen, der vollständigen Erhaltung der gegenwärtigen Einrichtung einerseits und den zu weit gehenden Abänderungsvorschlägen anderseits, wozu ja auch ich den Frankfurter Reformplan rechne, einen goldenen Mittelweg, wie er von mir als wünschenswert bezeichnet worden ist und wie ihn Direktor Dr. Schulze bei dem Lehrplane des sogenannten Französischen Gymnasiums in Berlin schon beschritten hat. Ich glaube, dafs gar manche von denen, welche jene Erklärung unterzeichnet haben, sich dazu durch den Ruf bestimmen liefsen, die humanistische Bildung sei gefährdet, und dafs sie bei genauerer Erwägung der Tragweite jener Worte, das Gymnasium solle in seiner Eigenart von unten bis oben erhalten bleiben, ihre Unterschrift vielleicht nicht gegeben hätten. Ein angesehener Arzt z. B. lehnte es ab zu unterzeichnen, indem er mit vollem Recht sagte, er sei zwar ein Freund der humanistischen Bildung und wünsche, dafs sie dem deutschen Volke sowie seinen Berufsgenossen erhalten werde; aber der von der Eigenart des Gymnasiums handelnde Teil der Erklärung betreffe organisatorische Fragen, über die er nicht zu befinden habe.

Völker ihre Erziehung einrichten, das kann uns ja gleichgültig sein. Da aber, wie in jener Rede an derselben Stelle hervorgehoben wurde, die deutsche Kultur neben dem Christentum die Antike zur Grundlage hat, so folgt hieraus, dafs die höhere deutsche Bildung wesentlich mit auf dem Verständnis der Antike beruht, und deshalb ist es doch sonnenklar, dafs diejenigen, welche unsere Schüler zu echten gebildeten Deutschen erziehen wollen, damit zugleich auch homines humanos aus ihnen zu machen bestrebt sind. Dies nicht anzuerkennen wäre ja gerade, um mich, wenn auch in anderer Beziehung, der Worte jenes Redners zu bedienen, 'eine ganz haltlose, unhistorische Auffassung', 'eine völlige Unkenntnis aller Verhältnisse und deren Entwickelung'. Wer sagt denn, dafs alle, die in dem Bestreben, der Jugend in unserer materiellen Zeit den Sinn für Ideale einzupflanzen, deutsch-nationale Erziehung auf ihre Fahne geschrieben haben, damit 'die Loslösung von der alten Kultur, die Verleugnung dieser edlen Mutter' verlangen? Nationale Erziehung heifst nicht etwa die Erweckung der falschen Vaterlandsliebe, die man Chauvinismus nennt, sondern derjenigen, die neben der Pflege des deutschen Volkstums das Gute und Schöne auch bei den anderen Völkern der alten wie der neuen Zeit zu erkennen und daraus zu lernen sich bestrebt. Aber wehe uns, wenn wir heutzutage nur homines humanos erziehen wollten! Damit würden wir wieder in die traurige Zeit des verschwommenen Kosmopolitismus zurückkommen. Danken wir Gott, dafs wir durch das Verdienst Bismarcks aus jenen nebelhaften Gefühlen der blofsen Humanität herausgerissen worden sind, dafs er jeden richtigen Deutschen gelehrt hat vor allem deutsch-national zu fühlen, dafs wir unsere Befriedigung nicht mehr darin zu suchen brauchen, nur nach Weltbürgertum zu trachten, sondern tüchtige Bürger des engeren und weiteren deutschen Vaterlandes zu sein! Es ist zu verwundern und zu beklagen, dafs sich fast 30 Jahre nach Gründung des Deutschen Reiches kein Redner in der bayerischen Kammer gefunden hat, der jener Anschauung kräftig widersprochen hätte. Hat doch schon König Ludwig I., dem es gewifs nicht an Verständnis und Begeisterung für die Antike fehlte, in seiner Anweisung an den Erzieher seines Sohnes vor allem deutsche Erziehung gefordert mit den Worten: 'Deutsch soll Max werden, ein Bayer, aber deutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachteil des Deutschen!' Also, was man auch dagegen sagen mag, nationale Erziehung mufs die Losung sein, und wie in der Politik mufs auch auf dem Gebiete der Schule als oberster Wahlspruch gelten: Deutschland, Deutschland über alles!

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Soeben erscheint das erste Heft der 'Frauenbildung, Zeitschrift für die gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens', herausgegeben von J. Wychgram (Leipzig und Berlin, Teubner 1902). Wir wünschen dem neuen Unternehmen günstige Entwickelung im Sinne der zielbewufsten Einführungsworte des Herausgebers. Unsere Leser werden mit Interesse besonders die Bestrebungen verfolgen, die eine Einführung der Mädchen in das klassische Altertum bezwecken. Von den drei gröfseren Aufsätzen des Heftes — die übrigens sämtlich von Frauen geschrieben sind — berühren zwei diese Frage: 'Die gymnasiale Bildung der Mädchen in Deutschland' von Helene Lange und 'Altklassischer Lesestoff in der höheren Mädchenschule' von Katharine Pufahl. Die letztgenannte Verfasserin will in den beiden obersten Klassen der höheren Mädchenschule, also mit vierzehn- und fünfzehnjährigen Schülerinnen, wöchentlich eine Stunde altklassische Lektüre betrieben wissen, d. h. Lektüre von Übersetzungen antiker Bruchstücke und von modernen Gedichten antiken Inhalts. Zeit für diese Neuerung und zugleich für Ausdehnung des Deutschen gewinnt sie durch Streichung des Handarbeitsunterrichts im neunten und zehnten Schuljahre, den sie auf dieser Stufe dem Hause zuweist — eine bezeichnende Mafsregel, aber weniger bedenklich als die Streichung einer Religionsstunde von drei in den Mittelklassen, die ebenfalls der 'Gemütsbildung' durch das Deutsche zuliebe fallen soll. Um nun das Verständnis der Antike zu einem bescheidenen Teile zu erschliefsen — die bescheidene Zurückhaltung berührt wohlthuend in diesem Aufsatze —, stellt die Verfasserin nach berühmtem Muster eine Chrestomathie zusammen, in der sich Stücke aus dem ganzen Altertum befinden, vom homerischen Hymnus auf Athena an bis auf den jüngeren Plinius, Arrian und Marc Aurel. Es ist ein bunter Straufs, den sie da zusammenflicht, Wieland, Geibel und Wilamowitz sind einträchtig verbunden, daneben Uhland, Konrad Ferdinand Meyer und Shakespeare. Das ist alles nach Frauenart geschmackvoll und sinnig ausgewählt aus dem unendlichen Reichtum der Litteratur des Altertums, scheint mir freilich zum Teil viel zu hoch gegriffen für das jugendliche Alter und Verständnis der Schülerinnen, besonders da die schwierigere Hälfte der Bruchstücke der vorletzten Klasse, die leichtere der letzten zugewiesen wird Die Antigone (aber nur Proben daraus), die Schlacht bei Salamis aus den Persern, Horazstellen aus Bardts Sermonenübertragung (z. B. Stadtmaus und Landmaus), die Geibelschen Epigramme nach der Anthologie und dem sogenannten Simonides lafs ich mir gefallen wie manche der anderen Vorschläge — obwohl es den Philologen verdriefst, von den 'Inschriften des Simonides, besonders dem herrlichen Epigramm: Die ihr erlagt bei den Thermopylen' lesen zu müssen, worunter natürlich das bekannte lyrische Fragment verstanden ist. Meinetwegen mag man sogar mit deutschen Mädchen den Geibelschen Cento aus Tyrtaios lesen — aber Chorgesänge aus dem Agamemnon, die Leichenrede des Perikles mit Schülerinnen, die eben erst die Grenze der Backfischjahre erreichen — *hands off*, derartige Übermädchen wollen wir nicht! Ist es denn nur gar nicht zu vermeiden, dafs der berechtigte Kern wohlgemeinter Bestrebungen durch solche Überspannung lächerlich gemacht wird? Die moderne Frauenbewegung giebt leider so viel Anlafs zu dieser bekümmerten Frage, nicht nur in der an und für sich verdächtigen Männerwelt, sondern bei einsichtsvollen Frauen selbst.

Mit den Gymnasialkursen für Mädchen, wie sie seit einigen Jahren in Karlsruhe, Berlin und Leipzig eingerichtet sind, beschäftigt sich Helene Lange im ersten Artikel der neuen Zeitschrift. Sie schildert Erfahrungen, die sie als Leiterin der Berliner Gymnasialkurse gemacht hat. Anfang der neunziger Jahre begannen diese Kurse mit einer Reihe 'gut beanlagter, innerlich gereifter' junger Mädchen 'aus Häusern, deren geistige Atmosphäre sie schon zu einer selbständigen Vertiefung ihrer Bildung angeregt hatte'. Sie brachten 'ein ungewöhnliches

Mafs von Arbeitsfreudigkeit und geistiger Aufnahmefähigkeit' mit. Trotz alledem mufs die Verfasserin gleich darauf vom 'Rücktritt ungeeigneter' selbst aus dieser Elite berichten. Die Klassen waren sehr klein (die obere zählte meistens nur 5 bis 6 Schülerinnen), die Abgangszeugnisse teils durchaus befriedigend, teils gut. Aber bald änderte sich das Bild. Schon bei geringem Zuwachs 'sank das Bildungsniveau allmählich auf das Normalmafs herab', der Kursus mufste von $3\frac{1}{2}$ auf $4\frac{1}{2}$ Jahre ausgedehnt werden; und jetzt klagt die Leiterin bereits über 'auffallende Unfähigkeit zu selbständigem Denken und Disponieren bei sonst gut befähigten Mädchen', woran die Unzulänglichkeit vieler höherer Mädchenschulen, ihres Lehrerpersonals und ihrer Methoden schuld sein soll. Sie verlangt also eine erneute Erweiterung der Kurse auf 6 Jahre, den Eintritt mit 13 Jahren.

Wer die sogenannten Mädchengymnasien mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich darüber keinen Augenblick wundern. Unsere Leser erinnern sich der ebenso sachkundigen wie bedächtigen Darlegungen Joh. Teufers in dieser Zeitschrift (1901 VIII 44 ff.), die sehr geeignet waren, übertriebene Hoffnungen, die von mancher Seite auf diese Kurse gesetzt werden, zu dämpfen. Teufer verlangte einen Kursus von mindestens 5 Jahren und setzt durchaus eine besondere körperliche und geistige Tüchtigkeit voraus, wie sie nicht jedem Mädchen beschert ist. Als eine crux für Lehrende und Lernende bezeichnete er die Notwendigkeit, mit 16jährigen Mädchen die lateinische Formenlehre betreiben zu müssen, diese einfache kräftige Kost des 10jährigen Knaben erscheine ihrem verwöhnteren Geschmacke leicht allzu reizlos.

Es ist nicht meine Sache, Ratschläge zu geben, wie sich dieses Kreuz leichter tragen läfst: haben die Kurse erst 6 Jahre zur Verfügung, wie Helene Lange fordert, so wird es wohl, günstige Umstände vorausgesetzt, ebenso 'zur Not gehen', wie man es uns von den Reformgymnasien versichert (s. diese Zeitschr. oben S. 79 f.), unter aufserordentlichen Bedingungen vermutlich noch besser. Aber gegen der Verfasserin Angriffe auf die bestehende Praxis, den Lateinunterricht in Sexta zu beginnen, mufs protestiert werden. 'Es liegt nicht der geringste Grund vor', sagt Helene Lange, 'pädagogische Fehler, die in den Knabengymnasien begangen werden, in mechanischer Gleichmacherei auf die gymnasiale Bildung der Mädchen zu übertragen. Zu den schwerwiegendsten pädagogischen Fehlern rechne ich meinerseits den zu frühen Beginn der eigentlichen Gymnasialfächer mit den Knaben. Weil der Sextaner mit grauer Unlust über seiner lateinischen Grammatik brütet, liegt noch lange kein Grund vor, auch das neunjährige Mädchen in gleiche Verdammnis zu bringen'. — 'Graue Unlust', 'Verdammnis'! Ich wünschte nur, die Verfasserin führe einmal persönlich in dieses Inferno einer Gymnasialsexta, gerade in den Höllenkreis, wo mit *mensa* und *amo* gefoltert wird. Wenn sie es schon irgendwo gethan hat, was man eigentlich voraussetzen mufs, so ist sie an eine falsche Stelle geraten. Wollte man eine Umfrage anstellen, auf welcher Stufe des gegenwärtigen Gymnasiums Lehrer und Schüler die meiste Freude am lateinischen Unterricht haben, so zweifle ich nicht, dafs das Resultat sehr zu Ungunsten der Verfasserin ausfallen würde. Wo findet man denn die naive Freude über die fremdartigen Wörter und Formen, die stolze Genugthuung über tadellos aufgesagte Paradigmen oder über einen richtig übersetzten Satz, die lauten Kinderstimmen und die leuchtenden Augen, wenn nicht in einer für das Lernen an sich — in ihren guten Elementen — noch rückhaltlos begeisterten Gymnasialsexta? Warum macht es gerade älteren, erfahrenen Pädagogen, Familienvätern zumal, so viel Vergnügen, gelegentlich wieder darin Unterricht zu erteilen? Ich könnte bedeutende Männer nennen, die mit Vorliebe dieses graue Elend auf sich genommen haben. Nein, die Verfasserin sieht Gespenster; sie urteilt falsch und verfährt dazu sehr unpolitisch. Aller Voraussicht nach ist das Mädchengymnasium auf lange hinaus, wahrscheinlich für immer auf die Unterstützung der brüderlichen Anstalt und ihrer Lehrkräfte angewiesen. Dafs diese sich mit Rücksicht auf den vorläufig fast verschwindenden und auch künftig gewifs nicht grofsen Prozentsatz der Gymnasiastinnen reformiere, ist nicht zu erwarten. Gedeihen kann die junge Pflanze nur unter der Sonne der Eintracht und in dankbarer Verwertung dort gewonnener Erfahrungen. Darum — die Waffen nieder!

Johannes Ilberg

KUNSTERZIEHUNG INNERHALB DES ALTKLASSISCHEN UNTERRICHTES[1])

Von Ludwig Gurlitt

Eine interessante Umfrage hat ein Hamburger Lehrer kürzlich bei seinen Stadtschulkindern gehalten und dabei folgende merkwürdige Ergebnisse erzielt. Von 120 zehn- bis sechszehnjährigen Kindern hatten 49 nie pflügen gesehen, 58 niemals eine Schafherde erblickt, 70 nie ein Veilchen wachsend gesehen, 90 nie eine Nachtigall gehört, 89 keinen Sonnenaufgang, 33 keinen Sonnenuntergang beobachtet. Der Lehrer kommt daher zu dem Schlusse: Die Schulkinder kennen Theater und Konzert, Ausstellung und Warenhäuser, kurzum die Dinge der Kultur und Überkultur, aber die Grundlage aller Kultur, die Anschauungen von den Dingen, von dem Leben in der Natur sind ihnen fremd. Eine Kochausstellung haben sie gesehen, aber fragt sie einmal, wie das allergewöhnlichste unserer Nahrungsmittel, das Brot entsteht: wer von ihnen könnte ein klares, auf Anschauung begründetes Bild geben? Eine Raubtierfütterung ist ihnen ein Hochgenufs, aber lafst sie einmal erzählen, wie eine Schwalbe sich die Nahrung sucht, wie ein Spätzlein trinkt, und sie werden euch mit grofsen, fragenden Augen ansehen. Von Hunderten und Aberhunderten der gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge haben sie nur Worte, aber keine Anschauung, also auch keinen rechten Begriff.

Diese Beobachtungen sind leider allzuwahr und finden ihre Bestätigung aller Orten. Seit mehreren Jahren mit dem Zeichenunterrichte an den mittleren und oberen Gymnasialklassen in Steglitz betraut, mache ich täglich dieselben erstaunlichen Wahrnehmungen. Von etwa 40 Tertianern erkannte keiner die ausgestopfte Lerche, die ich als Zeichenvorlage benutzen liefs, sie rieten zumeist auf den Sperling, eine weibliche Schwarzdrossel hielten sie für eine Krähe, die Goldammer für einen Zeisig, der Staar war nur einem bekannt, der Eichenhäher keinem, der Hänfling ebenfalls keinem, sie rieten auf Sperling oder Nachtigall, und so ging es weiter. Dabei leben die Knaben hier auf dem

[1]) Dieser Aufsatz liegt schon etwa vier Jahre im wesentlichen fertig. Aber erst die starke Ermutigung, die ich auf dem Dresdener Kunsterziehungstage (28. und 29. Sept. 1901) aus den Reden geschöpft habe, die alle mit hinreifsender Macht auf dasselbe hohe Ziel zustreben, konnte ihn an die Öffentlichkeit bringen. Er beansprucht nicht etwa Neues zu sagen. Alle diese Ideen liegen jetzt in der Luft; aber er möchte dazu beitragen, dafs der Weg von der Theorie zur Praxis gefunden werde.

Lande! Die genannten Vögel könnten sie auf jedem Spaziergange beobachten, auch hatten sie sie in der Quinta schon 'gehabt', aber es haftete doch in ihrer Seele kein lebendiges Bild von ihnen. Ihre Unfähigkeit die Augen zu gebrauchen übertrifft auch tiefgestimmte Erwartungen. Selbst wenn sie das Objekt vor Augen haben, vermögen sie zumeist die Merkmale nicht zu erkennen und annähernd im Bilde wiederzugeben. Den zweiteiligen Rumpf des Schmetterlings zeichneten mir die meisten Untertertianer als eine geschlossene ovale Masse oder setzten die Unterflügel und die Füfse anstatt an den Thorax an die Weichteile des Unterleibes. Die Füfse der Vögel bildeten sie wie gerade, gelenklose Stöcke, die aus der Brust hervorwachsen, gaben den Füfsen bald zu viele, bald zu wenige Zehen. Überall fehlt der Einblick in das Wesen und den Organismus des Objektes. Da nun die Mehrzahl dem Zeichenunterrichte schon mit der Untersekunda Valet sagt, so nehmen sie die mangelhafte Kultur ihrer Augen mit in das Leben hinaus. Dem entspricht denn auch das Ergebnis in unserer gesamten Volksbildung. Allmählich kommt man jetzt zu der Erkenntnis, dafs unsere gesamte Kultur, fast einseitig auf das Wissen gestellt, daneben die Ausbildung der Sinne, des Gefühles und besonders des künstlerischen Empfindens zu kurz kommen liefs. Daher der beschämende Tiefstand unserer Bildung nach dieser Richtung hin. Unser letztes wissensstolzes Jahrhundert hat seine bedeutendsten Künstler, ich nenne nur Böcklin, Menzel, Thoma, Klinger, Wallot nicht verstanden. Erst jetzt fängt Deutschland in breiteren Volksschichten an, die unvergänglichen Werke dieser Meister zu begreifen und zu würdigen. Diese betrübende Thatsache recht zu schätzen, denke man sich einmal denselben Zustand auf das Gebiet der Wissenschaften übertragen. Wie stände es um uns, wenn Männer wie von Helmholtz, Virchow, Koch, all die grofsen Entdecker auf dem Gebiete der Technik für ihre ganze Lebensarbeit auf das Verständnis und die Unterstützung ihrer Nation hätten verzichten müssen?

Man wird es in späteren Zeiten nicht fassen können, dafs jene Künstler auf einen schier unbezwinglichen Unverstand ihrer Zeitgenossen stiefsen, dafs 'der grofse Moment ein so kleines Geschlecht' gefunden hatte. Wie erschrecklich hat sich seit Goethes Tagen der künstlerische Bildungsstand unseres Volkes verflacht! Wie sehr ist unserem Volke der Sinn für das Natürliche, Echte, Gesunde verschwunden! Wie siegreich haben Geschmacksverirrung, Protzentum und Gefühlsroheit ihren Einzug in Stadt und Haus gehalten! Man vergleiche die geschmacklosen Mietskasernen der Städte mit den kunstreichen Bürgerhäusern alter Zeit, die bis heute die Zierden ihrer Städte geblieben sind, vergleiche den mit rohen Stuckornamenten überladenen weifsen Kasten der Landbewohner mit den alten anheimelnden Bauernhäusern mit ihrem hohen Dache auf rotbraunem Holzgerüste, mit den grünen Fensterläden und sinnigem Giebelschmucke; Landvermessungen, Boden- und Flufsregulierungen haben uns die Poesie unseres Heimatlandes zerstört. Die Feldlandschaft liegt da, übersichtlich, nüchtern wie ein Stadtplan. Der Bäche liebliche Windungen, die lauschigen Baumgruppen und dichten Hecken um Feld und Garten sind bis tief in die

Landschaft hinaus vor unseren Städten verschwunden. Barbarei ringsum. 'Wäre diese Schändung der deutschen Landschaft möglich gewesen', so fragt Karl Stock mit Recht (s. unten), wenn unserem Volk, den Gebildeten erst recht, nicht alle künstlerische Erziehung abhanden gekommen wäre?' Woher aber schreibt sich in letzter Linie all das Übel? Doch wohl daher, dafs der gebildete Deutsche verlernt hat, seine Augen zu gebrauchen, dafs er eingeschworen auf Nützlichkeitslehren und auf ererbte Kunstregeln gegenüber dem unmittelbar Nützlichen das Schöne gering achtet oder das Wesen der Kunst verstandesgemäfs und wissenschaftlich zu deuten bemüht ist, während es nur sinnlich mit der Empfindung des Herzens erfafst werden kann.

Uns beschäftigt hier vor allem die Frage, ob auch das Gymnasium in dieser Hinsicht eine Schuld trifft, und ob es überhaupt den Beruf hat, seine Bildungsziele nach dieser Richtung hin zu erweitern. Das eine bedarf keiner Untersuchung. Die Kunst hat bis vor wenigen Jahren überhaupt keinen Zutritt zum Gymnasium gehabt. Der Vorwurf, dafs es künstlerische Neigungen der Schüler nicht gepflegt, sondern eher im Keime selbst erstickt habe, wird oft und von Männern erhoben, deren Stimme Gewicht hat. Soweit meine eigenen Erfahrungen reichen, nicht mit Unrecht. Die beiden Gymnasien, die ich besucht habe, waren völlig kunstfremd, um nicht zu sagen kunstfeindlich. Der Schüler, der künstlerische Neigung pflegte, trieb angeblich 'Allotria'. Kein künstlerischer Schmuck, kein Anschauungsbild, kein Hinweis auf die leicht erreichbaren Kunstinstitute! Wenn Mortimer in Beziehung auf die puritanische Kirche klagt:

> Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt.
> Es hafst die Kirche, die mich auferzog,
> Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
> Allein das körperlose Wort verehrend,

so dürfte das der Gymnasiast unserer Generation mit Fug und Recht auf seine Schule anwenden. Ich darf hier wohl von Selbsterlebtem berichten, da ich als Sohn eines Künstlers und selbst mit künstlerischen Neigungen ausgestattet unter diesen Zuständen Jahre lang gelitten habe. Wenn ich vor der Klasse bei Aufstellung der Schülerlisten gefragt wurde, was mein Vater wäre, dann geriet ich stets in Verlegenheit. Sagte ich, dafs er Maler sei, dann kicherten die Mitschüler, denn sie dachten an einen Anstreicher — eine andere Art Maler kannten sie nicht. Nannte ich ihn einen Künstler, dann trat vor ihre Seele das Bild eines Seiltänzers und Feuerschluckers. Erst durch den Professortitel wurde er nach dem Urteile der kunstfremden Provinzialen in die Gemeinschaft der geachteten Bürger eingeführt. In ganz Deutschland bestand gegen die Künstlerschaft eine Art Mifstrauen, wenn nicht sogar Mifsachtung. Der Mann der Wissenschaft glaubte ein viel ernsteres, solideres Geschäft zu betreiben. Noch heute ist täglich die Nachwirkung dieser falschen Einschätzung zu spüren. Es wird auch jetzt noch als ein verletzender Verstofs gegen die für die gute Gesellschaft erforderliche 'Bildung' empfunden, wenn ein Künstler etwa ein lateinisches Citat falsch gebraucht, ein französisches Wort verkehrt ausspricht.

Wenn aber umgekehrt der Gelehrte sich als völligen Barbar in künstlerischer Hinsicht erweist, so hält er das für sein gutes Recht und bekennt seine Unwissenheit mit einem gewissen Behagen. Wir haben das noch jüngst auf dem Dresdner Kunsterziehungstage erlebt. Ein Berliner Schulrat erklärte laut und unter den Entrüstungsrufen der versammelten Künstler und Kunstfreunde, dafs es ihm völlig gleichgültig sei, wie das Schulhaus aussehe, ob schön oder häfslich, ihm käme es ausschliefslich darauf an, dafs es den hygienischen Ansprüchen entspreche. Ein anderer hatte den Mut, zu bekennen, er verstehe nicht, was auf dem Bilde von Herrn von Volkmann 'Die Sonne erwacht' eigentlich dargestellt wäre, ob das da vorne Wasser, Bäume oder was sonst vorstellen sollte. Er würde sich wohl gescheut haben, offen zu bekennen, dafs er eine Ode des Horaz nicht verstehe oder nicht wisse, was Goethe mit seinem Gedichte 'Über allen Wipfeln ist Ruh" sagen wollte, und doch würde beides kein geringeres Zeugnis seiner künstlerischen Unkultur sein. Denn jenes Bild ist, wie ein anderer der Festredner treffend sagte, 'wie eine Offenbarung', ein Kunstwerk, dessen Anblick ihm allein die weite Reise nach Dresden bezahlt mache, eine Schöpfung, so grofs und eindrucksvoll, dafs er für diesen Eindruck all das Treffliche hingebe, das er an Vorträgen in Dresden gehört habe.

Kein Zweifel also, dafs unser Gymnasium in künstlerischer Hinsicht viel zu wenig für seine Schüler gesorgt hat. Diese Erkenntnis kommt spät, aber sie bricht jetzt mit Macht durch. Schon jagen sich die Schriften und Veranstaltungen aller Art, um den erkannten Schaden wieder gut zu machen. Aber die Bewegung kommt mehr von aufsen her, hat ihren Ausgangspunkt nicht im Gymnasium selbst, das sich jetzt erst schlüssig werden soll, wie weit es dem Zeitgeiste — denn um einen solchen handelt es sich — nachzugeben habe. Es würde gewifs — um meine Überzeugung gleich auszusprechen — nichts Verkehrteres thun können, als dem öffentlichen Willen gleichgültig oder feindselig entgegentreten. Es wird am besten 'Am guten Alten In Treuen halten', zugleich aber 'Am schönen Neuen Sich gerne erfreuen'. In dem Rembrandtbuche, das als erster Weckruf in Deutschland die Bewegung einleitete, welche jetzt in vollem Flusse ist, wird die Aufgabe so gefafst, dafs Kunst und Wissenschaft sich darüber auseinander setzen müfsten, 'welcher von beiden die Herrschaft im deutschen Geistesleben zukomme'. Wir werden lieber vom Standpunkte des Gymnasiums aus eine Versöhnung beider Kulturkräfte, ihre möglichste Verschmelzung und gegenseitige Ergänzung als Ziel ins Auge fassen. Jedenfalls wäre schon viel gewonnen, wenn in Deutschland eine künstlerische Geistesbildung der wissenschaftlichen als gleichwertig geschätzt und behandelt würde. Dafs sie thatsächlich gleichwertig ist, darüber sollte kein Wort mehr verloren werden. Oder wiegt etwa Phidias als Kulturfaktor leichter als irgend einer seiner zeitgenössischen Gelehrten, bedeutet Dürer für Deutschlands Geistesleben weniger als Melanchthon? Zieht man die strenge Folgerung aus dieser Thatsache, so müfste auch auf jeder höheren Schule der künstlerischen Anleitung ein gleicher Raum zugewiesen werden wie der wissenschaftlichen; ich könnte mir denken, dafs man mit einem solchen Lehrverfahren einmal den

Versuch machte. Ob aber ein solches 'Kunstgymnasium' jemals ins Leben treten werde, steht dahin. Wir werden uns hier mit dem zunächst Erreichbaren zu beschäftigen haben, mit der Frage, wie dem Gymnasium heutigen Bestandes ein mehr künstlerischer Geist eingehaucht werden kann, ohne dafs zugleich eine Schädigung seiner gültigen Lehrziele und Lehrerfolge eintreten dürfte. Wir bewegen uns damit auf dem Boden, der auch von strengen Hütern des Gymnasiums schon mit Liebe und Erfolg bebaut wird, und werden deshalb im Prinzip auf keinen Widerspruch stofsen.

Die Frage zumal, ob und wie der altsprachliche Unterricht an den Gymnasien durch Hinzuziehung von Bildwerken zu beleben sei, bildet seit zwei Jahrzehnten ein besonderes Kapitel unserer pädagogischen Litteratur. Die Zahl der Schriften, welche dies Thema behandeln, ist schon ins Unübersehbare angewachsen, die Erörterungen dieses Inhaltes gehören schon zu dem festen Bestande der Direktorenversammlungen und der Verhandlungen deutscher Schulmänner und Philologen.[1])

Wie steht es aber mit der praktischen Ausführung?

Im allgemeinen mufs man heute den reichen Vorrat vorzüglichen Anschauungsmateriales dankbar anerkennen. Was uns fehlt, ist ein Ausbau der Methode des Anschauungsunterrichtes. Es genügt nicht, eine Fülle trefflicher Bildwerke in die Schule zu tragen. Wir müssen uns klar werden, wie wir sie verwerten sollen, welche Bilder dieser Altersklasse der Schüler, welche jener nahe zu bringen seien. Der jetzige Zustand ist so wenig geklärt, als wollten die Verleger eine Menge von Lehrbüchern in das Gymnasium schicken, die ohne Einteilung nach Klassenzielen den bunten Stoff alles Wissenswerten enthalten, so dafs es nun in aller Lehrer Belieben stände, ihre Auswahlen zu treffen, was, wieviel und in welcher Klasse sie es den Schülern bieten wollen. Auch die Art der Behandlung ist noch ungeklärt. Das trat auf dem Kunsterziehungstag besonders grell zu Tage. Allgemein war der lebhafte Wunsch, den Schülern gute Bildwerke nahe zu bringen. Sowie man aber nach dem Wie fragte, da hatte annähernd jeder Sprecher seine besondere Ansicht: selbständiges Finden der Schüler, Herausfragen seitens des Lehrers nach der 'sokratischen Methode', Behandlung in Aufsätzen, stumme Einwirkung durch dauerndes Aufhängen im Schulraume u. s. w. Die Lehrer von Fach sagten: 'Ohne Erklärung wird nichts erreicht.' Die Künstler riefen entsetzt: 'Um Gottes Willen, nicht über die Bilder sprechen! Wenn ihr das nicht lassen könnt, dann malen und zeichnen wir euch nichts mehr!' Man merkte ihnen

[1]) Vgl. das Litteraturverzeichnis von Franz Müller in Fleckeisens Jahrb. 1883, ferner in Julius Kruspes Programmabhandlung des Gymnasiums und der Realschule zu Hagenau 1893 (Nr. 510) bei Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen, VIII. Jahrg. Berlin, Gaertner, 1894, Abschnitt VI S. 32/33, X 17/19 64/69 und in der Abhandlung von K. Wunderer: Über die Förderung des Gymnasialunterrichts durch Verwertung der archäologischen Hilfsmittel in den Blättern für Gymnasialwesen XXXI 2/3, 1895, S. 65/74, sodann in Frankes Aufsatz (Gymnasium XIII. Jahrg. Nr. 2) und in den Nachträgen von Peter Meyer, M.-Gladbach ebenda Nr. 10. Vgl. auch Gerhard Schultz, Neue Jahrbücher 1899, S. 549/558.

die ehrliche Angst an, dafs die Kunst durch falsche Behandlung aus der Schule hinausgepredigt werden würde, in die sie soeben erst den Fufs gesetzt hat. Wer hat nun recht? Eine Antwort ist nur dann zu geben, wenn man sich vorher klar gemacht hat, dafs der Unterschied im Lebensalter der Schüler auch eine Verschiedenheit der Methode bedingt. Die Sache ist im Grunde ziemlich einfach. Es verhält sich damit eben so wie bei dichterischen Kunstleistungen. Wie hier, so ist bei den Bildern eine eingehende Erklärung in den unteren Klassen unerläfslich und von bester Wirkung. Je mehr eigene Erfahrung aber der Schüler besitzt, um so mehr wird die Erklärung eingeschränkt, bis man schliefslich in den Oberklassen mit wenigen Andeutungen und Richtlinien auskommt und auf der Schüler selbständiges, lebendiges Erfassen des Kunstwerkes rechnen darf. Dasselbe Gedicht, etwa eine Ballade von Schiller, wird in Tertia anders behandelt als in Prima. So wird man auch die Laokoongruppe bei der Vergillektüre in Obersekunda ganz anders verwerten als in Prima bei Behandlung von Lessings Laokoon. Eines schickt sich nicht für alle, und jedes Alter erfordert seine besondere geistige Kost. Künstler und Verlagsanstalten begnügen sich den Stoff zu bieten, Sache der Lehrer wird es sein, ihn methodisch zu verarbeiten. In dieser Hinsicht ist aber fast noch alles zu thun.

Dafs bisher bei ehrlichstem Streben viele Mifsgriffe gemacht worden sind, wer wird das leugnen? Diese allein dürften schuld daran sein, dafs von sehr einsichtsvollen Schulmännern jetzt schon vor dem Übermafse der Anschauungsbilder gewarnt wird, während andere meinen, dafs wir erst am Anfang der Bewegung ständen. So klagt Oskar Jäger in seiner Didaktik und Methodik der Geschichte (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre u. s. w. von A. Baumeister III. Bd.; VIII 61), dafs im Geschichtsunterrichte 'die Anschauungsmittel hier und da zu einem wahren Bilderdienst auszuarten drohen'. Er beruft sich dabei auf Goethes Wort: 'Ich hasse den Luxus, denn er zerstört die Phantasie', und begründet sein Verdikt damit, dafs Bilder leicht eine zerstreuende Wirkung üben, da der unreife Geist nicht ein Ganzes erfasse, sondern am Einzelnen hafte, von ihm an-, aber auch abgezogen werde. Bei der Klassikerlektüre läfst er sich Bilder bis zu einem gewissen Grade gefallen: in der Geschichte aber will er nichts von historischen Porträts und dergleichen wissen. Der Geschichtsunterricht habe schon so viel zu tragen, dürfe nicht zugleich Kunst- und Kulturgeschichte sein wollen, wenn er sich nicht ins Uferlose verlieren solle.

Diesem Urteile kann ich nur beipflichten, soweit er sich gegen das Zuviel und gegen das Planlose wendet, und gegen den Versuch, Kunstgeschichte einzuschmuggeln. Im übrigen habe ich aber gerade im Geschichtsunterricht mit den Porträts der bedeutenden Persönlichkeiten immer die besten Erfahrungen gemacht. Mir schien ein Luther, Melanchthon, Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf den Schülern erst dann verständlich und lebendig zu werden, wenn ich ihnen das Bildnis der Männer vorzeigte. Es würde mir wie eine Unterlassungssünde erscheinen, wenn der Geschichtslehrer in Obersekunda bei Behandlung des Perikles, Sokrates, Sophokles, Euripides, Äschines, Demosthenes

oder des Pompejus, Cäsar und Augustus deren herrliche Bildnisse den Schülern vorenthielte. Wer wird auf den Anblick eines Bismarckkopfes verzichten wollen, wenn er sich mit diesem beschäftigt? Wir glauben ihn und sein ganzes Wirken doch erst dann zu begreifen, wenn uns seine kraftvolle, edle Erscheinung lebendig vor das Auge tritt. Vor etwa 16 Jahren pflegte ich vor jeder Geschichtsstunde die Bildnisse der wichtigsten Persönlichkeiten an der Tafel anzuzeichnen, und noch jetzt reden mich darauf frühere Schüler an und sagen mir, wie tief sich ihnen die Verbindung von Wort und Bild eingeprägt habe. Und ich sehe, dafs grofse Kohlenzeichnungen, die ich zu gleichem Zwecke für unsere Schule herstellte, noch heute von meinen Herren Amtsgenossen als willkommene Hilfsmittel fleifsig benutzt werden. Hier kommt eben alles auf das Wie an. Man mufs Jäger recht geben, dafs das vorrätige Anschauungsmaterial, vielfach ohne rechten pädagogischen Verstand angefertigt, in dem von ihm gerügten Sinne schädlich wirken kann. Richtige Anwendung zweckgemäfser, guter Bilder würde er gewifs ebenso gutheifsen wie Goethe, mit dessen aus dem Zusammenhange gelösten Citaten man freilich, wie Jäger selbst an anderer Stelle betont, alles beweisen und alles widerlegen kann. Jedenfalls haben wir mehr Grund in diesen Bestrebungen Goethe für uns in Anspruch zu nehmen, der in allen Dingen auf lebendige Anschauung drang. So sagt K. Goedeke (Goethes sämtliche Werke I S. XI) von ihm: 'Goethe glaubte es in der Nachahmung der Natur so weit bringen zu müssen, dafs alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition oder Name bleibe' und von Goethe rührt doch der Ausspruch her: 'Was wir dem Menschen vor die Augen bringen, das bringen wir ihm am nächsten.'

Richtig sehen will allerdings gelernt sein. Ich behaupte, dafs es nicht müheloser zu erlernen sei als richtig denken. Jedenfalls ist selbst unter den Erwachsenen die Zahl derer, die 'sehen' können und daher in Fragen der Kunst ein selbständiges Urteil haben, erstaunlich gering. Man erwarte doch ja nicht, dafs unsere Schüler von selbst diese Fähigkeiten erlangen könnten.

Alle die Publikationen schweben heute noch gleichsam in der Luft, weil ihnen die methodischen Vorarbeiten fehlen. Oder glaubt man wirklich, dafs der Tertianer, der eine Lerche noch nicht vom Sperling unterscheiden kann, den künstlerischen Wert des Praxitelischen Hermes auch nur ahnen werde? Sollen auch unsere Primaner für das Verständnis solcher Kunstwerke empfänglich werden, so bedarf es vorher einer methodischen Anleitung von klein auf. Ich befinde mich mit dieser Behauptung in Übereinstimmung mit keinem Geringeren als Heinrich Brunn. 'Wir beginnen mit der Sprache', sagt er (in einem Vortrage von 1885 S. 16), 'mit dem Worte, wie es aus Buchstaben und Silben zusammengesetzt ist, schreiten fort zur Deklination und Konjugation, weiter zur Syntax, zur Verbindung der Worte zu Sätzen und Perioden und steigen so immer höher zu den erweiterten Verbindungen der Erzählungen, der Rede, der Wechselrede in Prosa und in Poesie. Ebenso wie das Wort verlangt der sichtbare Gegenstand, dafs wir ihn erkennen lernen in seinen Teilen, in seiner Zusammenfügung zu einem Ganzen, in seiner Beziehung zu anderen Gegenständen; und haben wir das alles erkannt, so erfordert eine

richtige Beschreibung aufserdem noch, dafs wir der sprachlichen Mittel Herr werden, durch welche das Wort eine mit dem Gegenstande sich deckende Vorstellung bei dem Hörer oder Leser zu erwecken vermag. Hierbei aber wird sich uns bald die Überzeugung aufdrängen, dafs wir dazu einer wesentlich anderen Anwendung der Sprache, einer konkreteren, anschaulicheren Ausdrucksweise bedürfen als bei der Entwickelung einer abstrakten, logisch-begrifflichen Gedankenreihe. Um sich diese anzueignen, ist nicht weniger als bei der rhetorischen Darstellung oder poetischen Schilderung eine systematische und stufenweise fortschreitende Schulung und Übung erforderlich, welche, um es kurz zu sagen, von unten bis zur obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes durchgeführt werden mufs.' Brunn läfst darauf praktische Vorschläge folgen, was an antikem Anschauungsmaterial und bei welchen Gelegenheiten er es den Schülern bieten möchte. Ein guter Teil dieser Vorschläge hat jetzt seine Verwirklichung in so weit gefunden, als gute Publikationen für Schulzwecke geschaffen sind. Wie weit sie benutzt werden, steht dahin! Über die Methode ihrer systematischen Verwertung spricht Brunn sich nicht aus und überläfst das den Schulmännern von Beruf.

Auch im öffentlichen Leben erweisen sich alle Bestrebungen, die Kunst ins Volk zu tragen, bisher als wirkungslos. 'Alles ist umsonst, es will nicht besser werden', klagt Karl Storck in seinem schon erwähnten, sehr vernünftigen Aufsatze 'Die bildende Kunst in Kinderstube und Schule' (Deutsche Welt 1901 Nr. 26): 'Wenn man z. B. sieht, dafs die köstlichen «Flugblätter» von Breitkopf und Härtel bei dem Spottpreis von 10 Pfennigen ihr Erscheinen wegen mangelnder Teilnahme einstellen müssen, so steht man vor Unbegreiflichem.' Auf die Frage, wie sich der Mifserfolg einer so umfangreichen, mit unendlich reichen Mitteln schaffenden Thätigkeit in Deutschland erklären lasse, giebt er die richtige Antwort: 'Wer auf einem Feld ernten will, mufs erst das Feld bereiten. Wer Bäume pflanzen will, versetzt nicht ausgewachsene Stämme in fremdes Erdreich, sondern Stecklinge. Wer im nordischen Garten Feigen pflanzt, wird keine oder doch nur unreife Früchte erhalten, während ein Apfelbaum ihm den Platz reichlich gedankt hätte.'

'Wie im natürlichen, müssen auch im geistigen Leben die Vorbedingungen erfüllt sein, wenn etwas gedeihen soll. Alle Entwickelung ist an Naturgesetze gebunden. Gegen diese elementarsten aller Gesetze wird täglich gesündigt. Um auf unserem Gebiete zu bleiben: unvermittelt wendet man sich an durchaus unvorbereitete Kreise mit schwer verständlichen oder fremdartigen Werken und verlangt, dafs Leute plötzlich für etwas Interesse und womöglich Geld übrig haben sollen, um das sie sich ein Menschenalter nicht gekümmert haben, das ihnen ebensolang nicht nahegetreten ist. Man bedenkt nicht, dafs auch die ursprünglichsten Naturanlagen verkümmern, wenn sie nicht gepflegt werden, dafs sie aufserdem durch ungünstige Verhältnisse eine falsche Richtung bekommen können. Man begeht den verhängnisvollen Irrtum, etwas unter anderen Verhältnissen Fertiggewordenes, in anderer Umgebung Herangereiftes einfach verpflanzen zu wollen, statt es im neuen Erdreich vom Kleinen an aufzuziehen.'

Konrad Lange hat uns die rechten Wege gewiesen: mit der Kinderstube mufs die Unterweisung beginnen und in der Schule von Anfang an methodisch fortgeleitet werden, dann werden vielleicht unsere Söhne oder Enkel den Segen spüren. Wir entbinden keinen Lehrer von der Verpflichtung, den Schüler zum richtig Sprechen anzuhalten; so sollte auch keiner und kein Lehrgegenstand darauf verzichten, das Anschauungsvermögen der Kinder zu wecken und auszubilden.

Für die Anfänger, die unsere Hilfe am nötigsten hätten, ist so gut wie nichts geschaffen. Die genannten Prachtpublikationen stehen, wie wir sehen, weit über deren Fassungsvermögen. Wir muten ihnen ja auch nicht die Antigone des Sophokles zu.

Sollten also die unteren drei Gymnasialklassen beim altsprachlichen Unterrichte leer ausgehen? Thatsächlich geschieht es, wie ich aus Erfahrung weifs, leider noch vielfach. Ja, es sind Stimmen laut geworden, die diesen Zustand sogar als berechtigt und allein wünschenswert bezeichnen. Ich bekenne, das nicht begreifen zu können. Kein Lehrer der Botanik wird sich auf eine mündliche Behandlung fremdländischer Pflanzen, etwa der Palme, beschränken, sondern mit guten Abbildungen, wo Teile der Pflanzen selbst nicht zu erreichen sind, eine lebendige Anschauung zu geben trachten. Auf den altsprachlichen Unterricht übertragen, würde daraus die Verpflichtung erwachsen, zu jedem körperlichen Objekte mit dem Worte dem Schüler zugleich das Bild darzubieten. Allem Denken liegt sinnliche Anschauung zu Grunde, daher wird das Kind auch ohne unser Zuthun sich zu jedem neuen Worte eines Konkretums aus dem bescheidenen Schatze seiner Erfahrung eine Anschauung bilden. Dabei wird es, wenn es auf sich selbst angewiesen ist, auf Irrwege geraten und sich z. B. unter ara Minervae einen Altar vorstellen, wie er ihm von seinem Kirchenbesuche her bekannt ist, und unter Minerva wohl eine Göttin nach dem Bilde der Mutter Gottes. Diese falsche Vorstellung wird sich mit der Zähigkeit von Kindereindrücken festsetzen und später nur mit Mühe und nicht ohne ein Überbleibsel des Fehlerhaften umformen lassen. Nur der Denkfaule wird sich damit begnügen, ohne jede sinnliche Vorstellung sich zu merken, dafs eben ara der Altar, Minerva Minerva bedeute, ohne nach Anschauung zu suchen, und sich mehr und mehr daran gewöhnen, Worte als leeren Schall zu behandeln. Ich erinnere mich aus eigener Schulzeit, dafs ich mir unter fornix 'der Schwibbogen', welche Vokabel vor 35 Jahren noch zu dem Lernstoff der Sexta gehörte, eine Art Indianerbogen, unter amussis 'die Richtschnur' und unter cos 'der Wetzstein' nichts Klares vorstellte und diese Vokabeln ebenso mechanisch lernte wie adulter 'der Ehebrecher'.

Wir sind der Meinung, jetzt unter den Vokabeln, welche den kleinen Schülern unverständlich sind, gründlich aufgeräumt zu haben. Wie dunkel trotzdem dem Abc-Schützen im Lateinischen noch zahlreiche der ihm gebotenen Worte bleiben, davon kann jeder Wifsbegierige stündlich Wunder erleben. Zwar fordert eine Verfügung preufsische Gymnasiallehrer auf, beim Unterrichte die Kreide fleifsig zu gebrauchen, aber dabei ist wohl mehr an das

Anschreiben der Worte gedacht. Wie viele Lehrer des Lateinischen würden auch wohl das Bestreben und die Befähigung besitzen, jederzeit zu dem Texte des lateinischen Übungsbuches an der Wandtafel gleichsam die Illustrationen zu geben? Geeignete Anschauungsbilder sind auch nicht immer zur Hand, die rein grammatische Aufgabe drängt und duldet keine Verzögerung, und so kommt es in der Praxis, dafs die Anfänger im Lateinischen mit Anschauungen leer ausgehen. Dafs jemand grundsätzlich die Anschauung aus dem ersten fremdsprachlichen Unterrichte fern halte, ist mir bis heute unverständlich geblieben, obgleich ich die Gründe kenne, die man dafür geltend macht. Angeblich lenken die Bilder zu sehr von der rein formalen geistigen Arbeit ab. Ich meine vielmehr, die Lebendigkeit der Anschauung giebt der geistigen Arbeit erst Halt und Stütze. Es kann unmöglich vom pädagogischen Standpunkte aus gerechtfertigt oder gar begünstigt werden, dafs der Schüler sich von den Begriffen, mit denen er zu operieren hat, eine falsche oder keine Vorstellung mache. Es kann unmöglich den Denkprozefs des Schülers schädlich beeinträchtigen, wenn er mit dem Satze 'templum Apollinis pulchrum est' eine lebendige Vorstellung eines griechischen Tempels und einer Statue des Apollo erhält. Im Gegenteil! Bei ruhiger Prüfung wird jeder Pädagoge die Nützlichkeit und Notwendigkeit dieses Verfahrens anerkennen. Noch immer hat man im Unterrichte dann die besten Erfolge erzielt, wenn man dem geistigen Bedürfnisse der Kinder am meisten entgegengekommen ist. Der kindliche Geist aber schreit nach Anschauung, und die auffallende Stumpfheit sonst geweckter Knaben dem lateinischen Anfangsunterrichte gegenüber, der Widerwille, den auch Erwachsene oft, wie die Philologen tausendfach hören müssen, gegen den altsprachlichen Unterricht mit ins Leben hinausnehmen, wird nicht zum geringsten Teile seine Ursache darin haben, dafs bei einseitiger Betonung des sprachlich Formalen das Auge zu kurz kam. Deshalb forderte auch Brunn eine schärfere Betonung derjenigen Seite unserer Erkenntnis, welche auf richtiger Benutzung des Auges, auf richtigem Sehen, auf sinnlicher Wahrnehmung und Anschauung beruht. In derselben Rede (S. 19) wird auch der oft gehörte Einwand derer treffend abgewiesen, die von der Heranziehung eines reichen Anschauungsapparates eine neue Belastung unserer Gymnasiasten befürchten. 'Ich leugne', sagt er, 'die weitere Überbürdung: der Lehrer wird manche längere Darlegung ganz ersparen oder wesentlich kürzen können, wo er auf das Bild, die sinnliche Anschauung zu verweisen vermag. Der Schüler aber wird es als eine Erleichterung empfinden, wenn er die Last des zu Erlernenden nicht mehr nur auf einer Schulter zu tragen hat, wenn ein Teil der Mühe dem Gehör, dem Ohre abgenommen und dafür das Auge, das Sehen in Anspruch genommen wird. Der Wechsel kann nicht anders als anregend, belebend wirken, kann der Freudigkeit am Lernen nur förderlich sein. Ferner, urteilen wir nur unbefangen: die Klage der Überbürdung hat ihren Grund zu einem bestimmten Teile nicht so wohl in der Überbürdung selbst als in einer gewissen Einseitigkeit der Unterrichts-Methode, die zur Ermüdung führt'. So dürften alle Erwägungen zu der Überzeugung führen, dafs die Darbietung von

Anschauungsbildern auch im ersten altsprachlichen Unterrichte eine dringende Notwendigkeit sei. Mit dem Grundsatze des Comenius, der seit Jahrhunderten in Ehren besteht, mufs Ernst gemacht werden und gleich von der ersten Stunde an, ja ganz besonders beim Anfange des altsprachlichen Unterrichtes vom Bilde ausgegangen werden. Der nächste Nutzen dieses Verfahrens wird darin bestehen, dafs das Interesse erregt, die Phantasie vor tastendem Umherirren bewahrt, eine richtige Anschauung festgelegt und durch die Hilfe des Auges dem Gedächtnisse wirksame Stützen geboten werden. Der Denkprozefs geht somit den von der Natur vorgeschriebenen Weg und geht um so sicherer. Der Einwand, dafs durch die Bilder die Kinder zerstreut würden, ist jedenfalls völlig unhaltbar und das Gegenteil von dem Wahren. Mit Recht sagt Julius Kruspe, dafs Schüler, die sich zerstreuen wollen, sich eben so sehr von der Fliege, von dem Tintenflecke an der Wand ablenken liefsen. Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung der geistigen Kräfte wird durch den verständigen Gebrauch geeigneter Bilder erzielt. Weshalb hätte sonst die bilderreiche Fibel im ersten Schulunterrichte ihren anerkannten Erfolg? Als vor einigen Jahren den Elementarlehrern der Volksschulen zur Pflicht gemacht wurde, vom ersten Leseunterricht 5 Stunden wöchentlich zu gunsten des Anschauungsunterrichtes zu opfern, da erhob sich ein Wehklagen, wie man bei solcher Einschränkung mit dem Lesen zum Ziele kommen sollte. Heute versichern mir mehrere erfahrene Volksschullehrer und berufen sich dabei auf eine schon allbekannte Thatsache, dafs sie im Lesen mit ihren Schülern genau ebensoviel erreichen, aufserdem aber eine bedeutende Steigerung des Interesses, des Verständnisses bei den Anfängern beobachten und den Vorteil, dafs die Sinne geweckt, die Zunge gelöst, das gedruckte Wort durch lebhaftere Kombination schneller erfafst und reproduziert werde. Was im ersten muttersprachlichen Unterrichte methodisch richtig ist, was sich in den anderen wissenschaftlichen Lehrfächern und neuerdings auch im geschichtlichen und neusprachlichen Unterrichte bewährt, kann für den altsprachlichen Unterricht nicht schädlich sein. Allerdings hat mir ein bekannter Pädagoge und Lehrer der alten Sprachen entgegengehalten, dafs die toten Sprachen auch in diesem Punkte anders behandelt werden müfsten als die lebenden. Aber hat diese Scheidung in tote und lebende Sprache in Wahrheit eine Berechtigung? Ist es unserer Sache förderlich, gerade das Totsein der alten Sprachen zu betonen? Ist es für den kleinen Schüler nicht gleichgiltig, ob die fremde Sprache, mit der er bekannt gemacht werden soll, von einem Volke gesprochen wird, das räumlich oder das zeitlich von ihm getrennt ist? Haben wir nicht viel mehr das lebhafteste Interesse, auch die alten Sprachen als lebend und noch heute geistig wirkend zu behandeln? Denn alles Tote ist, wie Paul de Lagarde sagt (Deutsche Schriften[2] S. 377) 'der Jugend ein Greuel'. Je toter daher das Lateinische sein sollte, um so lebendiger müssen wir es machen. Dieser Einwand hat also keinen Schrecken. Die Wahl der Gegenstände macht keine Schwierigkeiten, da sie sich an den Stoff der Lehrbücher anschliefsen mufs. In den unteren Klassen überwiegt natürlich das rein Sachliche. Hier giebt es zunächst einen festen Bestand kon-

kreter Dinge dem sinnlichen und geistigen Auge anschaulich zu machen, also Kleidung, Waffen, Hausgerät, die Einrichtung des häuslichen Lebens, alles das, was Brunn (S. 18) als 'wissenschaftliche Scheidemünze' bezeichnet. Das ist gleichsam des Knaben tägliches Handwerkszeug, und damit mufs er innerlich vertraut werden. Nur meine ich, dafs diese Dinge nicht einzeln und aus ihrer Umgebung losgelöst vorzuzeigen wären, sondern in der natürlichen Verbindung mit dem Leben. Nicht eine Lanze an sich, sondern die Lanze in der Hand des Kriegers, der Stuhl zugleich mit dem Manne, der ihn benutzt. Sodann mufs der Schüler, der täglich von castra, von templum, von Athenae, von Sparta, von den rostra etc. hört, eine Vorstellung haben, wie diese Dinge aussahen. Ferner müfsten schon die Typen der Hauptgötter zu einem lebendigen Besitze des Sextaners werden. Niemand wird behaupten, dafs hiermit Unmögliches gefordert werde. Es fragt sich nur, wie es dem Schüler dargeboten werden soll und bei welcher Gelegenheit. Ein einmaliges Vorzeigen von kurzer Dauer reicht natürlich nicht aus. Sollen die Bilder dauernd in dem Gedächtnisse haften, so müssen sie längere Zeit in den Brennpunkt des Interesses gerückt werden, die Sinne der Schüler lange und eindringlich beschäftigen. Grofse Anschauungstafeln, für diesen Zweck geschaffen, fehlen bisher. Nach reiflicher Erwägung führte mich das zu dem Wunsche, die Bilder antiken Lebens genau, wie es in dem Elementarunterrichte der Volksschule geschieht, zum Ausgangspunkte der sprachlichen Übungen zu machen. So entstand meine 'Lateinische Fibel für Sexta', der ich im vorigen Jahre mein nach gleichen Grundsätzen gearbeitetes 'Übungsbuch für Quinta' folgen liefs. Ich gebe dort Bild und Wort zugleich. Der Text erklärt das Bild, das Bild illustriert den Text. Begriff und sinnliche Vorstellung treten gleichzeitig vor die kindliche Seele. Alles Denken wird zur sinnlichen Anschauung. Ich habe den gröfsten Fleifs darauf verwandt, dafs kein Wort blofser Klang bleibe, dafs sich alle Vorstellungen zu lebendigen Bildern zusammenschliefsen, und habe auf diese Weise in den beiden Lehrbüchern ein zusammenhängendes und methodisch aufgebautes Bild von dem antiken Leben entworfen, wie es dem kindlichen Fassungsvermögen angemessen ist. Mit der Wahl und Darbietung des Stoffes und der methodischen Behandlung des Grammatischen hat sich die Kritik auch fast ausnahmslos zufrieden erklärt. Wo sich Bedenken äufserten, da bezogen sie sich auf die Neuerung der beigefügten Bilder. Aber ich hoffe, über diese wird man bald anders denken lernen. Prinzipiell, d. h. mit methodischen Gründen, ist meiner Neuerung schwerlich beizukommen. Deshalb bekomme ich nur immer wieder die Besorgnis zu hören, die Bilder würden ablenken und die grammatische Aufgabe beeinträchtigen. Dem widerspricht schon jetzt die Erfahrung, die noch immer den Sieg über die graue Theorie errungen hat. Wer daher die Mühe scheut, mit dieser Methode einen praktischen Versuch zu machen, dessen Vermutungen, Besorgnisse und Warnungen dürfte man billigerweise unbeachtet lassen. Die Sextaner, welche nach meiner Fibel unterrichtet sind, haben am Schlusse des Jahres ebensogrofse Sicherheit im Grammatischen wie die nach irgend einem anderen Lehrbuche arbeitenden, sie

haben aber bei dem Gebrauche ein Mehr an Arbeitsfreudigkeit und schliefslich als Nebenfrucht eine nicht unbedeutende Bereicherung ihres Anschauungsvermögens. Wer also die Bestrebungen der Kunsterziehung als berechtigt anerkennt, der wird auch gegen die von mir befolgte Methode nichts einzuwenden haben.

So geringe Schwierigkeit die Wahl der Anschauungsbilder machte, so grofs war die Unsicherheit in der Wahl der Ausdrucksform. Darüber hat sich meines Wissens noch niemand geäufsert, und doch scheint es mir eine Frage von einschneidender Bedeutung zu sein. Die Bilder sollen doch jedenfalls den Kindern gefallen und von ihnen verstanden werden. Deshalb eignen sich genaue Kopien antiker Bildwerke jedenfalls nicht. Man mache einen Versuch! Die bunten Farbendrucke seines Lederstrumpfes stehen dem Sextaner höher als die besten Nachbildungen antiker Kunst, deren geistigen Gehalt und Formensprache, deren feine psychologische Werte und innere Beziehungen er nicht entfernt ahnen kann. Aber wir erzählen ihm doch von Zeus, von Hera, Minerva, von Homer und der Welt seiner Dichtungen. Freilich, aber wir thun das, indem wir den Stoff der Odyssee und Ilias für das kindliche Verständnis ummodeln. Das gut zu machen ist schwer und erfordert die Meisterschaft eines Niebuhr. Ebenso müfsten wir auf die Hilfe eines wahren Künstlers hoffen, der gleichsam durch einen neuen Zeugungsakt die antiken Bildwerke für die Kinder umformt und Bilder schafft, die zwar Antiken darstellen, aber doch auch modernen Geistes sind. Unsere Künstler sollten das nicht als eine minderwertige Aufgabe ablehnen. Unbewufst schafft in gewissem Sinne jeder Künstler so, der antike Stoffe darstellt, so dafs jedem noch so klassisch gedachten Werke der Stempel seiner Zeit und seines Geistes aufgeprägt ist: die drei Grazien von Raffael nach der Antike gezeichnet sind unverkennbar ein Werk der Renaissance, ebenso wie Benvenuto Cellinis Perseus. Was dort unbeabsichtigt geschah, sollte hier mit klarem Vorsatze geleistet werden. Der moderne Künstler müfste der Interpret des antiken werden. Damit ist nicht mehr gefordert, als auf dem Gebiete der Sprache jederzeit, wennschon in anderer Absicht, geleistet worden ist. Man denke an Goethes Iphigenie, an Schillers Übersetzungen aus der Äneide. Ich darf hier wohl ein Wort über die Art der Bilder sagen, die ich in meinen lateinischen Lehrbüchern in Sexta und Quinta gebracht habe, als den ersten und einzigen Versuchen unserer Zeit die oben entwickelten Gedanken praktisch durchzuführen. Die sich völlig widersprechenden Urteile über den Wert der beigefügten Bilder müfsten jedermann überzeugen, dafs es auf diesem Gebiete an einer Verständigung über die Methode noch völlig gebricht. Die einen finden die Bildwerke des Lobes wert, weil geschickt dem kindlichen Verständnisse angepafst; andere tadeln ihren unzureichenden künstlerischen Wert, oder den Mangel an Echtheit des antiken Stiles und archäologischer Richtigkeit im einzelnen, als ob es darauf abgesehen wäre, damit Archäologie zu lehren. Den härtesten Tadel, den ich hören mufste, kleidete ein Herr in die Worte: die Bilder hätten ihn an den Struwelpeter erinnert. Dieser Ausspruch gefiel mir nicht übel, denn der Struwelpeter hat als Kinderbuch einen auf diesem Gebiete beispiellosen Erfolg

erlebt; nichts wäre mir erfreulicher, als wenn der Sextaner meine Fibel mit demselben Eifer studieren wollte wie vordem jenes Buch. Jedenfalls steht er mit seinem Verständnisse dem Struwelpeter aufserordentlich viel näher als irgend einem klassischen Kunstwerke. Ich selbst halte die Bilder für angemessen in Inhalt und Darstellungsweise, womit ich nicht sagen will, dafs es nicht möglich und erwünscht wäre, noch viel Eindrucksvolleres zu leisten. Man hüte sich aber davor, bei solchen Leistungen den eigenen reifen Geschmack zum Mafsstab zu nehmen. Man versetze sich auf den kindlichen Standpunkt, wie man es ja längst zu thun gewohnt ist bei Darbietung des Textes. Oder steht etwa der Text lateinischer Elementarbücher künstlerisch höher als jene Bilder? Ist er immer von streng klassischem Gedankengehalte und solcher Formgebung? Weshalb also ist man gegen die Bilder gar so kritisch? Ich weifs aus Erfahrung, und es wird mir von so vielen Seiten bestätigt, dafs sie den Knaben, für die sie bestimmt sind, sehr wohl gefallen, und das ist doch wohl die Hauptsache. Mühe und Kosten wären viel geringer gewesen, wenn ich mich darauf beschränkt hätte, Clichés nach antiken Bildwerken aufzunehmen, dann aber hätte ich verzichten müssen auf die für den Anfänger so wirksame Farbigkeit der Bilder, auf die lebhafte Aktion der Darstellung, auf die strenge Wechselbeziehung von Bild und Wort. Aber gerade diese drei Gesichtspunkte halte ich für entscheidend. Dazu kommt, dafs ich nur so von den Bildern alles das fern halten konnte, was nicht dem unmittelbaren Bedürfnisse dient. Diesen Grundsätzen opferte ich gerne die Strenge des Stiles, die archäologische Richtigkeit bis ins kleine und andere gelehrte Bedenken, die unsere Sextaner nichts angehen. Es mufsten diese prinzipiellen Fragen hier einmal zur Sprache kommen, weil mir die an meinen Bildern geübte Kritik bewies, dafs man meine Absichten zumeist gar nicht verstanden hat.

Nach verwandten Grundsätzen sind meine bei F. A. Perthes erschienenen Anschauungstafeln zu Cäsars bellum gall. gearbeitet. Diese beanspruchen auch nicht Kunstwerke, sondern eben nur Anschauungsmittel zu sein, aber sie dienen derselben fundamentalen Aufgabe, zunächst das Auge der Schüler in Thätigkeit zu setzen, ihn zu konkretem Schauen anzuleiten, eine genaue Wechselwirkung von Text und Bild zu erzielen. Denn nur Anregung kann die Schule geben. Das Weitere hat die Selbstthätigkeit des Schülers zu leisten. Die Kritik hat diese Anschauungstafeln zu Cäsar, soweit sie erschienen sind, mit Beifall aufgenommen und jedenfalls die darin befolgten methodischen Grundsätze als zutreffend anerkannt. Lothar Koch sagt (Neue philol. Rundschau 1901. Nr. 16 S. 361), 'dafs wir nach Vollendung des Werkes ein für die Cäsarlektüre unentbehrliches Anschauungsmittel haben würden'. Sollte die Überzeugung weiteren Boden gewinnen, dafs solche unmittelbar für das besondere Bedürfnis der Klassenlektüre gearbeiteten Anschauungstafeln unseren Bestrebungen am besten dienen, so würden sich gewifs Künstler und Verleger finden zur Ausführung meines erweiterten Planes: ich würde dann der Cäsarmappe eine entsprechende für Ovid, Xenophon, Virgil, Herodot und wohl auch Homer folgen lassen.

Für den häuslichen Gebrauch empfehlen sich bei der Cäsarlektüre auch sehr die bekannten 'Descriptiones' von Alb. van Kampen und Öhlers gehaltreicher Bilderatlas, der auch sonst dem Schüler während seiner ganzen Schulzeit gute Dienste leisten kann.

Bisher war absichtlich nur von den Anschauungsmitteln der unteren Gymnasialklassen die Rede, wobei die Frage mehr auf das 'Was' gerichtet war, während das 'Wie', ob schön oder häfslich, mehr zurücktreten durfte. Ganz von selbst werden sich trotzdem den Knaben beim Anblicke der Bilder Empfindungen von Lust oder Unlust einstellen, aber die ästhetische Würdigung gewinnt hier noch nicht entscheidende Bedeutung. Von welcher Klasse an die Vorführung strenger, stilgerechter Nachbildungen antiker Werke einzuführen sei, wird sich richten müssen nach dem mehr oder minder entwickelten Fassungsvermögen der Schüler. Man sollte meinen, dafs man damit anfangen könne etwa gleichzeitig mit dem Beginne klassischer Originaltexte. Der Schüler, der Cäsars Schriften liest, wird auch unter geeigneter Anleitung zu einem gewissen Verständnisse einer antiken Cäsarbüste vordringen können. Etwa von Tertia ab mögen also die grofsen, schönen Tafeln des Bruckmannschen Verlages und denen gleichwertige zur Belebung des Unterrichts herbeigeholt werden. Dabei wird man noch nicht ein volles Verständnis erwarten — denn wer wird überhaupt mit solchen Meisterwerken jemals innerlich fertig? —, aber man wird doch schon einen, wenn auch noch unklaren ästhetischen Genufs beobachten und von der Zukunft hoffen dürfen, dafs sie fortschreitendes Verständnis bringen werde. Wir beobachten Analoges bei dichterischen Kunstwerken, deren ersten Blütenduft wir schon den Tertianer kosten lassen, während wir den Genufs der reifen Frucht dem Primaner vorbehalten. Von jetzt ab ist also aufser der Darbietung von Anschauung eine ästhetische Würdigung des antiken Kunstwerkes anzustreben. Dafs sie zu erstreben sei, darüber ist man sich wohl einig, wenn man von den Gegnern der Antike absieht, mit denen vom Standpunkte des Gymnasiums aus eine Verständigung überhaupt unmöglich ist. Gerade der Wunsch, dem bedrängten klassischen Unterrichte neue Hilfstruppen zuzuführen und an den vordem im Gymnasium vernachlässigten Werken der antiken Plastik und Architektur zu zeigen, wie reich und unerschöpft Hellas und auch Rom noch geistige Nahrung zu spenden vermögen, gerade diese ästhetische Erwägung ist für die meisten Förderer der Schularchäologie bestimmend. Die getroffenen Auswahlen wollen mehr als Anschauungs-Material sein, sie wollen mit dem Edelsten, was antike Kunst geleistet hat, die künstlerische Empfindung der Knaben wecken, ihr Urteil bilden, ihre Sinne veredeln. Deshalb halte man von da ab auch alles künstlerisch Wertlose oder Verderbliche von ihren Augen fern! Wie grobe Mifsgriffe in dieser Hinsicht auch jetzt noch gemacht werden, das lehrt mancher Blick auf die Bilder, die jetzt in Klassiker-Ausgaben, in Spezialwörterbüchern, in Bilderbüchern des kl. Altertums den Schülern geboten werden. Man sehe sich z. B. Autenrieths Wörterbuch zu den homerischen Gesängen an, wo an Geschmacklosigkeit der Zeichnungen das Unglaublichste geleistet ist. Dort wird,

wie auch sonst mit Vorliebe, der Schutt von Hissarlik gleichsam durchwühlt nach alten Topfscherben, um damit den Homer zu illustrieren! Tafel X (und XI) bietet in dieser Hinsicht das Abschreckendste. Fühlt man denn nicht den schreienden Mifston, den es ergiebt, wenn man solches Gerümpel in die dichterisch gehobene Welt der homerischen Gesänge trägt? Sollen unsere Schulen denn den Homer als ein archäologisches Quellenbuch lesen? Sollen sie ihn nicht geniefsen, wie die Epheben der perikleischen Zeit, wie Alexander der Grofse? Den Zeus des Homer veranschaulicht wahrhaftig nicht ein altes Bronze-Idol, seine Aphrodite nicht das nackte thönerne Bild mit der rohen Betonung der weiblichen Attribute. Weshalb also nimmt man nicht als bildliche Darstellungen der homerischen Zeit das, was sich etwa auf der tabula Iliaca, auf dem Fries von Gölbaschi findet — ganz unbekümmert, ob hier wirklich die trojanische Sage oder ein anderer Heroenkrieg dargestellt ist —? Wem wird es einfallen, den Schülern die Nibelungen durch altgermanische Gräberfunde zu illustrieren? Mag immer Siegfried ein altheidnischer Gott sein, dem Dichter und uns erscheint er als ein waffenprunkender Held der Ritterzeit, und Hagens Behausung ist uns nicht eine altgermanische Lehmhütte, sondern ein steinerner Palast. Statt prähistorischer Gräberfunde thun wir besser, den Schülern Schnorr von Carolsfelds herrliche Fresken zu zeigen, statt mykenischen und trojanischen Thongerätes die Prellerschen Wandgemälde zur Odyssee, den antiken Homerkopf des kapitolinischen Museums in guter Nachbildung, den Zeus von Otricoli, die barberinische Juno und all die herrlichen Werke, die aus homerischem Geiste geboren sind. Die Funde von Hissarlik und Mykene überlasse man getrost den Archäologen. Sie schaden den Schülern nur. Höchstens könnte uns ein Architekt eine lebendige Anschauung eines homerischen Königspalastes mit Benutzung mykenischer und tirynthischer Substruktionen schaffen. Auch die älteren Bilderatlanten von Schreiber, Engelmann, viel weniger die neueren von Baumeister, Luckenbach und Oehler, leiden an pädagogischen Mifsgriffen. In der Klasse sind sie schwer zu gebrauchen, weil in ihren Abbildungen zu klein, aber selbst gegen ihren häuslichen Gebrauch durch Schüler habe ich meine ernsten Bedenken.

Neben Meisterwerken vollendeter Schönheit findet man besonders bei Schreiber und Engelmann flüchtige Pinselung eines provinzialen Töpfers, die stammelnden Versuche sich durch bildliche Darstellung zu äufsern. Auf den überladenen Blättern steht eine wahre Satura von Wichtigem und Unwichtigem, alles mit gleichem Ernste behandelt und deshalb für den Schüler völlig verwirrend. Vielfach werden die antiken archaischen und künstlerisch noch bedeutungslosen Darstellungen sogar Mifsachtung und Gelächter der Schüler erzeugen: so die archaischen Kentauren mit ihrem plattfüfsigen Menschenleib, an den sich ganz unorganisch der Pferderumpf anschliefst, die langen Reihen marschierender Krieger auf den alten korinthischen Vasen, die auf der künstlerischen Höhe unserer Sextanerleistungen stehen, die dickschenkeligen homerischen Helden im wüsten Schlachtgetümmel auf den schwarzfigurigen Vasen mit Beischriften, die auch der Primaner nicht entziffern kann, das bekannte

Vasenbild von Aristonopleos, die Blendung des Polyphem, mit dem man in jeder Klasse den gröfsten Heiterkeitserfolg erzielen wird, ganz abgesehen davon, dafs dieses Bild, das doch wohl zur Veranschaulichung der Odyssee dargeboten wird, in allen Einzelheiten der homerischen Darstellung widerspricht; denn bei Homer wird das Auge durch Bohrung und Druck von oben ausgebrannt, auf dem Vasenbild halten die Männer die Keule, wie die 7 Schwaben ihren Spiefs, als sie auf Hasenjagd gingen. Ist es nicht geradezu ein Frevel gegen die ideale Aufgabe des klassischen Unterrichtes, den Schülern die Hera aus dem Heratempel in Olympia vorzuführen, der wegen ihrer Löckchen und ihres philiströsen Aussehens selbst ihre begeisterten Finder in Olympia den Namen 'Tante Lotte' gaben, und der obendrein die ganze Nase fehlt? Selbst die lächelnden Ägineten und der beliebte Aristion scheinen mir kein geeigneter Bildungsstoff für unsere Gymnasiasten, weil sie sich an ihnen unmöglich erheben, eher aber Schaden an ihrer Achtung vor der antiken Kunst nehmen können. Da die Schüler nicht Kunstgeschichte lernen sollen, gilt es den methodischen Grundsatz zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, dafs ihnen nur reife Kunst vorgeführt werde, gilt es den Bestrebungen der Schulmänner entgegenzutreten, die bei Anfertigung ihrer antiken Anschauungsbücher gleichsam nach den Professoren der Archäologie schielend einen gröfseren Ruhm darin finden, wissenschaftlich bewandert, als pädagogisch besonnen zu scheinen. Ich trete damit auch in Widerspruch zu Luckenbach, einem unserer tüchtigsten Vorkämpfer, dessen 'Abbildungen zur alten Geschichte' sonst mit grofser Umsicht und viel Geschick gearbeitet sind. Die Grundsätze aber, die er in Köln vortrug, betonen zu sehr den kunsthistorischen Wissensstoff. Er giebt seinen Schülern ein Stück Kunstgeschichte, entwickelt den Werdeprozefs des Zeusideales, verlangt eine sichere Aufzählung der Gebäude des forum Romanum u. s. w. (Verhandlungen S. 179). Da hätten wir also glücklich wieder die Belastung des Gedächtnisses! Wenn er sodann die Architektur mit der Plastik für unsere Zwecke auf gleiche Linie stellt, so scheint mir auch das nicht zutreffend. Die Hauptwirkung der Bauwerke geht von ihren Gröfsenverhältnissen aus, kann daher für den Schüler auch aus der besten Photographie nicht herausgeholt werden. Als Anschauungsmaterial sind deshalb antike Tempel in Bild und plastischer Rekonstruktion mit Durchschnitten und Einblicken, antike Grabanlagen, Königspaläste, selbst das bekannte schöne Akropolis-Relief sehr brauchbar, — als Kunstwerke werden sie weniger wirken.

Um starke Wirkungen zu erzielen, wird man auch in den oberen Klassen das Bild in lebendige Beziehung zum Unterrichte bringen, es auf längere Zeit in der Klasse hängen lassen, möglichst Einzelheiten zeigen, damit das Interesse gesammelt bleibe, aber auch Mafs halten in der Menge des Gebotenen. Die reiferen Schüler haben selbst schon mancherlei Anschauungsmittel im Hause. Man denke an die zahlreichen illustrierten Werke über alte Geschichte (Oskar Jaeger, Rösiger und O. E. Schmidt), über antike Kunstgeschichte (Guhl-Koner-Engelmann), Leitfäden (Wagner und Kobilinski, Hula; Ferdinand Schultz), an die auch sehr verbreiteten Spezialwerke wie Overbecks oder Maus Pompeji,

A. Bötttichers Olympia u. s. w. Alle diese Bücher enthalten des Sachlichen genug, so dafs man in dieser Hinsicht wegen eines Mangels nicht besorgt zu sein braucht. Denn ist einmal der Schüler gewöhnt worden, bei jedem Gehörten nach der Anschauung zu fragen, dann kann es nicht ausbleiben, dafs er stets die Augen offen hält und selbst sucht und prüft, um für seine Gedanken den entsprechenden sinnlichen Ausdruck zu finden. Das bewufste Sehen wird dann zum Bedürfnis. Jeder Künstler übt es mechanisch, wie das Ein- und Ausatmen. Er sieht überall und stets Bilder, wie der Musiker überall Melodien hört. Beiden wird dadurch die Natur unendlich reicher als anderen Sterblichen. Man braucht aber keineswegs Künstler und selbstschöpferisch zu sein, um es schon sehr weit in der Fähigkeit des Sehens zu bringen. Dafür haben wir den Beweis in den künstlerisch am meisten durchgebildeten Völkern, besonders den alten Griechen. Eine günstige Wirkung des Anschauungsunterrichtes wird man bald im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke der Schüler verspüren. Was anderes als die Kunst des Sehens giebt den grofsen Dichtern und Rednern, einem Walther, Goethe, Luther, Bismarck die Macht der Rede, die Fähigkeit in Worten zu formen und zu gestalten? Was anderes als der Mangel an plastischer Gestaltungsfähigkeit macht die abstrakte Gedankenlyrik und unsere gesamte Tageslitteratur so ungeniefsbar? Zumal wer die Griechen verstehen soll, mufs seine Augen gebrauchen lernen, um durch die weit geöffneten Thore des Lichtes die Welt der Eindrücke in seine Seele einzulassen, die sich dort zu bunten und formenreichen Vorstellungen gestalten. Ein blinder, jedenfalls ein blindgeborener Homer ist undenkbar, und so versteht ihn auch nur, wer sehen und 'plastisch denken' gelernt hat. Auf die Menge der Kunstwerke, die dem Schüler bekannt werden, kommt wenig an. Wenn er nur eines lernt: das Werk eindringlich, mit ernst wägendem Auge betrachten, sich versenken in die Gedanken und Ausdrucksmittel des Künstlers, ihm nachdenken, sich seiner eigenen Ohnmacht dem Kunstwerke gegenüber bewufst werden; wenn er in seiner Brust ein vordem unbekanntes Beben, den göttlichen Hauch der Kunst verspürt: dann hat das Kunstwerk an ihm seinen Zweck erreicht, und er nimmt den Segen mit hinaus ins Leben, eine Gemütsstimmung, auf die das Wort pafst: emollit mores nec sinit esse feros. Um für diese letzte Wirkung empfänglich zu werden, mufs er aber sehen gelernt haben, und solange diese Vorbedingung nicht im reichsten Mafse erfüllt ist, werden sogar — ich wiederhole es — die prachtvollen Anschauungsbilder neuester Zeit den besten Teil ihrer Wirkung verfehlen.

Eine künstlerisch empfindende Jugend heranzubilden werden nur Lehrer vermögen, deren Organe selbst für die Kunst fein gestimmt sind. Dafs die erforderliche künstlerische Bildung schon Gemeingut des gesamten deutschen höheren Lehrerstandes sei, hat noch niemand behauptet, und es darf ohne Scheu geleugnet werden. Wen nicht eine besondere Gunst des Geschickes und persönliche künstlerische Veranlagung von jung auf in nahe Berührung mit der Kunst gebracht hat, der geht zumeist in dieser Hinsicht leer aus. Die Wissenschaft und der praktische Beruf nehmen den ganzen Mann in Anspruch und

stellen seine geistigen Ansprüche an das Leben auch zufrieden. Und doch müſste die Reform mit den Lehrern und denen beginnen, die sich dem Lehrfach widmen wollen.

Viel Gutes stiften zweifellos die archäologischen Reisestipendien, Ferienkurse und Vorträge auf den Philologentagen aus dem Gebiete der Schularchäologie. Wer an sich den Segen erfahren hat, den ein längerer Aufenthalt auf dem Boden der altklassischen Kultur auf das ganze Denken und Empfinden ausübt, der wird mit Besorgnis hören, daſs gegenwärtig in den maſsgebenden Kreisen eine starke Stimmung gegen die archäologischen Reisestipendien herrscht. Ich habe gehört, daſs man allen Ernstes an eine Abschaffung dieser schönen Einrichtung gedacht hat; hoffentlich unterbleibt die Ausführung auch dann, wenn in diesem oder jenem Falle der Erfolg einer solchen Vergünstigung hinter den Erwartungen zurückbleiben sollte. Allerdings wäre zu wünschen, daſs die Stipendiaten nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht vorbereitet ihre Reise antreten. Auch das Auge muſs vorher so weit geschult sein, daſs es zur Aufnahme und selbständigen Verwertung der unendlich reichen Kunsteindrücke befähigt wird. Wir sollen dort nicht erst sehen lernen, sondern mit einer geschulten Fähigkeit des Sehens der reichen Eindrücke Herr werden. Thatsächlich sind dann und wann wohl Philologen auf ein halbes Jahr nach Rom und Athen gezogen, die dort durch die Menge der neuen Eindrücke eher verwirrt wurden, da sie vorher nicht gelernt hatten, ihre nächste Umgebung mit bewuſstem Sehen zu beobachten. Für solche Herren sind die Reisestipendien rein verschwendet; man sollte sie vorerst einen gründlichen Zeichenkursus durchmachen lassen und sie erst dann nach dem Süden schicken, wenn sie durch ihre Zeichnungen den Beweis erbracht haben, daſs sie Augen haben, zu sehen.

Am meisten Erfolg verspricht der Gedanke der preuſsischen Unterrichtsverwaltung, daſs den Kandidaten des höheren Lehramtes nahegelegt werde, sich auch im Zeichnen eine Lehrberechtigung zu erwerben. Trotz wiederholter Anregung ist aber dieser Appell bisher so gut wie erfolglos geblieben. Woran liegt das? Doch wohl an der unzureichenden Schätzung des Zeichenunterrichtes. Dieser gilt als 'elementar' und wird dem sprachlichen Unterrichte nicht annähernd gleich taxiert. Die Regierungen müſsten sich daher entschlieſsen, den Preis für die gewünschte Arbeit zu steigern. Nach dem Preise wird sich das Angebot richten. Es ist gelungen, das Ansehen des Turnens bedeutend dadurch zu steigern, daſs man akademisch gebildeten Leuten Vergünstigungen erweist, wenn sie sich die Lehrbefähigung darin erwerben. Das Gleiche müſste mit dem Zeichnen geschehen. Manchen Studierenden wäre es gewiſs eine wohlthuende Abwechslung, sich neben der wissenschaftlichen Arbeit im Zeichensaale künstlerisch zu beschäftigen, aber sie glauben damit unnütz ihre Zeit zu verlieren, und der Gedanke an das Examen verscheucht jede andere Regung. Die Prüfungen erstrecken sich auf das Wissen, nicht auf die 'humanistische Bildung' in ihrem wahren Sinne, zu der das Kunstverständnis notwendig gerechnet werden muſs. Man möchte jetzt, wie mehrfach zur Sprache kam, durch eine Prüfung in der Archäologie die klassischen Philo-

logen zwingen, sich während ihrer Studienzeit um die alte Kunst zu bekümmern. Dieses Thema war Gegenstand der Diskussion auf den letzten Philologentagen. Ich fürchte aber, wenn der Vorschlag durchdringt, so werden wir nur um ein Examenfach reicher sein, zu dem sich die Studenten aus Handbüchern die nötige historische Wissensmasse einpauken könnten. Auf Kunstinteresse und Kunstverständnis vermag man nicht zu prüfen. Der Gewinn wird daher ein rein äufserlicher bleiben: Aufzählen der verschiedenen Kunstschulen, Lebensdaten berühmter Meister, Angabe ihrer Werke mit Fundberichten, Quellenkunde der Archäologie u. s. w. Den Kern der Sache wird man damit nicht treffen. Wenn mir in diesem schwierigen Kapitel ein Vorschlag gestattet ist, so würde ich dringend raten, den Wert der Zeichenfacultas dadurch bedeutend zu steigern, dafs man ihn in ideeller und materieller Hinsicht der facultas in einem der Hauptfächer gleichsetzt oder doch bedeutend annähert. Damit müfste Hand in Hand gehen eine Begünstigung derjenigen Philologen, die den Nachweis erbringen, dafs sie sich neben der wissenschaftlichen auch eine künstlerische Vertiefung in das klassische Altertum erworben haben. Darüber hätte nicht sowohl eine Prüfung als ein Zeugnis der Professoren zu entscheiden, die sich durch dauernden Verkehr in Museen, in Seminarien, in Collegien über des Kandidaten Bildungsstand in künstlerischer Hinsicht ein Urteil gebildet haben. Den Vogel würde aber doch der abschiefsen, der eine gelungene Zeichnung seiner Hand, etwa des Praxitelischen Hermes, und reich ausgestattete Skizzenbücher vorweisen könnte. Dieses Erkennen und Können wiegt alles Wissen über Kunst auf. Sollten sich Philologen in gröfserer Zahl finden, die den Zeichenunterricht neben dem sprachlichen zu geben vermögen, dann würde mit einem Male auch dieser bisher so ungebührlich mifsachtete Zweig des Gymnasialunterrichtes in der Achtung der Schüler bedeutend steigen. Es sitzt eben unseren Gymnasiasten noch das alte hochmütige Vorurteil in den Köpfen, dafs der Zeichenlehrer nichts zu bedeuten habe: er ist ja nicht 'Dr.' oder 'Prof.', er hat bei den Versetzungen nicht mitzureden, in seinen Stunden kann man sich gehen lassen — das schadet nichts. Kombiniert man aber erst den Sprachunterricht mit dem Zeichnen so, dafs eine lebendige Wechselwirkung eintritt, legt man ihn in die Hand desselben Lehrers, dann mufs ein Umschlag erfolgen, der für die gesamte Ausbildung der Schüler das Beste verspricht. Ich könnte in dieser Hinsicht schon eigene Erfahrungen mitteilen, da ich seit mehreren Jahren in O. II als Ordinarius auch den Zeichenunterricht erteile. Noch besser freilich, wenn man Künstler beriefe!

Es sind noch allerlei Mittel zur Hebung des Kunstinteresses vorgeschlagen und angewandt worden: Ausstellung von Schülerarbeiten, Unterweisung in Museen, Führung in Kunstausstellungen und Kunstwerkstätten, Vorträge mit bildlichen Erläuterungen, Hinweis auf kunstfördernde Schriften, geschmackvoller Bau des Schulhauses, Ausschmückung der Klassenzimmer u. s. w. — alles höchst erfreulich und verdienstlich! Um in den Augen der Schüler eine gesteigerte Würdigung der Kunst zu erzielen, möchte ich aufserdem empfehlen, dafs in der Aula vor versammeltem Schulvolke besonders eifrige und tüchtige Zeichner mit

Kunstwerken belohnt würden. Es hat dem Turnunterrichte die Verteilung von Eichenkränzen und bunten Schleifen stets neuen Eifer gebracht. Da das Zeichnen des lebhaftesten Anspornes entbehrt, ich meine den Einfluſs auf die Versetzung, so gönne man auch ihm die Begünstigung durch Prämienverteilung. Ja ich möchte empfehlen, für tüchtige Leistungen auch auf anderen Gebieten statt der bisher allein üblichen Bücher auch schöne Kunstwerke zu verleihen, die heutzutage ohne gröſseren Kostenaufwand zu beschaffen sind. Ein Buch, für das jugendliche Verständnis des Prämiierten berechnet, behält für den reifen Mann nur noch einen Erinnerungswert der Belohnung, ein gutes Kunstwerk veraltet nicht und behält seinen Wert dauernd. Es wird zunächst den Schmuck des Elternhauses bilden, wird dann den jungen Studenten auf die Hochschule begleiten und später auch die Wohnung des reifen Mannes schmücken. Ich denke dabei besonders an die vortrefflichen neuen Steindruckblätter aus dem Verlage von Teubner und Voigtländer. Diese Kunstwerke aus der Hand unserer hervorragendsten deutschen Meister sind in ihrem geschmackvollen Rahmen eine Zierde jedes noch so reichen Salons. Gelingt es einem Schüler, ein solches Bild als Siegespreis heimzubringen, so schafft er der 'guten Stube' seiner Eltern einen wahrhaft fürstlichen Wandschmuck. Mit welchem Eifer werden alle Hausgenossen dieses Kunstwerk studieren, das zugleich auf dem Rahmen die Schenkungsurkunde tragen müſste! So könnte durch die Autorität der Schule die Achtung vor dem Zeichnen lebhaft gesteigert, und wahre Kunst am wirksamsten in das Bürgerhaus getragen werden.

Aber selbst künstlerisch gebildete Lehrer, die alle diese Mittel nach Kräften wirksam machen wollten, würden meiner festen Überzeugung nach nicht eher zu wahrhaft erfreulichen Erfolgen kommen, ehe man sich nicht entschlieſst, den Zeichenunterricht durch Vermehrung der Stunden und auf jede andere Weise zu heben. Das ist das A und O der ganzen Frage. Man lernt nicht Musik verstehen durch Konzerte und Vorträge, sondern indem man selbst fleiſsig übt. Ebenso kommt man den bildenden Künsten nur dann wahrhaft nahe, wenn man Bleistift und Pinsel selbst zur Hand nimmt. Kunstschwätzer haben wir schon allzuviele, was wir erstreben, ist Kunstverständige, Kunstfreunde heranzubilden. Soviele Künstler ich auch über dieses Thema um ihr Urteil gefragt habe, alle stimmen darin überein, daſs die Entscheidung für unsere ganze Bestrebung in der Zeichenstunde zu suchen sei. Es dürfte nicht geduldet werden, daſs junge Leute, die dereinst führende Stellungen in Gemeinde und Staat einnehmen wollen, Kunstbarbaren bleiben. Gerade die künstlerisch Unbegabten, die das Zeichnen nötig haben wie das tägliche Brot, müssen gezwungen werden, bis zum Abiturienten-Examen am Zeichenunterrichte und allen kunsterziehlichen Veranstaltungen teilzunehmen. Sonst werden sie, unfähig selbst zu sehen, zu prüfen und zu urteilen, nimmermehr ein lebendiges Verhältnis zur Kunst und zur Natur gewinnen und nur nachschwatzen, was ihnen andere an Urteilen und Empfindungen vormachen, oder — was noch schlimmer ist — stumpf und gleichgiltig gegen die Kunst bleiben und künstlerischen Bestrebungen entgegenwirken. An dem alten Museum in Berlin stehen die gol-

denen Worte: Artem non odit nisi ignarus. Es ist Sache der Schule zu sorgen, dafs ihre Zöglinge nicht kunstunkundig bleiben. Mit der Vermehrung der Zeichenstunden mufs ihre Vertiefung Hand in Hand gehen. Hier haben wir schon jetzt reformatorische Bestrebungen unserer Regierungen mit wärmstem Danke zu verzeichnen, die geeignet sind, neues Leben in diesen Lehrzweig zu bringen. Mit der fast grammatischen Pedanterie der Strich- und Kasten-Zeichnerei, mit Gypsvorlagen, den 'Ornamentleichen', wie sie ein Redner in Dresden trefflich benannte, soll gründlich aufgeräumt werden. Die Schüler sollen vor allem möglichst früh und möglichst oft in die belebte, farbenreiche Natur geführt werden, sollen lernen, die sie in unendlicher Fülle umgebenden Schönheiten der Naturformen, ein Blatt, einen Schmetterlingsflügel, den Bau der Insekten, Amphibien, Vögel, Säugetiere und deren ebenso reichen Farbenschmuck zu beobachten und nachzubilden. Ebenso sollen sie die Kunstformen der Werkzeuge, Geräte, Zimmereinrichtungen erkennen und festhalten. Das wird sie heimisch machen in ihrer Umgebung, in Haus und Flur. Die Vorgeschrittenen werden unter Anleitung im Freien skizzieren und so an der Natur selbst, der vollendetsten Lehrmeisterin, ihr Auge und ihr Urteil bilden. Dabei bietet sich für den Lehrer endlos Gelegenheit, durch Hinweise die Fähigkeit in der Beobachtung zu prüfen und heranzubilden, immer neue Schönheiten zu zeigen, auf 'Motive' aufmerksam zu machen, Vergleiche mit den Darstellungen und Farbengebungen bekannter Bilder anzustellen und damit auf das Verständnis der Kunstwerke selbst hinzuwirken. Das alles führt zu einer Bereicherung des Vorstellungsvermögens, einer gesteigerten Urteilsfähigkeit, einer inneren Sicherheit, einem Kraftgefühl, das auf seinen gesunden Sinn vertraut, kurz zu erhöhter Lebensfreudigkeit.

Wer so sehen gelernt hat, dem erst werden auch die herrlichen antiken Kunstwerke in ihrem Reichtum an körperlicher und geistiger Schönheit zugängig, der wird auch nicht vor Hingabe an den altklassischen Geist die Fähigkeit verlieren, das Heimatliche, Nationale und Moderne warm zu empfinden und gerecht zu würdigen. Denn selbst ein Verehrer des klassischen Altertums wird nicht mehr auf ein antinationales, fremdes Kunstideal hinwirken wollen. Es gilt nur, die Alten verstehen lehren, um an dem Höchsten, was die Kunst zu leisten vermochte, das Urteil zu schärfen. Das Gymnasium erstrebt historische Bildung, historisch sollen daher auch die Kunstwerke der antiken Meister betrachtet werden, nicht als Vorbilder zur Nachahmung, sondern zur Bereicherung der Anschauung und zur Erweiterung des Kunsturteils. Andererseits ist vor dem einseitigen Klassizismus und vor allem vor der Lektüre von Lessings Laokoon zu warnen. Was gegen diese spricht, hat Konrad Lange überzeugend dargelegt.

Das Gymnasium will und soll auch keine Künstler züchten, aber es soll die Organe der Schüler so weit bilden, dafs diese zu einem Verständnisse guter Kunst gelangen, damit sie dereinst geniefsend und fördernd an dem Kunstleben unseres Volkes teilnehmen, damit sie mit fein gestimmter Seele den Reichtum der sie umgebenden Natur beobachten, bewundern und hüten, damit sie ihre

eigene Umgebung mit gutem Geschmack und echtem Schönheitssinne gestalten, das Schöne suchen, das Häfsliche fliehen, kurz ein vielfach bereichertes Innenleben führen lernen. Die besonders Befähigten aber dürften zu der Klage kein Recht mehr haben, dafs die Schule ihre künstlerischen Neigungen nicht erkannt, gepflegt und zur Entwicklung gebracht habe.

Der Gedanke, dafs ein solcher Erfolg besonders durch Stärkung des Zeichenunterrichtes möglich sei, ist natürlich nicht neu, sondern von Künstlern und Zeichenlehrern schon unendlich oft ausgesprochen worden. Aber es ist einmal so, dafs in unseren Kreisen die Wünsche, die von aufsen her kommen, wenig berücksichtigt werden. Wenn ich als klassischer Philologe an dieser Stätte denselben Gedanken mit allem Nachdruck betone, so darf ich vielleicht eher bei den Herren Fachgenossen auf Gehör hoffen; denn schwerlich wird man bei mir einseitige Neigung für Stand und Berufsthätigkeit der Künstler und Zeichenlehrer voraussetzen, wo es mir allein um das Wohl der deutschen Jugend und um die künstlerische Kultur unseres Volkes zu thun ist. Zwischen Kunst und Wissenschaft mufs ein ehrlicher Friede geschlossen werden. Beide sind aufeinander angewiesen, beide dienen demselben Streben, Hüter und Förderer einer nationalen Kultur zu sein. Schon der Kunsterziehungstag in Dresden wird bei allen Teilnehmern den Eindruck eines erhebenden Friedensfestes hinterlassen haben. Vertreter der Wissenschaft und Schule luden die Künstler ein, Hand in Hand mit ihnen einem gemeinsamen Erziehungsideale zu dienen. Die Künstler folgten dem Rufe und gaben ihr Bestes. Zwar merkte man manchem noch ein gewisses Mifstrauen an. Sie haben zu lange und zu schmerzlich unter einer ungerechten Bevormundung und Zurücksetzung durch die Gelehrsamkeit gelitten, als dafs sie so schnell Vertrauen fassen könnten. Sie denken: der Künstler mufs sich vorsehen mit dem Gelehrten. Hoffen wir, dafs sich der Ausgleich schnell vollziehen möge! Auch das Gymnasium hat seinen bedeutenden Anteil an der Verantwortung, ob diese hohe kulturelle Aufgabe zur Ausführung kommen werde oder nicht. Es hat hier Gelegenheit und Beruf, denen, die an seiner Kraft und Zukunft zweifeln, durch die That zu beweisen, dafs es noch lebt und sich durch Aufnahme neuer Ziele zu verjüngen weifs.

DIE KUNST UND DIE SCHULE

Von Fritz Baumgarten

Im September vergangenen Jahres tagte in Dresden eine Versammlung, die sich die Aufgabe gestellt hatte, Mittel und Wege aufzufinden, wie man unsere Jugend mehr als bisher zum schauenden Erfassen der Natur anleiten und ihr damit zugleich die Fähigkeit zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenufs anerziehen könne. In der That ist eine Kunstblüte ohne ein kunstverständiges, empfängliches Publikum nicht denkbar, und je verheifsungsvoller sich neuerdings ein originelles Kunstschaffen zu regen beginnt, je mehr es so aussieht, als sollten wir es zu dem längst vermifsten eigenen Stil nun doch noch bringen, desto lebhafter mufs auch der Wunsch sich regen, ein Geschlecht heranzuziehen, das dieser jungen Kunst empfänglich und verständnisvoll gegenübersteht. Immer mehr ist man sich auch darüber klar geworden, dafs diese Erziehung zum Schauen und Beobachten und damit zur Kunstempfänglichkeit gar nicht früh genug einsetzen kann, dafs schon in der Kinderstube, schon in der Volksschule damit begonnen werden mufs, dafs schon zwischen Kind und Kunst ein vertrauliches Verhältnis nach Kräften angebahnt werden mufs, wenn unser Volk auf der Höhe des Lebens seine Künstler wirklich verstehen und von ihren Werken alle die Förderung und Beglückung erfahren soll, die das Versenken in künstlerisches Schaffen zu gewähren vermag.

Diese Kunsterziehung auf der untersten Stufe stand in Dresden zur Diskussion. Wie sich die Mittelschule dazu stellen soll, wurde nur gelegentlich gestreift. Aber trotzdem bietet das soeben erschienene Protokoll[1]) jenes Kunsterziehungstages auch für uns Mittelschullehrer eine solche Fülle wertvoller Gedanken und Fingerzeige, dafs es niemand von uns bereuen wird, an der Hand jenes Protokolls die Verhandlungen nachzuerleben.

Das Neue, wodurch sich die Dresdener Tagung von ähnlichen Versammlungen scharf abhob, war ihre Zusammensetzung. Sie bestand nämlich zu einem nicht geringen Teile aus Künstlern von Beruf. Ausübende Künstler und Lehrer des Volkes wollten sich hier die Hand reichen, um gemeinsam die Wege zu beraten, auf denen unsere Jugend zu Kunstverständnis und Freude an der Kunst am sichersten erzogen wird. Noch nie seit Menschengedenken hatten sich hochvermögende Meister des Meifsels und der Palette so zu dem bescheidenen Stand der Schulmeister herabgelassen. Begreiflich genug, dafs

---

[1] Kunsterziehung, Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901. 218 S. 8°. Leipzig bei Voigtländer. Broschiert 1 Mk.

der Lehrer Herz von stolzer Freude schwoll, und dafs sie nach Dresden in der Erwartung zogen, einen grofsen Tag zu erleben.

Den Referaten, die sie dann in Dresden hielten, merkt man auch in der abgekürzten Form, wie sie das Protokoll wiedergiebt, die innerliche Gehobenheit der Redenden an. Für das ehrende Entgegenkommen, das die Künstler schon durch ihre blofse Anwesenheit bewiesen, sollte ihnen gedankt werden: sie sollten so recht zu verstehen bekommen, wie hoch man sie schätze, wie ernst man es meine mit der Kunst, was man nicht alles thun wolle, um ihr den Boden im Volksgemüt zu bereiten. Das Schulmeisterliche, Pedantische drängte man angesichts dieser Herren nach Möglichkeit zurück; dafs mit doktrinärer Methodenfuchserei hier kein Glück zu machen, scheint allen Rednern mehr oder weniger bewufst gewesen zu sein. Und wenn es auch hie und da vorkam, dafs ein Schulmeister das Schulmeistern nicht lassen konnte und ein methodisches Paradepferdchen mit Behagen und Grandezza tummelte, im ganzen mufste man bei einigem guten Willen anerkennen, dafs Lichtwerk mit seiner Werbung für einen lebensvollen, freien Kunstanschauungsunterricht merkwürdig durchgedrungen ist und ordentlich Schule gemacht hat.

Und wie erwiderten die Künstler dieses brünstige Liebeswerben? Ich bin nicht in Dresden gewesen, ich urteile nur nach dem Protokoll. Aber nach diesem Protokoll hatte alles, was von seiten der Künstler verlautete, den Charakter des kalten Wasserstrahls, und zwar in einem Grade, den man beim besten Willen nicht ganz begreift. Am schroffsten lieh seiner Enttäuschung über alles, was er hörte, der Münchener Bildhauer Obrist Ausdruck, und er versuchte auch der Versammlung klar zu machen, woher bei ihm die animose Ablehnung des schulmeisterlichen Eifers stamme. 'Wir Künstler', so begann er, 'haben die Empfindung, dafs es sich hier nicht nur um einen Unterricht in der Kunst, einen künstlerischen Unterricht, eine Kunsterziehung handelt, sondern es handelt sich, wie uns scheinen will, um die Frage, ob man den Anschauungsunterricht in der Schule vertiefen und erweitern soll. Aber ich glaube, das ganze Programm müfste, wenn es nach uns ginge, eine ganz andere Form finden. Wie kommt es denn, dafs wir Künstler uns der Mehrzahl nach zurückhalten von den Fragen der Erziehung in der Schule, besonders in der Volksschule und im Gymnasium? Versuchen wir uns zu verständigen. Vor meinem Hause in München spielen zweimal in der Woche auf einer wunderbaren Wiese, wo die halbe Jugend von München sich tummeln könnte, eine Anzahl von unglücklichen Kindern unter Führung eines Lehrers. Diese Kinder kommen in Trupps anmarschiert. Auf dieser wunderbaren Wiese dürfen sie aber sich durchaus nicht ausbreiten, spielen und laufen, wie sie wollen, und thun, was ihnen Freude macht, sondern der Lehrer kommt heran, kommandiert mit lauter Stimme und verteilt die Kinder in sechs verschiedene Gruppen auf der ganzen Arena und sagt: diese Gruppe spielt Ball, diese Gruppe Haschmann, diese Gruppe Bocksprung, diese Gruppe dies und das. Und nun kommandiert er, die erste Gruppe fängt an. So geht es durch $1\frac{1}{2}$—2 Stunden. Meine Herren, das dauert nun fast einen ganzen Sommer hindurch. Ich habe

Bekannte eingeladen, um dieses entsetzliche Ding zu sehen, und doch ist dieses Ding nicht etwa vereinzelt. Sollte denn nicht wirklich der ganze Unterricht in den Volksschulen und Jugendspielen auf dieser Basis im allgemeinen stehen? Wir bildenden Künstler, die wir in der Erziehung zur Kunst etwas unbeschreiblich Heiliges und Herrliches, Freudiges und Fröhliches erblicken, eine Vermehrung des künstlerischen Stoffwechsels in unserer ganzen Jugend, eine gewaltige Steigerung der Freude am Dasein, am Sehen und Empfinden, wir sehen kommen die furchtbare Gefahr, dafs dieses Element der Methodik, des Systems, des Beibringens und — verzeihen Sie das harte Wort — die furchtbare Gefahr des Verekelns in diesen Sachen der Kunsterziehung in tausendfacher Quantität auf uns losstürmen. Es ist keine übertriebene Sprache, die ich hier spreche, es wäre mir unmöglich, ohne unparlamentarische Ausdrücke die ganze Angst und die ganze Beklemmung, die uns bildende Künstler bei der Sache überkommt, zu charakterisieren'.

Derselbe Herr Obrist bemerkt dann im weiteren Verlaufe seiner Rede: 'Ich habe als kleiner Junge noch die furchtbare (hu!) Zeit mit erlebt, wo auf unseren Gymnasien die französische und englische Sprache uns niemals beigebracht wurden von Engländern oder Franzosen, sondern von solchen, die es mit unendlicher Mühe und sehr oft ohne jede Begabung als Neuphilologen dahin gebracht hatten den Unterricht zu erteilen, und erst allmählich habe ich sehen können, dafs alle (?) Schulen erkannt haben, dafs richtige Franzosen oder geborene Engländer den Unterricht in diesen Sprachen geben müssen. Die Anwendung auf unsere Frage ist diese: ich verstehe sehr wohl, dafs jeder Lehrer es durchaus lernen kann und lernen mufs, den Anschauungsunterricht genügend zu beherrschen und die Formen so hinzuzeichnen, um sie den Kindern beizubringen. Aber ist denn das ein Unterricht in künstlerischen Dingen? Nein, es verhält sich hier so, wie zwischen Eingeborenen und denjenigen, die auf der Universität oder sonstwo als Philologen die fremde Sprache gelernt haben. Und so sehr wir hoffen und so sehr wir uns damit einverstanden erklären würden, dafs auf der Schule der Anschauungsunterricht von Lehrern gegeben werden kann, die es lernen, auch ohne dafs sie künstlerische Begabung haben, so ist das ganze Gebiet des künstlerischen Unterrichts, der künstlerischen Anschauung, der künstlerischen Freude an den Dingen, die man den Kindern beizubringen hat, nach meinem Erachten doch vielleicht nur von bildenden Künstlern zu erteilen.'

Versuchen wir es, diese Ansichten des Herrn Obrist, die, nach dem Beifall zu schliefsen, der sie begleitete, von vielen Besuchern der Dresdener Versammlung geteilt wurden, auf ihre Berechtigung zu prüfen.

Was zunächst jenes 'entsetzliche' Spielen auf der Münchener Wiese betrifft, so ist dieser Drill im Spiel gewifs nicht unser Geschmack. Viele von uns haben erheblich viel Verständnis für die Forderung individueller Freiheit, die Obrist hier für alles, was uns recht beglücken soll, mit Nachdruck aufstellt. Aber bei der Massenbewältigung, wie sie die krankhafte Gröfse fast aller unserer Schulen uns auferlegt, ist ohne ein gut Teil Ordnung und Ordnungszwang nicht

auszukommen, und gottlob verstehen es doch noch viele Lehrer, die Kinder diesen unvermeidlichen Zwang nicht empfinden zu lassen. Das Entscheidende scheint mir in dem Münchener Fall, ob die zum Spiel so angeleiteten Kinder fröhlich und glücklich bei ihrem Spiel sind. Und wenn sie es sind — und warum sollten sie nicht? —, so werden sie dem Lehrer eben doch Dank wissen. Denn ohne seine die Verantwortung tragende und darum etwas stramme Aufsicht hätten die meisten die wundervolle Wiese überhaupt nicht zu sehen bekommen: ihre Eltern hätten sie schwerlich allein dort hinausgelassen.

Mit dem Kunstanschauungsunterricht auf der Schule ist es nicht anders. Eine wohlüberlegte Methode thut auch dafür not, und der geschickte Lehrer wird seinen Zöglingen das Gefühl des freien, fröhlichen Geniefsens trotzdem zu erhalten verstehen. Freilich ein ungeschickter wird es nicht verstehen, und zweifellos kommt jene Verekelung vor, die Obrist so fürchtet. Aber wirkt ein ungeschickter Künstler anders? Verekelt nicht auch er oft durch seine mifsgestalteten, widerwärtigen Gebilde vielen Menschen die Kunst?

Herr Obrist konnte von den Dresdener Verhandlungen — er betonte das wiederholt — nicht den Eindruck gewinnen, dafs es sich hier wirklich um eine Erziehung zur Kunst handelt. 'Das kommt mir so vor', hielt ihm Professor Diez aus Stuttgart sehr richtig entgegen, 'wie wenn jemand den theoretischen Unterricht in der Volksschule betrachtet und sagt, er habe nicht den Eindruck, dafs es sich da um eine Erziehung zur wissenschaftlichen Forschung handle'. Was will eigentlich Herr Obrist? Sollen denn nach seiner Ansicht schon unsere Abc-Schützen, womöglich durch Künstler von Beruf, in das eingeführt werden, 'was eigentlich an der Erscheinung der Dinge und in ihrer Wiedergabe künstlerisch ist'? Mufs nicht auf der Elementarstufe alles elementar betrieben werden? Leistet nicht die Volksschule alles, was man von ihr verlangen kann, wenn sie den Kleinen die Kunst des Sehens beibringt, wenn sie ihre Freude an den Farben und Formen der Natur weckt und fördert, wenn sie ihnen Bewunderung vor den Kunstwerken der Heimat, falls solche existieren, einpflanzt? Und wenn dann die höhere Schule diese Kunst des Sehens weiter pflegt, ihr neue und immer neue Nahrung giebt, wenn sie die Freude am Schönen lebendig erhält, dann liefert sie junge Leute ins Leben, wie der Künstler sie braucht; denen mag er dann in seiner einzig richtigen Weise beibringen, was eigentlich künstlerisch ist in der Kunst.

Herr Obrist verlangt, dafs auf dem ganzen Gebiet des künstlerischen Unterrichts womöglich nur bildende Künstler thätig sind. Wie er sich das im einzelnen denkt, vergafs er mitzuteilen, wie überhaupt positive Vorschläge von ihm ebensowenig vorgebracht wurden wie von anderen Künstlern. Wo hat er übrigens diesen Glauben an die Lehrbefähigung der Künstler her? Seit wann haben die Künstler zum Lehrfach Lust und Begabung? Die meisten können gar nicht lehren, und die, welche es könnten, wollen nicht, wollen weder mündlich noch schriftlich. Unsere schriftstellernden Künstler von Bedeutung lassen sich an den Fingern der Hand herzählen, und wenn man gar diejenigen aussondert, die mit ihren Darlegungen einem durchschnittlichen Laienpublikum

verständlich sind, so bleibt fast keiner übrig. Böcklin beispielsweise war ja im Kreis seiner nächsten Freunde recht ausgiebig mit Räsonnements über die Kunst im allgemeinen wie über die seinige im besonderen. Aber die Idee, das 'Publikum' in künstlerischen Dingen zu belehren, kam ihm nie. Hat er ja bekanntlich seine Bilder nicht einmal betitelt und benannt, da Kunstwerke sich selbst erklären müfsten.

Auf diesem Standpunkt, dafs Kunstwerke sich selbst erklären, aus eigener Kraft wirken müssen, steht die überwiegende Mehrzahl der Künstler: er fand auch in Dresden lebhafte Verfechter. Nach der Ansicht dieser Herren hat die Schule für gar nichts weiteres zu sorgen, als dafs der Schulraum ästhetisch erfreulich gestaltet ist, dafs möglichst viel echt künstlerischer Schmuck an den Wänden hängt. 'Das Kind soll', wie Herr Dr. Cornelius aus München ausführte, 'durch Architektur und Wandschmuck nur dahin geleitet werden, dafs sein Auge verwöhnt und dahin gebildet wird, dafs es auch aufserhalb der Schule sich nach künstlerischer Befriedigung sehnt. Indem wir solche stille, unbewufste Wirkung der Kunstwerke in der Schule erstreben, sorgen wir am besten für die künstlerische Erziehung'.

Aber genügt denn das? Es handelt sich ja nicht um die Heranbildung von Künstlern, sondern von kunstverständigen und kunstliebenden Laien. Dafs geborene Künstler keine Anleitung zum Sehen brauchen, dafs ihnen kunsthistorische Belehrung nichts frommt, ja dafs selbst die Anleitung durch anerkannte Meister auf hohen Akademien ihnen in der Regel gar keine nennenswerte Förderung bringt, das lesen wir ja in jeder Künstlerbiographie. Aber wenn es sich darum handelt, um mit Obrist zu reden, 'dafs unser Volk, in den Schichten, die dem Künstler überhaupt zugänglich sind, und von da herunter bis zum letzten Mann, die Kunst bekommt', ja dann bedarf es unbedingt des vermittelnden Wortes. Jeder von uns hat es gewifs schon hundertfach erfahren, wie an dem schönsten, merkwürdigsten Bilde gedankenlos vorübergegangen werden kann, und wäre es auch wochenlang im besten Lichte aufgehängt. Und bei dem Satz, dafs Kunstwerke sich selbst erklären müssen, ist doch auch nicht an jugendliche oder gar kindliche Beschauer gedacht, sondern an gebildete Erwachsene. Das vollendetste, den Erwachsenen vollkommen verständliche Bildwerk wird der unerfahrenen Jugend noch manche wohlberechtigte Frage auf die Lippen drängen: mit welchem Recht will man dem Lehrer es verwehren, solchen Fragen die gewünschte Antwort zu teil werden zu lassen? Mag auch der eine oder andere Lehrer hie und da entgleisen mit seiner wohlgemeinten Unterweisung, im allgemeinen darf man vertrauen, dafs Männer, die so warm für die Kunsterziehung unserer Jugend eintreten, wie die Referenten in Dresden samt und sonders es thaten, dafs solche Männer mit ihrer Liebe und Freudigkeit auch in der Jugend freudige Liebe wecken. Herr Schulrat Menge aus Oldenburg konnte versichern, dafs er für keinen Teil seines Unterrichts so viel Dankbarkeit gefunden habe als für den Kunstunterricht, den er ein Vierteljahrhundert lang in der Schule erteilte: 'Es vergeht kein Jahr, wo nicht drei bis vier Karten aus Italien oder sonst woher kommen, in denen mir inzwischen

alt gewordene frühere Schüler versichern, dafs sie sich freuen, dafs ich sie eingeführt habe in den Kunstunterricht und ihr Interesse erweckt habe für die grofsen Werke aller Kulturvölker.' Ich denke, viele von uns könnten Herrn Obrist durch ähnliche Belege in Menge beweisen, dafs die Kunsterziehung durch Lehrer die Kunst nicht zu verekeln braucht. Wir jagen den Herrn Künstlern geradezu massenhaft die Hasen in die Küche. Sie selbst verstehn sich darauf gar nicht; sie sollten also dankbar sein, dafs wir hier in die Lücke treten.

So wird es denn wohl dabei bleiben, dafs die Erziehung der Jugend auch zur Kunst in der Hauptsache von uns Lehrern geleistet wird. Und wir können sie auch leisten, wenn wir uns nur auf diesem Gebiet noch mehr als auf andern vor der in der That sehr erheblichen Gefahr des Verekelns hüten. Gerade unsere selbstbewufste, auf ihre Methoden so stolz vertrauende Pädagogik der Gegenwart verfällt ihr leicht. Sie bringt es bekanntlich durch ihre unendlich vollkommene Methode in unendlich vielen Fällen zuwege, dafs unseren Schülern die sämtlichen Klassiker der Schullektüre, selbst Schiller nicht ausgenommen, für lange hinaus und oft fürs ganze Leben verleidet werden; sie führt durch ihre unfreie, banausische Behandlung der religiösen und philosophischen Fragen unzähligemal dahin, dafs der schulentlassene Jüngling diesen grofsen, herrlichen Gebieten für immer den Rücken kehrt. Sie hält überhaupt in den wenigsten Fällen, was man von ihr erwartet, am wenigsten vielleicht auf dem Gebiet der Kunsterziehung. 'Das Kind', so klang es zu Dresden in allen Tonarten, 'kann nicht durch pedantische Zucht und äufseren Drill, sondern nur durch Lust und Liebe zur Sache künstlerisch erzogen werden. Kunstanschauung ist in erster Linie Genufs, und deshalb sollte auch die Erziehung zur Kunstanschauung unter allen Umständen Genufs bleiben' (Konrad Lange, Tübingen). Und noch vor einem zweiten Fehler warnten die berufenen Redner der Dresdener Tagung mit berechtigtem Nachdruck: vor jedem Übermafs der Unterweisung. Nicht Kunstgeschichtstunden, sondern gelegentliche Belehrung; nicht ein systematischer Überblick über alle Bildhauer- und Malerschulen, sondern zunächst einmal liebevolle Versenkung in die am Ort zugänglichen Originalwerke, mit anderen Worten, künstlerische Heimatskunde. Auch gegenüber den Bildwerken, die zum Schmuck unserer Schulräume Verwendung finden oder finden sollen, gilt es im Belehren und Erklären Mafs zu halten. Schopenhauer sagt irgendwo: 'Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde, und wie jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen.' Diesen andächtigen Respekt vor grofsen Kunstschöpfungen schon in der Jugend zu wecken darf der Lehrer um keinen Preis versäumen. Praktisch ergiebt sich daraus für ihn die goldene Regel, die der Dresdener Geheimrat Roscher in die Worte fafste: 'Man lasse erst das Bild reden, dann den Schüler fragen und erst zuletzt den Lehrer lehren.' Bei solcher takt- und respektvollen Selbstbescheidung dürfte eine Verekelung der Kunst in der That am sichersten von uns vermieden werden.

ÜBER DAS NATIONALBEWUSSTSEIN UNSERER HUMANISTISCHEN POETEN UND KLASSISCHEN DICHTER

Von Max Wiesenthal

Civis Germanus sum! Das selbstbewufste Kaiserwort, gesprochen zwischen Trümmern römischer Reichsherrlichkeit, bringt die hervorstechendste Eigentümlichkeit des deutschen Nationalgefühls der Gegenwart in die kürzeste Formel. Der Stolz des Römers auf seine civitas beruhte auf der staatlichen Zugehörigkeit zu dem weltbeherrschenden Volke und entsprang dem Bewufstsein des Schutzes und der Vorrechte, die ihm die Machtstellung seines Staates auf dem ganzen Erdkreis sicherte. Obgleich nun die staatliche Einheit der deutschen Nation erst ein Menschenalter besteht, so äufsert sich doch das nationale Denken und Empfinden der Reichsdeutschen, und zwar nicht blofs der breiten Massen, sondern auch der Höhergebildeten ganz überwiegend als Stolz auf die grofse und geachtete Stellung des Reiches im Rate der Völker, als staatliches Kraftbewufstsein und als Anspruch auf steigende Geltung bei der Verteilung und Ausnutzung der Erde. Das deutsche Nationalbewufstsein hat somit eine ganz bedeutende Änderung erfahren, indem es ein wesentlich politisches geworden ist. Vor 100 Jahren sollte und wollte das deutsche Bürgertum von Politik nichts wissen; heute erscheint es uns ein leidiger Ruhm, eine Nation von Denkern und Dichtern gewesen zu sein. Damals lebten alle geistig Regsamen in einer Welt des schönen Scheins, Dichtung und Philosophie führten sie zu ihrem Lebensideal, der harmonischen Ausbildung einer schönen Individualität; heute ist das gebildete Bürgertum ein mafsgebender Faktor unseres staatlichen Lebens, vor das Recht des Einzelnen setzen wir die Pflichten gegen die Gesamtheit, wertvoller als litterarisches Können und ästhetisches Geniefsen erscheint uns politisches und soziales Arbeiten. Aber wenn auch für den Reichsdeutschen die Reichstreue eine notwendige Äufserung seines Nationalgefühls ist, so ist doch mit ihr der Inhalt des deutschen Nationalbewufstseins nimmermehr erschöpft. Die allgemeine Neigung geht freilich dahin, in der Staatstreue und dem Stolz auf das Gemeinwesen die wesentliche, wenn nicht gar die einzige Form der Deutschgesinnung zu sehen; zum Überdrusse oft kann man schroffe Urteile über unsere Vorfahren hören, denen mit einem kräftigen Staat auch ein kräftiges deutsches Staatsbewufstsein mangelte. Und

doch sind diese Urteile gerade so einseitig, wie der Begriff des civis Germanus für die Bestimmung des deutschen Nationalbewufstseins zu eng ist. Wie viel mehr sagt uns das Wort: 'Ich bin ein Deutscher!' Denn dies bezeichnet nicht blofs die staatliche Zugehörigkeit, sondern enthält ein Bekenntnis zur deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft, die nicht an den Reichsgrenzen endet. Nationalgefühl aber bedeutet im eigentlichen Sinne das Bewufstsein seines Volkstums; deutsches Nationalgefühl kann also auch der deutsche Schweizer, Österreicher und Amerikaner haben, ohne seiner Staatstreue etwas zu vergeben. Dies Volksbewufstsein bezieht sich nicht einmal zuerst auf die Gemeinsamkeit der Abstammung, sondern auf ein geistiges Band, den gemeinsamen Besitz an geistiger und sittlicher Kultur, deren Grundlage die nationale Sprache und besonders deren poetische Erzeugnisse bilden.

Aber gerade gegen die gröfsten Mehrer unseres geistigen Nationalschatzes, gegen unsere klassischen Dichter, werden die schärfsten Angriffe gerichtet wegen ihres angeblichen Mangels an nationalem Sinn, wegen ihrer Abwendung vom deutschen Volkstum, die gefunden wird in ihrer weltbürgerlichen Richtung auf das Allgemein- und Edel-Menschliche, ihrer Humanität, und in ihrer Anlehnung an die griechisch-römischen Vorbilder, ihrem Humanismus. Hohe Bildung hat nun allerdings seit der Zeit der Sophisten in unserer Kulturwelt immer einen Gegensatz zwischen den Gebildeten und dem Volk und damit eine gewisse Entfremdung hervorgerufen, aber in Deutschland ist der Rifs doch von Anfang an besonders tief und auffällig gewesen. Seit den Tagen der Völkerwanderung suchten die Germanen die Scherben der römischen Geisteskultur wieder zusammenzustücken. Lateinisch blieb die Sprache der allein Gebildeten, der Geistlichen, und wo im frühen Mittelalter ein Aufschwung geistiger Bildung stattfand, da entstand eine Renaissance wie die karolingische und ottonische, ein angestrengteres Nachahmen der lateinischen Vorbilder, eine lateinische Litteratur. Für kurze Zeit erblühte wenigstens für e i n e n Stand eine weltlich deutsche Nationaldichtung in den Epen und dem Minnesang des Rittertums, der im Meistergesang einen matten Nachklang fand. Aber in eine wissenschaftliche, künstlerische und geschichtliche Bildung ward die deutsche Laienwelt erst um die Wende des XV. und XVI. Jahrh. eingeführt durch den Humanismus, die Wiedererweckung und Nachahmung der antiken, besonders der lateinischen Schriftsteller. Doch blieb die neue Bildung naturgemäfs wieder auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt, da sie Kenntnis des Lateinischen zur Voraussetzung hatte; nur durch die Richtung auf Erforschung der deutschen Vorzeit und durch Übersetzungen kam sie der ganzen Nation zu gute. In noch viel schärferen Gegensatz zum geistigen Leben des Volkes trat sodann die höfisch-französische Bildung der herrschenden Adelsklasse in der trüben Zeit vom Dreifsigjährigen Kriege bis auf Friedrich den Grofsen. Die Abschüttelung dieses Ausländertums, das den deutschen Geist darniederhielt, gelang erst unsern grofsen Dichtern; und die ersten Grund- und Eckpfeiler unserer n a t i o n a l e n Bildung wurden errichtet mit Hilfe des zu neuem Leben erwachenden H u m a n i s m u s, der seine Aufgabe nicht mehr darin fand, mit

den Alten auf ihrem eigenen Gebiet und in ihrer eigenen Sprache um den Poetenruhm zu wetteifern, sondern durch Griechen und Römer die Deutschen vom Franzosentum zu befreien und zu eigenen Leistungen zu befähigen. Welche Verdienste sich nun die deutschen Humanisten der Renaissance- und Reformationszeit um die deutsche Altertums- und Volkskunde erworben haben, wieviel die Werke unserer klassischen Dichter zu der eigenartigen Entwickelung unseres Nationalgefühls beigetragen haben, das soll hier nicht noch einmal dargelegt werden. Aber gewinnbringend für die notwendige Klärung unseres nationalen Empfindens zu bewufster nationaler Gesinnung mufs es sein, wenn wir uns abgewöhnen, mit Empörung oder Bedauern auf das anders geartete Nationalgefühl jener Verehrer des klassischen Altertums herabzusehen, und vielmehr uns bemühen, die Besonderheit der Deutschgesinnung unserer humanistischen Poeten und klassischen Dichter zu verstehen und zu würdigen.

1

Seinem Wesen nach hat ja der Humanismus, das heifst das Streben nach einem Edelmenschentum, wie man es bei den alten Griechen und Römern fand, das hierauf gerichtete Studium und die Nachahmung der antiken Schriftsteller, mit dem Nationalgefühl nichts zu thun. Eher erscheint er als ein Gegensatz dazu; denn über die Schranken der Nationalität hinweg verbanden sich die Humanisten der Renaissancezeit zu einer Art Gelehrtenrepublik, einer kosmopolitischen Gemeinde freier Geister. Als ihr ungekröntes Haupt ist um 1500 ein Germane anerkannt, Erasmus von Rotterdam, ein höchstgelehrter, zarter, nervöser, eitler Mann, dessen ängstliche Natur, allem 'Tumult' und öffentlichem Treiben abhold, am liebsten von der sicheren Studierstube aus den stillen Zuschauer beim Laufe der Welt spielen mochte. Und so wie er haben es noch manche gehalten und es beklagt, dafs die lutherische Kirchenrevolution die 'ruhige Bildung' zurückdrängte. Aber international ist nicht gleichbedeutend mit vaterlandslos. Die Wiederhersteller der alten Kunst, Wissenschaft und Lebensanschauung in Italien empfanden als italische Patrioten, und derselbe Patriotismus machte dort Kirchenfürsten und Päpste zu Freunden des Humanismus. Das ist auf diesem Boden nicht erstaunlich; man fühlte sich mit Stolz als Nachkommen der alten Römer und als Erben der klassischen Bildung.

In Deutschland dagegen mufste der Humanismus notwendig als etwas Fremdes erscheinen und auf einen kleineren Kreis beschränkt bleiben. Zwar gab der deutsche Nationalcharakter alsbald dem Humanismus ein anderes Aussehen als er in Italien trug. Dort verstand man unter der ars humanitatis zumeist ein sinnenfrohes, künstlerisches Weltgeniefsen, das bis zur Loslösung von allen Sittengesetzen, zu einem Übermenschentum, führte, dem das Christentum gleichgültig und zum Spott ward; in unserem Vaterlande trat der Humanismus in den Dienst der Jugenderziehung und der ernsten quellenmäfsigen Forschung; das Zurückgehen auf die Quelle des Christentums, die Bibel, führte zum Streben nach Reform der Kirche. Aber überraschend bleibt doch die Erscheinung, dafs

das Eindringen der fremden Bildung fördernd auf deutsche Gesinnung und Nationalstolz wirkte, nicht etwa bei den Gegnern des Humanismus, den Vertretern der Scholastik, sondern gerade bei diesen humanistischen Poeten, die in ihrer Dichtung und im schriftlichen Verkehr sich ausschliefslich der lateinischen Sprache zu bedienen pflegten.

Und doch wanderte von den Poeten, wer nur irgend konnte, ins Welschland hinüber, um durch Kunst und Wissenschaft der italischen Renaissance die Weihe seiner Humanität zu empfangen. Noch heute birgt der Aufenthalt im Auslande für viele Deutsche Gefahren für ihr Volkstum. Aber die deutschen Humanisten kamen mit einem warmen Herzen für ihr Vaterland, als feurige Patrioten zurück. Von einem der ersten Männer, die mit vollem Verständnis sich in die überlegene Kultur Italiens versenkten, von dem Friesen Agricola, urteilt Erasmus: 'er hätte in Italien der erste sein können, aber er zog Deutschland vor'. In der That hat sich sein Herz der Heimat nie entfremdet, 'Germania nostra' blieb sein Losungswort. Dafs es fast allen deutschen Humanisten so erging, dafür sorgte der beleidigende Hochmut ihrer italischen Lehrer und Vorbilder, die jeden, der jenseits der Alpen wohnte, als Barbaren behandelten. Das reizte den deutschen Zorn und weckte den nationalen Ehrgeiz: die Poeten sahen ja an sich selbst, dafs das deutsche Volk wohl im stande war, mit den bevorzugten Welschen um die Palme der Wissenschaft zu ringen. Und so wurden sie nicht müde, sich und ihrem Volke den Glauben an Deutschlands schönere Zukunft zu verkündigen. Agricolas Lebenstraum war ein siegreicher Kampf Deutschlands mit Italien um die Führerschaft im Reiche des Geistes. So lebte auch sein Schüler, 'der deutsche Erzhumanist' Conrad Celtis der festen Zuversicht, dafs künftig nicht mehr die Deutschen nach Italien wandern, sondern die Italiener nach Deutschland kommen müfsten, wenn sie etwas lernen wollten. Celtis war unter den deutschen Humanisten in seiner kecken Art das Leben zu geniefsen den Italienern am ehesten verwandt: Wandern und Wissen, Weiber und Wein sind die Freude des Poeten. Aber trotzdem wurzelt in ihm der grimmige Hafs gegen alles Welsche ebensostark wie in dem Manne, in dem alle deutsche Leidenschaft jener Zeit verkörpert scheint: in Ulrich von Hutten. Ein zweimaliger Aufenthalt in Italien, besonders die Eindrücke des päpstlichen Rom, hatten das kräftige Deutschbewufstsein des Ritters und Humanisten zu einer Stärke und Reife gebracht, die kein Zeitgenosse erreicht hat. Was er da sah, die Verderbtheit der Welschen, die durch die ewig geldbedürftige päpstliche Regierung Deutschland aussaugten, die übermütige Prahlerei der Franzosen, das empörte sein deutsches Herz und entflammte sein heftiges Blut. Und das reizte ihn am meisten, dafs die Kurie keiner andern Nation so viel zumute wie den allzu gutmütigen Deutschen. So stellte sich in ihm allein von den deutschen Humanisten die vaterländische Gesinnung eine politische Aufgabe: sein Lebensziel ward es, das geistige, politische und wirtschaftliche Joch Roms, wenn nötig mit Gewalt, abzuschütteln, da es auf seinen Volksgenossen schwerer laste als einst in der Zeit der rauhen Urahnen.

2

Dieser Vergleich der neuen Römer mit den alten, der Gedanke an die freien Germanen stachelte Huttens Empörung gegen die italienischen Päpste, gegen ihre ausländischen Legaten und Ablafshändler auf das äufserste. 'Ist es nicht das Schmählichste' ruft er, 'dafs, während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren, zu gehorchen, dafs wir nun diese Weichlinge . . . nicht blofs dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben zu ermöglichen, selbst schmählich darben, ihnen, gleich als hätten sie uns im Kriege überwunden, Tribut zahlen und unsere Erbgüter an sie verschwenden?' So hatten schon vor ihm die Humanisten, die in den nationalen Zuständen der Gegenwart keine Befriedigung finden konnten, gegenüber dem unleidlichen Prahlen der Italiener mit ihren römischen Ahnen den verdunkelten Ruhm der eigenen Vorfahren wieder ins rechte Licht gestellt; sie haben eigentlich erst Arminius zum deutschen Nationalhelden gemacht. Aus diesem gekränkten Nationalstolz erwuchs nämlich dem deutschen Humanismus eine neue Art der Forschung, die seinen schönsten Ruhm bildet: die Begründung einer deutschen Geschichts- und Altertumskunde. In ihrer Hand wurden die Römer Cäsar und Tacitus, die ja die ältesten Schilderer und ersten Bewunderer deutschen Volkstums sind, zu Erweckern des deutschen Nationalgefühls. Auf sie beruft sich in seiner Germania Celtis, dem wir die erste deutsche Ausgabe der Taciteischen Germania, aber auch die Entdeckung so bedeutsamer Schöpfungen des deutschen Mittelalters wie der Roswitha und des Ligurinus verdanken. Mit Selbstgefühl hebt er nicht blofs die deutsche Religiosität und Wahrheitsliebe, sondern auch die Kraftnatur seiner Landsleute hervor; ja in diesem Zusammenhang erscheint ihm auch die deutsche Sprache, die damals freilich noch kein Gefäfs für den humanistischen Geist abgeben konnte, wegen ihrer männlichen Kraft und ihres martialischen Klanges in schönerem Lichte. Und Wimpheling, der wackere Strafsburger Humanist und Schulmann, beugte sich in seiner 'Germania' nicht einmal der sonst unbestrittenen Autorität der bewunderten Alten: gegen Cäsar und Tacitus versucht er, freilich mehr mit heifsem Herzen als mit kühlem Kopfe, den Satz zu verfechten, dafs sein Elsafs von Anfang an deutsch gewesen sei.

Manche liefsen sich von der Aufregung ihres Nationalstolzes sogar zu Schwindeleien fortreifsen; davon bietet ein unübertroffenes Muster der Abt Trithemius. In seiner frei und frech erfundenen Geschichte der Franken ergeht er sich besonders in der Ausmalung einer mit höchster Begabung und Gesittung ausgerüsteten altgermanischen Priesterschaft, und Celtis setzt in abenteuerlichen historischen Phantasien diese altdeutschen Priester, die er Druiden nennt, in Gegensatz zu den römischen Priestern seiner Zeit. So hängte sich also auch an das selbstgeschaffene Bild der Vergangenheit wieder die Abneigung gegen die 'fremden Götter' der Italiener. Aus deutschem Patriotismus, nicht aus religiösen Bedenken, entspringt bei Celtis wie bei Hutten der Krieg gegen die kirchlichen Mifsstände, für deren Quell und Sitz

er die 'gottlose Roma' erklärt. 'In deutschen Landen herrscht wohl der Kaiser', klagt er, 'aber der lateinische Hirt hat die Weiden im Alleinbesitz. Wann wird Germania ihre alte Kraft wiederfinden und das fremde Joch abschütteln?'

3

So finden wir den Stolz der deutschen Poeten auf die Vergangenheit begründet, ihre Hoffnung auf die Zukunft gerichtet. Aber wenn es sich um die praktischen Fragen der Gegenwart handelt, da sehen wir sie zumeist versagen, da singen sie nur das uralte traurige Lied von der deutschen Uneinigkeit. Wie bitter hat sich Huttens Klage an unserem Volke erfüllt: 'Solange uns Einigkeit und Gehorsam fehlen, wird kein noch so schwaches Volk sein, das uns fürchtete, ja das nicht bei Gelegenheit uns anzugreifen wagen sollte!' Freuen wir uns, dafs wir erleben dürfen, wie auch sein Trost fast zur Wirklichkeit geworden ist: 'Wenn die Deutschen einmal begreifen, was ihnen not thut, werden sie das erste Volk der Welt sein.' Voll Erinnerung an die Herrlichkeit der alten Kaiserzeit, sind die Humanisten durchweg gut kaiserlich gesinnt und knüpfen die ausschweifendsten Hoffnungen an die Person ihres Gönners Maximilian und dann an seinen spanischen Enkel Karl, von dem sie so grausam enttäuscht werden sollten. Sie haben das Ihrige redlich gethan, das angeborne Heimatgefühl bei sich und ihren Volksgenossen zu bewufster Liebe zum deutschen Lande zu erheben, dessen Schönheiten sich ihnen auf ihren Wanderungen erschlossen. Und mit der patriotischen Landeskunde, die Celtis sogar in seinen Liebesliedern pflegen wollte, verbanden sie, durch Tacitus angeregt, das Studium des deutschen Nationalcharakters. Wie für den Einzelnen, so ist auch für die Nation höchste Pflicht die bewufste Arbeit an der eigenen Veredelung. Für dieses Trachten nach Erhaltung und Besserung des Nationalcharakters können unsere Humanisten vorbildlich sein: sie rühmten die guten Sitten ihres Volkes, die deutsche Treue, Tugend und Tapferkeit, sie hegten die deutsche Freude am Naturleben, sie tadelten seine Laster, besonders das unmäfsige Saufen und den Luxus in Speise und Kleidung. Aber der Trieb, von Worten und Gedanken zu Thaten überzugehen, selbsthandelnd in die Ereignisse der Zeit einzugreifen, der fehlte ihnen, und den kann man billigerweise auch zu keiner Zeit gerade bei den Männern der Wissenschaft und Poesie zu finden erwarten. Wie das Erwerbsleben oft allen ernsten geistigen Bestrebungen entfremdet, so hat auch die Versenkung in die Wissenschaft oder in die Kunst, die den ganzen Mann erfordert, leicht die Folge, dafs alle anderen Seiten des Menschenlebens, besonders die Bürgerpflichten zurücktreten, sogar als lästige Störung empfunden werden. So ging es Erasmus, so Reuchlin, den 'beiden Augen Germaniens', und so vielen bis auf den heutigen Tag. Darin war nun eben Hutten so einzigartig, dafs sich in ihm die politische Energie mit der ganzen Weite freier wissenschaftlicher Bildung verband, dafs in ihm das humanistische und ritterliche Standesbewufstsein der leidenschaftlichen Vaterlandsliebe dienstbar waren. Aber er schaute das Ziel, dessen Erreichung Jahrhunderte erforderte, in idealer Nähe: eine kirchliche und zugleich poli-

tische Revolution sollte die Unabhängigkeit von Rom und zugleich eine Einigung Deutschlands herbeiführen. Doch die 'lateinische Kohorte' seiner humanistischen Freunde, die er zum Kampf aufrief, erwies sich zu starker und entschlossener Durchführung des auch von ihnen gewollten Unternehmens als unzureichend; auch die Reformatoren, von denen er Luther mit seinem Geiste erfüllte, konnten nur Waffen des Geistes liefern: zur That brauchte man das Schwert der Ritter, das Geld der Städte, die Masse der Bauern. Da griff der Ritter zu dem besten Mittel, um 'zu stacheln, zu spornen, zu reizen und drängen zur Freiheit': er wandte sich mit deutschen Schriften an die ganze Nation:

Den stolzen Adel ich beruff;
Ihr frommen Städt euch werfet uff:
Wir wöllens halten ingemein,
Lafst doch nit streiten mich allein,
Erbarmt euch übers Vaterland,
Ihr werten Teutschen regt die Hand!

Die Erhebung, übereilt und ohne klares Ziel nur von der Reichsritterschaft unter Sickingens Führung unternommen, scheiterte an dem mangelnden Rückhalte wirklicher kriegerischer Kraft; als Flüchtling starb einer der gröfsten deutschen Patrioten im Elende. Aber mit Recht wandte schon ein Zeitgenosse jene Worte auf Hutten an, welche die Athener auf das Denkmal ihres besten Bürgers setzten:

Wenn gleiche Macht, Demosthenes, wie Eifer zu Gebot dir stand,
Der Makedonen Schlachtengott wurd' niemals Herr von Griechenland!

4

Hätte Hutten die weitere Entwickelung der Reformationszeit erlebt, sie hätte ihm wenig Freude bereitet. Denn der reformatorische Eifer drängte nicht nur die humanistischen Bestrebungen aus dem Mittelpunkt des geistigen Lebens der Zeit, er fügte auch zu den vielen bereits vorhandenen Gegensätzen innerhalb des deutschen Volkes einen neuen, der die von den Humanisten ersehnte Einigung und Erstarkung der Nation um Jahrhunderte verschob. Luthertum wie Jesuitismus machten die klassischen Studien ihren Zwecken dienstbar durch die Schule, der Humanismus büfste, wie Pegasus im Joche, die Freiheit seines Wesens ein und erstarb an der Lähmung, die unter den theologischen Streitigkeiten den gesamten deutschen Volksgeist erfafste. Die Gegenreformation führte zum Dreifsigjährigen Krieg und dieser zu einer Vernichtung der deutschen Kultur, die eine Unterordnung des führenden Adels, und damit der Nation, unter die französische zur Folge hatte. Aber als die Zeit erfüllt war, da kam von zwei Seiten her der Anstofs zur Befreiung vom Auslande und zum Erwachen des Nationalgefühls aus dumpfer Erstarrung. Der siegreichen kriegerischen Abwehr des Auslandes durch Friedrich d. Gr. ging zur Seite die Zertrümmerung der französischen Herrschaft im Reiche des Geistes durch unsere klassischen Dichter, allen voran Lessing; und Schild und

Schwert in diesem Kampfe war ihnen der neu aufblühende Humanismus, dem so in Deutschland wieder eine nationale Aufgabe zufiel.

Hervorragende Universitätslehrer nämlich, wie Christ und Ernesti, Lessings Lehrer in Leipzig, dann Gesner und Heyne in Göttingen, hatten die klassischen Studien der damaligen öden Schulfuchserei entrissen, lehrten ein besseres Verständnis der alten Schriftsteller und erklärten sich zugleich gegen deren bloſse Nachahmung, wie sie der Stolz der lateinischen Poeten gewesen war; sie stellten die Lateiner in die zweite Reihe und erkannten in den Griechen, zumal im Homer, des deutschen Geistes nächste Verwandte und beste Vorbilder. Und wer möchte diesen Begründern des Neuhumanismus nicht beistimmen, die mit Eifer die Unmenge der erbärmlichen Lateinschulen bekämpften und sie durch Bürgerschulen ersetzt sehen wollten? Mit Recht glaubten sie, es sei für das deutsche Geistesleben besser, wenn eine kleinere Schar begabter Jünglinge sich tiefer in das antike Geistesleben versenke, als wenn jede Schule mit lateinischer Grammatik und griechischen Brocken belastet sei. Vor allem aber ist der geniale Winckelmann durch sein ganz wunderbares Eindringen in das Wesen der griechischen Kunst der Vater des ästhetischen Humanismus geworden und hat zugleich den Anstoſs gegeben, auch die Litteratur nach ihrem nationalen Charakter aufzufassen; auf seinen Schultern steht Lessing. Abschlieſsend und darum wieder grundlegend hat dann Fr. A. Wolf, der Homerkritiker, der Zeitgenosse Goethes und Schillers, das Studium des Altertums in allen seinen Erscheinungen zu einer neuen Wissenschaft, der klassischen Altertumswissenschaft, zusammengefaſst.

Wie aber diese wissenschaftlich-ästhetischen Bestrebungen mit dem Nationalgefühl zunächst unmittelbar nichts zu schaffen hatten, so galt auch der Staat des Groſsen Kurfürsten 'im Reiche' kaum als ein deutscher; das spartanische Gepräge, das ihm Friedr. Wilhelm I. gab, das rauhe Soldatentum, die sparsame Nüchternheit, die Verachtung aller höheren Bildung entfremdete ihn den Gebildeten. 'Lieber ein beschnittener Türke sein als ein Preuſse' erklärte Winckelmann. Aber es kam die Zeit, wo zum erstenmal preuſsischer und deutscher Patriotismus sich verschmolzen. Der Siebenjährige Krieg ward im Leben der Nation zu einem Gegenstück des Dreiſsigjährigen, obgleich das Reichsheer im Bunde mit Franzosen, Russen und Panduren den 'Landfriedensbrecher' bekämpfte. Er gab einerseits den entscheidenden Anstoſs zum Erwachen des nationalen Selbstbewuſstseins gegenüber dem Auslande, anderseits verhalf diese Stimmung der gediegenen deutsch-humanistischen Bildung und Dichtung zum Siege über die oberflächliche französisch-höfische.

Wie aber der Ruhm dieses Krieges bei aller Achtung vor dem preuſsischen Heer und Volk immer dem groſsen Könige bleiben wird, so liegt auch das Verdienst der Begründung unserer neuen Nationallitteratur bei wenigen Männern von überragendem Geiste. Für unsere Aufgabe, das Nationalgefühl unserer klassischen Dichter zu verstehen und zu würdigen, wird es also genügen, wenn wir unseren Blick nur auf die Koryphäen richten, die szeptertragenden Könige im Reiche der Poesie.

5

Die Begründer unserer klassischen Litteraturepoche, Klopstock und Lessing, waren beide Schüler von Anstalten, in denen die humanistischen Studien umfangreicher und erspriefslicher getrieben wurden als in den gewöhnlichen Lateinschulen, nämlich der alten sächsischen Kloster- oder Fürstenschulen Pforta und St. Afra in Meifsen. Beide Jünglinge waren, mit hochfliegendem Gefühl der eine, mit emsig prüfendem Studieren der andere in die antike Geisteswelt versenkt, als ein Schall aus einer anderen Welt, der Wirklichkeitswelt grofser Thaten, in ihre Klostermauern drang. Die preufsischen Ruhmesthaten der ersten schlesischen Kriege berührten ihre Herzen in einem Alter gröfster Empfänglichkeit für kriegerische und heldenhafte Eindrücke. Aber während sie dem realistisch beobachtenden Verstande Lessings den Blick für das Leben schärften, den der Dramatiker braucht, verstärkten sie in dem idealistisch schwungvollen Gemüte Klopstocks die Neigung zum heroischen Epos, für das ihm Homer das unerreichte Vorbild war. Drei Elemente vereinigten sich in Klopstocks Geiste zu seinem ersten und besten Werke, dem Messias: die Religion gab den Inhalt, der Humanismus die Form, die Vaterlandsliebe den Antrieb. Denn es lebte in ihm derselbe nationale Ehrgeiz, der schon die alten humanistischen Poeten angespornt hatte, es den Ausländern gleichzuthun. Der Übermut der Franzosen, die da höhnten, man möge ihnen einen deutschen Dichter zeigen, der ein unsterbliches Werk hervorgebracht habe, trieb dem jungen Klopstock die Schamröte ins Gesicht und erregte den brennenden Wunsch, dieser Dichter zu sein. Leider hatte er eine Abneigung gegen preufsisches Wesen und entzog sich bald auch dem Banne der einzigartigen Persönlichkeit, die doch selbst politische Gegner 'fritzisch gesinnt' zu machen vermochte. Weil Friedrich in Wort und Schrift kein Deutscher war, hat Klopstock den Verehrer Voltaires und Verächter der deutschen Muse voll deutschen Zornes in eine Gruft geworfen mit dem verdienst- und ruhmlosen Trofs der anderen deutschen Fürsten, hat eine Ode, die zur Verherrlichung Friedrichs bestimmt war, aus Hafs gegen dessen undeutsches Wesen umgedichtet auf Heinrich den Vogler. Aber durch diese Abkehr von der lebendig-hellen Gegenwart des preufsischen Staates ward Klopstocks warmes Nationalgefühl verschwommen und unklar, es verlor völlig den politischen Untergrund und sah den Ruhm und die Gröfse Deutschlands für die Gegenwart nur in Thaten des Geistes und Befreiung von der Nachahmung des Auslandes. Staatliches Machtbewufstsein und Stolz auf Heldengröfse, die erst ein volles Nationalbewufstsein schaffen, die entlehnte der Dichter, wie schon die alten Humanisten gethan, mit lebhafter Begeisterung aus der reckenhaften Vorzeit seines Volkes. Eine Schar von Anhängern und Nachahmern trug diese Schwärmerei für 'Hermann'-Arminius, für Bardengesänge und des 'unbesiegten' Vaterlandes Herrlichkeit in die weitesten Kreise, ohne dafs man freilich in dem gebildeten Bürgerstande, der ohne jedes politische Verständnis war, auf den Gedanken gekommen wäre, dem staatlichen Elende der deutschen Nation abzuhelfen.

6

Ganz anders entwickelte sich Lessing, dessen ganze Natur nicht minder kerndeutsch war als die Klopstocks. Auf der Universität studierte er, recht wie ein humanistischer Poet, ebenso wohl das volle Menschenleben als die alten Dichter, in deren Geist ihn tüchtige Lehrer einführten. Er selber ist dann in seinen geistvollen kleinen Arbeiten ein Bahnbrecher des Neuhumanismus geworden. Aus diesen Studien schmiedete er sich die Waffen zur unvergänglichen Ruhmesthat seines kritischen Geistes: mit Homer und Aristoteles als Helfern brach er siegreich das Joch der französischen Kunstregeln, das der deutschen Dichtung freie Entwickelung hinderte. Er führte zurück zu den allein originalen Vorbildern, den Griechen und Shakespeare, und lehrte doch zugleich die Deutschen ihre eigene mittelalterliche Kunst und Poesie schätzen. Das waren im Reiche des Geistes ebenso nationale Grofsthaten wie auf politischem Gebiete die Siege Friedrichs d. Gr., die Deutschland vor dem Schicksal bewahrten, dafs seine Zerrissenheit und Ohnmacht verewigt wurden. Aber hat Lessing auch selbst das Bewufstsein gehabt, dem Deutschtum zu dienen? Er sagte doch noch während des Siebenjährigen Krieges: 'er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre'. Aber man mufs wissen, dafs dies Wort eine Abwehr der 'tausend ausschweifenden Reden' war, die er als 'Ausländer' in Berlin zu hören bekam, und man mufs Lessings eigenes 'Vaterland' nicht kennen, um ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Woher hätte dem denkenden Manne in seinem Vaterlande Sachsen eine solche Liebe kommen sollen, in jenem despotisch regierten Staate Augusts des Starken und des Grafen Brühl, wo schmeichlerische Hofpoeten das 'Volk' für 'glücklich' erklärten, wenn 'der König vergnügt' sei! Wie sehr er sich — und das ist doch eigentlich selbstverständlich — bewufst war mit dem Kampf gegen die Franzosen eine nationale Sache zu führen, das zeigt seine bittere Klage nach dem Scheitern des Hamburger Nationaltheaters: 'O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blofs von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen.' Danken wir es also Lessings Mangel an sächsischer Vaterlandsliebe, dafs er — anders als Klopstock — fähig war, die Preufsen und ihren Heldenkönig, preufsisch-soldatisches Ehr- und Pflichtgefühl, preufsische Vaterlandsliebe als der erste Nichtpreufse voll zu verstehen! Hingerissen von Friedrichs Seelengröfse, der nicht wollte, dafs seine etwaige Gefangennahme irgendwie ein Opfer seines Staates zur Folge habe, vertritt er im 'Philotas' das Prinzip der Vaterlandsliebe und des Heroismus fast bis zur Übertreibung: ein gefangener Prinz tötet sich selbst, nicht um seinem Vaterlande ein Opfer zu ersparen, sondern um ihm einen Vorteil zu verschaffen! Und seine 'Minna von Barnhelm' ist ein patriotisches Werk nicht nur, weil sie die besten

Seiten des deutschen Volkscharakters: Natürlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Gefühlstiefe, Sitteneinfalt, mit bewufstem Gegensatz zu nationalen Untugenden der noch immer anmafsenden Franzosen, in lebenswahren Gestalten zur Erscheinung bringt, sondern auch, weil sie jene Verbindung deutschen Geistes mit preufsischer Kraft anbahnt, die nachmals erst die Kernmasse des deutschen Volkes zu einer Nation im vollen Sinne, einer geistigen und politischen, gemacht hat. Und dieser seinem Werke innewohnenden nationalen Tendenz der Versöhnung der Bruderstämme sollte sich der Dichter nicht bewufst gewesen sein, wenn er gerade ein sächsisches Fräulein sich mit einem preufsischen Offizier verbinden läfst? Dürfen wir ihm auch nicht eine fernseherische Vorstellung von Preufsens Beruf zur Einigung Deutschlands andichten, so hat er, der Kosmopolit und Humanist, doch mit einem Lustspiel für die nationale Erziehung des deutschen Volkes mehr gethan als der preufsenfeindliche Klopstock mit sämtlichen Bardieten, so dafs wir ihm unter den Vorbereitern auch unserer politischen Einheit, die unter Preufsens Führung geschaffen wurde, einen Ehrenplatz geben dürfen.

7

Zunächst jedoch versiegte die Quelle grofser gemeinsamer Empfindungen, die der Siebenjährige Krieg hatte emporsprudeln lassen, nur zu bald wieder. Preufsen alterte vor der Zeit mit seinem Könige, der dem deutschen Geistesleben fremd blieb. Das öffentliche Leben wurde, nach Goethes Ausspruch, wieder schal, und das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl fand im Frieden keinen Gegenstand, an dem es sich üben konnte. Da flüchtete der Deutsche aus der dürren Wüste des staatlichen Lebens wieder in die vertraute Phantasie- und Empfindungswelt, suchte in Dichterbünden und geheimen Gesellschaften sich über die gemeine Wirklichkeit der Dinge zu erheben, sich zu reiner Menschlichkeit, zur Humanität zu veredeln. Der unermüdlichste Vorkämpfer des echten, schönen Menschentums, das erhaben ist über die Schranken der Nation, der Konfession und des Standes, war der Ostpreufse Herder. War ihm auch starke schöpferische Dichterkraft versagt, so besafs er doch ein wunderbares Vermögen der Anempfindung, das ihn in der Poesie aller Völker heimisch machte. In der Poesie sah er die gemeinsame Muttersprache des menschlichen Geschlechtes. Aber gerade mit seinen 'Stimmen der Völker' erweckte er durch die Nebeneinanderstellung von Volksliedern der verschiedensten Nationen, deren Charakter er in seiner Verdeutschung wunderbar zu wahren wufste, das Verständnis für das eigene Volkstum. Wunderlicherweise hat man Herder selbst öfters vaterländische Empfindung abgesprochen, während er doch in einer Zeit, in der politisch Lied allgemein als garstig Lied galt, neben Klopstock fast der einzige gewesen ist, der mit Gedichten nicht nur nationalen, sondern sogar politischen Inhalts auf seine deutschen Zeitgenossen zu wirken suchte. So klang z. B. sein Mahnruf an Josef II. von Österreich, auf den alle deutschen Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzten:

O Kaiser! Du von 99 Fürsten
Und Ständen wie des Meeres Sand
Das Oberhaupt: gieb uns, wornach wir dürsten
Ein deutsches Vaterland,
Und ein Gesetz und eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende deines Stammes schönste Sache
Auf deines Rudolphs Thron,
Dafs Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unserer Väter Kraft
Zurücke kehren, dafs die holden Zeiten,
Die Friedrich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um dich breiten
Und sein dein ewig Lied.

Aber es kam von Wien und konnte von daher kein ähnlich belebender Anstofs für das deutsche Nationalbewufstsein kommen wie einst von Berlin! Darum setzte Herder auch später (in der Adrastea) seine Hoffnung wieder auf Preufsen und ward einer der frühesten Verkünder seines deutschen Berufes. Für die Rücksicht aber, die unsere Klassiker wegen ihrer Stellung in Weimar sich auferlegen mufsten, wie zur Aufklärung ihrer nationalen Gesinnung gleich bedeutsam sind die Stücke, die Herder aus seinen 'Briefen zur Beförderung der Humanität' zurückhielt: es sind gerade die patriotischen, die Besserung der Regierungen, der höfischen Sitten, Unabhängigkeit der Nation, Gedankenfreiheit und Volksrechte fordern sollten. In den wirklich herausgegebenen Briefen sind seine politischen Ansichten nur mit Vorsicht angedeutet.

8

Ein wunderbares Zusammentreffen fügte es, dafs in der Stadt, für deren Deutschheit schon die alten Humanisten so kräftig eingetreten waren und deren Verlust an Frankreich dem Volksgemüt als tiefste Erniedrigung Deutschlands erschien, dafs in Strafsburg durch die Begegnung Herders mit dem jungen Goethe die neue deutsche Poesie geboren ward, welche die überquellende Fülle und unverwüstliche Kraft des deutschen Geistes und Gemütes auf dem traurigen Hintergrund der trostlosen Zustände im verfallenden römischen Reich deutscher Nation um so glänzender hervortreten läfst. Schon hatte der Goethische Tischkreis in Strafsburg das Französische verbannt und nur deutsche Sprache und Bildung gelten lassen: jetzt von Herder auf die Naturpoesie des Volkes und die naiven Dichter aller Zeiten hingewiesen, schuf Goethes Genius jene Jugendwerke, die in Form und Stoff und Stimmung gleich deutsch sind, seine unvergleichlichen Lieder, die in süfsem Wohllaut den zartesten Empfindungen des deutschen Herzens Worte leihen, den 'Götz', der erfüllt ist von der Deutschheit des XVI. Jahrh., die Anfänge des 'Faust', der alle Höhen und Tiefen deutschen Menschentums in sich birgt, den 'Werther', mit

dem er sich von einer Zeitkrankheit des deutschen Volkes, der übermäfsigen Empfindsamkeit, befreite. Aber dann, in Weimar, ging er zur Bändigung des eigenen Sturmes und Dranges in bewufster Selbstkritik und Selbstläuterung zu den Griechen in die Schule, Stoffe und Formen seines Schaffens unterwarf er dem hellenischen Einflufs. Sein Deutschtum ging ihm dadurch nicht verloren, und sein Nationalgefühl würde auch ohne die Hinwendung zum Humanismus nicht wesentlich anders sein; die beiden wahlverwandten Volksseelen aber verschmolzen in Goethes Geist zu einer wundervollen Harmonie. Fühlte er sich auch als Dichter einer Weltlitteratur, so war sein Weltbürgertum doch nicht wurzellos, sondern von dem Bewufstsein getragen, dem deutschen Geiste den nächsten Platz nach den Griechen errungen zu haben. Oder ist die reine Menschlichkeit und der weibliche Adel Iphigeniens nicht ebenso deutsch wie die rechtschaffene Wildheit des 'Götz'? Und ist das homerischste seiner Werke, 'Hermann und Dorothea', nicht zugleich auch sein deutschestes? Würde es nicht durch die Widerspiegelung echtdeutscher Art und den bewufsten Gegensatz gegen fremdes Wesen diesen Ruhm behaupten, auch wenn Hermann nicht spräche wie ein Landwehrmann von 1813, auch wenn es nicht geradezu in einen patriotischen Aufruf an das deutsche Volk ausklänge:

> Dies ist unser! so lafs uns sagen und so es behaupten!
> Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> Stritten, und gegen den Feind zusammenstehend erlagen . . .
> Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Was dem Nationalbewufstsein Goethes mangelte, war die historische Einsicht und das politische Verständnis für die realen Mächte des staatlichen Lebens einer Nation. Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wäre so ungerecht, als wenn man einem Staatsmanne verübelte, dafs er für Kunst geringen Sinn habe. Und wie müfsten wir denn heute mit zahllosen Volksgenossen ins Gericht gehen, wenn politische Urteilslosigkeit zugleich Mangel an nationalem Sinn bedeuten sollte! Dem Sohne einer Reichsstadt, dem Minister eines Kleinstaates fehlte nur der Glaube an die politischen Fähigkeiten seiner Nation, von denen doch selbst heute noch nicht jeder mit unbedingter Zuversicht zu reden wagt; desto mehr war er überzeugt, dafs an Geist und sittlichem Charakter sein Volk hinter keinem zurückstehe. So erklärt sich das zugleich hoffnungslose und doch hoffnungsfreudige Wort, das man ihm so sehr verargt:

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
> Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

Aber wie sah es denn auch aus in diesem Deutschland Goethes! Da vereinigte sich grofsstaatliche Selbstüberschätzung mit kleinstaatlicher Verzagtheit, spiefsbürgerliche Beschränktheit mit weltbürgerlicher Überschwänglichkeit

zur höchsten Gleichgültigkeit gegen die äufsere Macht des deutschen Reiches. Nannte doch ein Preufse (Nicolai) die Idee eines deutschen Nationalgeistes ein 'politisches Unding' und das Bestreben, die Gemüter dafür zu erwärmen, einen 'hämischen Parteizweck'! Da kann man es verstehen, warum Goethe 1813 die Erhebung der Nation — ach, es war ja zunächst nur die eines kleinen Bruchteils der Nation! — für hoffnungslos hielt. Und er persönlich hatte nie Sinn für Volksbewegungen, Kriegsthaten und grofse Politik besessen, er war zudem Beamter in einem Rheinbundstaate, er stand im 64. Lebensjahre und war nicht fähig seine Natur zur ändern, die immer nur Selbsterlebtes und innerlich Empfundenes dichterisch zu gestalten vermocht hatte. 'Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen', das ging gegen seine Natur. 'Hätte jenes Ereignis mich als Zwanzigjährigen getroffen, ich wäre sicher nicht der letzte geblieben'; wer möchte ihm dies Wort zu bezweifeln wagen? Der Ausgang hat ja, Gott sei's gedankt, wenn er auch keineswegs durch eigene Kraft allein errungen ward, Goethes begründeten Zweifeln an der Möglichkeit des Erfolges unrecht gegeben. So müssen wir's zwar beklagen, dafs er aus dem Kriegslärm in schmerzlicher Resignation in seine Welt der Kunst sich flüchtete, aber nimmermehr dürfen wir auf sein Schweigen in diesen Stürmen eine Anklage gegen die Ehrlichkeit seiner deutschen Gesinnung aufbauen. 'Glauben Sie ja nicht', sagte er einem Patrioten, 'dafs ich gleichgültig bin gegen die grofsen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich . . . durch Wissenschaft und Kunst . . . hinwegzukommen suche; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewufstsein nicht, einem grofsen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören'.

9

Schmerzlich also mag es allezeit des deutschen Volkes Herz berühren, dafs sein gröfster Dichter in schwerer Stunde seinem Willen und seiner Kraft zur Einheit mifstraute, aber die Schuld, die sucht es besser bei sich selbst. Doch schmerzlicher noch müssen wirs empfinden, dafs unserem Schiller nicht beschieden war, jene Tage der preufsischen Erhebung zu sehen, von denen Gneisenau sagt: 'Welches Glück, so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat! Nun mag man gerne sterben.' Seinem Genius war es verliehen, jene hohen Ideen von Freiheit, Volk und Vaterland in unvergleichlicher Weise dichterisch zu vertreten; wie hinreifsend würde sein feuriger Idealismus, sein machtvolles Pathos erst im unmittelbaren Dienst des vaterländischen Gedankens gewirkt haben! Denn mit seinem offenkundigen Weltbürgertum, seiner philosophischen Richtung auf das Allgemein-Menschliche,

seiner humanistischen Verehrung der Griechen vereinigte sich doch von Anfang bis zu Ende seines Wirkens ein kerndeutscher Sinn und bewufster Nationalstolz. 'Ah, dafs der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!' läfst er in seinem Erstlingswerk den Räuber Moor rufen. 'Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen!' Welchen Stolz auf die altdeutschen Tugenden der Treue und der Tapferkeit zeigen die wenigen Worte, mit denen im 'Fiesco' die deutsche Leibwache des Doria geschildert wird! Ihre 'teutschen Hiebe' flöfsen den 'welschen Hunden' Respekt ein: 'Bären, die Teutschen! Pflanzten sich vor den Alten wie Felsen. Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel, wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!' Und mit dem Stolz des 'teutschen Jünglings' verschmäht Ferdinand die Verbindung mit der englischen Maitresse seines Fürsten in jenem bürgerlichen Trauerspiel 'Kabale und Liebe', das im brennenden Gefühl der Schmach des Vaterlandes ein viel vernichtenderes Gericht über das verworfene deutsche Fürstentum hält als Lessings 'Emilia Galotti'. So klingt ohne aufdringliche Tendenz in den vollen Accorden fast aller seiner Werke z. B. im Wallenstein eine vaterländische Saite mit, gerade in seinen letzten Schöpfungen wieder zu stärkerem Ton anschwellend, der ein Vorspiel bildet zu dem brausenden Freiheitssang, der die Erhebung gegen den welschen Tyrannen begleitete. Denn die allgemeinen Mahnungen zur Vaterlandsliebe und zu nationalem Ehrgefühl, jene Worte aus der 'Jungfrau von Orleans' und dem 'Tell', die so unauslöschlich in unseren Ohren klingen, sie waren doch gerichtet an ein deutsches Publikum; sollten sie von diesem in einer Zeit nationaler Erregung nicht als Aufruf an das eigene Volk empfunden werden?

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?

Ans Vaterland, ans teure, schliefs dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!

Solche Worte geben uns die volle Gewifsheit, dafs der Dichter des 'Carlos' und 'Tell', der Geschichtschreiber des Freiheitskampfes der Niederlande nicht wie Goethe im Lager- und Schlachtenlärm verstummt sein würde. Seiner Deutschheit sind wir zwar deswegen nicht weniger gewifs, weil er keine patriotischen Kampflieder mehr hat dichten können. Wo ist deutsches Wesen, Denken und Empfinden in so vielen feinen Zügen reiner zum Ausdruck gekommen als z. B. in der 'Glocke', von der schon sein Freund Körner sagte: 'Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kraft darin, das man selten echt findet, und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft

mifslingt.' Es ist doch auch der Umstand, dafs Schiller sein Weltbürgertum und die reiche humanistische Ausbeute aus den Saatfeldern Homers und der griechischen Tragiker so ganz mit deutschem Sprachgeist und mit nationalem Sinn zu durchdringen vermochte, der ihn zum volkstümlichsten unserer klassischen Dichter gemacht hat. Noch an der Jahrhundertwende hatte Schiller wie die anderen deutschen Geistesfürsten den Wert des deutschen Volkes nur in seiner sittlichen Gröfse, seiner geistigen Kultur und seinem Charakter gesehen, die von den politischen Schicksalen der Nation unabhängig seien:

> Stürzte auch in Kriegesflammen
> Deutschlands Kaiserreich zusammen,
> Deutsche Gröfse bleibt bestehn!

In der trüben Zeit, wo die letzten staatlichen Bande der Nation sich lösten, war ein so einseitig gerichtetes Nationalgefühl für ihn und viele andere ein Trost gewesen; es gab ihm inmitten deutscher Niederlagen die Zuversicht, dafs seiner Nation als der geistbeherrschenden einst auch die äufsere Herrschaft zufallen müsse und dafs die deutsche Sprache die Welt beherrschen werde! Hätte er aber den Aufschwung des deutschen Volks- und Staatsbewufstseins noch erlebt, so würde auch sein Nationalgefühl sich zu jener Vollendung erhoben haben, in der das geistige Leben einer Nation nicht mehr als unberührt von dem politischen erscheint, sondern die Gründung und Behauptung eines starken nationalen Staates als eine Notwendigkeit auch für die Erhaltung der geistig-sittlichen Gröfse und Eigenart der Nation erkannt wird, für die kein Opfer zu grofs sein darf.

Herder vergleicht einmal das deutsche Kulturleben seiner Zeit mit jenem sagenhaften Paradiesvogel, der, ohne Füfse, immer nur in der Luft sich halten kann. In der That mufste besonders das ideale Vaterlandsgefühl, wie es unsere klassischen Dichter gleich den humanistischen Poeten beseelte, in der Luft schweben, solange ihm der feste Grund eines nationalen, einheitlichen, frei und kräftig entwickelten Staatslebens fehlte. Einen nationalen Staat freilich konnten unsere Dichter nicht schaffen, dazu bedurfte es der staatsmännischen Genialität eines Bismarck und der Waffentüchtigkeit und einmütigen Gesinnung des ganzen Volkes. Aber in der Zeit schlimmster politischer Zerrissenheit haben sie, gestützt auf ihre griechischen Vorbilder und doch mit bewufster Vertretung deutscher Volksart, der Nation in Sprache und Bildung die geistige Einheit geschaffen als Vorbedingung der staatlichen. Ihr Verdienst ist es, dafs unter dem Druck französischer Knechtschaft der Deutsche noch an sich selbst, an die Unvergänglichkeit deutschen Volkstums glauben konnte. Und mit nichten besteht ein Gegensatz zwischen dem, was man zu Goethes und Schillers Zeit Humanität nannte, und jenem deutschen Wesen, an dem nach dem Dichterwort noch einmal die Welt genesen kann. 'Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!' In drei Worte fafst Schiller das Glaubensbekenntnis des 'Menschen': Freiheit, Tugend, Gott. Gewissensfreiheit fordert Posa, für

die politische Freiheit kämpfen die Jungfrau und die Männer seines Schweizerdramas. Wer ist wahrhafter als Iphigenie, die Vertreterin reiner Menschlichkeit, ehrenhafter und treuer als Tellheim, frömmer als Nathan? Und nun sehe man, was die Freiheitssänger 'deutsch' nennen!

> Deutsches Herz, verzage nicht,
> Thu was dein Gewissen spricht.
>
> Doch die Treue ehrenfest
> Und die Liebe, die nicht läfst,
> Einfalt, Demut, Redlichkeit
> Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.
>
> Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
> Deutscher Glaube ohne Spott,
> Deutsches Herz und deutscher Stahl
> Sind vier Helden allzumal.

Der Edelmensch und der Edeldeutsche — wo ist da der Gegensatz? Man kann ihn nur finden in dem Irrtume, dafs das deutsche Volk, um seine 'menschliche' Vollendung zu erreichen, es gar nicht nötig habe eine 'Nation' im politischen Sinne zu sein. Die Freiheitskriege bahnten aber die Versöhnung an zwischen den beiden Mächten, die im Leben des deutschen Volkes nach dem gleichen Endziel strebten: zwischen der geistigen Arbeit unserer 'Dichter und Denker' und der politischen der preufsischen Staats- und Kriegsmänner, zwischen Gedanken und That. Der Neoptolemos unseres Dichter-Achilles, Körner, der Geistessohn Schillers, vereinigte in seiner Hand 'Leyer und Schwert'.

Fast ein Jahrhundert politischer Erziehung hat seitdem die deutsche Nation hinter sich, bittere Not war die Schule, Männer wie Scharnhorst und Stein, König Wilhelm und Bismarck die Erzieher. Notwendig war gewifs die Verengung des nationalen Geistes und seine einseitige Richtung auf politische Bethätigung im Innern und nach aufsen und segensreich hat sie gewirkt. Aber die Gefahr liegt vor, dafs in dem regen politischen wie wirtschaftlichen Gegenwartsleben der Nation Ruhm, Macht und vor allem Besitz als ein vollwertiger Ersatz für schweren Verlust an feinerem, durchgeistigtem Menschentum angesehen werden, dafs wir streben, den Amerikanern und Engländern gleich zu werden und damit unsere nationalen Tugenden, das Beste unseres Volkscharakters, gefährden. Was hülfe es aber dem Deutschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Darum mufs jeder, dem die geistige und sittliche Gröfse seines Volkes ebenso wertvoll erscheint wie seine staatliche, an der Erhaltung und Veredelung des Volkscharakters an seinem Teile mitarbeiten. Das ist die höchste Pflicht gegen die Nation.

Es gilt dabei auch heute noch Goethes Wort, 'dafs wir nicht alle dem Vaterlande auf gleiche Weise dienen können, sondern jeder sein Bestes thun mufs, je nachdem Gott es ihm gegeben hat'. Der Lehrer vor allem, der an einer Schule wirkt, die in eine höhere und freiere Bildung einführt, hat die Aufgabe und die Mittel, das angeborene Nationalgefühl der Jugend zu klarem

Nationalbewufstsein zu vertiefen, wie er die Pflicht hat, nach seinen Kräften der geistigen und sittlichen Verarmung und Verflachung des nationalen Lebens entgegenzuarbeiten. Wer aber weifs, was für unsere nationale Bildung und damit unsere nationale Existenz der Humanismus bedeutet hat, der wird stets das erhebende Gefühl haben, gerade dann im Dienste des Vaterlandes zu stehen, wenn er zum Verständnisse von Homer, Sophokles und Plato anleitet. Pro patria est, dum ludere videmur! Denn sowenig eine Realschule ihre Schüler zu jungen Franzosen und Engländern heranbildet, so wenig kann und will ein humanistisches Gymnasium junge Griechen und Römer erziehen, sondern durch den Humanismus eine deutsche Jugend, die, ihrer nationalen Eigenart stolz und froh bewufst, doch in edler Menschlichkeit das Ziel ihres Strebens erkennt. Aus Liebe zu unserem Volke, um unserer nationalen Erziehung und Bildung willen, wollen wir die Hellenen nicht missen.

Seid willkommen, edle Gäste, jedem echten deutschen Sinn;
Denn das Herrlichste, das Beste bringt allein dem Geist Gewinn!

ABRAHAM COWLEYS LEBEN UND SCHRIFTEN, IM BESONDEREN SEINE ABHANDLUNG ÜBER EINE ZU GRÜNDENDE AKADEMIE ZUR FÖRDERUNG DER NATURERKENNTNIS[1])

Von Hermann Ullrich

Abraham Cowley wurde im Jahre 1618 zu London geboren. Sein Vater war ein Papier- und Buchhändler[2]) und gehörte, wie Johnson[3]) aus dem Fehlen seines Namens in dem Register des St. Dunstan-Kirchspiels schliefst, nicht der bischöflichen Kirche an. Da der Vater noch vor der Geburt des Sohnes starb, so blieb dessen Erziehung die Sorge der Mutter. Und deren Bemühungen, ihrem Sohne eine gelehrte Bildung zu verschaffen, um ihn einst berühmt und glücklich zu sehen, sollten, da sie ein Alter von achtzig Jahren erreichte, Erfolg haben. Denn an Ansehen, schon bei seinen Zeitgenossen, hat es ihm nicht gefehlt, und dafs er auch ein gewisses Mafs von innerem Glück errungen hatte, bezeugen manche Stellen seiner Schriften. Spensers 'Feenkönigin' war es, die ihn zur Dichtkunst führte, und dieser warf er sich mit solchem Feuer in die Arme, dafs er, wenn wir der Überlieferung glauben dürfen, seine epischen Gedichte 'Pyramus und Thispe' und 'Constantia und Philetus' bereits im zehnten, bezüglich zwölften Lebensjahre verfafste. Auf der Westminster-Schule, der er zu seiner höheren Ausbildung anvertraut wurde, zeichnete er sich bald in rühmlichster Weise vor seinen Mitschülern aus, und zwar nicht nur durch seine Begeisterung für die Alten, sondern auch durch die Art, wie er in ihre Gedankenwelt eindrang: er verschmähte es nämlich, nach seinem eigenen späteren

---

[1]) Obige Abhandlung ist bestimmt, zusammen mit einer im Jahre 1890 in ebendieser Zeitschrift veröffentlichten von und über Milton als Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im XVII. Jahrh. zu dienen. Das Erscheinen jener Abhandlung an einer so hochangesehenen Stelle, wie diese Zeitschrift ist, hat sie nicht vor dem Schicksale bewahrt, gerade denen unbekannt zu bleiben, die sich nach mir mit Milton beschäftigten. So ist es geschehen, dafs Miltons Arbeit nach mir noch zweimal übersetzt worden ist, von Jürgen Bona Meyer (Langensalza 1890. 8) und J. Reber (als Beilage zu einem Schulprogramm, Aschaffenburg 1893). Wenn ich in Meyers Schriftchen weder hinsichtlich der Übersetzung noch des Kommentars, der einige unglaubliche Schnitzer enthält, einen Fortschritt erkennen kann, so kann dagegen von Rebers Arbeit gesagt werden, dafs sie das Verständnis Miltons in mehreren Punkten fördert. Hätte sich mein Wunsch, jene Abhandlung zusammen mit der vorliegenden als Broschüre zu veröffentlichen, verwirklichen lassen, so wäre Gelegenheit gewesen, auf jene Arbeiten genauer einzugehen.

[2]) Nach Leslie Stephen im Dictionary of National Biography. Vol. XII 379—382.

[3]) Samuel Johnson, The Lives of the English Poets. Leipzig, Tauchnitz 1858. Bd. I S. 1.

Geständnis, die grammatische Methode seiner Lehrer zu befolgen, ging vielmehr schon hier seinen eigenen Weg, indem er die Vertrautheit mit der Sprache der Alten durch die Lektüre der Schriftsteller selbst gewann. — Im Jahre 1736 siedelte er nach Cambridge, auf das Trinity College, über, um hier seine Studien fortzusetzen. Hier bereits soll er den gröfseren Teil seiner Davideis[1]), eines religiösen Epos, von dem das erste Buch auch in lateinischer Sprache vorliegt, geschrieben haben. Jedenfalls erschienen während seines dortigen Aufenthaltes (1638) das Schäferlustspiel: 'Loves Riddle. A Pastoral Comedy' (schon in London entstanden) und die lateinische Komödie: 'Naufragium joculare.' Im Jahre 1639 erlangte er den Grad eines Bachelor of Arts, 1640 den eines Minor fellow, 1642 den eines Master of Arts. Als 1643 Cambridge dem Parlamente zufiel, trieb ihn dieser Umstand — Cowley war ein überzeugter Royalist — nach Oxford. Hier erlangte er wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seines Eifers für die königliche Sache Zutritt in die Umgebung des Königs und folgte, als auch Oxford sich an das Parlament ergeben hatte, der Königin nach Paris, wo er besonders zum Chiffrieren und Dechiffrieren der Korrespondenz des königlichen Paares verwendet wurde, was ein hohes Vertrauen seitens des letzteren voraussetzt. Ebenso wurde er zu beschwerlichen und gefährlichen Reisen nach Schottland, Flandern und Holland in Anspruch genommen, ohne dafs die Stuarts, als sie wieder auf den Thron gelangt waren, sich dieser wichtigen Dienste zu erinnern geruhten. — Da 'Dichter selten für Meister in der Zunft gehalten werden, ohne der Liebe einigen Tribut zu zollen oder ohne sich anheischig zu machen, dafs sie ihr dienen wollen', so gab er 1647 eine solche Sammlung von Liebesgedichten heraus unter dem Titel: 'The Mistress: or, several copies of love-verses.'

Im Jahre 1656 wurde er von Paris nach England zurückgeschickt, um unter der Maske eines Privatmannes den Zuständen Englands näher zu sein und durch seine Beobachtungen der königlichen Sache noch besser zu dienen. In London wurde er aber, wie es scheint irrtümlicherweise, gefangen und erst auf eine Bürgschaft des Dr. Scarborough wieder auf freien Fufs gesetzt. Dieses Erlebnis sowie der von seiten der königlichen Familie schon damals erfahrene Undank scheint ihn zu dem Wunsche gebracht und eine Zeit lang darin erhalten zu haben, den Rest seines Lebens in einer der englischen Kolonien zu verbringen. Er blieb indessen in England und erwarb sich in Oxford, was ihm von den Freunden des Königs sehr verdacht wurde, den Titel eines Doktors der Arzneikunde. Auch soll er auf den Tod Cromwells ein Gedicht gemacht haben, das ebenfalls Anstofs erregte. Indessen findet sich kein solches unter seinen gedruckten Gedichten, und die in seinen Werken befindliche, mit Versen untermischte Abhandlung über Cromwells Regiment bringt keinen Gedanken, der ihn den Gegnern der königlichen Sache als einen Anhänger, den Freunden derselben als einen Abtrünnigen hätte darstellen können. Während der auf Cromwells Tod folgenden Unruhen kehrte er nach Paris in

[1]) Davideis. A Sacred Poem of the Troubles of David, Four books.

seine alte Stellung zurück und verblieb darin bis etwa zur Rückkehr der Stuarts. Unser Dichter scheint die Arzneikunst selbst nicht ausgeübt zu haben, aber seinen Vorbereitungsstudien verdanken wir ein Werk, das nach Johnson und der von ihm vertretenen Theorie der Dichtkunst seinem Vaterlande Ehre gebracht hat. Es ist dies das ursprünglich lateinisch verfafste Lehrgedicht über die Pflanzen[1]), das in sechs Büchern die Eigenschaften der Kräuter, die Schönheiten der Blumen und den Nutzen der Bäume besingt. Den lateinischen Gedichten Cowleys erkennt Johnson vor denen Miltons die Palme zu, denn 'Milton begnügt sich, Gedanken der Alten in ihrer Sprache auszudrücken, Cowley, ohne zu viel von der Reinheit und Eleganz der Sprache zu verlieren, pafst die Sprache Roms seinen eigenen Begriffen an'. — Bei der Rückkehr der Stuarts sah er sich, trotz der wichtigen ihnen geleisteten Dienste, in Bezug auf Beförderung völlig übergangen, und als nun gar sein altes Lustspiel 'The Guardian', das er jetzt umgearbeitet unter dem Titel 'The Cutter of Coleman Street' zur Aufführung brachte, nicht nur durchfiel, sondern noch dazu als eine Satire auf die Royalisten gedeutet wurde, erwachte nach so vielen Enttäuschungen aufs neue der Wunsch in ihm, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und diesen Wunsch brachte er denn auch zur Ausführung, indem er sich erst nach Barn-Elms, dann nach Chertsey (Surrey) zurückzog. Obwohl er schliefslich durch die Vermittelung des Earl of St. Albans und des Duke of Buckingham den Niefsbrauch vieler Ländereien von der Königin erhielt und daraus ein sehr gutes Einkommen bezog, wurde er doch seiner Einsamkeit, weil der Ort seiner Zurückgezogenheit sehr ungesund war, nicht froh und starb bereits 1667 daselbst, im neunundvierzigsten Jahre seines Alters. — Während dieser Zurückgezogenheit, etwa in den letzten sieben Jahren seines Lebens, hatte er das Werk verfafst, welches unsern Dichter von der liebenswürdigsten Seite zeigt, von einer Seite, die auch uns und die Späterkommenden noch interessieren mufs. Es sind seine 'Several Discourses by way of Essays in Verse and Prose'. Hier plaudert er, unterstützt durch eine reiche Belesenheit in den geliebten Alten, in überaus reizvoller Weise über die wichtigsten Themata, die einem sinnigen Menschen naheliegen, so über die Freiheit, die Einsamkeit, das Glück der Verborgenheit, den Landbau, den Garten, über Gröfse und Berühmtsein, über den Geiz u. s. w., zuletzt auch über sich selbst. Alles ist untermischt mit Versen, entweder eigenen oder gelungenen Übersetzungen aus den Alten.[2])

Cowleys Werke erschienen gesammelt: London 1668. fol.; dann London 1780, 3 vols. 8; dann London 1802, 3 vols. (by Aikin); neuerdings London 1880—1881 (by Grosart); die Prosaschriften, herausgegeben von Lumby, London 1887.

Eine kleine Arbeit ist im Rahmen der vorstehenden Lebensskizze Cowleys noch nicht erwähnt worden, weil ihr Erscheinungsjahr (1661) erst neuerdings

---

[1]) The Third Part of the Works of Mr. Abraham Cowley: being his Six Books of Plants.

[2]) Die Essays sind von H. Morley in einer billigen Volksausgabe (Cassell's National Library) kürzlich neu herausgegeben worden. (London 1886. 16.)

festgestellt worden ist.[1]) Es ist die wenig umfangreiche Abhandlung: 'A Proposition for the Advancement of Experimental Philosophy.' Der im Titel erwähnte Vorschlag läuft auf die Gründung einer Akademie hinaus, aber nicht etwa einer höheren Schule für junge Leute, sondern einer wissenschaftlichen Anstalt, die in erster Reihe die Förderung der Naturerkenntnis, der Naturwissenschaft (experimental philosophy) sich als Ziel gesetzt hat. Alle erleuchteten Köpfe der damaligen Zeit waren mit den gleichen oder ähnlichen Gedanken beschäftigt. Das Jahr 1660, mit dem die Wiederkehr ruhigerer Zustände im Innern anhebt, ist auch der Beginn des wachsenden Einflusses der Baconschen Philosophie. Der Schöpfer derselben hatte, um uns der Worte Macaulays[2]) zu bedienen, 'den guten Samen in einen unfruchtbaren Boden und zu ungünstiger Jahreszeit gesäet. Er hatte keine baldige Ernte erwartet, vielmehr noch in seinem letzten Willen seinen Ruhm feierlich dem nächsten Zeitalter vermacht'. Vom König herab bis zum Stutzer und zur Weltdame bethätigte jetzt alles die lebhafteste Neugierde, wenn nicht Wifsbegier für die täglichen Fortschritte in den Naturwissenschaften. Statt über Nichtigkeiten hörte man jetzt die Glieder der vornehmen Gesellschaft sich über die Wunder des Magneten, des Fernrohrs, des Mikroskops und der Luftpumpe unterhalten, und der Staatsmann teilte seine Zeit zwischen ernsthaften Geschäften im Staatsrat, den Vergnügungen seines Standes und Arbeiten in seinem Laboratorium. Wie König Karl II. selbst ein Laboratorium in Whitehall hatte, das ihn häufiger sah als der Staatsrat, so schrieb man dem Prinzen Rupert, dem Sohne des 'Winterkönigs', die Erfindung der sogenannten schwarzen Kunst, der geschabten Manier des Kupferstichs, zu, wenn er sie auch thatsächlich von dem eigentlichen Erfinder nur gelernt und verbreitet hat. Ein allgemeiner Taumel schien über die englische Gesellschaft gekommen zu sein, und es ist leicht zu verstehen und wird auch von dem Geschichtschreiber jener Zeit nicht verschwiegen, dafs bei dieser plötzlich erwachten Begeisterung für die Naturwissenschaft ungeheuer viel Dilettantismus mit unterlief. Dieser Eifer bethätigte sich aber schon vorher, noch während der Bürgerkriege, wo er nur erst die bedeutendsten Köpfe ergriffen hatte, in Vorschlägen zur Gründung gelehrter Gesellschaften, und aus den wiederholten Zusammenkünften und Besprechungen der bedeutendsten Gelehrten und der hervorragendsten Privatpersonen jener Periode ging denn im Jahre 1660 die Royal Society of London hervor, die mit ihrem trefflich gewählten Emblem: Nullius in verba! sich ganz auf den Boden der Baconschen Philosophie stellte, indem sie allem Autoritätsglauben kühn den Fehdehandschuh hinwarf. — Cowley begrüfste sie mit einer gedankenreichen Ode. Aber auch an ihrer Gründung hat unser Schriftsteller einen hervorragenden, wenn nicht persönlichen, so doch geistigen Anteil, wie uns der Geschichtschreiber jener Societät, Thomas Sprat, späterer Lordbischof von

[1]) Dictionary of National Biography, vol. XII.

[2]) History of England from the accession of James II. by Thomas Babington Macaulay. Leipzig, Tauchnitz 1849. Bd. I S. 399 ff.

Rochester — derselbe, dem wir auch die erste Biographie Cowleys verdanken —, ausdrücklich bezeugt.[1])

Da Cowleys Plan in erster Reihe der Gründung einer solchen gelehrten Gesellschaft gilt, seine Vorschläge für eine Reform der Erziehung aber in diesen Anschauungen wurzeln, so haben wir uns zunächst den Zweck und die Einrichtung jener Gesellschaft zu vergegenwärtigen. Wie bei Bacon Wissenschaft und Macht zusammenfallen, insofern als die Kenntnis der Aufsenwelt die Herrschaft über dieselbe verbürgt, so verbürgt und umschliefst bei Cowley die Erforschung der Natur das allgemeine Beste. Die Gegenstände des Studiums der Akademiemitglieder sind daher ausschliefslich die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer, soweit sie sich damals schon entwickelt hatten. Dafs unter diesen auch die natürliche Magie erscheint, entspricht nur dem damaligen geistigen Horizont sowie der Philosophie Bacons: bei diesem ist die natürliche Magie angewendete Metaphysik. — Die Förderung der Naturerkenntnis hat sich nun vier Hauptaufgaben zu stellen: 1) Nachprüfung und, je nachdem, Bestätigung oder Verwerfung aller bisher bereits gewonnenen Naturerkenntnisse; 2) Neuauffindung aller den Alten bereits bekannten, aber verloren gegangenen Erfindungen; 3) Vervollkommnung der bereits in unserem Besitze befindlichen Künste und Fertigkeiten; 4) Entdeckung neuer. — Diese Zwecke zu fördern durch Studium, Beobachtung, Reisen in den vier Weltteilen, Experimente, Zusammenkünfte, ist die Lebensaufgabe der zwanzig Professoren, welche, von einer Anzahl Hilfskräfte und dem erforderlichen Verwaltungspersonal unterstützt, die Glieder der durch private Wohlthätigkeit zu dotierenden Akademie bilden. Und die so gewonnenen Naturerkenntnisse sollen sofort weiteren Kreisen in Form von Vorträgen zugänglich gemacht werden, sie sollen endlich ebenfalls der jungen Generation in einer mit der Akademie verbundenen Schule zu gute kommen.

Die Schule soll 200 Schüler im Alter von etwa 13 Jahren aufnehmen, da sie nur vier Klassen enthalten soll, daher von den Schülern gute Vorkenntnisse im Lateinischen und eine leidliche Bekanntschaft mit den Autoren gefordert werden mufs. Der Unterricht soll frei sein, und der Dichter scheint die Anstalt auch nicht blofs für die besseren, die höheren Klassen der Gesellschaft bestimmt zu haben. Ganz gegen die englische Gepflogenheit ist die Anstalt nicht als Internat gedacht, weil offenbar die Baulichkeiten der Anstalt

---

[1]) 'While they were thus ordering their Platform, there came forth a Treatise, which very much hasten'd its Contrivance: and that was a Proposal by Master Cowley, of erecting a Philosophical College. — . . . This model was in every way practicable; unless perhaps, in two Things, he did more consult the Generosity of his own Mind, than of other Men's: the one was the Largeness of the Revenue, with which he would have his College at first indow'd; the other, that he impos'd on his Operators a second Task of great Pains, the Education of Youth. — . . . However it was not the excellent Author's Fault, that he thought better of his Age than it did deserve. His Purpose in it was like himself, full of Honor and Goodness. Most of the other Particulars of his Draught the Royal Society is now putting in Practice.' (The History of the Royal Society of London, for the Improving of Natural Knowledge. By Tho. Sprat. 3rd edition. London 1722. S. 59 60.)

durch den Hauptzweck, die gelehrte Societät und ihre Aufgaben, völlig in Anspruch genommen werden.

Der Unterricht ist Wort- und Sachunterricht zugleich. Während bei der üblichen grammatistischen Lehrweise sechs bis sieben Jahre ausschliefslich auf das Lernen von Worten verwendet werden, wobei das Resultat noch ein sehr klägliches ist, wird bei der neuen Methode ein erheblicher Zeitgewinn erzielt. Dies ist dadurch möglich, dafs, ganz im Anschlufs an Milton, die Kenntnis der Natur, der Rhetorik, der Moral u. s. w. unmittelbar aus der Lektüre der Schriftsteller gewonnen wird, die darüber gehandelt haben. Und so gelangt Cowley zur Empfehlung fast der gleichen Schriftsteller, die Milton als Kanon aufgestellt hatte. Gemeinsam mit Milton ist unserem Autor ferner die Empfehlung der Leibesübungen, die damals durchaus noch nicht als selbstverständlich galt, gemeinsam ferner die Lehrmethode, die darin besteht, mehr durch Ermutigung, freundlichen Zuspruch, durch Hinweis auf gute Beispiele, durch Erregung des Wetteifers zu wirken als durch Strenge und Strafen, gemeinsam vor allem, dafs er alles, also auch die Wissenschaft und ihre Lehre, auf den Staat bezieht: die Schüler sollen zu Männern herangebildet werden, die dem Gemeinwesen zum Segen und zur Zierde gereichen.

Man sieht, die Abhandlung unseres Autors ist für einen Erziehungsplan skizzenhaft genug; sie ist eben nicht schon an und für sich ein Fortschritt, wie ihn Miltons Ideen bekunden, sondern sie ist nur typisch für die ganze Richtung, in der sich mit der Philosophie, mit der Wissenschaftslehre auch die Erziehungslehre im XVII. Jahrh. bewegt. Sie kann daher erschöpfend nur in gröfserem Rahmen, in Verbindung mit ähnlichen oder gleichen Ideen seiner Zeitgenossen[1]) gewürdigt werden.

Die Akademie

Die Akademie sei eine, zwei oder höchstens drei Meilen von London entfernt gelegen, und zwar, wenn sich diese Annehmlichkeit ermöglichen läfst, am Ufer des Flusses (Themse) oder doch in der Nähe desselben. Die Einkünfte der Akademie sollen sich auf viertausend Pfund jährlich belaufen.

Ihr Personal hat zu bestehen aus folgenden Personen:

1. Zwanzig wissenschaftlich vorgebildeten Lehrern oder Professoren. 2. Sechzehn jungen Studenten, die den Professoren unterstellt sind. 3. Einem Kaplan. 4. Einem Rendanten. 5. Einem Ökonomen oder Proviantmeister für den Haushalt. 6. Zwei Gärtnern. 7. Einem Oberkoch. 8. Einem Unterkoch. 9. Einem Kellermeister. 10. Einem Unterkellermeister. 11. Einem studierten Arzt. 12. Zwei Apothekergehilfen. 13. Einem Bibliothekar, der zugleich Apotheker, Kräuterkundiger und Aufseher über die Apparate und Instrumente sein mufs.

[1]) Z. B. Thomas Sprat's in seiner Geschichte der Königlichen Societät zu London, ferner John Evelyn's in einem Briefe an den berühmten Naturforscher Robert Boyle (Diary and Correspondence of John Worthington, ed. by J. Crossley. Chetham Society 1855, S. 149 ff.).

14. Einem Beamten, der die Aufsicht über die Haustiere und das Geflügel hat, die in der Anstalt gehalten werden. 15. Einem Stallknecht. 16. Einem Boten, der alle Gänge für die Anstalt zu besorgen hat. 17. Vier älteren Frauen, die die Zimmer in Ordnung, das Haus sauber zu halten und ähnliche Dienste zu verrichten haben. Für diesen Haushalt sind jährlich folgende Summen ausgeworfen:

1. Für jeden der Professoren sowie den Kaplan 120 Pfund. 2. Für jeden der sechzehn Studenten oder Gehilfen 20 Pfund, und zwar je 10 Pfund als Gehalt und je 10 Pfund für Beköstigung. 3. Für den Rendanten 30 Pfund und dazu besondere Tagegelder für seine Reisen. 4. Für den Ökonomen 30 Pfund. 5. Für jeden der Gärtner 20 Pfund. 6. Für den Oberkoch 20 Pfund. 7. Für den Unterkoch 10 Pfund. 8. Für den Kellermeister 10 Pfund. 9. Für den Unterkellermeister 4 Pfund. 10. Für den Arzt 30 Pfund. 11. Für den Bibliothekar 30 Pfund. 12. Für jeden der zwei Apothekergehilfen 12 Pfund. 13. Für den Aufseher über das Vieh 6 Pfund. 14. Für den Stallburschen 5 Pfund. 15. Für den Boten 12 Pfund. 16. Für die vier erforderlichen Frauen 10 Pfund. Für den Tisch des Ökonomen, an welchem alle Bediensteten, aufser den Gehilfen, ihr Essen erhalten sollen, 160 Pfund. Für drei Pferde, die für Zwecke der Akademie gebraucht werden, 30 Pfund. Dies ergiebt zusammen 3285 Pfund. Es verbleibt sonach für Instandhaltung des Hauses, der Gärten, des Laboratoriums, der Instrumente, für den Unterhalt der Tiere, für Experimente aller Art und sonstige Ausgaben die Summe von 715 Pfund.

Das würde eine unbedeutende Summe sein im Vergleich mit den guten Zwecken, für die sie bestimmt ist; aufserdem denke ich mir, dafs die Thätigkeit der Anstalt in kurzer Zeit so zunehmen wird, dafs sie ein erheblich gröfseres Kapital zur Förderung und Erweiterung ihres Unternehmens erwerben wird, wenn mit dem letzteren einmal ein Anfang gemacht ist; auch braucht man nicht daran zu zweifeln, dafs Privatpersonen in ihrer Freigebigkeit fortfahren werden, wenn sie in ihr durch den Anblick des öffentlichen Nutzens, der aus jener Gründung der ganzen Menschheit und besonders unserm Volke erwachsen wird, sich angespornt fühlen werden. Das Gleiche wird aus Verpachtungen und sonstigen zufälligen Einnahmen hervorgehen; endlich wird vorausgesetzt, dafs von alle dem nichts für den privaten Vorteil der Professoren oder irgend einen anderen Zweck aufser dem der Erforschung der Natur und infolgedessen dem allgemeinen Besten in der Welt verwendet, und dafs für die zuverlässige Ausführung der durch das Statut vorgeschriebenen Dinge wie auch für den Schutz und die Förderung der Societät Sorge getragen werde.

Eine hervorragende Persönlichkeit, eine Freundin einer soliden Bildung und selbst einer solchen nicht fremd, werde dann zum Kanzler oder Präsidenten der Akademie gewählt und ihm dazu acht Pfleger von gleicher Bildung beigegeben, von denen zwei alljährlich die Akademie besichtigen und aus der Hand und unter dem Eide der in der Akademie wohnhaften Professoren eine genaue Aufstellung aller, selbst der kleinsten Ausgaben und des wahren Vermögensstandes der Gemeinschaft entgegennehmen sollen.

Die Neubesetzung einer Professorstelle stehe im Falle einer Erledigung dem Kanzler und den Pflegern zu, aber die Professoren, die wahrscheinlich am besten zu beurteilen vermögen, welche Männer aus ihrem Volke am geeignetsten für die Pflichten ihrer Gemeinschaft sein werden, sollen die Wahl jener leiten, indem sie jenen bei jeder Wahl zwei oder drei Persönlichkeiten vorschlagen. Und falls irgend ein Gelehrter im Gebiete Sr. Majestät irgend eine nützliche Entdeckung macht oder irgend einen nützlichen Zweig der Erkenntnis fördert, so soll er daraufhin zur eigenen Belohnung sowie zum Ansporn der anderen jedem anderen vorgezogen werden, wenn er auf die Stelle reflektiert.

Die Pfleger sollen die Macht haben, jeden Professor zu entfernen, von dem erwiesen ist, dafs er ein anstöfsiges Leben führt oder der Gemeinschaft nicht die erwarteten Dienste leistet.

Die Akademie soll auf folgende oder doch ähnliche Weise errichtet werden.

Sie bestehe aus drei hübschen, viereckigen Höfen und drei grofsen, von ordentlichen Mauern eingeschlossenen Plätzen.

Der erste Hof werde mit einem hübschen Kreuzgang versehen und enthalte die Wohnungen der Professoren, oder besser kleine Häuser, vier auf jeder Seite, in einiger Entfernung voneinander und mit kleinen Gärten davor, ganz in der Art von Chartreuse jenseits des Kanals. Der Innenraum des Kreuzganges sei mit einem Kiesweg versehen; dieser sei eingefafst von einer Baumreihe, und in der Mitte erhebe sich ein Blumenbeet mit einem Springbrunnen.

Das zweite, gerade hinter dem ersten liegende Viereck werde so angelegt, dafs es folgende Teile enthält: 1. Eine Kapelle. 2. Eine Halle mit zwei langen Tischen an jeder Seite, an denen die Gehilfen und die Beamten des Hauses essen, und mit einem Rednerpult und Bänken an dem einen Ende, die für die öffentlichen Vorlesungen dienen. 3. Ein grofses, freundliches Speisezimmer innerhalb der Halle für die Mahlzeiten der Professoren und ihre Besprechungen und Zusammenkünfte. 4. Das Hauptgebäude der Schule. 5. Eine Bibliothek. 6. Eine Galerie, in der man sich ergehen kann, mit den Bildern oder Statuen aller derer, die etwas dem menschlichen Leben Nützliches erfunden oder entdeckt haben, wie die Druckkunst, die Feuerwaffen, Amerika u. s. w. oder jüngst erst auf dem Gebiete der Anatomie den Blutumlauf, die Milchkanälchen und dem ähnliche Entdeckungen in allen Künsten und Wissenschaften — und zwar mit kurzen Lobsprüchen unter den Bildnissen; ferner die Abbildungen aller Arten Geschöpfe und die ausgestopften Felle von so vielen fremden Tieren, als man erlangen kann. 7. Ein anatomisches Zimmer, mit Skeletten und anatomischen Abbildungen ausgestattet und mit allen Vorrichtungen zur Sektion versehen. 8. Ein Zimmer für alle Arten Drogen und Apothekerbedürfnisse. 9. Als Zubehör zur Bibliothek ein mit allerlei mathematischen Instrumenten ausgestattetes mathematisches Zimmer. 10. Wohnräume für den Kaplan, den Arzt, den Bibliothekar und den Ökonomen, in der Nähe der Kapelle, des anatomischen Zimmers, der Bibliothek und der Halle gelegen.

Der dritte Hof befinde sich an der einen Seite dieser letzteren; er soll

sehr geräumig, aber sehr einfach angelegt sein, da er nur den Forderungen des Nutzens und nicht auch wie die anderen Höfe denen der Schönheit entsprechen soll. Er soll die Küche, das Milchgewölbe, das Brauhaus, die Bäckerei, die Meierei, das Speisegewölbe, die Ställe u. s. w. enthalten und besonders grofse Laboratorien für chemische Arbeiten und Wohnräume für die niederen Bediensteten.

Hinter dem zweiten Hofe soll sich der Garten befinden mit allen Pflanzen, die unser Boden nur hervorbringen will, und am Ende desselben ein kleines Lusthaus, eine Gärtnerwohnung und ein Hain von Bäumen, der zu Spaziergängen angelegt ist.

Der zweite mit Mauern umgebene Platz soll ein Garten sein, der nur für allerlei Versuche mit Pflanzen dient, beispielsweise Versuche zu ihrer Veredelung, der Beschleunigung oder Verzögerung ihres Wachstums, ihrer Farbenveränderung, oder was sonst derart durch die Kunst hervorgebracht werden kann, entweder des Nutzens oder der blofsen Wifsbegier halber; auch dieser Garten möge eine Wohnung für den Gärtner enthalten.

Der dritte Platz werde verwendet zu Behältnissen für alle Arten Geschöpfe, die die Professoren für nötig halten werden, um tiefer in die Natur der Tierwelt einzudringen und die Art der Verwendung derselben für unsere Zwecke zu verbessern. Ebenso werde an irgend einem Platze der Akademie, wo er dem Ganzen am meisten zur Zierde dient, ein sehr hoher Turm zur Beobachtung der Himmelskörper errichtet, der mit Sonnenuhren und ähnlichen Merkwürdigkeiten versehen ist; auch soll man für sehr tiefe unterirdische Gewölbe sorgen zum Zwecke von Versuchen, die für solche Orte passen und deren es viele geben wird.

Noch könnte vieles hinzugefügt werden, aber ich fürchte wahrlich schon, dies möchte für die christliche Mildthätigkeit oder die Freigebigkeit unseres Zeitalters zu viel sein, als dafs es sich darauf einläfst, und wir denken uns das nicht nach dem Muster von Salomons Hause bei Lord Bacon (was ein Plan zu Versuchen ist, der niemals ausgeführt werden kann), sondern schlagen es innerhalb solcher Grenzen von Kosten vor, wie sie schon oft durch die Schöpfungen von Privatpersonen überschritten worden sind.

Über die Professoren, die Gehilfen, den Kaplan und die anderen Beamten

Vier von den zwanzig Professoren sollen immer auf überseeischen Reisen begriffen, die anderen sechzehn im Gebäude wohnhaft sein, aufser für den Fall, dafs einer für eine aufserordentliche Gelegenheit Erlaubnis erhält und dafs jeder unter diesen Verhältnissen Abwesende einen Stellvertreter zurückläfst, der seine Pflichten für ihn übernimmt. Die vier auf Reisen befindlichen Professoren sollen für die vier Weltteile: Europa, Asien, Afrika, Amerika bestimmt sein und sich daselbst wenigstens drei Jahre aufhalten und von allem, was das Studium betrifft, einen fortlaufenden Bericht, besonders über die Naturgeschichte jener Erdteile, erstatten.

Die Ausgaben für alle ihre Sendungen, alle Bücher, Arzeneipflanzen, Tiere,

Steine, Metalle, Mineralien u. s. w. und für alle Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, welcher Art auch immer, die von ihnen an die Akademie eingeliefert werden, sollen aus der Kasse bestritten werden, und sobald als die Einkünfte der Akademie sich verbessern, soll ihnen über ihre 120 Pfund hinaus noch eine Extragebühr bewilligt werden.

Bei ihrer Reise ins Ausland sollen sie einen feierlichen Eid ablegen, dafs sie der Akademie niemals etwas mitteilen werden, als was sie nach sorgfältigster Prüfung als völlig zuverlässig erfunden haben, und sollen es bekennen und widerrufen, sobald sie sich in einem Irrtum befinden.

Die sechzehn ansässigen Professoren sollen gehalten sein, die verschiedenen Zweige der Natur- und der angewandten Wissenschaften zu studieren und zu lehren, als da sind: die Mathematik, die Mechanik, die Medizin, die Anatomie, die Chemie, die Naturgeschichte der Tiere, Pflanzen, Steine, die Lehre von den Naturkräften u. s. w., den Feldbau, die Baukunst, die Kriegskunst, die Schifffahrtkunde, die Gartenkunst, die geheimnisvolle Geschichte aller Gewerbe und ihrer Verbesserung, die Anfertigung aller Waren, die natürliche Magie oder Wahrsagekunst, kurz alle die Gegenstände, die in dem Verzeichnis der Zweige der Naturwissenschaften, das Lord Bacons Organon angehängt ist, enthalten sind.

Von Ostern bis Michaelis täglich und von Michaelis bis Ostern wöchentlich zweimal, und zwar in den Nachmittagstunden, die für das von London kommende Publikum am bequemsten sind, nämlich der Jahreszeit angemessen, soll im Saale eine Vorlesung stattfinden, und zwar über die Teile der Naturwissenschaft, über die sich die Professoren untereinander verständigen werden und je nachdem ein jeder von ihnen sie mit Nutzen für andere und mit Ehre für sich selbst zu halten vermag.

Zwei von den Professoren sollen in täglichem, wöchentlichem, monatlichem Wechsel (Turnus) die Lehrgegenstände vortragen, und zwar gemäfs den im folgenden gegebenen Anweisungen:

Alle Professoren sollen einander in jeder Beziehung gleichstehen; ausgenommen ist der Vorzug (bei der Auswahl der Wohnung und ähnlichen Vorrechten), der sich auf höheres Alter innerhalb des Kollegiums gründet. Alle sollen in jährlichem Wechsel Vorsteher und Schatzmeister sein, und die zwei gerade amtierenden Beamten sollen den Vortritt vor den übrigen haben und Arbitri mensarum sein.

Der Vorsteher soll allen Beamten der Akademie gebieten, je nach gegebenem Anlafs Zusammenkünfte und Versammlungen einberufen und in ihnen mit doppelter Stimme den Vorsitz führen, in seiner Abwesenheit aber der Schatzmeister, dessen Geschäft es ist, alle Gelder nach schriftlicher Anweisung des Vorstehers, in einem aufserordentlichen Falle nach Zustimmung der anderen Professoren, auszugeben oder einzunehmen.

Alle Professoren sollen zusammen im Besuchszimmer innerhalb des Kollegiums zu Nacht speisen und zweimal wöchentlich (nämlich alle Sonntage und Donnerstage) ebenda zu Mittag, und zwar an zwei runden Tischen, der bequemeren Unterhaltung wegen, die sich meistens um solche Gegenstände drehen

soll, dafs sie geeignet ist, ihre Studien und ihren Beruf zu fördern. Sie davor zu bewahren, auf ungebundene, unnützliche Unterhaltung zu verfallen, soll die Pflicht der beiden Arbitri mensarum sein, die auch einem der Gehilfen vorschreiben können, jenen etwas Passendes vorzulesen, solange als sie beim Essen sitzen. Auch soll es nur den Arbitri mensarum zustehen, Gäste einzuladen, was sie aber nur selten thun sollen, es handele sich denn um Männer von Gelehrsamkeit oder Talent; sie sollen aber nicht mehr als zwei zu gleicher Zeit zu einer Mahlzeit einladen, da nichts unfruchtbarer und nichtiger ist als häufige Zusammenkünfte von Bekannten.

Die in der Anstalt wohnhaften Professoren sollen der Akademie jährlich zwanzig Pfund für ihren Unterhalt anweisen, ob sie nun während der ganzen Zeit sich daselbst aufhalten oder nicht.

Wöchentlich einmal sollen sie eine Versammlung oder Zusammenkunft zwecks der Angelegenheiten der Akademie und der Förderung ihrer eigenen Naturerkenntnis haben.

Wenn einer irgend etwas entdecken sollte, dem er Wichtigkeit beilegt, so soll er es der Versammlung vorlegen, damit es von dieser geprüft, erprobt, gebilligt oder verworfen werden kann.

Falls irgend einer der Urheber einer Erfindung ist, die gewinnbringend werden kann, so soll der dritte Teil des Gewinns dem Erfinder gehören, zwei Drittel aber der Gemeinschaft; aufserdem soll, wenn der Gegenstand sehr erheblich ist, seine Bildsäule oder sein Bildnis mit einem Lobspruch darunter in der Galerie angebracht werden, und er soll Bürgerrecht in jener Vereinigung berühmter Männer erlangen. Allen Professoren soll immer (neben dem regelrechten Gang ihrer Studien) eine besondere Untersuchung zugewiesen werden, über die sie der Versammlung Bericht zu erstatten haben, so dafs jeden Tag irgend eine oder die andere Unternehmung in allen Wissenschaften und Künsten, wie der Chemie, Anatomie, Mechanik und dergleichen zur Ausführung kommen kann, und die Akademie soll die Kosten jener Unternehmung bestreiten. Es soll dann ein Register unter Schlofs und Riegel, das nur von den Professoren eingesehen werden kann, über alle gelungenen Versuche geführt werden, das jedesmal von der Person, die den Versuch angestellt, unterzeichnet wird.

Die verbreiteten und allgemein angenommenen Irrtümer im Gebiete der Naturerkenntnis (von denen diese überwuchert ist wie ein verwahrloster Garten von Unkraut) sollen durch Versuche als solche erwiesen und in den öffentlichen Vorlesungen gekennzeichnet werden, damit sie hinfort die Leichtgläubigen nicht mehr täuschen und durch Beeinflussung oder Verwandtschaft mit anderen Irrtümern neue Leichtgläubige erzeugen können.[1])

Alle drei Jahre (von dem vollständigen Ausbau der Anstalt an gerechnet)

---

[1]) Die Annahme ist erlaubt, dafs unserem Schriftsteller hier die Schrift des Arztes Thomas Browne: 'Pseudodoxia Epidemica, or, Enquiries into very many received Tenets and commonly presumed Truths, which examined, prove but Vulgar and Common Errors' 1646, vorgeschwebt hat.

soll die Akademie über die Resultate ihrer dreijährigen Thätigkeit in gutem, klassischem Latein einen Rechenschaftsbericht in Druck geben.

Jeder in der Akademie wohnhafte Professor soll seinen Famulus haben, der ihm auf seinem Zimmer und bei Tische aufwartet. Diesen soll er in der Naturerkenntnis unterrichten und von seinen Fortschritten der Versammlung, durch deren Wahl er ihn erhalten hat und der er dafür verantwortlich ist, Rechenschaft ablegen, sowohl was seine Erziehung betrifft als was seine mit Gerechtigkeit und Billigkeit auszuübende Verwendung zu Dienstleistungen angeht.

Dieser Famulus soll sehr gut Latein verstehen und auch in das Griechische leidlich eingeweiht sein, ehe er geeignet erscheint, zu jener Dienstleistung herangezogen zu werden; in dieser Stellung soll er nicht über sieben Jahre bleiben.

Er soll seine Wohnung bei dem Professor haben, dem er seine Dienste widmet.

Kein Professor soll verheiratet sein oder ein Geistlicher oder ein Rechtsgelehrter im Amte; nur mag ihm verstattet sein, ärztliche Verordnungen vorzuschreiben, weil diese Kunst an den Pflichten seiner Stellung einen grofsen Anteil hat, und diese Pflichten sind so bedeutend, dafs sie ihm nicht erlauben werden, viel Zeit in einer Praxis um Lohn zu verlieren. In der Akademie sollen die Professoren das bei den Masters of Art auf den Universitäten übliche Gewand[1]) oder auch das der Doktoren tragen, wenn solche unter ihnen sind.

Sie sollen alle untereinander eine unverletzliche, musterhafte Freundschaft halten, und die Societät soll eine beträchtliche Geldstrafe demjenigen auferlegen, von dem nachgewiesen wird, dafs er in einem Streite sich so weit vergessen hat, gegen seine Kollegen eine unhöfliche Sprache zu führen, und die Fortsetzung irgend einer Feindschaft soll von den Pflegern mit Ausstofsung bestraft werden.

Der Kaplan soll am Tische des Vorstehers speisen, indem er dafür wie die anderen zwanzig Pfund jährlich bezahlt; er soll wenigstens einmal am Tage, kurz vor der Abendmahlzeit, ein Gebet sprechen; er soll am Sonntagmorgen in der Kapelle predigen und am Nachmittag die Famuli und die Schüler katechisieren; er soll jeden Monat das heilige Abendmahl spenden; er soll weder sich selbst noch seine Hörer mit theologischen Streitigkeiten beunruhigen, sondern ausschliefslich Gott erkennen lehren in seinen gerechten Geboten und in der Herrlichkeit seiner Werke.

Die Schule

Das Schulgebäude soll so angelegt werden, dafs es etwa zweihundert Schüler aufnehmen kann. Die Schule soll in vier Klassen geteilt werden, nicht, wie die anderen es gewöhnlich sind, in sechs oder sieben, weil wir voraussetzen, dafs die Knaben, welche ihr zugeführt worden sind, um Sprach- und Sachunterricht zu erhalten, bereits die ersten zwei oder drei Jahre hinter sich haben

[1]) Die Tracht der Masters of Art in Oxford und Cambridge, sofern diese an der Universität wirklich im Amte bleiben, ist seit alten Zeiten cap und gown (Barett und Talar).

und das Alter von etwa 13 Jahren erreicht haben sollten, so dafs sie im Lateinischen und in der Kenntnis der Autoren schon hübsch vorgerückt sind.

Keiner von ihnen, und sei er auch noch so reich, soll für seinen Unterricht etwas zu bezahlen haben, und sollte einer der Professoren überführt werden, dafs er für seine Mühe in der Schule Geld genommen habe, so soll er von den Pflegern schimpflich ausgestofsen werden; sollten aber irgend welche Personen von hohem Stande und Vermögen, wenn sie finden, dafs ihre Söhne in den Wissenschaften hier bessere Fortschritte machen, als gleichaltrigen Knaben auf anderen Schulen gemeiniglich gelingt, es nicht passend finden, eine Verpflichtung von so hoher Wichtigkeit anzunehmen, ohne dafür einige Zeichen der Erkenntlichkeit zu geben, so können sie nach Belieben (denn es soll nichts gefordert werden) der Akademie zum Lohne für ihre Bemühung irgend eine kleine Seltenheit oder Merkwürdigkeit schenken.

Und weil es beklagenswert ist, den Zeitverlust mitanzusehen, welchen die Kinder auf den meisten Schulen erleiden, indem sie sechs oder sieben Jahre dazu verwenden oder vielmehr verschleudern, ausschliefslich Worte zu lernen, und noch dazu sehr unvollkommen, so soll hier eine Methode eingeführt werden, ihnen zu gleicher Zeit Worte und Sachen beizubringen, und das soll die Einführung in die Naturerkenntnis sein. Das kann, wie wir es auffassen, geschehen, indem wir sie an der Lektüre der Schriftsteller oder ausgewählter Stücke von Schriftstellern unterrichten, welche über gewisse Teile der Naturerkenntnis handeln, und die mit ebensoviel Leichtigkeit wie Vergnügen gelesen werden können wie die gewöhnlich dem Unterricht zu Grunde gelegten; solche sind auf dem Gebiete des Lateinischen Varro, Cato, Columella, Plinius, teilweise Celsus und Seneca, Cicero de divinatione, de natura deorum und mehrere zerstreute Stücke, Virgils Georgica, Grotius, Nemesianus, Manilius; und weil wir thatsächlich gute Dichter brauchen (ich will damit sagen, dafs wir nur wenige besitzen, welche in bewufster Überlegung gediegene, gelehrte, ich will sagen, der Natur entnommene Stoffe behandelt haben) — die meisten derselben geben nämlich der Schwachheit der Welt nach und unterhalten diese entweder mit den Tollheiten der Liebe oder mit den Fabeln von Göttern und Helden —, so denken wir uns, es sollte aus all den zerstreuten kleinen Stücken in den alten Schriftstellern ein Buch zusammengestellt werden, das zur Beförderung der Naturerkenntnis dienen könnte; es würde einen starken und weder unnützen noch langweiligen Band bilden. Dem sähen wir gern hinzugefügt die moralischen und rhetorischen Schriften des Cicero und die Institutiones des Quintilian, und was die Lustspieldichter anlangt, aus denen fast ausschliefslich jener nötige Teil der Alltagssprache und die intimsten Eigenheiten der Sprache gewonnen werden, so denken wir uns, die Knaben könnten zur Beherrschung derselben gebracht werden, und zwar so, dafs es als ein Teil ihrer Erholung, und nicht ihrer Bemühung erscheint, wenn sie einmal im Monat oder wenigstens alle zwei Monate einmal eine von den Komödien des Terentius und später (die am meisten Fortgeschrittenen) einige von denen des Plautus aufführten. Das ist in der That aus manchen Gründen eine der besten Übungen, die ihnen eingeschärft,

und eine der unschuldigsten Vergnügungen, die ihnen verstattet werden können. Was die griechischen Schriftsteller anlangt, so mögen die Schüler Nikander, Oppianus (den Scaliger[1]) keinen Anstand trägt sogar über den Homer und seinem angebeteten Virgil an die Seite zu stellen), Aristoteles' Naturgeschichte der Tiere und anderes, Theophrastus' und Dioskorides' Schriften über die Pflanzen und eine Sammlung aus griechischen Dichtern wie Prosaikern lesen.

Für die Zwecke der Moral und der Rhetorik mag Aristoteles genügen, für die letzteren Zwecke vielleicht noch Hermogenes und Longinus hinzugefügt werden. Zugleich mit der Naturgeschichte der Tiere sollte ihnen als eine angenehme Abschweifung die Anatomie vorgeführt und sie mit der Gestalt und der Natur der unter uns nicht gemeinen Tiere bekannt gemacht werden, indem man sie zugleich den Irrtümern entreifst, die bezüglich vieler derselben allgemein im Schwange sind. Die gleiche Methode sollte befolgt werden, um sie mit allen Pflanzen bekannt zu machen; dazu müfste dann noch treten eine gewisse Kenntnis der alten und der neuen Geographie, das Verständnis des Globus, die Grundsätze der Geometrie und der Astronomie. Sie sollten sich weiter üben, in lateinischer und in englischer Sprache zu deklamieren, wie es die Römer mit der griechischen und der lateinischen Sprache hielten; und bei all dieser Beschwerde sollten sie mehr durch vertrauten Umgang, durch Ermutigung und durch Wetteifer als durch Strafen, Strenge und Abschreckung geleitet werden. An Festtagen und in den Zeiten der Erholung sollten sie sich im Freien durch Reiten, Springen, Fechten, Zusammenrotten und in der Abhärtung nach Soldatenart üben etc. Und um jede Gefahr und Unordnung zu verhüten, sollten stets zwei der Gehilfen bei ihnen sein als Zeugen und Leiter ihres Thuns und Treibens; bei schlechtem Wetter aber würde es für sie nicht uneben sein, tanzen zu lernen, das heifst, gerade so viel davon zu lernen (denn alles darüber Hinausgehende wäre überflüssig, wenn nicht etwas Schlimmeres), als dazu dienen mag, ihnen eine anmutige Körperhaltung zu verleihen.

An Sonn- und kirchlichen Feiertagen unterstehen sie der Aufsicht des Kaplans.

Für alle diese Zwecke soll die Akademie Einrichtungen treffen, dafs in der Gegend einige passende und angenehme Häuser vorhanden sind, die von gottesfürchtigen, zurückhaltenden und gewissenhaften Personen unterhalten werden, um junge Studierende zu beherbergen und zu beköstigen, und die darauf sehen, dafs diese in Frömmigkeit, Reinlichkeit und bei reichlicher Kost, je nach Mafsgabe der Aufwendungen der Eltern, auferzogen werden.

Schliefslich soll die Akademie, wenn es Gott gefällt, entweder durch ihre eigene Thätigkeit und durch eigene Erfolge oder durch das Wohlwollen von

---

[1]) Gemeint ist hier Scaligers Theorie der Dichtkunst (Poetices Libri VII. 1561. fol.), die in sieben Büchern von den Altertümern und verschiedenen Arten der Poesie der Griechen und Römer, von der Form und den Versarten derselben, von den Gegenständen derselben, von den Eigenschaften des poetischen Stils, von der Nachahmung, von der Kritik der älteren und neueren lateinischen Dichter, von einzelnen in das Gebiet der Dichtkunst einschlagenden Nebendingen handelt. Die von Cowley citierte Vergleichung des Oppian mit Homer und Vergil durch Scaliger findet sich im fünften Buche.

Gönnern sie derart zu segnen, dafs sie nun ihrerseits es als eine Pflicht erkennen mufs, gegen andere Wohlthaten zu üben, auf eigene Kosten ein Haus oder mehrere einrichten und im Stande halten für den Unterhalt von armer Eltern Söhnen, solange diese auf der Schule sich aufhalten, deren gute Naturanlage für das Gemeinwohl ein Segen oder doch eine Zierde zu werden verspricht, und soll dafür Sorge tragen, dafs dies mit den gleichen Bequemlichkeiten geschieht, wie sie den Kindern reicher Leute vergönnt sind (wenn sie auch eine desto geringere Anzahl unterhalten), denn von einer niedrigen, schmutzigen Erziehung, wie sie im Armenhause üblich ist, kann man nichts Hervorragendes und Ausgezeichnetes erwarten.

Schlufs

Wenn ich mich durch meine natürliche Neigung (*στοργή* bei den Griechen, wofür keine andere Sprache ein passendes Wort hat) für meine eigenen Ideen nicht zu sehr täuschen lasse, so ist niemals ein Projekt erdacht worden, das verdiente, auf so wenig Widersacher zu stofsen wie das meinige. Denn wer könnte sich, ohne sich einer unverschämten Narrheit schuldig zu machen, der Einsetzung von zwanzig sorgfältig ausgewählten Personen in eine Lebenslage widersetzen, die derart wäre, dafs die ganze Beschäftigung und der einzige Beruf jener darin bestünde, die Verbesserung und den Vorteil aller anderen Berufszweige zu studieren, vom höchsten General angefangen bis zum niedrigsten Handwerker? Personen, sage ich, welche angehalten werden sollen, ihre ganze Zeit, ihre ganze Geistesschärfe, ihre ganze Gelehrsamkeit und ihre ganze Thätigkeit auf folgende vier und keine anderen Endzwecke zu verwenden, die nützlichsten, welche gedacht werden können:

Erstens, alle naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, die uns durch frühere Zeitalter überliefert worden sind, zu erwägen, zu untersuchen, nachzuprüfen; alle falsche Münze, mit der die Welt sich so lange hat bezahlen und betrügen lassen, zu entdecken, zu verwerfen und ihr den Stempel des Falschen aufzudrücken, und, sozusagen, auf alle echte Münze das Münzzeichen der Akademie zu setzen, so dafs sie in Zukunft ohne alle weitere Prüfung passieren kann.

Zweitens: alle verloren gegangenen Erfindungen der Alten, die sozusagen im Meere versunkenen Länder wiederzugewinnen.

Drittens: alle in unserem Besitz befindlichen Künste und Fertigkeiten zu vervollkommnen.

Und letztens: andere, die wir noch nicht besitzen, zu entdecken; — Personen endlich, welche (neben allem diesem, als ein rein beiläufiger Gewinn) den Söhnen so vieler Leute, als nur immer von der Verpflichtung Gebrauch zu machen für angezeigt halten werden, die beste Erziehung, die es nur in der Welt geben kann, angedeihen lassen.

Und mein Projekt gerät auch nicht in Zwiespalt mit staatlichen oder religiösen Parteiungen oder thut ihnen irgendwie Eintrag, sondern kann unterschiedslos von den Vertretern der verschiedensten Meinungen angenommen werden; auch läfst sich von ihm kaum annehmen, dafs es (wie so viele gute

Einrichtungen gethan haben) zum Schaden ausschlägt. So dafs, alles in Betracht gezogen, ich annehmen will, mein Vorhaben werde auf keine Gegnerschaft stofsen. Die einzige Frage ist, ob mein Plan Freunde genug finden wird, um ihn aus einer blofsen Idee, einem Plane zu voller Wirklichkeit zu führen und zur Thatsache zu machen, da die im Anfange nötigen Ausgaben (denn späterhin wird sich das Unternehmen selbst genügend forthelfen) so grofs sind (obgleich ich sie gegenüber einem so ausgedehnten Unternehmen so niedrig als möglich angesetzt habe), dafs es aussichtslos erscheint, eine solche Summe bei den wenigen noch lebenden Vertretern christlicher Mildthätigkeit und Freigebigkeit im Interesse des Gemeinwohls aufbringen zu wollen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ZU MORSCHS AUFSATZ ÜBER DIE DIENSTINSTRUKTIONEN

In der schätzbaren Abhandlung 'Die Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer höherer Lehranstalten in verschiedenen Staaten Deutschlands und in Österreich', die Prof. Dr. Hans Morsch aus Berlin im 2. und 3. Hefte dieser Jahrbücher veröffentlicht, ist bezüglich des wichtigen Kapitels der Versetzungsprüfung über Württemberg S. 100 gesagt, dafs 'sich darüber auch erst im Jahre 1891 ein Erlafs der Kgl. Württemb. Ministerialabteilung ausgesprochen habe, aber als Manuskript gedruckt sei und sich deswegen der Mitteilung und Besprechung entziehe'. Zur Erweiterung und Ergänzung hierüber sei folgendes bemerkt, was vielleicht für nichtwürttembergische Lehrer von Interesse ist.

Der grundlegende Erlafs vom 5. März 1891, der sehr umfassend, in der praktischen Durchführung aber nicht ohne Schwierigkeiten ist, so dafs die letzte Konferenz württembergischer Gymnasialrektoren sich damit beschäftigen zu müssen glaubte, ist wie die Ergänzung dazu vom 30. Oktober 1894 allerdings ursprünglich nur in hektographierter Form (nicht einmal 'als Manuskript gedruckt') für den Dienstgebrauch vervielfältigt worden. Seit ein paar Jahren aber ist er zwar nicht in wirklicher Wiedergabe, aber in einem ins einzelne gehenden und zuverlässigen Auszuge durch den Druck veröffentlicht worden in dem bei W. Kohlhammer in Stuttgart 1899/1900 erschienenen Buch von Prof. Dr. Fehleisen: 'Sammlung der wichtigsten Bestimmungen für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs.' Da ich aus Erfahrung weifs, wie schwierig es oft ist, sich über die Organisation und Verwaltung namentlich des Mittelschulwesens einzelner deutscher Länder zuverlässig zu orientieren, so benutze ich diese Gelegenheit, die Kollegen aus dem Norden auf dieses Buch hinzuweisen. Zwar nicht in amtlichem Auftrag, aber doch unter der wohlwollenden Unterstützung der amtlichen Kreise entstanden, enthält es, wie der Titel sagt, eine Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen über die äufsere und innere Organisation des württembergischen Mittelschulwesens, zwar in loser und zufälliger Anordnung, was mit der Entstehung des Buches zusammenhängt, aber in durchaus sicherer Zuverlässigkeit des Inhalts, der freilich auf einzelnen Gebieten infolge der Raschlebigkeit der Gegenwart schon leider veraltet ist. Da die württembergische Schulverwaltung ihre Anordnungen, auch wenn sie von grundlegender Bedeutung und allgemeinerem Interesse sind, nicht oder nur für einen beschränkten Kreis zu veröffentlichen pflegt, so ist dieses Buch das einzige Mittel, sich über diese Dinge ohne mühselige Einzelnachfrage zu orientieren. Bei der wachsenden Annäherung der deutschen Staaten auch auf diesem Gebiete sei es den mit den Schulverhältnissen Süddeutschlands, insbesondere Württembergs, vielfach noch sehr wenig vertrauten Lehrerkreisen Nord- und Mitteldeutschlands empfohlen. Erst aus der wirklichen Gegenseitigkeit des Erkennens und Verstehens kann die innere Ausgleichung und damit die wachsende Annäherung hervorgehen.

Karl Hirzel.

WAS IST BILDUNG?

Aus einer Kaisersgeburtstagsrede, gehalten am 27. Januar 1902 in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied.

Von Alfred Biese

. . . Ins Gedächtnis möchte ich Ihnen zurückrufen die Rede, die Se. Maj. im vergangenen Jahre zu Bonn im Beethovensaale vor der versammelten Studentenschaft hielt, als er seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen, in diese als neuen Bürger der alma mater eingliederte. Da pries der Kaiser den Rhein, den unsere Sagen umschweben und wo jede Burg und jede Stadt von der Vergangenheit redet, und fuhr also fort: 'Unser Rhein mit seinem Zauber soll auch auf den Kronprinzen und Sie seine Wirkung üben, und wenn der Becher fröhlich kreist und ein frisches Lied erschallt, dann soll Ihr Geist sich voll des schönen Augenblicks erfreuen und darinnen aufgehen, wie es lebensmutigen deutschen Jünglingen ziemt. Doch die Quelle, woraus Sie Freude schöpfen, sie sei rein und lauter wie der goldene Saft der Reben, sei so tief und nachhaltig wie der Vater Rhein.' Das sind wahrlich Worte, die ein Echo finden müssen in jedes Jünglings Brust und daher auch den Grundton bilden sollen für unsere heutige Festbetrachtung.

Wir befinden uns hier in einer Unterrichtsanstalt, an einer 'Bildungsstätte', und da heute ein Rasttag ist, wo einmal des Alltags Getriebe schweigt, da ist es wohl angebracht, einmal zu fragen, was denn unseres Strebens Ziel ist, und ob die gegenwärtigen Zeitströmungen für eine stille, ruhige Entwickelung des Innern günstig sind, oder — wenn nicht — ob es sich empfiehlt, auch die Schule in diesen Strom des schwankenden und gärenden Zeitgeschmackes hineinzureifsen, und ob es nicht doch vielleicht ein Bildungsideal giebt, das auch heute noch seinen Segen und sein Licht spenden könnte, ja müfste, und das über all den Wirrnissen des Lebens zeitlos schwebt.

Was heifst nun aber 'Bildung'? Das Wort hat auch seine Geschichte, wie sein Begriff, den es bezeichnet. Ursprünglich ist es so viel wie Bild und Bildnis und Abgebildetes. So heifst es bei einem mittelalterlichen Schriftsteller: 'Ich bitt' euch um deswillen, dessen Bildung und Bild ich an dem Kreuz da habe.' Sodann ist es so viel wie Gestalt und auch Gestaltung. Christian Günther wünscht 'auch die kleinsten Züge der Bildung' seiner Angebeteten betrachten zu können. Winkelmann setzt Bildung im Sinne der äufseren Gestalt in Gegensatz zu der inneren Denkart, wenn er spricht von der Wirkung

der verschiedenen Lage der Länder auf die Bildung der Einwohner wie nicht weniger auf ihre Art zu denken: 'in Absicht des ersten', nämlich der Bildung der Menschen, 'überzeugt uns unser Auge, dafs mehrenteils in dem Gesichte so wie die Seele, also auch der Charakter der Nation gebildet sei; je mehr sich die Natur dem griechischen Himmel nähert, desto schöner, erhabener und mächtiger ist dieselbe in Bildung der Menschenkinder'. — Hier ist Bildung also Gestaltung der körperlichen Erscheinung.

Bei Lessing lesen wir einmal: 'Ich glaube zwar nicht, dafs es etwas Unerlaubtes für ein Frauenzimmer sei, sich zu schminken, aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf diese Art zu Hilfe zu kommen.' Interessant ist besonders der Sprachgebrauch bei Goethe. In Hermann und Dorothea findet sich der Ausdruck: 'So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens sanft sich vorbei' — oder: 'Die liebenden Eltern staunten über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar.'

Dagegen im 'Faust', in der Frühlingsschilderung heifst es: 'Aber die Sonne duldet kein Weifses, allüberall regt sich Bildung und Streben, alles will sie mit Farben beleben.'

Hier ist also Bildung das Gestalten, das Formen selbst.

Wie bezeichnend sind Mignons Worte: 'Und ich fühle dieser Schmerzen still im Herzen heimlich bildende Gewalt': es ist ein Wirken, das zugleich ein Umformen ist; die unablässig nagenden Schmerzen geben der Seele eine andere Gestalt.

Sodann ist 'Bildung' vor allem die Pflege des Geistes, die Entfaltung des Inneren und das also an Kräften Entfaltete. Goethe schreibt: 'Er stellte ihr vor, dafs sie nun herangewachsen sei, und dafs doch etwas für ihre weitere Bildung geschehen müsse', oder: 'Es ist die Art aller derjenigen Menschen, denen an ihrer inneren Bildung viel gelegen ist, dafs sie die äufseren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen' oder: 'Betrachten wir alle Gestalten, so finden wir, dafs nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern dafs vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke, daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten wie von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.'

Was nennt man nun heute so im landläufigen Sinne 'Bildung'? Wir nennen 'gebildet', wer die höheren Schulen mit mehr oder weniger Witz und Behagen absolvierte, vielleicht auch die Universität in flüchtigem Besuche von Kollegien streifte, wer sich mannigfache Kenntnisse angeeignet hat — mag er sonst so eng und beschränkt in seinem Denken sein, wie er wolle —, wer Reisen gemacht, die Alpen, Italien oder gar Spanien und England durchquert, dies oder jenes Buch, das des Tages Mode an die Oberfläche führte, gelesen, dieses oder jenes Schauspiel von Hauptmann oder Ibsen oder Sudermann auf der Bühne gesehen hat und darüber mitsprechen kann auf Grund der Kritiken der Zeitungen, wer seine Glossen nach Vorträgen und Konzerten zu machen versteht, in den bildenden Künsten zwischen einem Uhde und Böcklin, oder gar zwischen einer Madonna von Holbein und Rafael, zwischen einem Ganymed

von Rembrandt und Rubens, zwischen der Venus von Medici und der von Milo unterscheidet, wer einen Walzer von Straufs nicht mit einem Walzer von Chopin verwechselt, wer den Handschuh nicht Goethe und den Faust nicht Schiller zuspricht, wer in einer fremden Sprache konversieren kann u. dgl. m.

Wir sprechen von gesellschaftlicher Bildung, wenn jemand die konventionellen Umgangsformen beherrscht, wenn er mit eleganter Grandezza sich in den Salons zu bewegen und über alle möglichen und unmöglichen Tagesfragen des politischen und des grofs- oder kleinstädtischen Lebens gewandt zu plaudern, oder gar mit verblüffender Geschwätzigkeit über seine eigenen Verdienste und die Schwächen anderer sich zu ergehen vermag.

Wir sprechen von sittlicher Bildung, wenn jemand sich selbst in der Gewalt hat, so dafs er auch im Zorn nicht aufbraust wie Wasser im überhitzten Kochtopf, sondern allezeit vornehme Gelassenheit bewahrt, wenn jemand, was so die landläufige Sitte und Sittlichkeit vorschreibt, befolgt.

Aber ist mit alledem wirklich der Kernpunkt unserer Frage getroffen?

Ich glaube nicht, sondern alles das streift doch eigentlich nur die Oberfläche und berührt nicht das innerste und tiefste Sein, in dem die wahre Bildung ihren Sitz hat. Und wenn in alledem heutigen Tages die sogen. höhere Bildung gesucht und gefunden wird, so scheint doch etwas in der vielgerühmten und überstolzen Zeit nicht ganz zu stimmen und nicht alles in Ordnung zu sein, wenn auch die Superklugen es nicht zugestehen wollen.

Gewifs, wir haben es in vielen Dingen heute viel weiter gebracht als die vergangenen Jahrhunderte; nur griesgrämiges Alter oder beschränkte Nörgelsucht kann das bestreiten. Wie viele Schranken sind nicht gefallen, wie viel freier atmet in Licht und Luft der Menschengeist, wie viel Wahngebilde sind auf ewig in den Tartarus hinabgestiegen! Und es füllt uns mit Stolz, wenn wir über die Länder und Meere auf den Flügeln des Dampfes dahineilen, wenn uns mit Tageshelle das elektrische Licht in der Nacht umflutet, wenn wir alle die Pracht der Grofsstädte bewundern, wo nicht mehr einfache Wohnhäuser manche Strafsenzeile bilden, sondern Villen und Paläste. Es füllt uns mit Stolz, wenn wir an dem einen Nachmittag noch im Schlofsgarten zu Neuwied lustwandelten und am anderen bereits im Hyde-Park zu London oder in den Boulevards von Paris oder an der rauschenden Salzach oder im Tivoli von Kopenhagen uns bewegen. Es füllt uns mit Stolz, wenn wir an alle die Errungenschaften der praktischen Forschungsgebiete, wie der Chirurgie, der Chemie u. s. w., an die Errungenschaften der Technik und Industrie denken, wenn wir die Riesenetablissements zu Städten in der Stadt sich weiten sehen.

Es füllt uns mit Stolz, wie das politische Leben im Volke rege geworden, wie der alte deutsche Michel aus seinem Schlummer aufgerüttelt, wie die Einheit auf blutigem Schlachtfelde erkämpft wurde und welche Machtstellung das deutsche Reich in der Welt jetzt einnimmt, und wie gerade unseres Kaisers kernige und energische Persönlichkeit auch für die fremden Nationen als ein Gegenstand der Bewunderung, wenn nicht des Neides oder der Furcht imponierend aufragt.

Aber: 'Die leuchtend aufsteigende äufsere Kultur wirft auch ihren Schatten, und dieser fällt in das innere Leben der Menschen.' Vor all der Unruhe und Hast und dem Jagen nach zeitlichen Gütern ist jene Ruhe verloren gegangen, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung von klaren und echten Empfindungen, von reinen und hohen Gedanken, die keimkräftig wirken auch für das Wollen und Handeln.

Das Bildungsstreben zielt heutigen Tages überall hin auf das Erwerben von Wissen, das Nutzen bringe, auf Kenntnisse, die in baare Münze umzusetzen sind, d. h. auf Verwertung des Erlernten in praktischer Hinsicht, auf Wohlstand und Macht und Genufs. Daher stammt der wilde Kampf, der wider das humanistische Gymnasium als Stätte jenes Idealismus, der das Gute und Schöne und Wahre um seiner selbst willen sucht und pflegt, in Szene gesetzt ward, daher stammt jene geistige und sittliche Verflachung, in welcher der von Amt und Beruf müde gehetzte, von Sorgen und Pflichten überbürdete Kulturmensch seine Erholung im Wirtshause, seine geistige Kost in der Zeitung sucht.

Die Bildung heutigen Tages ist in die Breite gegangen, aber hat an Tiefe verloren. Der Naturmechanismus, zu gewaltiger Stärke gelangt, durchdringt alle Verhältnisse; die ungeistigen Mächte besitzen das Feld und beherrschen den Durchschnitt des Lebens. Jene ungeheure Entwickelung technischer Arbeit gefährdet die selbständige Innerlichkeit und versetzt den Menschen in einen Kampf um das geistige Sein.[1]) — Und so krankt unsere Zeit an einem tiefen inneren Zwiespalt. Ein unbefriedigtes Sehnen geht durch die von der Hast des äufseren Lebens müdegepeitschte Kulturmenschheit. Ein rastloses Suchen nach neuen Formen beherrscht die Kunst; das Blendende, Manierierte hat das Einfache, Herzbezwingende, Grofse und Tiefe verdrängt. In der Wissenschaft hat der Spezialismus zu glänzenden Einzeluntersuchungen geführt, aber zumeist fehlt das innere geistige Band. Es fehlt das grofse philosophische System, das Glauben und Wissen, künstlerisches Schaffen und sittliches Handeln umspannte. Eine vielseitige Bildung ohne geistige Tiefe ist der Typus des modernen Menschen.

Es liegt in der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens begründet, dafs jeder Fortschritt wieder mit Verlusten verbunden ist, und dafs 'jeder Vorzug mit einer Verkehrtheit sich berührt, die trügerisch seine Züge annimmt'.

Das gilt von ganzen Zeiten wie von den einzelnen Menschen. Überall treffen wir auf den grofsen, geheimnisvollen und verhängnisschweren Doppelsinn des Lebens. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten.

Das eine erscheint ebenso wahr wie das andere sowohl in der Volksweisheit des Sprichworts und des Dichtermundes wie auch sonst in Theorie und Praxis; das eine ist erstrebenswert, nicht minder aber auch das andere, und wenn es auch jenes erstere aufhebt. Wir sind Doppelwesen, sind geistig-

[1]) Vgl. Rudolf Euckens treffliches Buch 'Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt' (Leipzig, Veits Comp. 1896), sowie die Schlufskapitel in desselben Verfassers klassischem Werke 'Die Lebensanschauungen der grofsen Denker' (Leipzig, Veits Comp. 4. Aufl. 1902).

leibliche Wesen, wir wurzeln somit in der Sinnlichkeit und spüren zugleich in uns den Trieb zu reiner Sittlichkeit; wir sind mit tausend Banden gebunden und tragen doch das Verlangen nach innerer Freiheit in uns.

Zwei Seelen wohnen ach! in unserer Brust! Die eine hält sich . . . an die Welt mit klammernden Organen, und die andere strebt empor zu den Gefilden des ewigen Seins. Es will uns dünken, als ob in uns selber gleichsam das Unvereinbare vereint sei — ein Fünkchen Geist mit Materie —; jedenfalls ist gemäfs dieser Zwiespältigkeit das Brennende in unserer Sehnsucht immer das Unvermögen, Gegensätzliches in eins schmelzen oder versöhnen zu können. Wir können uns dies leicht an einigen Beispielen klar machen.

In uns ist untilgbar der Drang nach Ruhe, nach Frieden, nach Genügen, und doch ist Ruhe wieder Stillstand und ist Unzufriedenheit oder — milder ausgedrückt — eine gewisse Unbefriedigtheit der Nerv alles Strebens und Fortschreitens. Wir möchten das Gesuchte finden, möchten unser Ziel erreichen und doch auch des Reizes und des Stachels des Suchens nicht entraten; wir möchten geniefsen und auch der Begierde nicht entbehren; wir möchten in die Ferne schweifen und doch auch wieder, was die Heimat, was des Daseins alltägliche Gewohnheit so traulich macht, nicht missen u. s. f. Wir sollen aufnehmen, lesen, lernen und doch wieder das Fremde nicht Überhand gewinnen lassen über das stille Wachsen und Reifen eigener Gedanken. Wir empfinden bald den Segen, bald den Unsegen des Verstandes, der Phantasie, des Gemütes, der Furcht, der Hoffnung, wenn sie zur Alleinherrschaft gelangen, wenn das eine unser Wollen bestimmt und das andere schweigt u. s. f. Wir möchten Freude und Schmerz, Erfolg und Niederlage, Furcht und Hoffnung als eins empfinden. Das treibt uns in Unruhe umher, und immerdar fühlen wir uns so umflutet von den Widersprüchen des Herzens und den Antinomien der Vernunft, und schliefslich glücklich werden wir nur, wenn wir zu einem gewissen Gleichgewicht der seelischen Kräfte, des Kopfes und des Herzens, des Verstandes und der Phantasie, des Sinnens und Wollens und Handelns, zu einer Übereinstimmung des Eigenwillens und des Gesamtwohls, des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos gelangen. In solcher Harmonie, in der sich das Einzelwesen zu einer in sich geschlossenen Welt ausweitet, wird wohl der Gipfel echter Menschheitsbildung zu suchen sein. — Wenn Goethe das Höchste hervorheben will, was den Menschen von all den anderen lebenden Wesen der Erde trenne und ihn emporhebe zu den Göttern, so sagt er:

> Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche:
> Er kann dem Augenblick Dauer verleihen,

d. h. er kann das Unvereinbare vereinen, wenn er dem Flüchtigsten, das es giebt, dem Gedanken, der Stimmung, dem Gefühl, dem Willen des Augenblicks, Dauer verleiht durch bleibende Werke der Kunst oder der Wissenschaft oder durch geniale Erfindungen und Entdeckungen oder durch die nachwirkende, folgenreiche politische oder sittliche That.

Der Künstler vermählt Gehalt und Stoff, Geistiges und Sinnliches und

schafft so ein eigenartiges harmonisches Ganzes. So wird auch der echte Lebenskünstler aus sich bilden: eine eigenartige harmonische Persönlichkeit.

Doch wie ist dies möglich? Das ist keine Sache von heute auf morgen. Dazu gehört ein Menschenleben, ja bei den meisten reicht es nimmer aus.

Den einen leitet die Religion, der fromme Glaube, den anderen die Kunst, den dritten die Wissenschaft, den vierten das in Thätigkeit wirkende Leben dorthin.

Und was lehrt uns die Geschichte hinsichtlich des Bildungsstrebens?

Eine sonst nie wieder erreichte Harmonie bietet uns das Hellenentum der klassischen Zeit; das Ideal ist ein ästhetisch-ethisches; und der hohe Bildungswert, der unverwelklich ihm inne wohnt, ruht auf jener plastischen Einfachheit und Anschaulichkeit, auf jener typischen Bestimmtheit, durch die das Griechentum die moderne Welt so weit überragt; alle Verhältnisse sind dort so viel faſslicher, und so giebt es keine bessere Vorstufe für die Erkenntnis der verwickelten Zustände und Probleme der Gegenwart als das Studium eines Homer, eines Platon und Sophokles und Thukydides. Nicht an der Sinnenwelt blieben die edelsten Geister der Griechen haften, sondern sie bauten über ihr das Reich der Ideen auf und nannten die irdischen Dinge nur Spiegelungen von Urbildern. Was ist das anderes, als was Paulus lehrt: Unser Wissen ist Stückwerk, wir sehen nur durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, *δι' ἐσόπτρου ἐν αἰνίγματι*, oder was Goethe als Schluſsweisheit im Faust verkündet: 'Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis' — nämlich des Unvergänglichen, des Ewigen. — Ihnen allen erschloſs sich die Erkenntnis, daſs der Ausbau des Innenlebens der Bildung Ziel sei. Von Pythagoras wird uns berichtet, er sei einst bei dem Fürsten der Phliasier Leon zu Besuch gewesen, und da habe ihn dieser gefragt, was er denn eigentlich treibe und was ein Philosoph eigentlich sei, und der weise Mann entgegnete, das Leben sei mit jener groſsen Festversammlung zu Olympia zu vergleichen, wo die einen durch ihre geübten Körper Ruhm und Sieg erstrebten, andere durch Gewerbe und Gewinn bei Kauf und Verkauf angezogen würden, eine dritte Art von Menschen aber, und zwar die edelste, um des Zuschauens willen komme, und um eifrig zu erforschen, was geschehe und wie es geschehe. Cicero, der es uns berichtet, preist nicht minder jene tiefen, nachdenklichen Naturen, die den Dingen auf den Grund zu gehen suchen, aber auch zugleich die Führer und Leuchter werden für die übrigen in ethischer und sozialer Hinsicht. Und so stellt Cicero, dieser Träger der antiken Humanität, als Ziel der Bildung es hin, wie die Pflanze ihre Bestimmung habe, aus Samen zu Blatt und Blüte und Frucht sich entwickle, so müsse der Mensch als ein geistig sittliches Wesen den göttlichen Funken in sich zur Flamme entfachen, auf daſs sie erwärme und leuchte. So spricht er den schönen Satz aus: docto homini et erudito vivere est cogitare, dem wahrhaft Gebildeten ist Leben und Denken eins.

Das *καλὸς κἀγαθός* ist das Ideal des antiken Menschen. Das Mittelalter steht ganz im Banne des religiösen Dogmas und ringt zwiespältig damit, schier

unversöhnliche Gegensätze zu vereinen: die Sinnlichkeit und die Übersinnlichkeit, die Weltliebe und die Weltflucht, die Weltverneinung und die Weltbeherrschung, das Universale und das Nationale.

Seine Majestät warf in der Bonner Rede die Frage auf, warum denn das deutsche Reich nach Carolus Magnus und Barbarossa dahingesunken sei, und fand die Antwort: 'Weil das alte Reich nicht auf streng nationaler Basis begründet war; der Universalgedanke des alten römischen Reiches liefs die Entwickelung in deutsch nationalem Sinne nicht zu; die kleineren Staatengebilde, die Fürstentümer, gerieten mit dem dem Universalismus dienenden Kaiser in Konflikt, und so ging der innere Friede dem stets schwächer werdenden Reiche verloren.'

In politischer, in sozialer und religiöser Hinsicht ward das Mittelalter überwunden durch die Renaissance und die Reformation. Die Entdeckung der Persönlichkeit ist das tiefgreifendste Kennzeichen dieser Epoche. Jenes feine Gewebe, gesponnen aus mystischem Glauben und Wahn, löst sich auf, und das Ich fühlt sich selbständig gegenüber dem Staat, der Kirche und dem Volk. Der moderne, nach Freiheit und Eigenart dürstende Mensch wird in Italien geboren. Er fühlt sich als geistiges Individuum, und das Bündnis von Kraft und Schönheit, auch wohl ohne Rücksicht auf das Gute wird das allbeherrschende Ideal; Ziel der Bildung wird wieder der in allen seinen Äufserungen zur Harmonie gestimmte Mensch.

Nach jahrhundertelangem Niedergange wird eine gleiche Höhe erst wieder im XVIII. Jahrh. erreicht. Auch in ihm streiten lange Verstand und Phantasie. Wohl hatte der Rationalismus mit seiner Aufklärung, Humanität und Toleranz, wieder manchen dumpfigen Schlupfwinkel des Wahns erhellt, aber auf die Dauer blendet Sonnenklarheit zu stark; man sehnt sich wieder nach Dämmerung und Sternenschimmer. Das Recht des Herzens, Natur statt nüchterner Unnatur, forderte der Sturm und Drang; ins Extreme verfallend, verwechselte man wohl Freiheit und Zügellosigkeit, das Recht des Gefühls und der Gefühlsschwelgerei. Den Ausgleich fanden unsere grofsen Klassiker Schiller und Goethe, den Wieland den 'gröfsten unter den menschlichen Menschen' nennt. Sie bezeichnen einen Höhepunkt, sie sind — wie Seine Majestät sich in jener Bonner Rede ausdrückt — 'zum Licht und Segen der ganzen Menschheit geworden, denn sie wirkten universal und waren doch streng in sich selbst abgeschlossene Germanen, d. h. Persönlichkeiten, Männer'!

Im XIX. Jahrh. stellte zunächst die Romantik wieder einen Gegensatz gegen den antikisierenden Klassizismus dar und hob die schrankenlos schweifende Phantasie, alle Widersprüche vom Denken und Glauben und Wissen und Träumen in Poesie und Philosophie verwischend, zur Alleinherrschaft. Als aber die Naturwissenschaften mit Materialismus, Pessimismus und Positivismus sich verbündeten, als die Technik und Industrie Triumphe sondergleichen feierten, als mit des Reiches Glanz auch das Verlangen nach Genufs, nach Macht und Reichtum wuchs, als die Mächte des äufseren Lebens die Überhand gewannen und die soziale Frage zu den wichtigsten der Politik emporwuchs, da begann

der Naturalismus in Kunst und Litteratur seinen Siegeszug, und der extremste Subjektivismus fand in Nietzsche seinen blendenden Propheten, der, noch mehr als Schopenhauer ein Stimmungsphilosoph, es freilich zu keinem geschlossenen System brachte, aber gerade durch die verführerische Form des Aphorismus, der dann abbricht, wo das ernste Denken eingreifen sollte, und durch das Schillern seiner poetisch gehobenen Sprache einen unvergleichlichen Zauber besonders auf haltlose Gemüter ausübte und noch übt. Aber er bezeichnet, wie unsere ganze Epoche, keinen Höhepunkt und Abschlufs, sondern einen Durchgang. Daher wechseln auch heute die Bildungsströmungen so unendlich rasch und finden sich auf allen Gebieten die Gegensätze nebeneinander; aber über allen schwebt als Leitstern der Gedanke, dafs Leben vor allem ein Selbstleben, ein Sichausleben, die Entfaltung der Eigenart bedeutet.

Dieser Gedanke umspannt eine grofse Weite und Mannigfaltigkeit und eine hochgradige, ja nervöse Beweglichkeit, ein psychologisches Zerfasern des Innenlebens, auch wohl hohe Steigerung des Ausdrucksvermögens; aber man vermifst, dafs diese Wandlungsfähigkeit der Stimmungen sich auch verbindet mit der Tiefe einer wurzelechten geistigen Kraft.

Ist der Mensch nur ein naturhaftes oder ein geistiges Wesen, ein Kind des Zufalls und der Schicksalslaune oder ein selbständiges Glied einer geistigen Welt? Ist vielseitiges Wissen und virtuose Geschicklichkeit das Ziel des Bildungsstrebens, oder die Reife einer kernigen geistigen Persönlichkeit?

Darauf fordert der Ernst der Zeit bei jedem Denkenden eine klare Antwort.

So lehrt uns die Geschichte der Vergangenheit und eine Kritik der Gegenwart: Bildung ist Erhöhung der Natur, ist Vertiefung und Durchgeistigung des natürlichen Menschen.[1]) Solange sie noch in eitler Selbstbespiegelung und Prahlerei beharrt, ist sie nicht echt, ist sie Flittergold und besticht nur den Unerfahrenen. Die tiefer dringende Erkenntnis macht bescheiden und demütig; sie weifs, wie eitel Stückwerk auch das ausgebreitetste Wissen bleibt, und wie mit der Lösung von Problemen immer neue sich wieder ergeben, wie die Ausblicke ins Endlose reichen. Echte Bildung ist kein äufserlich übergeworfenes gleifsendes Gewand, sondern sie mufs Kopf und Herz füllen und zu den Tiefen führen, aus welchen das sittliche Wollen entspringt. Sie mufs dem Menschen Klarheit über sich selbst und den Zweck des Menschenlebens geben, sie mufs das einzelne Selbst zum Sein der Menschheit ausweiten. Alle Weisen der Weltgeschichte stimmen darin überein, dafs das Glück nur im eigenen Innern zu suchen ist, und dafs Frieden nur in sich hat, wer die Selbstsucht in sich überwindet. Heute stehen Technik, Fachwissen und Politik höher im Kurse als sittlich geistige Kräfte. Erinnern wir uns aber, wie hoch der gröfste Praktiker, Bismarck, die Imponderabilien, d. h. jene ideellen Mächte wertete, die das Leben erst lebenswert machen, weil sie es innerlich gestalten. Der Amerikanismus droht bei uns den Humanismus, d. h. die Pflege der Imponderabilien,

---

[1]) Vgl. die ausgezeichneten Darlegungen bei Oskar Weifsenfels in dessen gedankenreichem Buche 'Die Bildungswirren der Gegenwart' (Berlin, Dümmler 1902).

den Idealismus, zu überwinden: ein sonderbares Schauspiel, wo gerade in Amerika selbst immer mehr das Bewufstsein erwacht, dafs aufser dem, was Dollars einbringt, es doch auch noch andere Dinge giebt, die einen Wert, wenn auch einen ideellen, haben; ja an den höheren Schulen Amerikas wird heute mehr Griechisch getrieben als bei uns.

Nicht die Träger ererbten oder erworbenen Goldes sind auch die Träger geistigen Adels. Durch die weiten Räume der Zeiten wandeln die Bildner und Erzieher der Menschheit, jene grofsen Einsamen, ja oft Armen und Verfolgten und Verketzerten, die Dichter und Künstler, die Religionsstifter und Philosophen. Eine tief das Herz durchglühende Empfindung, ein reifer und reicher, selbständig zu Ende gedachter Gedanke ist wahrlich mehr wert für den einzelnen als Steigerung seines äufseren Lebens, sei es hinsichtlich der Genufsmittel, sei es, dafs statt Petroleum Auerlicht oder elektrisches Licht seine Behausung erhellt. Was wäre an geistiger Substanz unser so stolzes Zeitalter ohne jenes hehre geistige Erbe, das die vergangenen Jahrhunderte uns überliefert haben?

Inmitten der Wirren und Stürme des modernen Lebens bieten sich doch immer als die besten Führer zur Harmonie des inneren Menschen jene Grofsen der Vergangenheit dar. In ihre Gedankenwelt sich zu versenken: das öffnet den Blick für die geheimnisvolle Schönheit der Natur und für die Rätsel des Lebens, das zieht den Sinn ab von dem Gemeinen und Niedrigen, das hebt empor über kleinliche Eitelkeit, über Neid und Hafs, aus dem disharmonischen Treiben der Welt in den Frieden des sich selbst zurückgegebenen Gemütes.

Die geistige Bildung mufs eben zur sittlichen Charakterbildung reifen. Wer mitten im Leben steht, der mufs unablässig sich entscheiden, mufs ringen mit sich und anderen, sich reiben und abschleifen, sich ziehen und zügeln. Wer das nicht vermag, den schwemmt die Welle hinweg. Aber solche Arbeit an sich selbst ist nicht nur die schwerste Lebensaufgabe, sondern der Sieg in ihr ist auch das einzig wahrhaft Beglückende. Der Doppelsinn des Lebens versetzt uns ja auch hierin, in der Charakterbildung, in die heftigsten Gegensätze und Widersprüche mitten hinein.

Da gilt es, die Einseitigkeiten des Temperamentes aufzuheben: der Leichtblütige mufs Stetigkeit, der Schwerblütige Thatkraft, der Heifsblütige Milde, der Kaltblütige Regsamkeit gewinnen; da mufs Verstandeskühle in Herzensglut umgewandelt, Oberflächlichkeit und Nüchternheit des Denkens zu tiefen, sittlichen Erkenntnissen emporgeführt, das Gefühl von schönseliger Empfindelei, von weichlicher Nachgiebigkeit gegen sich selbst, von Reizbarkeit und Überspanntheit, Herzensgüte von Schwäche, Ernst und Strenge von Härte befreit werden; Stetigkeit darf nicht zu Eigensinn ausarten, der zumeist in Trägheit und Beschränktheit, wenn nicht in Bosheit wurzelt. Alle diese Antinomien enthalten die schwierigsten Probleme für den wirklich nach echter Bildung ringenden Menschen.

Selbstgefällig in sich beharren, das, was auf fremdem Boden gewachsen ist, ewig verkleinern und verneinen, ist ebenso unfruchtbar wie ideenlose, nur

Notizen häufende Gelehrsamkeit. Inneres Leben ist nur, wo Entwickelung und Steigerung zum Höheren ist. Wohl mufs der moderne Mensch auf festem Boden der Wirklichkeit mit klarer Erkenntnis ihrer Bedingungen und ihrer Ziele stehen, aber er darf sich ihr nicht gefangen geben, er mufs auch den Blick nach oben richten, er mufs auf die Gasse sehen, aber auch auf die Sterne. Neben der äufseren Sorge und Mühewaltung darf er doch nicht das Wesentliche vergessen: die Pflege des Innenlebens. Nicht die immer bequemere und raffiniertere Ausgestaltung des äufseren Lebens kann die wahre Kulturarbeit bedeuten, sondern mit den sozialen und politischen Fragen müssen ethisch-religiöse, künstlerische und philosophische sich verbinden, die also nach Zweck und Inhalt und Bestimmung des Menschendaseins forschen und Irdisches mit Ewigem verbinden.

> Nicht vom Tage sollst du leben
> — Auf und nieder schwankt die Welle. —
> Lafs dein Innres fröhlich weben,
> Stets verjüngten Daseins Quelle.
> Ist Ursprünglichkeit dir eigen,
> Darfst sie hegen, darfst sie zeigen.
> So nur spürst du in der Zeit
> Vorgefühl der Ewigkeit.

Zu einer geist- und gotterfüllten Persönlichkeit zu reifen: das ist der Zweck unseres Daseins.

Der Meifsel freilich — sagt Lagarde — thut weh, der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausschlägt; je weiter aber der Stahl in seiner Arbeit vorgeschritten, desto stiller hält der Marmor, der sich schon über die aus der Natur erstehende Geistesgewalt freut.

Die Schule hat die Aufgabe, den Thon zu kneten und zu formen; sie mufs die Seele empfänglich machen für das, was edle Geister der Vergangenheit an unverlierbarem geistigem Gehalte in Meisterwerken niedergelegt haben. Sie darf nicht in den Wirrwarr widerstreitender Anschauungen, wie sie die Gegenwart beherrschen, hineinreifsen, sondern sie mufs an einfachen, schlichten Urbildern in grofsen, fafslichen Zügen das vorführen, was in Empfindung, Sitte, Denkart, in politisch-sozialer Gestaltung das Menschenwesen ausmacht, was das stetig Wiederkehrende, das Wesentliche und Bleibende inmitten aller Mannigfaltigkeit ist, was in Ewigkeit hoch und heilig dastehen mufs, wenn nicht die sittliche und die geistige Welt zusammenbrechen sollen. Die Schule kann nur an das vielgestaltige Leben heranführen, sie kann auch keine fertige, abgeschlossene Bildung überliefern, auch keine fertigen Charaktere schmieden. Sie kann nur Wege weisen zu hohen Zielen, sie kann nur Keime aussäen und Unkraut ausjäten.

Nicht der Zeugnisschein, der zur Universität oder anderen Berufen berechtigt, nicht das Wissen von Einzelkenntnissen, die gar bald vielleicht verfliegen, nicht das, was man abfragen kann, ist das Beste, was der junge Mensch von der Schule ins Leben mitnehmen soll, sondern die Kraft zu denken und

zu urteilen, die Empfänglichkeit, alles Menschliche mitzufühlen und in andere Geister sich hineinzuversetzen; es ist jener feine geistige Niederschlag edler Gedanken und edler Empfindungen, es ist Wärme des Herzens und Klarheit des Kopfes, und es ist das Streben, in sittlich geistiger Hinsicht aus sich zu machen, was nur irgend zu machen ist, zum eigenen Heile und zum Heile jenes Kreises, in dem dereinst zu wirken der einzelne berufen sein wird. Denn nur so wird er auch dem Ganzen, dem Vaterlande, wahrhaft dienen. In welchem jungen Herzen möchten nicht auch heute die markigen Worte wiedertönen, die Se. Majestät ebenfalls in jener Bonner Rede, die unseren Ausgangspunkt bildete, an die versammelte Jugend richtete?

'Herrlich emporgeblüht steht das Reich vor Ihnen. Freude und Wonne erfülle Sie, und der feste mannhafte Vorsatz, als Germanen an Germanien zu arbeiten, es zu heben, zu stärken und zu tragen durchglühe Sie. Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte brauchen; aber nicht, um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verschwenden oder in den Dienst einseitiger Parteiinteressen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsere Ideale zu pflegen.'

Und wahrlich, der Idealismus ist die Weltanschauung, die am ersten zu jener Harmonie der Seelenkräfte führt, die alles echten Bildungsstrebens Ziel ist, jener Idealismus, dessen Grundsäulen auch die Säulen des Gymnasiums sind: Hellenentum, Christentum und Germanentum. Diese Mächte besitzen auch heute noch die Kraft, die Selbstsucht zu überwinden und kraftvolle Persönlichkeiten zu bilden.

Als eine kraftvolle Persönlichkeit steht unser Kaiser da; er zeigt nicht nur vorbildlich jene heute so selten noch zu erreichende Harmonie zwischen Körper und Geist, von Kindheit an nicht rastend, den Leib in steter Übung zu stählen und geschmeidig zu machen, aber auch immerdar mit regstem Interesse bemüht, die geistigen Strömungen der Zeit zu begreifen; sondern er zeigt auch vorbildlich die Harmonie zwischen Wollen und Handeln; seine schneidige Energie setzt rasch, ja bisweilen wohl gar zu rasch, in That um, was seinen Willen erregt hat; das jugendliche Feuer paart sich mit feierlichem Ernst, dessen Wurzel das bei den Hohenzollern erbliche Gefühl der Pflicht ist gegen sein Volk und vor allem gegen den höchsten Richter, der ihn an die so schwer verantwortliche Stelle gesetzt hat und einst Rechnung heischen wird. So kann man es begreifen, dafs eine ernste, ideale, schwungvolle Natur, wie die seine, es liebt, auf hoher See, in hehrster Einsamkeit, umbrandet von den ewigen Wogen, umblitzt von den Sternen des ewigen Himmelsdomes sich in sich selbst zu sammeln und Zwiesprach mit sich zu halten, denn er weifs, dafs solche Stunden die fruchtbarsten sind für die Bildung des Innern, für Klärung und Läuterung in Andacht und Demut. . . .

IST DAS STUDIUM DER PSYCHOLOGIE UND PHILOSOPHIE ÜBERHAUPT FÜR DEN LEHRER NÜTZLICH?

Von Bernhard Frenzel

Im Anschlufs an die Besprechung einiger neuerer Schriften, welche die Psychologie für die Pädagogik unmittelbar nutzbar zu machen streben, hat Wilhelm Koppelmann in dieser Zeitschrift[1]) sich allgemeiner zu der Frage geäufsert, ob das Studium der Psychologie und der Philosophie überhaupt für den Lehrer nützlich sei. Wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob durch ein Studium die Erreichung der Lehrziele unmittelbar gefördert werde, so mufs diese Frage u. E. mit dem Verfasser verneint werden, was das Studium der Psychologie anlangt. Denn darin können wir ihm nicht beipflichten, dafs Psychologie mit Philosophie identisch sei, im Gegenteil wird nach unserer Ansicht durch diese auf Grund u. E. völlig unzureichender Voraussetzungen vorgenommene Identifizierung die im übrigen sehr überzeugende Wirkung genannten Aufsatzes, was die geringe unmittelbare Bedeutung der theoretischen Psychologie für die pädagogische Praxis anlangt, in hohem Mafse beeinträchtigt. Deshalb sei es gestattet, teils im Interesse des Verfassers jenes Aufsatzes, teils weil wir jene Frage für eine äufserst wichtige halten, noch einmal kurz auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Verf. sagt geradezu, Psychologie sei identisch mit Philosophie, sie sei nicht etwa ein Spezialfach der Philosophie, sondern umspanne alle philosophischen Disziplinen. Höchstens bestände darin ein Unterschied, dafs die einzelnen Fächer der Philosophie 'genauer' auf die betreffenden Fragen eingingen. Sonach wäre die Psychologie eine Art Kompendium aus allen philosophischen Disziplinen. Wird sich ein moderner Psycholog mit diesem Ergebnis zufrieden geben? Wir erlauben uns, das zu bezweifeln, obwohl sich Verf. auf Äufserungen moderner Psychologen stützen zu können meint. Wenn Cornelius in seinem vom Verf. mit Recht hochgeschätzten Buche sagt, dafs die Psychologie das einzig mögliche Fundament aller Philosophie darstelle, so spricht diese Äufserung doch entschieden gegen des Verf. Ansicht von der Identität beider, man müfste denn glauben, das Fundament und der auf ihm aufgeführte Bau seien identisch.

Was das Objekt der Psychologie betrifft, so ist dieses in der That von dem der Philosophie gänzlich verschieden. Denn weder logische, noch ethische,

[1]) Jahrgang 1901, Maiheft.

noch ästhetische, noch auch religionsphilosophische Betrachtungen zieht die Psychologie als solche auch nur im geringsten in den Kreis ihrer Erörterungen, vielmehr liefert sie allen diesen philosophischen Einzeldisziplinen nur das empirische, doch in einen logischen Zusammenhang gebrachte Thatsachenmaterial als Fundament, und vollends hat die Psychologie nichts zu thun mit denjenigen philosophischen Disziplinen, welche die von der Mathematik und der Naturwissenschaft dargebotenen Begriffe zwecks Aufstellung einer allgemeinen Prinzipienwissenschaft unter umfassenderem Gesichtspunkte betrachten. Das Objekt der Psychologie, unter der wir auch die Völkerpsychologie begreifen, ist ein durchaus eng umgrenztes und beschränktes in keinem anderen Sinne als das der Naturwissenschaften. Es handelt sich beiderseits um kausale Verknüpfung von Thatsachen, aber auch nur darum. Wenn dann der Psycholog auf Grund der erforschten Thatsachen logische und ethische Fragen behandelt, so thut er dies nicht mehr als Psycholog, sondern als Philosoph. Die Philosophie als solche ihrerseits setzt die von den einzelnen Wissenschaften auf dem Wege der Analyse des Erfahrungsinhaltes gewonnenen Begriffe zu einander in Beziehung, um noch umfassendere Begriffe zu gewinnen, nachdem zuvor die Bedingungen der Erkenntnis überhaupt festgestellt worden sind. Sonach ist die Philosophie in allen ihren einzelnen Disziplinen zwar angewiesen auf die Gesamtheit aller empirischen Wissenschaften, ist aber selbst eine transcendentale Wissenschaft, d. i. eine solche, welche die qualitativ unvollständigen und getrennten Erkenntnisinhalte der empirischen Wissenschaften auf dem Wege einer methodisch geleiteten Spekulation — man wolle an diesem etwas in Verruf gekommenen Worte keinen Anstofs nehmen — zu einem Gesamtsystem menschlicher Erkenntnis, d. h. eben zu einem philosophischen System ergänzt und verbindet. Also streng sind beider Gebiete geschieden, und der Psycholog kann sich, wenn er will, der Philosophie gegenüber nicht minder ablehnend verhalten als der exakte Naturforscher. Hiernach begründet der empirische Charakter der psychologischen Untersuchungen allerdings gerade den Unterschied von den philosophischen, und zwar geradezu den einzig ausschlaggebenden. Gewifs sagt Koppelmann richtig, dafs auch Ethik und Logik von Thatsachen ausgehen müssen, aber eben nur ausgehen, wohingegen die Psychologie nicht über Thatsachen hinausgeht, welche allein ihr Objekt sind. Natürlich bedarf alle empirische Wissenschaft behufs Verknüpfung von Thatsachen der Begriffe, doch sind diese hier nur Mittel zum Zweck, nicht selbst Objekt wissenschaftlicher Untersuchung. Das freilich wollen wir nicht leugnen, dafs es einen willkürlich eingenommenen Standpunkt bedeuten würde, wollte man die wissenschaftliche Untersuchung der Begriffe und Erkenntnis überhaupt nach den allgemeinen Methoden des Denkens, d. i. also die Philosophie, dauernd von sich weisen.

Wenn wir nun nach Präzisierung dieses unseres Standpunktes noch einmal in die Erörterung der vom Verf. gestellten Frage eintreten, so geben wir ihm unumwunden recht mit seiner Behauptung, dafs das Studium der empirischen Psychologie für die pädagogische Praxis nur von geringer Bedeutung ist. Man

freut sich, wenn der Verf. gegenüber den überspannten, ganz unzureichend begründeten, ja direkt zu widerlegenden Erwartungen gewisser pädagogischer Eiferer, welche die unschuldigen Kinderseelen zum psychologischen Experimentiermaterial mifsbrauchen möchten, die Wertlosigkeit der grauen Theorie für die lebendige Unterrichtspraxis in fast jeder Beziehung nachweist und die erzieherische Kraft der Persönlichkeit in Verbindung mit den aus dem Unterricht selbst erwachsenen Erfahrungen in den Vordergrund gestellt wissen will. Mit allem Nachdruck mufs diese Wahrheit heute betont werden, wo die gesunde, naturwüchsige Pädagogik, die in Oskar Jäger einen so herzerfreuenden Vertreter gefunden hat, gegenübersteht jener anderen, die selbst den einfachsten Gedanken mit einem Wust wissenschaftlich sein sollender Dekoration umgiebt. Seit die psychologische Wissenschaft die alten Bahnen verlassen hat, d. h. seitdem sie sich nicht mehr mit der blofsen Beschreibung des Seelenlebens begnügt, sondern die psychischen Erscheinungen in ihre Atome auflösend synthetisch ihre Entstehung zu verfolgen strebt, ist deren geringe Bedeutung für die Pädagogik nur in noch höherem Grade sichtbar geworden. Diejenigen psychischen Erscheinungen, in deren Interpretation die moderne Psychologie am eigenartigsten zur Geltung kommt, sind durchgängig die allerelementarsten, durch Abstraktion überdies noch isolierten, während die komplizierten psychischen Erscheinungen, welche einzig und allein für den Lehrer in Betracht kommen, dieser Betrachtungsweise, vielleicht für alle Zeiten, nahezu unzugänglich sind. Ja, selbst angenommen, es gelänge ihr, selbst die verwickeltsten Erscheinungen zu bemeistern, so hätte der Psychologe, der es so herrlich weit gebracht, die theoretische Genugthuung, das Endresultat der psychologischen Atomistik bewundernd vor sich zu sehen, der Lehrer, der in seiner Klasse 40—50[1]) solcher psychischen Maschinen vor sich hat, hätte doch wohl keine Zeit, sich erst auf exakt psychologischem Wege, womöglich experimentell, zu überzeugen, welche Schraube er zu drehen hat. Dem Lehrer leistet viel mehr Dienste jene alte, rein descriptive Psychologie, welche aber eben durch Erfahrungen, wie sie Lehrer im Unterrichte gewinnen, erst mit hervorgebracht worden ist. So sind wir denn also mit Koppelmann darin völlig einig, dafs die empirische Psychologie nur da von einigem praktischen Werte ist, wo es sich um psychopathologische Erscheinungen handelt. Denn selbst auf die Untersuchungen über Ermüdung möchten wir nicht allzuviel geben. Weifs doch jeder Lehrer ohnehin, dafs in einer sechsten Unterrichtsstunde des Nachmittags beiderseits wenig Gedeihliches mehr geleistet werden kann. Es mufs sich also ein Lehrer, welcher sich dem Studium der empirischen Psychologie widmet, bewufst sein, dafs er damit zunächst ein rein theoretisches Interesse verfolgt, um so mehr, als die streng kausale und atomistische Betrachtungsweise, welche der empirischen Psychologie eigen ist und nach unserer Ansicht trotz Cornelius eigen sein mufs, beinahe eher geeignet ist, zunächst wenigstens, den Lehrer den Schülern zu entfremden, als ihn denselben teilnahmsvoll näher

[1]) Maximalzahl der Unterklassen in Preufsen.

zu bringen. Denn dem wissenschaftlichen Psychologen ist die einzelne Menschenseele mehr ein relativ willkürlich abgegrenzter Teil des psychischen Lebens überhaupt denn ein in sich geschlossenes Ganzes, und viel interessanter als die Probleme, die ihm die Psyche eines einzelnen Schülerindividuums zu raten aufgiebt, sind ihm die Rätsel der psychischen Prozesse in genere. Er sucht überall das Allgemeine, den Begriff, und wiederum wo er analysiert, da interessieren ihn die losgelösten psychischen Erscheinungen in ihrer Isoliertheit; ihre Vereinigung in den einzelnen normalen psychischen Individuen kann ihm als eine relativ zufällige unmöglich als solche besonderes Interesse abnötigen, sofern er nicht zugleich Lehrer ist. Und umgekehrt hat dieser an den genannten Gegenständen kein unmittelbares Interesse, da die Kunst der Beeinflussung psychischer Individuen, um zu erkennen, auf welche Seite des psychischen Einzellebens sie einwirken mufs, nicht detaillierter Kenntnis der einzelnen psychischen Erscheinungen bedarf und, um die richtigen Mittel der Beeinflussung anzuwenden, gleichfalls jener Kenntnis entraten kann, da, wie bemerkt, die Entstehungsbedingungen eines bestimmten psychischen Einzellebens für die wissenschaftliche Betrachtungsweise gleichgültig sind.

Was nun die Frage nach dem Wert des Philosophiestudiums für den Lehrer anlangt, so ist nach unserem oben gekennzeichneten Standpunkt diese Frage von jener soeben behandelten nicht nur völlig zu trennen, sondern geradezu in entgegengesetztem Sinne zu beantworten. Gerade gegenwärtig, wo man allgemein beginnt, der Philosophie wieder gesteigertes Interesse zuzuwenden — diese unleugbare Thatsache ist schon von verschiedenen Seiten ausgesprochen worden[1]) —, müfste auf philosophische Vorbildung der Lehrer das gröfste Gewicht gelegt werden. Dem ist jedoch nicht so. Die Wertschätzung der Lehrbefähigung in der sogenannten philosophischen Propädeutik ist offiziell gering, ja, wie Schuppe[2]) mit Recht bemerkt, sogar unsinnig gering, aufserdem ist jene Lehrbefähigung durch die geringen Anforderungen der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen nicht hinlänglich garantiert und insofern vielleicht mit Recht gering geschätzt. Es müfste u. E. die Erteilung derselben abhängig gemacht werden von einer umfänglicheren wissenschaftlichen Arbeit nicht rein reproduktiver Art, aus welcher ziemliche Beherrschung aller philosophischen Einzeldisziplinen und namentlich die Fähigkeit philosophisch selbständig zu denken hervorginge, nicht von einer in wenigen Wochen in der Regel zusammenkompilierten sogenannten Staatsexamensarbeit. Es könnte dann vielleicht noch ein colloquium hinzutreten, welches sich beispielsweise unter anderem auch auf philosophische Durchdringung nicht gerade unmittelbar der Philosophie angehörender Gegenstände zu richten hätte, wie sie auf höheren Schulen geboten werden. Eine mündliche Prüfung meist in der Geschichte der Philosophie ist nicht im entferntesten ausreichend. Den soeben dargelegten

---

[1]) Vgl. Paulsen, Centralorgan für die Interessen der Realschule XIV; Ziegler, Verhandl. der 43. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner.

[2]) Zeitschr. für Gymnasialwes. Neue Folge, 28. Jahrg. Heft Febr., März 1894.

Anforderungen gegenüber spielt die Philosophie in der Prüfungspraxis die doppelt klägliche Rolle, dafs sie selbst da, wo sie etwas bedeuten will, in der Regel nur dazu gemifsbraucht wird, ein sonst an Lehrbefähigungen zurückstehendes Zeugnis komplett zu machen bezw. ein völlig ausreichendes möglichst mühelos noch etwas zu füllen, und da, wo sie als facultas nichts bedeuten will, in der That aber gerade das meiste bedeutet, insofern sie für die Bildung des Lehrers — warum gerade dieses, nicht auch des Juristen, Mediziners, hat einen sehr vernünftigen Grund — für notwendig erachtet wird, vollends zur Farce herabsinkt. Die notwendige Folge davon ist die, dafs der Lehrer, welcher es mit dem Studium der Philosophie ernst genommen hat und allein berufen und im stande ist[1]), den Jüngling zu lehren, das Chaos von Zweifeln auf allen Gebieten der theoretischen und praktischen Welt, das ihn erfüllt, fest ins Auge zu fassen und als eine hoffnungsvolle Frage an die Dinge zu betrachten, um den Lohn seiner Arbeit gebracht wird. Sind diese Verhältnisse vielleicht die Folge der Aufhebung des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik an den höheren Schulen? Thatsächlich dürfte das der Fall sein, doch bedingt keineswegs diese Aufhebung mit Notwendigkeit jene geringe Bewertung der Philosophie seitens der Kandidaten, Prüfungs- und Anstellungsbehörden. Denn wenn für den Lehrer im besonderen, nicht aber für andere akademisch gebildete Berufsarten, die Philosophie Gegenstand der Prüfung ist, so ist damit eben gesagt, dafs sie für ihn nicht blofs zur allgemeinen Bildung im gewöhnlichen Wortverstande gehört, im Sinne einer ganz allgemeinen Bekanntschaft mit ihren Hauptthatsachen, sondern dafs sie Bestandteil seiner Berufsbildung ist. Dies aber kann sie nur sein, wenn sie in jedem Moment der Ausübung des Lehrerberufs als geistiger Faktor wirksam ist, was ohne intensiveren Betrieb der philosophischen Wissenschaft wiederum unmöglich ist. Es folgt also schon aus dem richtigen Verständnis unserer Prüfungsordnungen, dafs, wie Schrader[2]) sich ausdrückt, für den Lehrer der Mangel philosophischer Bildung besonders schmachvoll ist, und nicht allein dies, sondern auch, dafs jene notwendige philosophische Bildung auf gründlichem Studium beruhen mufs. Leider aber steht die gegenwärtige Praxis mit dem theoretisch zu Folgernden in einem seltsamen Widerspruch. Der Ausfall der philosophischen Propädeutik als gymnasialer Disziplin befreit uns sonach nicht von der Verpflichtung ernster philosophischer Studien, mögen auch immerhin in praxi aus jenem Ausfalle falsche Konsequenzen gezogen worden sein. Wenn die Sache aber so liegt, so scheint sich für uns nun die weitere Folge zu ergeben, dafs der freilich immer noch vorhandene, wenngleich geringfügige Unterschied in der Höhe der Anforderungen, den die sogenannte allgemeine Prüfung in der Philosophie und diejenige, durch welche eine facultas docendi erworben wird, aufweisen, keine Berechtigung hat. Denn da die Philosophie zur späteren Berufsausübung beider Kandidaten für notwendig erachtet wird, beide aber unter den heutigen Verhältnissen kaum je in die Lage kommen, Philosophie zu lehren, so folgt,

[1]) Vgl. Paulsen a. a. O. S. 25. [2]) Vgl. Hum. Gymn. 1895, S. 85.

dafs an beide die gleichen Anforderungen, und zwar hohe, gestellt werden müssen. Es würde sich vielleicht empfehlen, dem Zeugnis darüber nicht die Form einer verliehenen facultas docendi zu geben, weil die Philosophie als Bestandteil der Berufsbildung von höherem und heute einzig realem Wert ist. Darum würden sich auch unsere oben ausgesprochenen Forderungen betr. Nachweises philosophischer Bildung auf alle Kandidaten erstrecken, nicht blofs auf solche der philosophischen Propädeutik.

Was wir durch unsere bisherige Darlegung gezeigt zu haben glauben, ist dies, dafs es nicht einmal unter dem Drucke erneut vorgebrachter alter oder neuer Gründe zu geschehen brauchte, wenn ernstes philosophisches Studium für den Lehrerberuf für unerläfslich angesehen würde und, wo es gegenwärtig vorhanden ist, höher bewertet würde. Es würde aber natürlich nicht befriedigen, wollten wir uns beschränken auf eine sachgemäfse Interpretation der gegenwärtigen Prüfungsordnung für künftige Lehrer, um so mehr, als unsere Interpretation über die Intentionen der Prüfungsordnung, zum mindesten aber über die gegenwärtige praktische Handhabung derselben ziemlich weit hinausgeht. Wir müssen offenbar fragen, welches denn die beständig wirksamen, in den Prüfungsregulativen zur Geltung kommenden Gründe sind, welche gerade für den Lehrer philosophische Bildung notwendig erscheinen lassen. Dafs dieselbe nicht blofs für uns als gebildete Menschen notwendig sein kann, war schon gesagt, man müfste denn meinen, dafs wir Lehrer im Gegensatze zu anderen gelehrten Berufsarten es besonders notwendig hätten, erst zu beweisen, dafs wir zum mindesten gebildete Leute sind. Auch das sagten wir schon, dafs die philosophische Bildung, wenn sie ein Stück unserer Berufsbildung ist, naturgemäfs nur auf intensiveren Studien beruhen kann. Denn das, was zu unserem täglichen und stündlichen Handwerk gehören soll, mufs doch wohl nicht anders als gründlich betrieben worden sein. Ist denn nun also die Meinung richtig, dafs wir zur Ausübung unseres Berufs philosophische Durchbildung brauchen? So stellen wir die Frage, da wir der Ansicht sind, dafs darüber, ob philosophische Bildung für uns nicht allein nützlich, sondern sogar notwendig ist, schon längst entschieden worden ist. Wir versuchen demnach nur bereits Erwiesenes von neuem zu stützen, was überflüssig wäre, wenn nicht Koppelmanns allerjüngster Angriff auf die Unentbehrlichkeit philosophischer Bildung für den Lehrer bewiese, dafs es sich doch zuweilen empfiehlt, ausgemachte Dinge nochmals auszumachen.

Dafs zunächst materiell, d. h. was den gebotenen Stoff anlangt, der philosophisch geschulte Lehrer z. B. in den oberen Klassen dem Nichtphilosophen überlegen ist, erkennt auch Koppelmann an. Doch, meint er, sei diese Überlegenheit nicht eine des Pädagogen, sondern des Theologen, Historikers, Naturwissenschaftlers u. s. w. Wenn bei dem Begriff 'Pädagogen', oder um lieber das gute deutsche Wort Lehrer zu gebrauchen, völlig davon abstrahiert wird, was der Lehrer stofflich bietet, so hat er zweifellos recht. Doch dürfte sich wohl kein, wenigstens kein akademisch gebildeter, Lehrer auf diesen Standpunkt stellen können, um damit sein ablehnendes Verhalten gegen die Philosophie zu

rechtfertigen. Im Gegenteil, das, worauf wir ganz besonders stolz sind, ist — das wollen wir uns aufrichtig eingestehen — eigentlich nicht so sehr eines jeden spezifische Unterrichtsmethode, wenngleich diese gewifs einen nicht geringen Beitrag zum Stolze eines jeden liefern mufs, sondern das Bewufstsein, dafs wir stofflich Bedeutendes vermöge unserer wissenschaftlichen Vorbildung der Jugend zu bieten im stande sind. Soweit wir wissenschaftliche Studien ohne Rücksicht auf eventuelle Verwertung im Unterrichte betreiben, sind wir allerdings Fachleute. Wenn wir aber wissenschaftliche, also auch philosophische Studien im Unterrichte verwerten, so thun wir das doch nicht als Fachleute, sondern eben als Lehrer. Wie philosophische Durchbildung einen gedeihlichen Unterricht in den gymnasialen Lehrfächern allein ermöglicht, hat andeutungsweise Schuppe in jenem oben citierten Aufsatz ausgeführt. Mit Recht ist ihm Gleichgültigkeit gegen die Philosophie identisch mit Gleichgültigkeit gegen Poesie und Religion, weil das Objekt aller drei im innersten Sinne dasselbe ist, und mit Recht sagt er, dafs die Philosophen — es sei nur an Schopenhauer erinnert — zum Verständnis unserer Dichterwerke betr. ihres geistigen Gehalts mehr beigetragen haben als die Philologen per se. Nur der Philosoph, der selbst einmal Faustische Zweifel durchgekämpft hat, ist im stande, alle Gefühls- und Gedankengegensätze, die des Denkers Innerstes erfüllen, in der dichterischen Ausprägung Goethescher Gedankenlyrik wiederzuerkennen bis ins einzelnste und sie in typischer Gestalt jugendlichen Gemütern, die selbst in der Regel schon von Zweifeln aller Art berührt werden, verständlich zu machen. Nur wenn der Lehrer aus dem eigenen Innersten schöpft, sind solche Dinge einer gedeihlichen Behandlung auch nur fähig, welche, wie hier des deutschen, so zugleich auch Gegenstand des Religionsunterrichts[1]) sind, der unfruchtbar ist, wenn er sich damit begnügt, die verschiedenen Arten von -mus im Charakteristikstil der Lehrbücher reinlich auf Flaschen zu ziehen, anstatt hinabzusteigen zu der tiefsten Wurzel, aus der entsprossen sind und noch spriefsen die Bäume der Religion, der Poesie und der Philosophie in gleicher lebenskräftiger Frische. Sind ferner die Werke unseres Dichterphilosophen, der durchweg unter dem Einflufs der gewaltigen Wucht der Kantischen Moralphilosophie und seines theoretischen Skepticismus steht, von einem Lehrer zu begreifen, der, wie Koppelmann sagt, das Geld für jedwede Art von philosophischen Büchern gespart hat? Nur der philosophische Lehrer kann das noch immer schwer enträtselbare[2]) Gefühl des ästhetischen Wohlgefallens an einem grausig zermalmten Menschenschicksal, wie es im Drama uns geboten wird, einigermafsen in seiner Wurzel fassen, er, für den der Begriff der Kausalität ein durch philosophisches Nachdenken geläuterter ist, nur er wird das Verhältnis der sogenannten Schicksalstragödie zu allen übrigen Arten der Tragödie unter dem richtigen Gesichtswinkel erfassen, ihm wird manche Stelle Anlafs zu weitgreifender Betrachtung von Menschenlust und -leid werden, wo der andere entweder gar nichts sagt oder nur Kommentatorenweisheit zu

[1]) Vgl. Ziegler a. a. O. S. 19 f. [2]) Vgl. Volkelts Untersuchungen darüber.

Markte bringt. Endlich ist auch nur ein philosophisch veranlagter Mann im stande, den Schülern eine Ahnung vom sogenannten 'Geiste' des Altertums, der manchem heutzutage identisch ist mit den — — 'Realien', beizubringen, von der rasch sich entfaltenden, schneller abwelkenden Blüte griechischer Humanität, von dem langsam, aber stetig erstarkenden Baume der nationalen Gröfse des Römertums. Nur er vermag die spezifische Eigenart der antiken Lebens- und Weltanschauungen einigermafsen anschaulich den Schülern vorzuführen, weil er allein eine theoretisch begründete Lebens- und Weltanschauung besitzt, welche als Mafsstab der Beurteilung der antiken und als Interpretationsmittel dienen mufs. Wer eine solche nicht besitzt — und als theoretisch begründete kann sie nur ein philosophisch Gebildeter besitzen —, der wird sich begnügen müssen mit überwiegend historischer Darstellung, wo doch das Interesse der Jugend durchaus ein dogmatisches ist.[1]) Gewifs kann man sagen, dafs das Gymnasium eine historische Bildung übermitteln soll, doch ist dabei nicht zu vergessen, dafs das historische Interesse des Menschen erst allmählich zur Unterstützung des dogmatischen hinzugetreten ist, welches sonach die ursprüngliche und darum auch beim jugendlichen Menschen fast ausschliefslich sich geltend machende Art menschlicher Anteilnahme an den Dingen darstellt. Darum ist alle Historie unfruchtbar, wenn das geschichtlich Gegebene nicht als individuelle Daseinsform dauernder und darum auch gegenwärtiger typischer Verhältnisse aufgefafst wird. Es hat beispielsweise recht wenig Wert, mit dem Schüler die inhaltlich heute ganz bedeutungslosen Lehren der ionischen Naturphilosophen, die der griechischen Sophisten, des Sokrates und des Plato zu behandeln, wenn ihnen nicht zugleich eine Ahnung beigebracht wird von der logischen Bedeutung jener Lehren in erkenntnistheoretischer Hinsicht. Hier wird also ersichtlich, wie eine Behandlung der Unterrichtsstoffe unter modernen Gesichtspunkten, welche unsere Zeit mit vollstem Rechte von der höheren Schule fordert, nur der philosophisch gebildete Lehrer zu stande bringen kann. Nur ein solcher ist auch im stande, der Forderung der Konzentration, um im Stile der Lehrpläne zu reden, im vollsten Mafse Genüge zu leisten. Denn wie die Philosophie als Wissenschaft die Ströme der Einzelwissenschaften in sich aufnimmt, so gilt das Gleiche von der Philosophie, sofern sie im Unterrichte zur Geltung kommt, gegenüber den einzelnen auf der Schule betriebenen Lehrfächern. Sie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Einzelstrahlen sammeln, oder, um nicht mehr im Bilde zu sprechen, sie allein verdichtet den geistigen Gehalt aller einzelnen Lehrfächer zu einem neuen geistigen Endresultat. Und mit einem solchen, das dann später, wie Baumeister[2]) in anschaulicher Sprache ausführt, in mannigfachster Weise zur Ausgestaltung gelangen soll, will doch auch heute noch die höhere Schule einen 'reifen' Schüler entlassen. Der philosophisch gebildete Lehrer wird seine Spezialwissenschaft den Schülern gegenüber verwenden immer nur im Hinblick auf eine Gesamtanschauung von Welt

---

[1]) Paulsen, Die höheren Schulen und das Universitätsstudium des 20. Jahrh. 1901, II fin.
[2]) Lehrproben u. s. w. 1902 I S. 112 113.

und Leben, und dies allein macht den höheren Unterricht erst eigentlich wertvoll; der unphilosophische trägt Thatsachen vor, — Realien. Gleichgültigkeit gegen Philosophie ist, so sagt Schuppe, eben Gleichgültigkeit gegen alles, was aufserhalb des Amtes und Spezialfaches und des persönlichen Vergnügens liegt, bedeutet Handwerkertum in Amt und Spezialfach, Kritiklosigkeit gegen die Tagesphrasen, denen nur ein philosophisch Gebildeter frei gegenüberstehen kann, kurz borniertes Spezialistentum. Das ist es denn auch, oder vielmehr noch viel weniger als dies, was der unphilosophische Lehrer in seinen Zöglingen hervorruft. Wir sagen: noch viel weniger als dies. Denn dafs heutigen Tages, wo vom Lehrer alles Mögliche verlangt wird, der unphilosophische Lehrer wenigstens ein tüchtiger, wenn auch sehr beschränkter Spezialist sei und wenigstens auf diese Weise achtunggebietend im Sinne der Philologen alter Ära dastehe, ist kaum noch der Fall.

Vielleicht haben wir schon des Selbstverständlichen zu viel gesagt. Doch glaubten wir uns verpflichtet, in kurzen Zügen nachzuweisen, dafs philosophische Bildung für den Lehrer doch kein überflüssiger Luxus ist. Denn sie schafft geradezu den Lehrinhalt, dient nicht etwa blofs zur Dekoration desselben. Darum kann sie auch nicht etwa ersetzt werden durch Überlegenheit in der Methode, wie Koppelmann behauptet. Denn der Begriff Methode ist nicht rein formaler Natur, vielmehr kann er erst dann von dem auf methodische Weise gebotenen Lehrinhalt auf dem Wege der Abstraktion losgelöst werden, wenn jener qualitativ und quantitativ vorher vollständig bestimmt ist, da ja die Methode nur Mittel zum Zweck ist. Ist der Lehrinhalt unvollständig, so würde es ein *ὕστερον πρότερον* bedeuten, dann überhaupt noch von Methode zu sprechen. Weil Koppelmann die beiden nur in Gedanken trennbaren Seiten des Lehrerberufs, die inhaltliche und die formelle, als thatsächlich getrennt auffafst und den Lehrer eine Form ohne Inhalt sein läfst, kommt er zu seiner Behauptung, der Lehrer brauche keine philosophische Bildung.

Philosophisch gebildete Männer sind allein im stande, den Lehrinhalt am meisten auszunutzen, mag man nun über das Mafs an Philosophie, das auf der höheren Schule geboten werden mufs, noch so gering denken. Thatsächlich wird aber selbst philosophische Propädeutik auch heute noch auf den höheren Lehranstalten gelehrt und wird und mufs immer gelehrt werden, wenngleich formell dieser Unterricht aufgehoben erscheint. In Wirklichkeit ist er nicht beseitigt, sondern hat nur die Form gewechselt, insofern der Fachunterricht die philosophische Belehrung in sich aufnehmen soll.[1]) Die Ursache dieser Metamorphose scheint uns weniger darauf zu beruhen, dafs man etwa glaubte, gegenwärtig ganz ohne Philosophie auskommen zu können, sondern auf Erwägungen teils pädagogischer, teils schultechnischer Art. Letztere dürften vielleicht sogar im Vordergrunde stehen. Da ein auch nur minder tüchtiger philosophischer Unterricht bei weitem nachteiligere Folgen zeitigt als ein

[1]) Vgl. Ziegler a. a. O. Die preufsischen Lehrpläne fordern Lektüre philosophischer Lesestücke und Mitteilung der Logik und empirischen Psychologie. Ein philosophisches Lesebuch fordert auch Kränkel, Schulprogramm, Lahr 1897, S. 18.

weniger guter Unterricht in anderen Lehrfächern und philosophisch geschulte Lehrer nicht allzuhäufig gefunden werden, wozu noch kommt, dafs eine Didaktik des philosophischen Unterrichts[1]), welche modernen[2]) Anforderungen völlig entspräche, noch kaum in den Anfängen vorhanden ist, so konnte es zweckmäfsig erscheinen, die Mitteilung des nach wie vor wünschenswerten Mafses an philosophischer Erkenntnis ganz dem Belieben des Fachlehrers zu überlassen. Dagegen bestehen freilich die Bedenken, dafs dann eine Gewährleistung — im beschränkten Mafse ist eine solche immerhin wünschenswert[3]) —, ob die Schüler wirklich philosophische Kenntnis gewonnen haben, nicht vorhanden ist, und dafs es fraglich bleibt, ob denn der Fachunterricht im stande sei, den ganzen philosophischen Elementarunterricht, d. i. die Grundbegriffe der Psychologie, der Erkenntnistheorie, welche an die Stelle der ehemals weitläufig vorgetragenen aristotelischen Logik treten mufs, der Metaphysik, die notwendig die Erkenntnistheorie vervollständigen mufs, in sich aufzunehmen. Wäre letzteres der Fall, so ergiebt sich die Notwendigkeit philosophischer Durchbildung für jeden Lehrer in nicht geringerem, ja im Gegenteil in noch höherem Grade, als wenn der philosophische Unterricht vom Fachunterricht gesondert wäre. Denn dann müfste, wie Ziegler will, jeder Lehrer, der Philologe, der Historiker, der Mathematiker, der Religionslehrer, jeder nach seinem Spezialgebiet, sein Teil zum philosophischen Elementarunterricht beitragen, während im entgegengesetzten Falle der Fachlehrer versucht sein könnte, die philosophische Belehrung von sich zu weisen unter Berufung darauf, dafs dieselbe Domäne eines einzelnen sei. In Wirklichkeit kann sie dies natürlich niemals sein, auch wenn es sich empfehlen sollte, einen gesonderten philosophischen Unterricht einzuführen. Denn unmöglich könnten die einzelnen Fachlehrer an der Art und Weise der Behandlung der Grundbegriffe ihrer Spezialwissenschaften seitens des Lehrers der philosophischen Propädeutik vorübergehen, vielmehr sind sie geradezu genötigt, schon um der blofsen Forderung der Konzentration willen ihrerseits dazu Stellung zu nehmen. Wird für den philosophischen Unterricht die Form einer eigens für denselben bestimmten Lehrstunde — eine solche genügt u. E. durchaus — gewählt, so ist die Gefahr, dafs dieser Unterricht ins Platte und Triviale ausarte, unleugbar vorhanden, weil geeignete Anknüpfungspunkte philosophischen Denkens dann nicht so leicht zur Hand sind, vielmehr erst mehr oder weniger künstlich herbeigeschafft werden müssen. Der Lehrer wird natürlich um solche Anknüpfungspunkte nie verlegen sein, doch wird es nicht geringe Schwierigkeit verursachen, auch die Aufmerksamkeit des Schülers auf jene Punkte zu konzentrieren, eben weil sie willkürlich gebotene sind. Es kann infolge dieser Schwierigkeit leicht geschehen, dafs der Lehrer in der Wahl der Ausgangspunkte wenig variiert, und doch kommt es beim propädeutischen philosophischen Unterricht gerade auf Vielfältigkeit der Ausgangspunkte an. Der Schüler mufs zuvörderst eine Ahnung davon bekommen, dafs

---

[1]) Gefordert von Paulsen, Centralorgan u. s. w. S. 30.

[2]) Willmanns neustes Buch leidet an konfessioneller Beschränktheit.

[3]) Dagegen Ziegler a. a. O.

jedwedes einzelnste Element der Erfahrung, jedes Ding, jeder Vorgang, Ausgangspunkt philosophischer Gedankenreihen sein kann. Und stets mufs der Lehrer immer wieder neue Ausgangspunkte herbeischaffen, daran möglichst verschiedene solche Gedankenreihen knüpfen, aber immer nur eine kurze Strecke weit, um bald wieder zur Erfahrung zurückzukehren, da naturgemäfs der Schüler länger ausgesponnene philosophische Erörterungen noch nicht vertragen kann. Ausgangspunkte philosophischer Erörterungen bieten sich nun von selbst in den einzelnen Unterrichtsfächern dar, und so könnte man meinen, dafs der philosophische Unterricht am besten in den Fachstunden mit erledigt werden könne, und das ist ja auch die Ansicht der Lehrpläne, falls man die namentlich gelegentlich des deutschen Unterrichts geforderte elementare Unterweisung in der Logik und empirischen Psychologie heute noch philosophischen Unterricht[1]) nennen kann, was wir bezweifeln. Denn es handelt sich dabei anscheinend mehr um gedächtnismäfsige Übermittelung gewisser Kategorien der Logik und Psychologie alten Stils denn um die allein wertvolle Einführung in die psychologische und daran anschliefsend erkenntnistheoretische Betrachtung des Bewufstseinsinhaltes. Es hat also die Verlegung der philosophischen Unterweisung in die Fachstunden manches für sich, doch möchten wir trotzdem diese Form nicht befürworten, weil wir der Ansicht sind, dafs darunter der Fachunterricht leiden mufs. Aufgabe dieses sind beispielsweise die von Ernst Laas[2]) geforderten dialektischen Übungen im fremdsprachlichen und deutschen Unterricht der Oberstufe, für welche er Zeit durch ausgiebigere Pflege der Privatlektüre freigemacht wissen will. Und wer wollte leugnen, dafs solche Übungen, denen sich später eine Darstellung der Gesetze der Logik anschliefsen mufs, in unvergleichlich höherem Grade die Denkschärfe auszubilden geeignet sind als das ewige Übersetzen und wieder Übersetzen, das sich mit dem blofsen Verständnis des Inhalts begnügt, wohl auch isolierte Bemerkungen über das logische Verhältnis der Teile veranlafst, zu einem Nachbilden oder Neuschaffen eines verwickelteren Gedankenverlaufes aber in der Regel wenig Gelegenheit bietet.[3]) Es ist aber eben darum der Fachunterricht nicht im stande, alles an Philosophie in sich aufzunehmen, was auf einer höheren Schule geboten werden mufs. Aufnehmen kann er wohl jene soeben erwähnte Unterweisung in der formalen Logik, doch bedeutet diese, wie Polle[4]) mit Recht bemerkt, noch keine Philosophie, so wenig wie die Mitteilung der Kategorien der populären Psychologie. Versucht der Fachunterricht mehr aufzunehmen, so mufs er entweder Schaden nehmen oder das Gelegentliche der gebotenen philosophischen Unterweisung hebt alle Wirkung auf.[5]) Was sich für uns aus diesen Verhältnissen zu ergeben scheint, ist die Notwendigkeit einer besonderen zusammenhängenden elementaren Einführung in die wissenschaftliche Psychologie, und, was ganz besonders wichtig ist, daran anschliefsend in die Erkenntnistheorie unter Zuhilfenahme eines philosophischen Lesebuchs zwecks

[1]) Das wünschenswerte philosophische Lesebuch existiert noch nicht.
[2]) Deutscher Unterricht 1886² S. 207. [3]) Aufsätze genügen u. E. nicht.
[4]) Schulprogr. d. Vitzthumschen Gymn. Dresden 1894. [5]) Vgl. Polle.

Darbietung von Anknüpfungspunkten. Dieser Teil der Philosophie mufs notwendig von jedem, der sich wissenschaftlichen Studien zuwendet — und die höhere Schule mufs doch ihre Anordnungen im Hinblick auf künftige Jünger der Wissenschaft treffen —, studiert werden. Denn wer sich dem Erkennen ohne jedwedes Bewufstsein, was Erkennen überhaupt bedeutet, rein instinktiv, hingiebt, kann zwar ein recht tüchtiger Handlanger der Wissenschaft werden, den Namen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes kann er u. E. nicht in Anspruch nehmen. Zu einem solchen gehört nicht allein die Beherrschung einer Spezialwissenschaft, sondern auch ein begründetes Urteil dafür, in welchem Verhältnisse sich dieselbe zu anderen Wissenschaften befinde. Denn nur so kommt dem Vertreter einer Einzelwissenschaft zum Bewufstsein, welche Bedeutung dieselbe im System menschlicher Erkenntnis einnehme. Um das beurteilen zu können, mufs man aber wissen, was Erfahrung überhaupt ist und in welcher Weise die Bearbeitung derselben durch das Denken vor sich geht. Nur dann läfst sich z. B. das Verhältnis der Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften richtig beurteilen. Dafs man die Aneignung philosophischer Einsicht ganz der Universität überlassen müsse, ist eine Meinung, die oft genug[1]), neuerdings wieder von Baumeister, widerlegt worden ist. Alle Interessensphären, welche vom künftigen akademisch gebildeten Lehrer, doch auch von anderen Angehörigen des weiten Berufs der 'cura animarum' verlangt werden müssen, müssen auf der höheren Schule wenigstens aufgeschlossen sein, weil sich notorisch nur schwer und, wenn es geschieht, oft in wenig fruchtbarer Weise der sich selbst überlassene Mensch gänzlich neuen Interessen zuwendet. Paulsen bemüht sich nachzuweisen, wie philosophische Bildung ganz unmittelbar für die Praxis aller gelehrten Berufe, nicht blofs des Lehrers, nützlich sei. Gewifs kann man in dieser Weise über den Gegenstand verhandeln, doch, meinen wir, hätte es etwas Banausisches an sich, die Frage nach dem unmittelbaren 'Nutzen' philosophischer Einsicht allzusehr in den Vordergrund zu stellen. Unsere Ansicht ist die, dafs ein Mann eines wissenschaftlich vorbereiteten Berufs per se im stande sein sollte, einen Kant, auf den wir Deutschen in keinem geringeren Grade stolz sein dürfen als auf unsere so oft bei jeder Gelegenheit im Munde geführten Dichter, Feldherrn, Musiker und Staatsmänner, einigermafsen zu würdigen und sich über die obsolete Meinung zu erheben, als sei die Philosophie ein Aggregat willkürlicher Spekulationen, das in unserer praktischen Zeit nur noch Sonderlinge beschäftigen könne.

Aber selbst abgesehen vom Beruf des Schülers als eines künftigen Vertreters der Wissenschaft ist die Kenntnis der Philosophie, speziell der Erkenntnistheorie, für ihn als denkenden Menschen notwendig. Nur diese ermöglicht beispielsweise eine normale Lösung der Krisis, welche, sei es auch in noch so schwachem Grade, wohl jeder jugendliche Mensch besteht, was sein Verhalten zur sogenannten positiven Religion betrifft. Radikalismus, und noch

[1]) Vgl. Polle, Paulsen a. a. O., Uhlig, Hum. Gymn. 1895, S. 132, Zillgenz, Schulprogr. Waren 1884.

weit häufiger Indifferentismus, durchsetzt mit gedankenlosester Annahme gegebener Standpunkte, ja oft krassester spiritistischer Aberglaube beherrschen heute einen grofsen Teil der sogenannten Gebildeten. Das kann nicht anders sein, wenn dem Menschen kein Mittel an die Hand gegeben ist, aus der blofsen Skepsis heraus den Weg zu finden zur Wahrheit. Zwar ringt er darnach, wahrhaft Mensch zu sein, d. h. die in ihm streitenden Gegensätze zur Harmonie zu versöhnen, aber die nicht anders als grausam zu nennende Vorenthaltung der Philosophie ist die Ursache, weshalb er nach kurzem Ringen die Hoffnung aufgiebt, jemals zum Ziele zu gelangen und sich lieber einer der vorbezeichneten Richtungen in die Arme wirft. Wenn unserem Volke die Religion wiedergegeben werden soll, so kann das nur so geschehen, dafs das eigene Denken jeden Menschen dazu führt, die logische Berechtigung, ja Notwendigkeit der meisten religiösen Ideen zu erkennen und gemäfs dieser Einsicht zu handeln, d. h. für uns die jeweilig gegebene Form der Ausprägung der religiösen Ideen zu achten als historisch geworden, dabei aber nie Sklave einer Form zu werden, die als viele Jahrhunderte hinter unserem veränderten religiösen Bewufstsein zurückgeblieben sich jetzt entweder demselben anpassen, oder aber, wo das nicht mehr möglich ist, durch eine neue ersetzt werden mufs. Denn der Götzendienst der Form ist der Tod alles wahrhaft religiösen Empfindens, und ihn lehrt die Philosophie brechen. Kant, der gröfste Philosoph, war doch im Innersten tief religiös, ja seine ganze Philosophie ist eigentlich aus religiösen Tendenzen entsprungen. Er, der Allzermalmer aller überlebten Formen des Denkens und Fühlens, spricht doch mit dem Gefühle tiefster Andacht vom gestirnten Himmel über unserem Haupte und dem sittlichen Gesetz, dem kategorischen Imperativ, in uns. Und wie kaum eine andere Wissenschaft ist die Philosophie geeignet, dem Menschen innere Unabhängigkeit des Geistes zu verleihen, so dafs er in gewissem Sinne sprechen kann: omnia mea mecum porto. Und nur wer sich selbst eine in sich abgeschlossene, vollendete Welt des Geistes zu bilden vermag, ist erhaben über die Zufälligkeiten des Lebens und kann sich da wohl fühlen, wo mancher Nörgler vergeblich nach des Lebens Bächen seufzt.

Was die vielfach betonte Schwierigkeit des Verständnisses einer Einleitung in die Philosophie auf der Oberstufe der höheren Schule anlangt, so fragt Polle mit Recht: Wer ist besser daran, der Oberprimaner, der sich stets bei seinem Lehrer Rats erholen kann, oder der etwa ein Jahr ältere Student, der Kathedergelehrsamkeit schwarz auf weifs nach Hause trägt?[1]) Und ob wirklich nach Beseitigung der dogmatischen Philosophie durch Kant eine zusammenhängende Unterweisung in dieser Wissenschaft unmöglich ist? Ziegler[2]) behauptet dies, mit Unrecht. Denn eine gelegentliche Unterweisung in philosophischen Begriffen, in die einzelnen Fachstunden verlegt, kann sich doch wohl ebensowenig in dogmatischem Fahrwasser bewegen wie ein wöchentlich einstündiger zusammenhängender philosophischer Unterricht. Also auch er kann nicht glauben,

[1]) Vgl. auch Uhlig a. a. O. S. 132, Paulsen S. 27. [2]) A. a. O. S. 18.

dafs es unmöglich sei, reiferen Schülern sozial-ethische Ideen begreiflich zu machen und sie in die kritische Denkweise auf erkenntnistheoretischem Gebiete vorbereitend einzuführen, z. B. was den Kausalbegriff anlangt. Wir meinen, es dürfte nicht allzuschwer halten, hier den Standpunkt Humes, den Angelpunkt des Kritizismus, einigermafsen zum Verständnis zu bringen. Ob es möglich ist, Schüler zu einem völligen Verständnis des Kantschen Systems anzuleiten, was Polle behauptet, ist freilich sehr fraglich, scheint uns aber auch über die Grenzen eines einleitenden philosophischen Unterrichts hinauszugehen. Dafs ein solcher, nach Art und Weise der berühmten Karlsschule betrieben, heutigen Tages ein Unding ist, darin hat Ziegler freilich recht. Doch beweist dies nichts gegen die Möglichkeit eines eigenen philosophischen Unterrichts, wie wir ihn fordern. Und diesen mufs nach unseren obigen Ausführungen jeder in Prima unterrichtende Lehrer erteilen können.

Ohne Philosophie fehlt, wie wir sahen, der höheren Schulbildung der Abschlufs, der nur darin bestehen kann, dafs der Schüler durch Darbietung eines Umrisses der modernen Welt- und Lebensanschauung — im Grunde genommen giebt es trotz aller Mannigfaltigkeit im einzelnen nur eine solche, nämlich die auf die Wissenschaft gegründete — in den Stand gesetzt werde, zur Einheit des Denkens, Fühlens und Wollens zu gelangen.

Einem ohne philosophische Erkenntnis betriebenen Fachunterricht fehlt es an Leben und Direktive; er erstarrt zum toten alexandrinischen Schulwissen.[1]) Wie will da Koppelmann es rechtfertigen, wenn er sagt, dafs der Lehrer nur hier und da Vorteil habe von philosophischen Studien, und dafs er nur bei besonderem Drange sich dem Philosophieren widmen solle, dafs er aber niemals dadurch ein interessanter Lehrer werde? Letztere Behauptung des Verf. wird schon mit seiner Anerkennung des Wertes philosophischer Bildung für den Unterricht in den Oberklassen hinfällig; darin aber hat er zweifellos recht, dafs philosophische Durchbildung nur einem inneren Berufe zu dieser nun einmal tiefsten aller Wissenschaften entspringen kann. Aber eben diesen inneren Drang zu philosophieren darf man nicht beim Lehrer als einen zuweilen vorhandenen, aber nicht zu fordernden hinnehmen, sondern man mufs ihm denselben geradezu zur heiligen Pflicht machen. Denn wir leugnen, was der Verf. behauptet, dafs nämlich jemand ohne Kenntnis der Ethik, der also die Weltanschauung seiner Schüler nur wenig zu fördern im stande sein wird, was Verf. selbst eingesteht, trotzdem noch ein ausgezeichneter Religionslehrer sein könne. Wenn freilich von mancher Seite in intensiverem Betriebe der Philosophie auf der höheren Schule alles Heil erwartet wird, so möchten wir darin einen folgenschweren Irrtum erblicken. Wenn irgendwo, so mufs hier aufs nachdrücklichste vor einem Zuviel gewarnt werden. Gerade den für philosophische Erörterungen am empfänglichsten Schülern wird mit einer Hegung dieser Neigung auf der Schule in der Regel kein Dienst erwiesen. Sie werden infolgedessen gar leicht zu eitlen, weltfremden Grüblern, die den Weg

[1]) Vgl. Ziegler a. a. O. S. 20.

zum Herzen ihrer Mitmenschen selbst dann nicht finden können, wenn sie es selbst aufs sehnlichste wünschen. Mancher fühlt sich infolgedessen innerlich unglücklich, und diese Dyskolie kann sogar ein schweres Hindernis auf seinem Lebenswege werden. Der philosophische Unterricht soll sich also vorzugsweise gerade an die für philosophisches Denken nicht besonders empfänglichen Schüler wenden, bei denen jene Gefahr, die so oft gegen den philosophischen Unterricht angeführt wird, nicht zu befürchten ist, während bei jenen anderen der Lehrer eher auf eine gewisse Hemmung bedacht sein mufs. Wird dieser Forderung stattgegeben, so wird niemand mehr behaupten wollen, dafs jener Unterricht, auch als besonderer betrieben, schon ein Zuviel bedeute. Im Gegenteil wird es wohl in den überwiegenden Fällen eintreffen, dafs herzlich wenig, manchmal vielleicht sogar nichts erreicht wird. Das Mafs philosophischer Kenntnisse, das der Lehrer der Oberstufe bieten soll, bestimmt sich infolgedessen von vornherein als ein gewifs recht bescheidenes, dem man, einem bescheidenen Mauerblümchen gleich, aber auch sein Dasein nicht mifsgönnen soll.

Jeder Lehrer mufs Philosoph sein, weil er, sei es nun als Vertreter der sprachlich-historischen, sei es der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, Philosophie in irgend welcher Form auf der Oberstufe lehren mufs. Aber selbst wenn wir jene oben von uns abgelehnte Trennung des Fachmanns und Lehrers in unserer Person, wie sie Verf. bestimmt, annehmen, wenn wir also vom Stoff, den der Lehrer bietet, einmal absehen, selbst dann werden wir finden, dafs der so definierte Lehrer von der Philosophie vielleicht doch einigen Nutzen haben kann. Mit Recht nennt Verf. die erzieherische Kraft der Persönlichkeit, die sich aus mehreren von ihm genannten Faktoren zusammensetzt, als ausschlaggebend beim Erziehungswerk. Sichere Haltung, Konsequenz und stets sich gleichbleibende Liebe zur Jugend scheinen uns hier die Hauptfaktoren zu sein, und zweifellos stehen genannte Eigenschaften in engstem Zusammenhange mit der vom Verfasser gleichfalls genannten intellektuellen Überlegenheit, wohl nicht relativen über die Schüler, was selbstverständlich wäre, sondern absoluten. Gewifs, alle ernst betriebene Wissenschaft verschafft dem Menschen dieses Bewufstsein, und der reine Gelehrte, der den Hörern seine Spezialwissenschaft vorträgt, braucht sich dasselbe natürlich nicht erst vom Philosophiestudium zu holen. Aber der Lehrer? Sein Beruf weist ihn geradezu auf Beschäftigung mit der Philosophie hin, sofern eben diese in den Unterrichtsstoffen der Oberstufe latent enthalten sein mufs, da es sich ja auf der Schule nicht um Darbietung von Spezialwissenschaft, sondern um Erziehung zum φιλοσοφεῖν im weitesten Sinne — auch heute noch ist philosophisches Denken in weitem Umfange identisch mit logischem Denken überhaupt —[1]) mittels irgend welcher Stoffe handelt. Je mehr der Lehrer denselben in dieser Beziehung abzugewinnen vermag, ohne sich natürlich allzusehr von der gegebenen Grundlage zu entfernen, um so mehr besitzt er erzieherische Kraft und wird leichter den Auf-

[1]) Ziegler a. a. O. S. 15: Man mag über die Philosophie denken was man will, eins ist sicher, philosophieren heifst denken, selbständig denken.

gaben seines Berufes gerecht. Die Autorität eines Lehrers kann leicht Schaden nehmen, wenn er nicht wenigstens in manchen Fällen den Schülern die sich ihnen, sei es nun anläfslich des Unterrichts, sei es infolge anderweiter Anregung, aufdrängenden Probleme auf ihre philosophische Grundlage zurückzuführen unternimmt, wohl auch gelegentlich es für geboten halten kann, einem solchen Problem etwas näher zu treten.[1] Ganz umgehen lassen sich dergleichen Dinge nicht, sollen es auch nicht, wenn der Spruch non scholae, sed vitae discimus wahr bleiben soll. Denn zum Leben gehört doch wohl, dafs die tiefsten Probleme, die dasselbe dem Menschengeiste stellt, den Schülern in ihrer Allgemeinheit wenigstens einmal vor Augen gestellt worden sind.

Sonach wäre, was die Oberklassen anlangt, die erzieherische Kraft mittelbar von der philosophischen Durchbildung abhängig. Sollte uns nun nicht vielleicht auch gelingen nachzuweisen, dafs eine unmittelbare Abhängigkeit vorhanden ist? Solche wird, wenn einmal vorhanden, natürlich auch in den oberen Klassen zur Geltung gelangen, doch müfsten wir zwecks reinlicher Führung des Nachweises einer unmittelbaren Abhängigkeit uns an Klassen halten, wo nicht zugleich eine mittelbare vorhanden oder dieselbe doch wenigstens eine minimale ist, also, um ganz sicher zu gehen, an die unteren. Und da scheint es uns doch, dafs derjenige Lehrer, welcher sich mit den tiefsten Problemen abstrakten Denkens andauernd beschäftigt und sich in seiner Art und Weise Welt und Menschen zu betrachten auf das denkbar weiteste entfernt hat vom naiven Denken des jugendlichen Schülers, weit entfernt etwa, den Weg zu demselben nicht mehr zurückzufinden — denn davor bewahrt ihn seine auf philosophischem Wege gewonnene nähere Kenntnis des ursprünglichen Bewufstseinsinhaltes — vielleicht gerade mit ganz besonderer Lust und Liebe sich hineinversetzt in den glücklichen, naiven Bewufstseinszustand des Kindes. Die Berufsfreudigkeit kann, ja mufs dadurch gesteigert werden, wenn man die kindliche Natur an diesem Mafsstabe schätzen gelernt hat, und leicht wird einem solchen Lehrer die Liebe zur Jugend die rechte Bahn weisen. Da er als philosophische Persönlichkeit seinen Schülern äufserst ferne steht, wird er nicht wohl in den schweren Fehler des Schönthuns mit ihnen verfallen, in jene weibische, eitle Buhlerei um die Gunst unreifer Knaben, die einen so überaus abstofsenden Eindruck macht und die verderblichsten Wirkungen zeitigt. Vielmehr wird er im dauernden Verkehr mit den Schülern mehr ernste Zurückhaltung bewahren und ihnen eher als nüchterner Verstandesmensch denn als Gefühlsmensch gegenübertreten, und damit ist ein grofser Teil der Eigenschaften gegeben, welche die erzieherische Kraft der Persönlichkeit ausmachen. Diese ist nach unserer Ansicht um so gröfser, je mehr der Lehrer den Schülern vorwiegend intellektuell entgegentritt. Der Schüler, selbst der jüngste, besitzt so viel Schlufsvermögen, um die Zuneigung des Lehrers zu ihm aus dessen Handlungen zu folgern. Dafs der Lehrer aber trotzdem es nicht verlernt, mit den jugendlichen Herzen mitzufühlen — mag er auch seinen Gefühlen selten

---

[1]) Paulsen a. a. O. S. 25: Man soll Jünglinge nicht wie Knaben behandeln.

und wenig Ausdruck verleihen —, dazu hilft ihm, wie schon gesagt, sein gesteigertes Wohlgefallen an der Eigenart kindlicher Bewufstseinsthätigkeit. Jede normale Äufserung derselben wird ihm Freude bereiten, und er wird in dem Grade es als Erholung betrachten, mit Kindern zu verkehren, als er selbst Philosoph ist, eine Wahrheit, die einleuchtender wird, wenn man sich an die in gewissen besonders unphilosophischen Kreisen übliche Beurteilung des Lehrerberufs erinnert. So wird er auch frei bleiben von jenem anderen Fehler, wir meinen, er wird nicht leicht darein verfallen, die Unbefangenheit der kindlichen Gemüter durch eine bornierte Schreckensherrschaft erbarmungslos zu vernichten. — Sind es so wesentlich Gegensätze, welche hier einigend wirken, so giebt es doch auch ein einigendes Band der Gemeinschaft zwischen dem philosophischen Lehrer und seinen Schülern. Die intellektuelle Thätigkeit beider nämlich richtet sich, soweit sie beim Schüler eine spontane, von der Schule unbeeinflufste ist, auf dasselbe Objekt, nämlich die Aufsenwelt als solche, als Einheit gefafst, nur ist das Resultat der beiderseitigen Betrachtung, wie schon gesagt, ein diametral entgegengesetztes. Mit Recht sagt Schopenhauer, dafs sich die Kinder mehr erkennend verhalten als die Erwachsenen unter gleichen Umständen, und führt darauf den ernsten, schauenden Blick vieler Kinder zurück, den Rafael als Maler so glücklich zu benutzen gewufst habe. Dieser vorwiegenden, dauernden Richtung der intellektuellen Bewufstseinsthätigkeit auf dasselbe Objekt beim Lehrer und beim Schüler entspringt sogar mancher glückliche Gedanke im Unterricht, zum mindestens ist dieselbe ein wichtiges Moment, den Lehrer den Schülern unmittelbar näher zu bringen, das auf keinen Fall durch irgend ein anderes Objekt wissenschaftlichen Studiums in diesem Sinne ersetzt werden kann, eben darum, weil dann die Identität der Objekte nicht mehr vorhanden sein würde. Nur das philosophische Studium kann das unmittelbar leisten, weil einzig und allein dieses im kindlichen Bewufstsein ein Analogon hat. Was wir hier über unmittelbare Abhängigkeit der erzieherischen Kraft von philosophischer Durchbildung in Bezug auf die unteren Klassen ausgesprochen haben, kann ruhig auf alle ausgedehnt werden. Denn das Denken selbst des oberen Schülers steht, bei allem Respekt vor unseren Primanern, seiner formellen Eigenart nach im Vergleich mit dem philosophischen Denken des Lehrers bei weitem näher dem Denken des zehnjährigen Knaben.

Fassen wir unsere Resultate noch einmal kurz zusammen, so glauben wir nachgewiesen zu haben, dafs der Lehrer nicht empirischer Psychologe im modernen Sinn des Worts zu sein braucht — hierin konnten wir uns an Koppelmann anschliefsen —, ferner dafs der Lehrer der Oberklassen Philosoph sein mufs, ferner dafs es sich für jeden Lehrer wenigstens sehr empfiehlt, Philosoph zu sein. Was wir übrigens oben über die unmittelbare Abhängigkeit der erzieherischen Persönlichkeit von philosophischen Studien geäufsert haben, gilt selbstverständlich nur unter der Voraussetzung ernsten und intensiven Betriebs dieser Studien, sowie unter Ausscheidung anderer die Entwickelung der Lehrerpersönlichkeit zu stören geeigneten Einflüsse. Wir sind natürlich weit entfernt behaupten zu wollen, der philosophierende Lehrer müsse

eo ipso eine tüchtige Lehrerpersönlichkeit sein. Auch das wollen wir nicht behaupten, dafs philosophische Studien etwa ein notwendiger Faktor der Lehrerpersönlichkeit sein müfsten, soweit wir von dem in oberen Klassen gebotenen Lehrstoff absehen; vielmehr können mittelbar auch wissenschaftliche Studien anderer Art — aber solche müssen durchaus vorhanden sein — das Gleiche leisten. Aber es bleibt darum doch wahr, dafs philosophische Studien für jedweden Lehrer ganz unmittelbar nützlich sind und darum aufs äufserste einem jeden nahegelegt werden müssen. Hier mufsten wir Koppelmann entgegentreten. Er sagt: Pädagogik ist nicht angewandte Psychologie = Philosophie; wir sagen: Pädagogik ist nicht angewandte Psychologie, aber Pädagogik ist im höchsten Sinne angewandte Philosophie. In indirektem Sinne ist natürlich das Studium der empirischen Psychologie für den Lehrer ebenfalls nützlich, sofern nämlich dieser nicht Philosoph sein kann, ohne vorher die Grundlage der Philosophie studiert zu haben. Dieser selbstverständliche Umstand wird diejenigen Leser unserer Abhandlung versöhnen, die in deren Eingang eine Perhorreszierung psychologischer Studien unsererseits erblicken zu müssen meinten. — Gerne geben wir übrigens zum Schlufs Wilhelm Koppelmann zu, dafs wir einen Teil unserer Ausführungen zurückzunehmen genötigt wären, falls wir uns streng an die in seiner Abhandlung gebrauchten Wörter 'Psychologie' und 'Philosophie' zu halten hätten. Doch würden wir dann entgegen den Absichten des Verfassers unsere Unterscheidung hineinlegen. Dessen zu Eingang seiner Abhandlung vorgenommene Identifizierung beider Begriffe, sowie auch dementsprechend am Schlufs der Umstand, dafs er sein Resultat in gleicher Weise für beide zieht, berechtigen uns, den jeweilig in Koppelmanns Text gebrauchten Ausdruck für sachlich bedeutungslos zu halten.

GEDANKEN ÜBER DIE GESTALTUNG DES GRIECHISCHEN UNTERRICHTS BEI EINFÜHRUNG DES GRIECHISCHEN LESEBUCHS VON U. v. WILAMOWITZ

Von Karl Kromayer

Das in der Junikonferenz von 1900 in Berlin angekündigte und seitdem mit Spannung erwartete griechische Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Möllendorff ist erschienen, und zwar nur mit wenigen Abweichungen von dem in jener Konferenz vorgelegten Entwurfe; je zwei Halbbände Text und Erläuterungen. Hier den Inhalt im einzelnen aufzuzählen, erscheint überflüssig, da die 'Ankündigung' durch die Weidmannsche Buchhandlung, sowie die mit derselben abgedruckte 'Vorrede' wohl in jedermanns Händen sind und das Bedeutsamste im Laufe der weiteren Besprechung von selbst hervortreten wird. Wohl aber verlohnt es sich, auf den Zweck des Buches und auf die Gestaltung, die der griechische Unterricht auf dieser Grundlage nach Wilamowitz' Ansicht zu gewinnen hat, näher einzugehen. Es ist dabei auf das Referat von W. 'Über den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium' (abgedruckt in 'den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts in Berlin 6.—8. Juni 1900' S. 205—217) und die Vorrede des eben erschienenen Lesebuchs zurückzugreifen.

W. übersieht von der hohen Warte der Wissenschaft mit der ganzen Begeisterung, die eine gründliche wissenschaftliche Vertiefung und eine lebendige Empfänglichkeit für alles Grofse und Schöne zu erzeugen im stande sind, das grofse Arbeitsgebiet des griechischen Volkes, der griechischen Kultur. 15 Jahrhunderte hindurch ist es das Kulturvolk gewesen; denn selbst das ganze Römertum ist nur eine 'integrierende Provinz' dieser Weltkultur. Das Christentum hat sich auf ihrem Boden entwickelt, auf allen wissenschaftlichen Gebieten, die überhaupt im Altertum angebaut werden, sind die Griechen Führer, und selbst die Wurzeln unserer sogenannten exakten Wissenschaften reichen bis in den griechischen Boden hinein. Von diesem grofsen Wirken des griechischen Geistes soll nun der Schüler eine unmittelbar durch die Lektüre vermittelte Anschauung gewinnen und hiermit der Stachel in seine Seele eingepflanzt werden, auf dem gewonnenen Boden weiter zu arbeiten, so dafs ihm eine Ahnung von dem historischen Werden und dem grofsen Zusammenhange aufgeht, in dem auch unser Kulturleben mit dem griechischen steht. Bei dieser grofsen Perspektive verlieren die bisher fast ausschliefslich gepflegten Schriftsteller der sogenannten klassischen Periode das Recht der ausschliefslichen Berücksichtigung. Homer soll auf die Sekunda beschränkt, Xenophon

nur in Proben gelesen werden, die Tragiker (und zwar nicht blofs Sophokles) werden nach O I gelegt. Herodot soll in grofsen Abschnitten behandelt werden. Besonderes Gewicht aber wird auf die Lektüre Platons gelegt, von dem aufser Apologie und Kriton noch ein gröfserer Dialog (etwa Phädon, Gorgias, 1. Buch des Staates) zu lesen ist. Denn 'diese Dialoge mit ihrem religiösen Feuer sind dazu angethan, in der Jugend statt blasierter Fertigkeit den schwärmerischen Zug zu wecken, der ihr so gut steht, und von selbst schlägt sich die Brücke zu Paulus. Platon im griechischen, Goethe im deutschen, Paulus im Religionsunterrichte, diese drei Herzenskündiger, zusammen wirkend, werden unseren Söhnen die Seele mit einem Geiste stärken, der sie gegen die Ansteckung durch die schlimmsten Gifte der Gegenwart immun macht'.

Zur Verwirklichung dieser Ideen hat nun W. das Lesebuch geschrieben und ausgehend von dem echt pädagogischen Gedanken, dafs das Griechische mit allen Unterrichtsgegenständen in fruchtbaren Zusammenhang gebracht werden müsse, in einem Umfange, in dem auch die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer Berücksichtigung finden. Diese Lesestücke reichen hinein in den Hellenismus und bis tief in die Kaiserzeit; die Dichter (mit Ausnahme eines Stückes aus Äschylos' Persern und einiger lyrischer Stücke aus Aristoteles' Politie der Athener) und ebenso Herodot sind grundsätzlich ausgeschlossen, da sie sich ohnedies in den Händen der Schüler befinden. Da aber von Thukydides und Demosthenes einige ganz hervorragende Proben aufgenommen sind, so ist die Vermutung nicht unberechtigt, dafs W. die Lektüre auf diese Stücke beschränkt und also z. B. die sizilische Expedition und die philippischen Reden ausgeschlossen wissen will.

Das eigentliche Arbeitsgebiet für das Lesebuch, ohne dafs seine Verwendung auch in anderen Klassen ausgeschlossen ist, soll die U I sein, und zwar möge in einem Halbjahre die historisch-geographische, im zweiten die philosophisch-wissenschaftliche Seite Berücksichtigung finden; wobei es aber nicht klar hervortritt, ob dort noch andere Lektüre betrieben werden soll.

Fügen wir noch weiter hinzu, dafs W. den Beginn des griechischen Unterrichts mit Homer befürwortet, zur Erleichterung des Unterrichts den Gebrauch der Accente beim Schreiben ausschliefst, den Unterricht in der Grammatik aber auch in O I festhält, so haben wir in grofsen Zügen ein Bild dieser reformatorischen Ideen.

Dabei ist noch zu bemerken, dafs W. für seine Vorschläge einen Unterrichtsplan zu Grunde legt, nach dem das Griechische in U II mit wöchentlich 9 Stunden beginnt, obgleich er, wie seine Haltung bei den Verhandlungen zeigt, für seine Person den Anfang in U III vorzieht (Verhdl. S. 96). Wir werden uns in den folgenden Besprechungen an die noch auf den meisten Gymnasien herrschende Praxis halten.

Die Frage, ob der griechische Unterricht mit Homer zu beginnen habe, ist nicht neu und zur Genüge besprochen; sie kann daher, so sympathisch der Vorschlag auch ist, jetzt bei Seite gelassen werden. Der Kern des Ganzen ist und bleibt die Ausdehnung der griechischen Lektüre auch auf

die hellenistischen Zeiten, wodurch ein neues Motiv zur Betreibung des griechischen Unterrichts, die Erkennung der historischen Bedeutung der Griechen als Kulturvolk κατ' ἐξοχήν gewonnen wird; ein Gedanke, der um so bedeutender erscheint, da auch von seiten des Geschichtsunterrichts mehr und mehr auf die Bedeutung der Kaiserzeit[1]), die bisher nur stiefmütterlich behandelt worden sei, hingewiesen wird. Diese Lücke hat bisher in dem Unterrichte bestanden, ihre Ausfüllung macht das Gymnasium erst wahrhaft zu der historischen Schule, die es den realistischen Anstalten gegenüber ist. Eine Einführung auch in die Litteratur dieser Zeiten wird dem Geschichtsunterrichte, der ja immer nur referierend verfährt, Leben und Anschauung gewähren.

Während von diesen Gesichtspunkten aus der Lehrer des Griechischen jenen Vorschlägen sympathisch gegenübersteht, wird es doch anderseits zuerst Pflicht, gegen die Art, mit welcher W. den bisherigen griechischen Unterricht bespricht, Stellung einzunehmen. In seinem Referate (S. 206 der Verhandlungen u. s. w.) heifst es wörtlich: 'Dieser Sprachunterricht setzt voraus, dafs die Schüler die paar Stücke auf der Schule lesen und dann nie wieder eine Zeile. Sie werden also den Eindruck mitnehmen, dafs eine ungeheure Masse Sprachstoff bewältigt werden mufs nicht um werbendes Kapital zu werben, sondern damit einmal ein Blick in eine fremde Kunstwelt gethan wird, auf Homer und Sophokles; es tritt kaum ein dritter hinzu. Es ist kaum zu bestreiten, dafs dieser Einblick, wertvoll vor allem um Lessing und Goethe zu verstehen, recht wohl durch Übersetzungen und andere Vermittelung gewahrt werden kann, ganz ebensogut wie die Geschichte der Philosophie und die politische und Kulturgeschichte später ohne die Sprachkenntnis vermittelt wird. Auf diesem Wege gelangt man zur Beseitigung des griechischen Unterrichts.'

Von diesen Voraussetzungen ist kaum ein Satz einwandsfrei. Der griechische Unterricht wird nicht unter der Voraussetzung gegeben, dafs die Schüler die paar Stücke auf der Schule lesen und dann nie wieder eine Zeile. Der Lehrer sucht im Gegenteil in seinem Unterrichte so viele Ideale, als es ihm möglich ist, in die Herzen der Schüler zu pflanzen, und hofft, dafs dieselben im späteren Leben Früchte tragen werden, unbekümmert darum, ob die abgegangenen Schüler dann einmal wieder das Buch lesen, aus denen sie die Ideale und geistige Kraft gezogen haben. Geschieht dies nicht, so tröstet er sich mit dem Lateinischen, der Mathematik und selbst dem Turnen. Wie wenige Schüler, die nicht gerade Mathematik studieren, werden in ihrem späteren Leben noch einmal die Logarithmen zur Hand nehmen, wie wenig andere noch einmal eine Rede des Cicero oder eine Ode des Horaz lesen, ja gestehen wir es nur, wenn auch mit Widerstreben, wie wenige werden noch ihren Schiller, Lessing und Goethe lesen, wie wenige sich noch am Reck und Barren üben? aber dennoch tragen sie die Früchte dieser Unterrichtszweige im späteren Leben mit sich, und es wird keinem Einsichtigen einfallen, aus dem Grunde, dafs diese Unterrichtsfächer nicht weiter geübt werden, für den Wegfall derselben

[1]) Vgl. Harnack, Gutachten, in den Verhdl. S. 364.

zu stimmen. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig, und man hüte sich daher, aus einem Umstande, der bei anderen Unterrichtsfächern nicht betont wird, dem griechischen einen Vorwurf zu machen.

Und weiter, haben wirklich unsere Schüler nur einen Blick in eine fremde Kunstwelt, eigentlich nur in Homer und Sophokles gethan? Homer wird jetzt durchschnittlich drei Jahre lang, Sophokles vielleicht etwas mehr als ein Jahr behandelt. Ist die übrige Zeit fruchtlos gewesen? Soll wirklich aus Xenophon und Herodot, Demosthenes, Thukydides und Platon keine Frucht erwachsen sein? Im Gegenteil sehr viel, und das ist 'des Schweifses der Edlen wert'.

Und zuletzt, durch Übersetzungen soll der Einblick in diese Kunstwelt gewährt werden, in Werke, bei denen Form und Inhalt auf das harmonischste und unauflöslichste verbunden sind! Im Gegenteil, das Verständnis des griechischen Geistes wird unausbleiblich verloren sein, wenn unsere Jugend nur noch aus Übersetzungen schöpfen wird. Man sagt wohl, dafs auch Goethe und Schiller bei ungenügender Kenntnis des Griechischen an der Hand von Übersetzungen in das Verständnis des Griechentums eingedrungen sind; aber man vergifst dabei, dafs das Genie auch bei ungenügender Hülle den Kern zu erfassen versteht. Und endlich schlägt W. mit diesem Ausspruche seinem eigenen Reformplan geradezu in das Gesicht; denn das wird doch niemand bezweifeln, dafs wissenschaftliche Werke wie Euklid, Heron, Archimedes, Strabon n. a. viel leichter in mundgerechter Weise zu übersetzen sind als poetische Werke wie Homer und Sophokles und die Kunstwerke philosophischer, historischer und rednerischer Sprache, wie Platon, Thukydides und Demosthenes. Daher fehlt auch so viel daran, dafs diese neuen Reformgedanken einen der Utilitarier in unser Lager herüberziehen, dafs diese vielmehr mit Berufung auf W. von neuem ihr Geschrei nach Übersetzungen erheben, und wenn sie nicht erhört werden, über neue Überbürdung klagen werden.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, die zur Richtigstellung des Thatbestandes des griechischen Unterrichtes nicht zu umgehen waren, treten wir zu der Hauptfrage heran, ob und wie die Vorschläge vom W. in dem griechischen Unterrichte auf dem Gymnasium verwirklicht werden können. Selbstverständlich wird diese Frage nur vom pädagogischen Standpunkte aus zu beantworten sein.

Die Wissenschaft (und hier ausschliefslich die philologisch-historische) und Pädagogik, in steter Beziehung zu einander sich entwickelnd, decken sich doch nicht in ihren Wegen und Zielen. Jene erstrebt die reine, ungeschminkte Wahrheit, die sie aus dem Wechsel und dem Zusammenhange der Erscheinungen herauszuschürfen bemüht ist. Die Entdeckung eines kleinen Pfades, der zur Blofslegung des Entwickelungsganges führt, ist ihr ein Triumph; sie reiht den Fund ein in das grofse Ganze, das sie teils ahnt, teils schon kennt. Nicht der ethische Wert einer Einzelheit ist für sie das Entscheidende, denn auch die Erkenntnis des Niedrigen und Unedlen gehört zur Richtigzeichnung des Gesamtbildes; sie selbst wird dadurch nicht befleckt, denn nur die Wahrheit ist auch ihr ethisches Ziel.

Anders die Pädagogik; sie will durch Herbeiführung von Kenntnissen, wie durch stetige zielbewufste Arbeit ihre Pflegebefohlenen zu tüchtigen und brauchbaren, sittlichen Menschen bilden und sie durch Einpflanzung von Idealen gegen die Stürme und Verlockungen des Lebens feien. Nicht als ob sie deshalb die Wahrheit verwische und das Niedrige beschönige; sie würde sich dadurch selbst erniedrigen und schliefslich bei den Schülern als Lügenprophetin erscheinen. Aber sie greift doch mit Vorliebe nach dem Edelsten und Besten, was Litteratur und Geschichte bieten. Das Beste ist für die Jugend gerade gut genug. Dabei schliefst sie die Erkenntnis des Zusammenhanges der Ereignisse nicht aus, am wenigsten das Gymnasium als eigentlich historische Schule. Aber dieser Zusammenhang wird angeknüpft an die grofsen Glanz- und Werdepunkte, die befruchtend auf Jahrhunderte hinauswirken, während ganze Zeiträume und Wissenspartien, die für den wissenschaftlichen Forscher wohl ein wichtiges Glied der Kette sind, für die Schule, wenn sie dem erzieherischen Zwecke weniger genügen oder wegen des schon reichen Stoffes nicht bewältigt werden können, in flüchtigem Zuge durchflogen werden. Dabei ist die Pädagogik an die Entwickelung der kindlichen Fassungskraft gebunden; sie wird von dem Faſslichen, dem Verständnis des Schülers Zugänglichen in ruhigem Fortschritte zu dem Schwereren weiter gehen und kein Gebiet verlassen, ehe ein gründliches Verständnis erreicht ist, damit ein fester Wissensbesitz erlangt wird, an den sich das Neue anreiht.

Wenden wir diese alten, längst bekannten Grundsätze auf die vorliegende Frage an, so erscheint es nicht zweifelhaft, dafs die Blüteperiode der griechischen Litteratur von Homer bis Platon der eigentliche Mittelpunkt des griechischen Unterrichtes, das «δός μοι ποῦ στῶ» sein mufs, und dafs erst dann an Hereinziehung neuer Stoffe gedacht werden kann, wenn dieses Gebiet dem Schüler zu eigen geworden ist. Nur wenig Worte werden zur Begründung dieser Ansicht nötig sein.

Die Erzeugnisse dieser Zeiten sind durchaus originell, die Muster für die späteren Schriftsteller. Daher die Frische und Jugendlichkeit dieser Werke, die dem Schülergemüte so homogen ist. Sie sind durch die Harmonie zwischen Inhalt und Form, durch die Klarheit der Gedanken, durch die Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung, kurz durch ihren ästhetischen Wert für unsere gröfsten Geister die Führer zur Schönheit geworden, die daher ohne die Kenntnis dieser Muster nicht einmal richtig gewürdigt und verstanden werden können. Sie enthalten ferner in Poesie und Prosa einen unerschöpflichen Schatz ethisch-idealer Gedanken, wie sie sich wohl kaum in der Litteratur eines anderen Volkes in gleicher Fülle, Klarheit und Erhabenheit finden. Und schliefslich ist der Gewinn an Kenntnissen, besonders historischer Art, die bei dem Schüler die Vorstellung quellenmäfsiger Erkenntnis und die Forschungsfreude erwecken, nicht zu unterschätzen. So finden die Ideen des Schönen, Guten und Wahren in diesen Werken die anregendste Verkörperung.

Fragen wir aber weiter, welche Schriftsteller für die Schule auszuwählen sind, so hat die Erfahrung längst entschieden. Es sind: Homer und die

Tragiker, Xenophon, Herodot, Thukydides, Demosthenes, Platon. An diesem Kerne ist unbedingt festzuhalten, an ihn mag sich dann das Übrige anschliefsen, was noch als wünschenswert erscheint, und darunter auch eine Anzahl von Stücken des griechischen Lesebuchs, die, wie wir schon sahen, den Zweck haben, die Augen des Schülers für die Kulturbedeutung des griechischen Volkes zu öffnen.

Daher haben wir jetzt weiter zu prüfen, in welchem Umfange und wie lange Zeit diese genannten Schriftsteller zu treiben sind, damit der erwünschte Erfolg erreicht wird, wobei zugleich ein Blick auf die Wünsche fallen wird, die W. in dieser Hinsicht ausgesprochen hat.

Xenophons Anabasis liegt, wenn man den Unterricht nicht mit Homer beginnt, naturgemäfs in O III, bei einer fähigen Schülergeneration auch schon in U III. Nur gebe man nicht, wie W. wünscht, nur Proben. Wenn die reichen Schätze an historischem und geographischem Wissen gehoben und die ethisch-psychologischen Motive einigermafsen gewürdigt werden sollen, so müssen grofse zusammenhängende Abschnitte, die jedes Lehrerkollegium bestimmen mag, gelesen werden. Und das ist auch recht gut möglich, wenn die drei wöchentlichen Stunden, die man neben der Einübung der Grammatik diesem Teile des Unterrichts widmen kann, auch wirklich zum Verständnis der Lektüre und nicht zum Einpauken der Grammatik verwendet werden. Ja, bei fähigen Schülern würden schon hier Stücke aus dem 'griechischen Lesebuche' wie äsopische Fabeln, Apophthegmata u. s. w. herangezogen werden können.

Homer wird jetzt drei Jahre lang, und zwar zwei in II und eins in I (nämlich hier gewöhnlich zwei Jahre im Wechsel mit einem Tragiker, so dafs im ganzen für Homer nur ein Jahr herauskommt) gelesen. W. will denselben in zwei Jahren, also in II beenden, wie es in Schulpforta vor 30 Jahren gehalten worden sei, wobei er aber nicht in Anschlag bringt, dafs damals der griechische Unterricht in IV begann, so dafs man schon in O III an die Odyssee herantreten konnte. Überhaupt findet er, dafs 'Märchen trefflich auf Knaben wirken, Jünglinge sich von ihnen eher abwenden' (a. a. O. S. 208), wogegen doch zu bemerken ist, dafs der herrlichste Jüngling des Altertums, Alexander, in seiner hohen Begeisterung für Homer selbst heroisiert, in ideal-poetischem Glanz erscheint. In der That spricht auch die Erfahrung gegen diesen mehr kühnen als wahren Ausspruch. Seit mehr als 40 Jahren habe ich Selbstbiographien der Abiturienten gelesen; kein Schriftsteller ist in denselben öfter und mit gröfserer Liebe genannt worden als Homer. Und wie ist es bei dieser frischsprudelnden Quelle echter Menschlichkeit, bei dieser Fülle die verschiedensten Lebensverhältnisse umfassender, ethisch-gemütvoller Motive auch anders möglich? In II werden von sechs wöchentlichen Stunden gewöhnlich zwei der Grammatik gewidmet, die vier übrigen werden zwischen poetischer und prosaischer Lektüre geteilt; hiermit fallen dem Homer bei einem zweijährigen Kurse im Durchschnitt 160 Stunden zu. Da nun im Anfang wegen der Schwierigkeiten, die Dialekt, Vokabeln und Metrik bieten, nur sehr langsam fortgeschritten werden kann, so ist es ganz ausgeschlossen, dafs (wie W. voraussetzt) die ganze

Odyssee gelesen wird, es kann im besten Falle die Hälfte bewältigt werden. So bleibt für die Ilias in II absolut keine Zeit; dieselbe mufs auf Prima übernommen und dort so nachdrücklich betrieben werden, dafs die Schüler schliefslich 100—200 Verse mit Leichtigkeit bewältigen können. Nur dann haben sie von Homer Genufs, wenn ihnen die Sprache keine schweren Hindernisse mehr bereitet. Das ist aber nur möglich, wenn man die bisher auf Homer verwendete Zeit nicht beschränkt, die anderseits zur Erreichung dieses Zieles aber auch genügt, wie ein Blick auf die Resultate der Reifeprüfungen zeigt.

Abwechselnd mit Homer werden in Prima während eines zweijährigen Kursus in ca. 120 Stunden zwei bis drei Tragödien gelesen; auch jetzt nicht ausschliefslich Sophokles, da schon Goethes Iphigenie auf Euripides führt. Der ästhetisch-ethische Wert dieser Werke stellt dem Lehrer die Aufgabe, den Schüler zum Verständnis des tragischen πάθος zu bringen. Und er erreicht dies, wenn er mit helfender Hand die sprachlichen und metrischen Schwierigkeiten der Chöre aus dem Wege räumt, während der Dialog von den Schülern selbständig bewältigt werden kann. Aber auch dies ist nur möglich, wenn die Zahl der Unterrichtsstunden nicht vermindert wird.

Wir kommen zu Herodot, der sachgemäfs nach O II verlegt wird. Auch W. will eine ausgiebige Lektüre desselben. Und ganz mit Recht; denn in Sprache und Inhalt ist er ein für den Jüngling in jeder Weise anregendes und begeisterndes Buch. Die dialektischen Schwierigkeiten sind bald überwunden, der Schüler liest sich bald ein und findet an ihm lebhaftes Vergnügen und vielfache Anregung. Da aber neben ihm noch die Odyssee gelesen wird und doch auch einige Zeit für einen attischen Schriftsteller schon in Hinsicht auf die Grammatik in O II verwendet werden mufs, so können von den 80 Stunden, die in dieser Klasse für die Prosalektüre zur Verfügung stehen, höchstens 60 Stunden auf ihn verwendet werden, die übrigens auch hinreichen.

Thukydides in seinem männlich festen und doch tief gemütvollen Wesen, mit seiner klaren, Männer und Ereignisse objektiv schildernden Darstellung ist für die Schüler ein Zuchtmeister zur Ausbildung des Charakters und erheischt die eingehendste Berücksichtigung. W. bietet aus ihm die Katastrophe des Themistokles und Pausanias, die Beurteilung des Perikles und die Leichenrede. Die beiden ersten Stücke können schon in II gelesen werden; die Leichenrede dagegen gehört nach Prima und wird auch hier nur unter der Anleitung des Lehrers verstanden. Sie ist aber trotz ihrer Schwierigkeit unbedingt zu lesen; denn als Idealbild der demokratischen Republik enthält sie die grofsartigste Auffassung von den Aufgaben des Staates und ist in hohem Mafse geeignet, idealen Sinn bei der Jugend zu pflanzen. — Aber ist dies alles, was von einem Schriftsteller wie Thukydides gelesen werden soll? Es kostet wirklich Überwindung, die Schilderungen der Pest und ihre Folgen, die Belagerung von Platää, die Schlacht im korinthischen Meerbusen, die Katastrophe von Sphakteria nicht als obligatorische Lektüre vorzuschlagen. Es ist ja nicht möglich, dies alles zu lesen, und dem Geschmacke des Lehrers mufs Freiheit gestattet werden. Aber ein Ereignis, das an Wichtigkeit hinter keinem der griechischen Ge-

schichte zurücksteht, das tiefe Blicke in die athenische Politik und die Charaktere der leitenden Männer, in die Machtverhältnisse der Staaten und die Kriegsgeschichte thun läfst, und das in seinem erschütternden Ausgange wie eine grofse Tragödie auf das Gemüt des Lesenden wirkt — die sizilische Expedition — sollte auf jeder Schule in ihren wichtigsten Abschnitten, einschliefslich der Reden des Nikias und Alkibiades, gelesen werden. Es wird dazu ein volles Tertial nötig sein, selbst bei kursorischer Lektüre der leichteren Partien. Aber Zeit und Fleifs sind nicht vergebens aufgewendet.

Von der Verwertung des Demosthenes für die Schule hat W. keine günstige Meinung. Er betrachtet ihn zunächst als Stilisten, wenn er (S. 209 des Referats) sagt: 'Ohne Zweifel ist Demosthenes als Redner dem Cicero weit überlegen — allein stilisierte Rede ist ja im Latein und Französisch, auch der Dichtung dieser Sprachen, ausgiebig vertreten, und es scheint in den vier Jahren Griechisch kein Platz verfügbar.' Und in einer seiner Reden auf der Berliner Konferenz (Verhdl. S. 90) finden sich vom Standpunkte des Historikers aus die Worte: 'Nicht Demosthenes mit seinen ephemeren Reden und seinen papiernen Demonstrationen gegen Alexander den Grofsen, sondern Alexander der Grofse, der Begründer jener Kultur u. s. w.' So mag die Wissenschaft urteilen, anders die Pädagogik; für diese ist Demosthenes der grofse Patriot, der mit Einsetzung seiner ganzen Existenz unter einer leichtsinnigen und genufssüchtigen Bevölkerung für das, was er für grofs und herrlich hielt, in unermüdetem Eifer kämpfte und in diesem Kampfe eine Menge idealer Gedanken, die ihn Schulter an Schulter mit Platon stellen, aussprach, die auch jetzt noch unsere Jugend entflammen und dem Lehrer Gelegenheit geben, in taktvoller Weise auf die Schwächen unseres Zeitalters, das an ähnlichen Übeln krankt, hinzuweisen. Mag Demosthenes dabei seine Zeit mifsverstanden und für veraltete Zustände gekämpft haben und deshalb erlegen sein, so mindert dies den sittlichen Gehalt seines Strebens nicht. Magna voluisse magnum. Demnach gebührt aber auch Demosthenes eine eingehende Behandlung. W. liefert das Prachtstück aus der Kranzrede, das reich ist an packenden Schilderungen und eine grofsartige, ideale Geschichtsauffassung zeigt, anderseits aber durch gehässige, man möchte sagen chikanöse Angriffe auf Äschines den erhebenden Eindruck abschwächt. Ebenso grofsartig tritt der Patriotismus und reiner in den kleineren Staatsreden hervor, da hier der Kampf weniger persönlich ist und gegen die ganze verfehlte Richtung des Volkslebens geführt wird. Daher werden diese Reden auch meistens vor der Kranzrede bevorzugt, und es giebt Gymnasien, an denen in dem zweijährigen Kursus der I die sogenannten acht philippischen Reden gelesen werden. Anderseits ist zuzugestehen, dafs sich dieselben Gedanken in diesen Reden mehrfach wiederholen und dafs mit drei bis vier philippischen Reden, denen sich dann das Stück des Lesebuchs anschliefsen mag, der Schüler einen hinlänglichen Einblick in die Gedankenwelt und den Stil des Demosthenes erlangen kann. Aber auf diesem Umfange der Demostheneslektüre mufs man bestehen, schon um den Schüler fähig zu machen, die stilistischen Schwierigkeiten so weit

zu überwinden, dafs die Gedanken lebendig auf ihn wirken können. Und das wird nach meiner langjährigen Erfahrung auch erreicht, da ich in der Reifeprüfung wiederholt gesehen habe, wie auch mittelbegabte Schüler noch nicht gelesene Stücke aus diesen Reden zur Zufriedenheit übersetzen konnten.

Über Platon kann kein Zweifel herrschen. Es giebt wohl kein Gymnasium, auf dem nicht die Apologie mit Kriton und der Anfang und das Ende des Phädon schon jetzt gelesen werden. W. verlangt noch einen gröfseren Dialog, und man kann sich dabei seinen schönen oben angeführten Worten nur vollständig anschliefsen. Auch wird sich die Zeit dazu finden; eine andere Frage ist, ob überall die geeigneten Lehrer vorhanden sind. Zu einer fruchtbaren Behandlung eines gröfseren Dialogs gehört gründlich geschultes philosophisches Denken und viel Geist. Ob bei der jetzigen philosophischen Ausbildung auf den Universitäten das erstere bei den Kandidaten des höheren Schulamtes allgemein vorausgesetzt werden kann, ist doch zweifelhaft. Wird aber ein Platonischer Dialog nicht mit steigendem Interesse durchgelesen, erlahmt die Kraft der Schüler, so hätte man besser gethan, gar nicht anzufangen. Vielleicht ist es hier für den Leser nicht ohne Interesse, eine Erfahrung aus meinem eigenen Schulleben kennen zu lernen. Wir lasen auf dem Gymnasium in Weimar in den Jahren 1845—1847 bei dem geistreichen, von uns hochverehrten Direktor H. Sauppe zuerst den Gorgias mit rein negativem Erfolge. Wir blieben in der Mitte stecken und hatten nicht den mindesten Eindruck. Hierauf wurde das Symposion mit so glänzendem Erfolge behandelt, dafs alle mit steigendem Interesse teilnahmen und schliefslich beklagten, dafs es schon zu Ende war. Es wurde ohne alle Auslassungen gelesen, auch die bedenklichsten Stellen ohne allen Anstofs; nie habe ich eine zweideutige Bemerkung oder einen schlechten Witz darüber gehört. Wir standen eben unter dem Banne der idealen Gedanken. Diese Stunden gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Schullebens; ich habe das Symposion noch wiederholt mit älteren und jüngeren Freunden auf der Universität und später gelesen. Woher dieser verschiedene Erfolg bei demselben Lehrer? Doch sicherlich aus dem Umstande, dafs das Symposion dem Lehrer adäquat war. Daraus folgt aber, dafs auf diesem Gebiete allgemeine Verordnungen vom Übel sind, dafs die Fähigkeit und die Neigung des Lehrers das allein Entscheidende sein müssen. Auch W. erkennt dies an, wenn er (S. 209) sagt: 'Aber ein guter Lehrer mag jeden tiefen und künstlerisch schönen (sc. Dialog) wählen, den er bewältigen kann.'

Hiermit haben wir den Kern der griechischen Lektüre gewonnen, an dem festzuhalten ist. Ich wiederhole: Homer in dreijährigem Kursus, Xenophons Anabasis in grofsen zusammenhängenden Stücken, ebenso Herodot, zwei bis drei Tragödien, Thukydides in grofsen Stücken, jedenfalls grofse Bruchstücke aus VI und VII und die Leichenrede, Demosthenes mit drei bis vier philippischen Reden, unter Umständen auch das Glanzstück aus der Kranzrede, Platon mit Apologie, Kriton und einem gröfseren Dialoge. An diesen Kern mögen sich dann Stücke des Lesebuchs angliedern, ohne dafs die Gefahr allzugrofser Zersplitterung und also der Oberflächlichkeit eintritt.

Sehen wir zu, wie dies möglich ist. Dabei wird vorausgesetzt, dafs das Lesebuch schon von III an benutzt wird, wodurch auch der hohe Preis desselben (ein nicht gering anzuschlagender Umstand) für die Eltern erträglicher gemacht wird.

Schon früher habe ich erwähnt, dafs in O III äsopische Fabeln und das Leben Äsops gelesen werden können, auch einzelne Apophthegmata. Vielleicht können mit einer gut beanlagten Klasse auch die auf Gallien bezüglichen Stücke aus Strabo hinzugefügt werden, was für die Cäsarlektüre von Vorteil sein würde.

In II werden jetzt neben Herodot und Homer noch verschiedene Attiker gelesen, wohl am häufigsten Stücke aus Xenophons Hellenica und Lysias. Es sind das bei einem zweijährigen Kursus 100—110 Stunden, von denen 80 auf U II, 20—30, je nachdem Herodot mehr oder weniger ausgedehnt wird, auf O II fallen. Hier kann nun, wenn man Lysias ganz wegfallen läfst, Xenophon bedeutend verkürzt, eine ausgiebige Gelegenheit gefunden werden, um eine ganze Reihe von Stücken aus Lesebuch I Abt. II einzuschieben. Ich denke zunächst an das schöne Stück aus Aristoteles Politie der Athener, das ganz leicht ist, an die Schilderung der Schlacht von Salamis aus Äschylos' Persern, an die Katastrophe des Pausanias und des Themistokles und die Charakteristik des Perikles aus Thukydides. Auch die Stücke aus Plutarch und Appian, endlich die zusammenhängenden grofsen Stücke aus Arrian sind sehr lesenswert und gehen nicht über die Fertigkeit eines Sekundaners hinaus. Wie kann der Geschichtsunterricht durch eine solche Lektüre belebt werden, und zwar noch mit viel gröfserem Vorteil, wenn nicht, wie in Preufsen, die alte Geschichte auf O II beschränkt, sondern auf die beiden II verteilt ist! Freilich, um alle diese Stücke zu lesen, reicht die Zeit nicht aus, zumal Plutarch und Polybios nicht leicht sind. Daher wird nach den Verhältnissen eine passende Auswahl zu treffen sein. Hier genügt es, eine Lücke aufgezeigt zu haben, in die das Lesebuch mit Vorteil einrücken kann. Auch in den neuesten 'Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen' heifst es S. 32: 'Auch kann auf dieser (U II) wie auf den folgenden Stufen ein geeignetes Lesebuch, das eine weitere Auswahl von Proben aus griechischen Schriftstellern gestattet, der Lektüre zu Grunde gelegt werden.' Es ist wohl nicht zweifelhaft, dafs hierbei zunächst an das Lesebuch von W. gedacht ist, das also besonders für diese Klasse in Aussicht genommen wird.

Dagegen wird in I ganz gegen W.' Hoffnung nur wenig Raum für das Lesebuch übrig bleiben. Die Ilias und die Tragiker, Demosthenes und Thukydides in dem oben geforderten Umfange, endlich Platon mit Apologie, Kriton und einem gröfseren Dialoge werden wenig weiteren Raum verstatten, zumal wenn man auch die griechische Grammatik noch mit einer Stunde bedenkt. Im besten Falle kann vielleicht noch das Stück aus Menon und der Abschnitt über Glückseligkeit aus der Ethik des Aristoteles berücksichtigt werden (Leseb. Bd. II S. 286—300). Der schöne Schlufs aus Platons Phädros (Bd. II 367—377) wird kaum zum Verständnis der Primaner gebracht werden können. Fügen wir schliefslich noch hinzu, dafs auch für den Religionsunterricht von

einem Lehrer, der das nötige Griechisch versteht und so viel Takt besitzt, dafs er den Religionsunterricht nicht zu einer philologischen Stunde umwandelt, mehrere Stücke des zweiten Bandes, etwa Verfassung und Gottesdienst der ältesten Gemeinde aus der Apostellehre (VIII 1), oder der Brief an Diognetos (VIII 3) mit Erfolg, und um den Schülern ein Verständnis von dem weitreichenden Einflusse des Paulus beizubringen, gelesen werden können, so haben wir quantitativ in grofsen Umrissen festgesetzt, in wie weit das Lesebuch Berücksichtigung finden kann. Denn dafs auch der Lehrer der Physik und der Mathematik etwa Euklid, Heron und Archimedes in seinen Unterricht hereinziehen wird, ist schon jetzt sehr zweifelhaft und wird für die Zukunft, in der auf Lehrer dieser Fächer, die auf Realanstalten gebildet worden sind, in steigender Zahl gerechnet werden mufs, fast ganz aussichtslos.

Vergleicht man nun diese für den Unterricht ausgewählten Stücke mit dem reichen und lesenswerten Inhalte, den das Lesebuch bietet, so läfst sich der Eindruck nicht zurückweisen, dafs die Hoffnung, durch die erweiterte Lektüre dem Schüler eine Anschauung von der gesamten Kulturarbeit des griechischen Volkes zu bieten, zu der Aufnahme einiger weniger Schriftsteller zusammengeschrumpft ist, die den bisher vorherrschenden Klassizismus einigermafsen durchbrechen, aber grofsenteils doch auch schon früher auf Gymnasien gelesen worden sind.

Auch die Hoffnung, dafs auf diese Weise den Schülern eine gröfsere Kenntnis der Sprache als bisher beigebracht werden könne, wird schwerlich in Erfüllung gehen. Der jetzige auf einen kleineren Umfang von Schriftstellern beschränkte Sprachstoff möchte wohl zweifellos leichter zu beherrschen sein als die in Formen, Phraseologie, Wortbedeutung, Syntax und Satzbildung so sehr verschiedenen Schriftsteller des Lesebuches. Auch ist nicht zu erwarten, dafs der Verzicht auf das Schreiben der Accente eine wesentliche Erleichterung bringt, da die Accentlehre gleich im ersten Jahre bei Einübung der Formenlehre bewältigt wird und die Zeiten vorbei sind, in welchen ein Accentfehler als ein Kapitalverbrechen vom Lehrer notiert wurde. Im Gegenteil kann man erwarten, dafs eine Vernachlässigung der Accentlehre den späteren griechischen Unterricht in höherem Mafse erschweren als den Beginn desselben erleichtern wird.

Wenn somit im ganzen unter den jetzigen Verhältnissen die von W. angeregten Reformgedanken nur in sehr geringem Mafse Verwirklichung gefunden haben, so ist dieses Ergebnis nichts weniger als überraschend. Bei einem Unterrichte, der schon jetzt im allgemeinen mit grofser Begeisterung und wirklichem Verständnisse erteilt wird, kann durch Hinzufügen von einzelnen Hilfen nichts wesentlich Neues und Grofses erreicht werden. Grofse Ziele verlangen grofse Mittel!

Gewährt uns daher die begeisterte Würdigung und Erweiterung des griechischen Unterrichts, die W. vertritt, hohe Anregung und Befriedigung, ist es uns Ernst damit, einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrtausend, dessen Bedeutung für die Kulturentwickelung der Menschheit von der Wissenschaft immer mehr gewürdigt wird, den Schülern nicht als ein weifses Blatt erscheinen zu lassen, und ist es uns klar, dafs neben der Geschichte gerade

die unmittelbare Berührung mit dem geistigen Leben des Volkes durch die Lektüre das Verständnis einer Periode auf das wirksamste erschliefst, so müssen auch die nötigen Konsequenzen für die Aufstellung der Lehrpläne hierfür gezogen werden. W. hat sie nicht gezogen, wenigstens nicht ausgesprochen, hatte auch keine Veranlassung dazu. Genug, dafs er den Angriff, der den Bestand des griechischen Unterrichts und somit den Bestand des Gymnasiums selbst bedrohte, abzuschlagen bemüht gewesen ist und so ein wirklich nationales Unglück verhütet hat. Wenn aber auf derselben Konferenz durch Gleichberechtigung der drei höheren Schularten für jede derselben die Möglichkeit zur freiesten, ihrer Eigentümlichkeit angemessensten Entwickelung gegeben ist, so kann auch das Gymnasium für das Griechische, das ihm nun der wichtigste und charakteristischste Unterrichtszweig geworden ist, eine gröfsere Berücksichtigung, als es bisher genossen hat, verlangen. Zunächst ist es angezeigt, dafs in I die Stundenzahl des Griechischen und Lateinischen vertauscht wird. Auch die 'Lehrpläne und Lehraufgaben u. s. w.' weisen darauf hin, indem sie die beiden Fächer in Klammern einschliefsen und sie somit als ein Ganzes betrachtet wissen wollen, von dem der eine Teil wohl dem anderen ein Zugeständnis machen kann. In der That mufs es wundernehmen, dafs bisher das Lateinische an Stundenzahl in Prima vor dem Griechischen bevorzugt war, wenn man erwägt, welche Arbeitsaufgabe den beiden Fächern in I obliegt. Im Lateinischen ist bis O II der Abschlufs der Grammatik erreicht, also die logische Ausbildung fast zu Ende geführt. Was in dieser Beziehung noch verlangt wird, ist Sicherung des Erworbenen und mafsvolle Erweiterung des grammatischen Wissens. In der Lektüre ist aber erst recht der gröfste und wichtigste Teil der Litteratur erschlossen: Ovid und Virgil, Cäsar, Sallust, Livius und endlich Cicero. Als neu treten in I nur Horaz und Tacitus ein; eine weitere Vertiefung wird für Cicero nötig. Dieser Aufgabe genügen aber vier Stunden. Im Griechischen ist bis O II ebenfalls der Abschlufs der Elementargrammatik erreicht; doch wünscht W. noch eine Stunde grammatischen Unterricht, und auch sonst erheben sich hierfür gewichtige Stimmen.[1]) Doch lassen wir das als einen bestreitbaren Punkt beiseite und betrachten wir nur die Lektüre. Hier steht es gerade umgekehrt wie im Lateinischen. Eingeführt ist der Schüler in Xenophon und Herodot, teilweise auch in Homer und in einige andere meist in den Bruchstücken eines Lesebuchs gelesene Schriftsteller. Neu treten Ilias und die Tragödie, die Philosophie mit Platon, die Beredsamkeit mit Demosthenes und die eingehendere Geschichtsforschung mit Thukydides auf; also gerade die wichtigsten, in ihrem Wesen ganz originellen und verschiedenen Schriftsteller. Es ist daher nur eine logische Konsequenz, dem Griechischen die gröfsere Stundenzahl zu gewähren. Wenn nun schon in Betreff der Stundenzahl das Griechische als Aschenbrödel neben der bevorzugten Schwester steht und doch die guten Erbsen aus der Schüssel lesen soll, so tritt dasselbe Verhältnis in Betreff der Erweckung des Interesses ein.

---

[1]) Vgl. Kübler in d. Verhdl. S. 85.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dafs jetzt das Hauptinteresse bei den philologischen Fächern dem Lateinischen zufällt. Forscht man aber genauer nach der Quelle dieses Interesses, so zeigt sich, dafs es kein unmittelbares, sondern künstlich gemachtes ist. Weniger die lateinischen Schriftsteller haben es dem Schüler angethan, sondern der Druck, der infolge der bevorstehenden Reifeprüfung auf die Abfassung eines Lateinscriptums (ich sage nicht auf das Lateinschreiben; denn dies ist mit der Abschaffung des lateinischen Aufsatzes beseitigt) gelegt wird. Um den Forderungen des Abiturientenreglements in Betreff des lateinischen Scriptums zu genügen und den guten Ruf des Gymnasiums vor dem Prüfungskommissar zu bewahren, werden Schüler und Lehrer zu einer Anspannung der Kräfte veranlafst, die nur zum Schaden anderer Fächer gereichen kann. Häusliche Exerzitien, Klassenarbeiten, Fehlerarbeiten mit Angabe der betreffenden Paragraphen der Grammatik, mündliche Übersetzungen aus einem Übungsbuche folgen in raschem Wechsel aufeinander. Und dennoch ist eine solche Betreibung des Lateinschreibens, nachdem dasselbe längst selbst als Gelehrtensprache seine Bedeutung verloren hat, eigentlich ein Anachronismus. Die alten vollwichtigen Gründe, die in früheren Zeiten für dasselbe sprachen, sind längst nicht mehr vorhanden; jetzt redet man von Vertiefung in den Sprachgeist, von der geistigen Schulung, die durch die Übertragung in eine andere, der deutschen so unähnliche Sprache erreicht wird. Diese Gründe haben eine gewisse Berechtigung; doch liefse sich darüber sprechen, ob nicht durch eine gute Übertragung ins Deutsche dasselbe Ziel erreicht werden könnte. Eine solche möchte in vielen Fällen noch schwieriger als ein lateinisches Scriptum sein und die Verschiedenheiten der beiden Sprachen neben einer erhöhten Ausbildung des deutschen Stiles ebensogut zur Anschauung bringen. Die Schattenseiten dieser übermäfsigen Hervorkehrung des Lateinschreibens sind an leitender Stelle nicht unberücksichtigt geblieben. In den neuesten 'Lehrplänen und Lehraufgaben u. s. w.' heifst es S. 30: 'Die Texte für die schriftlichen Klassenübersetzungen soll der Lehrer in der Regel selbst entwerfen. Sie sind einfach zu halten, müssen aber an die Denkthätigkeit solche Ansprüche stellen, dafs ihre Übertragung als selbständige Leistung gelten kann. Statt der schriftlichen Hausarbeiten empfiehlt sich im allgemeinen ein sorgfältig geleitetes mündliches Übersetzen aus einem Übungsbuche, dafs sich in grammatisch-stilistischer Beziehung auf das Hauptsächliche beschränkt und inhaltlich zur Förderung des allgemeinen Lehrziels geeignet ist.' Und S. 26 werden unter den Lehrzielen der U und O I zwar zwei Stunden für Grammatik angesetzt, aber für schriftliche Übersetzung in das Lateinische als Klassenarbeit oder häusliche Arbeit eine Zeit von mindestens 14 Tagen (nicht, wie es jetzt gewöhnlich ist, von 8 Tagen) in Anspruch genommen. In jedem Vierteljahre soll eine Übersetzung in das Deutsche als Klassenarbeit gemacht werden. — Dies und noch manches andere in den Erläuterungen sind vernünftige Bestimmungen, die wohl dem Unfuge mechanischer und gedächtnismäfsiger Dressur für die Reifeprüfung zu steuern bezwecken, aber, wie die Dinge liegen, das Übel doch nicht vollständig beseitigen können.

Das wird nur möglich, wenn die Bedeutung des lateinischen Scriptums für die Reifeprüfung zurücktritt und statt seiner eine Übersetzung ins Deutsche freigestellt würde, was weiter die vollständige Gleichstellung der Leistungen im Griechischen zur Folge hätte. Eine weitere Folge wäre dann, dafs für I eine Stunde lateinische Grammatik genügen würde. Die gewonnene Zeit würde zur gröfseren Konzentrierung auf das Griechische verwendet werden können.

Es wird niemand einfallen, die Bedeutung des Unterrichts in der Mathematik für das Gymnasium zu bezweifeln; schon Luther hat dieselbe vollständig erkannt. Die streng logische Schulung des Geistes, die durch die Mathematik erworben wird, ist nicht zu entbehren, die Gewöhnung an mathematisches Verständnis, der Besitz gewisser mathematischer Kenntnisse, die den Schüler auch im späteren Leben zu der Lösung naturwissenschaftlicher, geographischer und anderer praktischer Fragen in den verschiedensten Lebensverhältnissen befähigen, gehört unbedingt zu dem Begriffe eines gebildeten Menschen, besonders in unserer Zeit. Damit sollte aber auch das Ziel des mathematischen Unterrichts auf dem Gymnasium festgelegt sein. Über dasselbe scheint aber das Gymnasium in seinem Rivalitätsstreite mit den Realschulen hinausgegangen zu sein. Es fand einen Ehrenpunkt darin, seine Abiturienten in gleichem oder wenigstens nicht viel geringerem Mafse als jene zu dem Eintritt in die technischen Schulen zu befähigen. Die leidige Berechtigungsfrage ist hoffentlich für immer abgethan; die Realschulabiturienten erlangen freien Zutritt zu den Universitätsstudien, und es bleibt ihnen vorbehalten, ihre mangelnden Kenntnisse auf Privatwege zu ergänzen. Ein Gleiches mag für die Gymnasialabiturienten eintreten, die ihre unzureichenden Kenntnisse in Mathematik und Naturwissenschaften beim Eintritt in technische Schulen zu ergänzen haben werden, was ihnen ohne Zweifel, wenn sie einen guten Grund gelegt haben, leichter werden wird als jenen in den philologischen Fächern. Daraus folgt aber weiter, dafs die Gymnasien sich der Rücksicht auf jene Schüler entschlagen und mit gröfserer Einheit und gröfserer Energie auf die ihnen eigentümlichen humanistischen Fächer d. h. hier besonders das Griechische konzentrieren müssen. Inwiefern nach diesem Gesichtspunkte der mathematische Unterricht auf Gymnasien einer Änderung bedarf, darüber mögen die Fachlehrer entscheiden, und es fehlt aus ihrer Mitte nicht an Stimmen, die auf eine Vereinfachung und praktischere Betreibung dieses Unterrichts hinweisen. Hier sei nur ein Übelstand hervorgehoben, der auch von Lehrern der Mathematik offen zugestanden wird. Es sind dies die langen zusammenhängenden Arbeiten, die etwa alle drei oder vier Wochen verlangt werden. Dieselben sind oft sehr zeitraubend, und ihr Nutzen ist gering, da sie den unfähigen oder trägen Schülern nur Gelegenheit zu unredlichem Arbeiten gewähren, was bei der Natur solcher Aufgaben schwer zu verhindern ist. Kleine Arbeiten von Stunde zu Stunde, in denen es sich besonders zeigt, ob der Schüler die Aufgabe richtig anzufassen versteht und ein Verständnis der Anlage besitzt, scheinen dem Zwecke vollständig zu genügen. Hierdurch würde aber den Schülern eine grofse Arbeitslast abgenommen und viele Zeit gewonnen, die wieder dem Griechischen zu gute kommen könnte.

Wenn man so Zeit und Kräfte für den griechischen Unterricht frei macht, wird auch etwas Ganzes und somit Befriedigendes erreicht werden. In der gewonnenen Zeit werden im Sinne von W. auch die Schriftsteller behandelt werden können, die zwar in Form und Inhalt hinter den eigentlich klassischen Schriftstellern zurückstehen, aber einen Einblick in die umfassende Bildung des Griechentums und in seine weltumspannende Kulturaufgabe vermitteln. Eine ideale, auf den Grund der Dinge dringende Weltanschauung herrscht auch in diesen Schriften, wie in allem, was von den Griechen überliefert ist; sie sind hierin die Vorläufer der deutschen Forschung. Diese Kongenialität des deutschen und griechischen Geistes wird bei stärkerer Betonung des Griechischen mehr und mehr hervortreten und unserem Volke immer neue Lebenskräfte zuführen.

Es könnte kühn erscheinen, nachdem das Griechische um seine Existenz zu kämpfen gehabt hat, nun mit diesen Vorschlägen für seine Erweiterung hervorzutreten. Allein in Gegensätzen bewegt sich die Entwickelung, und die logische Konsequenz trägt schliefslich den Sieg davon. Nachdem man so viele Jahrzehnte hindurch den Real- und Reformanstalten Zeit zu Versuchen gestattet hat, gewähre man einmal auch den Gymnasien eine solche Frist, um konzentriert auf das Griechische und Deutsche sich frei zu entwickeln. Und wenn dann nach hinlänglich langer Zeit das Facit gezogen werden wird, dann wird, so steht zu hoffen, der durch das Griechentum erzeugte Idealismus als eine Macht erscheinen, die das deutsche Volk mit neuer Lebens- und Thatenkraft, mit neuer Opferfreudigkeit erfüllt.

Über die einzelnen Stücke des Lesebuchs jetzt schon ein Urteil zu fällen, wäre verfrüht. Ein Buch, das mit Aufwand von so viel Gelehrsamkeit und Fleifs geschrieben ist, kann nur nach eingehendem Gebrauche richtig gewürdigt werden. Hier nur noch ein paar Bemerkungen für eine zweite Auflage. Ein Lesebuch mufs den Schülern so handlich wie möglich gemacht werden; das geschieht aber in höherem Mafse, wenn die Bemerkungen unter dem Texte, als wenn sie in einem getrennten Buche stehen. Es wird dadurch eine bedeutende Zeitersparnis erzielt. Ein Lesebuch mufs ferner die Schwierigkeiten des Textes möglichst beseitigen. Das geschieht durch Verdeutschung seltener Vokabeln, durch Erklärung verwickelterer Konstruktionen u. s. w. Es ist in dieser Beziehung im Lesebuche vieles geschehen und es zeigen die Anmerkungen einen anregenden, befruchtenden Charakter. Aber es könnte zur Erleichterung der Schüler noch mehr geschehen.

Was die Auswahl der Stücke anbetrifft, so ist im Interesse des deutschen Unterrichts zu bedauern, dafs die ursprüngliche Absicht, die für die Lessingsche Dramaturgie wichtigen Stücke aus der Poetik des Aristoteles abzudrucken, nicht ausgeführt ist. Es liegen ja wichtige Bedenken dagegen vor, aber solange noch Lessing auf den Gymnasien gelesen wird, wird der Lehrer auch auf die Poetik u. a. zurückgreifen müssen und würde dabei im Lesebuche eine treffliche Stütze gefunden haben.

DIE EIGENART DES GYMNASIUMS

Von Hermann Lattmann

Die Gleichberechtigung der drei höheren Schularten ist nun im Prinzip anerkannt, und es scheint, dafs man auf allen Seiten damit zufrieden ist. Es ist damit der von Paul Cauer immer verfochtene Grundsatz zur Geltung gekommen, aber selbst ein so entschiedener Anhänger des alten Gymnasiums wie der alte Oskar Jäger hat seine Billigung dazu gegeben. Die Vertreter des Realgymnasiums und der Oberrealschule sind natürlich ohnehin befriedigt und hegen nur hier und da Besorgnis, ob mit der Gleichberechtigung in der Praxis auch wohl rechter Ernst gemacht werde. Aber, mag auch dieser oder jener Stand noch irgend ein Sonderrecht zu behaupten versuchen, im ganzen kann dies Zugeständnis, nachdem es einmal gemacht ist, so wenig zurückgenommen werden wie etwa das allgemeine Stimmrecht, nachdem es einmal gegeben ist. Die stillschweigende oder ausgesprochene Voraussetzung jedoch für diese allseitige Zustimmung ist, dafs auf diese Weise die Eigenart einer jeden Schule am besten gewahrt werden könne. Die Oberrealschule freilich braucht sich keine Sorge zu machen. Es fehlte ihr bisher wohl an der nötigen Ausbreitung, die sie jetzt zu erreichen hoffen darf, aber ihre Eigenart hat sie von je her treu bewahrt, und dafs sie sie jetzt erst recht behaupten wird, ist keine Frage. Auch das Realgymnasium ist in seiner weniger scharf ausgeprägten Eigenart, wenn es auch seine Grenzen rechts oder links einmal ein wenig verschieben sollte, nicht gefährdet.

Nur das Gymnasium scheint sich in dieser Zeit, wo es so nötig wäre, seiner Eigenart nicht mehr recht bewufst zu sein. Und es wäre das kein Wunder. Denn Jahrhunderte lang ist das Gymnasium die Schule der allgemeinen Bildung gewesen, und als man anfing, ihm dieses Monopol streitig zu machen, hat es doch den Anspruch darauf, allein die wahre Bildung zu geben, fort und fort behauptet, wenn auch die Reihen der Verteidiger dieser äufsersten Position sich mehr und mehr lichteten, wenn auch die Gegner mit modernen Granaten wiederholt Bresche legten in das alte Mauerwerk. Unermüdlich suchte man mit neuesten Panzerplatten und Betonfüllung die Lücken auszubessern, man lernte vom Gegner, man nahm Waffen seines Systems an, und unentwegt flatterte die zerfetzte Fahne im Winde: Hie die allein wahre Bildung. Zunächst wurden den Anforderungen des modernen Lebens entsprechend einige früher kaum beachtete Fächer dem Lehrplane des Gymnasiums neu eingefügt oder ihnen eine feste Stelle darin gegeben. Die Behandlung

dieser Fächer, wie des Französischen, der Naturwissenschaft, war anfangs vielfach so, dafs man sie als nur ungern geduldete zu erkennen gab. Aber die bedeutende wissenschaftliche Entwickelung solcher Fächer, namentlich der Naturwissenschaft und der Geographie, drückte mit schwerem Gewicht auch auf ihre Darstellung in der Schule und verlangte volle Anerkennung für sie. Kaum aber hatte man ihnen einen gebührenden Platz eingeräumt, so entstand die Klage über Überbürdung der Schüler und wollte nicht verstummen und rüttelte an dem Gefüge der alten Sprachen so lange, bis 1892 der Turm des lateinischen Aufsatzes zusammenstürzte und der Raum für das Lateinische und Griechische erheblich eingeschränkt wurde. Jetzt hiefs es, durch verbesserte Methode das Erhaltene sichern, und der Induktion, der eigentlichen Methode der Naturwissenschaft, wurde Zutritt gewährt. Und alle diese Veränderungen geschahen in dem Sinne, dadurch das Gymnasium in seiner Stellung als im Grunde einziger Schule für die wirkliche höhere Bildung zu schützen. Aber die Batterien der alten Festung, die sonst eine laute Sprache führten, sind zum Schweigen gebracht —; seit der anerkannten Gleichberechtigung der drei höheren Schulen kann das Gymnasium diesen Anspruch nicht mehr erheben.

Soll es darum aber nun die früher aufgenommenen Erweiterungen wieder abwerfen? Soll es eine reaktionäre Umgestaltung an sich vornehmen? Das sei ferne! Das wäre eine Thorheit, denn es würde seine jetzige Stellung des gleichen Rechts mit den anderen beiden Schularten gefährden. Weder eine Einschränkung der realen Fächer noch eine Vermehrung der Stundenzahl der alten Sprachen ist notwendig oder auch nur wünschenswert. Aber dessen sollte sich das Gymnasium auch in dem gegebenenen Rahmen doch bewufst sein, dafs es nicht mehr allein die allgemeine Bildung zu überliefern hat, sondern nur eine Seite dieses ausgedehnten Feldes bebauen soll, und dafs es seine Aufgabe am besten erfüllt, wenn es das ihm eigene Gebiet gründlich bearbeitet. Wir dürfen also wieder ein besonderes Gewicht auf die alten Sprachen legen, denn sie sind der Mittelpunkt des Unterrichts auf dem Gymnasium, wenn dieses seine Eigenart bewahren soll. Geschieht das nun etwa nicht? Ich will das im allgemeinen nicht erörtern, aber in einem Punkte, meine ich, hat man seit langer Zeit etwas verfehlt, was jetzt Zeit wäre wieder gut zu machen. Das ist die laxe Handhabung der Versetzungen. Jeder Lehrer giebt lieber gute Censuren als schlechte, und im Zweifelsfalle entscheidet er sich im allgemeinen, wenn es nur irgend geht, für die bessere Nummer. Dafs es vereinzelt auch andere Lehrer geben mag, kommt nicht in Betracht. Aber auch der Ordinarius ist ein Mensch. Er schlägt zur Versetzung vor, was sich nur irgend mit seinem Gewissen vereinen läfst. Er freut sich wie jeder Lehrer, wenn die Klasse gut gefördert ist. Aber seine Weitherzigkeit wird eng, seine Milde erscheint hart gegen das weite Herz des Direktors. Ich habe nun schon vier Direktoren gehabt, aber so verschiedenartig sie sonst waren (ich unterdrücke hier jeden Ausdruck der Verehrung, zu dem ich sonst wohl Grund hätte), in dem einen Punkte waren sie alle gleich, dafs sie geneigt waren, lieber noch einen oder auch ein paar Schüler mehr zu versetzen, als der Ordi-

narius vorschlug, als jemals einen von den vorgeschlagenen zu beanstanden. Diese, wie mir vorkommt, allgemeine Neigung der Direktoren scheint mir auf einer Instruktion oder Anregung von oben zu beruhen. Denn beim Maturitätsexamen wiederholt sich dasselbe Spiel. Schwankt der Fachlehrer zwischen genügend und ungenügend, so ist der Direktor für genügend, schwankt der Direktor zwischen genügend und gut, so ist der Schulrat für gut. Aber mag es nun Anregung von oben oder zufällige Neigung sein, dieses Treiben der Versetzung stammt aus der Zeit des Überbürdunggeschreis. Da sollte namentlich das Gymnasium jeden Anstofs beim Publikum, jeden Schein, als würde zu viel verlangt, als wären die Anforderungen für das Mittelmafs der Schüler zu hoch, vermeiden. Aus jener Zeit stammen die glatten Versetzungen. 'Rasche Förderung' war eine Empfehlung, die sich einige städtische Anstalten nicht scheuten öffentlich bekannt zu machen — die meisten königlichen Gymnasien hätten es ebensogut thun können. Aber seit jener Zeit ertönen auch die Klagen der Universitätsprofessoren, Philologen wie Juristen, über die traurigen Kenntnisse der jungen Studenten im Lateinischen und Griechischen, erhebt das Militär Beschwerde über die mangelhafte Bildung der jungen Leute mit dem Einjährig-Freiwilligenzeugnis. Diesem letztern hat man durch Einfügung eines besonderen Examens abhelfen wollen, wobei die Auguren sich auch wohl kaum des Lächelns werden erwehrt haben können. Man hat es wieder abgeschafft, weil es doch nichts nützte; die Schwachköpfe kamen durch das Examen so glatt wie durch die Versetzung. Diese übertriebene Nachsicht bei der Versetzung hat nun einen ganz falschen Mafsstab entwickelt, nämlich den, dafs von der Anzahl der Schüler ein gewisser Prozentsatz, sagen wir $^4/_5$ oder $^5/_6$, versetzt werden mufs. Von 30 müssen doch 24 oder 25 Schüler versetzt werden! Als wenn die Befähigung der Klassen immer gleich wäre! Als wenn Schüler mit durchschnittlich befriedigenden Leistungen nie weniger sein könnten, etwa $^3/_4$, oder vielleicht einmal nur die Hälfte der Klasse. Aber dann versteht ja der Lehrer die Klasse nicht gleichmäfsig zu fördern! Das ist heutzutage, wenn auch nicht laut eingestanden, ein sehr wichtiger Grundsatz für die Versetzung, dafs mindestens so und so viele versetzt werden müssen. Unter Umständen kommt dann noch eine andere bedenkliche Rücksicht hinzu: Wie viel Platz ist in der nächsten Klasse? Wird die alte Klasse nicht zu voll, wenn so viele sitzen bleiben?! Je mehr diese Rücksichten mitsprechen, desto mehr wird der einzig richtige Gesichtspunkt, ob der Schüler die nötige Reife habe, verdunkelt. Die Stimme der Gerechtigkeit verstummt, von der Mildherzigkeit überwuchert, und der eine oder andere Kollege entschliefst sich, aus der vorher wohl erwogenen 3 eine 2 zu machen: da sieht das Zeugnis schon ganz anders aus — blofs Meyer kann darum nicht mit einem Male mehr! Aber wenn Meyer eine 2 bekommt, müssen Müller und Schmidt auch eine 2 haben — herrlich! da eröffnen sich gleich neue Chancen für solche, an die man noch nicht gedacht hatte.

Nun möchte ich blofs wissen: Für wen geschieht das alles? Welches ist der Zweck der ganzen Versetzungstreiberei? Die Schule hat doch gewifs

keinen Vorteil davon. Der Lehrer hat in jeder Generation das Bleigewicht der schwach Versetzten zu tragen. Die Quälerei mit diesen verbittert ihm oft genug den Unterricht. Er mufs um ihretwillen die normalen Anforderungen herabsetzen und kann es doch nicht lassen, sich mit ihnen abzuplagen. Denn er mufs ja wieder so und so viel zur Versetzung bringen. Wie sehr der Unterricht für die besseren Schüler darunter leidet, ist klar. Nun werden von einigen Kollegen wohl die schriftlichen Arbeiten so gründlich vorbereitet, dafs sie auch der Dümmste genügend schreiben kann, und der Lehrer merkt vielleicht nicht einmal den Selbstbetrug, den er damit ausübt, oder er merkt ihn, kann ihn aber nicht abstellen — es geht doch nicht, dafs er lauter schlechte Arbeiten liefert! Eine verzweifelte Situation! Aber auch der Schüler hat im Grunde keinen Vorteil von dieser glatten Versetzung. In jeder neuen Klasse fühlt der Schwache wieder seine Unzulänglichkeit. Es ist für ihn eine ewige Quälerei, die ihn zur Anwendung aller möglichen unerlaubten Mittel verleitet, ohne dafs er je seiner Erfolge recht froh werden kann. Eine Menge sprachlich ganz Unbegabter werden so von Sexta an mit fortgeschoben, und sind sie erst in Tertia, dann ist allerdings der Übertritt auf eine andere, lateinlose Schule schon sehr erschwert. Dann müssen sie wenigstens bis zur Obersekundareife auf dem Gymnasium behalten werden. Dann gehen sie hoffentlich mit dem Einjährigenzeugnis ab. Aber mancher erscheint doch wieder in Obersekunda, auf dessen Abgang man gehofft hatte, und denkt, nun könne er auch die Primareife oder gar das Maturum erreichen, und es ist staunenswert, was für Schwachköpfe auch durch das Maturitätsexamen kommen. Hat daran etwa der Staat, unser Volk oder irgend ein Stand ein Interesse? Der Staat sollte dafür sorgen, dafs er nur fähige Köpfe als Staatsdiener bekäme. Die Überfüllung aller gelehrten und anderer höherer Berufsarten ist seit längerer Zeit bekannte Thatsache. Der Ausfall der Staatsexamina ist oft traurig. Wie mancher erkennt zu spät, dafs er seinen Beruf verfehlt hat, und die Verbitterung treibt ihn dem Bildungsproletariat oder der Sozialdemokratie in die Arme. Hätte man ihm doch früher, als es noch Zeit war, d. h. auf der Schule, den rechten Weg gewiesen! Aber da hilft gewöhnlich kein guter Rat. Nur durch wiederholtes Sitzenbleiben ihres Sohnes kommen die meisten Eltern zur rechten Erkenntnis. Ja die Eltern, die Rücksicht auf das Publikum ist in der That das einzige, woraus man sich diese übertrieben milden Versetzungen erklären kann, die Scheu vor harten Urteilen aus diesen Kreisen. Aber ist das wirklich ein Grund, der ernstlich ins Gewicht fallen kann? Und wenn er jemals Bedeutung hatte, heute hat er sie nicht mehr.

Eben seit der Anerkennung der drei höheren Schulen als im wesentlichen gleichberechtigter Anstalten hat es für das Gymnasium gar keinen Sinn, die sprachlich Unbegabten mit fortzuschieben. Mit gutem Gewissen kann das Gymnasium seine Eigenart jetzt hervorkehren und mehr Nachdruck auf die alten Sprachen legen. Es ist in so fern besser als die Schwesteranstalten gestellt, als es nach den neuesten Bestimmungen für die Versetzungen nur vier Hauptfächer hat, jene fünf. Es kann sich daher leichter konzentrieren. Der

geforderte Nachdruck braucht aber durchaus nicht in einer Erhöhung der Anforderungen zu bestehen, sondern es genügt vollständig, wenn man sich zu strengeren Versetzungen entschliefst und diese von oben begünstigt werden. Milde und gewisse Rücksichten will ich darum nicht ausschliefsen, aber sie hat sich in Schranken zu halten, und der Gerechtigkeit gebührt die erste Stimme. Bedeutet z. B. ein Ungenügend im Lateinischen so viel wie: unter dem Standpunkte der Klasse, ist der Schüler etwa der Schlechteste im Lateinischen, so sollte es nicht durch ein Gut im Deutschen oder in der Mathematik aufgewogen werden können, vollends nicht, wenn auch im Griechischen noch ein Mangel ist, dem etwa ein Gut im Englischen oder der Physik gegenüberstände. Durch strenge Versetzung mufs von den untersten Klassen an eine Auslese getroffen werden. Nur so kann das Gymnasium seinen rechten Charakter wiedergewinnen, mag es auch an Schülerzahl und Ausbreitung verlieren. Nur so kann sich zeigen, ob die Bildung auf Grund der alten Sprachen auch für das moderne Leben ihre alte Kraft bewährt. Wie das Gymnasium dem Leben dienen kann, hat Cauer kürzlich trefflich gezeigt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

ZUM RELIGIONSUNTERRICHTE

Unter den litterarischen Erscheinungen, welche die letzte Zeit auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes gebracht hat, befindet sich eine biblische Geschichte, deren originelle Art eine ausführliche Besprechung erheischt. Es ist die 'Biblische Geschichte' von O. Michael, Verlag der Graserschen Buchhandlung in Annaberg, ausdrücklich 'für die Unterklassen höherer Schulen' bestimmt. Dies ist kein unwichtiger Zusatz; denn der Verf. unterscheidet den biblischen Geschichtsunterricht der höheren Schulen nach Aufgabe und Methode ebenso scharf vom vorausgehenden Unterrichte der Volksschule wie von der Bibelbetrachtung der folgenden höheren Klassen.

Die Grundsätze, welche M. geleitet haben, sind in einem kurzen Begleitworte zusammengestellt: 'Aufgabe und Stellung der biblischen Geschichte im Religionsunterrichte an höheren Schulen', in demselben Verlage.[1]) Der hier angeregte Fortschritt hat einen doppelten Ausgangspunkt. Einmal bezweckt er 'die Anbahnung und Erleichterung des Bibelverständnisses', wie es in den oberen Klassen unter Rücksichtnahme auf die Fortschritte der theologischen Wissenschaft anzustreben ist, sodann sucht er gewissen allgemeinen pädagogischen Prinzipien rein sprachlicher Natur möglichst gerecht zu werden. Beide Richtungen führen zu der Forderung gröfster Freiheit der biblischen Geschichtsdarstellung gegenüber dem Bibeltexte.

M. verdient zunächst uneingeschränkte Anerkennung dafür, dafs er in einem immer weiter um sich greifenden Kampfe sich nicht damit begnügt, aus der sicheren Position der Prinzipien heraus das Artilleriefeuer theoretischer Auseinandersetzung zu eröffnen, sondern den Mut hat, die eigenen Truppen zum Nahkampfe vorzuführen und den feindlichen Blicken preiszugeben. Aber wenn auch ihre einheitliche und gewissenhafte Durchbildung ihrem Meister alle Ehre macht: müssen nicht auch die bestgeschulten Streitkräfte unterliegen, wenn sie zu weit vorgeschickt werden?

Dafs es zu den wichtigsten Aufgaben der höheren Schule zählt, die Schüler auf einer geeigneten Stufe mit den hauptsächlichsten sicheren Resultaten der modernen Bibelwissenschaft bekannt zu machen, diese Erkenntnis bricht sich in einsichtigen Kreisen mehr und mehr Bahn. Denn nur durch eine genaue Scheidung zwischen persönlicher Erfassung und historischer Betrachtung des Christentums ist es möglich, den Gegnern Christi jene gern gebrauchten Waffen zu entwinden, deren Schärfe sich in Wirklichkeit nur gegen eine traditionelle Schriftauffassung richtet, dagegen am Wesen des Christentums machtlos abprallt. Auch darin stimme ich mit dem Verf. vollständig überein, dafs diese Aufgabe im wesentlichen den Oberklassen wird zufallen müssen. Dagegen bleibt die Frage offen, inwieweit schon der frühere Bibelunterricht, insbesondere der der Unterklassen, auf jene historische Betrachtung des Schriftwerkes vorzubereiten hat.

Wie schon oben erwähnt, ist M. der Ansicht (S. 14), dafs jene Aufgabe der Oberstufe insofern einen 'indirekten' Einflufs auf die Unterstufe ausübe, als hier 'eine Anbahnung und Erleichterung des Bibelverständnisses' geschaffen werden soll. Er denkt dabei an 'kurze Andeutungen über den wirklichen Verlauf der Steppenwanderung der israelitischen Stämme, der Eroberung Kanaans und der Zeiten des Faustrechtes', an eine unparteiischere Beurteilung Sauls, Salomos und Ahabs, an eine Entwirrung der Parallelerzählungen von David u. s. w.

Gegen diese Punkte dürfte im ganzen nicht viel einzuwenden sein, wenn mir auch nur wenige unbedingt notwendig erscheinen (Davids Geschichte, die Prophetie in den Mittelpunkt der nachsalomonischen Königsgeschichte gestellt). Auch in der Darstellung des Lebens Jesu darf man sich im Hinblick auf ihre Übersichtlichkeit einige frei konstruierte Verbindungen wohl gefallen lassen. Dagegen ist eine derartig unabhängige Wiedergabe resp. Abwandlung der biblischen Erzählung, wie sie M. durchgängig

[1]) Ich citiere im folgenden dies Begleitwort nach der Seitenzahl, die bibl. Gesch. nach der Abschnittnummer.

anwendet, in pädagogischem Interesse unnötig, von religiösem Standpunkte aus verwerflich. Auch ich halte eine Anpassung der Bibelsprache an das Verständnis unserer Jugend für unerläfslich[1]; aber doch nur so, dafs der biblische Ausdruck immer die Grundlage bildet, von dem nur dann abgewichen wird, wo er dem Knaben unverständlich bleiben oder einen Anstofs für sein Sprachgefühl bilden würde. Nehmen wir hinzu für einzelne Abschnitte eine Anpassung der Einleitungsworte, die sich von selbst ergebende freie Komposition gewisser Kapitel, z. B. aus der Propheten- und der nachexilischen Geschichte, dazu noch die Ausmerzung einiger Wörter und Wendungen, an denen der deutsche Lehrer Anstofs nehmen könnte (vgl. S. 20 Anm.), so ist damit der äufserste Grenzstein erreicht, und eine weitergehende Freiheit verliert sich in eine gefahrbringende Wildnis.

Der Sinn des zehn- bis zwölfjährigen Gymnasiasten ist nicht entfernt so skeptisch, als der Verf. vorauszusetzen scheint. Will er aber seine aufklärende, freie Gestaltung der Erzählung nur im Interesse einer später nachfolgenden höheren Bibelbetrachtung geben, so heifst dies, den kleinen Knaben zum Bibelkritiker erziehen und ihm Steine statt Brot in die Hand drücken. Denn es ist doch selbstverständlich, dafs dem Schüler die starken Abweichungen von der biblischen Erzählung nicht verborgen bleiben können.[2] Und wie denkt sich der Verf. den Übergang des Schülers in eine andere Anstalt, wo etwa ein ebenso frei gehaltenes und, weil von einem etwas anderen religiösen Standpunkte geschrieben, stark abweichendes biblisches Geschichtsbuch in Gebrauch ist?

Als Beispiel für die persönliche Subjektivität des Verf. — denn auf die Menge der Einzelheiten hier einzugehen, ist ganz unmöglich — sei nur hingewiesen auf die jedes sicheren Kriteriums entbehrende Unterscheidung zwischen zulässigen und unzulässigen Wundererzählungen (S. 15 f.). Oder stellt etwa die Sturmstillung an den Glauben des Kindes andere Anforderungen als die Totenerweckungen Jesu? Und wie matt wird die Erzählung von den drei 'Reisenden', die bei Abraham einkehren, und wie viel verliert die unerschrockene Fürbitte Abrahams, die jetzt zu einer blofsen Anfrage abgeschwächt wird (Nr. 9 und 10)! Warum sind ferner in der Pfingstgeschichte die gewaltigen äufseren Zeichen der Geistesausgiefsung ganz beiseite gelassen und durch die farblosen Worte ersetzt: 'Da entstand plötzlich eine so grofse, freudige Bewegung unter ihnen (den Jüngern), dafs sie frohlockend in heller Begeisterung Gott priesen, der seinen Geist über sie ausgegossen habe.' Warum ist das Sprachenwunder übergangen? Und zerstören nicht Wendungen wie: 'Da erblickte Eva eine Schlange, die sich um den Stamm gewickelt hatte. Ihr war es, als ob diese listig spräche u. s. w.' (Nr. 3, 1), oder bei der Opferung Isaaks: 'Da war es ihm (Abraham), als ob auch ihm die Stimme Gottes zuriefe' (Nr. 12, 1, womit dann die Engelserscheinung in 12, 2 in gewissem Widerspruche steht; vgl. auch noch Nr. 136 und 144, 1), die ganze Naivetät der Erzählung und ziehen geradezu die rationalistische Deutung grofs?

Was soll ferner die willkürliche Zustutzung der Schöpfungsgeschichte, da doch der Verf. selbst zugiebt (S. 9): 'Gewifs gehen die Erzählungen von der Schöpfung und den ersten Menschen ihrem eigentlichen, tief philosophischen Gehalte nach hoch über die Köpfe der «Sextaner» hinweg?' Welchen Zweck verspricht er sich von einer derartigen Veränderung der Bibelerzählung, die doch für den Knaben gar nichts Anstöfsiges hat, über deren volle Bedeutung aber die Ansichten der Gelehrten in nicht unwesentlichen Punkten weit divergieren? Legt nicht auch der Lehrer demselben Knaben den Accusativ cum Infinitivo in einer äufserlichen Weise nahe, wie sie der Fassungsgabe des Knabenalters entspricht, um eine tiefere Auffassung der Konstruktion einer späteren Zeit vorzubehalten?

Was übrigens die zahlreichen Änderungen und Auslassungen betrifft, so vergifst der Verf. noch eins. Viele biblische Erzählungen sind viel zu sehr Eigentum unserer Volksbildung geworden, als dafs sie zumal dem Schüler der höheren Schule vorenthalten werden dürften. Hierher gehört z. B. aus der Schöpfungsgeschichte die Schaffung des Menschen aus dem Erdenklofse und die des Weibes aus der Rippe. Und ähnlich steht es mit gewissen Ausdrücken, die dem deutschen Volke keine Fremdwörter mehr sind, so 'die Arche' Noahs, der 'Schalksknecht' u. a.

In Summa möchte ich den Verf. auf seine eigenen Worte hinweisen (S. 19): 'Die Schüler stehen noch in einem Alter, wo das Gedächtnis leicht aufnimmt und wo sie unwillkürlich manche Stücke der zu wieder-

[1]) Vgl. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1894 S. 527 ff.

[2]) Weichen doch selbst Memoriersprüche nicht unwesentlich von der Fassung des Spruchbuches ab, vgl. Nr. 126, 4; 136.

holenden Erzählung sich beinahe wörtlich einprägen.' Das ist sehr wahr, und desto wichtiger wird die Gestaltung des Textes. Welche ist würdig, in gewissem Sinne ein solches 'κτῆμα εἰς ἀεί' zu werden? Alle Achtung vor der fleifsigen Arbeit des Verf., der man gerne glaubt, was er S. 29 von ihr behauptet. Aber die Lutherische Sprache bewährt doch auch heute noch ihre urwüchsige, packende Kraft, deren Eindrucke ich unsere Jugend nimmermehr entziehen möchte. Die beiden Einwände, welche M. hiergegen auf S. 19 geltend macht, treffen in Wirklichkeit nur einen allzuengherzigen Anschlufs an den Lutherischen Wortlaut. Dagegen ist ein Moment wohl zu beachten, das dem Verf. entgeht: eine gewisse erhabene Eigenart der Sprache im Unterschiede vom modernen Konversationsstile dürfte vom Standpunkte des Kindes der Heiligkeit der Bibel nur angemessen und ihrem Ansehen in seinen Augen nur förderlich sein.

Gegenüber diesem schwerwiegenden Hauptbedenken, das mir eine Empfehlung des Buches in dieser Gestalt nicht möglich macht, sehe ich ab von Einzelbemerkungen geringfügigerer Natur. Doch möchte ich hervorheben, dafs mich die Bemerkung des Verf. auf S. 18 von der Berechtigung der Auslassung alttestamentlicher Messiasweissagungen nicht überzeugen kann.

Zum Schlusse sei noch der klaren Einteilung, der im allgemeinen gut getroffenen Auswahl, sowie der trefflichen Gruppierung des Stoffes ausdrücklich Erwähnung gethan, desgleichen der geschickten Behandlung sexuell bedenklicher Stellen. Wenn die letztere Vorsicht allerdings der Grund gewesen ist für die Weglassung der 'Verkündigung Mariä', so läfst sich ihr wohl noch in anderer Weise genügen.

In den Ansprüchen, welche an den Leitfaden für Kirchengeschichte gestellt werden, gehen die Meinungen der Fachlehrer nicht nur nach dem religiösen Standpunkte, sondern auch hinsichtlich der Darstellungsform weit auseinander. Und man wird zugeben müssen, dafs gerade hier, wo die Wirkung des Unterrichtes so ausschliefslich von der Persönlichkeit des Lehrers bedingt ist, innerlich und äufserlich das beste Einverständnis zwischen ihm und dem Hilfsbuche erforderlich ist.

Wer aber nicht nur eine mehr oder minder ausführliche Tabelle kirchengeschichtlicher Fakta, sondern eine zusammenhängende und trotz aller Knappheit lebensvolle Darstellung in den Händen der Schüler zu sehen wünscht, dem kann die 'Kirchengeschichte für höhere Schulen' von Paul Mehlhorn, deren 5. Auflage 1900 bei A. Barth in Leipzig erschienen ist, nicht warm genug zur Prüfung empfohlen werden.

Der Verfasser, dessen Name litterarisch bekannt ist, hat aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit mit feinem pädagogischen Takte das für den reiferen Gymnasiasten Wissenswerte zusammengestellt. Eine grofse Auswahl der treffendsten Citate zeugt für die Gründlichkeit und Selbständigkeit seiner Arbeit und giebt dem Schüler allenthalben Gelegenheit, aus dem Urquell selbst zu schöpfen. Der sorgfältigen Disposition des Gesamtstoffes steht zur Seite die Zergliederung in kurze Paragraphen und innerhalb dieser eine übersichtliche Gruppierung (vgl. §§ 23 28 58 u. a.). Die Form der Darstellung, die Abschnitte in sich wie untereinander zu einem klaren Zusammenhange abrundend, erinnert in ihrer gewählten, inhaltsvollen Sprache an den Stil des Altmeisters Hase. Bleibt sie sich auch durchgängig gleich, so sei doch für eine kurze Einsichtnahme die Reformationsgeschichte (§ 39 ff.), als Beispiel für unparteiische Beurteilung der Abschnitt über den Pietismus (§ 65) zur Lektüre vorgeschlagen. Eine Zeittafel mit ca. 200 Angaben kommt Orientierungsbedürfnissen und Repetitionsübungen zu statten.

Der persönliche Standpunkt des Verf. gegenüber theologischen Kontroversen ist nach keiner Richtung ein extremer. Als charakteristisch ist zu nennen die weitgehende Berücksichtigung der reformierten Kirche unter Betonung des verwandtschaftlichen Verhältnisses der beiden evangelischen Schwesterkirchen. Hierbei gehen mehrere Namen und Daten in § 46, 2 und § 47 über die Bedürfnisse der evangelisch-lutherischen Schule hinaus. Im übrigen stimmt diese irenische Färbung gewifs besser in das Erziehungsbild des heutigen Gymnasialunterrichtes als konfessionell scharf kontrastierende Farbentöne. Dafür wird die evangelische Freiheit gegenüber der Finsternis römischer Geistesknechtung in umso helleres Licht gesetzt.

Was die einmal notwendige Beschränkung des Stoffes anlangt, so werden hier immer persönliche Wünsche des einzelnen Lehrers übrig bleiben. In der nicht ganz einfachen Frage, wie weit die Lehrstreitigkeiten der alten Kirche in der Schule zu berücksichtigen sind, vertritt der Schreiber dieser Zeilen die Ansicht, dafs die Beziehungen zu unseren Bekenntnisschriften sowie in zweiter

Linie die Anbahnung des Verständnisses für wichtigere moderne Richtungen von Entscheidung sein müssen. M. steht — wenigstens im Resultat — auf demselben Standpunkte. Dabei werden die Manichäer, Novatianer und Donatisten mit einem kurzen Satze charakterisiert, während der Streit über die beiden Naturen Christi überhaupt nur mit seiner kirchlichen Entscheidung, ohne Nennung von Nestorianern und Monophysiten, vorgeführt wird. Ebenso ist die kurze Fassung der mittelalterlichen Missionsgeschichte in Anbetracht der Fülle des Stoffes durchaus berechtigt. Dafür gewinnt der Verf. die Möglichkeit, ein wichtiges Kapitel ausdrücklich in den Bereich seiner Betrachtung zu ziehen, das in anderen Hilfsbüchern oft nur allzusehr zurücktritt: die christliche Liebesthätigkeit, deren Darstellung für die verschiedenen Perioden besondere Paragraphen gewidmet sind (§§ 16 30 55, vgl. § 71, 4 und § 78). Überhaupt ist der Verf. bestrebt, neben den notwendigen historischen Daten das innere Leben der Kirche zu betonen. So finden wir auch ein Kapitel 'Das Christentum unserer Klassiker' sowie eine ausgiebige Berücksichtigung der wichtigsten religionsphilosophischen Systeme der nachreformatorischen Zeit und der modernen theologischen Richtungen. Gegenüber früheren Auflagen ist ganz neu hinzugekommen § 81: 'Das Christentum und die sociale Bewegung der Gegenwart', worin M., nach einer etwas breiten Entwickelungsgeschichte der Sozialdemokratie, Klärung über die soziale Frage der Gegenwart zu schaffen und Verständnis für die Aufgaben der Kirche gegenüber den Umsturzparteien zu wecken sucht. Für die höhere Schülerschaft gewifs ein sehr dankenswertes Unternehmen!

Die wenigen Desiderien, die ich an das Buch noch zu stellen habe, sind geringfügiger Natur. So ist m. E. der Gegensatz, der in §§ 6 und 7 zwischen paulinischem und judaistischem Christentum aufgestellt wird, in seiner Schroffheit für die Schule zu weit gehend, da er eine Kritik des N. T. voraussetzt, wie sie wohl kaum ins Gymnasium gehört. Ferner möchte ich in § 12, 1, wo (in der neuen Auflage) der Grundrifs der christlichen Basilika auf das römische Haus zurückgeführt wird, der alten, keineswegs völlig widerlegten Ableitung von der forensischen Basilika wenigstens Erwähnung gethan sehen. — Von Namen erscheinen mir auch in dieser Auflage noch überflüssig Gabriel Biel (§ 32), Katharina Zell (§ 55, 1). Ihre Heranziehung möge dem Ermessen des Lehrers anheim gegeben werden.

Die Mehlhornsche 'Kirchengeschichte für höhere Schulen' gehört zum Besten, was es auf diesem Gebiete giebt. Wissenschaftlich und doch praktisch gehalten, eignet sie sich bei ihrer klaren Darstellungsweise auch zum Gebrauche für alle Gebildeten, die eine kurze kirchengeschichtliche Orientierung wünschen.

Gegenüber einem Schulbuche von so vornehmem Charakter steht der Abrifs der Kirchengeschichte, wie ihn S t o e w e r in seinem 'Lehrbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen', Verlag von Weidmann 1899, bietet, mehr auf dem Niveau des Durchschnittlichen. Doch verbürgt die einfache Darstellung, die mit praktischem Blicke das Wichtigste hervorhebt, eine erfolgreiche Verwertung im Unterrichte namentlich höherer Lehranstalten mit nichthumanistischer Grundlage. Fürs humanistische Gymnasium kann man ein gewisses Heranziehen der Quellen und eine etwas wissenschaftlichere Methode verlangen. Anderseits mufs ich auch für dieses bestreiten, dafs eine Behandlung der griechischen Philosophie, wie sie § 42 bringt, angesichts der reichen Stoffmasse zu rechtfertigen sei. Soll eine derartige Exkursion mehr liefern als ein schwer verdauliches Allerlei von trockenen Namen und unverbundenen Sentenzen, so erfordert sie zu viel Zeit. Auch läfst sich nicht leugnen, dafs sie den Schüler, dem ein objektiver Überblick noch abgeht, in der einseitigen Verfolgung ihres Endzieles, die Unzulänglichkeit der menschlichen Geisteskraft gegenüber den religiösen Bedürfnissen des Menschenherzens darzuthun, leicht zu einer unverdienten Geringschätzung des antiken Geisteslebens führen kann. Dafür konnte besonders der Reformationsgeschichte, die ihren Zuschnitt für die sechsklassigen höheren Schulen nicht ganz verleugnet, auf der Oberstufe eine weitergehende Ausführung zu teil werden. Leider findet sich eine ziemliche Anzahl von unrichtigen Angaben oder Ungenauigkeiten, die der Abstellung bedürfen. So handelt es sich (S. 97) bei der origenistisch-reformierten Anordnung des Dekaloges doch nicht um eine T e i l u n g des 1. Gebotes der augustinisch-lutherischen Reihenfolge, sondern um die Aufnahme des sogenannten Bilderverbotes. — S. 123: Apostelgesch. 6 berichtet nur von der Einsetzung der Diakonen, nicht von Diakonissinnen. — S. 128: Das zweite Horazdictum giebt ja gar keinen Sinn. Wo soll es stehen? — S. 129: Der alte Kirchenvater heifst Orig e nes, nicht Orig i nes, desgleichen ist Leibniz ohne t zu schreiben (S. 158). —

S. 137: Das griechische Stammwort von 'Laie' heifst λαός. — S. 139: Die unerwiesene Vermutung, Bonifatius habe 'vielleicht selbst in fanatischem Glaubenseifer den Märtyrertod gesucht', gehört nicht in ein solches Hilfsbuch. — Nach S. 144 (vgl. S. 79) scheint es, als sollte der Dominikanerorden gar nicht zu den Bettelorden zählen. — Die französische und deutsche Mystik mufs mit einem Worte geschieden werden; denn die S. 147 angegebenen allgemeinen Merkmale gelten zum Teil nur von der letzteren, nicht von Bernhard von Clairvaux, der gleich darauf genannt wird. — Auch die Wahl des Ausdruckes läfst mitunter zu wünschen übrig; so wenn es S. 90 heifst: 'Die lutherisch gesinnten Ritter zogen gegen . . ., um der Reformation einen Ruck vorwärts zu geben', oder S. 125: 'Sie beantworteten die Frage nach dem ersten Seienden mit einem Stoff.' — Der Druckfehler sind mehrere vorhanden, so je zwei auf S. 125 (in den griechischen Ausdrücken) und S. 129.

Leicht verständlich ist auch der kirchengeschichtliche Teil im 'Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen' von R. Heidrich, Verlag von Heine, Berlin, 2. Aufl. 1901 geschrieben. Namentlich sind Partien dogmatischen Inhaltes klar vorgeführt. Der breite Stil allerdings, der oft weitschweifig wird und ermüdende Wiederholungen bringt, ist im übrigen nicht jedermanns Geschmack. Die Auswahl und Gruppierung des Stoffes ist mit bewährtem Geschicke getroffen. Nur vermisse ich in der neueren Kirchengeschichte eine genügende Berücksichtigung der für ihre Entwickelung einflufsreichsten religionsphilosophischen Geistesströmungen. Der unierte Standpunkt des Verf. macht sich an mehreren Stellen etwas einseitig geltend. Noch weniger vermag die milde Beurteilung des Papsttums (Nr. 85c) den evangelischen Sinn zu befriedigen. Den sicheren Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung ist gewissenhaft Rechnung getragen.

Bei Stoewer und Heidrich ist die Kirchengeschichte mit dem übrigen Lehrstoffe verbunden zu einem Hilfsbuche, das auch weitere Anforderungen des Religionsunterrichtes an höheren Lehranstalten befriedigen soll. Stoewer bringt noch 30 Kirchenlieder mit einer kurzen Geschichte des Kirchenliedes, den kleinen Katechismus Luthers nebst Belegsprüchen aus Bibel und Augsb. Konfession, das christliche Kirchenjahr, Bibelkunde, Geographie von Palästina, evangelischen Gottesdienst, Glaubens- und Sittenlehre sowie zwei Landkarten. Heidrich, dessen Buch in erster Linie für die Oberklassen bestimmt ist, hat noch die Abschnitte: heilige Geschichte, Glaubenslehre, die heilige Schrift, der evangelische Glaube nach den Bekenntnisschriften, der christliche Gottesdienst, sowie eine ausführliche Zusammenstellung des gesamten Memorierstoffes.[1])

Im allgemeinen kann man sagen, dafs die oben erwähnten Vorzüge und Mängel in diesen übrigen Teilen der Bücher wiederkehren. Stoewer versteht es, in kurzen, einfachen Umrissen anschauliche Bilder zu entwerfen und den Inhalt übersichtlich zu gruppieren. Besonders hat mir seine Besprechung der neutestamentlichen Briefe gefallen. In der Geschichte des alten Bundes fehlt eine mafsvolle Berücksichtigung der Bibelkritik. So wird u. a. das Buch Jesaia in seiner ganzen Ausdehnung als das Werk eines Propheten besprochen. Auch die Identifizierung des Evangelisten Johannes mit dem Verf. der Apokalypse ist doch wissenschaftlich kaum zu rechtfertigen (S. 121). Ebenso darf die Erklärung der 'Stufenlieder' als Wallfahrtslieder für die Festzüge nach Jerusalem wohl für ausgemacht gelten (vgl. dagegen S. 59 f.). Die Glaubens- und Sittenlehre ist in Gestalt einer kurzen Kommentierung an die Augsburgische Konfession angeschlossen.

Bei Heidrich verdient einerseits die fleifsige Durcharbeitung des Stoffes, die sich auf wissenschaftliche Basis gründet, volle Anerkennung, anderseits kann ich mich mit der oratio verbosa des Verf. am wenigsten in einem Schulbuche befreunden, das vornehmlich die Repetition unterstützen soll. Aufserdem leidet die Darstellung unter einer gewissen scholastischen Dispositionssucht des Verf. — dem alten traditionellen Erbübel so vieler Katechismuserklärungen. Sie zeigt sich schon in der Haupteinteilung des ganzen Hilfsbuches in I. Lehrbuch, II. Kirchenbuch, III. Lernbuch. In ihrer Bedeutung für die Schule greifen alle drei Teile ineinander über, und so kommt es, dafs beispielsweise die 'heilige Geschichte' unter Nr. I gegeben wird, die 'heilige Schrift' unter Nr. II, die 'Bücher der heiligen Schrift' unter Nr. III. Im Schulbuche gilt es: usus praecedit artem.

Von Hilfsbüchern, die lediglich der Schriftkenntnis in höheren Schulen dienen sollen, ist die 'Bibelkunde' von H. Kahnis 1900 in zweiter Auflage erschienen (Verlag von Hinrichs in Leipzig). Ohne die äufsere Ein-

[1]) Der kirchengeschichtliche Teil ist auch als Sonderausgabe erschienen.

teilung der biblischen Schriften zu vernachlässigen, ordnet das gehaltvolle Büchlein seinen Stoff möglichst den die Betrachtung leitenden Hauptgesichtspunkten unter und unterstützt so namentlich auch die Behandlung derjenigen Kapitel, in denen die Bausteine von verschiedenen Stellen zusammengetragen werden müssen. Die Darstellung ist in schlichtem, klarem Stile gehalten. Ein besonderer Vorzug derselben liegt in der ausgiebigen und geschickten Verwendung zahlreicher Citate. Die Ausführlichkeit der Inhaltsangabe mag manchem für die Zwecke des Hilfsbüchleins etwas zu weitgehend erscheinen. Dies gilt auch von § 60 (Gleichnisse), der mit Rücksicht auf das Pensum der Untertertia (gleich § 42, Inhalt der alttestamentlichen Weissagungen) in der neuen Auflage eine bedeutende Erweiterung erfahren hat. Dafür kommt sie um so mehr zu statten, um eine gewisse Kenntnis des Inhaltes zu vermitteln, wenn infolge der beschränkten Zeit die Schriften selbst nur sehr bruchstückweise oder wohl auch gar nicht zur Lektüre kommen können (vgl. §§ 26 27).

Die überaus gründliche, auf wissenschaftlichem Fundamente aufbauende Arbeit berührt, wie der Verf. selbst im Vorworte angiebt, von kritischen Fragen nur kurz die allerwichtigsten. Dies geschieht in taktvollobjektiver Weise (vgl. §§ 80 86). Die alttestamentliche Kritik wird sich allerdings m. E. mit den eingehaltenen Grenzen auf der Oberstufe des Gymnasiums nicht begnügen können. Johannes Teufer.

ZUR SOZIALEN ENTWICKELUNG DES LEHRERSTANDES

Wenn man, wie Wachsmuth in seiner Geschichte deutscher Nationalität 1860 äufsert, die Schulmeisterei in ihren edelsten Potenzen als einen den Deutschen vorzugsweise beschiedenen Lebensberuf bezeichnen kann, so durfte in der bereits früher an dieser Stelle (N. Jahrb. 1900 VI 175 f.) gewürdigten Sammlung kulturgeschichtlicher Monographien eine solche über Lehrer und Unterrichtswesen nicht fehlen.[1] Wie ihre Vorgängerinnen hat sie die Tendenz, in bündiger Form die Resultate umfassender Studien wiederzugeben. Unter den mannigfachen Entwickelungsreihen, welche Organisation und Technik des Unterrichts auf seinen verschiedenen Stufen von der ABC-Schule bis zur Universität darbieten, sei auf eine bisher noch wenig berücksichtigte hingewiesen, die Standesentwickelung des Lehrers.

Auf die soziale Wertung des Lehrerstandes hat es lange Zeit drückend eingewirkt, dafs er nicht als selbständiger Stand, sondern nur als Anhängsel des geistlichen angesehen wurde. Überwiegend wandten sich solche dem Berufe zu, die ihn als Übergang zu einer geistlichen Würde betrachteten oder auf dem Wege dazu Schiffbruch gelitten hatten. Solange die Geistlichkeit ein Monopol darauf hatte, übertrug sie die ihr zukommenden Ehren auch auf die Lehrthätigkeit. Davon zeugt die Erzählung von Ekkehard II. von St. Gallen, dem Höfling, vor dem auf der Mainzer Synode sechs Bischöfe aufstanden, die seine Schüler gewesen waren. Auch materieller Erfolg lohnte nicht selten geistlichen Lehrern von Ruf, wie es von dem Speierer Domscholaster Benno, späteren Bischof von Osnabrück aus dem XI. Jahrh. berichtet wird. Das Lehrmonopol der Stiftsgeistlichkeit wurde freilich von den Stadträten mit Erfolg bestritten, die seit dem XIII. Jahrh. lateinische und später für den Schreib- und Rechenunterricht auch deutsche Schulen anlegten[1], indessen auch die vom Rat bestellten Lehrer entbehrten nicht ganz des geistlichen Charakters. In der Hoffnung auf eine Pfründe lebten sie meist im Cölibat, und zu ihrer Besoldung gehörte manchmal der freie Tisch beim Pfarrer. Das weltliche Element gelangte zwar zu entscheidendem Übergewicht, als mit der Reformation in weiten Gebieten Deutschlands die Sorge für die geistige Bildung von der Kirche auf den Staat überging, aber die bürgerliche Stellung des Standes besserte sich darum mit nichten. Noch kam der Titel Schulmeister, der allmählich einen komischen Beigeschmack gewann und bei Lateinschulen durch Rektor ersetzt wurde, nur dem Vorsteher zu; er war in der Regel Magister der Artistenfakultät und durch die stark persönliche Färbung seines Regiments von bedeutendem Einflufs auf Leistungen und Ruf der Anstalt. Seine anfänglich als Schuldiener, später mit wohlklingenderen lateinischen Namen bezeichneten Gehilfen hatten vielfach nur einen mangelhaften Bildungsgang, kaum jemals ein abgeschlossenes Studium hinter sich. Verlockend konnten schon die meist

[1] Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit. Mit 130 Abbildungen und Beilagen. Leipzig, Diederichs 1901.

[1] Vgl. meinen Aufsatz: Die Städte des Mittelalters und die Kirche, in dieser Zeitschrift 1901 VII 214 ff.

erbärmlichen Besoldungsverhältnisse nicht wirken, welche die Lehrer zu nicht selten entwürdigendem Nebenverdienst zwangen. Wenn bei den höher gebildeten der Bettel mittelst Dedikationen von Büchern und Gelegenheitsgedichten im Schwange war, so mufsten die Dorfschulmeister manchmal nicht nur den Dienst des Küsters, sondern den des Flurschützen versehen oder sich durch ein Handwerk forthelfen. Mir selbst ist in einer Visitation zu Liebenwerda 1578 die Klage wider den Schulmeister aufgestofsen, dafs er die Maidlein nicht selbst verhöre, sondern eins dem anderen aufsagen lasse. Zur Entschuldigung führt er an, dafs er wegen geringen Einkommens seine Nahrung mit anderer Arbeit suchen müsse. Im armen Preufsen wurde noch 1738 verordnet, dafs auf dem Lande aufser Küstern und Schulmeistern keine Schneider sein sollten, und der Grofse König erklärte: 'Schneiders sind schlechte Schulmeister' und begünstigte alte Invaliden. Allezeit galt das Wort:

Dat Galenus opes, dat Iustinianus honores
Sed genus et species cogitur ire pedes.

Bei dem Überflufs minderwertiger Elemente war die Lebenshaltung des Standes nicht immer die würdevollste, besonders an dem Nationallaster der Trunksucht wird ihm ein reichlicher Anteil zugemessen. Auch die Notwendigkeit, ihren Dienst regelmäfsig zu thun, wollte den Lehrern keineswegs durchweg einleuchten — anderen Beamten übrigens ebensowenig. Das Pflichtbewufstsein im Dienst der Gesamtheit hat sich eben sehr spät und hauptsächlich durch die preufsische Zucht ausgebildet. Regungen des Standesgefühls wurden nicht einmal immer oben gern gesehen. Wider die alte Sitte, dafs grobe Missethäter vor der ganzen Schule vom gesamten Kollegium nacheinander 'kastigiert' wurden, erhoben die Lehrer der sächsischen Fürstenschulen noch 1703 vergeblich Einspruch: sie wurden von Dresden bedeutet, weiter ihrer Pflicht nachzukommen. Kein Wunder, wenn weder den Angehörigen des Standes noch den Aufsenstehenden als erstrebenswertes Lebensziel galt: desudare in pulvere scholastico. Dem berühmten Ilfelder Rektor Neander († 1545) sagte sein ehemaliger Kollege Gigas von Schulpforta, der sich auf eine Pfarre zurückgezogen hatte: 'Ihr solltet euch lieber einmal haben lebendig schinden lassen denn soviel Jahre vornehmlich mit der jetzigen teuflischen bösen Jugend umbgangen haben!' Ich möchte hier noch anführen, was der 1704 verstorbene Schekkius in der Quinta des Hildesheimer Andreasgymnasiums an die Wand malen liefs:

'Maledictus qui turpiter officium scholasticum facit:
Quis miser est? vere miseros si dixeris ullos
Hi sunt, qui pueros betha vel alpha docent.

Die Schuldiener haben Rofs- und Eselsarbeit, dabei sie viel Staubes, Stankes, Dampfes, Ungemachs auch Calumnien und allerlei Verdriefslichkeiten einfressen mit Undank in fine laborum.'

Der entscheidende Schritt für die Hebung des Standes geschah erst, als er hinsichtlich seiner Vorbildung auf eigene Füfse gestellt wurde. Es geschah früher für die höheren Schulen; das erste Lehrerseminar war das Franckesche zu Halle seit 1695, dem das besonders einflufsreiche zu Göttingen 1737 folgte. Aber seine Mitglieder waren noch Theologen, und der später so berühmte F. A. Wolf erregte durch seine Forderung, als Philologe immatrikuliert zu werden, grofses Aufsehen. Seit 1783 Leiter des pädagogischen Seminars zu Halle, bestimmte er dieses ausdrücklich für Philologen und wirkte dadurch entscheidend für die Trennung des Lehramtes vom geistlichen. Zur Einführung eines Examens aber kam es erst im XIX. Jahrh.

Die Abbildungen nach Originalvorlagen geben viel unbekannte Einzelheiten über Einrichtung der Schulzimmer und Unterrichtsmittel seit dem XV. Jahrh. und erfreuen durch manchen charaktervollen Pädagogenkopf wie den ganz modern anmutenden des Schreib- und Rechenlehrers Möller von 1644.

Georg Liebe.

DER HÖHERE LEHRER UND SEINE WISSENSCHAFTLICHE THÄTIGKEIT

Von Paul Worms

Paulsens Aufsatz in den Preufsischen Jahrbüchern, der sich mit den höheren Lehrern und ihrer Stellung in der gelehrten Welt beschäftigt, hat zu den folgenden Bemerkungen den Anlafs gegeben. Der Aufsatz weist zur Erledigung der darin behandelten Frage nichts Neues auf, weder an Thatsachen noch an Gesichtspunkten. Auch diese Bemerkungen erheben nicht den Anspruch, Neues zu bringen, wollen aber die Frage schärfer beleuchten.

Welches ist die Frage? Paulsen stellt, wenn auch mannigfach verklausuliert, die Forderung auf, dafs die höheren Lehrer sich wieder mehr, als in der neueren Zeit geschehen ist, an der wissenschaftlichen Arbeit in schriftstellerischer Thätigkeit beteiligen sollen. Dem liegt die Ansicht zu Grunde, dafs wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Arbeit im grofsen und ganzen gegen früher in dem höheren Lehrerstand abgenommen haben und die Gefahr besteht, dafs sein Zusammenhang mit der gelehrten Welt gelockert oder gar aufgehoben wird. Ist diese Ansicht richtig und jene Forderung in dem Sinne einer notwendig zu erfüllenden berechtigt?

Ehe ich der Beantwortung der Frage näher trete, habe ich ein anderes, was vielleicht als selbstverständlich zu betrachten ist, worauf ich aber doch noch ausdrücklich hinzuweisen für angebracht halte, vorauszuschicken.

Bei dem, was ich ausführen werde, habe ich die höheren Lehrer im Auge, die ihrer Stellung als akademisch gebildeter und wissenschaftlicher Lehrer sich bewufst sind; und das ist doch wohl weitaus die gröfste Mehrzahl unter uns. Ich schliefse die — Ausnahmen — aus, die zwar durch die Universität gegangen sind, aber dabei sich beruhigen und nun schlecht und recht mit dem haushalten, was sie dort gelernt haben oder was sie sich gelegentlich und handwerksmäfsig etwa noch dazu aneignen. Ich schliefse aber auch die aus — und diese Kategorie deckt sich durchaus nicht immer und nicht ganz mit der vorigen —, deren höchstes Streben das ist, in äufseren Dingen, in Titel, Gehalt u. dgl. mit den anderen akademisch Gebildeten gleich gestellt zu werden. Ich möchte nicht mifsverstanden werden: dafs wir — wie nun einmal das Schlagwort lautet — mit den Juristen auch in diesen Dingen gleichgestellt werden, ist eine Forderung einfacher Gerechtigkeit, und die Bewilligung dieser Forderung, so wie die Dinge nun einmal heutzutage, und in der Zukunft voraussichtlich noch mehr, liegen, ist im Interesse nicht in erster Linie des höheren

Lehrerstandes, sondern des ganzen Vaterlandes notwendig. Aber ein anderes ist, dies anerkennen, ein anderes, in der Erlangung solcher Äufserlichkeiten das Ziel des Strebens sehen. Und so energisch man jene Forderung aufrecht erhalten und stets vertreten mufs — es liegt doch dringender Grund zur Warnung vor, in dem Streben nach diesen Dingen nicht aufzugehen. Es bleibt doch so und wird hoffentlich bei uns immer so bleiben: die äufsere ehrenvolle Stellung, die einem Stande angewiesen wird, mufs durch das ganze Verhalten jedes einzelnen Mitgliedes dieses Standes als eine mit Recht ihm zugewiesene aufrecht erhalten werden. Traurig der Stand, dessen Mitglieder ihre Ehre nur durch Dekret erhalten und behalten, mit ihm mufs es, zum Schaden des Ganzen, bergab gehen. Darüber vielleicht ein ander Mal mehr. Jedenfalls müssen wir höheren Lehrer, die wir uns selbst aufgeben, wenn wir unsere ideale Lebensauffassung aufgeben, uns davor hüten, dafs — um es kurz auszudrücken — unsere innere Ehre sich mit der äufseren Ehre nicht deckt. Und damit komme ich zu der Beantwortung der obigen Frage. Wir höheren Lehrer sind wissenschaftliche Lehrer; geht uns die Verbindung mit der Wissenschaft, wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Thätigkeit verloren, so ist damit ein wesentlicher Teil des Begriffes entschwunden; wir sind dann eben nicht mehr, was wir sein sollen. Aber nun kommt eben die Hauptfrage: Wonach bemifst sich die Thätigkeit als wissenschaftlich? Wodurch hat der wissenschaftliche Lehrer seine Zugehörigkeit zum Gelehrtenstand zu beweisen?

Paulsen hat ein überaus wohlthuendes Wort gesprochen da, wo er den Lehrern seine Anerkennung zollt, die nur Lehrer sein wollen. Hat er sich aber die Konsequenzen dieses Wortes klar gemacht? Ich fürchte, oder vielmehr, ich hoffe, nein. Nur Lehrer sein sollen wir innerhalb unseres Berufes, ja wenn man mich nicht engherzig und philisterhaft mifsversteht, möchte ich sogar diese Beschränkung noch streichen, alle ohne Ausnahme; alles, was wir thun und treiben, soll mittelbar oder unmittelbar in Beziehung stehen zu unserer Thätigkeit, mittelbar oder unmittelbar unseren Schülern zu gute kommen. Danach und nach der Art, wie der Lehrer das so Erreichte im Unterricht für die Schüler und an den Schülern nutzbar zu machen versteht, und danach allein bemifst sich sein Wert als wissenschaftlicher Lehrer, dadurch beweist er seine Zugehörigkeit zum Gelehrtenstand. Ich trete damit, jedenfalls im Prinzip, in Gegensatz zu der Forderung, dafs der wissenschaftliche Lehrer etwas 'geschrieben' haben mufs, um diese seine Zugehörigkeit zu beweisen. Paulsen irrt, wenn er meint, dafs die Schüler vor der sich in der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten dokumentierenden Gelehrsamkeit an sich Respekt haben. Das Gegenteil kann ihm leicht nachgewiesen werden an Erlebnissen aus der amtlichen Thätigkeit und noch mehr, wenn man Beispiele aus der eigenen Schülerzeit heranzieht. Weder Schüler noch andere Leute haben diesen Respekt, wenn nicht beim wissenschaftlichen Lehrer noch ganz andere Dinge hinzukommen. Ist das der Fall, dann ist auch der Respekt vor der Gelehrsamkeit da; aber diese braucht sich durchaus nicht durch herausgegebene wissenschaftliche Arbeiten zu beweisen, sondern sie mufs es haupt-

sächlich in der Art des Unterrichts und zwar als wirkliche Gelehrsamkeit; Talmigelehrsamkeit erkennen allerdings auch die Schüler sehr bald, namentlich bei dem Unterricht in den oberen Klassen. — Nun stellt aber Paulsen offenbar jene Lehrer, 'die nur Lehrer sein wollen', in einen Gegensatz zu denen, die auch mit der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten sich befassen, und nur die letzteren sellt er als die hin, die die Zugehörigkeit zum Gelehrtenstande vertreten. Da frage ich nun: Was gehört denn zu einem Lehrer, 'der nur Lehrer sein will?' Ist denn wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Arbeit bedingt allein durch die Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten? Der Lehrer, der nur Lehrer sein will, beweist alle Tage das Gegenteil. Der Unterricht des wahren, seiner Pflicht sich bewufsten wissenschaftlichen Lehrers in allen Klassen, besonders natürlich in den oberen Klassen, die Vorbereitung auf diesen Unterricht bedeuten eine solche Summe intensiver und extensiver wissenschaftlicher Arbeit, dafs, wer Sinn für Wissenschaftlichkeit und Fähigkeit, wissenschaftlich zu arbeiten, nicht in hohem Grade besitzt, dieser Aufgabe nicht gewachsen ist. Und gerade wer kein Methodenjäger ist, wird das erfahren haben. Das braucht doch nicht erst ausführlich bewiesen zu werden. Da stofsen einem im ganzen so viel wissenschaftliche Fragen auf, die man bewältigt haben mufs, vielleicht nicht für die nächste, auch nicht für die übernächste, ja für gar keine eigentliche Unterrichtsstunde, aber als ehrlicher wissenschaftlicher Lehrer, dafs sich mit den dabei angestellten und erledigten Untersuchungen im Lauf der Zeit Bände füllen liefsen, wenn die Zeit zur schriftlichen Ausarbeitung vorhanden wäre. Da mufs man zu dem Einzelnen und scheinbar Kleinen hinabsteigen. Dafür will ich, damit man genauer wisse, was ich meine, aus unzähligen Beispielen eins anführen; ich wähle es aus einem mir naheliegenden Gebiet. Bei der fremdsprachlichen Lektüre ist es mit dem sachlichen und sprachlichen Verständnis allein nicht, jedenfalls jetzt nicht mehr gethan. Für den Lehrer selbst und für seine Aufgabe den Schülern gegenüber ist es nicht nur von Interesse, sondern, soll der Zweck des Lesens wirklich erreicht werden, eine Notwendigkeit, zunächst natürlich über das Verhältnis der Satzbildung (mit allem, was dazu gehört) in der fremden Sprache zu der in der deutschen Sprache im einzelnen, wie — zusammenfassend — im ganzen Klarheit zu schaffen. Das ist einfach. Aber auch den einzelnen Ausdruck mufs er genau betrachten; ergründen, ob das Bild, das in der fremden Sprache angewandt ist, auch bei uns an sich möglich oder im einzelnen Fall passend ist, ob wir einen dem fremdsprachlichen ähnlichen oder sich völlig mit ihm deckenden haben oder auch nicht u. s. w. Und das setzt oft scharfes Denken, richtiges Kombinieren und jedenfalls tüchtige Kenntnisse voraus. Freilich, wenn man sich, wie das häufig geschieht, ja sogar als das allein Richtige empfohlen wird, mit einer im ganzen wie im einzelnen ganz freien Übersetzung begnügt, dann ist die Sache verhältnismäfsig, in den meisten Fällen wenigstens, einfach. Aber dann wird man seiner Aufgabe eben nicht gerecht. Der Lehrer soll das Verhältnis der fremden Sprache zur Muttersprache nicht nur im allgemeinen kennen, sondern bis ins Einzelne hinein, wobei gerade das so lange

vernachlässigte psychologische Moment besonders beachtet werden mufs. Der Schüler soll an der Fremdsprache nicht nur diese, sondern seine Muttersprache zugleich lernen. Und erst wenn man genau zusieht, erkennt man, dafs speziell der Deutsche in zahllosen Fällen, wo man leicht geneigt ist, einen freien Ausdruck anzuwenden, einen nicht nur begrifflich mit der Fremdsprache sich deckenden Ausdruck hat, sondern auch einen solchen, der nach dem Wortstamm, dem ihm zu Grunde liegenden Bilde, ebenso wie nach der weiteren Ausgestaltung der Form und des Gebrauchs sich genau dem fremsprachlichen anpafst. Daran erkennt man oft selbst zu seinem Erstaunen, jedenfalls aber der Schüler, den Reichtum und die Tiefe der deutschen Muttersprache. Dafs damit zugleich so recht wissenschaftlicher Sinn geweckt und gepflegt wird, will ich — dem Zusammenhang nach — nebenbei erwähnen. Dem Schüler gilt das Auffinden solcher Ähnlichkeiten oder auch Verschiedenheiten als eine Entdeckung, was sie ja für ihn auch ist, und erfüllt ihn, wie man an den Augen der Jungen sehen kann, mit Freude. Es lassen sich eben Entdeckungen in der Schule nicht, wie manche Leute glauben, nur auf dem Gebiete der Naturwissenschaften machen; man lernt sehen nicht nur beim Zeichnen, sondern genau so oder sogar mehr und nachhaltiger auf dem Gebiet der Sprache. Doch auch davon ein andermal mehr.

Mit der wissenschaftlichen Vorbereitung auf den Unterricht ist es aber bei uns nicht gethan; es fragt sich: Wie soll in der Unterrichtsstunde das Pensum behandelt werden? Mit dieser Frage ist man in der letzten Vergangenheit — zum Glück scheint es Vergangenheit zu sein — allerdings oft sehr leicht fertig geworden, obgleich wahrhaftig Papier genug verschrieben, der Worte genug gemacht worden sind. Die Seminare für wissenschaftliche Lehrer scheinen in der jüngeren Generation den Glauben hervorgerufen zu haben, dafs sie durch Aneignung der dort gelehrten Methode jede Schwierigkeit in der Behandlung des Unterrichtspensums, ja jede Schwierigkeit des Unterrichtspensums selbst ohne Mühe überwinden könne. Diese Anschauung und die damit verbundene Methodenjägerei hat einen solch hohlen Hochmut gezeitigt, dafs man jetzt die Gefahr auch an mafsgebender Stelle erkennt und davor warnt. Das Grundprinzip jeder unterrichtlichen Thätigkeit, zumal der Wirksamkeit des wissenschaftlichen Lehrers, mufs sein und bleiben, dafs der Unterricht auf der Persönlichkeit beruht, dafs diese sich als lebendige fühlt und nie vergifst, dafs sie es mit Menschenseelen zu thun hat, mit lebendigen Menschen, die nicht nur in ihrer Individualität gegeneinander verschieden, sondern auch selbst in ihrer Art wechselnd sich verhalten. Die Methode mufs sich also in der Persönlichkeit des Unterrichtenden verkörpern; darin liegt dann, wenn diese Persönlichkeit sich als wirklicher Lehrer fühlt, von selber die Berücksichtigung der Individualitäten und, soweit das überhaupt menschenmöglich ist, die faktische Überwindung der Schwierigkeiten, die der Massenunterricht solcher Berücksichtigung bereitet. Damit ist natürlich mit nichten gesagt, dafs nicht jeder auch hierin etwas lernen könnte; im Gegenteil, wir nehmen das Gute für unsere Schüler, wo wir es finden können, scheuen uns auch nicht, von einem guten Volks-

schullehrer etwas zu lernen; aber wir nehmen es nicht so, wie wir es gesehen haben, sondern wir müssen es unserer eigenen Art und der der Schüler anpassen; immer mufs es die eigene Persönlichkeit sein, aus der herausfliefst, was wir den Schülern reichen. Wozu führe ich das alles an? Ich bin bei der Beantwortung dieser Frage angelangt. So zu unterrichten, bezw. sich auf den Unterricht vorzubereiten, das erfordert neben anderem, was hier nicht zu erörtern ist, selbst wieder scharfe wissenschaftliche Arbeit. Damit ist es nicht gethan, dafs man sich ein Schema zurechtmacht, an dem man unter allen Umständen festhält. Es erfordert völlige wissenschaftliche Durcharbeitung des Stoffes, ganz gleichgültig, ob man das nun in der Schule brauchen kann, ja darf, oder nicht. Nur so ist man Herr über die Unterrichtsstunde, nur so ist man allen Anforderungen gewachsen, die die Klugheit oder Dummheit der Schüler an den Lehrer stellt. Es erfordert weiter philosophisches, speziell psychologisches Wissen und Können; praktische Philosophie, speziell Psychologie mit all ihren unendlich weiten Verzweigungen, darin mufs man sicher sein und immer sicherer werden.

Das bisher Angedeutete zeigt doch wahrhaftig schon eine gewaltige Masse ernster und strenger wissenschaftlicher Arbeit; aber damit ist es nicht genug. Will der höhere Lehrer so, wie angedeutet, seiner Aufgabe genügen, dann mufs er mit den Fortschritten seiner speziellen Wissenschaften in engster Fühlung bleiben, und er mufs sich mit den Grundlagen und Mitteln für den Fortschritt seiner Wissenschaften immer mehr vertraut machen. Dabei darf er sich aber nicht auf ein enges Spezialgebiet beschränken. Dafs jeder sich zur besonderen Arbeit ein Spezialgebiet aussucht, ist damit keineswegs ausgeschlossen, sondern ist geradezu erforderlich; aber es ist zu verlangen, dafs jeder höhere Lehrer nicht nur auf seinem Spezialgebiet, sondern auf allen Gebieten, und in allen Teilen dieser Gebiete, auf denen sein Unterricht sich bewegt, mit den da auftretenden Fragen innerlich mit seinem wissenschaftlichen Gewissen sich abfindet. Dafs dazu blofses Lesen einiger Schriften nicht genügt, dafs wissenschaftliches Arbeiten dazu gehört, liegt auf der Hand.

Überblickt man das bisher Dargelegte, so ergiebt sich, dafs die tägliche Arbeit des höheren Lehrers die des Gelehrten ist, die des Gelehrten sein mufs; damit dokumentiert er sich als zum Gelehrtenstande gehörig in vollgültiger Weise. Arbeitet er nicht in diesem Sinne, löst er sich vom Gelehrtenstand, dann beraubt er sich selbst der Möglichkeit, seine Pflicht zu thun. Danach bemifst sich auch thatsächlich sein Ansehen in der Schule, bei Kollegen und Schülern, wie in weiteren Kreisen. Es ist aufs bestimmteste der Satz zurückzuweisen, dafs der Mann, der gelehrte Werke geschrieben hat, dadurch sich und dem Kollegium oder gar den Kollegen einen besonderen Glanz verleiht. Das Entscheidende mufs immer sein die Frage: Wie verwendet er seine Gelehrsamkeit in seinem Beruf?

Nun kann man fragen: Fördert dann aber der Lehrer, der so arbeitet, aber nichts veröffentlicht, die Wissenschaft? Ich könnte die Berechtigung dieser Frage abweisen. Der Gelehrte, der an der höheren Schule unterrichtet, hat

seine besondere Aufgabe, die ihn voll und ganz in Anspruch nimmt; der Gelehrte, der sich der Forschung an sich widmet, wieder seine, die er mit allen Kräften zu erledigen hat. Aber ich brauche jener Frage gar nicht aus dem Wege zu gehen. Sollte wirklich jemand im Ernst jene Frage aufzuwerfen wagen? Ich könnte mehr als ein Beispiel anführen, wo im Examen — das würde noch nicht viel sagen —, aber auch im wissenschaftlichen Leben der frühere Schüler sich vielfach stützt, und zwar in rein wissenschaftlicher Beziehung, auf das Ergebnis ungedruckter Forschungen seiner Lehrer auf der Schule. Doch davon sehe ich hier ganz und gar ab. Die Art, wie wir die Wissenschaft fördern, ist nicht eine unmittelbare, sondern eine mittelbare. Wir haben die Aufgabe unsere Schüler auf die Universität oder, da das nicht mehr allgemein zutrifft, auf einen sonstigen höheren Bildungsgang vorzubereiten; und je mehr wir sie mit Drangabe all unserer Kräfte fördern, desto berufener und fähiger machen wir sie, ihren Studien obzuliegen; je pflichtgetreuer wir an ihnen arbeiten, desto mehr entzünden wir in ihnen das Feuer der Begeisterung für den Dienst der Wissenschaft an sich und — was immer die Hauptsache bleibt — für die Wissenschaft im Dienst der Ideale vollkommenen Menschentums.

Und weiter könnte man fragen, ob denn nun der höhere Lehrer gar nichts veröffentlichen soll. Warum soll er das nicht? Bleibt ihm bei gewissenhafter Thätigkeit in seinem Beruf Zeit und Kraft und hat er wirklich etwas die Wissenschaft Förderndes zu sagen, so wäre es unrecht, wenn er das, was er gefunden, nicht mitteilen wollte. Es giebt solche unter uns, die das thun, und wir wollen uns freuen, dafs es solche giebt; aber einmal soll man das nicht zu einem wesentlichen Merkmal des höheren Lehrers machen, auch nicht für sein Verhältnis und seine Zugehörigkeit zum Gelehrtenstande. Wer verlangt das denn von den anderen gelehrten Ständen? Und mit Recht verlangt man es nicht. So mancher Arzt, ein wirklicher, der nicht nur auf den Körper des Kranken, sondern wesentlich auch auf dessen Seele sein Augenmerk richtet, der, wie ich neulich ein schönes Wort eines grofsen Arztes gelesen habe, bedenkt, dafs er nicht die Krankheit, sondern den Menschen behandelt, ist, ohne je eine Silbe geschrieben zu haben, ein gröfserer Gelehrter als mancher Professor. Ohne stete wissenschaftliche Thätigkeit kann er ebensowenig wie wir gewissenhaft des Amtes walten. Wer verlangt es vom Juristen? Und liegt nicht offenbar vielfach die Gefahr für die Angehörigen dieses Standes, ins Banausentum zu verfallen, viel näher als bei uns? Wer verlangt es vom Theologen?

Und dann mufs man die beiden Bedingungen stets berücksichtigen, unter denen allein schriftstellerische Thätigkeit bei uns betrieben werden darf. Die erste: Ist Zeit und Kraft dazu vorhanden auch bei gewissenhafter Führung des Amtes?

Der Nimbus, der die wissenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit umgiebt, verleitet gar manchen dazu, die Arbeit, die ihm die Pflicht vorschreibt, übers Knie zu brechen und seiner Neigung oder seiner Eitelkeit zu dienen.

Solche Menschen mögen sich der Universität zuwenden; auf der Schule nützen sie nicht nur nichts, sondern sie schaden direkt; sie schaden den Schülern, vielleicht weniger dadurch, dafs diese nicht richtig und nicht genügend gefördert werden, als dadurch, dafs der Lehrer das Beispiel von Pflichtversäumnis giebt; sie schaden der Schule und ihrem Ruf; sie schaden dem Stande und seinem Ansehen bei allen verständigen und selbst pflichttreuen Menschen.

Die zweite Bedingung ist die, dafs, wer schreibt, auch wirklich etwas Förderliches zu sagen hat. Verfolgt man unsere Litteratur in Büchern, Zeitschriften u. dgl., so mufs man oft den Kopf schütteln ob der Selbstgenügsamkeit, die sich in den Arbeiten zeigt. Solche Arbeiten können für die Betreffenden selbst von Wert sein, vor das grofse Publikum gehören sie nicht. Zeit und Kraft können da besser angewendet werden. Man merkt den Arbeiten gar oft den treibenden Gedanken an: Du mufst doch etwas 'geschrieben' haben!

Darum bin ich auch ganz und gar nicht der Ansicht, es müsse wieder ein gröfserer Druck ausgeübt werden, damit häufiger wissenschaftliche Abhandlungen den Programmen beigegeben werden. Man hat gesagt, dadurch werde der Lehrer genötigt, wissenschaftlich zu arbeiten. Nach allem Vorhergehenden wird man sich nicht wundern, dafs ich in dieser Auffassung eine Kränkung unseres Standes erblicke. Der höhere Lehrer ist zu bedauern, der sich erst durch solchen äufseren Zwang zu wissenschaftlichem, auch zu zusammenhängend wissenschaftlichem Arbeiten bringen läfst. Er wird dem Drucke nachgebend schlecht und recht zu stande bringen, was er mufs; vielleicht dabei auch Gutes, meinethalben sehr Gutes leisten; nachher aber wieder in die alte Gleichgültigkeit zurückfallen: jedenfalls aber — und das ist das Schlimmste — was er zu stande bringt, zu stande bringen auf Kosten seiner Schüler, seiner Pflicht; nicht einer seiner Pflichten, sondern schlechtweg seiner Pflicht.

Hier mufs ich mich auch gegen den Vorschlag wenden, den höheren Lehrern die Zahl ihrer Pflichtstunden zu verringern, damit sie Zeit haben, sich mehr der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten zu widmen. Die Zahl der Pflichtstunden sollte allerdings herabgesetzt werden; aber in erster Linie und hauptsächlich deshalb, damit der Lehrer überhaupt mehr Zeit gewinnt, für die Zwecke des Berufs mehr wissenschaftlich zu arbeiten, nicht aber zuerst deswegen, damit er das Ergebnis wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlichen kann. Man mache sich doch die Konsequenzen klar, wenn Dispensationen von Unterrichtsstunden zum Zweck der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten die Regel würden. Der Schwerpunkt unserer Thätigkeit, auf dem auch die Bedeutung und das Ansehen unseres Standes beruht und beruhen soll, würde sich verschieben. Gar mancher Lehrer würde sich dazu verleiten lassen, in der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten seine Hauptaufgabe zu sehen, den Beruf als etwas Untergeordnetes, Nebensächliches zu betrachten. Es liegt eben bei uns nicht am Wollen oder Können, wenn wir uns der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten nicht so häufig widmen, sondern am Dürfen. Mag man im einzelnen Fall solche Erleichterung zu dem gedachten Zweck eintreten lassen, mag man auch einzelnen ganzen Anstalten nach alt-

ehrwürdigem Herkommen solche Herabsetzung der Pflichtstundenzahl gestatten — ich zähle z. B. in Schulpforta nach dem neuesten Programm 10—17 Pflichtstunden —; darauf wollen wir neidlos sehen und das hat auch keine Bedenken; wird es aber Regel, so zeitigt es, wie angedeutet, die bedenklichsten Folgen und ist aufserdem eine schwer verletzende Ungerechtigkeit gegen die Lehrer, die 'nur' Lehrer sein wollen.

Nach alledem halte ich es nicht für ein schlechtes, sondern für ein gutes Zeichen, dafs die Veröffentlichungen aus den Kreisen der höheren Lehrer so stark abgenommen haben. Es beweist, dafs die höheren Lehrer ihrer hohen Berufsaufgabe, und gerade auch nach der Seite der in ihrer Erfüllung sich entfaltenden Gelehrtenthätigkeit, sich bewufst sind. Und wenn man das doch noch öfters bestreiten hört, so liegt der Grund zum mindesten teilweise wohl, den Betreffenden bewufst oder unbewufst, in etwas anderem. Es mufs offen gesagt werden: Man kann oder will vielfach sich nicht dazu verstehen, dem Stande die Wertschätzung, die ihm an sich nach seiner Aufgabe und der Art ihrer Bewältigung zukommt, zuzuerkennen. Man kann oder will sich nicht losmachen von der Anschauung früherer Zeiten, wo der 'Schulmeister' in so geringer Achtung stand und er sich nur heben konnte in den Augen der Welt nicht durch die Art, wie er seinen Beruf erfüllte, sondern durch Herausgabe gelehrter Schriften. Denn die Aufforderung, sich mehr an der gelehrten schriftstellerischen Thätigkeit zu beteiligen, hängt fast immer — entweder ist es offen gesagt, oder es ist zwischen den Zeilen zu lesen — mit der Behauptung zusammen, dadurch werde sich der Stand höhere Achtung erwerben. Das heifst doch nichts anderes als: Der Stand an sich und seine Berufsthätigkeit können die Achtung nicht beanspruchen; es mufs etwas hinzukommen, was mit der Aufgabe des Standes an sich nicht zusammenhängt; und das erst giebt die Achtung. Gegen solche Anschauung müssen wir, wollen wir uns nicht selbst aufgeben, wollen wir mit innerer Berechtigung die Forderung auf Gleichstellung mit den übrigen gelehrten Ständen aufrecht erhalten, auf das entschiedenste Front machen. Am besten thun wir das durch die Art, wie wir unbeeinflufst durch solche Anschauungen, mögen sie auf Übelwollen oder Unkenntnis beruhen, treu und gewissenhaft die Aufgabe unseres Berufes erfüllen.

Es bleibt nun noch die Erledigung eines Einwandes, der möglicherweise erhoben werden könnte: Warum haben denn früher die Lehrer so sehr viel mehr veröffentlichen können? Vernünftigerweise kann sich dies 'früher' allerhöchstens auf die Zeit seit der Organisation des preufsischen höheren Schulwesens beziehen, also auf die Zeit vom Anfang des XIX. Jahrh. an. Die Antwort auf diese Frage — sie berührt das oben Ausgeführte, streng genommen, nicht, aber ich will ihr nicht ausweichen — ist teilweise schon oben gegeben in der Skizzierung der Arbeit des höheren Lehrers von heute. Wir wollen uns ja nicht überheben und auf unsere so viel gerühmte Methode bauend auf die Lehrer der früheren Zeit herabsehen. Viel, sehr viel von dem, was man jetzt hinsichtlich der Methode als neue Weisheit preist, haben unsere alten Lehrer längst geübt, ohne darüber viel zu reden und zu schreiben. Wir ver-

danken ihnen unendlich viel nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch gerade für die Praxis. Aber das läfst sich doch nicht verkennen: die Ziele, die jetzt dem höheren Unterricht gesetzt sind, sind umfassender; nicht in erster Linie in dem Sinne, dafs die Summe der als wichtig angesehenen Fächer gewachsen ist, sondern innerhalb der Fächer selbst, die auch früher als 'Hauptfächer' galten. Es gilt das neben anderem besonders von dem Unterricht in den alten Sprachen. Wollen wir nach der Entwickelung, die nun einmal unsere Verhältnisse genommen haben, diese auf die Dauer halten und wieder zu der früheren Wertschätzung bringen, so müssen wir neben tüchtiger grammatisch-sprachlicher Schulung — die nie vernachlässigt werden darf — doch noch ganz andere Bildungselemente aus ihnen herausziehen, als das früher für nötig erachtet wurde. Es ist leichter, den Unterricht nur mehr oder weniger philologisch zu betreiben als — und zwar eben unter strenger Festhaltung auch des rein Philologischen — ihn so anzulegen, dafs er bei den heutigen Verhältnissen für die Persönlichkeit des Schülers dauernd nutzbar gemacht wird. Das erfordert eine vielseitige wissenschaftliche Behandlung, also noch mehr — wissenschaftliche Vorbereitung. Das mag, namentlich bei nicht ganz geschlossenen Persönlichkeiten der Lehrenden, vielfach seine Nachteile haben; entziehen dürfen wir uns dem nicht. Wir müssen versuchen, die Nachteile zu beseitigen und mit der notwendigen Vielseitigkeit die gewisse Einseitigkeit, die jeder wirklichen Persönlichkeit anhaften mufs, zu vereinigen.

Damit im Zusammenhang steht die auch aus anderen Gründen heute sich ergebende Notwendigkeit, die Lehrstunden viel energischer auszunutzen, als das früher üblich war. Nicht, dafs man früher in den Stunden faul gewesen wäre; aber behaglich in dem Gegenstand des Unterrichts sich gehen lassen, erst beim Unterricht dahin Gehöriges oder auch nicht oder nicht ganz dahin Gehöriges herbeiziehen, auf ein nicht unmittelbar im Unterrichtsstoff und Unterrichtsziel liegendes Problem in längerem Exkurs eingehen — das sind Dinge, die jetzt in den meisten Unterrichtsfächern kaum noch, jedenfalls nur ausnahmsweise vorkommen können. Alles mufs klipp und klar vor dem geistigen Auge des Lehrers stehen, straff mufs er sich zusammenfassen, um sich nicht von seinem Ziel abdrängen zu lassen, und wo er sich einmal auf einen Nebenweg begeben mufs, darf es meist nur auf kurze Zeit sein, und er mufs ihn dann so wählen, dafs von da aus ein möglichst weiter Ausblick sich dem Schüler von selbst öffnet. Ob das ein Vorteil ist, oder wenigstens immer ein Vorteil ist, das ist eine andere Frage, die wir hier nicht zu entscheiden haben. Dafs man nicht selten das Gefühl hat, als stehe jemand mit der Hetzpeitsche hinter einem, während doch der Schüler von diesem Gefühl des Lehrers unter keiner Bedingung eine Ahnung haben darf, wird gewifs nicht geleugnet werden können. Die Thatsache aber bleibt davon unberührt, dafs einem viele Gedanken — und wahrlich nicht immer die schlechtesten — doch erst kommen, wenn man vor seinen Jungens steht, wozu ich auch die Primaner rechne. Das wird beim richtigen Lehrer hoffentlich immer so bleiben.

Dafs bei solcher Art des Unterrichts und seiner Vorbereitung dem Lehrer,

und gerade dem ernst und energisch wissenschaftlich arbeitenden, Zeit und Kraft sehr stark in Anspruch genommen und schriftstellerische Thätigkeit erheblich erschwert bezw. unmöglich gemacht wird, liegt auf der Hand. Doch kommt noch anderes hinzu; Paulsen streift es; ich möchte auch hier etwas genauer verfahren.

Ich rede nicht davon, dafs jetzt am Anfang eines Schuljahres oder Semesters ein genaues Nationale vom Ordinarius in das Klassenbuch eingetragen werden mufs, dafs der Ausfall der schriftlichen Arbeiten ebenda notiert werden mufs; dafs genaue Arbeitspläne aufgestellt werden müssen und dergleichen mehr: das ist zwar manchmal recht unbequem sich häufendes Schreibwerk, fällt aber nicht ins Gewicht. Aber wer hat früher etwas von Direktorenkonferenzen gewufst? Die zur Bearbeitung gestellten Themata verlangen bei einer ernsten Behandlung zumeist recht viel Zeit und Kraft. Dazu kommen die Besprechungen der Arbeiten in den Konferenzen, die ebenfalls viel Zeit erfordern. Ganz ebenso verhält es sich mit den ausführlichen Lehrplänen für die einzelnen Unterrichtsfächer, die ausgearbeitet und in den Konferenzen besprochen werden müssen. Und die allgemeinen Konferenzen, wie sind sie nach Zahl und Ausdehnung gewachsen!

Ergebnis: Der richtige, seiner Pflicht gegenüber seinem Amt und seiner Stellung sich bewufste höhere Lehrer mufs selbstverständlich exakt und energisch wissenschaftlich arbeiten. Seine Thätigkeit an sich ist vollgültiger Beweis für seine Zugehörigkeit zum Gelehrtenstand; schriftstellerischer Thätigkeit bedarf es dazu nicht. Wenn früher solche schriftstellerische Thätigkeit in ausgedehnterem Mafs als heute geübt worden ist, so erklärt sich das ungezwungen und vollauf aus der Verschiedenheit der Ziele und der Art des Unterrichts und der dadurch bedingten Art der Vorbereitung einerseits, aus sonstigen sich mehrenden Berufspflichten anderseits.

Ich möchte aber nicht schliefsen, ohne gerade in der jetzigen Zeit noch einmal darauf hingewiesen zu haben, dafs wir höheren Lehrer dieser treuen Erfüllung der Berufspflicht und der dadurch als selbstverständlich bedingten strengen wissenschaftlichen Thätigkeit besonders eingedenk sein müssen. Die höher bewertete Stellung unseres Standes, die damit gegebenen äufseren Vorteile und Ehren verleiten nur zu leicht dazu, auf solchem bequemen Lager auszuruhen, d. h. im Vertrauen auf die doch gegebene Stellung eben gerade das zu thun, was äufserlich gethan werden mufs; und das ist bei unserem Beruf gefährlicher als bei fast jedem anderen höheren Beruf, aus verschiedenen Gründen. Nein, jene jetzt höher bewertete Stellung unseres Standes mufs uns im Gegenteil dazu herausfordern, in unserem Gewissen immer peinlicher zu werden, dafs wir immer noch energischer arbeiten, damit nicht etwa Schein an die Stelle des Seins tritt. Gerade unser Stand, auf den wir so stolz sein können und sollen wie nur irgend einer sonst auf den seinigen, der ohne hohes, ideales Streben gar nicht gedacht werden kann, mufs bedenken: Der Stand an sich, mag er äufserlich noch so hoch bewertet werden, ist auf die Dauer an sich nichts, die Persönlichkeiten innerhalb des Standes alles.

DAS FORTLEBEN VON CÄSARS SCHRIFTEN IN DER DEUTSCHEN LITTERATUR UND SCHULE SEIT DER HUMANISTENZEIT

Von Ernst Schwabe

Trotz der hohen Bedeutung, die C. Iulius Cäsar für die Weltgeschichte gehabt hat, spielt seine Person und sein litterarischer Nachlafs in der schönen Litteratur nur eine sehr bescheidene Rolle. Auch an ihm kann man die eigentümliche Erscheinung beobachten, dafs sich die Dichter und Erzähler aller Zeiten und Nationen nur selten an die weltgeschichtlich bedeutendsten Personen und an die von jenen hinterlassenen Schriftwerke herangetrauen und in ihren Darstellungen die Kleinen und Überwundenen bevorzugen. Deshalb ist es auch kein Wunder, wenn es an Dichtwerken mangelt, die Cäsars Person in den Mittelpunkt stellen. Aufser Shakespeares *Iulius Caesar* läfst sich kein einigermafsen wertvolles dramatisches Gedicht aufführen, das sich mit Cäsars Person beschäftigte; und gerade Shakespeares Drama beweist die Richtigkeit der oben vorgetragenen Ansicht: denn Cäsars Person ist zwar der logische Mittelpunkt des Ganzen, unser Hauptinteresse aber gilt den Figuren des Brutus und des Marc Anton, und die Hauptanregung zu dem Stück empfing Shakespeare nicht aus Cäsars Schriften, sondern aus der Northschen Plutarchübersetzung.

Und dieselbe Erscheinung tritt uns entgegen, wenn wir uns zu der fast unübersehbaren Humanistenlitteratur wenden; ihr ist ja nichts von allem, was stilistisch und moralisierend Verwendbares aus dem Altertum vorhanden war, entgangen: alle, auch die verborgensten Winkelchen wurden ausgespürt und das glücklich erbeutete Material zu zierlichen Versen oder zu schön geformten Erzählungen und Reden umgestaltet. Auch bei den Humanisten mufste Cäsar beiseite stehen. Wir kennen aus jenen Tagen nur ein einziges Stück *Iulius Caesar*, von der Hand des federfertigen, seines glatten lateinischen Stiles frohen Südfranzosen Muretus, das in mannigfachen Auflagen auch in Deutschland gedruckt worden ist.[1]) Abgesehen von seiner äufseren Dürftigkeit aber — es umfafst noch nicht einmal vierzig Oktavseiten — ist

[1]) Erster erwähnter Druck: Burdig. 1550. Dann in den Iuvenilia 1552. Paris 1553. 1579. Bard. Pomeranorum 1590. (Ex. in Dresden K. B.) Rostock 1591. Helmstadii 1623. Lugd. Batav. 1767. — Hinter Virdungs Tragoediae 1609 (Zwickau). — Französ. Übersetzung von Jacques Grévin 1561.

es auch innerlich nicht viel wert; denn es enthält fast nur die aus Sueton bekannten Anekdoten, allerdings auf das allerzierlichste in Muretus' zierlichem Latein in Verse gebracht. Eine Ahnung von der Kraft cäsarischer Persönlichkeit und cäsarischen Stils tritt uns daraus nicht entgegen.

Auch Erzählungen und Reden, die sich um Cäsars Person gruppierten, sind ganz vereinzelt. Zwar giebt es eine ganze Reihe *Vitae Caesaris,* aber sie sind fast nur Kompilationen der aus dem Altertum bekannten Nachrichten; davon läfst sich selbst die beste Vita von allen, die wir kennen, nicht ausnehmen: *Iulii Celsi Historia Iulii Caesaris*[1]), die man lange Zeit für ein Originalwerk des ausgehenden Altertums hielt, bis ihr letzter Herausgeber, C. E. Chr. Schneider, mit unwiderleglichen Gründen bewies, dafs wir es mit einer Arbeit Francesco Petrarcas zu thun haben, die, ursprünglich für das grofse Sammelwerk De viris illustribus bestimmt, zu umfänglich geworden war und darum als zunächst anonyme Einzelschrift erschien.[2]) Auch sie enthält verhältnismäfsig wenig, was sich gestaltend und zusammenfassend über die Überlieferung des Altertums hinaus erhöbe, in der Darstellung des Gallischen und des Bürgerkriegs schliefst sie sich eng an Cäsars eigene Schriften an.[3])

Auch rednerische Ergüsse, die in Cäsars Person oder seinen Thaten ihr Motiv gefunden hätten, sind kaum zu nennen. Trotz eifrigen Suchens wurde nur eine einzige Rede aufgefunden: *C. Iulii Cesaris oratio Vesontione Belgice ad milites habita.*[4]) Nach der Vorrede, die Ad Xystum IIII. Pontificem maximum gerichtet ist, stammt die Arbeit des Verfassers, Andreas Brentius aus Padua, aus der Regierungszeit des Papstes Sixtus IV. della Rovere (1471—1484). Sie ist aus Cäsars eigenen Worten im ersten Buche des Bell. gall. und einer angeblichen griechischen Quelle[5]) zusammengestellt und erhebt sich nicht über das Niveau sonstiger Humanistenreden, in denen der Flufs der Worte alles ist, das Thatsächliche meist schon bekannt war und ein überraschender Mangel an Gedanken auffällt.

Mit dieser Rede ist der Übergang zum Fortleben von Cäsars Werken

---

[1]) Francisci Petrarchae historia Iulii Caesaris. Auctori vindicavit, secundum codicem Hamburgensem correxit, cum interpretatione italica contulit C. E. Chr. Schneider. Lipsiae 1827.

[2]) Vgl. Voigt, Wiederbel. des klassischen Altertums I 157, Anm. 1.

[3]) Von Kapitel III (Schneider S. 11) an bis zum Schlufs, also die kleinen Cäsarian. Schriften eingeschlossen. — Der Stil ist keineswegs dem Cäsar, sondern weit mehr Tacitus und Sueton, der auch oft citiert wird, nachgebildet.

[4]) Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar (9 Blätter in 8° zu 34 Zeilen: davon umfafst die Rede selbst etwa 7 Blätter) befindet sich auf der Kgl. Bibl. zu Dresden und ist der Ausgabe des Valerius Flaccus von 1498 angebunden. Infolge einer Blattversetzung steht Blatt 5 fälschlich am Schlufs. — Der Verfasser war nach einem beigegebenen Epigramm (*At nostram* [sc. *Caesaris orationem*] *fecit preclara Brentius arte, qui nondum quintam complet olympiadem*) noch sehr jung. Er nennt sich selbst Cardinalis Neapolitani Secretarium. Näheres über ihn habe ich nicht gefunden.

[5]) *Hanc quando apud Caesaris commentarios et grecos codices qui non pauci, dum communi studens utilitati cum librum publice profiterer, mihi evolvendi fuerunt, mutilam mancam, et quod latinae deesset, in greca esse, et quod grecae, contra in latina repperissem, idcirco ex duabus mutilis unam feci integram latinam.* So Brentius in seiner Vorrede S. 2 3 f.

seit der Humanistenzeit gegeben. Auch hier tritt uns die gleiche Erscheinung entgegen. Es ist geradezu merkwürdig, wie selten wir einen tieferen Eindruck von ihnen, besonders nach der ästhetischen und moralischen Seite hin, gewahren. — Das ist übrigens schon im Altertum so gewesen. Wenngleich man den ersten römischen Princeps immer als den gefeiertsten Herrn der Welt angesehen hat, so sind seine Bücher doch aufserordentlich selten citiert oder in längeren Partien ausgeschrieben worden: in der Regel geschah es nur dann, wenn man in weltgeschichtlichen Übersichten an die speziellen Thaten Cäsars kam. Und auch dann fand noch eine verschiedene Bewertung der einzelnen cäsarianischen Schriften statt: das Bellum gallicum hatte, wie auch uns begreiflich, überall den Vorzug, und die übrigen, vor allem die pseudocäsarianischen Schriften mufsten zurückstehen. Eins der bekanntesten Beispiele für diese Art der Benutzung ist das ziemlich ausführliche Excerpt aus dem Bellum gallicum bei Orosius Adv. paganos VI 8—11, an das sich ein weit weniger genaues, mit andern (wohl livianischen) durchsetztes Excerpt aus dem Bellum civile anschliefst (Oros. VI 12—16): Stücke, die dann in die Historia miscella, die man dem Landulphus Sagax zuschreibt, übergegangen sind (Buch VI Kap. 16—30 und Kap. 32—36 ed. Eyssenhardt). Eine Musterung der Indices zu den Monumenta Germaniae historica ergiebt ein ganz ähnliches Resultat. Das spärliche Material, das sich über die Benutzung Cäsars im Altertum und im Mittelalter gefunden hat, ist behandelt von Georg Karo, Handschriftliche und kritische Beiträge zum Bellum Hispaniense, der seinerseits wieder auf Arbeiten von M. Manitius fufst und durch Aufsätze des letzteren in seinen Angaben ergänzt wird.[1]) Es ergiebt sich eben als Leitsatz, dafs Cäsars Kommentarien von den Alten nicht als ein klassisches Werk der schönen Litteratur, sondern nur als eine vortreffliche Geschichtsquelle angesehen und demgemäfs behandelt wurden: und die Humanisten, froh, die alte Bahn wiedergefunden zu haben, sind nur zu gern den gleichen Weg gegangen.

Nehmen wir hier gleich den Weitergang der Untersuchung über den Einflufs von Cäsars Werken auf die Nachwelt bis auf unsere Tage vorweg, so sind es vor allem zwei Wege, auf denen jeder antike Autor noch heute seine Nachwirkung äufsert: durch sein Nachklingen in der ihn nachbildenden Litteratur und durch sein Studium, nicht nur seitens der berufenen Fachgelehrten, sondern der Gebildeten überhaupt, insbesondere der höheren Schule.

Das erstere würde man wohl am ehesten in den zahlreichen Übersetzungen erwarten dürfen, deren Aufzählung einen ganzen Litteraturbericht füllen würde.[2])

---

[1]) G. Karo, Handschriftliche und kritische Beiträge zum Bellum Hispaniense in den Commentationes philologicae des Münchener philol. Seminars zu Ehren der Philogenversammlung zu München 1891. Kaiser S. 182 ff. (besonders im Eingang). Vgl. M. Manitius, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XIII 355. Ferner Philol. XLVIII 567 und als wichtigste Schrift M. Manitius, Ergänzungsheft zum Rh. Museum XLVII. 1892. Für Cäsar bes. S. 22—24.

[2]) Die ältere Litteratur bei Degen, Versuch einer vollst. Litteratur der d. Übersetzungen. Altenburg 1794. I 25 ff.

Aber man sucht unter ihnen vergebens nach etwas Eigenartigem, entweder den Stil Cäsars oder den Stil der Zeit Wiederspiegelndem. Horazens Lieder oder des Livius rhetorische Kunst (um nur bei den Lateinern zu bleiben) klingen überall in den Übersetzungen und Nachahmungen, je nach deren Zeit, eigenartig wieder: bei Cäsar ist das nicht so. Überall ist in den Übersetzungen der Inhalt die Hauptsache; die Person des Verfasses mit seinem bisweilen steif aussehenden, ungeschminkten Stil, der oft von einem eigenartigen Humor durchzogen wird, ist bis zum heutigen Tage im Hintergrund geblieben, ja eigentlich immer mehr zurückgetreten.

Für den zweiten Punkt aber kommt die Thatsache in Betracht, dafs Cäsars Werke, aufser von den wenigen Historikern, die sich berufsmäfsig mit ihm beschäftigen, heutzutage fast nur von gelehrten Militärs studiert werden oder den Gymnasialtertianern und ihren Lateinlehrern in die Hände kommen. — Dafs bei den ersteren die sachlichen Schwierigkeiten und die militärischen Probleme die Hauptsache ausmachen, dafs die sachliche Erklärung und Erläuterung in den auf Cäsar bezüglichen militärischen Schriften den Hauptnachdruck erfährt und die im Ausdruck und der Darstellung sich offenbarende stilistische Persönlichkeit Cäsars in den Hintergrund tritt, ist leicht begreiflich. — Und die zweiten? Für die Schüler ist Cäsar meist nur ein grammatischer Exerzierplatz; sie stehen zu tief unter der formalen Schönheit und Eigenart der cäsarianischen Darstellung, um für das Leben einen kraftvollen Gesamteindruck mit fortzunehmen. In der Regel wird Cäsar zu allererst zu den Autoren gerechnet, die man hinter sich lassen mufs, um die Schule zu hüten, und damit der grofse Klassiker mit weit geringeren Geistern in einen Topf geworfen. Deshalb ist, trotz massenhafter Schullektüre, von dieser Seite her nichts zu erwarten. — Was nun die den Cäsar berufsmäfsig erklärenden Lehrer angeht, so stehen sie, wenn auch aus ganz anderen Gründen, unter demselben Banne wie ihre Schüler: denn wenn sie nicht über die Köpfe wegreden wollen, müssen sie sich der Denksphäre der ihnen anvertrauten Jugend anpassen, und diese verlangt kurze Schritte und ein abgemessenes Tempo. Infolgedessen fällt in der Regel jede Füglichkeit weg, einmal gröfsere Partien, frei von der grammatisierenden Fufskette, nach ästhetischen und historischen Gesichtspunkten mit ihren Schülern durchzulesen und sich vor allem einmal an der oft eigenartig gefärbten Darstellung zu erfreuen. Sie sind genötigt, zu sehr in das Einzelne zu gehen, ohne das Ganze erörtern und zum Verständnis bringen zu können; so nimmt denn gar bald einen jeden, abgesehen von den kleinen Interessen der alltäglichen, mehr der sprachlichen Seite zugewandten Präparation, das militärisch Hervorstechende und Wichtige so gefangen, dafs für eine nach anderen Seiten hin gerichtete Betrachtung kaum ein Raum mehr bleibt.

Dafs dem so ist, beweist eine Prüfung der in den letzten zweihundert Jahren über Cäsars Werke erschienenen Litteratur. Wenn wir alles speziell Philologische und den Stoff Erklärende weglassen, finden wir, trotz einer erstaunlichen Massenhaftigkeit der Produktion, fast nirgends den Versuch einer ästhetischen Würdigung, keine zusammenhängenden Betrachtungen über die

Eigenart der Cäsarianischen Darstellung und die sich in seinen Werken verkörpernde geistige Person. Ganz besonders dürftig ist hierin die Universitätslitteratur: soweit die Verzeichnisse der letzten zwei Decennien Aufschlufs geben, findet sich unter den Dissertationen und sonstigen Schriften keine einzige, die sich auf Cäsars Schriften, nach der ästhetischen und stilistischen Seite hin, bezöge. Wo aber diese Grundlage fehlt, ist für einen weiteren Ausbau, vor allem in der schönen Litteratur, natürlich nichts zu erwarten.

Das war nicht immer so. In älteren Zeiten standen Cäsars Werke nicht blofs als Quellenschriften für die Zeiten von 58 bis 45 v. Chr., sondern auch als Studienobjekt auf dem Gebiete des Stils und der Darstellung weiter im Vordergrunde. Sie sind ja überhaupt erst seit etwa den zwanziger Jahren des XIX. Jahrh. an die Stelle in der höheren Schule getreten, an der sie jetzt stehen. Damals erst haben sie die zahlreichen Apophthegmenbücher, den Iustinus und die 'klassischen Neulateiner' abgelöst und sind zum corpus vile herabgesunken, das lediglich als Substrat zu dienen hat, um für die durch Übersetzen zu erzielende Ausbildung des lateintraktierenden Tertianers herzuhalten. Nachklänge Cäsarianischer Darstellung findet man allerhöchstens einmal in einem dieser Stufe entsprechenden Übungsbuche, wenn dort der Versuch gemacht wird, ein Stück Cäsar direkt in einer 'gebildeten Sprache' nachzuahmen und seine Darstellungsform etwa auf den Kampf der weifsen Trapper mit den Indianern des Felsengebirges zu übertragen. Es fragt sich, ob das Gebot des Neuhumanismus das richtige ist, ob nicht in gewissem Sinne Cäsars Werken damit ein Unrecht geschieht und durch die Verwendung eines vortrefflichen Bildungsmittels an unrechter Stelle ihm ein gutes Teil der Wirkung geraubt wird, die es an anderem Platze haben würde.

Dafs dem früher anders war, zeigt die Geschichte der Verwendung von Cäsars Werken im höheren Unterricht. In Italien vermochten sie beim Aufblühen der Renaissance nicht tiefere Wurzel zu schlagen, wohl aber finden wir sie als eine häufige und intensiv betriebene Lektüre bei den deutschen Humanisten; die Erklärung von Cäsars Werken gehörte damals ebenso zum täglichen Brote der Vorlesungen der Artistenfakultäten, wie sie heutzutage daraus verschwunden ist. Vor allen Dingen blühte die Beschäftigung mit Cäsars Werken in Oberdeutschland, und diese Vorliebe der Oberdeutschen hat die Frucht gehabt, dafs ein bedeutender Humanist sich durch seine intensive Beschäftigung mit Cäsars Werken dazu veranlafst sah, den Niederschlag, den er an Anschauungen und Ideen daraus gewonnen hatte, auch in Gedichtform zu verwerten und teils in Elegien, teils in Dramen zu veröffentlichen. Die letzteren verdienen wohl eine kurze Besprechung.

Ihr Autor ist Nicodemus Frischlin, einer jener begabten und lebensfrohen Schwaben, denen die gelehrt-klassische Richtung ihrer Bildung beinahe zu einem Teile ihres eigenen Ich geworden ist, und die es ebensogut verstanden, im eleganten lateinischen Verse zu singen und zu fechten, wie ihnen die Fähigkeit zu Gebote stand, mit dem guten Schwert ihrer deutschen Muttersprache ehrlich und kräftig dreinzuschlagen. Er war eine Natur, nicht un-

ähnlich Ulrich von Hutten, begeisterungsfähig und hingebend, und anderseits mannhaft stolz und auf sich selbst gestellt, eine echte Professorenerscheinung jener vom Leben überquellenden Zeit. Dafs dieser Mann nicht unbedeutend gewesen sein kann, wird schon dadurch bewiesen, dafs kein geringerer ihn einer eingehenden Biographie[1]) würdigte als David Friderich Straufs, selbst eine Kampfnatur mit Zügen einfacher Gröfse, der nicht gewohnt war, sein Interesse an unwerte Dinge und Menschen zu setzen.

Nach den Angaben von Straufs (S. 27) war Nicodemus Frischlin erst einundzwanzig Jahre alt, als er zum professor poëtices et historiae ernannt wurde. Als solchem fiel ihm Jahre lang die Aufgabe zu, den Tübinger Studenten Cäsars Werke zu erklären, jedoch finden sich unter den Verzeichnissen seiner Schriften keine Angaben über gelehrte Arbeiten, die sich auf Cäsar bezogen hätten. Als professor poetices hatte er aber auch nach der Weise der damaligen Zeit dafür zu sorgen, dafs seitens der Studenten Theateraufführungen, womöglich in Gegenwart des herzoglichen Hofes, veranstaltet wurden; dies gab ihm in seinen reiferen Jahren die Veranlassung, zwei Stücke zu verfassen, die sich in der Form fast ganz auf Cäsars Commentarien stützen.

Nur in dem einen von ihnen, den *Helvetiogermani*[2]), hat sich Frischlin auch im Inhalt ganz an Cäsars Bellum gallicum angeschlossen, während in dem anderen, dem *Iulius Redivivus*[3]) nur die Diktion Cäsars herangezogen wird. Im ganzen handelt Frischlin nach demselben Rezept, das reichlich zweihundert Jahre später Herder[4]) über die Lektüre und Verwendung Cäsars aufgestellt hat: er entnimmt ihm nur die Dinge, die ihm als seinem Publikum am Verständlichsten erscheinen, d. h. die Schilderung von Land und Leuten, und schiebt dabei das Militärische in den Hintergrund.

Auf die übrigen 'Komödien' Frischlins einzugehen, ist hier nicht der Ort[5]); es sei nur kurz darauf hingewiesen, dafs sie sich ganz an die Form der Plautinischen und Terenzischen Stücke anschlossen und für die ältere Schulkomödie typisch sind, vor allem der wunderliche *Priscianus vapulans*, der übrigens ein treffliches Spiegelbild für die damals von den Studenten zu erwartenden Leistungen im Latein abgiebt. Dabei möge jedoch nicht verschwiegen werden,

[1]) David Fr. Straufs, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Frankfurt a. M. 1856. 8°. 586 S. — Der Artikel von Zacher in Ersch und Grubers Encyklopädie I Bd. 50, S. 225—244 behandelt lediglich die äufseren Schicksale F.s und giebt ein ausführliches Verzeichnis seiner Schriften. Vgl. aufserdem Scherer in der A. D. Biographie VIII (1878) S. 96—104. Gervinus, Gesch. d. d. Poesie III 105—110. Goedeke, Grdrfs. II² 140. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen I 276.

[2]) Straufs a. a. O. S. 105. [3]) Straufs S. 130.

[4]) Herder, Einzelnes über den Gymnasialunterricht (ed. Hempel XVI 271): Vom Lesen des Cäsar, des Curtius und Horaz. 1. 'Julius Cäsar ist eigentlich nicht für Schüler (der zweitobersten Klasse), so leicht und schön Latein er auch schreibt; denn die Sachen selbst, die er erzählt, sind für einen Knaben oft unverständlich und selten interessant. Vor der Hand wähle also der Lehrer nur die verständlichsten Kapitel von den Sitten der Völker u. s. w., besser aber, man führe statt des Cäsars den Justinus oder Curtius ein.'

[5]) Vgl. Cholevius a. a. O. I 272—279.

dafs sich schon damals warnende Stimmen gegen diese 'Schulmeisterpoesie' erhoben, die von diesem Wege zur 'freyen und männlichen Beredsamkeit' nichts wissen wollten.[1])

Die beiden dem Cäsar entlehnten Stücke sind jedenfalls unter den Frischlinschen immer noch die besten, für uns besonders um deswillen wertvoll, weil sie uns auf das deutlichste zeigen, wie man damals es sich dachte, den 'Geist der Antike' zu beleben und durch dessen leibhaftigen Wandel über die Bühne dem Altertum Freunde und seinen Lehrern Beifall zu gewinnen.

Das zeitlich frühere der beiden Frischlinschen Stücke sind die *Helvetiogermani*[2]), über die Straufs nur ganz kurze Andeutungen giebt. — Sie enthalten als Stoff die beiden von Cäsar im Bell. gall. Buch I behandelten Kämpfe gegen die Helvetier und gegen Ariovist. Aufser den geschichtlich bekannten Hauptfiguren zeigen sie uns einige wenige Nebenpersonen, die nur in geringem Grade in den Gang der Handlung eingreifen.

Das Stück beginnt mit einer Unterredung des bekannten Legaten Cäsars, P. Labienus und des Vergobretus der Äduer, Liscus (vgl. B. g. I 16, 6), in dem der letztere die Pläne der in Frankreich einfallenden Helvetier enthüllt und die Römer warnt. Der Legat Considius bestätigt diese Nachricht (vgl. B. g. I 21 22), und daraufhin wird der Angriff auf die Helvetier, die die Saône zu überschreiten im Begriffe sind, beschlossen. Abgelöst wird diese ernste Szene durch ein heiteres Zwiegespräch zwischem einem der jungen adeligen Offiziere, die sich zu ihrer Zerstreung in Cäsars Lager begeben hatten, mit einem Marketender. Schon aus den Namen Thrasymachus und Lydus geht hervor, dafs wir hier eine an Plautus erinnernde Sittenschilderung zu erwarten haben. Daneben mag wohl Frischlin auch der studierende Edelmann seiner Zeit vorschweben, dessen Liederlichkeit und Landsknechtsmanieren er zu ertragen hatte und zu geifseln suchte. Das Glaubensbekenntnis, das dieser Brave in einem Monolog am Aktschlufs ablegt[3]), ist zugleich so drollig und so ironisch gefärbt, dafs man dem Dichter anmerkt, dafs er nicht ohne Bitterkeit dem Leben entlehnte Züge wiedergiebt. Gemeint ist übrigens die Szene als Ausführung zu einer bekannten Stelle (Bell. gall. I 39, 3) über das Verhalten der römischen Offiziere, auf die Frischlin auch sonst in dem ziemlich langen Stücke öfters zurückkommt. — Im zweiten Akt tritt Cäsar selbst auf und erklärt es als des Schicksals Willen, dafs er den Pagus Tigurinus an dem Übergang über die Saône gehindert habe

---

[1]) Vgl. die Augsburger Schulordnung des Hieronymus Wolf von 1576 bei Vormbaum, Ev. Schulordnungen I 472.

[2]) Ich citiere die Komödien nach Opp. Poet. Nicodemi Frischlini Pars scenica. Witeberg. 1596. — Die Helvetiogermani wurden zuerst 1588 aufgeführt, vgl. die vorangehende Elegie S. 444.

[3]) S. 466: *Nunc Caesarem secutus sum huc in Galliam*
Magis, ut ne sim domi meae cum coniuge
Quam ut hic sim. Nam nihil tam est inimicum mihi
Quam si alieno sit more vivendum mihi:
Neque enim pro gloria Romani nominis
Huc arma gestum veni etc.

(Paraphrase von Kap. 21 22). Da tritt ihm der Helvetierfürst Divico entgegen und verlangt von Cäsar, dafs er mit seinen Landsleuten auf gute Bedingungen hin Frieden schliefse (Akt II Sz. 2). Cäsar schlägt die Bitte ab und verlangt nun von den beiden zu ihm entbotenen Äduerfürsten Liscus und Divitiacus, dafs sie ihm die notwendige Unterstützung zur Fortsetzung des Kampfes liefern sollen; doch beteuern ihm beide, dafs dies wegen der Umtriebe, vor allem des Dumnorix, ausgeschlossen sei. Auch hier wird die sich zuspitzende Handlung durch eine sehr burleske Nebenszene[1]) abgelöst, in der sich Thrasymachus mit Tusnelda, einer Schwäbin zweifelhaften Metiers, über ihre künftige gemeinsame Lebensführung verständigt. Der zweite Akt endigt damit, dafs Considius und Labienus sich wechselseitig ihre Erlebnisse aus dem letzten Helvetierkampfe mitteilen: es ist in der Hauptsache der Schlachtbericht bei Cäsar B. g. I 26—29, der in ein Zwiegespräch in jambischen Oktonaren aufgelöst ist. — Im dritten Akte geht die gleiche Art der Cäsarbehandlung weiter. Nach dem Berichte des getreuen Procilius über die Verluste der Helvetier folgt, im Zwiegespräch mit Labienus, eine hochpolitische Auseinandersetzung Cäsars, warum er den Helvetiern befohlen habe, in ihr Gebiet zurückzukehren: denn sonst würde er die unmittelbare Nachbarschaft der Germanen, die er sehr fürchtete, zu erdulden haben. Damit wird der zweite Teil des Dramas vorbereitet. Der Zusammenstofs mit den Germanen wird dadurch eingeleitet, dafs (Akt III Sz. 4) eine grofse gallische Festgesandtschaft den Imperator zu seinem Siege beglückwünscht, anderseits ihn aber auf die von dem nahenden Ariovist drohende Gefahr hinweist. Cäsar beschliefst (Sz. 5) den Kampf mit dem Germanenfürsten in Erwägung zu ziehen, und damit ist, wenn man bei dem naiven Gebilde Frischlins davon reden darf, der Höhepunkt der dramatischen Entwickelung erreicht. — In Akt IV Sz. 1 tritt nun Cäsars Gegenspieler, Ariovist, auf: mit seinem Vertrauten Nasua sich unterredend, setzt er ihm die Schwierigkeit und doch drohende Notwendigkeit eines Kampfes mit Cäsar auseinander. Durch den Hochmut des (in Sz. 2 auftretenden) römischen Gesandten Procilius, der an ihn die Forderung stellt, Gallien sofort zu räumen, und eine Begründung dieses Begehrens schuldig bleibt, auf das schwerste gereizt, giebt er ihm, die von Cäsar I Kap. 34 skizzierte Antwort länger ausführend, den bekannten Bescheid, dafs er Gallien behalten wolle,

Mihi
De Gallia certum est concedere homini nato nemini,

---

[1]) Diese im Plautinischen Stile ausgeführten Szenen (die mehrfach wiederkehren und den Gang der Handlung jedesmal dann unterbrechen, wenn ein bedeutender Schritt vorwärts gethan werden soll) haben die Tendenz, die Urwüchsigkeit der Deutschen gegenüber den weichlichen Romanen hervorzuheben und damit einen Gegensatz zu der Haupthandlung hervorzubringen. Die über ihre Lebensschicksale in der naivsten Weise (S. 477 ff.) berichtende Tusnelda bringt es nicht nur fertig, den Thrasymachus unter den Tisch zu trinken (Akt III Sz. 1), sondern auch einen anderen Soldaten, Lydus, im Würfelspiel um all sein Geld zu bringen, und — was besonders viel heifsen will — sogar in dem darauf folgenden kräftigen Schimpfduett entschieden in der Oberhand zu bleiben.

und beschliefst mit Nasua gemeinsam, einen Vorstofs zu wagen und Vesontio zu besetzen. Über die Ausführung dieses Beschlusses berichtet nun Szene 3, in der Cäsar im Zwiegespräch mit Considius sich über die Dreistigkeit Ariovists entrüstet ausspricht. Da kommt durch Labienus die Meldung, dafs im Heere grofse Mutlosigkeit herrsche, und daraufhin beruft Cäsar zum Aktschlufs eine Versammlung sämtlicher Offiziere ein und hält ihnen in prachtvoll daherschreitenden Skazonten eine gewaltige Strafrede, in der Hauptsache eine Auflösung von B. g. I 40, der wegen ihrer Schwierigkeiten bekannten indirekten Rede. — Akt V beginnt mit einer Unterredung zwischen Cäsar und Ariovist, die damit endet, dafs Cäsar glaubt, Ariovist wolle ihn durch heransprengende Reiter gefangen nehmen lassen (Kap. 42—46). Nach Einschub einer Szene zwischen Thrasymachus und Lydus, der seinen stark vom Katzenjammer mitgenommenen Offizier in der komischsten Weise mit Waffen neu ausstaffieren mufs, geht die Handlung ganz am Faden des Bellum gallicum weiter. So schildert Cäsar genau nach Kap. 48 seinen Zuhörern die Kampfart der Germanen, und anderseits macht Labienus ihm die in Kap. 49 angedeutete Verteidigungsweise klar. Dann eilt die Handlung dem Schlusse zu; Cäsar und Ariovist erscheinen, jeder von seiner Kriegerschar begleitet, auf der Bühne; jeder setzt den Seinen noch einmal seinen Kriegsplan auseinander und dann beginnt mit den Worten des Ariovist

Facite phalangem, tollite barditum, ruite tundite, agite

und dem Befehle des Cäsar

Tu tubicen, da pugnae signum tuba ocyus: cane classicum

die Schlacht, die man sich entweder als ganz hinter der Bühne vor sich gehend, oder doch nur angedeutet denken darf. Die Schlufsszene zeigt uns, wie Cäsar schon den Sieg vor sich sieht und durch angemessene Befehle an den getreuen Procilius und den Legaten Titius den Erfolg noch sicherer an seine Fahne zu knüpfen sucht. Mit einem Hinweis des Titius, dafs die Sache des Ariovist, auch wenn eine erwartete Verstärkung noch nachkäme (vg. Kap. 53), doch verloren sei, schliefsen die *Helvetiogermani.*

Schon der blofse Auszug dieses Stückes lehrt, dafs die *Helvetiogermani* weiter nichts sind als dramatisierte Geschichte, aufgereiht am Faden[1]) des ersten Buches des B. g. Frischlin hat selbst von den elementarsten Forderungen an ein Drama keine Ahnung, und das harte Urteil von David Friderich Straufs über ihn ist nur zu berechtigt. Nicht einmal die eingestreuten Szenen aus dem Lagerleben vermögen das Interesse hinreichend zu fesseln. Freilich, es dürfte wohl schwer sein, unter den gleichzeitigen Dramen auch nur ein einziges aufzufinden, das der 'Technik des Dramas' genug thäte: auch darin war Frischlin ein Kind seiner Zeit. Das Interesse hängt ganz am Wort und an der Erzählung Cäsars, die Durchfeilung des lateinischen Verses ist ihm die Hauptsache: aber dafs man höhere Forderungen befriedigen, aus dem gegebenen Stoff etwas

---

[1]) Charakteristisches Beispiel bei Straufs S. 574.

Eigenes gestalten und ihn mit anderen Zuthaten ausstatten müsse, daran dachte Frischlin, und seine ganze Zeit mit ihm, nicht.

Der schwerste Fehler, der Frischlins Stück verunstaltet, ist wohl das Zerfallen des Ganzen in zwei notdürftig verbundene Teile, die in keinem inneren Zusammenhang stehen. Er kehrt getreulich auch in dem anderen Stücke Frischlins wieder, das sich auf Cäsar bezieht und aus Stellen seiner Werke aufbaut, dem *Iulius redivivus.* Doch ist dies Stück, das eine eigene Idee Frischlins enthält, weit besser als die *Helvetiogermani,* wohl das Beste, was er in lateinischer Sprache geschaffen hat. Er selbst hatte das Gefühl, dafs er damit dem Publikum etwas Besonderes biete[1]), und hat an diesem Stücke lange gearbeitet und herumgefeilt.

Straufs (S. 132) meint, dafs man das Thema zu diesem Stücke in einem Huttenschen Gedichte[2]) wiederfinden könnte. Für Leser unserer Tage wird ein weit weniger gelehrtes und tiefgehendes Citat wohl nützlicher sein, um uns mitten in die Handlung hineinzuversetzen. Es ist dies das in den deutschen Lesebüchern früherer Zeiten öfter aufgenommene Stück aus einem Alfred Meifsnerschen Roman folgenden Inhalts: ein Wanderer zieht in dunkler Nacht durch die Strafsen des modernen Rom, und da er sich weder nach Ort noch nach Zeit zurechtzufinden weifs, zieht er zunächst die Uhr, schlägt dann, um besser zu sehen, Feuer und bedient sich noch mehrerer anderer moderner Selbstverständlichkeiten, bis ein Geist, der ihn schon länger beobachtet hat, sich ihm naht und ihn wifsbegierig um Auskunft angeht; denn zu seinen Lebzeiten habe es das alles noch nicht gegeben. Auf Befragen giebt er sich zu erkennen: es ist Cicero, und in dem sich nun entspinnenden Gespräch kommt es schliefslich zu der platten Moral, dafs in alten Zeiten nicht alles schön gewesen sei, man aber doch in den neuen Zeiten auch manches vermissen müsse, dafs also jeder in seinen Lebenstagen sich glücklich fühlen solle.

Ganz ähnlichen Stoffes, nur mit wesentlich veränderter Tendenz ist der *Iulius redivivus* (bez. seine drei ersten Akte[3])) angelegt. Merkur tritt auf und kündigt an, dafs Cäsar und Cicero nach langem Bitten bei Pluto es erreicht haben, Germanien zu besuchen, das täglich immer wundersamere Menschen in den Orkus sende.[4]) So steigen denn die beiden grofsen Schatten zu Strafsburg

---

[1]) Vgl. Straufs S. 130 Anm. 1.

[2]) *Germaniam nondum degenerasse* in Ulrich v. Huttens Schriften, ed. Boecking III 331—341.

[3]) Die beiden letzten Akte, die zudem sehr kurz sind, haben mit dem eigentlichen Thema nichts zu thun, da Cäsar und Cicero wieder in den Hades hinabsteigen, und nur noch ein paar auf die derbste Lachlust berechnete Burlesken, z. B. wer schwärzer sei, Pluto der die Seelen holen will, oder der spazzacamino, folgen. Vgl. Straufs S. 135.

[4]) Vgl. Jul. Red. prol. Vs. 37 (S. 253):

Novi enim quotidie veniunt ad inferos
Ex hac Germania homines. quorum Iulius
Similes se olim vidisse in his locis negat.
Stygia palus vix sufficit ad nimiam sitim
Illorum restinguendam: adeo misere aestuant
Quoniam vini assiduo potu ardorem sibi
Ipsi per venas contraxere maximum.

an das Licht der Oberwelt. Mit Staunen betrachten sie, jeder nach seiner Art, die Ereignisse der neuen Zeit. Cicero kann von dem herrlichen, bekanntlich heute noch im Gange befindlichen Uhrwerk[1]), das in einer Seitenkapelle des Münsters gezeigt wird, nicht loskommen, während Cäsars militärisches Auge die Stärke und Festigkeit der Mauern bewundert und damit den altkeltischen Mauerbau vergleicht, wiederum mit deutlichen Beziehungen und sogar wörtlich wiederkehrenden Wendungen auf die bekannte anschauliche Schilderung im Bell. gallicum. Ciceros Wifsbegier veranlafst ihn, an Cäsar eine ganze Reihe Fragen über Germanien zu richten, die diesem ebenfalls die erwünschte Gelegenheit geben, sie meist mit den Worten des Bellum gallicum zu beantworten, z. B. über die Ausdehnung des hercynischen Waldes[2]), wie natürlicherweise in dem in Deutschland spielenden Stücke vor allem der bekannte Exkurs im 6. Buche herhalten mufs. Inzwischen betritt Hermannus, ein Soldat, die Bühne; Cäsar und Cicero kommen mit ihm ins Gespräch, und nach einigen Wechselreden droht ihnen der Mifstrauische, die beiden togati als lästige speculatores in Gewahrsam bringen zu lassen. Hiergegen erhebt Cäsar, wiederum mit wörtlicher Beziehung[3]) auf das Verhalten des Ariovist gegenüber den römischen Gesandten, Einspruch und weist ihn auf das traurige Schicksal des suebischen Heeres hin. Nun folgt eine gegenseitige Vorstellung, bei der der Name Hermann natürlich eine passende Beziehung zu dem Varusbesieger ergiebt, und Cäsar hebt in wehmütigen Worten hervor, wie schmerzlich er die Tapferkeit der Germanen in den Nervierkämpfen am Sabisflusse habe empfinden müssen. Hierauf geht es an die Betrachtung der Waffen, die der germanische

---

[1]) Frischlin macht dabei häufig Versuche, den Auskünften Cäsars ein archaisierendes Gepräge zu geben und moderne Dinge aus Nachrichten des Altertums zu erklären. So z. B. die Verse über den krähenden Hahn an der Uhr (bek. auf das Krähen beim Abfall des Apostels Petrus zu beziehen), die nach Gell. X 24 geformt sind (Akt I, Vs. 81, S. 257):

Ci. *Quid gallus expassis alis, qui glocitat?*
Quid tibi videtur, Caesar? Cae. *Quid enim aliud nisi*
Columbae illius, quam Archytas volatilem
Parenti fecit quidam pipio posthumus?
Ci. *Quid Cymbalum?* Cae. *Aere Dodonaeo suavius.*

Vgl. hierzu Suid. *Δωδωναῖον χαλκεῖον* und Müller F. H. G. I 382.

[2]) Vgl. Frischlin I 1, 124 (S. 258) und Caes. B. g. VI 25:

A Rauracorum et Helvetiorum finibus
Rectaque fluminis Danubii (quod sciam)
Regione; pertinetque ad fines Anartium
Dacorum: hinc sinistrorsus flectitur
Diversis ab eo flumine regionibus.

[3]) Vgl. Jul. Red. I 2 53 (S. 263) und Caes. B. g. 47—53:

Cae. *Quaeso hercle, quisquis es,*
Ne quod Ariovistus Marco Procilio et Marco Titio
Fecit, idem nobis facias, et cum Ariovisto intercidas.
. . . Ariovistus victus acie, amisso omni exercitu
In fugam conversus, deligatam ad ripam fluminis
Rheni naviculam nactus, ea profugit: reliquam hostium
Aciem consecuti nostri equites omnes facto impetu
Interficiunt.

Kriegsmann trägt: den Panzer, das Schwert und die Flinte[1]), von denen natürlich die letztere das ungeteilte Erstaunen der beiden Römer erregt und sogar, als ein Schufs ertönt, in ihnen den Glauben wachruft, dafs sie es mit einem Gotte zu thun haben. Natürlich giebt Cäsar, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hat, die Absicht zu erkennen, die Natur der neuen Waffe zu studieren, und wird von Hermann darüber aufgeklärt. Gelegentlich einer Vergleichung der gegenwärtigen Schufswaffen mit den Schleudern der balearischen Bogenschützen, die wieder zu Exkursen in das Bell. gall. erwünschte Gelegenheit bietet, spricht Hermann auch von den Kanonen im nahen Zeughaus, und Cäsar eilt sofort dorthin, voller Begier, sich zu unterrichten, während Cicero als Mann des Friedens zurückbleibt und sein Jahrhundert preist, das solcher Mordwerkzeuge noch entbehrte:

O saeculum
Illud felix, quod hisce caruit machinis!

Die Trennung beider Spieler bietet nun die Gelegenheit, Cicero in den Vordergrund zu schieben, und anderseits für Frischlin die Füglichkeit, auch einmal die grofsen geistigen Fortschritte seiner Zeit herauszuheben und dann seinem berühmten Zeitgenossen Eobanus Hessus ein feingedrechseltes Kompliment zu machen. Cicero nämlich kommt mit diesem auf der Strafse in ein Zwiegespräch, und Eobanus Hessus erscheint darin dem Römer gegenüber in jeder Hinsicht überlegen. Und zwar wirkt dies Kompliment um so besser, als Frischlin sonst, wo er einmal lobt, die Leute mit weit mehr Behagen als Geschick herauszustreichen pflegt.[2])

Darauf kehrt Cäsar mit Hermann aus dem Zeughaus zurück (Akt II, Sz. 3); beide ziehen Vergleiche zwischen der ehemaligen und der gegenwärtigen Kriegführung der Deutschen, und Cäsar citiert natürlich eine ganze Reihe ent-

---

[1]) Von Frischlin *sclopetum* genannt. Alle Einzelheiten gründen sich übrigens, bei aller Grazie der lateinischen Form, auf ausgebreitete Gelehrsamkeit. So ist z. B. die obengenannte Stelle (S. 270 Vs. 14 ff.):

Cic. *Dic, obsecro, nomen, quod est huic instrumento bellico?*
Her. *A bombo, quem edit, alii indidere vocabulum* (scil. *bombardam*)
Cic. *Quomodo tu vocas?* Her. *Sclopetum.* Cic. *At quae causa est huius nominis?*
Her. *Ego dicam: buccae cum flatu oppletae fuerint, editur*
Violentus sonus. Cic. *Sic est.* Her. *Eum Latini nominant*
Sclopum, ni fallor

nur eine versifizierte Umschreibung eines Persiusscholions (zu V. 13 ed. Buech. S. 36): *stloppo dixit metaphoricos ludentibus pueris, qui buccas inflatas subito aperiunt et totum simul flatum cum sonitu fundunt.*

[2]) Da die (sehr ausführliche) zweite Szene des zweiten Aktes nicht zu unserem Thema gehört, konnte der Inhalt nur angedeutet werden. Jedoch sei auch hier auf die grofse Kunstfertigkeit des humanistischen Poeten hingewiesen, die bei der Vergleichung der antiken Papyrus- und der modernen Papierfabrikation einmal es auf das beste versteht, die berühmte Pliniusstelle, die von der ersteren handelt (N. H. XVIII 71 ff.), mit nur ganz geringen Veränderungen in seine Verse einzufügen und anderseits moderne Handwerksgriffe bei der Papierbereitung und der Handhabung der Druckerpresse in zierlichem Latein gut und verständlich vorzutragen.

sprechender Stellen aus dem Bellum gallicum. So für das Schleudern der Bleikugeln (glandes, vgl. Cäs. B. g. V 43 1) auf S. 289:

> *Mihi non absimili forma glandes olim fuerant fusili*
> *Ex argilla ferventes et fervefacta iacula, quae in casas*
> *Gallorum stramentis tectas fundis iaciebam Creticis*

oder, was die Reitkunst der alten Germanen angeht, (vgl. Cäs. B. g. IV 2, 4) auf S. 290:

> *Olim vero nihil habebatur Germanorum moribus*
> *Inertius nihilque turpius, quam utier ephippiis.*

Andere Stellen der Art sind in gröfserer Anzahl aus der genannten Szene leicht zu beschaffen. Dann wendet sich aber das Gespräch auf die Volksart der Germanen, und mitten unter den aus dem sechsten Buch des Cäsar entnommenen Stellen (samt und sonders aus dem Germanenexkurs) kann Frischlin es sich nicht versagen, auch eine berühmte Tacitusstelle (Germ 14) folgendermafsen zu variieren:

> *Cum ventum in aciem, turpe principi virtute vincier*
> *Turpe comitatui virtutem non aequare principis*
> *Nam principes pugnabant olim pro laude et victoria*
> *Comites pro principe.*

Abgelöst wird diese Auseinandersetzung durch die flotteste und lustigste Szene, die das ganze Stück enthält. Es tritt nämlich ein liederlicher Landsknecht aus Savoyen (*Allobrox*, auch *Sabaudus*) auf und schimpft still vor sich hin, weil er während eines Besuchs bei einer Soldatendirne von deren Geliebten um sein Geld geprellt worden sei. Das Gespräch zwischen Cäsar, Hermann und dem 'Allobroger', das zugleich eine hübsche Probe für das damalige Französisch und ein Beweis für Frischlins universelle Bildung ist, verläuft höchst ergötzlich. Denn Cäsar will dem Manne, der nach ihm *oratione semilatina utitur*, es absolut nicht glauben, dafs er ein Gallier sei, bis der Deutsche Hermann, natürlich stets mit Cäsar entlehnten Worten (auch einmal mit einer Anspielung auf Catos bekannte Sentenz), aus dem lügenhaften, prahlerischen und auch liederlichen Wesen des Sabaudus herausdemonstriert, dafs sich nur die Sprache geändert habe, die Gewohnheiten aber dieselben geblieben seien; so gelangt denn Cäsar schliefslich, durch sich selbst belehrt, dazu, den übrigens höchst possenhaften und im damaligen Landsknechtsjargon mehr wie deutlich redenden Sabaudus als modernen Gallier anzuerkennen. Diese Szene ist besonders hervorzuheben, einmal wegen der von uns schon oben (S. 314 Anm. 1) berührten deutschtümlichen Tendenz, und zweitens und ganz besonders deshalb, weil sie ein echtes Zeitbild ist und ein Beweis dafür, was ein Dichter selbst vor versammelter Hofgesellschaft zu sagen wagte und seine hochgestellten Zuhörer an Derbheit vertrugen. — Als Gegenbild dazu steht die Szene im dritten Akt, in der ein Kaminfeger (*spazzacamino*) aus der Lombardei (*Insuber*) auftritt und Eobanus Hessus an ihm nachweist, dafs man in seiner schwarzen Person den echtesten Nachkommen von Cäsar und Cicero zu erblicken habe,

was diese natürlich auf das entrüstetste ablehnen: denn der Insuber redet natürlich italienisch, was jene beiden nicht verstehen, erzählt dabei ziemlich schlüpfrige Geschichten aus seiner Berufsthätigkeit, die sich weit von der gravitas Romana entfernen, und als Eobanus Hessus, der den Interpreten gespielt hat, immer wieder behauptet, dafs man es in der That mit einem nachgeborenen Landsmann der beiden illustren Schatten zu thun habe, da ruft Cicero ganz resigniert aus (S. 314):

Abeamus hinc,
Caesar: nam ego istum hominem non possum aspicere: Eon' redactam
Italiae famam? eon' redisse rem Romanam, ut Italici
Homines caminos Germanorum expurgent et tam barbare
Loquantur, ut ipsorum linguam neuter nostrum capere queat?

Eine Erkenntnis, die Eobanus Hessus, trotz aller Begütigungsversuche, doch bestätigen mufs. Das Stück, dessen Komposition sehr locker ist, schliefst eigentlich hier; denn Cicero und Cäsar treten von der Bildfläche ab, und die lose angefügten Szenen des vierten und fünften Aktes (vgl. Straufs a. a. O. S. 135), meist sehr burlesken Inhalts (vor allem die zwischen Pluto und dem Kaminfeger, den er für einen seiner Abgesandten hält, um die säumigen Schatten zurückzuholen), stehen für das von uns zu behandelnde Thema aufser dem Rahmen.

Trotz der unverkennbaren Schwächen, die bei schärferer Einzelbetrachtung noch deutlicher heraustreten würden, ist der Iulius redivivus doch ein für die damaligen Zeitverhältnisse gutes Stück und der Beifall, den er fand, begreiflich. Selbst Scherer in der A. D. Biographie a. a. O., der mit Frischlins dramatischer Kunst scharf ins Gericht geht, erkennt an, dafs diese Komödie 'gute Gedanken, glückliche Erfindung, entschiedenes komisches Talent' zeigt, und Gervinus a. a. O. S. 110 urteilt noch günstiger. Von den drei Tendenzen des XVI. Jahrh., dem Preise des rechten Glaubens, dem richtigen Latein und der Ehre des Vaterlands (Scherer a. a. O.) sind die beiden letzteren vortrefflich verkörpert. Und wenn die deutsche Litteraturgeschichte mit Recht auf die letzte den höchsten Wert legt, darf die wissenschaftliche Pädagogik für ihre Zwecke wohl mit einem gewissen Nachdruck hervorheben, dafs auch der zweiten, selbst in historischem Sinne, genug gethan sei.

Leider ist Frischlin mit dieser Tendenz, sein Vaterland hervorzuheben, und dies durch Vermittelung von Cäsars Schriften zu thun, eine vereinzelte Erscheinung geblieben. Cäsars Werke sinken alsbald wieder in den Bereich der Schule zurück und werden zu Büchern, die lediglich der Knabenlektüre dienen.

Freilich ist der Weg, den Cäsars Bücher vom Hochschulunterricht bis hinab in die Hände der Untertertianer genommen haben, nicht auf einmal zurückgelegt worden; lange Zeit hat sich Cäsar behauptet und ist das Studienobjekt Vorgerückterer gewesen. Zunächst als Stilmuster. Laurentius Valla in seinem berühmten Buche 'De elegantiis linguae latinae' bezieht sich schon auf ihn und entnimmt ihm Stilproben[1]), Erasmus empfiehlt dringend und wieder-

[1]) Vgl. Voigt, Wiederbel. des kl. Altertums II 398.

holt das Studium von Cäsars Werken[1]); desgleichen bezieht sich auch Ulrich v. Hutten mehrfach[2]) in seinen Epp. obscurorum virorum auf ihn, um an Beispielen aus seinen Werken gutes Latein zu demonstrieren. Dann folgten die Nöte des Dreifsigjährigen Krieges; doch trotz der hereinbrechenden 'Schulbarbarei' behauptete sich Cäsar, wenn er überhaupt gelesen wurde, doch in der Prima: seine Werke mufsten also nach der damaligen pädagogischen Einsicht den Schriften Ciceros folgen, während die heutige Pädagogik es als selbstverständlich ansieht, dafs sie ihnen vorangehen. Erst mit der Neige des XVIII. Jahrh. sinkt Cäsar in die Lektionen der Sekunda herab, und erst der Neuhumanismus, speziell die Johannes Schulze verdankten preufsischen Lehrpläne der 20er und 30er Jahre des XIX. Jahrh., die für den gesamten klassischen Unterricht Deutschlands mafsgebend wurden, haben den Cäsar in die Tertia versetzt.[3])

Ein Rundgang durch die Monumenta Germaniae paedagogica bestätigt diesen schon von Friedrich Eckstein[4]) summarisch angegebenen Wandel der Zeitauffassungen. In den Braunschweiger Schulordnungen von 1547 sind für die Prima des Catharineums drei Stunden Cäsar angesetzt[5]); dasselbe geschieht 1571 am Pädagogium zu Gandersheim[6]), und noch 1755 heifst es in den Schulordnungen von Helmstedt[7]) und Holzminden[8]): 'Im Latein lieset der Rektor mit den Primanern den Cäsar und Livius wechselsweise.' Genau so hielt man es in Süddeutschland, wie die Ordnungen[9]) von 1558 und 1576 für die St. Annenschule in Augsburg zeigen. — Ähnliche Ergebnisse finden wir in der Ratio studiorum Societatis Iesu (M. Paed. vol. II V IX XVI ed. Pachtler). So wurde in Freiburg im Uechtlande Cäsar in der Klasse Rhetorica neben Ciceros Brutus, De Oratore und Demosthenes' Olynthischen Reden gelesen (bezeugt für 1625 und 1658, vgl. Mon. Paed. IX 243 245). Anderwärts wurde Cäsar in der Klasse Humanitas gelesen, vgl. die Vorschrift, die für den professor humanitatis sich in den Mon. Paed. V 414 und für das Jahr 1628 in dem Catalogus perpetuus Rheni findet (Mon. Paed. XVI. 26), nach dessen Anweisung Cäsar De bell. gall. gelesen werden soll, nachdem Cic. De officiis und Vergil erledigt worden sind. Auf protestantischem Gebiet finden wir Cäsar nur sehr vereinzelt, so 1614 in Beuthen[10]), was den Rückschlufs zuläfst, dafs auch in den Lausitzen um diese Zeit Cäsar behandelt ward, da die Beuthensche Ordnung nur eine Wiederholung der 1609 von Dornavius für Görlitz entworfenen ist.

Eine sehr auffällige Thatsache ist, dafs Cäsars Werke fast in keiner anderen

---

[1]) H. Kämmel, Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Leipzig 1882 S. 367 418 421.

[2]) Vgl. Huttens Werke, ed. Boecking.

[3]) Liegt schon, wenngleich nicht direkt ausgesprochen, in dem ersten Lehrplan Schulzes für Hanau 1816, vgl. Varrentrapp, Johs. Schulze S. 133.

[4]) Lateinischer und griechischer Unterricht 1887 S. 217—225.

[5]) Mon. Germ. Paed. I 78, vgl. S. 112.

[6]) Ebd. S. 82. [7]) Ebd. S. 392. [8]) Ebd. S. 435.

[9]) Vormbaum, Ev. Schulordnungen I 453 u. 473. [10]) Vormbaum II 118.

der norddeutschen Schulordnungen[1]) als in den für Braunschweig-Lüneburg entworfenen vorkommen, soweit dies die etwas lückenhaften Veröffentlichungen bei Vormbaum erkennen lassen. Speziell für Kursachsen, das sonst im gelehrten Schulwesen den Ton angab, scheint die Lektüre von Cäsars Werken vor dem Neuhumanismus nur ganz vereinzelt nachweisbar zu sein. Nur einmal sind sie uns begegnet in dem 1577 übersendeten *Index librorum, in quibus legendis alumni, quicquid ocii succisivi a publicis lectionibus vel audiendis vel repetendis superest, consumere debeant.*[2]) Dort werden sie neben dem Chronicon D. Philippi und den Büchern des Iustinus und des Schleidanus (sic!) als historische Lektüre empfohlen. Andere Angaben[3]) lassen erkennen, dafs hin und wieder bei den Leseübungen der Schüler untereinander Cäsars Schriften zu Grunde gelegt worden sind; leider sind wir nicht unterrichtet, wie weit dabei gegangen und was besonders behandelt wurde. In den öffentlichen Unterricht im eigentlichen Sinne gehen, in Sachsen wenigstens, Cäsars Schriften erst mit den Reorganisationsplänen von 1833 über.[4]) — Diese ganz eigenartige Erscheinung, dafs einer der wichtigsten lateinischen Autoren auf Jahrhunderte hinaus von den sächsischen Schulen und damit auch von den meisten anderen protestantischen Schulen Norddeutschlands, die von jenen innerlich abhängig waren, ausgeschlossen erscheint, ist wohl damit zu erklären, dafs die kursächsische Schulordnung von 1580 ein direkter Abkömmling der Württembergischen Schulordnung von 1559 ist, die Herzog Christoph seinem Lande gab. Bei dieser letzteren hat kein Geringerer Patenstelle vertreten als der berühmte Strafsburger Rektor Johannes Sturm. Dessen Stellung aber zu dem grofsen römischen Historiker geht klar aus dem 25. Kapitel seines Buches '*De literarum ludis recte aperiendis*, 1538 erschienen[5]), hervor, wo er zwar dem Ordo tertius[6]), also den letzten Knabenjahren, die Lektüre von Sallust und Cäsar noch läfst, jedoch dringend empfiehlt, den Livius genauer zu behandeln, damit die 'Dialektik', die dieser Altersstufe am angemessensten sei, zu ihrem vollen Rechte käme. In seinen späteren[7]) Schriften aber, vor allem in den auf seine Initiative zurückzuführenden Schulordnungen erscheint Cäsar nirgends mehr; so ist denn wohl seine Ansicht sich gleich geblieben und hat in allen den Schulordnungen, die auf Sturms Einflufs zurückzuführen sind, still weitergewirkt.

In merkwürdiger Weise stimmt dazu die Auffassung von Cäsars Werken, der wir bei den kirchlichen Reformatoren in Kursachsen begegnen. In Luthers Werken[8]) z. B. treffen wir trotz einer ausgebreiteten Kenntnis der Alten und unzähliger Anführungen ihrer Werke, besonders in den Tischgesprächen, nicht auf

---

[1]) Vgl. die fleifsigen Zusammenstellungen bei Mertz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im XVI. Jahrh. Heidelberg 1901. S. 301 f.

[2]) Im Kgl. Sächsischen Staatarchiv Loc. 10407. [3]) Flathe, St. Afra S. 248.

[4]) Flathe a. a. O. S. 376. [5]) Abdruck bei Vormbaum, Ev. Schulordnungen I 653 ff.

[6]) Hauptstelle ebd. S. 669, vgl. dazu Eckstein, Lat. u. gr. Unterricht S. 221.

[7]) Schiller, Lehrbuch der Gesch. der Pädagogik S. 111—115.

[8]) O. G. Schmidt, Luthers Bekanntschaft mit den alten Klassikern. Leipzig 1883 Römische Prosaiker S. 12—21.

ein einziges Citat aus Cäsar. Genau so steht es mit Melanchthon, von dem sein vortrefflicher Biograph Hartfelder sagt[1]): 'Wenig beachtet scheint Cäsar; kaum dafs ihn Melanchthon einmal neben Cicero und Terenz als nachahmenswertes Stilmuster empfiehlt' (Corp. Reform. XIII. 439). Von der Bedeutung Cäsars als Schriftsteller scheint Melanchthon keine klare Vorstellung sich gebildet zu haben. Denn er kommt ihm für die imitatio lediglich um deswillen in Betracht, weil er ein Zeitgenosse Ciceros ist und am reinsten gesprochen hat.[2]) Er erscheint ihm allerhöchstens verwendbar, wo es sich um die ratio studiorum eines Nichttheologen handelt; nur der Ausdruck, nicht die Sache ist es, auf die es ihm bei der Lektüre Cäsars ankommt. Es ist darum kein Wunder, wenn zunächst der Gegenstand von Cäsars Werken, fernerhin auch die in der Darstellung liegende Feinheit keine Beachtung fanden und infolgedessen die cäsarianischen Schriften gänzlich aus dem Kreis der von den Reformatoren beeinflufsten Schule verschwanden. Dafs aber die traurigen Zeiten des XVII. und XVIII. Jahrh. nicht dazu angethan waren, einem verkannten Autor zu seinem Rechte zu verhelfen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wo er überhaupt gelesen wurde, sank er, wie eben gesagt, zunächst in die Sekunda hinab; dort finden wir ihn in Braunschweig 1774, wo es heifst[3]): 'Prof. Tünzel wird in zwo Stunden ausgesuchte Stellen aus dem Julius Cäsar und dem Tacitus . . . erklären', und auch sonst finden wir ihn in diese Klasse hinabgedrückt[4]), bis er in unseren Tagen wohl seinen Tiefpunkt in dem Unterricht in der Tertia erreicht hat. Am deutlichsten tritt uns dies in den siebenbürgischen Schulordnungen[5]), die Bischof Teutsch veröffentlicht hat, entgegen. Daneben auch in den Regulativen der einzelnen Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten.[6])

Wie die ausführlichen Publikationen Potens in den Mon. Germ. Paed. lehren, hat man zu allen Zeiten die künftigen Militärs sorgfältig in den Werken Cäsars heimisch zu machen gesucht. Darum darf es uns auch nicht wundern, wenn sie in der Fürstenerziehung eine grofse Rolle spielen. Wenden wir zunächst unseren Blick nach dem Auslande, so finden wir in dem bekannten Werke Napoleons III., wo er in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Histoire de Jules César seine Studien über den grofsen Römer zu rechtfertigen versucht, eine ganze Reihe von Fürsten und Herrschern aufgezählt, die sich um Cäsar bemüht haben, so Karl VIII. von Frankreich, Heinrich IV. und Philippe Égalité. Wenn wir von der sagenhaften Beschäftigung Solimans des Siegers mit Cäsar absehen, ist wohl der interessanteste fürstliche Schriftsteller über Cäsar der König Ludwig XIV. gewesen, von dem es ein Werk *La guerre des*

---

[1]) Mon. Germ. Paed. VII 384.

[2]) Mon. Germ. Paed. VII 340 und S. 227 aus M.s Buch De imitatione. Vgl. Mertz a. a. O. S. 292.

[3]) Vgl. Mon. Germ. Paed. I 367 (Catharineum), ebd. 409 (Collegium Carolinum).

[4]) Ebd. 464 (Helmstedt).

[5]) Mon. Germ. Paed. XIII 188 (Hermannstadt 1756), ebd. S. 17 (Instruktion von 1782 für Kronstadt) ebd. S. 530 (Kronstadt 1845), ebd. 369 (Bistritz 1846).

[6]) Poten in den Mon. Germ. Paed. XVIII 115 (sächs. Kadetten), ebd. 353 (württemb. Kadetten), X 348 (braunschw. Kadetten).

Suisses traduicte du I. livre des commentaires de Jule (sic!) *César*, Paris 1651. fol.[1]), gedruckt in der Imprimerie royale, giebt. Das Buch enthält auf 18 Folioseiten eine ziemlich steife und wörtliche Übersetzung von Caes. Bell. gall. I 1—29. Die Arbeit ist zudem nicht fehlerfrei; so werden z. B. die principes der römischen Legionen überall mit princes übersetzt. Vielleicht haben wir in dem königlichen Elaborat die Nachwirkung der Schriftstellerei eines Mitgliedes des hohen französischen Adels, des Duc Henry de Rohan, zu erblicken, der ein vielgebrauchtes Buch: 'Le parfaict capitaine, autrement l'abrégé des guerres de Gaule', das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, verfaſste.[2])

Kehren wir nach Deutschland zurück, so finden wir, soweit die Quellen uns zugänglich sind, daſs man auch hier bei der Erziehung der Fürsten auf Cäsars Werke und ihre Lektüre hohen Wert gelegt hat. In hervorragender Weise geschah dies im Hause der Wittelsbacher. Der Monographie von Friedrich Schmidt, 'Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher' (Mon. Germ. Paed. Vol. XIX) entnehmen wir die Angaben aus der Einleitung, daſs 'Pfaltzgrave Friedrich soll Caesaris commentarios lesen'[3]), und daſs Leopold Ludwig desgleichen that.[4]) Charakteristisch ist die Vorschrift für den jungen 'Hertzog August' bei seiner 'raise in Franckreich 1600—1604'[5]): 'Mit seiner Gesellschaft solle er je zuweilen eine lateinische epistolam machen, die lateinischen historiographos, als den C. Iulium Caesarem und andere *tam propter styli elegantiam quam propter historiarum cognitionem* fleyſsig lesen' u. s. w. Ähnliche Anweisungen kehren auch später wieder, z. B. wo für die Tagesordnung[6]) des Prinzen Friedrich verlangt wird, daſs er privatim den Cäsar lese, oder wo die Thatsache konstatiert wird[7]), daſs Cäsars Bücher die einzige antike Schrift waren, die sich 1631 in der Bibliothek des Herzogs Ludwig befand. Die Vorliebe für Cäsars Werke scheint übrigens im Hause der Wittelsbacher herkömmlich geblieben zu sein, denn noch im XIX. Jahrh. übersetzte König Max II. als Kronprinz Caes. Bell. gall. I 1—54 schriftlich ins Deutsche.[8]) Bei den übrigen Fürsten Deutschlands würde man wohl auf ähnliche Erscheinungen stoſsen, wenn die Quellen, die die Mon. Germ. Paed. zu erschlieſsen versprochen haben, schon jetzt zugänglich wären.

---

[1]) Napoleon a. a. O. erwähnt das Buch als 'fort rare' und scheint, da seine Angaben sehr unbestimmt lauten und sich hauptsächlich auf bekannte bibliogr. Hilfsmittel (Brunet) stützen, das Werk selbst nicht gesehen zu haben. Ein wohlerhaltenes Exemplar der Arbeit des dreizehnjährigen Königs (oder seiner Lehrer?) befindet sich auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden (Lit. Rom. 1396). Beigegeben sind, nicht wie Napoleon sagt, 'figures', sondern drei Schlachtpläne in der Art der z. B. im Theatrum Europaeum erhaltenen: 1. Cäsar hindert den Durchbruch der Helvetier bei Genf (Kap. 8). 2. Der Kampf nach dem Übergang über die Saône (Kap. 12). 3. Der Entscheidungskampf (Kap. 24). Die Zeichnung der Stiche stammt von Richer. Besonders das letzte Bild ist klar und giebt eine genaue Vorstellung, wie Ludwig XIV. seinen Autor las und sich militärisch zurechtlegte.

[2]) Französisch: Paris 1640 8°., ebd. 1658. 12°., ebd. 1692. 12°. — Deutsch: Leipz. 1673. 16°, ebd. 1730. 8° (Exemplare auf der Königl. Bibl. in Dresden).

[3]) Mon. Germ. Paed. XIX S. XXXXVIII (Ordnung von Kalb). [4]) Ebd. S. XCI.

[5]) Ebd. S. CXII, Note 3. [6]) Ebd. S. 309. [7]) Ebd. S. 338, Note 1.

[8]) Mon. Germ. Paed. XIX 557.

Am Ende unseres historischen Rundganges angelangt, erhalten wir also als Resultat, dafs Cäsars Werke in unserer deutschen Litteratur so gut wie keine Spuren hinterlassen haben, und zweitens, dafs sie als Bildungsstoff immer jüngeren Jahrgängen der Schuljugend zugewiesen wurden, also auch in gewissem Sinne in ihrer Bewertung für die Schullektüre immer tiefer gesunken sind. Fassen wir nur das letztere ins Auge, so wird man allerdings — vorausgesetzt, dafs die Behandlung eines wirklichen Autors in Tertia pädagogisch richtig ist, eine Behauptung, die erst der Neuhumanismus aufgestellt hat — zugeben müssen, dafs wegen der Einfachheit der Darstellung, der Durchsichtigkeit in der Behandlung des Stoffes und auch gewissermafsen des Interesses an der Sache kaum ein anderer Lateiner geeigneter für Tertia ist als Cäsar, besonders im Bell. gallicum. Die modernen Didaktiker betrachten es darum als ein Axiom, dafs Cäsars Werke dieser Altersstufe zuzuweisen seien, vgl. Dettweiler im Handbuch der Erziehungslehre III 1, S. 136 ff. Jedoch sei hier darauf hingewiesen, dafs es niemals an Stimmen gefehlt hat[1]), die für Cäsars Schriften einen anderen Platz in unserer Gymnasiallektüre gewünscht haben. Gerade die vorgetragene historische Entwickelung der Cäsarlektüre legt einen ähnlichen Gedanken nahe, der hier am Schlusse nachfolgen möge. Sollte es sich nicht empfehlen, Cäsars Schriften, soweit sie nicht schon in Tertia gelesen sind, auch als kursorische Lektüre[2]) in den oberen Klassen zu verwenden? Natürlich dürfte dabei der mafsgebende Gesichtspunkt nicht das Sprachliche sein, sondern das Historische und gewissermafsen auch Ästhetische. Ähnliche Versuche sind meines Wissens früher auch an einzelnen deutschen Gymnasien gemacht worden, als die Bewegungsfreiheit noch gröfser war. Bei den vielerlei Versuchen, den 'Geist der Antike zu beleben', ist vielleicht auch der Gedanke verwendbar, die Cäsarianische Welt durch historische Betrachtungsweise wieder mit Blut zu erfüllen und möglichst frischfarbig der Jugend vor die Seele zu stellen. Schon oft haben Philologen, die im angedeuteten Sinne ihre Schüler zu fördern suchten, Cicero und Sallust so miteinander verbunden, dafs letzterer die Rahmenerzählung für die Katilinarien hergab, und dafs beide Schriften, natürlich unter Berücksichtigung des verschiedenen politischen Standpunktes, aus einander erklärt wurden. Kein Lehrer in Prima wird es sich entgehen lassen, die Perser des Äschylus mit dem neunten Buche Herodots in Wechselwirkung zu stellen. So könnte es mit Cäsars Schriften auch sein: etwa in kursorischer Lektüre als Rahmenerzählung für gleichzeitige Ciceronianische Reden und Briefe. Dazu würde sich vor allem das Bellum civile eignen, das sonst in unseren heutigen Gymnasiallehrplänen trotz seines interessanten Inhalts völlig unter den Tisch fällt. Das wäre einmal (vielleicht verbunden mit herangezogenen griechischen Parallelstellen) ein Stück lebendige Geschichte und, wenn nicht zu ausgedehnt betrieben, eine ebenso fruchtbare Beschäftigung als die jetzt die deutschen Unterprimen ganz beherrschende Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros. Hier studiert der

---

[1]) Vgl. Eckstein, Lat. Unterricht S. 219 ff.

[2]) So Köchly, Verm. Bl. II 58; Nägelsbach, Gymn. Päd. S. 118.

Primaner einmal bedeutende weltgeschichtliche Vorgänge an ihrem Urquell; er gewinnt das Gefühl, dafs er am Anfang desselben Pfades steht, den auch der gröfste Forscher gehen mufs, wenn er den Untergang der Republik und den Anfang des Cäsarismus begreifen und darstellen will, und damit bekommt er eine Ahnung von wissenschaftlicher Arbeit. Die gleiche Überzeugung vermag er aber bei den Tuskulanen und Officien schwer zu gewinnen. Denn einmal kann ihm nicht verborgen bleiben, dafs hinter dem Eklekticismus Ciceros noch andere philosophische Kräfte walten, er also nicht am Urquell steht, und aufserdem werden in jenen Schriften Fragen behandelt, die auch heute noch im Flusse sind und für deren Beantwortung der Forschende natürlich sich lieber an seine Zeit- und Volksgenossen wendet, wenn ihn nicht ein besonderes historisches Interesse treibt.

Die höhere Schule hat die Pflicht, ihre Jünger in die wissenschaftlichen Betriebe einzuführen; das Gymnasium insbesondere durch seine Behandlung der klassischen Sprachen und Schriftsteller. Vielleicht ist der eben geäufserte Gedanke, die Cäsarianischen Schriften in etwas anderer Weise und in Verbindung mit anderen Schriften zu lesen, auch in dieser Hinsicht erwägenswert. Denn abgesehen davon, dafs dann die historische und ästhetische Seite der Erklärung viel mehr hervortreten könnte, würde Cäsars Werken, und damit auch seiner Person, in der Beachtung der Gebildeten die Stelle wieder eingeräumt, die ihnen mit Recht gebührt.

LEONHARD HUTTERS COMPENDIUM LOCORUM THEOLOGICORUM

Von Paul Nebel

Das Compendium locorum theologicorum Leonhard Hutters[1]) war nächst Luthers Katechismen eins der einflufsreichsten und verbreitetsten Schulbücher des lutherischen Protestantismus; nicht nur in Kursachsen, für das es in erster Linie verfafst worden ist, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus ist es über ein Jahrhundert tonangebend gewesen für den Unterrichtsbetrieb in der Religion. Aber es erregt unser Interesse noch in ganz besonderem Mafse aus dem Grunde, weil es nicht lediglich sozusagen ein Privatwerk des Verfassers, sondern vom Kurfürsten Christian II. selbst veranlafst und von den beiden theologischen Fakultäten zu Leipzig und Wittenberg, sowie von den drei Fürstenschulen vor der Herausgabe geprüft und nicht unwesentlich beeinflufst worden ist; es darf mithin mehr als irgend ein anderes Werk als Niederschlag der gesamten Zeitströmung betrachtet werden. Nun kann es freilich wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs das Buch heute auf jeden, der es zur Hand nimmt, einen höchst unsympathischen Eindruck machen mufs; um so vorsichtiger müssen wir verfahren in seiner Beurteilung, da es ja eben einst den angemessenen Ausdruck einer ganzen Zeitrichtung dargestellt hat. Es ist daher auch unerläfslich, dafs wir wenigstens mit einigen Strichen, soweit dies für das Verständnis des Compendiums notwendig erscheint, die Epoche, aus der es hervorgegangen ist, charakterisieren.

I. Charakter der theologischen Zeitrichtung

Im Jahre 1521 schrieb Melanchthon in der ersten Ausgabe seiner Loci communes die schönen Sätze nieder: Mysteria divinitatis rectius adoraverimus

---

[1]) Das älteste der Exemplare, die mir vorgelegen haben, ist aus dem Jahre 1622 und trägt den vollständigen Titel: Compendium locorum theologicorum ex Scripturis sacris et Libro Concordiae, Iussu et Autoritate Sereniss. Elect. Saxoniae Christiani II. etc. collectum et ab utraque Facultate Theologica Lipsiensi et Wittebergensi approbatum. — In usum tum trium Scholarum Illustrium, tum reliquarum trivialium in his regionibus. Opera et studio Leonharti Hutteri S. Theol. D. et Prof. in Acad. Witteb. Ordinarii. Cum Gratia et Privilegio Elect. Saxon. Speciali. Wittebergae. — Prostat venale apud Paulum Helwig. Bibliop. 1622. Dieser Ausgabe ist ein Bildnis Hutters mit Namensumschrift beigegeben; darunter stehen die Verse:

Hi sunt illi oculi, magni haec ora enthea Hutteri,
Quae Tiber et Rheni littora tota tremunt.
Tolle age de tabula nomen, iurabis olympum
Haec ora, hos oculos Theulogiam gerere.

quam vestigaverimus. Imo sine magno periculo tentari non possunt, id quod non raro sancti viri etiam sunt experti. Et carne filium deus Optimus Maximus induit, ut nos a contemplatione maiestatis suae ad carnis adeoque fragilitatis nostrae contemplationem invitaret. Sic et Paulus ad Cor. (I 1, 21) scribit deum per stultitiam praedicationis, nimirum nova ratione velle cognosci, cum non potuerit cognosci in sapientia per sapientiam. Proinde non est, cur multum operis ponamus in locis illis supremis de deo, de unitate, de trinitate dei, de mysterio creationis, de modo incarnationis. Quaeso te, quid assequuti sunt iam tot seculis scholastici Theologistae, cum in his locis solis versarentur. Nonne in disceptationibus suis, ut ille ait, vani facti sunt, dum tota vita nugantur de universalibus, formalitatibus, connotatis et nescio quibus aliis inanibus vocabulis?![1])

Dieselben Fragen behandelt derselbe Verfasser später in seinem Examen theologicum in der Weise, dafs er gleich im locus de Deo 11 quaestiones aufstellt, nämlich 1. Quid sit Deus, 2. Quid differant persona et essentia, 3. Quot sint personae et quae sint illarum discrimina, 4. Quid differant Gignere et Creare, 5. Quid intersit inter nasci et procedere, 6. De appellatione *τοῦ λόγου*, 7. De appellatione Spiritus, 8. Quae persona assumserit naturam humanam, et quomodo haec assumptio a caeteris modis praesentiae Dei in creaturis differat, 9. De modis loquendi, quibus utimur in doctrina de Christo, inprimisque de communicatione Idiomatum, 10. Explicatio regulae Augustini: Opera Trinitatis ad extra sunt communia, 11. De applicatione huius doctrinae ad usum, id est, de discrimine invocationis Ecclesiae et aliarum impiarum invocationum.

Und die Ausführung dieser Stücke geschieht in echt scholastischer Weise durch Definitionen, Quästionen, Objektionen, Responsionen. Da wird in direktem Widerspruch zu den 1521 aufgestellten Sätzen in langen Auseinandersetzungen gehandelt de discrimine trium personarum Divinitatis mit einer descriptio Patris, descriptio Filii, descriptio Spiritus Sancti; ferner de discrimine proprietatum personalium Filii et Spiritus Sancti, de hypostatica duarum naturarum in Christo unione, de causis finalibus unionis hypostaticae, de effectis unionis hypostaticae u. s. w., ganz zu geschweigen der unendlichen Darlegungen de discrimine idiomatum.[2])

[1]) CR XXI 84.

[2]) Als Beispiel für die Ausführung im einzelnen mögen einige der für die Methode ganz besonders charakteristischen Syllogismen der obiectiones folgen, die dann allemal durch eine responsio zurückgewiesen werden.

Homo est imago Dei.
Filius est imago Dei.
Ergo Filius non aliter est imago Patris quam homo est imago Dei.

Oder: Imago est aliquid evanescens.
Filius est imago Dei.
Ergo Filius non habet propriam subsistentiam.

Oder: Fratres sunt, qui in eadem natura seu essentia originem habent ex eodem Patre.
Filius et Spiritus sanctus in eadem Deitate originem habent ab uno et eodem, videlicet, a Patre.
Ergo Filius et Spiritus sanctus sunt fratres.

Der erste Satz im locus de peccato lautet 1521: Mire obscurarunt et hunc locum Sophistae, cum de relationibus rationis in peccato disputarent, cum distinguerent de actuali peccato et originali et alia multa, quae supervacaneum est recensere; im letzten Viertel des Jahrhunderts behandelt David Chytraeus in seiner allenthalben im Schulunterrichte verwendeten Catechesis den locus de peccato in der Weise, dafs nach einer Definition von peccatum die causa efficiens peccati und externorum peccatorum causae angeführt, dann materia und forma unterschieden, fines und effectus aufgezählt und endlich die üblichen Einteilungen der peccata in originalia und actualia oder venialia und mortalia vorgenommen werden. Den Schlufs bildet eine Definition des peccatum in Spiritum Sanctum.

Diese Beispiele mögen genügen, um die genugsam bekannte scholastische Richtung zu skizzieren, in welche die protestantische Theologie des ausgehenden XVI. Jahrh. hineingetrieben wurde. Dieselbe höchst interessante Wandlung, die sich in der Person Melanchthons so deutlich nachweisen läfst, kennzeichnet die ganze Epoche. Es waren die unseligen interkonfessionellen Streitigkeiten sowie die feindselige Stellung gegenüber den Schweizer Reformatoren, die eine derartige Entfernung von Luthers Kerngedanken zur Folge hatten. Der Schwerpunkt der Religion war wiederum aus dem Herzen in den Verstand gelegt worden, eine neue Scholastik, eine bis ins kleinste ausgestaltete Lehre, deren Niederschlag die Konkordienformel bildete, war der Ertrag dieser Entwickelung.[1]) Und zwar kehrte sich die Spitze all dieser Kämpfe eben nicht mehr gegen Rom, sondern gegen die Reformierten und gegen die geringsten Abweichungen von dieser Norm im eigenen lutherischen Lager. Es war die Zeit, wo man sich, nachdem die Auseinandersetzungen mit der römischen Kirche zu einem vorläufigen Abschlufs gelangt waren, mit um so glühenderem Hafs auf die Calvinisten stürzte, wo es als gut lutherische Parole galt: 'Lieber katholisch als calvinisch.'[2]) Die berüchtigten Calvinistenhetzen der Jahre 1574 und

---

Oder endlich: Quod nihil est, non est dignum poena.
Peccatum est nihil, quia est defectus.
Ergo peccatum non est dignum poena.
Respondeo. Ad Maiorem. Quod nihil est, scilicet negative, non est dignum poena. Ad Minorem. Peccatum est nihil, scilicet privative. Id vero haeret in subiecto adhuc reliquo, in quo est destructio, propter quam subiectum reiicitur.

[1]) 'Ihr Wesen ist ein verstandesmäfsiger, in tiefere Vernunftideen wenig eindringender, dafür aber höchst exakter und das ganze Feld der damaligen Wissenschaft umfassender Formalismus. — Logische Fertigkeit und Richtigkeit gilt als Kriterium aller Wissenschaftlichkeit; die logische Korrektheit trat in Korrespondenz mit der Orthodoxie, und man bemühte sich sogar, die Irrtümer häretischer Parteien wie der Socinianer auf logische Fehlschlüsse zurückzuführen. Mit dieser aufserordentlichen Fertigkeit in der Logik verbindet sich noch die merkwürdige Vorliebe zu tabellarischen Übersichten und Figuren. Alles, selbst das Geistigste und Transcendente unterwirft sich dem Schema und der Zeichnung.' Gafs, Geschichte der protestantischen Dogmatik u. s. w. I 187 f.

[2]) Hostilioribus animis persequuntur Calvinistas quam Pontificios. Gillet, Crato v. Crafftheim II 87. — Ein des Calvinismus verdächtiger Pastor wird vom luth. Consistorium befragt, 'ob er glaube, dafs die Calvinisten nicht selig werden'. Zeitschr. f. luth. Theol. XVI 707.

1591 mit Amtsentsetzungen, Einkerkerungen und körperlichen Mifshandlungen zeigen, bis zu welchem Grade die Geister erregt waren.[1]) Charakteristisch sind die Articuli visitatorii Kurfürst Christians II. aus dem Jahre 1592, in denen den vier Überschriften: Die reine und wahrhaftige Lehre unser Kirchen vom heiligen Nachtmahl, von der Person Christi, von der heiligen Taufe, von der Gnadenwahl und ewiger Vorsehung Gottes vier entsprechende gegenübergestellt sind, die allemal mit den Worten beginnen: Falsche und irrige Lehre der Calvinisten von u. s. w. Der Kurfürst ist im höchsten Mafse bemüht, die Konkordienformel in seinem Lande zur unica norma et regula zu erheben; er läfst zu diesem Zwecke eine billige und handliche Ausgabe veranstalten, 'auf dafs mans um geringer Geld bekommen und desto füglicher bei sich tragen künnte', und verpflichtet alle Kirchen- und Schulbeamten aufs strengste darauf.[2])

Zur Entschuldigung und zur geschichtlichen Erklärung dieser an sich gewifs unerfreulichen Erscheinungen sei übrigens nicht verschwiegen, dafs die heimliche und versteckte Art und Weise, in der man versuchte, den Calvinismus in lutherischen Landen einzuschwärzen, die Verquickung religiöser und politischer Fragen — die Calvinisten galten den Lutheranern als Gegner staatlicher Ordnung —, die Intoleranz und rohe Polemik, die auf calvinistischer Seite um nichts besser war als auf lutherischer, die stellenweise gewaltthätige Einführung des Calvinismus in lutherisch gesinnte Gegenden, z. B. in die Oberpfalz[3]), das Ihre dazu beigetragen haben, um den Gegensatz zu verschärfen

---

[1]) Dafs gerade auch die Schulen von diesen Ereignissen heftig in Mitleidenschaft gezogen worden sind, darüber haben wir einige, wenn auch kurze Notizen. So berichtet der Rektor der Kreuzschule zu Dresden P. Simon in einem zusammenfassenden Rückblick über die Geschichte seiner Schule 1619: Ac licet superioribus annis, per Catechesin Witebergensem, quae et huic scholae obtrusa fuit, et sub Ianicio Rectore, qui religioni Calvinianae addictus erat, Diabolus, ille μυριοτεχνίτης humanae salutis hostis, inter nitentia culta purae religionis infelix lolium commiscere conatus sit: tamen id Deus radices agere haud passus est, sed pro infinita sua bonitate et ex singulari providentia isti malo statim remedium attulit saluberrimum, non solum zizanio exstirpato, sed et eius seminatoribus extra scholam eliminatis. Dazu giebt der Rektorenkatalog die Notiz: Octavus Rector fuit M. Caspar Ianicius Budissinus etc. Anno 1591 . . . propter orthodoxam seu potius Cacodoxam et Calvinisticam religionem, quam profitebatur Ianicius, ab officio remotus, et urbe exire intra menstruum spacium iussus est. Bezüglich der Freiberger Gelehrtenschule vgl. P. Süfs, Gesch. des Gymn. zu Freib. Progr. 1876, S. 47. Über Chemnitz vgl. Weifse, Museum für die Sächs. Gesch. III 1 S. 274.

[2]) Insonderheit aber befehlen Wir hiemit Unsern Verordneten zu Kirchen- und Schulen-Sachen, Rectoribus, Doctoribus und Professoribus unserer Universitäten, den Assessoribus unserer Consistoriorum, . . . zusamt Unsern Stipendiaten und Alumnis, dafs sie solches Buch ihnen wollen befohlen sein lafsen, dasselbe mit Fleifs lesen, ihre Examina darauf richten, niemands, der solches nicht approbirt, unterschrieben und seine Pflicht darauf geleistet, zu Dienst befördern und mit Ernst darüber halten, damit in Unserer Churfürstenthumen und Landen Kirchen und Schulen nichts öffentlich darwider gelehret, noch auch heimlich eingeschleichet werde, so lieb einem jeden Gottes Hulde, Unser Gnade und seiner Seelen Seligkeit ist. — Mandat des Kurfürsten Christ. II. von 1602.

[3]) Vgl. Wittmann, Gesch. der Reform. in der Oberpfalz. Augsburg 1847. S. 28 ff.

und vor allen Dingen auch die Lutheraner mit Mifstrauen zu erfüllen. Es ist daher wohl erklärlich, wenn diese bald überall Verrat an ihrem Glauben zu wittern geneigt sind und sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dagegen zu schützen bemühen.[1])

II. Leonhard Hutters Leben und Persönlichkeit[2])

In diese durch konfessionelle Kämpfe derartig aufs höchste erregte Epoche fällt die Jugendzeit Leonhard Hutters. Er wurde geboren im Jahre 1563 in dem kleinen schwäbischen Orte Nellingen bei Ulm als Sohn des dortigen Predigers. 1565 wurde sein Vater, der schon vor seinem Aufenthalt in Nellingen Magister in Ulm gewesen war, als Geistlicher wiederum nach Ulm gerufen, und hier besuchte Leonhard Hutter die illustris schola Ulmensis. Im Jahre 1581 bezog er die Universität Strafsburg und wurde schon nach zwei Jahren, am 10. Oktober 1583, durch Pappus zum Doktor der Philosophie promoviert. Im ganzen weilte er zehn Jahre in Strafsburg und füllte seine Zeit fleifsig durch die recitationes doctorum, sowie durch eigene dissertationes und disputationes aus. Zuletzt liefs er sich durch Pappus bereits auch in die heilige Schrift einführen. 1591 siedelte er nach Leipzig über und lag hier fast ausschliefslich theologischen Studien ob. Zwei Jahre später finden wir ihn für kurze Zeit in Heidelberg, noch 1593 aber vertauschte er dies mit Jena, und hier wurde er im Dezember 1593/Januar 1594 Doktor der Theologie. Damit ging er, durch eine etwa zwölfjährige Studienzeit vorbereitet, vom Lernen zum Lehren über. Er blieb zunächst noch in Jena, wurde aber nach kaum zweijähriger Thätigkeit hier durch Polykarp Leyser als Nachfolger Volckmars nach Wittenberg berufen, wo er neben Aegidius Hunnius, Salomo Gesner u. a. als vierter ordentlicher Professor lehrte. Er starb hier am 23. Oktober 1616.[3])

Schon aus dieser kurzen Lebensskizze erklärt sich mancher Zug aus Hutters Persönlichkeit. Fällt doch sein Bildungsgang gerade in die Jahre, wo Kirche und Schule am lebhaftesten für konfessionelle Polemik interessiert waren und

---

[1]) Vgl. aus dem Mandat Christians II. den Satz: Darneben aber haben wir auch dieses verstanden, dafs falsche zweizüngige Leute gefunden, welche zwar gegen ihrer gnädigsten Herrschaft mit Worten scheinbar fürgegeben, auch wohl mit hohem Verschwören betheuert haben, als wenn sie der reinen und ungeänderten Augsburgischen Confession wider alle Corruptelen und Schwärmereien der Calvinisten sowol als anderer Ketzer zugethan wären, und haben doch im Grunde ihres Herzens eine andere falsche Opinion verborgen gehabt, welche sie auch durch ihresgleichen mit heimlichen Praktiken eingeschoben, und, soviel an ihnen gewesen, untreulich, hinterrücks und mit Betrug ihrer von Gott dem Herrn ordentlichen fürgesetzten Obrigkeit fortgepflanzet haben.

[2]) Vgl. vor allem De Huttero eiusque compendio theologico Danielis Friderici Iani commentatio brevis in dessen Neuausgabe des Compendium Hutteri etc. analysi logica et theologica dictis e sacro codice et versione B. Lutheri illustratum cura Christiani Junckeri. Lips. 1747 — ferner den Artikel 'Hutter' in den Encyklopädien, besonders eingehend behandelt von Hoffmann in Ersch u. Gruber.

[3]) Zwar trägt das Epitaphium als Datum des Todestages den 23. September; doch ist dies wohl auf ein Versehen zurückzuführen; vgl. Janus a. a. O. S. 27 Anm.

ihre Hauptaufgabe in Herausarbeitung und genauer Fixierung eines gnesiolutherischen Lehrbegriffs erblickten. Es ist nicht schwer, sich nach alledem einen Begriff davon zu machen, mit was für geistiger Nahrung wohl der Jüngling während seines zwölfjährigen Universitätsstudiums in all den recitationes, dissertationes und disputationes, an denen er sich so fleifsig beteiligte, gespeist worden sein mag.[1]) Dazu kommt, dafs seine eigene Begabung durchaus nach dieser Richtung lag, er war eine lehrhafte und zugleich streitbare Natur. Es machte ihm Freude, die Schärfe seines Geistes in den scholastischen Definitionen, Distinktionen und Determinationen zu erproben und gegenüber anders Denkenden die nötigen rationes, probationes und refutationes zu suchen. So war er ein Mann, einseitig fürs Katheder begabt; fürs praktische Leben war er nicht geschaffen. Er sah selbst ein, dafs er für die Ausübung des Predigtamtes, wiewohl er dies sehr hoch schätzte und sich auch darin versucht hat, nicht geeignet sei.[2]) Um so fruchtbarer war die litterarische Thätigkeit, die er auf dogmatischem, apologetischem und hauptsächlich polemischem Gebiete entfaltete. Es ist hier nicht der Platz, ein vollständiges Verzeichnis seiner überaus zahlreichen Schriften aufzuführen, nur einige für seine Person besonders charakteristische seien herausgehoben. Schon der Titel seiner Doktordissertation giebt die Hauptrichtung seines Interesses an: De praedestinatione disputatio quarta scripta pro defensione articuli quarti in visitatione Misnica[3]) propositi, adversus ea, quae eidem articulo nuper Daniel Tossanus, sacramentarius Heidelbergensis, opposuit. Von seinen übrigen polemischen Schriften lassen sich vornehmlich zwei Gruppen unterscheiden, eine gegen die Calvinisten, eine gegen die römische Kirche gerichtet. Gegen Hospinians bekannten Angriff auf die Konkordienformel in seiner Concordia discors wendet sich Hutters Concordia concors, gegen die versteckte Politik der Calvinisten der Calvinista aulico-politicus in zwei Teilen: 1. Calv. aul.-pol. oder Hintertreibung etlicher Calvinischer Anschläge in Holstein Jo. von Münster. 2. Calv. aul.-pol. alter, das ist: Christlicher und nothwendiger Bericht von den fürnehmsten Politischen Haupt Gründen, durch welche man die verdammte Calvinisterey in die Hochlöbliche Chur und Marck Brandenburg einzuführen sich eben starck bemühet: samt einem Anhang wider Salomo Fincken, apostatam zu Berlin. Witt. 1614. Auch kleinere Abhandlungen unter dem Titel disputationes u. ä.

---

[1]) Wie weit man dabei schon auf den Schulen ging, lehren uns die Themen von Streitfragen, wie sie zu Anfang des XVII. Jahrh. zu rhetorischen Zwecken in den Disputatorien z. B. der Bautzner Schule behandelt wurden, wie: An in statu innocentiae etiam somnus concedendus? — An homo ex naturalibus viribus aliquid ad sui conversionem conferre queat? — Utrum bona opera promereri possint vitam aeternam? — Utrum pontifex Romanus sit Antichristus? — In den zur Feier der hohen Feste gehaltenen Schulreden sprachen hier einmal drei Schüler zu Weihnachten über die Glieder des Körpers Jesu Christi, zu Pfingsten über die notae hieroglyphicae Spiritus Sancti (ventus, ignis, linguae atque columba). Vgl. Schubart, zur Gesch. des Gymnas. Budissin. Programm Budissin 1863 S. 24.

[2]) Janus a. a. O. S. 21 f.

[3]) Gemeint sind die oben S. 330 angeführten Visitationsartikel von 1592.

dienen dem gleichen Zwecke.[1]) Gegen die römische Lehre polemisieren die Schriften de verbo Dei scripto et traditionibus; de Christi persona; tractatus scholastico-theologicus de Triumpho de regno pontificio; Ilias malorum regni pontificii Romani, sive histor. dissert. de iniustissimo pontificis Romani in ecclesia Dei dominatu. Refutatio duorum librorum Rob. Bellarmini de missa, und viele andere.[2])

Was speziell seine Stellung zu Melanchthon anlangt, so ergiebt sich von selbst, dafs er bei aller Anerkennung der Verdienste des Praeceptor Germaniae um die Reformation im allgemeinen doch eine schroff ablehnende Haltung einnimmt gegenüber seiner Hinneigung zu den Reformierten. So ehrt er im Eingang seiner loci communes theologici[3]) Melanchthon als magnum illum Germaniae nostrae phoenicem, virum undiquaque doctissimum deque re literaria universa praeclarissime meritum, beklagt dann aber seinen tristis lapsus et defectio von Luthers Lehre seit 1535, wenn auch mit der Hoffnung: haud tamen dubitamus, quin sub finem vitae seria acta poenitentia huius etiam peccati veniam a Christo et petiverit et impetrarit.

Dafs es einem Manne, der sich in eine derartig exponierte Stellung begeben hatte, an Anfeindungen aller Art nicht fehlte, ist selbstverständlich; es wäre, zumal in jener streitbaren Epoche, unnatürlich, wenn es nicht so wäre. Jedenfalls müssen wir uns hüten, ihn mit dem Mafsstabe unserer Zeit zu messen. Gewifs mag es uns befremden, dafs er nicht einmal Melanchthons Bild im theologischen Auditorium an der ihm früher verliehenen Stelle duldete[4]); in ganz anderem Lichte indessen erscheint dies schon, wenn wir hören, dafs die Anregung an Hutter zur Abfassung seines Compendium loc. theol. vornehmlich aus dem Grunde geschah, weil die Cryptocalvinisten Melanchthons Schriften zu propagandistischen Zwecken benutzten.[5]) Und wenn ihm anderwärts sein grobes, ungeschliffenes und ganz rücksichtsloses Verfahren gegen Andersdenkende vorgeworfen wird[6]), so mag dies zwar nicht entschuldigt werden, wohl aber begreiflich erscheinen bei dem intoleranten Charakter der Zeit, von der es in ganz besonderem Mafse gelten kann, dafs Iliacos intra muros peccatur et extra; seine Gegner haben ihn auch nicht eben zarter angefafst.[7]) Dagegen rühmen seine Freunde wieder seine lenitas ingenii und moderatio, und

---

[1]) Ein reichhaltiges Verzeichnis bei Janus S. 13, Anm. 3.

[2]) Janus S. 10—17 und Ersch u. Gruber a. a. O.

[3]) Von der Wittenberger Fakultät nach seinem Tode herausgegeben.

[4]) G. Arnolds unparteiische Kirchen- und Ketzerhistoria. 3. Teil. S. 292. Doch ist diese Anekdote nicht unbestritten.

[5]) Walch, Bibl. theol. sel. Jen. 1757 Tom. I, S. 36: eo consilio compositum, ut quum Melanchthon ob propensum erga reformatos animum multis invisus esset et cryptocalviniani ad dogmata sua propaganda scriptis illius abuterentur, in locum Melanchthonis locorum theol. substitui id posset.

[6]) Ersch u. Gruber S. 223 Anm. 4.

[7]) Er pflegte sich darüber mit dem Augustinischen Worte zu trösten: quisquis volens detrahit famae meae, nolens addit mercedi meae: nec malam conscientiam sanat praeconium laudantis, nec bonam vulnerat opprobrium conviciantis.

sein Biograph Janus charakterisiert ihn als pius, religiosus, continens, mansuetus, ardens in precibus, liberalis in egenos, laboriosus admirandum in modum, candidus, veritatis diligens; an seinen Schriften hebt er integritatem doctrinae, ingenii acumen et praestantiam, gravitatem, limatum in rebus sacris iudicium, pietatem vera eruditione coniunctam et perspicuitatem verborum hervor.

III. Geschichte der Entstehung des Compendiums

Den ersten Anstofs zur Abfassung des Buches gab, wie bereits erwähnt, die Thatsache, dafs man mit Melanchthons Loci nicht mehr zufrieden war, er war für die damalige Zeit zu tolerant und stand der verhafsten calvinischen Lehre viel zu nahe.[1]) Nicht nur für die akademischen Vorlesungen empfand man dies als einen Übelstand — schon trug man sich mit dem Gedanken, einfach die Konkordienformel selbst zu Grunde zu legen, und es wurden bereits auch zwischen der theologischen Fakultät zu Wittenberg und dem Dresdner Konsistorium Verhandlungen über einen entsprechenden Ersatz gepflogen —, sondern auch bei Gelegenheit der Schulvisitationen hatten die orthodoxen Lutheraner gerade in den Stücken, worin ihr Hauptinteresse gelegen war, Lücken entdeckt. Höchst interessant ist der Bericht, den Hutter selbst über eine solche in jener Zeit veranstaltete Visitation an den Kurfürsten sandte. 'Darneben', heifst es darin, 'kan und soll ich obliegender Pflicht halben unvermeldet nicht lassen, dafs bey nechster Visitation der dreyen Fürstenschulen ich zween grofse Mängel, quoad exercitia pietatis, gespühret. Der eine ist, dafs etliche imperfectae definitiones, als unionis personalis duarum naturarum in Christo: item communicationis idiomatum, coenae Dominicae, und andere dergleichen den Knaben auswendig zu lernen sind proponiret worden, welche den Stich wieder die Calvinisten und andere Schwärmer nicht halten. Inmassen ich alsobalden in examine die praeceptores dessen verständiget, und eines bessern unterrichtet habe. Darnach aber und fürs andere, so hat sich sonderlich bey der Schul Pforten dieser Mangel befunden, dafs der Pastor daselbst fast ein gantzes Jahr mit dem Articulo de creatione in genere und in specie zugebracht, und denselben tanto cum apparatu, admixtis quaestionibus etiam nonnullis, der Jugend proponirt, dafs ich in academia ihn nicht wohl weitläufftiger hätte fürtragen mögen. Deswegen er denn in censura zur Rede gesetzt, und eines andern methodi erinnert worden, welchen er zwar treulichen nachzukommen versprochen, aber doch, (wie auch in den andern zween Schulen geschehen) zum höchsten gebeten, daran zu seyn, damit einmal das verheissene compendium theologicum introduciret, und er also des dictirens, die Knaben aber des excipirens überhebt werden möchten.'[2])

Auch der Kurfürst selbst interessierte sich für die Sache und trieb durch ein eigenes Mandat vom 16. November 1604 zur Eile an. Im Jahre 1606

[1]) Vorsichtig drückt dies Janus S. 29 mit den Worten aus: cognoverat in locis Melanchthonis multa contineri, quae indigerent emendatione; nec fidei capita, quae in controversiam tum vocabantur, aetati suae convenire.

[2]) Janus 30, Anm. 1.

endlich war die Arbeit so weit gediehen, dafs Hutter sein Buch zunächst der Wittenberger theologischen Fakultät unterbreiten konnte. Von da ging es, mit einem Gutachten versehen, nach Dresden an den Kurfürsten, darauf wurde es nebst einem Begleitschreiben desselben der theologischen Fakultät zu Leipzig und den drei sächsischen Fürstenschulen zur Beurteilung übersandt. Alle diese Gutachten sind von ganz besonderem Interesse nicht nur in Bezug auf die Entstehungsgeschichte des Buches an sich, indem sie uns zeigen, dafs für die endgültige Redaktion durchaus nicht Hutter allein verantwortlich zu machen ist, sondern vor allen Dingen auch deshalb, weil wir daraus die Richtung des Hauptinteresses der ganzen Zeit deutlich erkennen, und wir werden sehen, dafs unter Beachtung dessen gerade manches, was uns heute in Hutters Buche nur abstofsen kann, nicht auf die Rechnung des Verfassers allein zu setzen, sondern durch fremde Beeinflussung veranlafst worden ist. Mit Ausnahme des Leipziger Judiciums, das nicht aufzufinden gewesen ist, teilt sie Janus alle im Wortlaut mit.[1])

Die Wittenberger theologische Fakultät stellt, nachdem sie lobend anerkannt hat, dafs das Compendium sich streng, bis auf den Wortlaut, an das Konkordienbuch anlehnt und daher für seinen ursprünglichen Zweck, eine Introduktion in librum concordiae zu sein, wohl geeignet erscheint, immerhin sechs Punkte auf, in denen sie vornehmlich Änderungen wünscht.

1. Bezüglich der Reihenfolge der loci soll der Gesichtspunkt mafsgebend sein, dafs man schon aus der Anordnung deutlich erkenne, wie immer einer aus dem andern folge und alle zusammen ein geschlossenes System bilden; zu Grunde liegen soll die Teilung operationes Dei erga creaturas et ecclesiam. Zugleich wird an der bisherigen Aufeinanderfolge getadelt, dafs Hutter den locus de persona Christi zu weit von dem de Deo patre und Spiritu sancto entfernt und ebenso die loci de providentia und de creatione, de ministerio und de ecclesia zu sehr auseinandergerissen habe. Es wird ihm angeraten, bereits in der praefation mit einigen Worten auf dieses bei der Anordnung zu befolgende Prinzip hinzuweisen.

2. Es ist wünschenswert, dafs die definitiones und divisiones Melanchthons, da sie in den Schulen einmal gebräuchlich sind, 'soviel derselben nicht in controversiam gezogen worden sind', im Wortlaut beibehalten werden. Ein eigner locus für den descensus ad inferos soll in Wegfall kommen; das Stück soll mit einer einzigen Frage entweder bei der persona Christi oder de inferno berührt werden.

3. Um dem Dreiklassensystem in den Fürsten- und grofsen Partikularschulen Rechnung zu tragen, sollen auch die Fragen durch bestimmte Vorzeichen der Schwierigkeit nach in drei verschiedene Rubriken gebracht werden: pro incipientibus, pro proficientibus, pro adultis.

4. Sowohl im allgemeinen als besonders auch bei manchen offenbar zu weitläufig angelegten loci und quaestiones soll nach Möglichkeit gekürzt werden.

5. Die rot angestrichenen Stellen soll er einer besonders sorgfältigen Durchsicht und Korrektur unterziehen.

6. In der Vorrede soll er die Ausgabe des Konkordienbuches, wonach er citiert hat, genau bezeichnen.

---

[1]) Abgedruckt in Beilage III.

Wir sehen, dafs die Fakultät ohne eben allzuzarte Rücksichtnahme ihr Urteil kundgiebt, und eine Prüfung des Compendiums auf diese desideria hin zeigt denn auch, dafs Hutter ihnen in allen Stücken aufs genaueste nachgekommen ist. Die gewünschte Anordnung ist befolgt, die Definitionen sind denen in Melanchthons Examen theologicum zum Teil fast völlig gleichlautend, der descensus Christi ad inferos wird im locus de inferno durch die eine quaestio 10 abgethan, die signa für die drei Schwierigkeitsgrade sind angebracht, die vom Verfasser citierte Ausgabe des Konkordienbuches ist genau bezeichnet. Überhaupt liegen der Präfation Hutters in ihrem gröfseren Teil einfach diese Wittenberger monita zu Grunde; er hat offenbar das ganze Buch daraufhin einer gründlichen Durcharbeitung unterzogen.

Die übrigen Gutachten haben naturgemäfs nicht so erhebliche Ausstellungen zu machen, da ihnen das Wittenberger Judicium mit übersandt wurde. So weist Meifsen nur mit besonderem Nachdruck nochmals auf den bereits von Wittenberg aus monierten Punkt hin, dafs in noch ausgedehnterem Mafse die gewöhnlichen definitiones und divisiones beibehalten werden sollen. Aufserdem wünscht es eine möglichst gründliche Einführung der Jugend in die Polemik und Apologetik.

Aus dem Grimmaer Schreiben ist nur zu ersehen, dafs es im grofsen und ganzen seine Befriedigung über Hutters Arbeit kundgiebt; die wenigen Erinnerungen, die man doch zu machen hat, sind leider, da sie gesondert beigelegt worden sind, nicht mehr vorhanden.

Endlich spricht sich auch Pforta anerkennend über das Buch aus: nur vermifst es den locus de libertate christiana und die Definitionen über peccatum actuale, iustificatio, praedestinatio, invocatio, vocatio, magistratus u. dergl.

Hutter ist auch diesen Wünschen allen, die ihm Christian II. durch Vermittelung der Wittenberger theologischen Fakultät zukommen liefs, gerecht geworden.

Es möge bereits an dieser Stelle hervorgehoben werden, dafs so gerade die Eigenschaften des Hutterschen Compendiums, die uns heute am wenigsten angenehm berühren, der scholastische Charakter mit seinen Definitionen und Divisionen sowie die starke Hervorkehrung des polemischen Moments in der breiten Ausführung der res controversae — mögen sie auch der ursprünglichen Anlage nicht ganz gefehlt haben — doch durch diese Gutachten eine erhebliche Steigerung erfahren haben.

Ebenso ist auch das Empfehlungsschreiben Christians II., das als Vorrede mit in das Compendium aufgenommen wurde, gerade nach dieser Richtung hin von Bedeutung.[1]) Nachdem sich der Kurfürst zunächst über den Wert der Pflege religiösen Lebens im allgemeinen geäufsert hat, wendet er sich speziell der Wichtigkeit der puritas religionis zu und spricht mit nichts zu wünschen lassender Deutlichkeit aus, was er darunter verstanden wissen will, nämlich eine Verpflichtung möglichst aller Kreise seines Landes auf die

[1]) Abgedruckt in Beilage I.

Augustana invariata und das Konkordienbuch: quo nomine singulos initio ac universos nostrae iurisdictioni subiectos, ac quidem in publicis muneribus, tam civilibus quam sacris constitutos, religioso sacramento obstrinximus, quod confessioni Augustanae, non variatae, sed primae, quod eiusdem repetitioni in libro Christianae concordiae, adversus quorumvis hostium insultus ac sophismata evidenter satis assertae, declaratae, corroboratae, ex asse essent addicti etc. Und er kann sich bei dieser Präzisierung seines Standpunktes nicht nur auf die Übereinstimmung mit seinen Brüdern Johann Georg und August berufen, sondern auch die Stände haben sich wiederholt, und zuletzt erst im laufenden Jahre, feierlichst verpflichtet, se pro fide, semel nobis data, ne latum quidem pilum ab hac ipsa, quam secundum scripturas propheticas et apostolicas formula concordiae profitetur, doctrina hactenus discessisse vel discessuros unquam. Nachdem er dann die Entstehungsgeschichte des Buches in grofsen Zügen angedeutet hat, verpflichtet er die Rektoren und Lehrer der Fürstensowie aller anderen Gelehrtenschulen des Landes in den stärksten Ausdrücken, den Schülern, sobald sie mit Luthers Katechismus deutsch und lateinisch vertraut sind, dieses Buch aufs festeste ins Gedächtnis einzuprägen: ideo . . . . serio mandamus et iniungimus, ut iuventuti deinceps scholasticae . . . posthabitis aliis libellis methodicis hoc unum compendium theologicum ediscendum proponant et, quantum fieri potest, haud prius ad altiores illas scholas, quas vulgo academias nominant, cuipiam ex discipulis aditum patefaciant, quam hoc ipsum compendium memoria, et quidem tenacissima, apprehenderit sibique cognitum ac perspectum reddiderit.

Endlich hat auch Hutter selbst sein Buch mit einer Präfation versehen, in der er, wie bereits oben erwähnt, nach einer allgemeinen Einleitung über die Wichtigkeit des Religionsunterrichts vornehmlich die von der Wittenberger Fakultät ausgesprochenen desideria verarbeitet hat. Er weist darauf hin, dafs er die Fragen nach drei Schwierigkeitsabstufungen mit verschiedenen Vorzeichen versehen hat, dafs er in der Anordnung nach dem dort bezeichneten Prinzip verfahren ist: ut unus semper articulus alium et distinctum de se gignat, hic rursus alium, et sic deinceps, donec integrum doctrinae christianae corpus sive systema perfectum absolutumque habeas. Zum Schlufs giebt er, ebenfalls jenen Wünschen entsprechend, das Exemplar des Konkordienbuches, nach dem er citiert hat — es ist die im Jahre 1602 in Leipzig gedruckte Oktavausgabe — genau an.[1])

So erschien denn das Compendium, nachdem es in letzter Instanz auch von Polykarp Leyser approbiert war, im Jahre 1610 zu Wittenberg im Oktavformat, gedruckt bei Johann Gormann, verlegt von Paul Helwig.

Bereits im folgenden Jahre fertigte Caspar Holstenius, Prediger in Lübeck, eine deutsche Übersetzung des Buches an: Compendium theologicum, das ist, kurzer Begrif der furnehmsten articul christlicher Religion (Lübeck 1611). Sie stellte indessen die Ansprüche vor allem Hutters selbst nicht zufrieden; als

---

[1]) Abgedruckt in Beilage II.

Hauptmangel wird bezeichnenderweise angegeben, dafs der Verfasser nicht überall den Wortlaut der Augsburgischen Konfession und der Konkordienformel beibehalten habe. Daher übersetzte Hutter auf Veranlassung des Kurfürsten Johann Georg sein Compendium selbst ins Deutsche; die Übersetzung erschien im Jahre 1613 und war der Gattin des Kurfürsten Magdalena Sibylle gewidmet. Bald wurde das Buch nunmehr überall in den kursächsischen Schulen eingeführt, doch auch in anderen Ländern wurde es vielfach dem Religionsunterrichte zu Grunde gelegt, so in den Gymnasien zu Coburg, Gotha und Soest sowie in der Stadtschule zu Coburg; ferner erscheint es in der Gräflich Hanauischen und in der Magdeburgischen Schulordnung, beide aus dem Jahre 1658, und in der Gystrowschen von 1662.[1])

IV. Inhalt und Methode

Wenden wir uns nunmehr einer genaueren Betrachtung des Compendiums selbst zu! Ich verfahre dabei so, dafs ich zunächst im grofsen und ganzen eine Beschreibung davon gebe — manche an sich nur statistische Notiz und Zusammenstellung von Überschriften ist dabei freilich unerläfslich —, um alsdann eine speziellere Darlegung von Inhalt und Methode anzuschliefsen.

Der gesamte Stoff ist eingeteilt in 34 loci, nach der allgemein üblichen Methode der Zeit in fortlaufende Fragen und Antworten gekleidet. Die Fragen sind, wie oben erwähnt, nach drei Schwierigkeitsgraden unterschieden, und zwar sind die ohne Vorzeichen für die Unter-, die mit einem Kreuz versehenen für die Mittel-, die mit einem Sternchen für die Oberstufe bestimmt. Ich teile zunächst, um in kürzester Form einen Überblick über die Gesamtheit des behandelten Stoffes zu ermöglichen, die Überschriften der einzelnen loci mit und füge gleich die Anzahl der für jede Stufe bestimmten Fragen bei; die vierte Ziffer giebt, der leichteren Übersicht wegen, die Gesamtzahl der Fragen eines jeden locus.[2])

1. De scriptura sacra	2 —	6 —	9 —	17
2. De Deo uno et trino	7 —	2 —	2 —	11
3. De Christo	3 —	9 —	27 —	39
4. De creatione	2 —	2 —	3 —	7
5. De angelis bonis et malis	5 —	5 —	8 —	18
6. De imagine Dei in homine	— —	4 —	1 —	5
7. De providentia Dei	— —	2 —	8 —	10

[1]) Vormbaum, Evang. Schulordnungen II 24 ff. 194 ff. 485 514 593 f.

[2]) Die Überschriften stimmen in den verschiedenen Ausgaben, die mir vorgelegen haben, nicht ganz genau im Wortlaut überein; auch in einem und demselben Exemplar finden sich zwischen dem Wortlaut im Register der Überschriften und dem, wie er über den einzelnen ausgeführten loci formuliert ist, kleine Verschiedenheiten. Die Abweichungen sind aber so geringfügiger Art — meist offenbar im Interesse der Kürze vorgenommen —, dafs es nicht notwendig erscheint, sie zu registrieren. Ebenso sind in der Bezeichnung der einzelnen Fragen nach ihrem Schwierigkeitsgrade kleine Differenzen vorhanden, gewöhnlich wohl auf Versehen des Setzers zurückzuführen; doch auch hier sind die Unterschiede unerheblich.

8.	De peccato in genere et in specie	7	6	16	29
9.	De libero arbitrio	10	3	9	22
10.	De lege Dei	6	6	9	21
11.	De evangelio	1	7	6	14
12.	De iustificatione hominis peccatoris coram Deo	2	10	11	23
13.	De praedestinatione	2	8	21	31
14.	De bonis operibus	6	7	6	19
15.	De poenitentia et confessione	5	10	7	22
16.	De ministerio et ordine ecclesiastico	4	7	—	11
17.	De ecclesia	5	4	15	24
18.	De libertate christiana	1	5	12	18
19.	De sacramentis in genere	3	6	9	18
20.	De baptismo	7	3	7	17
21.	De coena Domini	4	9	22	35
22.	De sacrificiis et missa pontificia	3	3	3	9
23.	De scandalo	2	3	—	5
24.	De cruce et consolatione	2	1	6	9
25.	De invocatione	4	4	3	11
26.	De votis monasticis, et consiliis evangelicis	—	3	11	14
27.	De magistratu civili	4	7	4	15
28.	De coniugio	2	4	6	12
29.	De morte corporis et immortalitate animae	3	4	2	9
30.	De fine mundi	1	1	2	4
31.	De resurrectione mortuorum	2	2	2	6
32.	De extremo iudicio	4	1	4	9
33.	De inferno	3	2	5	10
34.	De vita aeterna	2	3	2	7

Von den 531 Fragen des Compendiums kommen demnach 114 auf die Unter-, 159 auf die Mittel-, 258 auf die Oberstufe.

Schon eine nähere Betrachtung dieser blofs ziffernmäfsigen Übersicht bietet manches Interessante. Wie wir sehen, ist der eigentliche dogmatische Stoff in den Nummern 1—21 enthalten, wozu in 30—34 noch die res novissimae kommen. Die dazwischen liegenden loci behandeln kultische und ethische Kapitel. Da zeigt uns denn bereits ein flüchtiger Blick auf die Zahl der Fragen deutlich, dafs das Hauptinteresse des Verfassers offenbar auf dem rein dogmatischen Gebiete ruht; die dogmatischen Fragen umfassen 437 Nummern, während auf die übrigen nur 94 entfallen. Aber auch innerhalb des dogmatischen Teiles selbst bietet die vorstehende Statistik eine auffällige Ungleichheit in der Fragenzahl. Am meisten heben sich dadurch ab die Nummern 3, 8, 13, 21; das sind aber gerade diejenigen, welche durch ihren Gegensatz gegen Calvinisten oder Flacianer am heifsesten umstritten und infolge davon am gründlichsten ausgebaut worden waren. Es ergiebt sich denn auch, dafs in Nr. 2 allein der communicatio idiomatum Frage 11—34, in Nr. 8 den errores Flacianorum Fr. 13—20, in Nr. 13 dem Gegensatz gegen Calvin Fr. 15—24, in Nr. 21 der reformierten Polemik Fr. 3—28 gewidmet sind.

Auch die übrigen reichlicher bedachten loci behandeln brennende dogma-

tische Fragen der damaligen Zeit oder doch der letztvergangenen Decennien, so loc. 9 die Fragen 3—18 de libero arbitrio non in conversione sui gegen den Synergismus, 10, 10—16 über die Notwendigkeit des Gesetzes in renatis, den sogenannten tertius usus legis, gegen den Antinomismus, ähnlich 11, 6—14 über den Unterschied des Evangeliums vom Gesetz quoad concionem poenitentiae, l. 12 werden wenigstens kurz Osiander und Stancarus widerlegt, endlich ist 14, 10—19 der Notwendigkeit der guten Werke und 18, 11—18 dem adiaphoristischen Streite gewidmet. Wir bemerken, dafs diese besonders ausführlich behandelten Punkte sich im wesentlichen mit den Artikeln der Konkordienformel decken; eine weitere Bestätigung dessen, dafs die von allem Anfang an dem Verfasser gegebene Direktive, sich möglichst der Konkordienformel anzuschliefsen, auch wirklich von ihm befolgt worden ist, wie er sich denn auch im Wortlaut dieser Stellen möglichst getreu an jene hält und überall am Schlusse der Antworten ausdrücklich auf sie verweist.

Was die Einteilung der Fragen in die drei verschiedenen Schwierigkeitsstufen anlangt, so mufs anerkannt werden, dafs der Verfasser, wie die oben beigefügten Zahlen erweisen, für die Unterstufe den Stoff dem Umfange nach möglichst beschränkt; scheut er sich doch sogar nicht, die schwierigen loci für diese Klasse ganz zu übergehen; auch sind die obengenannten breit ausgeführten polemischen Kapitel sämtlich der Oberstufe reserviert. Ebenso möge hier nicht unerwähnt bleiben, dafs er überall bemüht ist, bei der Auswahl der Fragen für Unter- und Mittelstufe, trotzdem dafs diese an den verschiedensten Stellen aus der Gesamtzahl herausgegriffen sind, einen glatten Zusammenhang zu wahren.

Hier ist wohl der geeignetste Platz, zur bessern Veranschaulichung einzelne Beispiele vorzuführen; ich gebe zunächst aus drei loci die für die Unterstufe bestimmten Fragen und Antworten, dann eine Probe aus den der Konkordienformel entsprechenden polemischen Kapiteln und hebe endlich noch einige besonders charakteristische Stellen heraus.

L. III. De Christo.

Quaest. 1. Quid est Christus?

Christus est secunda persona divinitatis, Filius nempe Dei, Deus ex substantia Patris, ante secula genitus; et homo ex substantia matris, in seculo natus. Symb. Athanas. Form. Concord. p. 4.

Quaest. 2. Cur Christus adpellatur Iesus, sive Salvator?

Respondet angelus: *vocabis* nomen eius Iesum; ipse enim salvum faciet populum suum a peccatis suis. Matth. I 21.

Quaest. 3. Cur vocatur Christus?

Quia secundum humanam naturam inunctus est infinita plenitudine Spiritus Sancti. Ps. XLV 8. Id quod ad Christum accommodat epistola ad Hebr. I 9. Form. Concord. p. 781.

L. V. De angelis bonis et malis.

Quaest. 2. Quid sunt angeli?

Angeli sunt essentiae spirituales creatae a Deo, ad imaginem ipsius, in summa videlicet perfectione, sapientia, iustitia et sanctitate, ut Deo ministrent, et electos custodiant, ac tandem aeterna felicitate perfruantur. Hunn. in Disp.

Quaest. 8. Quodnam est officium bonorum angelorum?

1. Ut sine intermissione Deum celebrent, Esaiae VI 3.

2. Ut iussa eius expediant, et hominibus Dei voluntatem annuncient. Id quod patet ex historia Hagar ancillae, Abrahami, Iacobi, conceptionis et nativitatis tum Ioannnis Baptistae, tum ipsius Christi Servatoris.

3. Ut pro piorum salute excubias agant, Hebr. I 14. Nonne angeli sunt spiritus administratorii, emissi in ministerium propter eos, qui haereditatem salutis accipient? Ps. XCI 11.

4. Ut post mortem piorum animas deportent in sinum Abrahae, sive vitam aeternam. Luc. XVI 22.

5. Tandem ut in novissimo die Christo, iudici universorum, adstent, et impios separent de medio iustorum, et mittant eos in caminum ignis. Matth. XIII 40 et 50. Matth. XXV 31. I. Thess. IV 16.

Quaest. 15. Quae sunt opera et studia malorum angelorum?

Malorum angelorum studia et opera in omnibus sunt contraria studiis atque operibus bonorum angelorum. Nam 1. Deum non laudant; sed calumniantur. 2. Iussa et voluntatem Dei pervertunt; vel saltem, quominus ab hominibus fiant, impediunt. 3. Cursum evangelii inhibere student. 4. Piis insidiantur. 5. Impiorum sceleribus et aeterna damnatione exsultant.

L. XXI. De Coena Domini.

Quaest. 1. Quid est coena Domini?

Est sacramentum novi testamenti, a Christo institutum, in quo verum corpus et verus sanguis Domini nostri Iesu Christi, in et sub pane et vino, omnibus manducantibus et bibentibus vere distribuitur, et promissio gratiae singulis credentibus adplicatur et obsignatur. F. C. p. 380 553.

Quaest. 2. Quod est definitionis huius fundamentum?

Illud continent verba institutionis, Matth. XXVI 26 27 28. Marc. XIV 22 23 24. Luc. XXII 19 20 et Pauli I Cor. X 16 et cap. XI 23 24 25.

Quaest. 19. Statuisne corpus et sanguinem Christi in sacramento ore corporis accipi?

Credo certo et statuo, corpus et sanguinem Christi, non tantum spiritualiter, per fidem, sed etiam ore, non tamen capernaitico, sed supernaturali et coelesti modo, ratione sacramentalis unionis, cum pane et vino sumi. F. C. p. 600.

Quaest. 26. Manducantne et bibunt indigni quoque, impii et infideles ore sanctissimum corpus et sanguinem Christi?

Quod non digni tantum et credentes, sed indigni etiam et infideles, verum corpus et verum sanguinem Christi ore in sacramento sumant, et grande scelus, indigne edendo et bibendo, in corpus et sanguinem Christi admittant, id divus Paulus expresse testatur. F. C. p. 743.

Vorstehende Sätze sind sämtlich für die Unterstufe bestimmt. Im l. III de Christo wird dann, nachdem die unio personalis der beiden naturae in Christus postuliert und definiert worden ist, die Beziehung dieser Begriffe in Fr. 11—34, sämtlich der Oberstufe zugewiesen, des weitern dargelegt. Ich lasse wenigstens die ersten dieser Fragen und Antworten im Wortlaut folgen.

Quaest. 11. Uniusne generis sunt, quae ex hac unione emanant?

Non: sed in duo genera distingui possunt et debent, quae ex unione hac, tanquam effectus, consequuntur: quorum prius nominatur arctissima naturarum ad se invicem κοινωνία sive communicatio; posterius vero ipsarum quoque proprietatum sive idiomatum utriusque naturae vera ac realis communicatio. Form. Concord. p. 766.

Quaest. 12. Quomodo se habet communicatio naturarum?

Communicatio naturarum ita se habet, quod Deus vere est homo, et quod homo iste vere est Deus; id quod nequaquam ita se haberet, si divina et humana natura prorsus inter se nihil revera et reipsa communicarent. Quomodo enim homo, Mariae filius, Deus aut filius Dei altissimi vere adpellari posset, aut esset: si ipsius humanitas cum Filio Dei non esset personaliter unita: atque ita realiter, hoc est, vere et reipsa, nihil prorsus, excepto solo nudo nomine, cum ipso commune haberet? Form. Concord. p. 607.

Quaest. 13. Anne vero etiam scriptura sacra sic loqui solet?

Omnino, Ierem. XXIII 5 et XXXIII 15. Germen Davidis est Iehovah.

Matth. XVI 16 Filius hominis est Filius Dei viventis. Matth. XXII 45 Filius Davidis est Dominus Davidis. Luc. I 31 32 Quod natum est ex Maria virgine, est filius altissimi. Rom. I 3 Filius Dei est ex semine Davidis. I Cor. XV 47 Secundus homo est Dominus de coelo. Unde recte colligit Formula Concordiae, quod virgo Maria non nudum aut merum hominem duntaxat, sed verum DEI Filium conceperit et genuerit, ac proinde recte mater Dei adpelletur, et re vera sit. Form. Conc. p. 607.

Quaest. 14. Ut ad communicationem idiomatum accessum faciamus, prius scire cupio, quaenam sint idiomata divinae naturae?

Idiomata sive proprietates divinae naturae sunt: esse omnipotentem, aeternum, infinitum, et, secundum naturae naturalisque suae essentiae proprietatem, per se ubique praesentem esse, omnia novisse, cet. Haec omnia neque sunt, neque fiunt humanae naturae proprietates. Form. Conc. p. 606.

Quaest. 15 zählt die idiomata naturae humanae auf: corpoream esse creaturam, constare carne et sanguine, finitam et circumscriptam, pati, mori, adscendere, descendere, de loco ad locum moveri, esurire, sitire, algere, aestu adfligi; et si quae sunt similia. Haec neque sunt, neque unquam fiunt proprietates divinae naturae. Form. Conc. ibid.

Quaest. 16. Quaenam et qualis idiomatum istorum statuenda est communicatio?

Non certe essentialis sive physica, quippe quae nihil est aliud, quam proprietatum transfusio, Eutychianam naturarum exaequationem inducens. Form. Conc. ibid.

Quaestio 17.[1]) Qualis ergo?

Talis statuenda est idiomatum communicatio, qualis in scripturis describitur: nempe vera, sive realis communicatio, quae ex personali naturarum in Christo unione et communicatione resultat: de qua apostolus ad Coloss. II 9. In Christo inhabitat omnis plenitudo divinitatis CORPORALITER, hoc est, in assumta carne, tanquam in proprio suo templo, uti explicat Athanasius.

Frage 18—22 führen dann drei firma et indubia fundamenta communicationis idiomatum an nebst einer speziellen Erläuterung dazu; in Frage 23 werden tria

[1]) Im Compendium gesperrt gedruckt.

communicationis genera unterschieden, quorum Primum est, quando ea, quae unius tantum naturae propria sunt, alteri naturae non seorsim, quasi separatae, sed toti personae, quae simul Deus et homo est, attribuuntur, sive Deus, sive homo nominetur: ita tamen, ut distincte declaretur, secundum quam naturam aliquid toti personae adscribatur. Form. Conc. p. 670.

Quaest. 24 bringt Schriftbeweise dafür.

Quaest. 25. — Alterum genus concernit rationes officii Christi, ubi persona non agit, aut operatur, in, sive cum, una, vel per unam naturam tantum: sed potius in, cum, et secundum, atque per utramque naturam: vel, ut concilium Chalcedonense loquitur: una natura agit seu operatur cum communicatione alterius, quod unius cuiusque proprium est. Form. Conc. p. 773.

Quaest. 26—29 fügt das dritte genus nebst Schriftbeweisen hinzu, 30 zieht aus alledem zusammenfassend das Resultat: Qualis est haec communicatio? — Est vera ac realis, qua humana in Christo natura maiestatem divinam accepit, secundum rationem hypostaticae (personalis) unionis. Nam cum tota divinitatis plenitudo in Christo habitet, non, quemadmodum in sanctis hominibus et angelis; sed corporaliter, ut IN PROPRIO SUO CORPORE: hinc adeo fit, ut haec humana natura omni maiestate, virtute et gloria divina sit vere ac realiter instructa, et λόγος, sive Filius Dei, liberrime in ea, cum ea, et per eam, divinam suam virtutem, maiestatem et efficaciam, exerceat, operetur et perficiat.

Endlich weist Fr. 31 an sieben divina idiomata — omnipotentia, omniscientia, vis vivificandi, potestas remittendi peccata, potestas iudicii faciendi, cultus adorationis, omnipraesentia — nach, dafs sie in der Schrift auf die assumpta humanitas bezogen seien, und Fr. 32—34 weisen die Einwürfe zurück: Fr. 32. Anne vero Christus secundum humanam naturam exseruit et usurpavit communicatam hanc divinam maiestatem? — Fr. 33. Num vero Christus iam quoque hoc exinanitionis statu uti solet? — Fr. 34. Videtur obstare assertioni huic illud, quod Christus adscendit in coelum, et consedit ad dextram Dei Patris?

Bereits aus diesen wenigen Proben blickt wohl die hervorstechendste Eigentümlichkeit des ganzen Buches mit grofser Deutlichkeit hervor, ich meine den durch und durch scholastischen Charakter der Methode. Quaestio, definitio, probatio nebst den nötigen Divisionen, Objektionen und Refutationen, das ist das immer wiederkehrende Bild. Hutter ist in dieser Methode übrigens nur dem Vorgange früherer Decennien gefolgt; bereits Melanchthons Examen theologicum trägt durchaus dieses scholastische Gepräge, und viele andere — ich nenne nur die oben citierte Catechesis des Chytraeus — sind in ganz denselben Bahnen gewandelt.

Da wird bereits dem Gedächtnis — denn kaum läfst sich im Ernst sagen: dem Verständnis — der Unterstufe folgende Definition Gottes zugemutet: II 2. Quid est Deus? Deus est essentia spiritualis, intelligens, aeterna, verax, bona, pura, iusta, misericors, liberrima, immensae potentiae et sapientiae: Pater aeternus, qui Filium, imaginem suam, ab aeterno genuit; et Filius, imago Patris coaeterna; et Spiritus Sanctus, procedens a Patre et Filio; sicut patefacta est divinitas certo verbo et testimoniis divinis, quod Pater aeternus cum Filio et Spiritu Sancto condiderit et conservet coelum et terram, et omnes creaturas, et adsit omnibus creaturis, quod conservationem, et colligat sibi in

genere humano ecclesiam propter Filium, et per eum, et sit iudex iustorum, et iniustorum. Philipp. in Exam.[1]) Da wird — ebenfalls für die Unterstufe — auch nach Christus wie nach einem Begriffe gefragt: Quid est Christus? (III 1, s. o.). Da ist endlich auch in der ganzen Anlage der einzelnen loci genau nach dem alten scholastischen Schema verfahren. Als Beispiel diene l. VIII de peccato. Quaest. 1 bringt die definitio, qu. 2 die causa, 3 ff. distinctio, 29 universalitas etiam in sanctis. Die distinctio unterscheidet wieder p. originale (4—20!), actuale (21), mortale (22), veniale (23), contra conscientiam (24), in Filium hominis (25), in Spiritum Sanctum (26—28). Das Hauptinteresse des Verfassers hängt hier natürlich an dem vielumstrittenen peccatum originale; da behandelt er wieder im einzelnen definitio (4), existentia (5), universalitas (6), poenae (7), erroneae sententiae (8—20), und zwar 1. Pelagianorum (8. 9), 2. Pontificiorum (10. 11), 3. Manichaeorum (12), 4. Flacianorum (13—20!). Auch hierbei spricht wieder schon die Anzahl der quaestiones eine deutliche Sprache.

Materiell schliefst sich Hutter, wie schon in den einleitenden Abschnitten ausgeführt worden ist, streng an die Bekenntnisschriften an; ein Umstand, der die abstrakt philosophische Behandlung des Stoffes wenigstens geschichtlich erklärt. Das, was dort, speziell in der Konkordienformel, von den Theologen beraten und formuliert war, galt nun einmal als unantastbarer Kanon, und es wurde daher, da jede Änderung als gegen die Rechtgläubigkeit, die puritas doctrinae, verstofsend hätte verdächtig erscheinen können, in dieser Form auch dem Schulunterrichte aufgezwungen. Es ist bereits bemerkt worden, dafs die umstrittenen Kapitel besonders breit ausgeführt sind, und zwar erfolgt die Lösung natürlich in streng orthodoxem, gnesiolutheranischem Sinne, demgemäfs bei den hier in Frage kommenden Kapiteln auch in bewufst antimelanchthonischem Geiste.

Betreffs der Stellung des Verfassers zur Schrift braucht ebenfalls nur kurz gesagt zu werden, dafs diese ihm nicht nur, wie es ja ganz selbstverständlich ist, die ultima ratio, die höchste und einzige norma et regula darstellt, sondern dafs er auch die Mängel seines Zeitalters in ihrer Auffassung und Verwendung teilt. Was die ursprüngliche Meinung des betreffenden Autors gewesen, welches der Zusammenhang, der geschichtliche Sinn, ob eigentliche oder uneigentliche, bildliche Rede vorliegt, darum kümmert man sich wenig; wenn nur der Wortlaut der citierten Stelle sich bequem in den eigenen Zusammenhang eingliedert. So wird im Artikel de iustificatione für den Satz, dafs das meritum nur bei Christus liegt, als Schriftbeweis schlankweg Jes. 63, 3 (Ich trete die Kelter alleine, und ist niemand unter den Völkern mit mir) und Hos. 13, 14 (Ich will sie erlösen aus der Hölle und vom Tode erretten. Tod, ich will dir ein Gift sein; Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein) verwendet, und diese Stellen werden im Texte noch dazu direkt auf Christus

[1]) Die Definition ist ziemlich wörtlich aus Melanchthons Examen theol. herübergenommen.

bezogen: XII 7. Cur meritum Christi refers inter caussas iustificationis nostrae? Propter duas caussas. . . . Deinde, quia solus Christus calcavit torcular irae divinae, Esaiae LXIII 3 et liberavit nos a potestate mortis et inferni, Hoseae XIII 14 etc. Oder es wird zum Beweis dafür, dafs der Mensch nihil facit ex propriis viribus ad sui conversionem, einfach aus Phil. 2 12 13 nur die zweite Hälfte citiert (IX 15 Deus operatur in nobis et velle et perficere), ohne Rücksicht darauf, dafs die erste Hälfte, falls sie ebenso aus dem Zusammenhang herausgerissen wird, leicht zum Beweis ungefähr gerade des Gegenteils benutzt werden könnte, und ohne überhaupt zu fragen, ob sich diese Worte auf conversi oder nondum conversi beziehen.

Eine weitere, nur ganz naturgemäfse Folge dieses ungeschichtlichen Schriftverständnisses — übrigens auch ein Gemeingut der ganzen Epoche — ist die genaue Kenntnis übersinnlicher Dinge, wovon die Schrift etwa in kühnen, farbenreichen Bildern redet, wie z. B. von der Hölle, die dort bald als Feuerofen, bald als äufserste Finsternis, bald als unerträgliche Hitze, bald als grimmige Kälte mit Zähnklappen erscheint. Wie man sich über derartige Fragen abquälte, dafür diene als Probe XXXII 8 u. 9.

Qu. 8. Videtur repugnare illud, quod Zacharias XII 10 adfirmat, impios tunc visuros, in quem pupugerint? — Non vult hoc propheta, quod tum servilis iterum sit futura forma carnis Christi; sed quod, per *οἰκονομίαν*, sive dispensationem quandam, impiis monstraturus sit cicatrices vulnerum, et vestigia clavorum; et hoc pacto extreme illos territurus.

Qu. 9. Videbuntne impii divinitatem Christi? — Non. Gloriam enim Dei non videbit impius. Esaiae XXVI 10.(!) Sed humanam tamen eius naturam, divina gloria corruscantem, videbunt. Qua de re eleganter D. Augustinus L. I de Trinit. c. 16 et tractatu 3 in Ioannem. U. s. w.

Anerkannt mufs übrigens auch hier werden, dafs der Verfasser sich gerade bei solchen Materien aufs gewissenhafteste bemüht, trotz alledem streng im Rahmen des Wortlauts der Schrift zu bleiben und alle willkürlichen Spekulationen zu vermeiden. So XXXIII 2. Ubi est infernus? — Cum scriptura sacra nuspiam hoc tradiderit, neque nostrum fuerit, curiosius illud inquirere, sed opera potius danda, ut vera fide ac pietate cruciatus infernales a nobis avertamus. Immerhin bringt er es fertig, für den l. de inferno 10 Fragen aufzustellen, worin eius existentia, locus, cruciatus varii und deren aeternitas und incorruptibilitas behandelt werden, ferner gegen die von der römischen Kirche angenommenen vier classes der damnati, des limbus infantum non baptizatorum, purgatorium und limbus sanctorum patrum polemisiert und endlich mit dem descensus Christi ad inferos abgeschlossen wird.

Ähnlich wundersam berührt uns das Kapitel de angelis bonis et malis mit folgenden Punkten: 1. origo, 2. definitio, 3. materia ex qua, 4. qualitas, 5. distinctio in bonos et malos, et quidem, α) bonorum a) perfectio, b) ordines, c) officia, d) cultus; β) malorum a) definitio, b) lapsus, c) reatus ex lapsu, d) opera et studia, e) scientia, f) potentia, g) spes redemtionis.

Besonders charakteristisch etwa qu. 3: Ex qua materia sunt conditi angeli?

— Non certe ex ipsa Dei essentia; sic enim dii essent; neque etiam ex rudi illa et indigesta mole; sic enim corporei essent: sed ex nihilo, virtute Dei omnipotentis, sunt producti.

Qu. 17. Quae est potentia daemonum? — Magna quidem, sed Dei gubernatione sic ligata, ut, citra permissum eius, ne quidem in porcos grassari possint. Matth. VIII 31. Immo, nec pediculos creare queant. Exod. VIII 18.

Der Polemik ist in Hutters Buch ein breiter Raum eingeräumt, und zwar sind die interkonfessionellen Streitigkeiten, bezw. die Differenzen gegenüber Calvin, ganz besonders ausführlich behandelt, viel eingehender als etwa die Unterscheidungslehren gegenüber der römischen Kirche. Für ein Schulbuch kann uns dies, zumal bei der scholastischen Methode der Begriffsbestimmung und -zergliederung, natürlich nur unsympathisch berühren; es wird uns aber anderseits doch völlig erklärlich erscheinen, wenn wir bedenken, dafs es dem Verfasser zur strengen Pflicht gemacht worden war, sich möglichst eng an die Konkordienformel anzuschliefsen, und eine Anlehnung an diese konnte der Natur der Sache nach gar nicht anders ausfallen. Es darf auch hier nicht unerwähnt bleiben, dafs gereizte Ausdrücke oder ein sonst irgendwie unangemessener Ton nirgends zu finden sind.

V. Abschliefsende Beurteilung

Versuchen wir zum Schlufs, auf Grund des Vorstehenden uns ein abschliefsendes Gesamturteil über Hutters Compendium zu bilden, so ist von vornherein streng zu unterscheiden zwischen einer absoluten Beurteilung vom Standpunkte der Gegenwart und einer geschichtlichen Würdigung des Buches aus den Verhältnissen seiner Entstehungszeit heraus. Es bedarf nicht erst des Nachweises im einzelnen, dafs, wenden wir den Mafsstab der Gegenwart an, das Resultat nur ein höchst ungünstiges sein kann. Die Epochen der scholastischen Begriffsmethode, mit der notwendigerweise ein ganz ungeschichtliches, anschauungsloses Schriftverständnis Hand in Hand geht, gehören für uns heute zum Glück zu den abstofsendsten Zeitabschnitten der Vergangenheit. Begriffe ohne Anschauung sind immer leer gewesen. Aus dem Zusammenhang herausgerissene Schriftstellen, lediglich als dicta probantia benutzt wegen dieses oder jenes darin vorkommenden Wortes, müssen notwendig zu einem irrigen Verständnis verleiten. Und wenn Twesten noch erst im Jahre 1855 einen Neudruck des Compendiums besorgt hat aus dem Grunde, weil er es zum Gebrauch der Studierenden für sehr empfehlenswert hält, so freuen wir uns, dafs dieser Standpunkt heute als definitiv überwunden betrachtet werden kann.

Anders stellt sich die Sachlage, wenn wir das Buch aus seiner Zeit heraus zu beurteilen unternehmen. Auch hier freilich müssen wir wieder einen Unterschied machen zwischen seiner Wertung als System der Glaubenslehre und als Schulbuch. Als System der orthodox-lutherischen Dogmatik ist es, wie selten ein anderes, ganz und gar aus den Bedürfnissen seiner Gegenwart herausgewachsen, die mafsgebenden Faktoren haben an seiner Gestaltung Ausschlag gebend mitgewirkt, und wenn wir die charakteristischen Eigentümlichkeiten

jener Periode im allgemeinen sowie die von den verschiedensten Seiten an Hutter direkt ausgesprochenen Wünsche in Betracht ziehen, so kann dem Verfasser das Zeugnis nicht versagt werden, dafs er die an ihn gestellte Aufgabe in hervorragender Weise gelöst hat. Nicht nur dafs er positiv im Sinne jener scholastischen Zeitrichtung ein abgerundetes, völlig lückenloses System auf genauer Grundlage der Bekenntnisschriften zusammengefügt hat, sondern er hat dabei auch mit erfolgreicher Verleugnung mancher seiner persönlichen Charaktereigenschaften in möglichst sachlicher Weise seiner Aufgabe gerecht zu werden gesucht; zwar wird anderen, auch nicht wesentlich verschiedenen Meinungen gegenüber vom orthodoxen Dogma auch nicht um eines Fufses Breite gewichen, doch von gnesiolutheranischem Fanatismus und polemischer Gereiztheit, wie sie dem Verfasser in anderen Schriften zum schweren Vorwurf gemacht werden müssen, ist das vorliegende, für Unterrichtszwecke bestimmte Werk frei geblieben.

Betrachten wir dagegen das Compendium als Schulbuch, so mufs freilich unser Urteil wieder weit ungünstiger ausfallen. Für die heranwachsende Jugend ist das nicht nur keine Milch, ja nicht einmal feste Speise, sondern es werden ihr hier Steine statt Brot geboten. Selbst die für die Unterstufe ausgewählten Stücke sind für die Schule immer noch ganz und gar unpassend, da sie eben blofse Worte, Begriffe ohne lebendige Anschauung geben. Das Buch mag als Grundlage für akademische Vorlesungen über Dogmatik in jener Zeit sich recht wohl haben gebrauchen lassen — und thatsächlich ist es auch dazu benutzt worden[1] —, für die Schule ist es sicher zu keiner Zeit geeignet gewesen. Wir haben schon oben angedeutet, dafs die Verwendung eines solchen Buches geschichtlich allerdings verständlich wird, wenn wir erwägen, dafs man unter keinen Umständen eine Abweichung von den symbolischen Büchern, speziell von der Konkordienformel, für zulässig hielt, und dafs diese ja der streng wissenschaftlich formulierte Niederschlag wissenschaftlicher Streitigkeiten zwischen philosophisch geschulten Männern waren. Keinesfalls ist dafür Hutter allein verantwortlich zu machen; wissen wir doch, dafs nicht nur die Jugend im Schulunterricht, sondern auch die Gemeinde im Predigtgottesdienst mit ähnlicher Kost abgespeist wurde. Jeglicher Mangel an Verständnis für die Fassungskraft des jugendlichen Geistes ist nach alledem wohl der Grundfehler des Buches sowohl wie aller derer, die als Kinder ihrer Zeit an seiner Gestaltung mitgewirkt haben.

Dafs jedenfalls das Buch dem Geschmacke der Epoche, aus der es hervorgegangen, vollständig entsprach, davon legen die zahllosen Bearbeitungen und Erklärungen, die es vornehmlich im Laufe des XVII. Jahrh. hervorrief, ein beredtes Zeugnis ab. Ich nenne nur Cundisius, Notae et observationes, quibus compendium theologicum . . . L. Hütteri . . . illustratur, augetur et suppletur. Jena 1648 1652 1660, Lips. 1705. Christ. Chemnitz, Praelectiones in locos theol. Huttero — Cundisianos. Jena 1670. Salom. Glassius, Compendium

[1]) Janus S. 46.

theologiae Hutterianum scholiis necessariis atque utilibus instructum. Bachmann. Adnotationes uberiores in compendium Hutteri (1690 1696) mit Vorrede von Hebenstreit. Jena 1703.

Daneben stehen aber noch viele andere ähnliche Werke mit den Titeln analysis, anatome, enchiridion, brevis summa, epitome, hypomnemata, *ταμεῖον*, tabulae synopticae, examen catecheticum, hodegus, lineae doctrinae u. a.[1])

Auch die aufserordentliche Verehrung, die der Person Hutters bei seinen Lebzeiten wie auch nach seinem Tode zu teil wurde, beweist, dafs er mit seinen Vorzügen und Fehlern lediglich der Wortführer seiner ganzen Zeitrichtung gewesen ist. Am liebsten stellte man ihn mit Luther zusammen. Sein Biograph findet es schon bemerkenswert, dafs er gerade im Jahre 1563, d. h. dem Schlufsjahre des Tridentiner Konzils, geboren wurde.[2]) Durch Umstellung der Buchstaben bildete man aus seinem Namen Redonatus Lutherus, ah tu noster Lutherus, notus arte Lutherus, tantus ero Lutherus. Und noch 1828 fand Karl Hase für seine Dogmatik, um anzudeuten, dafs sie eine Erneuerung konfessionell-lutherischer Lehre sein sollte, keinen bessern Titel als Hutterus redivivus. Wir würden uns heute freilich einen Redonatus Lutherus wohl ganz anders vorstellen als unter dem Bilde Leonhard Hutters mit seinem von konfessionellen und scholastischen Fesseln eingeengten Standpunkt.

Von höchstem Interesse ist für uns schliefslich noch die Frage, wie sich auf Grund des Compendiums wohl der eigentliche Unterrichtsbetrieb gestaltet haben mag; verlangt doch das Rescript des Kurfürsten, dafs das gesamte Compendium von den Schülern memoria, et quidem tenacissima, eingeprägt und verarbeitet werden soll. Mag aber immerhin auch die Epoche eine scholastisch gerichtete gewesen sein, mögen immerhin die Theologen ihre Freude daran gefunden haben, auf der Arena der Begriffe sich zu tummeln — sollen wir wirklich glauben, dafs auch die heranwachsende Jugend sich voll Eifer darauf gestürzt habe, die noch dazu lateinischen Quästionen und Definitionen Hutters memoria, et quidem tenacissima, auswendig zu lernen? Wir besitzen ein aufserordentlich interessantes Zeugnis dafür, dafs dies — fast möchten wir sagen: glücklicherweise — nicht der Fall gewesen ist. Es ist dies die von dem Eisenacher Rektor Christian Juncker geschriebene Praefatio zu seinen meditamenta ad compendium theol. B. D. Hutteri aus dem Jahre 1712[3]), also aus einer Zeit, in der sich durch etwa hundertjährigen Gebrauch eine gewisse feststehende Gewohnheit in der Verwendung des Buches herausgebildet haben mag.[4]) Nachdem er hierin zunächst die grofse Wichtigkeit des Unterrichts

[1]) Ersch u. Gruber a. a. O. S. 225 f. [2]) Janus S. 2 Anm.

[3]) Abgedruckt in Beilage IV.

[4]) Bestimmtere Anweisungen über die Verwendung des Compendiums geben die Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Schulordnungen, so für das Coburger Gymnasium: In Theologia ordinarie et assidue explicetur Compendium Loc. etc. In eiusdem enarratione I. Methodica cuiuslibet Loci praemittatur sive Synopsis sive Analysis. II. Quaestiones pro ulteriori illustratione textus facientes brevissime repetantur. III. Controversiae ad *οἰκοδομὴν* iuventutis pertinentes ex statu explicentur, per argumenta allegatis eorum fontibus Topicis demonstrentur, adversariorumque sophismata, quae Auditores et novisse et solvisse fas est,

der Jugend in rebus et doctrinis ad salutem aeternam pertinentibus hervorgehoben, gesteht er offen die grofsen Mifsstände ein, die im Religionsunterricht bei der Behandlung des Compendiums herrschen, so dafs die Erfolge weit hinter dem zu erwartenden Nutzen zurückstehen; und bereits er selbst spricht dabei von einer alten Gewohnheit, die indessen durch ihr Alter nicht entschuldigt werden dürfe. Gehe es doch im Unterrichte meist so zu, dafs die Schüler selbst der Oberklassen nur die Fragen sich einzuprägen bestrebt seien, nachdem sie ins Deutsche übersetzt worden; andere lesen sogar, das Auge des Lehrers täuschend, aus dem Buche des Nachbars verstohlenerweise vor, was sie eigentlich hätten auswendig lernen sollen. Falls aber der Lehrer diesem Übelstande dadurch vorzubeugen suche, dafs er selbst durch Aussprechen der Fragen den Anfang mache, während die Schüler dann die Antworten aufsagen sollen, so stocke in der Regel fast bei jedem Worte die Zunge, und die Zeit gehe ganz und gar nutzlos verloren. Wenn dann vollends der Präceptor durch Schläge nachzuhelfen beginne oder im gelindesten Falle mit hartem Tadel schelte, so müsse erst recht in vollem Mafse gelten: oleum et opera penitus periit. Juncker erinnert sich noch deutlich aus seiner Schulzeit, wie er und seine Mitschüler die Fragen nicht eine nach der anderen, sondern drei, vier, fünf, ja noch mehr auf einmal haben wörtlich auswendig lernen müssen und für jedes Versehen heftig gescholten worden sind, während ihnen vorher nur eine höchst dunkle Umschreibung der ihnen an sich natürlich ganz unverständlichen Worte gegeben worden sei.[1]) Nicht nur ihm, sondern auch den andern, und zwar sowohl Lehrern als Schülern, sei keine Lektion verhafster (magis taediosam) gewesen als die, worin das compendium theologicum zu traktieren war. Ebenso seien immer bei den öffentlichen Prüfungen die Anforderungen der Inspektoren an keiner Stelle weniger zu befriedigen gewesen, als wenn die Reihe an das compendium theologicum gekommen sei.

Auf Grund solcher trüber Erfahrungen ist nun Juncker eifrig bemüht, eine bessere Unterrichtsmethode zu schaffen. Vor allem fordert er da zuerst eine durchsichtige Erläuterung der einzelnen Fragen, da nur das ordentlich und fest gemerkt werden könne, was vorher ordentlich und gründlich verstanden worden

Logice ac Theologice discutiantur (Vormbaum II 24). — Unter der Überschrift Lectiones paedagogicae: In capitibus pietatis explicetur compendium Hutteri ac in definitionum et argumentorum resolutione monstretur usus Logicus. Discipuli quae proposita fuere memoriter reddere teneantur (ebd. S. 27). — Auch zu Disputationsübungen sollte es verwendet werden: Post recitationem Capitis alicuius ex Catechismo a secundano, una cum aliquo Symbolorum graeco Idiomate, Rector D. Hutteri Compendium brevissime enarret, et loco aliquo absoluto praecipua capita Thesibus comprehensa ad disputandum proponit publice, uno discipulorum respondente, opponentibus reliquis, praesentibus inspectoribus, scholarchis et collegis, quibus, si libet, etiam disputare licitum est (ebd. S. 47).

[1]) Wenn auch die Schulordnung für die Classis secunda vorschrieb: Explicentur pueris e Locorum Theol. Compendio Hutt. eae quaestiones, quae nullo signo notatae sunt, atque de sensu harum probe doceantur. Pueros enim recitare, sed non intelligere, praesertim in hac classe, parum prodest . . ., so ist es bei der Beschaffenheit des Compendiums doch leicht erklärlich, dafs die Unterrichtspraxis dieser Vorschrift wohl nicht so leicht gerecht wurde. Vgl. Vormb. II 52.

sei. Im einzelnen soll dann nach seiner Methode folgendermafsen verfahren werden: Zu allererst sollen die einzelnen Fragen unterschiedslos in deutscher Sprache deutlich erklärt, dann aus jeder Frage und Antwort in möglichst kurzen Worten die eigentliche Thesis herausgehoben und diese durch Gründe und Beweise aus der heiligen Schrift, wie sie im Hutterschen Text angegeben sind, erhärtet werden, wobei gleichzeitig jedesmal der eigentliche Kern des Beweises (nervus argumenti) deutlich aufzuzeigen ist. Neben der Lutherschen Übersetzung sollen diese dicta probantia auch in den Ursprachen aufgeführt werden. Die Schüler aber sollen dann allein diese möglichst kurz gehaltenen Definitionen sorgfältig auswendig lernen, sonst nur noch die dicta probantia aus der Schrift, diese aber in deutscher Sprache.

Aufserdem fügt Juncker, um jedesmal einen Überblick über den Inhalt des ganzen Artikels zu geben, eine logische Disposition nach der Reihenfolge der Fragen bei.

Als Beispiel für Junckers Methode mögen einige Stellen aus dem bereits oben teilweise abgedruckten loc. III dienen. Die logica dispositio des ganzen Artikels lautet hier folgendermafsen:

Consideranda sunt circa doctrinam de Christo, eius

1. Descriptio, Qu. 1.
2. Adpellatio duplex
   - a) Iesus, Qu. 2.
   - b) Christus, Qu. 3.
3. Naturae duae, Qu. 4 nempe
   - α) divina, Qu. 5.
   - β) humana, Qu. 6 7.
4. Unio harum in una persona, Qu. 8, eiusque unionis
   1. Qualitas, Qu. 9.
   2. Definitio Qu. 10.
   3. Effecta, Qu. 11. quae sunt communicatio mutua
      - a) Naturarum, Qu. 11.
      - b) Idiomatum, Qu. 11 usque 34.
5. Officium duplex, Qu. 35 nempe
   - α) Sacerdotale, Qu. 36.
   - β) Regium, Qu. 37 38.
6. Beneficia in suos, Qu. 39.

Aus Junckers expositio seien die Erläuterungen der oben vollständig mitgeteilten Fragen III 1—3 und 11 ff. angeführt.

Qu. 1. Thesis. Christus describitur, quod sit
a) Persona secunda divinitatis.
b) Filius Dei.
c) Deus, ab aeterno genitus.
d) Homo, in tempore natus; adeoque
e) Deus et Homo simul, sive Θεάνθρωπος.

Qu. 2. Thesis. Christus adpellatur Iesus,
Ratio. quia salvum faciet (fecit) populum suum a peccatis suis.
Prob. Matth. I 21.

Qu. 3. Thesis. Filius Dei adpellatur Christus, id est, Unctus, ein Gesalbter.
Ratio. quia unctus est infinita plenitudine Spiritus Sancti.
Prob. Psalm. XLV 8 Hebr. I 9.

Qu. 11. Thesis 1. Duo sunt effectus unionis duarum naturarum in una persona Christi.

Thesis 2. Effectus primus, est arctissima naturarum invicem communicatio.

Thesis 3. Effectus alter, est proprietatum utriusque naturae vera ac realis communicatio.

Qu. 12. Thesis. Communicatio naturarum ita se habet, quod Deus vere est homo, et quod Christus homo vere est Deus.

Ratio 1. Quia aliter communicationis huius effectus concipi non possunt.

Qu. 13. Ratio 2. Quia ipsa scriptura sacra expressis verbis sic loquitur.
Prob. Ierem. XXIII 5 et XXXIII 15 Matth. XVI 16 Matth. XXII 45 Luc. I 31 32 Rom. I 3 I. Cor. XV 47.

Qu. 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22.

Thesis 1. Remotive. Communicatio idiomatum non est physica, aut essentialis; neque adeo transfusio naturae unius in alteram.

Thesis 2. Positive. Communicatio idiomatum est vera ac realis, ortum habens ex personali naturarum unione in Christo.

Ratio 1. Quoniam in Christo habitat omnis plenitudo divinitatis corporaliter. Prob. ex Coloss. II 9

Ratio 2. Quia Christo, quatenus homo est, data fuit potestas
a) vivificandi.
Prob. Io. VI 51,
b) exercendi iudicium.
Prob. Io. V 27.

Ratio 3. quia sanguis Iesu Christi, Filii DEI, emundat homines ab omni peccato.
Prob. I. Io. I 7.
Nota. Haec emundatio a peccatis per sanguinem Christi fit,
a) ratione meriti, semel peracti,
b) ratione efficaciae perpetuae.

Die hier nur als Citat gegebenen Schriftstellen sind bei Juncker stets vollständig abgedruckt, und zwar erst in der Ursprache — bei alttestamentlichen ist dem hebräischen Text eine lateinische Interlinearversion übergedruckt —, dann in der Lutherischen Übersetzung.

Versuchen wir uns ein Urteil über diese Methode Junckers zu bilden, so ist freilich sachlich wohl kein eigentlicher Unterschied gegenüber der Hutterschen Vorlage. Der scholastische Betrieb ist derselbe, thesis mit ratio und probatio; dazu kommt hier gar noch eine logica dispositio der Begriffe. Immerhin mufs anerkannt werden, dafs Juncker bemüht ist, die ärgsten Übelstände doch abzustellen, d. i. vor allen Dingen das verständnislose Auswendiglernen und die Überladung des Gedächtnisses mit unnötigem Ballast. Wir können vielleicht sagen: was sich bei den nun einmal in der ganzen Zeitrichtung festliegenden Voraussetzungen und unter Zugrundelegung des nun einmal offiziellen Compendiums allenfalls erreichen liefs, das hat Juncker nicht ohne Geschick zu leisten versucht. Freilich hängt der Wert seiner Methode, wie ohne weiteres ersichtlich, ganz und gar an der Persönlichkeit des Lehrers. Wie dieser die von Juncker geforderte perspicua expositio gab, darauf kam alles an. An sich aber konnte sicher auch bei diesem Verfahren der Unterricht bei

einigem Ungeschick der Präceptoren mit Leichtigkeit ebenso unfruchtbar und geistlos gestaltet werden, wie es nach dem Compendium selbst gewöhnlich der Fall gewesen sein mufs. Juncker selbst kann von den allergünstigsten Erfolgen bei Anwendung dieser Methode berichten; er habe jährlich mindestens 16 loci absolvieren können, und fast in keiner anderen Lektion haben die Schüler so reges Interesse gezeigt als in dem so gestalteten Unterricht im Compendium. Wir haben keinen Grund, diese Aussagen in Zweifel zu ziehen, zumal er sich auch auf die öffentlichen Prüfungen berufen kann, die nunmehr einen ganz anderen Eindruck hervorgerufen haben. Immerhin kann all dies unser Urteil über das eigentliche Compendium als Schulbuch nicht abändern; denn nicht dieses, sondern die Persönlichkeit Junckers ist es gewesen, wodurch die günstigen Resultate erzielt worden sind, und Juncker hat sie erzielt nicht mit Hilfe des Compendiums, sondern trotz diesem.

Nur eine kurze Bemerkung sei hier noch hinzuzufügen gestattet, um in versöhnlicher Stimmung von dem doch unter Aufwand so grofsen Fleifses zu stande gekommenen Buche scheiden zu können. Wir haben, wie bei allen theologischen Werken aus jener Zeit, auch in der vorliegenden Bearbeitung des evangelischen Glaubensgehaltes scharf zu scheiden zwischen Inhalt und Form. So unfruchtbar und abschreckend uns heute auch die Form der Behandlung erscheint, der Inhalt ist dadurch nicht berührt worden. Auch hierin zeigt sich der scholastische Charakter der Methode. Wie für die Männer der Scholastik der Inhalt des Glaubens unantastbar durch die Tradition gegeben feststand und sie nur an seiner Formulierung, Schematisierung und Systematisierung die Schärfe ihres Geistes erprobten, so erscheint auch der in den grofsen Tagen der Reformation errungene praktische evangelische Glaubensgehalt von Sünde, Gnade und Rechtfertigung, vom Glauben und seinen Früchten, den Liebeswerken, wohl überwuchert von den schulmäfsigen und philosophischen Definitionen und Partitionen, der Sache nach aber ist er nicht beeinträchtigt worden; unter der rauhen Schale schlummerte der edle Kern unverdorben fort und harrte geduldig der Zeit, welche die Schale zerbrechen würde, um neue Früchte aus dem alten Kerne aufzuziehen.

BEILAGE I

Christiani II. mandatum

Christianus II. Dei gratia, Dux Saxoniae, Sacri Romani Imperii Archimarschallus et Elector, Landgravius Thuringiae, Marchio Misniae, et Burggravius Magdeburgi etc.

Si religionem rei publicae fundamentum esse gentiles etiam recte iudicaverunt, eaque turbata reliqua omnia, quantumvis magna et sublimia, turbari iidem vere censuerunt: si senatus olim Romanus tanti religionem fecit, ut semper, quod in causis decernendis primo proponeretur, ad cultum Dei conservandum pertineret, neque ullum, quantumvis grave negotium, religiosam hanc consuetudinem anteverteret: multo profecto magis illud nobis faciendum esse existimamus, nobis[1]) inquam, qui Christo

[1]) In der Ausgabe von 1622 fehlen die Worte faciendum esse existimamus, nobis. Offenbar ist das Auge des Setzers von dem einen nobis auf das andere übergesprungen.

nomen dedimus, a Christo nomen trahimus, a Christo denique salutem ac felicitatem omnem unice exspectamus.

Accedit memorabilis illa authentica a rege sanctissimo regibus ac principibus universis praescripta: Intelligite reges, erudimini, qui iudicatis terram, servite Domino in timore et tremore, osculamini Filium, ne, inflammata accensaque eiusdem ira, simul omnes pereatis. Ps. 2, 10. Quin eandem seriam religionis venerationem efflagitant a nobis singularia illa beneficia, quae Deus Opt. Max. in nos nostrasque provincias hactenus conferre dignatus est, et plurima et maxima. Quae sane uti grato (nec immerito) animo agnoscimus: ita nostri vicissim muneris atque officii esse fatemur ipsi, sedulo providere, ne nostra incuria religio christiana purior detrimenti aliquid patiatur: sed potius, sicut iustitia in foro, pax domi forisque: ita religio in templis, pietas in scholis vigeat, floreat, augescat.

Proinde ab eo ipso tempore, quo divina gratia ad electoratus culmen atque fastigium sumus evecti, nihil prius aut antiquius habuimus, quam ut religionis puritas nostris in provinciis sarta tecta assereretur et propagaretur. Quo nomine singulos initio ac universos nostrae iurisdictioni subiectos et quidem in publicis muneribus, tam civilibus, quam sacris, constitutos, religioso sacramento obstrinximus, quod confessioni Augustanae, non variatae, sed primae, quod eiusdem repetitioni in libro christianae concordiae adversus quorumvis hostium insultus ac sophismata, evidenter satis assertae, declaratae, corroboratae, ex asse essent addicti, quod denique divina adiuti gratia ad finem usque constantes fidei et religionis huius assertores esse ac perdurare vellent.

Praeterea ut venerandum hoc religionis palladium tanto evidentius omnibus innotesceret, neque quisquam eius cognoscendi copiam sibi negatam esse iure conqueri posset: curavimus librum christianae concordiae in forma (ut loquuntur) minore ad exemplum prototypi ita imprimi, ut pretio etiam vilissimo sibi quisque illum comparare posset.

Et profecto summi beneficii divini loco pia grataque mente agnoscimus et celebramus, quod non modo illustrissimi principes, fratres nostri carissimi, dominus Ioannes Georgius, et dominus Augustus, duces Saxoniae, ita in religionis negotio nobis per omnia sunt *ὁμόψηφοι*, ut de ipsorum constantia subdubitare qui velit, is ipsam pietatem ac fidem in dubium vocare videri possit; sed et singuli ac universi, omnium ordinum ac dignitatum, subditi nostri, tum in superioribus proximis, tum hoc ipso anno celebratis comitiis provincialibus, sancte testati sunt se pro fide semel nobis data ne latum quidem pilum ab hac ipsa, quam secundum scripturas propheticas et apostolicas formula concordiae profitetur, doctrina hactenus discessisse vel discessuros unquam. Quam incomparabilem felicitatem ut clementissimus Pater coelestis nobis nostraeque posteritati universae iubeat esse perpetuam, infinitam ipsius misericordiam toto pectore veneramur supplices.

Ceterum cum virtus haud minor sit, quam quaerere, parta tueri[1]), neque etiam obscurum nobis esse possit, quibus quamque variis insidiis, technis, fraudibus *μυριοτεχνίτης* ille humanae salutis hostis, diabolus, sacrosanctum hoc religionis purioris *κειμήλιον* eversum vel saltem depravatum cupiat: huic etiam malo, conveniente quopiam remedio, occurrendum esse duximus. Vix autem commodius ullum aliud visum fuit, quam quod ex recta iuventutis scholasticae informatione peti posset. Haec enim si cum lacte quasi materno prima elementa purioris doctrinae christianae imbiberit, et

---

[1]) 1622: sit, quaerere, quam parta tueri — offenbar irrig.

ea quidem, non ex quibusvis lacunis, sed ex limpidis Israelis fontibus ac libellis ecclesiarum nostrarum symbolicis petita, vix metuendum fuerit, ut ea ita facile se a regio veritatis agnitae tramite ad errorum devia abduci patiatur.

Proinde Compendium quoddam Theologicum de praecipuis religionis christianae articulis ex eodem libro concordiae conscribi ac compilari curavimus, ea lege atque condicione, ut quantum eius fieri posset, ipsius concordiae verba accurate observarentur, et sic iuventus scholastica a teneris, quod aiunt, unguiculis formae sanorum verborum assuefieret.

Quem laborem per singulariter nobis dilectum ac fidelem Leonhardum[1]) Hutterum, sacrae theologiae doctorem, et in academia nostra Vitembergensi[1]) professorem publicum, initio confici, confectum vero postmodum sub accuratiorem censuram utriusque collegii theologici, Lipsiensis et Vitembergensis, revocari, quin a scholarum etiam illustrium magistris diligentius examinari ac tandem, quae a singulis animadversa et notata fuerunt, stricte observari inque iustum ac perfectum ordinem redigi typisque publicis describi voluimus.

Cum vero dubium nobis sit nullum, quin quivis facile intelligat, quo fine et consilio hoc etiam opus a nobis sit susceptum, nempe, ut religionis nostrae immota veritas ad seram usque posteritatem (si modo aliqua speranda est), sarta tecta transmittatur, ideo singulis et universis tum trium illustrium sive provincialium, tum reliquarum etiam scholarum trivialium nostris in provinciis, rectoribus atque magistris serio mandamus et iniungimus, ut iuventuti deinceps scholasticae, quam primum quidem B. Lutheri catechismum (aureum illud et incomparabile coelestis doctrinae sacrarium) in utraque lingua, latina pariter et germanica, sibi familiarissimum reddiderit, posthabitis aliis libellis methodicis, hoc unum compendium theologicum ediscendum proponant et, quantum fieri potest, haud prius ad altiores illas scholas, quas vulgo academias nominant, cuipiam ex discipulis aditum patefaciant quam hoc ipsum compendium memoria, et quidem tenacissima, apprehenderit sibique cognitum ac perspectum reddiderit.

Facietis hac in parte rem vestro officio dignam et severissimae nostrae voluntati consentaneam, nostramque vicissim clementiam vobis propensam experiemini.

Dabantur Dresdae die XXIII. Novembris, anno millesimo sexcentesimo nono.

BEILAGE II

D. Leonh. Hutteri Praefatio ad lectorem

Benevolo lectori s.

Nullum munus rei publicae afferre vel maius vel melius possumus quam si doceamus atque erudiamus iuventutem, his praesertim moribus atque temporibus, quibus ita prolapsa est, ut omnium opibus frenanda atque coercenda sit, uti graviter censuit M. Tullius. Huius autem informationis finis ac scopus praecipuus esse debet pietas sive vera veri Dei agnitio. Quemadmodum enim inutilis est pietas, si scientiae discretione careat, ita nulla est scientia, si utilitatem pietatis non habeat, ut in moralibus scribit Gregorius. Ceterum ut finem ac scopum istum rite assequi valeamus, magna profecto circumspectione ac prudentia opus fuerit. Si enim, secundum illud Aristotelis responsum, tum demum discipuli in quolibet scientiarum genere quam plurimum proficiunt, quando tardiores gnaviter insequuntur praecedentes, et hi sequentes

[1]) Die Ausgabe von 1622. schreibt stets Leonhartus und Wittebergensis.

non morantur, utique summe necessarium fuerit, ut in provehendis discipulorum studiis accuratum ingeniorum delectum praeceptor instituat, et haud secus atque agricola terrae, quam exculturus est, naturam: sic ipse uniuscuiusque adolescentis indolem ac ingenium probe cognoscat, neque promiscue omnibus eadem adhibeat.

Qua in parte, ut nos nostro etiam loco praeceptorum studium aliquo modo sive iuvaremus sive sublevaremus, compendium istud locorum theologicorum ita in lucem prodire voluimus, ut secundum tres distinctas discipulorum classes, quarum una est incipientium, altera proficientium, tertia adultorum, quaestiones etiam trium distinctorum essent generum, ita ut incipientibus eae discendae proponerentur quaestiones, quae nullum prorsus habent adiectum signum; proficientibus vero eae, quae figura crucis † sunt notatae; adultis denique, quae stellulam * praefixam habent. Hoc enim pacto neque incipientium rudiorumve tarditas proficientibus et adultis, neque horum profectus et alacritas illis fraudi esse poterit.

Ceterum, qua potissimum methodo in colligendis disponendisque locis istis usi simus, non est, candide lector, pluribus ut te moremur. Nos quidem minime fugit nonnullos ad superstitionem usque de *τάξει* sive ordine locorum theologicorum esse sollicitos. Sunt enim, qui secundum distinctas patefactiones et operationes Dei ad extra seriem articulorum fidei adornandam[1]) esse autumant. Sunt alii, qui diversitatem subiectorum et obiectorum, respectu tum creatoris tum creaturarum, stricte hac in parte et observandam et sequendam esse statuunt. Sunt, qui in perpetuas *διχοτομίας* universum systema religionis christianae anxie resolvere laborant. Sunt denique alii, qui alio modo atque ordine in disponendis locis theologicis progrediendum esse censent.

Quorum sane studia etsi atro carbone neutiquam notata volumus, quin suo loco laudem atque commendationem mereri plane statuimus, in praesente tamen compendiolo compilando nos simpliciorem methodum, eam nimirum observavimus, quam praeclarissimos theologos alios, cumprimis Dominum Philippum et Doctorem Iacobum Heerbrandum secutos esse novimus, imo quam ipsa articulorum fidei natura monstrare videtur. Ea enim est ipsorum conditio vel mutua potius affectio, ut, quemadmodum ansulae in catena quapiam cohaerent, ita in sacratissima scientia nostra theologica unus semper articulus alium et distinctum de se gignat; hic rursus alium, et sic deinceps, donec integrum doctrinae christianae corpus sive systema perfectum absolutumque habeas. Et sane cum vix convenientior ordo pro scholis trivialibus excogitari queat quam qui ex mutua articulorum fidei cognitione oritur, utique ab illo vel tantillum hoc quidem tempore recedere religio nobis fuit.

Sed neque illud te latere volumus nos in perficiendo isto labore illud quoque pensi habuisse, ut, sicubi definitiones et divisiones locorum ex libellis ecclesiarum nostrarum symbolicis peti non potuerunt, aliorum theologorum, ut B. Lutheri, Doctoris Philippi (ubi quidem *ὀρθοδοξίαν* ille tenuit), Doctoris Martini Chemnitii, Doctoris Aegidii Hunnii verbis uteremur; in ipsa vero citatione paginarum libri concordiae eam latinam editionem sequeremur, quae singulari Serenissimi Saxoniae Electoris Christiani II. mandato in forma (ut loquuntur) octava, anno 1602 Lipsiae typis publicis est descripta. Quod nostrum studium tibi quoque, amice lector, haud improbatum iri confidimus.

Bene vale, et Deum nobiscum serio precare, ut sacrosanctum hoc purioris et *γνησίως* Lutheranae religionis depositum ad seram usque (si modo aliqua speranda est) posteritatem sartum tectumque propaget, asserat, tueatur, Amen. Leonh. Hutterus, D.

---

[1]) 1622: adornanda — offenbar Druckfehler.

BEILAGE III

Gutachten über den Entwurf des Compendiums

1. Gutachten der Wittenberger theol. Fakultät

I. Dem D. Huttern für seine gehabte Mühe, und sonderlich, dafs er sich beflissen hat, die verba libri concordiae zu behalten, und dadurch den finem, dahin dieses compendium anfänglich gemeinet worden, dafs es nehmlich eine introduction in librum concordiae seyn soll, erreichet, gebürlich dank sagen.

II. Darneben ihme auftragen, dafs er das Werck noch einmahl mit Fleifs durchgehen, und folgende Puncte in acht nehmen solle. 1. dafs die loci in besserer Ordnung auf einander gerichtet werden, als dafs der locus de persona Christi nicht von dem de Deo patre et Spiritu sancto, der de providentia nicht so weit von dem de creatione, der de ministerio nicht so weit von dem de ecclesia, und so fort an, keine cognata materia von der anderen abgerissen, sondern zusammen gesetzet werden. Ja, es wäre gut, dafs er sie also auf einander ordnete, und in praefatiuncula ad lectorem mit wenigen Worten weisete, wie immer einer aus dem andern, pro diversitate operationum Dei, erga creaturas et ecclesiam flösse, und alle zusammen ein *σύστημα* und corpus doctrinae machen. 2. dafs er die bekante, und in Schulen gebräuchliche definitiones und divisiones Philippi, so viel derselben nicht in controversiam gezogen worden sind, als definitiones Dei, personae, legis, poenitentiae, ecclesiae, und dergleichen behalte. De descensu ad inferos ists am besten, dafs er keinen besondern locum mache, sondern ihn mit einer einigen quaestion, entweder in loco de persona Christi, oder de inferno berühre. 3. dieweil in denen Fürstenschulen, wie auch in grofsen particularn, da man dieses compendium gebrauchen möchte, drey classes sind, also solte nicht undienlich seyn, dafs er in revisione dreyerley quaestiones mit gewissen signis und noten unterscheiden möchte, die erste pro incipientibus, die andere pro proficientibus, die dritte pro adultis. 4. in denen locis, wie auch in etlichen responsionibus, da er selber sieht, dafs sie zu weitläufftig worden, kan er am allerfüglichsten auch selber reseciren und einziehen, wie denn auch ohne das zuträglich seyn würde, wenn es alles, so viel es sein wolte, abgekürtzet würde. 5. in revisione soll er vornehmlich die Ort wohl in acht nehmen, da er ein rothes Strichl'en am Rande finden wird. Denn es scheinet, dafs daselbsten in umbschreiben etwas versehen sey worden. 6. er mufs in praefatiuncula melden, zu welchem gedruckten exemplar libri concordiae sich die numeri in margine schicken, sonsten wird man sich nicht recht darein richten können. 7. wenn es nun allerdings von ihm verfertiget, so sollen die inspectores stipendiariorum das gantze Büchlein von denen stipendiaten, die eine reine leserliche Handschrifft machen, gedrifach umschreiben, solche exemplaria auch fleifsig corrigiren lassen, und folgends nach Hofe verschicken.

2. Begleitschreiben Christians II. bei Übersendung des Entwurfs an die Leipziger theol. Fakultät.

Von Gottes Gnaden, CHRISTIAN
der Ander, Hertzog zu Sachsen,
Churfürst.

Würdige und Hochgelahrte, Liebe, Andächtige und getreue: Wir mögen euch gnädigst nicht bergen, dafs Wir Unserer Theologischen Facultet zu Wittenberg im Gnaden aufgetragen, ein Libellum Methodicum Christianae Doctrinae, für unsere

Landschulen zu verfassen, welches auch also durch Herrn D. Leonhardum Hütterum zu Werk gerichtet worden, inmafsen ihr solches aus der Beylage, zusammt erwehnten Theologischen Facultaet darüber eingeschickten iudicio, mit mehreren zu vernehmen. Damit nun solches Werk künfftig, zu der Studirenden Jugend Nutz, möge publiciret werden: So ist für Uns, und im Vormundschafft der Hochgebohrnen Fürsten, Unserer freundlicher lieben Brüdern, Herr Johannes Georgen, und Herrn Augusten, Hertzogen zu Sachsen, hiermit Unser gnedigst Begehren, ihr wollet dasselbige, wie auch die darzu gelegte censur durchlesen, und was darbey zu erinnern, aufs Papier setzen, und alsdenn Uns solches, neben eueren ausführlichen iudicio, aufs fürderlichst underthänigst in Schrifften zu erkennen geben. Daran geschieht Unsere gefällige Meynung. Datum Dresden am 6. februarii, Anno 1606.

3. Gutachten der Fürstenschule zu Meifsen

Durchlauchtigster, Hochgebohrner,
Gnädiger Churfürst und Herr.

E. Churfl. Gnaden sind unsere unterthänigste und Pflichtsculdigste Dienste treustes Fleisses bevor.

Demnach E. Churfl. Gnaden unlaengst ein Compendium locorum theologicorum uns zuschicken lassen, dafs wir uns mit Fleifs darinnen ersehen solten, ob wir nach Gelegenheit unserer discipulorum damit fortzukommen uns getraueten, und so wir etwas dabey zu erinnern, schrifftlich bey künfftiger visitation eröffnen sollten, als geben hierauf E. Churfl. Gnaden wir in Unterthaenigkeit zu erkennen, dafs wir obgedachtes compendium vor ein nützl. Arbeit achten, darinnen die vornehmste Hauptstücke Christl. Lehre und sonderlich die articuli controversi recht und wohl erklaeret werden. Nicht weniger lassen wir uns die Abteilung der quaestionum gefallen, pro incipientibus, proficientibus und adultis, welche auf die unterclasses und ungleiche profectus der Knaben gerichtet. Es koente aber unsern einfaeltigen Gutdünken nach allen zugleich und zufoerderst denen incipientibus besser gerathen werden, wenn noch in etlichen locis die gewoehnliche definitiones und divisiones eingebracht würden, als in loco de pecato, de iustificatione und andern. Es wird auch in diesen compendio nicht übergangen der locus de cruce, ecclesia et de consolationibus, davon die Jugend auch bey zeiten mufs unterrichtet werden. Wenn auch mehr erwehntes compendium, vornehmlich dieser Lande Kirchen adversarios und derselben irrige Meinung fundamentaliter wiederleget, als koente es mit Nutz gebrauchet werden loco commentarii neben der margarita theologica M. Adami Francisci, welche der Jugend nunmehr bekannt und gantz bequem ist, weil sie facili et aperto stylo, was von ieden Articul in affirmativa et negativa zu wissen, schlecht und einfältig lehret. Denn gleichwie wir uns befleissen müssen die initia pietatis und artium der Jugend iisdem verbis einzubilden, also befinden wir, dafs sie alles dasienige, was ihr zu mehrer Erklährung vorgegeben wird, lieber annimmet, denn dafs sie wieder soll fallen lassen, was sie einmahl gelernet, und dasselbe aufs neue mit anderen Worten fassen und begreiffen. Jedoch kan auch der obangedeute Mangel, so in einem und andern loco gefunden wird, aus den vorigen Büchlein, das hiebevor in dieser Schulen gebrauchet worden, gar leichtlich ersetzet werden. Datum Meissen den 9. aug. 1608.

4. Gutachten der Fürstenschule zu Grimma

Durchlauchtigster, Hochgebohrner Churfürst,
Gnadigster Herr.

Ew. Churfl. Gn. sind unsere Pflicht schuldigste gehorsamste Dienste sammt christlichen Gebeth und taeglichen Vater Unser, stets zuvorn bereit.

Gnaedigster Churfürst und Herr. Von Ew. Churfl. Gnaden ist dato den 31. may zu Dresden vor wenig Wochen gnaedigster Befehlich, beneben überschickten Exemplar des neuen compendii locorum communium an uns bracht, darinnen befohlen, uns mit Fleifs zu ersehen, und ob wir nach Gelegenheit derer discipulorum darmit fortzukommen uns getrauen, auch so wir etwas dabey zu erinnern vermeinen, solches denen Herrn Visitatorn bey künfftiger Visitation schrifftlich zu eröffnen. Dem zu unterthänigster Folge haben gnädigst übersendete Schrifft wir mit schuldiger Demuth, in Gottes Furcht erwogen, verhoffen mit GOttes Hülffe damit fortzukommen, und damit E. Churfl. Gn. Befehlich wir allerdings Folge leisten, als übersenden E. Churfl. Gn. unterthaenigst wir auch hiermit in wenigen Punkten inliegend unser demüthigst einfaeltigst Erinnern, unterthaenigst bittende, dies in Gnaden von uns armen Dienern an und aufzunehmen, und als ein Werck schuldigen Gehorsams christlich und gut gemeinet gnaedigst zu vermercken. Geben in E. Churfl. Gn. Landesschulen Grimma den 18. august. im 1608. Jahr.

5. Gutachten der Fürstenschule zu Pforta.

Durchläuchtigster, Hochgebohrner Churfürst
Gnadigster Herr.

Ew. Churfürstl. Gnaden seynd unser unterthänigste gehorsamste Dienste jederzeit bereit. Gnädigster Churfürst und Herr, E. Churfürstl. Gnaden haben sub dato den 31. may ein compendium theologicum uns zugeschicket, welches den 14. iulii überantwortet, mit gnädigsten Begehren, uns darinnen mit Fleifs zu ersehen, ob wir damit mit denen discipulis fortzukommen getraueten, und so wir etwas darbey zu erinnern, solches denen visitatoribus schrifftlich zu eröffnen. Solchen gnädigsten Begehren haben wir in Unterthänigkeit nachgesetzet, in den übersendeten compendio uns ersehen und befunden, dafs solches meistentheils ex Formula concordiae, welche unsere Confession, genommen, und darum mit Nutz unserer discipulorum wohl könne gebrauchet werden, wie denn allbereit durch Gottes Hülffe ein guter Anfang gemacht. Ob wohl aber in gedachten compendio der locus de libertate christiana übergangen, und in andern locis definitiones aussengelassen, denn nicht gesetzet, quid peccatum actuale, quid iustificatio, quid praedestinatio, quid invocatio, quid vocatio, quid magistratus und dergleichen, jedoch weil es noch nicht publici iuris, verhoffen wir, es könne solcher Mangel leichtlichen ersetzet werden. Datum Pforte den 18. augusti 1608.

6. Mandate Christians II. an die Wittenberger theol. Fakultät und an Hutter

Von GOttes Gnaden Christian der
Ander, Churfürst.

Wurdige, Hochgelahrte, Liebe, Andaechtige und Getreue: Was bey uns die rectores und collegen unser dreyen Landschulen, wegen des neuen compendii theologici für Erinnerung gethan, solches habt ihr aus dem Beyschlufs zu vernehmen. Begehren darauf hiermit gnaedigst, ihr wollet solches D. Hutern zu seiner Nach-

richtung, und damit dasjenige, was in bemeldten compendio noch mangelt, verbessert werde, zustellen und vermelden, dafs wir alsdann gnaedigst zufrieden, dafs solch compendium in offenen Druck gegeben werde, wollen auch dasselbige kunfftig unsern Schulen zu insinuiren wissen.

Wurdiger, Hochgelahrter, Lieber, Andaechtiger und Getreuer. Wir haben aus euern unterthaenigsten Bericht die Verfertigung des compendii theologici, zusammt der darzu gehörigen praefation vernommen, tragen darob ein gnädigstes Gefallen, und Begehren hiermit, ihr wollet nunmehr mit Publicirung desselben verfahren, zu welchen Ende ihr hierbey verwahret, dafs durch euch unterthaenigst gesuchte privilegium, zusambt gedachter praefation, zu empfangen habet.

BEILAGE IV

Praefatio

Christiani Iunckeri ad lectorem benevolum

Ex desiderio bibliopolae, bene hactenus de re litteraria meriti viri, prodire nunc patimur in publicam lucem nostra meditamenta ad compendium theologicum D. B. Leonhardi Hutteri. Qui liber cum in tota fere evangelica ecclesia huiusque scholis, maioribus aeque ac minoribus, sit receptus, ut ad eius normam instituatur iuventus studiosa in iis, quae scire ipsam necesse est, de rebus et doctrinis ad salutem aeternam pertinentibus, bene fieri omnino arbitramur, si quidem frequens eius lectio et expositio urgeatur. Quantum enim intersit rei publicae pariter ecclesiaeque, ut iuvenum imbuantur animi his doctrinis, quas nescire non modo turpissimum est, sed et maxime periculosum, nemo est, qui non intelligat. Quare cum iis praesertim, qui moderandae alicui scholae praesunt, vel operam docentium inspicientes, vel ipso docendi officio adstricti, incumbat, ne quid ea in re, gravissima utique, peccetur: negare tamen non possum, non ubivis illam adferri curam, quae aut usui discentium respondeat aut magistratus exspectationi. Cuius rei culpa nolim recusare, quin in quosdam praeceptores possit coniici, certe in consuetudinem aliquam, uti antiquam, ita minus tamen, ceu nobis quidem videtur, satis tolerabilem. Haec autem maxime in eo versatur, quod pueri iuvenesque, etiam in classibus scholarum superioribus, nihil aliud agant, quam ut quaestiones mandent memoriae ediscantque, postquam interpretati sunt easdem verbis germanicis, velut vulgo solet fieri, easdemque recitent, qui prompti sunt ingenii; dum alii, fallentes oculum praeceptoris, ex libro sui vicini verba, memoriae non tradita, furtim praelegunt. Ista sane ratione, si vel maxime recte omnia sese habeant, id fere efficitur, ut nulla alia cura incumbat praeceptori, quam ut ipse quaerendo incipiat fari, discipuli autem respondeant, haesitante ad quodvis prope vocabulum lingua: sic autem tempus sine fructu ineptissime conteratur. Cui malo si accedit, ut praeceptor excipiat verberibus, si qui errent discipuli recitando, aut ut increpet ideo eosdem sermone duriori, si lenissime agere velit videri, oleum et operam penitus perire existimamus. Memini sane ego illorum temporum, in quibus iubebar, et qui meo tunc utebantur condiscipulatu, non unam una vice, sed tres, quatuor, quinque, immo plures quaestiones, simul ediscere ad verbum, atque si erratum esset a nobis recitando, eapropter haberi modis indignis, cumprimis, quia non aliam nisi obscurissimam, audiebamus verborum interpretationem, per se certe non ubivis perspicuorum. Id vero etiam memini, non ibi solum, sed et aliis in scholis, nullam lectionem magis taediosam visam fuisse, et praeceptori, et discipulis, quam qua

tractandum erat compendium theologicum, quippe cum vulgari docendi viae soleret insisti. Neque oblitus sum querelarum publicarum, nullibi minus satisfieri inspectoribus, cum explorarentur ab iis profectus iuvenum in examinibus publicis, quam cum deventum esset ad compendium theologicum. Utile autem cum sit, et suo, et aliorum exemplo, discere, quid et prosit et noceat, inde adeo factum est, cum providentia Dei serenissimique ducis Saxo Isenacensis, et senatus amplissimi in urbe Isenaco, clementissima ac benevola voluntas, nostram mediocritatem moderari iuberet ipsorum heic loci gymnasium inque eodem, alia inter, explicare etiam compendium theologicum, ut sollicitus diu fuerim, qua ratione cum fructu institui possent iuvenes in doctrina per omnem vitam ipsis tam necessaria, nec eam ob caussam aut per segne otium aut leviter tractanda. Neque alia heic via commodior potuit a me excogitari, quam quae visa est maxime conveniens cum ipsa natura. Scilicet intelligebam nihil recte mandari nec firmiter imprimi posse memoriae, nisi quod prius recte et accurate perque omnes partes esset intellectum ingenio. Itaque videbam perspicua expositione quaestionum singularum esse opus, sic, ut ne minimum quidem temere negligeretur. Cumque porro ipsa ratio libri ostenderet per quaestiones et responsiones cunctam rerum theologicarum notitiam tradi, ex quaestione autem et responsione, certis firmata argumentis, conflari sententiam, quam adpellamus thesin; eiusque probationes peti aut ex ratione non corrupta aut ex scriptura sacra, tamquam altero illo et primo quidem in rebus theologicis cognoscendi principio, tum praeterea etiam iudicatu facile esset ex definitione bona nec manca aliqua sui parte totius alicuius doctrinae hauriri debere certam notitiam: hinc adeo planissima sese pandebat via, qua persuadebar, cum eo successu, qui fallere non posset, tractandam esse hanc sacram lectionem compendii theologici. Igitur tentata res fuit, et statim etiam ipso usu perque discentium in audiendo alacritatem et calculum denique eorum, quos supremos gymnasii moderatores veneror, quin et collegarum carissimorum, omnino probata. Erat autem ordo iste: singulae quaestiones, nullo earum discrimine habito, perspicuae ante omnia reddebantur a me, sermone patrio, idque ideo, quoniam omnis nostra cognitio a facilioribus ad difficiliora debet progredi. Tum ex quaestione ac responsione quavis concinnabatur a me thesis, verbis, quantum fieri poterat, brevibus, ne memoria oneraretur. Haec firmabatur rationibus et probationibus ex scriptura sacra, in textu Hutteriano adlegatis, ostenso simul in singulis nervo argumenti. Ac ne soli Lutheri versioni coeca fides adhiberetur, ex fontibus ipsis utriusque testamenti inquirebatur in illius certitudinem. Simul tamen iubebantur nostri discipuli, solas definitiones, ut plurimum breves, mandare memoriae diligenter; ac nihil praeterea nisi dicta scripturae, eaque uti concepta sunt, verbis germanicis; quod talium maior ipsis aliquando usus futurus esset, quam si ex versione vulgata latina eadem edidicissent. Ut vero complexum totius articuli cuiusvis haberent iuvenes, addita fuit logica eiusdem, ad ordinem quaestionum adcommodata, dispositio. Itaque cum intra anni vertentis spatium explanari a nobis hoc modo possent XVI ad minimum loci, ac iucunda discipulis esset traditarum praeceptionum repetitio, quod non onerari vim memoriae, sed iuvari potius, et acui simul iudicium viderent; per gratiam Dei id effectum est, ut nulla propemodum alia in lectione magis promotos frequentesque habuerim discipulos quam in ipsa hac compendii theologici praelectione, alibi passim vel neglecta vel cum ingenti sed nefando discentium taedio tractari consueta. Neque eosdem male stetisse hactenus in ullo examine publico testari possum fide eorum, quorum interest eidem adesse et praesidere. Interim cum id incommodi ea res secum haberet, ut dictata excipi oporteret calamo (qua opera non

libenter utor), sic vero non parum temporis periret repetitioni sive explorationi felicius impendendi, consultum visum fuit ex consensu eorum, quibus teneor reddere mei officii rationem quorumque nominibus summis ac venerandis inscriptus est hic liber, tradere luci publicae nostra haec meditamenta. Neque enim despero fore ut et aliis scholis ea se probent, quae communi usui noluimus invidere. Ac forte posteri carpent poma, quae nunc inserimus. Ubi enim fundamenta verae theologiae solida ponimus in scholis, necesse est, ut in academiis cum successu felici queat superstrui. Quantum vero ex adverso damnum illatum hactenus etiam nostrae ecclesiae sit ex eo, quod iuvenes neglecta in scholis et academiis thesi theologica huiusque probationibus ex scriptura sacra, statim adgredi temere audaculi soleant vel homileticam, quam vocant, artem vel controversias theologicas aut novas, nescio quas, opiniones, quibus quidam mirifice sibi placent, perniciosi seductores; id sane dici ac deplorari satis non potest. Norunt tamen ii, qui explorant, pro officii sui ratione, ministerii ecclesiastici candidatos et, quam rudes hi sint interdum inanesque, pleni licet vanissimae de se persuasionis, saepissime conqueruntur et publice et privatim. Neque culpam in hac re nullam esse scholarum, exemplis edocti, sine dissimulatione profitemur. Nostrum interim fuit, malo huic, quantum per auxilium DEI et virium nostrarum infirmitatem fieri posset, mederi. Quicquid autem praestitisse videbimur, non tribui nobis volumus, sed soli gratiae benignissimi Numinis, cuius gloria versatur in eo, ut recta de essentia, voluntate ac beneficiis ipsius ineffabilibus, a teneris usque unguiculis, doctrina iuventuti instilletur. Vale, lector benevole, et nostris conatibus favere perge. Dabam Isenaci, d. X. Sept. MDCCXII.

ZWERGE UND RIESEN

Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule

Von Georg Siefert

Die Frage nach der Stellung der deutschen Mythologie im Unterrichte der höheren Lehranstalten ist heute eine viel umstrittene und viel verhandelte, umstritten namentlich nach zwei Seiten hin: soll die deutsche Götterlehre, wie übereifrige Deutschtümler fordern, den Vorrang vor der antiken erhalten, und soll sie überhaupt systematisch dargestellt werden? Wer vorurteilslos denkt und mit den Verhältnissen wirklich vertraut ist, mufs beide Fragen verneinen; denn die unendliche pädagogische Überlegenheit, der unermefslich reichere Bildungsgehalt der griechischen Götter- und Heroenwelt, ihre ungleich stärkere Anpassungsfähigkeit an die kindlichen Gedankenkreise gegenüber den überaus dürftigen Resten altdeutschen Glaubens wie den von phantastischen Ornamenten überwucherten, von den Künsteleien ausschweifender oder greisenhafter Skaldenpoesie durchsetzten und dazu in eine ganz fremdartige, aller Einfachheit bare Form und Sprache eingekleideten nordischen Mythologemen steht für den Kundigen aufser Zweifel. Wir dürfen uns dabei auf keinen Geringeren berufen als Goethe, der im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit, den Wert beider Mythologien trefflich abwägend, sagt: 'Wie herrlich sie (die nordischen Mythen) mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschauen, indessen die Mythologie der Griechen durch die gröfsten Künstler der Welt sich in sichtliche, leicht einzuprägende Gestalten verwandelte . . . Was hätte mich nun gar bewegen sollen, statt der südlichen genau umschriebenen Figuren Nebelbilder, ja blofse Wortklänge in meine Dichtungen aufzunehmen?' Aber er erkennt auch an: 'Der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe geht, war mir höchst lieb und beachtenswert.' [1])

Aber auch von all diesem abgesehen, verbietet sich eine systematische Darstellung, selbst nur als Anhang zur antiken Sage, schon von selbst durch die eigentümliche fragmentarische Überlieferung unserer deutschen Mythologie, die fortwährend zu kritischen und reflektierenden Betrachtungen zwingen müfste; denn so wenig wir uns den Nihilismus des berüchtigten Pfarrers Bang,

[1]) Ähnlich urteilt Herder (Haym, Herder II 610 ff.) und allzuwegwerfend Paul de Lagarde, Deutsche Schriften 219: 'Die Edda ist der krankhafte Mifsverstand einer gelehrten, dem germanischen Volke aufgezwungenen Symbolsprache.'

der die Volospo für eine Nachbildung der sibyllinischen Orakel erklärte, oder seiner Nachfolger Sophus Bugge und Fr. Kauffmann aneignen können, die Balder aus der altdeutschen Religion einfach streichen und in der Geschichte von Balder und Nanna nur eine Kopie von Paris und Oinone, in Loki einen abgeblafsten Lucifer, in der Walhalla ein Zerrbild antik-talmudisch-christlicher Vorstellungen sehen: der Erkenntnis können wir uns nicht mehr entziehen, dafs von der lebendigen Religion unserer Altvordern nur ein wüster, ungeordneter Trümmerhaufen übrig ist, und dafs Jakob Grimms Optimismus, die skandinavischen Berichte böten wie die Heldensage echtes germanisches Heidentum, Volksaberglaube und Volksmärchen seien ein im wesentlichen ungetrübtes Bild ureigensten Altertums, überwunden ist.

Deshalb soll freilich die deutsche Mythologie noch nicht ganz aus der Schule verbannt, vielmehr sollen alle Gelegenheiten, wo auf sie ungezwungen eingegangen werden kann, sorglich verwertet werden.

Auf die Perlen der fälschlich so genannten älteren Edda — Götter- und Heldenlieder — und auf gar manches kostbare Stück von Gylfaginning und Skaldskaparmal wie der Sagas gelegentlich einzugehen, bietet sich vielfach die Möglichkeit.[1])

In den Tertien läfst sich an Goethes Getreuen Eckart, Fischer und Erlkönig[2]), an Schillers Alpenjäger, an Bürgers Wilden Jäger, der in die Wodansmythen einführt, anknüpfen; auch die Sagen von Siegfried und den Nibelungen, Gudrun, Dietrich, dem Riesen- und Drachenkämpfer, laden zu mythologischen Spaziergängen ein, ebenso die ältere deutsche Geschichte und die Cäsarlektüre, in den Oberklassen auch die Kirchen- und die Litteraturgeschichte, beim Volksepos oder bei Klopstock, und vor allem Tacitus' Germania, deren Erklärer die mythologische Seite genügend würdigen.

Und warum soll nicht auch schon der Sextaner und Quintaner mit Donar gegen die Ungeheuer von Jotunheim ziehen, mit Balder zur Hel hinabsteigen und mit den Einheriern zu Wodans Throne wandern?

In der Hauptsache aber wird sich, wenigstens in den Unterklassen, die mythologische Belehrung auf die Einführung in die sogenannte niedere Mythologie, in die dem Kinde so fremde und doch so vertraute Welt der Riesen, Zwerge und Nixen beschränken müssen. Hopf und Paulsieks Lesebuch bietet dafür eine reiche Auswahl aus Grimms Märchen und deutschen Sagen, ferner Gedichte von Hölty, Chamisso, Kopisch, dem Poeten der Zwerge,

---

[1]) Vgl. Lehmann, Der deutsche Unterricht² 231 ff. und Laas, Deutscher Unterricht 201 203; Lyon, Zeitschr. f. d. U. 1893, 720. Allzuablehnend verhalten sich Frick, Lehrpr. 29 36 ff., Wendt, Didaktik des deutschen Unterrichts 40, Verhandl. der 3. Direktorenkonf. von Ost- und Westpreufsen 1886, 21 ff., der 7. Direktorenkonf. von Schleswig-Holstein 1899, 1 ff. Zutreffender urteilt Muff, Lehrpr. 50 119, Verhandl. über Fragen des höheren Unterrichts 232 f.

[2]) Vgl. Lange, Über Apperception³ 194 und die vortrefflichen Bemerkungen von Biese, Pädagogik und Poesie 133 ff. 140 180 f.; Lyon, Die Lektüre II 1, 250 ff., wo eine auch sonst recht brauchbare mythologische Stoffsammlung geboten wird.

V. v. Straufs, Uhland u. a. Vor allem aber mufs eine gründliche Kenntnis der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen unbedingt gefordert werden.

Es sei gestattet, einen Augenblick bei dieser Frage zu verweilen. Der Forscher ist längst davon abgekommen, den mythologischen Wert des Märchens zu hoch anzuschlagen[1]); Benfeys und Reinhold Köhlers Märchenforschungen, die die weite Verbreitung der einzelnen Typen und Motive nachgewiesen und als Einwanderungen aus dem fernen Osten erkannt haben, sind unumstöfslich; aber doch findet sich in ihnen noch gar manches echte und edle Gut alten germanischen Volksglaubens, namentlich soweit es die uns angehenden Dämonen trifft, und zumal die erziehliche Bedeutung des Märchens, die schon Goethes Mutter so geläufig war[2]), wird noch lange nicht genug gewürdigt. 'Mit Märchen', sagt Tieck im Phantasus, 'fängt das Leben an; in ihnen entwickelt sich das Gefühl des Kindes zuerst, und ihre Spiele mit Puppen, ihre Lehrstunden und Spaziergänge werden vor ihrer Phantasie zu Märchen'. 'Alle Märchen', rühmt Novalis, 'sind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgends ist', und Ludwig Richter, der grofse Illustrator des deutschen Volksmärchens, urteilt in seiner Selbstbiographie von 'dieser Wunderwelt, die niemals alternd in ewiger Jugend grünt und dichtet': 'Wer sein Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells.' Am vortrefflichsten kennzeichnet die ethische Seite des Märchens Wilhelm Grimm: 'Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weifsen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind' u. s. w. (Vorrede zu den Märchen). Sollten wir da wirklich unseren Kleinen versagen, ihnen den Wunsch zu erfüllen, der ihrer treuesten Freunde einem, Uhland, in der Seele brannte:

Einmal atmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchensaal?

Wir können da von der Volksschule aufserordentlich viel lernen, ohne dafs wir die Eingliederung des Märchens in die Zillersche Kulturstufentheorie[3]) und die Verstiegenheit, die sich in der einseitig ethischen Ausnutzung desselben durch die Zillerschüler kundthut, mitzumachen brauchen.[4])

---

[1]) Vgl. R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder 23. Der mythologische Wert des Märchens wird überschätzt von Willmann, Päd. Vorträge[3] 26. Eine vortreffliche zusammenfassende Darstellung des deutschen Märchens liefert Wolfg. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung I 76 ff., das Beste in dem sonst unerträglichen Buche.

[2]) Auch Arndt, selbst ein trefflicher Märchenfabulist, und Gerok rühmen in ihren Jugenderinnerungen ihren Müttern dasselbe nach. Vgl. auch Grillparzer, Selbstbiographie, Eingang.

[3]) Vgl. dagegen v. Sallwürk, Gesinnungsunterricht und Kulturgeschichte 51 ff. 101 u. o.; Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk 15 f.

[4]) Aus der überreichen Litteratur führe ich nur an Ziller, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht 343 457 f. 487; Willmann, Päd. Vorträge[3] 17 ff. 122, Didaktik[2] II 127 f.; Ufer, Vorschule zur Pädagogik Herbarts 53 ff.; Just, Märchenunterricht; Klaiber,

Ohne viel Worte und Nutzanwendungen 'erwächst aus ihnen, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte, ohne Zuthun der Menschen' die rechte Belehrung (Grimm a. a. O.), und die Art oder Unart, in der etwa das Märchen von den Sternthalern förmlich zu Tode gehetzt worden ist, darf uns noch nicht zu einer unbedingten Ausschliefsung dieser ganzen Dichtungsgattung führen.[1]) Turmhoch stehen sie doch über 'jenen faden und nüchtern ersonnenen Erzählungen, welche dem einfältigen Kindersinn in leeren, keine Wurzel schlagenden Bildern nichts als einen verdünnten Absud dürftiger Moral anboten' (J. Grimm, Einleitung zu Dietrichs Russischen Volksmärchen), über den wässerigen, schalen Kinderbüchern mit dem läppischen, würdelosen Inhalt, die wir im Zeitalter Richard Dehmels ebenso beklagen müssen wie der alte Arndt in den Schriften an seine lieben Deutschen.

Wir besitzen eine reiche Fülle der schönsten Märchensammlungen und Originalmärchen, ja es herrscht auf diesem Gebiete geradezu eine Überproduktion, die das harte Urteil Theodor Storms, des Schöpfers der poesievollsten modernen Jugenderzählung, des Pole Poppenspäler, rechtfertigt: 'Das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet wird, verschwindet in diesem Wuste' (Geschichten aus der Tonne, Einleitung). — Es ist nicht leicht, aus der Fülle die rechte Auswahl zu treffen; im folgenden sollen nur einige Fingerzeige gegeben werden.

In erster Linie kommen natürlich Grimms Märchen in Betracht; aber auch die köstliche Quelle von Humor und Gemüt, die in Andersens Märchen sprudelt, und Hauffs dem naiven Kinderherzen so innig angepafste Märchen können der Jugend nicht früh genug zugänglich gemacht werden. Auch Arndt ist ein prächtiger Märchenerzähler. Dagegen kann die Märchendichtung der Romantiker, so sehr sie sich auch für alles Volks- und Altertümliche erwärmten und im Suchen nach der blauen Wunderblume, im Schwärmen für die mondumglänzte Zaubernacht begeisterten[2]), für die Jugend nicht in Betracht kommen, schon nicht wegen des für uns unerträglichen ironisierenden Stils, der seinen widrigsten Ausdruck findet in dem geistreichelnd frivolen Märchendichter Alex. von Sternberg, der aber auch selbst den Genufs so reizender

Das Märchen und die kindliche Phantasie; Ackermann, Päd. Fragen 85 ff.; Lehmensiek, Reins Päd. Studien XV 1 ff.; Landmann in Reins Handbuch der Pädagogik s. v. Märchen; Ohlert, Die höhere deutsche Schule 91.

[1]) So verhalten sich allzu ablehnend Palmié, Evangel. Pädagogik 368 ff.; Schwartz, Zeitschr. f. d. evang. Religionsunterricht 1898, 266 ff. Namentlich gegen die Gespenstergeschichten wendet sich Gottfr. Maier, Päd. Psychol. für Schule und Haus 15 ff. Vgl. W. v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes Kap. II und Hebbel, Meine Kindheit, Abschnitt 7, wo die Überreizung der jugendlichen Phantasie durch Gespenstergeschichten sehr anschaulich geschildert wird.

[2]) Näheres bei Hettner, Gesch. d. deutschen Litteratur i. XVIII. Jahrh. III 2, 422 ff.; Haym, Die romantische Schule 75 ff. 84 f. 378; Ricarda Huch, Die Blütezeit der Romantik 322 ff.

Märchen wie Zedlitz' Waldmärchen, Immermanns Tulifäntchen und seines Antipoden Platen Rosensohn beeinträchtigt. Am erträglichsten ist noch Tieck, der Dichter des Rotkäppchens und des Gestiefelten Katers, dessen schönste Märchen der Phantasus vereint, viel weniger schon Brentano. Doch verdanken wir ihm die wunderbar ergreifende Dichtung vom braven Kasperl und schönen Annerl, und wenigstens für Erwachsene sind seine phantastischen Märchen noch recht ergötzlich. Ganz unbrauchbar sind natürlich die wahnwitzigen Dichtungen des Visionärs E. Th. A. Hoffmann, der den Goldenen Topf und Nufsknacker und Mäusekönig allerdings selbst für Kinder bestimmte, während seine Märchen mit ihren Doppelgängern und Salamandern durch die grauenvolle Verquickung der alltäglichsten Gegenwart mit dem schaurigsten Spuk der Geisterwelt, bei der man nie weifs, wo das Sein endet und der Schein beginnt, die Kinder geradezu verhängnisvoll stören und verwirren müfsten. — Dagegen sind die allerdings durch 'ihren launigen Rokokostil' (Gerok, Jugenderinnerungen 182) ausgezeichneten, aber doch recht unjugendlichen und platten, in Wielands satirisch-witzelndem Tone vorgetragenen Märchen von Musaeus wiederholt ganz hübsch für die Jugend bearbeitet worden; ebenso hat man ihr Swifts Reisen Gullivers, deren blutige Ironie ursprünglich wahrlich nicht für die Kinderstube bestimmt war, erschlossen, und auch der reiche, seiner üppigen Erotik und sittlichen Schlaffheit wegen zur Vorsicht mahnende Märchenschatz von 1001 Nacht kann in verständiger Auswahl und Bearbeitung die jugendliche Phantasie befruchten helfen.[1])

Auch die neuere Zeit hat uns manchen vortrefflichen Märchenerzähler geschenkt, dessen Dichtungen für jung und alt gleich erfrischend und herzerquickend sind, in erster Linie den gemüt- und humorreichen herzigen Kinderfreund Robert Reinick, und neben ihm Leander, Agnes Franz, Pauline Schanz, Mörike, Storm, Seidel, Baumbach, C. von Rohrscheidt, Sturm, Lohmeyer, Blüthgen, Lechleitner, Carmen Sylva und so manchen sonst, während das überkommene Märchengut neben zahllosen anderen in Colshorn, Bechstein, Kletke, Linz-Godin, Günther, Hoffmann, Engelmann, Wulf, Schalk verständnisvolle Bearbeiter gefunden hat.

Neben dem Märchen dürfen auch die hellenischen Sagengebilde zur Ergänzung herangezogen werden, ohne dafs dadurch das Bild unseres heimischen Volksglaubens verdunkelt zu werden braucht; denn in der Ausgestaltung dieser mannigfachen Fabelwesen ist die Volksphantasie in der Hauptsache bei allen Völkern ganz den gleichen Weg gegangen. Die Anlässe zu Mythenbildungen sind ja überall im wesentlichen die gleichen; überall wölbt sich der gleiche Himmel, strahlt die gleiche Sonne, braut der Nebel und wogt der Strom in gleicher Art. Landschaftliche Variationen fehlen natürlich nicht; im Norden mag das Dämonische des Nebels, im Süden die heitere Bläue des klaren Himmels den gröfseren Einflufs geübt haben; im allgemeinen wird der Hinweis

[1]) Ich vermag die Bedenken von Barth in dieser Zeitschrift 1901 II 51 ff. dagegen ebensowenig zu teilen wie die überschwängliche Bewunderung von Jean Paul, Levana III § 125 und Tieck, Phantasus I 2.

auf eine Leukothea, einen Polyphem nur zur Bereicherung der Erkenntnis der entsprechenden deutschen Dämonen beitragen, und die Macht der Analogie, der Entwickelung gleicher Bilder aus den gleichen Grundanschauungen ist für die Mythologie von der gröfsten Bedeutung, von viel gröfserer als alle angeblichen Entlehnungen und Urverwandtschaften. — So viel über mein Material. Bemerken mufs ich noch, dafs ich in allererster Linie die mitteldeutschen Sagensammlungen herangezogen habe; die aufserthüringischen und zumal die aufserdeutschen sind nur dann verwertet, wenn sie besonders interessante Parallelen und Ergänzungen boten.[1])

Die im folgenden vorgelegte Arbeit will aus der überreichen Fülle des Stoffes in einer auf eine ganz unmögliche Vollständigkeit verzichtenden Auswahl das Wichtigste über die Riesen und Zwerge zusammenstellen, während die luftigen Gestalten der Elfen, Nixen u. s. w. einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben. Sie ist erwachsen aus dem Unterricht, aus einer zweistündigen Lehrprobe, die ich als Mitglied des Jenaer Gymnasialseminars 1897 in Quinta gehalten habe, und die aus dem in früheren Stunden und häuslicher Lesung beschafften Apperceptionsmateriale die vielen Einzelzüge in das auch jetzt benutzte Schema (Namen, Äufseres, Wohnort, Lebensweise, Verhältnis zu den Menschen, Eigenschaften) reihenweise zusammenfafste und mit einer Vergleichung von Zwergen und Riesen schlofs. Sie will dem Lehrer, der auf den verschiedenen Unterrichtsstufen gelegentlich den Volksglauben beachten und mythologische Belehrungen vermitteln will, den erforderlichen Stoff und, in sparsamster Beschränkung, auch die Handhaben zu weiterreichender Orientierung darbieten.

Vollkommen abgesehen habe ich von allen Mythendeutungen. Die Auswahl unter den massenhaften Systemen ist freilich reich genug, die sich seit den antiken Phantastereien eines Euhemeros oder Palaiphatos und der Stoa bis zu den rationalistischen Erklärungen der Aufklärer wie Bahrdt hinziehen und namentlich im XIX. Jahrh. eine beängstigende Vielgestaltigkeit angenommen haben. Jedes tritt auf mit dem Anspruch auf alleinseligmachende Gültigkeit und schlägt alle die vielgestaltigen mythischen Gebilde über den engen Leisten der gerade erkorenen Schablone. Während die allegorische Methode der Görres und Kreuzer nachgerade abgewirtschaftet hat, stehen die elementaren Deutungen noch in hoher Blüte. Es ist auch in der That am wahrscheinlichsten, dafs z. B. die Riesen und Zwerge die Verkörperungen der bald freundlichen, bald verderblichen Naturkräfte sind, die Riesen 'die Dämonen des kalten, nächtlichen Winters, des unwirtbaren Hochgebirges, des Sturmwindes, der sengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres' (Jiriczek, Deutsche Heldensagen I 200 ff.). Aber die Spitzfindigkeit und Einseitigkeit, mit der diese natursymbolischen Auffassungen durchgeführt sind, hat auch sie in Mifskredit gebracht. Max Müller und Adalbert Kuhn wittern überall Sonnenmythen; wie der Wolf der Finsternis im Märchen die sieben Geifslein des Lichtes verschlingt, so sehen sie in allen Schöpfungen des Mythus ledig-

[1]) Ein Litteratur- und Quellenverzeichnis wird den Schlufs dieser Abhandlung bilden.

lich den Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis verkörpert[1]); die Meteorologen wie E. H. Meyer und Gilbert verlegen den Schauplatz der mythenbildenden Phantasie in die Luft, alles verflüchtigt sich in Sturm und Nebel, überall spuken Gewitter- und Windriesen, selbst die Minyer von Orchomenos werden zu Baumeistern in Wolkenkukuksheim; Mannhardt fand allüberall Roggenwölfe und Korndämonen; Forchhammer hat die Ilias in Wasser aufgelöst, und so geht es weiter in lieblichem Wechsel. Auf die Schule gehören diese willkürlichen und einseitigen Deutungen am allerwenigsten; sie würden vielmehr der naiven Phantasie allzufrüh hindernd den Weg vertreten.

Ebensowenig vermag ich mich mit der heute dank den exakten Forschungen der vergleichenden Sprach- und Kulturgeschichte ziemlich überwundenen vergleichenden Mythologie zu befreunden, die einst in den tollsten Gleichungen und kühnsten Konstruktionen einer indogermanischen Mythengemeinschaft geschwelgt hat, weil sie die Möglichkeit der Entlehnung und die ungeheure Macht der Analogie ganz verkannte.[2]) Heute huldigt man mehr dem anderen Extrem und verwirft das, was den Mythenforschern alten Schlages die einzige Grundlage war, als künstliche, mehr oder minder wertlose Erzeugnisse priesterlichen Truges und hierarchischer oder gelehrter Spekulation. Ganz wo anders sollen die Quellen echten, unverfälschten Volksglaubens sprudeln, in Sage und Aberglauben der von aller Kultur unbeleckten Naturvölker; nur was auf diesem Prüfstein sich bewährt, hat aus der Mythologie der Kulturnationen den Anspruch, ernst genommen und als wahrhaft volksmäfsig gewertet zu werden. Wer in alle Tiefen der Folkloristik eingetaucht ist, der verachtet jede mythologische Forschung, die sich nicht von den Finnen und Lappen Rats erholt und ihre Beweisstücke aus den nur leider allzu unkontrollierbaren Berichten über die Religionen der Zulus und Feuerländer, der Eskimos und Huronen, der Singhalesen und Kariben zusammenträgt. Schwartz und Mannhardt stehen zwar auch auf dem Standpunkt, dafs der moderne Volksaberglaube den unverwandelten Glauben der Urväter darstelle, aber sie haben sich wenigstens auf erreichbare Völker beschränkt; die Anthropologen dagegen erklären aller 'traditionellen und offiziellen Mythologie' den Krieg aufs Messer. Wir sollen 'den Wilden als Repräsentanten der Kindheit des Menschengeschlechts in Anspruch nehmen'; 'zu Millionen leben noch Wilde und Barbaren, welche wie einstmals in rohen altertümlichen Formen die frühesten Naturdarstellungen des Menschen hervorbringen', auf der Basis 'der wilden Mythologie lassen sich die Mythen höher civilisierter Rassen als Kompositionen, die zwar aus gleichem Ursprung entsprossen, aber in künstlerischer Beziehung weiter ausgebildet sind, entwickeln' (Tylor, Die Anfänge der Kultur I 280f. 312).

---

[1]) Sie verdienen die Satire von U. v. Wilamowitz, Euripides Hippolytos 25.

[2]) Man halte dagegen die vortrefflichen Ausführungen von Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[7] 333, Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 76 ff. Die Bedeutung der Analogie unterschätzt zu Gunsten einer viel zu weit gehenden Entlehnung Gruppe in seinen sonst bahnbrechenden und hochbedeutsamen Werken: Griech. Kulte und Mythen 78 ff., Griech. Mythologie 719 ff.

So liefern Fetischismus und Totem die Quadern zu dem stolzen Turm des Animismus, von dem aus die modernsten der modernen Forscher die weiten Gebiete der Mythologien aller Völker durchleuchten. Seelen- und Mahrenglaube, Alpdruck und Totenkult, das sind heute die Schlagworte und die Kategorien, in die wie vorher in das solare oder meteorologische Dogma selbst die naiven Zwerge, Riesen und Elfen mit der gleichen rücksichtslosen Einseitigkeit und Künstelei geprefst werden. 'Irdische Realitäten', so behaupten die Animisten, 'spielen als zu wenig zauberhaft und geheimnisvoll im Mythus eine sehr bescheidene Rolle' (E. H. Meyer, Achilleis 449). 'Zwei Probleme beschäftigen den Menschen von je: Erstens, was macht den Unterschied zwischen einem lebenden Körper und einem toten? Was ist die Ursache von Wachen, Schlaf, Verzückung, Krankheit, Tod? Zweitens, was sind jene menschlichen Gestalten, die uns in Träumen und Visionen erscheinen?' (Tylor, Anfänge der Kultur I 422). Schon für die niederste Rasse ist die Seele 'ein dünnes, körperloses menschliches Bild . . .; es vermag den Körper weit hinter sich zu lassen, um schnell von Ort zu Ort zu eilen; es ist meistens ungreifbar und unsichtbar, doch offenbart es auch physische Kraft' u. s. w. (das.). 'Die Lehre von der Seele, die sich auf die natürlichen Wahrnehmungen des Urmenschen gründet, gab der Lehre von den Geistern erst den Ursprung . . . Es scheint, als ob die Vorstellung von einer menschlichen Seele, einmal von dem Menschen ergriffen, als Typus oder Vorbild gedient hat, nach welchem er . . . seine Ideen . . . von geistigen Wesen im allgemeinen gestaltet hat, von dem winzigsten Elfen . . . bis hinauf zum grofsen Geiste, dem himmlischen Schöpfer und Lenker der Welt' (das. II 108 ff.). Da nun Seelen und Gespenster, selbst schemenzart und nebelgleich, in Luft und Wind ihr Spiel zu treiben scheinen, so vermag E. H. Meyer, der Meister kompilatorischer Mythenkritik, die Gewitterdeutung damit zu einen, und auch Ludwig Laistner steht dem nicht ferne. Er hat den animistischen Löseschlüssel zu dem Rätsel der Sphinx und zu allen mythologischen Problemen gefunden. Schlafzimmer und Bett sind die Geburtsstätten der Religion; 'des Alps war der Mensch so gewifs, wie seiner eigenen Glieder . . ., sein Gebaren kannte er, wie das der Nebenmenschen, ganz reflexionslos, aus der Anschauung. Erst indem er sich die Frage vorlegte, wo die ihn heimsuchenden Wesen zu Hause seien, begann das logische Geschäft der Schlufsfolgerung; er verwies sie hinaus in Feld und Wald', und so schlagen die Phantasien des Traumlebens um in Naturmythen, die nach dem Vorbild der älteren, unscheinbaren Alpmythen gebildet sind; 'seitdem Alpmythen leben, mag die Volksphantasie im geisterhaften Spiel des Nebels die nämlichen Gestalten zu sehen vermeint haben, von deren Dasein das typische Traumerlebnis untrügliche Kunde fortwährend erneute'.

Diese ganze heute fast kanonisierte animistische Theorie, die allen Götter- und Geisterglauben einzig und allein aus dem Ahnen- und Seelenkult ableitet, der das Gespenst und die Trude und der blutsaugende Vampyr die wichtigsten Dämonen sind, ist selbst in Werke wie Rohdes Psyche und Pfleiderers Religionsphilosophie eingedrungen; aber sie mufs die schärfste Ablehnung er-

fahren.[1] Sie setzt für den Naturmenschen eine unglaubliche Abstraktionsfähigkeit voraus, ein grübelndes Reflektieren, das dem naiven Naturkinde so ferne als möglich liegt. Ein moderner Mytholog behauptet freilich, die Forschung müsse 'die Einheit als Naturnotwendigkeit in aller menschlichen Religionsentwickelung nachweisen'; aber richtiger urteilt Wundt, dessen den Mythus behandelnden Band seiner Völkerpsychologie wir mit Spannung erwarten dürfen, dafs nicht alle mythologischen Vorstellungen einer Quelle zu entstammen brauchen (Ethik 59 ff., besonders 61). Mythologie und Religion, wenigstens in ihrer ältesten Form, ist Fülle und Mannigfaltigkeit und alles andere eher als starre Einseitigkeit, vielmehr Anschaulichkeit in allem Reichtum ihrer Formen, unmittelbare lebensvolle Anschaulichkeit ohne jede Reflexion. Die qualvolle Frage nach dem Verbleib und den geheimnisvollen Lebensäufserungen der entschwundenen Seele kann all die phantasiedurchtränkten Schöpfungen des Volksgenius, die wir Mythologie nennen, niemals erklären. Die Phantasie, 'Jovis bewegliche, immer neue seltsame Tochter', die um Berge und Wälder, am Himmel und in des Wassers träumenden Fluten ihr Zauberspiel treibt, und die allerdings auch des Schlummernden Geist wunderlich beschäftigt und um die einsamen Cypressen des Kirchhofes und um das zerbröckelte Gemäuer düsterer Ruinen gespenstische Ranken flicht, der auch der spukhafte Zug der Wolken sich auflöst in kämpfende Geisterheere und riesenhafte flatternde Gestalten, sie ist die Mutter der Religion[2]); ihr wird

Altar des lieblichsten Dankes
Des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker (Goethe, Harzreise),

oder, wie derselbe Goethe zu Eckermann sagt: 'Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, von woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schliefsen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe, keinen Ausdruck haben und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisieren müssen, um unsere dunklen Ahnungen einigermafsen zu verkörpern und fafslich zu machen. So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortleben.' Das ist gesundes Verständnis der Mythologie.[3])

Aus den bisherigen Darlegungen ergiebt sich für uns die Berechtigung,

---

[1]) Mit der animistischen Verstiegenheit geht Usener, Griech. Götternamen 253 scharf und gründlich ins Gericht. Ähnlich urteilt trotz einzelner Zugeständnisse Gomperz, Antike Denker I 12 ff.

[2]) Ich stimme in den Hauptgedanken überein mit Biese, Die Philosophie des Metaphorischen 34 ff. 42 ff. (vgl. dens., Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen 9 ff., Pädagogik und Poesie 167 f., 280), dessen Schlagwort 'Die Metapher ist die ursprüngliche notwendige Anschauungsform des Denkens' die mythologischen Probleme hell beleuchtet.

[3]) Vortrefflich wird das 'innere, glühende, heilige Leben der Natur', das sie mit zahllosen Gestalten bevölkert, geschildert im Werther 1. Buch 18. August. Vgl. auch Tasso II 1.

neben den eigentlichen mythologischen Quellen und den Volkssagen auch die poetischen Schöpfungen alter und neuer Zeit in weitem Umfange mit heranzuziehen. Nicht nur, dafs manche Dichter wie Arndt, Kopisch, Hertz unmittelbar aus dem lebendigen Volksglauben schöpfen und wertvolle Ergänzungen des wissenschaftlich gesammelten Materiales bieten, die Grenzen zwischen Mythus und Poesie sind überhaupt fliefsend, beide sind Zwillingsgeschwister. Beiden wird das Abstrakte gegenständlich, das Leblose beseelt. Für die älteren Zeiten ist oft gar nicht zu sondern, was die Phantasie des Dichters ersonnen, was der Volksgeist in naiver Gläubigkeit sich ausgedacht hat. Die Mythen sind selbst Dichtungen; die Poesie hat schon Herder die Muttersprache der Völker genannt. Wer erzählt uns denn von der goldenen Zeit,

> Da ein uralter Baum auf grüner Wiese
> Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab . . .
> Wo klar und still auf immer reinem Sande
> Der weiche Flufs die Nymphe sanft umfing,
> Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
> Unschädlich sich verlor, der kühne Faun,
> Vom tapfern Jüngling bald bestraft, entfloh?

Wer anders, als des Menschen Kraft, im Dichter offenbart? Und wer bürgt uns dafür, dafs die tiefsinnige kosmogonische Spekulation der Hesiodischen Theogonie, die wir an die Spitze der hellenischen Götterlehre stellen, etwas anderes ist als ein freies Gedankenspiel des Dichterphilosophen von Askra, vergleichbar den kühnen Systemen eines Herakleitos oder Parmenides und Anaxagoras? Oder wer will erweisen, dafs der Pandoramythus, den heute der Erfinder des genialen Menschen auf das gleiche Prokrustesbett wie Faust und Hamlet spannen will, etwas anderes sei als eine geniale Allegorie, von dem weltflüchtigen Grübler, den ein freudlos Schicksal unter die stumpfen Bauern Böotiens verschlagen und des Erbes beraubt hat, ersonnen, die Fülle des Elends auf dieser Erde zu erklären, der nicht einmal die Hoffnung, ein freudiger Stern, leuchtet, ersonnen freilich in poesievoller Intuition, nicht mühsam zusammengequält wie der Herakles am Scheidewege des Prodikos, aber eben doch blofs ersonnen? Und auf der andern Seite: Was unterscheidet denn den Dichter, der die Naturgebilde vergeistigt und beseelt, von dem mythenbildenden Menschen der Vorzeit? Was bei diesem naiv geschieht, in harmlosem Kinderglauben, dafs er ringsum Leben und Bewegung spürt, dem Kinde gleich, das ja auch überall im Toten und Leblosen seine lebendige, handelnde, treibende menschliche Umgebung wiederfindet, das vermag beim Dichter die überwältigende Kraft des ἐνθουσιασμός, dazu reifst ihn die Begeisterung fort mit unwiderstehlichem Flügelschlage. Was bei dem Manne des goldenen Zeitalters das Dasein erhöht vom Morgen bis in die nächtigen Träume, das ist für ihn freilich nur das Geschenk seltener Stunden heiliger weltentrückter Verzückung; aber wenn ihn die Muse küfst, dann glaubt er an all das märchenhafte Geistergetön, das ihn aus Bach und Hain umrauscht, und in seiner Seele wiederholen sich jene uralten geheimnisvollen Vorgänge geheimnisvoll wieder, die in grauer

Vorzeit Wald und Heide und den weiten Weltenraum mit bunten Bildern füllten.[1])

Geheimnisvoll und unerklärlich bleiben freilich diese Vorgänge, heute wie am ersten Tag. Aus nie entdeckten Quellen strömen sie wie des Gesanges Wellen; die innersten Schächte des Menschenherzens, wo die Phantasie ihr unnahbares, unergründliches Reich aufgeschlagen hat, wird nie des nüchternen Kritikers mattes Grubenlicht erhellen, und so möge man nicht von mir erwarten, dafs ich mich auf den schlüpfrigen Boden der Mythendeutungen wage und mit zweifelhaften, mehr oder minder bestechenden Erklärungen nach dem wohlfeilen Kranze des Scharfsinnes hasche. Was bei solchen Forschungen Brauchbares herauskommen kann, das ist wesentlich eine Typenlehre der mythologischen Erzeugnisse und eine Mythengeographie; aber dafür mufs erst das Material gesammelt und gesichtet sein, und ich stimme Wilhelm Hertz durchaus bei, der als Ziel seiner geistvollen Studie über den Werwolf festsetzt: 'Ich denke nicht daran, die schwierige Frage über den Ursprung der Sage lösen zu wollen, sondern bin überzeugt der Sache weit mehr zu nützen, wenn ich die Kenntnis des reichhaltigen Materials zu fördern suche, welche jeder endgültigen Deutung, sofern eine solche überhaupt möglich ist, vorausgehen mufs.' Goldene Worte, die heute leider vergessen scheinen, hat vor mehr denn 50 Jahren auch Weinhold in der Einleitung zu den Sagen von Loki gesprochen: 'Ich wage mich nur mit zögerndem Fufse auf den Boden der mythologischen Untersuchungen; denn er ist glatt und schlüpfrig und mehr als einer brach auf ihm Hals und Bein. Dichterischer Sinn und verständige Mäfsigung sind ein notwendiges Reisegepäck, dazu das lebendige Bewufstsein, dafs die Erzeugnisse verschiedener Zeiten uns vorliegen, die mit historischer Kritik zu behandeln sind. Ein einseitiger Standpunkt schlägt dem Mythologen sogleich ein Bein unter; er mufs die Sagen mit durchleben, die ganze innere Krisis der Vorzeit mit durchringen, sich hineinfühlen und hindurchschmiegen, will er der Gewifsheit nahe kommen, dafs er die Mythen recht erkannt hat.' Nicht die Genesis des Mythus ist die Hauptsache, ob der Held die Sonne oder die Sturmwolke oder was sonst wiederspiegelt, sondern die Geschichte des Mythus, die historische Entwickelung und Verzweigung der Sage, nicht die vage, irrlichternde Hypothese, sondern die ernste, geschichtlichen und philologischen Geistes volle Quellenforschung. Nicht bei dem Naturforscher und Naturphilosophen soll der Mythologe in die Schule gehen, sondern bei dem Historiker und dem Interpreten der litterarischen und archäologischen Überlieferung. Nicht auf Ergebnisse um jeden Preis und um jedes Opfer besonnener Kritik kommt es an, sondern auf die Feststellung der Grenzen, bis zu denen die Forschung vordringen kann, und wo ihr ein unwiderrufliches Halt entgegentönt, nicht auf eine Verdichtung der tausendfältigen Mannigfaltigkeit zu

[1]) So sagt Tylor, Anfänge der Kultur I 209 f.: 'In den Augenblicken des Lebens, wo der civilisierte Mensch die Fesseln der trockenen Wissenschaft abwirft und zu den Träumen des Kindesalters zurückkehrt, öffnet sich ihm aufs neue das uralte Buch der beseelten Natur. Das, was für uns Dichtung ist, war dem ältesten Menschen Naturanschauung.'

einer chimärischen Einheitlichkeit, sondern auf die Anerkennung und Ordnung der überquellenden Fülle. Nicht die Arbeiten der Mythologen von Fach, die nur als Stoffsammlungen von Wert sind, sondern die mythen- und sagengeschichtlichen Forschungen, wie sie mein hochverehrter Lehrer v. Wilamowitz im Herakles, Usener in den Griechischen Götternamen, Maafs im Orpheus, Dieterich in den Nekyia, Rohde in der Psyche, Oldenberg in der Religion des Veda, Weinhold in einer ganzen Reihe von Schriften geboten haben, sind die wahren Muster.

Mein Ziel ist ein viel bescheideneres; wie ich auf alle Mythendeutungen verzichte, so sehe ich auch gänzlich ab von allen Etymologien, obwohl da billig zu erraffender, aber nur allzurasch welkender Lorbeer an allen Bäumen hängt. Ich will mehr statistisch vorgehen, den Stoff einigermafsen übersichtlich sammeln und die oben geforderte Typik und Geographie der von mir zu behandelnden Dämonenwelt wenigstens in Andeutungen anbahnen.

Das Hauptgewicht aber lege ich bei meinen Zusammenstellungen auf die Erkenntnis des geistigen Lebens unserer Vorfahren, auf die kulturgeschichtliche Seite. In dem Gegensatze der rohen, gesetzlosen Riesen zu den in allen Künsten bewanderten, monarchisch regierten Zwergen liegt gleichsam die ganze Entwickelung der menschlichen Kultur beschlossen. Sehr mit Recht sagt Usener in der Einleitung seines bahnbrechenden Werkes über die griechischen Götternamen: 'Es sind die Kindheitsstufen der Völker, auf denen sich volkstümlicher Glaube bildet und zu mythischen Formen gestaltet: alles, was in dieser Zeit das Gemüt des Volkes erregt, die ganze Aufsenwelt, . . . selbst die Fortschritte der äufseren Kultur, wie Entdeckung des Feuers und Anfänge des Ackerbaues, das alles lebt als Niederschlag im Mythenschatze des Volkes fort; denn jedes Neue und Unbekannte tritt ja zunächst als ein göttliches Wesen an jene Menschen heran. Der Stoff der Mythologie fällt also völlig zusammen mit der inneren oder geistigen Vorgeschichte der Kulturvölker . . . Der mythologische Stoff wird ein Kapitel der Kultur- oder Geistesgeschichte.' Lange vor Usener hat ganz ähnlich schon Mannhardt, Wald- und Feldkulte II 209 f. geurteilt: 'Zwar dauerte die Kenntnis der objektiven Naturanlässe fort, welche die Bildung ihrer Gestalt (der wilden Männer) im Volksgeiste beeinflufst hatten, doch im allgemeinen verdichtete sie sich zu Spiegelbildern der wilden ursprünglichen, von der Herrschaft der Kultur gebändigten und unterworfenen, aber noch nicht veredelten Natur als Prinzip; weiterhin wurden sie zu ideellen Typen jener auch im höchsten Kulturleben nie aussterbenden Menschengattung, welche, von Naturkraft strotzend, die Schranke der Sinnlichkeit und des niederen Geisteslebens nicht zu durchbrechen, in das Reich der Ideen und wahren Humanität nicht einzudringen vermag. Sie dienen deshalb den Vertretern der letzteren als Folie.'[1])

---

[1]) Vgl. auch Wilh. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion 269 315 332; Weinhold, Altnordisches Leben 4 ff.; Golther, Handbuch der germanischen Mythologie 159 165; Wundt, Einleitung in die Philosophie 86 f. In ähnlicher Weise habe ich die Kyklopen und Phäaken für kulturgeschichtliche Erkenntnis verwendet, Lehrpr. 62 67 ff.

Kaum irgendwo läfst sich der Jugend so deutlich wie hier die Geschichte des Menschengeschlechtes an bezeichnenden Typen darstellen: die Riesen vertreten die ältesten, primitivsten Anfänge, sie sind die 'Personifikationen des Ungeheuren und Ungestümen, Finstern und Feindseligen' (Uhland, Der Mythus von Thor), die Zwerge dagegen der Endpunkt der Entwickelung.[1])

Den gleichen Gegensatz und Entwickelungsgang verkörpern in der eddischen Mythologie die Kämpfe der Asen gegen die Riesen, wie Uhland im Mythus von Thor und in der Abhandlung über die Vanen, Weinhold in seinen geistvollen Untersuchungen über den Vanenkrieg und die Riesen gezeigt haben. Hier sind namentlich die Kämpfe Thors von Bedeutung. Thor, der Vernichter der Riesen, der Schirmer ländlicher Kultur, der Gott der norwegischen Bauern gegenüber dem eleganten schwedischen Handelsgott Freyr und Odin, dem Träger der höchsten geistigen Kultur, ist selbst einer Riesin Sohn und trägt noch riesische Züge genug. Er ist 'eine ausgeprägte Individualität, der richtige Raufbold voll persönlicher Kraft und Abenteuersucht'[2]), und entwickelt ganz wie seine Gegner die ungeheure Kraft und den ungeheuern Appetit, der dem Hünen eignet; wie sie zeigt auch er geistige Beschränktheit und Mangel an Gewandtheit und Redekunst. — Ebenso stellt in der hellenischen Göttersage der Gegensatz der Titanen und Giganten zu den Olympiern den Kampf dar, den die Barbarei gegen die sittliche Weltordnung und die Kultur führt. Auch in Herakles, dem griechischen Riesenbekämpfer, dem Seitenstück zu Donar, steckt noch ein gut Teil riesischer Art, zumal in dem plumpen Tolpatsch des Satyrspiels und dem derben Kraftmenschen, zu dem die Kyniker ihren Heiligen verzerrt haben. Er wie Donar verkörpern den noch fliefsenden Übergang der Menschheit aus rohen Urstufen zu höherer Gesittung, noch durchsetzt mit den Schlacken des alten Barbarentums, aber doch schon auf nutzbringende und segenstiftende Thätigkeit gerichtet.

Um zu unserem Ausgangspunkte zurückzukehren, so bleibt es unsere Hauptaufgabe, die Schüler von unten herauf mit den lebendigen, konkreten Gestalten des Glaubens der Vorfahren und zum Teil noch des heutigen Volksaberglaubens bekannt zu machen, um ihre Phantasie zu befruchten, ihren geschichtlichen Sinn zu entwickeln, aber nicht, sie in die Streitfragen über die psychologischen Grundlagen der Mythologie einzuführen. Es sind vielmehr die vornehmlich von Frick immer und immer wieder erhobenen Forderungen zu beachten: Anschlufs an den Erfahrungskreis des Kindes, vor allem Anknüpfung an das Heimatgefühl, an heimische Sitte, an Volksglauben und Volkssage, und Bearbeitung dieses Stoffes nach seinen typischen Elementen, Herauslösung der stamina, stete Hervorhebung des Charakteristischen, 'um so den Sinn zu bilden und zu kräftigen für deutsches Wesen' und deutsche Art und 'einen festen Grundstock von fruchtbaren, stets wachsenden Eindrücken, Empfindungen, Vor-

[1]) Verwandte Gedanken finden sich schon in der bekannten Vorrede zum Deutschen Heldenbuche, wo nacheinander Riesen, Zwerge, Helden entstehen.

[2]) Lippert, Die Religionen der europäischen Kulturvölker 224.

stellungen, Urteilen und Strebungen nationalen Gehalts in dem Gemüt des Schülers entstehen zu lassen'.

Von Heinzel- und Wichtelmännchen hat ja schon jeder Knabe einmal gehört; in dem heimischen Dorfe kennt er vielleicht den Schuppen, in dem die Kobolde hausen. Er getraut sich wohl des Nachts nicht auf den Kirchhof, weil dort ein knochendürres Gespenst in weifsen Laken umgeht, und schleicht schaudernd am Weiher im Walde vorbei, wo die Elfen tanzen und die Irrlichter huschen. Im benachbarten Berg, erzählte ihm die Grofsmutter, hütet ein graubärtiger Zwerg unendliche Schätze, die auch er heben kann, wenn er die blaue Wunderblume findet. Er denkt noch daran, wie er sich als kleiner Bube vor dem schwarzen Riesen oder dem Butzemann gefürchtet hat, der die unartigen Jungen im grofsen Sacke wegträgt, und was derartige, das Volk heute noch in gleicher Weise wie die Ahnen aufregende Spukgestalten mehr sind.[1]) An diesen reichen, altvertrauten und gerade darum so fesselnden und anlockenden Gedankenschatz müssen wir anknüpfen, den der Zögling mit sich bringt aus dem Elternhaus, dem heimischen Dorf, der heimischen Flur. Wir sollen ihn nicht gering achten, nicht mit täppisch rauher Hand unterdrücken; denn, um mit Wilhelm Raabe zu reden, 'wohl sind alle Kinder Sonntagskinder; in jedem liegt ein Keim der Fähigkeit, das Geistervolk zu belauschen; aber es ist freilich ein zarter Keim, und das Pflänzchen kommt nicht gut fort unter dem Staub der Heerstrafse und dem Lärm des Marktes'. Aus dem unendlichen Sagen- und Märchengut der lebendigen Gegenwart dürfen wir dann — mit Takt und Vorsicht freilich — Rückschlüsse ziehen auf den Glauben unserer Vorfahren, auf die gewaltigen Götter sowohl, denen sie in Furcht und Zagen ihre Geschicke anvertrauten, wie auf die bunte bald gütige, bald feindliche Welt der Zwerge, Elfen und Nixen, von denen sie sich rings umgeben und umwoben glaubten, mit denen sie zusammenhausten als friedlichen Hausgenossen.

Doch es ist Zeit, diese allgemeinen Betrachtungen abzubrechen und zu unserem eigentlichen Gegenstande zu kommen.

Kapitel I. DIE ZWERGE

Namen. Zwerge, in Mitteldeutschland von Franken bis Schlesien auch Querge, Quarge, Querxel u. s. w.; Wichte oder Wichtelmänner, in Thüringen gelegentlich Wuchtel (Hertel, Thüringer Sprachschatz s. v.); Heinzel- oder Heinzemännchen; Unterirdische, besonders im nördlichen Deutschland; Erd- oder Bergmännlein; Gnomen; Kobolde; Graumännlein; Nissen; Pucks; Nörglein. — Weitere Namen bei Gelegenheit im Texte.

Äufseres. Gröfse. Die Zwerge sind ganz klein. Alberich in der Ortnitsage, der trotz seiner 500 Jahre wie ein Kind aussieht, ist noch ein Riese

[1]) Man vergleiche die schönen Worte Jean Pauls über die Poesie des Aberglaubens bei Fischer, Jean Paul II 237 f., Mörike, Maler Nolten II 83, Matthias, Aus Schule, Erziehung und Unterricht 396.

gegen die anderen. Zwerg ist nur $^1/_4$ so grofs wie der Fürstensohn (Colshorn 76), 3 Spannen lang ist der Kobold im Keller Baumbach, Sommermärchen 165; die Lilliputaner Swifts sind 6 Zoll lang. In den Volkssagen dreschen oft 7 oder gar 9 Zwerge in einem Backofen, ohne sich die Köpfe einzuschlagen. Die bretonischen Feen sind grofs wie ein Reiterstiefel (Hertz, Spielmannsbuch 60).

Häufig sind die Zwerge nur einen Finger lang: Däumlinge oder Fingerlinge; so in Ostpreufsen v. Tettau und Temme 157. Grimms Märchen erzählen von Daumerling und Daumesdick, vgl. auch Bechsteins Märchen. Daumesdick setzt sich ins Ohr der Pferde, schlüpft in ein Mauseloch und in ein leeres Schneckenhaus, wird mit dem Heu von der Kuh gefressen und von einem Wolf verschlungen; Daumerling rüstet sich mit einer langen Stopfnadel als Degen aus, wird durch den Dampf der Speisen aus einem Schornstein herausgetrieben, kriecht in Fingerhut und Tischritz, durch Spalten oder Schlüssellöcher in die Schatzkammer, wo er sich unter einem Thaler versteckt, wird von einer Kuh verschluckt und in eine Blutwurst gestopft und schliefslich von einem Fuchs aufgeschnappt. — Das Märchen vom Däumling ist uralt und allen Völkern eigen.

Mit den Siebenmeilenstiefeln
Schritt er schon durch manch Jahrtausend.
(Uhland, Romanze vom kleinen Däumling.)

Von Daktylen fabelten schon die alten Hellenen, ähnlich vom Halberbschen die Neugriechen (J. G. v. Hahn I 55, 300 ff., II 116), vom Halbfinger die Litauer (Schleicher 7 f.), vom palček die Slaven (Krek, Einleitung in die slav. Litteraturgesch. 232). Der Däumling ist ein Lieblingsheld der Romantiker. Tieck hat im Phantasus seine Geschichte dramatisiert; das reizendste romantische Däumlingsmärchen aber ist Immermanns Tulifäntchen. Dies 'Zwergenknirpslein, fingerlang und fingerdick' zieht unter dem Schutz einer gütigen Fee in brennendem Drang nach Ruhm und Abenteuern in die Welt und vollbringt als Fliegentöter und Riesenbezwinger glorreiche Heldenthaten, die man bei Immermann im einzelnen nachlesen möge.

Auch die Tiere der Zwerge sind natürlich ganz klein. Laurin reitet ein Rofs in Rehesgröfse. Das Bergmännlein bei Ruhla fährt in einem von Libellen gezogenen Wagen (König 88); Zwerge reiten auf Hirschkäfern, fahren in einem mit Mäusen bespannten Wagen (Seidel, Wintermärchen II 232 f. 308). Die Pferde der Lilliputaner setzen über Gullivers Hand, und ihre Gänse sind sperlingsgrofs. — Ich stelle hier noch einige weitere Proben der Zwerghaftigkeit der Lilliputer zusammen: 7 Fufs hoch sind die gröfsten Bäume; das ganze Land dehnt sich 6 Stunden weit aus, und die Stadt könnte Gulliver mit wenigen Steinwürfen zerschmettern. Sein Hut erregt den Schrecken der Zwerge; er ifst für 1824 Lilliputaner, 300 Köche und 200 Schneider arbeiten für ihn, und mit der Hand zieht er die ganze Flotte des Nachbarreiches fort.

Aussehen. Oft sind die Zwerge zierlich und niedlich: Grimms Märchen Die Wichtelmänner 1. 'Glattwangig, zart und wohlgestalt' ist Hertz' Bruder Rausch.

Der Tomte i Garden ist klein wie ein Kind
Und trägt mit Müh' einen Halm im Wind,
Er hat ein rot Käppchen und freundlich Gesicht. (Kopisch.)

'Von diesen kleinen Unterirdischen waren die gröfsten kaum eine Elle lang, ... aber sie waren von Gestalt und Gebärde freundlich und schön, mit hellen, lichten Augen und mit gar feinen und anmutigen Händchen und Füfschen' (Arndt I 151).

Ein Kerlchen spinneweb'ger Art,
Ein splitternacktes Wichtlein,
Sein Fleischlein rosig und schemenzart,
Die Äuglein blitzende Lichtlein.
Die Schrittlein sind so sanft und ring,
Kein Gräslein braucht sich zu bücken.
(Grasberger, Das Wichtlein.)

Meist freilich sind die Zwerge häfslich. Besonders charakteristisch sind ihre grofsen dicken Köpfe, nach denen sie in der Mark geradezu Dickköpfe heifsen (Wuttke 230). Die hessischen Hollen waren 'kleine Leute mit dicken Köpfen' (Lyncker 54); von einem kleinen, häfslichen Männlein mit einem gewaltig dicken Kopf und verfilztem Haar erzählt Witzschel 184. Vgl. auch Hauff, Zwerg Nase, Hertz, Spielmannsbuch 348.

Auch sonst sind Mifsgestaltungen der Zwerge nicht selten. So hat der Zwerg Schaibar in 1001 Nacht, Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Peri Banu, bei seinen $1\frac{1}{2}$ Fufs Länge einen über 30 Ellen langen, bis zu den Ohren aufgestülpten Bart, der fast das ganze Gesicht bedeckt. Seine Schweinsohren stecken tief in dem ungeheuer dicken Kopfe. Aufserdem ist er vorn und hinten mit einem Buckel behaftet, wie der triefäugige, säbelbeinige oberlausitzer Zwerg (Gräfse 250), und die neugriechischen Kalikantsaren (Schmidt, Volksleben 148). — Besonders viel wissen die Volkssagen von den mifsgeformten Füfsen der Zwerge, ihren Gänse-, Enten-, Ziegenfüfsen, die sie gern durch lange Mäntel verbergen (Montanus 99), bis sie durch gestreute Asche entdeckt werden (Bechstein, Thür. Sagenbuch II 188). Den Zwergen sitzen die Füfse verkehrt, die Zehen nach hinten, die Fersen nach vorn (Wyfs I 319), einfüfsiger Zwerg Wolfs Zs. IV 168. Andere heifsen Plattfüfschen (Gredt 53).

Trotz ihrer winzigen Gestalt haben die Zwerge oft alte, runzlige, verwelkte Gesichter und lange weifse Bärte. So schon Alvissmol 2, Grimms Märchen Schneeweifschen und Rosenrot, Die Geschenke des kleinen Volkes, König 109, Witzschel 86, Wucke 430 444, Reinick, Prinz Goldfisch und das Fischermädchen. Zwerg mit 7 Ellen langem Bart Haltrich 85.

Ein Knappe, drei Ellen lang,
Stieg empor aus verschüttetem Gang,
War schon ein Männlein weifs und alt
Mit langem Bart und verschrumpfter Gestalt.

Aber die Augen glänzten ihm hell,
Schien auch sonst ein guter Gesell.
Hatte nicht Pferdefuſs noch Schweif
Und war gepudert mit silbernem Reif. (A. v. Stolterforth.)

Der Zwergkönig Hibich ist ein 'alter Mann mit rauhem Haar wie ein Bär, einem sehr alten Gesichte und von kleiner Statur. Er hat einen eisgrauen Bart gehabt, und der ist ihm bis auf die Brust gegangen' (Pröhle, Harzsagen 56). Vgl. auch die Schilderung des Petermännchens bei Schwerin Bartsch 66 und Montanus 94: Bei einem sonst wohlgestalteten Zwerg 'war der Kopf übermäſsig groſs, reichte der Mund von einem Ohr bis zum andern, und die Züge waren so scharf, daſs das erdfarbene Antlitz einem sehr alten Männlein anzugehören schien.'

Kleidung. Mit Vorliebe tragen die Zwerge graue Kleider, daher der Name Graumännchen. So ist Baumbachs Kobold im Keller mit grauem zerschlissenem Kittel bekleidet. Graues Hutzelmännchen mit einem eisfarbenen Kittel Bechstein, Thür. Sagenbuch II 139. Grauweibchen treten auf in Zedlitz' Waldmärchen. — Den Kopf des Graumännchens deckt gewöhnlich ein rotes oder spitzes Hütchen. 'Grau die Jacke, rot die Kappe', so tragen sich Kopisch' Nissen. Das Schwarzwälder Graumännlein in Hauffs Märchen 'Das kalte Herz' trägt ein spitzes Hütlein, graues Wams, Pluderhöschen mit roten Strümpfchen. Zwerge in grauen Kleidern, nicht gröſser als eine Maus, mit roten Käppchen Seidel, Der Zwerg und die Gerstenähre. Gelegentlich begegnen wir auch Zwergen in ganz roter Kleidung, den Rotmützchen, Rotjäckchen, Rothosen, roten Jungen (Sommer 171). — Die groſsen oder spitzen Hüte sind für die Zwerge besonders charakteristisch. A. v. Droste-Hülshoff erzählt in den Bildern aus Westfalen von den Timphüten, kleinen runzligen Männchen in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen. Das besonders bei Hildesheim heimische Hütchen ist 'ein kleines Männchen, so groſs wie ein einjähriges Kind, hat ein Hütchen auf, das einer umgestülpten Glockenblume oder einem Fingerhütchen glich' (Bechstein I 7). Hertz' Bruder Rausch ist

Von einem roten Hemd umwallt,
Ein rotes Hütchen in den Locken.

Häufig tragen die Zwerge die ihrer Beschäftigung entsprechende Tracht. So gehen sie in Bergmannskleidung, mit grauen Mänteln, ledernem Wams, spitzer Kappe, Hammer und Schlegel (Grimm, Deutsche Sagen 37). Die Erzmännchen bei Brotterode 'waren kaum einen Schuh hoch, trugen kleine spitze Hütchen, lederne Schürzchen und . . . langstielige Hämmerchen' (Wucke 88), die kleinen Leute in Carmen Sylvas gleichnamigem Märchen sind ganz kleine Männlein 'mit langen Bärten und ledernem Schurz und ledernen Kapuzen auf den Köpfen und einer kleinen Laterne an der Seite und im breiten Ledergurt eine Axt'. Reizende Schilderungen auch bei Zingerle, Sagen aus Tirol 68, Pröhle, Harzsagen 59. — Der irische Cluricaun ist als Schuster gekleidet, ein 'winziges altes Männchen mit gekremptem Hut und ledernem Schürzchen,

das von oben herabhing' (Grimm, Irische Elfenmärchen 109). — In den Alpenländern finden wir auch Zwerge in Hirtentracht, in 'langen Hirtenkleidern mit Salztasche für das Vieh und mannslanger Rute' (Vernaleken, Alpensagen 191).

Andere gehen gern in buntem Gewand, so Grimm, Die Geschenke des kleinen Volkes, V. v. Straufs, Die Zwerge, und besonders anmutig Robert Burns Graumännlein:

> Graumännlein mit seinem niedlichen Ledersäckchen
> Schält ein Weidenreis und macht sich Stiefel und Jäckchen,
> Heidenröslein liefert ihm Hosen und Röckchen,
> Lilienblätter werden ihm Hemd und Kravättchen,
> Fliegenfedern schmücken sein kleines Hütchen.

Ein aschgraues Bergmännlein mit langem weifsem Bart und Haar hat einen schwarzen, rotverbrämten, mit einem gelben Gürtel umgürteten Talar und eine spitze, trichterförmige Mütze von smaragdgrüner Farbe (Gräfse II 301, vgl. Haupt I 191). — Besonderen Wert legen die Zwerge auf ihre Schuhe, die oft aus Glas oder Kristall (Arndt I 150 f., Schmitz 16) oder mit massiv silbernen, mächtigen Schnallen bedeckt sind (Grimm, Ir. Elfenmärchen 97 99).

Denn gar gern zieren sich die Zwerge mit prächtigem Schmuck. Ihre grauen Kleider sind besetzt mit blitzendem Gold und funkelnden Edelsteinen (Seidel, Das Hünengrab), und die Könige haben stets prachtvolle Kronen (Seidel a. a. O. und im Märchen Der Zwergenwald). Laurin trägt eine goldene Krone wie der Zwergenfürst Gübich oder Hibich (Harrys II 43, Grimm, Deutsche Sagen 29).

Wieder andere dagegen gehen in schäbigen Kleidern, selbst in Lumpen, so barfüfsig (Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg 70), barfüfsig und barhaupt (Bechstein II 215). Das Klabautermännchen in seinem roten zerfetzten Jäckchen zeigt solche Blöfsen, dafs es das Herz bewegt (Kuhn und Schwartz 15 und ganz ähnlich Zingerle 43, Wolfs Zeitschr. I 459). — Manche sind sogar ganz nackt: Grimm, Die Wichtelmänner, Grasberger, Das Wichtlein. Daher rühren die später zu besprechenden Kleidergeschenke dankbarer Menschen an hilfreiche Zwerge.

Wohnung. Meist hausen die Zwerge unter der Erde, in Bergen und Höhlen, wie Alberich im Nibelungenliede, und heifsen deshalb Erd- oder Bergmännchen und, zumal im Norden, die Unterirdischen. In allen Gegenden Deutschlands gelten Berge, Höhlen, Felsspalten als ihre Behausung.

> Zeigt sich eine Felsenritze,
> Ist auch gleich der Zwerg zur Hand. (Goethe.)

Vgl. auch die Bemerkungen von Wolf, Niederl. Sagen 577 und Hertz, Spielmannsbuch 60. So finden wir im Thüringerwald die Zinsen in den Zinsellöchern (Bechstein I 5), Zinselhöhle und Zinselmännchen bei Sonneberg (Schleicher 77 f.), Zwerglöcher im Dolmar bei Meiningen (Bechstein II 65), bei Gera 106, Quergelhöhlen und Querlichlöcher bei Schleiz, Königsee, Arnstadt, Plaue 147 215 217 287, Zwerge im Giebichenstein (Colshorn 73). Vgl. ferner Grimm, Die Wichtelmänner 2, Schneeweifschen und Rosenrot, Blüthgen,

Die Zauberpfeife. Besonders reich an Bergzwergen sind natürlich gebirgige Gegenden, so die Alpenländer, wo das Eismännlein, der Fernerzwergl oder Fernernorgl über die Gletscherwelt gebietet (Laistner, Nebelsagen 205). In Thüringen ist neben Harz und Hörselberg (König 109) der Kiffhäuser ihr Lieblingsaufenthalt, und sie bilden hier das Gefolge des Barbarossa (Grimm, Deutsche Sagen 303, Bechstein II 253, Rückert, Barbarossa, Devrient, Friedrich Rotbart). Vgl. auch die Wohnung des Herzogs Ulrich, 'die Kammern der Zwerge', im 19. Kapitel von Hauffs Lichtenstein und für Rügen Wolfs Zeitschr. II 143, für Luxemburg Gredt 47 u. o.

In den Bergen erbauen sich die Zwerge herrliche Paläste, die der Karfunkelstein erleuchtet, heller als die strahlende Mittagssonne. Der Zwergpalast ist eine niedrige Säulenhalle mit den wunderbarsten Kristallbildungen wie tausend Leuchter, mit bunten geschliffenen Steinen künstlich ausgelegt (Seidel, Der Zwergenwald): 'Es war alles wie mit Perlen und Diamanten besetzt, so blitzte und funkelte es . . . Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt . . . Sie setzen aber ihre Wohnungen . . . mit den allerkostbarsten Edelsteinen aus, dafs es funkelt, als wäre es da ewig Tag.' Über den schier unendlichen Speisesaal war 'eine weite, gewölbte und mit Edelsteinen und Diamanten geschmückte Decke gezogen' u. s. w. u. s. w. (Arndt I 142 ff.). Mit Arndts Schilderung des Zwergenreiches im Innern der Erde berührt sich innig die von Kopisch, Die Önnerbänkissen:

Da blühen die Felder.
Da tobt nicht Krieg, nicht Sturm, nicht See,
Da fliefst's von Bächen.
Und Bäume wachsen und Früchte bunt,
So süfs wie ein Kufs von Kindermund,
Und Vöglein singen,
Und Hasen springen und Hirsche im Strauch,
Und Ringeltänzchen tanzen wir auch
Auf grünen Auen.
Was brauchen wir Sonne und Mondenschein?
Uns leuchtet ja der Karfunkelstein
Allmächtig, prächtig.

Scheffel im Trompeter von Säckingen beschreibt den Bergpalast der Erdmännlein:

Riesenhoch die Felsenwölbung,
Schlank gewundne Säulen senkten
Von der Erde sich zu Boden,
An den Wänden rankt in buntem
Formenspiel des rauhen Tropfsteins
Geisterhaftes Steingeweb.
Bläulich fahler unterirdscher
Farbenschimmer füllt die Räume,
Grell dazwischen auf der Steine
Kanten glänzt das Kienspahnlicht.

Die wunderlichen Tropfsteingebilde sind ihr Werk (Montanus 102). So wohnen schon in der Volospo 10 14 die Zwerge im goldnen Saal, und das Volksepos erschöpft sich in überschwänglichen Schilderungen von Laurins Palast mit seinem herrlichen Rosengarten in den Dolomiten. Weitere sehr anziehende Beschreibungen unterirdischer Zwergpaläste bieten Colshorn 76, Carmen

Sylva, Die kleinen Leute, König 97, Pröhle, Harzsagen 60, Harrys II 44 74, Montanus 96 ff. 108. Überbleibsel alter Mauern und Burgen gelten als Reste ihrer Schlösser Gredt 47 55 60 62.

Vielfach leben die Zwerge im Walde: Schneewittchen, Die goldene Gans, Die drei Männlein im Walde (Colshorn 155), in oder unter Bäumen, im Gebüsch und unter Wurzeln (Hebbel, Siegfrieds Tod II 7, Mannhardt, Wald- und Feldkulte I 61 f.), so in hohlen Eichen oder unter dem Buschwerk in Seidels Märchen Der Zwergenwald, Die kleine Marie, Das Hünengrab.

> Doch auch im Innern tief, in Felsenspalten,
> In Bergesgrotten, welch ein reges Walten!
> Die Hülsenelfen thaten Küferdienste,
> Die Rankenelfchen waren so beschäftigt,
> Die Wurzelelfchen tief im Berg gekräftigt,
> Sie mufsten frischen Saft und Wasser tragen
> Und Maientau zu all den Lustgelagen.
> (Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.)

'In den hohlen Kopfweiden wohnten die grauen Holzmännchen' (Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf 112). — Die Wurzelmännchen schildert aufs reizendste Reinicks Märchen Die Wurzelprinzessin: 'Das waren niedliche menschenähnliche Geschöpfchen, der gröfste vielleicht eine Spanne, der kleinste einen Finger lang. Sie wohnten im Sommer in Mooslauben und unter hohen Farrenkräutern, im Winter verkrochen sie sich zwischen Baumlöcher ... und Felsspalten. Ihre Kleidung war fein und zierlich. Die Männerchen trugen Moosröckchen und Mooshöschen, die Weiberchen Kleider von hübschen bunten Blumen und Spinngewebe, je nachdem es warm oder kalt war ... Immer hatten sie viel zu thun, mufsten ihre Strafsen in Ordnung halten, Vorräte sammeln, auch trieben sie gern allerlei Kurzweil, stellten auf dem Bach, der durch ihr Land flofs, grofse Wasserfahrten in Nufsschalen an, jagten sich mit Grashüpfern und Maikäfern und führten nach dem Gesange der Vögel die zierlichsten Tänze auf.' Zu ihnen stellen sich die Lausitzer Buschmännchen (Haupt I 40).

In diesem Zusammenhange mögen kurz erwähnt werden die Alraunen, die wunderlichen, Glück bringenden Ausgeburten der Mandragorawurzel, die unter dem Galgen wachsen und von zauberkundigen Menschen ausgegraben werden, um ihnen Geld und Gut zuzutragen: Galgen- oder Geldmännlein, Tragerln (Vernaleken, Österreichische Mythen 258 ff.), Galgejongen (Wolfs Zeitschr. III 171). Schon Grimmelshausen im Simplicissimus kennt sie; im Jahre 1575 schickt ein Leipziger seinem Bruder ein glückbringendes 'Alruniken oder Erdmännlein' (Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 106 f.). Fouqué hat den Stoff in seinen Erzählungen Mandragora und Das Galgenmännlein novellistisch behandelt, und Freiligrath, Die Tanne, sagt:

> Tief in ihren (der Tanne) Wurzelknollen,
> In den faserigen, braunen,
> Winzig klein und reich an tollen
> Launen hausen die Alraunen.

Weiteres über diese Kobolde findet man u. a. bei Wolfg. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung II 160 ff., Söhns, Unsere Pflanzen 93 ff., Maurer 93 178.

Vielfach weilen die Zwerge nur des Nachts und ungesehen auf der Erde, am liebsten in menschenleeren Gegenden, wo sie ungestört ihr Wesen treiben können, wie's ihnen gerade behagt (Colshorn 114 f.), denn 'die Wichtmännlein lassen sich selten sehen und sind gar scheu' (Zingerle 54).

> Nie des Menschen Aug' sie sieht,
> Sie fliehn beim Frührotscheine. (Hocker 53.)

Zumal in der Johannisnacht, der von je mit allem Zauber der Sage umwobenen Mittsommerzeit, wagen sie sich aus ihren Klüften auf die Oberwelt, und ebenso in den Zwölfnächten, in denen aller Spuk los ist, wenn der wilde Jäger über die Erde dahinbraust und Frau Holle mit dem Heer der Heimchen Umzug hält, vgl. Grundtvig II 24 ff. — Auch die Angst, von der Sonne versteinert zu werden, verscheucht 'das stille Volk' (Grimm, Deutsche Sagen 30 31) des Tags von der Erde. 'Tageslicht tötet den Zwerg', heifst es im eddischen Alvissmol 46 (vgl. Grimm, Deutsche Sagen 32, Mythologie 518 f., Uhland, Mythus von Thor, 6. Abschnitt). Auch andere Ursachen verjagen die Zwerge von der Erde, so das allen Geistern verhafste Glockenläuten, 'die grofsen welschen Schellen' (Hertz, Bruder Rausch, Ibsen, Peer Gynt, Hauptmann, Die versunkene Glocke, Willmann, Didaktik II 399, Rochholz, Alemann. Kinderlied 58, Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow I 10). Alles laute Geräusch und Lärmen ist ihnen verhafst, wie Kreischen und Peitschenknallen (Colshorn 119 ff.), Trommelklang (Kopisch, Die Trommelmusik), das Rollen des Donners (Kopisch, Die Önnerbänkissen), Schiefsen (Liebrecht, Zur Volkskunde 319, Colshorn 76). Ebenso flüchten sie vor dem menschlichen Bergbau, weil sie in ihm einen Eingriff in ihre Rechte sehen (Bechstein I 106 251, II 48), und sogar vor der Eisenbahn (Rochholz 123), schliefslich überhaupt vor allem menschlichen Treiben, das sie in ihrer Einsamkeit stört, 'in dem Mafsstabe, dafs die Gegend mehr angebaut und der Wald ringsumher gelichtet wurde' (Montanus 100, vgl. Hertz, Bruder Rausch, 1. Abenteuer).

Besonders zahlreich ist schliefslich die Schar der Hausgeister, der Kobolde, Heimchen, Heinzelmänner, Wichtel, Nissen u. s. w., über die Freybe, Lehrproben 21, schöne Bemerkungen gemacht hat. Sie wohnen in den Scheunen und Ställen, den Winkeln und Schuppen der Häuser, in den Dachkammern, im Keller u. s. w. Ich erinnere mich aus meiner Jugend aus Gerstungen bei Eisenach, dafs wir Kinder in einem Schuppen des von uns bewohnten, als Amtsgericht dienenden alten Schlosses Heinzelmännchen fürchteten (vgl. Bechstein I 97 104). Storm erzählt in der Einleitung zu den Geschichten aus der Tonne, er habe als Kind geglaubt, der Nifs Puck (vgl. Müllenhoff 319 ff.) schaue aus der Stallöffnung des Hofgebäudes seines Vaters in Husum heraus, und derselbe sagt im Sommermittag:

In der offnen Bodenluck,
Benebelt von dem Duft des Heues
Im grauen Röcklein nickt der Puck;

ähnlich in der Novelle Ein Bekenntnis, Asbjörnsen 27 und Kopisch, Der Puck:

Er bammelt mit den Beinen
Dort aus der Luck.

Kobolde wohnen unter der Diele (Sommer 24), im Holzstall (Birlinger I 49), in oder unter Viehställen (Kopisch), und bitten daher vielfach um Verlegung der Ställe, weil dadurch ihre Wohnungen verunreinigt und unbrauchbar würden (Kopisch Die Nissen, Strackerjahn 397); in unterirdischen Kellern und Gewölben haust das Kellermännlein (Grimm, Deutsche Sagen 40, Birlinger I 39, Bechstein I 127, Baumbach, Der Kobold im Keller, Hertz, Bruder Rausch), ein anderer Hauszwerg in der Dachkammer (Andersen, Der Kobold und der Höker), andere im Hausgebälk (Zingerle, Sagen aus Tirol 349) oder in verfallenem Mauerwerk, in Mauervertiefungen und unter Steinen (König 64), und Brücken (Gredt 422), in Brunnen (Weinhold, Quellenverehrung 23).

Auffallend gerne weilen die Zwerge an den Feuerstätten, unter dem Ofen, auf dem Herde und im Schornstein (Wolfs Zeitschr. I 400). Durch eine Öffnung unter dem Feuerherde kommen sie hervor (Kuhn und Schwartz 322), oder sie hocken auf der Ofenbank (Schleicher, Volkstüml. aus Sonneberg 74). Des Nachts richten ihnen gutherzige Bauern das Lager an der Herdstelle und heizen vor dem Schlafengehen noch mal tüchtig ein, damit es die Kleinen des Nachts recht warm haben (Montanus 99). 'In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauses über dem neuen Feuer, sie summten in dem Rauchfang, sie klopften an Thüren und Fenster' (Freytag, Soll und Haben II 276). 'Die Ofenmännlein sind kleine, kaum fingerlange Männlein mit roten Mäntelchen und Hütlein . . . Sie wohnen unter dem behäbigen Kachelofen' (Birlinger I 57) oder im Schornstein (Blüthgen, Die 7 Haulegeisterchen). In Dickens Weihnachtsmärchen 'Das Heimchen am Herde' sitzt das Heimchen, ein elfenhaftes, zartes Wesen, der Genius von Haus und Herd, auf dem Herde und zirpt mit dem summenden und zischenden Theekessel um die Wette. — Mit Vorliebe schlagen solche Kobolde ihre Wohnung in alten Burgen und Klöstern oder Kirchen (wie die Domgnomen im Strafsburger Münster Stöber, Oberrheinisches Sagenbuch 523) und verlassenen Gebäuden auf.

Still tanzen in Ruinen
Die Gnomen und die Fein,
Vom Glühwurm bleich beschienen,
Den abendlichen Reihn. (Matthisson.)

Griechische Parallelen zu den deutschen Hausgeistern stellt zusammen Rohde, Psyche[2] I 155, littauische Usener, Altgriechische Götternamen 92 106, indische Oldenberg, Die Religion des Veda 62.

Noch im Volksglauben der Gegenwart spielen diese Hausgeister eine grofse Rolle. Wir kommen später auf sie zurück.

Lebensweise. Die Zwerge hausen meist scharenweise zusammen, daher die häufigen Pluralformen (Witzschel 105 184, Grefs 44 ff.). 'Es lebten ihrer oft eine grofse Menge zusammen' (Schmitz 15). Vgl. Hertz, Bruder Rausch, 1. Abenteuer.

Sie haben einen geordneten Hausstand, wovon die reizenden Schilderungen in Grimms Märchen Schneewittchen, das von Storm zierlich dramatisiert und von C. F. Meyer sehr anmutig auf sein eigenes Lieb angewandt worden ist, und 'Die 3 Männchen im Walde' zeugen, ferner Blüthgen, Die Zauberpfeife, Carmen Sylva, Die kleinen Leute, Colshorn, Der Goldschmiedegesell, Rochholz, Naturmythen 110, wo jedem Zwerg in der Hauswirtschaft, Küche, Milchwirtschaft u. s. w. eine besondere Aufgabe zufällt. 'Die Erdschmiedlein haben einen ganzen Haushalt im Berge' (Laistner, Rätsel der Sphinx II 107). — Viele Sagen lassen die Zwerge Brot und Kuchen backen (vgl. Kopisch, Die Önnerbänkissen, Wolfs Zeitschr. IV 431, Hocker, Moselsagen 54), wozu sie von den Menschen die Geschirre leihen und sich freigebig, oft freilich in neckischer Art revanchieren (Reusch 49 f.).

Sie leben in den gleichen Familienverhältnissen wie die Menschen:

> Wir sind ein winzig Völkelein
> Und haben Weib und Kindelein.
> (Kopisch, Des kleinen Volkes Überfahrt.)

Die Zwerge kommen

> Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch
> Und Kisten und Kasten und Flederwisch
> Und trugen Kindlein wunderhold
> Und Edelsteine und rotes Gold.

Sie 'waren verheiratet mit ebenso kleinen Erdweiblein und bekamen Kinder miteinander' (Meier 62). Zwergenehepaar schon im letzten Ruodliebfragment und ebenso bei Weida (Bechstein II 95). Eine entzückende Schilderung einer Graubündener Zwergenfamilie giebt Vernaleken, Alpensagen 206 f.: 'Diese Männlein erreichten kaum die Höhe von $3^1/_2$ Schuhen, die Weibchen . . . waren oft sehr schön und sangen lieblich. Ihre hellblonden, oft fast silberweifsen Haare liefsen sie frei wachsen. Kinder, die neben ihnen herliefen, banden sie an ihren Ärmeln fest. Auf diese Weise konnten sie die steilsten Berge erklimmen. Sowohl Männlein als Weiblein waren sehr schnell im Laufe . . . Man liefs die Kinder an gezähmten Gemsen saugen . . . Eltern und Kinder waren einander sehr anhänglich . . . Sie hielten sich nur auf den höchsten Alpen und Bergrücken auf . . . Sie nährten sich hauptsächlich von Gemsenmilch, Eiern der Schnee- und Perlhühner, und zur Sommerszeit waren die Heidelbeeren ihnen ein Leckerbissen . . . Ihre Kleidung bestand höchstens in umgeworfenen Fellen von Füchsen, Dachsen, Mardern . . . Sie gruben aber auch Höhlen oder benutzten natürliche Höhlen und Felsrisse . . . zu Wohnungen. Ihre gezähmten Gemsen liefsen sie stets frei weiden . . . Morgens und abends

pfiffen sie ihnen ..., und dann kamen die Gemsen an gewohnte Plätze, wo sie gemolken wurden.'

So feiern die Zwerge auch Hochzeiten wie die Menschen: Grimm, Des kleinen Volkes Hochzeitsfest, Deutsche Sagen 31, vgl. 35 42, Goethes Hochzeitslied, wozu man den niederdeutschen Bericht bei Colshorn 188 halten mag. Ein Schäfer wird hier von einem Zwergenvater gebeten, bei der Hochzeit seiner Tochter auf dem Dudelsack aufzuspielen. Er folgt und betritt eine schmucke Stube unter der Erde. 'Da wäre all Gäst toop, dat kribbeld vollup ... Na dem Etten dudeld hei de ganze Nacht dürch und all Lüd danzde und sprunge, dat er de Keddels so wippda.' — Ihre Kinder taufen die Zwerge unter grofsen Festlichkeiten und laden sich dazu gerne Menschen als Gevattern ein; statt zahlloser anderer Beispiele sei nur auf das inhaltsreiche Märchen von Colshorn, Die Zwerge im Schalks- und im Wohldenberge, verwiesen. Interessant ist, dafs wir in solchen Sagen die Zwerge als Anhänger des ihnen sonst vielfach verhafsten Christentums (Hertz, Bruder Rausch) treffen; sogar von christlichem Gottesdienst derselben wird berichtet (Grimm, Deutsche Sagen 27 32, Haupt I 34); Weihnachtsfest der Zwerge (Afselius II 334 ff.), christlicher Elbenfriedhof (Maurer 4).

Zu den Hochzeits- und Taufmahlen der Menschen kommen die Kleinen gerne als ungesehene und unerbetene Gäste, die unter dem Schutze der Tarnkappen wacker mitschmausen, auch wohl einem Menschen die Teilnahme in ihrem Gefolge gestatten. Nur darf er nicht unbescheiden sein, sonst ziehen sie ihm die Tarnkappe weg und er wird sichtbar und dem Gespötte preisgegeben. Besonders ergötzlich schildert das kecke Treiben der Zwerge auf einer Menschenhochzeit Kopisch, Die Zwerge in Pinneberg.

Überhaupt feiern die Zwerge mit Vorliebe gemeinsame Feste mit Musik, Gesang und Tanz. 'Sie verstehen sich sehr wohl auf die Kunst vergnügt zu sein und ihr Leben lustig zu gebrauchen' (Arndt I 153, vgl. I 133 f. 139 148 ff., Grimm, Die Geschenke des kleinen Volkes, Seidel, Die Unterirdischen). Im Keller versammeln sich die pommerschen Üllerken. Einer sitzt auf einem Fasse und geigt, und 'die kleinen Leute tanzten und sprangen, dafs ihnen die Kittel um den Kopf flogen' (Jahn 77 100). — Wie die Elfen schlingen die Zwerge im Mondenschein ihre wundersamen Tänze 'im Grünen um Hügel und Bäche und Quellen und machen die allerlieblichste uud zarteste Musik' (Arndt I 212, Sommer 80 ff.). In klaren Mondscheinnächten kommen die Önnerbänkissen auf die grünen Dünen am Strand:

> Oft klangen die Fiedeln und sang ein Chor.
> Wipp, schlüpften sie aus dem Berg hervor
> Zu Ringeltänzchen
> Und ringelten hin und ringelten her,
> Als ob hier lustige Hochzeit wär'
> Am grünen Strande. (Kopisch.)

Die wundervollste Schilderung des Elbensanges und seiner Wirkungen dichtet Hertz im 2. und 3. Abenteuer des Bruders Rausch.

Sogar Staaten bilden die Zwerge, die von Königen beherrscht werden. So sind die Lilliputaner ein wohlgeordneter Staat unter einem Kaiser, mit Hofstaat, Trabanten, Kurieren und Ministern. Sie haben ein stehendes Heer (Garde, Manöver), eine Verfassung und wohlgeordnete Finanzen. Überall waltet Gerechtigkeit und Sitte, der Undank ist ein todeswürdiges Verbrechen. Die Schulen sind vortrefflich, die Wissenschaften (Mechanik, Mathematik) blühen. Ibsen im Peer Gynt schildert das Königreich der Trolle mit seinen Hoftrollen, Trollprinzen und -Prinzessinnen. — Die Volkssagen sind überaus reich an Zwergvölkern und Fürsten. Der Zwergkönig in Blüthgens Rabenonkel beherrscht ein Volk in unterirdischen Gängen, hat Minister, Stallknechte, Hoflakaien, läfst Steuern erheben u. s. w., ebenso ist das Volk des Zwergkönigs Eckwald organisiert in Linz-Godins Märchen Die Prinzessin im Kästchen. Vgl. auch Seidel, Das Hünengrab und Der Zwergenwald, Mörike, Der Schatz. In der Heldensage beherrscht Laurin Tausende von Zwergen und sogar Riesen, und Alberich sagt zu seinem Sohne Ortnit: 'Ich hân eigens landes mê danne dîner drî.' Auf der Stoffelskuppe in der Rhön gebietet ein Zwergkönig, ein zierliches schwarzes Männchen, auf dessen Haupt ein Krönlein hell und sonnenlicht funkelt (Wucke 40). Die Bölersmännchen bei Arnstadt sind ein Volk gutartiger Zwerge, das einem Könige gehorcht (Bechstein II 293, vgl. Sommer 24). Frau Perchtha ist die Königin des Heimchenvolkes (Bechstein II 156, Börner 114). Auf der Nordseite des Harzes bilden viele Tausende von Gnomen 2 Zwergenkönigreiche (Grimm, Deutsche Sagen 152 153, vgl. 38), und in demselben Gebirge gebietet der sagenreiche Zwergkönig Hibich oder Gübich (Pröhle 56 ff.), wie an der Wupper der sangreiche und lebenslustige Zwergkönig Goldemar (Montanus 10). Auch der böhmische Hans Heiling, der aus Körners Novelle und Marschners Oper bekannt ist und auch von dem berüchtigten Romanvielschreiber Spiefs ausgeschlachtet wurde, ist ein Zwergkönig. — Andere Zwergvölker sind die Daktylen und Pygmäen der antiken Sage, die Arimaspen des Volksbuches vom Herzog Ernst, das bösartige Zwergvolk in Sindbads dritter Reise. — Wir finden also bei den Zwergen Familienleben und Staatenbildung ganz wie bei den Kulturvölkern.

Ich schliefse mit einer Stelle aus Peter II 4: 'Was das Leben der Bergmännlein im eigenen Betriebe betrifft, so treiben sie dort Beschäftigungen mancherlei Art wie gewöhnliche Menschen. Sie werden patriarchalisch regiert unter dem sogenannten Bergältesten. Er übt strenges Regiment, Schlag 10 Uhr mufs alles zu Hause in den Bergen sein.' Ähnlich Baader, Neuges. bad. Volkssagen 11.

Beschäftigung. In erster Linie sind die Zwerge Bergleute, schon in der Edda und im deutschen Märchen.

Die hohlen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir,
Metalle stürzen wir zu Hauf,
Mit Grufs getrost: Glückauf! Glückauf!

(Goethe, Faust II 1.)

Freiligrath erzählt von den Alraunen (s. o.),

> Die des Berges Grund befahren,
> Ohne Eimer, ohne Leitern,
> Und in seinen wunderbaren
> Schachten die Metalle läutern,

und Scheffel, Trompeter von Säckingen, von den Erdmännlein:

> Erdmännlein sind wir geheifsen,
> Hausen tief in Kluft und Spalten,
> Hausen tief im Höhlengrund,
> Schleifen blank die Bergkristalle u. s. w.

Ferner Fouqué, Undine Kap. 4. Die Zwerge in Grimms Schneewittchen 'hackten und gruben in der Erde nach Gold'. Bei Ruhla 'hausen Zwerge tief in der Erde, heben Schätze und gewinnen Gold und Silber' (König 54). 'Eine Menge kleiner Bergleute stehen an der Winde und zerkleinern das Gestein' (aus Liebenstein, Bechstein I 251, Wucke 102). Bergbau treiben die Wispelmännchen bei Hofgeismar (Lyncker 44). Die Hüttenkobolde bei Rübeland im Harz helfen den Hüttenleuten in den Bergwerken, Eisenhütten und Schmieden (Pröhle, Unterharz. Sagen 9 f. 14, Kuhn, Westfäl. Sagen I 307, dazu Grimm, Deutsche Sagen 23 37). — Daher sind die Zwerge im Besitze ungeheurer Reichtümer. 'Alles Köstliche, wirklich oder nur erdacht, häufen Zwerge in unterirdischen Wohnungen an. Das ist noch jetzt Volksglaube' (W. Grimm, Deutsche Heldensage[2] 392, Grimms Märchen Schneeweifschen und Rosenrot, Bechstein II 215, Eisel 48). 'Die Unterirdischen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelsteinen und sind die Meister des reichsten Silbers und Goldes' (Arndt I 144). Derselbe schildert ihre zierlichen goldenen und silbernen Schalen, Becher und Gefäfse, ihre Körbchen voll Dukaten und Kästchen voll Kleinodien und kostbarer Steine, ihren Wagen aus grünem Smaragd mit diamantenbesetzter Decke (I 145 184). In der Schatzkammer der Zwerge 'lagen die wunderbarsten Edelsteine aufgehäuft und glitzerten, als wären sie von innen beleuchtet; denn eine Lampe hatten sie nicht' (Carmen Sylva, Die kleinen Leute). Aus der Heldensage sei nur an die Schätze des Andwari und Alberich, sowie an Laurins Reichtum erinnert. Das Ehrenmännlein breitet seinen Reichtum im Sonnenschein aus und hat besonders viel schöne silberne Löffel (Schöppner II 28, dazu III 305 f. und Kopisch, Der Jäger am Mummelsee); alles Hausgerät der Zwerge ist von blankem Silber (Stöber, Sagen des Elsasses 4).

Vielfach sind die Zwerge Schatzhüter wie Alberich, so bei Mupperg im Koburgischen (Wucke 9 f., Bechstein I 80 102). Das Kistenmännlein hütet einen Schatz (Birlinger I 38). — In ihrem Besitze ist die Wünschelrute oder blaue Wunderblume oder auch andere Pflanzen (Laistner, Rätsel der Sphinx I 322 ff., Söhns, Unsere Pflanzen 102 ff.), deren Besitzer unermefsliche Schätze erwerben kann, aber meist durch Zurücklassung derselben, 'des Besten', das er nicht vergessen darf, verscherzt: Bechstein I 6, II 173, Grimms Märchen Der Zwerg und die Wunderblume (Deutsche Sagen 303), Das Wasser

des Lebens. Bei Ruhla findet ein Bergmann die Wunderblume und erhält von einem Bergzwerg aus einem Kasten zahlreiche Kostbarkeiten (König 97). Ähnliche Geschichten spielen am Singerberge bei Arnstadt (Witzschel 86) und am Kyffhäuser (Witzschel 183, Grimm, Deutsche Sagen 23). — Vielfach lassen sich die Zwerge ihre Schätze nur ungern entreifsen (Eichendorff, Der Schatzgräber) und belegen Räuber und Raub mit furchtbarem Fluche, so den Nibelungenhort (Reginsmol, Wagner, Rheingold) und das Wunderschwert Tyrfingr (Hervarasaga Kap. 2), wie ja überhaupt nach uraltem Glauben seit der Bekanntschaft mit dem Golde alles Elend in die Welt gekommen und die selige Zeit geschwunden ist, so in der Volospo, Ovid, Met. I 140 ff., Vergil, Aen. III 55 f., Shakespeare, Timon von Athen IV 3. — Die schätzehütenden Zwerge vertreten vielfach die Venetianer oder Venediger, ebenso die weifsen oder Schlüsseljungfrauen, sogar der Teufel (Goethe, Der Schatzgräber), sowie Drachen und Hunde (Grimms Märchen Das Feuerzeug).

Eine Hauptbeschäftigung der Zwerge ist daher die kunstreiche Verarbeitung der Metalle. Die griechischen Daktylen, die littauischen Berstuken der Dainos sind Schmiedegeister. Schlacken von Steinkohlen sind die Reste der Schmiedethätigkeit der deutschen Zwerge (Colshorn 11, Montanus 121), künstliche Schmiede- und Töpferarbeiten, die in Gräbern gefunden wurden, ihre Erzeugnisse (Wolf, Beiträge II 312 f., Liebrecht, Zur Volkskunde 321). Zwerggeschmeide nennt das Volk in Norwegen den glänzenden Bergkristall (Maurer, Bekehrung des norweg. Stammes zum Christentum II 9). Die Zwerge 'trieben allerlei Hantierung; insbesondere aber verstanden sie das Schmieden aus dem Effeff' (Colshorn 243). 'Da rauchten, schnaubten, glühten und keuchten hunderttausend Essen, wo man hinsah, glühte es und wurde gehämmert . . . Sprechen konnte man hier nicht. Die Kinder standen und sahen, wie die prachtvollsten schmiedeeisernen Sachen zu Tage gefördert wurden . . . Die Vulkane und feuerspeienden Berge sind ihre Werkstätten, die Lava ist nur der Abflufs von dem, was sie nicht mehr brauchen können, die Schlacke, mit der nichts zu machen ist' (Carmen Sylva, Die kleinen Leute). — Besonders Goldschmiede sind die Zwerge, die die wundervollsten Kleinodien herstellen können. Sie sind 'sehr kunstreich und geschickt und können die künstlichsten Werke und Geschmeide machen, die ihnen kein Mensch nachahmen kann'. 'Sie wirken ihre Arbeit so fein und dünn wie die zarteste Blume aus . . ., und sie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man schwören sollte, sie seien aus Sonnenstrahlen oder Mondschein gewebt; denn sie sind leichter als die leichtesten Spinnweben' (Arndt I 150 158). Von wundersamen Zwergenkunstwerken aller Art weifs die Edda, so Grimnismol 43, Skaldskap. 3, Gylfag. 43, dazu Asbjörnsen und Moe I 162 ff., Grimms Märchen Die goldene Gans, Linz-Godin, Die Prinzessin im Kästchen, C. v. Rohrscheidt, Sinnen und Minnen, Märchen und Märchenartiges 139, Mörike, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, und der wunderbare Goldbecher der Önnerbänkissen mit seinen herrlichen Schildereien, auf denen 'die ganze Welt war darauf zu sehn in bunten Spiegeln' (Kopisch).

Einen Hecht von Golde schwer,
— Er stammt von König Artus her —
Ein Zwergen-Goldschmiedmeisterstück,
Wer's hat, dem bringt es eitel Glück,
Es läfst sich schuppen Jahr für Jahr,
Da sind's fünfhundert Gröschlein baar

hängt Mörikes Nixe Binsefufs der Fischertochter als Hochzeitsgeschenk ans Haus. — Andere Zwerge sind nicht Goldschmiede, sondern arbeiten für den einfachen täglichen Gebrauch. So sind sie Huf- und Pflugschmiede (Arndt I 204), die gegen ein kleines Entgelt das ihnen abends zur Reparatur vor die Höhle Gelegte des Morgens ausgebessert zurückstellen: Geyer 154, Colshorn 243, Montanus 121 (der Grinkenschmied, der bei der Rücklieferung der Arbeit am nächsten Morgen ein festes nicht zu hohes Honorar bestimmt), W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion 314, E. H. Meyer, Achilleis 679, Laistner, Rätsel der Sphinx II 64, und Waffenschmiede, deren Klingen 'zugleich biegsam wie Rohrhalme und scharf wie Diamanten sind'; ihre Harnische sind 'fest gegen Hieb und Stich, die Panzer leicht wie Spinnweben und doch undurchdringlich' (Arndt I 158). Siegfrieds Lehrmeister ist der Schmied Mime oder Mimer; der berühmteste Schmied der deutschen Sage ist Wieland. Ein Schwert aus seiner Hand zu besitzen, ist der höchste Ruhm germanischer Helden wie Wittichs und Beowulfs. Er ist 'der Fürst der Alben', der Schmiedefürst, von zwei Zwergen im Berge Kallava gelehrt, die trefflichsten Waffen und Kleinode zu schmieden (Thidreksaga 58).

In Gold fafst er glänzende Ringe
Und reihte am Baste die Ringe auf. (Volundarkvidha 6.)

Seine Gestalt verkörpert die Wertschätzung der Schmiede im Altertum; denn ihre Kunst war die wichtigste für den primitiven Menschen wegen der Waffen und Geräte, die er sich nicht wie die meisten anderen Bedürfnisse selbst fertigen konnte. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben 93. Dieselbe staunende Bewunderung hat den griechischen Hephaistos (Schiller, Eleus. Fest) und Daidalos geschaffen, neben die man den Ea der Babylonier, den in allen Nöten vertrauensvoll angerufenen Gott der Schmiede und Künstler (Tiele, Geschichte der Religion im Altertum I 72 f.), und den biblischen Thubalkain 1. Mos. 4, 22 stellen mag. Den Schmied verfolgt durch die Sage der idg. Völker Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 224 ff. 230, Reallexikon der idg. Altertumskunde 727 f., dazu Zimmer, Altindisches Leben 252 f., Lippert, Die Religionen der europäischen Kulturvölker 167 387 f., Voigt, Zeitschr. f. vgl. Litteraturgsch. N. F. 5, 61 ff., Kögel, Deutsche Litteraturgesch. I 101 ff.

Auch zahllosen anderen Berufen widmen sich die Zwerge. So sind sie thätig in der Landwirtschaft (Grimm, Deutsche Sagen 469).

Sie schafften in den Feldern, in Haus und Hof und Stall,
Und Menschen, Vieh und Früchte gediehen überall

(v. Straufs, Die Zwerge auf dem Ahorn). 'Nach der Abendglocke kommen sie zur Feldarbeit herunter, sooft ein Regen der Frucht oder dem Hagel zu schaden drohe', und schneiden, wie bei Straufs, das Getreide, ehe das Unwetter schaden kann (Rochholz 131, Peter II 5 f.). Bei Arnstadt ackern die Bölersmännchen (Bechstein II 294). Ausführliche Schilderungen bieten Schöppner II 123 und Colshorn, Die Zwerge im Schalks- und im Wohldenberge. Hier machen die Zwerge aus der ödesten und unfruchtbarsten Heidegegend, die nur mit Heidekraut, Ginster und verkrüppelten Tannen bestanden ist, ein Paradies, indem sie Wasseradern unterhalb der Erde hinleiten und den Boden durch ihre unterirdischen Feuer erwärmen. Die Saaten standen so dicht und kräftig, dafs man ein Wagenrad daran aufwälzen konnte, die Wiesen fanden nirgends ihresgleichen. 'Wo sie waren, gedieh alles prachtvoll, vorzüglich die Milchwirtschaft und Pferdezucht. Waren die Pferde recht rund und stark, so hatten sicher die Untererdchen ihre Hand im Spiele; denn sie holten das schönste Futter auf weiten Wegen her, welche die Menschen nimmer ergründen konnten' (Reusch 49). Vgl. auch Hertz, Bruder Rausch, 7. Abenteuer, Asbjörnsen 228 ff., Wolfs Zeitschr. I 263 ff. 290.

Anderwärts sind die Zwerge Hirten, zumal in den Alpenländern. Die Tiroler und Schweizer Almmännchen hüten die Gemsen und machen aus deren Milch Käse (Grimm, Deutsche Sagen 298), das Käsmandl oder die Kasermandl, die Sennhüttengeister, treiben auf einsamen Bergwiesen und in Alphütten ihr Wesen (Panzer II 40), hüten, buttern, melken und käsen (Vernaleken, Alpensagen 106) und lehren auch die Hirten die Kunst, gut und süfs zu käsen (Wolfs Zeitschr. I 291, III 34). Das Futtermännchen bei Ranis sorgt für die Herde des Schäfers (Börner 241).

In Weinbaugegenden arbeiten die Zwerge als Winzer und Küfer (Kopisch, Die Heinzelmännchen in Köln). So begegnet in Irland der Cluricaun als Kellergeist (Grimm, Ir. Elfenmärchen 82), im Elsafs das Weingeigerlein (Stöber, Sagen des Elsasses 14, Oberrhein. Sagenb. 320). Die Weinmännerchen sind 'eine gar lustige, flinke, arbeitsame Schar von kleinen fingerlangen Leuten, die für den Weinbau sorgen. Sie wohnen in den Weinbergen und Hügeln und hüten die Wurzeln. Sie arbeiten beim Schein kleiner Fackeln, die nicht gröfser sind als Stecknadeln' (Büchmann und Pomtow, Hopf und Pauls. für III^{b}, 1 ff.).

Im Keller zu Johannisberg,
Da tummelt sich Kobold und Zwerg,
Sie haben heut zu putzen,
Zu scheuern und zu stutzen,
Fünfhundert Stückfafs in der Rund,
Tief in des Waldgebirges Grund.

(Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.)

Genauere Behandlung verdient vor allem 'die zahlreiche, vielnamige Schar der freundlichen, vertraulichen Hausgeister', der Wichtlein, Heinzelmänner, Hütchen, Kobolde, Nissen, Nörglein u. s. w., deren schon Luther in den Tischreden und Fischart im Gargantua gedenkt. Frau Holle, die Schutzherrin alles

häuslichen Lebens, gilt als ihre Mutter (König 117, Gredt 52). In jeder menschlichen Thätigkeit sind sie heimisch; doch arbeiten sie meist unsichtbar unter dem Schutze der Tarnkappe oder des Nachts:

> Der geschäftige Hauskobold, der nächtlicher Arbeit
> Froh ist, wie Grofsmütter die Enkel lehren im Zwielicht. (Vofs, Luise.)

Nur an ihrem leisen, schlürfenden 'Kindertritt' (Hertz, Bruder Rausch) sind sie bemerkbar. — Sehr ergötzlich schildert ihr allseitiges Schaffen Kopisch, Die Heinzelmännchen in Köln, vgl. Colshorn 119 164 und Rochholz 125: 'Als die Zwerge dort oben (an der Grenze des Aargau und des Züricher Gebietes) wohnten, war ein solches Wohlleben im Lande, dafs man noch jetzt davon erzählen hört. Kam der Mäher des Morgens auf die Matte, der Pflüger auf den Acker, der Schnitter auf das Ährenfeld, siehe, da fand er die Arbeit oft halb, oft schon ganz gethan. Der Fuhrknecht sah am Morgen die Rosse gestriegelt und gefüttert, die Magd ihre Wäsche gewaschen und zum Bleichen in die Sonne gelegt, der Bäcker den Teig geknetet und schon in den Ofen geschoben, und dem Mühlknecht wurde die Nacht durch regelmäfsig das Korn aufgeschüttet, ohne dafs er sich umzudrehen hatte. Da brauchte der Fuhrmann nur anzuspannen, der Bäcker nur zu verkaufen, und Knecht und Magd konnten manches Stündchen länger schlafen, ohne dafs einem was am Lohne abging.' Ähnlich Schöppner II 153: 'Vieles wissen die Umwohner von Kehlheim im Altmühlthale und an den Ufern der Donau von den Zwergen oder Wichtlein zu erzählen, welche den Menschen als wahrhaft gute Geister in allen Hantierungen gerne hilfreich und nützlich werden. So hat es schon mancher Knecht erfahren, der abends müde von dem selbstbestellten Acker nach Hause fuhr, dafs er des Morgens das frische Feld gepflügt und wohlbestellt fand, weil die Wichtlein mit Eggen, Pflügen und Säen für ihn gearbeitet hatten . . . Wenn die Mäher sich abends zur Ruhe begaben, haben die Wichtlein frischweg ihre Sensen zur Hand genommen, und am Morgen lag zur Freude des Schnitters das Heu auf den Wiesen. Gar gerne haben die Zwerglein auch in den Häusern die Geschäfte der Hausfrauen und Mägde übernommen. Ist einmal die Magd mit dem Aufspülen und Räumen nicht fertig geworden, war das Abspülen der Geschirre vergessen oder die Wäsche nicht ganz zum Aufhängen gekommen, gleich haben sich die Wichtlein abends eingefunden und die Nacht mit Spülen und Schwenken, Wischen und Waschen, Fegen und Scheuern bis zum anbrechenden Morgen gar emsiglich zugebracht, also dafs man Kasten und Schränke wohlgereinigt und Schüssel und Teller wohlgereinigt angetroffen.' Weitere anziehende Schilderungen Jahn 51, v. Tettau und Temme 258, Kuhn, Märkische Sagen 373, Schmitz 20, Meier 59, Baader, Neuges. bad. Volkss. 10 f.

Als Handwerker mancherlei Art sind die Hausgeister thätig. Mit Vorliebe helfen sie den Schuhmachern, wie Mörikes Stuttgarter Hutzelmännlein, der Pechschwitzer, und heifsen daher wohl geradezu Schuhschmiede (W. Grimm, Einleitung zu den ir. Elfenmärchen 363). Der irische Cluricaun ist ein emsiger Schuster (Grimm, Ir. Elfenmärchen 94 ff. 109 115 ff.). Kleines,

grün gekleidetes Männchen in einer unsichtbaren Schusterwerkstatt fertigt unzerreifsbare Stiefel (Vernaleken, Österreich. Mythen 190). 'Hatte jemand einen Schuh zerrissen und trug ihn am Abend mit etwas Geld vor ihre (der Zwerge) Höhle, so fand er ihn des Morgens, schön und solid repariert, wieder' (Schmitz 16). — Beim Bäcker in Pirmasens arbeitet ein Graumännlein:

Das heizt den Ofen, rührt sich tüchtig,
Es deckt die Diele, siebt das Mehl,
Und alles geht so flink und richtig,
Und Brot und Weck wird ohne Fehl.
Verschlafen oft und widerwärtig
Ist unser Meister aufgewacht.
Doch sieht die Arbeit stets er fertig,
Wie hat ihm's Herz im Leib gelacht. (Schöppner I 354.)

Die Hausgeister machen sich im häuslichen Leben nützlich, sie 'holen Wasser, hacken Holz, kochen, striegeln die Pferde, misten den Stall, holen Bier' (Grimm, Deutsche Sagen 71). 'Er hatte manchmal deutlich kleine Männchen mit grofsen Köpfen gesehen, die dort mit Besen und Schruppen hantierten. Es mochten wohl Heinzelmännchen oder dergleichen sein, die das Haus reinlich und im Stand hielten' (Seidel, Der Hexenmeister). Ähnlich waltet der Hausgeist auf dem Schlosse Woltersdorf bei Berga a. Elster in Küche, Zimmer, Waschhaus und Stall (Witzschel 105) und das Futtermännchen bei Leutenberg (Bechstein II 138). Besonders nett geschildert ist die zwerghafte Haushälterin (W. Grimm, Einleitung zu den ir. Elfenmärchen 438), die 'besonders geschickt war, bei Tische aufzuwarten. Die Sorgfalt, womit sie immer unsichtbar den Tisch deckte, war für Fremde ein unterhaltender Anblick: das Verlangte kam wie durch die Luft geflogen und setzte sich mit der gröfsten Geschwindigkeit und Geschicklichkeit auf die Tafel; an Reinlichkeit und Aufmerksamkeit war ihresgleichen nicht im ganzen Land'. Von den Nissen erzählt Kopisch:

Geister sind es, kleine Geister,
Aller Firlefanze Meister,
Kümmern sich um Gicks und Gacks,
Freuen sich des Schabernacks,
Wohnen in den meisten Fällen
Und am liebsten in den Ställen,
Hocken um die Ofenbank,
Striegeln auch die Pferde blank,
Holen Wasser aus dem Bronnen,
Werfen Kreuzer in die Tonnen,
Hält ein Knecht sich ordentlich,
Hilft der Nifs ihm sicherlich.

Der dänische Hausgeist Tomte i Garden, von dem ebenfalls Kopisch erzählt, besorgt alle häuslichen Pflichten, verstopft die Ritzen, wäscht und kämmt die Kinder, scheuert, füttert die Hühner, putzt das Vieh. Vgl. auch Kopisch Der Klopfer, Für den Hausgeist will gesorgt sein, Sommer 35, Montanus 70 ff. 90 ff. 93 ff. 97 ff. u. o. und vor allem die reizvollen Schilderungen der allseitigen Thätigkeit des emsigen Klosterkobolds im 2. und 5. Abenteuer von Hertz, Bruder Rausch. Ein origineller Hausgeist ist der Bieresel, der Bier herbeischafft (Wuttke 230), aber dafür auch sein Glas vorgesetzt haben will (Kuhn und Schwartz 423). Nachtschwärmer aber hafst er und hockt sich

gerne spät heimkehrenden Wirtshausgängern auf (Bechstein II 204, Eisel 123). Als Spukgeist erscheint er bei Altenburg (Geyer 156).

Namentlich die Mühlen sind reich an Hausgeistern aller Art (Grimm, Deutsche Sagen 76, Wucke 91, Bechstein I 5 7 253). Bei Sonneberg leben Zwerginnen (Schlazlaas), die da alle Nächte 'fleifsig waren und haben gestrickt, genäht und geflickt'. Nur eine machte dumme Streiche und liefs mitten in der Nacht das Wasser ab (Schleicher 76). 'Im Nu war alles verrichtet; Gerste, die noch vorrätig in den Säcken stand, wurde hurtig eingeschüttet, die Stämpfel arbeiteten rasch, das Zermalmte kam wieder in die Säcke, die Hämmer wurden gesäubert, der Stampftrog ausgefegt, alles Getreide mit Öl gesalbt, aller Staub hinweggewischt, jeder Abgang in einen Kasten geworfen und endlich das Wasser abgestellt durch einen Ruck an der Kurbel, welche nach aufsen mit Rad oder Rinne zusammenhing' (Vernaleken, Alpensagen 229). Ähnlich in einer Schleifmühle bei Brotterode (König 44), und in der Raudamühle bei Eisenberg (Grefs 44 ff.). Einen Müller bei Solingen lehren dankbare Heinzelmännchen die Kunst des Schleifens und werden so die Begründer der weltberühmten Solinger Schleifereien; alle ihnen am Abend hingelegten rohen Klingen sind am Morgen blank und scharf geschliffen bis auf den letzten Stahl (Montanus 99 f.).

In diesen Zusammenhang gehört auch der Klabautermann oder Kalfatters-, Klabattermann, Kaboutermann u. s. w. (Hildebrand in Grimms Wb. IV 888). Er ist aufser von Kopisch auch von Kruse und von Blüthgen, Terpitterchens Tochter, poetisch behandelt worden. Eine eigentümliche Sage über seine Entstehung meldet Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II 135 f., dazu Wuttke 229 f., Hermann, Deutsche Mythologie 144 f., Arndt II 64 Wolfs Zeitschr. II 142 und die niederdeutschen Sagensammlungen.

> Beim Steuermann sitzt er und wacht die Nacht
> Und im obersten Mast, wenn das Wetter kracht ...
> Hei, klettert er, sei die See auch grofs,
> Klabautermann läfst kein Takelwerk los,
> Er läuft auf den Raaen, wenn alles zerreifst,
> Er thut, was der Kapitän ihn heifst ...
> Ist's Wetter klar, und die Fahrt gelingt,
> So nimmt er die Geige und tanzt und springt u. s. w. (Kopisch.)

Er 'ist ein kleines graues Männchen, kaum zwei Fufs hoch, aber kräftig und gedrungen, mit roten Pausbacken und hellen gutmütigen Augen, ist wie ein Matrose mit Piejäcke und Südwester bekleidet und trägt, so oft man ihn sieht, einen hölzernen Hammer in der Hand'. Er hilft schon beim Bau des Schiffes, das er bewohnen will, und hilft mit kalfatern. Daher der Name Kalfatermann. 'Er macht sich kenntlich durch sein Klopfen, bleibt das aus, so ist das ein sicheres Zeichen, dafs er verschwunden ist und das Schiff nicht zurückkehrt' (Strackerjahn 394 f.). Die Klabattermännchen 'waschen das Schiff, helfen die Anker aufziehen u. a. mehr, und man hat nichts zu fürchten, als wenn das Klabartsmännchen das Schiff verläfst' (Kuhn und Schwartz 15). — An den

Klabautermann erinnert auch der Alberich der Ortnitsage, der auf der Reise nach Suders für gute Fahrt sorgt.

Den Übergang zu dem folgenden Abschnitt bilde das reizende Gedicht von Julius Lohmeyer, Hausgeisterchen, das deren Wesen erschöpfend schildert:

In Schloſs und in Mühle,
In Hütt' und Palast,
Da wohnen gar viele
Der Kleinen zu Gast,
Hausgeisterchen, Wichtlein
Mit treuen Gesichtlein,
In graubraunen Fellen
Von Hamster und Maus,
Gar gute Gesellen,
Beschirmen das Haus.
Sie nehmen das Feuer
Am Herde in acht,
Beschützen die Scheuer
Vor Dieben bei Nacht,
Sie wehren die Elfen
Den Schlummernden ab,
Sie dienen und helfen
Treppauf und treppab.

Oft hört man im Dämmern
Im Schuppen ihr Hämmern,
Ihr Schnarren und Schleppen
Auf Gängen und Treppen.
Oft hört man im Keller
Gar hell ihre Teller,
Und Becherlein klingen
Zu flüsterndem Singen.
Die Hausfrau, die kluge,
Sie gönnt aus dem Kruge
Den Guten ein Schlücklein,
Vom Brotlaib ein Stücklein.
Doch darf man nicht schrecken
Die Kleinen und necken,
Muſs dankbar sich zeigen,
Fein still sein und schweigen,
Sonst fliehn sie und schwinden
Flugs nach allen Winden.

(Fortsetzung folgt)

BERICHT ÜBER DIE NEUNUNDDREISSIGSTE VERSAMMLUNG DES VEREINS RHEINISCHER SCHULMÄNNER IN KÖLN, DIENSTAG, DEN 1. APRIL 1902

Von Paul Brandt

Die diesjährige Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner fand in gewohnter Weise am Osterdienstag zu Köln in der Aula des Marzellengymnasiums statt. In seiner einleitenden Ansprache führte der Vorsitzende, Geheimrat O. Jäger-Bonn, aus, das verflossene Jahr sei wesentlich beherrscht worden durch die Proklamation der Gleichwertigkeit der drei verschiedenen Mittelschulgattungen; habe diese Gleichstellung bis jetzt, wie es scheine, auf die Universitätskreise einen besonderen Eindruck nicht hervorgerufen, so sei der Eindruck um so tiefer in den Kreisen der Lehrer selbst, in denen man — und das sei ein grofser Fortschritt — künftig unter Wegfall aller egoistischen Regungen ruhig darüber werde sprechen können, welche Schulart die Pflicht, für bestimmte Lebens- und Studiengebiete vorzubereiten, nach ihrer Organisation am besten erfüllen könne. Hieraus ergäben sich zwei wohlthätige Wirkungen. Einmal würden sich künftighin die Lehrer der verschiedenen Schulen wieder mehr nähern und sich mehr solidarisch fühlen können; sodann aber sei jetzt jede Schulgattung in der Lage, sich nach ihren eigenen Prinzipien auszuleben, so, dafs die spezifischen Kräfte ihrer Organisation sich voll geltend machen könnten. Jede der drei Gattungen, so meint der Vorsitzende mit Anspielung auf die Lessingsche Fabel von den drei Ringen, solle ihren Ring für den echten halten und die Kraft ihres Steines zu erweisen suchen. Freilich gebe es noch eine 4. und 5. Gattung, die den Anspruch machten, einen Ring zu besitzen, der die anderen an Glanz überstrahle, das Reformgymnasium und das Reformrealgymnasium, worüber er aber nicht sprechen wolle, da man sich vor zwei Jahren hier genügend ausgesprochen habe. Für das humanistische Gymnasium komme es vor allem darauf an, der unzweifelhaft bereits vorhandenen Buntheit der Stoffe zu wehren.

Damit war übergeleitet zu den von Oberlehrer Dr. Wiesenthal-Barmen aufgestellten Thesen über den geographischen Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums, welche den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildeten:

1. Ziel des erdkundlichen Unterrichtes auf der Oberstufe des Gymnasiums ist nicht Vermehrung der Einzelkenntnisse, sondern Förderung des erdkundlichen Verständnisses.
2. Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es auf dem Obergymnasium weder einer abgesonderten Stunde, noch eines besonderen Fachlehrers, vielmehr genügt hier eine Teilung der Arbeit zwischen Physik- und Geschichtslehrer.
3. Der Geschichtslehrer bedarf zur Erklärung des Menschheitslebens in Vergangenheit und Gegenwart geographischer Bildung und Weiterbildung, für die im besonderen die Einrichtung von Ferienkursen wünschenswert ist.
4. Bei der Auswahl des Stoffes ist der 'praktische Nutzen' in dem Sinne zur Richtschnur zu nehmen, dafs die geographischen Grundlagen des heutigen Wirtschafts- und Verkehrslebens in erster Reihe berücksichtigt werden.
5. Die erdkundlichen Wiederholungen in Anlehnung an den Geschichtsunterricht sind nicht auf 2 × 6 abgesonderte Stunden zu beschränken, sondern organisch mit dem Geschichtsunterricht zu verbinden.

6. Was die Methode betrifft, so empfiehlt sich zur Kontrolle des häuslichen Atlasstudiums das Kartenextemporale allereinfachster Art, für die länderkundlichen Wiederholungen die vergleichende Gruppierung in der Klasse.

Nach einem von dem Thesensteller gegebenen kurzen Rückblick auf die Entwickelung dieses Unterrichtsfaches, welches von einem aggregierenden zu einem assoziierenden Charakter fortgeschritten sei, handelte es sich im wesentlichen um zwei Fragen: 1) Welches ist das Ziel des erdkundlichen Unterrichts auf dem Gymnasium? 2) Bedarf es zur Erreichung dieses Zieles eines besonderen Fachlehrers und besonderer Unterrichtsstunden? Als jenes Ziel bezeichnete These 1: 'nicht Vermehrung der Einzelkenntnisse, sondern Förderung des erdkundlichen Verständnisses', welches, wie der Antragsteller ausführte, auch an typischen Beispielen gewonnen werden könne. Aus der sich hierüber entspinnenden Debatte, an welcher u. a. Prof. Reufs-Köln, Direktor Cauer-Düsseldorf, Oberlehrer Pahde-Krefeld und Direktor Schweikert-M. Gladbach teilnahmen, ergab sich auch ohne besondere Abstimmung, dafs die überwiegende Majorität auf seiten des Antragstellers stand, wenn auch manche geneigt waren, als Ziel anzusehen: 'die Förderung des erdkundlichen Verständnisses unter oder durch Wiederauffrischung der Einzelkenntnisse'. Gegenüber den Klagen über die mangelhaften geographischen Kenntnisse der Abiturienten betonte Direktor Cauer, man dürfe nicht versuchen, die lernbaren Kenntnisse wieder auf eine abfragbare Höhe zu bringen, vielmehr liege das dringendste Bedürfnis vor, im Examen das Erlernbare wieder hinter dem Können zurücktreten zu lassen.

Auch in der 2. Frage stellte sich, und zwar diesmal auf Antrag von Direktor Cauer durch eine förmliche Abstimmung, die überwiegende Mehrheit auf die Seite des Thesenstellers, indem sie sich gegen besondere geographische, durch Fachlehrer zu erteilende Lehrstunden auf der Oberstufe des Gymnasiums aussprach; vielmehr genüge hier eine Teilung der Arbeit zwischen Physik- und Geschichtslehrer. Ersterem fielen die allgemeinen physikalischen und meteorologischen Erörterungen, alles andere dem Geschichtslehrer zu. Ein Geschichtslehrer, meinte O. Jäger, der nicht in der Oberklasse das geographische Interesse mit vertreten könne, sei eben kein richtiger Geschichtslehrer. Von vielen Seiten wurde auch der verhängnisvolle Einflufs geschildert, welchen die sogenannte wissenschaftliche Geographie auf den Betrieb des Unterrichts sich anmafse. Für das humanistische Gymnasium, führte der Antragsteller aus, sei das Ziel die Kunde von der Erde als Schauplatz geschichtlichen Lebens; wolle man die Geographie von der Geschichte trennen und sie dem reinen Fachlehrertum überliefern, so werde sie als angewandte Wärmelehre eine naturwissenschaftliche Disziplin. Direktor Cauer bedauert, dafs der Lehrplan der Geschichte für alle drei Schularten der gleiche sei, und ist bereit, der Geographie auf der Oberrealschule eine centrale Stellung einzuräumen wie etwa auf dem Gymnasium den klassischen Sprachen. Auf letzterem biete auch die klassische Lektüre Anlässe genug, allgemeine geographische Verhältnisse wie Ebbe und Flut, Meeresströmungen u. s. w. in fruchtbarer Weise zu erörtern. Der Vorsitzende spricht sich, nachdem auch Direktor Schweikert vor Zersplitterung durch das Fachlehrertum gewarnt und eindringende konzentrierende Arbeit empfohlen hatte, zum Schlusse dahin aus: der geographische Unterricht der Oberstufe des Gymnasiums solle 'aufgehoben' sein in dem geschichtlichen und sich beschränken auf 'angewandte' Geographie, d. h. die Schüler sollen angehalten werden, überall das geographische Element zur Erklärung der Menschengeschichte herbeizuziehen und zu würdigen. Nach einigen Erörterungen über die Frage, wie weit der geographische Unterricht einen utilitarischen Charakter tragen dürfe, wird die Debatte geschlossen und Herrn Oberlehrer Rick-Köln zu einem längeren Vortrag 'Über einige Unterrichtsgrundsätze beim Gymnasialunterricht' das Wort erteilt; von einer Debatte hierüber mufste der vorgerückten Stunde wegen abgesehen werden. In den Ausschufs wurde an Stelle der statutengemäfs ausscheidenden Mitglieder Moldenhauer und L. Stein-Köln gewählt: Oberlehrer Marcks-Köln und Direktor Scheibe-Elberfeld.

BERICHT ÜBER DIE ELFTE JAHRESVERSAMMLUNG DES DEUTSCHEN GYMNASIALVEREINS IN BONN, MITTWOCH, DEN 21. MAI 1902

Von Paul Brandt

Für die diesjährige Versammlung des Deutschen Gymnasialvereins hatte der Vorstand nach einigem Schwanken zuletzt Bonn als Ort und Pfingstmittwoch als Zeit gewählt, wohl in der Hoffnung, dafs abgesehen von der Wichtigkeit der Beratungsgegenstände auch der Zauber der rheinischen Musenstadt manches wanderfrohe Gemüt auch aus entfernteren Gauen des Vaterlandes herbeilocken werde. Durch diese Rechnung hat die Ungunst der Witterung einen Strich gemacht; immerhin war es eine nicht unansehnliche Zahl von Mitgliedern, welche sich nach einem vorausgegangenen Begrüfsungsabend am Morgen des 21. Mai in der Aula des Königlichen Gymnasiums zu ernster Beratung einfand. Der zeitige Vorsitzende, Geheimrat Oskar Jäger, begann seinen Vortrag 'Über die Stellung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft' mit einem warmen Nachruf für Geheimrat Wilhelm Schrader, der, seinen Jahren Rechnung tragend, sich von der Leitung des Vereins zurückgezogen habe: er sei wie auf allen Gebieten, so auch für die besonderen Pflichten, die der Gymnasiallehrer dem politischen und gesellschaftlichen Leben gegenüber habe, von geradezu vorbildlicher Bedeutung. Alle Stufen des Lehrerberufes vom Probekandidaten bis zum Kurator einer grofsen Universität durchlaufend, ein Mann der Praxis zugleich und der Wissenschaft, als Mitglied des ersten deutschen Parlaments am politischen Leben in jener kritischen Zeit von 1848 unmittelbar beteiligt, ein aufrichtiger schlichter Christ und doch ein philosophischer Denker, ein Mann von wahrer *politesse du coeur*, so werde er uns auch ferner als leuchtendes Vorbild vor Augen stehn.

Zu seinem eigentlichen Thema übergehend hob der Redner sodann hervor, dafs von Stellung und Bedeutung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft erst die Rede sein könne, seitdem sich der Gymnasiallehrerstand als ein eigener von dem geistlichen Stande emanzipiert habe; er erinnert an das Wort, das Balthasar Schuppius um die Mitte des XVII. Jahrh. sprach: 'So lange die Einbildung währet, dafs der *status scholasticus* notwendig verbunden sei mit dem *status ecclesiasticus*, so lange werden keine guten Schulen in Deutschland sein.' Wenn diese Trennung heutzutage im Prinzip und fast ganz auch in der Praxis vollzogen sei, so sei es die erste Pflicht des Gymnasiallehrers, über dieser erst so spät und so schwer errungenen Selbständigkeit seines Berufes zu wachen, der dadurch vielseitiger, freier und darum auch verantwortungsvoller geworden sei.

Eine noch gröfsere Wandlung jedoch habe sich in der Stellung des Gymnasiallehrers zum Staate mit der Wandlung dieses Staates selbst vollzogen. Vor 1848 von der Pflicht, am Staate unmittelbar wirkend mitzubauen, völlig ausgeschlossen, nach 1848 noch lange zum Schweigen verurteilt, wenn er sich nicht gar der rückläufigen Bewegung anschliefsen wollte, welche auf die politische Hochflut gefolgt war, dürfe, seitdem die entfesselten Dämonen des allgemeinen Stimmrechts einen oft mit wenig reinlichen Mitteln geführten Parteikampf heraufbeschworen haben, der Gymnasiallehrer sich nicht mehr der Pflicht entziehen, in dieses Parteileben Mäfsigung und Momente der Verständigung hineinzutragen, gerade weil sein Amt neben allen seinen anderen Vorzügen auch den habe, seine Träger in Geduld und objektiver Betrachtung der Menschen und Dinge zu üben und zur

Selbstbeherrschung zu zwingen. Diese Pflicht des Gymnasiallehrers gelte auch auf einem Gebiete, welches unglücklicherweise schon viel zu sehr Politik geworden sei: dem der Konfession; gerade die rheinische Lehrerwelt habe auf ihren Osterdienstagsversammlungen diese Mission seit 40 Jahren in rühmlicher Weise erfüllt: ohne dafs man die Gegensätze ängstlich oder feige vermieden hätte, sei es dort selbst in sehr bewegter Zeit nie zu einem einzigen bösen Wort gekommen. Dies möchte der Redner der Schulregierung ins Gedächtnis rufen, um ihr die Hände zu stärken gegen den da und dort immer wieder auftauchenden Unfug einer geistlichen Spionage und usurpierten geistlichen Kontrolle insbesondere des Geschichtsunterrichts. Demgegenüber müsse mit allem Nachdruck betont werden, dafs nächst dem, als dessen Werkzeug einst Sokrates sich bekannte und wir als Christen noch in viel tieferem Sinne uns bekennen, unser irdischer Auftraggeber kein anderer ist als der Staat, nicht die Familie, noch die Kirche, noch irgend eine Körperschaft oder Partei: hierauf beruhe unsere Kraft, aber auch unsere Verantwortung als Diener des nationalen Staates auch dem Elternhause gegenüber, das in unsere Rechte um so weniger einzugreifen versucht sein wird, je eifriger und geschickter wir selbst unser eigenstes Gebiet, unser Lehramt, ausbauen.

Zu dem zweiten Teile seines Vortrags, der Stellung des Gymnasiallehrers in der Gesellschaft, übergehend gedachte der Redner der Verdienste der Vereine akademisch gebildeter Lehrer um die Hebung des Standes und billigte nachdrücklich das Festhalten an dem Grundsatz der Gleichstellung mit dem Richterstand; nur dürfe man bei diesem berechtigten Streben nach gerechter äufserer Würdigung niemals die ideale Seite des Berufs zurücktreten lassen. Dem vielberufenen Ausspruch eines Ministers gegenüber, dafs der Richterstand vorgehe, weil er die Staatshoheit repräsentiere, repräsentiere oder verwalte der höhere Lehrerstand den Teil der Hoheit des Staates als des Organismus der Gesellschaft, der sich auf dessen nächste Zukunft, auf die Erziehung seiner Jugend beziehe, und ein freundliches Los sei ihm damit gefallen. Vielfach sei man geneigt, dem Gymnasium eine Art aristokratischen Charakters zuzuschreiben; in Wahrheit aber habe das Gymnasium einen gesunden demokratischen Zug, da seine Schülerschaft sich aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutiere und so deren obersten Schichten stets neue, verjüngende Elemente zuführe. Diesen gesunden demokratischen Zug könne der Gymnasiallehrer fördern, indem er ihn teile: nicht sogenannte vornehme Lebenshaltung, sondern gediegene Einfachheit, Sinn für echte Kunst und Schönheit müsse unser Haus und mit ihm unsere gesellschaftliche Stellung bezeichnen. Viele andere und weit bessere Mittel als jenes Streben ständen dem höheren Lehrerstande zu Gebote, um Einflufs auf die Gesellschaft zu gewinnen, und er habe gröfsere Freiheit als jeder andere Stand, die Kraft und den Wert seiner Persönlichkeit jeder Umgebung gegenüber zu entfalten. Als solche Mittel nennt Redner wissenschaftliche Arbeit und öffentliche Rede, also Teilnahme an der allgemeinen Bildungsarbeit durch Vorträge, verständig bemessene Beteiligung an Vereinen, sowie schriftstellerische Thätigkeit, er warnt aber auch vor den Übertreibungen, Versuchungen und Gefahren solcher Bethätigung, insbesondere vor Überproduktion auf dem Gebiete der pädagogischen Litteratur. Im privaten Verkehrsleben dürfe der Gymnasiallehrer von dem vielleicht schönsten und wertvollsten Privilegium seines Berufes Gebrauch machen, dafs er, der es bekanntlich auf der Stufenleiter äufserer Ehren nicht besonders hoch bringen könne, dafür auch frei sein könne von der Eitelkeit der Titel und Dekorationen; auch stehe es ihm wohl an, wenn er in die konventionellen Formen, denen er sich wie alle Welt bequemen müsse, wieder mehr Wahrheit und Höflichkeit des Herzens lege. Eines freilich bleibe uns noch in vollerem Mafse zu erringen: die Anerkennung unserer Autorität als der Sachverständigen auf dem Gebiet der Erziehung, wie sie dem Arzt, dem Juristen, dem Techniker auf dem ihren ohne weiteres zugestanden werde; gelinge dies, dann werde unser Stand, der lange Zeit als der vorzugsweise gedrückte erschienen sei, vielmehr der freieste von allen sein.

'Als solche freie Männer', so schlofs der Redner, sind wir vor 12 Jahren zusammengetreten und treten wir auch heute zusammen, mit freudigem Mute, entschlossen, dem

modischen Gerede von solchen, die keine Verantwortung tragen und der nur in langer und schwerer Arbeit zu erringenden Sachkenntnis entbehren, uns mit der Kraft einer tiefen, in ernster Lebens- und Berufserfahrung gewonnenen Überzeugung entgegenzuwerfen und in den Kämpfen des Tages das Banner des Humanismus hochzuhalten, d. h. derjenigen Anschauung, welche im *genus humanum* nicht blofs die jetzt Lebenden sieht, sondern die Menschheit in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ein ethisches Ganze betrachtet und diese Gedanken und seine Konsequenzen als Fundament der höheren Jugenderziehung gewahrt wissen will.'

Nachdem der Beifall, welchen die mit grofser Wärme und Überzeugungskraft vorgetragenen Ausführungen des Altmeisters der Pädagogik hervorriefen, verklungen war, wandte sich die Versammlung dem zweiten Punkt der Tagesordnung zu, den Thesen, welche Direktor Cauer-Düsseldorf 'Über die Stellung des geographischen Unterrichtes am Gymnasium, besonders über sein Verhältnis zum geschichtlichen' vorgelegt hatte. Naturgemäfs berührten sich die Verhandlungen über diesen Punkt vielfach mit denjenigen der rheinischen Osterdienstagsversammlung, die gewissermafsen als Vorspiel gelten konnte für die auf breiterer Grundlage fufsende Tagung des deutschen Gymnasialvereins. Namentlich konnte, wer dem Verlauf der Kölner Versammlung aufmerksam gefolgt war, kaum im Zweifel darüber sein, dafs die von Direktor Cauer aufgestellten Thesen im wesentlichen auf Zustimmung würden rechnen dürfen. Die Thesen selbst hatten folgenden Wortlaut:

1. Das Verlangen der Geographen von Fach, ihrer aufblühenden Wissenschaft einen wirksameren Anteil an der Bildung der Gedanken des jungen Geschlechtes zu verschaffen, ist berechtigt, kann aber nur im Rahmen der gegebenen Verhältnisse und in verständnisvollem Eingehen auf den didaktischen Grundcharakter der verschiedenen Schularten befriedigt werden.
2. Die Aufgabe der Geographie — ebenso wie der Geschichte — ist am Gymnasium eine andere als an den realistischen Anstalten: dort, besonders an der Oberrealschule, gebührt der Erdkunde eine centrale, beherrschende Stellung; am Gymnasium ist für sie nur Platz zu einer helfenden, also sekundären Rolle.
3. Aussichtslos wäre der Versuch, in den oberen Klassen des Gymnasiums noch neue geographische Kenntnisse zur Aneignung zu bringen; was hier für die Geographie gewonnen werden kann und soll, sind neue Anschauungen, Denkweisen, Fragestellungen.
4. Der Aufgabe, geographisches Denken zu lehren, können die in den offiziellen Lehrplänen bezeichneten Repetitionen dann dienen, wenn sie nicht mechanisch als solche abgetrennt, sondern organisch in den historischen Unterricht eingefügt werden, als geschichtliche Repetitionen nach geographischen Gesichtspunkten.
5. Der eigentliche Boden, aus dem die geographische so gut wie die geschichtliche Bildung Nahrung zieht, ist für das Gymnasium das klassische Altertum.
6. Wenn sich schon in allen Zweigen des philologischen Unterrichts gerade der oberen Klassen Gelegenheit bietet die Beziehungen zwischen Mensch und Erde den Schülern verständlich und wichtig zu machen, so bedarf es doch, als Grundlage, auch einer eingehenden Behandlung der alten Geographie von Griechenland und Italien.
7. Um eine gründliche Durchnahme der alten Geographie in Sekunda zu ermöglichen, ist es dringend notwendig, dafs der alten Geschichte wieder wie früher zwei Jahre eingeräumt werden.

Zur Begründung dieser Thesen führte der Antragsteller aus, dafs das Verlangen der Geographen von Fach nach einem wirksameren Anteil ihrer Wissenschaft an dem Lehrplan der höheren Schulen vielfach den Unterschied aus den Augen lasse, welcher zwischen den drei verschiedenen Arten derselben bestehe: nur im Rahmen der Eigenart einer jeden könne jenem Verlangen stattgegeben werden. Er bedaure, dafs auf dem Gebiet der Geschichte selbst die neuen Lehrpläne dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule ohne Unterschied dasselbe Lehrziel und dieselben Lehraufgaben zugewiesen

hätten. Wenn dagegen der Geographie im Lehrplan der real gerichteten Anstalten eine gröfsere Stundenzahl gewährt sei als auf dem Gymnasium, so sei dies der äufsere Ausdruck eines inneren Unterschiedes, der noch viel energischer durchgeführt zu werden verdiene. Die Oberrealschule, die das Prinzip der Geistesbildung durch moderne und realistische Stoffe am reinsten darstelle, könne in der Geographie geradezu etwas Ähnliches erhalten, wie es das Gymnasium im klassischen Altertum habe und das Realgymnasium in der Kulturwelt der beiden grofsen modernen Völker immer mehr gewinne. Die Geographie könne das Centrum, die Sammelstelle bilden, in der Natur- und Geisteswissenschaften sich vereinigen und durchdringen, indem die Grundlage hier das wissenschaftliche Element bilde, wie dort, auf dem Gymnasium, das historische. Auf dem Gymnasium müsse sich die Geographie mit einer nur helfenden, sekundären Rolle begnügen; insbesondere seien auf den oberen Gymnasialklassen nicht in besonderen Repetitionsstunden neue geographische Kenntnisse zur Aneignung zu bringen; es seien diese Repetitionen vielmehr organisch in den historischen Unterricht einzufügen als geschichtliche Wiederholungen nach geographischen Gesichtspunkten. Aber als Grundlage für das Verständnis der Beziehungen zwischen Mensch und Erde bedürfe es auf dem Gymnasium einer eingehenden Behandlung der alten Geographie von Griechenland und Italien, und auch aus diesem Grunde sei die Rückgabe des zweiten Jahres alter Geschichte an das Gymnasium erforderlich. Damit würde zugleich ein wichtiger Beitrag zur Durchführung des im Kieler Erlafs vom 26. November 1900 ausgesprochenen Grundsatzes gegeben werden, dafs jede Schule sich ihrer Eigenart gemäfs ausbilden solle.

In der anschliefsenden äufserst anregenden Debatte, die wir hier nur kurz skizzieren können, hob Direktor Kuthe-Parchim mit gutem Humor hervor, das angeblich rückständige Mecklenburg sei in so fern gut daran, als es von den Schwankungen der preufsischen Schulpolitik glücklicherweise verschont geblieben sei. In seinem geographisch-geschichtlichen Lehrplan, der neben 3 resp. 2 Geschichtsstunden je 1 Geographiestunde vorsehe, besitze es eine geradezu mustergültige Einrichtung. Der geographische Unterricht gehe, den historischen begleitend, auf U II von Griechenland aus nach Osten, auf O II von Italien aus nach dem Westen, während auf den Primen einerseits die Geschichte des Deutschtums im In- und Auslande, anderseits das Zeitalter der Entdeckungen mit dem geographischen Unterricht Hand in Hand gehe und an ihm eine Stütze finde. Oberlehrer Dr. Koernicke-Mülheim a. Rh. verspricht sich von der vorgeschlagenen Behandlung der Geographie als historischer Wissenschaft wenig für das Verständnis der eigentlichen Geographie; er meint, was in Cauers Vortrag an geographischen Anregungen und Anknüpfungen vorgeschlagen worden sei, könne doch nur zu einer schönen Verzierung des sonstigen Unterrichts dienen, und darauf müsse er als Geograph von Fach verzichten. Geheimrat Hartwig-Frankfurt a. M. glaubt im Hinblick auf These 2 nicht, dafs sich die Oberrealschule mit der Geographie als centralem Fach einverstanden erklären würde, eher mit Naturkunde auf mathematischer Grundlage. Dem gegnerischen Standpunkte kommt er in so weit entgegen, als er für das Gymnasium nicht 'geschichtliche Repetitionen nach geographischen Gesichtspunkten', sondern umgekehrt 'geographische nach geschichtlichen' fordert, und zwar im engsten Anschlufs an den geschichtlichen Unterricht. Eine gründliche Durchnahme der alten Geographie in Sekunda sei auch nach seiner Meinung nur möglich, wenn der alten Geschichte das zweite Jahr zurückgegeben werde. Für diejenigen Schüler, welche mit dem einjährigen Zeugnis abzugehen gedächten, könne ja ein besonderer Unterricht in U II eingerichtet werden. Einen besonders entschlossenen Gegner fand der Cauersche Standpunkt an Oberlehrer Dr. Kreutzer-Köln. Sein Widerspruch galt vornehmlich den vier letzten Thesen. 'Geschichtliche Wiederholungen nach geographischen Gesichtspunkten' kämen zweifellos dem historischen Unterricht zu statten, reichten jedoch nicht aus, die geographischen Kenntnisse auf den Oberklassen frisch zu erhalten, z. B. für die geographischen Verhältnisse Ostasiens. Gegen die 5. These wendet Redner ein, auch auf dem Gymnasium liege der Schwerpunkt des geographischen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen und habe es mit der gegenwärtigen Gestaltung der Erdoberfläche und ihren jetzigen Be-

wohnern zu thun; Beziehungen zum klassischen Altertum seien hier nur ausnahmsweise zu verwerten. Weil der geographische Unterricht jene praktische und elementare Aufgabe nicht aus den Augen verlieren dürfe, so sei auch das Verlangen nach einer eingehenderen Behandlung der alten Geographie nicht gerechtfertigt; auch komme man beim Zurückgehen auf die Grundlagen der Geographie nicht auf das klassische Altertum, sondern auf die geologische Vorgeschichte der Erde. Vor allem erhebt Redner schwere Bedenken gegen die Forderung der letzten These, weil dadurch der Unterricht in der vaterländischen und neueren Geschichte eine erhebliche Einbufse erleide, selbst da, wo ihm scheinbar nichts genommen werde, auf den Primen, weil sich die Kürzung auf der Mittelstufe auf der Oberstufe rächen werde. Und diesen Verlust könne die neuere Geschichte weniger leicht ertragen als die alte, welcher als wertvoller Bundesgenosse die klassische Lektüre zur Seite stehe. Redner sieht schliefslich in dem Cauerschen Antrage auf Rückerstattung des U II-Jahres an die alte Geschichte nicht sowohl eine Stärkung, als vielmehr eine Schädigung des Gymnasiums, dem seine Gegner von neuem den Vorwurf machen würden, dafs es die Gegenwart und deren besondere Aufgaben vernachlässige. Redner beruft sich auch auf das Urteil des hochverehrten Vorsitzenden, Geheimrats Jäger, der sich trotz anfänglichen Widerstrebens mit dem einen Jahr alter Geschichte auf O II abgefunden habe. Hierdurch veranlafst, schildert Geheimrat Jäger, wie s. Z. aus äufseren Rücksichten der untere Lehrgang der deutschen Geschichte auf 3 Jahre ausgedehnt und demgemäfs der obere der alten Geschichte auf ein Jahr beschränkt worden sei. Er erklärt, für ihn selbst würde es die gröfste Freude sein, wenn durch ein Wunder dem Unterricht der alten Geschichte auf II der zweite Jahreskursus wieder zurückgegeben werde, denn er halte gerade diesen Unterricht für aufserordentlich wirksam. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen jedoch mit dieser Forderung hervorzutreten halte er nicht für opportun; er sei zwar kein begeisterter Verehrer der gegenwärtigen Ordnung, sein Urteil sei: tolerari posse. Dem geographischen Unterricht weist Redner wie auf der Kölner Osterdienstagsversammlung die Aufgabe zu, Elementarunterricht in der Politik zu sein und die künftigen Staatsbürger mit dem gegenwärtigen Zustand der Erde sowie mit der Verfassung bekannt zu machen. Professor Martens-Elberfeld bemerkt gegen Geheimrat Jäger, noch heutzutage geschähen Wunder, und tritt lebhaft für die Forderung Cauers ein; er befürwortet sie insbesondere mit Rücksicht auf die im Rahmen der alten Geschichte notwendige Einführung in die antike Kunst, während Direktor Müller-Blankenburg sie mit der Notwendigkeit begründet, die zerstreute klassische Lektüre in den Gesamtrahmen der alten Geschichte einzuordnen. Mit der Rückgabe des einen Jahres werde nur dasselbe für die Geschichte gethan, was für die Mathematik in den neuesten Lehrplänen schon geschehen sei. Hofrat Uhlig-Heidelberg hält nach Äufserungen mafsgebender Persönlichkeiten es gar nicht für so unmöglich, dafs das von dem Vorsitzenden erhoffte Wunder eines Tages eintrete; sei doch schon im Jahre 1890 von Minister von Gofsler in Aussicht gestellt worden, dafs die Frage der Berechtigung zum einjährigen Dienst ganz von der Schule losgelöst werde, und damit werde ja auch die Bahn frei zur Rückkehr zur alten Ordnung. Auch Direktor Aly-Marburg mahnt zu mutigem Vorgehen, während Geheimrat Wendt-Karlsruhe und Professor Bäumker-Bonn wertvolle Winke nach der Richtung geben, dafs im geschichtlichen Unterricht die Schüler immer aufs neue angehalten werden müfsten, sich den landschaftlichen Schauplatz der Ereignisse und die gegenseitige Lage der einzelnen Orte anschaulich vorzustellen.

In einem Schlufswort setzt sich Direktor Cauer mit den Einwendungen der Gegner und den Anregungen der Freunde seiner Thesen ausführlich auseinander. Mit den von Geheimrat Hartwig vorgeschlagenen Änderungen erklärt er sich einverstanden, warnt aber vor dem Vorschlage, auf U II eine Abtrennung derer zuzulassen, die mit dem Einjährigenschein abgehen wollen, weil man dadurch auf eine abschüssige Bahn gerate; auch sei nicht abzusehen, wie der besondere, den 'Schnuraspiranten' zugedachte Unterricht an den gemeinsamen auf O III, der doch die neuere Geschichte absolviert, anschliefsen solle. Gegenüber den beiden Herren Geographen von Fach hebt er hervor, wie viel Unheil in Preufsen dieser Fachpatriotismus bereits angerichtet habe. Er sei z. B. ein grofser Freund der

Kunstgeschichte und der Philosophie, werde sich aber gegen ihre Einführung als obligatorischer Lehrgegenstände wehren. Keine Schule könne alle Wissenszweige umfassen; eine jede müsse sich auf ein Kulturgebiet beschränken, dieses aber möglichst in seiner Ganzheit erfassen und in ihm die Ansätze aufsuchen, die nach aufserhalb liegenden Wissenschaften hinüberweisen. So würden dem Gymnasiasten die Beziehungen des Menschen zur Natur und im besonderen zur Erde interessant durch die Bedeutung, welche diese Mächte im Kultur- und Geistesleben der alten Völker gehabt hätten. Diesen in seiner Art vorzüglich bildenden Umweg durch das Altertum habe das Gymnasium für sich allein. Allerdings könne er im wesentlichen nur in den oberen Klassen begangen werden (d. h., wenn wir Cauer recht verstehen, im historisch-geographischen Unterricht der U II [die Erfüllung seiner Forderung vorausgesetzt] und der O II, sowie in der klassischen Lektüre aller Stufen, während es im historisch-geographischen Unterricht auf den Primen ebenso beim alten bliebe, wie auf den unteren und mittleren Klassen auch ferner die neuere Geographie zu pflegen wäre). Wenn der verehrte Herr Vorsitzende es im gegenwärtigen Augenblick nicht für opportun halte, jene Forderung zu erheben, weil sie zu wenig Aussicht habe durchzudringen, so würde Redner dieser Beweisführung nachgeben, wenn es sich um einen Beschlufs von unmittelbar praktischer Bedeutung handelte, wo ein zu starres Hervorkehren einer prinzipiellen Überzeugung das Gelingen eines im ganzen erwünschten Werkes gefährden könnte. Jetzt aber handele es sich nur darum, das an sich Wünschenswerte möglichst klar auszusprechen, in der Hoffnung, dafs es doch noch einmal gelingen werde, es durchzusetzen; vor 12 Jahren habe man ja doch die jetzt erfolgte Anerkennung der Gleichberechtigung der drei höheren Schulen auch ins Reich der Unmöglichkeit verwiesen. Freilich kämen die Wunder nicht von selbst, sondern Zähigkeit und Überzeugungskraft müfsten sie vorbereiten. Schon bei der Dezemberkonferenz 1890 habe ein Antrag Kropatschek und Genossen vorgelegen, dafs Vollanstalten nur nach Beendigung ihres Kursus den Einjährigenschein sollten erteilen dürfen; erst dadurch werde der Schade, den das Einjährigenrecht den höheren Schulen zugefügt habe, ganz beseitigt. Ein Schritt auf diesem heilsamen Wege würde die Rückgabe des einen Jahres an die alte Geschichte sein.

Bei der Abstimmung über die einzelnen Thesen werden die Thesen 1, 5 und 6 unverändert angenommen. These 2 erhält auf Vorschlag von Direktor Aly folgende verkürzte Fassung:

2. 'Die Aufgabe der Geographie ist am Gymnasium eine andere als an den realistischen Anstalten; am Gymnasium ist für die Erdkunde nur Platz zu einer helfenden, sekundären Rolle.'

In These 4 wird der von Geheimrat Hartwig vorgeschlagenen Änderung: 'als geographische Repetitionen nach geschichtlichen Gesichtspunkten' zugestimmt.

Endlich wird mit grofser Majorität These 7 in folgender ebenfalls von Geheimrat Hartwig befürworteten Fassung angenommen:

7. 'Eine gründliche Durchnahme der alten Geographie in Sekunda ist nur zu ermöglichen, wenn der alten Geschichte, was an sich dringend zu wünschen ist, wieder wie früher zwei Jahre eingeräumt werden.'

Die von Geh. Hofrat Uhlig-Heidelberg der Versammlung vorgelegten Thesen betreffen die Frage, in welcher Weise das humanistische Gymnasium seine Eigenart zu wahren und auszugestalten habe. Die erste bezeichnet den Zweck, den das Gymnasium nach wie vor konsequent zu verfolgen hat: seine Schüler zur Erfassung der auf Universitäten gelehrten Wissenschaften zu befähigen, und bemerkt, dafs es sich von dessen Verfolgung auch nicht durch Rücksicht auf die Schüler ablenken lassen dürfe, die kein Universitätstudium zu ergreifen beabsichtigen. Die zweite weist darauf hin, dafs der dem Gymnasium zufallenden Aufgabe ein Unterrichtsplan entspreche, der ein Gebiet von unten auf zum Hauptarbeitsgebiet mache, und zwar eines, dessen Bewältigung energische Anspannung der Kräfte erfordere. Die dritte These giebt die Gründe an, warum das humanistische Gymnasium als das Gebiet, auf dem seine Schüler vorzugsweise arbeiten sollen, das der klassischen Sprachen festhält, spricht aber zugleich von den wichtigen Ergänzungen, die zu dem hier Geleisteten

andere Lehrfächer bieten müfsten. Der vierte Satz wendet sich gegen den dilettantisierenden Betrieb des klassischen Unterrichts und fordert als Bedingung für das Verständnis der Schriftsteller ein Einleben in die antiken Sprachen. Der fünfte betont die Unersetzlichkeit des griechischen Unterrichts im Gymnasiallehrplan. In der sechsten bis zwölften These werden die Punkte genauer bezeichnet, in denen die griechischen Kenntnisse der Schüler zur Förderung des sonstigen Unterrichts verwandt werden müssen.

Da aber die lebhafte und mannigfache Fragen erörternde Diskussion der geographischen Thesen die Zeit erschöpft hatte, mufsten die Begründung und die Besprechung der Uhligschen Thesen auf die nächstjährige Versammlung verschoben werden, die anschliefsend an die Philologenversammlung des nächsten Jahres in Halle stattfinden soll.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Pahde, A., Erdkunde für höhere Lehranstalten. I—III. Teil. Glogau, Carl Flemming 1899 1900 1901. 96 130 169 S.

Mit den vorliegenden drei Heften ist die Pahdesche Erdkunde noch nicht abgeschlossen, es steht noch der vierte Teil aus, der die Landeskunde des Deutschen Reiches für Obertertia und den besonderen Lehrstoff der Oberstufe enthalten soll. Er wird für 1902 versprochen. Der erste Teil, die Unterstufe, enthält die Grundbegriffe, einen Abrifs der Länderkunde, in dem die Erdteile ganz kurz behandelt werden, und Deutschland; der zweite und dritte Teil, die Mittelstufe, zu der hier schon Quarta gerechnet wird, ausführlich Europa aufser Deutschland, das Meer, die aufsereuropäischen Erdteile und die deutschen Kolonien. Der Gang der Beschreibung ist überall der gleiche, die einzelnen Unterabteilungen sind Lage, Gröfse und Küsten; Bodengestalt und Gewässer; Klima und Erzeugnisse; Bevölkerung; Staaten- und Ortskunde. Der Beschreibung der Erdteile ist eine ganz kurze Entdeckungsgeschichte voraufgeschickt. In der Frage, wie man die einzelnen, für sich zu besprechenden Teile der Erdoberfläche gegeneinander abgrenzen soll, ob nach physischen oder nach politischen Grenzen, nimmt Pahde eine vermittelnde Stellung ein; nach ihm ist bei Deutschland ein natürlicher Landesteil (eine 'physische Provinz'), bei Europa ein 'Land', sonst ein Erdteil oder wenigstens ein grofses Erdteilstück in der Länderkunde für den Unterricht eine Einheit (Einl. III). Ich persönlich ziehe eine noch weiter gehende Zerlegung in natürliche Provinzen vor, auch innerhalb der aufserdeutschen Länder Europas und bei den anderen Erdteilen; doch das ist Ansichtssache. Auf jeden Fall stimme ich ganz mit Pahde in Bezug auf Deutschland überein, vor allem finde ich es durchaus richtig, dafs hier schon auf der Unterstufe der Stoff nach den von der Natur vorgezeichneten Gebieten durchgenommen wird. Kleine Abweichungen zu Gunsten politischer Verhältnisse sind natürlich gestattet; so wird die Leipziger Tieflandsbucht (I 71) noch mit beim Mittelgebirgsland behandelt, die von Köln und von Münster dagegen beim Tiefland. Auf diese Weise wird das politische Gebiet Sachsen nicht zerrissen und die Beschreibung des Tieflandes nicht gestört. Andere Abweichungen von dem oben aufgestellten Prinzip sind schon stärker und deswegen wohl nicht gut zu heifsen. II 5—18 umfafst die Balkanhalbinsel, als deren Naturgrenze man gewöhnlich Save- und Donauthal annimmt. Dementsprechend werden behandelt Griechenland, Kreta, Türkei, Bulgarien, Serbien, Montenegro, Bosnien, Dalmatien; es wird also mit Rücksicht auf die natürlichen Verhältnisse schon ein Teil von Österreich durchgenommen. Anderseits aber steht Kroatien auf S 98/99, am Ende des Abschnittes über die Karpatenländer. Also einmal ist das Prinzip wegen der natürlichen, das andere Mal wegen der politischen Verhältnisse durchbrochen. Die österreichische Reichshälfte kommt überhaupt schlecht weg, Bosnien und Dalmatien werden, wie gesagt, bei der Balkanhalbinsel behandelt, Galizien und die Bukowina bei den Karpatenländern in Zusammenhang mit Rumänien und den Ländern der ungarischen Krone, der Rest dann unter den Alpenländern, wobei ich die Verbindung von Böhmen und Mähren mit den Alpenländern trotz der Pahdeschen Begründung (II 99) nicht glücklich finde.

Während Pahde mit der Abfassung seines Lehrbuches beschäftigt war und es zum Teil schon herausgegeben hatte, erschien der neue preufsische Lehrplan von 1901. Es ist ein besonders glücklicher Umstand, dafs in diesem erst von Untertertia an der Lehrstoff ganz anders verteilt wird, dafs also Pahde den Plan seines Lehrbuches danach einrichten konnte. Der erste Teil pafst auch jetzt noch durchaus (III Einl.); für den zweiten Teil scheint es mir nicht so ganz der Fall zu sein. Allerdings sind die Bestimmungen der Lehrordnung nicht ganz klar. Für Quinta wird vorgeschrieben 'Länderkunde Mitteleuropas, insbesondere des Deutschen Reiches', für Quarta 'Länderkunde Europas mit Ausnahme des Deutschen Reiches'. Danach müfste, streng genommen,

das aufserdeutsche Mitteleuropa zweimal behandelt werden, und dafür würde dann der erste Teil nicht genügen. Was nun die Menge des Stoffes anlangt, der in den drei Heften auf die einzelnen Klassen verteilt ist, so ist, rein äufserlich nach den Seiten berechnet, das Verhältnis ungefähr folgendes. Quinta: Deutschland I 53—85, die Niederlande II 53—61, Karpaten- und Alpenländer II 89—118, zusammen ungefähr 70 Seiten; Quarta (und Wiederholungen in Untersekunda): II 1—118; Untertertia (und Wiederholungen auf der Oberstufe): III 1—157. Der Lehrstoff für Untertertia ist also am umfangreichsten, trotzdem steht nur eine Stunde zur Verfügung, während es bis Quarta zwei sind. Die grofse Schwierigkeit, die hierin liegt, ist natürlich auch dem Verfasser klar gewesen (III Vorwort); er hat ihr dadurch abzuhelfen gesucht, dafs er viel Stoff in die Anmerkungen verwiesen hat, die dann, ebenso wie Teile vom Abschnitt über das Meer (III 1—16), auf dem Gymnasium beiseite gelassen werden müssen. Es ist mir aber trotz dieser Kürzungen mehr wie zweifelhaft, ob der übrige Stoff erledigt werden kann. Denn mehr wie 35 Stunden kann man aufs Schuljahr nicht rechnen. Also wird wohl auch noch vom eigentlichen Text ein grofser Teil weggelassen werden müssen. Das ist natürlich nicht die Schuld des Verfassers, sondern das liegt an den Verhältnissen.

Für die Darstellung hat Pahde zusammenhängende Texte gewählt und den Telegrammstil, wie ihn in geringem Mafse noch Kirchhoff anwendet, gänzlich vermieden, wie z. B. Ule und Supan. Er steht demnach hierin auf einem völlig anderen Standpunkte, als die Verfasser einiger von den neuesten Büchern für den geographischen Unterricht, die, um ihren Standpunkt gleich von vornherein zu kennzeichnen, ein 'Lernbuch' und nicht mehr ein 'Lehrbuch' geschrieben haben. In diesen wechselt Telegrammstil mit Fragen, auf die sich die Schüler die Antwort auf ihren Atlanten suchen sollen. Mir scheint hier die Wahrheit in der Mitte zu liegen.

Inhaltlich steht das Buch auf der Höhe der Zeit, es finden sich Angaben und Notizen allerjüngsten Datums; noch vom August 1901 stammt eine Angabe (III 86), während das Vorwort vom Oktober 1901 datiert ist. Auch pädagogische Anregungen aus letzter Zeit sind beachtet worden; auf den Ratzelschen Vortrag vom Berliner internationalen Geographenkongrefs ist es wohl auch zurückzuführen, dafs mehr, wie sonst in den Schulbüchern, die Lage irgend eines Ortes, eines Landes veranschaulicht wird durch den Vergleich mit der eines anderen bekannten Ortes oder Landes. Das ist dankenswert, wennschon solche Vergleichungen durch zu häufige Anwendung auch wieder an Wirkung verlieren. Es scheint mir allerdings etwas übertrieben, wenn Pahde im Vorwort zum II. Teil sagt, er hätte Gewicht darauf gelegt, die Lage in den Mittelpunkt des geographischen Unterrichts zu stellen. Aus demselben Grunde mit ist sicherlich auch so oft auf die entsprechenden Karten in den gebräuchlichsten Schulatlanten verwiesen. Daneben sind in den Anmerkungen auch die Bilder aus den Sammlungen von Hölzel, Geistbeck - Engleder und Lehmann angeführt. Sehr habe ich mich über die Bemerkung I 98 Anm. 1 gefreut: 'G. (d. h. Bild aus der Sammlung von Geistbeck und Engleder): Harz, wo aber die Farben zu matt sind.' Das ist noch viel zu wenig; die ganze Sammlung hätte mit einem noch stärkeren Beiwort bedacht werden können. Die Bilder sind — nach meiner Meinung ohne Ausnahme — so wenig künstlerisch, so häfslich, dafs ihre weite Verbreitung, die sich wohl nur durch den billigen Preis erklärt, eigentlich nur zu bedauern ist. Sie lassen sich nicht entfernt mit den Hölzelschen vergleichen; diese sind in sehr gut ausgeführter Verkleinerung den drei Bändchen beigegeben.

Bei einer Reihe von Namen setzt Pahde die deutsche Form oder deutsche Aussprache vollgültig neben die fremde. So heifst es von Reims (II 48 1): 'Diesen aus Schillers «Jungfrau von Orleans» uns Deutschen so bekannten Namen sprechen wir ruhig «reims», wenn auch die Franzosen «rängs» sagen'; ebenso ist es z. B. bei Bukarest (II 96), Neu-York (III 42), Neu-Orleans (III 44). Die letzten beiden Formen finden sich übrigens schon in der grofsen Geographie von S. Ruge. Man kann dies Prinzip nur gutheifsen; viel gebrauchte Namen haben eben bei uns eine deutsche Form bekommen, und diese haben dann auch in der Geographie ihr Heimatsrecht. Um so weniger kann ich es aber dann verstehen, warum Pahde in dem Abschnitt über den Atlantischen Ozean den einen Teil überschreibt: 'Seeleben im Atlantik' (III 15), und die Form auch sonst noch gebraucht (III 31). Was soll uns der englische Name?

Zum Schlufs möchte ich noch einige Berichtigungen zusammenstellen. I 80 wird von der Danziger Weichsel gesagt: 'dieser Mündungsarm läuft eine Strecke weit in der

Richtung der Küste, ergiefst sich dann in den SW der Danziger Bucht und wird von der Schiffahrt vorzugsweise benutzt'. Seit dem Durchstich von 1895 kann man das wohl nicht mehr behaupten; aufwärts bis zum Beginn dieses Durchstichs ist die Weichsel tot, denn dort ist eine Schleuse angebracht. II 40 ist der Nebenflufs der Rhone zweimal Saone geschrieben, während sich zwei Seiten vorher die richtige Form Saône findet. II 81 ist es ein Versehen, wenn gesagt wird, dafs Rufsland mehr als $1/2$ Mill. qkm grofs wäre; die richtige Angabe steht in der Liste S. 118. Manchmal sind Städte von mehr als 100 000 Einwohnern nicht mit lateinischen Buchstaben gedruckt, wie es eigentlich sein sollte (I Vorwort); so II 60 Rotterdam, III 84 Johannesburg. III 12 Anm. 6 ist die Aussprache von Kerguelen angegeben 'Kerg'len'; richtig ist wohl 'Kergéllen' (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1902 64). III 33 ist der M. Logan als höchster Gipfel von Nordamerika angegeben; er hat aber neuerdings diese Stelle an den M. Mac Kinley abgeben müssen, der über 6100 m hoch ist. Vielleicht allerdings hat Pahde das nicht mehr nachtragen können. Die Kongomündung (III 59) wurde aller Wahrscheinlichkeit nach 1482, nicht 1484 erreicht (Geogr. Jahrb. XVIII 16 Nr. 126). Die Angabe (III 78 Anm. 1), dafs der Mahdi 1899 von den Engländern geschlagen wurde und fiel, könnte irre führen; die Entscheidungsschlacht war schon 1898; allerdings erst im nächsten Jahre fiel der Mahdi. III 95 ist die Höhe der Cilicischen Pässe auf 3000 m angegeben; das ist ein Versehen, denn sie sind noch nicht 1000 m hoch; aber auch auf den Taurus bezogen, stimmt es nicht, da dieser über 3500 m aufsteigt. WALTHER RUGE.

O. DÄHNHARDT, HEIMATKLÄNGE AUS DEUTSCHEN GAUEN. I. AUS MARSCH UND HEIDE, XIX und 170 S.; Leipzig 1901, B. G. Teubner. II. AUS REBENFLUR UND WALDESGRUND, XX und 185 S.; Leipzig 1902, B. G. Teubner. III. AUS HOCHLAND UND SCHNEEGEBIRG, XXII und 186 S.; Leipzig 1901, B. G. Teubner.

Unter den vielen Sammlungen mundartlicher Gedichte und Prosastücke, die wir besitzen, nimmt die Dähnhardtsche eine Sonderstellung ein. Denn sie wendet sich in erster Linie an Lehrer und Schüler und erst in zweiter an einen gröfseren Kreis von Freunden deutschen Volkstums und deutscher Eigenart. Der Verf. gliedert den Stoff in drei Teile und behandelt zunächst die niederdeutschen, dann die mitteldeutschen und zuletzt die oberdeutschen Dialekte, doch so, dafs er aus praktischen Gründen in jedem Bande die politische Einteilung Deutschlands zu Grunde legt und die einzelnen Autoren nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Provinz u. s. w. gruppiert. Im ganzen kommen 180 Schriftsteller zu Wort, 53 niederdeutsche, 57 mitteldeutsche und 70 oberdeutsche, die meisten mit mehreren Proben, so dafs man sich mit Leichtigkeit ein Urteil über die Eigenart ihrer Schöpfungen bilden kann. Hervorragende Litteraten wie Reuter und Rosegger sind natürlich am stärksten herangezogen worden.

Mit der getroffenen Auswahl kann man sich fast überall einverstanden erklären, nur möchte man ab und zu noch einen anderen Dichter vertreten sehen, z. B. vermifst man in I John Brinckmann unter den Mecklenburgern und Ludwig Giesebrecht unter den Pommern. Da aber elf Bogen für den Band nicht überschritten werden sollten, so mufste sich der Herausgeber beschränken. Zweckentsprechend erscheint es, dafs Poesie und Prosa, Ernst und Scherz in gefälliger Weise miteinander abwechseln; löblich, dafs überall das Beste ausgesucht und das Derbe von vornherein ausgeschieden worden ist. So erhalten wir durchweg gesunde, schmackhafte Kost und machen die Bekanntschaft mit Menschen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, fromm und vaterlandsliebend, treu und bieder, fleifsig und redlich, dabei fröhlich und zu Scherz geneigt sind, mit Menschen, die wir lieben müssen, weil wir gleich ihnen denken und empfinden, fühlen und wollen. Da wir aber in die verschiedensten Gegenden Deutschlands versetzt werden, so können wir auch die Unterschiede deutlich erkennen, die sich im Wesen unserer Landsleute zeigen, je nach der Gegend, in der sie wohnen. 'Anders klingen die Saiten der Seele, wo das Meer an das Gestade rauscht, anders, wo der Bergwind mit den Waldbäumen Zwiesprache hält, anders, wo der brausende Föhn über die Schneehöhen fährt.' Um nun dem Leser gleich von Anfang an das nötige Verständnis für diese landschaftlichen Verschiedenheiten beizubringen und ihn in die richtige Stimmung zu versetzen, hat der Herausgeber ein schönes, von poetischem Schwunge getragenes Vorwort geschrieben, in dem besonders der Volkscharakter der einzelnen Gebiete einer liebevollen Betrachtung gewürdigt wird.

Aber nicht blofs die Eigenart der Leute lernen wir kennen, sondern wir erhalten auch Gelegenheit ihre Sprache zu studieren. Wer bedenkt, wie sehr es dem

Schriftdeutsch förderlich ist, sich immer wieder aus dem Jungbrunnen der Mundart zu erfrischen, der wird die einstmals so gering geschätzte und scheel angesehene Redeweise des Volkes hoch zu schätzen wissen. Mit Recht hat Heinrich Rückert schon vor Jahrzehnten die, welche ihren Stil bilden wollen, auf die besten Muster einheimischer Dialektlitteratur hingewiesen, und erst vor kurzem wieder ist von dem stilgewandten Paul Heyse betont worden, dafs es von gröfstem Vorteil sei, dem Klange der Mundart zu lauschen und sich deren Einfachheit, Anschaulichkeit und Klarheit zum Vorbilde zu nehmen. Zu solchen Übungen bietet uns Dähnhardt reichliches Material. Besonders lehrreich ist es, zu verfolgen, wie derselbe Text in verschiedenen Mundarten gestaltet wird, so III 14, wo V. J. Keller ein Stück aus Fr. Reuters 'Ollen Kamellen' in den Aargauer Dialekt überträgt. Auch die Übersetzung ins Neuhochdeutsche giebt zu interessanten Beobachtungen Anlafs, so III 185, wo ein siebenbürgisches Gedicht von V. Kästner in dieser Weise erläutert wird.

Dankenswert ist ferner, dafs der Herausgeber überall in knapp gehaltenen Fufsnoten neben Sachlichem schwierige Formen erklärt hat, nicht minder verdienen die netten Illustrationen von Robert Engels gelobt zu werden; und da auch der Druck und die sonstige Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, so können die drei Bücher allen Freunden unserer Dialekte angelegentlich empfohlen werden.

Für eine hoffentlich bald erscheinende zweite Auflage erlaube ich mir nun noch einige Wünsche auszusprechen.

Dähnhardt hat Recht, wenn er S. XIV sagt: 'Eine Mundart richtig lesen kann nur der, der ihren Klang deutlich im Gehör hat, und der kümmert sich nicht um die Schreibung, den anderen jedoch nützt sie als schwanker Anhalt nur wenig. Sie mögen ruhig darauf los lesen und sich begnügen, wenn die Sache so leidlich stimmen mag.' In der That, wer wird von einem für weitere Kreise berechneten Buche eine gelehrte, sorgfältige Darstellung aller Laute verlangen, wie sie die moderne Phonetik fordert? Aber der Herausgeber hat meines Erachtens nicht Recht, wenn er überall die stark von einander abweichenden Transkriptionen der Originale beibehält. Das führt dazu, dafs selbst für dieselbe Mundart öfter verschiedene Lautschrift verwendet wird, z. B. für die altenburgische, wo die Stücke von Sporgel (Pseudonym für Daube) und Ullrich in heterogener Weise geschrieben sind. Überdies mufs es verwirren, wenn für denselben Laut drei, vier und noch mehr verschiedene Bezeichnungen nebeneinander begegnen. So wird das nasalierte n südwestdeutscher Mundarten bald mit ñ (z. B. II 35 42 54: Staañ, meiñ, Weiñ), bald mit n̂ (II 48 f.: sein̂, Wein̂) wiedergegeben, dann aber auch eingeklammert (III 40: schau[n], vo[n]), oder apostrophiert (III 64: schau', II 48: Rhei'), endlich ohne weiteres weggelassen (II 21: Wei, dessentwege); ebenso wird das dumpfe, nach o hinneigende a II 35 dargestellt als å, II 76 als oa, II 90 als a̧, III 5 als o (ô) u. s. w. Wäre es da nicht einfacher, durchweg eine von diesen Bezeichnungsarten anzuwenden? Dazu kommt, dafs die Autoren, deren Orthographie Dähnhardt übernommen hat, selbst oft ungleichmäfsig verfahren, z. B. II 96 Sporgel, der Debbchen (Töpfchen) und Deifel (Teufel) schreibt, aber daneben Tubb (Topf), Traffer (Treffer), Getorkele (Turkeln) u. a.

Ein zweiter Wunsch betrifft die Erläuterungen in den Fufsnoten. Nicht vermehrt möchte ich diese haben (wiewohl hier und da noch ein Wort der Erklärung bedürftig erscheint), im Gegenteil könnte öfter durch Vermeiden von Wiederholungen noch Raum gespart werden, zumal da, wo unmittelbar hintereinander dasselbe zweimal gesagt wird, z. B. I 4 und 5: tohop = zusammen oder I 77 und 78 rögen = rühren. Wohl aber wäre wünschenswert, dafs zuweilen die Anmerkung deutlicher ausgedrückt würde. Wie I 78 Switen erklärt wird: Suiten, das ist lustige Streiche, oder I 79 Tiegerbeist: Tigertier (Bestie) u. s. w., so sollte auch I 78 Start nicht blofs mit Schwanz erläutert werden, sondern mit Sterz, Schwanz, I 28 Dune nicht blofs mit Flaumfeder, sondern mit Daune, Eiderdune, Flaumfeder; II 73 weil nicht nur mit solange, sondern mit weil, dieweil, solange; ferner war III 120 Zacherl mit Zähre statt mit Thräne zu verdeutlichen (vgl. S. 126), II 52 Kerwe mit Kirchweih, nicht mit Kirmse, d. h. Kirchmesse (vgl. S. 71), II 3 Ovvepafe nicht mit Ofenröhre, sondern mit Ofenpfeife; II 169 mufste zwischen Bubatsch und Gespenst Popanz, II 150 zwischen feedre und sputen fördern eingefügt werden. Nicht selten kann mit leichter Mühe der Ursprung eines Wortes durch einen Hinweis auf seine Etymologie klar gelegt werden, z. B. III 5 Zischdi = mhd. Zîestac, Tag des Gottes Zio (nicht, wie fälschlich angegeben wird, = Zinstag; vgl. auch S. 36 bei Hebel Zistig); so war III 54 bei Rank, Biegung, auf verrenken und Ränke hinzuweisen, III 117 bei

Gump, Sprung auf den hüpfenden Gimpel (urspr. Gümpel), III 176 bei Kinigllhaas auf lat. cuniculus, Kaninchen, I 169 bei Kanel auf frz. cannelle, Zimt, von latein. canna, Rohr, u. s. f.[1])

Ein dritter Wunsch ist, dafs künftighin zu der oben auf jeder Seite stehenden allgemeinen Ortsangabe, z. B. II 99 Königreich Sachsen, II 153 Schlesien noch in Klammern der Ort hinzugesetzt wird, in dessen Mundart der betreffende Autor schreibt; denn es ist zu umständlich, wenn man allemal das Inhaltsverzeichnis zu diesem Zwecke nachschlagen soll. O. Weise.

[1]) Auch genügt zuweilen ein Fingerzeig, um an Bekanntes auf syntaktischem Gebiete anzuknüpfen, z. B. I 157: sie sollen schimpfen = sie werden schimpfen, wo der Hinweis auf das in gleicher Weise zur Futurbildung verwendete englische shall von Nutzen ist.

Von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte geht uns der folgende

Aufruf

zur Sammlung von Materialien zur Geschichte des geographischen Unterrichts

mit der Bitte um Veröffentlichung zu. Bei der Bedeutung, die die genannte Gesellschaft für die Geschichte der Pädagogik gewonnen hat, kommen wir dieser Bitte gern nach.

Seit einer Reihe von Jahren wird von der 'Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte' eine Geschichte des geographischen Unterrichts im Zeitalter des Humanismus und der Reformation vorbereitet, deren Bearbeitung in den Händen des Herrn Prof. Dr. Votsch in Magdeburg liegt. Es hat sich je länger desto mehr herausgestellt, dafs nur durch eine möglichst genaue Kenntnis der Schulbücher, welche in diesem Zeitraum die Grundlage des Unterrichts gebildet haben, eine wirkliche Förderung der Arbeit zu erwarten ist. Es handelt sich vor allem um die Beantwortung folgender Fragen:

1. Welche von den nachbenannten geographischen Schulbüchern sind nachweislich im Unterrichte während des XVI. Jahrh. gebraucht?
   a. Cosmographia Pomp. Melae ed. Cochlaeus.
   b. Pomp. Melae de orbis situ libri III cum comment. Joach. Vadian
   c. Vadianus, Epitome trium terrae partium.
   d. Apiani Cosmographicus liber.
   e. Glareani De geographia liber unus.
   f. Honterus, Rudimentorum cosmographiae libri II.
   g. Neander, Orbis terrae succincta explicatio.
   h. Neander, Orbis terrae divisio compendiaria.
2. Wie lange, an welchen Anstalten, in welchen Klassen waren sie in Gebrauch?
3. Welche Ausgaben sind vorhanden, bez. in welchen Bibliotheken?
4. Sind andere Schulbücher aufser diesen in Gebrauch gewesen?
5. Welche anderen Unterrichtsmittel (Atlanten, Globen) wurden verwendet?
6. Giebt es aus dieser Zeit besondere methodische Schriften, welche auch den geographischen Unterricht behandeln?

Alle diejenigen, die Belege zur Beantwortung der hier aufgestellten Fragen kennen oder zur Verfügung haben, insbesondere die Vorsteher der Schularchive, werden gebeten, Nachrichten darüber gelangen zu lassen an die

Schriftleitung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte
Berlin NW, Invalidenstrafse Nr. 57—62.

DIE ÄSTHETISCHE ERKLÄRUNG DER SCHRIFTSTELLER

Von Martin Wohlrab

Das nächste Ziel der Erklärung eines Schriftstellers ist die Erschliefsung des wörtlichen Verständnisses. Sie hat die Beherrschung der Mittel der Darstellung und Vertrautheit mit dem behandelten Gegenstande zur Voraussetzung. Man kann hiernach die Erklärung in sprachliche und sachliche einteilen. Die sprachliche hat es mit dem Wortschatze und den Wortformen zu thun, wie sie das Lexikon und die Grammatik geben, die sachliche mit dem Gebiete, dem das Schriftstück angehört. Der Erklärer wird aber die allgemeinen sprachlichen und sachlichen Kenntnisse voraussetzen und sich im wesentlichen mit den Besonderheiten beschäftigen, die in der Art der Darstellung und in der Auffassung des Stoffes zu Tage treten. Als abgeschlossen gilt das wörtliche Verständnis einer Schrift, wenn man zu einer dem Original möglichst nahe kommenden Übersetzung gelangt ist. Dafs sie sich mit ihm deckt, ist durch die Verschiedenheit des in den Volkseigentümlichkeiten begründeten Geistes der Sprachen ausgeschlossen; der Abstand wird sich nach der räumlichen und zeitlichen Entfernung des Übersetzers vom Schriftsteller richten.

Es ist vielfach, namentlich in früheren Zeiten, geschehen und geschieht wohl noch, dafs man sich damit begnügt, diese Stufe des Verständnisses zu erreichen. Und bestritten soll nicht werden, dafs sie für die sprachliche und die allgemeine Bildung ihren grofsen Wert hat. Insbesondere wird die Vergleichung der Darstellungsmittel der Muttersprache mit denen einer fremden Sprache zu einem tieferen Verständnis der Eigenheiten beider führen und wie jede Vergleichung die geistigen Kräfte in förderlicher Weise anregen und schärfen.

Aber der Blick darf nicht am Einzelnen haften bleiben; er mufs sich zur Erfassung des Ganzen erweitern. Die einzelnen Sätze sind ja nur Steine, die sich zu einem Baue zusammenfügen, und zwar zu einem kunstvollen, sofern die Schriften litterarischen Wert haben. Es gilt also sich über dessen Bestimmung klar zu werden und danach die Bedeutung und Tragkraft der Bestandteile zu ermessen.

Diese Art der Erklärung, die das Verständnis eines auf sprachlicher Darstellung beruhenden Kunstwerkes erschliefst, indem sie über die Absicht, die sein Schöpfer gehabt hat, und über die Mittel aufklärt, deren er sich zur Erreichung derselben bedient, darf man wohl die ästhetische nennen und als den eigentlichen Abschlufs der Arbeit des Exegeten ansehen. In den Lehrbüchern

der Hermeneutik ist diese Bezeichnung allerdings nicht gäng und gäbe. Böckh (Encyklopädie S. 156) fand sie an sich durchaus angemessen, mied sie aber, da man sich gewöhnt hatte, dabei an seichtes Räsonnement zu denken, also wegen des Mifsbrauches, den man damit getrieben hatte. Er zog es vor diese Erklärungsweise die generische zu nennen, da sie im wesentlichen das Schriftstück aus dem Gattungscharakter zu verstehen anleitet.

Man scheut sich also den Begriff ästhetisch mit der Erklärung von Schriften in Verbindung zu bringen, weil sich der Dilettantismus desselben in sehr weitgehendem Mafse bemächtigt und ihn dadurch diskreditiert hat. Da fast jeder für sich das Recht in Anspruch nimmt ästhetische Urteile zu fällen, so ist es nicht zu verwundern, dafs die Meinung weit verbreitet ist, die Ästhetik sei ein Tummelplatz subjektiver Willkür. Und in der That: eine Erklärung, die sich dabei beruhigt, Schriften oder Stellen schön oder nicht schön zu finden, hat wenig objektiven Wert, und es ist leicht begreiflich, warum sie nicht in gleichem Ansehen steht wie die sachliche und sprachliche. Beide haben wissenschaftliche Kenntnisse zur Voraussetzung, und zwar meist schon tiefer gehende; denn man erklärt doch nur das vom Bekannten Abweichende, das Entlegene. Will sich also die ästhetische Erklärung neben die beiden genannten Arten stellen, so mufs sie auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen. Das ist aber deshalb wohl möglich, weil die Ästhetik eine ebenso ernst zu nehmende Wissenschaft ist wie die Grammatik und Altertumskunde.

Die ästhetische Erklärung setzt also voraus, dafs das zu Erklärende künstlerischen Wert hat. Das wird bei allen Werken der Fall sein, die in den Bestand der Litteratur übergegangen und damit der Behandlung des Philologen übergeben sind. Hierher gehören in erster Linie die Dichtungen. Sie spiegeln den Geist der Nation, der sie angehören, am treuesten ab, reichen ihrem inneren Leben die zusagendste Nahrung dar. Darum befafst sich auch jede Litteraturgeschichte vor allem mit ihnen. Aber auch was die Prosa bietet, ist mit der Denkart der Nation, mit ihrem Leben, mit ihrer Vergangenheit aufs innigste verflochten, wenn auch nicht für alle Teile derselben alle Gebildeten das gleiche Interesse und Verständnis haben wie für die Poesie.

Ist so die Litteratur eines Volkes die schönste Blüte seiner rein menschlichen Bildung, der geistige Niederschlag seines Lebens, so ist es natürlich, dafs ihre Vertreter ihr bestes Können daran setzen, diesem bedeutsamen Gehalte auch die entsprechende würdige Form zu geben, dafs sie auf diese Weise wertvolle Kunstwerke schaffen. In Frage kommt bei diesen vor allem, ob sie einen einheitlichen und wohlgeordneten Eindruck machen. Mit Recht nennt Platon (Phädrus 264c) das Schriftwerk einen Organismus. Das Einzelne mufs unter sich und mit dem Ganzen harmonieren. Dem Künstler steht also zunächst das Ganze vor dem geistigen Auge; aus dieser Einheit, in der sich seine Individualität konzentriert, bildet er die einzelnen Teile als Glieder heraus.

Nach diesen Andeutungen über den künstlerischen Charakter der litterarischen Schriftwerke ermifst man leicht, was der ästhetischen Erklärung zufällt. Sie wird zunächst ihre Gattungen und Arten feststellen, dann die Eigen-

heiten der Anordnung des Stoffes und der sprachlichen Darstellung aufzeigen und schliefslich den das Ganze beherrschenden Gesichtspunkt darlegen.

Fragt man nach den Gattungen der Litteratur und ihren charakteristischen Eigenschaften, so kommt man bald darauf, dafs es keine giebt, die nicht in der ersten mustergültigen Litteratur Europas, in der griechischen, in geradezu typischer Vollkommenheit ausgebildet vorläge. Der Beweis dafür liegt in der Thatsache, dafs alle hier in Frage kommenden Bezeichnungen sowohl für die Arten der Litteratur als auch für ihre Eigenheiten auf die Griechen zurückgehen. Sie haben zunächst in der festen Geschlossenheit ihrer litterarischen Kunstwerke allgemeingültige Formen hingestellt und sich späterhin von dem, was sie in naiver Schaffensfreude erfunden und verwendet hatten, wissenschaftlich Rechenschaft gegeben.

Schon die Unterscheidung der zwei Hauptgattungen der Litteratur, der Poesie und der Prosa, geht auf die Griechen zurück, wenn auch die Bezeichnung Prosa der lateinischen Sprache entlehnt ist, da die griechische keine ansprechende dafür hatte. Die erste köstliche Blüte, die das Griechentum trieb, war die Poesie in allen ihren Arten, wie sie heute bei allen Kulturvölkern gepflegt werden. Der Anfang war durchaus volkstümlich; erst die weitere Entwickelung führte zu den Kunstformen. Die Seelenkraft, die in der Poesie sich schöpferisch erweist, ist die Phantasie. Was diese schafft, ist eine Idealwelt; alles Stoffliche hat nur symbolische Bedeutung.

Als der griechische Geist erstarkt und zu männlicher Reife gelangt war, entwickelte sich mehr und mehr die Prosa bis zur höchsten Vollendung, ein Fortschritt, der gegenüber der Würdigung, die die Poesie gefunden hat, kaum genügend geschätzt worden ist. Denn vor den Griechen gab es die reine Prosa noch nicht. Wenn der Dichter den Eingebungen der Muse folgt, so hat der Prosaiker alles selbst mit dem Verstande zu erarbeiten, was er bietet, hat es zu erforschen, zu erkennen und als thatsächlich und wahr festzustellen. Es liegt wohl nahe, diese Richtung der Litteratur auf das Reale mit der Begründung der bürgerlichen Freiheit, die man den Griechen verdankt, mit den darin wurzelnden Bedürfnissen des öffentlichen Lebens in Verbindung zu bringen.

Wie in den Hauptgattungen, so sind auch in den Arten die Litteraturen der jetzigen Kulturvölker von den Griechen abhängig; alle hat ihr schöpferischer Geist in staunenswerter Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit ausgestaltet.

Der Epiker bringt die seine Phantasie erfüllende Idealwelt in der Erzählung eines allgemein fesselnden Ereignisses zur Darstellung und veranlafst den Leser sie nachzuschaffen. Er grenzt seinen Stoff nach einem einheitlichen Gesichtspunkte ab und ordnet ihn im ganzen nach der zeitlichen Abfolge an, doch hindert ihn nichts, um die Spannung seiner Leser zu erhöhen, den Ausgangspunkt in die Mitte oder gar an das Ende zu verlegen und das Dazwischenliegende im Verlaufe der Erzählung aufzuklären. Der Lyriker giebt von den Gedanken und Empfindungen, die sein Inneres erfüllen, seinen Zeitgenossen das preis, wozu der Augenblick ihn anregt. Die Einheitlichkeit von allem, was er bietet, liegt also in der Einheit seiner Person begründet, die Einheitlichkeit

jeder einzelnen seiner Gaben in dem Anlafs. Das Denken und Empfinden, das der Lyriker unmittelbar ausspricht, legt der Dramatiker in die Seelen fremder, handelnder Personen, aus deren Zusammenwirken eine Handlung hervorgeht, die sich um einen Grundgedanken meist allgemein ethischer Natur gruppiert.

Der Historiker wird sich nicht damit begnügen das thatsächlich Geschehene zu ergründen und zusammenzustellen, sondern wird seine Art die Dinge anzuschauen in der Art der Darstellung zur Geltung bringen und so seinem Werke ein einheitliches Gepräge verleihen. Das wird ihm ohne die Mitwirkung der Phantasie nicht gelingen; doch erscheint diese hier nur als Helferin, während sie im Epos als Herrscherin auftritt. Die Philosophie klärt einen allgemeinen Begriff auf oder stellt eine erkannte Wahrheit dar. Ihr Gegenstand ruht im Inneren des Schreibenden und ist aus einer einheitlichen Weltanschauung hervorgegangen, von der jedes seiner Werke ein Abbild ist. Der Philosoph kann aber seine Lehre nicht unvermittelt und fertig dem Leser vorlegen, sondern sucht ihn auf dem Wege verstandesmäfsiger Auseinandersetzung zu gewinnen. In der Rede vereinigen sich meist subjektive und objektive Momente. Das Thatsächliche dient in ihr einem subjektiven Zweckgedanken, der praktischer Natur ist. Der Redner mufs schon deshalb auf ein einheitliches Ziel lossteuern, weil er der Überzeugung und dem Willen seiner Zuhörer eine bestimmte Richtung geben will. Die im öffentlichen Leben gehaltenen Reden nehmen dadurch leicht einen dramatisch bewegten Charakter an, dafs in dem Kampfe der Meinungen einer bestimmten zum Siege verholfen werden soll.

Dieser verschiedenen Bestimmung der einzelnen Litteraturgattungen entspricht die verschiedene Art der Darstellung. Das führt auf die Lehre vom Stil, die für die ästhetische Erklärung das ist, was für die sprachliche die Grammatik, die aber freilich in ihrer Ausbildung hinter dieser aufserordentlich zurückgeblieben ist. Am meisten hat man noch die Lehre von den Figuren und Tropen behandelt. Gerade diese aber wird man schon bei der wörtlichen Auslegung zu berücksichtigen haben, zumal da ja auch die davon abhängige Übersetzung nach Möglichkeit bestrebt sein wird der Wirkung des Originales wenn nicht gleich, so doch nahe zu kommen. Nur die Darstellungsmittel, die für die Auffassung des Ganzen von ausschlaggebender Bedeutung sind, wird die ästhetische Erklärung besonders ins Auge zu fassen haben. Hierher gehören vor allem die Allegorie und die Ironie, deren Verkennen ein gänzliches Mifsverstehen zur Folge haben würde.

Was die sprachlichen Eigenheiten der einzelnen Litteraturgattungen anlangt, so sind schon die Unterschiede zwischen Poesie und Prosa noch nicht völlig aufgeklärt, geschweige denn, dafs die Unterarten beider genügend auseinander gehalten wären. Klar ist ja, dafs das musikalische Element der Sprache überwiegend in der Poesie zur Geltung kommt, aber es ist nicht zu verkennen, dafs auch die Prosa auf Rhythmus, Klang, Wortstellung Rücksicht nimmt.

Dem Epos ist anschauliche Darstellung, ein breiter Flufs der Rede, leicht

erkennbarer Zusammenhang eigen. Es wird ein Metrum bevorzugen, das in gleichmäſsigem Fortschritte ebenso die Würde wie die Abwechselung zu ihrem Rechte kommen läſst. Den von den Griechen eingeführten Hexameter haben nicht nur die Römer, sondern teilweise auch die Deutschen beibehalten. Im Gegensatz zum Epos markiert die Lyrik den Zusammenhang viel weniger, die Verbindung der Gedanken ist freier. Die Form der lyrischen Ergüsse ist so mannigfach wie die menschlichen Stimmungen; sie paſst sich dem freudigen Genusse des Augenblickes wie der lastenden Schwere der Trübsal an, dem leichten Getändel des Frohsinns wie dem feierlichen Ernste der Pflicht. Das Drama hat lyrische und epische Elemente in sich aufgenommen. Seine Sprache ist eindringlich, nach der Verschiedenheit der auftretenden Personen sehr mannigfach, auch in den epischen Teilen gedrängt und lebendig. Ist das Metrum, dem gesprochenen Worte am nächsten stehend, das einfachste, so zeigt der Aufbau die gröſste Kunst.

Wenn sich die Prosa aus anfänglicher Unbeholfenheit herausentwickelt hat, gelangt sie zunächst in der Geschichtserzählung zu gröſserer Freiheit und ausgiebigerer Darstellung. In der Anordnung wird sie vorwiegend an den Gang der Ereignisse, die sie erzählt, gebunden sein. Ist der Stil des Historikers klar flieſsend und gefällig, so ist für die weitere Entwickelung der Prosa die Philosophie dadurch von gröſstem Einflusse, daſs sie auf begriffliche Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes, auf folgerichtige Entwickelung der Gedanken den gröſsten Wert legen muſs. Ihr einfacher, strenger Stil entspricht dem keuschen Streben nach Wahrheit. Die Errungenschaften des Historikers und des Philosophen macht sich der Redner zu nutze, der ebenso Objektives wie Subjektives vorzubringen hat und deshalb den unmittelbarsten und tiefsten Eindruck machen kann, weil er mit seiner Person für seine Sache eintritt und sich direkt an die Personen wendet, auf die er einwirken will. Ihm ist es vor allen gegeben, ebenso durch Anmut wie durch Würde und Erhabenheit zu fesseln.

Mit solchen Charakteristiken des Stiles der Litteraturgattungen ist freilich nur eine Art Rahmen gegeben; denn jedes Individuum hat seinen besonderen Stil, seinen besonderen Kreis von Wendungen und Ausdrücken.

Wenn es schwer gelingen wird zur Erforschung der sprachlichen Eigentümlichkeiten der Litteraturgattungen Anleitung zu geben, so erscheint es wohl thunlich einige Gesichtspunkte beizubringen, die die ästhetische Erklärung zur Erschlieſsung des Gehaltes der Schriftstücke ins Auge zu fassen hat. Dreierlei wird ihr obliegen: 1. die Feststellung des Inhaltes, 2. der Nachweis der Anordnung desselben, 3. die Ermittelung des einheitlichen Gesichtspunktes, unter den sie fallen.

Inhaltsangaben (summaria, argumenta) pflegten in den alten gelehrten Ausgaben nicht zu fehlen; sie bildeten das Eingangsthor zum Verständnis des Schriftstückes. Heute finden sie sich meist in den Anmerkungen verstreut. Diese Methode ist natürlich der Übersicht über das Ganze nicht förderlich. Doch soll damit der Einführung zusammenhängender Inhaltsangaben in die

Schulbücher nicht das Wort geredet sein; denn darin wird ja wesentlich die Arbeit des Lehrers bestehen, dafs er dem Schüler den Inhalt der Schrift erschliefst.

Die Inhaltsangabe beantwortet möglichst objektiv die Frage: was sagt der Schriftsteller? Das wird nicht immer so schnell und leicht anzugeben sein, als es auf den ersten Blick scheinen kann. Die Hauptsache ist hier, das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen, nichts übergehen, was für den Fortgang der Darlegung von Wichtigkeit ist, hierbei aber auf eigene Einfälle gänzlich verzichten und sich völlig dem Schriftsteller unterordnen. In der Erzählung wird die Sache noch ziemlich einfach sein, da sich der Stoff wesentlich nach chronologischen Gesichtspunkten gliedert. Auch der Gedankengang eines Redners ist schon deshalb plan und durchsichtig, weil er wünschen mufs, dafs der Hörer ihm leicht folgen kann. Schwieriger liegen die Dinge in den kunstvollen Gebilden der Dramatiker, denen sich Platon anschliefst. Hier ist sehr zu unterscheiden, was zum wesentlichen und objektiven Gehalt gehört, was nur subjektive Einkleidung und Zuthat ist.

Bei modernen Schriften sind Inhaltsangaben nicht üblich. Da man sie müheloser liest, gelangt man leichter zur Übersicht über das, was sie geben. Doch ist und bleibt bei schwierigen Schriftstücken die Feststellung des Inhaltes der sicherste Weg zum richtigen und vollen Verständnis.

Ist man über den wesentlichen Inhalt eines Schriftstückes ganz im klaren, so wird es nicht allzuschwer sein die Anordnung desselben zu erkennen. Auch diese wird in den Ausgaben meist vorausgeschickt oder in den Anmerkungen angedeutet. Durch die Gliederung des Stoffes wird die Bedeutung dessen, was in der Inhaltsangabe zusammengestellt ist, erst vollkommen klar. Nun erst übersieht man ohne viel Mühe, in welcher genauen Verbindung mit dem Hauptgedanken das Einzelne steht, wie die kleinsten Teile, auch das, was man gewöhnlich Digression nennt, an dem Faden befestigt sind, der das ganze Gewebe zusammenhält. Ein solcher Grundrifs ist für den Leser ungefähr das, was für den Wanderer die Karte ist.

Durch die Disposition gelangt man zur Erkenntnis von dem einheitlichen Charakter des Schriftstückes. Es stellt sich als ein wohlgegliederter Organismus dar; die Einheit, in die der Geist des Verfassers den Stoff zusammenfafste, tritt nun hervor. Zur sicheren Erkenntnis der Gliederung einer Schrift wird es erforderlich sein, alle Winke zu beachten, die der Schriftsteller selbst absichtlich oder unabsichtlich giebt. Hierher gehören insbesondere die Zusammenfassung des bisher Erörterten und die Übergänge zu Neuem.

Aber vor einer Gefahr ist hier zu warnen. Es kann nicht wundernehmen, dafs sich in den einzelnen Gattungen der Litteratur bestimmte Formen nach und nach herausgebildet haben. Diese blieben nicht ohne Einflufs auf jeden, der sich in derselben Gattung versuchte. Ich weise nur auf die bekannten fünf Teile der Reden hin, die bei den Alten als normal angesehen wurden, auf die Ökonomie des Dramas, in der feste Regelmäfsigkeit leicht zu erkennen ist. Alle diese Formen sind schon von der wissenschaftlichen Forschung des Alter-

tums erkannt und festgestellt worden und haben auf alle nachfolgenden Völker und Zeiten einen tiefen, ja mafsgebenden Einflufs ausgeübt. So häufig sich aber auch bei diesen jene Normen wiederfinden, so darf doch in keiner Weise übersehen werden, dafs die Verschiedenheit der Lebensbedingungen neue Bedürfnisse, Anschauungen und Formen schafft. Wer wird es unternehmen, bei den Rednern unserer Tage jene fünf Teile der Alten nachzuweisen? Auch das ist selbstverständlich, dafs wahrhaft schöpferische Geister sich mit dem Inhalte auch die Form schaffen. So sehr Goethes Iphigenie vom griechischen Altertum beeinflufst ist, so wird doch der Versuch, sie in eine überlieferte Schablone einzuzwängen, immer misslingen. Vollends ein so naturwüchsiger Dichter wie Shakespeare bleibt in seiner Kompositionsweise unverständlich, wenn man einfach die Mafsstäbe an ihn anlegt, die man durch das Studium der Alten kennen gelernt hat.[1])

Hieraus ergiebt sich, dafs die Annahme, als gäbe es für jede Litteraturgattung ein bestimmtes Schema, nach dem der Schriftsteller arbeite, unvorsichtig und voreilig ist. Nur schwache Geister giefsen ihren Inhalt in überkommene Formen; je origineller ein Schriftsteller ist, um so mehr wird er seine eigenen Wege gehen. Man wird also jederzeit wohlthun, ganz voraussetzungslos den Intentionen eines Schriftstellers nachzuforschen.

Mit der Disposition ist für manche Litteraturgattungen auch der Grundgedanke nachgewiesen. Ein Redner würde doch offenbar seinen Zweck verfehlen, wenn er ihn nicht klar und offen ausspräche, wenn nicht die ganze Anordnung seiner Darlegungen auf ihn hinführte. Sein einheitlicher Zweck wird also mit dem einheitlichen Gesichtspunkte seiner Disposition zusammenfallen. Nicht anders steht es mit dem Philosophen, der seinen Gedanken eine streng wissenschaftliche Form giebt wie Aristoteles. Schon der Titel seines Werkes wird den Hinweis enthalten, wo die Einheit zu suchen ist. Schwieriger kann sich die Sache schon bei dem ihm verwandten Lyriker gestalten. Ist z. B. seine Dichtung eine Allegorie, so wird die Gliederung des Gegebenen das Verständnis derselben nicht erschliefsen.

Einfacher scheinen die Dinge in der erzählenden Litteratur zu liegen, im Epos und in der Geschichtschreibung. Ihre Gliederung nachzuweisen wird meist nicht sehr schwer sein; sie führt zum Verständnis der Erzählung selbst. Aber ist damit der Inhalt des Ganzen völlig ausgeschöpft? Erfahren wir hierdurch etwas von den Gründen, warum der Verfasser seinen Stoff so abgegrenzt hat, wie er es that? Erfahren wir etwas davon, wie er das, was er erzählt, auffafst? Nur ein Beispiel. Wenn Goethe in Hermann und Dorothea den Gedanken anregen will:

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling,

so wird man das aus keiner Disposition herauslesen. Es mufs also aus dem Gedankengehalt des Ganzen erschlossen werden. Beim Historiker kommt alles

[1]) Wegen Goethes Iphigenie vgl. in diesen Jahrbüchern Bd. VIII 1901 S. 428 f., wegen Shakespeare meine ästhetische Erklärung des Hamlet S. 94 f. und des Coriolan S. 82 f.

darauf an, wie er mit seiner ganzen Persönlichkeit zu seinem Stoffe steht. Hiernach richtet sich die Gruppierung und Beleuchtung der Thatsachen, die Schätzung der Träger der Handlung. Von seinem Standpunkte hängt der Wert seines Werkes ab, der bleibend sein wird, wenn er die im Thatsächlichen liegenden Gedanken zur Geltung bringt, vorübergehend, wenn er in den Dienst einer Partei tritt.

Am allerschwierigsten gestaltet sich die Erkenntnis des Grundgedankens eines Dramas. Die Titel geben hier meist gar keinen Anhalt, da sie von den Hauptpersonen hergenommen sind. Die Ökonomie klärt nur den stofflichen Teil, die Handlung selbst, auf. Welchen Zweck der Dichter mit seinem Stücke verfolgte, kann niemand daraus ersehen. Goethes Iphigenie hat die Heimkehr der Heldin zum Gegenstand; darauf führt unzweifelhaft die Disposition. Hat aber der Dichter wirklich nur das bescheidene Ziel im Auge gehabt zu zeigen, wie sich Iphigeniens Heimkehr vollzog, wie sie die ihr entgegenstehenden Hindernisse überwand? Er selbst[1]) giebt uns die Antwort auf diese Frage, indem er als den Grundgedanken, der ihn leitete, bezeichnet:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Das kann niemand aus einer Disposition des Stückes herauslesen. Ebensowenig ergiebt sich der Schlufssatz von Schillers Braut von Messina:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel gröfstes aber ist die Schuld

aus der Anordnung des Stoffes.

Hiernach ist unzweifelhaft klar, dafs aufser der Aufstellung der Disposition noch eine Arbeit zu leisten ist, die schwierigste von allen und deshalb in den meisten Fällen auch die umstrittenste: man hat zu fragen, was für den Dichter der Ausgangspunkt seiner Arbeit war. Was zog ihn an dem Stoffe an? Warum wählte er ihn? Offenbar weil er für einen in ihm liegenden, ihn tief ergreifenden Gedanken als das passendste Gefäfs erschien. Was für den Dichter der Keim seiner Schöpfung ist, ist für den Erklärer die Frucht seiner Mühen. Es schwebte dem Dichter durch alle Stadien, die seine Arbeit durchlief, vor, ohne dafs er es direkt aussprach; er will es überall beim Leser anregen, ohne es selbst zu offenbaren.

Was ist also zu thun? Man hat achtsam den Gedankengehalt jedes Teiles zu suchen, den Fortschritt, den er im Verlaufe des Stückes macht, an den einzelnen Abschnitten festzustellen und so durch stufenweise Verallgemeinerung der Gedanken zu dem umfassendsten emporzusteigen, für den der Schlufs, zu dem das Werk gelangt, die Bestätigung bilden mufs. Nur durch diese geduldige Arbeit läfst sich die Absicht des Dichters mit der Annäherung und Evidenz bestimmen, die auf diesem Gebiete möglich ist. Dieses Ziel wird nur durch einen fortlaufenden Kommentar zu erreichen sein, in dem sich die Kunst

[1]) S. diese Jahrbücher Bd. IV 1899 S. 86 f.

zwischen den Zeilen zu lesen vielfach bewähren mufs, eine Kunst, die deshalb so schwer ist, weil sie die Kongenialität des Interpreten mit dem Schriftsteller zur Voraussetzung hat. Auf diesem Wege wird es gelingen den Geist des Dichters aus dem Verstecke hervorzulocken, in das er sich eingeschlossen hat.

Die Schwierigkeit, die in der Erforschung des Schlufsergebnisses einer Dichtung liegt, ist natürlich bei den verschiedenen Dichtern verschieden. Den Grundgedanken Schillerscher Tragödien zu finden wird meist nicht so schwer sein; vielleicht verdanken sie diesem Umstande ihre gröfsere Popularität. Goethe stellt schon gröfsere Anforderungen, die gröfsten aber unzweifelhaft Shakespeare. Was hat man nicht alles in seinem tiefsinnigsten Trauerspiel Hamlet gefunden?

Verwandt mit den Tragikern ist Platon. Aus seinen Titeln ist nichts zu entnehmen, sofern sie Personennamen tragen. Ja die Überschrift *ἀπολογία Σωκράτους*, die den Zweck der Rede so klar anzugeben scheint, verleitet sogar zu einer falschen Auffassung; denn Platons Hauptabsehen ging auf etwas ganz anderes. Er wollte zeigen, wie im Gegensatz zu einem rhetorisch gebildeten Manne ein Philosoph seine Verteidigung führt, und so ein Beispiel zu dem im Gorgias Dargelegten geben. Auch Euthyphron scheint die alexandrinische Überschrift *περὶ τοῦ ὁσίου* mit Unrecht zu tragen. Platon wollte zu der ihm viel wichtigeren Begriffsbestimmung anleiten und bediente sich dazu des Begriffes Frömmigkeit.

Aus alledem ergiebt sich, dafs der schwierigste Teil der Interpretation die Erfassung des einheitlichen Gesichtspunktes ist, unter dem ein Schriftstück steht. Ist dies aber der eigentliche Abschlufs der Exegese, so ist klar, dafs sie noch manches zu leisten hat; ein Einblick in die Kommentare lehrt, dafs sie vor diesem Endziel vielfach Halt machen.

Man sucht wohl meist in der Art zum Verständnis litterarischer Kunstwerke zu kommen, dafs man beim erstmaligen Lesen nach dem Grade seiner geistigen Bildung und der erworbenen Übung so viel versteht, als eben möglich ist, und bei jedem wiederholten Lesen mehr versteht. Die Aufgabe der ästhetischen Erklärung ist, gleich das wesentliche Verständnis zu erschliefsen. Da aber ein Kunstwerk ebenso unerschöpflich ist wie die Natur, wird man auch bei wiederholtem Lesen Neues entdecken, aber das können nur Einzelheiten sein, die je nach der verschiedenen Beleuchtung, in der man sie sieht, mehr oder weniger in die Augen fallen.

Das Verdienst, der ästhetischen Erklärung die Bahn eröffnet zu haben, gebührt Johann Matthias Gesner, der gegenüber den bis dahin üblichen, mit sprachlicher und sachlicher Gelehrsamkeit angefüllten Kommentaren in seinen commentariis perpetuis den Gedankengang des Schriftstellers gut entwickelte und gelegentlich auf seine Schönheiten und Mängel hinwies. Es war kein Fortschritt, dafs sein Nachfolger Christian Gottlob Heyne im wesentlichen nur darauf ausging, die Schönheiten des Schriftstellers zur Geltung zu bringen und Verständnis dafür zu wecken. Mit Gemeinplätzen und Ausrufen wie 'o quam pulchre, o quam venuste!' ist nicht viel gethan.

Eine neue Anregung erhielt diese Richtung durch Heynes Schüler Friedrich

August Wolf, der in seinem Erstlingswerke, der Ausgabe des Platonischen Gastmahles, eine Übersicht des Inhaltes vorausschickte, die nach seiner Absicht manche Noten ersparen und nicht selten an die Stelle eines Kommentars treten sollte. Dieser verheifsungsvolle Anfang hatte leider keine Fortsetzung. Doch blieb Platon der Schriftsteller, den die ästhetische Auslegung am meisten begünstigt hat, wie er denn auch ohne sie am wenigsten verständlich ist. Grundlegend waren die Schleiermacherschen Einleitungen, die in den Steinhartschen eine glückliche Fortsetzung und Erweiterung erfuhren. Zu diesen trat als notwendige Ergänzung hinzu, was Bonitz für die Erkenntnis des Gedankenganges und die Gliederung der Platonischen Gespräche bot.

Hervorzuheben ist noch, was Wolfs und Schleiermachers Schüler August Böckh im Verein mit Dissen im Kommentar zu Pindar und allein im Kommentar zur Antigone für die ästhetische Erklärung geleistet hat. Nicht minder verdienstvoll war es, dafs er auf ihre Wichtigkeit in seiner Encyklopädie mit grofser Entschiedenheit hinwies. Er bezeichnete sie S. 167 ausdrücklich als die schwierigste Art der Interpretation, da sie das tiefste Eindringen in den auszulegenden Schriftsteller erfordere, und klagte, dafs es noch wenig Muster dafür gäbe.

Es kam nun die Zeit, in der die Erklärung der hauptsächlichsten Schriftsteller des Altertums zunächst für den Schulgebrauch organisiert wurde. Sie brach an mit der in der Weidmannschen Buchhandlung erschienenen Sammlung, die zwei Schüler Gottfried Hermanns, Haupt und Sauppe, herausgaben. Es war das die bedeutungsvollste litterarische Gabe, die jemals die Universität dem Gymnasium geboten hat. Diese Erklärungen, die teilweise grofsen wissenschaftlichen Wert hatten, gingen bewufst und erfolgreich darauf aus, den Gehalt der Schriftwerke zur Geltung zu bringen, wenn auch nicht alle sie als Ganze und nach ihrer Gliederung verständlich machten. Diese Aufgabe fafsten einige von den darauf folgenden Teubnerschen Schulausgaben mehr ins Auge.

Im Anschlufs an neue, meist kurzlebige Regulative traten andere Sammlungen hervor, die vor allem das ungehinderte, rasche Lesen fördern wollten, als ob rasch und viel lesen wichtiger und wertvoller sei als richtig und mit vollem Verständnis lesen, die aber die Erwartung, die man daran anknüpfen konnte, nicht erfüllten, dafs nämlich an die schnellere Bewältigung gröfserer Stücke auch der sichere Überblick über das Ganze und seine Gliederung sich anschliefsen werde.

Die zahlreichen Sammlungen deutscher Schriftsteller begnügen sich meist mit litterarischen Einleitungen, Inhaltsangaben und Einzelbemerkungen unter oder hinter dem Texte, die oft genug Unnützes enthalten. Man darf sich darüber um so mehr wundern, als die Regulative sehr klar höhere Ziele und Forderungen hinstellen. So sagt die Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien vom Jahre 1893 S. 16: 'Ein Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, dafs jede bedeutendere Dichtung nicht nur im einzelnen, sondern auch als Ganzes recht verstanden und genossen wird.' Und in den preufsischen Lehrplänen und Lehraufgaben für höhere Schulen vom Jahre 1891 heifst es

S. 17: 'Beim Lesen gröfserer Werke auf der Oberstufe sind vor allem die leitenden Grundgedanken unter Mitarbeit der Schüler herauszuheben, die Hauptabschnitte und deren Gliederung aufzuzeigen und so das Ganze als solches dem Verständnis der Schüler zu erschliefsen. Der Kunstform ist dabei Beachtung zu schenken. Die gelesenen Epen und Dramen sind nach ihrem ganzen Aufbau und den Charakteren der handelnden Personen zum vollen Verständnis zu bringen.'

Und schliefslich noch eins. Die Schule müht sich mit der Lösung des Problems, wie der Kunst Eingang zu schaffen sei. Meisterwerke der bildenden Kunst werden nur wenigen zugänglich sein, und nicht jeder hat Blick und Verständnis für sie, zumal wenn sie in blofsen Nachbildungen geboten werden, wie nicht jeder Gehör und Verständnis für die Musik hat. Aber an den Meisterwerken der Litteratur hat ja die Schule bereits Kunstwerke und zwar solche, die sie jedem auslegen kann, die jeder auch innerhalb gewisser enger Grenzen nachahmen kann und soll. Warum also nicht diese in erster Linie und erschöpfend als Kunstwerke verständlich machen, d. h. ästhetisch erklären?

DIE BEDEUTUNG DER ANTIKEN SPRACHEN IM GYMNASIALUNTERRICHT

Vortrag, gehalten vor der Versammlung des sächs. Gymnasiallehrervereins in Grimma, Ostern 1902

Von Hermann Steuding

Wenn ich heute hier die Bedeutung der antiken Sprachen im Gymnasialunterricht vor dieser Versammlung von Fachmännern einer beurteilenden Besprechung unterziehen werde, so bin ich mir dabei wohl bewufst, dafs vor kaum anderthalb Jahren von dieser Stätte aus durch ganz Deutschland das Wort unseres allverehrten Königs: 'Gott erhalte uns die humanistische Bildung! Ich werde für sie kämpfen bis an mein Ende' begeisternd und in trüber Zeit ermutigend erklungen ist. Nur weil ich mich in der freudigen Zustimmung zu diesem Königswort mit Ihnen allen einig fühle, wage ich es meine besonderen Gedanken über diesen Gegenstand jetzt hier darzulegen, um so nach meiner schwachen Kraft der Erreichung jenes wahrhaft königlichen Zieles der Erhaltung humanistischer Bildung wenigstens in so weit zu dienen, dafs ich Ihnen Anregung dazu biete aus dem Schatze Ihrer Erfahrung das Beste, was sonst vielleicht verborgen bliebe, herauszugeben, wenn ich auch selbst mit meinen eigenen Vorschlägen irren und deshalb allein bleiben sollte.

Gegenüber der Alleinherrschaft der alten Lateinschule, aus der unser deutsches Gymnasium hervorgegangen ist, erhob sich schon zu Anfang des XVIII. Jahrh. die Forderung, auch für die nicht gelehrten Stände eine Schule zu schaffen, die deren Sonderbedürfnissen in erster Linie diene. 1708 errichtete der Pfarrer Semler in Halle als ersten Versuch in dieser Richtung seine 'mathematisch-mechanisch-ökonomische Realschule'; erst 1770 aber nahm sich der Staat mit seiner ersten 'Kaufmannsschule' in Wien der realistischen Bestrebungen an. Allgemeinere Verbreitung fand die Gründung von höheren Bürgerschulen in Deutschland nicht vor 1825, so berechtigt jene Forderungen auch waren, und 1832 erhielten sie endlich, wenigstens in Preufsen, eine einheitliche Organisation. Dafs der Gelehrte und der Geschäftsmann nicht von der gleichen Vorbildung ausgehen kann, ist durch die Verschiedenheit ihrer Lebenszwecke bedingt. Ersterer sucht die Wahrheit an sich, letzterer will die gefundene Wahrheit nur aufnehmen, um sie seinen irdischen Zwecken dienstbar machen zu können. Der Gelehrte mufs also Mittel und Wege kennen lernen,

durch welche man befähigt wird, sich einer Wissenschaft in ihrer Gesamtheit zu bemächtigen, die Ergebnisse derselben auf ihre Richtigkeit zu prüfen und sie selbst weiter vorwärts zu führen, während er sich um die Nutzanwendung seiner Untersuchungen vielleicht gar nicht kümmert; für den Geschäftsmann hat nur die letztere Interesse. So sind also dem Bedürfnisse durchaus entsprechend, besonders seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die zahlreichen Realschulen entstanden, die noch heute blühen und gedeihen. Gerade dadurch aber, dafs das Gymnasium nun, wenigstens in der Theorie, immer ausschliefslicher zur Vorbereitungsanstalt für wissenschaftliche Studien wurde, hat sich bei der damaligen spezialistischen Richtung der Wissenschaften selbst von da ab auch in ihm das Interesse am Einzelnen und Kleinen entwickelt, während vielfach der Sinn für das Wichtige, der Blick auf das Grofse und Ganze, gerade weil das Gymnasium nicht in dem Mafse wie früher dem Leben mit seinen verschiedenen Anforderungen zu dienen brauchte, mehr und mehr verloren ging. So überwucherte besonders beim Betrieb der klassischen Sprachen die puristische Grammatik und Stilistik das Eindringen in den geistigen Gehalt der Schriftsteller und nahm die ganze Kraft und Aufmerksamkeit der Schüler für sich in Anspruch. Allmählich griff dann dasselbe Streben nach Überlieferung von möglichst vielem Einzelwissen und die wissenschaftliche Gründlichkeit auch in allen übrigen Fächern, die der Unterricht umfafst, beherrschend Platz, und tüchtige Fachlehrer verschafften diesem Streben thatsächliche Geltung: seitdem erhob sich zum erstenmal der Sturm des allgemeinen Unwillens gegen das Gymnasium, und die Überbürdungsfrage wurde in den Landtagen so gut wie in jeder Familie abgehandelt. Der Rückschlag trat ein. Während die Grammatiken vorher von Auflage zu Auflage dicker geworden waren, wurden sie jetzt auf einmal zu schmächtigen Handbüchlein, so dafs denn nun auch gegenwärtig von einer Überbürdung der Schüler kaum noch ernstlich die Rede ist.

Dagegen trat, nachdem dieser erste Erfolg erreicht war, seit etwa zehn Jahren im Anschlufs an den Vorgang Amerikas und der nordeuropäischen Staaten in vielen Kreisen immer entschiedener der Zweifel hervor, ob in der Gegenwart Griechisch und Lateinisch überhaupt noch in der Art und dem Umfang von der Jugend zu lernen sei, wie dies bisher geschehen ist. Die Gründe, welche dafür und dawider vorgebracht werden, füllen alle Zeitschriften, so dafs ich auf sie zunächst nicht einzugehen brauche. Wohl aber legt uns die gewaltige Macht der Bewegung, die ja bereits bei den gesetzgebenden Faktoren bedeutende Erfolge erzielt hat, die Frage nahe, ob denn nicht eben doch auch die gegenwärtige Form des altsprachlichen Unterrichtsbetriebes an Mängeln leidet, welche dieser weit verbreiteten Agitation einen Kern von Berechtigung bieten könnten. So wollen wir uns jetzt zunächst ganz einfach und aufrichtig einmal fragen, ob unsere Schule dasjenige, was die Erziehung den einstigen Leitern unseres Volkes bieten soll, wirklich zu gewähren fähig ist.

Alle höheren Schulen sollen im Schüler 1) begrifflich klares, folgerichtiges Denken zur Erkenntnis der Wahrheit entwickeln; sie sollen 2) durch Einwirkung auf Phantasie und Gemüt in ihm ein feines Gefühl und lebendige

Begeisterung für das Schöne ausbilden, und endlich sollen sie 3) einen festen Willen zur Bethätigung des Guten in ihm erwecken. Zugleich aber mufs die Kraft und Ausdauer des von ihnen erzogenen Jünglings durch Gewöhnung an strenge Arbeit und Zucht so gestärkt und vervollkommnet werden, dafs er schliefslich im stande ist, sich einsichtsbereit, eindringlich und willensstark in die Besonderheiten seines Berufs ohne weitere erzieherische fremde Aufsicht durch eigenen inneren Antrieb hineinzuarbeiten und die Schwierigkeiten seiner Fachvorbildung selbständig zu überwinden.[1]) Weil nun bei dem ernsten wissenschaftlichen Fachstudium zunächst viel mühsam von anderen Erarbeitetes als thatsächlich gegeben mit Bescheidenheit aufzunehmen ist, ehe man sich selbständig zu urteilen erkühnen darf, so ist es durchaus in der Ordnung, dafs das Gymnasium in seinen Schülern diese Aufnahmefähigkeit ausbildet und in ihnen die volle Überzeugung der eigenen Unzulänglichkeit erweckt. Freilich kann in dieser Hinsicht zu weit gegangen werden, so dafs eine Art geistiger Unterwerfung und ein allzugrofses Mifstrauen gegen die Richtigkeit und Sicherheit des eigenen Urteils und der eigenen Geschicklichkeit erregt wird, wie sich dies äufserlich in der Befangenheit und Unbeholfenheit vieler aus dem Gymnasium hervorgegangener junger Leute in ungewohnter Umgebung fremden Menschen gegenüber zeigt. Um dieser auf der anderen Seite drohenden Gefahr zu entgehen, mufs auf allen Stufen dem Schüler Anregung zum Vorbringen des wirklich selbst Gedachten und Empfundenen geboten und damit geistiges Interesse an den behandelten Stoffen wachgerufen werden, welches wieder seinerseits die Neigung zum Urteilen hervorlockt. Zunächst wird der Anschauungsunterricht, der auf den höheren Stufen hauptsächlich in der Form des naturwissenschaftlichen und des kunstgeschichtlichen Unterrichts auftritt, zu selbständigem Betrachten und Beurteilen anregen.

Ganz ebenso günstige Gelegenheit bietet dazu aber auch die Aufhellung der seelischen Vorgänge, welche in den von Dichtern und Prosaikern geschilderten Personen wirksam sind, so wie der Vergleich der von den alten Schriftstellern geschilderten staatlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Lebensverhältnisse und Anschauungen mit den in der christlich-modernen Gegenwart herrschenden Normen. Ja der neuerdings zu dem gleichen Zweck wieder geforderte Unterricht in der philosophischen Propädeutik läfst sich vollkommen durch eingehende und selbständiges Denken anregende Besprechung von philosophischen Schriften Platons und Ciceros ersetzen, da diese bereits alle Fragen, mit denen das Rätsel des Daseins unseren Geist beschäftigt, gründlich und doch leicht verständlich behandelt haben.

Der Gesamtcharakter der modernen Wissenschaft ist nun aber gegenwärtig durchaus und mit vollem Recht historisch, und so mufs die Schule, welche für das Studium der Wissenschaften vorbereitet, vor allem auch im stande sein, historischen Sinn in ihren Schülern auszubilden. In dieser Hinsicht ist der Gymnasialunterricht deshalb von besonderem Wert — und hiermit kommen

[1]) Vgl. A. Matthias, Monatsschr. f. höhere Schulen I 1 S. 3.

wir zu unserem eigentlichen die Bedeutung der antiken Sprachen behandelnden Thema —, weil der Schüler nur hier von den frühesten Entwickelungsstufen aller gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, sowie von den Anfängen aller Künste und Wissenschaften eine wirklich lebendige Anschauung erhält. Nicht in der oft langweiligen Form der belehrenden Darstellung treten ihm alle diese Dinge entgegen, sondern so wie sie die antike Welt thatsächlich selbst erfüllten und bewegten. Der Eindruck ist also, wie der von allem Selbsterlebten, ein viel kräftigerer und nachhaltigerer, wenn die Darstellung bei den antiken Schriftstellern auch nicht von zahlreichen Irrtümern frei ist, welche die weitere geschichtliche Entwickelung dann hat erkennen lassen. Gerade diese einfachere, noch sinnlich anschauliche Form jener Wahrheiten macht sie aber dem jugendlichen Geist begreiflich, während sich oft die moderne Abstraktion derselben dessen Verständnis völlig entzieht, oder wenigstens erst dadurch begreiflich gemacht werden kann, dafs der Lehrer dem wirklichen Gang der wissenschaftlichen Entwickelung sich anschliefsend eben von jenen sinnlichen Anschauungen ausgeht und das Irrtümliche derselben allmählich aus ihnen herauslöst und von ihnen abzieht, bis endlich der klare Begriff gewonnen ist. Dabei wird er selbstverständlich auch die Berührungspunkte zwischen jenen einfachen Anfangsstufen und den verwickelten modernen Erscheinungsformen aufweisen und so deren Verständnis vorbereiten. Dem Denken und Empfinden der Einzelnen müfste, ebenso wie dem Leben der Gesamtheit, der Richtung und Ziel bestimmende Leitstern verloren gehen, wenn denjenigen, welche einst im Staate und in der Gesellschaft eine führende Stellung einnehmen sollen, nicht von Jugend auf das Streben eingepflanzt würde, die Erscheinungen der Gegenwart durch Zurückführung auf ihre in einer fernen Vergangenheit ruhenden Ursprünge in ihrem wahren Wesen zu begreifen und dadurch die Macht zu gewinnen, um bewufst und absichtlich auf ihre Weiterbildung oder Umgestaltung einwirken zu können. Wenn also die in sich abgeschlossene und in vieler Hinsicht so gewaltige antike Kultur für uns auch keineswegs mehr vorbildliche Geltung besitzt, so ist sie doch für das Verständnis unserer eigenen Zeit und für jeden aus diesem hervorgehenden wirklichen Fortschritt durchaus unentbehrlich.

Werden nun diese Ziele gegenwärtig vom Gymnasium in dem Mafse, wie dies bei der dem Unterricht in den alten Sprachen zur Verfügung stehenden Stundenzahl und bei den sonstigen gegebenen Verhältnissen möglich ist, wirklich erreicht?

Der ersten Forderung nach Entwickelung begrifflich klaren, folgerichtigen Denkens zur Erkenntnis der Wahrheit wird das Gymnasium vor allem durch die grammatische Erkenntnis und verstandesmäfsige Erlernung des Lateinischen gerecht, denn diese bildet durch den Zwang fortwährender Unterordnung des einzelnen Falles unter die Regel die beste Übung im klaren und schnellen Schliefsen und im logischen Denken überhaupt, ohne doch auf ein so enges Gebiet wie die reine Mathematik, die nur mit Raum- und Zeitvorstellungen zu thun hat, beschränkt zu sein. Insbesondere wirkt der Vergleich des deutschen

Ausdrucks mit dem der antiken Fremdsprache begriffsklärend und dadurch bildend auf den jugendlichen Geist ein, der an rasche Beobachtung und Zusammenfassung der Einzelerscheinungen gewöhnt wird; daher denn das mündliche Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische auf allen Stufen eifrig zu üben ist. Die Erlernung einer der modernen Sprachen leistet den gleichen Dienst deshalb nicht, weil sie einerseits in den Begriffen noch zu fliefsend, anderseits in der Form bereits zu stark abgeschliffen und deshalb in ihrem ganzen Bau nicht so durchsichtig sind wie die alten, die ja aufserdem eigentlich selbst zum wirklichen Verständnis der neuen die notwendige Voraussetzung bilden. Diese weichen aber auch wesentlich weniger vom deutschen Ausdruck ab als jene, so dafs beim Übersetzen scharfes Erfassen der Unterschiede und damit volle logische Klarheit nicht so unbedingt erfordert wird.

Die neue Sprechmethode besonders, die allerdings einen praktischen Gebrauch der Fremdsprache schneller als die theoretische Erlernung ermöglicht, verfehlt den Zweck der logischen Übung nahezu gänzlich, da sie geflissentlich den Vergleich mit der Muttersprache umgeht und nicht durch schlufsgerechtes Denken, sondern durch gedächtnismäfsige Übung die Sprachfertigkeit nach Möglichkeit ebenso vermittelt, wie dies bei Erlernung der Muttersprache durch das Kind der Fall ist. Letztere Lehrart schliefst sich in gewisser Hinsicht an die alte Imitationsmethode im Lateinischen an, die ebenfalls darauf ausging, den Schüler lateinisch denken, sprechen und schreiben zu lehren, ohne dafs er sich dabei erst des deutschen Ausdruckes und der Regeln bewufst wurde. An ihre Stelle ist jetzt mit vollem Recht das regelgemäfse Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische getreten, da dies wissenschaftlich klares Denken und bewufstes Vergleichen an Stelle des halbunbewufsten, kunstartigen Gebrauchs der Fremdsprache setzt. Benutzt man dabei in den Oberklassen ein Übungsbuch älterer Art, in dem die grammatischen Schwierigkeiten gehäuft auftreten, so erregt es guten Schülern auch jetzt noch ein fast sportartiges Vergnügen, im Bewufstsein grammatischer Sicherheit allen aufgestellten Fallen und Schlingen gewandt zu entgehen und eine Probe der eigenen Kraft und Geschicklichkeit ablegen zu können. Stilistisch mufs ein solches Übungsbuch dagegen einfach gehalten sein, da in dieser Hinsicht weniger Anforderungen an das logisch scharfe Denken als an die gedächtnismäfsig erworbene Kunst der Nachahmung gestellt wird. Was hiervon wirklich notwendig ist, findet besser bei der Vorbereitung der schriftlichen Hausarbeiten Berücksichtigung. Um aber auch hier die Denkübung möglichst fruchtbar zu gestalten, empfiehlt es sich meiner Erfahrung nach wenigstens für den Lehrer der Prima, deutsche Originalstücke zunächst mit den Schülern in gemeinsamer Arbeit in eine logisch durchaus klare und deshalb dem Lateinischen angemessene Form umzusetzen und sie dann erst von den Schülern zu Hause übertragen zu lassen.[1]) Dabei müssen natürlich auch die Stilunterschiede beider Sprachen, soweit notwendig, klar ge-

---

[1]) Vgl. H. Steuding, Das lat. Scriptum in den Oberklassen der Gymnasien. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1894 Hft. 9 S. 442 ff.

legt werden, doch ist ein ängstliches Nachahmen von Stilmustern, wie es früher Brauch war, zu meiden, da dies an sich keinen bildenden Wert besitzt und der Zweck der Übersetzung nicht etwa die Anfertigung eines Stückes schön geformten Lateins, sondern lediglich die Denkübung selbst ist. Wie allgemein aber die Lehrer die Übersetzung ins Lateinische für den zuverlässigsten Prüfstein geistiger Reife ansehen, beweist der Umstand, dafs trotz aller gegenteiligen Vorschriften immer wieder der Ausfall des Extemporales bei der Versetzung den Ausschlag giebt.

Um diese für jede wissenschaftliche Thätigkeit unentbehrliche strenge logische Schulung zu erzielen, ist also das Übersetzen in das Lateinische etwa in dem Mafse und der Art, wie es jetzt auf dem Gymnasium getrieben wird, notwendig; dagegen kann eine Wiederholung der gleichen Übung im Griechischen entbehrt werden, da durch diese kein davon wesentlich verschiedenes Bildungsziel erreicht wird. Die Entwickelung eines feinen Gefühls für die Schönheit — und das war unsere zweite Forderung — ist vielmehr der mafsgebende Grund für Erlernung des Griechischen. Bieten auch die griechische Litteratur und Kunst nicht, wie man früher wohl angenommen hat, vollendete und für alle Zeiten gültige Muster des Schönen, so bilden sie doch unbestritten den Höhepunkt im Jugendalter der Weltkultur, in welchem die Verwirklichung des Schönheitsbegriffes weit mehr das Gesamtinteresse in Anspruch nahm, als dies in unserer Zeit der Fall ist. In der griechischen Litteratur und Kunst treten uns aber aufserdem alle Elemente unserer eigenen Bildung noch rein, durchsichtig und unvermischt und dadurch dem jugendlichen Geist leicht fafsbar entgegen. Da man nun alles in der Welt seinem Wesen nach nur dann begreift, wenn man den Gang seiner Entwickelung übersieht, so wird uns die gegenwärtige Wissenschaft und Kunst, sowie unsere gesamte Kultur, wie vorhin schon angedeutet wurde, überhaupt nur dann voll verständlich, wenn wir sie von ihren Anfängen an kennen lernen. Die drei ersten wichtigen Stufen derselben überschaut der Schüler selbständig, wenn er sich die griechische Sprache zu eigen macht, nämlich: 1) die mykenisch-ionische Kultur der Königszeit durch Homer; 2) die attische Blütezeit des Freistaats in der Hauptmasse der griechischen Schriftsteller und Künstler; 3) die antike Weltkultur der Kaiserzeit durch das Neue Testament und die spätgriechischen Schriftsteller, wie Plutarch, Arrian und Lukian. Die römische Litteratur bietet im wesentlichen nur ein Spiegelbild eben dieser letzten Kulturstufe; von besonderer Wichtigkeit aber ist sie deshalb, weil sie die Errungenschaften des griechischen Geistes eine Zeit lang bewahrt und erhalten hat, um sie dann dem emporstrebenden Germanentum als Samenkörner der modernen Bildung einzupflanzen. Dem Schüler die Aussicht in die antike Welt des Schönen zu eröffnen und ihm zugleich einen klaren Überblick über den Gang der Entwickelung auf allen wichtigeren Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst zu übermitteln ist demnach die Aufgabe des griechischen Unterrichts auf dem Gymnasium; beim Lateinunterricht ergiebt sich der diesem zukommende Anteil hieran als Nebenfrucht in Verfolgung der ihm gesteckten Hauptziele. Bekannt-

lich hat nun im vorigen Jahre U. von Wilamowitz-Moellendorff diesen Ertrag des griechischen Unterrichts zur Grundlage seiner Verteidigung desselben in der für Preufsen Ausschlag gebenden Schulkonferenz gemacht, dabei aber eine ganz gewaltige Ausdehnung der Lektüre über den Kreis der bisher gewöhnlich in den Gymnasien gelesenen Schriften und Schriftsteller hinaus als unumgänglich notwendig gefordert. Dafs eine Erweiterung des Blicks auf die aufserhalb des engen Kreises der Schulschriftsteller gelegenen Schätze der griechischen Litteratur der vorhin geforderten Allgemeinbildung der Schüler durchaus förderlich sein würde, ist ihm ohne jede Einschränkung zuzugeben. Alle die Abschnitte, welche er in seinem nunmehr erschienenen 'Griechischen Lesebuch' gesammelt hat, und ebenso die in ähnlicher Absicht von Max Schmidt zusammengestellte 'Realistische Chrestomathie', ferner die Meifsner Sammlung, die durch Beigabe eines Heftes mit Übersetzungshilfen für diesen Zweck brauchbar gemacht werden könnte, sowie auf beschränkterem Gebiete Bernhards 'Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte' bieten eine vorzügliche Grundlage für die historische Betrachtung der verschiedensten Seiten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens, so dafs bei vollständiger Durcharbeitung dieser Bücher der historische Sinn der Schüler sicherlich hinlänglich entwickelt und das vergleichende und beobachtende Interesse für sehr viele jetzt unbeachtet bleibende Dinge angeregt werden würde. Wilamowitz sieht aber bereits selbst ein, dafs bei der grofsen Anzahl dieser lesenswerten Abschnitte, die sich noch stark vermehren liefse, in der Wirklichkeit nur ein kleiner Teil des Buches in der Klasse übersetzt werden kann. Er verweist daher die übrigen — auf die Privatlektüre. Fast möchte ich wie Mephistopheles von den geheimnisvollen 'Müttern' auch von der Privatlektüre sagen: 'Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.' Ja es gab schönere Zeiten, wo die Schüler wirklich noch an schönen Sommerfeiertagen zwischen dem alten Passow und dem noch älteren Homer oder Plutarch ihren Zeitvertreib suchten. Im XX. Jahrh. beseelt sie aber jugendlicheres Streben. Deshalb wird die sogenannte Privatlektüre jetzt auch fein säuberlich kontrolliert; und da dies nur möglich ist, wenn die ganze Klasse dasselbe Stück gelesen hat, wird sie auch portionsweise genau bestimmt und aufgegeben. Dabei geht der Genufs, der sonst wohl in dem freiwillig nach eigenem Geschmack Gewählten zu finden war, auch noch verloren. Und ferner: worin besteht die Kontrolle? Man läfst Inhaltsangaben machen; diese erben sich aber, da man nicht fortwährend mit dem Lesestoff wechseln kann, selbstverständlich samt den Präparationen wie eine ewige Krankheit fort, und an Stelle der sehr förderlichen Heraushebung des Hauptsächlichen tritt die blofse Abschreibeübung; das Abschreiben aber brauchen wir schwerlich in den oberen Klassen noch zu üben, das lernen die Schüler schon vorher gut genug.

Nun läfst man ja aufserdem Stichproben übersetzen. Ist man dabei streng und verlangt, dafs das Gelesene einigermafsen verstanden ist, so holt sich der gröfsere Teil der Schüler billige Weisheit aus der billigen Übersetzung, und selbst die wenigen, welche sich bei der statarischen Lektüre noch ernstlich im

Schweifse ihres Antlitzes ohne 'freundliche' Hilfe vorbereiten, kommen bei der Gröfse des für die Privatlektüre auf einmal zu bewältigenden Abschnittes in die schwerste Versuchung doch noch vom Wege der Ehrlichkeit zu weichen, damit sie nicht in der Klasse hinter den schlechteren, unehrlich präparierten Mitschülern zurückstehen müssen und vielleicht für ihren Fleifs Tadel einheimsen.

Wollte der Lehrer dagegen diesem Übelstande durch Milde der Anforderungen entgegenarbeiten, so würden die Faulen trotzdem ihre deutsche Übersetzung, nur um so viel nachlässiger, benutzen, der beabsichtigte Zweck jedoch, den Stoff des Gelesenen zum Verständnis zu bringen und dadurch zu selbständigem Denken und Beobachten anzuregen, würde erst recht nicht erreicht. Man erzielte, was am allermeisten zu meiden ist, nichts als eine Übung in der Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit, welche in der Gegenwart auch ohnedies kräftig genug gedeiht. Schon seit Jahren lasse ich daher entweder nur leichtere Abschnitte oder nicht mehr lesen, als in der Kontrollstunde wirklich rasch übersetzt werden kann; ich zweifle aber nicht, dafs trotzdem die Mehrzahl der Schüler Übersetzungen benutzt. Besser kann dies nur dann werden, wenn die Lesefertigkeit bei diesen so verstärkt wird, dafs der Gebrauch einer Übersetzung die darauf verwandte Mühe nicht mehr recht lohnt.

Was also soll unter diesen Umständen mit der neu einzuführenden umfangreichen Chrestomathie geschehen? Soll man ihr zu Liebe die jetzt herrschende Lektüre stark einschränken? Welch grofsen Nutzen das Einlesen in einen Schriftsteller und die Durcharbeitung vollständiger Werke dem Schüler bringt, brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Von ein oder zwei Reden des Lysias abgesehen, finde ich aber bei Durchmusterung der gegenwärtig betriebenen Lektüre fast nichts, was entbehrt werden könnte.

Ist dieser Weg der Einschränkung des gegenwärtigen Lesestoffs, an den der Verfasser der Sammlung wohl in erster Linie gedacht hat, für uns ungangbar, so sehe ich nur zwei Möglichkeiten, um die Schüler mit dem wertvollen Wissen, das jene ausgewählten Schriftstellen enthalten, bekannt zu machen. Was durch die schöne, den Gedanken umhüllende und verkörpernde Form sein wesentliches und eigentümliches Gepräge erhält, kann selbstverständlich nur im Original mit vollem Genufs und Gewinn gelesen werden, und das gilt für die im eigentlichen Sinne klassischen, bis jetzt für die Schule ausgewählten Schriftsteller ohne jede Einschränkung. Für die blofse Übermittelung des Gedankeninhalts genügt dagegen eine gute Übersetzung, daher denn von den Leitern und Mitarbeitern der neuen preufsischen ministerialen Monatsschrift für höhere Schulen die Benutzung von Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller lebhaft empfohlen wird. Dafs dies für das Realgymnasium mit vollstem Rechte geschieht, ist auch meine Überzeugung. Solche Übersetzung mufs freilich inhaltlich genau ebensogut erklärt werden wie das Original. Dann kann durch sie ein wirkliches Verständnis des Gedankeninhalts und ein volles Eindringen in den Gedankengang des Schriftstellers möglicherweise noch leichter als durch das Original selbst erzielt werden, weil

der Schüler den Gedankenzusammenhang ohne das fremdsprachliche Hindernis selbständig zu übersehen eher im stande ist. Auf diese Weise würde sich wirklich die erstrebte Erkenntnis der Anfangsentwickelung aller in der Gegenwart bedeutenden Wissenschaften, Einrichtungen und Bräuche und damit ein tieferes Eindringen in das Wesen derselben schon auf der Schule erzielen lassen, was bei der im Umfang so sehr beschränkten Lektüre aus einem griechischen Sammelbuche zunächst nur für einen kleinen Teil von ihnen möglich sein dürfte; denn dann könnte man Schriften wie die Poetik des Aristoteles, die neu gefundene Staatsverfassung der Athener, eine gröfsere Anzahl philosophischer Abhandlungen, welche die beste Einführung in die Beschäftigung mit der Philosophie bilden, und viele für die exakten Wissenschaften und sonst wichtige Schriften und Einzelstellen wirklich lesen und den Schülern zum Verständnis bringen. Bei der Schönheit und Bildungskraft, die der griechischen Sprache an sich inne wohnt, wäre aber auch für das humanistische Gymnasium keine Gefahr vorhanden, dafs die Benutzung von Übersetzungen für denjenigen Teil der Litteratur, der den Schülern sonst notwendigerweise gänzlich unbekannt bleibt, ungünstig auf die Lektüre der sprachlich als Kunstwerke bedeutenden Schriften, die jetzt in der Schule gelesen werden, einzuwirken vermöchte. Wer behauptet, dafs durch diese Konkurrenz der Eifer für Erlernung des Griechischen überhaupt geschädigt werde, giebt stillschweigend zu, dafs er eben doch der Sprache an sich keinen so grofsen, selbständigen Wert beilegt und deshalb die unter ihrem Verschlufs liegenden Schätze des Wissens und der Schönheit auf andere Weise nicht heben lassen möchte.

Trotzdem will ich zu dieser Lösung für unsere Schulgattung in Wirklichkeit nicht raten, weil bei der Übertragung auch jener formal nicht mustergültigen Schriften die Übung der geistigen Kraft, welche die Umsetzung aus der antiken Fremdsprache in die Muttersprache im Gefolge hat, durch den Gewinn an sachlichem Verständnis meiner Überzeugung nach doch nicht voll aufgewogen wird. Aufserdem dürfte trotz aller Gegengründe wenigstens die Schülerlogik am Ende schliefsen: Wenn bei Aristoteles die Übersetzung offiziell benutzt wird, kann sie bei Platon und Sophokles nicht schädlich sein, und die Übersetzungspest würde dann vielleicht noch schlimmer, als sie es jetzt schon ist. Wie also ist es möglich, die Lektüre ohne dieses Mittel der Nothilfe hinreichend umfänglich zu gestalten und die Lesefertigkeit im Griechischen bei unseren Schülern so weit zu erhöhen, dafs beide Ziele: Ausbreitung der Kenntnis über alle wichtigen Gebiete der griechischen Litteratur und Verminderung des verbotenen Gebrauchs von Übersetzungen, erreicht werden?

Wenn dies das Hauptziel des griechischen Unterrichts ist, so trage ich kein Bedenken auch eine konsequente Lösung dieser Aufgabe zu fordern. Es darf also die Methode beim Erlernen der griechischen Sprache nicht einfach der beim Lateinlernen geschaffenen und erprobten nachgebildet werden, sie mufs sich vielmehr dem wesentlich abweichenden Zweck anpassen, der hier thatächlich verfolgt wird. Mit vollem Recht hat man daher die zu lernenden Regeln der Grammatik auf das Notwendigste beschränkt; dennoch hat man

sich bei uns bisher gescheut, die für die Lektüre unnötige Übersetzung ins Griechische gänzlich aufzugeben. Diese Folgerung ist aber unumgänglich, wenn nicht immer wieder diese Art der Übung auch hier zur Hauptsache gemacht und dadurch das wirkliche Ziel des griechischen Unterrichts, welches eben nur durch ausgebreitete und wohl verstandene Lektüre erreichbar ist, verfehlt werden soll. Denn solange auch im Griechischen die Extemporalien oder Klassenpensa als die Hauptwertmesser und Unterlagen für die Versetzungscensur dienen, wird der ganze Unterricht trotz aller Abmahnungen immer wieder mehr oder weniger in Rücksicht auf diese einseitig grammatisch zugeschnitten, und damit auf Kleinigkeiten und Nebensachen so viel Kraft und Zeit verwandt werden, dafs darüber das Wichtige und Wesentliche in den Hintergrund tritt.

Noch mehr als an den alten Gymnasien ist eine solche Beschränkung auf die Lektüre am Reformgymnasium geboten, wo die gröfsere Reife der das Griechische beginnenden Schüler ebenso wie die auf vier Jahreskurse zusammengedrängte Unterrichtsdauer eine Einschränkung des rein grammatischen Betriebes der Sprache an sich wünschenswert erscheinen läfst. Übrigens ist diese Forderung des Aufgebens der Übertragung ins Griechische durchaus keine Neuerung, sondern nur Rückkehr zu dem bewährten Zustand früherer Zeit, wo noch niemand über Mängel des Gymnasiums klagte, soviele deren auch in Wahrheit vorhanden waren. Ist doch seit kaum 70 Jahren erst das Griechischschreiben überhaupt allgemeiner auf den Gymnasien eingeführt worden. In der Klasse angefertigte Übertragungen aus dem Griechischen in die Muttersprache würden in Verbindung mit analysenartiger Erklärung einzelner Wörter oder Satzgruppen auf allen Stufen einen ebenso sicheren Nachweis des erreichten Sprachverständnisses wie die Umsetzung ins Griechische bilden und zugleich die zu erstrebende Gewandtheit im deutschen Ausdruck erhöhen.

Da auch bei dieser Art des Unterrichts eine sichere Kenntnis der Grammatik durchaus nötig ist, erscheint es selbstverständlich, dafs auf der Vorbereitungsstufe, ganz wie bisher, der attische Dialekt fest eingeprägt wird, der das Verständnis der grofsen Masse der Schriftsteller erschliefst. Wenn der Schüler auf der Elementarstufe durch zwei- bis zweiundeinhalbjährigen Unterricht auf einen gesicherten Standpunkt in der Kenntnis desselben gelangt ist, dann kann er, ohne in seinem Wissen schwankend gemacht zu werden, rückwärts den Homerischen und Herodoteischen Dialekt, sowie vorwärts die *Κοινή* mit klarem Blick überschauen.

Im Vorbereitungsunterricht wären demnach in den Tertien ein griechisches Übungsbuch, in II[b] Xenophons Anabasis und einige Bücher von Homers Odyssee, und zwar die erstere mit besonderer Rücksichtnahme auf die Grammatik, zu lesen. Schon bei Homer und von II[a] an überhaupt müfste dann diese Erklärungsart möglichst zurück und die Behandlung des Inhalts der Schriftsteller in den Vordergrund treten. In dieser Klasse möchten aber Homer und Herodot erledigt werden, da beide der geistigen Entwickelung der Schüler nur bis zu dieser Stufe hin voll entsprechen und so nur bis hierher das Inter-

esse ganz beanspruchen können. Ersterer diene deshalb hier auch als Privatlektüre.

In I^b möge dann, um mit Wilamowitz zu reden, Platon herrschen; Protagoras, Phädon, Gorgias oder das Symposion können statarisch, die Apologie, Kriton und Laches cursorisch gelesen werden. Als Dichterlektüre diene daneben der geistesverwandte Euripides. Gleichzeitig würden im Lateinischen Ciceros Tuscul. disput., besonders deren erstes Buch, und im Deutschen Lessing behandelt werden. Für I^a bleibt Thukydides, dessen VI. und VII. Buch vor allen übrigen Berücksichtigung verdienen, ferner Demosthenes und Sophokles. Mit Thukydides tritt im Lateinischen die Lektüre des Tacitus in Beziehung, mit Demosthenes ist Cicero in Vergleich zu bringen, während im Deutschen Goethe und Schiller auf Sophokles hinweisen. Neben der Einführung in diese Hauptwerke wird es nun, sobald das Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische ganz wegfällt und so die Leseübung gestärkt wird, in allen oberen Klassen möglich sein durch kursorische, teils präparierte, teils extemporierte Lektüre der besprochenen Sammlung aus Schriftstellern des späteren Altertums aufserdem zu zeigen, wie sich nach der Höhe der klassischen Zeit das Geistesleben des griechischen Volkes weiter entwickelt und nicht nur die ganze antike, sondern zuletzt auch die moderne Welt befruchtet hat. Im Lateinunterricht wird dieser Zweck durch ein Stück des Plautus oder Terenz, sowie durch Horaz, im Religionsunterricht durch die Behandlung des neuen Testaments unterstützt.

Das Hauptgewicht ist jedenfalls wie bisher auf die zusammenhängende Lektüre zu legen, da nur diese ein volles Vertiefen und wissenschaftlich wertvolles Erfassen des behandelten Gegenstandes ermöglicht. Wenn eine solche Chrestomathie also hauptsächlich nur zum schnellen Lesen bestimmt ist, so müssen in ihr den Schülern unbekannte seltnere Wörter übersetzt und von ihnen nicht selbständig zu überwindende Schwierigkeiten durch Beigabe von Anmerkungen, die am besten sogleich unter den Text zu setzen sind, beseitigt werden, damit man wirklich gröfsere Abschnitte bewältigen und einen einigermafsen vollständigen Über- und Ausblick auf das gesamte geistige Leben des griechischen Volkes in seiner die Weltbildung beherrschenden Spätzeit bieten kann. Ob das zweifellos ganz vorzügliche Lesebuch von Wilamowitz dieser Forderung nach allen Richtungen hin voll genügt, wird sich erst beim Schulgebrauch zeigen.

Es ist selbstverständlich, dafs hierbei, wie bei allem Unterricht, die allmählich in das Gesichtsfeld der Schüler tretenden unendlich vielgestaltigen Erscheinungen des antiken Lebens zu den ihnen aus der Erfahrung der Gegenwart bekannten Dingen, soweit diese zuletzt aus jenen hervorgegangen sind, bei der Lektüre nun auch wirklich in klare Beziehung gesetzt werden, um so als Hauptziel, wie vorher gesagt, ein Verständnis unserer Zeit durch Kenntnis der Vergangenheit, auf der sich diese aufbaut, vorzubereiten.

Auf die Anerziehung eines festen Willens endlich zur Bethätigung des Guten, was ich als dritte Aufgabe bezeichnet habe, ist freilich von jeder Schulart als Hauptzweck ununterbrochen Bedacht zu nehmen, aber auch hierfür bietet

die Erlernung der antiken Sprachen ein besonders ergiebiges Feld fruchtbringender Übung. Erfordern doch diese gerade infolge ihrer Schwierigkeit zu aller Zeit strenge Pflichterfüllung, eifrige Arbeit und unermüdliche Ausdauer, so dafs die Thatkraft des jungen Menschen gestählt und der Wille zum Guten gefestigt wird.

Gerade dieser Schwierigkeit der alten Sprachen wegen hat man bisher vom volkswirtschaftlichen Standpunkt des reinen Staatsinteresses aus das Gymnasium für die brauchbarste und zuverlässigste Selektionsmaschinerie gehalten und ihm deshalb die ausschliefsliche Berechtigung gewährt zu den höheren Berufen vorzubereiten. Ist ihm dieses Recht nunmehr auch genommen worden, so behält es doch den ihm einmal übergebenen Schülern gegenüber auch in Zukunft die Pflicht, die Spreu vom Weizen zu sondern. Da wir für den Dienst des Vaterlandes Menschen und nicht blofse Intelligenzen zu erziehen und heranzubilden haben, kann freilich nicht so, wie es z. B. die Sozialdemokratie heutzutage will, die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit eines Schülers als ausschliefslicher Mafsstab dafür benutzt werden, ob ihm die Schule die Möglichkeit verschaffen soll, sich in die Kreise der leitenden Stände emporzuarbeiten. Dafs der Weg dazu allen ausgezeichnet Beanlagten geebnet werde, auch wenn sie nicht aus eigenen Mitteln zum Studium gelangen können, liegt im allgemeinen Interesse. Dagegen ist bei ungenügend oder nur mittelmäfsig begabten jungen Menschen aus Ständen, die durch ihre soziale Lage keine hinreichende Garantie dagegen bieten, stets zu fürchten, dafs sie am Ende dem gelehrten Proletariat verfallen und so dem Staate, der sie durch seine Unterstützung herangebildet hat, mehr schaden als nützen. Daher dürfte es sich empfehlen, bei Erteilung von Stipendien und beim Erlafs des Schulgeldes noch gröfsere Strenge als bisher, in Rücksicht auf die Leistungen sowohl, wie auf die sittlichen Anlagen, walten zu lassen und nicht die blofse Bedürftigkeit dabei als ausschlaggebenden Faktor zu benutzen. Um der Gefahr des gelehrten Proletariats möglichst vorzubeugen, hat man im praktischen England das Schulgeld für die Gymnasien sehr hoch gestellt; daneben sind aber für gut befähigte junge Leute armer Herkunft so viele Unterstützungsmittel vorhanden, dafs sie auch ohne wesentliche Beihilfe des Elternhauses die Schule durchmachen können. Freilich würde, wenn man die Benefizien nur diesen erteilte, eine Anzahl Schüler schon in den Unterklassen abgehen müssen, die jetzt bis obenhin mit durchgeschleppt werden, und das wäre mancher kleinen Schule vielleicht unangenehm, wenn sie dadurch an Schülerzahl etwa unter die Grenze der Existenzberechtigung herabzusinken in Gefahr käme. Diesen armen Notleidenden könnte aber leicht Ersatz und Hilfe dadurch geschafft werden, dafs ihre übergrofsen Riesenschwestern in wohlverstandenem eigenem Interesse sich weigerten oder durch behördliche Verordnung zur Weigerung berechtigt und veranlafst würden, nicht stadtangehörige Schüler bei sich aufzunehmen, sobald nicht etwa ganz besondere Ausnahmeverhältnisse nachgewiesen sind. In Dresden oder Leipzig hat am Ende jeder junge Mensch eine Tante oder sonstige Verwandte, bei der er billig untergebracht werden kann, auch besucht der Vater diese Orte lieber und öfter als

eine Kleinstadt; das ist aber kein zureichender Grund jene Gymnasien so anschwellen zu lassen, wie dies jetzt der Fall ist. Doch um von dieser Abschweifung zur Hauptsache zurückzukehren, sei zum Schlufs noch auf denjenigen Vorzug des Gymnasialunterrichts hingewiesen, der sonst am Anfang seines Lobes zu stehen pflegt: Die edle Begeisterung für grofse Männer und Thaten, die uns bei den antiken Historikern entgegentritt, und das Streben nach den idealsten Zielen der Menschheit überhaupt, welches die griechischen Dichter und Philosophen erfüllt, bietet gerade in der dem Altertum eigenen, der jugendlichen Auffassungskraft angemessenen Einfachheit die wirksamsten Mittel zur Entfachung von nachhaltiger Begeisterung für alles Edle, Grofse, Schöne und Gute, so dafs auch in dieser Hinsicht das Gymnasium den übrigen Schulgattungen überlegen sein dürfte, sicherlich aber keiner von ihnen nachsteht, wenn es sich eine fruchtbare Vertiefung in die griechische Litteratur nicht rauben läfst.

ZWERGE UND RIESEN

Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule

Von Georg Siefert

(Fortsetzung)

Verhältnis zu den Menschen. Die bisherigen Erörterungen lehren, dafs die Hausgeister den Menschen meist freundlich und hilfreich sind. Wo Segen und Wohlstand ist, da sagt man: 'Da wohnt oder residiert der Nifs Puck' (Wolf, Beiträge II 336); vgl. Grimm, Die Wichtelmänner 1, Schneewittchen, Kopisch, Die Heinzelmännchen in Köln, Tomte i Garden, Grimm, Deutsche Sagen 45, Seidel, Wintermärchen II 45, die sog. Nahrungsgeister im Harz (Pröhle, Unterharz. Sagen 9 14). Das Hütchen (nd. Hödeken) sagt von sich:

> Ich bin ein Geist und geh' herum und heifs' mit Namen Hütchen.
> Wer früh aufsteht und fleifsig ist, bekommt von mir ein Gütchen.

(Vgl. Kopisch, Hütchen, Hütchens Ring, Bechstein I 209, II 253, König 63, Grimm, Deutsche Sagen 97, Mythol. 476). 'Die Wichtlein müssen eine Freude daran haben, den Menschen etwas Gutes und Liebes zu erweisen' (Schöppner II 123). — Mit den Menschen verkehren sie oft auf traulichem Fufse, laden sich zu Gevatter, leihen sich gegenseitig Geschirre, nehmen namentlich oft die Dienste menschlicher Hebammen in Anspruch. 'Mit der kleinsten Aufmerksamkeit konnte man ihre Gunst gewinnen, und hatte man ihnen gezeigt, dafs man ihnen wohlwolle, so arbeiteten sie und brachten ihren Freunden mancherlei Geschenke' (Montanus 97 mit vielen schönen Beispielen). Alle Volkssagensammlungen liefern dafür reichliche Belege.

Dafs die Kobolde ihre Hilfe nur nachts und ungesehen leisten, weil sie 'ihr Geschäft unbeschrieen verrichten wollen' (Birlinger I 40), haben wir schon gesehen. Belauscht entschwinden sie und nehmen allen Wohlstand mit fort (Lyncker 48, Baader, Badische Volkssagen 18 f.). Oft werden sie durch Asche- oder Erbsenstreuen entdeckt und rächen sich empfindlich (s. u.). — Sie nehmen es daher auch sehr übel, wenn ein Mensch die gewährte Unterstützung ausplaudert. So webt in Ronneburg ein graues Männlein für einen Gesellen, bis derselbe schwatzt und der Meister es entdeckt und wegjagt, worauf er verarmt (Gräfse II 374, ähnlich Geyer 161, Kuhn und Schwartz 243). Das Hütchen schleppt Kuchen herbei, bis darüber geplaudert wird, was es

strenge verboten hatte (Witzschel 144). Nach Verrat ihres Geheimnisses wird eine stets gefüllte Flasche gleich leer (Vernaleken, Alpensagen 181).

Viele wollen keine Geschenke und Wohlthaten und entweichen, wenn ihnen Lohn geboten wird, so in dankbarer Gesinnung Grimms Wichtelmänner, deren Segen fortbesteht. Meist aber sind sie traurig, weil sie sich abgedankt fühlen, und kehren deshalb nie wieder, alles Glück mit von dannen nehmend. So erhalten die Zwerge in der Mühle bei Brotterode eines Tages von dankbaren Brüdern statt ihres dürftigen Gewandes schöne Kleidung und entschwinden sofort mit dem Rufe:

Da liegt unser Lohn,
Nun müssen wir auf und davon. (König 45.)

Als das Futtermännchen bei Ranis von dem dankbaren Schäfer ein Paar Schuhe erhält, ruft es: 'Ach, nun wissen sie es und ich mufs fort' (Börner 243 ff.). Die Sonneberger entdecken an den Fufsspuren der hilfreichen Schlazlaas, dafs sie barfufs gehen, und stellen ihnen daher ein Paar Schuhe hin. 'Wie das Schlazlaa aber die Schuhe gefunden hat, hat es gegreint und ist mit seinen Schuhen abgezogen; es hats übel genommen und hat gedacht, die Leute wollten's nimmermehr im Hause haben, weil sie ihm seinen Lohn gegeben haben' (Schleicher 76). Der vogtländische Heugütel erklärt: 'Nun habt ihr mir ein Röckchen und ein Jäckchen gegeben; das ist zu viel, und nun mufs ich fort' (Gräfse II 40). Im Unterharz sagt man, wenn einer aus dem Dienst entlassen werden soll: Der bekommt bald ein Paar Schuhe (Pröhle, Unterharz. Sagen 10). — Nicht selten freuen sich die Zwerge auch über die gespendeten Kleider, werden aber dadurch eitel und übermütig und verachten die bisherige bescheidene Thätigkeit. So erzählt Adalb. Stifter (Bunte Steine, Katzensilber) von einem weifsbärtigen Wichtlein im Böhmer Wald, das den Leuten ihre Kühe hütet. Sowie ihm die dankbaren Bauern ein rotes Röcklein hinlegen, springt es wie toll vor Freude für immer davon. Ähnlich kindisch benehmen sich die Zwerge in Graubünden. 'Gewöhnlich währte es lange, bis sie die geschenkten Kleider anziehen lernten, ja gewöhnlich stellten sie sich dabei unbegreiflich linkisch an . . . Wenn es ihnen aber endlich gelungen war, sich in die Kleider zu finden, so betrachteten sie sich dann selbstgefällig, hüpften davon und liefsen sich nicht mehr sehen' (Vernaleken, Alpensagen 211 ff. Vgl. Montanus 82 99). Als die Wichtel bei Eschwege die Kleider sehen, rufen sie jubelnd:

Bin ich ein solcher Knapp
Und soll Schuhe lapp' (Lyncker 53),

und ein Zwergenkuhhirt brüstet sich:

I schüns Mandl, i schüns Bue
Und i enk die Küh nimmer hüten thue. (Zingerle 45.)

Ein kleiner schwedischer Hausgeist siebt Mehl auf dem Boden, das nie weniger wird, bis er von der Hausfrau einen Kittel erhält. Er zieht ihn an und arbeitet weiter. Da aber das Mehl den neuen Rock beschmutzt, wirft er das Sieb hin und geht mit den Worten:

Der Junker ist geputzet,
Der Staub ihn beschmutzet,
Mit dem Sichten ist's vorbei. (Afzelius III 175 f.)

Andere Zwerge dagegen wollen Lohn als Entgelt für ihre Hilfe. 'Sie verlangten aber auch wieder Gefälligkeit und Pflege von den Menschen und waren sehr ergrimmt, wenn ihren kleinen Bitten nicht mit der gehörigen Sorgfalt nachgekommen ward' (Reusch 49). Doch sind sie bescheiden (Wolfs Zeitschrift I 290):

Sein Näpfchen Milch und ein Stück grau Tuch,
Das war ihm zum ganzen Lohn genug.
(Kopisch, Tomte i Garden.)

Sie sind zufrieden mit Milch, Butterbrot, Speiseresten u. dgl. (Grimm, Deutsche Sagen 34 37 154 u. o.). Sie essen gerne mit, daher der Schweizer Name Napfhans (Grimm, Mythol. 478). 'Will der Herr für seinen Vorteil sorgen, so mufs er sehen, dafs der Brownie ordentlich zu essen und zu trinken erhält' (W. Grimm, Einleitung zu den ir. Elfenmärchen 436). Beim Müller in Gelrode in Flandern speisen die Zwerge die Mühlsteine und waschen für ein Butterbrot und ein Glas Bier (Kuhn, Westfäl. Sagen I 42), oder sie begehren für ihre Arbeit Obst und Kuchen (Baader, Neuges. bad. Volkssagen 11). Im Wirtshause zum goldenen Engel zu Jena vor dem Löbderthore war ein Kobold, der gegen Bier und Wein die Ställe reinhielt. Wenn an seiner Pflege etwas fehlte, wurde er unruhig (Sommer 32). Heinz Hütlein hat 'ein kindermäfsiges Gelüsten nach süfsen Leckerbissen', hilft deshalb mit Vorliebe in der Küche, wo er die Töpfe und Pfannen ausfegen darf (Montanus 75). Die Köchin mufs dem Cluricaun zum Entgelt ein gutes Mittagessen in den Keller stellen und verbittert ihn eines Tages sehr, als sie ihm nur Kartoffeln und Hering vorsetzt (Grimm, Ir. Elfenmärchen 212). Wer in die Stadt geht, mufs nicht versäumen, dem Hausgeist einen kleinen Kram mitzubringen, sonst richtet er allen möglichen Schabernack an (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II 235). Im Samland werden die Zwerge förmlich zu Tisch geladen. 'Des Abends wird ihnen in der Scheune ein Tisch gesetzt; den bedecket man sauber mit einem Tischtuche und setzet darauf Brot, Käse, Butter und Bier; dann werden sie in geziemender Weise zur Mahlzeit gebeten' (von Tettau und Temme 258, Veckenstedt II 11 ff., vgl. Reusch 53). — Mitunter hören wir geradezu von Mietverträgen, die das Zwerggesinde mit den Menschen abschliefst. So ziehen die isländischen Alfar gleich den Knechten am Neujahrstag an (Maurer 26), und der mecklenburgische Puck bedingt sich einen bunten Rock mit Schellen vor dem Dienstantritt aus, den er beim Abzug anzieht (W. Grimm, Einleitung zu den ir. Elfenmärchen 471. Vgl. A. v. Sternbergs Märchen Der rote Zwerg).

Werden ihnen die Speisen vorenthalten, so werden die Zwerge leicht böse (Grimm, Deutsche Sagen 37 71, Sommer 37) und rächen sich wohl auf empfindliche Weise. So wird ein Mädchen geohrfeigt, das die Milch wegtrinkt (Meier 78). Der irische Cluricaun prügelt die Magd, die ihn mit

Hering abspeisen will, dafs sie drei Wochen im Bett liegen muls (s. o.). Der Hausgeist reitet, 'wenn er nicht gut behandelt und gepflegt wird, des Nachts die Pferde müde und macht sie dadurch für die Tagesarbeit untauglich. Wenn man ihm aber wenigstens an einem Tage in der Woche den Tisch mit Speisen deckt, ist er befriedigt, nützt den Dienstleuten' u. s. w. (Peter II 26). Ähnlich Asbjörnsen 7 f.

Für erwiesene Wohlthaten zeigen sich die Zwerge dagegen dankbar und freigebig, wovon viele Sagen zeugen, z. B. Grimm, Deutsche Sagen 39 160, Der einkehrende Zwerg (Sagen 45 = Vernaleken 40 f.), Das Wasser des Lebens, Die drei Männlein im Walde, Die Geschenke des kleinen Volkes, Colshorn, Das graue Männchen, Linz-Godin, Der Leibschneider der Zwerge, Kopisch, Die Önnerbänkissen. An Ovids Philemon und Baucis und Grimms Märchen vom Armen und Reichen erinnert lebhaft die Sage von dem Zwergenkönige bei Vernaleken, Österr. Myth. 207. Die Fenesleute 'thaten den Menschen nichts zuleide; . . . im Gegenteil, so mancher ist von ihnen bereichert worden, der sich ihnen freundlich erwies und ihnen Dienste leistete' (das. 228 ff.; vgl. Colshorn 115). Im Spessart nimmt ein Bauer die auf der Wanderschaft befindlichen, der Ermattung und dem Hungertode nahen Zwerglein auf. Dafür verbessern sie ihm seine steinigen Äcker, wandeln seinen Sumpf in die trefflichsten Wiesen, roden den Wald aus und machen ihn so zum reichen Manne (Schöppner II 285 ff.). Ein Schuster giebt ihnen Brot und wird dadurch belohnt, dafs allmorgendlich ein Paar fertige Schuhe dastehen (Schambach und Müller 124, ähnlich Montanus 80 f. 93 ff.); ein Bauer erhält für gespendete Suppe allmählich viele kleine Silberstangen, bis er ein reicher Mann ist (Baader, Bad. Volkssagen 18); einem armen Soldaten schenkt ein Graumännlein eine Brotkruste, deren Geruch Hunger und Durst stillt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I 308). Besonders den Kindern, die sie sehr lieb haben, bringen sie gern etwas Schönes mit (Arndt I 154 f.).

Oft kleiden freilich die Zwerge ihre Gaben in eine neckische Form und schenken als Dank für Hilfe bei Entbindungen, Überfahrten und dergl. Strohhalme, Späne, dürres Laub, Rofsäpfel, Kohlen, wie Rübezahl und die Geister des Kiffhäusers, die der Empfänger meist mifsmutig wegwirft, um zu spät zu entdecken, dafs sie sich in pures Gold verwandelt haben. Kehrt er zurück, so ist alles verschwunden. Vgl. Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow I 10.

Doch bestrafen sie übermäfsige Habgier. So erhält in dem Märchen 'Die Geschenke des kleinen Volkes' der Goldschmied einen Höcker und einen Kahlkopf für seine Begehrlichkeit. Ein junger Mensch zwingt einem gefangenen Zwerge eine Schatzrute ab. Er läfst sie zurück, um einen Spaten zu holen. Zurückgekehrt findet er den Acker ganz mit Ruten besteckt und ist der Gefoppte (Schleicher, Volkstüml. aus Sonneberg 77 f.). Ebenso umwindet ein Zwerg, der einen Schatz verraten und den Hagebuttenbaum, unter dem er verborgen liegt, mit einem Strumpfband umwinden mufs, alle Hagebuttenbäume mit gleichen Bändern (Grimm, Ir. Elfenmärchen 112).

Eine besondere Abart der hilfreichen und menschenfreundlichen Zwerge

lebt in Wäldern und im Gebirge und zeigt verirrten Wanderern den Weg, warnt sie vor Abgründen und Irrpfaden, so Grimm, Deutsche Sagen 298 und 301 (Quelle von Schillers Alpenjäger, s. Bliedner, Schillerlesebuch 141), Kopisch, Klein Tümmelding, Witzschel 100, Wucke 307. 'Diejenigen, die sich in Wäldern verirrten, weisen sie auf den richtigen Weg' (Peter I 58); das Weidwiesenweiblein bei Reichenhall leuchtet des Nachts den Wanderern (Schöppner I 58). — Sie behüten die Kinder, 'damit sie nicht in Feuer und Wasser umkommen' (Arndt 155), und nehmen auch wohl solche, die auf Erden viel leiden müssen, für immer in ihr goldnes Schlofs auf, wo sie auf grünen Wiesen tanzen und spielen (Colshorn 136, Carmen Sylva, Die kleinen Leute).

Freilich schlägt die gute Stimmung der Zwerge leicht in das Gegenteil um, je nachdem sie freundlich behandelt oder geneckt und verspottet werden (Grimm, Deutsche Sagen 30 153); denn 'einen Zwerg kann man sich noch leichter entfremden als einen Menschen, und wäre es der krausköpfigste' (Colshorn 120). Sie sind ungemein empfindlich:

> Die Önnerbänkissen sind wahrlich gut,
> Doch leiden sie keinen Übermut,
> Von keinem Menschen,
> Auch selbst im Spafse kein kleines Geneck. (Kopisch.)

'Die Unterirdischen waren . . . von zutraulicher Natur, sie konnten aber sehr böse werden, wenn man ihnen ein Leid anthat oder sie verspottete' (Seidel, Wintermärchen I 29). Die Querliche bei Königsee 'waren launenhafte, sehr reizbare, aber doch auch wieder dienstfertige Wesen und halfen, wenn man es gut mit ihnen meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall . . . Wer sie aber reizte, dem thaten sie manchen Schabernack' (Bechstein II 215).

So ist den Zwergen das Necken und Verspotten aufs tiefste verhafst. Eines Tages ahmte der Müller bei Brotterode 'den sonderbaren, leise klingenden Ton nach, mit dem die Männlein die Messerklingen schleifen. Dadurch fühlen sie sich verspottet, lassen sich nie wieder sehen, und der Müller verarmt völlig' (Bechstein I 253, König 44). Kopischs Puck wird von einem Knechte gehöhnt und aus der Dachluke zu allgemeinem Gespött herausgeworfen. Daher peinigt er ihn im Schlaf, zerrt ihn im Bette hin und her und legt ihn schliefslich quer über einen Brunnen, wo er beim Hahnenschrei erwacht. Zwerge werden böse, wenn sie wegen ihrer kleinen Gestalt geneckt werden (Peter II 3). — Das Fluchen ist ihnen ein Greuel und veranlafst sie zum Auswandern, ebenso wie menschliche Sittenlosigkeit (Baader, Bad. Volkssagen 18, Neuges. bad. Volkss. 11). Auch alles Unanständige und Unehrenhafte ist ihnen verhafst, und Liebespaare, die ihre versteckten Schlupfwinkel zum Stelldichein erwählen, wissen von manchem Steinhagel zu erzählen, der sie und lichtscheue Gesellschaft gescheucht hat (Montanus 109).

Gar vielfach haben die Zwerge auch die Untreue und den Undank der Menschen erfahren müssen. Schon im Ruodlieb XVIII 18 klagen sie darüber. Das rührendste Beispiel ist die bekannte Sage aus dem Haslithal (Grimm,

Deutsche Sagen 147, vgl. auch 148 und 149, Vernaleken, Alpensagen 170 und Wyfs I 320, wo der Rost, von dem aus die Zwerge den Heuern zuschauen, glühend gemacht wird, so dafs sich die Kleinen kläglich verbrennen), die Kopisch, v. Straufs und Hertz, Bruder Rausch, 7. Abent. verwertet haben. Da klagen sie: 'O dort der blaue Himmel, wie ist er hoch und hehr, und o wie grofs die Untreu!' oder 'O Welt! O böse Welt!', aber sie begnügen sich nicht immer mit dem blofsen Weggang, sondern werden leicht rachsüchtig und üben ihre Zauberkraft in einer dem Menschen schädlichen Weise aus (Grimm, Der einkehrende Zwerg, Die drei Männlein im Walde, Colshorn 119 ff., Grimm, Deutsche Sagen 154, König 63). In der eben erwähnten Geschichte aus Schöppner von den Zwergen auf der Wanderschaft wird weiter berichtet: 'Die fleifsigen Zwerge . . . hatten den Menschen redlich Dienste geleistet, hatten für sie geschafft wie Leibeigene, hatten gegraben, gesät, geerntet, aufgebaut und niedergerissen, wie man es gewünscht, aber sie hatten nichts davon gehabt als die traurige Überzeugung, dafs das uralte Sprichwort Undank ist der Welt Lohn nur zu wahr sei. Darum . . . wollten sie lieber in ein fernes, unbekanntes Land ziehen und allen Umgang mit den Menschen aufgeben, so schmerzlich sie ihn auch vermissen würden; denn die Zwerge haben die Menschen sehr lieb.' Als auch der geizige Bauer, den sie erst reich gemacht, sie mifshandelt und undankbar behandelt, stehlen sie ihm sein Getreide, zerstören seine Felder, vernichten die Wiesen und machen ihn wieder so dürftig, wie er vor ihrer Hilfe gewesen, so dafs er bis an sein Ende Almosen erbetteln mufs.' Ein Däumling, der bisher alles im Hause in bester Ordnung gehalten, nimmt für die Mifshandlung furchtbare Rache, macht die Pferde scheu und zündet den Wagen an, so dafs Herr und Pferde verbrennen (Haupt I 57 f.). Die Hausgeister der Raudamühle bei Eisenberg rächen sich an der neugierigen Müllerin, die ihnen Kümmel ins Brot gebacken hat, so dafs sie schwer erkrankt sind (Grefs 44); denn in allen Volkssagen ist Kümmel und Salz in den Speisen den Zwergen zuwider, und menschliche Kost können sie nicht vertragen (Colshorn 164). In allen diesen Fällen verlassen die Zwerge zugleich die Behausungen und Gegenden der Menschen. 'Überhaupt scheint das Verschwinden der Bergmännlein eine wichtige Sache zu sein, und fast immer wird menschliche Schuld, selbst Bosheit als Ursache angegeben' (Vernaleken, Alpensagen 175), denn sie nehmen 'die gute Zeit' mit sich fort (Montanus 78, Hertz 69 f.).

Faulheit und Undankbarkeit des Gesindes wird besonders scharf geahndet. 'Wenn sie jemand necken, so sind es faule Knechte und schmutzige Mägde, die sie mit bösen Träumen ängstigen, als Alpdrücken, als Flöhe stechen, als Hunde und Katzen ungesehen beifsen und kratzen' (Arndt I 156). Auf dem Schlosse Waltersdorf bei Berga a. Elster geben dankbare Mädchen den Zwergen süfse Milch. Die Knechte sind undankbar, weshalb die Geister ihnen nicht helfen und fortwährend Streit unter ihnen erregen (Witzschel 105). Die Schaukelmännchen bei Guben helfen guten und fleifsigen Leuten und verderben den Bösen und Faulen die Arbeit (Haupt II 233). Das Boppele bei Offingen

beaufsichtigt das Gesinde und ohrfeigt unsichtbar die Trägen (Birlinger I 49, vgl. Shakespeare, Die lustigen Weiber von Windsor V 4).

Bei aller Gutmütigkeit und Fürsorge sind die Zwerge vielfach zu Scherz und Schabernack aufgelegt. Die Nissen sind 'aller Firlefanze Meister' (Kopisch), die Alraunen 'reich an tollen Launen' (Freiligrath), 'die Trolde sind kleine Berggeister, die gern necken' (W. Grimm, Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen 529). 'Es schien ihr gröfstes Vergnügen, die Leute zu necken, sie thaten aber auch manchem viel Gutes' (Gräfse I 453). 'Es war ein gutmütiges Völkchen, das dort (an der Werra) sein Wesen trieb, und war, obgleich stets necklustig gesinnt, den Menschen doch gut und hilfreich' (Bechstein I 105). 'Der Kobold hübsche Mädchen küfst' heifst es in Lichtwers Fabeln, und die Nissen, ein gar lustiges Völkchen, schieben einem Brautpaar, das sich küssen will, ein Brett zwischen die Nase. Gern stellt der Nifs ein Bein, zupft und kneipt die Schläfer (Wolfs Zeitschr. III 111, IV 298 f.) und

Neckt manch übermütig Blut . . .,
Giebt wohl manchen Zwick und Stofs,
Wer ihn hat, wird ihn nicht los,

denn er guckt bald vorn, bald hinten, bald links, bald rechts und aller Orten; aber, tröstet Kopisch:

Lafs ihn schurren, lafs ihn schwärmen
Und mit tausend Töpfen lärmen,
Hast Du doch ein lustig Haus,
Bruder, mach Dir nichts daraus.

Sein Ekerken

War ein Kobold und ein Wicht,
Zupfte alle bei den Zöpfen,
Mit Äpfeln und Nüssen warf er nicht,
Doch Feigen nach allen Köpfen.
Fuhr einer mit einem neuen Pferd,
So gab es ihm zu niesen.
Racks! lag der Wagen umgekehrt,
Alles oben mit den Füfsen.

Sehr viel erzählen die Sagen von ihren harmlosen Streichen (Bechstein II 188, Wucke 155 264 f.). Einem schlafenden Riesen stecken sie in jedes Nasenloch einen grofsen Stein (Colshorn 117). Eine sehr anziehende Schilderung des stets gutherzigen und spafshaften Zwerges Heinz Hütlein im Kloster zu Siegen bietet Montanus 70 ff. Das 'Bübel' beim Nagelschmied Zeitz in Sonneberg findet seine Freude daran, alles zu verstecken, dafs man die Sachen nicht findet, so den Stiefelknecht; dann lacht es allemal schadenfroh, bis der Meister ihm eine Ohrfeige geben will, die aber nur den Ofen trifft, worauf das Männlein ihn aus der Küche wieder auslacht (Schleicher 79). 'Das Poppele bei Hohenkrähen ist ein lustiges Gespenst; den Dreschern wirft er die Garbenstöcke auseinander, den Bauern spannt er Ochsen und Pferde verkehrt an; unerwartet sperrt er auf ebenen Wegen die Räder der Herrenkutschen; wo

müde Glas- oder Eierträger auf dem Wege sind, da verwandelt er sich in einen Baumstumpf, und wenn sie sich niederlassen wollen, verschwindet er, dafs sie sich mit ihrer zerbrechlichen Last auf den Boden setzen. Einmal ist er vor die Stadt Radolfzell am Untersee gekommen und hat dort so hell das Posthorn geblasen, dafs der Wächter ans Thor eilte, aber höchlich verwundert war, niemand zu treffen' (G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben 256 f., Der Bodensee II 108). Andere Zwerge schichten die Milchtöpfe übereinander, machen das Vieh los, heizen den Ofen glühend (Zingerle 52). Auf der Seiser Alp haust der Neckgeist (das. 415). Ein Kobold bei Riesa 'verschleppte Lebensmittel und Wäsche aus dem Hause und versteckte sie an den verschiedensten Orten; Butter ballte er zu Klumpen und versteckte sie unter der Streu; Mehl- und Getreidesäcke stürzte er um; wenn gebacken werden sollte, verdarb er den Sauerteig durch Erde und Spreu; in der Küche füllte er die Kochtöpfe am Feuer mit Kohlen und Asche und machte unsichtbar die Thür auf', warf die Leute aus den Betten u. s. w., doch ohne durch seinen Schabernack jemand zu verletzen (Gräfse I 85). In sehr lustiger Weise wird ein hochmütiger Amtmann bestraft, der einem Bauern die Mütze vom Kopfe geschlagen hatte. Die Zwerge hängen ihm allerlei schnackisches Anhängsel, Blumen, Rauschegold, Spinngewebe an Rock und Perücke und zaubern diese mit Hut und Kopfhaar so fest zusammen, dafs er sie 'nicht unblutig' abnehmen kann und zum allgemeinen Gespötte wird (Montanus 97). Das Klopferle verrückt alles beständig, so die Teller bei der Mahlzeit, dafs die Hungrigen nicht essen können, löst das Vieh im Stall, thut aber niemand etwas zu leide (Meier 81). Vgl. auch Baumbachs Kobold im Keller und Alberich im Ortnit, der den Heidenkönig durch Bartraufen und allerlei Blendwerk neckt: 'er welt sie effen und trîben sînen spot'. W. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung I 120 charakterisiert sein neckisches, mit Gutmütigkeit und hohem Verstande gepaartes Wesen treffend. — Ein Nifs bringt den ganzen Hühnerhof zum Krähen, so dafs er das Haus am Schlaf hindert, stellt alles auf den Kopf, macht beim Essen die Schüsseln unsichtbar; aber er schlägt auch alle Fenster ein, macht das Vieh so wild, dafs es sich an den Ketten im Stalle aufhängt, und treibt solchen Unfug, dafs — ein sehr beliebtes Sagenmotiv — der Bauer ausziehen mufs (Müllenhoff 334 ff.).

Wie in dieser Geschichte, artet auch sonst die harmlose Neckerei der Zwerge in arge, von den Menschen unverschuldete Bosheit aus, und sie verdienen den Namen Tückebold. Vielfach mufs der Hausbesitzer sein Gehöfte verlassen oder niederreifsen, freilich oft ohne Erfolg, da der Poltergeist boshaft lachend auf dem letzten Wagen oder dem Gebälk mitzieht. Die bösartigen norddeutschen Ulken (Name!) oder Ölken 'fügen den Leuten allen möglichen Schaden zu. Wenn z. B. im heifsen Sommer die Milch der Kühe keine Butter geben will, so sind daran ganz allein die bösen Ulken schuld' (Jahn 63, Kuhn und Schwartz 288). Ein maulwurfsgrofser schwärzlicher Kerl mit Fledermausflügeln und einem feuerroten Hut sät Unkraut in die Saat (Seidel, Die Roggenmumme); ebenso ist ein Todfeind der Bauern der Feuermann in Storms

Regentrude, 'ein knospriges Männlein in feuerrotem Rock, mit roter Zipfelmütze und rotem Bart, der die Saaten verdorren läfst'.

Ein schlimmer Geselle ist das Schrätlein bei Rud. Baumbach, Abenteuer und Schwänke, Das Schrätlein und der Wasserbär, der darin eine weitverbreitete, schon in mhd. Zeit bekannte Sage behandelt:

Ein Schrätlein, dreier Ellen lang,
Ein rotes Käpplein trug der Wicht
Und greisenhaft war sein Gesicht.
Er schlägt mit seiner Faust wie Blei
Was er erreichen kann entzwei,
Die Töpfe und die Pfannen,
Die Krüge, Kessel, Wannen,
Die Stühle, Tische, Bänke,
Die Laden und die Bänke,
Das Ofenbrett, den Ofenstein.

Den Wasserbären richtet er mit einem eisernen Bratspiefs ebenso übel zu wie das kleine zusammengeschrumpelte alte Männchen in Grimms Märchen 'Der starke Hans' die Riesen. Man vgl. zu dieser Sage W. Grimm, Einleitung zu den irischen Elfenmärchen 482 ff., Laistner, Rätsel der Sphinx I 15 ff. II 8 ff., 11 ff., Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Altertum 7, 426 Anm., Baumbach, Die Nagelschmiede, Schleicher, Volkstüml. aus Sonneberg 76, Grefs 96, Geyer 156 195, Eisel 127, Stöber, Elsäfs. Sagen 334, Müllenhoff 257, Colshorn 37 ff. — Boshaft ist auch der arge Zwerg in Grimms Schneeweifschen und Rosenrot und der schlimme Lickermann, den ein Gedicht in Stöbers Oberrhein. Sagenb. 236 ff. sehr drastisch schildert. — Greulichen Unfug treibt auch der Droll in Shakespeares Sommernachtstraum (II 1):

Wenn Du nicht ganz Dich zu verstellen weifst,
So bist Du jener schlaue Poltergeist,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen,
Durch den der Brau mifsrät und mit Verdrufs
Die Hausfrau atemlos sich buttern mufs,
Der oft bei Nacht den Wandrer irreleitet,
Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet . . .
Bist Du der Kobold nicht? Droll: Du hast's geraten,
Ich schwärme oft des Nachts auf solchen Thaten.
Ich locke wiehernd mit der Stute Ton
Den Hengst, den Haber kitzelt in der Nase u. s. w.

Das Stören und Scheuchen der Pferde und Irreführen der Wanderer ist überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung boshafter Gnomen. Wir werden ihr bei Rübezahl wieder begegnen. Vgl. Kopisch, Im Zeitelmoos. Ein Zwerg narrt Fährleute mit dem Rufe: 'Hol über!', und wenn man kommt, ist niemand da (Kuhn, Märkische Sagen 159, ähnlich Grimm, Deutsche Sagen 37, Dähnhardt, Volkstüml. aus dem Königreich Sachsen II 82). Das Mittagsmännchen

führt die Holzhauer in den Sumpf (Haupt 69), das Kistenmännchen geleitet Wanderer so lange, bis sie in der Irre sind, worauf es hohnlachend verschwindet (Birlinger I 38). Ein Zwerg führt durch Nachahmung eines weinenden Kindes auf Abgründe und in Schluchten (Vernaleken, Alpensagen 198). Hierher gehört auch der weitverbreitete neckische Waldgeist, das He- oder Heitmännchen, der Jehoimann, der durch den Ruf He! Heit! vom Wege ablockt. — 'Fuhr man abwärts, so schoben sie den Karren, dafs er beinahe nicht mehr aufzuhalten war; fuhr man aufwärts, hielten sie den Wagen an, dafs man ihn nur mit gröfster Mühe weiter bringen konnte' (Zingerle 49). 'Das Tommersmännchen scheucht Ochsen und Pferde und wirft Klötze hin, dafs sie um keinen Preis vorwärts wollen' (Schmitz 24 f.). Der Puck im Sommernachtstraum droht:

> Nun jag' ich Euch und führ' Euch kreuz und quer,
> Durch Dorn, durch Busch, durch Sumpf und Wald.
> Bald bin ich Pferd, bald Eber, Hund und Bär,
> Erschein' als Werwolf und als Feuer bald,
> Will grunzen, wiehern, bellen, brummen, flammen,
> Wie Eber, Pferd, Hund, Bär und Feuer zusammen.

Ähnlich schildert Ariel in Shakespeares Sturm seine neckische Thätigkeit und schreckt die hellenische Empusa die Wanderer (Aristophanes, Ranae 285 ff.):

> *παντοδαπὸν γοῦν γίγνεται*
> *ποτὲ μέν γε βοῦς, νυνὶ δ' ὀρεύς, ποτὲ δ' αὖ γυνὴ . . .*
> *πυρὶ γοῦν λάμπεται*
> *ἅπαν τὸ πρόσωπον.*

In Mörikes Visite erzählt der Spötter:

> So führt' ich sie, nur wie im Traume,
> Als Puck im ganzen Wald herum,
> Ich pfiff und sang von jedem Baume,
> Sie sahn sich fast die Hälse krumm.
> Nun schalten sie: Verfluchte Possen!
> Der Sonderling, der Grobian!
> Da kam ich grunzend angeschossen,
> Ein Eber mit gefletschtem Zahn.

Diese irreführenden Geister fliefsen gelegentlich auch mit den Irrlichtern zusammen. So sind die Lüchtemännchen, Leuchtmännlein 'kleine Wesen, die ein Licht tragen und oft den Wanderer in später Nacht irren und vom Wege abführen', ein grofses Heer, alle hellflackernd (Kuhn, Märk. Sagen 98, Kuhn und Schwartz 101). Von einem gutherzigen Feuermännlein erzählt Hertz, Bruder Rausch, 10. Abent.

> Der Gnomen Hafs verfolgt die Menschen und sie locken
> In ihre Nähe sie mit hellen Feuerflocken.
>
> (Schöppner I 182; vgl. Gredt 343.)

Ein kleines braunes Männchen, der Putz, äfft die Durchreisenden, als Flämmchen vor ihnen herhüpfend (Vernaleken, Österr. Mythen 213). Doch gehören diese

Geister mehr in den Kreis der Irrwische und Irrlichter. Von ihnen erzählen z. B. Hölty, Das Feuer im Walde, Kopisch, Im Zeitelmoos, Klaus Tink. Am meisterhaftesten schildert A. von Droste-Hülshoff das phantastische Treiben in Heide und Moor, wo die Unken und Grillen am Sumpfe läuten und über Teich und Röhricht flattern, wo der Heidemann im falschen Lichte brennt und im ungewissen Scheine des Irrlichts mit Hünenschritten gleich Nebelschemen dem Moor entsteigt, durchs Rohr gleitet, Pest und teure Zeit kündet, wo im Heiderauch der gebannte Gräberknecht im Hage raschelt und die gespenstische Spinnenlor durch die mitternächtigen Föhren knittert. Diese Geister, die manche animistischen Elemente enthalten, müssen wir aus dem Kreise unserer Betrachtungen ausschliefsen, so gut wie die Feuermänner, die

Füürige Mannen im Ried
Und am verschobene Marchstei,

die Seelen ruhelos wandernder Grenzsteinverrücker oder ungetauft gestorbener Kinder, Gespenster, die in Vofs' Idyllen und Hebels Alemannischen Gedichten eine grofse Rolle spielen.

Eine weitere schlechte Eigenschaft der Zwerge ist ihr diebisches Wesen. 'Später, man weifs nicht wie, wurden die Zwerge boshaft, tückisch und diebisch, stahlen das Brot aus den Bäckerläden, ernteten die Felder ab, die sie nicht besäet hatten' u. s. w. (Harrys I 75). Den Kühen stehlen sie die Milch aus den Eutern und plündern die Kramläden, wobei sie den Krämern vorher die Augen blenden (Jahn 94).

Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck.
Abends liegt es noch im Kasten,
Und am Morgen ist es weg. (Heine, Die Harzreise.)

Mit Vorliebe plündern sie die Erbsenfelder (Colshorn 99), aber auch sonst ist vor ihnen nichts sicher in Feld und Küche, Speisekammer und Stall, und zumal die Däumlinge sind ganz wie der junge Hermes im Hermeshymnus vermöge ihrer Kleinheit die geborenen Meisterdiebe (s. Abschnitt 2). Durch alle Fugen und Ritzen dringen sie in die festverschlossenen und gedichteten Räume; 'durch Verschlufs und Riegel ist den Schelmen nicht beizukommen' (Montanus 88). So verdienen die Zwerge das harte Urteil: 'Sie sind Tausendkünstler . . ., aber auch arge Zauberer und Hexenmeister, voll Schalkheit und Trug, und man darf ihnen nicht trauen' (Arndt I 135 156 ff. und Wolfs Zeitschr. III 112.).

Wesentlich gefährlicher noch als diese Plagegeister sind die Zwerge, die schönen Menschenkindern nachstellen; denn die Zwerge sind buhlerisch wie die Nixen, mit denen sie oft vermengt werden, und erstreben vielfach eine Verbindung mit den Menschen. Vgl. Linz-Godin, Die Prinzessin im Kästchen, Colshorn 89, Grimms 'Rumpelstilzchen', Wolfs Zeitschr. II 143. Das Rumpelstilzchenmotiv ist unter den verschiedensten Namen, wie Fidlefitchen, Verlefränzchen, Kälberfufs, Berlewitchen, Hoanawaschl, Hans Öfeli u. s. w. u. s. w.

bei allen deutschen Stämmen nachzuweisen. Der Zwergkönig Laurin raubt Dietleibs Schwester, der Zwerg Alvis liebt Thors Tochter, Zwerginnen lieben Menschen (Lyncker 55, Kuhn, Westfäl. Sagen I 246, Panzer I 71). Liebe und selbst Ehe zwischen Zwergen und Menschen sind häufig genug in den Volkssagen. 'Zwerge locken schöne Mädchen an sich, denen sie ihre Herrlichkeiten zeigen und die sie dann aus ihren Felsenhäusern nicht herauslassen. Sie lieben sie aber innig und betrauern ihren Tod mit vielen Thränen' (Laistner, Nebelsagen 181 f., wo viele Belege). Vgl. auch Sohnrey, Die Heimat 1901, 331.

Sehr oft stehlen die Zwerge kleine Kinder, die sie vor der Taufe aus der Wiege nehmen oder auch wohl vom Felde weglocken, und schieben dafür ihre eigenen häfslichen Spröfslinge, die Wechselbälge, Kielkröpfe oder Wasserköpfe unter, sei es aus Wohlgefallen an schönen Kindern, sei es, um ihr eigenes Geschlecht dadurch aufzufrischen, so in Grimms Märchen 'Die Wichtelmänner' 3, Deutsche Sagen 81 f. 87 90, Hertz, Spielmannsbuch 64. Die Wichtel bei Förtha am Hörselberg rauben Menschenkinder und ersetzen sie durch abscheuliche Wechselbälge (Witzschel 29). 'Die Venesleute lieben die schönen Menschenkinder, und so geschah es oft, dafs sie ein am Felde liegendes Kind mit sich in den Berg nahmen und ein Veneskind dafür hinlegten' (Vernaleken, Österr. Mythen 231, und so in allen Sagensammlungen). Die geraubten Kinder haben es meist bei den Zwergen durchaus gut, nur dafs sie nicht an die Oberwelt dürfen. Sie müssen ihnen allerhand Dienste erweisen, wie Arndt I 134 ff. sehr anmutig schildert. — Die Wechselbälge selbst sind aufserordentlich häfslich, durch unförmlich dicke Köpfe und verkrüppelten Wuchs verunstaltet, wachsen oft gar nicht und lernen weder laufen noch sprechen oder sind doch geistig sehr beschränkt und sterben oft jung, meist vor dem 20. Jahr. Dabei sind sie äufserst boshaft. Vgl. Peter II 10 f. Häfsliche zwerghafte Menschen werden wohl als Wechselbälge bezeichnet (Ganghofer, Bergluft 15, Afzelius II 317). Die Cretins heifsen Wechselbälge (Wolfg. Menzel, Gesch. der deutschen Dichtung I 108). In 'Klein Zaches', einem seiner wunderlichsten Märchen, dessen Motiv in grauenvoller Verzerrung auch im Sandmann und viel heiterer in Hauffs 'Jungem Engländer' wiederkehrt, hat E. Th. A. Hoffmann das Wechselbalgmotiv verarbeitet. Das lebendige Fortleben desselben bekundet der Bericht Tylors, Die Anfänge der Kultur I 85 über einen Prozefs in Irland, wo eine Mutter ihr Kind auf glühende Kohlen stellte, um seine Echtheit zu erkennen. Drei interessante, des humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrende Wechselbalgsagen erzählt Montanus 101 111 ff. 115 ff., in denen die Zwerge einen schon ganz zahnlos gewordenen alten Genossen unterschieben, der seine Rolle als Säugling köstlich getreu durchführt, weder durch die Mutter noch die Nachbarweiber zu sättigen ist, auch feist und pausbackig wird, aber gar nicht wachsen will, bis er entlarvt und verjagt wird. Köstlich ist auch die Schilderung von Hertz, Bruder Rausch, 6. Abent.

Die Zwerge müssen die gestohlenen Kinder zurückbringen und die Wechselbälge wiedernehmen, wenn letztere zum Sprechen gezwungen werden.

So werden sie vertrieben durch allerlei wunderliche Dinge, Kochen und Brauen in Eier- und Walnufsschalen, Melken der Kuh in den Pfeifenkopf u. dgl., weil sie trotz ihres hohen Alters dergleichen nie gesehen haben. Sie rufen dann: Ich bin so alt wie der Thüringer- oder Böhmer- oder der greise Wald, ich habe einen Wald drei- oder sogar neunmal wachsen und vergehen sehen', ich bin 500 oder gar 1500 Jahre alt und sah so was noch nie, worauf sie verschwinden. Auch das Bekreuzigen, Vorbereitungen zu ihrer Verbrennung oder die Androhung der Taufe hilft; denn das Zwergenvolk 'fürchtet das heilige Taufwasser viel mehr auf dem Kopfe als ein Menschenkind siedendes Pech in offener Wunde' (Montanus 113), und ebenso das Prügeln des Wechselbalges; nur mufs da das gestohlene Kind bei den Zwergen die gleichen Schläge leiden und ist bei der Rückkehr braun und blau am ganzen Körper.

Zu diesen boshaften Zwergen gehören ferner die freilich oft auch gütigen Traumkobolde. Der Schlaf 'führt den Reigen holder Traumgestalten' (G. Schwab). Ihr Reich schildern reizend Leander, Träumereien an französischen Kaminen, Vom unsichtbaren Königreiche, und C. v. Rohrscheidt, Der Traumgott und die Koboldmutter. Die Schlafgespenster, die phantastischen Verkörperungen der Träume, sind sehr beliebt in der Poesie aller Völker und Zeiten. Schon die Träume Homers sind Genien und schlüpfen durchs Schlüsselloch. In der eranischen Religion, die so ganz auf energievolle Thätigkeit gestellt ist, gilt auch der Schlaf als die Schöpfung böser Dämonen der Finsternis (Spiegel, Eranische Altertumskunde II 137). Wundervoll schildern die seelenlösende Macht der Traumgebilde Shakespeare, Heinrich IV., 2. Teil III 1, Macbeth II 2 und Goethe, Egmont V, Sz. 2 und 4, während das Schaurige und Spukhafte derselben den qualvollsten und sinneverwirrendsten Ausdruck gefunden hat in E. Th. A. Hoffmanns Elixieren des Teufels, deren Leser sich selbst fortwährend von leibhaftig gewordenen Hirngespinsten umgaukelt glaubt. Zu den Zwergen lenkt zurück Arndt I 212 222 ff.: Zwerge sind gute Traumgeister, die himmlische Träume bringen, sich oft in Träume verwandeln und 'manchen Betrübten getröstet und manchen Trauernden erquickt haben'.

Auch die Druckgeister, die Alps, Schrats u. s. w., die aus Gerh. Hauptmanns Versunkener Glocke bekannt sind, neben den Mahren, Druden, Bilwissen, dem grausigen blutsaugenden Fabelwesen des Vampyr, den nordischen Folgegeistern, den Fylgurs und Draugars, die Lieblingsdämonen unserer modernen Animisten, gehören wohl in diesen Zusammenhang. Sie erzeugen des Nachts den furchtbaren, peinigenden Alpdruck, der sich den Schläfern auf Herz und Brust legt und qualvolle Beängstigungen erzeugt. Laistner hat in seinem geistvollen, aber an Wagehalsigkeit und Phantastik alles Mafs überschreitenden Buche Das Rätsel der Sphinx eine ganze Theorie der Mythologie darauf gegründet und alle mythischen Gebilde kurzweg als Erzeugnisse des Alpdruckes, als Schöpfungen der Traumqual gedeutet, die lange vor jeder meteorologischen und anderen Ausdeutung der sinnfälligen Naturerscheinungen entstanden seien, so dafs eigentlich Schlafkammer und Bett, allenfalls noch der Schlummer in

heifser Mittagsglut auf dem Felde die Heimstätten der Mythologie sind. Eine positive Korrektur dazu liefert Roscher, Ephialtes, Sächsische Sitzungsberichte 1900, wo die antiken Alpdämonen, der Ephialtes und Incubus (Petron, Sat. 38) besprochen werden. Sehr lichtvoll ist die Übersicht über die verschiedenen Perioden und Formen des Alpglaubens bei Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde 27 ff., vgl. auch z. B. Wuttke 122 ff., E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 104 343, Golther 494, Hertz, Der Werwolf 113 ff. Bei den Littauern fallen Alpgeister und Zwerge geradezu zusammen. Ihre Kaukies 'sind kleine Gestalten mit einem langen weifsen Barte. Sie schlüpfen zur Zeit des Vollmondes durch das Schlüsselloch ins Zimmer hinein und würgen die Schlafenden' (Veckenstedt II 145, Usener, Altgriech. Götternamen 494). Bei Ruhla haust ein nächtlicher Druckgeist, der, einmal gesehen, als Federchen entweicht (König 61, ähnlich Eisel 208). Storm erzählt in der Novelle Draufsen im Heidedorf: 'Auf den Heiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weifsen Faden gleicht, und das sie den weifsen Alp nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser, und wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund des Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist alles verschwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weifse Alp hat ihm die Seele ausgetrunken.' In Vofs' Idyllen, die alles Aberglaubens voll sind, droht eine Liebhaberin:

> Siehe, so komm' ich —
> Weh Dir! — als gräfslicher Alp um Mitternacht Dich zu drücken,
> Oder ich komm' als ein wilder Vampyr und sauge Dein Blut aus,
> Dafs Du hager und blafs mit wankendem Haupte umherschleichst.

'Nächte lang hat mich's gequält wie der Alp und von meinem Blute gezehrt' (Otto Ludwig, Der Erbförster). Vgl. weiter Kopisch, Der Alp, Grimm, Deutsche Sagen 8 80, Bechstein I 207, Sagenschatz des Frankenlandes 303, das Schweizer Toggeli (Hermann 80) und den elsässischen Letzekäppel (Hertz 72 f.).

Andere Druckgeister, scheinbar ganz klein, hocken sich den Pferden und Wanderern auf und werden allmählich zur unerträglichen Last, so der schon in anderem Zusammenhang erwähnte Bieresel, mit dem man den fränkischen Marehans in dem Gedicht bei Schwartz, Idg. Volksglaube 272, zusammenstellen mag, und der in Thüringen wohlbekannte Hockauf, Aufhocker, Hockeldeink (Regel, Thüringen II 1, 756). Bei Brotterode hockt sich ein Alpgeist den Pferden auf (Witzschel 95, Wucke 51), ein anderer den Menschen im Walde, um sich weite Strecken tragen zu lassen und dann mit Gelächter zu verschwinden (Gräfse I 493), oder verspäteten Kneipbrüdern (Wucke 89); denn in der Nacht 'lauern auf den Ecksteinen, zusammengekauert, grimmbärtige Kobolde' (Raabe, Aus der Chronik der Sperlingsgasse). Ein Zwerg prügelt die Nachtschwärmer mit den Worten: 'Hast Weib und Kind zu Haus, sollst nicht in jedes Wirtshaus einkehren' (Grohmann 184 f., vgl. Gredt 406). Ein Hockauf ist das Unkekaulmännchen, einst ein Grenzsteinverrücker:

Jetzt irrt er, wenn der Tag vorbei,
Mit Hut und Mantel, schwer wie Blei,
Bei der Kapell' auf steiler Höhe
Und stöhnt und klaget Ach und Wehe.
Geht jemand dann den Berg hinauf,
Gleich hockt das Männlein hinten auf
Und zwingt durch Stofsen und durch Schlagen,
Dafs man es mufs hinuntertragen. (Hocker 42 f.)

'Auf einmal safs ihm etwas sehr Kleines auf dem Nacken, klemmte seine Beine fest um seinen Hals und begann ihm mit ein paar feinen dünnen Lederriemen eine solche furchtbare Tracht Schläge zu geben, dafs er heulend von dannen lief; das war aber ganz vergebens, er raste dahin, er schrie, er stampfte, er schüttelte sich, er meinte, er müsse den unsichtbaren Feind los werden, der aber safs fest wie Pech; auch auf der Erde Wälzen half nichts, da wurde er angenagelt und mufste erst recht die furchtbare Züchtigung aushalten, die ihm Rücken und Beine zerschnitt, als wären es eben so viele Messer' (Carmen Sylva, Die kleinen Leute). — Alberich im Ortnit hockt sich seinem Sohne auf und wird ihm trotz seiner Kleinheit zur schweren Last; neben ihn gehört der Lodder bei Brüssel (Wolf, Niederländ. Sagen 583 ff.), der schaumburgische Böxenwolf (Hertz, Der Werwolf 87 f.) und der böse Greis in Sindbads fünfter Reise in 1001 Nacht. — Die weitere reiche Verzweigung des Hockauf- wie des Alpmotivs müssen wir hier übergehen; nur erinnert sei noch an Shakespeares Queen Mab, Romeo und Julia I 4.

Eigenschaften. Das meiste ergiebt sich aus dem Mitgeteilten von selbst. Das Verhältnis der Zwerge zu den Menschen läfst trotz mancher boshaften Züge und ihrer neckischen Art grofse Gutmütigkeit und Selbstlosigkeit, ungemeinen Fleifs und die gröfste Geschicklichkeit und Behendigkeit erkennen. 'Sie waren genügsame, friedliebende, dabei sehr kunstsinnige Leutchen' (Schmitz 15). 'Sie sind wohl die allerregsamsten und allerfleifsigsten Wesen, die man je gesehen hat, . . . ihre Sinne sind die allerfeinsten und allerklarsten, viel feiner als die des heitersten und hellsten Kindes' (Arndt I 154). Auch von ihnen gilt, was W. Grimm den irischen Elfen nachrühmt: 'Sie besitzen grofse Kräfte und wissen sie klug anzuwenden. Sie sind die geschicktesten Handarbeiter, . . . und jeder Elfe vereinigt in seiner Person die verschiedensten Eigenschaften.' Ähnlich ist ihre Selbstcharakteristik in Carmen Sylvas Märchen Die kleinen Leute.

Nicht minder beachtenswert ist ihre menschliche Fähigkeiten weit übersteigende Verschmitztheit und Klugheit. 'An Schlauheit übertreffen sie jeden Advokaten' (Rochholz 107) und 'als verschlagen und listig werden die Zwerge überall geschildert' (W. Grimm, Ir. Elfenmärchen, Einleitung 465). Heinz Hütlein unterhält die Mönche mit lateinischen Witzen, und in den schwierigsten und verwickeltsten Dingen um Rat gefragt weifs er 'mit gröfster Umsicht und bewunderungswürdigster Leichtigkeit die geeignetste Auskunft zu geben' (Montanus 70 f.).

Aber auch wunderbare und übernatürliche Eigenschaften besitzen sie. Am bekanntesten ist ihre Gabe, sich unsichtbar zu machen durch ihre Tarnkappe, eigentlich die cappa des Martinus von Tours, die dann später irrig als Kopfbedeckung gefafst und bei Wagner sogar zum Tarnhelm geworden ist, die Hel- oder Nebelkappe, die schon Alberich und Laurin schützt und von der alle Volkssagen wieder und wieder erzählen, wie sie auch von manchen anderen wunderbaren Besitztümern der Zwerge berichten, wie Laurins Gürtel, Hütchens Ring und Rütchen (Kopisch), einer Peitsche, die wie der Knüppel aus dem Sack jeden Widerspenstigen prügelt (Colshorn 156), wunderbaren Spiegeln, die die Zukunft enthüllen (Montanus 96), den Stiefeln von Mörikes Hutzelmännlein und dgl. mehr. — Der Verlust der Tarnkappe macht die Zwerge wehrlos und giebt sie in die Gewalt der Menschen (Alberich, Laurin, Kopisch, Die Zwerge in Pinneberg, Colshorn 243 f.).

> Fiel einer und fiel sein Käppchen vom Kopf,
> Da sah man liegen den armen Tropf.
> (Kopisch, Die Önnerbänkissen.)

Sie werden dann sichtbar, den Menschen gefügig und zu den gröfsten Opfern bereit, das Verlorene wieder zu erhalten (Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg 77 f., Colshorn 99 f.). Das gilt schon von dem lateinischen incubus, wenn man ihm sein Käppchen raubt (Petron, Sat. 38). — Auch der Verlust ihres Schuhes, ihrer silbernen Spange, des Silberglöckchens an der Mütze liefert sie in die Hand der Menschen (Arndt I 135 ff. u. o.). Derselbe erzählt in den Erinnerungen aus dem äufseren Leben, der Vater des Obersten von Schlagenteufel in Rügen habe sich als armer Schäferjunge unter die mondscheinlichen Tänze der Unterirdischen eingeschlichen und einem ein unverlierbares Käppchen nebst Glöckchen, woran das Glück ihres Daseins hängt, entrissen. Von dem davon erhaltenen Lösegeld habe er sich das Gut Grabitz gekauft und sei so plötzlich reich und schliefslich Edelmann geworden. Ein ähnliches Märchen erzählt Laistner, Das Rätsel der Sphinx I 156.

Nicht selten sind die Zwerge Zauberer, und eine ihrer Hauptkünste ist die Verwandlung in alle möglichen Gestalten (Grimm, Deutsche Sagen 30). Die zauberkundigen rhodischen Telchinen verstehen es, *ἀλλάττειν τὰς ἰδίας μορφάς*. Schon Andwari verwandelt sich in einen Hecht. 'Sie können sich auch verwandeln, so dafs kein Schlüsselloch zu klein ist, dafs sie nicht hindurchschlüpfen' (Arndt I 155). Als Frösche, Kröten, rote Ameisen kriechen sie umher (Colshorn 187). In Seidels Zwergenwald verwandeln sie sich in Hamster und Eichhörnchen (Ekerken!). Kobold 'ist ein richtiger Proteus', erscheint als Baum, Frosch, Fledermaus, Hund, Pferd (Wolf, Niederländ. Sagen 313), ist bald ein Feuerklumpen, bald eine Henne (Kuhn und Schwartz 46). Sie fliegen umher als Schmetterlinge, Vögel, weifse Täubchen, aber sie machen sich auch zu den 'scheufslichsten Tieren und Gewürmen, Bären, Wölfen, Hyänen, Tigern, Katzen, Schlangen, Skorpionen, Krähen und Eulen' und nehmen sogar die Gestalt alter Weiber an (Arndt I 157 193 ff.

212, Vernaleken, Österr. Mythen 219). So erklären sich wohl auch die vielen Hausschlangen des Märchens und die als Hausgeister auftretenden Hasen, Hunde, Katzen u. s. w., zu denen zumal der von Tieck poetisch verklärte Gestiefelte Kater gehört, ein guter, wenn auch in seinen Mitteln nicht wählerischer Hausgeist.

Sogar in Riesen können sich die Zwerge verwandeln (Die goldene Gans, Der einkehrende Zwerg, Hauffs Glasmännlein). Ein Zwerg wächst bis zur Höhe von 40 Fufs (Schöppner III 343), wird zum Riesen (Baader, Bad. Volkssagen 75, Gredt 610). Sind doch die Zwerge und Riesen nahe verwandt, oft nur dem Mafs, nicht der Art nach verschieden, und gehen oft ineinander über (Grimm, Mythol. 520 ff., W. Grimm, Deutsche Heldensage[2] 396, Mannhardt, German. Mythen 207, Zehme 18).

Damit sind wir bei den Riesen angelangt.

(Schlufs folgt)

ERZIEHLICHE WIRKUNGEN DES UNTERRICHTS IN MATHEMATISCHER ERDKUNDE

Von Kurt Geissler

Es ist hier nicht meine Aufgabe, über den Nutzen des mathematischen Unterrichts zu sprechen. Allgemein anerkannt ist die dadurch gegebene Anleitung zum einfachen logischen Denken, zum Ordnen eines überschaubaren Systems von Begriffen und Urteilen und Verkettung desselben durch zusammenhängende Schlufsreihen. Selbstverständlich ist die Mathematik nicht der einzige Schlüssel zur Kammer der Klugheit. Der mathematisch Gebildete übte sich in bestimmtem Gedankenkreise mit gewissem, abgegrenztem Anschauungsstoffe und braucht trotz beträchtlicher Übung darum doch noch nicht streng logisch in anderen Gebieten zu verfahren. Das Gebiet der Mathematik ist doch immer ein gesondertes, um so mehr, je reicher die Anwendung ist. Letzteres erscheint wie ein Widerspruch; aber es erstrecken sich die Anwendungen auf der Schule nur immer auf Aufgaben anderer Gebiete, die sich infolge ihrer Einfachheit, der geringen Anzahl ihrer Voraussetzungen und ihrer Anschaulichkeit dazu besonders eignen. So kommt es, dafs gerade bei recht reicher Verwertung solcher Aufgaben die gesonderte Stellung der mathematischen Schlufsketten um so deutlicher hervortritt, und damit auch ihr Gegensatz zu den vielen anderen geistigen Thätigkeiten, die nur teilweise mit der Anschauung und den Zahlen verknüpft sind, sonst aber Begriffe und Urteile enthalten, wie sie sich nicht blofs der niederen, sondern bisher überhaupt der Mathematik entziehen. Man denke an die Kunst, die geistigen, ästhetischen, an viele physikalische, an die moralischen Stoffe.

Ebensowenig ist es meine Absicht den Nutzen der Erdkunde im allgemeinen zu erörtern. Nur mufs ich anführen, dafs der Unterricht darin sich zunächst auf intuitives, unmittelbares Erfassen von kindlichen Erfahrungen bezieht, indem die Umgebung des Hauses, Feld, Flufs, Berg und Thal mit Recht die ersten Anknüpfungsstoffe sind. Es wird der Versuch gemacht hierüber nachdenken zu lassen, nicht in mathematischer Weise, indem auch nicht erst untersucht wird, was eigentlich Erde, Luft, Wasser ist, ferner, was Politik bedeute, was Völker und Stadtgemeinschaften wirtschaftlich sind. Sondern es wird aus der möglichst reichen Erfahrung geschöpft, und es werden die mannigfachen Seiten derselben in gewisse Beziehungen gesetzt; die schwierigen Untersuchungen des Einzelnen müssen anderen Fächern überlassen oder gar auf eine viel spätere Zeit, sogar die Zeit nach der Schule (man denke an Volkswirt-

schaft) aufgeschoben werden. Man sieht, dies Verfahren ist ein ganz anderes als das in der Mathematik, wo man fragt, was denn nun eigentlich dieser Punkt, diese Gerade, dieser Winkel, von dem man sprechen will, zu bedeuten habe, wie man ihn kurz und klar auf die allereinfachsten Elemente des Geistes zurückführen, wie man mit recht wenigem recht viel erreichen könne. Will die Geographie nicht blofs Hilfsmittel für die Geschichte sein, und will sie nicht blofs durch reine Beschreibung die anzueignenden Kenntnisse vermehren, will sie nur ein wenig entwickeln, so mufs sie aus anderen Wissenschaften wie Botanik, Geologie, Zoologie, der Völkerkunde, besonders auch der Physik gewisse einfache Dinge herausnehmen. Diese hat sie nicht Zeit alle selbst denkgemäfs zu entwickeln; sie kann auch nicht warten, bis durch den anderen Unterricht gerade alles dies gut geliefert ist, darum mufs sie sich vielfach beschränken und oft von neuem auf das wünschenswerte tiefere Eingehen, auf eine sehr gründliche logische Entwickelung und auf sich streng gliedernde Betrachtungen verzichten. Es sind nicht ohne Grund in den letzten Jahren Klagen über die Schwierigkeit des geographischen Unterrichts erhoben worden, und ich dürfte wohl nicht fehlgehen, wenn ich auch das Nachlassen dieses Zweiges nach den obersten Klassen hin mehr auf Rechnung dieser eigentümlichen Verhältnisse als auf etwaigen geringen Wert der Erdkunde an sich oder der Lehrkräfte setze. An Vorschlägen über die Ausbildung der letzteren fehlt es nicht; aber jener Übelstand läfst sich nicht blofs durch Tüchtigkeit beseitigen.

Ein Unterrichtsgegenstand, der die logische Einfachheit und Strenge der Mathematik mit der grofsen Anschaulichkeit, dem anziehenden Reichtum und den vielseitigen Beziehungen der Erdkunde verbinden könnte, müfste in beiden Richtungen geistig bildend wirken, und zwar nicht blofs mit einer einfachen Summierung der Vorteile beider, sondern durch Vereinigung mit weit erhöhtem Nutzen. Denn es entsteht die eigentliche geistige Frucht erst durch Vereinigung und wird nicht erzeugt durch die einzelnen fruchtfähigen Elemente für sich. Die Wirkung wäre nicht blofs geistbildend, sondern erziehlich in weiterem Sinne, wenn man zu den Zielen der Erziehung die Erreichung der inneren Befriedigung, die Freude an erfolgreicher, leicht überschaubarer, im einzelnen abrundbarer Arbeit rechnet. Solche erziehliche Wirkung ist für die Schule wünschenswert, da diese selten im engeren pädagogischen Sinne wirkt wie das Haus, sondern mehr auf dem weiteren Wege der Arbeit, der Ordnung und des geistigen Erfolges.

Ist nun die mathematische Erdkunde, die wunderliche Kombination jener beiden Unterrichtszweige, solcher Wirkungen fähig? Beschäftigen wir uns zunächst mit der Frage, ob sie die Möglichkeit durch ihr Wesen bietet, dann, bei welcher Behandlung sie das erreicht, und endlich, ob sie thatsächlich solche Wirkungen bereits geübt hat.

Ist die mathematische Erdkunde wirklich eine mathematische, so mufs sie zum mindesten in der Art mathematisch sein, wie sie ihre leichten Aufgaben angreift, und diese müssen sich so angreifen lassen. Es mufs darum möglich sein mit wirklich leichten Grundvorstellungen oder Grunderfahrungen anzu-

fangen und mit diesen weiter zu bauen. Ich will zunächst davon absehen, dafs von manchen Lehrern nicht derartig verfahren wird. Will man die mathematische Erdkunde an irgend welchen Stellen in einen anderen Unterricht einflicken, z. B. in den der Geschichte oder der beschreibenden Geographie, so ist jene Art freilich nicht zu brauchen. Aber der Gegenstand bietet die Möglichkeit. Selbst für solche, die noch nicht eigentliche Mathematik getrieben haben, kann man verständlich werden, wenn man davon ausgeht, die uns umgebende Welt, also zunächst Erde und Himmel, von einem einzigen Punkte aus zu betrachten, dem Anfangspunkte, nämlich dem Sehmittelpunkte eines beliebigen Beobachters. Man kann dann die Ausmessung des Raumes durch Koordinaten oder Ausmessungsgröfsen vornehmen, von den drei Dimensionen, den Strahlen, kurz von Anschauungen sprechen, die ganz ebenso einfach in der Geometrie vorkommen. Dann verfährt man mathematisch. Aber dieses Verfahren ist dadurch besonders anschaulich, dafs man sogleich die Blicke auf die Umgebung, die Wirklichkeit in der Raumwelt richtet, die Stube auszumessen versucht und dann den Garten. Man hat bei jenen mathematischen Betrachtungen eine praktische Absicht, ohne dafs doch diese die mathematische Methode selbst zu schädigen braucht. Wir betrachten ja nicht die Gegenstände, das Land, das Meer, den Himmel als solche, sondern in dem Sinne, in ihnen zurechtweisende Richtungen, vergleichbare Gröfsen zu finden. Es ordnet sich demnach nicht die Mathematik in ihrer Genauigkeit der Praxis unter, sondern sie behält in der Feststellung der Begriffe diejenige Freiheit, welche ihr überhaupt durch den Raum vergönnt ist (wie in der Geometrie), aber sie entwickelt sich dabei unter Beobachtung des Realen.

Sonderbar, dafs derartiges möglich ist. Man pflegt sonst immer zu befürchten, es könne die Praxis durch die Theorie leiden oder umgekehrt; hier liegt es im Wesen der Wissenschaft beides zu vereinigen, ohne dem einen oder dem anderen Zwang anzuthun. In der That fährt man fort und kommt durch die Rücksichten auf die Erde zur Beobachtung der Sterne (Himmelsrichtungen, Nord-Südlinie), man spricht vom Horizonte, von den Bergen, dem Meere, der natürlichen Gesichtsbegrenzung. Und doch hat man dabei vollkommen Mufse, wird sogar dazu gedrängt diese Begrenzung zu vergleichen mit einer rein mathematischen, dem astronomischen Horizonte, und das eine zum anderen zu verwenden. Auch die Vertikale könnte man als mathematisches Lot auf der Horizontalebene definieren, und man erfährt wirklich, dafs diese Vertikale, d. h. die durch das ruhende Pendel praktisch hergestellte Linie, senkrecht auf der durch die Wasserwage hergestellten Oberfläche oder der Tangentialebene steht. Dafs hierzu noch allerlei genauere Kenntnisse nötig sind, die Abplattung, die Schwungkraft, und dafs dadurch eine scheinbare Abweichung von jenem Lote doch wieder hergestellt wird, das erfährt man später, ohne dadurch die ursprünglichen Begriffe zu verwirren. Ebenso steht es mit der Kugelgestalt der Erde. Es geht sehr wohl, die Begrenzung des Horizontes zunächst als eine kugelige zu vermuten und doch nachher den Gedanken zu fassen, dies sei nicht genau mathematisch richtig. Dadurch schadet man der Einfachheit der mathe-

matischen Methode im Anfange nicht, denn man kommt erst allmählich zu dieser Einsicht; anderseits zieht man geographische Erfahrungen und speziell physikalische hinzu, betrachtet die einen möglichst in mathematischer Einfachheit und Ordnung und entwickelt das Mathematische unter Hinschauen auf die Empirie. Es führt zu weit hier anzugeben, wie man in unserer Wissenschaft diese Grundsätze beibehalten und durchführen kann. Doch möchte ich hinzufügen, dafs gerade bei der mathematischen Geographie diejenigen physikalischen Thatsachen, die man im Anfange nötig hat, sehr einfach zu erhalten und zu betrachten sind. Sie gehören zu denjenigen physikalischen Erfahrungen, die man auch in der Physik als Einfaches an den Anfang zu stellen pflegt. Die Anziehungskraft, das Fallen in gerader Linie, die Pendelbewegung sind wenigstens auf der Schule so einfach kennen zu lernen und zu betrachten, dafs man dies auch innerhalb der mathematischen Erdkunde thun kann, sobald die Physik noch nicht so weit vorgeschritten ist. Selbstverständlich mufs aber der Lehrer zugleich der Physiklehrer sein oder fähig, auch Physikunterricht zu erteilen.

Sehr wenig Erfolge hat unser Gegenstand, wenn er von unberufenen Händen irgendwo eingeflickt wird, wenn z. B. die Begriffe geographische Breite und Länge schon in den untersten Klassen entweder blofs ausgesprochen oder flüchtig beigebracht werden, oder wenn die Thaten des Kopernikus und Kepler, die Lehre von der Drehung um die Axe und dem elliptischen Laufe einfach als weltbekannt ('was jeder wissen müsse') aufser dem gründlichen Zusammenhange angedeutet und abverlangt werden.

Die mathematische Geographie hat so aufserordentliches Interesse für den Geist, dafs selbst viele Lehrende es nicht lassen können, damit an unrechter Stelle zu imponieren; und die Jugend findet solches Gefallen daran, dafs sie nur zu gern irgend etwas davon aufschnappt. Aber nicht in diesem vorübergehenden Erstaunen besteht das Erziehliche; im Gegenteile, durch Vorwegbringen der wichtigsten Resultate nimmt man dem Unterrichte selbst einen Teil seines Reizes und den wichtigen Thatsachen diejenige Wirkung, welche sie ausüben könnten. Der allgemeine Grundsatz, man solle alles wohl vorbereiten, damit ein wahrer Genufs, ein lebendiges Ergreifen und völliges Verstehen erreicht werde, gilt auch hier. Allerlei an sich wichtige Thatsachen sind nicht bildend in pädagogischem Sinne, der Zusammenhang, die Hinleitung, der Wunsch genau zu verstehen und sich nicht mit wenigen Worten abspeisen zu lassen, die Erlaubnis zu fragen geben erst die Gelegenheit zum gedeihlichen Denken, geben Genufs und Früchte der Befriedigung.

Zu einem solchen Vorgehen ist die mathematische Erdkunde durchweg geeignet. Wie man schon in der reinen Mathematik durch richtige Vorbereitung die Mehrzahl der Lernenden dahin bringen kann, selbst schwierigere Aufgaben zu bewältigen, wie man es geradezu als Ziel in diesem Unterrichte betrachtet, nicht etwa gleich mit dem Pythagoreischen Lehrsatze anzufangen, sondern ihn hinauszuschieben, bis alle die hierbei verwendbaren anderen Inhaltssätze und zu diesen wieder die Kongruenzsätze bekannt sind, so kann man auch in unserem Fache sehr wohl erst das Horizontsystem, die Nordsüdrichtung,

hierzu die tägliche Himmelsbewegung, natürlich die scheinbare, nicht gleich die wirkliche Erddrehung, die Messung der Erdoberfläche, die Veränderung der Schwere (Pendeluhr), die Schwungkrafterscheinungen bei geschleuderten Körpern auf der Erde, und nun erst die Gründe jener Abweichungen der Uhren, jener Schwankungen von g (dem Mafse der Erdanziehung) entwickeln und im Schüler entstehen lassen. Wie anders steht er jetzt den Ideen des Kopernikus gegenüber; er entdeckt gewissermafsen mit, sieht, wozu man solche Ansichten fafst, fühlt einen Teil des Stolzes beim Entdecken und doch auch immer wieder die geringe Macht des menschlichen Verstandes, der so lange Zeit gebrauchte, um auf solche Vorstellungen zu kommen. Der Versuch mit dem Foucaultschen Pendel, der in der Klasse gemacht werden kann und durchaus stets gemacht werden müfste, führt dann zum erstenmal die Erddrehung sichtbar vor die Augen. Das ist besser als in unregelmäfsigem Unterrichte stets als selbstverständlich gehört zu haben, die Erde drehe sich um sich selbst. Zugleich bietet sich hier die Gelegenheit, Beziehungen zur Geschichte zu suchen, und zwar zu einer grofsartigen, derjenigen der Kultur der Menschheit, des Reifens und des Kampfes ihrer grofsen Ideen.

Niemals fehlt hierbei die Gelegenheit, Fragen rein mathematischer Art einzuflechten, und zwar ungesucht, nicht mit dem Eindrucke, als sollte nur etwas aufgegeben werden, damit die Schüler zu thun haben, sondern unter dem Mitempfinden des Schülers, dafs er diese abstrakten Dinge sehr gut gebrauchen kann. Zugleich mufs er sich stets in der Natur umsehen; er verschmäht es nicht, die gewöhnlichen Erscheinungen der Physik, das Wasser im Glase, den Gegenstand am Faden, den geschleuderten Ball genau zu untersuchen, und vermag fruchtreiche Folgerungen zu ziehen. Er erfährt, wie grofse Gelehrte, z. B. ein Bradley, durch ihre Aufmerksamkeit im Leben (Betrachtung der Richtungen einer Fahne auf einem Schiffe) auf die wichtigsten Forschungen gebracht wurden (Bradley kam hierbei auf die Aberration des Lichtes der Fixsterne und damit auf einen Beweis für die Bewegung der Erde um die Sonne).

Durch die Ebbe und Flut erhält man Beziehung zu manchen geographischen Erfahrungen und vermag durch einen Überblick über den Wasserstand an verschiedenen Stellen der Erde anzuregen, während der Versuch der Erklärung eine grofse Reihe von einzelnen Fragen entrollt. Auch der Kalender wird einerseits mathematisch wohl vorbereitet durch die Gesetze der Planeten, durch die Kreiselschwankung und den Mondlauf, anderseits aber ist er doch eine Einrichtung, die wie keine andere in das tägliche Leben des Schülers hineinschaut. Hat dieser bisher die Tage der Woche, den Jahresanfang ohne Gedanken hingenommen und nachgesprochen, so beginnt er jetzt diese allbekannten Sachen mit Aufmerksamkeit zu durchdenken. Das wirkt günstig; denn es schwindet der Wahn, als sei das täglich Gebrauchte so klar, dafs man Nachdenken nicht nötig habe; er merkt, es bedürfe sogar recht guten Denkens und grofser Aufmerksamkeit, dazu der Erfahrungen von Jahrtausenden, um derartiges genau zu stande zu bringen.

Man wird aus diesen Beispielen sehen, wie sehr die mathematische Erd-

kunde den Blick für das Praktische begünstigt und doch überall zu mathematischer Genauigkeit auffordert; damit lassen sich Wirkungen erreichen, wie so leicht nicht in irgend einem anderen Gegenstande. Freilich es ist nicht gerade leicht, einen solchen Stoff auch entsprechend zu behandeln. Wenigstens ist darin noch viel zu thun. Darüber mögen noch einige Bemerkungen folgen.

Man könnte einen Streit darüber beginnen wollen, ob die mathematische oder die empirische Methode zu bevorzugen wäre. Keines von beiden im eigentlichen Sinne. Will man wenigstens die mathematische so fassen, dafs den theoretischen Betrachtungen die empirischen ganz und gar unterzuordnen seien, so würde der Gegenstand ein unfruchtbares Wesen annehmen. Versteht man unter mathematischer Methode das langsame, genaue Fortschreiten von Grundbegriff und einfachster Erfahrung zu den etwas zusammengesetzteren, so könnte man damit einverstanden sein. Doch auch empirisch dürfte man die Methode nennen, nicht in dem Sinne, dafs man sich irgend etwas aus der Empirie herausnimmt, um daran zu probieren; derartig verfährt die empirische Wissenschaft auch nicht mehr, wenn sie Neues finden will. Auch die einfachen Erscheinungen unserer Umgebung interessieren uns hier nicht nach Belieben, sondern wir unterwerfen unsere Beobachtung einem allgemeinen Gedankengange, zunächst dem, uns in der Welt zurechtzufinden. Das ist ein mathematisch räumlicher Gedanke, der aber niemals der Anheftung an Empirisches entbehrt. Kurz, wer die mathematische Erdkunde kennt, der weifs auch, dafs thatsächlich hier eine Verbindung möglich ist, wie sie sonst wohl in keinem Gegenstande wieder gefunden werden dürfte. Gleichwohl kann man recht falsch verfahren. Vielen wird erfahrungsgemäfs auf der Schule bei manchen Lehrern dieses Fach schwer. Besonders mangelt es an Anschauung. Wir sitzen ja in Stuben zusammen und wollen doch die Welt durchdenken. Da giebt es denn nur den einen Rat, sich der möglichsten Anschaulichkeit zu befleifsigen. Man hat ja schon mancherlei Apparate für den Unterricht erfunden: das Tellurium, Planetarium, den Globus, die Karten u. s. w. Dennoch ist hier neu zu schaffen. Der Anblick des Himmels mit seinen wichtigen Linien darf nicht blofs von aufsen her zugänglich gemacht werden, indem man den Schüler auf den kleinen Apparat und die Karten blicken läfst; er müfste das alles über sich sehen, er bedürfte der Nachbildung des Horizontes, der Sternbilder in der Klasse. Mindestens aber mufs er sich aufbauen können, was er braucht, ehe er es zeichnet und um darnach zu zeichnen. Ohne Zeichnen ist nichts Gutes zu erreichen. Darum sollte auch an Schulen, welche der Mathematik entbehren, wenigstens ein längerer, gründlicher Kursus im geometrischen Zeichnen abgehalten werden, und zwar vor der mathematischen Geographie.

Auch die bisherigen Bücher verlangen viel zu viel von der eigenen Anschauungsfähigkeit der Lernenden. Sie müfsten viel anschaulicher sein, z. B. über die Stellungen des Mondes am Himmel eine ganze Menge von Einzelbildern mit Landschaften geben, ebenso von den Sonnenfinsternissen. Solange aber ein solches Buch fehlt (wie es in einiger Zeit von mir geliefert werden soll), mufs innerhalb der Klasse an der Tafel unaufhörlich gezeichnet werden.

Man sollte nicht zufrieden sein, zur Entdeckung der Lichtgeschwindigkeit (Olaf Römer) nur eine Figur des Juppiter, der Erde und der Sonne zu zeichnen, sondern eine Anzahl von Lagen. Damit ist nicht gesagt, dafs der Lehrer selbst alles vormachen müsse, im Gegenteil wird man gern den Schüler versuchen lassen, sobald sich die genügende Fähigkeit zeigt. Überhaupt ist dringend vor dem Fehler mancher Lehrer zu warnen, zu viel vorzutragen und zu wenig zu fragen. Gerade in der mathematischen Erdkunde soll auch während der Stunden allein gearbeitet werden, es soll sogar möglich werden, dafs der Lernende dann und wann richtig findet, auf welchem Wege oder wenigstens in welcher Richtung der Unterricht fortschreiten wird. Auch derjenige Mathematiklehrer erzielt keine bedeutenden Resultate, welcher vordemonstriert und vorbeweist; der Klassenunterricht mufs durchaus eine gemeinsame Arbeit sein, nicht eine Arbeit eines einzelnen oder weniger einzelner, der die anderen nur nachfolgen. Der Lernende findet bei unauffälliger Leitung durch den Lehrer die schönsten Früchte seines Verstandes und auch die erziehlichen Wirkungen selbst.

Was die bisher erreichten Resultate betrifft, so wird auf den höheren Schulen, auf denen obenein unser Fach nicht selbständig besteht, sondern nach Ermessen in die Physik und Mathematik eingeflochten wird (vgl. die neuesten Lehrpläne), bei vielen Schülern ein leidliches Resultat nur durch Privatnachhilfe erreicht. Ich weifs aus meiner Erfahrung, wie aufserordentlich schwer manchen, sogar noch in den letzten Monaten und im Abiturientenexamen, die räumliche Vorstellung der Figuren auf der Erd- oder Himmelskugel wird. Oft gelingt es nur durch Aufbauen der Figuren mit Hilfe von Drahtstücken (gebogenen und geraden), eine wirkliche Vorstellung zu erreichen und eine leidliche Zeichnung darnach anzufertigen. In der Klasse täuscht man sich bisweilen, namentlich dann, wenn man gewohnt ist nur bestimmte Gruppen von Aufgaben zu besprechen, welche sehr ähnliche Figuren zeigen. Von freudiger Bethätigung kann natürlich bei solchem Mangel an Anschauung gar keine Rede sein, vielmehr dienen derartige Aufgaben mehr der Qual als der Lust; man hilft sich darüber hinweg, weil man mufs. Anderseits habe ich bisweilen recht erfreuliche Resultate in solchen Klassen erzielt, die in eigentlicher Mathematik nicht ausgebildet sind. Freilich ist dann an die Stelle derselben ein sehr gründlicher Kursus im geometrischen Zeichnen (mehrere Semester lang) getreten. Es war alsdann möglich, innerhalb der Klasse ex tempore schriftlich zu verlangen die Antworten auf neue Fragen wie: 'Wann und wo sind sämtliche 7 Koordinaten der Sonne gleich Null? Wie lange etwa bedeckt der Mond bei einer totalen Sonnenfinsternis die Sonne oder Teile derselben (mit Gründen)? Am 23. September soll gerade eine totale Sonnenverdeckung stattgefunden haben. Wie lange mufs man nun mindestens warten, um bei einer nächtlichen Wanderung von 10 bis 12 Uhr noch Mondschein zu haben? Und wie lange, um auf einer nordsüdlichen Waldstrafse um Mitternacht volle Beleuchtung zu finden?'

Es wird zur Freude der Jugend bisweilen auch vom Lehrer eine Exkursion

à la Verne ins Reich der Phantasie gemacht. Das hat man nicht nötig, wenn der Unterricht in mathematischer Erdkunde gut gegeben wird. Derselbe bietet ganz von selbst viel Erhebendes. Es ist so und wird so bleiben, dafs der Mensch, vor allen die Jugend, durch den Himmel, die Grofsartigkeit der Sternenwelt, den Gedanken an andere, etwa bewohnte Planeten an Höheres gemahnt wird. Man zeigt in diesem Unterrichte, dafs schon ein blofses Zurechtfinden auf der Erde für den Menschen nicht möglich ist, wenn er nicht die Blicke zum Himmel richtet. Die Blicke der jungen Leute werden glänzend und die Aufmerksamkeit allgemein, sobald von diesen überirdischen Dingen die Rede ist — schlimm, wenn man das nicht findet; dann mufs etwas mit dem Unterrichte nicht in Ordnung sein. Es ist nicht nötig, die Phantasie mafslos gehen zu lassen. Nur durch langweilige, ermüdende Methode, nicht durch klares, vernünftiges Denken schadet man der Erhabenheit des Gegenstandes. Selbst wenn der jugendliche Geist merkt, dafs sich die Wunder der Unendlichkeit den geistigen Gesetzen fügen, braucht er nicht enttäuscht zu werden. Es ist erziehlich besser für ihn, das Grofsartige mit klarem Denken zu vereinen, als einerseits in beschränktem Gedankenkreise und anderseits in mafsloser und abergläubischer Phantasie zu leben. Eine solche Regelung des Geistes gehört durchaus mit zu den Zielen der Erziehung, und hierbei kann die Schule, vor allem der Unterricht in mathematischer Erdkunde, viel thun.

KLASSISCHE STUDIEN UND KLASSISCHER UNTERRICHT IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Von Ernst Sihler

I

Die hiermit den Lesern der Jahrbücher dargebotene Arbeit hat ihre Anregung durch Fr. Paulsens 'Geschichte des gelehrten Unterrichts' erhalten. Der zweite Teil dieses Werkes beschäftigt sich in überwiegendem Maſse, wie es mir scheint, mit der Vorherrschaft der klassischen Studien in der liberalen Bildung Deutschlands, wie sie von Friedrich August Wolf teils durch seine Gründung des philologischen Seminars in Halle, teils durch den Einfluſs, den er, fast gleichzeitig mit der Gründung der Berliner Universität, in Preuſsen gewann, gestaltet wurde. Wilhelm von Humboldts Stellung zu ihm ist bekannt.

Und seit Wilhelms II. Thronbesteigung, so scheint es uns in Amerika, haben in Deutschland die klassischen Studien und der klassische Unterricht eine Beschränkung erfahren, als ob sie die Mittagshöhe überschritten hätten. Es interessiert uns hier aufs lebhafteste zu wissen oder zu vermuten, wie sich die neueste Entwickelung dieser Dinge im gelobten Lande des klassischen Unterrichts gestalten werde.

Fast alles, wenn wir die hiesigen Dinge mit den deutschen vergleichen, befindet sich in einem scharfen Kontrast. Um nur eins zu betonen: von einer privilegierten Stellung der klassischen Bildung ist eigentlich in Amerika nie die Rede gewesen. Die klassischen Studien und der klassische Unterricht haben wenig oder keine Berechtigungsprivilegien für die gelehrten Berufe. Der Staatsdienst in den höheren und höchsten Stellungen ist eine Gabe der Volksgunst. Das Vermögen der politischen Debatte, die Gabe faſslicher und eindringender Darstellung politischer Probleme und Kontroversen, die Schärfe und Überlegenheit politischer Diskussion, die gewandte Feder des Journalisten, die Kunst Menschen zu bestimmen und zu leiten, dies und dergleichen bestimmt die Stufen, auf denen der Bürger zum alderman, zum Mitgliede der Staatsgesetzgebung, zum representative in Washington, zum governor seines Staates, zum Senator in Washington und zum Präsidenten der Nation aufsteigt. Gewisse Parallelen zwischen diesen Dingen und den antiken Verhältnissen ergeben sich von selbst. Auch hier wie in Rom giebt es einen gewissen cursus honorum. Die Herrschaft über die Rede, eine gewisse Virtuosität des gesprochenen Wortes ist für die politische Laufbahn des

Amerikaners ebenso unerläfslich und selbstverständlich wie in der ἐκκλησία zu Athen oder in der contio auf dem Forum, oder bei dem sententiam dicere in der Curia der ewigen Stadt. Hier und da würzt ein Redner seine Äufserung mit einer klassischen Anspielung, eher ist es wohl eine bekannte Anekdote aus dem Plutarch als ein direktes Citat: doch das ist selten, denn er fürchtet den Vorwurf der Affektation. Gleich selten findet sich dergleichen in der Tagespresse. Plutarchs Biographien in der Cloughschen Übersetzung und Josephus, im englischen Gewande, gehörten lange zum festen Bestande vieler amerikanischen Familienbüchereien. Doch weichen diese mehr und mehr den Eintagsfliegen der neuesten Romanlitteratur und der Unterhaltungslitteratur der Weeklies und Monthlies, in denen viel Geschmack und Gewandtheit vertreten ist, aber ein wahrer horror vor allem, was zum ernstlichen Denken oder Nachdenken anregt oder nötigt[1]). Auch hier begegnet man äufserst selten wirklichem Verständnis, wirklicher Kenntnis des Altertums. In dieser Beziehung ergiebt sich eine ausgeprägte Inferiorität im Vergleich mit der englischen Journalistik, in welcher treffende Parallelen mit klassischen Dingen, pointierte Citate aus den trefflichsten Klassikern nicht nur nicht selten, sondern geradezu typisch sind. Die klassische Bildung in England ist eben ungleich gründlicher und ausreichender als bei uns.

Für ein Werk wie Tyrrells sechsbändige Ausgabe von Ciceros Briefen würde sich in Amerika kein Verleger finden.

Auch die neuliche Dotation von zehn Millionen Dollars zur Förderung wissenschaftlicher Forschung, die Carnegie Institution, welche ihren Sitz in Washington haben soll, wird, wie es scheint, die klassische Philologie ausschliefsen: so wenigstens lautete die Ankündigung von Dr. Gilman vom 22. Februar dieses Jahres. 'Keines Medicäers Güte . . .' heifst es auch hier. Man sieht, die einleitenden Erwägungen, welche ich diesem Bericht voranstelle, sind fast durchweg negativer Art. Dazu kommt ein weiteres, eine Erscheinung, welche mit dem bisherigen Gang der Dinge und mit der bisherigen Entwickelung des Nationalcharakters aufs innigste zusammenhängt, und zwar in einer geradezu elementaren Art.

Die amerikanische Litteraturgeschichte ist in der Geschichtschreibung nicht eben arm zu nennen. Prescott, Washington Irving, Motley haben sich mit europäischer Geschichte beschäftigt; die ersteren freilich mit solchen Gebieten, die gewissermafsen zur Vorgeschichte unseres Landes gehören: Ferdinand und Isabella, Columbus, die spanischen Conquistadores. Der berühmte Historiograph der holländischen Erhebung gegen Spanien wählte sein Thema aus Sympathien und Antipathien, welche auf der Hand liegen. Parkman behandelte vor allem die kolonisierende Thätigkeit der Franzosen in den nördlicheren Gebieten unseres Kontinentes — mit dem schliefslichen Konflikt des Engländers und des Franzosen —, Geschichtspartien, denen das edle Idyll von Longfellow, Evan-

---

[1]) *Atlantic Monthly*, *Forum* und *North American Review* bilden eine gewisse Ausnahme.

geline, entnommen ist.[1]) Daran reiht sich die grofse Schar derer, die die eigentliche vaterländische Geschichte behandelt haben. Georg Bancroft aus Massachusetts, ein Schüler von Heeren und Ukert, der erste Amerikaner, der sich in Deutschland die philosophische Doktorwürde erwarb, widmete seine besten Kräfte der vaterländischen Geschichte, während er zugleich im Staatsdienst es bis zum Marineminister und zum Gesandten in Berlin gebracht hat. Doch ich könnte kaum die Namen nennen, die sich anschliefsen, wie Justin Winsor, wie Rhodes und andere mehr, von den Geschichtschreibern des Bürgerkrieges zu schweigen und von der Fülle der Memoirenlitteratur, von deren Verfassern viele mit Äneas sagen konnten

. . . quaeque ipse miserrima vidi
et quorum pars magna fui,

wie Grant, Sherman, Sheridan und der Staatsmann John Sherman . . . Fast vierzig Jahre sind verflossen, und die Narben sind doch endlich, deucht mich, zugeheilt. Aber die ersten Jahrzehnte hindurch hiefs es auch hier, wie Horaz zu Asinius Pollio sagte:

Nondum expiatis uncta cruoribus
Periculosae plenum opus aleae
Tractas et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

Mit einem Worte: die Intensität der eigenen politischen Geschicke, die Lösung gewaltiger politischer Probleme war nicht geeignet, der Rückkehr zur antiken Welt freundliche Bahnen zu ebnen. — Amerika besitzt weder Niebuhr noch Mommsen, weder Thirlwall noch Grote, noch Freeman, und das weite und zugleich eingehende Interesse an Litteratur und Kulturgeschichte, wie es die antike Historiographie mit sich bringt, hat hier bei uns nichts Grofses und nichts Gröfseres zu verzeichnen.[2]) Die Verleger fanden es auch lange viel billiger und bequemer, sich aus England zu versorgen. Hier ist durch die Ordnung der Nachdrucksverhältnisse eine Wendung zum Bessern eingetreten: trotzdem ist es bei uns bis jetzt kaum über Kompilationen hinausgekommen, von denen manche recht lebhaft an die etymologische Bedeutung des Wortes erinnern.

Ferner ist der Amerikaner seinem habitus nach so sehr der Gegenwart und ihrer Ausnutzung resp. der Zukunft zugewendet, dafs er wenig Lust hat zu erwägen, was er, auch er, eigentlich im Grunde der klassischen Vergangenheit verdankt. Ansiedelung, Gestaltung materieller Kultur, politische Organisation, Industrie — ziehen sie wirklich alle Talente in ihren Bereich? Gewifs nicht. Aber der Amerikaner ist wie sein Ahnherr in England im ganzen nicht ungeneigt, den Menschen nach seinem Besitze, nach seinen materiellen Leistungen zu taxieren, und eine Erscheinung wie Emerson ist doppelt bedeutend in

[1]) H. M. Bairds bedeutende Arbeiten zur Geschichte der Calvinisten in Frankreich dürfen hier nicht übergangen werden.

[2]) Zu den bedeutenden Ausnahmen gehören Gildersleeves 'Essays and Studies', auf die ich später zu sprechen kommen werde.

unserer Sphäre, wobei nicht zu leugnen ist, dafs Boston bis auf diesen Tag sich ausgezeichnet hat durch ein reges Interesse für ideelle Güter, welches viele andere Gebiete beschämt, in denen oft ein mehr bötischer oder auch phäakischer Sinn herrscht, und nicht blofs herrscht, sondern auch gleichgültig ist gegen die Dinge, welche man nicht essen, trinken, riechen, am Leibe tragen, kaufen oder verkaufen kann; Kultur und Komfort werden da oft einfach verwechselt, und das edle und vornehme Wort des Aristoteles, wie er es in seiner Politik entwickelt hat, wird in diesem Zusammenhange oft aufs peinlichste entwürdigt und erniedrigt: ich meine den terminus der *ἀριστοκρατία*, der Herrschaft der Besten. Im ganzen wird man viele Verwandtschaft finden mit gewissen Grundzügen des römischen Charakters. Man kann die bekannten Worte bei Horaz Sat. I 1, 62:

Nil satis est, inquit, quia tanti quantum habeas, sis,

nicht lesen, ohne an die nächste Umgebung zu denken; '*To be worth so and so much*' ist freilich eine aus England herübergekommene Redensart, und doch die im wirklichen Leben geläufigste Form der Wertschätzung.

Dem steht nun in hellem Glanze entgegen der herrliche und ausgeprägte Gemeinsinn, welchem auch der klassische Unterricht vieles, fast alles verdankt. Das Horazische

Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca

gilt bei uns entschieden nicht: es ist selbstverständlich, dafs der Überflufs gewaltiger Vermögensansammlungen wieder befruchtend zurückfliefst in das Gemeinwesen, aus dem er gesammelt, zur Förderung des Gemeinwohles, besonders auf dem Gebiete des höheren Unterrichts, der Bibliotheken, der Hospitäler, der Altersversorgung. Ich erlasse es mir, die Namen zu nennen, welche in der Geschichte der amerikanischen Stiftungen, besonders seit dem Bürgerkrieg, eine so glänzende Kette bis auf die allerneueste Gegenwart gebildet haben.

Doch um zu dem eigentlichen Gegenstande dieser einleitenden Erwägungen zurückzukehren: es sind noch einige weitere negative Faktoren zu nennen. Das Rechtsstudium hat hier in seiner Abhängigkeit vom englischen Common law nicht entfernt die praktische Beziehung zu den römischen Rechtsquellen wie in den romanischen Ländern. Es giebt in Amerika, wenn ich nicht sehr irre, wohl kein Dutzend Rechtsschulen, in denen Justinians Institutionen regelmäfsig getrieben werden, von den ausführlicheren Diskussionen, wie sie in den Digesten und im Codex vorliegen, ganz zu schweigen. Das Gneistsche Syntagma wird, soviel ich weifs, in Harvard gebraucht, in Yale hat man solche Kurse, auch in Columbia, und in bescheidenem Mafse in New-York University; hier und da sucht man, wohl nicht ohne ein richtiges Grundgefühl, Justinian oder Gaius geradezu in den höheren Kursen in dem lateinischen Unterricht der Colleges für Juvenal und Tacitus zu substituieren, eine Mafsregel des propädeutischen Unterrichts, die für den zukünftigen Juristen jedenfalls eine treffliche Vereinigung von Form mit dem stofflichen Inhalt bedeuten könnte. Ein be-

schränktes Gebiet giebt es freilich auch in Amerika, wo das römische Recht bis auf diesen Tag eine praktische Bedeutung besitzt. Es ist das in Louisiana, welches hierin, so wie in gar vielen anderen Dingen, seinen ursprünglichen Charakter als französische Kolonie bewahrt hat.

Aber, wird man sagen, die Theologie kann doch des Griechischen nicht entbehren. Erstens giebt es immer noch eine ganze Reihe von mehr praktischen Vorbildungsanstalten — Biblical Institutes heifst man sie zuweilen —, welche ihren Zöglingen die allgemeine menschliche Bildung erst vermitteln, und wenn es da zu einem Herausbuchstabieren des griechischen Textes des Neuen Testamentes gebracht wird, so ist das viel. Die eigentlichen theologischen Seminaries aber haben nicht entfernt mehr den stärkeren Zusammenhang mit dem klassischen Lehrerberuf, wie es in früheren Jahren wohl der Fall war. Der Sache nach haben sie keinen Zusammenhang irgend welcher Art mit dem Staate — der sie ebenso anerkennt wie andere der Erziehung und Bildung dienende Korporationen und demgemäfs ihnen Steuerfreiheit gewährt. Im ganzen wird man aber kein besonders starkes philologisches Interesse in diesen Seminaries antreffen. Es sind zu nennen z. B. Princeton, das General Theological Seminary der Episcopalkirche in New-York, das Union Theological Seminary ebendaselbst, das Drew Theological Seminary der Methodisten in New-Jersey, nicht weit von New-York, das Andover Th. S. der Kongregationalisten in Massachusetts, das Th. S. von Yale (desselben Kongregationalistenbekenntnisses) und das gröfste und auch im kirchlichen Sinne bedeutendste der Lutherischen Seminare, das Concordia Collegium zu St. Louis, 1839 gegründet. Princeton hatte noch vor wenig Jahren gegen 260 theologische Studenten, von denen behufs des Eintritts eine klassische Vorbildung verlangt wurde: die Zahl ist inzwischen auf 160 heruntergegangen. Drew hatte 176, mit weniger rigorosen Vorbedingungen zum Eintritt, das Union Th. S. in New-York hatte gegen 160 Studenten und verlangte eine klassische Bildung, das General Th. S. der Episcopalen ebenda hatte eine ähnliche Zahl von Studierenden mit ähnlicher Vorbedingung, Andover, fast hundert Jahre alt und im Besitz eines Vermögens von einer Million Dollars, hatte nur 40 eingeschrieben, Yale an Theologen nur 100 und das genannte theologische Seminar der Lutherischen Kirche in St. Louis gegen 180 theologische Studenten. Allein wenn man die Art der Ausbildung anschaut, so wird man bemerken, dafs das historische Verhältnis des Christentums zu der vorausgehenden Kulturgeschichte von Hellas und Rom nirgends eben besonders betont wird. Wenn man die renommiertesten Prediger, die die allerersten Pfründen geniefsen, hört, so empfindet man eine hohe Kunst des Vortrags: was die griechisch-römische Technik *ὑπόκρισις, actio* nannte, kommt da in aufserordentlicher Vollkommenheit zur Geltung; Ziel der praktischen Homiletik ist, möglichst freien und grofsen Anschlufs an das eben vorliegende Bewufstsein der Gemeinde mit Einschlufs aller möglichen zeitgenössischen Ereignisse zu gewinnen: es erstrebt der Kanzelredner neben dem *conciliare* das *movere* . . ., weniger das *docere*.

Jedoch gehen die, welche den gröfsten Zulauf haben, nicht gerade in die

Tiefe: wer sehr viele fesseln will, wird sich näher der Oberfläche halten; wer treffen, zünden, packen will, kommt in Gefahr sich Kräfte und Leistungen zu eigen zu machen, welche eher dem Schauspieler als dem Theologen angehören. — Die Philologen aber bilden jetzt in Amerika fast einen eigenen Stand, und, um dies gleich abzumachen, das leichte Hinüber und Herüber, wie es früher war, ist jetzt anders geworden. Doch ich komme zum Schlusse dieser einleitenden Erwägungen, welche ja zeigen sollen, wie unter den Kindern des Hauses die Altertumsstudien mehr das Aschenbrödel sind, wie sie in dem Kulturleben und in dem Zusammenhange der Berufsverhältnisse durchaus sich in keiner besonders günstigen Lage befinden, wie sie in der That auf sich selbst, auf ihren innern und ursprünglichen Wert gestellt sind. Sie eignen sich endlich kaum für die Zwecke des *agon*. Ich brauche dieses klassische Wort mit Bewufstsein. Nichts ist der akademischen Jugend unserer Colleges so teuer und wert als die öffentlichen Wettspiele. Ich mufs aber, um gerecht und nicht einseitig zu sein, an ein weiteres erinnern. Der Wetteifer bringt die Kräfte heraus: wer kann das leugnen oder geringschätzen? Auch ist es kein übles Vorspiel des wirklichen Lebens. Und dann berührt sich hier das akademische Wesen und Treiben in hohem Grade mit den Gewohnheiten der Griechen. Uns fehlt ein Simonides, um auf den Basen von olympischen Statuen[1]) die athletischen Leistungen der Zeitgenossen im kernigen und sinnigen Distichon zu verewigen; dafür tritt die Tagespresse ein. Doch was ich hier tadle, ist das Zuviel ihrer Aufzeichnungen. Man kann mit Leichtigkeit aus den New-Yorker Morgenzeitungen ersehen, wer in Yale, Harvard oder Princeton im 100 yards dash Vorzügliches leistet oder voraussichtlich leisten wird, wer im quarter mile run, im half mile, mile, hurdles, high hurdles, hammer throw, the shot put, the pole vault, the broad jump and the high jump bedeutend ist. Wer sich aber in den intellektuellen Operationen der eigentlichen Studien auszeichnet, oder welche Kurse gegeben werden, welche Professoren besonders eindringlich und fafslich lehren, davon dringt selten etwas in die Öffentlichkeit.

Im zweiten und dritten Teil dieser Mitteilungen gedenke ich zu handeln von der Entwickelung klassischen Wissens in den letzten siebzig Jahren, mit einer Schilderung der wichtigsten Vertreter — und dann zum Schlusse den Stufengang des klassischen Unterrichts in der Gegenwart (in den Vereinigten Staaten) zu besprechen.

---

[1]) Vgl. das bekannte Epigramm auf Phayllos, Schol. Aristoph. Ach. 1215.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preussen. Denkschrift der vom Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten eingesetzten Kommission. I. A. der Kommission verfasst und herausgegeben von Richard Böckh und Max Klatt. Mit 20 Tabellen. Halle, Waisenhaus 1901. Preis 2 M.

Die Standesbewegung in der akademisch gebildeten Lehrerschaft aller deutschen Staaten, die seit einer Reihe von Jahren das Interesse auch weiterer Kreise in Anspruch nimmt, erstreckt sich nach zwei Richtungen. Einmal wurden erstrebt auskömmlichere Gehalts- und Avancementsverhältnisse. In vielen — leider noch nicht in allen — deutschen Staaten sind diese durch Gehaltserhöhungen und vor allem durch die Beseitigung des veralteten Stellensystems erreicht worden. Dafs in einigen Staaten (z. B. in Sachsen) die Verhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer in dem erwähnten Sinne auch aufserhalb des Rahmens allgemeiner Gehaltsregulierungen geregelt worden sind, ist ein genügender Beweis für die Berechtigung dieser auch in einer aufserordentlich umfangreichen Litteratur begründeten Forderungen. Diese rein materiellen Angelegenheiten treten jetzt mehr zurück hinter der Erörterung anderer Fragen, die man als die eigentlichen Standesfragen bezeichnen könnte. Sie beziehen sich auf die Einrangierung des bisher arg zurückgestellt gewesenen höheren Lehrerstandes in die allgemeine Hierarchie der höheren Beamten. Man mag mit Fr. Paulsen [1]) die Wandlung, die der höhere Lehrerstand aus einem rein gelehrten zu einem Beamtenstande hat durchmachen müssen, bedauern, man wird aber seinen feinsinnigen Auseinandersetzungen beipflichten müssen, dafs, wie die Dinge einmal liegen, die Standesbewegung erst dann ihr Ende finden kann, wenn dem höheren Lehrerstand die seiner Bedeutung entsprechende Stellung im Staatswesen zu teil geworden ist. Heftigere Formen hat die Bewegung besonders in Preufsen angenommen, wo dem höheren Lehrerstand schon vor Jahren eine Richtschnur gegeben ist durch die von der Regierung selbst gegebene Zusage der Gleichstellung des höheren Lehrerstandes mit den Richtern erster Instanz. Waren in früheren Jahren die höheren Lehrer durch die 'Enge der Finanzgebarung' auf die Erfüllung der Zusage der Regierung für spätere Zeiten vertröstet werden, so hat der verstorbene Minister Miquel, durch dessen geniale Reformen die Finanzlage Preufsens aufserordentlich günstig geworden ist, aus seiner persönlichen Abneigung gegen die Gleichstellung der akademisch gebildeten Lehrer mit den Juristen erster Instanz zu wiederholten Malen kein Hehl gemacht und noch in der viel besprochenen Rede vom 9. März 1901 dem Lehrerstand sehr harte Worte zu hören gegeben. Von jeher haben die Gegner der Gleichstellung behauptet, dafs der Dienst der Lehrer viel leichter und angenehmer als der der Richter sei, und dafs jene viel eher Gelegenheit zu Nebenverdienst hätten als diese. Was den Nebenverdienst betrifft, so kann nach den zahlreichen darüber angestellten Untersuchungen niemand mehr ernstlich behaupten, der höhere Lehrerstand zöge aus seiner aufseramtlichen Thätigkeit gröfsere Einnahmen als andere akademisch gebildete Stände. Weit mehr Aufsehen bis in die weitesten Kreise erregten dagegen die Untersuchungen, die zuerst von Standesgenossen, vor allem von H. Schroeder, über die dienstlichen Verhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer angestellt wurden. Durch sie ist die landläufige Ansicht über die Leichtigkeit des Schuldienstes, die nahezu Axiom gewesen war und den Haupteinwand gegen die Gleichstellung mit den Juristen gebildet hatte, lebhaft erschüttert worden. Schroeder und seine Mitarbeiter (vor allem L. Knöpfel) stellten vielmehr fest, dafs die Lebenskräfte der höheren Lehrer sich viel schneller abnutzen als die der Juristen und vor allem viel schneller, als man bisher angenommen hatte. Wenn ferner die Zeit, die die höheren Lehrer durchschnitt-

[1]) Preufs. Jahrb. Dezember 1901 S. 476 f.

lich im Amte bleiben, in den letzten Jahrzehnten immer geringer geworden ist, so folgt daraus eine bedenkliche Zunahme des Kräfteverbrauchs. Die Folgerungen, die Schroeder zog, gehören nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Bei der grofsen Erregung aber, die seine Untersuchungen hervorgerufen hatten, und die wirklich nicht blofs von einigen Agitatoren ins Werk gesetzt war, sah sich nun auch die kgl. preufsische Regierung veranlafst, sich mit der Frage des Kräfteverbrauchs bei den höheren Lehrern zu beschäftigen. Denn wenn die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse des höheren Lehrerstandes wirklich so wenig befriedigend sind, wie sie in den verschiedensten Schriften geschildert waren, so hat in der That eine fürsorgende Regierung die Verpflichtung, nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen. Das erste mufste sein, die Richtigkeit der Schroederschen Untersuchungen, die auf einem zwar sehr reichhaltigen und sehr sorgfältig bearbeiteten, aber doch nicht amtlichen Materiale beruhen, zu prüfen. Welche Bedeutung die Regierung der Sache beimafs, geht daraus hervor, dafs eine im Februar 1900 dem Abgeordnetenhause überreichte amtliche Denkschrift von ihr selbst nicht für genügend befunden worden ist, denn alsbald nach ihrem Erscheinen wurde im Juni 1900 eine neue fünfgliedrige Kommission zur Untersuchung der Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preufsen berufen. Ihr gehörten an als Vorsitzender Geh. Regierungsrat Freiherr von Fircks, ferner Professor Dr. R. van der Borght (später vortragender Rat im Reichsamt des Innern), Dr. E. Huckert, Professor am Realgymnasium in Neifse, Dr. M. Klatt, Professor am Lessinggymnasium zu Berlin. Nach dem Tode des Freiherrn von Fircks (im August 1900) wurde Professor Dr. R. Böckh-Berlin zum Vorsitzenden der Kommission bestellt. Bemerkenswert ist, dafs der Kommission auch zwei Schulmänner (beide Nichtmathematiker) angehörten, von denen der eine (Prof. Huckert) schon vielfach statistische Untersuchungen über Standesfragen veröffentlicht hat. Die Arbeiten der Kommission waren nach zahlreichen Sitzungen Ende Februar 1901 beendet, die Professoren Böckh und Klatt wurden mit der Abfassung des Berichtes beauftragt und überreichten diesen in Form einer Denkschrift am 28. Februar dem Kultusministerium. Dieses verfügte alsbald die Veröffentlichung des Berichtes, und die eben genannten beiden Herren übernahmen die Herausgabe. Trotz aller Beschleunigung war es nicht mehr möglich, den Druck noch vor den Verhandlungen über den Kultusetat, die im März stattfanden, zu erledigen. Wenn Mifstrauische hierbei eine gewisse Absicht witterten, so zeigt die jetzt vorliegende Denkschrift, dafs hierzu kein Anlafs war, die Kommission wenigstens keine Schuld an dem verspäteten Erscheinen trägt. Im Gegenteil, man mufs staunen, dafs das riesengrofse, in seiner Fülle verblüffende Material in so kurzer Zeit bewältigt worden ist. Freilich hat darunter die Form der Darstellung gelitten. Die Schrift liest sich für den Nichtstatistiker sehr schwer, und in manchen Teilen wird auch der Fachmann etwas mehr Übersichtlichkeit wünschen. Da die Verfasser aber in der Vorrede unumwunden zugeben, 'dafs die äufsere Form des Berichtes nicht allen Anforderungen entspricht, welche an eine rein wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes gestellt werden können', so müssen wir uns hierbei bescheiden. Fraglich bleibt es uns allerdings, ob es nicht trotzdem möglich gewesen wäre, die Hauptresultate im zweiten Teile etwas mehr hervorzuheben, z. B. durch fetteren Druck. Wir wenden uns nun zur Schrift selbst.

Im ersten Teile S. 1—12 wird über das Quellenmaterial gehandelt. Für den der statistischen Wissenschaft Fernerstehenden wird dieser Abschnitt das gröfsere Interesse bieten, und man mufs es den Verfassern Dank wissen, dafs sie uns so eingehend und hier auch so anschaulich in ihre Arbeitsweise eingeführt haben. Ihre erste Aufgabe sahen die Verfasser in absoluter Vollständigkeit des Materials und haben es, um diese zu erreichen, an keiner Mühe fehlen lassen. Freilich standen den Verfassern auch alle amtlichen Hilfsmittel zur Verfügung. Diese allein scheinen aber doch nicht genügt zu haben; vielfach waren die Verfasser auf sonstige Auskünfte angewiesen, die ihnen allenthalben, wie sie dankend anerkennen, zu teil geworden sind, insbesondere auch von den Vertrauensmännern der Provinzialvereine. Wenn somit Vollständigkeit des Materials erreicht worden ist, so bedeutet die Denkschrift in der That einen Fortschritt gegen alle bisherigen statistischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Standesfragen, deren Verfasser entweder ohne jede amtliche Unterstützung arbeiten mufsten oder (wie der Verf. der vorjährigen Denkschrift) das ihnen zur Verfügung stehende amtliche Material zu vervollständigen verabsäumten (S. 3 oben). Absolute Vollständigkeit aber läfst sich nur bei Be-

schränkung auf einen bestimmten Zeitraum erreichen. Die Verfasser entschieden sich für die Zeit vom 1. Jan. 1884 bis 31. Dez. 1898, weil für diesen Zeitraum die Verhältnisse der höheren Lehrer schon einmal amtlich untersucht waren, und weil die Kürze der den Verfassern zur Ausarbeitung zur Verfügung stehenden Zeit ein weiteres Zurückgreifen verbot. Für jedes einzelne der 15 Jahre war nun Alter und Zahl der am 1. Januar im Amte stehenden und der in Pension lebenden Direktoren und Oberlehrer festzustellen. Diese beiden Listen waren zu vervollständigen durch die im Laufe des Jahres erfolgten Abgänge (bei den im Amt Stehenden durch Pensionierung, Tod und aus anderen Gründen, bei den Pensionierten durch den Tod) und Zugänge (bei der ersten Gruppe durch Neuanstellungen, bei der zweiten durch die Pensionierung). Das für diese Daten nötige Material war für die drei Gruppen der am 31. Dez. 1898 im Amte Stehenden, der in der Zeit von 1884—1898 Ausgeschiedenen und der schon vor 1884 Ausgeschiedenen und vor 1899 im Ruhestand Gestorbenen nahezu vollständig vorhanden durch die der Denkschrift von 1900 vorausgegangenen amtlichen Erhebungen; nur für die im Laufe des Jahres 1898 Ausgeschiedenen bedurften die Personalien für die Daten der Geburt und der festen Anstellung zum Teil einer Ergänzung, die durch die Programme, durch die statistischen Jahrbücher von Mushacke und Kunze und durch die Vertrauensmänner der Provinzialvereine unschwer zu erlangen war. Besonders schwierig aber war die Beschaffung des Materials für die vor 1884 Ausgeschiedenen, die am 31. Dezember 1898 noch am Leben waren. Über deren Verhältnisse war überhaupt noch nichts bekannt. Auf Veranlassung der Kommission wurde über alle vor 1884 pensionierten, aber am 1. Januar 1884 noch lebenden Direktoren und Oberlehrer eine neue amtliche Erhebung veranlafst, durch die 'nicht nur ein reiches, zuverlässiges Material bezüglich der am 31. Dezember 1898 noch lebenden Pensionierten zusammengebracht, sondern auch für die Personalien der vor 1884 Pensionierten, welche in der Zeit von 1884 bis 1898 gestorben waren, eine grofse Zahl von Ergänzungen der früheren Berichte herbeigeführt wurde' (S. 6). Wo auch diese Erhebungen noch nicht ganz vollständig waren, besonders bei den vor 1876 Pensionierten, bedurfte es einer umfangreichen und mühsamen Korrespondenz mit Behörden und Privatleuten. So mufste wegen eines Pensionierten an acht verschiedene Pensionskassen geschrieben werden, und zur Feststellung der einzelnen Daten waren nahe an 1000 Briefe und Karten abzuschicken (S. 6 Anm. 3).

Ist das auf diese Weise gewonnene Material wirklich vollständig? Die Verfasser behaupten es und kommen von S. 8 an einigen Bedenken selbst zuvor, die dagegen erhoben werden könnten. Unwesentlich, weil für die Ergebnisse ohne merklichen Einflufs, ist die Weglassung der Lehrkräfte von fünf in der Zeit von 1884 bis 1898 aufgelösten höheren Schulen. Sie waren sämtlich von geringem Umfange, daher auch die Zahl der in Betracht kommenden Personen nur gering. Zwar den sachlichen Grund, den die Verfasser für die Nichtberücksichtigung anführen, dafs nämlich amtliche Berichte nur zum Teil vorgelegen hätten, wird man kaum gelten lassen. Bei der Emsigkeit und Umsicht, die die Verfasser sonst bei Erlangung der Personalien bewiesen haben, wäre es ihnen wohl zweifellos möglich gewesen, auch ohne amtliche Unterlagen die nötigen Daten zu beschaffen. Formelle Schwierigkeiten gaben den Ausschlag: die Herren mufsten bei der Auflösung zum Teil mit vollem Gehalt zur Disposition gestellt werden und behielten diesen Gehalt bis in ein Alter, in dem sie unter normalen Verhältnissen längst pensioniert gewesen wären (S. 8 Anm. 2).

Wichtiger war, um einem zweiten Einwand gegen die Vollständigkeit des Materials zu begegnen, eine genaue Umgrenzung des Begriffes 'Oberlehrer bezw. Direktor' im Sinne der Denkschrift. Nach S. 2 Anm. 3 kommen für die Untersuchung in Frage nur die Oberlehrer bezw. Direktoren, die an den vom Unterrichtsministerium als preufsische höhere Schulen anerkannten Gymnasien, Oberrealschulen, Progymnasien, Realprogymnasien und Realschulen angestellt sind; S. 8 werden mit gutem Grunde aus dieser Zahl die wissenschaftlichen Lehrer mit nur seminaristischer Vorbildung ausgeschlossen. Bei der scharfen Scheidung, die in Preufsen zwischen seminaristischer und akademischer Vorbildung besteht, konnte ein Zweifel nicht obwalten. In Sachsen z. B., das neben der reinakademischen und reinseminaristischen auch eine halbakademische, die sogen. pädagogische Vorbildung kennt, wäre diese Trennung viel schwerer durchzuführen. In der Reihe der Anstalten würde der Sachse die Seminare vermissen, die nach dem sächsischen Gesetze höhere Lehranstalten sind. Aber auch im übrigen würde man hier von

den Verfassern gern ein Wort der Begründung darüber gehört haben, warum die Oberlehrer mit voller akademischer Bildung an anderen höheren Lehranstalten (z. B. öffentlichen höheren Mädchenschulen) ausgeschlossen worden sind. Die Beschränkung auf die 'vom Kultusministerium anerkannten' höheren Schulen ist doch eine reine äufserliche, nicht in der Sache selbst begründete. Wir vermuten, dafs es nur praktische Gründe sind, die zur Beschränkung auf die anerkannten höheren Schulen genötigt haben.

Eine dritte Lücke des Materials wird man vielleicht darin erblicken, dafs die 'aus anderen Gründen' Ausgeschiedenen nur während der Zeit ihrer Aktivität im preufsischen höheren Schuldienst berücksichtigt worden sind. Es mag dies aus denselben Gründen geschehen sein, aus denen diejenigen beiseite zu lassen waren, die, obwohl im Besitze eines vollgiltigen Zeugnisses, ihre Dienstzeit von Anfang an an einer der vom Kultusministerium nicht anerkannten höheren Lehranstalten verbracht haben. Aufserdem wenden sich die aus anderen Gründen Ausscheidenden nur zum geringeren Teile anderen Zweigen des höheren Schuldienstes zu, die meisten verlassen ihn gänzlich. Diese letzteren scheiden demnach mit gutem Grunde aus der Beobachtung aus. Einen Ausgleich für die Ausgeschiedenen könnten die bilden, die erst später in den preufsischen höheren Schuldienst berufen worden sind und einen Teil ihrer Arbeitskraft aufserhalb desselben bereits aufgebraucht haben. Wäre nur die Zahl beider Kategorien annähernd die gleiche! Das ist nur bei den Direktoren der Fall (30 und 32), für die Oberlehrer ist die Differenz zu grofs (426 'Ausgeschiedene' gegen 108 'Berufene'), als dafs nicht, wie die Verfasser selbst zugeben, eine gewisse, wenn auch nur geringe Beeinflussung der Resultate der Berechnung hätte eintreten können. Eine andere Lösung der schwierigen Frage, als es von den Verfassern geschehen ist, wüfsten auch wir allerdings nicht anzugeben. Prinzipiell nicht ganz einverstanden können wir uns damit erklären, dafs die Provinzialschulräte vom Datum ihrer Ernennung an zu den Ausgeschiedenen gezählt worden sind. Denn deren Stellen gehören doch zu denen, die zu erreichen den Oberlehrern im regelmäfsigen Gange ihrer Carriere möglich ist. Praktisch freilich ist die Frage bei der geringen Zahl der in Betracht kommenden Persönlichkeiten nahezu bedeutungslos; im Laufe der 15 Jahre sind nur 32 Direktoren ausgeschieden, und es ist noch nicht einmal gesagt, dafs diese alle zu Provinzialschulräten ernannt worden sind. (Oberlehrer werden wohl nur ganz ausnahmsweise, ohne vorher Direktoren gewesen zu sein, zu Provinzialschulräten befördert.) Wegen dieser paar Herren noch neue Tabellen aufzustellen — die Provinzialschulräte hätten doch von den Direktoren und Oberlehrern wieder getrennt werden müssen —, mochte sich schon der Übersichtlichkeit wegen nicht empfehlen, und so liefs man sie lieber ganz beiseite.

Endlich hatten die Verfasser sich darüber auszusprechen, warum sie die Sterblichkeitsverhältnisse vor der definitiven Anstellung zu untersuchen unterlassen haben. Der Hauptgrund lag wieder in dem Mangel an amtlichen Angaben über die als Hilfslehrer Gestorbenen und aus dem preufsischen Schuldienste Ausgeschiedenen. Die Zahl der Gestorbenen ist sehr gering (von 1244 Hilfslehrern sind im Schuljahre 1899/1900 nur 4 gestorben), die der Ausgeschiedenen im Vergleich zu der der ausgeschiedenen Direktoren und Oberlehrer unverhältnismäfsig grofs (84 von 1244 gegen 50 von ca. 6000 Direktoren und Oberlehrern). Die ausgeschiedenen Hilfslehrer über den Termin ihres Ausscheidens hinaus zu berücksichtigen, würde sich aus denselben Gründen verbieten wie bei den ausgeschiedenen Direktoren und Oberlehrern, ihre grofse Zahl würde die Ergebnisse der Rechnungen in noch höherem Mafse beeinflussen, als dies schon bei den ausgeschiedenen Direktoren und Oberlehrern der Fall war. Wegen dieser sachlichen Schwierigkeiten unterliefs es die Kommission, Erhebungen über die Hilfslehrer zu beantragen.

Bei dem Fehlen vollständiger amtlicher Berichte über die Verhältnisse der Hilfslehrer war es weiterhin unmöglich festzustellen, mit welchem Lebensjahre die pensionsfähige Dienstzeit bei den Direktoren und Oberlehrern beginnt, was an und für sich bei Berechnung der Invaliditätsverhältnisse sehr wünschenswert gewesen wäre. Nach den jetzigen Bestimmungen wird für die Pension aufser der Zeit der festen Anstellung das Probejahr, das Seminarjahr (nicht auch unter gewissen Bedingungen das Militärjahr?), sowie derjenige Teil der Hilfslehrerzeit angerechnet, in dem der Hilfslehrer mindestens 12 Stunden wöchentlich im Schuldienste thätig gewesen ist. Die Hauptschwierigkeit bot diese zuletzt angeführte Bestimmung, da hierüber in den Personalakten keine Notizen enthalten waren. Für die früheren Zeiten vollends herrschten besonders an den kommunalen

Anstalten so grundverschiedene Anschauungen, daſs es unmöglich war, dies in einer 'bestimmten Formel zum Ausdruck zu bringen'.

Hiermit schlieſsen die Erörterungen über den Umfang und die Begrenzung des Materials, und man wird den Verfassern beipflichten, wenn sie S. 12 behaupten, 'daſs durch die besprochenen Punkte die Vollständigkeit des Materials nicht erheblich berührt wird, daſs vielmehr die Angaben über die Personalien für die nachfolgenden Berechnungen völlig ausreichend und durchaus zuverlässig sind'.

Im zweiten Teile der Schrift, betitelt 'Auszählung und Berechnung', wird von S. 16 bis 20 das System und die Methode der Auszählung beschrieben. Für jede der ca. 9000 in Betracht kommenen Persönlichkeiten wurde ein Zählzettel angelegt mit den für die Statistik nötigen Angaben in 8 Rubriken: Anstalt, Name, Geburtstag, Anstellungstermin, Ausscheidetermin, Tod in Pension, Vorübergehendes Ausscheiden, Dienststellung. Diese Zettel wurden nach Geburtsjahren geordnet und hierauf die 15 Alterslisten und die 15 Listen der Pensionierten für die einzelnen Jahre 1884 bis 1898 in der auf S. 14 f. geschilderten Weise aufgestellt. Die Alterslisten enthielten 5 bezw. 8 Spalten: 1. Bestand am Anfang des Jahres. 2. Zugang a) durch erstmalige Ernennung, b) durch sonstige Berufung. 3. Ernennung zum Direktor. 4. Ausscheiden a) durch Pensionierung, b) aus anderen Gründen, c) durch Tod. 5. Bestand am Jahresschluſs. — Die Listen der Pensionierten wiesen 4 Spalten auf: 1. Bestand am Anfang des Jahres. 2. Zugang. 3. Abgang durch Tod. 4. Bestand am Jahresschluſs. Die letzten Spalten (5 bezw. 4) in beiden Listen sind identisch mit den ersten Spalten des nächsten Jahres.

Die in den Hauptzahlen enthaltene Zahl der Direktoren wurde in allen Fällen durch übergeschriebene rote Ziffern kenntlich gemacht. Denn schon für eine groſse Anzahl der mit den Zahlen der Listen vorzunehmenden wissenschaftlichen Rechnungen ist es notwendig, Direktoren und Oberlehrer getrennt zu behandeln. Besonders gilt dies für die Sterblichkeitsverhältnisse: 'Die Sterblichkeit der Direktoren beginnt erst mit dem Alter der Ernennung, sterben sie vorher, so sterben sie als Oberlehrer' (S. 29). Noch wichtiger aber ist die Scheidung, wenn die zu gewinnenden Rechnungsergebnisse später praktische Verwendung finden sollen durch Vergleiche mit anderen Ständen, besonders den Richtern. Nur die Oberlehrer können mit den Richtern erster Instanz in Parallele gestellt werden, die Direktoren und Provinzialschulräte repräsentieren die höhere Schulcarriere. Ob und wie weit diese mit der höheren richterlichen Laufbahn in Beziehung gesetzt werden können, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört.

Die 15 Alterslisten und ebenso die Pensioniertenlisten waren nach Geburtsjahrklassen angeordnet, so daſs die Geburtsjahre links untereinander gesetzt und mit dem jüngsten Jahre angefangen wurde. Es stellte sich nun als notwendig heraus, bei allen Spalten, die eine Bewegung innerhalb des Jahres (also Abgang und Zugang) angaben, auch die beiden Altersjahre, über die sich die innerhalb einer Geburtsjahrklasse vorkommenden Ereignisse erstrecken, zu unterscheiden. Z. B. von den im Jahre 1860 geborenen und 1884 Ostern angestellten Oberlehrern gehörten die im Januar geborenen zur 25., die im Juli geborenen zur 24. Altersklasse. Bei den Spalten, die einen Bestand an einem bestimmten Termin (1. Jan. und 31. Dez.) angeben, sind Altersjahr und Geburtsjahr identisch, eine Scheidung beider also unnötig.

Aus diesen Alterslisten und den Listen der Pensionierten sind nun die 17 Tabellen abgeleitet, die das Material zu den weiteren Berechnungen bieten. Die Anordnung erfolgte aber hier nicht nach Geburtsjahrklassen, sondern nach Altersklassen, weil dies 'der Form der daraus zu entwickelnden statistischen Tabellen besser entspricht', indem mit der jüngsten Altersklasse begonnen und die folgenden Altersklassen links darunter geschrieben wurden. Bei den Tabellen der Bewegung (II und III) wurden nun, umgekehrt wie bei den Alterslisten, die beiden Geburtsjahrklassen durch a) und b) geschieden. Alle 17 Tabellen sind als III. Teil der Denkschrift ('Beilagen') abgedruckt, sie sind in folgender Weise angeordnet:

A) [1]) Tabellen des Bestandes am Ende der Jahre 1883 bis 1898, und zwar 1. Oberlehrer im Amte, 2. Oberlehrer in Pension, 3. Direktoren im Amte, 4. Direktoren in Pension, 5. Bestand überhaupt (an Direktoren und Oberlehrern).

B) Tabellen des Zugangs und Abgangs im Laufe der einzelnen 15 Kalenderjahre,

---

[1]) In der Aufzählung S. 17 f. sind die drei Hauptgruppen mit I. II. III. unterschieden, bei den Tabellen selbst mit A. B. C. Gleichmäſsige Bezeichnung wäre hier erwünscht gewesen.

und zwar 1. 2. 3. Zugang durch Ernennung zum Oberlehrer, durch sonstige Berufung als Oberlehrer, durch sonstige Berufung als Direktor, 4. 5. 6. Abgang und Zugang durch Ernennung von Oberlehrern zu Direktoren, durch Pensionierung von Oberlehrern, durch Pensionierung von Direktoren, 7. 8. Abgang und Zugang aus sonstiger Veranlassung von Oberlehrern, von Direktoren.

C) Sterbetabellen und zwar 1 2. 'Oberlehrer im Amte und in Pension', 3. 4. Direktoren im Amte und in Pension.

Auf S. 18 wird eine übersichtliche Zusammenstellung der Summenzahlen der einzelnen Tabellen[1]) gegeben, und diese Zahlen werden S. 18—20 nach einigen Gesichtspunkten, besonders in Bezug auf Abgang und Zugang erläutert. Weiter aber bieten diese Tabellen das Material zu den mannigfaltigsten Untersuchungen, auch solchen, die sich nicht auf Invalidität und Sterblichkeit beziehen. Wir müssen es uns hier natürlich versagen, den interessanten Stoff auszubeuten, nur auf einen Punkt möchten wir hinweisen. Wenn im Anfang 4318 Oberlehrer vorhanden waren, zu denen 3468 durch Ernennung, 108 durch sonstige Berufung kamen, die Gesamtzahl also 7894 betrug, und wenn von diesen nur 344 zu Direktoren ernannt wurden (noch nicht $4\frac{1}{2}\%$), wenn ferner im ganzen 824 Direktoren im Amte waren und von diesen nur 32 'aus anderen Gründen' abgehen, welcher Abgang (s. o.) durchaus nicht immer das Avancement zum Provinzialschulrat bedeutet, so ist dies eine sprechende Illustration zu den überaus geringen Avancementsaussichten des Oberlehrerstandes. Eine weitere Illustration hierfür ist die verhältnismäfsig grofse Anzahl von 426 Oberlehrern, die den höheren Schuldienst 'aus anderen Gründen' verlassen; bei den meisten wird dazu die Veranlassung die gewesen sein, in eine pekuniär und in Bezug auf das Avancement günstigere Carriere hineinzukommen. Die Zahl dieser Fahnenflüchtigen wird bei weitem nicht ausgeglichen durch die 108 'durch sonstige Berufung' ernannten Oberlehrer. Anderseits ist vor zu weit gehenden Schlüssen zu warnen, besonders durch das Vergleichen der Zahlen nur zweier Jahre miteinander. Der Kommission erschien es deshalb 'am zweckmäfsigsten, die Zahlen in drei besonderen fünfjährigen Perioden zu behandeln', aus welchen dann zur 'Charakteristik des Ganzen der Durchschnitt genommen wurde'. Denn die 'Nebeneinanderstellung der einzelnen Jahre zeigt vermöge der Kleinheit der auf die einzelnen Altersrubriken verteilten Zahlen so erhebliche Schwankungen von Jahr zu Jahr, dafs es sich empfahl, von der gesonderten rechnerischen Behandlung der einzelnen Kalenderjahre abzusehen' (S. 20). Es wurden daher je fünf Jahrgänge zusammengerechnet und dadurch erreicht, dafs man nicht nur für die Gesamtheit, sondern auch für die drei einzelnen Perioden eine Anschauung über die eingetretenen Änderungen erhielt.

[1]) In der Spalte 'Ernennung zum Direktor' mufs die erste Zahl 30 statt 33 heifsen. Zwei weitere Druckfehler seien hier verbessert: S. 24 Z. 9 v. o. ist 654 (statt 653) und Z. 34 Z. 19 v. o. 33,09 (statt 33,00) zu lesen.

Von S. 20 an wird die Bearbeitung des Materials geschildert. Sie geschah nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Statistik und der versicherungstechnischen Rechnungen. Ein tieferes Eindringen in die verschlungenen Pfade dieser Rechnungsarten dürfte bei den meisten Lesern der 'Neuen Jahrbücher' schwerlich gröfseres Interesse erwecken, auch ist Ref. selbst auf diesem Gebiete zu wenig Fachmann, um sich ein Urteil darüber, ob die von den Verf. eingeschlagene Methode allenthalben die richtige ist, erlauben zu dürfen. Wir beschränken uns daher im folgenden darauf, einzelne Punkte, die uns von besonderer Wichtigkeit zu sein scheinen, herauszuheben und vor allem die gewonnenen Resultate mitzuteilen.

Die Kommission hat die ihr gestellte Aufgabe am besten durch Aufstellen von Sterblichkeitstafeln zu lösen geglaubt. Die Sterblichkeitstafel aber ist die bekannteste Form der Abgangsordnung. Durch andere Verknüpfung und Umkehr der gegebenen Verhältnisse kann man aus der Abgangsordnung eine Zugangsordnung entwickeln (S. 21). Ferner wird 'die Lebensdauer oder Lebenserwartung gefunden, indem man die Zahl aller von einem bestimmten Alter ab nach der Sterblichkeitstafel zu durchlebenden Jahre durch die Überlebenden des betr. Jahres dividiert. Der Sterblichkeitskoeffizient wird für jede beliebige Altersperiode gewonnen, indem die Zahl der in der betr. Periode Gestorbenen durch die in der gleichen Periode Lebenden der einzelnen Altersjahre dividiert wird' (S. 22). Die drei Sterblichkeitstafeln und die Eintrittsordnungen der Direktoren und Oberlehrer (von der 24. bis zur 85. Altersklasse) für die drei fünfjährigen Perioden (1884—1888, 1889—1893, 1894—1898) sind

nach S. 20 abgedruckt, ihre Berechnung ist zum gröfseren Teile von Dr. J. Rahts ausgeführt worden. Das durchschnittliche Ernennungsalter zum Oberlehrer ergiebt sich danach für die drei Perioden auf

29,71; 31,04; 33,02 (durchschn. 31,26) Jahre,

das durchschnittliche Lebensalter der Oberlehrer und Direktoren auf

65,80; 65,22; 67,20 (durchschn. 66,07) Jahre,

somit die durchschnittliche Lebensdauer von der Anstellung an als aktiver oder pensionierter Schulmann auf

36,09; 34,18; 34,18 (durchschn. 34,82) Jahre.

Diese Zahlen bringen die wissenschaftliche Bestätigung der schon bekannten Thatsache, dafs der Anstellungstermin in den letzten beobachteten Zeiten sich immer weiter hinausgeschoben hat.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, dafs die Verhältnisse der Direktoren und Oberlehrer getrennt behandelt werden müssen, wenn die Ergebnisse praktische Verwendung finden sollen. Auch theoretisch-wissenschaftliche Erwägungen führen zu derselben Forderung: die durchschnittliche Lebensdauer der Direktoren mufs notwendig eine höhere sein als die der Oberlehrer, weil ja die Sterblichkeit der Direktoren erst mit dem Alter der Ernennung beginnt. In noch höherem Mafse gilt dies von dem Verhältnisse der Aktiven und Pensionierten; die Pensionierung fällt in den weitaus meisten Fällen in ein noch höheres Lebensalter als die Ernennung zum Direktor.

Es sind demnach die vier Gruppen der aktiven Oberlehrer, aktiven Direktoren, der pensionierten Oberlehrer und der pensionierten Direktoren zu unterscheiden. Die durchschnittliche (für die drei fünfjährigen Perioden zusammengefafste) Lebensdauer für diese vier Gruppen betrug: 54,01; 59,34; 73,11; 74,58 Jahre. Von 1000 Gestorbenen ferner waren 293,42 als aktive Oberlehrer, 62,66 als aktive Direktoren, 507,60 als pensionierte Oberlehrer und 117,87 als pensionierte Direktoren gestorben, die vor der Anstellung Gestorbenen waren rechnerisch mit 18,56 Pro Mille anzusetzen (S. 30).

Aus den Sterblichkeitstafeln lassen sich die anderen Veränderungen — Ernennung zum Direktor, Eintritt der Pensionierung — nicht mit genügender Sicherheit ableiten. Es wurde daher zunächst eine Aktivitätstafel für die Direktoren und Oberlehrer (abgedruckt nach S. 32) aufgestellt. Dies ist auch eine Abgangsordnung wie die Sterblichkeitstafel, nur dafs neben dem Tod auch die Pensionierung als Abgangsursache auftritt, die in Pension Gestorbenen aber aus der Beobachtung ausscheiden.

Aus der Aktivitätstafel ergiebt sich ein erreichtes Aktivitätsalter für die drei Perioden von

59,62; 60,35; 60,49 (durchschn. 60,12) Jahren;

zieht man hiervon die Zeit vor der Ernennung zum Oberlehrer ab [1]), so verbleibt eine Aktivitätsdauer von

29,85; 29,30; 27,40 (durchschn. 28,85) Jahren.

Hierbei ist auffallend, dafs die Aktivitätsdauer im Laufe der 15 Jahre immer geringer geworden ist, während die Lebensdauer (s. o.) zugenommen hat.

Unterscheidet man beim erreichten Aktivitätsalter die Ursachen des Austritts — Tod und Pensionierung —, so gliedert es sich in das durchnittliche Lebensalter der im Amte Gestorbenen mit

52,89; 55,74, 55,73 (durchschn. 54,79) Jahren

und in das Pensionierungsalter mit

63,01; 63,24; 63,01 (durchschn. 63,09) Jahren.

Um endlich den Gegensatz, der zwischen den Altersverhältnissen der aktiven Oberlehrer und Direktoren besteht, zum Ausdruck zu bringen, wurde noch eine spezielle Aktivitätstafel für die Oberlehrer aufgestellt (abgedruckt nach S. 34). Auf dieser tritt als Ausscheideursache neben Tod und Pensionierung auch die Ernennung zum Direktor auf. Es ergab sich für die Oberlehrer allein ein Aktivitätsalter von

57,00; 57,70; 57,82 Jahren,

bei Abrechnung des durchschnittlichen Eintrittsalters in das Oberlehreramt eine Aktivitätsdauer von

27,34; 26,65; 24,81 (durchschn. 26,26) Jahren.

Hiervon ist aber noch die Zeit der Aktivität eines Teiles der Direktoren im Oberlehreramte abzuziehen; dadurch stellt sich die Aktivitätsdauer auf

24,81; 24,03; 22,16 (durchschn. **23,66**) Jahre.[2])

Durch andere Verknüpfung der Zahlen ergiebt sich das durchnittliche Alter der

[1]) Die S. 32 gegebenen Zahlen weichen, wie auch in anderen Fällen, von den auf S. 24 mitgeteilten etwas ab, da (worauf aber die Verf. erst S. 35 hinweisen) die Altersmomente, die für die Gesamtheit der Beobachteten ermittelt sind, nicht zugleich für die einzelnen Teile gelten.

[2]) Diese wichtige Zahl ist auffallenderweise in der Schrift nicht abgedruckt, sondern erst durch Subtraktion zu berechnen.

Oberlehrer, die als solche pensioniert worden sind, mit 62,22 Jahren. Die Ernennung von Oberlehrern zum Direktor erfolgte im durchschnittlichen Alter von rund 44 Jahren (S. 34 u.). Dieser auffallend frühzeitige Termin erklärt sich dadurch, dafs kleinere Städte namentlich für Nichtvollanstalten Oberlehrer in jüngerem Lebensalter berufen haben, und dafs bei Schulen, die aus kleinen Anfängen emporgewachsen sind, ganz junge dirigierende Oberlehrer, ja sogar Hilfslehrer, in die Stellung des Direktors hineingewachsen sind (S. 34 Anm.).

Aus der Verbindung der beiden Aktivitätstafeln S. 32 und 34 lassen sich auch Schlüsse über die Dauer der Aktivität der Direktoren ziehen. Sie stellt sich im Durchschnitt auf 22,51 Jahre. Diese Zeit zu dem Ernennungsalter addiert, ergiebt ein durchnittliches Pensionierungsalter von $66\frac{1}{2}$ Jahren, es ist, wie leicht erklärlich, $4\frac{1}{4}$ Jahre höher als das der Oberlehrer. Subtrahiert man schliefslich das Pensionierungsalter von dem oben angegebenen Sterbealter der pensionierten Direktoren, so erhält man eine Pensionsdauer von durchschnittlich 8,18 Jahren für die Direktoren, während die der Oberlehrer durchschnittlich 10,89 Jahre beträgt.

Den Schlufs des Werkes bildet eine Übersicht in Promillezahlen, wie sich die drei Abgangsarten der Oberlehrer auf die Lebensjahre verteilen.

Es erhebt sich jetzt die Frage: 'Welchen praktischen Wert für oder gegen die Standesbewegung des höheren Lehrerstandes haben die vorstehenden Resultate?' Wenn der Satz richtig ist, dafs die Ergebnisse statistischer Untersuchungen praktischen Wert erst gewinnen durch Vergleichung mit anderen, durch dieselbe Methode gewonnenen Ergebnissen, so müssen wir sagen, die Schrift hat, unbeschadet ihres wissenschaftlichen Wertes, praktischen Wert zunächst nicht. Denn für die gegebenen Vergleichsobjekte, die anderen Stände mit akademischer Vorbildung, besonders die Juristen, fehlen die entsprechenden Untersuchungen auf gleicher Grundlage fast gänzlich. Die Kommission hat diesen Mangel sehr wohl empfunden und zu wiederholten Malen (S. 12 f. 26) den dringenden Wunsch ausgesprochen, es möchten ähnliche Untersuchungen auch für andere Verwaltungszweige unternommen werden, und zwar, worauf sie besonderes Gewicht legte, für denselben Zeitraum 1884—1898. [1])

Unter diesen Umständen konnte die Kommission in eine Erörterung der Kardinalfrage, ob die Invaliditäts- und Sterblichkeitsverhältnisse günstiger oder ungünstiger sind als die Verhältnisse anderer Stände mit akademischer Vorbildung, nicht eintreten. Die amtlichen Erhebungen über die 1895 und 1896 ausgeschiedenen Richter (S. 13 Anm.) reichen zu einer Vergleichung nicht aus. Dafs die Sterblichkeitsverhältnisse der Ärzte, über die A. Geifsler in Sachsen für den Zeitraum von 1866—1885 Erhebungen angestellt hat (S. 26 Anm.), ungünstiger sind als die der Oberlehrer, entspricht der allgemeinen Anschauung, nach der von den akademisch gebildeten Ständen die Ärzte in Bezug auf die Sterblichkeitsverhältnisse am ungünstigsten, die Geistlichen, wenigstens die Landgeistlichen, am günstigsten stehen.

Bei dem Fehlen amtlicher statistisch-wissenschaftlicher Erhebungen hat die Kommission zum Vergleich die Sterblichkeitsverhältnisse der allgemeinen männlichen Bevölkerung herangezogen, für die, ebenso wie auch für die Berliner männliche Einwohnerschaft, wenigstens annähernd die erforderlichen Untersuchungen vorliegen. Dafs die Absterbeordnung der akademisch gebildeten Lehrer im Vergleich zu der der männlichen preufsischen und der der männlichen Berliner Bevölkerung eine günstige ist, 'kann nicht auffallen, denn wir würden auch bei anderen höheren Berufsklassen und überhaupt bei solchen Klassen, welche in geordneten Verhältnissen leben, in der Regel günstigere Verhältnisse als in der Gesamtbevölkerung wahrnehmen'. Es ist dies auch, soweit wir unterrichtet sind, von H. Schroeder u. a. nie angezweifelt worden, sondern es ist nur der Nachweis zu führen versucht worden, dafs die Verhältnisse des höheren Lehrerstandes im Vergleiche zu denen der meisten anderen Berufsarten mit akademischer Vorbildung ungünstiger sind, als man bisher angenommen hat. Das scheint uns aber der von der Kommission vorgenommene Vergleich mit der gesamten männlichen Bevölkerung gerade zu bestätigen. Während im 25. Lebensjahre die durchschnittliche Lebenserwartung der akademisch gebildeten Lehrer verglichen mit der der männlichen Bevölkerung in Preufsen (S. 27) 41,07 gegen 36,69 Jahre (Differenz 3,38 Jahre), im 30. Lebensjahre 36,63 gegen 32,85 (Differenz 3,78) Jahre betrug, zeigt sich von da ab ein

[1]) Diesem Antrage ist, wie man kürzlich in den Zeitungen las, von der Regierung erfreulicherweise entsprochen und die Kommission zunächst mit denselben Erhebungen für die Richter beauftragt worden.

konstantes Sinken der Differenz bis zum 60. Lebensjahre (0,66 Jahre). Dieses Sinken läfst sich doch kaum anders erklären als durch die ungünstige Einwirkung der dienstlichen Verhältnisse; die Oberlehrer treten zum Teil mit sehr günstigen Lebensaussichten in den Dienst ein, viele von ihnen an den Kommunalanstalten werden sogar nur auf Grund eines Gesundheitszeugnisses des Physikus angestellt. Freilich fehlt auch hier der Vergleich mit verwandten Berufsarten. Äufserst verstimmend aber, gelinde gesagt, wirkte kurz nach dem Erscheinen der Denkschrift ein Artikel der amtlichen 'Berliner Correspondenz', in dem die günstigere Lebenserwartung der Oberlehrer gegenüber der gesamten männlichen Bevölkerung besprochen und in tendenziöser Weise gegen die Bestrebungen des höheren Lehrerstandes ausgenutzt wurde. Da dieser Artikel durch alle Zeitungen ging, während die Denkschrift selbst ihrer ernsten wissenschaftlichen Haltung und ihrer schweren Lesbarkeit wegen auf einen kleineren Kreis beschränkt blieb, so kann es nicht wundernehmen, dafs sich heftige Erörterungen daraus entspannen, durch die auch die Beurteilung der Denkschrift selbst beeinflufst wurde. Dafs die Verfasser an diesen unliebsamen Dingen ebenso schuldlos waren wie die Vertreter der Standesinteressen des höheren Lehrerstandes, dürfte aus unseren Ausführungen zur Genüge hervorgehen. Auch eine andere tendenziöse Ausnutzung der Denkschrift mufs noch besprochen werden. Wenn die Ergebnisse der Denkschrift von denen der Schriften H. Schroeders, Knöpfels u. a. vielfach abweichen, so ist dies von gewissen Seiten benutzt worden, um dieser Männer aufopfernde Thätigkeit für den höheren Lehrerstand zu diskreditieren. Aber die Ergebnisse H. Schroeders und seiner Mitarbeiter einerseits und die der Verfasser der Denkschrift anderseits mufsten verschieden sein, einmal, weil jenen nicht das gesamte amtliche Material zur Verfügung stand, und dann, weil die Arbeitsweise beider Parteien verschieden war. Die Verfasser der Denkschrift verwerfen zwar die Weise H. Schroeders als unwissenschaftlich, geben aber selbst zu, dafs der von ihm eingeschlagene Weg auch von Statistikern begangen wird (S. 24 Anm. 1 u. 2). Beachtet man ferner, dafs die Verfasser der Denkschrift eine theoretisch-wissenschaftliche Abhandlung zu liefern hatten, zunächst ohne Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit, während Sch. ausschliefslich praktische Zwecke verfolgt auf Grund eines zu diesen Zwecken ausreichenden Materials, so behalten die Sch.schen Resultate unbestreitbar auch neben der Denkschrift ihren praktischen Wert. Es kommt doch z. B. in der Praxis nicht auf die Lebens*erwartung* am Beginne der Dienstzeit, sondern auf das wirklich erreichte Lebens*alter* an. Zudem sind die Abweichungen in einigen Hauptresultaten (z. B. gerade für die durchschnittliche Dienstzeit der Oberlehrer) gar nicht so bedeutend, dafs sie für die Praxis in Betracht kommen könnten. Das wenigstens scheint uns sicher zu sein, dafs die *Verhältniszahlen*, die Schroeder und Knöpfel bei dem Vergleiche der Oberlehrer mit anderen Ständen von akademischer Bildung gefunden haben, durch die künftigen von der preufsischen Regierung zu unternehmenden wissenschaftlich statistischen Untersuchungen ihre Bestätigung finden werden. Hoffen wir, dafs der Kommission für die nächste ihr gestellte Aufgabe, die Untersuchung über die Verhältnisse der Richter, das Material in derselben Vollständigkeit zur Verfügung stehe wie für die erste, damit sie diese zweite mit der gleichen Vollständigkeit lösen könne. Das Ergebnis ist uns, nach den mit anderer Methode, aber gleicher Gründlichkeit geführten Untersuchungen von H. Schröder, nicht zweifelhaft.

Max Holtze.

ZWERGE UND RIESEN

Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule

Von Georg Siefert

(Schlufs)

Kapitel II. DIE RIESEN

Namen. In Deutschland finden wir nur die Namen Riesen und Hünen in Skandinavien Thursen, Jötunen und den auch den Zwergen eignenden Namen Troll; in Griechenland Giganten, Titanen, Kyklopen.

Äufseres. Vor allem sind die Riesen ungeheuer grofs und massig. In ihren Augen ist der Mensch eine Kirchenfliege (Gonzenbach II 46), ein Käfer (Haltrich 115), wie kleine Milben (das. 198). 'Indem sie aus dem Chaos unmittelbar erwuchsen, stellen sie die Naturmächte dar, welche vom Geiste noch nicht bewältigt sind. Sie sind daher von unbändiger Kraft, wild und roh wie die Brandung des Meeres, das Geheul des Sturmes und die Wüste des Felsgebirges. Die Üppigkeit der Natur hat noch keine Beschränkung gefunden; darum sind ihre Leiber über alles Mafs zu Kraft, Gröfse und Zahl der Glieder ausgestaltet' (Weinhold, Die Sagen von Loki 4). Märchen und Sagen überbieten sich, ihre unendliche Gröfse zu schildern. 9 Meilen lang ist der Lehmriese (Skaldskap. 1; vgl. Haupt II 31). Hauffs langem Holländer Michel im Märchen Das kalte Herz kann ein gewöhnlicher Mensch bis an den Hals im Stiefel stehen. Thor findet in der Edda Platz in Skrymirs Handschuh. Ein Bauer fährt einem Riesen ins Nasloch; dieser niest so kräftig, dafs das Gespann weit hinfliegt (Zingerle 86). Der Popanz in Brentanos ergötzlichem Märchen Der Dilldapp ist dreimal so grofs und viermal so breit wie ein Mensch. Sein Kopf ist dick wie ein Pfefferballen, die Nase so breit wie ein Blasebalg, und in den Ohren können die Schwalben und Bienen Nester bauen. Der Kopf eines anderen Ungeheuers ist grofs wie ein Bierkessel; seine Augenbrauen sind eine Spanne voneinander, und in den Schultern mifst er einen Klafter (Dietrich 83 236). Der Riese in Grimms Märchen Der Trommler ist so grofs wie eine Tanne, der Knopf an seinem Rocke wie eine Trommel; auf seinem Hute geht der Trommler auf und ab und blickt über die Berge hinaus in die Gegend. Ein Riese ist so grofs, 'dafs sein Haupt über die Spitzen der Eichen und Buchen ragte. Er hielt eine Lanze, die einem Mastbaum gleich in den Lüften schwankte' (Arndt I 274, vgl. II 146, wo ein Jüngling einem Riesen wie ein Eichkätzchen am Bein hinaufklettert, ihm ins Ohr kriecht und ihn peinigt wie die Bremse die Ochsen), und so werden unendlich oft die Riesen als 'baumlang' geschildert. Der Riese Romeias bei Villingen kann

in den zweiten Stock der Häuser sehen (Baader, Bad. Volkssagen 72). Wenn der Riese Knatterstiefel durch die Stadt reitet, zittern alle Fensterscheiben, und sein Schnurrbart fegt die Häuser zu beiden Seiten. Bei seinem Lachen fallen die Schornsteine von den Dächern (Seidel, Prinzessin Zitrinchen). Ein Riese bei Langenberg in Thüringen benutzt einen Turm als Zahnstocher (Regel, Thüringen II 1 753).

Auch manche weitere Sagen zeugen von der die Gröfse der Riesen ins unermefsliche steigernden Volksphantasie. Wie schon Gargantua bei Rabelais, steht ein Riese mit dem einen Fufs auf dem Wilzenberg, dem andern auf dem Lemberg, bückt sich zu der dazwischen fliefsenden Lenne hinunter und schöpft mit seinen Händen das Wasser aus dem Flusse, oder er sitzt bei Dassel auf dem 700 Fufs über dem Flusse erhabenen Königstuhl und wäscht sich die Füfse in der im Thal fliefsenden Ilme (Kuhn, Westfäl. Sagen I 198 348). — Die Schlafstelle eines Riesen ist der Raum zwischen zwei Hügeln. Auf dem einen ruht sein Haupt, auf dem anderen seine Füfse (Andrejanoff, Der Riese und der See). Wenn die Riesenfrauen vom Dolmar waschen, tritt die Werra aus (Wucke 19). Die Weser ist für die Riesen bei Rinteln ein Bach, den sie mit einem Schritte durchschreiten (Kuhn und Schwartz 241). Andere überschreiten sogar einen Fjord mit einem Schritte (Maurer 216) oder machen mit jedem Schritte vier Meilen, so dafs sie rasch aus der Lüneburger Heide ans Nordmeer kommen (Colshorn 138). — Häufig wohnen Riesen auf benachbarten Bergen und verkehren von dort aus miteinander. So wohnen bei Höxter auf zwei Bergen zwei Riesen, die sich aus den Fenstern ihrer Häuser die Hände reichen und ungeheure Kugeln zuwerfen (Grimm, Deutsche Sagen 10, ähnlich 20); sie stofsen mit den Gläsern an (Schambach und Müller 143) und werfen sich bei Eisfeld von ihren Burgen 'ihre schweren Hämmer, Streitäxte, goldenen Kugeln zu, bespritzen sich mit Wasser, dafs es stundenweit spritzt' (Bechstein I 3). — Von kolossaler Massigkeit zeugt ferner das zumal durch die Gebrüder Grimm bekannte, aber weit, auch über Deutschland hinaus verbreitete Märchen Der starke Hans. Wie Thors Hammerschläge dem Riesen Skrymir wie Laubblätter oder Vogelfedern auf den Kopf fallen, hält er Mühlsteine für Hühnerdreck. Ähnlich ruft der Riese bei Kuhn, Westfäl. Sagen I 246: 'Seht einmal, was für einen schönen Kragen ich habe', und der böhmische Riese Schärnack sagt, als ein Turm über ihm zusammenbricht: 'Die Vögel beschmeifsen einen mit Dreck.' Als eine grofse Glocke auf seinen Schädel geworfen wird, wacht er gar nicht auf (Grimm, Mythol. 508 f.). Vgl. Riehl, Im Jahre des Herrn. Einem litauischen Riesen sind Wolfsbisse wie Flohstiche (Veckenstedt II 2) und dem türkischen Polyphem Depé Ghöz die Pfeilschüsse des Bissat wie die Stiche von Fliegen (Laistner, Das Rätsel der Sphinx II 153). — Ein Felsblock bei Ilfeld drückt einen Riesen wie ein Steinchen im Schuh (Grimm, Deutsche Sagen 313) — ein häufiger Sagenzug. Einen daran angeknüpften lustigen Brauch behandelt Kopisch, Das Ilefelder Nadelöhr. Die Sandkörner im Schuh eines Riesen sind so grofs, dafs man sie kaum sechsspännig wegfahren kann (Laistner, Nebelsagen 151 f.). — Andere Riesen

oder Riesinnen tragen zu irgend einem Zwecke Erde in der Schürze. Diese oder das Schürzenband reifst, die Erde fällt heraus und bildet Berge und Hügel, die noch jetzt als Zeugen ihrer Kraft und Gröfse stehen. Bei Rambin wollen sie den Sund ausfüllen. Sie raffen Erde in die Schürze, diese reifst und die Erde fällt heraus, neun Hügel bildend (Arndt I 132). Auf gleiche Weise entsteht ein Hügel auf der Meerenge von Jasmund (Jahn 161). In Andrejanoffs Märchen Der Riese und der See ärgert sich der Riese über einen See bei Riga. Um einen Weg mitten hindurch zu bahnen, füllt er einen grofsen Sack mit Erde, nimmt ihn auf den Rücken und durchschreitet den See. Dabei rieselt aus dem offenen unteren Sackende der Sand heraus, und so entstehen die Kangarberge, auf denen die Reisenden ungefährdet das Wasser überschreiten können. Ganz ähnlich Colshorn 137 über die Entstehung der erratischen Blöcke in der Lüneburger Heide und Montanus 64 f. über das Werden des Siebengebirges, ferner Wolfs Zeitschr. III 177.

Am anschaulichsten läfst sich die alles Mafs überschreitende Gröfse der Riesen an der in ganz Deutschland verbreiteten Sage vom Riesenspielzeug zeigen (Grimm, Deutsche Sagen 17; für die schulmäfsige Behandlung vgl. Lyon, Die Lektüre I 133 ff., Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk 17 ff., 57 ff.). Wie das Riesenbaby in Gullivers Reisen den Gulliver, so betrachtet das Riesenkind den Bauer als eine kleine Puppe, rafft ihn nebst Acker, Pferd und Pflug in ihr Tüchlein und springt in wenigen Sätzen den Berg hinauf, wo sie alles auf dem Tische aufbaut. Diese Sage, über die auch Grimm, Mythol. 509 ff. und Hertz 65 f. 209 f. zu vergleichen sind, ist aufser von Chamisso u. a. auch von Rückert und August Stöber poetisch behandelt worden (die Gedichte über den Sagenkreis von Niedeck s. bei Stöber, Oberrhein. Sagenbuch 226 ff.). Wir finden sie in Thüringen bei Lobenstein (Eisel 12), bei Eisfeld (Bechstein I 3 ff., II 200 f., Wanderungen durch Thüringen 120 und Regel, Thüringen II 1 753), ferner in Hessen (Lyncker 36), im Harz bei Mägdesprung (Grimm, Deutsche Sagen 319), im Odenwald (das. 324), in der Eifel (Schmitz 23 f.), im Elsafs (Stöber, Sagen des Elsasses 202 f.), in Norddeutschland (Müllenhoff 279, Schambach und Müller 143 145 151, Kuhn und Schwartz 112, Strackerjahn 413), in Tirol (Zingerle 87 f.), sogar in Island (Maurer 40) und bei den Walachen (Schott 283). Eine interessante, von der gewöhnlichen Erklärung abweichende Begründung der Schonung des Bauern ist die Furcht vor der überlegenen geistigen Kraft des Menschen in einigen norddeutschen Varianten. Da heifst es: Das sind unsere Vertreiber, die nach uns kommen, dat sin de Erdwörmke, die willen uns vertriben u. s. w. (Bartsch 26, Kuhn und Schwartz 95, Kuhn, Westfäl. Sagen I 120, Jahn 168, Müllenhoff 279), oder in Baden: Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen (Baader, Bad. Volkssagen 323).

Besonders beliebt ist die Vergleichung der Riesen mit Bergen. Der Riese im Märchen Die sechs Diener (dazu v. Hahn I 307 f.) ist gröfser als der gröfste Berg der Erde, ebensogrofs wie ein Berg ist der Riese im Märchen Der Riese und der Schneider. Polyphem gleicht einem aufragenden Felskegel (ι 191 ff.). Der Fuchsturm bei Jena ist der ausgestreckte Finger eines Riesen,

der vom Berge bedeckt ist, weil er seine Mutter geschlagen hat (Bechstein II 235 f.). 'Es schien, als ob ein Berg herbeikäme, es war aber nichts anders denn der mächtige Hüne' (Haltrich 198).

Auch wir sprechen ja von Kopf, Scheitel, Fufs, Rücken des Berges. 'Die alte volkstümliche Gebirgsterminologie bedient sich überall der Benennung einzelner Teile des Berges, und den Bergen wird Haupt, Hals, Rücken, Achsel, Bein, Fufs beigelegt' (Grimm, Mythol. 89). 'Die Gipfel der Berge sind Köpfe, ein in den See vorspringender Fels ist eine Nase, felsige Spitzen heifsen Hörner oder Zähne — überall zerstreute Glieder eines gewaltigen Riesen' (Vernaleken, Alpensagen 271). Die Felsen weisen 'die steinern schroffe Brust' (Schiller, Tell IV 1). 'Die Felsstirn rümpfte lachend ihre Falten' (C. F. Meyer). Daher kommt die Vergleichung der Berge mit Riesenleibern, wofür viel Material bei Weinhold, Die Riesen, und Laistner, Nebelsagen V. Das ist auch wohl begreiflich; denn der Berg erscheint wohl in der Ferne wie ein riesiger Mensch; vgl. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religionen 202 ff., Biese, Pädag. und Poesie 262. Manche Berge sind dazu noch durch Naturspiele von besonders menschenähnlicher Form: Niobefels, Watzmann (Mogk in Pauls Grundrifs III 309). Björnson sagt einmal von den Lofoten: 'Die Gebirgsformationen sind so zerrissen, dafs kein Bild in meiner Seele aus dem Kreise der Mythologie oder der Poesie oder der Bibel im stande ist, die versteinerte Bewegung, die drohende Schlachtordnung, das ruhige Entsetzen, die tausendzackige Mannigfaltigkeit in diesem einzigen Steingusse recht zu bezeichnen . . . Das haben auch die empfunden, welche die grofsen Sagen gedichtet haben, sowie die, welche sie jetzt an den Stellen, über denen sie schweben, erzählen; in diesen Sagen nehmen die Berge dramatisches Leben an, treten als Riesen und Riesenmädchen, als Ritter und Jungfrauen auf', und E. Th. A. Hoffmann sagt in den Bergwerken von Falun: 'In wunderlichen Gebilden, manchmal riesenhaften versteinerten Tieren, manchmal menschlichen Kolossen ähnlich, ragen die zackigen Felsmassen ringsum auf.' Vgl. auch Rochholz 37 und H. Kurz bei Laistner, Nebelsagen 140. – So ist die Beseelung der Berge in Mythus und Poesie uralt. Schon Alkman sagt Fragm.. 53: '*εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες*', und Statius, Silvae V 4: 'simulant fessos cacumina somnos'.

> Montblanc ist der König der Berge,
> Lang schmücket sie (die Bergfee) ihn schon
> Auf dem Thron von Felsen im Wolkengewand
> Mit schimmernd schneeiger Kron'.
> Um seine Gestalt sind Wolken geballt,
> Die Lawine hält seine Hand. (Byron, Manfred I 1.)

Die Jungfrau sitzt seit Ewigkeit verschleiert (Schiller, Tell I 4); sie ist

> Die Königin hoch und klar
> Auf unvergänglichem Throne.
> Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
> Mit diamantener Krone. (Berglied.)

Vom Säntis, der den Föhn in schwarzen Kerkern gefangen hält, singt A. v. Droste-Hülshoff:

> O Du mein ernst gewalt'ger Greis,
> Mein Säntis mit der Locke weifs,
> In Eisespanzer eingeschnürt,
> Huh, wie Dich schaudert, wie Dich friert,

und Eichendorff sagt im Leben eines Taugenichts: 'Berge standen umher, wie dunkle Riesen, die ihn (den Wald) bewachten.' — Die Bergriesen bilden eine besondere Gruppe von Riesengestalten, wie ja überhaupt Uhland und Weinhold die Riesen als die Personifikationen der ungeheuren und schreckhaften Naturerscheinungen (Berg-, Wasser-, Eis-, Feuer-, Waldriesen) erwiesen haben. Wegen dieser natursymbolischen Grundlage sind daher ebene, flache Gegenden arm an Riesen (Müllenhoff 48). Solche Bergriesen erwähnt schon die Vita St. Galli, wie alle Bekehrerlegenden eine vortreffliche mythologische Quelle, wenn man nur die verächtlichen Benennungen diabolus oder daemon richtig deutet. Ein Bergriese ist ferner der Steinriese Hrungnir in der Edda (Harbardslied 15, Skaldskap. 1) mit steinernem Kopf und steinernem Herzen, 'das Ungewitter des nackten Felsgebirges, das mit Geröllsturz herniederbraust, vom Gewitter geschüttelt und gelöst' (Golther 183 187, vgl. Weinhold, Die Riesen 294), ebenso der ahd. Steinriese Tumbo (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa IV 6). — Es handelt sich natürlich in allen diesen Fällen um wirkliche Bergriesen. Die Wolkenmythologen versuchen freilich, sie alle zu Gewitterdämonen und Sturmgeistern zu machen, so E. H. Meyer, German. Mythologie, der überhaupt keine irdischen, sondern nur Wolkenbauten kennt, und Gilbert, Griech. Götterlehre, der nach dem Vorgange von Adalbert Kuhn die griechischen Riesen, die Kyklopen, Giganten, Kentauren in dasselbe Schema prefst und alle Berge des Mythus für Wolkenbauten erklärt. Von da ist nur ein Schritt zu Laistner, Rätsel der Sphinx I 218, der darin lediglich 'Alpbauten' sieht.

Viele Versteinerungen in Gebirgsgegenden werden auf Riesen zurückgeführt. Riesige Steine stammen von ihnen her; sie sind die Reste ihrer Kämpfe und Bauten und tragen vielfach die Spuren ihrer Hände und Füfse. So berichtet schon der Hermeshymnus 220 von den Giganten. In einem Stein wird ein Riesengriff gezeigt, den ein durchs Meer schreitender und von der Flut überraschter Riese gegen die seiner spottenden Bauern ans Land warf, so grofs, 'dafs leicht er trüg' ein ganzes Schlofs' (Kopisch, Der Riese im Sturm). Eine Vertiefung in einem Felsen rührt von einer Riesenfaust her (Gräfse I 167). Ein Stein mit dem Eindruck der fünf Finger eines Riesen liegt bei Göttingen (Schambach und Müller 147). Andere Steine oder Felsen gelten als Gebrauchsgegenstände der Riesen. So ist ein riesiger Stein aus einem Siegelring des Riesen Och ausgefallen (Strackerjahn 411); in der Oberlausitz wird ein Berg als eine Riesenkeule gedeutet (Haupt I 82). Alte Säulen auf Zakynthos sind die Spinnrocken der Riesenfrauen (Schmidt, Volksleben der Neugriechen 205). Die Berge sind die Helme der Riesen; ihre Fufstritte bilden

die Thäler (Dähnhardt, Naturwissenschaftliche Volksmärchen 63, Grimm, Mythol. 183 f. 196 ff.). Auch als Riesenknochen und Riesenrippen gelten ungeheure Blöcke; so ist eine ganze Bank in der Kirche zu Gandersheim aus einer Hünenrippe gemacht (Schambach und Müller 143). Vielfach schliefsen sich solche Riesensagen an erratische Blöcke oder an natürliche oder künstliche Stein- und Erdhügel, an die Gräber und Bauten der vorgeschichtlichen Zeit an. So findet sich eine eigenartige Erklärung der erratischen Blöcke, der sogenannten Riesensteine in der Lüneburger Heide, bei Colshorn 136 ff. Die zahllosen, überall sich findenden sogenannten Hünengräber werden, wie schon der Name zeigt, den Riesen zugeschrieben (Kopisch, Das Horn von Buren, Vofs' an mythologischem Inhalte reiche Idylle Der Riesenhügel); anderwärts hören wir von Hünenbetten, Hünentreppen, Hünentischen, Hünengräben. Die riesigen Felsenmassen am Melibokus in der Bergstrafse heifsen das Riesenmeer (Wolf, Hess. Sagen 46). Reichhaltige Zusammenstellungen bietet Hertz 3 12 164 175, Spielmannsbuch 64 f.

Auf die Versteinerungssagen, wie sie sich an Watzmann, Pilatus, Frau Hütt (Grimm, Deutsche Sagen 233, Zingerle, Sagen aus Tirol 88, Egon Ebert, Frau Hitt) u. s. w. anschliefsen, einzugehen, bietet in den Mittelklassen der Ovidunterricht bei der Niobesage Gelegenheit, ebenso die Sage von der Medusa (weiteres bei Rohde, Griech. Roman 173 Anm. 2) und die Versteinerung des Phäakenschiffes (ν 155 ff.). Man mag dabei an die allen Gegenden geläufigen eigentümlichen Bergnamen erinnern. So stehen bei Eisenach zwei hohe Steinfelsen, zwei riesigen Menschengestalten ähnlich, die sich gegenseitig zum Kusse neigen, Mönch und Nonne genannt, die von Luther schon eigenartig gedeutet worden sind. Vgl. Bechstein I 198, Wanderungen durch Thüringen 234 und das Gedicht von Schwab, Mönch und Nonne, und über die Steingruppe im Dom zu Lund Afzelius III 185. In der Sächsischen Schweiz treffen wir die grofse und die kleine Gans, die dumme Karline, eine versteinerte Jungfrau bei Königstein, versteinerte Menschen bei Meifsen (Gräfse I 169 f. 62), im Schwarzwald die steinerne Kröte: 'Also heifset ein mächtiger Fels in den Bergen des Schwarzwalds, Stumpf und breit, mit mächtigen Warzen, der Kröte vergleichbar' (Mörike). In der Schweiz begegnen die Churfirsten (volksetymologische Deutung des Namens!), der Mönch, die wilde Frau, die Zwillinge in der Monte Rosagruppe, in Tirol das Wildemannle und die drei Brüder, drei Felskegel (Zingerle 425), bei Reichenhall die steinerne Agnes (Panzer I 10, Schöppner I 435). Versteinerungen im Märchen bieten z. B. Grimms Märchen Der treue Johannes, Der liebste Roland, Die zwei Brüder u. s. w., Colshorn 50 ff. 152. In Raimunds Zauberspiel Moisasurs Zauberfluch verwandelt der böse Dämon Moisasur das ganze Reich der Königin in Stein. — Auf die zahllosen Sagen von anderen versteinerten Gegenständen, wie Wagen, Broten und dergl., kann ich hier nicht eingehen; auch das Mitgeteilte sollen nur unvollständige Andeutungen sein.

Entsprechend grofs sind auch die Tiere der Riesen, besonders ihre Rosse; denn menschliche Pferde vermögen sie nicht zu tragen (Asprian im König

Rother, Ecke im Eckenlied). Das Rofs des Riesen Bodo von der Rofstrappe ist für einen gewöhnlichen Menschen nur auf einer Leiter ersteigbar. Der Rücken der Riesengeis überragt die Gipfel der höchsten Berge. Des Morgens frifst sie zwei Morgen Land ab. Als sie am Euter verwundet wird, schwemmt der daraus sich ergiefsende Milchstrom neun Dörfer weg (Schöppner I 88). Im Zuger See haust ein Riesenfisch, 'grofs wie ein eichbaumiges Schiff' (Runge, Quellkultus in der Schweiz 220). — Eine ganze Fauna der Riesenwelt finden wir in Gullivers Reisen im Lande Brobdignag. Ein Pferd ist 50—60 Ellen lang, die Fliegen sind so grofs wie Lerchen. Andere riesige Tiere sind die Hauskatze, der Adler, der Gulliver entführt, die Ratten mit 12 Ellen langen Schwänzen. — Wie bei den Lilliputanern, stelle ich einiges Weitere über die Brobdinagianer zusammen. Gulliver erscheint den Riesen als ein Insekt, nicht einmal als ein Zwerg; denn der Hofzwerg ist schon 30 Fufs hoch. Eine Puppenwiege ist sein Bett. Die kirchturmhohen Riesen legen mit jedem Schritte zehn Ellen zurück. Ihre Rasiermesser sind lang wie eine Sense. Der einjährige Junge nimmt Gulliver in den Arm. Eine Ohrfeige eines solchen Ungetüms würde eine Schwadron Soldaten zu Boden werfen. Riesig ist ihr Appetit. Ein Bissen Brot gleicht einem Dreigroschenbrote, ein Likörglas fafst vier Mafs. Die Königin ifst mit einem Bissen (!) so viel wie zwölf englische Pächter auf einer Mahlzeit. Daher sind ihre Messer so grofs wie eine gebogene Sense. Dem entsprechen die Landesprodukte. Das Korn ist 40 Fufs hoch, die Strohhalme sind wie dicke Spazierstöcke. Das Land ist 6000 englische Meilen lang, 3—5000 breit, die Berge 30 Meilen hoch. Den Palast befährt Gulliver in einer Kutsche. Der Tempelturm ist 3000 Fufs hoch (Brocken!), die Mauer 100 Fufs dick, der kleine Finger einer Statue 4 Fufs lang. Das kleine Zimmer im Pächterhause mit seinem 30 Fufs hohen Tisch ist 200 bis 300 Fufs lang, die Zimmer im Palaste messen 300 Quadratfufs. Das Schlofs von Gullivers Schachtel ist gröfser als das gröfste englische Hausthorschlofs; eine Stecknadel dient ihm als Halt bei einem Sturze. — Dabei sind die Riesen ein hochgebildetes Volk: sie haben eine Monarchie, einen Hofstaat mit Kammerherren und Kammerdienern, Milizheer und Flotte, gelehrte Litteratur und Bibliotheken.

Bei ihrer Gröfse sind die Riesen vielfach plump, ungestalt, häfslich. S. oben Brentanos Dilldapp. Der Dicke im Märchen Die sechs Diener hat einen Bauch wie ein kleiner Berg. 'Bald darauf kamen die Trollen an, einige waren grofs, andere klein, einige langgeschwänzt, andere ohne Schwanz, und einige hatten ungeheuer lange Nasen'; ein ungeheurer Troll 'hatte Augen, so grofs wie zinnerne Teller, und eine Nase, so lang wie ein Hackenstiel' (Asbjörnsen und Moe I 184, II 99). Infolge seiner Plumpheit erliegt der Riese in Uhlands Roland Schildträger dem behenden Knaben, genau wie Goliath dem David und der Riese im Kaiser Oktavianus dem jungen Florens (vgl. Wilkinasaga c. 176). Hymir heifst 'der häfsliche Kerl' (Hymiskvidha 10).

Mifsgestaltungen sind nicht selten. Besonders häufig ist die Einäugigkeit: Polyphem, Dilldapp, einäugige Riesen in Deutschland Müllen-

hoff 457, E. H. Meyer, Nachträge zu Grimms Mythol. 153. Mehrere Riesen haben ein, freilich wie ein Kesseltopf grofses Auge, in das sie sich, wie die Graien der Perseussage, teilen (W. Grimm, Kl. Schriften IV 456, Müllenhoff 453, Zingerle 96, Laistner, Rätsel der Sphinx II 52 ff.). — Beliebt sind auch mehrköpfige Riesen, zumal in der antiken Sage: Geryoneus ist neunköpfig; auch die nordischen und deutschen Sagen kennen 2-, 3-, 6-, 9-, sogar 900köpfige Riesen (Weinhold, Die Riesen 292, Skirnismol 31, Hymiskvidha 8). Zwei- und dreiköpfige Riesen erwähnt Kuhn, Westfäl. Sagen II 259. Die nordischen Trollen sind 2—15köpfig und erscheinen oft 3-, 6-, 9- oder 5-, 10-, 15köpfig hintereinander, so oft bei Asbjörnsen und Moe und Grundtvig. Bei Andrejanoff, Sagen von Kurbad, wachsen die Köpfe wie bei der Hydra stets nach. — Oft haben die Riesen drei und mehr Arme und Ellenbogen. Asprian ist vierhändig, Heime in der Dietrichsage hat drei Hände und vier Ellenbogen, Starkardr sogar 8 Hände, der Riese Schrutan im Rosengarten vier Arme (Weinhold, Die Riesen 268). Die Giganten Gyges und Briareos haben 100 Arme und 50 Häupter (Hesiod, Theog. 150, *A* 402), die *ἑκατόγχειρες* 100 Köpfe und 50 Arme (Preller-Robert, Griech. Mythol. I 48).

Wohnort. Mit Vorliebe wohnen die Riesen im einsamen Gebirge, auf hohen Felsen, in ungeheuren Berghöhlen: Polyphem, Rübezahl in Musaeus 3. Legende, die Riesen in Grimms Märchen Das tapfere Schneiderlein, Kuperan im Volksbuch vom gehörnten Siegfried, Grymhold in der schönen Melusine.

Im Harz hausen die Riesen von der Rofstrappe: 'Vor tausend und mehr Jahren war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt.' Vgl. auch Goethe, Faust II 1. — Im Riesengebirge wohnt Rübezahl, dessen Palast Musaeus, 5. Legende, schildert. Die Elbquellen sind sein Lustgarten, er 'pflegt am Gipfel der Schneekoppe zu sitzen und die Beine über den steilen Abhang zu strecken und mit denselben zu klatschen und zu strampeln' (Grohmann 320 322). Ihm ähneln im Fichtelgebirge der Katzenjockel und Katzenveit (Gräfse II 15 f.). Im Elsafs finden wir den Riesen von Niedeck. — Thüringen ist arm an Riesen: am Dolmar und an der Geba bewohnten einst Riesen die Urwälder (Wucke 19). Bei Eisfeld waren Riesen, 'ein gewaltiges Geschlecht' (Bechstein I 3); ferner der Riese auf dem Hausberg bei Jena, Riesen auf dem Singerberg und der Reinsburg zwischen Arnstadt und Blankenburg (Witzschel 85), auf Hainleite und Schmücke (Bechstein II 262), auf der Porta Westfalica (Kuhn, Westfäl. Sagen I 280). — Dagegen ist Tirol, die Heimat der mythischen Dietrichsagen, besonders reich an Riesen (Weinhold, Die Riesen 305 f.; vgl. für das Salzkammergut v. Zedlitz, Der Gosaunsee).

Andere Riesen wohnen im Walde, so in Grimms Märchen Der Trommler, Sechse kommen durch die ganze Welt, der Eisenhans (vgl. Simrock 424 ff., Sommer 80 ff.), Hauffs langer Holländer, der Hasenjackel bei Peter II 185 ff.

Ebenso ist ein Waldriese der originelle Riese Suckelborst in Mörikes Gedicht Der sichere Mann, ein 'Urweltsgöttersohn in Flöfserstiefeln', der in einer Waldhöhle wohnt, deren Eingang wie bei Polyphem riesige Kiefern be-

schatten, der den Flöfsern zum Torte die Flöfse löst, die wilde Sau hetzt und schliefslich, zu besserer Einsicht gelangt, aus den Scheunenthorflügeln der Bauern ein riesiges Schreibheft fertigt, dem er seine Weisheit anvertraut, mit einem Punkte am Schlusse, grofs wie ein Kindskopf. Nahe verwandt ist ihm der nicht minder originelle, von roher Willkür zu heifsem Wissensdrang gekommene Riese in Immermanns Tulifäntchen, der drollige jungfräuliche Riese Schlagododro, Ungeschlachts Sohn, der eine Prinzessin raubt, bei ihr Unterricht in Französisch und antiker Mythologie zu nehmen.

Viel seltener als die Zwerge müssen die Riesen das Sonnenlicht meiden; doch wird auch von ihnen, namentlich im Norden, erzählt, dafs sie bei Tagesanbruch in Stein zerspringen (Maurer 39 50 52, Asbjörnsen und Moe I 106, Grundtvig I 45, Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I 80 ff.).

Lebensweise. Meist leben die Riesen einzeln, ohne Staaten, ja ohne Familie. Ich verweise dafür auf meine besonders Polyphem gewidmeten Ausführungen, Lehrproben 62 S. 72. Es fehlen ihnen noch die Elemente staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung. Jeder richtet selbst nach eigenem Ermessen über Weib und Kinder, und keiner kümmert sich um den anderen (ι 114 f.), durch keine Gesetze sind sie gebändigt (ι 112). Die Polyphemgeschichte schildert 'uranfängliche Zustände, eine von den Einrichtungen menschlichen Treibens noch unberührte Natur, bewohnt von dämonischen Riesen, die unbekannt mit Sitte und Gesetz, nur der Willkür folgend, in rohen Felshöhlen wohnen' (W. Grimm, Kl. Schriften IV 448). In Akarnanien haust 'ein wildes, menschenfressendes, ungeselliges Riesenvolk, das zerstreut in dichten Wäldern wohnt' (Schmidt, Volksleben der Neugriechen 203). — Doch giebt es auch Ausnahmen. Die Geschichte vom Riesenspielzeug setzt trautes Familienleben voraus. Die Riesen 'haben eine ganz ordentliche Einrichtung', Betten, Stühle, Tische und andere Möbel (Zingerle 94). In sehr vielen Sagen benutzen sie gewisse Einrichtungen und Gegenstände gemeinschaftlich; so haben sie einen gemeinsamen Backofen, gemeinschaftliche Hämmer u. dergl. — Die Riesen Gullivers bilden sogar einen Staat, ebenso die Riesen der Edda das Riesenreich Jötunheim; auch die Sylter Riesen haben einen Staat (Müllenhoff 267). Deutsche Sagen berichten auch von Riesenkönigen: Asprian mit seinem Riesenvolke im König Rother, der Riesenkönig Butzko im Volksbuch vom König Eginhard; Riesenprinzessin Lyncker 36 f.

Beschäftigung. Der Ackerbau ist den Riesen im allgemeinen unbekannt: Das Riesenspielzeug, Polyphem, der auch die Bereitung des Weines nicht kennt. — Doch dreschen und pflügen sie gelegentlich (Kuhn, Westfäl. Sagen I 119, Schöppner I 290 ff.).

Dagegen sind sie Hirten, vor allem die Riesen der altschwedischen Sage (Weinhold, Altnord. Leben 36 f.), Polyphem und Geryoneus, und Jäger. So schon Hymiskvidha 10. Sie 'leben von der Jagd, dem Fischfange und allenfalls auch von Viehzucht' (Maurer 39). Rübezahl in Musaeus 1. Legende hetzt Bären und Auerochsen aufeinander in den wilden Gebirgswäldern von

den Klippen in die Thäler. Die Riesen von Dolmar und Geba nähren sich, wie der Kentaur Chiron, vom Marke der Eber und Bären. Vgl. noch Haupt I 82, Vernaleken, Alpensagen 104.

Rübezahl ist auch Köhler: Musaeus, 3. und 4. Legende, Holzhauer: Hopf und Paulsiek für VI, 3. Geschichte; Flöfser ist der lange Holländer in Hauffs Märchen Das kalte Herz.

Auch Bergleute sind die Riesen, so Rübezahl, in dessen Dienste zahllose Gnomen die Schachten des Riesengebirges durchwühlen. Er ist daher ungeheuer reich, beschenkt die Armen mit Goldkörnern (Grohmann 263), verwandelt Laub in Gold, besitzt eine Braupfanne mit eitel harten Thalern (Musaeus, 3. Legende, Hopf und Pauls., 1—4. Geschichte). — Im Zusammenhang damit stehen die Riesen, die Schätze bewachen (Musaeus, Der Schatzgräber, Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes 285). Ihnen verwandt sind die schätzehütenden Drachen der antiken und deutschen Sage. — Selten sind sie Schmiede, wenigstens im deutschen Mythus; doch findet sich sogar der Riesenname Smidr (E. H. Meyer, Germ. Mythol. 153). Riesen schmieden bei Kuhn, Westfäl. Sagen I 193; kleine einzeln stehende Felsen werden als Riesenambosse bezeichnet (Afzelius I 127). Desto häufiger sind die Riesenschmiede in der antiken Sage, so die Hekatoncheiren und zumal die Kyklopen, die Diener des Schmiedegottes Hephaistos, die die Donnerkeile des Zeus, die Waffen des Äneas u. s. w. schmieden (Hesiod, Theog. 141 501 ff., Vergil, Än. VIII 424). Charakteristik ihrer Thätigkeit Goethe, Pandora I.

Häufiger sind die Riesen Baumeister, in Deutschland wie in Hellas. Riesige Bauten, wie die Hünengräber und Riesenburgen, werden gerne auf sie zurückgeführt. 'Mächtige Bauten, Türme, Gräber, Mauern und Gräben, in ihren Trümmern noch lange eines späteren, schwächeren Geschlechtes spottend, werden vom Volksglauben als ein Werk übermenschlicher Kräfte betrachtet. Götter, Teufel oder Riesen haben die Felsstücke leicht getragen und mit bewundernswürdiger Behendigkeit gefügt, und fast jedwedes Land besitzt örtliche Sagen von Teufelsmauern und Hünenfelsen' (W. Grimm, Kl. Schriften III 481). — In der Voluspo und in Wagners Rheingold sind die Riesen die Erbauer der Götterburg. Von Riesenbauten berichtet Grimm, Deutsche Sagen 19; Riesenburgen bei Lobenstein, Kahla, Dietlas in der Rhön und sonst, Rieseneck bei Orlamünde (Wucke 172, Eisel 12). Die prähistorischen Bauten des kleinen Gleichbergs bei Römhild, der sog. Steinsburg, ungeheure Steinwälle, die einem ganzen Volke Schutz boten, werden dem Teufel und den Riesen zugeschrieben (Bechstein, Wanderungen durch Thüringen 90 ff., Laistner, Nebelsagen 62 ff. 244). Die Riesen bauen 'Festungen und Schlösser, das waren grofse Steinhäuser, wie man sie noch an manchen Orten findet' (Kuhn und Schwartz 284); bei Neidlingen türmen sie das Schlofs Reifsenstein auf in Gustav Schwabs gleichnamigem Gedicht, Wanderungen durch Schwaben 107 f. Von der Riesenburg bei Muggendorf in Oberfranken heifst es:

Hier haben Riesen einst gehaust,
Die Felsenburg sich aufgetürmt. (Schöppner I 149.)

Riesen bauen eine Brücke über den Rhein, wovon noch heute viele Steinsäulen zeugen (das. I 280). — Vielfach werden solche gewaltigen Bauten aller Art dem Teufel zugeschrieben, und es giebt Teufelsbrücken, Teufelsburgen, Teufelsmauern die Menge. So ist an die Stelle des Riesenbaumeisters der Edda, der durch Loki getäuscht und um seinen Lohn betrogen wird, in der deutschen Sage der geprellte Teufel getreten, der gewöhnlich verspricht einen Bau noch zur Nachtzeit zu vollenden, aber durch den Hahnenkrat im letzten Augenblicke gehindert wird. Solche und zahlreiche ähnliche Teufelssagen dürfen wir ohne weiteres für die Riesen verwerten, da der diabolus durch die Kirche ja unendlich oft an die Stelle der Götter und Dämonen gesetzt worden ist, wie die Bekehrerlegenden, die christlichen Kapitularien und indiculi paginarum, ja selbst die Heiligenlegenden zeigen. Wir müssen es uns versagen, diesen interessanten Zusammenhängen, die auch für unsere Riesen wertvollen Gewinn abwerfen würden, hier weiter nachzugehen. Nur angedeutet sei, dafs, wie durch den Teufel, die Riesen auch durch 'die Heiden', die Hunnen (wohl Verwechselung mit Hünen), im Norden durch die Finnen, die vorgermanischen Einwohner, später nicht selten sogar durch Ritter ersetzt worden sind. Vgl. Hertz 17 ff. 67.

Die Griechen schrieben die riesigen Bauwerke der sog. mykenischen Periode, zumal die kyklopischen Mauern, den Kyklopen zu. Noch der Neugrieche glaubt nicht von den grofsartigen Bauten der Vergangenheit, dafs 'Menschen gewöhnlicher Art die Urheber solcher Bauten sein könnten . . . Er setzt daher für dieselben ein gröfseres und stärkeres Geschlecht voraus (wie schon Ilias V 304, XII 383 u. o.), das er Hellenen nennt. Die Hellenen sind ihm ein untergegangenes Hünengeschlecht der Vergangenheit'. Ein Beweis für ihren riesenmäfsigen Wuchs sind ihm z. B. die hohen Sitze des Theaters, die er für Treppenstufen hält. Wie Poseidon in Schillers Eleusischem Fest die granitnen Säulen aus dem Erdgerippe bricht und mit gewaltigen Händen hoch wie einen leichten Ball schwingt, so sind die neugriechischen Giganten im Innern der Erde damit beschäftigt, 'gewaltige Steinblöcke aus dem Boden zu heben und daraus Türme und Bauten auszuführen' (B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen 201 204).

Verhältnis zu den Menschen. Meist sind die Riesen gegen die Menschen feindlich und grausam, wovon bei ihrer Charakteristik näher zu handeln ist, ja selbst Menschenfresser. Das bekannteste Beispiel ist Polyphem, der Menschen

> Schluckte darein wie ein Leu des Felsengebirgs und verschmähte
> Weder Eingeweide, noch Fleisch, noch die markichten Knochen. (ι 292 f.)

Ausführlich handelt über ihn mit Zuziehung vieler Parallelen W. Grimm, Kl. Schriften IV 428 ff. Er weist nach, dafs die Sage von dem einäugigen Kyklopen in der ganzen Welt verbreitet ist, von den Persern bis zu den Griechen, den Tartaren bis zu den Finnen und Lappen, den Serben bis zu den Norwegern. Vgl. auch Mannhardt, Wald- und Feldkulte II 103 ff., Menge,

Lehrpr. 29, S. 91 93, Krek, Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte 259 ff., Laistner, Das Rätsel der Sphinx II Kap. 1, besonders Abschnitt 41 45 46. Offenbar eine Doublette zu Polyphem ist der Riese in 1001 Nacht, Sindbads dritte Reise. Er ist einäugig, grofs wie ein Palmbaum und haust mit vielen gleichartigen Ungetümen auf einer einsamen Insel. Wie Polyphem frifst er die Verschlagenen und wird geblendet (Riesenblendung auch bei B. Schmidt, Griech. Märchen 104). Gleich Polyphem rächt er sich durch furchtbare Steinwürfe. Rohde, Griech. Roman 179 ff. sieht in dieser Geschichte 'die Trümmer uralter Sagen'. — Menschenfressende Riesen in Griechenland v. Wilamowitz, Homer. Untersuchungen 164, v. Hahn I 78 f., Schmidt, Volksleben der Neugriechen 203. — In Island 'werden sie als Menschenfresser oft genug geschildert' (vgl. Maurer 38), und wir begegnen in Skandinavien sehr oft der auch im deutschen Märchen geläufigen Wendung 'Ich rieche Menschen-' oder 'Christenblut', worauf die Frau des Riesen oder eine gefangene Prinzessin ihn stets zu täuschen weifs (Asbjörnsen und Moe I 39 ff. 175 187 ff. 216, II 62 f., Grundtvig I 100, Afzelius I 127, II 346, III 188 f., ebenso auch in Sizilien (Gonzenbach I 10 ff. 36 88 ff. 281 300, II 36). — Verhältnismäfsig wenig Beispiele bietet die deutsche Sage, während die Märchen von Menschenfressern wimmeln (Grimms Märchen Der Räuberbräutigam, Der Machandelbaum, Fitchers Vogel, Hänsel und Gretel u. s. w., Bechsteins Märchen Der goldene Rehbock und Der Däumling, Andersen, Die Schneekönigin, Colshorn 34 ff. 142; auch der von Tieck poetisch behandelte Ritter Blaubart gehört in gewissem Sinne hierher). Doch ist J. Grimms Behauptung 'Im Deutschen giebt es keine menschenfressenden Riesen' nicht ganz zutreffend. Vgl. E. H. Meyer, Germ. Mythol. 145 und Grimms Märchen Der Trommler. Den Riesen der Lüneburger Heide 'war Menschenfleisch ein Leckerbissen' (Colshorn 137). Ein Riese verschluckt einen Schusterjungen mit Haut und Haar (das. 125). Zwischen Zuckermantel, Hermannstadt und Grund liegt der Querberg mit den ansehnlichen Resten der Burg Edelstein. 'Gewaltig starke Riesen, die von Menschenfleisch lebten, türmten einst diese Feste auf, um von da auf die Menschen besser Jagd machen zu können' (Peter II 104). Vgl. ferner Kuhn, Märk. Sagen 282 ff., Schambach und Müller 297 f., Meier 152. Ein wilder Hüne ist ein Menschenfresser (Haltrich 206).

Nicht ganz so gefährlich, aber boshaft gegen die Menschen ist Rübezahl, der sogar seine Gutthaten oft in eine gehässige Form kleidet. Er ist ein Liebling der deutschen Dichtung. Am bekanntesten ist er aus Musaeus Legenden. Einige Rübezahlgeschichten bieten auch Reinick und Linz-Godin, sowie Grohmann 319 ff. Eine reiche Fülle von Rübezahlsagen stellt zusammen Kletke, Das Buch von Rübezahl; kleinere Rübezahlgeschichten dichtete Henrik Steffens, der bekannte Naturphilosoph; episch behandelte den Stoff Heinrich Schwarzschild, König Rübezahl. Sehr niedlich und humoristisch ist die Ballade von Egon Ebert, Rübezahls Braut (vgl. dazu die volkstümliche Erklärung seines Namens bei Musaeus, 1. Legende). Freiligraths ergreifendes Gedicht Aus dem schlesischen Gebirge zeigt rührend das Vertrauen des Wald-

volkes auf den Berggeist. Schon in Lohensteins Arminius (besonders II 2) spielen die Geister des Riesengebirges eine grofse Rolle. — 'Oft spielte er den Plagegeist nur aus reiner Schadenfreude und kümmerte sich blutwenig darum, ob er einen Biedermann oder einen Schurken gefoppt habe. Oft gesellte er sich einem einsamen Wanderer zu als Geleitsmann. Dann führte er den Fremdling unbemerkt irre, liefs ihn am jähen Abhang einer Bergzinne stehen und verschwand plötzlich mit einem höhnenden Gelächter. Zuweilen erschreckte er furchtsame Weiber dadurch, dafs er die Gestalt wilder, reifsender Tiere annahm, eines Löwen, eines Leoparden, eines Auerochsen, und auf die Weiber einsprang. Oft lähmte er den Reisigen ein Rofs oder zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder liefs aus der Höhe ein mächtiges Felsstück in den Hohlweg hinabrollen. Oft hielt eine unsichtbare Hand einen ledigen Wagen, dafs sechs starke Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten. Liefs aber der Fuhrmann merken, dafs er eine Neckerei von Rübezahl vermutete, oder brach er gar in Schmähungen gegen den Berggeist aus, so hatte er sicher ein Hornissenheer zu gewärtigen, das die Pferde durchgehen machte, oder einen Steinhagel oder eine tüchtige Tracht Prügel von unsichtbarer Hand' (Musaeus). 'Wenn man ihn verspottet oder beleidigt, erscheint er in ungeheuerlicher Gestalt, bringt den Himmel in Aufruhr, erregt Blitz und Donner, Regen und Schnee und verbreitet selbst inmitten des Sommers die furchtbarste Kälte . . . Bald hüllt er sich in eine Mönchskappe, bald erscheint er als Jäger, bald als Greis mit langem herabwallenden Bart. Ein andermal nimmt er die Gestalt eines wilden Pferdes, einer ungeheuren, häfslichen Kröte . . . oder eines lauernden Raben an. Zuweilen läuft er als Bock über die Wiese oder zeigt sich in ungeheuerlicher Gestalt, die feurige Kohlen aus dem Rachen speit oder mit einem Wasserstrom den Goldsucher überschüttet' (Grohmann 322 f.). — Vor allem ist er sehr empfindlich über den Spitznamen Rübezahl. — In harmloserer und mehr neckischer Weise bestraft er eine Reisegesellschaft, die ihn verspottet hatte, in Reinicks Märchen Rübezahls Mittagstisch, in dem die Rettichmännchen und Zwiebelfrauchen, die Gemüseleutchen, die Kartoffelherren und Gurkenfräulein, die Rübendamen und Radieschenkinder eine höchst ergötzliche Rolle spielen. — Rübezahl sind nahe verwandt die drei Riesen in der Lüneburger Heide, deren Treiben Colshorn 137 ausführlich schildert, und der walachische Smoa, der an Launenhaftigkeit mit dem schlesischen Geist wetteifert und 'bald gütig, bald feindlich, bald Schreckbild, bald Menschenfreund ist' (Schott 294 f.). — Ähnliche Waldgeister sind ferner der böse Kaurus im Moselthal bei Cues (Hocker 182 ff.), der Bergmönch bei Klausthal (Harrys II 4), der alemannische Rübezahl Meysenhartus, den Scheffel im Trompeter von Säckingen schildert, der Vater von Mörikes Sicherem Mann, und die italischen Walddämonen Faunus und Silvanus, treffend charakterisiert von Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Römern 5 f.

Nähere Beziehungen zu den Menschen, wie sie bei Zwergen und Nixen so häufig sind, erstreben die Riesen selten. Doch finden sich einzelne Beispiele, so Börner 61 ff., Eichendorff, Die Riesen, Zedlitz, Der Gosaunsee.

Nicht selten rauben die Märchenriesen Prinzessinnen, die zu nicht immer appetitlichen Dienstleistungen genötigt und regelmäfsig von kühnen Jünglingen befreit werden. Ein Riese, 'so wild er auch war, so mochte er doch gar wohl ein niedliches Gesichtchen' (Bartsch 501), oder er will eine schöne Bauerntochter heiraten (Jahn 167). Das bekannteste Beispiel ist Bodo von der Rofstrappe (Grimm, Deutsche Sagen 318, vgl. 319). Das Rofstrappenmotiv ist von den Alpen bis zu den Sudeten aufserordentlich verbreitet (Laistner, Nebelsagen 115) und oft auch auf böse Ritter und Mädchenräuber übertragen worden. So finden wir es u. a. noch im Harz bei Mägdesprung (Pröhle, Unterharz. Sagen 2 f., Kuhn und Schwartz 137 f.), in Hessen (Wolf 48), in Steiermark (Grimm, Deutsche Sagen 14), in Baiern (Schöppner I 53 ff.), in Schleswig-Holstein (Müllenhoff 545), in Rügen (Temme 292, Jahn 181). Hierher gehören auch die zahlreichen Sagen vom Jungfernsprung, in denen sich ein braves Mädchen durch einen kühnen Sprung vor den Nachstellungen eines lüsternen Verfolgers rettet und diesen selbst ins Verderben reifst, und von den kühnen Sprüngen eines Ritters oder Reiters. So springt der Ritter Hermann in Treffurt vom Helfenstein über die Werra (Bechstein I 103) und ein anderer infolge einer Wette über eine Felsenkluft bei Zittau (Gräfse I 227). Die bekanntesten Beispiele sind Ludwig der Springer und der von Körner gefeierte kühne Harras, zu denen man noch vergleiche den Sprung Grettir Asmundarssons, des gefeiertsten Helden der isländischen Volkssage, von einem Vorgebirge zum andern (Maurer 221) uud Gredt 460 f., Hertz 277. Auch die Hirschsprünge gehören hierher, so der Hirschsprung an der Höllenthalbahn bei Freiburg im Breisgau (Schwab, Wanderungen durch Schwaben 176), der Eselsprung bei Liebenstein (Bechstein, Wanderungen durch Thüringen 267). — Alle diese Sagenbildungen sind durch eigenartige Steinformen mit anscheinenden Fufsspuren u. dgl. entstanden (Hertz 114). — Eine wundervolle Sage über die Liebestreue der Riesen zu Menschen erzählt Maurer 46 f. aus Island.

Mitunter sind die Riesen anch wohlwollend und gütig gegen die Menschen. So vor allem der fromme Riese Christophorus, der den Heiland über einen Flufs trägt, poetisch verherrlicht von Simrock, auch verwertet von Schwab, Herzog Christoph von Württemberg, 3. Romanze (vgl. Jäger, Aus der Praxis 75 ff., Wolf, Beiträge I 98 f.). Freundlich sind der Riese Schreck in Kopischs Horn von Buren und die Riesen der Lüneburger Heide, wenigstens gegen die Pferde, die sie vor den Peinigungen der Fuhrleute schirmen und zu deren Schutz sie eine grofse Chaussee bauen (Colshorn 137, ähnlich Wolfs Zeitschr. IV 20). Der Riese von Niedeck schützt die armen, schwachen Bauern vor seiner unwissenden Tochter. Fromme Riesen Börner 40, Gräfse I 466 f., Vernaleken, Alpensagen 103. Rübezahl ist, wie Freiligraths Gedicht beweist, doch trotz seiner boshaften Natur im Grunde wohlwollend und freigebig, zumal gegen die Armen (Hopf und Paulsiek für VI 1—3, Musaeus, 3. und 4. Legende). — Den isländischen Riesen wird besonders ihre Treue gegen die Menschen nachgerühmt, die geradezu sprichwörtlich geworden ist. Brentanos Dilldapp ist 'ein gutmütiges Ungeheuer'. Die Riesen in Grimms Märchen Der

starke Hans, Sechse kommen durch die ganze Welt, Die sechs Diener treten bereitwillig in den Dienst der schwächeren Menschen und leisten ihnen die wertvollste Hilfe. Doch das alles sind Ausnahmen.

Eigenschaften. Vortrefflich charakterisiert die Riesen Maurer 38: 'An Wuchs und leiblicher Stärke die Menschen weit überragend, sind die Trolls wild und unbändig, dumm, gefräfsig und blutdürstig; anderseits aber sind sie daneben doch auch wieder geheimnisvollen Wissens und Könnens voll, dabei gutmütig, ehrlich und zumal treu wie Gold. Gegen Beleidigungen sind sie sehr empfindlich und suchen solche schwer zu rächen; anderseits aber erweisen sie sich dankbar für erwiesene Wohlthaten und erzeigen sich auch wohl ohne solchen Anlafs den Menschen hilfreich.' Ähnlich Hertz 64. Da vieles schon in den vorigen Kapiteln zur Sprache gekommen ist, können wir uns hier kurz fassen.

In die Augen fällt vor allem die ungeheure Stärke der Riesen. Den Riesen vom Singerberg bei Arnstadt sind die Menschen, wie dem Fräulein von Niedeck, ein Spielzeug; oft heben sie Rofs und Reiter in die Höhe und setzen sie an einem anderen Orte wieder nieder (Witzschel 85). Sie tragen Kanonen auf der Schulter (Colshorn 26 ff.). Ein Riese schleppt einen 80 Zentner schweren Sack (Grimm, Deutsche Sagen 324). Der Riese im Märchen Sechse kommen durch die ganze Welt trägt alles Gold des ganzen Königreichs in seinem Sacke fort. Riesen tragen ein Schlofs, 'als ob sie einen Futtersack auf der Schulter hätten' (Bartsch 485), oder gar ein Dorf weg (Lyncker 25 f.). Bei Langenschade, einem eine Stunde langen Dorfe bei Saalfeld, sprang der Teufel mit Häusern in der Schürze durch die Luft; einige fielen herunter, das heutige Dorf bildend, und er rief: Das ist schade (Bechstein I 99 f); dieselbe Geschichte von einem Riesen erzählt das. II 261.

Andere Riesen werfen, wie Polyphem, mit ungeheuren Steinen. So soll ein Fels in Hessen einem Riesen aus der Hand gefallen sein (Wolf 47). Die Riesen bei Meifsen werfen sich mit Riesentannen und Steinwacken von vielen Zentnern (Gräfse I 63, vgl. Geyer 164 f.). Die Riesenkinder spielen bei Angermünde mit Steinen, die noch dort liegen (Kuhn und Schwartz 49). Mit Vorliebe werfen sie, oft aus stundenweiter Entfernung, um die ihnen verhafsten Kirchen zu zerstören; doch fehlen sie gewöhnlich ihr Ziel. Die Riesen vom Dolmar und der Geba kegeln mit Felsblöcken (Wucke 19), ebenso die Riesen im Märchen Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet. Auch der Riesenfeind und Riesenverwandte Thor kegelt mit Steinen wie mit Bällen. Vgl. Weinhold, Die Riesen 305 und Dähnhardt, Naturwissenschaftliche Volksmärchen 63.

Der Riese im Märchen Das tapfere Schneiderlein zerdrückt einen Stein, dafs Wasser herausläuft — ein häufiges Charakteristikum der Riesenstärke (s. u.). Ein Riese schlägt mit einem Stein aus einem Stahl so gewaltige Funken, dafs einer allein die ganze Gegend erhellt (Schmitz 23). Ein anderer schlägt mit der Faust ein Loch in einen Berg (Veckenstedt II 11).

Der junge Riese in Grimms gleichnamigem Märchen läfst sich einen zentnerschweren Eisenstab machen, wie ein griechischer Riese eine 200 Pfund

schwere Keule spielend in der Hand wiegt (v. Hahn I 310). Die Wucht seiner Fufstritte ist ebenso verderblich wie die Ohrfeigen des starken Hans, deren Empfänger in die Luft fliegt. Derselbe starke Hans lädt die Ochsen auf einen mit Baumstämmen beladenen Wagen und zieht das Ganze allein mühelos nach Hause, ebenso Andrejanoffs Bärenmensch und der Riese Romeias bei Villingen (Baader, Bad. Volkssagen 72). Colshorns Peter Bär zerschmettert wie Jung Siegfried den Ambofs und alles Eisen und geht dann von dannen mit einem drei Zentner schweren Wanderstabe. Vgl. noch Haltrich 77 ff.

Mit Vorliebe reifsen die Riesen Bäume aus, damit zu kämpfen oder sie als Spazierstock zu benutzen (Dietrich 105). So prügeln sich die Riesen der Rofstrappe mit 60jährigen Eichen, desgleichen die Riesen in Grimms Märchen Das tapfere Schneiderlein. Der starke Hans und der junge Riese reifsen Bäume als Brennholz aus; der Sohn der Frau Hütt benutzt eine Tanne als Steckenpferd, der Riese in Musaeus' Schatzhüter trägt eine ausgewurzelte Tanne, Hauffs langer Holländer acht Baumstämme so leicht wie eine Flofsstange. Zum Ferkelhüten benutzen die Riesen die höchsten Waldbuchen als Ruten, Eichbäume dienen ihnen als Dreschflegel (Kuhn und Schwartz 42 115, Kuhn, Westfäl. Sagen I 119). — Zwei eigenartige Gestalten sind der Tannendreher und Felsenklipperer im Starken Hans. Der Tannendreher dreht eine mächtige Tanne von oben nach unten zu einem Seil für Reisigwellen, der Felsenklipperer bricht mit der Faust grofse Stücke von einem mächtigen Felsen, um sich ein Haus zu bauen. Die Riesen der Lüneburger Heide bröckeln im Nordlande Stücke von den Bergen, so grofs wie ein Haus, und packen eins auf jede Schulter. Zwei kleinere, so grofs wie ein Backofen, steckt jeder in die Ohren (Colshorn 138). In desselben Märchen Peter Bär treffen wir den Steinspieler, der mit der Faust die Quaderstücke aus einer dicken Mauer bricht, den Eisenknüpfer, der Knoten in eine dicke Eisenstange knüpft und wieder auflöst, und den Baumdreher, der sich einen Baumwipfel zur Wiede für Brennholz dreht. Ganz ähnliche Gestalten begegnen in Grimms Märchen Dat Erdmänneken und in einem Märchen, das Rafsmann, Deutsche Heldensage I 360 mitteilt, und ebenso auch bei aufserdeutschen Völkern, so u. a. in Siebenbürgen der Baumdreher und Steinzerreiber (Haltrich 84 ff.), in der Walachei der Steinreiber und Holzkrummacher (Schott 135 ff.).

Der Riesenkönig Asprian im König Rother zerschmettert wie Herakles und Simson einen Löwen wie ein junges Hündlein; ein Riese tötet eine Löwin und frifst ihre Jungen (Wolf, Niederländische Sagen 307). Im Volksbuch von König Eginhard zerdrückt ein Riese einen Löwen wie eine Katze und wirft die Bewohner der Burg mitsamt der Mauer den Berg hinab, zerdrückt vier Steinsäulen und ein eisernes Brunnengitter wie eine frisch gebackene Bretzel. Der Riese in Grimms Märchen Der Trommler prahlt: 'Wölfen und Bären drücke ich die Gurgel zusammen.'

Augenfällige Parallelen bietet die griechische Sage. Polyphem schleppt eine riesige Holzlast, schwingt einen Felsblock, den kaum 22 vierrädrige Wagen schieben könnten, wirft eine abgebrochene Felsspitze, zerschmettert die Ge-

fährten wie junge Hündlein. Atlas trägt das Himmelsgewölbe; die Giganten türmen Berge aufeinander; auch ihre Waffen sind Felsblöcke und Baumstämme (λ 315 ff., η 58 206, Hesiod, Theog. 75, Verg., Än. I 281 f., Horaz III 4 53 ff., Ovid, Met. 1 152 ff.). Verwandt sind ihnen die steinschleudernden Lästrygonen (κ 120 ff.) und die berganstürmenden Aloaden, die jährlich eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Länge wachsen (λ 309 ff., Verg., Än. VI 582 ff., Welcker, Kl. Schriften V 411 ff.).

Der Gröfse entspricht die Stimme der Riesen. Die Riesen vom Dolmar und der Geba, zwei mindestens fünf Stunden voneinander entfernten Bergen, unterhalten sich miteinander von ihren Höhen (Wucke 19; ähnlich Börner 39, Grimm, Deutsche Sagen 20; viele Beispiele Grimm, Mythol. 520). Vor dem Schnauben eines Riesen erzittern alle Blätter an den Bäumen (Maurer 279). Sigenots Atemzüge bewegen die Bäume. Der Riese Skrymir in der Edda schnarcht, dafs die Erde bebt, ebenso der Riese im Tapfern Schneiderlein, dafs die Baumäste im Sturmwind rauschen. Ein Riese zieht eine Prinzessin mit seinem Atem an sich (Gonzenbach I 305, ähnlich Haltrich 202), bläst einen Berg um (Colshorn 117). Die Riesen der Lüneburger Heide keuchen unter ihrer Steinlast, dafs der Sand vor ihnen herfliegt wie grofse Wolken und so die Sandwehen in der Lüneburger Heide entstehen. Fürchterlich und Entsetzen erregend ist die Stimme Polyphems: περὶ δ' ἴαχε πέτρη (ι 395).

Ebenso ist der Appetit der Riesen ein ungeheurer (s. o. die Brobdinagianer Swifts). Der Riese in der goldenen Gans hat einen ganzen Bauernhof voll Raspelbrot gegessen und mufs sich noch vor Hunger den Bauch mit einem Riemen zuschnüren. Einen aus allem Brot des Königreichs gebackenen Berg vertilgt er in einem Tage. Der Dicke im Märchen Die sechs Diener verschlingt 300 Ochsen mit Haut und Haaren und fragt, ob nichts mehr zum Frühstück da wäre. Den Wein trinkt er ohne Glas aus Fässern, wie Prinz Knatterstiefel in Seidels Märchen Prinzessin Zitrinchen das Bier, während der Riese bei Havelberg mäht und zwischen jeder Schwade eine Tonne Bier austrinkt (Kuhn, Märkische Sagen 140) und ein russischer Riese zu einem gebratenen Ochsen einen Kessel Bier leert, den 27 Menschen tragen müssen (Dietrich 66). Recht bescheiden sind dagegen verhältnismäfsig der Riese im Märchen Der Riese und der Schneider und Colshorns Peter Bär. Ein Riese verschluckt einer Bäuerin 20—30 Pfund schwere Brote und meint bei ihren Klagen naiv, so kleine Krümelchen seien doch des Lamentierens nicht wert (Kuhn, Westfäl. Sagen I 119). Vgl. auch das niederdeutsche Lügenmärchen bei Colshorn 39 ff. — Recht anständig ist auch der Appetit der eddischen Riesen und ihres Bezwingers Thor. So verzehrt dieser in der Hymiskvidha zwei Ochsen, Thrymskvidha 26 einen Ochsen und acht Lachse und trinkt dazu drei Kufen Met, Gylfag. 46 trinkt er, dafs das Weltmeer abnimmt. Utgardaloki verschlingt einen grofsen Trog voll Fleisch und den Trog selbst. — Polyphem frifst früh und abends je zwei Griechen, der tartarische Polyphem gar täglich zwölf Menschen, nachdem er mit aus der Erde herausgerissenen Bäumen 50—60 Menschen erschlagen hat.

Von der Grausamkeit der Riesen ist schon in anderem Zusammenhang

gesprochen worden. Begreiflich ist, dafs sich mit der Stärke Roheit und Wildheit paart. Widolt im König Rother wird an einer Kette geführt, denn wehe, wenn er losgelassen! Die Riesen der Rofstrappe 'übten Raub, Mord und Gewaltthat'. Der Riese Gedeon in der schönen Melusine ist ob seiner Grausamkeit der Schrecken des ganzen Landes, ebenso dort der Riese Grymhold von Garande, den das Volk den grofsen Volant oder Teufel nennt, der das Land verwüstet und mit Totenbeinen besäet und in einer Höhle viele Gefangene einkerkert. Ein Riese schneidet die Seile ab, an denen sich die Vogelfänger an den steilen Felsen herablassen, so dafs sie zu Grunde gehen (Maurer 49). So richten sie durch ihre Roheit und Wildheit viele Schädigungen bei den Menschen an. Die Riesen der Zittauer Gegend waren 'ein rohes und wildes Geschlecht, das die Götter verachtete und die Menschen verfolgte, von Jagd und Raub lebte und einen schrecklich sündhaften Wandel führte' (Haupt I 81 f.). Aufserordentlich boshaft, heimtückisch und verlogen ist der Riese in Haltrichs Märchen Die drei Brüder und der Hüne. Vielfach sind sie hoffärtig, stolz und übermütig, wie Frau Hütt und der König Watzmann. Der Riese Haymon hat 'ein übermütig, stolz und aufgeblasen Herz' (Zingerle 89). Das steigert sich bis zur frechsten Verachtung der Götter. Ein Riese ist ein gottloser Götzendiener (Dietrich 66). So wohnte in Ostpreufsen 'vor Zeiten ein wildes Riesenvolk, das zuletzt gar die Götter verhöhnte' (v. Tettau und Temme 232). — Das bekannteste Beispiel der Gottlosigkeit der Riesen ist wiederum Polyphem, der sich nicht kümmert

> Um den König des Himmels
> Noch um die seligen Götter; denn wir sind besser als jene. (ι 275 f.)

Die Titanen, die Tosenden, wie Nägelsbach, Homer. Theologie 395 den Namen erklärt, und die Giganten führen sogar Krieg gegen die Götter, wie die eddischen Jötunen die Asen, und die neugriechischen und litauischen Riesen sogar Gott befehden wollen (Schmidt, Märchen der Neugriechen 1 ff., Veckenstedt I 121 f. 200 ff., II 11 ff. u. o.).

Manche Riesen besitzen übermenschliche Zaubergaben (Maurer 40). Die Riesen der Rofstrappe sind 'Heiden und Zauberer'. Ein zauberkundiger Riese verwandelt sechs Prinzen und eine Prinzessin in Stein (Asbjörnsen und Moe II 59, ähnlich Veckenstedt I 120). — Auch sich selbst können die Riesen verwandeln. So nimmt Thiazi, 'der vor Stärke strotzende Thurs' (Grimnismol 11) Adlergestalt an, vgl. Vafthrudnismol 37, ebenso Suttung, der Bewahrer des Odrerir, des Dichtertrankes aus Kwasirs Blut, dessen Raub durch Odin ein häfsliches, spätes, aber durch Cornelius schöne Oper Gunnlöd poetisch verklärtes Skaldenmärchen erzählt. — Besonders Rübezahl ist, wie oben im einzelnen nachgewiesen, aufserordentlich zauberkundig; so tritt er in Musaeus' 5. Legende als kopfloses Gespenst auf.

Im allgemeinen aber sind die Riesen trotz einzelner Züge von Weisheit, worüber schöne Bemerkungen bei Grimm, Mythol. 495 f., geistig beschränkt, ja dumm und werden so von viel schwächeren Menschen durch deren gröfsere

Schlauheit und von den klügeren Zwergen (Temme 214) leicht überlistet. Wie so oft, paart sich Kraft und Gröfse mit engem Horizont. Wieder ist zuerst an Polyphem zu erinnern, der dem klugen Utis, wie in vielen anderen Sagen der Riese dem Garniemand, Ichselbst, Selbergethan erliegt. Atlas fällt auf Herakles' plumpe List herein. So verstehen es in Grimms Märchen Das tapfere Schneiderlein und Der Riese und der Schneider zwei schwache, aber durchtriebene Schneider, die Riesen gründlich übers Ohr zu hauen. Das Schneiderlein zerdrückt Käse statt Steine und imponiert so dem dummen Ungeheuer gewaltig durch seine Kraft — auch das eine häufig wiederkehrende List — und foppt ihn in ähnlicher Weise weiter. Damit vergleiche Kopisch, Wie Ralf dem Riesen half. Ebenso betrügt in dem norwegischen Märchen Asbjörnsen und Moe I 46 ff. der dumme Aschenbrödel den Troll. Zuletzt steckt er das Essen in seinen Schnappsack und schneidet ihn, seinen vorgeblichen Bauch, auf, um mehr essen zu können. Der Riese macht es nach und geht kläglich zu Grunde. Dasselbe erzählt ein sizilianisches Märchen (Gonzenbach I 300). Ein Knabe blendet einen Riesen unter dem Vorwand, er wolle ihm neue viel besser sehende Katzenaugen einsetzen (Laistner, Rätsel der Sphinx II 112 121 ff.). Den drei Riesen im Märchen Der gelernte Jäger wird nach einem sehr beliebten Märchentypus (z. B. Schleicher, Litauische Märchen 130 ff., Haltrich 85, Schott 136, Andrejanoff, Der Bärenmensch) von einem Zwerglein übel mitgespielt; vgl. ferner das Märchen Der Trommler und den Popanz in Brentanos Dilldapp. — Auch Thors riesische Gegner sind meist dumm.

VERGLEICHUNG VON RIESEN UND ZWERGEN

Ich verweise dafür auf meine Ausführungen oben S. 374 und Lehrproben 62 S. 73 79, ferner auf die interessanten Bemerkungen von Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde VII 8 ff., die hübsche Darstellung von Wolfgang Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung I 96 und auf Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum II 12 21 ff.

Die Riesen sind den Menschen feindlich, die Zwerge freundlich. Die Riesen sind Jäger und Hirten, ohne Ackerbau und Handwerk, die Zwerge treiben Ackerbau, Handwerk, Bergbau, alle häuslichen Verrichtungen aufs geschickteste und kunstreichste.

Die Riesen hausen roh, einzeln, ohne Ordnung, staaten- und gesetzlos, die Zwerge wohnen zusammen unter Königen, in festen staatlichen Verhältnissen.

Wie die Riesen, so lebten die Menschen in den ältesten Zeiten staatenlos, als Hirten und Jäger, sich alles, was sie bedurften, selbst fertigend — wie die Riesen. Allmählich lernten sie Staaten gründen, die Schätze der Erde ausnutzen, schritten zu Ackerbau und Handwerk fort — wie die Zwerge.

Ich schliefse mit den Worten Wilhelm Grimms aus der Einleitung zu den Märchen: 'Das die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer milden und tückischen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwergenwesen lebt hier (in den Märchen) noch in den Bildern und Formen fort, in welchen es die alten . . .

Gedichte darstellen; das Übermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlich naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, wie die Schlauheit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich.'

HILFSMITTEL UND QUELLEN

Die litterarischen Hilfsmittel zur Kenntnis der deutschen Mythologie sind unübersehbar.

Die unerschöpfliche Fundgrube ist noch heute

J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Auflage besorgt von E. H. Meyer.

Von späteren Darstellungen erwähne ich nur

Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie.

Uhland, Der Mythus von Thor; Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.

Holtzmann, Deutsche Mythologie.

Hermannowski, Deutsche Götterlehre.

E. H. Meyer, Germanische Mythologie; Deutsche Volkskunde.

Golther, Handbuch der germanischen Mythologie.

Hermann, Deutsche Mythologie.

Mogk, Abrifs der germanischen Mythologie in Pauls Grundrifs der german. Philologie² Band III und in knapper Zusammenfassung bei H. Meyer, Das deutsche Volkstum 317 ff.

Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart, 2. Auflage.

Populären und Schulzwecken dienen:

Kauffmann, Deutsche Mythologie² (Göschen).

Klee, Deutsche Mythologie (Velhagen und Klasing).

Golther, Götterglaube und Göttersagen der Germanen (Ehlermann), und besonders

Zehme, Germanische Götter- und Heldensage.

Reiches Material auch bei

Lyon, Die Lektüre II 1, 250 ff.

Ein recht empfehlenswertes populäres Prachtwerk ist

Döpler und Ranisch, Walhall, Die Götterwelt der Germanen.

Für die Heldensage kommen vor allem in Betracht

W. Grimm, Deutsche Heldensage, 3. Auflage besorgt von Steig.

Rafsmann, Die deutsche Heldensage.

Jiriczek, Deutsche Heldensage (Göschen); Deutsche Heldensagen Band I.

Symons, Abrifs der Heldensage in Pauls Grundrifs Band III.

Griechische und römische Mythologie:

Welcker, Griechische Götterlehre.

Nägelsbach, Homerische Theologie; Nachhomerische Theologie.

Preller-Robert, Griechische Mythologie.

Preller-Jordan, Römische Mythologie.

Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte } in Iwan Müllers Handbuch d.
Wissowa, Religion und Kultus der Römer } klass. Altertumswissenschaft.

Gilbert, Griechische Götterlehre.

Rohde, Psyche, 2. Auflage.

Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.
Steuding, Griechische und römische Mythologie (Göschen).

Hillebrandt, Vedische Mythologie.
Oldenberg, Die Religion des Veda.
Tiele, Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Grofsen.

Lippert, Die Religionen der europäischen Kulturvölker.
Tylor, Die Anfänge der Kultur.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der den indogermanischen Völkern gemeinsamen religiösen Vorstellungen bietet Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde s. v. Religion; vgl. auch die Artikel Ahnenkult, Gott, Opfer, Orakel, Priester, Tempel, Totenreich, Zauberei und Aberglaube, Zwerge.

Weitere litterarische Nachweise im Texte.

An Quellen kommen besonders die Volkssagen in Betracht. Vgl. die Bibliographie von E. H. Meyer, German. Mythol. 30 f. und Mogk in Pauls Grundrifs III 505 ff. Für Thüringen s. auch die Zusammenstellungen bei Regel, Thüringen II 2 708 ff. 750 f.

Eine Fülle von Stoff enthalten die zahlreichen landschaftlichen, der Volkskunde und Heimatsgeschichte gewidmeten Zeitschriften, am bequemsten zusammengestellt in den Jahresberichten für german. Philologie. Ferner Wolf und Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, 4 Bände; Veckenstedt, Zeitschr. für Volkskunde, 4 Bände; Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von Weinhold, seit 1891, und vieles andere.

Aus der Masse der älteren Überlieferungen ragen hervor:

Gervasius von Tilbury, Otia imperialia, herausgegeben von Liebrecht.
Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum, herausgegeben von Strange.
Die Zimmerische Chronik, herausgegeben von Barack, und die zahllosen reichhaltigen, aber unzuverlässigen Schriften des Massenschreibers Praetorius.

Von modernen Sagensammlungen sind benutzt:

Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen.
Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes (als Bechstein citiert); Sagenschatz des Frankenlandes.
Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen.
Wucke, Die Sagen der mittleren Werra u. s. w., neu bearbeitet von Ullrich.
Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen.
König, Thüringer Sagenschatz.
Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg.
Börner, Sagen des Orlagaus.
Grefs, Holzlandsagen.
Geyer, Osterlandsagen.
Wolf, Hessische Sagen.
Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen.
Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes.
Gräfse, Sagenschatz des Königreichs Sachsen.
Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz.
Pröhle, Harzsagen; Unterharzische Sagen. Beides auch in einem Bande vereint.
Harrys, Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens.
Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.
Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen.
Kuhn, Märkische Sagen und Märchen; Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen.
Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg.
Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg.
Strackerjahn, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg.
Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen.
Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen.
Reusch, Sagen des preufsischen Samlandes.
v. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreufsens, Litauens und Westpreufsens.
Montanus, Die Vorzeit. Sagen und Geschichten der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Westfalen, herausgegeben von Waldbrühl.
Wolf, Niederländische Sagen.
Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes.
Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes.
Hocker, Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden.
Simrock, Rheinsagen.
Stöber, Die Sagen des Elsasses, neu bearbeitet von Mündel; Oberrheinisches Sagenbuch.
Hertz, Deutsche Sage im Elsafs.
Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden; Neugesammelte badische Volkssagen.
Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben.
Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben.
Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie (bairische Sagen).
Schöppner, Sagenbuch der bairischen Lande.
Vernaleken, Alpensagen; Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich.
Zingerle, Sagen aus Tirol.
Rochholz, Naturmythen, neue Schweizersagen.
Wyfs, Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz.
Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen und Mähren; Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.
Peter, Volkstümliches aus Österreichisch Schlesien.
Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen.

W. Grimm, Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen.
Grundtvig, Dänische Volksmärchen.
Afzelius, Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit.
Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen.
Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeistergeschichten.
Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart.
Grimm, Irische Elfenmärchen; die Einleitung ist citiert nach W. Grimm, Kleine Schriften I 405 ff.
Schleicher, Litauische Märchen, Sprichwörter, Rätsel und Lieder.
Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer).
Andrejanoff, Lettische Märchen.

Dietrich, Russische Volksmärchen.
Schott, Walachische Märchen.
v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen.
B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen; Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder.
Gonzenbach, Sizilianische Märchen.

Die deutsche und aufserdeutsche volkstümliche Überlieferung ist in reichstem Umfange verwertet in den Büchern von Laistner, Nebelsagen und Das Rätsel der Sphinx, die daher als Stoffsammlungen recht wertvoll sind.

Für die Märchen ist grundlegend Benfey, Pantschatantra, und seine Zeitschrift Orient und Occident; ferner die Anmerkungen der Gebrüder Grimm zu den Kinder- und Hausmärchen und die zahlreichen Aufsätze und Anmerkungen von Reinhold Köhler, nach seinem Tode gesammelt in den Kleineren Schriften zur Märchenforschung und den Aufsätzen über Märchen und Volkslieder.

An Volks- und Kunstmärchen sind aufser den erwähnten noch herangezogen:

Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
Colshorn, Märchen und Sagen.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
Musaeus, Volksmärchen der Deutschen.
Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen.
Tieck, Phantasus.
Brentano, Märchen.
Hauff, Märchen.
Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.
Mörike, Märchen.
Storm, Geschichten aus der Tonne.
Leander, Träumereien an französischen Kaminen.
Baumbach, Sommermärchen; Erzählungen und Märchen; Neue Märchen.
Seidel, Wintermärchen.
Linz-Godin, Märchenbuch.
v. Rohrscheidt, Sinnen und Minnen, Märchen und Märchenartiges.
Blüthgen, Hesperiden.
Carmen Sylva, Märchen einer Königin.
Andersen, Märchen.
Märchen aus 1001 Nacht.
Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern.

BEMERKUNGEN ZUM OBEREN GYMNASIALUNTERRICHT IN ÄLTERER DEUTSCHER GESCHICHTE

Von Rudolf Wustmann

Der Spiegel des falschen und des wahren Unterrichts ist das Wort: *Non scholae, sed vitae discimus.* Ich möchte es für den oberen Geschichtsunterricht mit zwei Bemerkungen aus den preufsischen und den sächsischen Lehrplänen übersetzen: 1) es kommt vor allem darauf an, die Fähigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit zu entwickeln; 2) neben der Lehraufgabe hat der geschichtliche Unterricht noch den besonderen Zweck, die Liebe zum Vaterland zu pflegen und das jugendliche Gemüt für die Aufgaben der Menschheit zu begeistern.

Gemeinsinn und Staatssinn unserer Jugend lassen sich gewifs an der blofsen, aus der Gegenwart abstrahierten Idee entzünden. An einer blofsen Idee begeistert sich aber auch der Anarchist. Und 'Bürgerkunde' als System zu behandeln und mitzuteilen, dürfte im Unterricht immer mit der Gefahr des Langweilens, des Ertötens des unwillkürlichen Interesses dafür verbunden sein. An der Hand der Geschichte aber läfst sich hier ungezwungen viel erreichen. Der reine Staatsgedanke ist ja ziemlich jung. In dreierlei Form hat er sich in Deutschland allmählich befestigt und geklärt: als Reichsgedanke, als Einzelstaatsidee und als städtisch-republikanischer Staatsbegriff. Obwohl das alte Reich zu Grunde gehen mufste, ist es doch bis zum Ende des XVIII. Jahrh. mit zunehmender Intensität und Differenzierung verfassungsmäfsig durchgedacht worden, hat auch eine Menge Verwirklichungen von Teilen des Reichsgedankens erlebt: das läfst sich namentlich bei Gelegenheit von Maximilians I. Regierung erläutern, wie Baldamus in diesen Jahrbüchern gezeigt hat. Das alte Reich war während der letzten Jahrhunderte seines Bestehens gleich einem kranken, dem Tode verfallenen Körper, dessen Verstand mit zunehmender Deutlichkeit das, was an ihm lebte, erkannte; dieses theoretische Nachdenken hat im XIX. Jahrh., wenn auch nur indirekt wirksam, Frucht getragen. Und so darf das Wesentliche der Gedanken der grofsen deutschen Reichsrechtslehrer des XVII. und XVIII. Jahrh. im Unterricht ebensowenig unterdrückt werden, wie der Zersetzungsprozefs, die preufsisch-österreichischen oder besser die antihabsburgischen, von Sachsen begonnenen und von Preufsen durchgeführten deutschen Kämpfe, ausführlich dargestellt zu werden pflegt.

Die Städte haben nur kurze Zeit als kleinere Staatswesen dem Reichsgedanken erfolgreich Konkurrenz machen können. Aber an der Ausbildung

dessen, was wir heute unter öffentlicher und Staatsverwaltung verstehen, sowie an dem wachsenden Eintreten des Staatsgebildes für soziale und Kulturzwecke haben sie hervorragend Anteil genommen, wie sie noch heute einen grofsen Teil davon in der Hand haben. Die Stadt, nicht der Staat, ist die Wiege des Handelsrechts gewesen, die städtischen Schöffenstühle waren jahrhundertelang wichtige Fortbildner des deutschen Rechtes. Diese Thatsachen, am Heimatsorte erläutert, sind nicht nur für die jetzt noch freien Reichsstädte unterrichtlich von Wert, sondern für den Gymnasiasten jeder gröfseren deutschen Stadt. Viel gröfseres Gewicht hat aber jedenfalls für die geschichtliche Einwurzelung des öffentlichen Interesses und der Staatsidee die Verfassungsentwickelung der Landesherrschaften: auf diesem Gebiete besonders wird man eine Bereicherung und Vertiefung des Unterrichts zu dem Zwecke ruhigen Verständnisses der Gegenwart wünschen können. Landeshoheit, Ständewesen, Landesverwaltung und -verteidigung, Steuer sind alles Dinge, deren Anfänge im späteren Mittelalter liegen und dort in ihrer einfachen Zusammensetzung zum erstenmal gezeigt werden müssen. Die Erkenntnis des heutigen, fortgeschrittenen Zustandes gegenüber dem damaligen, die Beobachtung der allmählichen Vervollkommnung, pflanzt ganz von selbst den Sinn dafür ein, sich bei eigener Lebenszeit für die weitere Verbesserung dieses hervorragenden Teiles der Menschenkultur zu interessieren und vielleicht berufsmäfsig an dem einen oder anderen seiner Punkte mitzuarbeiten. Die Einsicht in die zunehmende Reinigung und Sozialisierung des Staatsbegriffs aus dem einer fürstlichen Privatherrschaft in den des zusammengefafsten öffentlichen Wesens, die jahrhundertelange Bewährung der Entwickelungstendenz innerhalb dieses Rahmens dahin, dafs wir einer für den anderen da sind: ich weifs keinen Lehrstoff, der sozial und staatlich erziehlicher wäre.

Die individuell-ethische Seite des Geschichtsunterrichts zur Geltung zu bringen, wird in der Hauptsache Aufgabe des Lehrers sein. Ein begeistert gesprochenes Wort wirkt weiter zur Erzeugung von Begeisterung; gedruckte Herrscheranpreisungen empfindet der reife Schüler als geschmacklosen Firnis, unter dem die ruhige Farbe zu erkennen im besten Falle seine Kritik rege wird, der ihn im schlechtesten Falle dazu verleitet, das Gegenteil von dem zu glauben, was er zu lesen bekommt. Auch Anekdoten, dieses beliebte und berechtigte Mittel der ethischen Individualisierung, gehören nicht in die Lehrbücher, sondern nur in den Mund des Lehrers: gut vorgetragen — Riehl war darin Meister — müssen sie sofort unvergefslich haften. Nicht anders endlich sittliche Betrachtungen älterer Ereignisse von einem geläuterten oder vom Standpunkt der Gegenwart aus.

Mach hat in einem seiner reifen populären Vorträge da, wo er von dem Gemeinsamen der naturwissenschaftlich-technischen und der philologisch-historischen Wissenschaften, von der Einheit der Bildung redet, darauf hingewiesen, dafs die eine Gruppe gern von Ursache und Wirkung, die andere gern von Motiv und Handlung rede. Nun ist klar, dafs die Naturwissenschaft mit den Begriffen Ursache und Wirkung auskommt, während die Kulturgeschichte analog

der steigenden Entwickelung des Bewufstseins in zunehmendem Mafse die Begriffe subjektiver Grund und bewufste Handlung daneben brauchen wird. Denn darin besteht im wesentlichen die Zunahme der äufseren Kultur der Menschheit, dafs zwischen die drängenden Umstände und unsere daraus erfliefsenden Handlungen mit immer gröfserer Energie das menschliche Bewufstsein tritt, in das Gegebene der Umstände immer gründlicher eindringend und unsere Handlungen zu immer zweckmäfsigeren Ergebnissen der augenblicklichen Lage gestaltend. Wir sind heute der Meinung, auf einer hohen Stufe der Bewufstseinsmitwirkung an unseren Handlungen angelangt zu sein; aber diese Höhe ist immer nur relativ: neben den auf einem erkannten Grunde basierten Handlungen stehen immer noch massenhaft blofse Ursachen und Wirkungen im Menschenthun, und je weiter zurück, einen desto gröfseren Raum nahmen sie ein. Im ganzen wird man sagen dürfen, dafs der Forderung unserer Lehrpläne, die Geschichte im Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu lehren, nicht genügend entsprochen wird. Warum verfiel die ritterliche Kultur so rasch? Warum scheiterten die kulturell voraus entwickelten Städte gegenüber den Fürsten? Wo überall liegen die Gründe des Verfalls der Hansa und des preufsischen Ordensstaates? Was sind die Ursachen der zünftischen, der Bauernrevolutionen gewesen? Warum mufste Brandenburg, abgesehen von den bewufsten Handlungen einiger sehr thatkräftiger unter seinen Herrschern, die anderen ostdeutschen Kolonialstaaten überflügeln? Welche Ursachen kennen wir für die verschiedene Wirkung der wiederholten antiken Kultureinströmungen, für die verschiedenen Gestaltungen des mittelalterlichen Christentums? Alle diese Fragen sind im grofsen und ganzen einem Primaner klar zu beantworten.

Wer eine Zeit lang im Ausland gelebt hat oder auch nur zusammenhängend mit Ausländern verkehrt hat, weifs, wie unwahr es ist, unsere Schüler glauben zu machen, sie lernten Weltgeschichte. Was von der Antike abgesehen gelehrt wird, ist deutsche Geschichte, mit gelegentlichen engen Ausblicken in die auswärtige politische Geschichte, vereinzelt mit provinziellem Accent. Inhaltlich wird sich daran insofern nicht viel ändern lassen, als Zeit und innere Notwendigkeit die wesentliche Einschränkung auf die deutsche Geschichte fordern. Eine, und zwar die uns zunächst liegende, europäische Nationalentwickelung, in ausführlichem Zusammenhang dargestellt, kann in mancher Beziehung als Typus mit für die andern gelten. Aber das Bewufstsein, dafs unsere deutsche Geschichte nur einen Streifen in dem Fächer der Nationengeschichte bildet, sollte in der Schule stärker entwickelt werden als es geschieht. Wir erwähnen im Unterricht auswärtige Nationen in der Hauptsache nur, wenn sie uns oder wenn wir sie bekriegt haben. Daneben mufs aber das eigentümliche ihrer Kulturentwickelungen wenigstens markierend gesagt werden. Häufigere weltgeschichtliche Überblicke, etwa seit 1200 an jeder Jahrhundertwende, mit Einbeziehung der deutschen Entwickelung, aber mit Einschränkung dieser auf dasselbe Mafs der Ausführlichkeit, mit dem dabei die aufserdeutschen Völker behandelt werden, sind zu dem Zwecke zu empfehlen. In solchen einstündigen Überblicken, die den Gang der deutschen Geschichte mit einer gewissen Regel-

mäfsigkeit unterbrechen müfsten, und deren Inhalt in einer Zahlentabelle niedergelegt werden kann, so dafs der Text des Lehrbuchs für die deutsche Geschichte vorbehalten bliebe, läfst sich die aufserdeutsche Geschichte kurz zusammendrängen, ohne dafs ihr eigentümlicher Wert und Zusammenhang, bei dem gemeinsamen anderen Wertmafsstab dieser Übersichten, zu kurz käme.

Neben die Forderung nach besseren Unterlagen für den Begriff Weltkultur müssen wir freilich die andere stellen: mehr Heimatgeschichte. Mit der Heimatgeschichte wird auf der Bürgerschule ein so guter Anfang gemacht, und auf der höheren Schule bleibt sie so gut wie ganz liegen. Der Primaner hört und lernt von Städteentstehung, von Territorialbildung, von Geschlechtern und Zünften, vom Rittertum, aber wie seine engere Heimat an alledem teilgenommen hat, erfährt er nicht. Wieviel Geschichte lehren die ältesten Strafsennamen, die alten Bauten, die innere Stadtanlage aller unserer Gymnasialstädte, wieviel die nächsten Dorfnamen, Landstrafsenzüge, Burgruinen, von den stadtgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Sammlungen der Vaterstadt zu schweigen. Und wie wenig geschieht, dieses vor den Augen liegende historische Material zum Sprechen zu bringen! Wir müssen es uns zur Pflicht machen, alle gemeindeutsche Kulturgeschichte durch die Zeugen der engeren Landesgeschichte zu illustrieren. Der bayerische, der schwäbische, der elsässische Primaner sollen jeder aufser Walther von der Vogelweide auch die gröfsten Vertreter des Minnesanges aus ihren Heimatlandschaften kennen. Auch die heimatliche Territorialgeschichte darf nicht stumm bleiben. In der Mark Brandenburg wird darin wohl nichts versäumt, aber am Rhein, in Thüringen und Sachsen interessieren viele der brandenburgischen Herren nicht so sehr wie die altrheinischen Herrschaftsverhältnisse, die bunte Entwickelung Thüringens und die Gestalten der einheimischen Wettiner.

Der erzieherische Wert des kulturgeschichtlichen Unterrichts beruht darauf, dafs die Schüler jeden Beruf, auch den ihres Vaters und den von ihnen selbst zu ergreifenden, als geschichtliche Erscheinung im Dienste und als notwendigen Teil des sich entwickelnden Kulturganzen ansehen lernen. Wer nur Kriegsgeschichte unterrichten wollte, müfste annehmen, dafs lauter zukünftige Moltke und Majore vor ihm säfsen; es sind aber durchschnittlich mehr Pufendorf und Landgerichtsräte darunter u. s. w. Die neuen Lehrpläne, namentlich der preufsische, fordern darum sehr entschieden die Einbeziehung der Kulturgeschichte in den oberen Geschichtsunterricht. Und viele Lehrbücher bemühen sich daraufhin sichtlich, dieser Forderung gerecht zu werden. Etwas Ausgeglichenes, Reifes ist dabei bis jetzt wohl noch nicht zu Tage getreten. Verhältnismäfsig ausführlich sind einerseits gewisse wirtschaftliche und soziale Entwickelungen aufgenommen worden, anderseits liegt die Geschichte der Künste noch ganz im argen, von den grofsen geistigen Häutungen des Germanen zum mittelalterlichen Deutschen und dieses zum neueren Menschen des XV. bis XVIII. Jahrh. ganz zu schweigen. Um Raum dafür zu gewinnen, diese wichtigsten Dinge dem Primaner nahe zu bringen, werden wir die politische Geschichte ohne Bedenken noch mehr beschneiden müssen, als bis jetzt dem

zu liebe, was jeder als Kulturgeschichte bringen zu sollen geglaubt hat, geschehen ist. Ein so besonnen zusammengestelltes Lehrbuch wie das Neubauersche z. B. druckt in seiner Darstellung der staufischen Geschichte unter anderen folgende vier Namen als notwendig zu merken gesperrt: Alkamil, Imadeddin Zenki, Tortana, Astura. Hand aufs Herz: welcher Leser dieser Zeilen, der nicht Fachhistoriker ist, weifs etwas von diesen Imadeddin u. s. w.? Brauchen sie unsere Primaner zu lernen? Ist es nicht wichtiger, dafs sie etwas ordentliches von der grofsen ostdeutschen Kolonisation zur Stauferzeit erfahren, ohne die es kein Preufsen, kein Sachsen, kein Österreich gäbe — und die Neubauer in zwei ganz allgemein gehaltenen Sätzen erledigt? Zufällig sind wir über die Einzelschicksale germanischer Völker und Völkersplissen während der sogenannten Völkerwanderung, die in Wahrheit im wesentlichen eine grofse ostgermanische Wanderung war, recht genau unterrichtet. Dürfen wir deshalb das Gedächtnis unserer Schüler mit dem ausführlichen Prast dieser meist ergebnislos gebliebenen Einzelheiten belasten? Ist es nicht wichtiger, ihnen klar zu machen, warum aus all der germanischen Volkskraft und Tapferkeit, die in Südwesteuropa verspritzt wurde, kein deutsches Ergebnis hervorging? Und sie aber auch darauf hinzuweisen, wie das germanische Blut an der weiteren Kultur dieser Nationen mitgearbeitet hat: der gröfste italienische Maler, Tiziano Vecelli, ist als südtiroler Knabe nach Venedig hinuntergestiegen — ähnlich wie neuerdings der Tiroler Segantini nach Mailand — und gehört einer Familie an, die noch wenige Geschlechter vor ihm ihre deutsche Abkunft in der Schreibung ihres Namens (Guecelli, d. i. Wezel) erkennen liefs.

Mit den Künsten beschäftigt sich das Gymnasium von zwei Seiten her, technisch und geschichtlich. In gewissen Stunden wird gesungen, gezeichnet, geturnt, Dichtung ästhetisch gewonnen und reproduziert, in anderen von Bach und Mendelssohn, Dürer und Cornelius, Wolfram von Eschenbach und Schiller und Jahn und dem zeitlich eigentümlichen ihrer Kunst und ihres Wollens kurz berichtet. Die Geschichtsstunde hat die Aufgabe, alle diese Erscheinungen an ihrem Orte in den grofsen zeitlichen Rahmen einzufügen und gerade an ihrer besonderen Stelle als Zeitausdruck und -stufe erscheinen zu lassen. Die deutsche Stunde wird zwar auch einen kurzen historischen Unterbau jedes in seinem besonderen Wesen zu erklärenden Werkes nicht missen wollen, ihr Hauptgewicht liegt aber in dem eingehenden ästhetischen und ethischen Erstehenlassen bedeutender Litteraturwerke als Dinge an sich, in ihrem dauernden Werte, nicht in ihrer zeitlichen Bedingtheit. Insofern hat den Künsten gegenüber der historische Unterricht eine Aufgabe zweiten Ranges, während die ersten Ranges dem Lehrer des Deutschen, des Gesanges u. s. w. zufällt.

Ob die grofse bildende Kraft der Künste im Gymnasium annähernd so zur Wirkung gebracht wird, wie man es sich gut und gerne denken könnte? Für die Dichtung wird man die Frage im allgemeinen bejahen können, für die Musik nur bedingt; für die bildende Kunst ist sie wohl immer noch zu verneinen. 'Tiutsche man sint wol gezogen' ist schon auf manchem Sedanaktus deklamiert worden; der Gesanglehrer wagt nicht, über das XIX. Jahrh. zurück-

zugreifen. Und doch hat Bach seine sogenannten Kantaten — er nannte sie Konzerte — aus einem Schule und Kirche gemeinsam gewidmeten Leben heraus geschaffen, für Chorkräfte, denen unsere heutigen Gymnasialchöre, abgesehen von den Solistenleistungen, weit überlegen sind. Warum wird nicht jedes oder wenigstens so manches Schuljahr hier und dort bei der ersten Versammlung der Schulgemeinde nach Ostern mit dem ersten grofsen Chor des für den dazugehörigen Sonntag Quasimodogeniti komponierten Konzerts 'Halt im Gedächtnis Jesum Christ' eröffnet? Warum nicht das Winterhalbjahr mit der ersten Hälfte des gewaltigen Konzerts auf den 14. Sonntag nach Trinitatis: Wer Dank opfert, der preiset mich? Und das letzte Quartal mit den beiden ersten Chören des Epiphaniaskonzerts: Sie werden aus Saba alle kommen?[1]) Dürfen wir uns davon nicht eine Veredelung des Festsinnes des künftigen Geschlechts versprechen? — Auch die Erwerbung des Lebensgewinnes, der aus dem verständigen Betrachten von Werken der bildenden Kunst fliefst, kann anbahnend gelehrt werden. Erste Bedingung dafür ist, das Auge häufig und zusammenhängend auf dem, was zu verschiedenen Zeiten die Reife einer jeweiligen Kunstrichtung bedeutet, ruhen zu lassen und diese Werke mit dem inneren Auge möglichst auswendig zu lernen. Wie jedes Gymnasium seine naturwissenschaftliche Sammlung, seine Schülerbibliothek und seinen kleinen Musikalienschrank hat, braucht es auch sein kleines Schulmuseum: die Seemannschen Wandbilder. Wieviel technisch Wichtiges kann der Zeichenlehrer, wieviel geschichtlich Bedeutendes der Geschichtslehrer z. B. an den sechs Blättern 'Dürer' dieser Sammlung erläutern! Der gezeichnete und der gemalte Maximilian geben dem Zeichenlehrer Gelegenheit, auf die verschiedenen technischen Voraussetzungen und ästhetischen Gesetze von Zeichnung und Malerei hinzuweisen: man lasse beobachten, wie hier alles Linie, dort alles Fläche ist, vergleiche die Faktur des Haares, die Bildung der Kleidfläche, die verschiedenen Lösungen der Fragen des Hintergrundes, der Umrahmung, weise auf den spiegelbildlichen Effekt des Druckes hin u. s. w.; an den Aposteln und dem Allerheiligenbild lassen sich einfache und kompliziertere perspektivische Probleme erläutern. Der Geschichtslehrer wird auf den Charakter des Maxholzschnitts als eines Flugblattes hinweisen, wird das gemalte Porträt zur Einprägung der ideal und kräftig angelegten, vornehmen und dabei mit einem Antlitz schwerer Enttäuschungen im Alter gezeichneten Gestalt vorzüglich verwerten können, wird das künstlerisch unruhigere, äufserlich reichere Madrider Selbstporträt aus jungen Jahren der gereiften, intensiven Porträtkunst des Holzschuher gegenüberstellen und vor allem den grofsen Eindruck Luthers auf Dürer als mit dessen letztem künsterischen Reifen parallel gehend an dem so drastischen Gegensatz des katholischen Allerheiligenbildes und der vier evangelischen Apostel, neuer, religiöser, idealer Individualmenschen jener Zeit — der Johanneskopf beruht zum Teil auf Melanchthons Zügen — nachweisen und einprägen.

[1]) Nach der bei Rieter-Biedermann erschienenen kleinen Ausgabe mit Klavier- und Orgel-(oder Harmonium-)begleitung.

Ohne eine gewisse kunstgeschichtliche und künstlerische Bildung kann Kunstgeschichte nicht gelehrt werden. Aber auch politische Geschichte nicht ohne einen geringen Grad philologischer Bildung. Viele altgermanischen Namen werden meist falsch betont. Nach der germanischen Betonungsweise liegt der Hauptaccent auf der gewöhnlich vorn im Worte stehenden Stammsilbe, bei zusammengesetzten Worten auf der ersten Stammsilbe. Wir haben zu betonen: Wándalen, Búrgunden; Márkomannen, Lángobarden, Érmunduren, so gut wie Níbelungen. Es ist uns zwar ungewohnt, viersilbige Namen von gepaartem Rythmus auf der ersten Silbe zu betonen, aber mit etwas gutem Willen läſst sich die träge Gewohnheit sofort ändern. Wir gewinnen dabei nicht nur die echte Betonungsweise, auch das Wesen des Stabreims wird uns näher gebracht; die alte rhythmische Kunstsprache wird uns zugänglicher, wenn wir die alten rhythmischen Wortgebilde schon in Prosa rein herstellen. Wortpaare wie Etrúsker und Chérusker, Oréstund Ségest, Atríden und Gépiden legen es nahe, unserer vorwiegend humanistischen Sprachschulung mit die Schuld an der falschen Betonung unserer altgermanischen Namen zu geben. Für den Germanisten wimmelt das Betonungswesen dieser Namen in Historikerkreisen von peinlichen Fehlern. Athalarich, Athanarich, Ermanarich werden betont als ob wir heute Edéleweiſs, Edénehall, Irménegard sagten; die beiden letzten Silben von Erchanger muſs man aussprechen hören wie Anger, während der Name Érchan-gèr heiſst. Wieviel leichter versteht man, daſs Theodorich und Dietrich derselbe Name sind, wenn man richtig Théodorich betont. Ein ironischer Zufall, daſs wir die ursprünglich griechischen Theodor, Theologie u. s. w., als bei uns eingebürgert mit gutem Recht, germanisch betonen und uns bei dem germanischen Namen Theodorich (got. Thíuda-rīks) undeutsch anstellen. Wir wollen doch unseren alten einheimischen Namen ebenso ihr gutes Recht geben, wie wir es mit den ausländischen zu thun bemüht sind. Die romanischen Namen werden meist richtig betont; die orientalischen versehen wir allerdings vielfach noch mit germanischem Accent: Goethe betont in seinem westöstlichen Diwán richtig Hafís.

Diese wenigen anspruchslosen allgemeinen Bemerkungen hätte ich nicht gewagt zum Drucke zu bringen, wenn ich nicht als pièce de résistance hinter sie ein Büchlein zu stellen hätte, das ich im Anschluſs an Lamprechts Disposition seiner Deutschen Geschichte geschrieben habe, und das dieser Tage bei Arthur Roſsberg in Leipzig erscheint: Deutsche Geschichte im Grundriſs. 1. Bis zur Mitte des XVII. Jahrh. Es ist als Unterlage für den Geschichtsunterricht der preuſsischen Unterprima, der sächsischen Obersekunda und tlw. Unterprima u. s. w. gedacht und mit weltgeschichtlichen Zeittafeln, in dem oben angedeuteten Sinne abgefaſst, und je einem losen Bogen landesgeschichtlicher Erläuterungen für die verschiedenen Gebiete des Reichs versehen, wovon zunächst der Bogen für das östliche Preuſsen, und der für Sachsen und Thüringen mit erschienen sind, während die anderen noch in Vorbereitung sind. Dem fröhlichen und ersprieſslichen Gebrauch dieses Buches in der Schule wollten die voranstehenden Bemerkungen nur präludieren.

KLASSISCHE STUDIEN UND KLASSISCHER UNTERRICHT IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Von Ernst Sihler

II

Es ist bekannt, wie Cicero im Brutus in seiner Übersicht römischer Redner die Zeitgenossen ausschliefst mit Ausnahme des Diktators, eines der Marcelli und seiner selbst: jedoch dürfte es unmöglich sein, diese Regel zu befolgen in den Ausführungen, welche mir nunmehr obliegen, da ich von den klassischen Studien, resp. den Leitern und Vertretern der klassischen Studien in Amerika zu handeln habe. Denn es ist anerkannt, dafs eigentlich erst seit 1876 die klassische Philologie bei uns in Amerika zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist. Um so mehr wird es erwünscht sein, von der kleineren Zahl von Männern etwas zu erfahren, welche zwischen 1800 und 1876 ihr Leben den klassischen Studien gewidmet haben, von denen auch Leistungen zu verzeichnen sind.

Von vornherein ist klar, dafs Englands Einflufs zu beachten ist. Denn die Gemeinsamkeit der Sprache und was man als Nationallitteratur zu bezeichnen pflegt, ist ein gewaltiger Faktor. Allein die dreizehn Kolonien brachen mit England am 4. Juli 1776, und ehe noch die jüngere Generation von 1776 ins Grab gestiegen war, kam der zweite Krieg mit England 1812—1815. In einzelnen Fällen war die Oberleitung höherer Anstalten, wie King's College in New York, derartig britisch gesinnt, dafs der Vorsteher desselben gezwungen wurde, die Gebäude den Zwecken der Patrioten zu übergeben (1776). — Die Entfremdung zwischen dem neuen Staatenbunde und dem Mutterlande war tief und andauernd.

Vor allem aber ist zu betonen, dafs die Zahl der höheren Schulen noch 1800 sehr gering war, so dafs ein begabter Jüngling, der — sagen wir im 18. Jahre — sich das Studium des klassischen Altertums zur Lebensaufgabe gemacht hätte, völlig ins blaue hinein gehandelt hätte, was Existenz und Carriere betrifft. Am Anfange des XIX. Jahrh., im Jahre 1801 existierten nur folgende Colleges: Bowdoin in Maine (gegründet 1794), Dartmouth in New Hamphshire (1769), Vermont University (1791) und Middlebury (1800) in Vermont, Harvard (1638), welches von Anfang an bis in die Gegenwart den ersten Rang bewahrt hat, und Williams (1793) in Massachusetts, Brown (1764) in Rhode Island, Yale in New Haven, Connecticut (1701), Columbia (1754) und Union (1794) im Staate New York, Nassan Hall (Princeton) (1746) und Rutgers (1770) in New Jersey, University of Pennsylvania (1755) und Dickinson (1783) in Pennsylvania, William and Mary (1691) in Virginia, Uni-

versity of North Carolina (1791), Charleston College in South Carolina (1785), University of Georgia oder Franklin College in Georgia (1785) und Greenville College, Tennessee (1794) — Colleges, in welchen die Zahl der klassischen Lehrer nicht grofs war.

Denn wenn auch am Anfang des Jahrhunderts trotz der starken Betonung des unmittelbar Nützlichen, welches teils im angeerbten Nationalcharakter lag, teils durch die physischen und politischen Umstände der jungen Nation die allerstärksten Antriebe erhielt — wenn auch trotz alledem das Griechische und Lateinische überall obligatorisch war, so war die Zahl der Lehrer doch nur gering, oft aus ökonomischer Notwendigkeit, sowie wegen geringer Zahl der Zöglinge. [Dies ist das eigentliche Wort, mit welchem wir die Lernenden aus jener früheren Periode richtig bezeichnen werden — wie etwa die jungen Leute in den Fürstenschulen in Deutschland zwischen dem 14.—16. und dem 18.—20. Jahre. Denn überwiegend waren die Colleges zugleich Internate.] Es war ganz gewöhnlich, dafs der Professor nicht nur Griechisch und Lateinisch lehrte, sondern hier und da auch Hebräisch und *Biblical Literature.* So wurde James Luce Kingsley in Yale College im Jahre 1805 mit 27 Jahren Professor des Griechischen, Lateinischen und Hebräischen. Im Jahre 1831 wurde eine griechische Professur gestiftet, welche von dem ausgezeichneten Theodore D. Woolsey (von dem wir weiter unten handeln werden) übernommen wurde. Im Jahre 1835 wurden Kingsley durch neue Stiftungen die orientalischen Studien abgenommen.

Kingsley bekleidete die lateinische Professur also von 1805—1851, wo er sein Amt niederlegte. Kingsleys Schüler Ebenezer A. Johnson, Vorgänger des Verfassers dieser Skizzen, bekleidete die lateinische Professur in New York University von 1838—1891. Es leuchtet ein, dafs dieser Beruf in Amerika von jeher in konservativer Weise geführt und von den Aufsichtsbehörden und Kuratorien in schonender Weise behandelt worden ist — wohl kein Berufszweig ist so wenig der Veränderung, geschweige der Mafsregelung von aufsen her oder oben her ausgesetzt wie gerade dieser. Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück. Man wird mir vielleicht längst schon seitens der geneigten Leser im Vaterlande meiner Vorfahren mit dem stillen Einwande begegnet sein: die Colleges waren ja doch nur kaum noch Gymnasien[1]), keine Fachschulen der Leistung nach — wie kann es sich verlohnen, von den klassischen Studien oder Leistungen der Lehrer etwas zu hören. Zuerst also eine grofse und wichtige Einschränkung bei jener Parallele. Die Colleges waren etwas in sich Abgeschlossenes, sie strebten darnach, eine gewisse liberale, allseitige menschliche Bildung zu gewähren, sie waren auch nicht in dem Grade Vorschulen für Jurisprudenz, Medizin oder Theologie[2]) wie etwa das deutsche

[1]) Wie trefflich die deutschen Gymnasiallehrer die klassische Philologie gepflegt und gefördert haben, ist weltbekannt.

[2]) Die Entwickelung von Fachschulen für diese Fächer fällt etwas später, besonders Medizin und Jus lernten die jungen Leute ganz lehrlingsartig bei einem Advokaten oder Arzt; es war recht gildenartig.

Gymnasium, und die Studien, welche das College pflegte, erhielten nach erteiltem Baccalaureatsgrade am Ende des vierjährigen Kursus weiter keine fachmäfsige oder professionelle Fortsetzung irgendwo noch irgendwie. Wenn einer weiter wollte, so mufste er entweder als Autodidakt tiefer eindringen oder — nach Deutschland gehen. Denn wenn auch der zünftige Mediziner oft die Hospitäler und Kliniken von London, von Edinburgh oder von Paris besuchte, wie z. B. der berühmte Chirurg Valentin Mott, so waren für die Fächer, welche Deutschland in der philosophischen Fakultät zusammenzufassen pflegt, in Europa, aufser eben in Deutschland, eigentlich keine gleich günstigen Institute vorhanden. Thatsache ist, dafs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Theologen in Amerika die klassischen Studien vor allen gepflegt haben, und dafs aus ihren Reihen viele klassische Lehrer hervorgegangen sind, wie denn die ersten Stiftungen durchweg aus dem Schofse einer der protestantischen Kirchengemeinschaften hervorgegangen sind, wie Harvard und Yale von den Kongregationalisten gegründet wurden, Columbia von der Bischöflichen Kirche, Princeton von den Presbyterianern, Brown von den Baptisten, Rutgers von den Holländisch-Reformierten. Wenn nun, was Strenge oder Gediegenheit der Leistungen betrifft, auch ein grofser Unterschied bestand oder in dem Naturell oder den Idealen des jeweiligen Professors (welchem die jungen, oft sehr jungen Hilfslehrer oder Tutors unterstanden) begründet war, so war doch die öffentliche Meinung einig in der Auffassung von Ziel und Bedeutung des Colleges und in der Thatsache, dafs mit ihm das Wissen oder der akademische Wissensbetrieb im Grunde abschlofs. Ich finde eine treffliche, das heifst recht treffende Kundgebung aus dem Jahre 1842, welche die Stellung der besten Köpfe und der Leiter der öffentlichen Meinung für die ganze Periode vom Anfange des Jahrhunderts bis zum Ausgange des Bürgerkrieges 1865 im grofsen und ganzen vorzüglich wiedergiebt — ich will sie lieber im Urtext hersetzen (North American Review, January 1842, S. 47): 'Such indeed is the nature of every college that deserves the name. It teaches the teachers. It guides those whose future office will be to guide others. It sends forth the men who are to enlarge the domain of science and learning, who alone will be capable of appreciating high literary and scientific effort. Of course there are numerous exceptions; for the selftaught, especially in this country, have often done more in scientific discovery, sometimes also in the sphere of scholarship and recondite studies, than those who are said to be liberally educated. The raw recruit has sometimes beaten the trained soldier. But, for all that, it would be no mark of prudence in a country, to do without an organized and disciplined force altogether, and to trust its defence entirely to «citizen-soldiers». Iust so in the struggles and conquests of science, in vigorous efforts made for the advancement of learning. Colleges are instituted for this purpose, to rear up a small number, whose duty and privilege it will be to lead the way in many noble enterprises, to be the first to discover, promulgate, and defend the truth. Such is the theory of these institutions, at any rate, however ill they may have performed their office. Their vocation is to foster liberal studies, to

keep up departments of knowledge, which would otherwise decay and die out, for it is not worth the while for the mars of the community to attend to them.'

In den ersten dreifsig Jahren liefsen sich häufig Stimmen hören, welche klagten, dafs die Colleges undemokratisch, weil aristokratisch, seien. Die Jefferson-Rousseausche Demokratie war tief in das Nationalbewufstsein eingedrungen, wiewohl Jefferson selbst in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens (er starb am 4. Juli 1826) besonders bestrebt war, die Universität von Virginia auf einem Fufse einzurichten, der sie von der Kontrolle einer besonderen Kirchengemeinschaft freihielt.

Jedoch wie in der Geschichte menschlicher Kultur ein wirklich klaffender Sprung und Spalt nicht besteht noch bestehen kann, so auch bei den klassischen Studien in Amerika. Es ist durchaus nicht England gewesen, sondern Deutschland, welches auf den höheren und eigentlichen Gang der klassischen Studien in Amerika einen durchgreifenden Einflufs gehabt hat. George Bancroft, der in äufserst früher Jugend 1817 Harvard absolvierte, ging darauf nach Göttingen. Hier suchte er freilich vor allem eine möglichst allgemeine Bildung zu gewinnen: er hörte deutsche Litteratur bei Benecke, Französisch und Italienisch bei Artand und Bunsen, Orientalia bei Eichhorn, Geschichte bei Planck und Heeren, aber auch klassische Kollegien bei Dissen. Immerhin hatte der hochbegabte Jüngling den Weg gewiesen, den so viele später über das Weltmeer nach ihm einschlugen, wie Motley, Bancrofts Schüler in seinem Institut zu Round Hill. Gerade Göttingen hat, wie durch die Schulung dieser ausgezeichneten Männer so später von Berufsphilologen wie Lane, Goodwin und vor allem Gildersleeve, den allergröfsten Einflufs auf die Entwickelung und den Aufbau der Altertumswissenschaft in Amerika gewonnen.

Zuvörderst stellen wir vier Namen in den Vordergrund: es war die Periode, in welcher der unmittelbare, der akademische Einflufs Deutschlands nicht so grofs war, wie er im Laufe des Jahrhunderts wurde — es sind dies Charles Anthon (1797—1867), Cornelius Conway Felton (1807—1862), Theodore Dwight Woolsey (1801—1889) und Tayler Lewis (1802—1877). Diese vier, so scheint mir, liefern den Beweis, wie die Schönheit und die innere Bedeutung dieser Studien begabte Menschen in ihren Bann ziehen, auch wenn der Hauptstrom der nationalen Kultur eine ganz andere Richtung hat. Am meisten geschrieben und am meisten durch seine Klassikerausgaben und Handbücher gewirkt hat wohl Anthon. Sein Vater kam aus Sachsen-Meiningen als englischer Militärarzt, noch vor der Revolution der dreizehn Kolonien; seine Mutter war die Tochter eines französischen Offiziers. Dr. Anthon zog von Detroit nach New York, und sein Sohn Charles A., der übrigens sich das Deutsche später mit Grammatik und Wörterbuch aneignen mufste, wurde in New York (19. November 1797) geboren. Im Columbia College erhielt er zweimal hintereinander die goldene Medaille und absolvierte den vierjährigen Kursus im Jahre 1815. Vier Jahre später wurde er als Rechtsanwalt zur Praxis zugelassen, jedoch bald darauf zum Gehilfen seines früheren Lehrers Wilson berufen.

Sein Biograph und bedeutender Schüler, der Lexikograph Henry Drisler, nimmt für Anthon in Anspruch, dafs er das deutsche Wissen vom klassischen Altertum eigentlich zuerst in Amerika weiter verbreitet habe, da Kingsley in Yale und Popkin in Harvard ihre Ideale und Vorbilder mehr aus dem begrenzteren Wissen von England und Schottland herholten.[1]) Vor kurzem war Everett aus Europa zurückgekehrt und hatte die griechische Professur in Harvard angetreten: er machte sich auch bald durch eine englische Bearbeitung Buttmanns bekannt (1822), ging jedoch dann zu der lockenderen Carriere des Staatslebens über, zu welchem ihm seine rhetorische Begabung die Wege wies. — Anthon nun warf sich mit allem Eifer auf klassisches Lehren und Lernen: sein erstes litterarisches Produkt erschien 1824 in einem Sammelbande zum besten der griechischen Freiheitskämpfer, und nun ruhte seine Feder nicht, bis der Tod sie ihm aus der Hand nahm; auch war er von gröfster Pünktlichkeit in der Ausnützung seiner Zeit (er blieb unverehelicht); so sammelte er auch eine ganz bedeutende Bibliothek, welche er in Bücher verwandelte, besonders als im Laufe der Zeit die Harpersche Verlagsfirma ihn gewissermafsen zu ihrem litterarischen Büchermacher für das ganze Gebiet des Altertums ernannte. Zuerst bearbeitete er das Lemprieresche klassische Reallexikon und merzte mancherlei aus; dann veranstaltete er eine grofse Ausgabe von Horaz, welcher die Döringsche zu Grunde lag; auch Bentley wurde benutzt. Die Arbeit war aber für die Zeit etwas zu grofs angelegt (1830). Der Lempriere wurde weiter bearbeitet und nun als Anthons Classical Dictionary 1842 herausgegeben. Darauf folgten eine griechische Grammatik, ein Sallust, kurz was überhaupt in höheren Schulen gelesen wurde; auch Handbücher der klassischen Litteratur und der Altertümer hat Anthon geschrieben. Niemand, kein Verleger, wagte es, mit den Harpers zu konkurrieren: und doch wundert man sich, dafs Anthon, der mit der Zeit etwas vom olympischen Zeus annahm, unter seinen Schülern eigentlich niemand herangezogen hat; denn Drisler, abgesehen von einer Bearbeitung von Jacobs, hat sich ganz der griechischen Lexikographie zugewendet Es scheint, dafs Anthon eigentlich nie seine Schüler, auch nicht die reifsten, zu selbständiger, quellenmäfsiger Durchforschung irgend eines gegebenen Gebietes des Altertums geschult hat: er war der rigorose Schulmeister, der im Schüler nur eine Haupttugend kannte: die Receptivität. Im Konstruieren in der Klasse soll er erstaunlich streng und genau gewesen sein. Es gab eben damals noch keine graduate students noch graduate study in Amerika. Dreifsig Jahre etwa (von 1837—67) hat Anthon jährlich einen Band für seine Verleger geliefert; selten in Amerika hat die Exploitierungssucht einer Bücherfirma gröfsere Triumphe gefeiert — ob das selbständige Studium der Altertumswissenschaft hierdurch gefördert wurde, möchte ich bezweifeln. Die Bücher wurden übrigens in London, Glasgow und Dublin nachgedruckt: denn diese Art Bücher sind in Grofsbritannien nicht wohlfeil, und internationales Verlagsrecht zwischen Amerika und England gab es damals

[1]) Drisler übersah hierbei den Einflufs Woolseys.

noch nicht. Die klassischen Länder hat er nie besucht, auch Deutschland nicht: der ächte Autodidakt hat, wie es scheint, eine konstitutionelle Scheu vor dem Kontakt mit anderen akademischen Persönlichkeiten.

In höherem Grade als Anthon kann Felton ein Enthusiast genannt werden. Er absolvierte Harvard 1827 mit zwanzig Jahren, wurde 1829 Latin Tutor (Hilfslehrer), 1830 Greek Tutor, und 1834 erhielt er das Eliot Professorship of Greek, als Nachfolger seines Lehrers Popkin.

Damals waren zwei Deutsche in der Fakultät des College: Carl Follen für das Deutsche und Carl Beck für das Latein. Ersterer hatte Jena nach Kotzebues Ermordung verlassen und in der Schweiz als akademischer Lehrer gewirkt; im Jahre 1824 jedoch mufste er auch diese verlassen und wandte sich nach Harvard. Ob Felton durch ihn direkt ins Deutsche eingeführt wurde, weifs ich nicht. Beck, 1798 in Heidelberg geboren, hatte eine ähnliche Carriere gehabt und hatte Basel 1824 verlassen; er gelangte zur lateinischen Professur in Harvard, welche er von 1832—51 bekleidete.[1]) Gewifs hat Felton von beiden manches gelernt: jedenfalls übersetzte er 1840 Menzels Deutsche Litteratur in 3 Bänden. 1834 gab er die ganze Ilias heraus, nach Wolfs Text (Tauchnitz 1829) in der Weise, dafs seine Arbeit ganz in die Noten fällt. Von den venetianischen Scholien oder Eustathius scheint der junge Felton damals noch nichts gewufst zu haben, wie auch seine späteren Ausgaben z. B. von Aristophanes' 'Vögeln' nur selten, wenn je, über kritische Fragen sich verbreiten; aber die brennende Bewunderung der litterarischen Schönheit ist bei Felton ganz und echt. Auch besuchte er 1853—54 auf seiner ersten europäischen Reise Griechenland, welchem er fünf Monate widmete.[2]) Er hat sich überhaupt viel mit den Neugriechen beschäftigt und gab im Jahre 1856 'Selections from Modern Greek writers' heraus. Seine populären Vorlesungen 'Greece Ancient and Modern' bekunden die Innigkeit und Gediegenheit seines — dafs ich's so nenne — persönlichen Verhältnisses zum griechischen Altertum. Wie rein litterarisch und ästhetisch er die griechische Litteratur ansah, ersieht man aus einer Besprechung von Woolseys Alkestis des Euripides, in welcher folgende Äufserung des 29jährigen Professors sich findet (1836), welche ich übersetze: 'Äschylus und Shakespeare kann man nebeneinander lesen; und der Liebhaber der englischen Dichtkunst wird wenigstens Unterhaltung gewinnen durch die schönen Analogien sowohl im Gedanken als im Ausdruck, welche sich zwischen den beiden grofsen Meistern der tragischen Leidenschaft finden. Sophokles und Euripides beleuchtet man vortrefflich durch einen Parallelkursus aus den dramatischen Dichtungen von Alfieri, Schiller und Goethe sowohl als durch den eigentümlichen Kontrast des fälschlich so benannten klassischen Dramas der Franzosen. Auch die mit besonderer Absicht ausgearbeiteten Nachahmungen der Klassiker

[1]) Seine wichtigste Leistung waren eine englische Bearbeitung der Zumptschen Lateinischen Grammatik und Studien über Petronius.

[2]) Die erste spezifische Periegese Griechenlands hat, irre ich nicht, der junge H. M. Baird (später Professor des Griechischen in New York University) in den 50er Jahren in New York veröffentlicht.

durch die modernen europäischen Dichter bieten dem mit Geschmack begabten Leser einen willkommenen Gegenstand der Vergleichung: Miltons Samson Agonistes besitzt die kühne Erhabenheit des Gebundenen Prometheus; Goethes Iphigenie auf Tauris hat die Zartheit des Euripides zugleich mit der ausgezeichneten Vollendung und dem korrekten Gefühl für harmonische Verhältnisse, welche dem Sophokles eigen sind. Der Agamemnon, die Antigone, der Orestes und die Alcestis des Alfieri bringen die Hauptpersonen des attischen Dramas, mit einem neuen Leben angethan, auf die Bühne. Es kann dem mit Geschmack begabten Leser nicht entgangen sein, dafs viele gelehrte Kommentatoren der klassischen Schriftsteller etwas dürftig bestellt sind in denjenigen Eigenschaften, welche für die philosophische Geschmacksübung erforderlich sind. Indem sie ihr Leben im Studium kleiner grammatischer Fragen verbringen, indem sie vierzehn Stunden täglich auf die Prüfung der Lesarten der Mss. verwenden, sowie im Studium von Konjekturalemendationen, von chorischen Metren und allegorischen Deutungen, ist in ihrem Busen der Quell der Teilnahme für das rein menschliche Gefühl vertrocknet, die majestätischen Formen der Natur sind für ihre Augen leblos geworden, und die zahllosen Stimmen, welche aus jedem Teil von Gottes Natur her sich äufsern, haben für ihre Seelen alle Bedeutung verloren.'

Die Namen von Mitscherlich, Heyne, Wolf findet man häufiger sowohl bei Felton als bei Anthon als z. B. den von Gottfried Hermann, dessen profundes kritisches Vermögen allerdings eine eigenartige Anlage im Leser verlangt. Als der junge Anthon im Jahre 1824 ein Bändchen über Prosody lieferte, war ihm der Name des grofsen Leipzigers noch unbekannt.

Felton wurde übrigens im Jahre 1860 auf einen der höchsten Verwaltungsposten berufen: er wurde Präsident von Harvard, lebte aber nur zwei Jahre länger.

Theodore Dwight Woolsey, die Zierde von Yale, wurde im Jahre 1801 in New York geboren, durch seine Mutter ein Neffe des Präsidenten von Yale Timothy Dwight. Im Jahre 1820 absolvierte er Yale und verbrachte dann die drei folgenden Jahre mit dem Studium erst der Jurisprudenz und sodann der Theologie. Mehrere Jahre lang war er Tutor in Yale und wurde auch mit den zügellosesten Zöglingen gut fertig. Von 1827—30 studierte er in Europa, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern er besuchte und untersuchte auch die Colleges von Frankreich. Als er im Herbst 1830 zurückkehrte, fand in der City Hall von New York die erste bedeutende Versammlung von Fachmännern der Erziehungswissenschaft und akademischen Arbeit statt (Okt. 1830), aus deren Diskussionen die damals projektierte New York University hervorgehen sollte. Woolseys Äufserungen über europäisches Erziehungswesen, die man im Protokoll der Verhandlungen nachlesen kann, sind auch jetzt noch höchst anregend und lichtvoll. Woolsey hatte Bonn, Leipzig, Berlin besucht, und es ist klar, dafs der bedeutende und klare Geist, den er besafs, nicht wenig von Welcker, G. Hermann und Böckh gelernt hat. Im Jahre 1831 wurde er Professor der griechischen Litteratur in Yale, 1846 Präsident. Er

hat die Alkestis des Euripides 1834 herausgegeben, die Antigone und Elektra des Sophokles 1835—37, den Prometheus des Äschylos 1837 und Platos Gorgias 1842. Er citiert Matthiae und Kühner für grammatische Belege. Woolsey ist nüchterne Klarheit eigen; im übrigen war er eine durch und durch selbständige und bedeutende Persönlichkeit, von deren ausgezeichneter Wirkung auf Lebensrichtung und Ideale der Schüler diese viel zu erzählen wufsten. Woolsey ging übrigens im mittleren Lebensalter zum internationalen Recht und zur Rechtsphilosophie über, worin er noch gröfsere Wirksamkeit erzielte als in seinen klassischen Arbeiten. Auch er hat nie zünftige Philologen gebildet, sondern Jünglinge zur allgemeinen Bildung angeleitet wie die vorher genannten.

Wir kommen nun zu Tayler (nicht Taylor) Lewis, einem Alumnus des Union College in Schenectady am Mohawk, nicht weit von Albany in New York. Nachdem er dies 1820 absolviert hatte, wurde er Rechtsanwalt, konnte aber, da es ihn mächtig zu den klassischen Sprachen und dem Hebräischen hinzog, diesem Berufe keinen Geschmack abgewinnen und ging zum klassischen Elementarunterricht über. Seine akademische Rede vor der Phi Beta Kappa[1]) Society von Union College 1838, 'Faith the Life of Science' machte ihn bekannt, und er wurde im Jahre 1838 Professor des Griechischen an der New York University. 1849 kehrte er zu seiner Alma mater, Union College, zurück, wo er bis zu seinem Tode 1877 zugleich auch Hebräisch und alttestamentliches Schrifttum lehrte. Als sein bedeutendstes Werk ist hier zu nennen seine Ausgabe vom 10. Buch von Platons Gesetzen, eine Arbeit, welche einerseits ganz vom religionsphilosophischen Interesse durchdrungen ist, anderseits aber doch auch wiederum ein ernstes Eindringen in den Platonischen Gedanken vom Standpunkt des Christentums und ein profundes eigenes Wissen über alle einschlagenden Materien bekundet. Die Verbindung von christlich-biblischer Materie mit weiter und direkter Bekanntschaft mit der klassischen Kultur könnte, was die Sache betrifft, an Milton erinnern: eine Fülle von bedeutenden Exkursen ist der Ausgabe angefügt, man fühlt es ihm ab, dafs er sehr tief in seinen Stoff eingedrungen ist. So handelt er von den orphischen Hymnen (freilich ohne Lobecks Aglaophamos zu kennen oder zu nennen), von Platons Interesse an der alten Mythologie, von Anaxagoras, von den antiken Lehren von den vier Elementen, auch kritisiert er die mechanisch-materialistische Weltanschaunng als einer, der mit ihren früheren wie ihren späteren Äufserungen wohl vertraut ist. Während seine Noten unter dem Texte einen feinen Sprachsinn bekunden, kann man für ihn beanspruchen, dafs stofflich wohl kaum in Amerika jemals ein tieferes Eindringen in Geist und Absicht eines der ernstesten Werke der griechischen Litteratur erreicht worden ist. Hier liegt vor, was man Affinity nennt oder Wahlverwandtschaft zwischen Geist und

---

[1]) Dies ist eine sogenannte Fraternity in den amerikanischen Colleges, zu welcher nur diejenigen zugelassen werden, welche sich während des vierjährigen Kursus in ihren Studien besonders ausgezeichnet haben.

Persönlichkeit des Schriftwerkes und seines Erklärers. Lewis ging später fast ganz zu theologischen resp. religionsphilosophischen Arbeiten über. Man kann wohl behaupten, dafs nie in Amerika ein Autodidakt in dem Mafse von innerem Beruf getragen und inspiriert war wie Lewis.

Einige weitere Namen gehören zu dieser früheren Periode. Franz Lieber aus Berlin ist hier zu nennen wegen mehrerlei: erstens hat er in seiner Encyklopaedia Americana (Boston 1829 ff.) den klassischen Studien mit Geschmack und Gefühl das Wort geredet — er nahm auch in diesem Sinne einen hervorragenden Anteil an jener 'Literary Convention' (jetzt würde man sagen, Educational) in New York vom Jahre 1830, und verteidigte die klassische Bildung gegen den berühmten Staatsmann Albert Gallatin; — ferner veröffentlichte er Reminiscenses of B. G. Niebuhr, welche Eyfsenhardt in seiner Biographie auch benutzt hat; endlich hat er auch die lateinische Synonymik von Ramshorn übersetzt.

Edward Robinson (1794—1863), Alumnus von Hamilton College 1816, hat sich, wie bekannt, ganz besonders um die Topographie von Palästina verdient gemacht und die Sprache des Neuen Testaments erforscht, doch ist er hier besonders zu nennen wegen seiner Übersetzung von Phil. Buttmanns Griechischer Grammatik 1833. Seine Gemahlin war Theresa Albertina Louise von Jakob, Tochter eines Hallenser Professors, welche er während seiner Studien daselbst kennen gelernt hatte.

Wir gehen zur nächsten Generation über. James Hadley, 1821 in Fairfield (New York) geboren, Sohn eines Arztes, absolvierte Yale 1842. Im Jahre 1845 wurde er Tutor in Yale, 1848 Assistant Professor und 1851 Professor des Griechischen, Woolseys Nachfolger. Hadley war ein so aufserordentlicher Kopf, dafs die ersten Mathematiker von ihm sagten, an ihm wäre ein Mathematiker verloren gegangen. Seine Vorlesungen über Römisches Recht sind vortrefflich. Jedoch war für weitere Kreise sein bedeutendstes Werk seine Griechische Grammatik, welche zuerst New York 1860 erschien und später öfters, neubearbeitet von F. D. Allen. Wenn Hadley gleich für Anordnung der Verbalstämme Georg Curtius manches verdankt und in der Syntax Madvig und mehr noch K. W. Krüger seinen Dank ausspricht, so ist seine Grammatik doch verhältnismäfsig eine Originalarbeit und bezeichnete für Amerika einen gewaltigen Fortschritt. Als einen bedeutenden und durchaus selbständigen Denker und Forscher bekunden ihn seine 'Essays Philological and Critical', 1873 nach seinem 1872 erfolgten Tode von Whitney, seinem berühmten Kollegen, herausgegeben. Und in der That war Hadley mehr Linguist als Litteraturforscher. Unter diesen Abhandlungen finden sich u. a. Untersuchungen über die Ionische Wanderung, über Beckers Homerausgabe mit dem Digamma, über den griechischen Accent, über Indoeuropäische Aspirat. mutae; auch über Probleme englischer Philologie finden sich Arbeiten, sowie über orientalische Materien. Hadleys frühzeitiger Tod entrifs ihn einer weiteren und grofsen Entwickelung seiner aufserordentlichen Begabung. Whitney nannte ihn im Jahre 1873 (nach Hadleys Tode) 'America's best and soundest philologist'.

George Martin Lane wurde 1823 in Charlestown, einer Vorstadt von Boston, geboren. Umständehalber entschlofs er sich erst spät, schon ein Jüngling, ein College zu frequentieren, und absolvierte Harvard im Jahre 1846. Der später so berühmte Kenner und Lehrer der englischen Litteratur, Francis James Child, war sein Mitschüler und Intimus. Im Jahre 1846—47 vertrat er seinen Lehrer, den Lateiner Carl Beck während dessen europäischer Reise. Im Jahre 1847 begann Lane einen vierjährigen philologischen Kursus in Deutschland, besonders in Göttingen unter C. Fr. Hermann und Schneidewin, doch auch in Berlin, Bonn und Heidelberg. 1851 promovierte er in Göttingen durch eine Monographie über Smyrna. In demselben Jahre folgte er Beck, welcher sein Amt niedergelegt hatte, auf dem lateinischen Lehrstuhle in Harvard nach. Dreiundvierzig Jahre, bis 1894, bekleidete er dies Amt und verlebte noch drei Jahre als Professor emeritus. Das gewaltige Wachstum von Harvard brachte es mit sich, dafs ihm allmählich weitere Kräfte wie Greenough, C. L. Smith, F. D. Allen, Morris Morgan u. a. m. an die Seite traten. 1877 begann er Kurse für Philologen, besonders über Quintilian, Plautus und lateinische Inschriften. Er starb am 30. Juni 1897. Seiner Initiative (1871) zum nicht geringen Teil ist es zu verdanken, dafs man in Amerika die sogenannte englische Aussprache des Lateinischen aufgegeben hat, wenn auch die etwas anspruchsvoll sogenannte 'Roman pronunciation' des ae = ai (wie im Deutschen Mai) für die Ciceronische Periode nicht nur unerwiesen, sondern auch recht unwahrscheinlich ist. Das Werk seines Lebens (1869—97) war seine Lateinische Grammatik, ein Werk unermüdlichen, sich selbst nie genügenden Fleifses, welches den reifsten und gründlichsten Leistungen transatlantischer sowie auch europäischer Philologen wohl an die Seite gestellt werden darf. Das historisch-phonetische Element ist besonders ausgeprägt. Für den Anfänger ist das Buch nicht, wohl aber für den reiferen Philologen.

William Watson Goodwin, Lanes jüngerer Kollege, hat sich im vergangenen Jahre, 1901, vom Lehrstuhle zurückgezogen. Im Mai 1831 geboren, absolvierte er Harvard im Jahre 1851. Er studierte in Bonn, Berlin und Göttingen, wo er im Jahre 1855 promovierte. Von 1856—60 fungierte er als Tutor in Harvard und wurde dann Feltons Nachfolger auf dem Eliotschen Lehrstuhle für griechische Litteratur, so dafs diese vier, Popkin, Everett, Felton und Goodwin, den gröfsten Teil eines Jahrhunderts ausgefüllt haben, Felton und Goodwin zusammen den bei weitem gröfsten Abschnitt (1834—1901). Goodwin hat durch seine griechische Grammatik und besonders durch das Hauptwerk seines Lebens, die 'Syntax of the Moods and Tenses of the Greek verb' einen sehr grofsen Einflufs auf den griechischen Unterricht nicht nur in Amerika, sondern auch in England gewonnen. Freilich vergifst man besonders hier leicht, dafs das Individuelle in der Litteratur mehr wo anders liegt als in der Syntax, welche mich oft an den allgemeinen Knochenbau des menschlichen Körpers erinnert — während die *ἐκλογὴ ὀνομάτων* und auch *κῶλον*, *κόμμα*, *περίοδος* eigentlich das Charakteristische ausmachen, wie im menschlichen Individuum das Auge, die Gesichtszüge, die Hautfarbe, Gang,

Gesten und Haltung. Goodwins bedeutendes Werk erschien zuerst 1860, in seinem 29. Jahr. Man erzählt, dafs er genötigt gewesen sei, damals die Druckkosten aus der eigenen Tasche zu bezahlen, was bedeutenden Büchern ja oft bei ihrem ersten Eintritt in die Welt zu geschehen pflegt. Im übrigen hat Goodwin auch den Panegyricus des Isokrates und die Kranzrede des Demosthenes (Cambridge, England 1901) herausgegeben, letztere mit wertvollen Beilagen über die einschlägigen historischen Probleme sowie über attische Altertümer, die ein besonders beliebtes Gebiet des ausgezeichneten Gelehrten waren. Professor Goodwin, dem für das akademische Lehramt auch eine bedeutende und männlich schöne äufsere Erscheinung, sowie eine melodische und überaus sympathische Baritonstimme zur Seite standen, hat, wie begreiflich, viel Schule gemacht, worauf ich im dritten und letzten Teil dieser Skizze zurückkomme.

Und nun komme ich zu Gildersleeve.

Basil Lanneau Gildersleeve, ein Predigersohn, wie viele amerikanische Gelehrte, wurde am 23. Oktober 1831 zu Charleston South Carolina geboren. Er absolvierte Princeton im Jahre 1849 und studierte sodann in Berlin, Bonn und Göttingen. Hier promovierte er im Jahre 1853 mit einer Arbeit über die Homerischen Studien des Porphyrius. Von 1856—1876 war er eine der Hauptzierden der University of Virginia. Im Jahre 1876 wurde er zur Griechischen Professur an der neugebildeten Johns Hopkins University in Baltimore berufen, welcher Anstalt er, zusammen mit dem Mathematiker Sylvester, dem Physiker Rowland und dem Chemiker Remsen, sofort einen nationalen Ruf verschaffte. Gildersleeves Aufgabe in den nunmehr verflossenen sechsundzwanzig Jahren war es, nicht junge Leute zur allgemeinen Bildung anzuleiten, sondern junge Philologen zu schulen. Indem er dies mit hohem Erfolge gethan, hat er auf die Entwickelung der klassischen Philologie in Amerika einen gröfseren Einflufs ausgeübt als irgend ein anderer einzelner Akademiker. Über seine Persönlichkeit nun darf ich an dieser Stelle nicht ganz hinweggehen — mufs auch etwaigen Schein des Lobes weit von mir weisen. In Gildersleeve ist ein ungewöhnlicher Scharfsinn mit beifsendem Witz und Laune in ganz eigenartiger Weise gemischt. Unter allen amerikanischen Gelehrten ist er — ich will das plattgetretene geistreich nicht brauchen — der geistvollste. Ihm ist es gegeben, nicht in der Weise handwerksartiger Philologen das mechanische Zergliedern zu üben und in diesem sich als Philologe zu gefallen, sondern mit einem feinen ästhetischen Sinn begabt, vermag er in der grammatisch-syntaktisch-phraseologischen Form den Geist, die litterarische Absicht mit Meisterschaft zu deuten. Hierin steht er über allen zeitgenössischen Mitarbeitern in Amerika. Seine durch ein ganzes Menschenalter geführten Sammlungen zur historischen griechischen Syntax hat er bis jetzt erst verwertet in der 'Syntax of Classical Greek from Homer to Demosthenes, First Part, The Syntax of the Simple Sentence', unter Beihilfe seines fleifsigen Schülers und akademischen Gehilfen C. W. E. Miller zum Druck befördert. Seine lateinische Grammatik war lange, bis zum Erscheinen der Laneschen, ausschliefslich diejenige, welche wahrhaft wissenschaftlich genannt zu werden

verdiente, während die anderen, wie Allen-Greenough, Harknefs, die kurzgefafste Bennettsche u. a., sich mehr durch pädagogische Gesichtspunkte voneinander schieden. [Der gediegene Lateiner Lodge, der gegenwärtig auch eine Konkordanz zu Plautus in Arbeit hat, hat die Gildersleevesche Grammatik besonders nach der historischen Seite hin wesentlich bereichert.] — In den ihm von anderen übertragenen Arbeiten, wie seinem Persius (1875) und Justinus Martyr (1877) bekundet sich überall der geschulte Philolog, während seine Ausgabe von Pindars Olympischen und Pythischen Oden (1885) eine glänzende genannt werden darf. Am klarsten tritt Geist, Wissen, Laune und Temperament, sowie ein aufserordentliches litterarisches Vermögen und jener feine Formensinn, den die Musen dem Kinde in der Wiege mitgaben, zu Tage in seinen Essays and Studies, Educational and Literary, Baltimore 1890. Auch hat Gildersleeve — über dessen Arbeitstisch, beiläufig gesagt, eine Büste von Fr. Ritschl sich befindet — im Jahre 1880 das American Journal of Philology gegründet, das heute noch seiner Leitung untersteht, denn ihm ist ein rüstiges Alter beschieden, 'wie greisender Wein'. Gildersleeves Schüler haben ihm anläfslich seines 70. Geburtstags vergangenen Winter einen stattlichen Band von etwa 43 Monographien dediziert: diese Schüler wirken von Neuengland und New York westwärts bis California und Oregon. — Neben Gildersleeve verdient auch Minton Warren, ein Schüler von Bücheler und Studemund, wenn ich nicht irre, besonders Erwähnung, der gegen zwanzig Jahre lang für die fachmäfsige Ausbildung lateinischer Philologen in Baltimore gewirkt hat.

Die anderen Stätten philologischer Produktion liegen teils in Amerika selbst, teils auf klassischem Boden: ich meine die American Philological Association einerseits und sodann die American School of Classical Studies at Athens und die American School at Rome. Jedoch mufs ich, was letztere betrifft, mich mit einem Hinweis auf ihre segensreiche Wirksamkeit und Rückwirkung auf die klassischen Studien in diesem Lande begnügen, denn ich bin kein Archäolog, wenngleich ich Rom und Pompeji besucht habe — non omnia possumus omnes. Otto Jahn konnte das — ich meine scharfe und feine und ausgedehnte Litteraturkenntnis mit antiker Kunstgeschichte verbinden —, in dem Mafse wird es ihm aber so leicht keiner nachmachen.

Ich könnte nun diesen zweiten Hauptteil meiner Skizze schliefsen, und doch bliebe dann ein grofser Teil des Bildes verhüllt — wie schwierig ist es aber, auf so engem Raum einem jeden das Seine zu geben! Im Jahre 1850 hatten die Vereinigten Staaten 23 Millionen Einwohner, 1900 waren es 76 Millionen geworden. Aber das philologische Studium ist in dieser Zeit um mehr als das dreifache gewachsen. Auch mag es drüben nicht ganz unerfreulich sein, von diesem Wachstum und von dieser Ausbreitung sich eine Vorstellung zu machen. Wenn ich nun diesen Teil der Übersicht als nomenclator philologorum Americanorum schliefse, so meine ich vor allem die Produktion.

Die American Philological Association zählte am Schlusse ihrer

ersten zwei Jahresversammlungen 1869—70 — die vorbereitende Versammlung hatte 1868 in der New York University stattgefunden — 164 Mitglieder. Gegenwärtig, Juni 1902, sind es 471 Mitglieder; die enorme Weite des Landes allerdings hat es mit sich gebracht, dafs die Mitglieder des ferneren und fernsten Westens eine geordnete Sonderversammlung abgehalten haben. — Auf dem Gebiete der römischen Litteratur (Ausgaben, Besprechung litterarhistorischer Probleme u. dgl.) wären etwa zu nennen: F. F. Abbott (Chicago), Arrowsmith (New York), Ashmore (Union), C. E. Bennett (Cornell), J. B. Carter (Princeton), Fr. T. Cooper (Yonkers), Wm. L. Cowles (Amherst), H. C. Elmer (Cornell), H. N. Fowler (Cleveland), A. E. Gudeman (bis vor kurzem an der Univ. of Pennsylvania), A. Harknefs (Brown), K. P. Harrington (Maine), G. L. Hendrickson (Chicago), F. W. Kelsey (Michigan), C. Knapp (Columbia), Gonzalez Lodge (Columbia), G. T. Lord (Dartmouth), Morris Morgan (Harvard), E. T. Merrill (Wesleyan), W. A. Merrill (California), R. Fairclough und E. M. Pease (Leland Stanford), E. P. Morris (Yale), Tracy Peck (Yale), H. T. Peck (Columbia), B. Perrin (Yale), Miller (Chicago), S. B. Platner (Cleveland), E. G. Sihler (New York University), Rockwood (Bucknell), Drake und Rolfe (Michigan), M. S. Slaughter (Wisconsin), Minton Warren (Harvard), Cl. L. Smith (Harvard), K. Smith (Johns Hopkins), A. West und J. H. Westcott (Princeton), R. B. Steele (Vanderbilt), W. E. Waters (New York Univ.), H. d. Wilson (Johns H.), E. Spieker (ebendas.). Auf dem Gebiete der griechischen Litteratur (Ausgaben, litterarhist. Monographien u. s. w.) sind zu nennen: C. W. Bain (Sewanee), J. G. Allinson und T. Manatt (Brown), Bates und Lamberton (Pennsylvania), Brownson und Tidball (City Coll. of New York), D'Ooge (Michigan), Bolling und Carroll (Washington), Earle, Wheeler und Perry (Columbia), Ebeling (Haverford), Fairclough und Murray (Leland Starford), Goodell, Perrin, Reynolds Seymour (verdienter Bearbeiter des Homer) (Yale); Harry (Cincinnati), Prentice und Winans (Princeton), Sachs (Columbia), M. W. Humphreys (Metriker, Virginia), D. Holmes (Brooklyn), Capps, Shorey und Tarbell (Chicago), Clapp und Basore (California), Scarborough (Wilberforce), Morgan, Gulick, Moore, White, Wright, Smyth (als gründlicher Kenner der griechischen Dialekte und der griechischen Lyrik bekannt) (Harvard), Bristol und Sterrett (der sich durch seine Sammlung kleinasiatischer Inschriften rühmlich bekannt gemacht hat) (Cornell), C. E. W. Miller, Gehilfe von Prof. Gildersleeve, bedeutender Metriker (Johns Hopkins), C. F. Smith (Wisconsin), E. G. Sihler (New York Univ.). —

Es folgen nun griechische und lateinische Grammatik, Epigraphik, alte Geschichte, italische Dialekte u. dgl.: Bennett und Elmer (Cornell), Egbert und Lodge (Columbia), Morgan (Harvard), Botsford (früher in Harvard), Buck und W. G. Hale (bekannt durch ausgedehnte Monographien über grammatische Probleme) (Chicago), J. B. Wheeler, zugleich bedeutender Phonetiker (California), Lease (City Coll. of New York), Elwell (Amherst), Perrin und Morris (Yale), H. N. Fowler (Cleveland), Harknefs (Brown), Hemple und Rolfe (Schüler Wölfflins) und Saunders (Michigan), T. M. Paton (aus der Bonner Schule) (Wesleyan), Leach und Moore (Vassar), E. W. Fay, bedeutender Phonetiker (Texas) u. a. m.

Viele treffliche jüngere Kräfte müssen ungenannt bleiben, da es an Raum gebricht; ihnen gehört ja die Zukunft. Andere sind nur mit vereinzelten Sachen hervorgetreten. In der Lexikographie, für welche sich neben der Grammatik die Verleger hier zu Lande immer lebhaft interessiert haben, haben wir wohl nicht sehr viel zu verzeichnen. Freund hat bekanntlich Forcellini bearbeitet; Andrews, ein Amerikaner in den vierziger Jahren, hat dann den Freund hier kompiliert: dies Werk hat Charlton T. Lewis in den 70er und 80er Jahren ganz neu und gründlich bearbeitet und einen etymologischen Appendix angefügt. Es verlautet, dafs das Riesenwerk deutschen Gelehrtenfleifses, der Thesaurus auch hier herangezogen werden soll. — Robert P. Keep hat Autenrieths kleines Homerlexikon übersetzt. H. Drisler (gest. 1897) hat lebenslänglich sich mit der Ergänzung und Verbesserung von Liddell und Scotts Griechisch-Englischem Lexikon beschäftigt, zu welchem Goodwin und Gildersleeve wertvolle Beiträge geliefert haben. Von den im letzten Teil des XIX. Jahrh. verstorbenen Gelehrten war wohl F. D. Allen von Harvard der bedeutendste. Er hat sich mit dem archaischen Latein sowie mit griechischen Tragikern und griechischer Grammatik befafst, war auch ein gründlicher Kenner der griechischen Epigraphik — eine Zierde Harvards. Aug. Merriam (Columbia) veröffentlichte nützliche Ausgaben von Abschnitten aus Odyssee und Herodot, ging aber dann fast ganz zur Archäologie über und ist auch in Griechenland gestorben. W. F. Allen (Wisconsin) beschäftigte sich erfolgreich mit römischen Altertümern.

In dem noch übrigen dritten und letzten Teil dieser Skizze wird zu handeln sein von dem klassischen Unterricht in den Vereinigten Staaten, und zwar in seinem Stufengange von unten nach oben.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Dr. Dietrich Türnau, Rabanus Maurus, der praeceptor Germaniae. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des Mittelalters. München, J. Lindauer. 1900. 8°. 72 S. Mk. 0,80.

Es kommt dem Verfasser dieses Buches vor allem darauf an, die pädagogische Bedeutung des gelehrten Abtes von Fulda und späteren Erzbischofs von Mainz zu erweisen, die in neuerer Zeit von H. Schiller in seiner Geschichte der Pädagogik und anderwärts etwas in Zweifel gezogen worden ist. Da es Türnau aber ziemlich schwer fällt, für seine Behauptung Thatsachen anzuführen, so sucht er durch Stellen in Rabans Schriften den Beweis dafür zu erbringen. Ist es nun schon an sich eine bedenkliche Sache, lediglich aus dem Umstande, dafs jemand etwas geschrieben hat, folgern zu wollen, er habe auch demgemäfs gehandelt, so ist dies in ganz besonderem Mafse bei einem Schriftsteller wie Raban der Fall, dessen Bücher im wesentlichen Kompilationen aus älteren Werken sind, wie dies eben erst wieder Knöpfler in seiner Ausgabe von Rabans De institutione clericorum ll. III nachgewiesen hat. Von Förderung der Wissenschaft aber kann bei solcher Arbeitsweise nicht die Rede sein. Dabei fehlt es nicht an Versehen und Druckfehlern, die manchmal recht störender Art sind, z. B. wenn es S. 16 vis doctus, S. 24 exerptio statt excerptio, S. 51 conversantens statt conversantes, S. 68 erzeugen statt bezeugen und 1840 statt 840 heifst; auf S. 23 fehlt Anmerkung 6, auf die im Texte verwiesen ist, und S. 25 wird 'aus der Georgica' citiert u. s. f. P. Stötzner.

O. Heilig, Allemannische Gedichte von J. P. Hebel auf Grundlage der Heimatmundart für Schule und Haus herausgegeben. Heidelberg, K. Winters Verlagsbuchhandlung, 1902, 137 S.

Die vorliegende Ausgabe 28 allemannischer Gedichte Hebels beruht auf dem kritischen Texte C. Behaghels (Deutsche Nationallitteratur, herausgeg. von J. Kürschner). Sie bietet neben der Schreibweise des Dichters eine leicht fafsliche phonetische Darstellung, die den Leser in stand setzt, die Gedichte so zu lesen, wie sie nach dem Heimatsdialekte Hebels in Wirklichkeit zu lesen sind; und zwar findet man beide Textformen nebeneinander gestellt, so dafs sie sich bequem vergleichen lassen. Voraus geht eine Abhandlung über die Mundart von Hausen im badischen Wiesenthale (S. VII—XV), deren Eigentümlichkeiten mit Sachkenntnis auseinandergesetzt werden; beigegeben sind ferner Anmerkungen und ein Wörterverzeichnis (S. 129—137).

Den meisten Wert hat die Ausgabe für die, denen die Besonderheiten der oberdeutschen Mundart Hebels nicht geläufig sind; jedenfalls werden es aber alle Freunde dieser herrlichen Gedichte dem Herausgeber Dank wissen, dafs er ihnen einen so mundgerechten Text in die Hand giebt. Überdies ist der Index, der die charakteristischen Ausdrücke des Dialektes heraushebt, wohl geeignet, zu Studien über den Wortschatz der allemannischen Mundart anzuregen. Da lernen wir Zusammensetzungen kennen wie dundersnett, sehr nett, Zusammenziehungen wie Hampfel, eine Hand voll und Mumpfel, den Mund voll, Verstümmelungen wie Ilge für Lilie und Äcke für Nacken, onomatopoetische Schöpfungen wie Hurlibaus für Kanone (vgl. A. Grün, der letzte Ritter: Max von Kufstein: 'Schickt doch einmal den Weckauf mir und den Purlepaus) und syntaktische Unterscheidungen wie die Zeit = Zeit, das Zeit = Uhr, die Luft = Luft, der Luft = sanfter Wind. Auch liest man hier Gebilde, die in der nhd. Schriftsprache entweder verloren gegangen (vgl. gumpen, hüpfen = mhd. gumpen, das Stammwort von Gimpel, älter Gümpel) oder volksetymologisch entstellt sind wie Wetterleich = Wetterleuchten (mhd. wëterleich, Blitz, von mhd. leichen, tanzen, hüpfen).

Wünschenswert wäre für eine zweite Auflage, dafs öfter die nhd. Form danebengestellt würde, z. B. neben schellewerche, öffentliche Arbeit strafweise verrichten, scharwerken von mhd. scharwerc, Frondienst; ebenso bei Fremdwörtern die Grundform, z. B. bei Basseltang, Kurzweil, französisch pour passer le temps, und bei Fatzenetli, Sacktuch, ital. fazzoletto, Taschentuch, sowie

dafs gelegentlich auch andere Winke zum leichteren Verständnis gegeben würden; so konnte bei Volchspiel = Volksspiel, Volkshaufen in Bewegung, auf Geldspiel (Goethes Götz 2), Kirchspiel, Federspiel und andere Bezeichnungen einer zusammengehörigen Menge hingewiesen werden. Aber auch ohne solche Fingerzeige wird man die vorliegende Ausgabe mit Vergnügen und Vorteil benutzen; sie kann daher allen Freunden des grofsen allemannischen Dichters warm empfohlen werden. O. Weise.

Gymnasialdirektor Schulrat Drewes, Reiseeindrücke von Kunst und Leben in Italien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Herzoglichen Gymnasiums. Helmstedt, 1. Teil 1901, 2. Teil 1902. 4°.

Professor Dr. Schaefler, Römische Herbsttage (1899). Reiseerinnerungen und Tagebuchblätter. Programm des Königl. Gymnasiums. Rosenheim 1901. 8°.

Oberlehrer Dr. Koch (Zittau), Eindrücke vom letzten archäologischen Herbstkursus in Italien. Vortrag, gehalten auf der zehnten Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins (siehe Bericht über diese Versammlung, Leipzig 1900 S. 19 f.).

Alle drei in der Überschrift genannten Veröffentlichungen haben Schulmänner zu Verfassern, die 1899 am 9. archäologischen Herbstkursus in Italien teilgenommen haben. Gegen diese ganze Einrichtung waren kurz vorher ziemlich heftige Angriffe von Knoll (vgl. in den Blättern für bayrisches Gymnasialwesen Bd. 34, 1898, S. 411 f.) gerichtet worden, ja sie war von ihm ziemlich direkt als eine verfehlte bezeichnet worden. Gegen ihn wendet sich der Kochsche Vortrag mit grofser Entschiedenheit und betont nachdrücklich, dafs diese Herbstkurse schon sehr viel Segen gestiftet haben und jedenfalls das, was man bei ihrer immerhin kurzen Dauer von etwa sechs Wochen von ihnen verlangen kann, in ausreichendem Mafse leisten. Ich kann als Teilnehmer desselben Kursus dem nur aus vollster Überzeugung beistimmen. Freilich ist die stillschweigende Voraussetzung für einen wirklichen, dauernden Nutzen die, dafs die einzelnen Teilnehmer möglichst gut vorbereitet die Reise antreten und vom Italienischen wenigstens die allerersten Elemente sich angeeignet haben; womit es allerdings, zum Teil wenigstens, etwas haperte. Eine weitere Voraussetzung ist die, dafs alle offene Augen und offene Herzen mitbringen, letztere nicht nur für das schöne Land mit seinen Kunstschätzen und Altertumsresten, sondern auch für die Genossen. Unser Giro zeichnete sich, auch nach dem Urteile der ihn leitenden römischen Herren, glücklicherweise durch eine besondere Harmonie aus. Ist das freilich nicht der Fall und kommen sogar ernstere Meinungsverschiedenheiten zwischen den Teilnehmern vor, so geht allerdings ein Hauptreiz dieser Vereinigungen verloren, den sie gerade dadurch gewähren, dafs sie aus Amtsgenossen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands zusammengesetzt sind. Im allgemeinen, das kann man unbedenklich sagen, haben sich diese Kurse, von denen in diesem Herbste bereits der zwölfte stattfindet, durchaus bewährt und eingebürgert. Auch in der deutschen Kolonie in Rom gehört das Eintreffen der 'Geisterkarawane' zu den ersten Anzeichen der beginnenden Saison.

Wie vielfache Anregung die Teilnehmer mit nach Hause bringen, das wird manche Unterrichtsstunde, von der nichts an die Öffentlichkeit dringt, beweisen, davon legen aber ein öffentliches Zeugnis, abgesehen von dem Kochschen Vortrag, die in der Überschrift genannten Programmabhandlungen ab. Das erste Heft von Drewes behandelt Verona und Venedig, zwei Städte, die naturgemäfs nicht im Programm des Herbstkursus enthalten sind, das zweite Bologna und Florenz, wo der Kursus einsetzt. Der Verfasser beabsichtigt jedoch nicht, sich auf die Altertümer zu beschränken, sondern seine 'Eindrücke und Beobachtungen zu schildern und unter Verzicht auf Vollständigkeit das auszuwählen, was ihm in der Erinnerung besonders lebendig geblieben ist, so weit es ihm charakteristisch für Leben und Kunst, für einst und jetzt erscheint'. Insofern erhält man ein treueres Bild von der Thätigkeit des Kursus durch die Abhandlung von Schaefler: sie beginnt mit der Ankunft in Rom am 8. Oktober und behandelt in anregender Weise den ganzen dortigen Aufenthalt. Sie schildert nicht nur die gemeinsamen Studien unter der Leitung der Herren Petersen und Hülfsen, sondern berichtet auch, in welch trefflicher Weise der Verfasser die freien Tage zur Ergänzung und Vertiefung benutzt hat. Künftige Teilnehmer des Kursus werden dieses Schriftchen mit Nutzen bei ihrer Vorbereitung benutzen können.[1]) Einen einzelnen Tag des 9. Kursus,

[1]) Dasselbe gilt auch von dem schon früher erschienenen den 5. Kursus behandelnden Schriftchen von Ballin, Italienische Herbsttage (Dessau, Friedrichs-Gymnasium 1897).

den glänzend gelungenen Ausflug auf der via Appia, beschreibt in seiner anschaulichen Weise auch Kaemmel in den Grenzboten 1900, 1. Quartal S. 344 f. (= Herbstbilder aus Italien und Sizilien S. 102 f.).

Theodor Opitz.

Deutsche Erde. Herausgeg. von Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes.

Die nationale Erziehung des kommenden Geschlechts ist vielleicht die schwierigste, jedenfalls die verantwortungsvollste Aufgabe des deutschen Hauses und der deutschen Schule. Mit Sedandeklamationen, mit oratorischen Leistungen überhaupt ist da herzlich wenig gethan. Die Phrase kann eben, wie überall, so hier vor allem nur eine gewisse dekorative Bedeutung beanspruchen. Im übrigen ist sie wertlos, ja in ethischen Dingen — und dazu gehört doch auch die nationale Erziehung — geradezu gefährlich. Man mag ja wohl mit solchen Mitteln den leicht empfänglichen, der Autorität noch willig hingegebenen jugendlichen Gemütern so etwas wie eine Gesinnung auf eine Weile suggerieren. Aber eine Gesinnung, die den unvermeidlichen Zusammenbruch des Autoritätenglaubens überdauern, die der eigenen und jeder fremden Skepsis stand halten soll, die mufs auf selbstgewonnener Überzeugung ruhen. Und so kann auch eine wurzelechte und sturmfeste nationale Gesinnung nur erwachsen aus dem Grunde völliger Vertrautheit mit dem nationalen Wesen, seinem geschichtlichen Werden und seinem heutigen Sein. Wer also nationale Gesinnung in der deutschen Jugend wecken und wachhalten will, mufs dies beides ihr mitzuteilen oder doch zugänglich zu machen streben: die Kenntnis der deutschen Geschichte — der wahren und vollen Liebes- und Leidensgeschichte des deutschen Volkes, wie sie leider in der festlichen Beleuchtung einer allzu optimistischen Teleologie nicht immer tief und ergreifend genug sich darstellt — und die Kenntnis des deutschen Lebens der Gegenwart in seiner ganzen Weite und Wurzelung, in all seinen tausendfältigen Bedingnissen, Beziehungen und Aussichten, mit all seinen Posten auf dem Soll und Haben des Lebens von heute und morgen.

Mag nun für das erste in deutschen Schulen wohl auch bisher schon leidlich gesorgt sein — um das zweite steht es jedenfalls oft noch recht kümmerlich. Und wen wollte das bei einiger Überlegung besonders wundern! Woher soll denn auch der mufseaıme Schulmeister selber erst diese Kenntnis schöpfen, die im raschen Wechsel der Dinge täglich neu gewonnen sein will? Kann er die Flut von Zeitungsaufsätzen, Abhandlungen, Denkschriften, Statistiken, von volkswirtschaftlichen und politischen, geschichtlichen und geographischen Arbeiten verschiedenster Art und Erscheinungsform, in denen der Gewinn der einschlägigen Forschungen an den Tag tritt, auch nur übersehen, geschweige denn für seine Zwecke ausnutzen? — In der That, hier war ein Bedürfnis zu befriedigen, das in diesen Zeiten unserer nationalen Wiedergeburt — und Gott gebe, dafs sie erst begonnen! — sich von Tag zu Tage stärker geltend machen mufste. Eine grofse Inventur alles dessen, was wir von unserem Volkstume allerorten und allerzeiten bisher wissen und nicht wissen — die that uns wirklich not, uns Lehrern am meisten. Jeder ernste und wohlvorbereitete Versuch zur Ausfüllung jener Lücke kann deshalb nur mit aufrichtiger Befriedigung begrüfst werden und darf auch im Rahmen einer pädagogischen Zeitschrift wohl besonders vermerkt werden. Einen solchen Versuch aber — und gewifs einen recht ernst zu nehmenden — haben wir jetzt in Professor Paul Langhans' junger Zeitschrift 'Deutsche Erde' vor uns, deren 1. Heft im Mai d. J. aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha ans Licht der Öffentlichkeit trat.

Die erste Nummer einer neuen Zeitschrift darf mehr versprechen, als sie selber zu erfüllen im stande ist. Was das uns vorliegende 1. Heft der 'Deutschen Erde' und die beigefügte Einladung zum Bezuge verspricht, ist viel. Die neue Zeitschrift soll 'eigne Aufsätze sowie fortlaufende Berichte bringen über neuere Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete deutschen Volkstums, unterstützt von Karten innerhalb und aufserhalb des Textes'. Ferner soll 'das gesamte, so weit verzweigte Schrifttum der Deutschkunde aller Erdteile von Fachleuten besprochen werden'. An Mitarbeitern werden uns an die zweihundert namentlich aufgeführt, darunter gar manche Namen, 'die unter die Sterne gesetzt sind'. Wir finden die Namen von etwa neunzig Universitätsdozenten, wovon ungefähr zwei Drittel auf die Universitäten des Deutschen Reiches entfallen, während von den übrigen Herren etwa ein Dutzend an österreichischen, ebensoviele an Hochschulen der Schweiz, Belgiens und der Niederlande wirken; selbst die Vereinigten Staaten von Amerika sind vertreten. An die Universitätslehrer reihen sich etwa vierzig Gelehrte, die an Bibliotheken und Museen thätig sind oder überhaupt keine öffentliche Stellung einnehmen, ferner un-

gefähr ebensoviele Leiter und Lehrer höherer Schulen. Der Rest verteilt sich auf Geistliche, Juristen, Ärzte, Nationalökonomen und Männer der kolonialen Laufbahnen. In der That: 'Vertreter aller Wissenschaften, jeder politischen und religiösen Richtung, der verschiedensten Staatsangehörigkeit' sehen wir bereit, 'ihre wissenschaftliche Arbeit in den Dienst der Deutschkunde zu stellen'.

Und was will nun diese neue Wissenschaft der Deutschkunde sein? — 'Die Geographie des deutschen Menschen und seiner Kultur', antwortet uns der Herausgeber, und als Gegenstand ihrer Forschung bezeichnet er 'das Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volkes und die Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur auf der ganzen Erde'. Verstehen wir ihn recht, so gilt es ihm also in erster Linie, eine ebenso umfassende wie eindringende Anschauung von dem gegenwärtigen Stande des gesamten Deutschtums zu erarbeiten, soweit es in räumlicher Verteilung über die Erde sich erfassen und darstellen läfst; sodann aber einerseits den Ursachen eben dieser räumlichen Erscheinung des heutigen Deutschtums nachzuforschen und anderseits aus dieser selben räumlichen Ausbreitung nachzuweisen, an welchen Stellen der Erdoberfläche das Deutschtum von heute sich in Berührung und Wechselwirkung mit diesem oder jenem fremden Volkstume befindet; wo sich ihm die Möglichkeit aussichtsvoller Erweiterung oder die Notwendigkeit entschlossener Verteidigung seines Einflufsgebietes auf dem einen oder anderen Felde der Kulturarbeit und nationalen Geltung eröffnet. Durch die nationale und zugleich geographische Begrenzung ihrer Aufgaben also bestimmt sich Begriff und Umfang der neuen Disziplin.

Die Aufsätze, die das uns vorliegende 1. Heft der 'Deutschen Erde' enthält, mögen wenigstens eine Andeutung davon geben, wie sich der Herausgeber der neuen Zeitschrift die Ausführung seines grofs angelegten Planes denkt. Wir finden folgende, durchweg nur kurze Arbeiten. Otto Bremer erörtert die Frage, ob die Staatsgrenze des Deutschen Reiches gegen die Niederlande und Belgien eine Sprachscheide bilde. Henri Tollin giebt eine Übersicht über Zahl, Entstehungszeit und geographische Verteilung der französischen Kolonien im Deutschen Reiche. Raimund Kaindl berichtet über die Deutschen in der Moldau und Bukowina vom XIV. bis zum XVII. Jahrh. Alfred Funke belehrt uns über Zahl und Stellung der Deutschen in Rio Grande do Sul. Gustav Lenz beginnt eine Übersicht über die deutschen Schulen im Auslande, zunächst in Europa. Paul Langhans selbst stellt eine deutsche Gewinn- und Verlustliste für Nord-Schleswig auf das Jahr 1901 auf, Johannes Zemmrich thut dasselbe für Österreich. Theobald Fischer endlich handelt von den Deutschen in Marokko, Karl Martin von denen in Chile. Dazu tritt ein Litteraturbericht von 42 Nummern, der — Referat und Kritik glücklich verbindend — in gedrängtester Form die verschiedenartigsten neueren Erscheinungen aus dem weiten Gebiete der Deutschkunde uns vorführt.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, auf Einzelheiten einzugehen. So viel wird man auf Grund des im 1. Heft der 'Deutschen Erde' Gebotenen schon sagen dürfen: die neue Zeitschrift empfiehlt sich gerade dem Lehrer durch mehr denn eine nicht eben häufige Eigenschaft. Das ist zunächst und vor allem die so seltene Vereinigung lebhaften nationalen Empfindens mit strengster wissenschaftlicher Kritik und Objektivität, die sie von ihren Mitarbeitern fordert. Sodann die knappe und klare Form, in der eine reiche Fülle genauen Wissens hier geboten wird. Weiter die überaus praktische Art, wie der Herausgeber als Kartograph von Fach auch wichtigere Einzelheiten durch beigefügte kleine Kartenskizzen in einem Blicke zu veranschaulichen weifs. Endlich — trotz des Normaletats mit allen Nachträgen ein nicht genug zu schätzender Vorzug — der rührend billige Preis von 6 Mk. für 6 Hefte solchen Umfangs und Inhalts!

Kurz, wenn die Folge einigermafsen hält, was der Anfang verspricht, so sehen wir hier den Stapellauf eines kleinen, aber seetüchtigen Fahrzeuges mit einem erprobten Führer, auserlesener Bemannung und einer wertvollen, dicht verstauten Fracht, über dem die Flagge schwarz-weifs-rot — oder, wenn ihr lieber wollt, schwarz-rot-gold — lustig und tapfer in die Winde flattert. Wünschen wir ihm von Herzen gute Fahrt!

Carl Reichardt.

ERWIN ROHDE

Von Otto Immisch

Die Biographie Rohdes von Otto Crusius[1]), seinem Amtsnachfolger in Tübingen wie Heidelberg, erscheint nicht umsonst als 'Ergänzungsheft' zu der ein Jahr zuvor veröffentlichten Sammlung von Rohdes 'Kleinen Schriften'. Sie bietet den Lesern Rohdes, soweit sie den merkwürdigen und bedeutenden Menschen nicht persönlich gekannt haben, die Möglichkeit — nach einem Ausdruck Rohdes —, aus dem *εἴδωλον* seiner Werke auf den Glanz der *ἰδέα* zurückzuschliefsen und die belebende Kraft nachzuempfinden, mit der sie einst den Schaffenden beseelte. Den inneren und persönlichen Zusammenhang dieses Geistes und seiner Entwickelung kennen zu lernen ist um so wünschenswerter, als uns Rohdes wissenschaftliche Schriftstellerei den ungewöhnlichen Ausnahmegeist wohl überall spüren läfst, aber Rohde war, wenn von irgend etwas, ganz besonders weit entfernt von dem Bedürfnisse, die Heiligtümer seines Herzens bei jeder Gelegenheit zur Schau zu stellen. Erst durch die Biographie wird uns wie vieles Einzelne, so namentlich die Gesamtstimmung verständlich, die in seinen gröfseren Werken sich fühlbar macht, so z. B. auch jenes persönlichste Empfinden, das einem eigenen, schmerzlichen Erlebnis entsprungen, im 'Griechischen Roman' den 'geschichtlichen Text wie eine weiche, dunkle Melodie begleitet' (S. 83).

Aber nicht nur des Dankes philologischer Leser darf Crusius gewifs sein. Das Interesse des Buches reicht weiter; nicht so sehr, weil Rohde mit seinen beiden Hauptwerken über die Zunft hinausgewirkt hat, sondern vor allem wegen der darin enthaltenen Darstellung seines Verhältnisses zu Nietzsche. Diese Freund-

[1]) Erwin Rohde, Ein biographischer Versuch von O. Crusius. Mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1902. VI, 296 S. — Rohde ist am 9. Oktober 1845 in Hamburg als Sohn eines Arztes geboren. Er war 1852—1859 Zögling des Stoyschen Institutes in Jena, 1860—1865 des Johanneums in Hamburg, zuletzt in dem damals bestehenden akademischen Anhängsel der Anstalt. Ullrich, Herbst, Classen, Petersen wirkten in dieser Zeit auf ihn ein. Seine Universitätsstudien betrieb er in Bonn, Leipzig und Kiel: neben den Lehreinflüssen Ritschls, Ribbecks, v. Gutschmids u. a. beginnt die entscheidende Freundschaft mit dem fast genau ein Jahr älteren Nietzsche. Nach der Promotion in Kiel (1869) folgt eine Studienreise nach Italien, 1870 die Habilitation und 1872 das Extraordinariat in Kiel. Die Meisterjahre akademischer Thätigkeit widmete er Jena (1876—1878), Tübingen (bis 1885) und nach der kurzen Leipziger Episode (1886) Heidelberg, wo er am 11. Januar 1898 gestorben ist.

schaft ist, wie man deutlich sieht, in Rohdes Leben wirklich das 'centrale Ereignis' gewesen, und Crusius hat dementsprechend diesem wichtigen Punkte besondere Sorgfalt zugewendet und nicht nur die Schriften Nietzsches selber, sondern auch die schon so umfängliche Litteratur über Nietzsche durchgearbeitet; er hat vor allem ein reiches briefliches Material herangezogen und ausgenützt, das für die Kenntnis Nietzsches[1]) nicht minder förderlich ist wie für die Kenntnis Rohdes. Wir hören, wie harmonisch zunächst die beiden Seelen zusammenklingen, wir fühlen die nahende Entfremdung, wir sehen sie eintreten und doch die Gedankenwelt aus den Tagen der geistigen Gemeinschaft über den Bruch hinaus bei Rohde lebendig fortwirken; wir freuen uns, wie er der Person des Freundes überhaupt und ohne jede Einschränkung die Treue wahrt, und finden ihn tief ergriffen von der Katastrophe des Unglücklichen: 'Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzulänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen — das klingt immer wieder auf in einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang' (S. 177).

Auch sonst hat Crusius das Lebensbild Rohdes im wesentlichen aus Briefen, mündlichen Berichten und ähnlichen Quellen gewonnen: der Familien-, besonders aber der Freundeskreis hat das Material beigesteuert, während Crusius selbst erst 1893 mit Rohde persönlich zu verkehren Gelegenheit gehabt hat (S. 193). Es ist begreiflich, dafs die Stimmen von solchen, die dauernd und enge mit Rohde verbunden waren, über den erreichten Grad von Lebenswahrheit geteilt sein mögen. Die Intimen vermissen ja selbst vor Porträts von Meisterhand oft den und jenen ihnen subjektiv vertrauten Zug. Uns andere berührt das um so weniger, als Crusius überall, wo es irgend anging, Rohde selber das Wort gegeben und den reichlichen Mitteilungen aus seinem Briefwechsel eine Auswahl der 'Cogitata' hinzugefügt hat: so nannte Rohde eine von ihm in der Studentenzeit begonnene und bis in die Jenaer Jahre fortgeführte Aufzeichnung von allerhand Reflexionen und Stimmungen, ein für seine innere Entwickelung höchst belehrendes Dokument. Hat der Leser infolgedessen fast überall die Sicherheit des Selbstzeugnisses, so ist anderseits kaum notwendig hervorzuheben, dafs trotz solcher Anlage des Buches Crusius' Eigenleistung keineswegs zurücktritt. Was es überhaupt heifst, ein Lebensbild aus Briefen zu gewinnen, und wieviel Kunst und Takt in diesem besonderen Falle auf die Auswahl, Gruppierung und Gliederung der Thatsachen verwendet ist, tritt uns allenthalben deutlich entgegen. Man kennt ohnehin des Verfassers leichte und glückliche Hand, die Vielseitigkeit seines Geistes und seine geschmackvolle Schreibart, die sich hier namentlich in der Kunst bewährt, den sensitiven Untergrund der dargestellten Gedankenwelt in feinen Schwingungen zu erhalten und diese auf die Empfindung des Lesers zu übertragen. Wie schön sagt er z. B. dort, wo er von der

[1]) Interessant sind in dieser Beziehung namentlich die Erörterungen über das Mafs des Einflusses von P. Rée. Eine Klarstellung des Verhältnisses zwischen Nietzsche und Burckhardt, seit der 'Griechischen Kulturgeschichte' besonders dringlich, wird auch von Crusius als notwendig bezeichnet (S. 157).

inneren Trennung zwischen Rohde und Nietzsche zu erzählen hat (S. 160): ʽGanz allmählich waren sie sich fremd geworden in ihrer Lebensstimmung, in den aus der eigensten Erfahrung herauswachsenden letzten Überzeugungen und Hoffnungen. Sie rufen sich, wie zwei einsame Wanderer, immer wieder einen Signalruf zu und merken, dafs ihre Wege sie doch weiter und weiter auseinander führen. Schliefslich verstehen sie sich nicht mehr.' Und doch hat auch Rohde noch ʽzu jenem Zuge grüfsender Gestalten gehört, der im Dämmerlicht der nahenden Umnachtung am Geiste des Einsamen vorüberschwebte'.

Der Höhepunkt des Geleisteten ist natürlich in der fachmännischen Beurteilung und Beleuchtung zu erkennen, mit der Crusius die philologische Entwickelung seines Helden begleitet, nach der so verwandten Richtung seiner eigenen Studien der berufenste Kritiker, den sich Rohde wünschen konnte, und infolgedessen auch durchaus frei von blinder Bewunderung, wie er denn z. B. (S. 184 ff. 202) hinsichtlich des Problems des Orgiasmus Nietzsches Ansicht vor der Rohdeschen den Vorzug giebt. Hier sei auch auf die interessanten Mitteilungen aus Rohdes Korrespondenz mit Usener, Ritter und Gomperz über Platonische Fragen hingewiesen (S. 277 ff.) durch welche die in der ʽPsyche' (II^2 265 ff.) skizzierte Ansicht über die Republik beleuchtet wird. Annehmbar ist freilich Rohdes Analyse mit nichten.

Man hat gesagt, das Lebensbild Erwin Rohdes sei von paradigmatischer Bedeutung. Dies kann wohl nur mit einem starken Vorbehalte gelten. Es ist Rohde nie gelungen, jene Harmonie zwischen seiner Wissenschaft und seinem Menschentum zu erreichen, durch welche allein ein Gelehrtenleben vorbildlich zu werden vermag. Er war, wenn einer, aus der Zahl der *κηριτρεφέων ἀνθρώπων*. Auch er hatte, wie er es von Kleist sagt (S. 239), ein schweres Herz, das die Trübseligkeit der Welt in die dunkle Tiefe zurückzog. Das Leben war ihm kein Fest, und seine Musen waren nicht die Homerischen — *ἀναθήματα δαιτός*, sondern eher die Musen Hesiods: *λησμοσύνη τε κακῶν ἄμπαυμά τε μερμηράων*. Und dieses nicht etwa wegen der Ungunst äufserer Verhältnisse: die Hemmnisse und Leiden seines Lebens trug er in der eigenen Brust. Ihrer Herr zu werden ward ihm schwerer gemacht als andern, und so ist er ihrer auch niemals dauernd Herr geworden. Eine ungewöhnliche Reizbarkeit und die Unfähigkeit die kleinen Nichtigkeiten des Lebens sich hinreichend zu assimilieren, machten ihn ʽschneidend und hart' im Verkehr. ʽIch fühle es tief und oft: durch diese Art habe ich mich um den eigentlichen Reiz des Lebens gebracht.' Oder, wie er sich an derselben Stelle (S. 110; vgl. auch S. 95) charakterisiert: ʽNiemand kann über seinen Schatten springen, und mir hängt ein ganz absonderlicher Schatten an, ein eigentümliches Gemisch von Menschenscheu und Mifstrauen in mir selbst, das mich stets mit der Furcht lähmt, zudringlich zu werden, und sich endlich mit einem fatalen Hang, nur in der Phantasie zu leben, so eng verbündet hat, dafs ich nun zwar die umgebende Menschheit in der Phantasie sehr deutlich und mit vielem Anteil auffasse, oft aber nach aufsen auch nur einen Finger zu rühren mich gehemmt fühle. Ein absurder Zustand! durch den man mitten unter Menschen wie in

eine mitwandelnde Mönchszelle eingekapselt und isoliert herumgeht und auch an Menschen, denen man sich enger anschliefsen möchte, nicht näher herankommt.' Und doch, wieviel Zartheit des Empfindens verbarg sich hinter der harten und verschlossenen Art! Mit echtem Herzenstakt bemüht er sich vor dem selber leidenden Freunde seine Pein und seine Verstimmungen zu verbergen. Und fand er verwandte oder gleichgestimmte Seelen, so vermochte er mit seinem verborgenen Feuer gar wohl zu erwärmen. Der Ausdruck stammt aus einer schönen Charakteristik Ribbecks (an Ritschl; vgl. Otto Ribbeck, ein Bild seines Lebens, 1901, S. 275): 'Ich habe einen Zug zu einsamen, stolzen Menschen, und dies pafst auf Rohde, den ich nehme, wie er ist, als einen sui generis, der mich mehr interessiert als eine ganze Horde sogenannter liebenswürdiger, kieselglatter Weltmenschen. Nicht als ob ich in seine rauhen oder schroffen Kanten gerade vorzugsweise verliebt wäre — aber ich toleriere sie als natürliche Krystallisationen seines edlen, gediegenen Kerns, und sein verborgenes Feuer wärmt mich. Es ist aber immer ein grofser Fehler, dafs er es nie verstanden zu haben scheint, Dir die geniefsbarere Seite seiner Persönlichkeit zu zeigen. Hättest Du ihn, wie ich, nicht in Leipzig, sondern gleichsam unter vier Augen, wie in Kiel, kennen gelernt und unter solchen Verhältnissen mit ihm verkehrt, so würdest Du auch anders über ihn denken. Auf den Geschmack der sogenannten Gesellschaft gebe ich gar nichts. Als ich von dort abfuhr, standen ihm im Gefühl völliger Vereinsamung die hellen Thränen im Auge.'

Gewifs darf man es paradigmatisch nennen, dafs Rohde zu den wenigen Gelehrten gehört hat, die Persönlichkeit besitzen und sie festzuhalten wissen in ihrer Lebensführung wie in der Art ihres Forschens und Darstellens, aber die Mischung seines Charakters war doch wohl eine solche, dafs, wie er selbst unter ihm geradezu litt, sicherlich auch er selbst seine Vorbildlichkeit geleugnet haben würde.

Die Bedeutsamkeit von Rohdes nunmehr offen vor uns liegender innerer Entwickelung möchten wir vielmehr, abgesehen von dem positiven Ertrag seiner Werke, von dem hier nicht zu handeln ist, in den folgenden Hauptpunkten beschlossen sehen.

Auch Rohde hat, als er begann sich der Philologie zu widmen, dies zunächst im Geiste des mit der Romantik eng verschwisterten Neuhumanismus gethan. Dieser Humanismus trug zwar, eben in Folge jener Verschwisterung, den Keim der geschichtswissenschaftlichen Entwickelung von Haus aus in sich, aber zunächst auch nur den Keim. Noch überwog die eigentlich humanistische Auffassung, der viel berufene Klassizismus, der freilich mit nichten, wie man heute seine Gegner vielfach aburteilen hört, identisch war mit einer öden Nachahmung. Rohde hat die notwendige Entwickelung vom Humanismus zur Historie ehrlich in sich vollzogen, sich aber wohl gehütet, die Kontinuität zu unterbrechen und von einem Extrem unvermittelt ins andere zu springen. In Kiel, wohl mehr noch unter v. Gutschmids Einflufs als unter dem der englischen Positivisten 'mit ihrem gräfslichen *common sense*-Stil' (S. 66), beginnt

bei ihm die Wendung. Noch zögert er und spottet: 'Nun bitte ich einen, ich und Historie!' (S. 23). Er argwöhnt in der historischen Deduktion ein Mittel, womit die Jetztzeit (diesen Ausdruck gebraucht er spöttisch) sich der Dankbarkeit und der staunenden Verehrung gegenüber dem Genius zu entschlagen versuchen wird (Cog. Nr. 20). Die 'volle Historisierung' und die 'wirkliche Kulturbedeutung' der philologischen Studien sind ihm zwei durchaus voneinander geschiedene Dinge (Cog. Nr. 47 und 58), und gelegentlich fällt wohl gar ein Kraftwort: 'Der Teufel hole das «historische Begreifen» grofser Genien!' (Cog. Nr. 49). Zumal unter dem Einflufs von Nietzsches 'Unzeitgemäfser Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben' nennt er es einen unsinnigen Widerspruch, die klassische Philologie zu einer rein historischen Wissenschaft im modernsten Sinne zu 'degradieren' und ihr in den Gymnasien dennoch einen Vorzug vor anderen 'reinen' Historien einräumen zu wollen (S. 70). Man sieht, es ist Rohde hart genug angekommen, sich von der humanistischen Wertung des Altertums zu befreien: aber er hat gleichwohl die Notwendigkeit dieser Befreiung immer sicherer erkannt und sie demgemäfs auch an sich selber vollzogen. Schon im 'Roman' erscheint infolge der ausgedehnten Berücksichtigung der vergleichenden[1]) Märchen- und Novellenforschung die antike Litteratur in ihrem welthistorischen Zusammenhange. 1882 aber schreibt er an Ribbeck (S. 136): 'Ich lebe an mir selbst, und eben gerade an meinen Kollegien, die allmähliche Umarbeitung der ästhetischen und absoluten Schätzung des Altertums in die historische und relative durch, die ja den Gang unserer Disziplin, freilich schon lange, ehe ich überhaupt anfing, bezeichnet hat: ich bereue es kaum, persönlich mit der altmodischen, ästhetischen Schätzung angefangen zu haben, aber nun mufs ich stückweise die alte Haut mehr und mehr ablegen; das macht Arbeit und Mühe.' Crusius vermutet wohl mit Recht, dafs 'die von Schulphilosophemen geschwängerte Luft' des 'schwäbischen Philosopheneldorados' durch eine Art Reaktion die immer noch zögernde Entwickelung des historischen Triebes in dem Tübinger Philologen beschleunigt hat. In der That erkaltet bei Rohde die philosophische Begeisterung von nun an merklich. Während Nietzsches Spruch lautete '*philosophia facta est, quae philologia fuit*', traten bei Rohde — und gewifs ist dies einer der Gründe ihrer innerlichen Trennung — deutliche Anwandlungen jener Skepsis zu Tage, die dem Historiker in philosophischen Dingen notwendig zu eigen wird. 'Ich fürchte immer, dafs die *φιλοσοφία minus in sinu habet quam fronte promittit*: schon mancher hat es so erfahren', schreibt er 1884 an Const. Ritter (S. 137). Was diese Schwenkung von Philosophie zur Historie besagen will, kann man sich am besten verdeutlichen, wenn man die noch ganz im Banne des philosophischen Pessimismus stehenden Anschauungen der Cogitata über den Unsterblichkeitsglauben (Nr. 53; vgl. S. 251) vergleicht mit der historischen Analyse desselben Phänomens in der 'Psyche'. Wie entschieden aber

[1]) Das Verdienst, dieser Methode die Bahn gebrochen zu haben, wird S. 81 von Crusius doch in etwas zu weit gehender Weise Rohden zugeschrieben, namentlich im Vergleich mit Usener; vgl. S. 44 und die Einschränkung S. 270.

und wie energisch die neue Orientierung sich durchsetzte, lehrt der jetzt sehr ernsthaft erwogene Plan einer Griechischen Kulturgeschichte (S. 135). Auch die der Historie unvermeidlich zugesellte Begleiterscheinung positivistischer Neigungen stellt sich gleichfalls ein, verstärkt durch die dem fortgeschritteneren Lebensalter natürliche Zunahme der realen Lebensinteressen. Über das Recht von Gortyn jubelt er fast: 'Das ist doch einmal ein Fund, ein wirkliches Stück alten Lebens', und jetzt erst, so berichtet Crusius, gewann er engere Fühlung mit der monumentalen und epigraphischen Forschung. Staat und Recht der Alten treten, mit dem letzten Ausreifen seiner Persönlichkeit, in sein inneres Blickfeld. Während er in Jena den Gedanken eines Lehrauftrags über das antike Staatswesen und Verwandtes noch weit von sich gewiesen hatte, griff er in Heidelberg mit beiden Händen nach der gleichen Aufgabe (S. 122).

Man sieht, die Umwandlung konnte allerdings nicht gründlicher und vollständiger sein. Und dennoch ist es nicht nur ein gelegentlicher Überschwang von Phantasie und Gefühl gewesen, der Rohde über die Beschränkung die er sich selber setzte, durchweg hinausführte. In der Konsequenz der rein historischen Auffassung der Dinge liegt zwar unweigerlich jenes *ἐπέχειν*, das er in seinem unerbittlichen Herannahen zunächst geradezu schmerzlich empfunden zu haben scheint (Crusius S. 190), jenes weitherzige 'alles an seiner Stelle gelten lassen', das er gelegentlich Goethe nachrühmt und an Nietzsche vermifst (S. 113). Und doch ist er sich, wie wir noch sehen werden, völlig darüber klar gewesen, dafs selbst die im engsten Sinne wissenschaftliche Aufgabe mit der Feststellung der Thatsächlichkeit eines historischen Verlaufes und seines Zusammenhanges noch nicht erschöpft ist. Wir nehmen zum Beweise hier nur den einen Umstand voraus, dafs für ihn Eigenschaften, die er selbst als künstlerische bezeichnete, vom Begriffe des Historikers stets unzertrennlich gewesen sind (vgl. unten S. 534). Noch viel weniger aber hätte Rohde hinsichtlich der angewandten Wissenschaft, d. h. in der Nutzbarmachung unserer Kenntnis des Altertums für die Aufgaben der Kultur und der Erziehung, einräumen können, dafs mit einer rein geschichtlichen Betrachtung, und nur mit einer solchen, allen Erfordernissen Genüge geschehe.

Dafs dies in Wahrheit nicht der Fall ist, zeigt an sich selber, so paradox dies auf den ersten Blick erscheint, gerade jene starke Strömung, die durch unsere Zeit geht mit der Forderung, es solle auch auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaft mit der Historie Ernst gemacht, die antike Kultur solle nicht mehr, wie es der Humanismus that, in einem imperativischen Sinne behandelt werden, sondern als die thatsächliche Basis und Voraussetzung der neuzeitlichen Errungenschaften, oder, wie man auch gesagt hat, sie solle den Schlüssel gleichsam darbieten zum genetischen Verständnis der Psychologie eines modernen Menschen. Es liegt mir nun sehr fern, mich wiederum den Mifsverständnissen auszusetzen, die sich an eine frühere Erörterung dieser Frage angeheftet haben. Indem man die positive Seite meiner Ausführungen ignorierte, hielt man sich an die Negation, die freilich gezwungen war auch diejenigen Folgerungen zu ziehen, die durch den Hauptvertreter dieser Ansicht

keineswegs ausgesprochen, ja gewifslich abgelehnt, dennoch unbestreitbar in der logischen Konsequenz der gemachten Voraussetzungen liegen. Ich brauchte wahrlich nicht erst von Herrn Bidez darauf aufmerksam gemacht zu werden, dafs v. Wilamowitz selber das leuchtende Beispiel dafür biete, wie auch ein hochgespannter Idealismus und eine beschwingte Begeisterungskraft mit der geschichtlichen Auffassung sich verträgt. Ich habe auch nicht erst aus den Geleitworten zum 'Griechischen Lesebuche' erfahren, dafs die geschichtliche Betrachtungsweise, die v. Wilamowitz übt, durchsetzt ist mit zahlreichen über die thatsächlichen Feststellungen hinausreichenden 'Werturteilen'. Meine Auffassungsorgane sind endlich in der That nicht so stumpf, dafs ich nicht zu erkennen vermöchte, wie gerade in diesem Zusatz einer Bewertung des Thatsächlichen der Hauptreiz und das eigentümliche Stimulans der Wilamowitzschen Schriften zu erkennen ist. Aber das alles kann darüber nicht täuschen, dafs dieses wertvolle Element begrifflich mit der geschichtswissenschaftlichen Auffassung nichts zu schaffen hat, deren Folgerung vielmehr, wie auch Rohde erkannte, wenn sie rein und streng entwickelt wird, unweigerlich bei jenem *ἐπέχειν* anlangt, vor dem die Jugend zu behüten als Notwendigkeit von allen Seiten anerkannt wird.

Wenn ich die Scheidung und das gegenseitige Verhältnis der beiden Elemente hier etwas näher ausführe, so wird sich hoffentlich zeigen, dafs dies nicht im Sinne einer querköpfigen Rechthaberei oder unfruchtbaren Distinktion von leeren Begriffen geschieht. Ich darf aber allerdings die Erwartung aussprechen, dafs eine Ansicht, die, um ein schönes neues Wort zu brauchen, von den 'autoritativen' Ansichten abweicht, den Lesern der Deutschen Litteraturzeitung nicht wiederum als eine Art Heiligtumsschändung vorgeführt wird.

Es wird lebhaft betont, die 'historische Betrachtung' sei so weit davon entfernt, einen völligen Relativismus einzuschliefsen, dafs vielmehr gerade sie darthue, wie es Höhen- und Tiefpunkte der Entwickelung auf den verschiedensten Gebieten giebt. Aber wird man nicht zugleich einräumen müssen, dafs diese Feststellung stets auf Grund eines Werturteils erfolgt? Weil nun der historische Verlauf ein *quale* und kein *quantum* darstellt, für das *quale* aber noch immer kein anerkanntes objektives Mafs existiert, so entspringt jene wertsetzende Bestimmung durchweg den subjektiven Wertungen des Historikers. Diese subjektiven Wertungen sind nun, infolge mannigfaltiger Einflüsse, darunter auch (aber keineswegs allein) durch eine Vermehrung der objektiven Kenntnis des Altertums, gegenwärtig anders bestimmt als in den Blütezeiten des Neuhumanismus. So ist es z. B. wohl verständlich, dafs man mit Alexander und nicht mehr mit Perikles den Höhepunkt der griechischen Kulturentwickelung bezeichnet. Die Vermehrung der Dokumente aus hellenistischer Zeit vereinigt sich hierbei mit Anschauungen, die durch die Horizonterweiterung der modernen Weltwirtschaft und Weltpolitik bestimmt werden. Aber dafs es sich bei dieser wertesetzenden Betrachtungsweise stets um einen Zusatz zur objektiven Feststellung des Gewesenen, zur *ἱστορία*, handelt, um einen Zusatz, der einzig und allein *καθ᾽ ἕν*, aber nimmermehr *καθόλως* von der humanistischen Be-

trachtungsweise sich unterscheidet, das, sollte ich meinen, wäre zu leugnen unmöglich. Giebt man dies aber zu, so stehen wir sofort vor zwei wichtigen Folgerungen. Indem wir nämlich schon sahen, dafs die bewertende Betrachtungsweise, wenn auch keineswegs allein, sondern neben anderen Momenten, auch durch die objektive Zunahme unseres Wissens vom Altertum bestimmt wird, überbrückt sich thatsächlich die Kluft zwischen geschichtlicher und humanistischer Betrachtung. Dem Fortschritt der Wissenschaft öffnet sich hier ein vollbemessener Einflufs auf die Vervollkommnung und Vertiefung unseres Weltbildes und unserer Ideale. In diesem Sinne sprach ich bei anderer Gelegenheit von einem geschichtswissenschaftlich geläuterten Humanismus, womit denn zugleich die Vorstellung eines auf öder Nachahmung beruhenden Klassizismus, der 'sein Ziel hinter sich stellt', in alle Wege ausgeschlossen wird. Ich sehe nicht ein, mit welchem Rechte man diesen positiven Begriff teils ignoriert hat, teils davon als von einer 'unleidlichen Inkonsequenz' oder von einem 'Mangel an Respekt vor den Thatsachen' zu reden sich veranlafst sah.[1] Zweitens aber scheint mir klar, dafs in der 'angewandten' Wissenschaft, insonderheit aber in der Nutzbarmachung wissenschaftlicher Erkenntnis des Altertums zu Erziehungszwecken, der Nachdruck allerdings weniger auf die geschichtliche Objektivität als auf die geflissentliche Bewertung der geschichtlichen Phänomene fallen mufs. Denn da wir das sittliche Handeln beeinflussen wollen, dies Handeln aber zu einem sehr wesentlichen Teile als das Ergebnis eines indi-

[1] W. Nestle, Neues Korrespondenzblatt 1902, Heft 6, S. 226. — Als ein lebendiges Beispiel, wie ein geschichtlich geläuterter Humanismus im einzelnen Falle mit den Phänomenen zurechtkommt, mag aus Rohdes Cogitata Nr. 89 hier stehen, zugleich weil ich hoffe, dafs der darin enthaltene Gedanke in der Schullektüre gelegentlich recht fruchtbar gemacht werden kann. 'Die Alten hatten den grofsen Vorteil bei ihrer Schriftstellerei, dafs die sichersten, wichtigsten, fundamentalsten, überzeugendsten Wahrheiten über Menschen, Menschenleben und -Verkehr, Verhältnis des Menschen zur Weltmacht . . ., zur Natur, zum Tode u. s. w. damals noch ihres rechten Ausdrucks im Worte, ihrer Abbildung in Begriffen harrten. Diese Wahrheiten sprachen sie aus, schlicht und kernhaft. So konnten sie gedankenreich sein, ohne doch, wie Skribenten späterer Zeiten, den sichersten Wahrheiten als «Trivialitäten» ausweichen und nun feinere, nur individuell überzeugende, durch künstliche Steigerung der Verhältnisse zu gewinnende, nur durch Ahnung zu erschwingende Gedanken aussprechen zu müssen. Schon bei Platon ist manches trivial, was es noch nicht für Sokrates war (für den einfältigen Xenophon wurde freilich auch das Trivialste nie trivial: und so ist's mit Plattköpfen allerdings per saecula saeculorum) — an Seneca z. B. bemerkt man dann schon sehr stark, wie ein geistreicher Kopf damals seinen und seiner Leser Ekel vor dem «Trivialen» zu vermeiden hatte. — Man darf übrigens eben darum die eigentlichen «Alten» nicht allzu «tief» auffassen. Spätere Autoren sind wirklich in vieler Beziehung «tiefer» als die kernhaftesten Alten. Deren Stärke ist gar nicht, dafs sie Gedanken, die sich einem klugen Verstande aus einfachster Betrachtung ergeben, beiseite gelassen haben, um in tiefere Abgründe sich hinunter zu wühlen. Vielmehr was sie sagen, ist wirklich für uns oft «trivial»; was sie auszeichnet, ist, dafs sie diese, nun trivial gewordenen Sätze mit einer uns längst abhanden gekommenen Innigkeit und Fülle des Sinnes empfanden. Das macht, sie hatten diese Gedanken erst gefunden.' — Wie fruchtbar ist in diesen Worten das perspektivische d. h. relativierende Sehen des Historikers mit dem humanistischen Verweilen beim unmittelbar Wertvollen verbunden!

viduellen Systems von Werturteilen sich darstellt, so mufs es folgerichtig Aufgabe der Erziehung sein, die Ausbildung dieses Systems zu einem gesund funktionierenden Organismus in die Hand zu nehmen. Damit ergiebt sich in der That, dafs die Erziehung die 'imperativische' Betrachtungsweise des Altertums niemals wird missen können.[1])

Aus diesem Exkurs ins Gebiet der begrifflichen Abgrenzungen ergiebt sich dem unbefangenen Beurteiler doch wohl, dafs in Wahrheit auch die von dem Verfasser des 'Griechischen Lesebuches' vertretene Richtung nicht reine Geschichtswissenschaft, sondern ein geschichtswissenschaftlich geläuterter Humanismus ist, selbst wenn er selber es nicht Wort haben wollte. Ich betone aber diese Auffassung fort und fort, so laut ich kann, weil wir einmal, meiner unerschütterten Überzeugung nach, was wir für Kultur und Schule dauernd Wertvolles von Wilamowitz empfingen, weniger dem Historiker als dem Humanisten Wilamowitz — *pace summi viri dictum sit* — zu verdanken haben, sodann aber, weil ich glaube, dafs nur bei solchen Voraussetzungen die gegenwärtig ernstlich und doch ohne Not gefährdete Kontinuität der neueren Entwickelung gewahrt werden kann. Nur mit Schmerzen werden auch viel kaltblütigere und einsichtigere Beurteiler als ich es bin die Wahrnehmung gemacht haben, wie v. Wilamowitz neuerdings bei jeder Gelegenheit gegen den mit dem älteren Humanismus verbundenen Klassizismus zu Felde zieht und im Namen der geschichtlichen Auffassung eine fast unübersteigbare Schranke zwischen jener und unserer Auffassung des Altertums errichtet.

Hier führt uns die Betrachtung zu Rohde zurück, dessen Entwickelung in so fern allerdings paradigmatisch genannt werden kann, als er das Hinüberspringen ins Extrem gemieden und trotz der Energie seiner historischen Neuorientierung an jener humanistischen Ergänzung derselben bewufst festgehalten hat.

Er hat dies zweifellos nicht eigentlich im Interesse der Schule gethan. In die 'Gymnasialfrage' hat er wohl niemals direkt eingegriffen und, wie es scheint, auch seine amtlichen Beziehungen zur Schule mit grofser Zurückhaltung behandelt (S. 213). Aber das Gebiet der Erziehung stellt ja auch nur die eine Seite der angewandten Wissenschaft dar, daneben steht die unmittelbare Bedeutung der Altertumswissenschaft für die nationale Kultur, und diese Seite der Sache hat Rohde allerdings stets am Herzen gelegen. Beides hängt aber so nahe miteinander zusammen, dafs man auf Rohdes Gedanken über die Gymnasialfragen mit Sicherheit zurückschliefsen kann. Da läfst sich denn schon an gewissen Einzelheiten nachweisen, dafs er so manches an dem mehrfach

[1]) Ich sehe hierbei ganz ab von dem anderen Gesichtspunkt, dafs dem jugendlichen Alter eine historische Behandlung nicht gemäfs ist, sondern nur eine dogmatische. Gegen v. Arnim (D. L. Z. 1900 S. 330 ff.) nur die Bemerkung, dafs es nicht angeht, auf den Geschichtsunterricht hinzuweisen, der da darthue, dafs das 'Reinhistorische' die von mir befürchteten Folgen nicht habe. Es ist doch wohl selbstverständlich, dafs der geschichtliche Schulunterricht patriotischer, moralisierender und ähnlicher Elemente niemals entbehrt, ohne dafs man deshalb sofort von 'moralischer Zustutzung' zu reden das Recht hätte.

angedeuteten, jetzt so lebhaft empfohlenen Reformversuch im Betriebe der klassischen Schulstudien nicht würde gebilligt haben. Wenn es z. B. in der Richtung dieses Versuches liegt, auch im Unterricht die griechische 'Wissenschaft' (im engern Sinne) besonders zu betonen und als die historische Basis der modernen Wissenschaft nachzuweisen, so würde Rohde schwerlich versäumt haben, wie er es in seiner herrlichen Tübinger Abschiedsrede (S. 145 ff.) gethan hat, bei aller Anerkennung auf die grofsen Schwächen der griechischen Wissenschaft hinzuweisen, die es fraglich machen, ob modern gestimmten Geistern diese geschichtliche Vorstufe unserer Wissenschaft so wichtig erscheinen kann, die Mühe der Spracherlernung[1]) zu lohnen. Mit ganz unvergleichlicher Gedankentiefe und Straffheit zeichnet er zuerst den Ursprung der griechischen Wissenschaft. 'Aber auch dem Altertum kam eine Zeit, wo der völlig gereifte Geist sich an den ererbten Vorstellungen auf sittlichem Gebiet, an dem die Welterscheinungen nur eindringlicher wiederholenden, nicht erklärenden Bilderreichtum der (plastischen uud poetischen) Kunst nicht mehr genügen liefs, sondern seinen Lebenshalt suchte in der eigentlichen Erkenntnis der Dinge, in der Wissenschaft. Und da sind es abermals die Griechen, welche die Urväter aller Geistes- und Naturwissenschaften wurden.' Doch fährt er fort: 'Nur ist dabei, im Gegensatz zur Entwickelung der Kunst, ein eigentümlicher Mangel nicht zu verkennen.' Nachdem er dann — in einer aus dem Zwecke seiner Rede erklärlichen, vielleicht etwas zu schroffen Einseitigkeit — den Mangel einer unseren Universitäten völlig entsprechenden Organisation hervorgehoben und in seinen Folgen erläutert hat, fügt er alsbald einen zweiten und thatsächlich schwer ins Gewicht fallenden Grund hinzu, den er in dem eigentümlichen Triebe des griechischen Geistes erblickt, 'das Einzelne, in seiner Besonderheit gerade Lebendige, umzubilden und abzurunden zu überindividuellen Typen, d. h. zu Idealgestalten'. 'Einmal gefunden, blieben solche Typen beharrlich, geringer Entwickelung fähig. Dieser Trieb wirkt sichtbar in griechischer Kunst und Poesie und erzeugt dort den hohen Idealismus, den festen, individuelle Schrullen fernhaltenden Stil. Aber der gleiche Trieb nach Abschliefsung und Abrundung rief in der Wissenschaft viel zu früh eine Systematik hervor, die aller ferneren Entwickelung hemmend in den Weg trat: so in den philosophischen Sekten, so auch in den ärztlichen, naturwissenschaftlichen, grammatischen Schulen.'

Wer dies liest, erkennt deutlich, wie Rohde den Versuch beurteilt haben würde, als ein Hauptstück der Gymnasiallektüre Originaldokumente der antiken 'Wissenschaft' (im engeren Sinne) zuzuführen. Will man weitere Einzelheiten,

[1]) Dafs infolge der unkünstlerischen Form diese Stoffe auch in Übersetzung wirken könnten, ist ein jetzt mehrfach gehörter Einwand, der aber sehr unberechtigt ist. Die Angemessenheit des Stils wissenschaftlicher Erörterung (*πρὸς τὰ πράγματα, οὐ πρὸς ἀκουστάς*), die sinnige Feinheit der Terminologie, in den älteren Stücken die Frische der noch unverschliffenen Begriffsausprägungen, sind alles Dinge, die neben dem sachlichen Gehalt sehr ernstlich in Betracht zu ziehen sind, wenn man in der Schulpraxis Ernst mit dem Ganzen machen will.

so wäre etwa noch auf Rohdes Beurteilung der Poesie der römischan Kaiserzeit hinzuweisen, deren Ruhm ja unter der historischen Relativierung — ich denke hier nicht mehr an irgend einen persönlichen Vertreter derselben — besonders gelitten hat. 'Wenn schon eine ganz künstliche Litteratur sein soll', schreibt er an Ribbeck (S. 172), 'so auch eine völlig reife und freie Kunst'. In Virgil empfindet er 'die heitere Majestät dieses zu seiner Reife und Sättigung und noch nicht Übersättigung gelangten Römertums', hatte also in der That von diesem grofsen und liebenswürdigen Dichter, wie Crusius hinzufügt, 'eine andere Vorstellung als seine neuesten[1]) Kritiker'. Auch für Horazens Lieder hat er sich, wie Nietzsche, das 'artistische Entzücken' erhalten, und auch bei den späteren weifs er mehr zu entdecken als einen blofsen 'Nachklang griechischer Kunst'. So hat er selbst Ribbeck gegenüber für nötig gefunden, sich des Persius anzunehmen, für dessen 'Reinheit und echte, tiefinnerliche Gehobenheit' er 'immer Sympathie gehabt hat', wie überhaupt 'für die römisch-kaiserliche Stoikersippe', 'so fatal ihm, mit wenigen Ausnahmen, die griechischen Stoiker sind'.

Doch lassen wir die Einzelheiten. Sucht man die allgemeinen Voraussetzungen auf, die, in Rohdes geistiger Persönlichkeit wurzelnd, dem historischen Triebe in ihm jenes ergänzende Element beigesellt haben, von dem wir reden, so ist es naheliegend, und in Crusius' Lebensbild liegt diese Auffassung überall zu Tage, hierfür die künstlerischen, philosophischen und religiösen Grundtriebe von Rohdes Natur in Anspruch zu nehmen. Wie steht es mit diesen?

Wenn es richtig ist, dafs sich die Geister scheiden je nach der intellektualistischen oder voluntaristischen Bestimmtheit ihrer Grundauffassungen, so gehört Rohde durchweg der zweiten Richtung an (vgl. z. B. S. 88, Cog. Nr. 11. 13 65 u. a. Stellen). Seine jugendliche Hingabe an Schopenhauer, seine Sympathie mit Nietzsche, seine Bewunderung für Wagner, sein ganz unverkennbares inneres Verhältnis zu den Stoffen seiner beiden Hauptwerke, vornehmlich aber zu den komplizierten Problemen der 'Psyche': alles entspringt jener Betrachtungsweise, die den Hauptwert legt auf die Erkenntnis der subjektivsten Regungen der Menschenseele und demgemäfs von den Willensvorgängen a potiori ihren Namen erhalten hat. Sie erachtet diese subjektiven Phänomene für gleichwertig mit den immer auf Objekte bezogenen 'Vorstellungen'. Man kann sich den Unterschied besonders klar machen, wenn man Rohdes Weise mit Useners mythologischen Forschungen vergleicht, die sich das ausgesprochene Ziel gesetzt haben, die mythologischen Probleme von seiten der 'religiösen Begriffsbildung' und der religiösen 'Vorstellungen' in Angriff zu nehmen. Während auf diese Weise der Mythologe, wie sein Name es besagt, den *λόγος* des *μῦθος*, gleichsam die L o g i k der in dieses Bereich fallenden historischen Phänomene aufsucht, gilt Rohdes Forschung mehr der P s y c h o l o g i e dieser Vorgänge. Überall beobachten wir bei ihm dieses Bestreben, mag er nun die Erotik, den Individualismus, die Sentimentalität, das Naturgefühl, die Spielarten des religiösen Pathos sich zur Aufgabe wählen. So ist es denn auch

[1]) Natürlich zielt das nicht auf den schönen Aufsatz Nordens über die Äneis. in diesen Jahrbüchern 1901 249 ff. 313 ff.

charakteristisch, dafs er einmal in den Cogitata (Nr. 78) sich den Wert einer Geschichte, nicht etwa der Ethik oder Sittlichkeit, sondern der 'sittlichen Empfindungen' verdeutlicht. Dieselbe Neigung seiner Natur hat ihn gelegentlich auch über den historischen Stoff des Altertums hinausgelockt: auf der Höhe seines Lebens stand er, als er sich in die schwüle und beklemmende Gefühlswelt vertiefte, die aus dem Buche über Creuzer und die Günderode zu uns redet. Man darf in der That sagen, dafs diese konsequente Richtung ihn zum Begründer einer historischen Psychologie gemacht hat, die dazu berufen ist, den Arbeiten der Systematiker der voluntaristischen Richtung die wertvollste Förderung und Ergänzung darzubieten. Wohl hat sich auch Jakob Burckhardt in seiner griechischen Kulturgeschichte gleichfalls das Ziel gesteckt, eine Psychologie des Griechentums, und zwar in ausgeprägt antiintellektualistischer Richtung, zu schreiben: aber eben der Vergleich dieses Buches mit Rohdes Werken lehrt, wie sehr zum eigenen Schaden die an sich bewundernswerte Anschauungskraft des grofsen Baselers die präzise Ermittelung der Einzelheiten übersprungen und die Resultate der so entscheidungsreichen letzten Jahrzehnte der Forschung ignoriert hat. Das Gleiche gilt von dem ganz gewifs mit Burckhardts Geist verwachsenen späteren Nietzsche (vgl. Rohdes Zeugnis S. 71); und hier darf man wohl etwas erstaunt sein, dafs auch Crusius das 'Herumsteigen auf lügnerischen Wortbrücken' so ernst nimmt, welches doch auch in der 'Genealogie der Moral' nur zu oft bemerklich wird (S. 158).

In dieser 'voluntaristischen' Orientierung von Rohdes Persönlichkeit liegt nun auch, das versteht sich fast von selber, seine tiefe Sympathie mit allem Künstlerischen beschlossen. Die Stärke dieser Neigung mag etwa Cog. Nr. 66 (1876) verdeutlichen: 'Ach! Die Musik! Ihr danke ich doch gewifs den poetischen Inhalt meines innersten Wesens!' In seiner Erinnerung tauchen die Bilder der 'besten Stunden seines Lebens', 'goldene Gärten des Glückes' empor, wenn er der mit Nietzsche verlebten musischen Feierstunden gedenkt, und es ist hierbei auch das für seine Grundstimmung bezeichnend, dafs trotz des Mangels technischer und theoretischer Schulung der Sinn gerade für Musik so lebendig in ihm gewesen ist. Ist doch, wie er sagt, 'ihr Reich der dunkle Untergrund der Welt', und die Regungen des Gemütes, die sie ausdrückt, sind in das Bereich des Sittlichen (d. h. des reflektiert Sittlichen) noch nicht hinaufgestiegen (Cog. Nr. 91, gegen gewisse Tendenzen Wagners). Der Einflufs Schopenhauers konnte natürlich (wenn sich Rohde auch verhältnismäfsig früh gerade in den ästhetischen Dingen von ihm emanzipierte) sein Bedürfnis nach künstlerischer Bildung und Kultur nur verstärken. Wie dem jungen Nietzsche hat ihm das Künstlerische geradezu als die eigentliche Norm des Lebens gegolten, und hier ist zugleich der Punkt, wo ihn starke Fäden mit Schillers Gedanken über ästhetische Erziehung verknüpfen. 'Der Genius formt seine Zeit, nicht die Zeit den Genius', so lautet damals sein Bekenntnis (Cog. Nr. 33, 1873; vgl. Nr. 75, 1877). Der künstlerische und der philosophische Genius ist der höchste Wohlthäter der Menschheit: 'Und solche höchste Wohlthäter sollten wir nicht heroisch verehren!' (Cog. Nr. 30). 'Im Kunstwerke läfst

uns der gröfsere, stärkere, freiere und feinere Geist des Künstlers auf eine kurze Zeit die Welt mit seinen Augen sehen und wie auch er sie nur in seinen höchsten Augenblicken sah; daher die beglückende Erweiterung und Hebung unseres ganzen Wesens im Genufs der Kunstwerke' (Cog. Nr. 60). Nicht das Kunstwerk am Volke, sondern das Volk am Kunstwerk zu messen, gilt ihm als das rechte, und wenn man die Abmilderungen des jugendlichen Enthusiasmus in Rechnung setzt, so darf man sagen, dafs Rohde diesen Wertungen und Forderungen im Grunde bis zuletzt treu geblieben ist. Seine Entwickelung ist überhaupt eine durchaus stetige. Ein 'sehr langsam reifendes Wesen, das seine Ringe sehr allmählich ansetzt' (S. 75), veranschaulicht seine Natur uns vornehmlich das Gesetz vom Wachstume der psychischen Energie, während Nietzsche in ausgeprägter Weise die Regel von der Entwickelung in Kontrasten zum Ausdruck brachte. Denn bei ihm schlug die bis ins Fanatische gesteigerte Begeisterung für die Kunst jählings in ihr Gegenteil um, ein Umschlag, den vielleicht nichts so scharf beleuchtet als einer der kürzlich in der 'Insel' (April 1901 Nr. 16) mitgeteilten Aphorismen: 'Bist Du denn ruhmbegierig? Ich habe es nie geglaubt. Aber das fällt mir auf, dafs ich es unerträglich finde, nicht mit dem beschäftigt und verwachsen zu sein, was mir das Wichtigste auf der Welt scheint. Als ich dies von der Kunst nicht mehr glaubte, trat ich sehr abgekühlt beiseite, mit einer Art von Hafs. — Sie schien mir eine Betrügerin, die mich dem Wichtigsten entziehen wollte.' Auch hier liegt unverkennbar einer der Gründe zur Trennung zwischen Rohde und Nietzsche, wie denn Rohde auch fortfuhr — bei aller inneren Freiheit — treu zu Richard Wagner zu halten.

Nun beachte man, dafs das Künstlerische und das Philosophische mit dem Religiösen verbunden in dem Geiste des jungen Rohde zunächst durchaus als eine Einheit sich darstellte. So hat er 1872 in einer Philippica gegen die 'rein wissenschaftliche' Richtung der Zeit dieser eine 'antiphilosophische, antireligiöse, unkünstlerische Wahnvorstellung' vorgeworfen und sich offenbar von Nietzsches Wirken 'eine Kräftigung des künstlerisch-philosophischen Sinnes' versprochen, zugleich auch die Notwendigkeit einer 'alle Einzelheiten ordnenden und beseelenden Gesamtanschauung und ethischen Gesamtempfindung' lebhaft betont (S. 59). Aus dieser Mischung der drei Momente erklärt sich auch die oft zu Tage tretende (auch von Nietzsche bekanntlich dauernd gepflegte) Neigung für alles Mythisch-Symbolische (vgl. z. B. Cog. Nr. 86), womit dann wieder zusammenhängt — als eine charakteristische Einzelheit zu erwähnen — die tiefbegründete Wertschätzung des Lehrgedichtes, insofern dieses bestimmt ist, Erkenntnis mitzuteilen, 'die keine blofse Dichterphantasie ist und doch nicht mit dem Organ der Begriffe, der Vernunft, allein gefafst wird'. So Cog. Nr. 44, wo er glaubt[1]), auch Nietzsches 'Geburt der Tragödie' hätte zweckmäfsiger diese Form erhalten.

[1]) Am 'Zarathustra' hat ihn dann die Bestätigung dieser Ansicht besonders befriedigt (S. 116). Man vgl. auch Diels Geleitworte zu seinem Heraklit. '*Même quand il a tort, le poète a raison*' und '*Un rêve est moins trompeur, parfois, qu'un document*' (Rostand).

In diesem Dreiklang künstlerisch-religiöser-philosophischer Neigungen ist nun, wie wir gesehen haben, die Philosophie allmählich vor der Skepsis der rein geschichtlichen Betrachtung verstummt. Kunst und Religion sind geblieben. Scharf sondert er daher jetzt (1892, S. 190) die Religion von der Philosophie ab, als 'getrennte Gebiete'. Wie lebendig in ihm das religiöse Element geblieben ist, beweist, von anderen Zeugnissen abzusehen, allein schon die Ausarbeitung der 'Psyche'. Die pseudohistorische Zerklitterung dieser Probleme durch Nietzsche konnte er nicht anders als ablehnen.

Indem er nun diese Elemente in sein 'historisches' Verfahren aufnahm, gelangte er dazu — und hier ist der Einfluſs Burckhardts auch bei ihm unverkennbar, vgl. S. 71 82 —, die Aufgabe des Historikers sehr wesentlich durch künstlerische Momente zu bestimmen. Denn das 'Denken in Anschauungen', was er vom Historiker fordert, ist ja eine recht eigentlich künstlerische Leistung, in so fern als dabei, unbeschadet aller Regelung durch den Verstand, vornehmlich die Phantasie ins Spiel gesetzt wird. Crusius (S. 75) denkt in diesem Punkte wie Rohde und findet auch seinerseits, der Historiker und Philologe scheide sich vom Philosophen und rücke dem Künstler näher eben durch den Drang zum Schauen des 'individuellsten Lebens'. Darüber ist eine Meinungsverschiedenheit[1]) möglich, die sachlich wenig bedeutet: hier genüge es uns, in Rohdes historischer Methode die Beimischung jenes seiner eigensten Natur entsprungenen Bedürfnisses aufgezeigt zu haben. Daraus ergiebt sich aber sofort, daſs er sich niemals damit begnügen konnte, die Rechtfertigung des

---

[1]) Ich glaube meinerseits, daſs das gegenseitige Verhältnis klarer aufgefaſst wird auf dem Boden der Wundtschen Wissenschaftslehre (Logik II² 2 S. 303 ff.). Insofern die Geschichte das 'Geschehen selbst', die Philologie aber nur einen Teil desselben, 'die geistigen Erzeugnisse' bearbeitet, gehören sie allerdings unverkennbar zu einander. Der Unterschied beider ist aber unübertrefflich scharf und einleuchtend von Wundt bestimmt, wenn er sagt: 'Bei der historischen Betrachtung findet das Einzelne nur im Hinblick auf die ganze Entwickelung, an der es teilnimmt, Verwendung, während anderseits die philologische Untersuchung die historische Entwickelung bloſs in so fern berücksichtigt, als sie die Erkenntnis des Einzelnen vermitteln hilft.' Damit erscheint das, was Rohde und Crusius als das künstlerische Moment der Historie empfinden, vielmehr im wesentlichen als deren philologisches Ingrediens. 'Die Sicherheit, mit der die Einzelheiten nach ihrem Wertverhältnis und ihren Zusammenhängen geordnet werden; die Feinfühligkeit, die den intimsten psychologischen Vorgängen nachtastet' (S. 82), macht allerdings den 'berufenen Historiker', der eben hierdurch über das Niveau der Geschichtswissenschaft sich erhebt; aber der 'helle Künstlerblick', mit dem er dies alles leistet, ist im Grunde das Auge der Philologie; *sine philologia historia caecutit.* Namentlich in der Analyse der Einzelpersönlichkeit wird bei diesen Voraussetzungen der Historiker durchaus zum Philologen, und wie stark die Philologie in diesem Sinne in Rohde mächtig war, zeigt vor allen Dingen der zweite Band der Psyche, wo 'sich aus dem dumpfen Raunen des Volksglaubens die Stimme des Individuums herauslöst' und Rohde, 'im Gegensatz zu der in der alten Religionsgeschichte eben herrschenden Mode, vor allem den groſsen Persönlichkeiten zu ihrem Rechte verhelfen wollte, die da 'selbst Religion machen'; denn 'mit der Volksreligion ist es eben in Griechenland nicht gethan' (S. 179 f.). — Den ersten Teil dieser Anmerkung möchte ich zugleich Herrn Julius Beloch ins Stammbuch schreiben, zum Andenken an seinen bescheidenen Ausspruch, daſs zum Historiker mehr gehört als zum Philologen.

Altertumsstudiums in dem historischen Faktum zu suchen, dafs die antike Kultur die Basis der unsrigen ist. Viemehr: 'Eine wirkliche Wertschätzung der antiken Kultur ist die Grundlage der philologischen Studien, wie wir sie betreiben.' Dies goldene Wort, noch vor wenig Menschenaltern eine Selbstverständlichkeit, heute ein dringlicher Mahnruf, steht in derselben Tübinger Abschiedsrede, auf die wir schon einmal verwiesen (S. 145). Und wenn er bei derselben Gelegenheit ausspricht, dafs der Hauptleistung dieser Kultur in ihrer Blütezeit, 'der freien Hinstellung des Schönen in der Kunst', keineswegs blofs eine relative Geltung zukomme, sondern dafs sie eine positve Bereicherung menschlichen Geistesbesitzes, und zwar für alle Zeiten, darstellt, vertritt er als ein rechter 'klassischer' Philologe ohne Wanken, aller Historisierung zum Trotz, die 'besondere Stellung und Geltung des klassischen Altertums' im Sinne eines gesunden Klassizismus, mit dem, wie er selber aufs kräftigste betont, 'durchaus nicht eine Unterschätzung der Kultur unserer Zeit verbunden zu sein braucht'. Dies Zeugnis eines Mannes, der so früh und so nachdrücklich wie wenig andere durch Anwendung der vergleichenden Methode eine grofse Zahl wichtiger Probleme der antiken Kulturgeschichte in ihrem wahrhaft geschichtlichen Zusammenhange erläutert hat, sei es erlaubt, mehrfach zu unterstreichen und recht dringlich der Beherzigung aller, die es angeht, zu empfehlen. Man lese auch die zusammenfassende Beurteilung von Crusius (S. 213), der es gleichfalls hervorhebt, dafs Rohde niemals daran zu glauben aufgehört hat, dafs die Erkenntnis der griechischen Art anch auf uns und unsere 'anders gestimmte' Zeit noch 'imperativisch' wirken müsse. Und Crusius fügt hinzu: 'Mancher von denen, die sich heute Philologen nennen, mag fast befremdet in diesen letzten und tiefsten Grund von Rohdes Überzeugungen hineinblicken.'

Aber freilich, es wird auch mancher, der sich in all der historischen Betriebsamkeit der neueren Wissenschaft die humanistische Betrachtungsweise mit Bewufstsein bewahrt hat und von ihr im Unterricht Gebrauch macht, die hier entwickelte Weise Rohdes nicht ganz ohne Befremden und mit mehr als einem Vorbehalt betrachten. Der Grund ist die scheinbar zu einseitige künstlerisch-ästhetische Wertung, die Rohde vornimmt. Es können sich, so wird man einwenden, auf der Grundlage des Künstlerischen wohl einzelne, besonders gestimmte und begabte Naturen entfalten, aber die Erziehung mufs begreiflicherweise mit einem Durchschnitt rechnen: 'Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten', lautet ein Sprüchlein Goethes. Vielleicht hat nichts dem alten Gymnasialhumanismus so viel geschadet als seine einseitige Bevorzugung der ästhetischen Werte.

Das Bedenken verschwindet aber bei näherem Zusehen. Wir sehen dabei ganz davon ab, dafs der bei Rohde erscheinende Begriff des 'Künstlerischen' so wenig eng zu fassen ist, dafs sich vielmehr nach dem S. 534 Anm. Erörterten an seine Stelle ohne weiteres einsetzen läfst das philologische Sichversenken ins Einzelne, vor allem das Sichversenken in die Wunderwelt der grofsen Persönlichkeiten, womit denn die für die Erziehung fruchtbarste Seite

unserer Studien wiedergewonnen ist. Aber Rohdes Anschauung birgt auch noch ein anderes wichtiges Moment in sich, wenn auch in mehr latenter Weise, auf dessen Bedeutung hier noch zum Schlufs hingewiesen werden soll.

Wenn nämlich das eigentlich Entscheidende darin erkannt wurde, dafs die an sich nur reine Thatsächlichkeit hinstellende Geschichtserforschung mit einer Betrachtungsweise sich verbindet, die das Werturteil nicht nur nicht meidet, sondern geflissentlich aufsucht, so konnte Rohde als ein überzeugter Voluntarist bei der Frage nach der Herkunft und der Bedeutung des so allgemeinen Bedürfnisses, ein erkanntes Sein an einem Sein-sollen zu messen, unmöglich verkennen, dafs die in dieser Weise durch das Sollen vom Sein unterschiedene 'Norm' 'ursprünglich eine Willensregel ist, als solche zunächst eine Vorschrift für die bevorstehende und noch der Wahl unterliegende That, damit aber auch sekundär eine Vorschrift für die Beurteilung der bereits geschehenen Handlungen' (Wundt). Ist aber somit wirklich 'das Sittliche die letzte Quelle des Normbegriffes', so ist ja ohne weiteres einleuchtend, dafs wir diesem ursprünglichen Bereiche sittlicher Bewertungen, an dessen Wichtigkeit für die Erziehung kein Zweifel bestehen kann, um so näher bleiben, je mehr die Thatsachen, die wir der Betrachtung unterwerfen, den Charakter von Willkürhandlungen an sich tragen. Dies ist aber in den historischen Wissenschaften in ausgesprochener Weise der Fall. Insonderheit bei den 'geistigen Erzeugnissen', die uns vorzüglich beschäftigen, macht sich neben 'der Naturbestimmtheit des Geistes der Einflufs freier Willensthätigkeit deutlich bemerkbar'. Es wird zweckmäfsig sein, an dieser Stelle Wundts insonderheit der Ästhetik unter diesem Gesichtspunkte gewidmete Bemerkungen hinzuzufügen (Ethik[2] S. 6): 'Auch hier sondert sich zunächst (wie bei dem Rechte) ein Vergänglicheres, von historischen Einflüssen der Mode und Sitte Abhängiges, von einem Bleibenderen, dem wir geneigt sind einen absoluten Wert beizumessen. Aber den vielverzweigten Wurzeln des ästhetischen Gefühls gemäfs scheiden sich dann diese Regeln, die allein die Bedeutung eigentlicher Normen besitzen, wieder nach zwei Richtungen, die freilich bei der einzelnen Anwendung auf das innigste sich verweben. Auf der einen Seite ist das ästhetische Wohlgefallen gebunden an gewisse Prinzipien der Zweckmäfsigkeit, in deren Auffindung und Anwendung sich unser logisches Denken bethätigt. Auf der anderen Seite — und daraus entspringt vor allem der Einflufs des Ästhetischen auf das Gefühlsleben — erweckt das Schöne die mannigfachsten Formen ethischer Affekte, auf deren Spannung und Lösung alle höheren Formen ästhetischer Wirkung beruhen.'

Dafs auch Rohdes 'künstlerisches' Empfinden in der hier angedeuteten Weise seine weitverzweigten Wurzeln hineinsenkt in den fruchtbaren Urboden des Sittlichen, das würden wir greifbar vor uns sehen, wenn die einst von ihm ins Auge gefafste Geschichte der sittlichen Empfindungen nicht ungeschrieben geblieben wäre. Es genügt aber, um es zu erkennen, auch sein Verhalten gegenüber den Moralanalysen Nietzsches, worin zugleich ein dritter Anlafs zur inneren Scheidung von dem Jugendfreunde hervortritt. In der Schlufsnummer der Cogitata (Nr. 92) setzt er Nietzsches 'Menschlichem, Allzumenschlichem'

sein tief empfundenes Und dennoch! entgegen: 'Es giebt eine über die Zweckmäfsigkeit hinausragende Sittlichkeit.' So sehr er ferner die 'Genealogie der Moral' als schriftstellerische Leistung anerkannt hat, von dem Geist des Ganzen fühlte er sich gründlich abgestofsen. 'Er glaubte', sagt Crusius S. 158, 'den Wert unserer in natürlicher Entwickelung entstandenen moralischen Gefühle in Frage gestellt, das Moralische zu Schein und Wahn herabgedrückt zu sehen; und dagegen wehrte er sich innerlich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes'.

Man wolle also nicht an der engbegrenzten Formel haften. Rohde hat ja auch durch die Wahl seiner Gegenstände mehr als einmal bewiesen, dafs die ästhetische Einseitigkeit seiner Wissenschaft fremd war. Aber die Formel wollen wir allerdings dankbar von ihm empfangen und in Ehren halten: 'Eine wirkliche Wertschätzung der antiken Kultur ist die Grundlage der philologischen Studien, wie wir sie betreiben.'

ZUM GESCHICHTSUNTERRICHT IN SEKUNDA

Von Friedrich Aly

Der königliche Erlafs vom 26. November 1900 ist, um mit O. Jäger zu sprechen, die magna charta libertatum, auf Grund deren eine innere Festigung des preufsischen Gymnasiums zu erwarten ist. 'Durch eine grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen.' Die Direktoren haben darauf zu achten, 'dafs nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Arbeitsforderungen gestellt, sondern die wichtigsten unter ihnen nach Eigenart der verschiedenen Anstalten in den Vordergrund gerückt und vertieft werden'. Im Geschichtsunterricht macht sich 'die Vernachlässigung wichtiger Abschnitte der alten Geschichte' bemerkbar. Die hiernach zu treffenden Mafsnahmen werden dazu beitragen, 'die Gegensätze zwischen den Vertretern der humanistischen und realistischen Richtung zu mildern und einem versöhnenden Ausgleiche entgegenzuführen'.

Im Sinne dieses königlichen Erlasses hielt Paul Cauer am Pfingstmittwoch dieses Jahres auf der Generalversammlung des Gymnasialvereins in Bonn einen mit grofsem Beifall aufgenommenen Vortrag 'Über die Stellung des geographischen Unterrichts am Gymnasium, besonders sein Verhältnis zum geschichtlichen' (vgl. Hum. Gymnasium Heft 3 S. 121 ff.). Er forderte, in Auslegung der Lehrpläne, auf den oberen Stufen 'geschichtliche Repetitionen nach geographischen Gesichtspunkten' und, in Übereinstimmung mit dem Geist des königlichen Erlasses, die Einräumung eines zweijährigen Kursus, wie früher, für die alte Geschichte. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung stimmte mit geringfügigen Änderungen des Wortlauts ihm bei.

Gegen diese Forderungen wenden sich in dem letzten Heft der 'Monatsschrift für höhere Schulen', nicht ohne persönliche Schärfe, zwei Teilnehmer der Versammlung, Marcks und Kreutzer, vom Standpunkte des historischen und geographischen Fachlehrers aus, und zwar unter der Spitzmarke: 'Zur Abwehr gegen überhumanistische Regungen.'

Man könnte bezweifeln, ob es angebracht war, einen häuslichen Streit auf den Markt zu bringen. Man könnte fragen, ob wohl der richtige Ton hier überall angeschlagen sei. Unbestritten dürfte die Thatsache bleiben, dafs die Prägung der Spitzmarke wie in sprachlicher, so in sachlicher Hinsicht bedenklich ist. Dafs Paul Cauer das Wesen des humanistischen Gymnasiums stets aus der Tiefe erfafst hat, das weifs jeder, der sich mit diesen Fragen beschäftigt.

Aber dies nebenbei; uns soll nur die Thatsache beschäftigen, dafs wohl Paul Cauer auf dem Boden des königlichen Erlasses steht, nicht aber seine Gegner. Er will die Eigenart des Gymnasiums kräftiger betonen, die wichtigsten Unterrichtsfächer in den Vordergrund rücken und vertiefen, die Vernachlässigung der alten Geschichte beseitigen. Ihm im Kampf gegen ein einseitiges Fachlehrertum mit sachlichen Gründen auf Grund persönlicher Erfahrungen zu sekundieren, ist der Zweck dieser Zeilen.

Seit 1892 datiert der Rückgang der geschichtlichen Kenntnisse und des geschichtlichen Verständnisses auf dem preufsischen Gymnasium; von Jahr zu Jahr wurde die Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller durch die allmählich immer nötiger werdenden Erläuterungen der geschichtlichen Namen und Thatsachen mehr erschwert. Wurde dafür ein Ersatz geboten? Da mich diese Frage als eine der wichtigsten in unserem Schulleben sehr interessierte, so entschlofs ich mich, mir durch persönliche Übernahme des Unterrichts völlige Klarheit zu verschaffen, um ein unbefangenes Urteil zu begründen. Nachdem ich als jüngerer Lehrer in Quarta und Untertertia Geschichte und Geographie unterrichtet hatte, übernahm ich als Direktor der Reihe nach den Unterricht in Obertertia, Unter- und Obersekunda; den Unterricht in Prima habe ich freilich stets dem Fachlehrer vorbehalten. Was habe ich da erfahren?

Der Geschichtsunterricht in der Quarta ist verhältnismäfsig leicht. Hier kann es sich noch nicht um historisches Verständnis oder um die Ergebnisse der neuesten Forschungen handeln. Die Treuherzigkeit Herodots und die Einfalt Cornels bieten dem Quartaner die Persönlichkeiten, wie er sie verstehen kann. Ein nicht zu umfangreiches Quantum von Zahlen und Thatsachen wird eingeübt, mufs aber immer und immer wiederholt werden, wenn die Repetitionen in der Tertia sich nicht zu einer wahren Pein entwickeln sollen. Hier tritt uns zum erstenmal die Schwäche des Geschichtsunterrichts entgegen, dafs er vor allem das Gedächtnis belastet und nicht in demselben Mafse nahrhaft und blutbildend wirkt, wie z. B. das Latein. Die Erkenntnis dieser Wahrheit darf den Fachlehrer nicht verdriefsen; sein Fach ist darum nicht unnütz, aber es ist ein Nebenfach, das sich unterzuordnen, anzuschmiegen hat. Glaubt er es nicht dem Philologen, so glaube er es dem Historiker. O. Jäger sagt irgendwo: Latein kann der Schüler, Geschichte weifs er nur. Für den Lehrer ist auf dieser Stufe die wichtigste Eigenschaft, die freilich keinem Geschichts- oder Deutschlehrer abgehen sollte, die Kunst zu erzählen, so zu erzählen, dafs die jeweilige Hörerschaft ihn nicht nur versteht, sondern auch gern hört. Es ist das eine Kunst, die gar nicht so häufig ist. Die Leiter der pädagogischen Seminare wissen davon ein Lied zu singen.

Unendlich viel schwieriger ist der Geschichtsunterricht in der Untertertia, eine für den Laien zunächst unverständliche Behauptung. Man sollte meinen, dafs das Verständnis hier leichter sei, weil wir in unseren Altvordern Menschen von unserem Fleisch und Blut vor uns haben. Indessen steht es gerade umgekehrt. Mit dem Wirrsal der Völkerwanderung beginnt der Teil der Geschichte,

den man noch immer Mittelalter heifst und bis 1517 rechnet. Und doch fällt dieser Abschnitt in zwei entgegengesetzte Epochen auseinander: in die Zeit der Doppelweltherrschaft von Kaiser und Papst und die Renaissance. Kaum eine Zeit bietet unserem Verständnis gröfsere Schwierigkeiten, rätselhaftere Persönlichkeiten, als das Mittelalter im engeren Sinne. Die Karolinger, Sachsen, Salier, Staufer — welche Fülle von Kraftnaturen ohne persönliches Kolorit! Und wenn man einen dieser Gewaltigen zu kennen glaubt, wie Heinrich IV., dann stellt es sich heraus, dafs dieses Verständnis ein arges Mifsverständnis war. Ob wohl endlich an allen Gymnasien der Gang nach Canossa als ein Triumph kaiserlicher Diplomatie gelehrt wird? Und diese Schwierigkeiten, die Persönlichkeiten herauszuarbeiten und glaubhaft zu machen, wird durch die Fülle des Stoffes vermehrt. Da heifst es sichten, ausscheiden, Haupt- und Nebensachen trennen. Das Interesse des Untertertianers erlischt mit den Staufern, und nicht ohne Grund. Die heraufkommende Zeit der Renaissance, die Friedrich II. einweiht, der erste moderne Mensch, ist seinem Verständnis nicht zu erschliefsen. Darum eilen wir über das XIV. und XV. Jahrh. rasch dahin und begnügen uns, die Kaiserzahlen und wichtige Thatsachen fest einzuprägen und dazu die Umrisse dieser oder jener hervorragenden Persönlichkeit. Alles andere, darüber täusche sich der Fachlehrer nicht, wird in futuram oblivionem gelernt, auch wenn drei Jahre lang Geschichtstabellen abgefragt werden. Oder hat schon ein Lehrer in der Unterprima eingehende Kenntnisse in deutscher Geschichte vorgefunden?

Das Pensum der Obertertia umfafst die Zeit von 1519—1740. 'Ein Philologe', heifst es in dem erwähnten Artikel mit niedlicher Bosheit, 'soll einmal gesagt haben, man hätte in Obertertia und Untersekunda Zeit zuviel'. Der Philologe bin ich; es zeugt von der geringen Beachtung, die man bisher dem Geschichtsunterricht auf den mittleren Stufen schenkte, wenn man diesen Notstand noch nicht bemerkt hat. Ich war, als ich im Anschlufs an das Buch von Eckertz den Unterricht erteilte, Anfang Februar trotz gröfster Gründlichkeit und Langsamkeit mit dem Lehrstoff fertig und habe diesen horror vacui von allen Lehrern, die ich darum befragt habe, bestätigen hören. Die Einreden des 'Überhistorikers' in der 'Monatsschrift' sind überaus schwächlich; er verweist auf französische, schwedische, russische, englische, holländische Geschichte, soweit sie mit der deutschen verflochten ist, verlangt eine ausführliche Geschichte Brandenburgs von 1415—1640 sowie des Ordenslandes Preufsen, und will in der Schilderung einiger Schlachten die 'geistige Arbeit der Führer' aufweisen. Ich wäre auf den Erfolg begierig. Zunächst bieten die Lehrbücher, wie die von Eckertz und Müller-Junge, in der Regel für solche Erweiterungen gar keinen Anhalt. Junge macht verständig die Vorgeschichte Brandenburgs auf $3\frac{1}{2}$ Seiten ab, Eckertz braucht allerdings zu demselben Zwecke 19 Seiten; doch ist es ganz unmöglich, die vielfach belanglosen Einzelheiten zu einem dauernden Besitztum der Schüler zu machen. Dafs z. B. Friedrich II. die Grafschaft Wernigerode gewann, 1455 die Neumark, 1462 Kottbus, Zeitz und Teupitz, das kann ja der Fachlehrer lernen lassen; behalten wird es weder er

noch seine Schüler. Bei allem Gedächtnisstoff ist die wichtigste Frage: Quid valeant umeri, quid ferre recusent? Der Schülerkopf ist kein beliebiger Topf, in den man ad libitum hineinschüttet, was man hineinschütten will. Überschreitet man das Mafs, so reagiert der Schüler durch schnellstes Vergessen der ihm aufgedrungenen Überlast. Dies würde auch der Fall sein bei etwaigen Abschweifungen auf das Gebiet der europäischen Geschichte, für die es in den Lehrbüchern durchaus an Stoff mangelt. Im Gegenteil, der gebotene Stoff ist noch immer zu beschneiden, ganz besonders in der Kriegsgeschichte. Die Schlachten bei Rheinfelden, Tuttlingen, Mergentheim, Allersheim, die von Fleurus, Steenkerken, Neerwinden, die von Carpi, Chiari, Luzzara, Ramillies, Oudenarde nebst vielem anderen Ballast, den z. B. das Lehrbuch von Eckertz von Generation zu Generation durchschleppt (nicht das von Müller-Junge), werden nur gelernt, um sogleich wieder vergessen zu werden. Hand aufs Herz, was kommt bei diesem leeren Gedächtniswerk heraus? Kann der Fachlehrer selbst über solche Kenntnisse verfügen, oder prägt er sie sich mühsam ad hoc ein? Vielleicht unterrichtet er sogar bei offenem Buche. Auf diesem Gebiete wimmelt es von Mifsständen, die wir im Gebiete des Sprachunterrichts längst beseitigt haben. Bei verständiger Auswahl mangelt es an Lehrstoff für den Geschichtsunterricht in Obertertia. Wer das leugnet, mache selbst den Versuch.

Aber vielleicht wird durch Vertiefung des Geschichtspensums die Zeit angemessen ausgefüllt? Wenn nur der Verstand eines Obertertianers vom Durchschnitt hier nicht gänzlich versagte! Man versuche nur Reformationsgeschichte in diesem Sinne vorzutragen, und man wird sein blaues Wunder erleben. Die 'Schilderung einiger Schlachten' verträgt diese Klassenstufe; aber welche Schlacht zwischen 1519—1740 sollte hier der Mühe lohnen? Dies kann doch erst für einige Schlachten des Siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege gelten, also Prag, Rofsbach, Leuthen, Leipzig, Belle-Alliance. Auch hier läfst sich der Bogen leicht überspannen, ein Fall, in dem der Fachlehrer lange Reden hält, während der Schüler behaglich döst. Jedes Wort in der Schule eben ist vergeudet, was der Schüler nicht in der nächsten Stunde wiederholen kann. Und 'in Untersekunda z. B. die Kenntnis der französischen Revolution nach Ursachen und Wirkungen vertiefen zu wollen, wäre gänzlich verfehlt, weil es über den Horizont der Schüler hinausgeht'. So der erwähnte Fachlehrer. Genau das meine ich, ziehe aber andere Folgerungen daraus als jener. Wenn man von der französischen Revolution nur dürftige Umrisse geben kann, so geht daraus hervor, dafs diese Stufe für die Behandlung der neueren Geschichte noch nicht reif ist. Von 'Blücher', 'Vater Arndt' und 'von den letzten Kriegen' wird den Schülern im deutschen Unterricht, von Sexta an, erzählt. Das Lied 'Was blasen die Trompeten?' stellt den Schülern die Gestalt des alten Helden lebhafter und unvergefslicher vor Augen als die Charakteristik mit anekdotischen Zügen, die der Fachlehrer in Untersekunda an den Mann bringen will. Für lebendige Aneignung der neuesten vaterländischen Geschichte hat in erster Linie das Lesebuch zu sorgen, sodann die Privatlektüre, z. B. die prächtigen

Romane von Willibald Alexis. Was nun gar 'die vergleichende Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung bis zum Ende des XIX. Jahrh. unter Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern, insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes' betrifft, so redet nicht einmal der Fachlehrer davon, ein Beweis, dafs diese Forderung der neuesten Lehrpläne auf dem Papier bleiben wird. Wer sich selbst redlich gemüht hat, eine Untersekunda von diesen Dingen zu unterrichten, wird seufzend Horaz citieren: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Es kommt halt doch bei der deutschen Geschichte in Untersekunda auf einige 'Thatsachen und Jahreszahlen nach einem privilegierten Kanon' hinaus. Die patriotische Anregung wird viel eher durch eine richtig gewählte und angemessen erklärte Lektüre des Lesebuchs geboten werden. Die Lieder Fontanes, Arndts und Körners sprechen zu empfänglichen Herzen. Und so ist auch in Untersekunda übermäfsig Zeit für das Geschichtspensum vorhanden; denn Zeiten wie die von 1815—1864 besagen dem Untersekundaner rein nichts. Kann man ihm nicht 1789 verständlich machen, so noch weniger 1848. Und nach 1871 wird man sich doch eines taktvollen Lakonismus befleifsigen. So freilich denkt der Fachlehrer nicht; dem passiert 'von Jahr zu Jahr immer mehr Geschichte'. Mit nichten; für die Schule giebt es nach 1871 überhaupt noch gar keine Geschichte. Hier ist die deutlich erkennbare Grenze, wo wissenschaftliche Betrachtung und zeitgenössische Politik sich scheiden. Wer freilich die Ereignisse des Tages frischweg aus der Zeitung in die Schule trägt und politische Bestrebungen zum Gegenstand des erziehenden Unterrichts macht, der — hat eine andere Auffassung vom Wesen und von der Aufgabe der Gymnasialerziehung als der Schreiber dieser Zeilen.

Alle Zeit, die auf der Mittelstufe überschiefst, wird in Obersekunda schmerzlich vermifst. Es giebt freilich Fachlehrer, die behaupten, sie seien mit dem Lehrstoff fertig geworden. O ja; man kommt als gewissenhafter Lehrer in der letzten (oder vorletzten) Stunde bei dem letzten Paragraphen des Lehrbuchs an und endigt das Pensum taliter qualiter, doch kenne ich auch Fälle, wo Fachlehrer so um 46 a. Chr. stecken geblieben sind. Aber wie wird man fertig, und mit welchem Erfolge? In atemloser Hast, in unaufhörlicher Aufregung geht es vorwärts; der Gedanke, du wirst nicht fertig, verläfst uns nicht. Ja, man kommt schliefslich auf die perverse Hoffnung, es möchten Vertretungsstunden noch etwas Galgenfrist gewähren. Dazu sind die Ansprüche, die gerade an diesen Unterricht gestellt werden, stets gestiegen, die Lehrpläne fordern: 'Ausblick auf Orient und Hellenismus, besondere Berücksichtigung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse in zusammenfassender vergleichender Gruppierung, Wiederholungen aus der deutschen Geschichte.' Die Wissenschaft fordert noch mehr; Wilamowitz verlangt eingehende Behandlung der hellenistischen Zeit, Harnack stärkere Berücksichtigung der Kaiserzeit, freilich unter Verkürzung der der vorchristlichen Zeit (!) gewidmeten Stundenzahl (Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts S. 365). Wenn uns auch gegen Harnacks seltsame und unzureichend begründete Zumutung die Entgegnung

Mommsens (S. 148) schützt, so bleibt doch eine Arbeit von ungeheurem Umfang übrig, die in fruchtbarer Weise zu bewältigen auch ein geschickter Lehrer nicht befähigt ist. Man wendet ein, dafs der sprachliche Unterricht der Geschichte hier vorarbeitend zur Seite tritt, und von mafsgebender Stelle wird auf die Einleitungen zu den Schriftstellern und gelegentliche Ausblicke hingewiesen. Leider nimmt uns die Redaktion der Monatsschrift in einem pessimistisch angehauchten Schlufssatz (S. 460) diese Hoffnung wieder. Und es sind doch nur ganz kurze Abschnitte, für die der Geschichte eine solche (nicht immer sichere) Hilfe erwachsen kann, etwa für die Zeit von 411—403, 401, 66, 63, 58—52, insofern es sich um Xenophon, Cäsar und ein wenig Cicero handelt. Was bedeutet das gegen die 55 Paragraphen auf 158 Seiten, die ich in einem Jahre nicht nur einprägen, sondern auch verständlich machen soll, um geschichtliche Begriffe zu vermitteln? Denn es ist doch etwas anderes, deutsche Geschichte auf der Mittelstufe und alte Geschichte auf der Oberstufe lehren. Dort soll man vor allem Kenntnisse vermitteln, Thatsachen und Zahlen, im günstigen Falle mit patriotischen Anregungen; hier sollen politische, wirtschaftliche, soziale Probleme, wenn auch in bescheidenem Umfange, erörtert, eine ganze Kultur soll wieder aufgebaut werden, die für den Gymnasialunterricht das Centrum der geistigen Interessen darstellt. Aber nicht blofs um ihrer selbst willen, sondern als Propädeutik für die deutsche und europäische Geschichte der Prima ist der Geschichtsunterricht in Sekunda von höchster Wichtigkeit. Was die Schüler in Untersekunda auf dem Gebiete der neueren Geschichte noch nicht verstehen, das können sie sehr wohl auf dem Gebiete des griechischen Altertums verstehen, weil hier alle Verhältnisse einfacher, gewissermafsen reiner in die Erscheinung treten. Die Staatslehre des Aristoteles legt den ersten Grund zur politischen Bildung des Schülers, die wirtschaftlichen Verhältnisse des griechischen Mittelalters, die Unterscheidung von Natural- und Geldwirtschaft, die Reformen des Solon, die Herausbildung eines griechischen Bürgertums, seine Blüte und sein Verfall, das sind alles so einfache und doch so lehrreiche Vorgänge von typischer Bedeutung, dafs die Belehrung über wirtschaftliche und soziale Begriffe am passendsten an die alte Geschichte angeschlossen wird, um in Prima erweitert zu werden. Freilich bedarf man dazu geeigneter Bücher, die wir aber jetzt in erfreulichster Brauchbarkeit besitzen, wie das von Neubauer, das auf den Forschungen E. Meyers beruht, und von Jänicke. Sodann aber die Zeit! Es genügt nicht, einen Abschnitt vorzutragen und in der nächsten Stunde wiederholen zu lassen, um ihn nach vier Wochen im Zusammenhang das dritte Mal zu hören. Viel, viel öfter mufs wiederholt, zusammengefafst werden, wenn die alte Geschichte ein wirkliches, dauerndes Besitztum des Schülers werden soll. Das ist jetzt nicht der Fall und kann es nicht sein, da die Zeit zur Einübung und Befestigung fehlt. Noch mehr fehlt Zeit, wenn man gerade die alte Geschichte für das Verständnis moderner Probleme fruchtbar machen will. Welche ungehobenen Schätze da verborgen liegen, zeigt z. B. Liermann in seinem flotten, hübschen Vortrage 'Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum' (Heidelberg,

Winter 1901), auf den ich nicht nur die Fachlehrer, sondern auch die Philologen nachdrücklich aufmerksam mache. Von einer solchen Behandlung der alten Geschichte, die freilich zwei Jahreskurse erfordert, wird der Unterricht in den alten Sprachen nicht geringeren Vorteil haben als der Geschichtsunterricht in Prima, der nunmehr Schüler zugeführt erhält, die bereits für die wichtigsten historischen Begriffe Verständnis besitzen.

Der Unterricht in der deutschen Geschichte auf der oberen Stufe soll in keiner Weise angetastet werden; sie wird, das wiederhole ich mit aller Bestimmtheit, von einer stärkeren Betonung des Unterrichts in alter Geschichte mehr Vorteil ziehen als von den bescheidenen Vorkenntnissen, die von der Mittelstufe mitgebracht werden. Diese beschränken sich jetzt, wie sie es früher gethan haben, auf Jahreszahlen und Thatsachen, die nach dem Kanon in Obersekunda wiederholt sind. Geschieht das nicht, so wird die Mitgift noch dürftiger sein. Das 'auf die Mittelklassen abschieben' ist ja sehr bequem, aber weiter nichts als Selbstbetrug. Viel richtiger ist es, die römische Kaiserzeit, die mit der Anerkennung des Christentums als Staatsreligion zu beschliefsen ist, der Obersekunda zu überweisen.

Noch haben wir nicht von der Geographie gesprochen, deren Pflege dem Geschichtslehrer anvertraut ist. Dafs die geographischen Kenntnisse auf den preufsischen Gymnasien zurückgegangen sind, ist keine Frage. Hat doch dies Fach 1892 von seinen spärlich bemessenen Stunden die eine in Obersekunda an die Geschichte abgegeben. Nun war in Obersekunda unter den obwaltenden Verhältnissen gewifs nicht Zeit zu geographischen Wiederholungen, abgesehen von dem orbis terrarum antiquus. Jetzt verlangen die Lehrpläne mindestens 6 Stunden innerhalb jedes Halbjahres für die geographischen Wiederholungen in den oberen Klassen. Gerade dieser Punkt ist der Anlafs für Paul Cauer gewesen, die Stellung der Geographie auf dem Gymnasium zu beleuchten. Wenn er dieselbe trotz aller Wertschätzung nur als Nebenfach im Organismus des Gymnasiums ansieht, so wird er wohl nirgend auf Widerspruch stofsen. Er verlangt, dafs die 6 Wiederholungsstunden nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern neue Anschauungen und Denkweisen, dafs sie nicht mechanisch abgetrennt, sondern organisch eingefügt werden, als geschichtliche Wiederholungen nach geographischen Gesichtspunkten. Als eigentlichen Nährboden stellt er für die geographische wie für die geschichtliche Bildung das klassische Altertum hin, als Grundlage eine eingehende Behandlung der alten Geographie von Griechenland und Italien.

Gegen diese aus seiner prinzipiellen Auffassung sich ergebenden Anschauungen Cauers wendet sich in derselben Nummer derselben Zeitschrift ein geographischer Fachlehrer. Er betont die praktische Aufgabe des geographischen Unterrichts am Gymnasium; dieser habe den Schülern ein bescheidenes Mafs elementarer Kenntnisse einzuprägen und ihnen durch Vergleichung ein einigermafsen praktisches Verständnis der Weltlage anzubahnen. Die Wiederholungen bedürfen nicht der organischen Einfügung; vor allem ist das geographische Wissen vor Verfall zu bewahren.

Man mufs gestehen, der Fachlehrer steckt sich nicht hohe Ziele; Wissen, Kenntnisse betont er, während er die Erarbeitung geographischer Begriffe nur schüchtern streift. Um wie viel tiefer und wissenschaftlicher hat dagegen Cauer die Aufgabe des geographischen Unterrichts erfafst! Es ist daher kein Wunder, dafs er die Wissenschaft auf seiner Seite hat, nicht der Fachlehrer. Hettner veröffentlicht in seiner 'Geographischen Zeitschrift' den Vortrag Cauers mit dem Bemerken, dafs er seinen Grundgedanken unbedingt billige; es komme nicht so sehr auf den Erwerb geographischer Kenntnisse als auf die Aneignung geographischer Bildung an. Auch seine methodischen Vorschläge hält Hettner für sehr beachtenswert; es sei das gute Recht des Gymnasiums, die Förderung der geographischen Bildung innerhalb des gegebenen Rahmens anzubahnen. Das ist alles das gerade Gegenteil von dem, was der Fachlehrer der Monatsschrift behauptet. Der wahrhaft wissenschaftliche Geograph ist nicht er, sondern Cauer; was jener anpreist, ist der alte Ballast der Danielschen Bücher in moderner Ausstaffierung.

So verabschieden wir denn die beiden Fachlehrer, deren Ausführungen uns nichts lehren konnten, und suchen die Ergebnisse unserer Darlegungen zu formulieren. Zunächst für die Geschichte.

Die alte Geschichte behält ihr Jahr in Quarta, die deutsche beschränkt sich auf beide Tertien, wobei es dahingestellt bleibt, ob der Augsburger Religionsfrieden oder der Westfälische Frieden das Lehrziel der Untertertia bildet. Der Untersekunda wird wieder die griechische Geschichte, der Obersekunda die römische mit 2 Stunden zugesprochen. Es ergiebt das, wenn wir das Schuljahr zu rund 40 Wochen nehmen, 160 statt 120 Stunden. Die römische Kaisergeschichte bis Konstantin wird der Obersekunda zugewiesen, so dafs das Pensum der Prima in etwas erleichtert erscheint.

Und nun haben wir noch den Vorteil, eine freie Stunde verteilen zu können. Diese fällt in der Obersekunda, wie billig, der Geographie zu, so dafs die Forderungen H. Wagners in seiner bekannten Broschüre 'Die Lage des geographischen Unterrichts an den höheren Schulen Preufsens um die Jahrhundertwende' (Hannover-Leipzig 1900) wenigstens in einer Oberklasse berücksichtigt werden; in der Prima liegt freilich dazu keine Möglichkeit vor. Das Pensum der Obersekunda können nur die aufsereuropäischen Erdteile bilden; die Geschichte der Entdeckungen und des Verkehrs wird der Gesichtspunkt sein, unter dem die auch nach unserer Ansicht notwendige zweite Behandlung der überseeischen Welt stattfinden mufs. Hier kann den modernen Interessen im Rahmen des Gymnasiums ausgiebig Rechnung getragen werden.

Aber die Einjährigen! Auch für die armen Schelme, die mit der Aussicht auf die Schnüre abgehen und eine recht abgebrochene Bildung mitnehmen, wissen wir Rat. Hartwig hat in Bonn den einfachen, leicht durchzuführenden Vorschlag gemacht, dafs man die am Ende der Untersekunda abgehenden Schüler in neuester Geschichte unterrichtet, während die übrigen sich mit orientalischer und griechischer Geschichte beschäftigen. Trotz Cauers Widerspruch nehme ich den Vorschlag auf; ist doch eine solche itio in partes nicht

ungewöhnlich, wie bei der Religionslehre, dem Hebräischen, Englischen, Zeichnen. Die 'Einjährigen' bekommen ein Jahr lang auch Geschichte als Wahlfach und können nun mit einer in etwas mehr abgerundeten Bildung in Ruhe die Schule verlassen.

Es fehlt nur die Aussicht auf Erfüllung der Wünsche, die die Mehrzahl der preufsischen Amtsgenossen mit mir teilt. Man wies in Bonn darauf hin, dafs ein hervorragender Vertreter der Unterrichtsverwaltung (Verhandlungen S. 149) die Möglichkeit einer anderweitigen Abgrenzung des Geschichtsunterrichts nach der Abschaffung der Abschlufsprüfung in Aussicht gestellt hat. Nun wohl, so erlaube man es einer oder der anderen Anstalt, zur Probe in der angedeuteten Richtung einen Versuch zu machen. Man ist ja sonst zu liberalem Entgegenkommen in Einzelfällen wohl geneigt. So hat der Direktor des Goethe-Gymnasiums die Erlaubnis für die Einführung eines eigenartigen Lehrganges im Geschichtsunterricht erhalten. Sollte nicht, was ihm billig, auch uns recht sein? Oder erfährt nur das Reformgymnasium solche Gunst?

Dem sei, wie ihm wolle. Wir stehen mit Cauer auf dem Boden des königlichen Erlasses vom 26. November 1900 und glauben den Absichten der preufsischen Unterrichtsverwaltung zu entsprechen, wenn wir die Eigenart des Gymnasiums stärker betonen, wenn wir die wichtigsten Fächer in den Vordergrund rücken, wenn wir für die arg vernachlässigte alte Geschichte eine mafsvolle Verstärkung fordern unter gleichzeitiger Förderung der Geographie. Dafs wir mit unseren Forderungen den Schulfrieden nicht stören, dessen sind wir gewifs; woher es kommt, dafs dieser Friede noch immer gestört wird, das kann jeder beurteilen, der z. B. die Verhandlungen des Vereins für lateinlose Schulen liest (vgl. Hum. Gymnasium 1902 Heft 3 S. 148—149). Diese Bestrebungen dürften eher eines kalten Wasserstrahls benötigen als die mafsvollen, sich ganz auf dem Boden des königlichen Erlasses bewegenden Ausführungen Paul Cauers.

Der Preufse hat schliefslich noch ein Versäumnis gut zu machen. In vielen aufserpreufsischen Staaten, in Baden, Mecklenburg, Sachsen u. s. w., sind auch heute dem Unterricht in alter Geschichte beide Sekunden eingeräumt. Geheimrat Wendt versicherte in Bonn für Baden, wie Direktor Kuthe für Mecklenburg, dafs man mit diesen Reservatrechten sehr zufrieden sei.

Nachschrift der Redaktion

Da am Schlusse des vorstehenden Aufsatzes auch auf sächsische Verhältnisse Bezug genommen wird, sei ein kurzes Nachwort zur teilweisen Berichtigung und Ergänzung gestattet. Nicht die beiden Sekunden sind in Sachsen der alten Geschichte eingeräumt, sondern Obertertia und Untersekunda; dann folgt in Obersekunda das Mittelalter, in den beiden Primen die Neuzeit. Diese Verteilung des Lehrstoffes (der im wesentlichen die von Baldamus in der

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1891, S. 330 ff. veröffentlichten Vorschläge zu Grunde liegen) sucht ebenso den berechtigten Forderungen des 'Philologen' wie denen des 'Historikers' gerecht zu werden: nachdem der erste Kursus mit Untertertia abgeschlossen ist, werden der alten Geschichte zwei Jahreskurse gewidmet, während die neuere Geschichte mit ihren verwickelteren politischen und wirtschaftlichen Fragen in den beiden letzten Gymnasialjahren, den Jahren des reiferen Verständnisses, eingehender behandelt wird. Durch Rücksichten auf die 'Einjährigen' ist die sächsische Lehrordnung glücklichweise nicht gebunden, da die Zahl der Gymnasiasten, die nach Erlangung des Freiwilligenzeugnisses abgehen, überaus gering ist.

KLASSISCHE STUDIEN UND KLASSISCHER UNTERRICHT IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Von Ernst Sihler

III

Der klassische Unterricht in seiner Stufenfolge von unten nach oben

a) Der klassische Elementarunterricht hat sein festes Ziel in einem Punkte nur, nämlich dem, was man hierzulande College Entrance nennt. Im grofsen und ganzen handelt es sich darum, eine grammatische Einleitung in das Latein zu geben, worauf Cäsar folgt, sodann vier bis sechs Reden des Cicero und die ersten sechs Bücher von Vergils Äneide. Daneben einige Übung im Lateinschreiben und ein Überblick über die römische Geschichte, meist bis Actium 31 v. Chr. Dieser lateinische Kursus wird gewöhnlich so abgemacht, dafs die ins College (vgl. b) eintretenden jungen Leute etwa 18 Jahre alt sind. Fingen sie, wie ein deutscher Sextaner, mit 10 Jahren an, so könnten sie wohl mit 16 Jahren in das College eintreten; im allgemeinen aber beginnen sie nicht vor dem vierzehnten Jahre. Die jungen Leute fangen also Latein an in Schulen, die man in drei Arten einteilen kann: 1. Städtische Highschools (welche man definieren kann als lateinische und lateinlose, Unter- und Mittelgymnasien); 2. Stiftungsschulen, welche, den Colleges ähnlich, meistens zugleich auch internatartige, strenger und unmittelbarer beaufsichtigte Institute sind — während die in den dormitories und fraternity houses der Colleges lebenden Jünglinge einen sehr hohen Grad von Autonomie besitzen —; 3. Privatanstalten, welche natürlich auf den Erwerb zugeschnitten sind; das Schulgeld ist meistens sehr hoch: von 100 Dollars an bis 350 Dollars, also von 400 Mk. jährlich bis 1400 Mk. Diese Privatanstalten finden sich zumeist in den gröfseren und reicheren Städten, und sie sind ein Bedürfnis besonders für solche junge Leute, die ohne das, was man in Deutschland Presse nennt, nicht leicht das Colleg erreichen würden; zum Teil stellen sie das Kontingent derer, welche einen Baccalaureatsgrad wie eine Visitenkarte oder wie einen gutsitzenden Gesellschaftsanzug betrachten: es gehört zum guten Ton, es mufs sein — von innerem Beruf oder Qualifikation ist nicht die Rede. Viele von diesen gehen aber am griechischen unregelmäfsigen Verbum und an Algebra und Geometrie zu Grunde und gelangen nicht durch die Brandung auf den festen Strand des Colleges. Die Stellung der eigentlichen Lehrer in diesen Anstalten ist oft, wie auf der Hand liegt, eine überaus schwierige und ermüdende,

und bei den allermeisten ist schon die physische Erschöpfung so grofs, dafs von wissenschaftlicher Weiterbildung nur in den allerwenigsten Fällen die Rede sein kann.

Die Highschools heifsen in den kleineren Landstädten, sowie auf dem Lande selbst oft Academies (im allgemeinen haben sich die Kulturtermini in Amerika, gegen die alte oder antike Welt gehalten, entweder entwertet oder doch umgewertet: Lyceum z. B. bezeichnet in vielen Fällen ein Bureau für Vorlesungskurse im Winter; Gymnasium bedeutet etwa das, was es antik und etymologisch eigentlich war, ein Institut für die Körperausbildung von jungen Leuten). Hat das Kind die Grammarschool hinter sich, d. h. hat es die englische Grammatik ordentlich inne und die Arithmetik absolviert, sowie die Geographie und Geschichte der Vereinigten Staaten[1]) — so ist es für die Highschool reif, und dabei ist es ganz gleich, ob Knabe oder Mädchen; in der That lernen an vielen Orten mehr Mädchen als Knaben Latein, z. B. in der Erasmus Hall Highschool von Brooklyn[2]), wo fast drei Mädchen auf einen Knaben kommen, eben weil die Knaben an den eigenen Erwerb denken müssen: die technischen Hochschulen mit ganz vereinzelten Ausnahmen verlangen kein Latein zum Eintritt. Die Stellung der Lehrer in den Highschools ist eine gute und steigend sich verbessernde; auch ist die Disziplin einfach und gut; es heifst: arbeiten oder gehen.

Die Stiftungsschulen haben manche Vorzüge vor den beiden anderen Gruppen, sind meistens auch ganz unabhängig vom Schulgelde, und infolgedessen werden untaugliche und träge Zöglinge z. B. in Exeter, Andover u. s. w. oft scharenweise entlassen. Auch sind sie in der Lage, die klassischen Studien resp. den Schulunterricht (wie man wohl in Deutschland für diese Stufe zu sagen vorzieht) bis über die Erfordernisse der 'college-entrance' auszudehnen; jedoch leisten sie längst nicht soviel wie Eton, Harrow, Rugby, Winchester u. a. in England. Diese Schulen sind vertreten besonders durch Andover, Groton, Williston in Massachusetts, St. Paul und Exeter in New Hampshire, Lakeville in Connecticut, St. Paul und Trinity, New York, Lawrenceville in New Jersey u. a. m.; sie sind fast alle in den älteren, östlichen Teilen des Landes. Natürlich sind diese Stiftungsschulen für Knaben und Jünglinge allein bestimmt. — Neben Cicero und Cäsar wird der grofse Historiker Sallust öfters in den klassischen Vorbereitungskursus hineingezogen, weil er nicht eben schwierig ist in syntaktischer Beziehung, meiner Ansicht nach ein Mifsgriff: der Ernst, die Schärfe, die subtile Kleinmalerei, das Vermögen, gemmenartige Charakteristiken in wenigen Strichen zu liefern, alles dies sind so entschieden litterarische Eigenschaften, dafs Sallust, meiner Ansicht nach, in diese Drillperiode nicht hineingehört. Ich begnüge mich hier, die bekannten Worte von Quintilian II 5 19 zu citieren: et hic historiae maior est auctor, ad quem tamen intelligendum iam profectu opus est. Und dieser Fortschritt ist auf dieser Stufe nicht vorhanden. Wenn man aber den pädagogischen Grundsatz aufstellen will, dafs

[1]) Die Geographie von Europa kommt meistens sehr kümmerlich dabei weg.

[2]) Hier lernen von 1600 Schülerinnen und Schülern ca. 1300—1400 Latein.

die syntaktische Durchsichtigkeit, etwa das was Quintilian apertum nennt, den Ausschlag bei der Wahl dieser Drillschriftsteller geben soll, so mufs man sich erinnern, dafs Cäsar, der in Amerika hauptsächlich zur Grammatikerklärung gebraucht wird, doch eben für den Anfänger durchaus nicht apertus ist, besonders weil er in seinen knappen Resumés von Reden und Verhandlungen die oratio obliqua braucht: die Ansprache des Patrioten Critognatus B. G. VII 77 bildet wohl die wichtigste Ausnahme von seinem Verfahren. Thatsächlich nun wird Cäsar wohl zu früh[1]) in Angriff genommen: der 13jährige Knabe in Deutschland hat nach dreijährigem Unterricht denn doch eine gründlichere und ausdauerndere Kenntnis der Flexion und einen gröfseren und gründlicher angeeigneten Wortschatz als der 15jährige Knabe in Amerika nach einem einjährigen Unterricht, der ganz auf Cäsarvorbereitung zugeschnitten ist, ja oft geradezu so genannt wird. Verfrühte und übertriebene Beschäftigung mit den syntaktischen Schwierigkeiten des Latein, und zwar meistens in einer rein logischen Zergliederung, ohne tüchtige Ausprobierung des Gelernten durch Lateinschreiben, das Hersagen von syntaktischen Regeln ohne das gründliche Einprägen zum wenigsten von einigen Musterbeispielen, das Vernachlässigen einer systematischen und konstanten Aneignung von Vokabeln, die Versäumnis, Ohr und Zunge fleifsig mit heranzuziehen — dies sind einige von den Übelständen, welche weit verbreitet sind. Man ist zu leicht davon überzeugt, dafs die Wiederkehr der Formen in der Cäsarlektüre eben ipso facto Flexion wie Vokabular gewissermafsen als einen Niederschlag zürücklassen werde. Die Zahl der jungen Leute nun, welche Latein ohne Griechisch in den Pre. Collegiate Schools — wir wollen sie kurz als Preparatory Schools oder Secondary Schools bezeichnen — lernen, ist in der jüngsten Zeit zusammengestellt worden, und zwar bis zum Schuljahre 1897—1898 inklusive, durch den U. S. Commissioner of Education W. T. Harris[2]) und im Anhang zu dem Jahresbande der American Philological Association für das Jahr 1899 veröffentlicht. Man ersieht daraus, dafs von 1889—1898 die Zahl aller Schüler in den Secondary Schools von 297 894 auf 554814 gestiegen ist, ein Wachstum also von 86 Prozent, wohl ein fünfmal so starkes Wachstum als das der Bevölkerung selbst. Am Anfange dieser neunjährigen Periode nun lernten 100144 Schüler (und Schülerinnen) Latein, also 33,62 Prozent aller in den Second. S. befindlichen Schüler, während 12869, also nur 4,32 Prozent, Griechisch lernten. Am Ende aber der neunjährigen Periode standen die Zahlen so: 274293 lernten Latein, also 49,44 Prozent der ganzen Zahl; griechischer Unterricht wurde erteilt an 24994 Schüler, also 4,50 Prozent des Ganzen. Man ersieht also, dafs an der Wende des Jahrhunderts etwas mehr als zehnmal so viel Schüler Latein lernten wie Griechisch.

Letzteres lehnt sich in seiner grammatischen stufenweisen Erlernung sehr

[1]) Es ist dringend notwendig, einen pädagogisch korrekten Übergang zu Cäsar zu finden; ich habe betreffs solchen Überganges Anthologien, resp. Lesebücher gesehen, worin Sachen von Catull und von Gellius sich fanden!

[2]) Bekannt als Kenner Hegels.

eng an die Xenophonsche Anabasis an, wofür sehr brauchbare Lehrbücher von White, Leighton, Irisbie u. a. vorliegen: die Schulung der Kräfte durch vorhergegangenes Latein, ferner die Thatsache, dafs der Lehrer im Grunde es mit einer Selecta zu thun hat, fördert und kräftigt den Unterricht ungemein, auch werden meistens konstant griechische Nachbildungen geliefert. Die Flexion wird im Griechischen leichter beigebracht, da sie sich auch leichter analytisch-synthetisch behandeln läfst. Übertriebener Wert meines Erachtens wird gelegt auf das Aufsagen z. B. der vier Kategorien der Bedingungssätze. Dann folgen vier Bücher der Anabasis und die drei ersten Gesänge der Ilias. Dazu kommt eine Übersicht der griechischen[1]) Geschichte, gewöhnlich bis auf Alexanders Tod, mit griechischen Exerzitien; es sind auch keine Stimmen von Bedeutung da, welche verlangen, diese abzuschaffen: denn wie kann der Schüler zeigen, dafs er die Sprache versteht, wenn er nicht ihre wichtigsten Funktionen nachbilden kann? — Im Homer beschäftigt man sich viel mit Wiedergabe der ionischen u. s. w. Formen im attischen Dialekt. Das richtige Scandieren des Hexameters im Vergil und Homer ist einer der allerschwächsten Punkte, wie denn Rhythmus und Musik in der nationalen Anlage nur dürftig vertreten sind.

b) Wir kommen zu den Colleges selbst. Während hier ein festes Fachwerk von vier Jahren (Freshman, Sophomore, Junior, Senior) vor uns zu stehen scheint, ist es gerade das College, welches in den letzten 10—15 Jahren stark ins Gedränge gekommen ist. Kurz gesagt, die Zahl der obligatorischen Studien und Studienkurse hat mehr und mehr, trotz alles Widerstandes, den fakultativen weichen müssen. Bancroft absolvierte im Jahre 1817 Harvard mit siebzehn Jahren, Howard Crosby absolvierte den vierjährigen Collegecursus von New York University im Jahre 1844 mit achtzehn Jahren, Professor B. L. Gildersleeve hatte nicht ganz das achtzehnte Jahr vollendet, als er Princeton absolvierte, Whitney absolvierte Yale (1845) mit achtzehn. Diese Ziffern bezeichnen jetzt etwa das Durchschnittsalter der in die Colleges Eintretenden. — Schon wenn man die Zahl der Wissenszweige überblickt, welche in den Colleges gelehrt werden, sieht man sofort, dafs eine Beschränkung und Auswahl geboten ist. So lehrt, um einmal eine Staatsanstalt des Westens herauszugreifen, das 'College of Science, Literature and the Arts' der University of Minnesota: Latein, Griechisch, Rhetorik, Botanik, Geschichte, Chemie, Physik, Französisch, skandinavische Sprachen, Zoologie, Biologie, orientalische Sprachen, vergleichende Philologie, Deutsch, Pädagogik, Mineralogie, Psychologie, Logik, Ethik, Astronomie, Geologie, Politik, Soziologie, Spanisch. Das College ist also weder ein Obergymnasium noch eine Universität im deutschen Sinne: es ist jetzt ein Zwitterding zwischen beiden. Viele der besten Anstalten haben nun nach dem Vorgange von Dr. D. C. Gilman in Baltimore (im Jahre 1876) einen Mittelweg eingeschlagen zwischen dem willkürlichen, unbeschränkten Wählen von Kursen

[1]) Hier ist Besserung hoch vonnöten: wenn der antike Geschichtsunterricht durch die unmittelbare Erzählung aus dem Munde des Lehrers gegeben würde und diesem ein quellenmäfsiges Wissen zur Seite stände, so würde auch der Sprachunterricht sich sehr heben.

und dem rigorosen Obligatorisch aller Kurse der ältesten Zeit. In dem College z. B. der New York University bestehen folgende Groups:

I Classical
II Classical-Scientific
III Language and Literature
IV Historical-Political
V Philosophical-Political
VI Natural Science
VII Exact Science
VIII Medical Preparatory.

Diese Gruppen treten vom zweiten Jahre an in Kraft. Aber schon im Freshman-Jahre scheiden sich die Classical Men, die Latein und Griechisch treiben, von denen, welche nur Latein mit modernen Sprachen verbinden, und von den Technikern und Naturwissenschaftlern. Für die Classical Men sind beide Sprachen obligatorisch, sofern sie in der Group I eingetragen sind, in Group II erscheinen beide Sprachen, werden aber im dritten bis vierten Jahre fakultativ; in Group III sind beide Sprachen fakultativ vom zweiten bis vierten Jahr; in Group V—VI sind sie überhaupt fakultativ; in den übrigen Groups werden die klassischen Sprachen nicht getrieben. Jedes College freilich hat das Recht, Kurse und Art der Behandlung ganz souverän zu gestalten: thatsächlich ist also das AB.[1]) nach seinem Werte wirklich ungeheuer verschieden.

Doch kommen wir zu den klassischen Kursen in den Colleges. Der Professor richtet in der Regel die Kurse ganz nach seinem Ermessen ein, nur die Zahl der Stunden im Studienhalbjahr wird von der Fakultät bestimmt. In New York University gestalten sich die lateinischen Kurse im College wie folgt:

1. Cicero 2. oder 5. Philippica, Wiederholung wichtiger syntaktischer Punkte (also derjenigen, welche aus den Secondary Schools mitzubringen sind).[2]) Lateinschreiben. Einige Übung des Ohrs.
2. Livius I oder XXII. Auswahl aus Horaz' Oden. Lateinschreiben. Sprechübungen über den Inhalt des Gelesenen.
3. Plinius' Briefe oder Terenz (gew. Andria oder Adelphi). Lateinschreiben. Sprechübungen wie oben.
4. Satiren des Horaz oder Tacitus' Annalen oder Juvenal. Lateinschreiben.
5. Cicero De finibus I oder Quintilian X. Lateinschreiben.
6. Horaz Episteln oder die Captivi des Plautus. Lateinschreiben.

Für 3—6 werden auch Wechselkurse veranstaltet, da Sophomores mit Juniors kombiniert werden. In den Anstalten mit besonders grofser Schülerzahl, wie z. B. Columbia oder vollends Harvard, Yale, Princeton, müssen viele Sektionen nebeneinander arbeiten.

Ich befolge den Grundsatz, zu wechseln zwischen Kursen, in welchen die

[1]) Artium Baccalaureus.

[2]) Es erfordert oft nicht geringe Mühe, im ersten Halbjahre Gleichartigkeit der Leistungen zu erzielen.

jungen Leute Aufgaben ausarbeiten, und solchen, bei denen sie Vorträge von mir hören, damit ebenso die rezeptiven wie produktiven Kräfte geübt werden.

Im vierten Jahr, wo die Zahl sowohl der Lateinlernenden als der Lateinstunden gering zu sein pflegt, lasse ich die Sprache, insofern sie durch das Ohr aufgenommen wird, zu ihrem eigentlichen Rechte kommen, behandle meine Seniors gewissermaßen als junge Römer einer späteren Zeit und trage einige Biographien, die ich aus dem Urtext des Plutarch präpariere, lateinisch vor, erst langsamer und einfacher, später in lebhafterer und freierer Manier. Die Hörer lesen mir dann in der folgenden Stunde einen lateinischen Auszug des Vortrags vor. Auch lesen sie viva voce vom Blatt vor, besonders Essays von Seneca.

Nehmen wir nun einen griechischen Kursus in seinen aufeinanderfolgenden Materien. Wir wählen dazu eins der besten älteren Colleges, welche ganz auf sich selbst gestellt und mit keinen professionellen Fachschulen für Recht oder Medizin oder Technik verbunden sind, Williams College (in reizender, landschaftlich lieblicher Lage, im nordwestlichen Massachusetts).

Obligatorisch für Freshmen sind: Auswahl aus Herodot, drei Bücher der Odyssee, auch wird etwas von philologischer Wissenschaft geboten, durch Vorträge über 'einige der wichtigsten Homerischen Fragen'. — Alle nun folgenden Kurse sind fakultativ, und zwar für Sophomores: Platons Protagoras und Euripides' Iphigenia in Tauris, Äschylos' Septem und Sophokles' Elektra, 'hauptsächlich vom litterarischen Gesichtspunkt'. Nach Ostern wird zweimal wöchentlich Aristophanes gelesen. In einem einstündigen Kursus werden die Collegestudenten angehalten, syntaktische selbständige Arbeiten zu fertigen oder einen Textabschnitt mit Kommentar zu versehen. Man sieht, die Haltung schwankt zwischen humanistisch-belletristischer Auffassung und Ansätzen philologischer Anfangsschulung. — Es folgen Senior- Junior- Elective Courses: Lucian und Pausanias (wenn einer später Griechenland zu besuchen gedenkt), Auswahl attischer Redner von Antiphon bis Isaeus, Buchholz, Griechische Lyriker. Griechisch geschrieben wird nicht. Wer freilich den Unfug kennt, der auf den Zimmern vieler junger Leute mit Übersetzungen, besonders der Bohnschen Sammlung, getrieben wird (daher das beliebte Witzwort: 'to work in the bone-yard'), der wird bezweifeln, ob es thunlich ist, diesen einen wahren Prüfstein echten Könnens ganz bei Seite liegen zu lassen. *Τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοί κτλ.*

Sehen wir uns in Harvard um. Harvard hat einerseits Kurse für Undergraduates, sowie für Undergraduates und Graduates kombiniert, und anderseits primarily for Graduates; über die letzteren unter c). Für Undergraduates: Homer; Übungen im Griechischschreiben; griechische Litteratur mit Lektüre aus Platon, Lysias, Xenophon, den elegischen, iambischen und melischen Dichtern, Euripides. Hierauf folgt: griechisches Exercitium und Goodwins Verbalsyntax. Dann wieder Lektüre: Herodot VIII, Äschylos' Perser, Plutarchs Themistokles oder Kimon; Thukydides I 87—117 oder die Leichenrede im zweiten Buch; Plutarchs Perikles; Sophokles' Elektra. — Ein anderer

Lesekurs: Aristophanes' Acharner und Vögel; Thukydides VI—VII; Äschylos' Prometheus; Sophokles' König Ödipus. — Zweiter Kursus im Griechischschreiben: Übersetzen und freier Aufsatz. Diese Kurse laufen zum Teil nebeneinander her. — Ferner: Vorlesungen über das griechische Drama, mit einschlägiger Lektüre aus den Dramatikern.

In der lateinischen Lektüre werden herangezogen: Livius, Horaz, Terenz, Tacitus, auch wird Latein geschrieben.

Im dritten bis vierten Jahre werden Collegesleute und eigentliche Philologen kombiniert, auch treten hier die Vorlesungskurse mehr in den Vordergrund: auf der griechischen Seite erscheinen griechische Philosophie, d. h. Platons Republik und Aristoteles' Ethik; Privataltertümer der Athener, griechisches Drama; Griechischschreiben. Die Kollegienhefte werden monatlich durchgesehen.

Im Latein weisen diese späteren Kurse auf: Catull und Elegiker, Plautus (drei Stücke), Lucrez, römische Dichtung mit Lektüre; auch lateinische Aufsätze werden geschrieben.

Man sieht, das Ziel ist: recht viel lesen, freie Wahl der Kurse und doch Kontrolle der Arbeit.

Wie namentlich die Kurse des dritten und vierten Jahres beweisen, ist das College jetzt so beschaffen, dafs es mit dem eigentlichen Universitätssystem ineinanderfliefst.[1]) Es sind das wohl Mafsnahmen, die aus einer gewissen praktischen Notwendigkeit hervorgegangen sind. Und doch dürfte es problematisch sein, Bildungsarbeit und Berufsstudium in eins zu verschmelzen. Dies führt uns zum Graduate Study.

c) Es sind dies Kurse für Berufsphilologen, für solche, die die alten Sprachen und das klassische Altertum als Fach, als Brotstudium behandeln und sich auf die Erwerbung des Doktorgrades vorbereiten. Seminararbeit und Vorlesungen halten sich wohl im ganzen die Wage. Im allgemeinen wird man solche Kurse vermissen, welche ein ganzes und grofses Gebiet behandeln. Es giebt ja so viele Handbücher, z. B. in der Iwan Müllerschen Sammlung und sonst, Teuffel, Hübners bibliographische Verzeichnisse u. s. w., welche die Zeitversäumnis mit Diktaten im Colleg unnötig machen. — Im Seminar lernt der Aspirant, wie er mit Stephanus, mit Konkordanzen, mit Scholien, mit Textgeschichte, mit Epigraphik praktisch fertig zu werden hat. Auch wird er angeleitet, durch Studien im Philologus, dem Rheinischen Museum, den Neuen Jahrbüchern, dem Hermes oder dem American Journal of Philology u. s. w. sich über den Gang der Untersuchung und Behandlung eines gegebenen Problems

[1]) Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dafs es drei höhere Schulen giebt, die ganz nach dem Muster des deutschen Gymnasiums eingerichtet sind: das Concordia College in Fort Wayne, Ind., das Concordia College in Milwaukee, und eine ähnliche Anstalt in Watertown, Wisconsin. Alle drei bereiten ihre Zöglinge vor für das theologische Studium der lutherischen Kirche. Der ganze Unterricht ist hier obligatorisch. Der klassische Unterricht wird ganz in deutscher Sprache erteilt, und es werden ausschliefslich Lehrbücher der Teubnerschen und Weidmannschen Verlagsbuchhandlungen gebraucht.

zu orientieren. Fast überall ist der Druck der Doktordissertation (der in Amerika überaus kostspielig ist) obligatorisch.

In Johns Hopkins in Baltimore liegen die Privatarbeitszimmer der Professoren in einem der Universitätsgebäude selbst, und zwar in unmittelbarer Nähe der klassischen Seminarbibliothek, in welcher die Mehrzahl der Mitglieder die meiste Zeit zubringt — eine überaus praktische und wohlgeordnete Weise, das Studium zu fördern. Hier arbeiten die Studierenden die Vorlesungen aus. Man thut dies hier wohl mehr als in Deutschland: die hohe Fertigkeit, die sich an deutschen Universitäten findet, ein Colleg sofort so nachzuschreiben, dafs es als Buch mit wenigen Änderungen gedruckt werden könnte, ist in Amerika etwas Seltenes, wird auch wohl nicht so leicht erstrebt. Man bemüht sich mehr, die Verweisungen zu verifizieren. Im ganzen glaube ich, dafs die Vorlesung hier und da noch mehr bedeuten könnte, als es der Fall ist; das Seminar dagegen scheint zu seinem vollen Rechte zu kommen. — Dafs das gesprochene Wort niemals durch das Buch ersetzt werden kann, ist klar: die grofse Anziehungskraft, welche z. B. Professor Gildersleeve seit 26 Jahren auf die Philologiestudierenden in Amerika ausgeübt hat, ist bekannt. Es ist das eben eine bedeutende akademische Persönlichkeit, bedeutend in ihrem philologischen Wirken, in der Klarlegung gegebener Probleme, in der lichtvollen und scharf sichtenden Beurteilung der schon früher geleisteten Arbeit und Forschung — ich meine ein akademischer Lehrer wirkt in alledem und durch alledies noch mehr als durch den Wissensstoff, den er bietet.

Es kommt eben hier vor allem auf die Persönlichkeit der Lehrenden an, weit mehr noch als auf die Ausstattung der Lehranstalten mit vielen Stipendien und grofsen Reichtümern. Allerdings war oder ist in gewissen Kreisen eine Bewegung im Gange (man hat sie ironisch wohl den University Trust genannt), nur solche Anstalten als wirkliche Universitäten, resp. als qualifiziert für Graduate Study anzuerkennen, deren Fonds eine gewisse Höhe erreichen. Doch wird sich kaum ein Gelehrter, der durch ernste Auffassung des Lebensideals, Schulung, Leistungen und Umstände geeignet ist Berufsphilologen zu bilden, resp. weiter zu bilden, viel an diese sonderbare Geldschablone kehren denn der Collegelehrer (der selten mehr als 9 Stunden wöchentlich zu geben hat), wird um so mehr Wert darauf legen, gerade solche zu lehren, die Lehrer sind oder werden wollen, je mehr er selbst im Altertum zu Hause ist, je gründlichere Kenntnis wichtiger Seiten desselben er erlangt hat oder erstrebt.

Lehrt er z. B. römische Rhetorik, so wird er nicht nur den Cornificius gut kennen und die Probleme, die sich an dies Handbüchlein und an den Torso von Ciceros Jugendarbeit De inventione knüpfen, sondern er wird auch den Inhalt und die Veranlassung der Schriften des reiferen und älteren Cicero, der gern mehr auf Aristoteles und Theophrastos zurückgehen möchte und doch sich technisch von dem Banne der Hermagorasschen Statuslehre nicht lösen kann, zur Erscheinung bringen. Behandelt er die griechischen Redner, so wird er die Urteile des Dionysios von Halikarnafs nachprüfen und die Mitglieder seines Seminars dazu anleiten, zu lesen wie die Alten lasen, zu empfinden wie

sie empfanden; hat er das mit seinen Hörern erreicht, dann erst wird er sie ermutigen, der Unsumme späterer Erudition gegenüberzutreten.

Für Amerika, deucht es mir (denn es mag dem Fünfzigjährigen verstattet sein, ein pium desiderium zu äufsern), dürfte die Zeit kommen, wo es sich empfiehlt, Rücksicht auf die nicht geringe Zahl derer zu nehmen, die sich zwar versenkt haben in die Schönheit der Altertumsstudien und sie lieben, denen es aber doch nicht vergönnt ist, originelle Probleme weder aufzuwerfen noch zu beantworten. Solchen würde ich die üblichen akademischen Auszeichnungen gewähren, wenn sie ein Examen beständen, worin sie umfassende und gründliche Bekanntschaft mit der Litteratur aufwiesen, wenn sie z. B. zeigten, dafs sie von Homer bis Dinarchos, von Naevius bis Suetonius die klassische Periode der Litteratur kennten. Es liegt für die Blüte und das Gedeihen der Altertumsstudien eine grofse Gefahr in dem frühzeitigen, ich darf wohl sagen verfrühten, Spezialisieren. Weit und tief! — das mufs die Losung sein. Aus der Beschränkung erwächst am Ende die Beschränktheit, trotz Goethes berühmten Wortes.

BEITRÄGE ZUR ÄLTESTEN GESCHICHTE DER FÜRSTENSCHULE ZU ST. AFRA IN MEISSEN

Von Ernst Schwabe

Auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden wird eine Miscellanhandschrift des XVI. Jahrh. aufbewahrt, ein starker Schweinslederband in Quart, der ihr einst aus den Beständen des Kgl. Hauptstaatsarchivs überwiesen worden ist: er führt den Titel a 20 Churfürst Friedrichs zu Sachsen christliche und beständige Bekäntniss und abschlägige Antwort aufs Interim et alia. Auf diese Handschrift und den unter den Worten et alia sich verbergenden mannigfachen Inhalt hat schon der frühere Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Dresden, Karl Gautsch, hingewiesen[1]) und ihre Wichtigkeit für die älteste Geschichte der Meifsner Fürstenschule dabei betont, ohne dabei freilich im entferntesten den Inhalt des dickleibigen Kodex auszuschöpfen.

Nach dem von Gautschens Hand geschriebenen und dem Ganzen vorgehefteten Inhaltsverzeichnis enthält die durchpaginierte Handschrift drei verschiedene Reihen von Miscellen sehr verschiedenen Umfangs, denen am Ende noch einige andere (wie G. annimmt, in der Studentenzeit des Verfassers beigelegte) Stücke sich anschliefsen. Die Stücke sind in sehr ungleicher Handschrift und mit verschiedener Tinte geschrieben; am Schlusse befindet sich noch eine Anzahl leerer Blätter.

Ihrem Inhalte nach stellt sich die Handschrift als eine Frucht der Johannes Sturmschen Pädagogik[2]) dar, die auf das Lesen mit der Feder in der Hand hohen Wert legte, und ist zugleich das älteste erhaltene Denkmal für eine auch heute noch in St. Afra bestehende Einrichtung, die Führung des Collectaneum Afranum, in das ein jeder Schüler das eintragen soll, was ihm bei seiner irgendwie gearteten Lektüre wissens- und nachahmenswert erscheint. Freilich hat der Schreiber der Handschrift (es handelt sich nur um einen einzigen trotz der verschiedenen Schrift) seine Aufgabe anders verstanden, als die Schüler sie heute erfüllen sollen. Seine Aufzeichnungen sind keineswegs blofs Auszüge aus seiner Lektüre, wenngleich darunter, einer gleichzeitigen Apophthegmensammlung entnommen, eine lange Reihe verdeutschter Exempla prudentiae (Nr. 140 der ersten Reihe, 77 Seiten) sich vorfindet, sondern sie enthalten auch gar manches andere, was man nicht in einem Schülerkollektaneum erwartet, z. B. den Bericht über die Verbrennung einer 'Zauberin in

[1]) Rob. Naumanns Serapeum XVIII (1857) S. 33—44 und 49—56.

[2]) Schiller, Handbuch der Geschichte der Pädagogik S. 118.

Zwickaw', zahlreiche Nachrichten über gleichzeitige Ereignisse (z. B. die Bartholomäusnacht), eine ganze Reihe Rezepte sowohl für die Küche als gegen allerhand leibliche Gebresten; in der Hauptsache sind es aber doch allerhand Lesefrüchte, meist theologischer Art, die sich hier gesammelt finden.

Der Sammler selbst hiefs Nikolaus Seyffried, stammte aus Glashütte in der sächsischen Schweiz, einem freundlichen Landstädtchen, das gleich bei der Gründung der Schule mit einer Freistelle bedacht worden war[1]), und mufs, wie ein längeres lateinisches Gedicht (laudes Glashuttae, patriae meae)[2]) in seinem Kollektaneum beweist, einen klaren Blick und offenen Sinn für die Schönheit seiner engeren Heimat gehabt haben. Nach Ausweis der ältesten, ziemlich lückenhaften Matrikel der Meifsnischen Fürstenschule, die zum Glück gerade das Seyffried betreffende Blatt erhalten hat, ist Nic. Seyffried in den Jahren 1572—1576 Schüler der Anstalt, aber nicht Inhaber der Glashütter Stelle, sondern ein 'Kostknabe'[3]) gewesen, und hat gerade die traurigsten Zeiten des Kryptocalvinismus und des raschen Rektoren- und Lehrerwechsels, die damit verbunden waren, durchleben[4]) müssen. Das übliche Sexennium hat Seyffried an der Schule nicht zu Ende geführt. Er ist, wie die Matrikel besagt, von seinem Vater weggenommen worden, unbekannt aus welchen Gründen. Gautsch a. a. O. vermutet, dafs er sich als Student nach Leipzig begeben habe, um dort Theologie zu studieren. Die Begründung soll darin liegen, dafs eine Schrift Caspar Peucers, die Seyffried erst nach seinem Weggange und nur in Leipzig erhalten haben könne, dem schon seit einiger Zeit (etwa seit 1576) vernachlässigten Kollektaneum beigelegt worden sei. Die Ausgabe der Leipziger Universitätsmatrikel von Georg Erler ist leider noch nicht bis zum Jahre 1578 vorgeschritten, so dafs sich die Annahme Gautschens nicht kontrollieren läfst. Über die ferneren Lebensumstände Seyffrieds liefs sich nichts ermitteln: auch das Afraneralbum von Kreyfsig[5]) bringt nur die oben vorgetragenen Angaben.

Wie erklärlich, haben die theologischen Wirren der Zeit, mit ihrem uns heute unbegreiflich erscheinenden Streite über die Synergie, die Adiaphora und den Wert der guten Werke, auch bei der geistig aufstrebenden Jugend jener Tage ihren Wiederhall gefunden. Griffen doch diese theologischen Zänkereien auch in das Leben der Schulen tief ein, deren Lehrer ausnahmslos Theologen waren, und vermochten dieses völlig umzugestalten. Solange Melanchthon lebte und den geistigen Mittelpunkt der Wittenberger Universität bildete, hatte auch auf den kursächsischen Mittelschulen eine stille Hinneigung zur calvinischen Lehre bestanden und war das Schulleben in philippistischen Bahnen gegangen. Die Visitationen, die freilich fast nur von Anhängern Melanchthons vorgenommen worden waren, hatten mit wenigen Ausnahmen eine Übereinstimmung der auf den Schulen vorgetragenen Lehre mit der herrschenden kirchlichen Richtung gezeigt. Nur ganz vereinzelt waren die am strengen Lutheranis-

[1]) Neue Landesordnung vom 21. Mai 1543, bei Flathe, St. Afra S. 16.

[2]) Dritte Reihe der gesammelten Miscellen Nr. 56.

[3]) Flathe a. a. O. S. 94. [4]) Ebd. a. a. O. S. 50 ff.

[5]) Kreyfsig, Afraneralbum S. 47, dessen Angaben über den Kodex zu berichtigen sind.

mus hängenden Lehrer als der 'flacianischen Schwärmerei' verdächtig gemafsregelt worden; in solchen Fällen griffen freilich die Anhänger und Freunde Melanchthons mit eiserner Hand durch.[1]) Nach Melanchthons Tode aber war das reine, bis dahin als Flacianismus verdächtigte und verfolgte Luthertum in Kursachsen zur Herrschaft gelangt. Kurfürst August verfolgte, nachdem sich einmal der Sinneswandel bei ihm vollzogen hatte, nunmehr die Philippisten ebenso hart wie sechs Jahre vorher die Flacianer, ihre Widersacher, und dies wirkte natürlich auch auf die Schüler nach: denn dort wurde wiederum auf das sorglichste nach der reinen Lehre geforscht, freilich in ganz entgegengesetztem Sinne wie bei früheren Visitationen.

Diese beiden so entgegengesetzten Nachforschungen haben nun auch in St. Afra stattgefunden. Auf die zweite, im Jahre 1574 vorgenommene, ist nur ein einziger Hinweis im Seyffriedschen Kollektaneum zu finden, nämlich Nr. 156 der ersten Miscellenreihe: 'Erklährung zweyer Professoren der Meifsner Schule über die Abendmahlslehre', welche 1574 von allen Geistlichen und Lehrern in Sachsen gefordert ward. Es ist sehr wohl erklärlich, dafs Seyffried von diesen Nachforschungen gegen die Kryptocalvinisten nicht mehr gebracht hat: denn damals waren die Sympathien ganz und gar auf seiten der ehemals gemafsregelten bekenntnistreuen Lutheraner; aufserdem wird wohl Seyffried als Schüler nicht gerade allzuviel von den Mafsregeln der Regierung erfahren haben.

Weit wichtiger ist der litterarische Niederschlag, der sich aus der ersten Nachforschung von 1567/68 in St. Afra ergab. An der Spitze der damaligen Visitatoren stand Caspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons. Bei Gelegenheit seines Besuchs in St. Afra beobachtete er auch die Disziplin und innere Lebensweise der Alumnen, und das Ergebnis seiner Beobachtungen liegt in der unten unter I. veröffentlichten Rede vor, die in mancherlei Hinsicht merkwürdig ist, vor allem, weil sie den Schülern allzugrofsen Kleiderprunk untersagt und ihnen das Tragen einer geeigneten Schulkleidung einschärft, zweitens darum, weil darin den Schülern das Führen von Waffen, insbesondere Schufswaffen, mit strengen Worten verboten wird.

Wahrscheinlich war eine so kräftige Anrede notwendig gewesen, denn in den Wirren der Zeit, in der die Autorität der Obrigkeit mehr als einmal bedenklich ins Schwanken geraten war (Flathe a. a. O. S. 116) hatte auch die Jugend nach ihrer Weise Partei genommen und sich dabei mehr gehn lassen, als zu verantworten war. Dafs das Gefühl für Recht und Unrecht durch die einander widersprechenden Vorgänge auf kirchenpolitischem Gebiet sehr verwirrt und erschüttert wurde, ist begreiflich. Hatte doch einer der verdientesten

---

[1]) Vgl. Th. Distel, Der Flacianismus und die Schönburgische Landesschule zu Geringswalde, Leipzig 1879. Wie weit man damals in der Beobachtung und Verdächtigung der rein lutherisch Gesinnten ging, beweist ein auf dem Dresdener Hauptstaatsarchiv befindliches Aktenkonvolut, das heimlich angefertigte Nachschriften von Predigten und Universitätsvorlesungen enthält, die in Leipzig, Jena und anderswo gemacht worden waren, um sich von der Rechtgläubigkeit der Neuanzustellenden in der Stille zu überzeugen, oder auch bereits Angestellte im gleichen Sinne zu überwachen.

Lehrer von St. Afra, Hiob Magdeburg, nach 26jähriger Thätigkeit 1569 von der Anstalt weichen müssen, weil er an der Lehre de libero arbitrio nach Luther und Flacius festhielt. Am Michaelistage 1569 sah er sich genötigt, von der ihm lieb gewordenen Anstalt zu scheiden.[1]) In der Schülerschaft wurde der Abgang des verdienten Mannes tief beklagt, und als sich nach dem Sturz der Philippisten 1574 die Möglichkeit ergab, ihn für Sachsen zurückzugewinnen[2]), äufserte sich die Freude darüber mehrfach und in rührender Weise. Zeugnis dafür legt auch ab die Aufbewahrung und handschriftliche Verbreitung von Hiob Magdeburgs Abschiedsrede, die von ihm wahrscheinlich im Abendgebete nach der Verlesung der Schriftstelle gehalten worden war. Seyffried hat sie ebenfalls sich abgeschrieben, und wir veröffentlichen sie hier unter II.

Was sich sonst noch von St. Afra betreffenden Dingen in dem Kollektaneum befindet, ist nicht von grofser Bedeutung: meist sind es Gelegenheitspoesien nach damaliger Art, mit grofser Federfertigkeit verfafst und von überraschend geringer Originalität des Ausdrucks und der Gedanken. Speziell die Schul- und Schülernachrichten sind aufserordentlich dürftig, dazu schwer kontrollierbar. Für die Stadt Meifsen und das Kurfürstentum ist wichtig eine Miscelle, die den Dombrand in Meifsen nach der Schlacht bei Mühlberg behandelt. Die übrigen Miscellen werfen meist ein Licht auf gleichzeitige politische und theologische Vorgänge, und durch den immensen Fleifs des ehemaligen Fürstenschülers wird es uns klar, dafs auch schon damals die Kunde auswärtiger Dinge (z. B. von der Bartholomäusnacht, von Colignys Tode, den Reisen sächsischer adliger Reichshofräte in die Türkei u. s. w.) schnell in die Räume der Schule drang, und dafs für sie und die Flugschriftenlitteratur jener Tage sich bald und intensiv ein Interesse entwickelte, dessen Niederschlag wir in dem genannten Kollektaneum zu erblicken haben.

I. Oratio D. D. Casparis Peuceri ad alumnos illustriss. ludi Misnensis

Optimi adulescentes, quo affectu et consilio ab Illustriss. Electoribus Mauricio et Augusto hae scholae conditae sunt, diligenter et multum decet vos cogitare et vicissim de gratitudine sollicitos esse. Non enim est exiguum beneficium cum tanta munificentia omnium artium studia promoveri. Debetis ergo magna cura et assiduitate esse solliciti, ut et Deo patri omnipotenti et Electori reverenter et pie gratias agatis. Consistit autem praecipua pars vestrae gratitudinis in diligentia officii. Quare sedulo vos hortamur, ut reverenter oboediatis legibus hujus scholae, quas Princeps Elector vult omnino esse ratas et sua auctoritate confirmatas. Deinde monitis Praeceptorum oboediatis et ipsorum vocem tamquam de caelo sonantem audiatis et omni pietate et reverentia studeatis, nec eos aut ipsorum pia monita petulanter negligatis et contemnatis. Sed hoc tempore certae quaedam commonefactiones praeponendae sunt, quibus occasionem praebet aliquorum petulantia.

[1] Die Hiob Magdeburg betreffenden Aktenstücke bei Flathe, St. Afra S. 451 ff. Über die einzelnen Ereignisse bei M.s Abgang vgl. ebd. S. 50 ff.

[2]) Flathe a. a. O. S. 55 ff.

Admonendi igitur primum, qui sunt in prima classe, qui eos fecerunt in studiis progressus, ut prodesse nunc aliis possint, ut sciant, se ad hoc obligatos, ut non solum suo exemplo, pietate, reverentia, assiduitate lectionum et studiorum, morum integritate, et recta et honesta vivendi ratione et consuetudine alios invitent, sed etiam absentibus praeceptoribus moneant iuniores, qui propter aetatis imbecillitatem nondum ita sunt confirmati, ut sciant, quid quoque tempore conveniat. Quare primae classis disciplui meminerint, se ad hoc officium obligatos, ut iuniorum et mores et studia regant, et existiment se debere Principi et ipsis praeceptoribus hoc officium et non dubitent, hujus rei aliquem fructum percepturos. Proderint (!) nam iis, cum et ipsi aliquando pervenerint ad scholas, et minori molestia praestare possunt. Atque haec commonefactio praecipue pertinet ad eos, qui in primam classem promoti sunt. Nunc sequitur secunda, quae ad omnes spectat et ab omnibus et singulis debet observari: si qui a praeceptoribus impetrant veniam discedendi aut ad parentes redeundi, ultra octiduum abesse non debent: si qui autem secus fuerint, hoc beneficio privabuntur. Nam non absentia tantum diuturniore studia vestra negligitis, sed rursus affertis in scholam petulantiam morum, et eam licentiam vobis concedi putatis, cum domi apud parentes assuefecistis. Itaque hanc legem omnino ratam esse volumus, eiusque ut memores sitis, graviter et severe mandamus. Tertia commonefactio etiam ad omnes et singulos pertinet de forma vestium: vestitus nam argumentum naturae, ingenii et morum: ideo omnes honestae gentes operam dederunt ut honesto habitu uterentur, et Herodotus inquit: Mulier veste deposita pudorem deponit. et apud Pindarum Gallis tribuitur levitas, quod curta veste, quae vix tegit pudenda, utantur. Inprimis vero vestis militaris est indicium elati et effreni animi. Igitur decet illos, ut scholasticos, habitu scholastico et ordini conveniente uti, non sitis discissis caligis, quae praeter decorum infarciuntur. Eum habitum procul abesse volumus ab hac schola. Itaque studeant omnes, qui honestatem amant, etiam ut honestis vestibus utantur. Ne gestetis arma, sive gladios sive bombardas, sed cogitetis, vos huc esse missos ad componendos mores. Vitetis igitur illa armorum genera, quae sine periculo tractari non possunt, ut bombardae. — Quinto adhortamur omnes sive qui hoc contubernio sive alienis aedibus extra scholam utuntur, ut omnibus legibus scholae sint subjecti et ut praeceptores suos discipulos legibus convenientibus coerceant, retineant omnes domi in conclavia (?), nec indulgeant licentiam evagandi, quae cum multis periculis coniuncta sit, caveant praeceptores ne in ipsos pericula redundent. Sint igitur grandiores bono exemplo reliquis et quia speramus, istas commonefactiones et praecepta tantum habitura pondus apud vos, ut decet, optamus, ut Deus regat vestra studia, ut sint salutaria Ecclesiae. Amen.

II. Valedictio D. Hiobi Magdeburgi in Die S. Michaelis post explicationem evangelii anno 69. recitata.

Discedendum mihi, charissimi disciplui, ut novistis, ex hac schola et locus dandus alteri nulla mea culpa, nisi haec sit, velle coram Deo inviolatam conservare conscientiam. Iterum dico: Nulla mea culpa, nisi haec sit e. c.: Cum enim visitatione proxima propter controversias iam annos aliquot inter theologos agitatas, mea de iis sententia eaque sine aliqua tergiversatione aperta et plana nomine et mandato Illustriss. Principis quaereretur, responsionem scriptam obtuli minime tectam ac fucatam, totam eam ad D. Lutheri libros et doctrinam referens, cum quo (ut paucis comprehendam) me, quae nunc quidem de libero arbitrio, imprimis et necessi-

tatem operum et salutem nec sectae alicuius autores existimare eos, quae contra eas admonitiones scripserim, Respondere aliter salva conscientia non potui, et libere, ut profiterer, quae sentirem et in animo haberem, potius faciundum mihi fuit, quam ut simulationibus et mendaciis Deum fallerem et eluderem Illustr. Electorem. Deo enim et Principi suo mentiri nefas iudico. Privatus igitur meo munere sum, quod patienter mihi ferendum: Christo causa mea commendanda et in conscientia bona acquiescendum est: quod me consolatur vel hoc nomine, quod toto hoc tempore, quo inter se dissident theologi, ne verbulo quidem laesus quisquam est, cuius etiam vos testis (!) estis, et erunt discipuli omnes reliqui: quin potius orando succurrere quotidie his malis et religionis puritatem flagitare a Deo diligentissime studui. Sed de his satis. Fui in hoc ludo ab initio, quo primum institutus est annos iam fere 27, iuvenis adhuc veni, senio confectus discedo. Versatus sum in meo officio ut scitis vos ipsi et superioris temporis discipuli testabuntur, fideliter et sedulitate qua potui maxima, nec libet de ea commemorare multum. Breviter dicam: Paterno animo complexus sum opera et studiis quibuscunque potui nullo non tempore me omnibus promptum praebui, nec a decumbentibus et adversa valetudine laborantibus procul vel abfui vel unquam defui. In instituendo satis hortatus sum vos esse ad pietatem potissimum. Ideoque hujus horae lectio, quae religionis studiis data est, mihi charissima fuit, et prae ceteris summa cum diligentia a me observata. quae in evangeliis a me explicandis a me dictata sunt, in manibus habetis, et ea omnium piorum iudicio libens promitto. Brevia quidem sunt, et doctrinam in iis puram et salutarem [in iis] intelliget, quicunque in timore Dei legerit. Hortor autem nunc et postremo, ut in posterum quoque ante omnia pietatem amplectamini: oboedientiam deinde et erga praeceptores omnes reverentiam ut summo studio colatis. Hanc enim et reliquae virtutes omnes comitantur et amor ⟨et⟩ benevolentia magistrorum ea comparantur certissime. Ita autem necessarius amor mutuus inter praeceptorem et discipulum est, ut sine eo illorum labor omnis inanis et vestra opera sit plane irrita. Hortarer iam vos quoque ad ceterarum artium studium, sed [quid] id sponte sua faciet virtutis studium, quod vobis imprimis commonendum putavi et dicendi mihi tempus longius non est, et orationem quoque abrumpit animi afflictio, de eo plura non dicam: Deo patri omnis consolationis et filio eius Domino Nostro I. C. angelorumque praesidio, quorum memoriam hodie solemniter celebramus, vos, praeceptores vestros totamque scholam iisque simul et vestris precibus me ipsum quoque commendo et omnibus vobis meam offero, quocunque loco futurus sum. Nam non dubito, Deum pro misericordia mihi affuturum et permissurum Angelum, suumque mihi rursus quaerat (?) hospitium. Valete.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Zur Aufsatzlitteratur:

1. G. Legerlotz, Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1900. 168 S. 3 Mk.
2. G. Mosengel, Deutsche Aufsätze für die Mittelstufe höherer Lehranstalten im Anschluss an den deutschen Lesestoff. Leipzig, Teubner 1901. 116 S. 1,40 Mk.
3. A. Kutzner, Praktische Anleitung zur Vermeidung der Fehler in deutschen Aufsätzen. Dritte Auflage, neubearbeitet von O. Lyon. Leipzig, Teubner 1901. 88 S. 1 Mk.

Das Buch von Legerlotz ist aus dem Berichte hervorgegangen, den dieser für die Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen im Jahre 1899 ausgearbeitet hat. Da der Verf. auf eine mehr als vierzigjährige Lehrthätigkeit zurückblicken kann, so spricht er als erfahrener Schulmann. Den Grundcharakter einer Berichterstattung wahrt er absichtlich, um das Ganze recht lebensvoll zu gestalten, doch hat er Unwesentliches aus dem Referate ausgeschieden und dafür manches aus dem Mitbericht Direktor Schirmers verwertet. Entsprechend den drei Fragen, die der Direktorenkonferenz gestellt waren, gliedert sich der Stoff in drei Teile: Wahl der Themen, Vorbereitung und Beurteilung der Aufsätze. Eine Einleitung bespricht die Grundlagen der Abhandlung, ein Anhang fafst die Ergebnisse in Form von Leitsätzen zusammen.

Wie nicht anders zu erwarten, ist die Schrift von L. sehr anregend. Denn dieser verbindet mit reicher Erfahrung und klarem Urteil grofses Geschick, den umfangreichen Stoff zweckentsprechend zu behandeln. Überall zeigt er sich mafsvoll und besonnen, gelegentlich tritt auch eine humoristische Ader zu Tage, z. B. S. 91. Selbstverständlich sind die einschlägigen Schriften von Laas, Lehmann, Apelt u. a. gewissenhaft zu Rate gezogen und die Verhandlungen früherer Direktorenkonferenzen mit berücksichtigt worden. So können die Fachgenossen viel daraus lernen.

Freilich mit allem, was darin steht, möchte ich mich nicht ohne weiteres einverstanden erklären; z. B. werden sprachliche Themen aus dem Gebiete des deutschen Unterrichts blofs als nicht empfehlenswert hingestellt, anstatt dafs sie direkt widerraten würden; auch moralische Themen werden nicht unbedingt verworfen. Am wenigsten bin ich von der Erörterung der stilistischen Fragen befriedigt (S. 114 ff.). Einmal findet man hier Auseinandersetzungen über Lehnwörter (nicht Fremdwörter), die mit den Schüleraufsätzen gar nichts zu schaffen haben, und sodann eine Besprechung der Engländerei unserer Zeit (S. 123 f.), von der dasselbe gilt. Denn wenn Bebel den Ausdruck fair oder ein Romanschriftsteller der Gegenwart flirten gebraucht, so ist dies zwar nicht nachahmenswert, wird aber selbst den Lehrern der obersten Klassen kaum je in Schülerheften begegnen. Während man ferner Winke erwartet, um den zahlreichen stilistischen Mängeln in Schülerarbeiten zu begegnen, die Matthias u. a. hervorgehoben haben, findet man eine zwei Seiten lange Stelle aus K. Spittelers 'Lachenden Wahrheiten', Zürich 1898 S. 201 ff. abgedruckt, worin sich dieser über die (in einem Nekrolog stehende) Wortverbindung 'ohne es' für 'ohne dasselbe' aufregt und die Unentbehrlichkeit des Fürwortes 'derselbe' im Sinne von 'er' auseinandersetzt.

Sodann wird, um noch einige Einzelheiten herauszuheben, das Schwinden des flexivischen e im Genitiv (und Dativ) des Singulars bei Zusammensetzungen wie Weibsbild, Schiffsherr neben des Weibes, Schiffes S. 115 so erklärt, dafs die Sprache darauf Bedacht nehme, in Wörtern, die durch Zusammensetzung angeschwollen seien, wieder eine Gewichtsverminderung herbeizuführen, und dabei hingewiesen auf lateinische Analoga wie *recipio* neben *capio*. Doch besteht kein Zweifel, dafs wir hier lediglich Einwirkungen des Hochtones anzunehmen haben, unter dessen Einflufs tonlose Silben schwinden

oder gekürzt werden. Denn da bei *recípio* (aus *récapio*), *conscéndo* (aus *cónscando*), *concédo* (aus *cóncaedo*), *péiero* (aus *périuro*) nach dem ältesten lateinischen Accentgesetze der Ton auf der Präposition lag, so mufste der Vokal der folgenden Silbe abgeschwächt werden (vgl. Fr. Stolz, Handbuch der klass. Altertumswissensch. von J. Müller § 74, und für das Deutsche Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, Leipzig 1900 S. 43 ff., wo auf Wörter wie Adler = *adel-ar*, edler Aar hingewiesen wird). Endlich ist auf S. 117 aus Versehen die wunderbare Form *salbodedomes* (wir salbten) als ahd. verzeichnet, die weder im Althochdeutschen noch im Gotischen existiert, sondern eine Zwitterbildung aus beiden Sprachen ist, aus got. *salbôdêdum* und aus ahd. *salbôtumês* (alemannisch *salbôtômês*).

Beschäftigt sich L.s Buch mit der Theorie, so ist das von Mosengel für die Praxis bestimmt. Es bietet 74 Aufsatzentwürfe, von denen 16 aus Dramen (Tell, Jungfrau von Orleans, Götz, Minna von Barnhelm) geschöpft, drei Prosastücken von Arndt, Ranke und Baur entnommen, die übrigen aber an epische und lyrische Dichtungen von Schiller, Goethe, Uhland, Lenau, Vofs, Freiligrath, Bürger u. a. angeknüpft sind. Uhlands Herzog Ernst von Schwaben ist beiseite gelassen, Goethes Hermann und Dorothea, das nach den neuesten Lehrplänen in Ib behandelt wird, nur mit einer Nummer vertreten.

Es kann entschieden als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, dafs M. besonders die epischen Gedichte herangezogen hat, die für die noch vorwiegend erzählenden Aufsätze der Mittelstufe eine vortreffliche Grundlage bilden. Überdies sind die meisten Aufgaben schon im Unterricht erprobt, ja manche sogar blofs Überarbeitungen gut gelungener Schülerarbeiten. Namentlich dankenswert erscheint, dafs nicht weniger als 27 Aufsätze vollständig ausgeführt worden sind. Aber auch die blofsen Gliederungen und Entwürfe erweisen sich als recht brauchbar, nur möchte ich an einigen Stellen die Anordnung des Stoffes etwas geändert wissen; z. B. werden uns im 61. Entwurfe: 'Inwiefern ist der erste Gesang von Hermann und Dorothea geeignet, uns in die Dichtung einzuführen?' die Eigenschaften des Wirtes in folgender Reihenfolge vorgeführt: a) Behäbigkeit, b) Mitleid, c) Weichherzigkeit, d) heitere Geselligkeit, e) Gottvertrauen, f) Liebe des Gediegenen (Soliden), g) vaterländische Gesinnung, h) hausväterlicher Sinn. Hier empfiehlt sich, zunächst die Eigenschaften zu nennen, die den Wirt an und für sich betreffen (a und f), dann die, welche sich besonders im Verkehr mit anderen Menschen zeigen (h, b, d, c), endlich die, welche seine Beziehung zu Gott und dem Vaterlande offenbaren (e, g).

Auch in sprachlicher Hinsicht hätte ich, zumal bei einem Schulbuche, manches auszustellen, z. B. S. 79: Goethes Sänger und Uhlands 'Des Sängers Fluch' statt Uhlands Gedicht; S. 11: eines Helden Wort heilig Wort statt ein heilig Wort; S. 35: der Kaiser erzählt, wie er den Grafen von Limburg gewann statt gewonnen hat, S. 74: indem sie in Elfen und Nixen geheimnisvolle Naturkräfte redend und handelnd uns (Wortstellung!) vorführen; S. 37: auf das Bewufstsein von seiner Körperkraft sich gründende, beherzte Kühnheit und unerschrockenen Mut beweist er (schwerfällige Konstruktion); S. 47: seine (des Alpenjägers) Vorzüge, 1. des Körpers (= die Vorzüge seines Körpers oder seine körperlichen Vorzüge); S. 48: die Freundestreue wird auf die Probe gestellt durch drei Hindernisse: 1. der angeschwollene Strom (für den angeschwollenen Strom); auch begegnet oft das breitspurige 'derselbe' des Kanzleistils statt des kurzen 'er', z. B. S. III IV 75 81 u. s. f. Solche Nachlässigkeiten konnten leicht vermieden werden und mufsten es in einem Buche, das den Schülern als Vorbild dienen soll.

Die an dritter Stelle genannte Schrift ist blofs eine neue Auflage, aber durch Lyon stark vermehrt. Denn während die erste 75 Seiten umfafst, enthält die vorliegende dritte deren 88. Der Hauptzuwachs entfällt auf den Abschnitt über die Stoffeinkleidung, d. h. über die grammatischen, logischen und ästhetischen Eigenschaften des Stils; z. B. wird S. 16 ausführlich die Umschreibung des Genetivs durch eine Verbindung mit von behandelt, S. 20 der Unterschied zwischen Wunschmodus und Konditionalis, S. 60 der Gebrauch von Adverbien als Adjektiva. Erweitert sind ferner die Auseinandersetzungen über das Partizip S. 21 und über die Präpositionen S. 26. Aber auch in den übrigen Teilen des Büchleins fehlt es nicht an Zusätzen und Ergänzungen aller Art, z. B. S. 10, wo der Unterschied zwischen Partitio und Divisio klar gemacht wird; namentlich aber in dem Kapitel über die Satzzeichen, wo 62 Strophen aus einer Übersetzung des Nibelungenliedes als Probe zur Einübung der Interpunktion eingefügt sind.

Trotz dieser Verbesserungen halte ich es für fraglich, ob die Schrift ihren Zweck erfüllt. Sowenig ich die von Matthias ver-

faſsten 'Aufsatzsünden' für geeignet ansehe, von Fehlern abzuhalten, so wenig kann ich glauben, daſs das Kutznersche Buch zur Vermeidung von Aufsatzfehlern anleitet. Es ist schlechterdings verkehrt, den Schülern das Falsche ins Gedächtnis zu rufen, damit sie daran das Richtige erlernen. Denn nur zu leicht lassen sie sich dazu verführen, das gelesene Falsche nachzuahmen. Namentlich Leichtsinnige und Gedankenlose, für die ja diese Schriften in erster Linie bestimmt sind, geben solchen Eindrücken gern nach. Weit besser ist es, nur das Richtige zu bieten und durch Gegensätze das Wesentliche herauszuheben, wie ich es kürzlich in meinen gleichfalls bei Teubner erschienenen 'Musterbeispielen zur deutschen Stillehre' (Leipzig 1902 30 S.) gethan habe. Durch übersichtliche Gruppierung, Sperrung und andere Arten des Druckes kann das Gedächtnis dabei bedeutende Stützen erhalten.

Ebensowenig möchte ich mit Kutzner (S. 14) empfehlen, daſs die Schüler vor Abfassung eines Aufsatzes einen Abschnitt aus Wolffs deutschem Hausschatz durchlesen, weil das Buch eine verwirrende Menge zum Teil nicht recht geeigneten Stoffes und noch dazu in ganz kleinem Drucke bietet; viel rätlicher dürfte sein, ein Buch wie das von H. Vockeradt, Das Studium des deutschen Stils in stilistischen Musterbeispielen (1899) zur Hand zu nehmen. Denn hier werden nur klassische Abschnitte sachlich und stilistisch erläutert, kunstgerecht zergliedert und mit pädagogischem Geschick nach Inhalt und Form zum vollen Verständnis gebracht.

O. Weise.

Neue Karten aus der Sammlung historischer Schulwandkarten, herausgegeben von Professor Dr. A. Baldamus, gezeichnet von E. Gaebler.

Die im Verlage von Georg Lang in Leipzig von Alfred Baldamus und seinen Mitarbeitern herausgegebene Sammlung historischer Schulwandkarten schreitet rüstig fort. In der Abteilung für das Altertum ist auf die in der ersten Auflage bereits vergriffene Karte zur Geschichte des römischen Reiches von E. Schwabe im Jahre 1901 eine Schulwandkarte von Rom gefolgt, in der Abteilung für die deutsche Geschichte der Neuzeit stellt sich neben die mit Beifall aufgenommenen groſsen Karten 'Zur deutschen Geschichte des XVII. Jahrh.' und 'Zur deutschen Geschichte des XVIII. Jahrh.' (bereits in zweiter Auflage) von Baldamus jetzt eine ähnliche 'Zur deutschen Geschichte des XVI. Jahrh.', und von den Schlachtenplänen liegt nun auſser dem von Metz (14., 16. u. 18. Aug. 1870) ein solcher von Leuthen (5. Dez. 1757) vor.

Die Schulwandkarte von Rom, bearbeitet von E. Schwabe, bringt als Hauptkarte 'Rom zur Kaiserzeit' (Maſsstab 1:5000, mit Unterdruck des modernen Rom), und zwar ist die Karte so gedacht, 'daſs sie etwa die Zeit der letzten Julier und der Kaiser bis Mark Aurel darstellen soll, ohne dabei Früheres und Späteres auszuschlieſsen'. Dazu kommen vier Nebenkarten: 1. Rom zur Zeit der Republik (1:5000), 2. Republikanisches Forum und Umgebung (1:2500), 3. Die Kaiserfora (1:2500) und 4. Rom zur Zeit der Renaissance (1:10000). Die Karte, die durch den reichen Stoff, den sie veranschaulichen will, natürlich ziemlich groſs (158 × 209 cm) geworden ist, tritt in Konkurrenz mit der Romae veteris tabula in usum scholarum descripta von Christian Hülsen, dem bekannten Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Rom, die fast gleichzeitig mit der Schwabeschen in Berlin bei D. Reimer erschienen ist. Es ist nicht zu leugnen, daſs Hülsens Karte in manchen Einzelheiten wissenschaftlich genauer ist als die Schwabesche, besonders wo es sich um die Verwertung der neueren Ausgrabungen auf dem Forum Romanum handelt. So ist z. B. das republikanische Comitium auf Schwabes Nebenkarte I noch nicht genügend nach Süden und Westen ausgedehnt — es reichte westwärts bis an den Carcer Mamertinus und südwärts bis zum Niger lapis[1]) — ferner ist der lacus Iuturnae an falscher Stelle und die aedicula der Iuturna ist noch gar nicht eingetragen, während der Plan Hülsens alle diese neueren Entdeckungen enthält. Auch in der Zeichnung der Gebäude und Bezirke verfährt Hülsen mit weit gröſserer Genauigkeit, so daſs ich zu wissenschaftlichen Studien seinen Plan unbedingt dem Schwabeschen vorziehen würde. Anders aber stellt sich die Sache, wenn man die

[1]) Ich hätte hier die Gelegenheit, auf den maſslosen und durch nichts gerechtfertigten Angriff einzugehen, den Hülsen im 'Humanistischen Gymnasium' (1900, III S. 157 f.) in Sachen des Niger lapis gegen mich gerichtet hat. Aber wer sich die Mühe genommen hat, das, was mir Hülsen als meine Ansicht unterschiebt, mit dem zu vergleichen, was ich (in den Neuen Jahrb. 1900, 1 S. 48 f.) wirklich gesagt habe, der wird schon selbst erkannt haben, auf welcher Basis von Irrtum sich Hülsens Angriff bewegt.

praktischen Bedürfnisse der Schule in den Vordergrund stellt. Der Hülsensche Plan mit seiner dünnen, jede Einzelheit des Grundrisses wiedergebenden Lineatur ist zwar ein brauchbares Hilfsmittel für die Schreibstube des Gelehrten, aber für die Wandtafel der Schulklasse ist er weit weniger geeignet. Gerade das wissenschaftlich wertvollste Stück desselben: Urbis pars media duplici maioris tabulae modulo descripta (1 : 2500) bietet für den Schüler zuviel Einzelheiten; überhaupt kann der Schüler von dieser feinen Zeichnung, bei der noch dazu das republikanische Rot über das Schwarz der Kaiserzeit gedruckt ist, gar nichts erkennen, wenn er nicht unmittelbar davor steht. Schwabes Wandkarte dagegen zeigt auf den ersten Blick, dafs sie aus dem Bedürfnisse des Unterrichts herausgewachsen, dafs ihre verhältnismäfsige Ungenauigkeit eine absichtliche ist. Die Ummauerung der Stadt mit ihren breiten Konturen in gelb und grün, die Plätze der öffentlichen Gebäude und Bezirke mit ihrem kräftigen Rot sind auf 4—5 m Entfernung bequem zu erkennen, und die sparsame Ausstattung der grofsen Flächen mit Namen schliefst jede Verwirrung aus. Dazu kommt, dafs Schwabe durch Beigabe seiner Nebenkarten das störende Aufeinander republikanischer und kaiserlicher Bauten in ein klares, übersichtliches Nebeneinander aufgelöst hat. Trotzdem bleiben natürlich auch bei der Schwabeschen Karte einige Wünsche übrig, deren Erfüllung man für eine zweite Auflage empfehlen kann. Die zweite Nebenkarte: 'Republikanisches Forum und seine Umgebung' ist diejenige, die im Geschichtsunterricht wie in der lateinischen Lektüre am meisten gebraucht werden wird. Deshalb erscheint ihr Mafsstab (1 : 2500) noch immer viel zu klein. Man mufs das Forum und seine nächste Umgebung dem Schüler im Mafsstabe von 1 : 1000 vor Augen stellen. Das ist auch auf dem verfügbaren Platze möglich, wenn man im Westen nicht über den tarpejischen Felsen — der überdies merkwürdigerweise fehlt —, im Süden nicht über den Ianus quadrifrons, im Osten nicht über den Tempel des Iupiter Stator hinausgeht. Sehr wertvoll für den Unterricht in der Geschichte, Kunstgeschichte und Religion ist die Beigabe 'Rom zur Zeit der Renaissance'. Nur möchte ich auf diesem Plane diejenigen Kirchen alle bemerkt wissen, die in antike Bauwerke hineingebaut sind, also z. B. San Adriano (Curia Iulia), S. Maria Liberatrice nicht nur wegen der darunter liegenden Heiligtümer der Iuturna, sondern auch wegen Santa Maria antiqua, die im VIII. Jahrh. n. Chr. die Hauskapelle der Päpste war. Unter den Renaissancepalästen vermisse ich schmerzlich den 1580 erbauten Palazzo Caffarelli, den vom Kaiser mit Hermann Prells herrlichen Bildern geschmückten Sitz der deutschen Botschaft.

In die neuere Geschichte führen uns die von A. Baldamus und dem Oberstleutnant Exner, dem Vorstande des Sächsischen Kriegsarchivs, bearbeiteten Karten und Schlachtenpläne. Die bereits früher erschienenen Karten dieser Abteilung sind im Eingange zu diesen Zeilen genannt worden. Jetzt kommt nun zu ihnen die Karte 'Zur deutschen Geschichte des XVI. Jahrh.'. Bei der Darstellung der Gebietsverhältnisse Mitteleuropas im XVI. Jahrh. war Baldamus in der glücklichen Lage, auf Nebenkarten verzichten zu können, da die Hauptkarte auch für die italienischen und türkischen Kriege ausreicht. Sie erstreckt sich nämlich im Mafsstabe von 1 : 800 000 von Kopenhagen südwärts bis Lucca und Rimini und von Paris ostwärts bis über Belgrad hinaus. Dadurch erscheint diese Karte einheitlicher als die zum XVII. und XVIII. Jahrh., übrigens aber zeigt sie alle an den früheren Karten gerühmten Vorzüge einer besonnenen Methode und fortgeschrittenen Technik.

In kräftiger Flächenfarbe tritt dem Schüler noch einmal das alte Reich entgegen, wie es sich von der Eider bis über den Po hinaus erstreckt. Die nordöstliche Mark, das Herzogtum Preufsen — ohne Flächenfarbe, mit dem polnischen Grün umrändert — ist allerdings bereits abgebröckelt, aber noch läuft die Reichsgrenze im Westen um die gesamten Niederlande, um Lothringen, Burgund und Savoyen bis nach Nizza. Innerhalb des Reichskörpers treten die riesigen Flächen der geistlichen Staaten in ihrem kräftigen Lila hervor, nicht minder die über den ganzen Westen verstreuten, im Osten aber fehlenden purpurroten Flecken der Reichsstädte, ferner das massenhafte Gelb der Habsburger, bei dem wieder der Besitz der spanischen und der der deutschen Linie durch den Farbenton deutlich unterschieden wird. Ebenso ist im Blau der Zollern, im Grün der Wittelsbacher und im Rot der Wettiner das Gebiet der einzelnen Linien durch den Farbenton von weitem erkennbar. Je länger man die Karte betrachtet, um so mehr liest man aus ihr heraus, und es verlohnt sich wohl, im Geschichtsunterrichte einmal eine ganze Stunde lang den Schülern klar zu machen, wie viel wertvolle historische Erkenntnis sich allein schon aus einem solchen

Kartenbilde gewinnen läſst. Die Ortsnamen sind gemäſs den vom Herausgeber befolgten Grundsätzen nur sehr sparsam gesetzt, es fehlt aber wohl kaum einer, der für die Geschichte des XVI. Jahrh. wichtig ist. Die lange Erfahrung, die Baldamus als Bearbeiter des Putzgerschen Atlasses gesammelt hat, kommt natürlich auch seinen Wandkarten zu gute. Die Namen der Orte, wo Schlachten oder Friedensschlüsse stattgefunden haben, heben sich in rotem Druck von den andern ab, die Jahreszahlen stehen dabei, sogar die wichtigeren Reichstage und Religionsgespräche sind auf der Karte verzeichnet. So bietet denn auch diese neue Arbeit von Baldamus dem Lehrer und Schüler eine groſse Fülle wertvollen historischen Stoffes in anschaulichster Form dar und ist neben der Repetition eins der vorzüglichsten Hilfsmittel, um, wenn sie immer und immer wieder dem Schüler gezeigt wird, seinen geschichtlichen Sinn zu bilden und sein Gedächtnis zu unterstützen. Soll ich einen Wunsch für eine zweite Auflage aussprechen, so ist es der, daſs die gekreuzten Schwerter und die Zahl 1547 beim Namen Mühlberg etwas nördlicher gerückt werden möchten, um den Schüler daran zu erinnern, daſs die eigentliche Schlacht nicht an der Elbe, sondern 20 Kilometer weiter nördlich am Südrande der Lochauer Heide geschlagen wurde.

Von den Schlachtenplänen, an deren Bearbeitung Oberstleutnant Exner einen hervorragenden Anteil hat, ist bereits im Jahre 1900 eine Darstellung der Kämpfe um Metz am 14., 16. und 18. August 1870 erschienen. Diese Karte (1 : 16500) mit einer Nebenkarte: Anmarschlinien (1:125000) ist 156 cm hoch und 216 cm breit, also von ganz hervorragender Gröſse. Infolgedessen war es möglich, zunächst das Gelände: Bergzüge, Ebenen, Wälder, Flüsse so deutlich hervorzuheben, daſs es auch vom letzten Klassenplatz an der Tafel erkannt wird; es reicht bei der Hauptkarte von Courcelles in westlicher Richtung bis über Mars la Tour hinaus und von Novéant a. d. Mosel nördlich bis Malancourt (nördlich von Roncourt); auf der Nebenkarte erstreckt es sich weit über Pont à Mousson nach Süden zu. Für die Darstellung der drei Schlachten selbst muſste natürlich je ein besonders charakteristischer Augenblick zu Grunde gelegt werden, und zwar ist für den 14. August der Stand der Schlacht um 6½ Uhr, für den 16. August der gegen 5 Uhr, für den 18. Aug. der gegen 7 Uhr abends gewählt worden; doch sind die Truppenkörper, die am 16. Aug. erst nach 4 Uhr, am 18. nach 5 Uhr eingegriffen haben, in schraffierten Farben gezeichnet; auſserdem ist aber bei jedem Truppenkörper noch ausdrücklich die Zeit bemerkt, in der sie eingriffen, und besonders wichtige Angriffsbewegungen wie der Todesritt der Brigade Bredow und der Umgehungsmarsch der Sachsen nach Malancourt und Roncourt sind durch farbige Linien deutlich gemacht. 'Durch diese Art der Darstellung', so sagen die beiden Bearbeiter mit Recht, 'wird die angedeutete Aufgabe, Ruhe und Bewegung zu verbinden, nach Möglichkeit gelöst'. Die Aufgabe ist in geradezu musterhafter Weise gelöst worden, und wer aus Erfahrung weiſs, wie schwer es ist, den Schülern einen Begriff vom Gange einer modernen Schlacht beizubringen, der wird mit Begeisterung zu diesem ganz vortrefflichen Hilfsmittel für den Vortrag greifen, das ihm Exner und Baldamus in so schöner äuſserer Form darbieten.

Nicht geringeres Lob verdient der natürlich viel kleinere (Maſsstab 1 : 18000) Plan der Schlacht von Leuthen, an der man die vielberühmte Taktik Friedrichs des Groſsen, die 'schiefe Schlachtordnung', eingehend studieren kann.

Zum Schluſs noch ein Wort über die Frage, ob denn überhaupt derartige historische Wandkarten nötig sind in einer Zeit, wo Lehrer und Schüler doch meist den vortrefflichen Putzger-Baldamus'schen Geschichtsatlas in den Händen haben. Ich gestehe offen, daſs ich früher der Ansicht war, diese Wandkarten seien entbehrlich; im Laufe der Zeit habe ich mich aber doch von ihrer groſsen Nützlichkeit überzeugt. Denn erstens erleichtert der Lehrer dem Schüler das Aufsuchen der Orte und Gegenden im Handatlasse, wenn er die betreffende Stelle an der Wandkarte zeigt, zweitens wird der Schüler auch seinen Altlas um so öfter zur Hand nehmen, je mehr der Lehrer die Wandkarte verwendet, und drittens prägen sich die Kartenbilder nach meiner Erfahrung dem Gedächtnis besser ein, wenn sie dem Schüler auch öfters im groſsen Format entgegentreten; das gilt namentlich für das rein Geographische: für Flüsse, Gebirge u. dgl. Und wir Geschichtslehrer sollten uns doch der Verpflichtung jederzeit bewuſst sein, daſs wir — mangels des geographischen Unterrichts in den Oberklassen — auch mit für die Erhaltung und Erweiterung der oft recht spärlichen geographischen Kenntnisse zu sorgen haben.

Otto Eduard Schmidt.

DER KAMPF UMS REFORMGYMNASIUM

Am 16. April 1903 soll für den Osten Dresdens ein neues städtisches Gymnasium errichtet werden; man wird in der Hauptsache den Frankfurter Lehrplan zum Muster nehmen und vorläufig mit den beiden untersten Klassen beginnen. Die Anstalt wird der erste Versuch sein, den man im Königreich Sachsen mit einem humanistischen Gymnasium nach Frankfurter System macht; ein Dresdner Realgymnasium, die (städtische) Dreikönigsschule, hat schon im Jahre 1895 mit Einführung des Reformplans begonnen, das städtische Realgymnasium in Zwickau neuerdings.

Die sächsische Staatsbehörde verhält sich den Reformschulen gegenüber zurückhaltend, hat doch der Kultusminister v. Seydewitz vor kurzem in einer von der deutschen Tagespresse wohlbeachteten Rede u. a. geäufsert: 'Mag es auch manchem ketzerhaft klingen, ich spreche offen aus, dafs ich die Frage, wie die Erziehung im Gymnasium geschehen solle, für wichtiger halte als manche andere der jetzt so vielfach erörterten Gymnasialfragen, wie etwa die, ob dieser oder jener Disziplin eine etwas gröfsere oder geringere Zahl von Unterrichtsstunden einzuräumen sei, oder die, ob der Unterrichtsbeginn in dieser oder jener Sprache besser in eine tiefere oder eine höhere Klasse zu legen sei, und ähnliche mehr' (Dresdn. Journ. vom 17. Okt. 1902).

Für die Hörer und Leser der bedeutsamen Rede gewannen diese und andere Worte des Ministers eine ganz besondere Beziehung, erinnerte man sich doch der acht Tage vorher abgehaltenen Dresdner Stadtverordnetensitzung, in der das neue Reformgymnasium beschlossen war, und zwar unter seltsamen Begleiterscheinungen, die fast überall, wo die deutsche Presse davon Kenntnis erhielt — es liegt uns eine grofse Anzahl von Belegen aus vielen Teilen Deutschlands vor —, Befremden, Widerspruch, ja Spott hervorgerufen haben und den Vorstand des Sächsischen Gymnasiallehrervereins zu einer öffentlichen, sehr entschiedenen Erklärung veranlafsten, die gegen den Dresdner Oberbürgermeister Beutler gerichtet war. (Näheres bei O. Kaemmel in den Grenzboten vom 23. Okt. 1902.)

Oberbürgermeister Beutler wird vielen unserer Leser von der Dresdener Philologenversammlung des Jahres 1897 her als Vertreter der gastlichen Hauptstadt in Erinnerung sein. In der Debatte vom 9. Okt. d. J. befürwortete er das Frankfurter System hauptsächlich vom nationalen Standpunkte aus. Er bestritt, dafs unsere humanistischen Gymnasien die Aufgabe der Erziehung eines nationalen Volkes so erfüllten, wie es in Deutschland zu erwarten sei. Beweis: die jetzigen Parteiverhältnisse des Reichstags. Fortwährend durch Beifallsrufe unterbrochen, führte der Redner aus: 'Ich bitte zu bedenken, dafs wir in Deutschland die grofse Mehrheit unseres Reichstages in einer Partei haben, die nicht ihren Mittelpunkt im nationalen Wesen sieht, sondern ihren Schwerpunkt jenseits der Alpen hat, dafs eine andere grofse Partei den Schwerpunkt ihres politischen Denkens nicht im nationalen Sinne, sondern aufserhalb des nationalen Sinnes hat, und dafs die führenden Leute dieser beiden Parteien auf humanistischen Gymnasien gewesen sind. Die führenden Leute heute!' Man wird, wenn man sich diese bewegte Szene vorstellt, mehr die nationale Gesinnung der Versammlung anerkennen und den 'glühenden Patriotismus' des Redners bewundern, dessen er sich selbst rühmt, als man die Richtigkeit seiner Schlufsfolgerung zugeben kann. Bei anderen Völkern, fuhr er fort, seien die Muster für eine deutschnationale Erziehung zu holen. 'Gehen Sie nach England! Dort lernt kein junger Mensch vor dem 14., 15. Jahre Latein und Griechisch; er lernt vor allen Dingen Englisch, englisch denken und englisch fühlen, er lernt aber nicht lateinisch und römisch fühlen und denken . . . Und gehen Sie nach Frankreich! Dort wird auch bei der Erziehungsmethode in erster Linie das Hauptgewicht auf den nationalen Unterricht gelegt.' Sollten die Bravorufe, die auch bei dieser Stelle ertönten, nicht zum Teil darauf zurückzuführen sein, dafs manche Hörer bei dem Proteste gegen 'römisches Fühlen und Denken' der Meinung waren, es handle sich noch um die Partei, die 'ihren Schwerpunkt jenseits der Alpen hat'? Man möchte sie sonst aufs Gewissen fragen, wann und wo sie denn eigentlich den verwerflichen Einflufs des Römertums bei unserer Gymnasialjugend beobachtet haben. Das *Civis Germanus sum* des Kaisers ist doch auch römisch, die Herren wissen eben nicht, wie es im heutigen Gymnasium zugeht, und bedenken nicht, dafs jeder Erzieher, der ein guter Deutscher ist — die Bewährung des 'glühenden Patriotismus' heben wir uns für besondere Ausnahmefälle auf —, dafs auch der Lehrer des Lateinischen im nationalen Sinne wirkt; er braucht deshalb nicht immer von der Teutoburger Schlacht zu reden oder übersetzen zu lassen: *Secura sis, o patria, ad Rhenum stat custodia!*

Überlegt man weiter, auf welche Weise nun eigentlich die durch das bisherige Gymnasium verschuldete Zusammensetzung des Reichstages in Zukunft verbessert werden soll, so möchte man der Reformschule wirklich glücklichere Verteidiger wünschen. Die neue Dresdener Anstalt wird nach Wegfall des Latein in den drei untersten Klassen je eine Wochenstunde mehr auf das Deutsche verwenden (VI 5, V und IV je 4 Stunden) als das humanistische Gymnasium; aufserdem wird sie schon in Sexta mit dem Französischen beginnen, und zwar fünfstündig, was dann in Quinta mit 6, in Quarta mit 7 Stunden fortgesetzt werden soll (sonst in IV 5 Stunden in Sachsen, 4 Stunden in Preufsen; nach Frankfurter System in VI—IV je 6 Stunden). Um dieser positiven Änderungen willen ruft man aus: 'Gehen Sie nach Frankreich! Gehen Sie nach England! Dort lernt kein junger Mensch vor dem 14., 15. Jahre Latein und Griechisch.' Sollte diese eine Wochenstunde Deutsch so wesentlich beitragen zur Stärkung des Nationalgefühls? Und wie steht es mit dem Französischen? Es liegt mir sehr fern, den Wert französischer Sprachkenntnis irgendwie herabsetzen zu wollen; auch habe ich an und für sich nicht viel gegen den Versuch der Neuphilologen, an geeignetem Ort Kleinkinderarbeit zu übernehmen, die schwierige Aufgabe der grammatischen Einschulung. Es müfste freilich auch wirklich Grammatik gelernt werden und kein Bonnenfranzösisch ohne die gehörige, für die Sicherung des Gelernten ganz unentbehrliche Übung durch eine nicht zu geringe Zahl schriftlicher Arbeiten. Sonst geht ja doch später, wenn die Stundenzahl in den höheren Klassen auf 2 sinkt, das meiste äufserlich Angelernte wieder verloren, wie jeder an sich selbst beobachten kann, der einmal im Ausland schnell sprechen gelernt hat und es dann zu Hause ebensoschnell wieder vergafs. Nein, das positiv Neue ist es gar nicht, kann es gar nicht sein, weshalb man in manchen Kreisen der Reform zujubelt, es ist lediglich — eingestanden oder nicht — das Negative, das Zurückdrängen des humanistischen Prinzips, das, wie man durchaus unrichtig annimmt, einer echt deutschen Erziehung im Wege sei.

Diesen Bestrebungen hat Minister v. Seydewitz in seiner oben erwähnten Rede bei der Weihe des neuen Leipziger Carola-Gymnasiums offenbar entgegentreten wollen, wenn er eingangs von König Albert rühmte, 'dafs er ein warmer Freund und mächtiger Förderer klassischer Bildung war'. 'Wir wissen, dafs er dies oft in wohlthuender und verständnisvoller Weise ausgesprochen und bethätigt hat. Wir wissen aber auch, zu unserem Troste sei es hinzugefügt, dafs Se. Majestät der jetzt regierende König auch in diesem Stücke die Auffassung seines königlichen Bruders teilt und gegebenenfalls geneigt sein wird, für sie einzutreten.' 'Da in der Gegenwart der Wert der humanistischen Bildungsmethode vielfach bestritten und in manchen Kreisen sehr lebhaft in Abrede gestellt wird, so gehört ein gewisser Mut dazu, eine neue Schule dieser Art ins Leben zu rufen. Ich freue mich, dafs die Stadt Leipzig diesen Mut gehabt hat, und ich bin überzeugt, dafs sie das nicht bereuen wird.'

Wer den stenographischen Bericht über jene Verhandlungen der Dresdner Stadtverordneten liest (Aufserordentliche Beilage zum Dr. Anz. vom 18. Okt. 1902), mufs sich sagen, dafs die Debatte weiterhin zum Teil sehr merkwürdige Ansichten zu Tage förderte. Da verlangt einer der Herren auf Grund einer Abhandlung Max Bewers eine Verfügung durch Ministerialreskript, 'dafs von jedem Dichter nur etwa 100 Verse, von Horaz etwa nur 3 Oden, von Prosaschriftstellern etwa 6 Kapitel grammatikalisch durchgenommen werden dürfen; das werde vollkommen genügen, um einen Einblick in die Eigenart der Sprachstruktur zu gewähren. 100 Verse aus dem Faust genügten für Goethes, 3 Gedichte von Schiller für Schillers Sprachformen. Sei aber dann diese grammatikalische Einarbeitung vorüber, dann soll man wie in griechischen Zeiten den Rhetor einspringen lassen, der im grofsen Zuge, in deutschen Übersetzungen die herrlichsten Gesänge, Dichtungen und Prosastücke der Klassiker den lauschenden Schülern vorzutragen hätte, damit sie in unvergefslich schönen Stunden, in die Phantasie errregender Weise den Geist des klassischen Altertums frei und leicht in sich aufnehmen' (ich sperre die Worte wie im Bericht). In der That, ein Schulparadies ohnegleichen, in dem wir nur noch 'selige Knaben' vor uns sehen werden. Der Herr Rhetor wird freilich eine sehr vorsichtige Auswahl unter seinen Glanznummern treffen müssen, damit er nicht seiner selbst spottet, er weifs nicht wie; das schöne Sprüchlein von Tugend und Schweifs oder das vor Goethes Dichtung und Wahrheit dürfen beileibe nicht vorkommen. Wo eine leidliche Bühne ist, wird man es überdies sehr bald für 'angenehmer und dazu noch

viel bequemer' halten, die Schüler mit Theaterbillets zu versorgen.

Ein anderer, sehr einflufsreicher von Dresdens Stadtverordneten verzichtet darauf, als Erzieher aufzutreten, und macht lieber praktische Gesichtspunkte geltend. 'Wir brauchen solche Institute', ruft er aus, 'sonst kommen die reichen Leute nicht mehr zu uns herein'. 'Das klassische Gymnasium der alten Art mit seinen hohen Anforderungen werde ich immer als die höchste und bedeutendste Bildungsstätte anerkennen; aber es ist doch im Grunde nur geschaffen für auserlesene Geister, denen Gott besondere Anlagen gegeben hat. . . . Den andern aber, die weniger begabt sind — und in der Hauptsache ist die Menschheit aus solchem Mittelgute zusammengesetzt —, die vorwärts wollen und sich doch auch von der göttlichen und duftenden Salbe der höchsten Wissenschaft etwas ins Haupthaar streichen möchten, denen soll das Reformgymnasium dienen . . . Schaffen wir also immerhin Reformgymnasien! Das wird uns nach jeder Richtung hin Nutzen bringen. Und es wird vielen leichter ums Herz werden, wenn sie aufs Reformgymnasium gehen mit zwar gutem Gemüt, aber nicht ganz zureichenden Verstandeskräften' (Heiterkeit). Was sagen die berufenen und besonnenen Vertreter der Reform zu solcher Begründung? Sie werden den Mann ebenso lächerlich finden wie wir und hoffentlich viele seiner Zuhörer; diese groteske Unkenntnis dessen, was man befürwortet, ist wie aus einem Lustspiel. Aber in Wirklichkeit ist die Sache sehr ernsthaft. Der Mann ist ein Typus; er spricht ungeniert aus, was man in breiten Schichten von der neuen Schulform erwartet, die doch für die grofse Masse am wenigsten geeignet ist. Leute seiner Denkungsart werden ihre Söhne zahlreich den Reformanstalten zuführen, dann beginnen sehr bald von neuem die Überbürdungsklagen, und das Ende wird sein, dafs man die Forderungen für die Reifeprüfung herabsetzen mufs.

Aber ich will keine Kassandrarolle spielen, denn ich zweifle gar nicht daran, was uns immer wieder versichert wird, dafs die Frankfurter Resultate erfreulich sind ('geradezu verblüffend' nennt die griechischen Leistungen dortiger Obersekundaner das Gutachten des Rektors eines Dresdener Realgymnasiums). Es mufs sogar für einen klassischen Philologen eine Herzensfreude sein, mit einer strebsamen Schar auserwählter Leute auf der Reformschule zu arbeiten; man braucht dabei nicht nur an die Oberstufe zu denken und auch nicht die von Wilamowitz empfohlene Stellung des Über-Oberlehrers des Griechischen einzunehmen. Dagegen bestreite ich die vorschnell von den Reformfreunden für die Allgemeinheit aufgestellte Behauptung: 'Die bisherigen Ergebnisse haben bewiesen, dafs die vom Reformgymnasium vermittelte humanistische Bildung völlig gleichwertig ist mit der Bildung des Gymnasiums alten Stils.'

Dies und vieles andere wird behauptet in einer Artikelreihe 'In Sachen des Reformgymnasiums', die der obenerwähnte Rektor des Dresdener Realgymnasiums nach Frankfurter System, Oberschulrat Vogel, zur Aufklärung seiner Mitbürger hat erscheinen lassen (Dr. Anz. vom 28.—30. Okt. 1902). Eigentlich müfste der Schreiber dieser Zeilen dazu schweigen, denn der Verf. hat den 'Altphilologen' den Mund verboten. 'Es ist nur zu wünschen', legt er uns ans Herz, 'dafs die Altphilologen stets bedenken, dafs sie wohl kaum objektiv urteilen können, da sie neben idealen auch ihre Standesinteressen vertreten; eine Verkennung dieses Umstandes müfste . . . sehr bald zu einer Niederlage führen, die wohl nicht nur dem Stande, sondern auch dem Humanismus Schaden bringen könnte'. Also selbst mysteriöse Drohung für den Fall, dafs ein Gegner der Reform seine Überzeugung verficht. Bange machen gilt nicht! Das ist freilich eine bequeme Art, anderer Leute ehrliche Meinung unschädlich zu machen, wenn man ihnen Interessenpolitik vorwirft. Wer den Kampf um die Schule auf dieses Gebiet hinüberspielt, nimmt die schwerste Verantwortung auf sich. 'Die Vertreter der modernen Fächer (neuere Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik) werden in gröfserer Zahl ins Kollegium eintreten und gewifs, wenn sie sich verbinden, den Altphilologen die Herrschaft streitig machen.' Hier wird ja ein förmlicher Kriegsplan entworfen mit Gruppierung der Streitkräfte. Das müssen beneidenswerte Zustände werden in einem solchen Zukunftskollegium. Bisher haben wir's immer für die gröfste Rektorweisheit gehalten, derartige Eifersüchteleien zu verhindern, und für Pflicht des Einzelnen, sich dem Ganzen unterzuordnen, und von beidem haben wir in unserem alten Gymnasium bemerkenswerte Beispiele erlebt. Hier wird der Kampf um die 'Herrschaft' proklamiert; man wird also, falls er sich wirklich entspinnt, allerlei Wechselfällen mit Spannung entgegensehen dürfen, denn es sind ja auch andere Koalitionen möglich als die vom Verf. angenommene.

Hoffentlich reicht die Energie der für

diese Arena bestimmten Altphilologen für den 'Kampf' ums Dasein aus, denn es werden ohnedies, wie der Verf. fortfährt, 'an ihre Arbeitskraft und pädagogische Tüchtigkeit sehr erhöhte Ansprüche gemacht, ähnlich denjenigen, welche an die Neuphilologen durch den analytischen Betrieb des Deutschen und Französischen in den Unterklassen herantreten'. Das ist gewifs zuzugeben, wenn uns auch die neuerdings fast zur *fable convenue* werdende Behauptung der technischen Minderwertigkeit des lateinischen und griechischen Elementarunterrichts gegenüber dem modernen nicht richtig erscheint — es kommt überall darauf an, wie's gemacht wird. Sehr anfechtbar wird auch vielen der folgende Satz vorkommen: 'Allerdings wird so manchem das Verzichten auf den lieb gewordenen und bequemen Weg, den man bisher zu wandeln gewohnt war, etwas schwer fallen.' Lieb geworden ist Gott sei Dank der lateinische Unterricht in den Unterklassen gar vielen; ob er so bequem ist, wäre eine andere Frage, andere Reformer stellen es direkt in Abrede — jedenfalls ist es unbillig, auf die *vis inertiae* anzuspielen, die künftige Reformkollegen bei sich bekämpfen müfsten, besonders in einem Zusammenhange, der die Auffassung nahe legt, als beruhe der Widerstand gegen die Reform zum Teil nur auf der Abneigung gegen dies Wachsen der eigenen Arbeitslast. —

Die neue Dresdener Anstalt tritt somit unter wenig freundlichen Auspizien ins Leben. Ein grofser Teil des sächsischen Gymnasiallehrerstandes, durchaus nicht nur die 'Altphilologen', ist in lebhafter Erregung über die Motivierung der neuen Organisation von seiten der Stadtvertretung und über die Art der Verteidigung des Reformgedankens in der Presse. Geht ja der Verf. der erwähnten Artikel, der an den Vorarbeiten für die neue Schule selbst beteiligt ist, so weit, den bedächtigen Prefsaufsatz eines hochverdienten und weithin bekannten Fachmannes, Otto Kaemmels (Dresdn. Nachr. vom 24. Okt. 1902), als 'unberufene Warnung' zu bezeichnen. Und wenn er den klassischen Philologen, auf deren Mitarbeit doch auch an der neuen Schule hauptsächlich zu rechnen ist, da sie dasselbe Endziel hat wie die alte — mag sich das auch vielleicht als illusorisch herausstellen —, wenn er ihnen, die 'die Vorherrschaft in den vier Oberklassen auch ferner behaupten', in dieser Sache am liebsten ein Schlofs vor den Mund hängen möchte, so wird ihm diese menschenfreundliche Absicht nicht gelingen. Diese Blätter jedenfalls — in denen übrigens keineswegs nur Vertreter der alten Sprachen über die Reform das Wort ergriffen haben oder ergreifen sollen — werden nicht schweigen, sondern das Für und Wider abwägen lassen von jedem, der etwas Nützliches zu sagen hat — selbst wenn es ein klassischer Philologe wäre, reformierter oder nichtreformierter Konfession. Halten sie es doch mit den von ihrem früheren Herausgeber Richard Richter, bekanntlich einem überzeugten Humanisten, gern in dieser Sache gebrauchten Worten: 'Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen!'

Hunderte von früheren Schülern dieses Mannes, jetzt in den verschiedensten Lebensstellungen und in alle Teile Deutschlands und darüber hinaus verstreut, haben in diesen Tagen sein Gedächtnis dadurch geehrt, dafs sie seine Marmorbüste, ein treffliches Werk Carl Seffners, an der Stätte seiner Wirksamkeit aufstellen liefsen. Sie haben damit ein beredtes Zeugnis für die alte humanistische Erziehungsweise abgelegt, das in weiten Kreisen Beachtung verdient. Denn gerade Richter vereinigte in sich — wie auch für Fernstehende aus seinen 'Reden und Aufsätzen' ersichtlich ist — die Begeisterung für die Antike mit einer wurzelechten deutschen Gesinnung. Durch die Vorhalle des Altertums führte er, um deutsche Männer zu bilden von weitem Blick und festem Charakter, und seine Schüler danken es ihm über das Grab hinaus. Der Ring, den er besafs, hat seine Kraft bewährt. Johannes Ilberg.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1902 BESPROCHENEN SCHRIFTEN



